Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

April, Mai, Juni 1900.

A·1798·Z

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Jahrgang 1900. München, Montag, 2. April. Nummer 76.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Anno santo.

Von Franz Xaver Kraus.

IV.

Wir sind in unsrer geschichtlichen Betrachtung bis zum Jahre 1300 gekommen, für welches Papst Bonifatius VIII. das erste Jubiläum ausschrieb und mit welchem also die Reihe der Anni santi anhebt, deren neuestes die katholische Christenheit heuer beglückt.[1])

Ueber die Antiquitäten und die Geschichte dieser Jubiläen sucht man in den landläufigen Encyklopädien vergebens eine solide Unterrichtung. In der zweiten Auflage der „Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche“ (Leipzig 1880, VII, 264) widmet ihnen der verstorbene G. Plitt nicht ganz eine Seite, in der keinerlei Quellen angeführt sind und welche mit den verbindlichen Worten anhebt: „Jubeljahr, Jubiläum, eine der schmählichsten Einrichtungen in der römischen Kirche, deren Vorbild man ohne allen Grund in dem alttestamentlichen Jobel- oder Erlaßjahr findet.“ Die zweite Auflage des Freiburger Kirchenlexikons (1889, VI, 1906 f.) behandelt den Gegenstand auf nicht ganz drei Seiten und führt aus der Literatur nur die kanonistisch-theologischen Schriften des P. Alfani (1725), Theodorus a Spiritu Sancto (1750), Pasqualigo (1650), Bellegambe (1721), Benedikts XIV. (1749) und Loiseaux' (1859) an, wobei gerade das historisch und archäologisch Wichtigste übersehen wurde. In Wirklichkeit zählt die bisher über die Jubiläen ausgegebene Literatur schon nahezu 80 Nummern und das Kapitalwerk über dieselben ist die mit Benutzung Alfani's von dem Florentiner Akademiker Domenico Maria Manni 1750 herausgegebene Istoria degli Anni santi, welche, reich mit Kupferstichen und Holzschnitten ausgestattet, das vollständigste Bild des Verlaufs dieser Jubeljahre gibt.[2]) Ein in der florentinischen und stadtrömischen Geschichte wohlbewanderter Gelehrter des vorigen Jahrhunderts hat, allem Anschein nach bald nach Erscheinen des Buches,[1]) ein Exemplar desselben mit zahlreichen Notizen aus Florentiner Handschriften bedeckt, welches seit Jahren mein Eigenthum ist. In der folgenden Darstellung, welche sich hinsichtlich des antiquarischen Materials wesentlich auf Manni stützt, soll aus den Excerpten dieses Baldovinetti das Eine oder Andere verwerthet werden.

Seit Luthers scharfem Ausfall gegen das von Clemens VII. 1525 angesagte Jubiläum (Erl. Ausg. XXIX, 297) ist es in akatholischen Kreisen Sitte geworden, den Ursprung des Anno santo auf die Gewinnsucht der Päpste und ihrer Römer zurückzuführen. Ist diese Auffassung für das Gefühl der Katholiken beleidigend genug, so kann sie doch auch nicht als eine geschichtliche betrachtet werden. Wer aus dogmatischen Gründen die Vorstellungen glaubt ablehnen zu müssen, denen eine derartige Institution entsprang, hat doch gleichwohl die Verpflichtung, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen, welche ihr Ursprung gaben, und den ehrlichen Versuch zu machen, aus diesem Geiste heraus die Einrichtung zu begreifen und das psychologische Moment zu erfassen, welches zu ihr hintrieb.

Für dogmengeschichtliche Erörterungen über Bußwesen und Ablässe ist hier der Ort nicht. Hier kann nur auf die historische Seite der Sache eingegangen werden; und wie diese liegt, scheint mir nicht schwierig herauszustellen.

Man hat auf einen Zusammenhang mit den alten römischen Spielen, namentlich den Ludi saeculares, von denen Festus, Valerius Maximus und Censorinus sprechen, gerathen. Aber diese Spiele waren längst vergessen; der Versuch, sie in den Tagen des Honorius (404) wieder zu beleben, konnte angesichts der unsäglichen Kalamitäten, welche auf Rom herabregneten, sich nicht halten. An einen unmittelbaren Zusammenhang mit Spielen dieser Art oder den Vicennalien ist sicher nicht zu denken. Wohl aber konnte die Erinnerung daran dazu mitwirken, der Wallfahrt nach Rom durch Einsetzung eines Jubeljahres eine bestimmte, festere Organisation zu geben, was um so näher lag, als der Einfluß des altrömischen Kalenders auf die Einrichtung des christlichen ein sehr starker war. Ein Blick auf die von Mommsen und Henzen bearbeiteten Kalendarien (C. I. L. I. 293, VI, 625) oder auch nur in Marquardts Zusammenstellung der Feiertage des römischen Kalenders (Röm. Staatsverwaltung, Leipzig 1878, III, 545 f.) zeigt sofort die vollkommene Abhängigkeit des christlichen Feiertags-Kalenders von dem römischen — selbstverständlich nicht nach der inhaltlichen, sondern nur nach der formalen Seite.

Man weiß, daß sofort, nachdem Constantin der Kirche den Frieden gegeben, zahlreiche Christen nach dem heiligen Lande pilgerten, wo schon die Kaiserin Helena 328 eine Reihe von Kirchenbauten veranlaßte, welche eine besondere

---

1) Seit dem Erscheinen des ersten dieser Aufsätze über das Anno santo bin ich auf einige Publikationen aufmerksam gemacht worden, welche sich nach ihrem Inhalt theilweise mit dem vorliegenden Essay berühren. In dem „Fränkischen Kurier“ 1899, Nr. 63 und 66, 1900, Nr. 3, hat Hr. Dr. Lipp eine sich an die Jubiläen anschließende Uebersicht der Geschichte des Papstthums gegeben, welche mir nicht zu Gesicht kam. Das Gleiche gilt vorläufig von Prinzivalli, Gli anni Santi, Rom 1899 (vergl. R. de Cesare, Nuov. Antol. 1899, Nr. 672). Ferner veröffentlichte der verdiente Rektor des Camposanto Tedesco in Rom, Hr. de Waal: „Das hl. Jahr in Rom; geschichtliche Nachrichten über die Jubiläen, mit besonderer Rücksicht auf deutsche Erinnerungen. Unter Benutzung ungedruckter Quellen. Zweite Auflage. Münster 1900.“

2) Istoria degli Anni Santi dal loro principio fino al presente del MDCCL. Tratta in gran parte da quella del P. L. F. *Tommaso Maria Alfani* dell' ordine de' Predicatori, da *Domenico Maria Manni*, Accademico Florentino. Con aggiunte notabili del medesimo di Memorie, d'Inscrizioni, di Medaglie. In Firenze MDCCL. stile com.

1) Zu S. XVIII der Manni'schen Vorrede erwähnt der Glossator den bekannten Verfasser der Scrittori d'Italia, den Grafen G. M. Mazzuchelli, als noch lebend. Da Mazzuchelli 1765 starb, muß der Glossator also zwischen 1750—1765 seine Noten in das Exemplar des Manni'schen Buches eingetragen haben: er nennt sich zu S. 246 **Giovanni di Poggio Baldovinetti.**

Anziehung bilden mußten. Nach Hieronymus war schon zu dessen Zeit der Andrang von Pilgern beiderlei Geschlechts aus allen Provinzen des Orients und Occidents ein unermeßlicher, und wir verdanken diesem Drang zwei kostbare Urkunden des 4. Jahrhunderts, das Itinerarium des Pilgers von Bordeaux (333) und die seit einigen Jahren erst durch Gamurrini bekanntgemachte Peregrinatio der aquitanischen Pilgerin Silvia, welche um 380 nach Palästina zog. Aus letzterem Aktenstücke sehen wir (c. 19), wie bereits damals diese Pilgerfahrten organisirt waren, indem die Wallfahrer unter militärischer Bedeckung reisten. In ähnlicher Weise war aber auch schon frühzeitig Rom Ziel der Wallfahrten geworden. Die Anwesenheit des Origenes in Rom mag ebenso auf wissenschaftliche als religiöse Motive zurückzuführen sein. Wie häufig aber vom 4. Jahrhundert an bis zur Zeit, wo in den Longobardenkriegen die Märtyrerleiber aus den Katakomben erhoben und in die Stadt gebracht wurden, die Cömeterien von fremden Pilgern besucht wurden, lehren uns die in denselben erhaltenen Graffiti. Insbesondere aber waren es die Apostelgräber, welche reichen Besuch erhielten; Chrysostomus sehnte sich vergebens nach solcher Fahrt. Paulinus von Nola vollzog sie alljährlich am Feste Petri und Pauli, indem er sich an dem Zuströmen der die umliegenden Landschaften und Berge bewohnenden Bevölkerung freute. Im 5. Jahrhundert bestätigt uns der Dichter Ennodius, wie das Grab Petri aus allen Theilen der Welt die Pilger an sich ziehe. Seit dem 6. und 7. Jahrhundert sind es hauptsächlich das Frankenreich und England, welche das Hauptkontingent zu diesen Wallfahrten stellen. Bald gibt es auch Pilgerbücher, die den Pilgern als Reisehandbuch dienen und deren detaillirte Angaben bei der Rekonstruktion der unterirdischen Gräberwelt Roms de Rossi von nicht geringem Nutzen waren. Zu den ältesten Dokumenten dieser Art (6. bis 9. Jahrhundert) gehören die von Eckart und den Herausgebern des Alkuin schon früher bekanntgegebenen Itinerarien (darunter das Salzburger), dann das zuerst von Mabillon abgedruckte Einsiedler, endlich das aus Wilhelm von Malmesbury bekannte Reisebuch von Kreuzfahrern aus der Zeit Urbans II., neben denen auch die in Monza bewahrte Papyrusliste des Abtes Johannes aus der Zeit Gregors d. Gr. zu nennen ist. Von den Bischöfen erwartete man gern die Reise ad limina Apostolorum, die das Dekret des Gratian schon vorschreibt und zu der sich später die Prälaten eidlich für jedes Jahr oder für alle zwei Jahre verpflichten mußten. Sie lernten auf diese Weise mehr und mehr ihre Abhängigkeit von Rom kennen und fühlen. Für die Romfahrer kommt schon seit dem 10. Jahrhundert die Bezeichnung Romeus, Romipeta vor: so schon bei Odo von Clugny (Vita S. Geraldi Comit. I, 27 f.); bereits das Laterankonzil von 1122 straft diejenigen, welche die Romipetas et Peregrinos seu Mercatores, die die Limina Apostolorum und andere Wallfahrtsorte aufsuchen, behindern. Dante sagt in den Divisioni zur Vita Nuova § 41, gelegentlich seines berühmten Sonettes „Deh peregrini, che pensosi andate", es gebe drei Arten von Pilgern im engeren (religiösen) Sinne: Die palmieri, die über Meer in das Land ziehen, woher die Palmen kommen (die Palästinafahrer); die peregrini, welche nach Galizien zum Grab des hl. Jakobus wallfahrten, und die romei, die nach Rom gehen, wohin auch die hier gemeinten Pilger wandern. Wir kommen auf diese Notiz zurück. Für die Florentiner mag diese Unterscheidung noch in den Tagen Dante's platzgegriffen haben; sie war aber schon längst nicht mehr richtig, denn in Spanien selbst nannte man schon seit dem 12. Jahrhundert jeden Pilger, auch die nach Compostella gingen, romarius, romero (so auf der Synode von Compostella 1114; in einer Sentenz der Abtei Gimonte 1292; romeios bei Willaneus VI, 92 [arrivò in sua coste un romeo, che tornava di santo Jacopo]; in dem Gesetzbuch des Königs Alfons I. von Castilien, I, 24, 1). Man sagte dafür auch Romipeta, was uns bei Guigl. Brito begegnet und wofür sich auch die Form Romipeda bei Matthäus Paris. und im Itinerarium Gregors XI. findet. Sowohl in Spanien als in Italien scheinen diese Pilger bestimmte Straßen eingehalten zu haben; in einem Vertrag zwischen dem König von Aragon und dem Bischof Berengar von Maguelona 1272 ist Rede von einer strata publica oder einem Romeus caminus, und in den Statuten von Piacenza liest man gleichfalls von einer Strata Romea. Die Beziehungen der Bisthümer zur Kurie scheinen zum Aufkommen von Leuten geführt zu haben, welche geschäftsmäßig die Reise nach Rom betrieben, wie sich aus Matthäus Parisiensis zum Jahre 1250 schließen läßt (magistrum Leonardum clericum suum frequentem Romipedam ad Romanam Curiam destinavat). Es bildete sich daher das Wort Romeria, Remyvage, Romipetagium für die Pilgerschaft nach Rom, und es gab Personen, die offenbar für Andere, die an der Wallfahrt verhindert waren, selbe auf sich nahmen, wie ein gewisser Dolivaldo, Mönch von Ferrara, der 1353 für sein Kloster und für einen französischen Prälaten zu den Gräbern der Apostel pilgerte. Eine andere Klasse von Pilgern waren diejenigen, welchen das Exil unter der Form einer Pilgerfahrt, oft auf viele Jahre hinaus, von geistlichen und weltlichen Gerichten auferlegt wurde. Schon 789 sah Karl d. Gr. die Gefahren ein, welche mit diesem System verbunden waren, ein Konzil von Châlons 813 suchte ihnen ebenfalls zu begegnen, aber die Macht der Gewohnheit war schon zu groß und im 11. Jahrhundert bedeckten ganze Horden von als Pilger gekleideten Büßern die Straßen Europa's. Die Mehrzahl dieser Leute würde heute hinter Schloß und Riegel sitzen. Bei vornehmen Verbrechern war diese Form der Exilirung besonders beliebt. Robert der Teufel hatte seinen Bruder, den Herzog Richard III. der Normandie, im Jahre 1028 vergiftet; 1035 machte er sich auf, um seine Sünden durch eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande zu büßen; auf der Rückkehr von derselben starb er zu Nikäa. So kam auch der Graf Theoderich, der 1066 den Erzbischof Konrad von Trier ermordet hatte, auf seiner Fahrt nach Jerusalem 1073 um. Im 12. Jahrhundert sehen wir ein ausgebildetes Pönalsystem vor uns, welches für bestimmte Vergehen nähere oder entferntere Wallfahrten vorschrieb. Die als öffentliche Buße vorgeschriebenen Pilgerfahrten kamen zwar mit der seit dem 13. Jahrhundert auftretenden laxeren Behandlung der Pönitenten mehr und mehr in Abnahme, doch erhielten sich die Wallfahrten als von den Beichtvätern auferlegte Bußen, wie sie spezialisirt werden durch Kardinal Heinrich von Susa und Johannes von Freiburg in seiner Summa confessorum und wie sie noch 1433 auf dem Baseler Konzil gegen das Verlangen der Hussiten, welches auf ihre Abschaffung ging, durch Gilles Charlier vertheidigt werden.[1]) Innerhalb der katholischen Kirche selbst aber hatten sich über diesen Gegenstand die Ansichten doch auch verändert, wie sich daraus ersehen läßt, daß schon im 14. Jahrhundert Durandus de S. Porciano (in IV Sent. Dist. 15, qu. IV, 8) von den Pilgerfahrten als einer Buße spricht, die jeder Beichtvater auferlegen könne, die aber weit mehr eine Gelegenheit zum Aergerniß als zur Ausübung der Tugend geworden sei.

Dem Ausschreiben des großen Jubelablasses im Jahre 1300 war eine in neuester Zeit durch Lea klar dargelegte Entwicklung der Indulgenzertheilungen in Rom vorausgegangen. Das erste Faktum, welches uns hier entgegentritt, ist anscheinend der Ablaß, welchen Papst Paschalis den

---

[1]) Ueber all diese Dinge vgl. jetzt Lea's History of Auricular Confession and Indulgences, London 1896, I, 134.

auf dem Konzil von 1116 in Rom Anwesenden ertheilt hat. Aber ihm war der Kanon 2 des Konzils von Clermont 1095 vorausgegangen, nach dem den zur Befreiung der heiligen Stätten, nicht aus Ehr- oder Geldsucht nach Jerusalem Ziehenden diese Reise für jede Buße angerechnet werden solle. Diese Bestimmung hat das IX. allgemeine Konzil 1123, Kan. 12, erneuert. Für Rom erweiterten sich diese Begünstigungen mit der raschen Ausbildung des Ablaßsystems im 12. Jahrhundert. Nach der Zusammenstellung des Petrus Cantor (Summa de Sacram., Ms.) zu Ende des 12. Jahrhunderts gewannen aus entfernten Gegenden nach Rom kommende Pilger am Gründonnerstag drei Jahre Ablaß, die aus den näher gelegenen Ländern zwei; außerdem konnte man an den Märtyrerfesten für ein Drittel oder ein Viertel seiner zeitlichen Sündenstrafen (denn diese, nicht das Reat selbst, sind regelmäßig in den Indulgenzertheilungen unter peccata zu verstehen) Nachlaß empfangen. Bei Dedikationen von Kirchen und Altären gaben 1222 Honorius III. und 1238 Gregor IX. Ablaß von einem Jahr und 40 Tagen. Etwas weiter ging schon 1240 derselbe Gregor IX., indem er denen, welche zu Pfingsten und Peter und Paul nach Rom wallfahrteten, drei Jahre und drei Quarantenen (je 40 Tage) verlieh; Urban IV. dehnte die Zeit für Gewinnung dieses Ablasses bis zum Fest S. Petri ad Vincula (1. August) aus. Aehnliche immer noch sehr beschränkte Indulgenzen erließen Alexander IV. 1260 und Nikolaus III. 1279, und all diese Ablässe wurden durch Nikolaus IV. 1289 gewissermaßen inventarisirt und um einiges vermehrt. Selbst Bonifatius VIII. hielt sich noch in engen Grenzen, als er (6. April 1297) den Besuch der römischen Stationen dadurch zu fördern unternahm, daß er denen, welche zwischen Aschermittwoch und Ostern die Kirchen Roms einmal besuchten, wieder ein Jahr und 40 Tage Nachlaß gab und alle „seit Gregor I." gegebenen Indulgenzen bestätigte (Potthast Reg. 24,503).

Unter diesen Umständen war es gewiß für die Christenheit eine große Ueberraschung, als derselbe Papst plötzlich, am 22. Februar 1300, mit der Bulle „Antiquorum habet fidem" Allen, die zwischen dem verflossenen Weihnachtsfest in diesem Jahre 1300 und jedem folgenden Centenar zu den Basiliken der Apostel Petrus und Paulus wallfahrten und das Sakrament der Buße empfangen, vollsten Ablaß gewährte (omnibus et in praesenti anno 1300° a festo Nativitatis Domini praeterito proxime inchoato, et in quolibet anno centesimo secuturo ad Petri et Pauli Apostolorum basilicas de Urbe accidentibus, vere poenitentibus et confessis non solum plenam et largiorem, imo plenissimam omnium suorum veniam peccatorum concedimus).[1]

Der Umstand, daß die Bulle erst Ende Februar ausgegeben wurde, beweist jedenfalls, daß Bonifaz den Entschluß zu diesem Vorgehen ganz plötzlich und ohne Vorbereitung gefaßt hat. Ueber den Anlaß, der den Papst angeblich zu diesem Ausschreiben geführt habe, berichten uns zwei gleichzeitige Zeugen. Zunächst der Chronist Guglielmo Ventura von Asti, welcher uns erzählt: seit Anfang 1300 seien zahllose Pilger aus dem Morgen- und Abendland nach Rom gekommen und hätten den Papst angefleht, ihnen seinen Segen zu geben, ehe sie stürben; sie hätten von ihren Vorfahren erfahren, daß jeder Christ, der im Centenarjahr die Gräber der Heiligen Petrus und Paulus besucht, von Schuld und Strafe frei sei. Bonifaz habe mit seinen Kardinälen dann nachgeforscht, aber in den alten Kanones keine derartige Bestimmung gefunden, worauf sie dann ein neues Dekret aufgesetzt hätten, nach welchem jeglicher Christ, der das ganze Centenarjahr in Rom zubringe und 15 Tage hindurch täglich die Kirchen der Heiligen Petrus und Paulus besuche, von aller Schuld und Strafe (ab omni peccato, tam a culpa quam a pena) frei sei, die er sich seit seiner Taufe zugezogen.[1]

Noch merkwürdiger ist die Angabe des Neffen des Papstes, des Kardinals **Jacopo Cajetano** (Steffaneschi), der den Auftrag erhalten hatte, das Vorgehen seines Oheims zu erklären und zu vertheidigen. Er that das in seiner Schrift De Jubilaeo,[2]) in welcher er berichtet, es sei ein Greis von 107 Jahren vor Papst und Kardinälen erschienen und habe ihnen versichert, vor 100 Jahren sei sein Vater um des Ablasses willen nach Rom gekommen und habe ihm aufgetragen, dasselbe 1300 zu thun, falls er noch lebe: denn der Glaube an einen in den Centenariumsjahren wiederkehrenden Ablaß sei in Frankreich verbreitet; worauf dann Bonifaz nach Berathung mit seinen Kardinälen die fragliche Bulle ausgefertigt habe.

Von einem solchen Anlaß sagt der Papst in seiner Bulle nichts, und ebensowenig weiß davon ein anderer gleichzeitiger Schriftsteller, **Bernard Gui**, in seinen Papstgeschichten von 1281—1328.[3]) Man wird sich also nach anderen Motiven umsehen müssen. Daß, wie feindlich gesinnte „Ghibellinen" schrieben,[4]) Bonifatius um des Geldes der Pilger willen das Jubiläum ausgeschrieben, ist nicht anzunehmen — auch Gregorovius (V, 561) weist diese Unterstellung ab. Wohl aber darf man annehmen, daß der Papst in der allgemeinen kirchenpolitischen Lage Antrieb genug gefunden habe, um eine so außerordentliche Maßnahme zu treffen. Denn schon sah er seinen zweiten und schlimmsten Konflikt mit der französischen Krone im Anzug und andrerseits mußte er sich selbst sagen, daß der erbarmungslose Krieg gegen die Colonnesen, die grausame Zerstörung Paläſtrina's und die noch im Frühjahr 1300 verfügte abermalige Verwüstung der an Paläſtrina's Stelle neugegründeten Civitas Papalis, endlich der erbitterte Kampf gegen die Franziskaner-Spiritualen, deren edelsten Vertreter er in dem Dichter Jacopone de Todi in den Kerker zu Paläſtrina geworfen, daß all diese Dinge sein moralisches Ansehen nicht gefördert hatten und daß dieses einer Auffrischung bedürfe, wenn er den Entscheidungskampf gegen Philipp den Schönen bestehen wolle.

In der Bulle Antiquorum habet fidem ist das Wort Jubiläum nicht ausgesprochen und man hat daraus gefolgert, es sei damals noch nicht zur Bezeichnung des Anno santo gebraucht worden; Lorin meint in seinem Bibelkommentar, daß erst Clemens VI. von einem Jubiläum gesprochen habe. Der Ausdruck jubilaeus = centenarius war inzwischen längst im Gebrauch, wie sich aus Flodoard (I, 17) ergibt; und so wenden ihn auch gleichzeitige Schriftsteller von 1300 auf das damalige Ablaßjahr an: dahin zählen Maëstro Buonaiuto, der Kardinal Steffaneschi (di S. Giorgio), die gleich zu erwähnende Inschrift am Sieneser Dom und endlich spricht Dante ausdrücklich von dem Anno del Giubbileo (Inf. 18, 29).

[1]) Die Bulle ist aufgenommen in 1 Extrav. Com. Libr. V, lit. 9; abgedr. Bull. Vatic. I, 225. *Cherubini* Bull. I, 159; *Raynald* Ann. ad a 1300 § 4 und vielen anderen Orten, welche *Potthast* Regg. No. 24,917 verzeichnet. Die Bulle wurde in Marmor ausgehauen und an der Außenseite der (alten) Peterskirche angebracht; die Inschrift hängt jetzt zwischen den fünf Portalen der neuen Basilika.

[1]) *Guigl. Ventura d'Asti,* Chron. c. 26 (ed. *Muratori* Rer. Ital. XI).

[2]) *Jacobi* Cardinalis de Jubilaeo c. 2, 3, 15 (Max. Bibl. Patr. XIII, 481. *Muratori* SS. III, 617).

[3]) Bei *Duchesne*, Lib. Pontif. II, 468.

[4]) *Joh. de Cornasano,* Chron. abbrev. ed. Pann. p. 361: „et quia multi contradicentes dictae indulgentiae dicentes ipsam factam fuisse acaptatoriam denariorum, ideo contradicentes excommunicavit." Den Vorwurf wiederholte noch der seichte Franzose **Charles Chais** 1751 (vgl. **Gregorovius** V, 551 A). Man sieht in dieser von ghibellinischer Seite ausgegangenen Verdächtigung den politischen Hintergrund der Sache.

Steht also die Bezeichnung des Anno santo als Jubiläum schon für 1300 fest, so muß freilich als fraglich erscheinen, ob das Fest und sein Name irgendetwas mit dem alttestamentlichen Jobel- oder Erlaßjahr zu thun hat. Dies III Mos. 25, 8 beschriebene Jobeljahr bestand darin, daß das von Herbst zu Herbst gerechnete ökonomische Jahr die Rückkehr eines jeden Israeliten in den Besitz und Genuß seines auf einem gottverliehenen Titel beruhenden Familienerbguts und zweitens die Rückkehr des israelitischen Leibeigenen sammt seiner Familie in den vollen Besitz der Freiheit mit sich brachte. Dieses soziale Ereigniß wurde durch Posaunen-, beziehungsweise Hörnerschall am zehnten Tage des siebenten Monats, d. i. am großen Versöhnungsfest, im Lande verkündigt. Von dem Hall dieses Horns (jobel) hieß das Jahr (III Mos. 25, 28, vgl. II Mos. 19, 13 u. a.). Manni glaubt einen Beweis für den Zusammenhang des römischen Jubeljahrs mit dem Jobel der Hebräer darin finden zu dürfen, daß auf Erinnerungsmedaillen an die Anni santi von 1450 und 1525 die Form Jobilaei wiederkehrt und auf ähnlichen Medaillen die Befreiung von Sklaven dargestellt ist (so auf einer Medaille Clemens' VII. von 1525 und angeblich auf einer solchen Giulio's III. von 1550). Er hätte mit mehr Recht sich auf die von ihm selbst S. 151 abgebildete Medaille Clemens' VIII. von 1600 berufen können, auf welcher die Indictio iubilei dargestellt ist: man sieht zwei Posaunen oder Hörner blasende Leviten vor dem Thron des Papstes. Alle diese Prägungen gehören indessen einer zu späten Zeit an, um etwas für 1300 zu beweisen. Dafür, daß gewisse Erinnerungen und Anlehnungen an das alle 50 Jahre wiederkehrende Jobeljahr der Hebräer im frühen und hohen Mittelalter bestanden, könnte die Verwendung des Wortes Jubilaeum für die 50jährige Präskription in den Canones Hibern. und das Auftreten von Jubiläen im 50. Lebensjahr eines Regenten (so bei Edward II, 1312) oder in Erinnerung des Martyriums eines hl. Thomas von Canterbury (s. die Belege bei Ducange), endlich die 50jährigen Jubiläen der Priester u. s. f. angeführt werden. Immerhin wird man nach dem Angeführten einen direkten Zusammenhang des Anno santo mit dem israelitischen Jobeljahr nicht für erwiesen erachten müssen.

Die Andacht der 1300 nach Rom Pilgernden wurde in hohem Maße gesteigert durch die Ausstellung des Schweißtuches des Herrn mit dem Veronika-Bild, der berühmtesten unter den Reliquien der Peterskirche. Villani (VIII, 36) berichtet ausdrücklich, daß das Schweißtuch am Freitag und den Festtagen gezeigt wurde und daß gerade um dieses zu sehen, viele Pilger, Männer und Frauen, aus weitentfernten Gegenden (di lontani e diversi paesi e di lungi e d'appresso) die Fahrt nach Rom machten. Das Schweißtuch war seit langer Zeit, angeblich seit 705, in Rom (?) und seine Verehrung mag im 13. Jahrhundert gewachsen sein, obgleich der dafür etwa anzuführende Beleg (Nikolaus III. soll den Volto Santo auf Golddukaten geprägt haben, wovon Cinaglia nichts weiß) nicht stichhält. Jedenfalls haben wir keine Nachricht dafür, daß vor 1300 das Schweißtuch einer öffentlichen Verehrung ausgestellt wurde. Daß diese Exposition damals wohl erst auftrat, scheint durch den Umstand bestätigt zu werden, daß, offenbar durch das Ereigniß angeregt, die Venetianer ein angeblich ohne Pinsel auf Krystall und Silber gemaltes Veronika-Bild im Jahre 1300 dem Vatikan schenkten.[1]) Wäre in diesem Jubiläumsjahr das Schweißtuch überhaupt zum erstenmal ausgestellt und von Pilgern aus der Ferne besucht worden, so ergäbe sich, daß nicht bloß Dante's Verse Parad. 31, 103 f. (Quale è colui che forse di Croazia Viene a veder la Veronica nostra etc.), sondern auch Vita Nuova § 41 (in quel tempo che molta gente andava per vedere quella imagine benedetta, la quale Gesu Christo lasciò a noi per esempio della sua bellissima figura, la quale vede la mia donna gloriosamente) eine Erwirkung dieses Ereignisses zeigen und demnach die Redaktion des Prosatextes der Vita Nuova erst ins Jahr 1300 zu setzen wäre. Dagegen sprechen gute Gründe, und da der Dichter sagt, Beatrice selbst habe das Veronika-Tuch gesehen, wird man für wahrscheinlich halten müssen, daß es sich hiebei und bei dem Anlaß zu der in dem Sonett „Deh peregrini" geschilderten Pilgerfahrt (von weither: di sì lontana gente, vgl. den ähnlichen Ausdruck bei Villani) um eine frühere Ausstellung handelt. Auf die Veranstaltung einer solchen scheint ein Wort Papst Nikolaus' IV. Bezug zu nehmen.[1]) Daß auch im 14. Jahrhundert das Veronika-Bild zu sehen war, lehrt Petrarca's Sonett „Movesi il vecchierel canuto e bianco" (I, 14, al. 12).

Eine Reihe gleichzeitiger Schriftsteller bestätigt uns den außerordentlichen Zudrang der Pilger zu der Feier des Jubeljahres 1300.[2]) Am ausgiebigsten sind die toscanischen Quellen. Nach dem Florentiner Chronisten Matteo Palmieri hätten die Florentiner aus Anlaß des Jubiläums eine eigene Gesandtschaft nach Rom geschickt, eine der zwölf, die der Papst damals empfangen. Landino in der seinem berühmten Dante-Kommentar vorgesetzten Apologie bestätigt diese Angabe und erweitert sie durch die (jedenfalls fabelhafte) Aufzählung der Botschaften, unter denen sich auch für den „gran tartaro" Guicciardo Basteri mit hundert Tataren befunden haben soll, deßgleichen Lapo, ein Sohn Farinata Uberti's, für Pisa, Cino Dietisalvi für Camerino. Vor diesen Gesandten, welche dem Papst und dem „Senato de primi padri" so ausnehmend wohlgefallen, soll Bonifaz VIII. den vielberufenen Ausspruch gethan haben: die Florentiner seien das fünfte Element in der Welt (Fiorentini essere nelle cose humane el quinto elemento). Als Unterpfand der Freundschaft des Papstes mit den Florentinern, meint Manni, sei damals die seinerzeit noch im Garten der Marchesi Riccardi aufgestellte Statue Bonifatius' VIII. geschaffen worden, welche er S. 10 abbildet. Gerade im Jahre 1300 stand es indessen mit dieser Freundschaft nichts weniger als gut; denn zu Anfang des Jahres schon wurde von drei Florentiner Bürgern das von drei anderen mit Bonifaz gegen Florenz geschmiedete Attentat der Republik verrathen, an welchen Prozeß sich die Anschreiben des Papstes an die Regierung vom 24. April und 15. Mai und jene ihm durchaus feindlichen Verhandlungen knüpften, an denen Dante während seines Priorats und nach Ablauf desselben (15. August 1300) einen für sein eigenes Schicksal so bedeutsamen und verhängnißvollen Antheil nahm. Die ganze von Landino und vor ihm von Palmieri berichtete, Bonifaz so wohlgefällige Gesandtschaft halte ich für eine

---

[1]) *Cancellieri:* Secret. Vatic. p. 856, 1792, 1275, 1470. Man darf sich durch dies von Allen, die über die Veronika-Bilder schrieben, übersehene Faktum nicht verleiten lassen, die Ankunft des Schweißtuches in Rom mit jener venetianischen Schenkung zu identifiziren, denn die Malerei auf dem Schweißtuch kann nicht das auf Silber und Krystall gemalte Bild der Venetianer sein und andrerseits wird bereits 1011 in S. Peter ein Altare sancti sudarii geweiht. — De Waal: a. a. O. S. 24, A., sagt von dem Bild in S. Peter, er habe es im Jahre 1892, 13. Nov., ganz in der Nähe betrachten können: „man sieht von den Zügen des Herrn nichts mehr; nur eine braune Färbung deutet Haar und Bart an; ein brauner Fleck ist auf der rechten Wange zu bemerken."

[1]) *Nicol.* pp. IV a. 1290: „in ea namque basilica sui pretiosissimi vultus imaginem quam Veronicam fidelium vox communis appellat, in singularis amoris insigne tribuit venerari." Angeführt von Ducange s. v. „Veronica".

[2]) *Ann. Colmar.* z. J. 1300. — *Guil. de Nangis* z. J. — *Bern. Guid.* a. a. O. — *Amalr. Augerii* Vit. Bonifac. VIII (*Muratori* SS. III, 2, 437). — *Grandes Chroniques:* Phelippe le Bel 33. — *Ptol. Luc.* XXIV, 26. — *Annal. Casan.* z. J. (eb. XIV, 1119). Von späteren Autoren nennt Manni noch besonders Nunclerus, Sabellicus, Platina, Ciacconio, Torsellino, Trithemius (s. unten).

spätere Fabel, die vielleicht aus der von Giov. Villani (VIII, 42) besprochenen Botschaft der an der Verschwörung in S. Trinità betheiligten Schwarzen an den Papst hervorgegangen sein mag.

Unter den hervorragenden Personen, welche damals nach Rom wallfahrteten, nennt Manni (S. 11) den Ugolino da Coreggio aus Parma, Podesta von Florenz, mit seiner Frau. Nach Manni's Angabe befand sich zu seiner Zeit noch an einem Barberini'schen Hause in der Via della Fogna eine 15zeilige Marmorinschrift, in welcher AD PERPETVĀ MEMORIĀ mitgetheilt wird, daß im Jahre unsres Herrn MCCC das hl. Grab, das die Saracenen besetzt hatten, von den Tataren wiedergewonnen und den Christen zurückgegeben worden sei, (sic!) und daß im selben Jahre von Papst Bonifaz (VIII.) eine SOLEMNIS REMISSIO OĪV PECCATOR (um) VIDELICET CVLPARVM ET PENAR (um) OĪVS EVTIB (euntibus) ROMA ertheilt worden sei: MVLTI EX IPSIS TARTARIS AD DICTĀ INDVLGENTIĀ ROMA ACCESSERVNT · EANDOVI VGOLINO CHOLA MOLGE, d. h. auch ich, Ugolino, mit der Gattin bin damals nach Rom gezogen.[1])

Ein zweites monumentales Denkmal des Anno Santo von 1300 ist die von Pecci, dann von Ducange und, ihm folgend, auch von Manni verzeichnete Inschrift an der Façade der Kathedrale von Siena:[2])

ANNVS CENTENVS ROME SEMPER EST JVBILENVS
CRIMINA LAXANTVR CVI PENITET ISTA DONATVR
HEC DECRETAVIT BONIFACIVS ET ROBORAVIT

Ein drittes Denkmal der Zeit wäre Giotto's berühmte Navicella, wenn Filippo Baldinucci recht mit der Erzählung hätte: die Pilger hätten die seltsame Gewohnheit gehabt, sich beim Betreten der Peterskirche nach Osten zu wenden, als wollten sie die Sonne anbeten, weßhalb der Kardinal Steffaneschi, der Nipote des Papstes, um ihnen diese Gewohnheit zu nehmen, das bekannte Mosaik herstellen ließ.

Von Florentiner Pilgern geben noch andere Notizen Nachricht, welche auch Manni übersehen hat.[3]) Von denen, die er kannte, sei diejenige erwähnt, welche uns ein Grabmal in S. Croce über einen auf der Wanderschaft verstorbenen Venetianer mittheilt: SEP · ANDREE MORONI DE VENETIIS DEFVNCTI IN PEREGRINATIONE PETRI ET PAVLI APOSTOLORVM ANNO DNI MCCC. Wir lernen daraus eine bisher noch nicht erwähnte Bezeichnung dieser Pilgerschaft kennen.

Auch die Chroniken von Parma bestätigen den unglaublichen Konkurs von Menschen, den das Jubiläum 1300 nach Rom zog.[4]) Besonders eingehend erzählt darüber Guglielmo Ventura in seiner Fortsetzung der Chronica Astensia, wo er sagt: „Erstaunlich war die Zahl der in jenem Jahre nach Rom wallfahrenden Männer und Frauen; auch ich war dabei und blieb 15 Tage dort. Man konnte Brot, Wein, Fleisch, Fische und Hafer um Billiges kaufen, aber das Heu war theuer und am theuersten die Unterkunft, so daß ich für mein Bett und meine Pferde außer dem Heu und Hafer (täglich) einen Tourneser Groschen zu zahlen hatte" — eine Aeußerung, die Gregorovius (V, 550) als Beleg für die Billigkeit des damaligen Lebens hervorhebt: vielleicht wäre ebenso richtig zu sagen, daß sie die Höhe der Geldwährung noch zu Ausgang des 13. Jahrhunderts zeigt, denn in der That war ein tournesischer Grossus ungefähr $1/3$ Franc gleich, wofür wir heute freilich auch ohne Pferde keine Herberge mehr finden, weder in Rom noch auf dem Schwarzwald. „Als ich," fährt unser Chronist fort, „am Abend vor Weihnachten Rom verließ, begegnete ich einer unzählbaren Menschenmenge und die Römer erzählten sich, es seien mehr als 200,000 Männer und Weiber dort gewesen. Ich sah mehr als einmal Männer und Frauen unter die Füße getreten und entrann auch selbst mehrmals mit Mühe dieser Gefahr. Der Papst nahm unzähliges Geld von den Pilgern ein. Tag und Nacht standen am Altar des hl. Paulus zwei Kleriker, welche mit Rechen in der Hand das zahllose Geld einstrichen."

Daß damals sehr viel Geld in Rom einkam, kann nicht zweifelhaft sein, doch bleibt jede auch nur annähernde Berechnung unmöglich. Allgemeine Behauptungen von den ungeheuren Einnahmen des Papstes, wie die des späteren Chronisten Paul Lang (st. 1536) fallen nicht ins Gewicht. Ptolemäus von Lucca (Hist. eccl. S. 1220) gibt 1000 Peruginer Pfund als Betrag des täglichen Opfers an. Erwägt man, daß die Mehrzahl der Pilger aus den unbemittelten Klassen stammte, so schrumpfen die Berge von Kupferstücken, welche sie darbrachten, in ihrem Werthe sehr zusammen, und sicher fanden sich unter dem Rechen jener beiden Kleriker am Altar des hl. Paulus nur wenige Silber- und Goldmünzen. Man begreift demnach, wenn der Kardinal Jacopo Steffaneschi, welcher den wahren Stand der Dinge am besten gekannt haben wird, es beklagt, daß nur die Armen mehr Gott Opfer darbringen und von den drei Königen nichts mehr zu sehen sei. Wie denn in der That kein gekröntes Haupt erschienen war. Der gewohnte jährliche Eingang von Pilgerspenden betrug in St. Peter, wie auch Gregorovius annimmt, 30,000 Goldgulden. Schwerlich wird mehr als das Zehnfache für das Jubiläumsjahr anzusetzen sein. Aus diesen Einkünften überließ Bonifaz VIII. den beiden großen Basiliken St. Peter und St. Paul Kapitalien zum Ankauf von Ländereien.

Auch die Zahl der Besucher Roms kann man heute unmöglich bemessen. Der Chronist von Asti gibt für das ganze Jahr zwei Millionen Fremde in Rom an, und aus anderen Quellen wollte man feststellen, daß täglich 30,000 Pilger an- und abgereist seien und deren fortwährend 200,000 in der hl. Stadt weilten. Die Annalen von Modena (S. 75) wissen uns den seltsamen Anblick zu schildern, den diese Ankömmlinge in ihren verschiedenen Nationaltrachten boten: wie sie da kommen zu Fuß und zu Pferd, oft halb sterbend auf Karren geladen oder von ihren Kindern auf dem Rücken getragen, wie einst Aeneas seinen Vater wegtrug. Heute wird man nicht mehr jene Scenen erleben, wie sie damals tagtäglich waren: die Schwärme der Psalmen und geistliche Lieder singenden Pilger, wie sie durch die schweigsame Campagna ziehen und plötzlich beim Anblick der ewigen Stadt außer sich vor Freude sich „Roma", „Roma" schreiend auf den Boden werfen und dann zu St. Peter und Paul um Gnade flehen. Alles das ist vorüber. Die große Flamme, welche das

[1]) Die (auch bei *Franc. Bigazzi*, Iscrizioni e memorie della Città di Firenze, 1887, p. 239, schlechter als bei Manni wiedergegebene) Inschrift ist, gefl. Mittheilung des Hrn. Prof. Brockhaus zufolge, noch heute in Via della Fogna, am dritten Hause rechts von Piazza S. Croce aus, zu lesen.

[2]) *Pecci*: Storia del Vescovado di Siena, p. 246. *Ducange* i. v. Jubil. — Ich habe einige Zweife an der Gleichzeitigkeit der Inschrift.

[3]) Frate Jacopo Passavanti aus Florenz, Dominikaner, sagt in seinem Specchio di Penitenza, er sei nie auf eine Pilgerfahrt gegangen, ausgenommen a Roma per lo Perdono. — Ein Testament des Ricco di Buoncorso del Popolo di Firenze von 1300 (u. m. Glossator unter den Papieren der Nonnen von S. Matteo in Arcetri) sagt: dum iret ad Indulgentiam generalem rogato da Ser Amato di Chialo not. Fiorent. — In einer Cronichetta delli Scrinati, gedr. Flor. 1753, S. 119, heißt es: „Vendè la Dina le sue ragioni a dote nel MCCC per mano di Ser Matteo Billotti, quando ella andò in Roma al Perdono."

[4]) *Muratori Dip.* Chron. Parm. cit. XXXVII, 470 (Mit. 1751): et singulis diebus videbatur quod erat unus exercitus generalis omnibus horis per Stratam Claudiam intus et extra. Et omnes domus Stratae Claudiae in Civitate et extra, tam solita Hospitia et Tabernae, quam aliae, pro maiori parte hospitabantur, et dabant cibum et potum pro donariis. (Ed. Chron. Parm., 1858, p. 109.)

mittelalterliche Gemüth entzündete, ist fast niedergebrannt, und was von ihr übrig geblieben, hat der Realismus des modernen Lebens nach innen gedrängt. Ich bin wohl ein halbes Hundertmal in die Stadt Rom hineingefahren und ich pflegte Acht darauf zu geben, welchen Eindruck dieser von Millionen so heißbegehrte Anblick der Kuppel von St. Peter auf die Reisenden machte. Fast Alle fand ich kalt, blasirt, und nur hier und da sah ich eine verstohlene Thräne über die Wangen einer erregten Französin fallen.

Der erste Gang der Pilger war selbstverständlich nach St. Peter. Für diesen ungeheuren Zufluß mußten Vorkehrungen besonderer Art getroffen werden. Da die Mehrzahl der Prozessionen von der Via Flaminia herkam, schuf man durch Durchbrechung der Mauer bei der Meta Romuli eine neue Straße — inter monumentum Romuli ac vetustam portam sagt der Kardinal Steffaneschi, wo Gregorovius vetustum pontem liest und an die Reste der Neronischen Brücke denkt: man hätte also da am Flusse die Flankenmauer des Kastells, die nur ein Thor hatte, durchbrochen. Reumont (II 649) sagt: man habe in die Mauer der Leostadt, nahe am Flusse, eine Oeffnung gebrochen, so daß das Volk am Ufer entlang ziehen konnte, da der Porticus und die parallelen Straßen es nicht faßten. Ich verstehe den Satz des Steffaneschi anders. Die Porta Flaminia (heute del Popolo) war damals der einzige Punkt, auf dem sich Rom nach Toscana und der Hauptstraße nach Norden zu öffnete. Belisar hatte sie durch eine befestigte Mauer mit dem Tiber verbunden, weßhalb das Thor auch Porta Flumentana hieß. Um den Andrang der Pilger durch dieses einzige ihnen zugängliche Thor zu mindern, durchbrach man wohl ganz in der Nähe desselben die Belisarsche Mauer, so daß die Pilger an der Meta vorbei ungefähr die heutige Ripetta entlang ziehen und sich nach der älischen Brücke bewegen konnten. Diese, heute wie das Kastell den Namen St. Angelo tragende Brücke hatte Kaiser Hadrian sammt seinem Grabmal gebaut (Spartian. Vit. Hadr. c. 18). Ihr ursprüngliches Aussehen kennen wir aus der bei Nardini (Roma antica, ed. Nibly Rom. 1819, III, tav. II 57) abgebildeten Münze. Die Brücke war von sieben Bogen getragen, sehr hoch, darum von beiden Seiten nur durch Treppen zugänglich; sie trug auf hohen Piedestalen je vier große Standbilder. So wird die älische Brücke 1300 schon längst nicht mehr ausgesehen haben. Damals war sie breit genug, um mit Buden bestellt zu werden, und um Ordnung in die Reihen der Pilger zu bringen, hatte man sie wohl durch Schlagbäume so getheilt, daß die Ankommenden den Blick auf das Kastell, die von St. Peter Zurückkehrenden den auf den damals kastellartig umbauten Monte Giordano, einen Sitz der Orsini, hatten. Wir wissen das aus Dante's Inferno, der (18, 25 f.) uns das Gedränge der Verdammten im achten Kreise, dem der Malebolge, also beschreibt:

„Im Grunde waren nackt die Menschenkinder;
Diesseits der Mitte kam zu uns die Schaar,
Und jenseits ging sie mit uns, nur geschwinder.
So wie zu Rom im Jubiläumsjahr
Der großen Menge halb die Brückenbreite
Auf solche Art zwiefach geschieden war,
Daß mit dem Antlitz nach dem Schlosse schreite,
Wer nach St. Peter ging im Pilgerzug,
Und auf den Berg zu von der andern Seite."

Wir kommen auf diese Verse als einen Beleg für Dante's persönliche Anwesenheit in Rom zur Jubiläumszeit zurück, um noch zu hören, was ein anderer Florentiner über das Anno santo schreibt. Es ist Giovanni Villani, der berühmte Chronist, bei welchem es also heißt (VIII c. 36): „Im Jahre Christi 1300, entsprechend der Angabe Vieler, daß Solches alle hundert Jahre geschehe, hat der damalige Papst Bonifatius VIII. einen großen Ablaß ausgeschrieben; derart, daß die Römer, wenn sie 30 Tage hintereinander, die Auswärtigen, wenn sie an 15 Tagen die Kirchen der hh. Petrus und Paulus besuchten und gebeichtet, vollkommenen Nachlaß ihrer Sünden und Strafen erhielten. Zum Troste der Christen wurde alle Freitags und an den Festtagen in St. Peter das Schweißtuch des Herrn, die Veronika, gezeigt. Darum unternahmen viele der damals lebenden Christen diese Pilgerfahrt, Männer und Frauen, aus nahen und fernen und verschiedenen Ländern. Es war höchst wunderbar, daß das ganze Jahr hindurch 200,000 Fremde in Rom anwesend waren, abgesehen von denen, welche sich auf dem Wege befanden; und alle konnten, Menschen und Pferde, ordentlich genährt werden, was ohne Lärm und Schwierigkeiten vor sich ging, wie ich aus eigener Anschauung zu bezeugen vermag. Und aus dem Opfer der Pilger wuchs der Kirchenschatz bedeutend an und alle Römer wurden damals reich. Und wie ich mich da auf dieser gesegneten Pilgerfahrt befand und in Rom die großen Reste des Alterthums sah und die Geschichten der alten Römer, wie sie von Virgil, Sallust, Lucan, Titus, Livius, Valerius und Paul Orosius und Anderen geschrieben sind, alles große und kleine, was Rom erlebte und dazu die Schicksale der ganzen Welt, den Nachkommenden zur Erinnerung und zum Beispiel, so nahm ich den Stil und die Form dieser Geschichtschreiber an, wie ein Schüler, der zu so großen Werken nicht tauglich ist. Ich sah aber, wie unsre Stadt Florenz, die Tochter und Kreatur Roms, in ihrem Aufsteigen war und großen Dingen entgegenging, ähnlich wie Rom; und so schien es mir angemessen, in diesem Bande und dieser neuen Chronik alle Erlebnisse und die Anfänge der Stadt Florenz zu sammeln und diese Geschichte und was sich draußen in der Welt zutrage, so weit zu verfolgen, als es Gott gefällt, und so habe ich, aus Rom heimgekehrt, in dem Jahr 1300 angefangen, dies Buch zu schreiben, in Verehrung Gottes und des hl. Johannes und zum Ruhm unsrer Stadt Florenz."

Diese Stelle ist hochinteressant, weil sie einmal eine der frühesten ist, welche von dem Eindruck der römischen Denkmäler auf den Geist gebildeter Reisenden spricht, ein halbes Jahrhundert fast ehe Petrarca auf seinen Fahrten nach Rom dieselben für die Geschichte des Humanismus und der archäologischen Wissenschaft so bedeutsamen Wirkungen in sich aufnahm. Dann aber ist gewiß bedeutsam, daß dieser Anblick und die Theilnahme Giovanni Villani's an der Pilgerschaft zum Anno santo ihm Anlaß gegeben hat zur Niederschrift seiner Chronik und uns somit in den Besitz einer der wichtigsten und köstlichsten Quellen der Zeitgeschichte gesetzt hat.

Daß auch von diesseits der Alpen zahlreiche Pilger 1300 nach Rom zogen, ist bereits gesagt worden. Aus Frankreich scheint freilich die Betheiligung nicht besonders stark gewesen zu sein. Das erklärt sich aus der Politik Philipps des Schönen, der sich eben anschickte, in seinen großen Kampf mit Bonifaz einzutreten. Für die östlichen Länder kommt vielleicht Parad. 31,103 als Bestätigung des Besuchs Roms durch croatische Pilger in Betracht. Manni weiß auch zu erzählen, daß König Carlo Martello von Ungarn, damals etwa 30 Jahre alt, nach Rom kam, indem er seine Kinder Caroberto und Clemenza unter der Hut der Königin, der Tochter Kaiser Rudolfs von Habsburg, ließ; worauf er dann im folgenden Jahre in Neapel gestorben sei (S. 9). Für die Zeiten Manni's ist diese Geschichtskenntniß nicht so befremdlich; wohl aber kann man sich wundern, daß Gregorovius (V 555) ebenfalls Karl Martell als einzigen Monarchen 1300 nach Rom kommen läßt, um den Ablaß zu nehmen. Denn thatsächlich ruhte damals der gekrönte, aber nie seiner Krone habhaft gewordene

König Karl Martell von Ungarn, Karls II. von Neapel erstgeborener Sohn, schon fünf Jahre im Grab.[1])

Von deutschen Chroniken haben die Jahrbücher von Kolmar und diejenigen von Köln des Jubiläums gedacht. Zwei Jahrhunderte später spricht von ihm auch unser Joh. Trithemius, sowohl in seiner Hirsauer, als in seiner Spanheimer Chronik.[2])

Das Anno santo von 1300 hat auch die Poeten nicht unversucht gelassen. Vor Allen widmete der mehrgenannte Kardinal von S. Giorgio in Velabro, Jacopo Steffaneschi, in seinem Traktat über das Jubiläum dem Ereignisse zwei Gedichte in Hexametern, ein größeres (Aurea centeno consurgunt saecula Phoebo) und ein kleineres. Daß dieser Nipote Bonifaz' VIII. ein kunstsinniger Herr war, weiß man aus der Kunstgeschichte, die ihn als Protektor und Auftraggeber Giotto's mit Ehren nennt. Seine Verse zu Ehren des Hauptes der Familie Caetani erheben sich nicht über den Ton der üblichen Deklamationen, aber ihr Latein ist für die Zeit nicht schlecht.. Etwas interessanter sind diejenigen eines gewissen Maestro Bonnaiuto, der nach einem entzückten Proemium (Exultant iusti etc.) die Mächte des Paradieses, des Purgatoriums, des Infernums, zuletzt die Bewohner dieser Erde anruft, um die Herrlichkeit dieses Jubeljahrs zu bezeugen und schließlich Bonifaz VIII. — papa decus mundi — haranguirt und ihn auffordert, recht lange noch diese sündige Menschheit zu regieren und dem melancholischen Ueberdruß am Leben keinen Raum zu geben. Daran hat Benedetto Caetani wahrscheinlich auch am allerwenigsten gedacht. Das Gedicht schließt mit den Versen:

Mille trecentenos Christus cum volveret annos
Crimine mundatur toto qui quolibet Orbe
Centeni geminos Patronos visitat Urbis.[3])

Es gibt auch eine Bronzemedaille, welche zur Erinnerung an die Feier geschlagen wurde. Sie zeigt auf dem Avers das bartlose Gesicht des Papstes mit der Mitra und der Umschrift BONIFATIVS UIII · PONT · M., auf dem Revers die Porta Santa zwischen zwei Kandelabern, mit der Legende IUSTI · INTRABUNT · PER · EAM · Schon Manni, der S. 16 die Münze abbildet, sah, daß sie einer späteren Zeit angehören müsse, da die Eröffnung der Porta Santa eine Zeremonie ist, die erst Alexander VI. eingeführt hat. Er hätte hinzufügen dürfen, daß auch der Charakter der Inschriften eine neuere Entstehungszeit verräth.

Ueber die geschichtliche Bedeutung des Anno santo von 1300 wird der Historiker objektiv zu urtheilen haben, ganz abgesehen von dem wie er sich seiner konfessionellen Auffassung nach zu demselben stellt. Und da wird zunächst zu konstatiren sein, daß laut den uns vorliegenden Quellen diese große Feier sich trotz der unermeßlichen Menschenmenge in Ordnung und Würde vollzog. Man wird des weiteren aus den gleichzeitigen Berichten den Eindruck empfangen, daß diese Pilgerfahrt nach Rom von einer tiefen, alle Kreise der damaligen Gesellschaft mächtig ergreifenden Bewegung ausging. Eine ungeheure Erregung hatte sich der Christenheit bemächtigt: wer konnte, ging nach Rom, um den gran perdono zu gewinnen. In diesem Ausdruck faßt sich das Wesen dieser Bewegung zusammen. Ein unermeßliches Bedürfniß nach Sühne, nach Buße und Umkehr hatte, nach den Stürmen der kaiserlosen schrecklichen Zeit, die Völker ergriffen, und die Hoffnung auf Verzeihung war der Stab, der ihnen auf dieser beschwerlichen Wallfahrt als Stütze diente. Die Idee der Umkehr, der sittlichen Erneuerung, die Idee der Verzeihung sind aber Dinge, die den innersten Kern des Christenthums ausmachen. Haben die Menschen jener Zeit diese Erneuerung ihres sittlichen Wesens und die Zuversicht der Aussöhnung mit ihrem Schöpfer auf dieser Pilgerfahrt gewonnen, so trägt damit, ganz abgesehen von der theologisch-kirchlichen Frage, das Ereigniß vom Jahre 1300 seine innere Berechtigung in sich.

Und das Ereigniß hat auch uns Allen etwas großes zugebracht: es hat seinen Wiederschein in die größte Dichtung des christlichen Mittelalters geworfen; ja es hat sie, wenn nicht veranlaßt, eingeleitet und ihr die Form gegeben, mit welcher sie umkleidet ist.

Dante hat bekanntlich, gemeiner Annahme nach, seine Vision der drei Reiche ins Jahr 1300 gesetzt. Mit Rücksicht auf biblische Stellen wie Ps. 89, 10 (beziehungsweise 90, 10); Is. 38, 10 und auf des Dichters eigene Ausführung Conv. VI., 23, wonach das 35. Lebensjahr des Menschen der Zenith seines Lebens ist, wird Inf. 1, 1 (nel mezzo del cammin di nostra vita) dahin ausgelegt, daß Dante im 35. Jahr seines Lebens sich in dem dunkeln Walde fand, aus dem er den Ausweg, den drei wilden Thieren gegenüber, aus eigener Kraft nicht zu gewinnen vermag. Nimmt man nun weiter mit den meisten Forschern 1265 als Geburtsjahr Dante's an, so kommt man mit dieser Rechnung auf 1300 als Jahr der Vision.

Ich habe in meinem Dante (S. 409—412) dargelegt, daß, in Uebereinstimmung mit Bartoli, die Erweckung des einzelnen Sünders, dann aber diejenige des ganzen Menschengeschlechts als Endzweck der Dante'schen Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Paradies zu betrachten sei; daß der Dichter, wie er in Lethe's und Eunoë's Wassern gereinigt (della santissima onda rifatto) ist, und reif und rein erscheint, um sich zu den Sternen aufzuschwingen, er sich nun mit einer göttlichen Mission ausgerüstet sieht, und zwar mit dem Auftrag, durch Erzählung dessen, was er in der Vision gesehen, die Menschen zur Beseligung zu führen (Parad. 17, 127 u. f. f.). Es ergibt sich daraus als Grundgedanke der Commedia dieser: die Verkündigung der sittlich-religiösen Weltordnung, ohne welche der Einzelne, der politisch-kirchlichen, ohne welche die Gesammtheit ihre zeitliche und ewige Bestimmung nicht erreichen kann. Die Verkündigung dieser Weltordnung schließt den sittlichen Prozeß in sich, den uns Inferno und Purgatorio vorführen; — für den Einzelnen, und mit den entsprechenden Modifi-

[1]) Man verdankt Isidoro del Lungo (Dino Comp. II 498 f.) die Ordnung der Chronologie hinsichtlich dieses Prinzen, dessen Dante Parad. 8, 49 f. 9, 1 so sympathisch gedenkt. Karl Martell, geb. 1271, gest. 1295, soll nach Troya und Balbo schon 1289 mit seinem Vater König Karl II. von Neapel nach Florenz gekommen sein, wo er Dante kennen gelernt hätte. Del Lungo zeigt, daß nicht damals, und auch nicht, wie Villani und Ammirato bezeugen, 1295, sondern 1294 der Prinz nach Florenz gekommen ist, wie sich das aus den Provisioni vom 31. März 1294 ergibt. Karl hatte auf Grund seiner mütterlichen Abstammung auf Ungarn Anspruch erhoben, als Ladislaus III. 1290 starb. Er konnte sie aber nicht gegen Andreas III. den Venezianer durchsetzen, der 1302 starb. Erst Karl Martells Sohn Charobert war imstande, Ungarn zu gewinnen, das er 1310—1342 beherrschte. Die Tochter Karl Martells hieß gleich der Mutter Clemenza (Letztere starb 1301, n. A. bereits 1295) und war seit 1315 Gemahlin König Ludwigs X. von Frankreich. Bekanntlich schwanken die Erklärer hinsichtlich der Frage, welche von beiden mit der bella Clemenza (Parad. 9, 1) gemeint sei. — Manni (S. 8) läßt, auf spätere Quellen gestützt, auch Karl von Valois, den Bruder Philipps des Schönen, zum Anno santo nach Rom kommen. Indessen, weiß man jetzt, daß dieser Prinz zwar im Spätherbst 1300 von Bonifaz nach Italien berufen wurde, aber erst 1301 dahin kam. Seine Anwesenheit in Florenz fällt November 1301. Vergl. zu dieser Chronologie Del Lungo Dino Comp., Ind. stor. 140; Potthast Regg. 25,068 f.

[2]) Manni S. 8 ist auch hier ungenau, indem er Trithemius im „Chron. Hirsaug.“ sagen läßt, Abt Godefried von Hirsau sei damals nach Rom gekommen. Trithemius (ed. s. Galli 1690, II 79) meldet dies nicht von dem 28. Abt von Hirsau.

[3]) Muratori S. S. XIV. — Diese Verse wie die des Card. Steffaneschi hat Manni S. 17—21 wieder abgedruckt. Da Steffaneschi über das Anno santo von 1300 schrieb, kann er nicht, wie Potthast[2] I 631 angibt, 1296 gestorben sein.

kationen, auch für die gesammte christliche Gesellschaft, welche durch Zerstörung des Kaiserthums (d. i. Vernichtung der der von Gott gewollten und geordneten Staatsidee) und durch die Verweltlichung des Papstthums, durch den Sieg der politisch-irdischen Cupiditas in demselben (namentlich in der Politik Bonifaz' VIII., der für Dante lo principe de' nuovi Farisei ist, Inf. 27, 85), verwirrt und umgestürzt ist.

Daß aber der Dichter den Beginn dieses Werkes, seiner eigenen Entsündigung und seiner Mission, ins Jahr 1300 setzt, kann nicht auf einem Zufall beruhen. Man kann sagen, er thue es, weil das Jahr gerade sein 35., d. i. das Jahr männlicher Reife und Einsicht war. Aber diese Basirung müßte für ein so großes sittliches Reformwerk, das nicht bloß ihn, den Dichter, sondern die ganze Christenheit ergreifen soll, nicht als ausländlich, nicht als hinreichend motivirt erscheinen. Ich habe daher die Vermuthung ausgesprochen, daß Dante seine Vision ins Jahr 1300 versetzt, weil ihn in dem großen Gnadenjahr des Jubiläums, inmitten jener von den Zeitgenossen und ihm selbst bestätigten außerordentlichen psychischen Erregung der damaligen Menschheit, ohne Zweifel zuerst ein stärkerer Strahl der Gnade, eine tiefere religiöse Erregung traf, der er, betäubt und abgezogen durch die Gewalten dieser Welt (die Selva, die drei Thiere), damals noch nicht nachgab, der er sich aber nie ganz entschlagen konnte und die dann später, nach dem Scheitern all seiner irdischen Hoffnungen, um so mächtiger hervorbrach und ihm, seit 1313, jenes unsterbliche Gedicht abzwang, in welchem wir heute noch die größte poetische Schöpfung des christlichen Geistes verehren.

Auch Gregorovius (V, 554) sagt: „es ist kaum zu zweifeln, daß Dante in jenen Tagen Rom sah, und daß ein Strahl von ihnen in sein unsterbliches Gedicht fiel, welches mit der Osterwoche des Jahres 1300 beginnt." Mehr als das. Nicht bloß ein Strahl des Ereignisses liegt auf dem Werke Dante's. Vielmehr ist seine Vision ganz umflammt und eingetaucht in jenes goldige Licht, das der Menschheit nur aus der innersten Idee des Christenthums, dem großen Gedanken der Versöhnung und der Verzeihung, erfließt: das ist der Wiederschein des gran Perdono, der Anno 1300 Millionen von Christen nach Rom zog.

So habe ich Dante's Gedicht stets verstanden, und so habe ich seinen Sinn und seine Absicht Anderen nahe zu bringen gesucht, und in dieser Gesinnung habe ich, als ich mein Buch einigen Freunden darbot, ihnen dazu geschrieben:

„In sturmbewegter Zeit weiß ich nichts Besseres,
Als Dante folgend der empörten Welt
Ein Wort des Friedens und der Liebe bringen.
S'ist Christi Wort, o laßt mich, Freund und Feind,
Laßt mich es Allen sagen, nah und ferne,
Welch' köstlich Ding ist es um jene Liebe,
Die Liebe, die umschwinget Sonn' und Sterne."
(Parad. 33, 145.)

Wollte man sich, zur Feier des 20. Centenars, in Staat und Kirche ein wenig auf diesen Schlußvers der Divina Commedia besinnen, so könnte das Jahr 1900 sich für uns Alle zu einem wahren Anno Santo gestalten.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** Akademie der Wissenschaften. Die philosophisch-philologische Klasse hat auf Vorschlag der Kommission für die Verwaltung des zur Förderung griechischer Studien bestimmten Thereianos-Fonds, wie in der Festsitzung der Akademie am 28. März statutengemäß vom Präsidenten v. Zittel verkündigt worden ist, beschlossen, aus den Renten pro 1900 zwei Doppelpreise zu je 1600 M. zu verleihen, und zwar 1. an Dr. Martin Schanz, Professor der klassischen Philologie in Würzburg, für die kritische und exegetische Bearbeitung platonischer Schriften und die von ihm geleiteten und herausgegebenen Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache; 2. an Dr. G. N. Chatzidakis, Professor an der Universität Athen, für seine bahnbrechenden Forschungen über die griechische Vulgärsprache und für sein Werk „Einleitung in die neugriechische Grammatik". Ferner wurden für Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen bewilligt: 1500 M. zur Herausgabe der „Byzantinischen Zeitschrift" von Prof. Karl Krumbacher; 1000 M. an Prof. Furtwängler als weiterer Beitrag für das in Ausführung begriffene Werk „Griechische Vasenmalerei; Auswahl hervorragender Vasenbilder"; 600 M. an Dr. Boll, Sekretär der Hof- und Staatsbibliothek, zur Fortsetzung seiner Studien über Astronomie und Astrologie der Griechen, insbesondere zur Vergleichung von Handschriften im Vatikan; 450 M. an Dr. Heisenberg, Gymnasiallehrer in München, zum Behuf einer Untersuchung und eventuellen Herausgabe der sogen. „Turiner Kompilation" der Biographien des byzantinischen Hofbeamten Masarites und des byzantinischen Kaisers Joannes Dukas Batazes.

* **Berlin.** Der Privatdozent der Theologie an der hiesigen Universität Professor Dr. Karl Holl hat einen Ruf als außerordentlicher Professor an der Universität Tübingen erhalten. — Dem Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule zu Halle a. S. Dr. Berthold Wiese ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Hamburg.** Der alle zwei Jahre zur Vertheilung gelangende Preis der Bahlbruch-Stiftung im Betrage von 12,000 M. für die beste naturwissenschaftliche Arbeit ist dem Professor Karl Gegenbaur in Heidelberg zuerkannt worden.

* **Wien.** In der Nacht zum 31. März ist hier der frühere Professor der Ohrenheilkunde an der Universität, Dr. Joseph Gruber, im Alter von 73 Jahren gestorben. Mit ihm verliert die Wiener medizinische Schule wieder einen ihrer bedeutenden Vertreter, denn der Verstorbene hat auf dem Gebiete der Ohrenheilkunde bahnbrechend gewirkt und als Arzt wie als akademischer Lehrer und wissenschaftlicher Schriftsteller eine außerordentlich fruchtbare Thätigkeit entfaltet. Weit mehr als hundert wissenschaftliche Abhandlungen in verschiedenen Fachzeitschriften stammen aus seiner Feder. Seine bedeutendsten Werke, die seinen Namen in der wissenschaftlichen Welt bekannt gemacht haben, sind: „Anatomisch-psychologische Studien über das Trommelfell und die Gehörknöchelchen", sowie das „Lehrbuch der Ohrenheilkunde".

* **Aus Oesterreich.** Der Privatdozent an der Universität in Wien Dr. Johann v. Voltelini ist zum außerodentlichen Professor der österreichischen Geschichte an der Universität in Innsbruck, ferner der Archivsdirektor in Innsbruck, Privatdozent Dr. Michael Mayr, zum außerordentlichen Professor für neuere Geschichte an derselben Universität und der Professor an der Universität in Freiburg in der Schweiz Dr. Ignaz v. Koschembahr-Lyskowski zum außerordentlichen Professor des römischen Rechts an der Universität in Lemberg ernannt worden.

* **Bern.** Pfarrer G. Joß in Herzogenbuchsee (Kanton Bern) wurde an Stelle des verstorbenen Professors Dr. Blösch zum ordentlichen Professor für praktische Theologie an der hiesigen Universität ernannt.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 3. April. Nummer 77.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Handels- und Wirthschaftspolitik Max Emanuels von Bayern in den spanischen Niederlanden.[1]

Von Georg Friedrich Preuß.

I.

Es liegt in der germanischen Eigenart begründet, daß neue Ideen bei uns nur allmählich Wurzeln fassen. Aber um so tiefere. Was das deutsche Volk ergreift, das ergreift es mit ganzem Herzen. In dieser nicht schnell zu erweckenden, doch um so intensiveren Begeisterungsfähigkeit liegt eine weitere Bürgschaft für den glücklichen Abschluß der augenblicklich im Fluß befindlichen großen nationalen Bewegung. Wenn wir aber heute in gesammelter physischer und sittlicher Kraft nach der Mitherrschaft des Welthandels ringen, soll damit zugleich auch eine alte Schuld vergangener Jahrhunderte abgetragen werden. Unzähligemale ist in diesen Tagen darauf hingewiesen worden, wie unser Volk in jener Zeit, da andere Nationen über ihre engen politischen Grenzen in unabsehbare Ferne hinauswuchsen, thaten- und theilnahmslos abseits stand, nachdem es mit dem allmählichen Sinken der weißrothen Flagge der Hansa auch die letzten glänzenden Erinnerungen an die alte nordische Seeherrlichkeit zu Grabe getragen hatte. Im 17. Jahrhundert war Deutschland ein Binnenland.

Nicht überall freilich fehlte es trotzdem an Verständniß für die herrschenden Gedanken. Des Kurfürsten Friedrich Wilhelm muthige Kolonisationsversuche in Guinea zeugen nicht minder von der richtigen Erfassung dessen, was noththat, als von der quellenden Lebenskraft, dem aufstrebenden Selbstgefühl der jungen brandenburgischen Staatsbildung.

[1] Eine Darstellung der gesammten Geschichte der Statthalterschaft Max Emanuels gibt es noch nicht. Die Arbeiten von Lipowsky: „Des Kurf. v. B. M. Em. Statthalterschaft in den span. Niederl." (München 1820) und von Schreiber: Kurf. M. Em. v. B. (München 1861) sind ohne jeden wissenschaftlichen Werth. Zerstreutes Material findet sich bei *Nény:* Mém. histor. et polit. des Bays-Bas Autrichiens (Brux. 1785, t. II); *Dewez:* Histoire générale de la Belgique (Brux. 1806, t. VI); Mémoires du Feld-Maréchal, comte *de Mérode-Westerloo.* (Brux. 1840 2 B.); *Steur:* Précis historiques de l'état politique des Pays-Bas sous le règne de Charles VI. (enth. in den Mém. couronnés par l'Acad. R. de Brux. 1829); Histoire de la ville de Bruxelles par *Henne et Wauters* (Brux. 1845 t. II); *Corémans:* Miscellanées de l'époque de Max. Eman. (Brux. 1846); *Bormans:* Max.-Emmanuel de Bav., comte de Namur (Bull. de l'Acad. Roy. de Belg. 2me sér. t. XL. Brux. 1875); *Gachard:* Histoire de la Belgique au commencement du XVIII. siècle (Brux. 1880). Die hier gegebene Darstellung beruht vor allem auf Studien, die in verschiedenen Archiven gemacht wurden. In größerem Zusammenhang hoffe ich hierüber demnächst genauer berichten zu können.

Und wer kennt ferner nicht die wenn auch abenteuerlichen doch innerer Wahrheit nicht entbehrenden handelspolitischen Entwürfe des „vir ingeniosus" Johann Joachim Becher, der, eine kurze Weile am Münchener Hof wirkend, auch Kurfürst Maria Ferdinand in die Bahnen überseeischer Spekulation fortzureißen suchte?[2]

Allein die Aufgaben Bayerns lagen damals nicht auf diesem Wege. Erst durch eine seltsam glückliche Wandlung der politischen Geschicke ist noch im selben Jahrhundert das Haus Wittelsbach den Ideen der Zeit näher gebracht und veranlaßt worden, ihnen selbständige Betrachtung zuzuwenden.

Im Dezember 1691 übertrug König Karl II. von Spanien dem Kurfürsten Max Emanuel die Statthalterschaft der Niederlande. Mit der ihm eigenen starken Impulsivität hat sich der junge Fürst sofort in die neue Aufgabe gestürzt. Man weiß, wie er dann jahrelang in seinem Innern die Hoffnung genährt hat und nähren konnte, die Niederlande dereinst zu erblichem Besitz zu erhalten.

Was eine Verpflanzung des Hauses Wittelsbach vom Fuße der Alpen an jene Meeresgestade, welche einst den Mittelpunkt des Welthandels gebildet, für das Stammland Bayern zu bedeuten gehabt hätte, vermag Niemand zu ermessen; das aber kann mit einiger Sicherheit behauptet werden: unter der Herrschaft eines alten deutschen Fürstengeschlechts, welches sich, wie es durchaus im Sinne Max Emanuels selbst gelegen war, in erster Linie dem niederländischen Regiment gewidmet hätte, wären diese werthvollen Gebiete dem deutschen Reich eher und dauernder zurückgewonnen worden, als es durch die spätere Uebernahme Habsburgs geschehen ist, dessen gesammte politische Entwicklung nach völlig entgegengesetzter Richtung drängte.

In den schwer heimgesuchten Niederlanden sind damals an die Person des vielversprechenden jungen Fürsten, dem der Ruf eines glänzenden Kriegers vorauseilte, ausschweifende Hoffnungen geknüpft worden. Ein panegyrisches Poem feierte in schwülstiger lateinischer Rhetorik die bevorstehende Ankunft des Türkensiegers, die Antwerpener begrüßten ihn in einem vlämischen Huldigungsgedicht als den Herkules, der die Vipern des Haders und der Habsucht erwürgen sollte; „wie ein Heiland", schrieb Kurfürst Joseph Klemens an den fernen Bruder, werde derselbe von Alt und Jung erwartet.

Unzweifelhaft, der Niederländer hoffte von ihm den Anbruch einer glücklicheren Epoche, allerorten wurden die pietätvoll gepflegten Erinnerungen an die segensreichen Zeiten der beiden Erzherzoge wieder lebendig; man raffte sich auf aus der Lethargie und Schlaffheit

[2] Auf ein bisher unbekanntes Projekt Bechers hat kürzlich Döberl hingewiesen. Vgl. Forschungen zur bayer. Geschichte. München 1899. VII.

der letzten Jahrzehnte, der dumpfe Druck der Hoffnungslosigkeit wich von den Gemüthern, mit einer gewissen Freudigkeit erschloß man sich der Erkenntniß von der Nothwendigkeit erhöhter Opfer. Die Städte Flanderns und Brabant erklärten sich bereit, für den neuen Statthalter „Kisten und Kasten zu öffnen".

Viel war das freilich nicht mehr. Denn all die glänzenden Handelsemporien der Niederlande mit ihren gebietenden Mauern, ihren vielbewunderten Kaufhallen, Stadt- und Zunfthäusern, die das Größte weisen, was die städtische Gothik je geschaffen, mit ihrer thätigen, selbstbewußten Bevölkerung voll Manneskraft und Bürgerstolz, sie gewähren im 17. Jahrhundert das unerfreuliche Bild unaufhaltsamen Niederganges, bis zu jenem Grad wirthschaftlicher Knechtung durch Holland, wie sie in der neueren Geschichte wohl ohne Beispiel steht.

Aehnliches — aber auch nur ähnliches — bietet etwa der einst auf dem Londoner Markt prävalirende Einfluß des Stahlhofes, bieten in späterer Zeit die Zustände, wie sie durch den Methuenvertrag zwischen England und Portugal (1703) geschaffen worden und trotz mancherlei Abwandlungen sich im wesentlichen bis zum heutigen Tag erhalten haben. Schon im Jahre 1609 waren die Scheldemündungen den Holländern zugesprochen worden, hatten aber auch ferner der Antwerpener Ein- und Ausfuhr als offenes Thor unter billigen Bedingungen gedient. Da sperrte sie der Separatfriede von Münster (30. Januar 1648) dem niederländischen Handel für immer. Indem die Krone Spanien diesen verhängnißvollen 14. Artikel unterschrieb, schuf sie in den Niederlanden die gleichen unheilvollen Verhältnisse, wie sie bald nachher die westfälische Friedensakte auch in Deutschland formell bestätigt hat: des Landes Ströme waren „fremder Nationen Gefangene". Damit sahen die Niederländer ihre Lebensader unterbunden und den freien Zugang zu ihrem Herzen, dem Meere, der fruchttragendste Zweig am Baume ihres Staatswesens verdorrte. Die Schelde, an deren Gestaden sich ein gutes Stück europäischer Handelsgeschichte abgespielt, deren Fluthen die an kostbarer Ladung wetteifernden Seefahrer der Hansa und ihrer Rivalen, der „Merchant-Adventurers" belebt hatten, sank zur Bedeutung eines Küstenflusses herab; Antwerpen war nichts besseres mehr als eine Binnenstadt, die Niederlande ein Hinterland Hollands. Es war der Abschluß einer an äußerer Bedeutung und innerem Leben reichen Periode.

Max Emanuel hat sich, wie wir aus seiner Korrespondenz ersehen, die Schwierigkeiten seiner neuen Lage umsoweniger verhehlt, je größere Erwartungen Andere auf ihn setzten. Es wäre daher irrig, wollte man meinen, er habe die Ernennung zum Statthalter nur unter dem Gesichtspunkt eines bedeutsamen politischen Erfolges betrachtet. Und doch hat er aus der Ferne sicherlich noch zu optimistisch geurtheilt. Dies wurde ihm klar, als er sich in dem neuen Elemente bewegte. Jeder Schritt, den er auf unbekanntem Terrain, unter Fremden ein Fremder, nach vorwärts wagte, war wie im Finsteren unsicher und schwankend; die Männer, welche am zerbrochenen Ruder standen, kannte er nicht, das Vlämische, die eine der herrschenden Sprachen, verstand er nicht; so mochte über den augenblicklichen Erfolg des Tages hinweg das Auge nicht ohne Sorge in die Zukunft schweifen. Anfänglich hat es der Kurfürst an regem Eifer nicht fehlen lassen; das bezeugen selbst die Memoiren des Grafen Mérode-Westerloo, der sein Freund wahrlich nicht gewesen ist. Aus der in Simancas befindlichen offiziellen Korrespondenz mit Madrid ist ferner ersichtlich, wie häufig er an den Geheimrathssitzungen theilnahm, wie viele Junten er zur Ergreifung administrativer Maßregeln berief und leitete. Manche Woche im Winter verbringt er auf Inspektionsreisen, sei es zum Zweck der Truppenmusterung oder Besichtigung der Fortifikationen. Allein, als er immer deutlicher erkennen mußte, welche Danaidenarbeit er übernommen, wie in dem Zerfall aller staatlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse stets neue Schäden sich offenbarten, größere Verlegenheiten ihm über das Haupt wuchsen, ist ihm der Muth gesunken. Ihm fehlte zuletzt doch die alles bändigende Willenskraft, deren es inmitten sich unübersehbar häufender Pflichten bedurfte, er besaß nichts von der zähen Natur, dem inneren Zusammenschluß König Wilhelms, der es über sich gewann, auch da noch unverdrossen zu säen und zu pflanzen, wo Kleinmüthige die Hände sinken ließen, und auch er kaum hoffen durfte, dereinst die Früchte selbst noch einzubringen. Dazu gehörte größere Entsagungsfreudigkeit, als sie der lebensdurstige junge Fürst besaß, der zudem auf dem Gebiet innerer Verwaltung kaum mehr als ein begabter Dilettant gewesen ist.

Je unerquicklicher und aussichtsloser sich die wirthschaftlichen Verhältnisse gestalteten, um so leidenschaftlicher warf er sich in das abwechslungsreiche Kriegsleben. Sein Herz war bei den Fahnen, im Feldlager des Oraniers. Es ist nun nicht unsre Aufgabe, ihn dorthin zu begleiten[3]), den Lorber des großen Feldherrn, nach dem sein Ehrgeiz rang, hat er sich nicht erstritten, an der Seite eines Größeren, der sich seiner überragenden Stellung stets bewußt blieb, tritt er nicht allzu häufig zu selbständigem Handeln hervor. Freilich bot an und für sich der Krieg wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Im wesentlichen sehen wir jahraus jahrein auf dem niederländischen Schauplatz die gleichen Vorgänge sich wiederholen. Von den wenigen mörderischen Schlachten mit höchst zweifelhafter taktischer Entscheidung abgesehen, langwierige Belagerungen, matte Schachzüge hinüber und herüber, die aber doch alle wilden Geister des Kleinkrieges über der unglücklichen Landschaft entfesselten, im Winter dann die mühsame und undankbare Arbeit, das wieder aufzubauen, was die Stürme des Sommers vernichtet hatten, dazu nach altem guten Herkommen erbitterte Wort- und Federkämpfe über Vertheilung der Winterquartiere und Kontributionen — ein frischer, fröhlicher Krieg nach Max Emanuels Sinn war das nicht mehr.

Hatte auch der Kurfürst-Statthalter in den schweren Kriegsnöthen wenig Zeit und Verständniß für die Kleinarbeit der inneren Verwaltung, so suchte er doch in Einzelnem die gewerbliche und industrielle Entwicklung zu fördern. Der Niederländer van Brouchoven, Graf Bergueyck, stand ihm hier als treuer und unermüdlicher Beirath zur Seite; ein erleuchteter Kopf, dem die Bedürfnisse des Volkes am klarsten zum Bewußtsein gekommen waren, ein warmfühlender niederländischer Patriot, dem der Jammer des Landes das Herz bedrückte; nicht spanische, sondern spezifisch niederländische Handelspolitik schwebt ihm als Ideal vor; freilich ein Gedanke, der leichter gefaßt, als verwirklicht war. Denn hier stand der zähe Widerstand der Seemächte jeder Neuerung im Wege. Trotz des eben entbrannten Orleans'schen Erbfolgekrieges bestand zwischen Frankreich und den spanischen

[3]) Vgl. hierüber v. Landmanns neue Studie: Wilh. III. von Engl. u. M. Eman. v. B. im niederl. Kriege 1692—97 (Darst. aus d. Bayer. Kriegs- und Heeresgesch. Heft VIII).

Niederlanden noch immer ein reger kommerzieller Austausch. So wurden vor allem große Quantitäten von Getreide nach Frankreich ausgeführt, wo sich die Folgen mehrerer Mißernten bereits fühlbar machten, so betrieben die berühmten „Macquinons“ noch immer ihren schwunghaften Pferdehandel über die Grenze. Trotz ernster Proteste seitens der Niederlande hatte der Vorgänger Max Emanuels diesem bedenklichen Verfahren durch eigenhändige Passepartouts noch eine Art staatliche Sanktion verliehen. Auch Max Emanuel hat diese einkömmliche Praxis fortgesetzt. Es bedurfte schwerer diplomatischer Kämpfe, welche zeitweise sogar Spaniens Stellung in der Allianz zu gefährden drohten, ehe die Seemächte den Abbruch dieses systematisch konzessionirten Grenzschmuggels erreichten. Dagegen erzielte M. Emanuels Handelspolitik nach anderer Richtung einen schönen Erfolg.

Die spanischen Niederlande waren seit Alters Industriestaaten; vor allem groß auf dem Gebiete des Kunstgewerbes und der Seidenindustrie; hier sind sie gewissermaßen Lehrmeister von Paris gewesen. Gerade damals aber war Frankreich durch Colberts rastlos schaffendes Talent aus einem Abnehmer zum gefährlichen Konkurrenten erwachsen. Seitdem es gelungen, in französischer Erde Maulbeerbäume zu kultiviren, konnte bald auf die Einfuhr ausländischer Seide verzichtet werden. Denn im innersten Zusammenhang damit erhob sich die Seidenindustrie in Lyon und Tours, die Gobelinmanufaktur in Beauvais zu ihrer Blüthe; auf dem eigensten Felde sah sich der Stolz der Niederländer überwunden. Um so schwerer empfand die niederländische Industrie, daß ihr auch die spanischen Häfen nur gegen drückende Einfuhrzölle geöffnet waren. Nichts ist bezeichnender für den eng begrenzten Gesichtskreis der Madrider Regierung, als die Art, wie sie die damals als Dogma festgehaltenen Lehren des Merkantilsystems verwerthete. Man überspannte den Bogen, indem man selbst für die Fabrikate der zur Krone Spanien gehörigen Länder Differentialzölle schuf. Nun war aber für die Existenz der niederländischen Industrie freie Seiden- und Spitzenausfuhr auf die spanischen Märkte um so nothwendiger geworden, je mehr sich Frankreich hierin auf eigene Füße gestellt hatte. Nur dem unermüdlichen Drängen des Kurfürsten-Statthalters ist es zuletzt gelungen, diese hemmenden Schranken zu beseitigen. Ein königliches Dekret vom 10. Juli 1693 erklärte für alle Länder der Krone das freie Kommerzium der niederländischen Spitzenfabrikate, so weit sie als solche authentisch beglaubigt waren. Ueberhaupt darf an dem aufrichtigen Streben Karls, den Niederlanden aufzuhelfen, trotz der Geringfügigkeit der Leistungen nicht gezweifelt werden. Dafür spricht unter anderem, daß der König um dem absterbenden Handel neue Säfte zuzuführen, auch den kapitalkräftigen Großen des Landes die Betreibung des Großhandels gestattete, ohne daß sie dadurch, wie es bisher Gesetz gewesen, des Adels verlustig gingen. Nur sollte in jedem einzelnen Falle erst die Genehmigung des flandrischen Rathes in Madrid gegen eine bestimmte Taxe eingeholt werden.

Im allgemeinen hielt sich aber die handelspolitische Thätigkeit Max Emanuels bis zum Friedensschluß in höchst bescheidenen Grenzen. Bald fehlte es nicht an heimlichen und gehässigen Anklagen. Allein so lange kriegerische Aufgaben zu lösen waren, mochte er alle Angriffe mit dem Hinweise abwehren, daß seine Kräfte nach anderer Richtung hin gebunden seien. Erst als im Herbst 1697 die frohe Friedensbotschaft dem Lande einige Jahre ruhevoller Entwicklung verhieß, begann eine Zeit umfassender Thätigkeit.

Manche Hoffnung der Alliirten hat der Friede von Ryswijk gebrochen, allein der Krone Spanien, deren Kriegführung die schwächlichste gewesen, brachte er kaum erwarteten Gewinn. Ludwig XIV. wußte wohl warum, wenn er nicht nur auf die Eroberungen dieses Krieges verzichtete, sondern auch früherer. Indem er außer Mons, der schwer erkämpften Frucht neun langer Kriegsjahre, auch Charleroy, Courtray, Audenaarde, also Erwerbungen des Aachener Friedens, und nach langem wohlberechneten Widerstreben, welches die Größe des Opfers in Madrid noch mehr hervorhob und die Erkenntlichkeit Karls gegen den großmüthigen Sieger zu steigern bestimmt war, auch Luxemburg nebst der Grafschaft Chiny aufgab, hoffte er sich in der spanischen Erbfolgefrage bei den Madrider Regierungskreisen weitgehende Berücksichtigung der französischen Wünsche und Aussichten zu erwerben. Augenblicklich ließ er winzige Theile der Monarchie Karls II. aus den Händen, die Entschädigung hiefür sah er in dem zukünftigen Gewinne des Ganzen.

Man hatte also, rein politisch betrachtet, in den spanischen Niederlanden alle Ursache, zufrieden zu sein. Wenn nur der Frieden auch wirklich den Frieden gebracht hätte. Allein unter den rauchenden Trümmern schwelte der alte Brand. Es hat noch lange gedauert, ehe die Wogen sich glätteten, ehe alle die tausend Unzuträglichkeiten beseitigt waren, wie sie die Gefolgschaft dauernder Kriegszustände zu bilden pflegen.

Aus den offiziellen Aktenstücken dieser Tage, den Eingaben und Klagen der Provinzen an die Brüsseler und Madrider Regierung klingen uns in Leid und Freud ähnliche Töne entgegen, wie sie die deutsche Publizistik nach dem Jammer des großen Krieges angestimmt hatte. In wie vielem erinnert der halbe, unfriedliche Zustand in den Niederlanden an die damaligen deutschen Verhältnisse, wie sie uns Erdmannsdörfers meisterhafte Schilderung vertraut gemacht hat.

Vielleicht die schlimmste Folge war der Untergang der einst blühenden Ackerwirthschaft. Nachdem der Handel längst lahm gelegt war, hatte auf dieser Seite die stärkste Bethätigung niederländischer Arbeitskraft gelegen. Hatte man aber in den ersten Kriegsjahren noch einen rentablen Kornhandel über die Grenze hinaus unterhalten können, so sah man sich jetzt auf deutsche und englische Einfuhr angewiesen und doch ließ sich das Gespenst des Hungers nicht bannen. Weite Striche alten Kulturlandes waren verödet, sie von neuem bestellbar und ertragsfähig zu machen, dazu fehlte das Kapital.

Und über dem Ganzen schwebte noch immer die dunkle Wolke der spanischen Erbfrage. Unausgeglichen bestand die internationale Spannung fort, obwohl ihr der Friede den sichtbaren Ausdruck genommen hatte. Man befand sich zwischen zwei Kriegen. Düsteren Auges blickte man in den Niederlanden dem Kommenden entgegen; aus den wallenden Nebeln der Zukunft trat Jedem greifbar der Gedanke vor die Seele, daß die große Machtfrage schwerlich durch pergamentne Verträge zu lösen sei. Und so viel war klar, wenn abermals der Degen aus der Scheide flog, mußten die schwersten Entscheidungen wieder auf niederländischer Erde fallen, hier, wo von jedem Kirchthurm herab der Blick ein Schlachtfeld umfaßte.

Dieser Gedanke war, so sollte man meinen, geeignet, Jedem den zu neuer Friedensarbeit erhobenen Arm zu lähmen; denn wer durfte an Aufbauen denken inmitten

einer Zeit, die alles durcheinander wirbelte. Da ist es nun das beste Zeichen für die gesunde Art des Niederländers, eine Folge der glücklichen Mischung seines Blutes, daß er Kopf und Muth nicht verlor. Wurde das schnell auflodernde Feuer seines halb keltisch-romanischen Naturells durch die größere Ruhe und Beharrlichkeit des germanischen Volkscharakters gebändigt, so half andrerseits die leichtere Auffassung der schwerer empfindenden deutschen Art über augenblickliches Elend hinweg. Nicht am wenigsten dadurch, daß Spannkraft und Arbeitslust in der Bevölkerung nicht erloschen waren, wurden jene umfassenden Reformversuche in Wirthschaft und Handel ermöglicht, welche den Jahren von 1697—1700 ihren eigentlichen Charakter gaben.

Die Hauptsache dabei war freilich, daß die Regierung selbst aktiv eingriff, die vielfach im Volke zerstreuten wirren und unklaren Bestrebungen zur Besserung der Situation planmäßig zusammenfaßte und ihnen Ziel und Richtung anwies.

Dies wenigstens versucht zu haben, war das eine Verdienst M. Emanuels. Ein zweites beruht darin, daß er in dem Grafen Bergueyck den geeigneten Mann erkannte und ihm sein Vertrauen trotz zahlloser Anfeindungen bewahrt hat. Bisher war in den Niederlanden die von Spanien übernommene, für ein Handelsvolk geradezu selbstmörderische Weltanschauung maßgebend gewesen, daß den Staatsleitern Einigung im Dogma höher stehen müsse, als die Förderung von Handel und Wirthschaft, getreu dem Worte Karls V., daß kein Staat ohne religiöse Einheit bestehen könne. Dem gegenüber war es doch schon ein bedeutsamer Fortschritt, daß man erkannte, wie sehr sich die Zeiten geändert hatten, daß ein neues, realer denkendes und handelndes Geschlecht aufgekommen sei, welches die Welt mit kühleren Augen ansah als jenes der Reformationszeit, daß die Steigerung des allgemeinen Wohlstandes das Ziel jeder gesunden und natürlichen Staatspolitik, ja der höchste Zweck des Staates überhaupt sein müsse. Hierin beruhten gerade die Lehren, welche die Entwicklung der Seemächte den Kindern des ausgehenden 17. Jahrhunderts vernehmlich predigte. Es begreift sich bei dieser Verschiedenheit der Auffassungen von selbst, daß Bergueyck, indem er sich auf diesen neuen Standpunkt stellte, in offenen Gegensatz zu der alten konservativen spanischen Macht gedrängt wurde. An diesem ist er später gescheitert. Dem Kurfürsten ist übrigens ein gleiches Schicksal, allerdings zum Theil aus politischen Gründen, nur durch das Ableben Karls II. erspart worden.

Man kann sagen, daß in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zwei Handelssysteme um die Oberhand rangen. Die Seemächte hielten damals den Welthandel durch ihre koloniale Ausdehnung in Händen; diese war das Werk der Errichtung von Handelskompagnien gewesen, welche dem überseeischen Handel feste Grundlagen geschaffen hatten. Denn der einzelne Kaufmann vermochte nichts. In allen fremden Erdtheilen mußte der Handel mit den Waffen in der Hand erworben und geschützt werden. So drängte die Nothwendigkeit starker Selbsthülfe zur Gründung von Vereinigungen, denen dann der Staat weitgehende Privilegien übertrug. Sie durften auf eigene Faust Krieg und Frieden schließen, Eroberungen machen und in den erworbenen Gebieten eine selbständige Verwaltung einrichten. Wuchsen damit diese kaufmännischen Genossenschaften wenigstens nach unsrer modernen Anschauung vielfach über den Rahmen ihres Staatswesens hinaus, so sind die Früchte ihrer Arbeit doch zuletzt dem Mutterlande zugute gekommen. Die Größe Hollands im 17. Jahrhundert, die englische Weltherrschaft des 19. beruhen ja zum größten Theile auf derartigen Kompagnien.

Auf anderer Basis ward die Wirthschaft Frankreichs errichtet. Während im 16. Jahrhundert die neuen Welten aufgetheilt wurden, waren ihm die Hände durch innere Wirren gebunden gewesen. Seine verspäteten Versuche zur Gründung von Kompagnien hatten ruhm- und erfolglos unter empfindlichen Verlusten der Theilnehmer geendet. Da stellt Colbert dem überseeischen Handel sein Merkantilsystem entgegen: Absperrung der Grenzen gegen fremde Einfuhr; gesteigerte Produktion im Innern und dementsprechend gesteigerten Exporthandel. Ideen von eminent aggressiven Tendenzen.

Bergueyck hat nun für seine Handelspolitik die entscheidenden Gedanken beider Richtungen übernommen: Steigerung der Industrie im Lande, möglichsten Ausschluß fremdländischer Fabrikate vom heimischen Markte auf der einen —, Eröffnung neuer Absatzgebiete, rationellere Betreibung des überseeischen Handels und Kolonisationen auf der anderen Seite. Ja, er ist mit dem letzteren, schwierigeren Projekte vorangeschritten. Er durfte dabei alten Spuren folgen. Denn indem man zunächst den Gedanken einer Handelskompagnie zu verwirklichen strebte, griff man die Dinge da wieder auf, wo sie der schwachen Hand des Vorgängers M. Emanuels entfallen waren, dem schon 1686 die flandrischen Stände den Gedanken hierzu nahe gelegt hatten. Abermals wurde die Idee im Jahre 1693 erörtert; auch hier ging begreiflicherweise die Anregung von der Provinz Flandern aus, welche die Wasserkante inne hatte. Als geschickter und sachkundiger Vertreter des Projektes war damals der Advokat Van der Meulen nach Madrid gereist, der in der niederländischen Städtegeschichte dieser Zeit eine hervorragende Rolle gespielt hat. Seine Verwirklichung fand der Plan aber erst jetzt nach dem Kriege, ohne Mitwirkung des Madrider Hofes nicht nur, sondern auch ohne seine Vorkenntniß. Auf die mancherlei Berathungen der Brüsseler Regierung hierüber brauchen wir nicht einzugehen. Sie fanden ihren erwünschten Abschluß durch das statthalterliche Dekret vom 7. Juni 1698, welches die Gründung einer Handelskompagnie „für Ostindien und Guinea“ publizirte; am selben Tage theilte der Geheimrath im Auftrage M. Emanuels die vollzogene Thatsache nach Madrid mit, indem er zugleich um die nachträgliche königliche Zustimmung ersuchte. Dort aber erregte das selbständige Vorgehen M. Emanuels und Bergueycks ernsteste Verstimmung. Man war durchaus nicht mit einer Schöpfung einverstanden, die, wie in dem selbständigen Vorgehen zum Ausdruck gekommen war, ausschließlich niederländische Interessen vertrat. Die Gesellschaft war in dem Gründungs-Dekret als „königliche“ bezeichnet worden und doch hatte man vorher nicht für nöthig befunden, des Königs Erlaubniß zu erbitten. Dem starren Souveränetätsbegriffe der spanischen Krone widerstrebte eine nachträgliche Sanktion dieses Verfahrens durchaus. Dazu kam, daß M. Emanuel aus eigener Machtvollkommenheit der neuen Gesellschaft weitgehende Rechte und Befugnisse vindizirt hatte, um deren Bestätigung er jetzt bat. Darnach sollte die Kompagnie sich in allen noch freien Häfen und Ländern Ostasiens und Guinea's etabliren dürfen, mit voller Autonomie der Verwaltung und Rechtspflege, sodann das Privileg freier Ausfuhr von Gold und Silber und sogar sonst verbotenen Waaren erhalten, wie auch freier Einfuhr der heimischen Manufakturen.

Da das Unternehmen zum großen Theil auf fremde Kapitalien angewiesen war, sollten auch den fremden

Kaufleuten, welche der Gesellschaft beitreten würden, — man rechnete vor allem auf holländische Theilnehmer — die gleichen Prärogativen zugestanden werden.

Die Zuversicht, mit welcher Max Emanuel sich, übrigens sehr im Widerspruch mit seiner sonstigen Haltung, in dieser Frage über den Madrider Hof hinwegsetzte, wird uns weniger befremden, wenn wir wissen, daß schon im Frühjahr 1698 die politisch maßgebenden Faktoren in der Umgebung des Königs — die Königin selbst sowohl wie Portocarrero — für das Interesse des Hauses Wittelsbach durchaus gewonnen waren, daß der französische Gesandte, d'Harcourt, der nicht müde wurde, nach Versailles von den glänzenden Aussichten seines Herrn auf das gesammte Erbe zu berichten, sich so vollständig wie möglich hatte täuschen lassen. Es wird an anderer Stelle auf Grund der im Haager Archiv gefundenen Berichte des Holländers Dijkvelt aus Brüssel an Heinsius zu beweisen sein, daß im Gegensatz zu der herrschenden Meinung der Sommer 1698 den Höhepunkt der gesammten Politik Max Emanuels gebildet hat, daß ferner das Testament zugunsten Joseph Ferdinands damals längst gesichert war, und gerade die Kenntniß von dieser dem König Wilhelm äußerst sympathischen Wendung die Verhandlungen über den ersten Theilungsvertrag nachhaltig beeinflußt hat.

Aus dieser Stimmung erklärt sich das Verhalten des Madrider Hofes in der vorliegenden Frage. Zwar verlangte derselbe von Max Emanuel eine Rechtfertigung seines Verhaltens, allein mit welcher Sicherheit man in Brüssel die königliche Autorisation des Unternehmens voraussetzte, beweist der Umstand, daß die Kompagnie unmittelbar nach ihrer Gründung in Aktion getreten ist. Wie die gleichen kommerziellen Bildungen in Holland und England den überseeischen Handel mit dem Schwerte in der Faust begründet hatten, so war auch hier der erste Gedanke auf die Erwerbung militärischer Stützpunkte gerichtet. Noch im Sommer begann der Bau einer gefechtstüchtigen kleinen Flotte, man gedachte auf einer uns nicht näher bezeichneten Insel des hinterasiatischen Archipels ein Fort zu errichten, unternahm zu diesen Zwecken eifrige Werbungen von Matrosen und Soldaten.

Allein über derartige Anfänge ist man doch nicht hinausgekommen; ein Unternehmen, welches von vornherein die an Hülfsquellen und Mitteln unendlich überlegenen Seemächte wider sich hatte, mußte scheitern.

Gerade Hollands pekuniäre Mitwirkung hatte Bergueyck als Basis angenommen; hier aber wurden sofort scharfe Verbote gegen jede Theilnahme erlassen, und da diese Voraussetzung trog, stürzten alle weiteren Pläne haltlos in sich zusammen.

Eigene Schwäche, die Rivalität überlegener Mächte hemmten auch nach anderer Richtung jeden gedeihlichen Fortschritt.

Es war ein tapferer Gedanke, kommerziell auch nach dem Westen hinüberzugreifen und mit den durch ein berüchtigtes Raubsystem herabgekommenen spanischen Kolonien Amerika's merkantile Verbindungen anzustreben. Schon im Jahre 1696 war in der Umgebung des Kurfürsten die Ausrüstung einer Anzahl Schiffe zu diesem Zwecke erwogen worden. Die Idee gewann Wirklichkeit. Zwei Jahre später wurde unter persönlicher Theilnahme des Kurfürsten über die nächstliegenden Ziele der auf die Zahl 5 gebrachten Handelsflottille nach Amerika berathen. Dem hiedurch — in wie bescheidenen Grenzen auch immer — ins Leben gerufenen amerikanischen Handel suchte dann Bergueyck festere Grundlagen zu geben, indem er eine systematische Kolonisation der Insel St. Domingo anregte, soweit dieselbe noch in spanischem Besitze war. Auf diesem Wege wäre noch viel zu erreichen gewesen. Freilich bedurften die Kolonien Amerika's im Gegensatz zu den asiatischen Ländern, die sofort ihre Landesprodukte in verschwenderischer Fülle gespendet hatten, schaffender Kräfte, intensiver Arbeit; diese aber haben sie dann stets reich gelohnt. Vor allem wäre damit den Niederlanden auch im Westen ein monopolisirtes Absatzgebiet gewonnnen worden, da ja Spanien selbst keinerlei Export nach seinen Kolonien duldete, in der kurzsichtigen Erwägung, es könnten dadurch die Fabrikate auf der Halbinsel selbst vertheuert werden.

In dieser Erwägung suchte die Brüsseler Regierung die Wege der Auswanderer, die auf der heimischen Scholle nicht mehr ihre Rechnung fanden, nach St. Domingo zu leiten, und das Entgegenkommen Karls, welcher auf dem noch spanischen Theile der Insel — der andere war zu Ryswijk an Frankreich abgetreten worden — den auswandernden Niederländern im Jahre 1700 die fruchtbarsten Ländereien anwies, beförderte das Wachsthum der jungen Pflanzung. Bald darauf freilich setzte der Ausbruch des größten Weltkrieges der Aera Ludwigs XIV. solchen Bestrebungen ein jähes Ende.

Wiener Erzähler.

In der Wiener Erzählungsliteratur regt sich's wieder sichtbar. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als sollten die älteren Erzähler — Marie Ebner, Saar, Anzengruber — keinen rechten Nachwuchs haben, denn alles, was dichtete, strebte leidenschaftlich dem Theater zu: Schnitzler, David, Hoffmannsthal, Karlweis (der mit Wiener Romanen seine ersten Erfolge hatte), Bahr, um nur Einige zu nennen, ließen die Erzählung liegen und schrieben Dramen oder wandten sich der Feuilletonistik zu. Aber der Bedarf an Wiener Erzählungen war darum nicht geringer geworden. Die vielen Familienblätter, die im Reich erscheinen, beherrschen auch den österreichischen Leserkreis; bei uns kann sich ja erfahrungsgemäß ein einheimisches Familienblatt nicht erhalten; und jene reichsdeutschen Blätter mußten auch ihr österreichisches Publikum befriedigen, sie fahndeten förmlich nach österreichischen, vollends Wiener Erzählern. Das Wienerische hat seinen eigenen Klang in der deutschen Welt, die Mundart und die Gemüthsart gelten noch immer als liebenswürdig und anheimelnd wie der Wiener Walzer. Allein davon nahmen die jungen Wiener Poeten kaum Notiz. Lieber trieben sie hohe literarische Kunstpolitik und begaben sich auf die Suche nach dem allermodernsten Stil, ahmten die neuesten Dekadenten nach, etwa d'Annunzio, und verachteten prinzipiell die Familienblätter. Der Wiener Roman kam so auf den Aussterbe-Etat. Und doch gäbe es viel Stoff für einen Sittenmaler des gegenwärtigen Wien! Die Luft ist mit Satire nur so geschwängert. Politische und soziale Parteien stehen sich in harten Kämpfen gegenüber. Der Haß ist in dieser Stadt einst vielgerühmter Gemüthlichkeit der herrschende und führende Dämon geworden. Niemals zuvor hat sich die Selbstsucht der Parteien so nackt und unverblümt geberdet wie in unsrer Zeit. Man macht gar kein Hehl daraus, daß es sich nicht um den Kampf von Ideen handelt, sondern nur um den Besitz von Macht. Die Parteien, die sich mit ihren Programmen und Bekenntnissen gegenüberstehen, glauben selbst an ihre Bekenntnisse nicht, der Liberale ist nicht wirklich liberal, der Christlich-Soziale ist nicht wirklich klerikal, obwohl er politisch mit den Klerikalen Hand

in Hand geht. Hinter Allen stehen die Sozialisten mit ihren Ansprüchen auf Theilnahme an der politischen Macht und am „Mehrwerth der Güter“; aber Jene, die mit den Sozialisten innerlich sympathisiren, haben selten den Muth, es offen zu bekennen. . . . In diese gesellschaftlichen Zustände hineinzuleuchten, wäre nun die Aufgabe des Wiener Romans, aber ein Talent, das dies vermöchte, fehlt uns derzeit. Unsre jüngsten Dichter plagen sich mit ästhetischen Kleinigkeiten ab; sie sind schon stolz, wenn sie eine „Stimmung“ getroffen haben, eine Bummelgeschichte erzählt, einen Abend im Prater oder im Volksgarten beschrieben haben, und was in Wahrheit die Wiener Menschheit bewegt und in Spannung erhält, das sehen sie gar nicht, oder gleiten daran vorüber. Ihr Unglück ist die Feuilletonform; nicht bloß darum, weil diese Form selbst so eng ist, sondern weil sie auch zu einer gewissen Neutralität zwingt. Jene Vorsicht, welche die Familienblätter dem Schriftsteller zur Pflicht machen, empfindet man als eine lästige Zensur; aber sie ist um nichts drückender als jene farb- und kraftlose Anmuth, zu der das Wiener Feuilleton von heute seine Mitarbeiter und nicht bloß die Novellisten zwingt. Es soll unterhalten, ohne irgendwie anzustoßen, es soll den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen. Das muß nothwendig zur Versandung der Literatur führen und das Bedürfniß nach einem charaktervollen und männlichen Schriftsteller nur steigern.

Als einen solchen darf man wohl J. J. David bezeichnen, der sich als Novellist und Essayist schon sehr vortheilhaft bekannt gemacht hat, und von dem nun ein neuer, Anton Bettelheim zugeeigneter, Roman: „Am Wege sterben“[1]) vorliegt. So vielerlei dagegen auch zu sagen ist, so muß doch zunächst anerkannt werden, daß dieser Roman ein höchst werthvolles Stück Wiener Poesie bietet. Ich betone, Wiener Poesie, denn das gesättigte Kolorit des Wiener Lokals, wohin uns diese Erzählung führt, ist ihre künstlerisch bedeutendste Eigenschaft. David erzählt uns keine Ehebruchsgeschichte, gibt keine neurasthenischen Stimmungsbilder, liefert keine psychologischen Seltsamkeiten, sondern entwirft uns mit fesselnder Intensität ein Bild aus der Wiener Welt, das meines Wissens bisher nur Hans Hopfen in seinem Roman „Juschu“ geschildert hat, nämlich das Wiener Studentenleben. Aber der jüngere Dichter faßt sein Thema von anderer Seite auf.

Jährlich kommen so und so viele tausend junge Studenten auf die große Universität der Reichshauptstadt — wie viele von ihnen vollenden ihre Studien und bringen es zum Doktor, dem einzig akademisch richtigen Abschluß? Kaum die Hälfte! Vielleicht nicht einmal der dritte Theil! Wo bleiben aber die Uebrigen? Wie geht es zu, daß so viele „am Wege sterben“? Darauf gibt Davids Roman die Antwort, indem er uns eine Reihe von treu nach dem Leben gezeichneten Typen verbummelter oder verbummelnder Studenten vorführt.

Da ist der reiche Bauernsohn, der in seiner Universitätszeit, statt zu studiren, das väterliche Erbe im berauschenden Getriebe der Großstadt verschwendet. Dann sein Kumpan, der begabte, aber blutarme Student, der sich kümmerlich mit Chorsingen in den Kirchen durchschlägt, dabei seine Spannkraft einbüßt, es vorzieht, mit wohlhabenden Saufbrüdern fidel zu sein und schließlich in ein kleines Aemtchen unterkriecht. Ein dritter — und diese halb meskine, halb widerliche Gestalt hat David am ausführlichsten und mit ganz besonderem satirischen Ingrimm gezeichnet —, Namens Stara, ist von Haus aus talentlos; er wurde von bigotten Eltern gegen seinen Willen zum Studiren der Theologie gezwungen und warf es sofort von sich, als er sich in Wien, fern vom häuslichen Zwang wußte. Dieser verpfuschte Theologe nimmt den wunderlichsten Lebenslauf, der auch nur in der Großstadt möglich ist. Zuerst läßt er sich von einer älteren liebebedürftigen Wittib aushalten, dann schlängelt er sich als Klavierlehrer in eine Hofrathsfamilie ein und versucht, die Tochter des Hauses, seine Schülerin zu verführen; dann, nach hier erhaltenem Laufpaß, wird er Tagschreiber in einem Bureau, und schließlich wird er gar Polizeispitzel von Beruf, nachdem er es schon lang vorher freiwillig gewesen war. Ein vierter Student „stirbt am Wege“, wörtlich genommen, weil er mit einem unheilbaren Leiden schon auf die Hochschule gekommen war; er war sehr fleißig, aber die tödliche Krankheit machte ihn zum Nihilisten. Die rührendste von allen diesen studentischen Gestalten ist aber die des Mediziners Siebenschein, der es mit seinen Studien darum so lange nicht zum Abschluß bringt und ein bemoostes Haupt wird, weil er es zu gründlich, zu ehrlich mit dem Lernen meinte und vom Zweifel an der Wissenschaft geplagt wurde. Er ist der Einzige, den der Dichter schließlich doch zu einem bescheidenen Glück kommen läßt. Siebenschein rafft sich nach Jahren endlich doch noch zum Rigorosum auf, besteht es mit Glanz und wird Armenarzt weit draußen in der Vorstadt; hier aber studirt er in seiner freien Zeit den Sozialismus. An diese typischen Gestalten schließen sich andere aus den höheren und niederen Schichten des Wiener Volkes an: die Hofrathsfamilie, bei der Stara Klavierunterricht gab; der wucherische Gastwirth, bei dem die Studenten kneipen; die verschiedenen Typen von Mädchen, Frauen und Handwerkern, zu denen die Musensöhne in Beziehung gerathen u. dergl. mehr.

Die werthvollste künstlerische Eigenschaft des David'schen Romans ist, wie bemerkt, sein Lokalkolorit. David ist ein feiner Meister der wahren Milieuschilderung, er sieht seine Menschen immer ganz in ihrer Umgebung; man möchte sagen: er sieht sie nicht bloß, sondern riecht und schmeckt sie auch, sei es nun ein Straßenbild, ein Zimmer, ein Bureau oder das große Krankenhaus von Wien in der Alservorstadt. Er kann gar nicht anders, als in höchst charakteristischer Weise von Zuständen oder Räumen sprechen. Dabei ist er äußerst knapp im Ausdruck, ein Feind der Rhetorik bis zur Sprödigkeit, und auch ein Feind jener Ueberladung der Schilderungen mit Einzelheiten, die Zola's Romane so schwerfällig machen. Aber David bleibt auch nicht im Milieu stecken, seine Gestalten sind nicht Symbole, nicht abstrakte Typen, sondern warme Individuen; zumal seine Mädchen und Frauen, für die uns David ohne Sentimentalität sehr zu erwärmen versteht. Da ist die Hofräthin Mallovan, die sich in jugendlicher Romantik an einen armen Studenten gegen den ursprünglichen Willen ihrer reichen Eltern verheirathete; er machte mit Hülfe ihrer Familienbeziehungen Karriere als Beamter, dafür dankte er seiner Frau mit allerlei schmählicher Untreue in und außer dem Hause. Ihre Tochter geräth beim Klavierunterricht Stara's in Versuchung, die gleiche romantische Thorheit zu begehen wie einst die Mutter; aber die moderne Jugend ist doch nüchterner, und das Mädchen durchschaut rechtzeitig den Streber, um ihn mit lächelndem Hohn abzuweisen. Eine rührende Mädchengestalt aus dem Volk zeichnet David in der armseligen Therese, ein Kind der Sünde, das die Mutter

---

[1]) Berlin, Schuster u. Loeffler.

mit Schlägen auferzieht, weil es die Verlassene stets an ihre Thorheit erinnert; aber das Mädchen liebt diese verbitterte Mutter trotz aller Schläge, und als es selbst in Versuchung gebracht wird, wehrt es sich tapfer und geht auf der Flucht vor dem Versucher unschuldig zugrunde. Man könnte aus diesem Mädchenschicksal auf den tiefen Pessimismus des Dichters schließen, und man wird nicht fehlgehen damit. Der Roman ist, so viele humoristische Streiflichter auch in die Handlung fallen, sehr schwermüthig, düster im Grundton, man darf geradezu sagen: ingrimmig geschrieben. Keine Spur von dem Humor eines Murgers in seinen Scenen aus der vie bohème. Der Zorn ist so recht eigentlich Davids Muse. Die packendsten Scenen sind vom Pathos der Entrüstung getragen. Das verdirbt mir persönlich die volle Freude an der Dichtung, so bereitwillig ich die Originalität des Ganzen anerkenne. Der Roman bekundet aber jedenfalls die Befreiung Davids vom Banne Conrad Ferdinand Meyers, unter dem er lange stand, nur leider nicht auch zugleich den Fortschritt über die Novellenform hinaus, die er bisher gepflegt hat. „Am Wege sterben" ist, technisch betrachtet, eine Sammlung parallel laufender Novellen, die einzelnen Lebensläufe greifen nicht ineinander ein, bedingen sich nicht gegenseitig. Zu einem vollen epischen Behagen kann es daher nicht kommen, nur einzelne Scenen sind etwas breiter und zuständlich ausgeführt. Diese spröde und enge Form wird David noch überwinden müssen, das Zeug zum Romandichter, der mit weitem Blick und gediegener Bildung einen großen Ausschnitt aus einem bedeutenden Volkskreise schildern kann, besitzt er in vollem Maße.

Wien. Moritz Necker.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat April (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die Milchstraße zieht nunmehr tief am nördlichen Himmel in flachem Bogen vom westlichen zum nordöstlichen Horizont und ist dort nur in besonders dunklen Nächten zu bemerken. Im Nordwesten sind die Sternbilder des Stiers und des Orion im Untergang begriffen, doch sind die Sterne erster Größe Aldebaran (α im Stier) und Betelgeuze (α im Orion) noch in geringer Höhe über dem Horizont wahrzunehmen. Etwas höher steht im Stier gegenwärtig der Planet Venus, der als überaus hellglänzender Abendstern dort unsern Blick fesselt. Im Westen ist das Sternbild des Großen Hundes fast schon völlig untergegangen, höher stehen dort noch (diesseits der Milchstraße) das Sternbild des Kleinen Hundes mit dem Stern erster Größe Prokyon und etwas weiter gegen Norden die Zwillinge mit den beiden hellen Sternen Castor und Pollux. Noch weiter nördlich bemerken wir am oberen Rande der Milchstraße noch das Sternbild des Fuhrmanns mit dem Stern erster Größe Capella.

Im Südwesten erblicken wir etwas östlich vom Kleinen Hund und von den Zwillingen das Sternbild des Krebses mit dem bekannten, mit freiem Auge sichtbaren Sternhaufen der Krippe (Praesepe) und noch weiter gegen die Mittagslinie zu das Sternbild des Großen Löwen mit dem Sern erster Größe Regulus, darüber den Kleinen Löwen. Vom südlichen Horizont bis zum Sternbild des Krebses hin zieht sich das langgestreckte Sternbild der Wasserschlange mit dem hellen Stern Alphard.

Nur wenig nördlich vom Zenithpunkt passirt eben das bekannte Sternbild des Großen Bären den Meridian und auch das südöstlich von diesem stehende Sternbild der Jagdhunde (mit einem besonders schönen Spiralnebel in der Nähe des untersten Schwanzsterns des Großen Bären) hat sich der Mittagslinie beträchtlich genähert. Ebenfalls schon nahe dieser Linie steht im Süden das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spika (Kornähre) und noch tiefer kulminiren die Sternbilder des Bechers und des Raben.

Im Osten ist das Sternbild der Waage eben aufgegangen, ebenso, etwas mehr gegen Norden, das Sternbild der Schlange. Zwischen der letzteren und den Jagdhunden fesselt unsern Blick das Sternbild des Bootes mit dem schönen, röthlich glänzenden Stern erster Größe Arkturus. Unmittelbar nördlich vom Bootes bemerken wir die Sternbilder der nördlichen Krone, des Mauerquadranten und des Herkules.

Im Nordosten stehen noch ziemlich tief die Sternbilder der Leier mit dem Stern erster Größe Wega und des Schwans mit dem hellen Stern Deneb. In geringer Höhe über dem nördlichen Horizont sind endlich noch die Sternbilder der Eidechse, der Cassiopeja, des Cepheus und des Perseus wahrzunehmen.

Die Sonne steht am Anfang des Monats in ihrer mittleren Entfernung von der Erde (der astronomischen Längeneinheit = 20.14 Millionen Meilen, entsprechend dem nunmehr ziemlich allgemein angenommenen Parallaxenwerth 8.80"); im Laufe des Monats nimmt diese Entfernung um rund 167,000 Meilen zu. Der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe sinkt entsprechend dieser Entfernungszunahme von 31' 59.8" auf 31' 44.3" herab. Die Mittagshöhe der Sonne nimmt beständig zu, sie beträgt um die Mitte des Monats rund 52°.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

April	Aufgang		Untergang	
1.	5 h 54 m	morgens	6 h 41 m	abends
8.	5 40	„	6 51	„
15.	5 26	„	7 1	„
22.	5 13	„	7 11	„
30.	4 59	„	7 23	„

Die Tageslänge wächst demnach im Laufe des Monats um 1 Stunde 37 Minuten, sie beträgt am Ende des Monats (ohne Dämmerung) 14 Stunden 24 Minuten. Der Zuwachs ist, da vom 16. April an die Sonne vor 12 Uhr mittlerer Ortszeit kulminirt (die „Zeitgleichung" also negativ ist), in den Morgenstunden um rund 1/4 Stunde größer als in den Abendstunden.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat April sind folgende:

6. April	10 h	abends	Erstes Viertel
11. „	11	vorm.	Erdferne
15. „	2	nachts	Vollmond
22. „	4	nachm.	Letztes Viertel
27. „	6	früh	Erdnähe
29. „	6	früh	Neumond.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

April	Aufgang		Untergang	
1.	6 h 18 m	morgens	9 h 19 m	abends
8.	12 31	nachm.	2 34	nachts
15.	7 56	abends	5 10	morgens
22.	1 20	nachts	10 58	vormittags
30.	5 28	morgens	9 19	abends

In der Nacht vom 2. auf 3. April findet eine Bedeckung des Planeten Venus, am 18. April abends eine solche des Planeten Jupiter durch den Mond statt; beide Bedeckungen sind jedoch in unsern Breiten nicht sichtbar. Am 20. April wird ferner der Planet Saturn vom Monde bedeckt, aber auch diese Bedeckung kann bei uns, da sie schon nachmittags gegen 4 Uhr stattfindet (zu welcher Zeit Saturn noch nicht aufgegangen ist), nicht beobachtet werden.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind auch im Monat April verhältnißmäßig günstige.

Merkur ist noch bis zum 6. April rückläufig, dann rechtläufig im Sternbild der Fische. Sein Abstand von der Erde steigt dabei von 12.1 auf 19.8 Millionen Meilen an, was eine Abnahme seiner durchschnittlich zur Hälfte beleuchteten Scheibe von 11.1" auf 6.8" zur Folge hat. Merkur geht am 7. April durch den niedersteigenden Knoten, am 17. April durch das Aphelium seiner Bahn, am 22. April erreicht er

seine größte westliche Elongation (Winkelabstand von der Sonne) mit 27° 18′. Am 3. April steht Merkur ferner mit dem Planeten Mars, am 27. mit dem Monde in Konjunktion. Merkur geht während des ganzen Monats etwa 3/4 Stunden vor der Sonne auf, kann also unter günstigen Umständen in der Morgendämmerung am östlichen Himmel für kurze Zeit als Morgenstern wahrgenommen werden.

Venus durchquert in rechtläufiger Bewegung das Sternbild des Stiers. Ihre Entfernung von der Erde sinkt im Laufe des Monats April von 18.8 auf 14.1 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 58 Proz. beleuchteten, also schon ziemlich sichelförmigen Scheibe steigt dementsprechend im gleichen Zeitraum von 18.1″ auf 24.1″ an. Venus geht am 2. April durch das Perihel ihrer Bahn, am 24. April erreicht sie ihre größte nördliche heliozentrische Breite, am 29. April ihre größte östliche Elongation mit 45° 35′; am 3. April wird sie (s. oben) vom Monde bedeckt. Venus geht während des ganzen Monats etwa 4 1/4 Stunden nach der Sonne unter, ist daher als hellstrahlender Abendstern bis tief in die Nacht hinein am westlichen Himmel sichtbar.

Mars besitzt rechtläufige Bewegung im Sternbild der Fische. Sein Abstand von der Erde beträgt am 1. April 46.6, am 30. April 45.7 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe beläuft sich durchschnittlich auf 4.1″. Mars geht in der zweiten Monatshälfte reichlich 3/4 Stunden vor der Sonne auf, kann also unter günstigen Umständen tief am östlichen Morgenhimmel wahrgenommen werden. Am 27. April kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Jupiter setzt seine langsame rückläufige Bewegung an der Grenze der beiden Sternbilder Skorpion und Schlangenträger fort. Seine Entfernung von der Erde vermindert sich im Laufe des Monats von 96.5 auf 89.6 Mill. Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe steigt dementsprechend von 38.0″ auf 41.0″ an. Jupiter geht im April durchschnittlich um 10 3/4 Uhr nachts auf, kann also sammt seinen vier helleren Monden von Mitternacht an bequem beobachtet werden. Eine am 18. April stattfindende Bedeckung des Planeten durch den Mond ist nur auf der südlichen Halbkugel sichtbar.

Saturn bewegt sich nur um wenige Bogenminuten rückläufig im Sternbild des Schützen, nähert sich aber dabei der Erde derart, daß sein Abstand von 200 auf 190 Mill. Meilen herabgeht und der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe von 15.6″ auf 16.2″ ansteigt. Die scheinbaren Dimensionen seines elliptischen Ringes sind im Durchschnitt: große Achse 38.7″, kleine Achse 16.9″. Saturn geht um die Mitte des Monats etwa um 12 3/4 Uhr nachts auf, steht also in den frühen Morgenstunden, in welchen er seine größte Höhe am Himmel erreicht, für die Beobachtung am günstigsten. Eine am 20. April stattfindende Bedeckung des Planeten durch den Mond ist nur auf der östlichen Erdhälfte sichtbar.

Uranus bewegt sich um etwa eine Vollmondsbreite rückläufig im Sternbild des Skorpions. Sein Abstand von der Erde beträgt durchschnittlich 369 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 3.9″. Uranus geht um die Monatsmitte schon vor 11 Uhr nachts auf, kann also von Mitternacht an beobachtet werden. Am 18. April abends 9 Uhr wird er vom Monde bedeckt; da er um diese Zeit noch unter unserm Horizont weilt, ist aber auch diese Bedeckung bei uns nicht sichtbar.

Neptun geht um beiläufig 1/2° rechtläufig im Sternbild des Stiers vorwärts. Sein Abstand von der Erde beläuft sich im Durchschnitt auf 611 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe auf 2.3″. Er geht durchschnittlich um Mitternacht unter, kann also in der ersten Hälfte der Nacht mit besseren Fernrohren beobachtet werden. Am 5. April früh 3 Uhr (also einige Stunden nach seinem Untergang) wird auch dieser Planet vom Monde bedeckt.

Kometen. Der von M. Giacobini in Nizza entdeckte schwache Komet 1900, a konnte nunmehr auch auf einigen anderen Sternwarten beobachtet und photographirt werden; er geht am 28. April durch das Perihel seiner parabolischen Bahn.

Sternschnuppen. Am 20. April passirt die Erde die Bahn eines Meteoritenschwarmes, der vom Sternbild der Leier (gegenwärtig am nordöstlichen Himmel) auszustrahlen scheint und deßhalb den Namen Lyraiden führt; es werden demnach in klaren, mondfreien Nächten vor und nach dem angegebenen Datum zahlreiche Sternschnuppen zu beobachten sein, deren Radiationspunkt in der Nähe des hellen Sterns Wega (α in der Leier) liegt. Die Bahn dieses Sternschnuppenschwarmes, dessen periodische Erscheinungen bis in das Jahr 687 vor Christi Geburt zurück verfolgt werden können, entspricht der des Kometen 1861, I (Umlaufszeit 415 Jahre). Ferner sind im Monat April mehr oder weniger lebhafte Sternschnuppenfälle zu erwarten aus dem Sternbild der Waage, aus dem Drachen (Drakoniden) und aus dem Herkules.

-rt-

K. **Rostock.** Der Antrag der hiesigen Kaufmannschaft, der Landesuniversität und der Stadt Rostock, in Verbindung mit der großherzoglichen Universität eine Handelsschule zu errichten, ist vorläufig vom großherzoglichen Ministerium abgelehnt worden. Dagegen sollen bei genügender Betheiligung in der Zeit vom 18. Juni bis 28. Juli an der Universität Hochschulkurse stattfinden, wie solche bereits an anderen Universitäten mit Erfolg zur Einführung gelangt sind. Fünfzehn der hiesigen Dozenten aus allen vier Fakultäten haben ihre Dienste für dieses gemeinnützige Unternehmen zugesagt. — Der erste Assistenzarzt an der Landesirrenheilanstalt Gehlsheim, Dr. med. U. Scheven, hat sich als Privatdozent an der hiesigen Universität habilitirt.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 4. April. Nummer 78.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber neue Wörter.

Die deutsche Sprache hat den Ruhm, bei ihrem hohen Alter immer noch fruchtbar an neuen Wortbildungen zu sein. Bei genauem Zusehen schwindet der Ruhm etwas. Nur die Zusammensetzung von Wortstämmen zu neuen Ganzen ist uns in ungeschwächter Freiheit und mehr als den allermeisten anderen Kultursprachen eigen. Sie genügt für recht viele Fälle, wo eben das moderne Kulturleben selbst durch Verbindung Neues schafft („Eisenbahn", „Dampfwagen"). Einfache Begriffe zu prägen ist viel schwerer und die Mittel hiefür sind — etwa mit denen der althochdeutschen Zeit verglichen — sehr dürftig. Bei Hauptwörtern herrscht fast ausschließlich die Ableitung mit -er und in abscheulicher Ausdehnung -ung. Einfache Bildungen, wie die Reine (Reinheit), Kleine (Kleinheit), Schöne (Schönheit), Bäcke (Bäcker) sind der Schriftsprache, wie es scheint, unwiederbringlich verloren; ihre noch vorhandenen Vettern und Basen (Größe, Höhe, Erbe) sind vereinzelt und unfruchtbar. Bei den Zeitwörtern ist fast nur noch die Endung -ieren zur Vermehrung berufen.[1]) Einfache Eigenschaftswörter, Verhältnißwörter u. s. w. werden kaum mehr entstehen, nur neue Ableitungen, Zusammensetzungen, Umschreibungen tauchen auf. Was wir an Leichtigkeit des Satzbaues gewonnen, wird so fast durch die Schwerfälligkeit der Worte wieder ausgeglichen.

Und doch ist auch unsre Zeit nicht ganz unfruchtbar in der Erfindung neuer Worte von einfachem Bau, ohne Anleihe bei älteren Worten. Wenn in der Urzeit neue Worte sich immer in ihrem Klange an sinnlich Wahrnehmbares angeschlossen haben, wenn dann später aus den überlieferten Wortstämmen nach Analogien neue Wörter mit eigener, meist engerer, wohl aber auch weiterer Bedeutung herauswuchsen, war es recht jungen Zeiten vorbehalten, Wörter sozusagen aus Nichts zu machen, aus Lauten zusammenzusetzen, die mit dem Wesen des dadurch zu Bezeichnenden nichts zu thun haben, auch bisher in ähnlicher Bedeutung nicht verwendet waren. Ansätze zu rein willkürlicher Wortschöpfung mögen weit hinaufreichen. Sie sind nahegelegt durch vereinzelt begegnende Wörter aus fremden Sprachen. In der höfischen Epik des Mittelalters begegnen uns bisweilen fremdartig klingende Eigennamen, die von den Hörern und Lesern als bretonische oder französische angesehen worden sein mögen, aber von den deutschen Dichtern mehr oder weniger frei erfunden wurden. Unter den geographischen Namen jener Zeit werden darum manche wahrscheinlich immer der Erklärung sich entziehen. Erst in neuerer Zeit aber tritt die Erfindung von Wörtern breit hervor; sie hängt enge mit den Fortschritten der Technik, der Chemie zumal, und des Verkehrs zusammen. Erste Spuren der neuen Richtung mögen in Worten wie Opodeldok und Gas vorliegen. Jetzt sind sie zu Hunderten im Umlauf. Polizeibeamte, Untersuchungsrichter geben an, daß Gauner, die sich einen falschen Namen beilegen, regelmäßig, wie unter einem psychischen Zwang, mit dem Namen an irgend etwas oder Jemand in ihrer Umgebung anknüpfen. So ist es auch bei den Neubildungen in Chemie und Technik. Die neuere chemische Terminologie verdiente einmal von rein sprachlichem Standpunkt aus gewürdigt zu werden. Sie zeichnet sich manchmal nicht durch Kürze und leichte Sprechbarkeit, wohl aber durch Deutlichkeit und Zweckmäßigkeit aus. Sie hat, — so viel ich sehe, allerdings fast nur auf dem Gebiet der Hauptwörter — neue Lautverbindungen von ganz bestimmten Funktionen geschaffen oder abstrahirt (-it, -id, -at, icus, -osus), die alle aus der lateinisch-griechischen Terminologie abgeleitet sind. Wichtiger als die wissenschaftlichen Wortungethüme sind die für die Technik zugerichteten kurzen Stoffbezeichnungen (Mentol, Karbol, Ligroin, Carbid, Acetylen u. s. w.) und die Symbolsprache der Bücher. Die letztere gliedert sich sonstigen Erscheinungen der papierenen Sprache an, auf welche Behaghel in seinem Zittauer Festvortrag[2]) treffend hingewiesen hat. Der Verselbständigung von Abkürzungen wie SC, DC, D- in D-Zug. Solche Buchstabenrätsel werden uns geschrieben, gedruckt, gewebt, geschnitzt und gegossen allerorten aufgegeben und haben auch dem Volkswitz Stoff genug geliefert.[3]) Der Chemiker benennt bekanntlich in der Schrift die Elemente mit dem Anfangsbuchstaben des Namens, dem nach Bedarf noch ein zweiter Kennbuchstabe beigegeben wird; also H=Hydrogen, O=Oxygen u. s. w. Zusammengesetzte Stoffe werden aus den Symbolen der Theile mit beigesetzten Verhältnißzahlen dargestellt. Ganz natürlich liest man nun der Kürze halber eine Formel etwa HO^2 haozwei; alle Formeln sind freilich nicht so leicht sprechbar und viele müssen deßhalb beim l a u t e n Lesen gelöst werden. Offenbar haben wir es hier mit einer neuen papierenen Sprechweise in ihren Anfängen zu thun. Wie man sich gewöhnt hat, beim Sprechen den Stil der geschriebenen Rede nachzuahmen, so wird hier das Buchstabenbild als Bezeichnung des Begriffs verwendet, ähnlich wie bei mathematischen For-

1) Warum nicht telephonen, telegraphen?

2) Wissenschaftliche Beihefte des Allgem. Deutschen Sprachvereins Nr. 17/18, S. 225.

3) Hiefür Beispiele in den Mittheilungen und Umfragen des Vereins für bayer. Volkskunde 1899, Nr. 4. Verwandt sind die alten Symbole IHS, ΙΧΘΥΣ; gewiß ohne Rücksicht auf den Gesammtsinn hat auch das alte SPQR eine gewisse unmittelbare Wirkung geübt. Sympathische Formeln K+M+B und viele andere, wie sie jedes alte Rezeptbuch zeigt, seien gleichfalls in Erinnerung gebracht.

meln, ohne daß der Sinn der Theile des Bildes in jedem Fall klar ausgeprägt zum Bewußtsein zu kommen braucht. Die Erstarrung der Symbole wird voraussichtlich Fortschritte machen.

In der Technik hat man bei der Namengebung für ganz bestimmte Erfindungen zunächst und meist zur Wortverbindung gegriffen, theils aus einheimischem theils aus lateinisch-griechischem Stoff (Dampfschiff-, Eisenbahn, Telegraph, Telephon). Wo es sich aber darum handelte, verschiedene Herstellungen und Formen derselben Dinge auseinander zu halten, besonders für den gesetzlichen Schutz der Waarenbezeichnung, reicht das vorhandene Sprachmaterial nicht aus; kleine Aenderungen wie Graphophon neben Grammophon und Phonograph, Paragraph neben Anastigmat, Orthostigmat ließen sich nicht überall anbringen, auch nicht mit Hülfe eines technischen Philologen; Vergleiche erschöpfen sich auch allmählich (Adlerrad, Lynkeioskop), Uebertragungen von einer Gruppe auf die andere (mit Anlehnung an „aktuelle" Worte, wie Excelsior für Fahrräder, Radlampen, photographische Apparate, photographische Entwickler, Stative, Phonographen u. a.) werden langweilig: man machte die Wörter selbst, aber wie die oben angezogenen Gauner, nicht aus Nichts. Wenn ich nicht irre, sind es die Engländer gewesen, die einen neuen Weg wiesen. Bei ihnen spielen die oben erwähnten Buchstabenzeichen schon längst eine Rolle (MP, BA, DCA u. s. w. in Titeln, dann Namen von Verkehrsgesellschaften u. dgl. werden, wie mir von unterrichteter Seite mitgetheilt wird, sehr gewöhnlich mit dem Buchstabenwerth der Abkürzungen gesprochen also Empi, Biäh u. s. w.). So war es kein großer Schritt, die Buchstaben des Fabrikstempels als Wortzeichen zu verwerthen. Die unsprechbaren Konsonantenzusammenstellungen werden geschmeidig, sobald man ihnen die Namen im Alphabet gibt. Das erste deutsche Beispiel hiefür, das mir begegnete, sind die RT-Fabrikate des Hauses Romain Talbot in Berlin. Die Firma hat für richtiges Lesen gesorgt, indem sie neben dem Siegel RT Errtee ausschreibt. Ein anderes Beispiel ist der Agfa-Verstärker[4]) der Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation; NPG-Papier heißt ein Fabrikat der Neuen Photographischen Gesellschaft in Berlin, GS-Papier ein anderes von Gustav Schäuffelen; woher die ES-Platten ihren Namen haben, weiß ich nicht.

In all diesen Fällen liegt nun eine ganz andere Erscheinung vor als in SC und BV und dergl.; nicht eine scherzhafte Verwendung der Abkürzungsbuchstaben, die schließlich alltäglich, drum ernst geworden ist, sondern die Buchstaben treten als selbständiges Gebilde neben dem Vollwort auf; nicht die Firma R. Talbot nennt sich Errtee, sondern einer ihrer Artikel wird so, und zwar immer so, nicht etwa einmal R. Talbotplatten genannt. Vor Gericht, beim Patentamt gilt nur der Buchstabenname und wird als W o r t gesetzlich geschützt.

Bestimmter als die Gruppe RT weist eine andere auf England; äußerlich eine Weiterbildung, scheint sie doch ganz unabhängig von derselben. Ganz dem englischen Geist entsprechend ist starke Wortverkürzung auf eine die Bedeutung tragende ein- oder zweisilbige Form; so Photo für alle Ableitungen von Photograph, Stereo für Stereoskop, Velo für Veloziped. Solch komprimirte Formen sind zu Dutzenden vorhanden und bereits wieder Quellen neuer Ableitungen geworden, besonders wieder auf technischem Gebiet, so auch und vielleicht zuerst in Deutschland, in der technischen Chemie; so wenn aus Diamidophenolsulfat ein Amidol ausgeschält wird; wenn ein langathmiges Ortho- oder Meta-Präparat einfach in Orthol und Metol zusammenschrumpft, wobei die häufig chemische Endung -ol gewissermaßen den Punkt in der schriftlichen Abkürzung ersetzt. An solche Bildungen haben sich dann solche von zweifelhafter Berechtigung angeschlossen, von Leuten gemacht, die nicht Latein und Griechisch, vielleicht auch nicht viel von Chemie verstehen[5]) wie Rapitol (Schnellentwickler), Tubol (Klebstoff in Tuben), Graphol, Romanol 2c. In all diesen Wörtern ist immer nur e i n Theil des Begriffes lautlich vertreten. Gründlicher, aber auch viel kühner gingen nun andere Wortschöpfer vor, indem sie von einer längeren Silbenreihe mehrere herausgriffen, ohne sich um den begrifflichen Inhalt und die etymologische Abgrenzung zu kümmern. Vorbildlich für diese Gruppe ist — in der photographischen Industrie wenigstens — vielleicht das Beispiel Li-Papier geworden, verkürzt aus Liesegang-papier. Unterstützt wurde diese Art durch die Telegrammadressen wie Ungerhoff für Unger und Hoffmann. Eine große Zahl von rätselhaften Worten gehören hierher; so Botplatten (= Romain Talbot-Platten), Rombotplatten (ebenso), Riepos-Brom (Bromsilberpapier von Riebensahm und Posselt), Elconal (von Ellon und Compagnie). Gewiß sind auch die meisten unerklärlichen Namen wie Kodak, Ennamo-Papier, Lito-Vignetten, Poco-, Premo-, Camera, Dekko-, Sekko-, Nikko-Papier, Queston-Entwickler, Solaro-Papier, Sental-Platten, Stedik-Federn, auch wohl der neue Name Lemco für das Fleischextrakt der Liebig-Compagnie, die Ronuk-Politur so zu erklären, und ist die Reihe derartiger Neuwörter erst begonnen.

Eigen ist den allermeisten oben besprochenen Wortformen, daß sie von Erfindern, Fabrikanten für eine von ihnen sozusagen beherrschte Sache und zwar nicht für ein Ding sui generis, sondern für Abarten eingeführt worden sind, in einem engen Kreise gekannt und verwendet worden und voraussichtlich sich keines langen Lebens zu erfreuen haben. Es muß dies betont werden, damit man nicht von ihnen aus die Berechtigung zu willkürlichen Neubildungen für allgemein verbreitete und dauernde Dinge und Einrichtungen ableite. Es mag ja wohl im Leben Vereinfachung, Verkürzung eintreten und leider ist, wie oben bemerkt, schon geschehen, zumal in England (Stereo, Velo, Photo); aber ob die verkürzten Formen fest werden, hat nicht der Wunsch des Einzelnen zu entscheiden, sondern einfach die Gesammtheit, und sie wird eine Verkürzung annehmen, wenn sie nöthig oder auch nur bequem und durch Analogien dem Sprachgefühl sympathisch ist. Die oben angeführten Stereo 2c. vergleichen sich den längst üblichen Verkürzungen der Vornamen. Ganz unstatthaft aber scheint mir, aus deutschem Wort- und Silbenmaterial neue Wörter, etwa für Fremdwörter, zu bilden, die vom heutigen Sprachgefühl abgelehnt, nicht verstanden werden. Deßhalb ist die Verdeutschung der Monatsnamen mit Formen wie Linding, Scheiding, Gilbhart eben keine Verdeutschung, sondern hier ist nur ein fremdklingendes Fremdwort durch ein deutschklingendes ersetzt.[6])

O. B r e n n e r.

[4]) Ich entnehme meine Belege aus der Photographensprache, bei welcher die Technikersprache am weitesten ausgreift.

[5]) Eine Bildung aus solchen Kreisen, die dem Philologen den Magen umkehren kann, ist O r a t i o g r a p h für Redeschreiber, Phonograph!!

[6]) Es ist den meisten Lesern wohl nicht bekannt, daß die Vertheidiger der künstlichen „deutschen" Monatsnamen bereits bis zum Deutschen Kaiser mit ihren Wünschen vorgedrungen sind und sich Hoffnung auf allerhöchste Unterstützung machen. Der Allgem. Deutsche Sprachverein hat deßhalb erst in jüngster Zeit wieder sich auf das Entschiedenste gegen solche Bestrebungen erklärt und seine Erklärung auch den von anderer Seite um Unterstützung der „Verdeutschung" angegangenen Stellen unterbreitet.

Die Handels- und Wirthschaftspolitik Max Emanuels von Bayern in den spanischen Niederlanden.

Von Georg Friedrich Preuß.

II.

Diese, den gesammten Erdball, wenn auch in winzigen Verhältnissen allzu kühn umspannenden Projekte blieben nicht die einzige Aeußerung des sich nach dem Frieden frisch hervorwagenden niederländischen Unternehmungsgeistes. Man suchte nicht nur neue Verbindungen zu knüpfen, sondern auch alte wieder zu beleben. Durch die kontinuirlichen Kämpfe von Kaiser und Reich gegen die von Südosten andrängende Türkengefahr war der einst lebhafte Levante-Handel der Niederlande vernichtet worden. Im Jahre 1698 überreichte Bergueyck im Namen des flandrischen Staatsrathes dem Kurfürsten-Statthalter eine Denkschrift, derselbe möchte die Vermittlung König Karls bei dem Kaiser anrufen, damit die Niederlande als Glied des zum Reiche gehörigen burgundischen Kreises ausdrücklich in den bevorstehenden Türkenfrieden aufgenommen würden. Trotzdem der Staatsrath im Hinblick auf die dadurch ermöglichte Wiederaufnahme des levantischen Kommerziums den Antrag befürwortete, gab der König, dem bezeichnenderweise das Gewissen schlug, Handelsbeziehungen seiner katholischen Unterthanen mit den Ungläubigen zuzulassen, erst dann nach, als sein getreuer Beichtvater Martilla, sowie die in solchen Fällen entscheidende „Junta de conciéncia" erklärt hatten, daß das Seelenheil jener dadurch nicht gefährdet sei. Auch an den spanischen Gesandten bei der Wiener Hofburg, den ihm ergebenen Bischof von Solsona, richtete M. Emanuel die Aufforderung, sein Vorhaben zu unterstützen und dieser erklärte sich sofort dazu bereit. Bei dem Kaiser, der wohl fühlen mochte, daß man den Niederländern für die vom Reiche vielfach erfahrene Vernachlässigung eine Genugthuung schuldig sei, ist der Gedanke auf keinen Widerspruch gestoßen. Der Friede von Carlowitz eröffnete den niederländischen Schiffen von neuem die Häfen der Levante.

Hand in Hand mit diesen Bestrebungen nach neuen Absatzgebieten gingen die ernstgemeinten Versuche, dem Binnenlande die Zugänge zum Meere zu erleichtern, und dadurch die verderblichen Folgen der Scheldesperrung zu umgehen. Die Projekte zu einer mehr oder weniger umfassenden Kanalisation lassen sich bis in die Mitte des Jahrhunderts verfolgen, jetzt war dieselbe zur Nothwendigkeit geworden, sollte die Gründung der Handelskompagnie auch den Erzeugnissen des inneren Landes zugute kommen. Da Ostende als Sitz der Kompagnie bereits bestimmt war, mußte es auch der Ausgangspunkt des binnenländischen Handels werden. So beabsichtigte man, es zunächst mit Brügge in Verbindung zu setzen, welches vor dem Zurückweichen des Meeres an dieser Küste durch die Vermittlung seines Hafenplatzes Damme selbst Seehandel in größtem Stile getrieben hatte. Auch damals war Brügge noch Centrum eines vielmaschigen Kanalnetzes, welches es nach dem Meere zu mit Ypern, Focanes und Nieuport nach dem Inneren mit Gent verbanden. Der weitere Plan ging jetzt dahin, einen Hauptkanal mitten durch das damals noch unfruchtbare und sandige, heute durch höchste Bodenkultur ausgezeichnete Waasland von Brügge bis St. Marie an der unteren Schelde oberhalb Antwerpens zu führen. Vermittelst der noch unter dem Einflusse von Ebbe und Fluth stehenden Dyle und der Senne, welche beide den rechten Nebenfluß der Schelde, die Rupel, bilden, war also weiterhin Ostende auch für Mecheln und Brüssel auf dem Wasserwege erreichbar. Die Kosten des Unternehmens wären nicht allzuschwer zu decken gewesen; meist handelte es sich nur darum, zu seichte Flußbette, versandete alte Kanäle wieder zu vertiefen und zu reguliren. Aber man dachte noch weiter!

Der Plan wird wahrhaftig großartig erst durch ein zweites, mit dem ersten offenbar in Zusammenhang gebrachtes Projekt, welches darauf hinausging, nicht nur die Scheldemündung, sondern auch die Mündungen von Maas und Rhein zu umgehen. Man projektirte die Idee folgendermaßen: die Senne sollte aufwärts bis zu dem damals hochberühmten Wallfahrtsorte Hal kanalisirt werden, von dort ein neu anzulegender Wasserlauf an Nivelles vorbei nach Charleroy führen, dem eben erst wiedergewonnenen reichsten Kohlengebiete des Continents, zugleich dem Centrum der schon in jener Zeit bedeutenden Glas- und Eisenindustrie. Wurde von dort die Sambre schiffbar gemacht, so war bei Namur die Maas mit leichter Mühe erreichbar.

Das waren Gedanken, in denen man eine gewisse Kühnheit der Konzeption, sowie praktische Berücksichtigung natürlicher Bedürfnisse nicht verkennen wird. Dafür spricht auch, daß sie heute bereits ihre Verwirklichung erfahren haben. Seit langem besteht eine Wasserverbindung des Kohlenbeckens von Charleroy mit Brüssel, die Sambre ist schiffbar, ein für alle Schiffe befahrbarer Kanal von Brügge nach der nördlich von Ostende gelegenen Seestadt Heyst geht seiner Vollendung entgegen. Und das, trotzdem die Schelde längst wieder für Belgien geöffnet, seit 1863 auch der Scheldezoll aufgehoben ist. Wie gesagt, es hat auch vorher nicht an Kanalisationsplänen gefehlt, allein welcher konnte sich mit jenem vergleichen? Und seine natürliche Bedeutung, die in der Verbindung des Maasgebietes mit Ostende bestand, wurde noch durch Momente gehoben, die völlig außerhalb des Gesichtskreises und der Berechnung seiner Urheber gelegen waren.

Die Geschichte des rheinischen Handels im 17. Jahrhundert bildet ein trauriges Kapitel unsrer nationalen Entwicklung. Wenn von einem deutschen Rheinhandel überhaupt geredet werden darf! Denn thatsächlich lag derselbe so gut wie ausschließlich in den Händen der Generalstaaten, für welche außerdem der Besitz der Durchfuhr eine Quelle unerschöpflicher Reichthümer bildete. Selbst die alte Handels-Metropole Köln, neben Mainz der einzige Stapelplatz des Mittelrheins, mußte sich mit Kommissionsgeschäften begnügen. Nun fehlt es allerdings nicht an ehrenwerthen Versuchen, dem Handel nach dem 30jährigen Kriege wieder auf die Beine zu helfen. Die meistbetheiligten Fürsten des Mittelrheins, die sog. vier Zollherrschaften Mainz, Trier, Köln, Pfalz, hatten zu diesem Zwecke ein Zollkapitel gegründet, welches alljährlich unter dem Vorsitze von Mainz einen Zollkapitelstag in einer der rheinischen Städte abhielt. Allein, was war damit gewonnen, so lange die nach Dutzenden zählenden Zollstätten bestehen blieben? In Folge des Orleans'schen Krieges hatten sich die Verhältnisse sogar noch wesentlich verschlimmert; die finanziellen Nöthen hatten zu neuen Zollauflagen gezwungen. Die Folge hievon aber, sowie willkürlicher „Extorsien" der Kommandanten an den rheinischen Zollplätzen war der gänzliche Verfall der Schiffahrt und des Kaufhandels auf dem Rhein gewesen. Die im Haager Archiv befindlichen Berichte Bilderbecks, des holländischen Residenten in Köln, gewähren uns werthvolle Einblicke in diese Verhältnisse. Seit Jahren war ferner die Vertiefung des Niederrheins im Holländischen eine offene Frage. Oft von den Hochmögenden bewilligt, ist die Ausführung zuletzt doch immer wieder hinausgeschoben worden. Den zahl-

reichen Klagen der betroffenen Schiffer und Kaufherren nachgebend, berief Kurfürst Lothar Franz von Mainz einen allgemeinen Zollkapitelstag —, um über die Mittel der Neubelebung der Rheinschiffahrt, eventuellen Nachlaß der Zölle zu berathen. Anfang Oktober 1698 trat dieser in Boppard zusammen; wie der vorhergegangene zu Bingen verlief er jedoch völlig resultatlos. Die Generalstaaten, welche gleichfalls eingeladen worden, waren überhaupt nicht vertreten; nach vier kurzen Tagen ging man auseinander; die Entscheidung aller wichtigeren Fragen blieb einer thatkräftigeren Zukunft vorbehalten.

Ließ man aber die alten und von allen Seiten schwer empfundenen Mißstände unbeseitigt, so lag den von Holland unabhängigen handeltreibenden Kreisen nichts näher, als sich nach einem Wege umzusehen, auf dem die Waaren unter billigeren Bedingungen zum Meere gebracht werden konnten.

Eine Steigerung der Maasschiffahrt auf Kosten des Rheins war die nothwendige Folge. Damit stiegen aber auch die niederländischen Staatseinnahmen aus den Flußzöllen. Und nicht das allein. Auch der Handelsverkehr der Niederlande mit den linksrheinischen deutschen Territorien konnte an Umfang und Bedeutung gewinnen. War erst die große Kanalanlage vollendet, so hatte Ostende unzweifelhaft auch die an der Maas gelegenen Provinzen zum alleinigen Hinterlande. Darüber hinaus aber mochte die weitsichtige Berechnung der Handelskompagnie ohne allzugroße Vermessenheit sich zu der Hoffnung erheben, einen wenn auch noch so geringen Theil des westdeutschen Handels von Maas und Rhein abzuziehen. Diese Erwägungen lagen doch nicht in so weiter Ferne, als uns scheinen mag. Wie wir später sehen werden, sind sie in der That von den Holländern gemacht worden!

Aber freilich; das Ganze war vorerst ein stolzer Traum.

Es spricht immerhin für den muthigen Geist der Arbeit, welcher jene Generation beseelte, die soeben einen schweren Krieg überwunden hatte, einem schwereren entgegenging, daß aus den breiten Massen diese Gedanken zu der Regierung emporstiegen. Im Mittelpunkt stand natürlich die Hauptstadt selbst, die durch jene Kanalisation zum Durchgangspunkt des gesammten Handels erhoben, unendlich viel zu gewinnen hatte. Der Magistrat überreichte dem Kurfürsten Anfang 1699 seine darauf bezüglichen Pläne, die dem Brüsseler Hofe längst nichts neues waren. Am 8. April 1699 erging der geheime kurfürstliche Befehl zum Beginn der Arbeiten; um den Handelsneid des nördlichen Nachbars nicht vorzeitig zu wecken, sollte zunächst der Binnenkanal zwischen Brüssel und Namur in Angriff genommen werden. Schon war der Tag für die pomphafte Feierlichkeit angesetzt, durch welche der Kurfürst den denkwürdigen Tag des Beginns zu feiern gedachte, nicht einmal der silberne Spaten fehlte, mit dem Max Emanuel die erste Erde ausheben sollte, da bereitete die gefürchtete holländische Mißgunst dem hoffnungsreichen Unternehmen ein jähes Ende. Das Geheimniß war, wie sich in jenen Zeiten diplomatischer Allwissenheit, nun gar bei so öffentlichen Handlungen eigentlich ganz von selbst verstand, nicht gewahrt worden. Dijkvelt, stets ein aufmerksamer und scharfsichtiger Beobachter der Brüsseler Regierungskreise, erhielt Befehl, den Kurfürsten darüber zu interpelliren. Zugleich erschien eine holländische Deputation, mit welcher Max Emanuel wochenlang heimlich verhandelte. Dadurch kam das Gerücht in Umlauf und wurde von den immer breiter hervortretenden unzufriedenen Elementen willig geglaubt, daß die Deputation Geld und kostbare Geschenke in Mengen für Max Emanuel mit sich gebracht habe. Dieses Argument sei das ausschlaggebende geworden. Unter nichtigen Vorwänden habe man den Beginn der Arbeit zunächst hinausgeschoben, um den Gedanken zuletzt gänzlich fallen zu lassen.

Danach hätte also Max Emanuel infolge fremder Bestechung das Wohl der Niederlande geopfert.

Der Vorwurf ist schwerlich berechtigt. Man braucht nicht weit zu suchen, um natürlichere Gründe für die Aufgabe der Kanalanlage zu finden. Einmal überstieg die Ausführung des gewaltigen Gedankens wohl doch die materiellen und moralischen Kräfte der Bevölkerung. „Die Fieberhitze der Brüsseler — schreibt Max Emanuel am 16. Juli an Karl — läßt bereits nach, jetzt, da sie die großen Schwierigkeiten des Unternehmens erkannt haben.“ Sodann aber hatte Max Emanuel alle Veranlassung, die Generalstaaten nicht gegen sich zu erbittern. Die von Holland einlaufenden Beschwerden, daß der Handel von Dort, welches damals noch weit mehr als Rotterdam den Schiffsverkehr des Rheins vermittelte, durch den geplanten Kanal geschädigt werde, mußte um so eher Berücksichtigung finden, als ja Max Emanuel gerade damals politisch auf das Wohlwollen der Seemächte angewiesen war.

Andererseits aber verhielt sich die Madrider Regierung völlig indifferent. Von dieser Stelle aus hatte also Max Emanuel sicherlich keinen Einspruch zu erwarten, wenn der Gedanke nun doch nicht verwirklicht wurde. Umsoweniger, als es auch in Spaniens Interesse lag, die Generalstaten nicht ohne Noth herauszufordern. Seit der bekannten, noch immer unerledigten Schonenberg-Affaire hatten sich die Beziehungen zwischen Madrid und dem Haag so zugespitzt, daß sie weitere Spannungen nicht ertragen hätten. Kommerziell und politisch war Spanien bei dem schon vor Jahren erfolgten Abbruch des offiziellen diplomatischen Verkehrs zwischen den beiden Höfen stets der verlierende Theil gewesen. Demnach konnte der Erwägung gegenüber, daß die Krone Spanien bei ihrer notorischen Hülflosigkeit einen Bruch mit Holland und, was so gut wie gleichbedeutend war, mit England nicht herausfordern durfte, der Umstand nicht schwer ins Gewicht fallen, daß durch Anbequemen an die holländischen Wünsche vitale Interessen der eigenen Provinzen geopfert wurden.

So wirkten verschiedene Faktoren zusammen — nicht zuletzt wohl auch der Umstand, daß Bergueyk nicht mehr am Ruder war —, um den großen Gedanken zum Scheitern zu bringen.

Wie auf Hebung oder richtiger Neuschaffung des Großhandels, richtete sich die Sorge der Regierung auch auf die Förderung der Industrie. Das Merkantilsystem, welches sich bereits die halbe Welt erobert hatte, sollte die Basis bilden. Das war um so nöthiger, als durch den wirthschaftlichen Niedergang die kommerzielle Abhängigkeit vom Auslande sich gesteigert hatte.

Die einst beträchtliche Wollmanufaktur in den Niederlanden ging auf deutsche Anfänge zurück; Ausgang des Mittelalters waren dann niederländische Weber die Lehrmeister der Engländer geworden. Von England aber, wo die Wollverarbeitung bald ungeheuren Aufschwung genommen, wandte sich der Strom der Ausfuhr aller Arten von Woll- und Tuchfabrikaten zurück auf den Kontinent. Schon Ende des XVI. Jahrhunderts waren daher in den Niederlanden Verbote gegen fremde Wolleinfuhr ergangen, da diese Manufaktur noch immer einen Hauptzweig der heimischen Industrie bildete. Dann aber hatte Mitte des 17. Jahrhunderts Philipp IV. dieses System einseitig durchbrochen, indem er den Handel mit englischer Waare für Antwerpen frei-

gab. Zwanzig Jahre später wurde dieses Privileg auch für andere Städte erweitert, bis dann 1680 die Tucheinfuhr für das ganze Land fast ohne Beschränkung freigegeben wurde. Damit war nun freilich dem Eindringen der fremden Fabrikate Thür und Thor geöffnet, die englische Gilde der „wagenden Kaufleute" trat mit der niederländischen Industrie in deren eigenem Lande in siegreiche Konkurrenz. Zur Abwehr der immer reißenderen Ueberschwemmung mußte ein schützender Damm für die inländische Arbeit errichtet werden. Hier machten sich nun die Brüsseler Handwerksgilden, die sogenannten neun Nationen, welche eine feste Organisation besaßen, zu Wortführern des Gedankens. Im Januar 1699 stellten die Aeltesten dieser Korporationen, die „Doyens", an die Statthalterschaft das Ansuchen, die Rechte der Einfuhr zu beschränken. Auch hier kam Max Emanuel den Wünschen auf halbem Wege entgegen, Februar 1699 versammelte er Deputirte der bedeutendsten Städte in Brüssel, mit deren einstimmiger Billigung er am 1. April zwei Plakate publizirte, welche, im innersten Zusammenhang mit den merkantilen Ideen der Zeit, jede Einfuhr verarbeiteter Wolle, sowie die Ausfuhr wollenen Rohmaterials unter den strengsten Strafen verboten.

Dagegen aber erhob sich das Ausland in seltener Einmuth! Den Generalstaaten wenigstens stand hiebei ein formales Recht zur Seite. Der XXII. Artikel des Münster'schen Friedens zwischen Spanien und den Niederlanden (31. Januar 1648) bestimmte die Errichtung einer Art Doppelkammer (chambre mi-partie), eines zu gleichen Theilen aus Holländern und Niederländern bestehenden Tribunals, welches in den beiden Ländern abwechselnd tagte und neben wichtigeren Funktionen auch darüber zu wachen hatte, daß keiner der beiden Kontrahenten durch willkürliche neue Steuern des anderen geschädigt werde. Wissen wir auch nichts Bestimmtes darüber, so liegt doch die Annahme auf der Hand, daß gerade dieses Tribunal, welches den Generalstaaten als nie versagende Waffe diente, alle selbständigeren kommerziellen Regungen der Niederlande zu unterdrücken, auch jetzt dazu benutzt wurde, dem holländischen Protest Nachdruck und Berechtigung zu verleihen. Daß auch England, welches vielleicht am direktesten getroffen war, dagegen agitirte, versteht sich; weniger verständlich ist es, wenn Frankreich eine opponirende Stellung einnahm, wenn d'Harcourt in Madrid ein ernst gehaltenes Memoire überreichte, welches den nach dieser Richtung hin stets ängstlichen König veranlaßte, den Kurfürsten vor allzu weitgehenden Maßregeln zu warnen. Man beruhigte sich in Madrid erst, als Max Emanuel ein Gutachten des niederländischen Staatsrathes eingeholt hatte, welches jene Plakate als den Ausdruck des nationalen Willens darstellte.

Allein bald zeigte sich, daß dieser Wille durchaus nicht so einmüthig war, wie anfänglich scheinen konnte. Es liegen Gesuche der Provinzialstände von Limburg, Hennegau, Luxemburg und Namur vor — man sieht, jener Provinzen, deren Industrie nur gering war im Vergleich zu dem reicheren Westen — der Statthalter möge jene Verbote aufheben oder beschränken.

Ferner suchte Max Emanuel die Industrie durch Heranziehung ausländischer industrieller Kräfte zu heben, denen zur Erleichterung ihrer Etablirung gewisse Freiheiten von Zöllen und Abgaben bewilligt wurden. Ungehemmter und energischer Wettstreit mit diesen fremden Elementen, damit zu gleicher Zeit Gewinn ausländischer Kapitalien für das geldarme Land, dem doch zuletzt die Gründungen fremder Unternehmer zugute kommen mußten — das waren die Erwägungen, welche die Regierung hiebei geleitet und veranlaßt haben, durch Gründung von Fabriken für Seide- und Wollmanufakturen selbst dem Lande mit gutem Beispiele voranzugehen. Doch man erreichte mit all diesem ehrlichen Streben nur den gegentheiligen Erfolg. Indem der Staat selbst als Unternehmer hervortrat, erschien er den Massen sofort als neuer, gefährlicher Konkurrent, zugleich eiferten zahlreiche Flugblätter gegen die Gleichstellung eingewanderter Kaufleute mit den altprivilegirten Gilden.

In den unteren Schichten hatte allmählich die innere Unzufriedenheit eine solche Höhe erreicht, daß alle Regierungsmaßnahmen von vornherein mit kritischem Mißtrauen aufgenommen wurden, bis dann die unvermeidliche explosive Entladung erfolgte, die sich mit dem den Volksmassen in solchen Dingen stets innewohnenden richtigen Instinkt direkt gegen das Haupt des gesammten Systems, gegen Bergueyk selbst, gewandt hat.

Mit dessen Sturz schien auch Max Emanuels Schicksal besiegelt. Anderes kam hinzu, des Statthalters Stellung zu untergraben. Seit Jahren intriguirte die spanische Partei in den Niederlanden gegen ihn beim Könige, da sie ihn, wie wir wissen mit Recht, beargwöhnte, auf eine politische Trennung von der spanischen Monarchie hinzuarbeiten. Waren die wirthschaftlichen und handelspolitischen Reformen im vollen Einklang mit den breiten Massen des Volks eingeleitet worden, so fehlte es nicht an Opposition, als sie dann wieder aufgegeben werden mußten. Dazu traten schwere innere Krisen. In Brüssel schienen noch einmal die alten Zunft- und Ständekämpfe wieder aufleben zu sollen. Zuletzt hat es der Kurfürst trotz anfänglich großer Beliebtheit doch wohl nicht verstanden, sich zu den Niederländern in das richtige Verhältniß zu stellen. So sah er um sich herum einen Wandel der Stimmung, ein langsames Sichdrängen der Ereignisse, welchem er machtlos gegenüberstand.

Mitten hinein in diese drohenden Anzeichen fällt der Tod König Karls II. lange vorhergesehen und doch Allen zu zeitig. Seit dem Falle des „Löwen aus Mitternacht" auf Lützens grüner Haide hatte keines Mannes Sterben die Staatenwelt des Kontinents so mächtig erschüttert, wie das ruhmlose Abscheiden des letzten Habsburgers auf spanischem Throne. Für Max Emanuel war damit das Signal zu der folgenschwersten politischen Wendung gegeben. Im März 1701 schloß er den ersten seiner Verträge mit König Ludwig. Im Anschluß daran legte er die Statthalterschaft in andere Hände und brach nach seinen Kurlanden auf, hinter sich lassend unerfüllte Hoffnungen, halb ausgeführte Entwürfe — neuen, größeren Zielen seines phantastischen Ehrgeizes entgegeneilend.

Fassen wir kurz die Summe der wirthschaftlichen Bestrebungen zusammen. Was dem ersten Blicke auffällt, ist deren Vielheit. Auf allen Gebieten des kommerziellen und wirthschaftlichen Lebens begegnen uns Versuche in großartigem Maßstabe, hier und da bedeutsame Ansätze, Merkmale frisch pulsirenden Lebens; nur geringe Spuren jener Resignation, wie sie sonst durch die Wirkungen verlustvoller Kriege bedingt ist. Im Gegentheil: Kreis und Umfang der allgemeinen Interessen erscheinen im großen wie im kleinen nach den verschiedensten Richtungen erweitert. Die bedeutsamen merkantilen Ideen der Zeit finden Aufnahme und Verständniß und werden auf die heimischen Verhältnisse übertragen. Hiebei leihen die maßgebenden Faktoren der Verwaltung den populären Gedanken die Energie und Kraft der Ausführung. Man sucht sogar jene kolonisatorischen

Bestrebungen zu realisiren, welche die damalige Welt kaum minder als die heutige bewegt haben. Unzweifelhaft ist das Gesammtbild nach dem Kriege farbenreicher und lebensvoller, sind die selbständigen Regungen des Volksgeistes häufigere und kräftigere als unter Max Emanuels Vorgängern.

Aber freilich! Trotz alledem überwiegen bei weitem die Schatten. Zunächst, es herrscht fast viel zu viel Leben und Streben. Weniger wäre hier mehr gewesen. Denn jenes Leben war doch kein gesundes. Man überhastet die neuen Einrichtungen, als wüßte man, daß die Spanne Zeit ruhiger Entwicklung knapp bemessen sei, man übersieht die Geringfügigkeit der Mittel und baut in die Wolken. Infolge der Größe und Mannichfaltigkeit der Entwürfe verzetteln sich die schwachen Kräfte, gehen in der Verfolgung des einzelnen Zieles Ernst und Nachdruck verloren. Was Max Emanuel in der inneren Politik mangelte, das war der Geist ruhiger Abwägung und Bedachtsamkeit. Planmäßigkeit des Entwerfens, Stetigkeit der Ausführung würde man daher unter seiner Leitung vergeblich suchen, ebenso schnell als er Ideen faßte, erlahmte er in ihrer Durchführung. Der Fluch der Halbheit lag auf allem, was er ergriff. Jedoch ist bei alledem ein gutes Stück persönlicher Arbeit nicht zu verkennen; vor allem in den überseeischen Projekten bemerken wir den Antheil seiner in die Weiten schweifenden Phantasie. Gerade darum freilich waren die Erfolge nur minimale. Selbst die beste Kraft der Niederlande, Graf Bergueyck, wirkte hier doch auf einem Gebiete, wo jede praktische Vorbereitung, wie alle Erfahrung als Grundlage des Urtheils mangelte.

Wie anders mochte sich der Kurfürst bei seinem Einzuge in Brüssel seine und des Landes Zukunft gedacht haben. Diese Träume sind vor der Wirklichkeit der Thatsachen schnell zerronnen. Zuletzt mochte er zufrieden sein, wenn es ihm gelang, das ihm übergebene Wrack in der Brandung äußerer und innerer Noth vor dem Scheitern an ringsum drohenden Klippen zu bewahren.

Denn noch einmal sei es gesagt, ein Werk von ungeheurer Schwere lastete auf seinen Schultern. Man erkennt, daß die Niederlande das Opfer zweier todtfeindlicher Prinzipe geworden sind: dem Ringen Frankreichs nach der Universalmonarchie, wozu es den Besitz der Festungsbarriere erstrebte und erstreben mußte, auf der einen — den seemächtlichen Welthandelsinteressen, wobei vor allem die Generalstaaten jeder freien Regung kommerziellen Lebens in den Niederlanden eifersüchtig den Weg vertraten — auf der anderen Seite. Wahrlich kein Wunder, wenn da von den geplanten Aufgaben nur die wenigsten ihr Ziel erreichten. Nicht zuletzt möge auch darauf hingewiesen werden, daß die Statthalterschaft Max Emanuels nur drei Friedensjahre erlebt hatte. Man kann daher nicht einmal mit einiger Gewißheit sagen, wie weit jene zarten Pflanzungen überhaupt entwicklungsfähig gewesen wären. Der Kriegssturm, der Anfang des Jahrhunderts von neuem über das Land brauste, hat fast alle Spuren verweht.

Man wird also dieStatthalterschaft Max Emanuels mehr darnach beurtheilen müssen, was sie erstrebt, als nach dem, was sie erreicht hat. Denn alles in allem genommen: aus diesem Chaos absterbender Glieder, deren jedes aber doch krampfhaft an dem Prinzip der Selbstverwaltung festhielt, aus dem Schutte halb versunkener Kultur, verrotteter Privilegienwirthschaft, schwächlich geltend gemachter Hoheitsrechte, aus den Banden merkantiler Fremdherrschaft die lebensfähigen Elemente frei zu machen, zu sondern, zu sammeln und im Geiste staatlicher Neugründung schöpferisch auszubauen — das war eine Aufgabe, an deren Lösung wohl auch reichere Begabung und stärkere Kraft gescheitert wäre.

Am aussichtslosesten war von vornherein der Gedanke einer überseeischen Handelspolitik gewesen. Denn hier fehlte jede Basis. Kein Handel ist denkbar ohne starke Seemacht und ohne Hinterländer. In den spanischen Niederlanden aber mangelten beide Faktoren. Es lag nicht im Bereiche der möglichen Dinge, gegen den Handelsneid der Holländer aufzukommen, denn noch schrankenloser wie auf dem Lande herrscht auf hoher See das Gesetz des Stärkeren. Dazu krankten die Niederlande an demselben Uebel, welches einst den Niedergang der Hansa zur Folge gehabt hatte; hier wie dort fehlte der Schutz einer starken Staatsgewalt. Denn die spanische Monarchie entbehrte längst jeder selbständigen Bedeutung, sie war ein absterbender Körper, der für seine Glieder nichts übrig hatte. Bekanntlich hat später Karl VI. die Ostender Handelskompagnie noch einmal aufgerichtet, auch ihm sind die trüben Erfahrungen Max Emanuels nicht erspart geblieben. So ist die ozeanische Küste Flanderns deutscher Herrschaft verloren gegangen.

Bei aller Verschiedenheit der Verhältnisse unsrer machtvollen deutschen Gegenwart und der Schicksale jener abgesprengten Glieder des germanischen und romanischen Wesens vor zwei Jahrhunderten — die Lehre wird jeder auch aus dem fruchtlosen Streben der Niederlande unter M. Emanuels Statthalterschaft ziehen müssen, daß nur der Staat seinen Seehandel im Frieden zu erweitern vermag, der stark genug ist, ihn durch den Krieg zu schützen; für uns heute, an der Schwelle des neuen Jahrhunderts und wenn nicht alle Zeichen trügen, am Vorabend einer weltumfassenden Aera deutscher Geschicke: Mahnung und Warnung zugleich.

Mittheilungen und Nachrichten.

Erwiderung. Die in Nr. 64 der Beilage stehende Anzeige meines Buches über die Ambraser Handschriften gibt beide Titel unrichtig, indem im Haupttitel das Wort „Beitrag" in „Beiträge" geändert, im Untertitel aber ein wesentlicher Theil („Mit einer Einleitung über älteren Bücherbesitz im Hause Habsburg") beseitigt ist. Dies in formeller Beziehung. Schlimmer ist das Folgende. Zwar sind alle neuen Ergebnisse der Arbeit, durch welche die älteste Geschichte der Wiener Hofbibliothek auf eine neue Grundlage gestellt wird, widerspruchslos angenommen, deren Aufzählung erscheint aber durch eine Zahl von unrichtigen Zuthaten bereichert. Die übrigen Forderungen des Hrn. Recensenten haben mit den Absichten des Buches nichts zu thun. Das Buch hält, was es nach dem Titel verspricht, d. h. es gibt eine bibliographische Arbeit über den bezeichneten Stoff. Die Darlegung der vermißten literarischen und ähnlichen Interessen des Kaisers Maximilian I., besonders auf Grund der Gedenkbücher, ist schon längst von mehreren Seiten vortrefflich geleistet worden; eine nochmalige Wiederholung war also überflüssig. Es sei nur auf die „von berufenerer Feder" gegebenen, auf S. 50, 51, 54 ausdrücklich angeführten Darstellungen Ulmanns und Laschitzers hingewiesen. Die im Anhang zusammengestellten „Cimelien maximilianeischer (!) Herkunft" stehen dort, und nur dort mit vollstem Recht; die Begründung dazu gibt klar das S. 131 (oben) Gesagte. In dem S. 139, Absatz 4, bezeichneten Sinne gab es auch über das Diurnale keine „strittige Frage"; weder das Münchener noch das Besançoner Stück waren Besitz des Kaisers.

Wien. Dr. **Theodor Gottlieb.**

* *Essai sur le Mysticisme spéculatif en Allemagne au XIVème siècle* par *Henri Delacroix.* — Nicht zum erstenmal beschäftigen sich die Franzosen mit Eckhart: schon im Jahre 1846 hatte Ch. **Schmidt**, Professor der Theologie in Straßburg, „Etudes sur le Mysticisme allemand au XIVème siècle"

veröffentlicht, und dann war, 1871, das Buch Jundts: „Essai sur le Mysticisme spéculativ de Maître Eckhart“ erschienen. Wie Hr. Delacroix bemerkt, ist der Mysticismus ein echt deutscher Zug, der nicht allein in der Philosophie vorherrscht, sondern sich auf allen Gebieten geistigen Lebens geltend macht: er spiegelt sich im Gemüth wieder; ja, der junge Gelehrte glaubt ihn sogar in Deutschlands politischen Einheitsbestrebungen zu entdecken. Desto merkwürdiger, wenn einige deutsche Historiker, wie Tennemann, den Meister Eckharts nicht einmal erwähnten! Die Doktor-Arbeit des Hrn. Delacroix beweist gründliche Kenntnisse und ein tiefes Verständniß der behandelten Frage. Man merkt es ihr an, daß der junge Gelehrte Eckharts Vorschrift befolgt und sich seinem Gegenstande „mit Minne“ gewidmet hat. Der junge Doktor hat den deutschen Mysticismus in Heidelberg, München und Berlin studirt, wo ihm gelegentlich der fördernde Rath Harnacks zutheil wurde. Er hat zu seiner Studie die Werke Pfeiffers, Lassons und Pregers, vorzüglich aber die Arbeiten des P. Denifle benutzt. Sein Standpunkt im ersten Theil ist der des Historikers, während der zweite Theil einer rein philosophischen Darstellung des Eckhart'schen Systems gewidmet ist. — Meister Eckhart ist in der That keine Wundererscheinung ohne Berührungspunkt mit ihrer Zeit — wie es uns Lasson, Jundt und Preger leicht glauben machen könnten. Er ist vielmehr seiner Umgebung nahe verwandt, in der sich vielfach den seinigen ähnliche Tendenzen bemerkbar machen: er ist nur das Genie, welches zerstreute Richtungen zu systematisiren weiß. Ebensowenig wie seine Vorgänger hält sich Hr. Delacroix zu der Annahme berechtigt, daß Eckhart den Erigena direkt gekannt hätte; das Band zwischen beiden bildet Amaury de Bène und nach diesem die Amalricaner, welche, aus Frankreich vertrieben, ihre Zuflucht im Elsaß und den Rheinländern gesucht hatten. — Ein besonderes Kapitel widmet der Verfasser dann den Ortliebern, sowie den „Brüdern vom freien Geiste“, zwei Sekten, die, obgleich sie von den gleichen pantheistischen Grundanschauungen ausgehen, in der Ausbildung ihrer Lehre zu den entgegengesetzten Resultaten gelangen; gemeinsam mit den ketzerischen Begharden bilden sie den Boden, in welchem Meister Eckharts System tiefe Wurzeln fassen konnte. „Alle diese Sekten stellen eine volksthümliche Umwandlung des Neoplatonismus dar, während Eckharts Philosophie als eine wissenschaftliche Wiederherstellung derselben Lehre zu betrachten ist.“ Mit vielem Scharfsinn beweist Delacroix, daß Meister Eckhart (wie die meisten deutschen Historiker angenommen haben) in Thüringen geboren wurde. Doch schließt er sich nicht der Ansicht Pregers an, welcher in Eckharts System drei Perioden unterscheidet. — Was aber der Verfasser zum speziellen Gegenstand seiner Arbeit gemacht hat, ist Eckharts Theorie des Seins. Die Originalität des deutschen Mystikers besteht darin, daß er eine eigene Theorie neben die thomistische vom „reinen Actus“, von der unbeweglichen Einheit, vom „Esse est Deus“ — stellt. Zu Grunde liegt nicht die starre Unwandelbarkeit, sondern die Bewegung: anfangs ist nicht das Sein, sondern die Möglichkeit des Werdens. Ja, tiefer als Gott liegt die Gottheit, und den Werdegang von dieser Gottheit zu wirklichen Wesen beschreibt uns Hr. Delacroix in einer Weise, welche von seinem gründlichen Verständniß des Eckhart'schen Systems einen glänzenden Beweis liefert. Die Theorie des Bildes, dieses Gliedes zwischen der Gottheit und der Dualität — Gott und Welt — ist besonders gut dargestellt. Gott und Welt sind gleichzeitig, d. h. beide ewig. Gott schöpft aus sich selbst und der Prozeß der Welterzeugung trennt sich nicht von demjenigen des göttlichen Selbsterkennens. Hr. Delacroix widerlegt also die Theorie Lassons, der eine Schöpfung aus nichts annimmt — ebenso kritisirt er Preger, der sich gegen Eckharts Pantheismus wendet. — Die Philosophie des Meisters ist also sehr ketzerisch und Delacroix wundert sich, wie die Kirche nicht früher die Lehre Eckharts verurtheilt hat. Er erklärt es durch scharfsinnige Gründe und äußert sich dann streng über den Widerruf des Mystikers. Die nächste Verwandtschaft hat Eckharts System mit demjenigen des Areopagiten (der 89mal angeführt wird); wie dasjenige des Letzteren, ist das System Eckharts eine Wiederbelebung des Neoplatonismus, welchen der Deutsche aber in einer eigenthümlichen Weise korrigirt und erneuert. Höchst interessant ist es, zu sehen, daß die Aenderung keine willkürliche ist; indem Eckhart „das Sein wegläßt und nur den Geist behält“ — erscheint er vielmehr als der Vorgänger Hegels, als der Urvater der ganzen modernen Philosophie. — Trennt eine tiefe Kluft den Meister Eckhart vor der Scholastik? Delacroix bekämpft hier die Ansicht des P. Denifle, der Eckhart für einen orthodox Gläubigen erklärt und seine Meinung auf die lateinischen von ihm entdeckten Werke des Meisters stützt. Der Verfasser hält die lateinischen und deutschen Schriften für vollkommen übereinstimmend und hebt (vielleicht allzusehr) in dem deutschen Meister den Ketzer hervor.

Camille Bos.

T. **Noch eine Südpolar-Expedition.** Nachdem längere Zeit wenig Aussicht bestanden hatte, daß von England aus überhaupt eine Unterstützung der Südpolar-Forschung unternommen werden würde, wird jetzt außer der britischen, von der Königlichen Gesellschaft und der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London entsandten Expedition noch eine zweite ins Werk gesetzt werden. Diese geht ausschließlich von Schottland aus. Die Königliche Schottische Geographische Gesellschaft in Edinburgh hat die Leitung des Planes übernommen. Es wird ein Zusammenwirken mit der britischen und der deutschen Expedition in der Weise beabsichtigt, daß die schottische gerade die Lücken zwischen den Routen jener beiden ausfüllen soll. Während die deutsche Südpolar-Expedition im Süden des Indischen Ozeans und die britische im Süden des Stillen Ozeans vorgehen wird, soll die schottische in die Weddell-See südlich des Atlantischen Ozeans vordringen. Die Weddell-See-Route ist früher von Weddell, Bellingshausen und Roß mit Segelschiffen befahren worden, noch nie aber ist ein Dampfer in dieser Richtung nach Süden gegangen. Die Führung der Expedition hat William Bruce übernommen, der 1892 und 1893 im südlichen Eismeer und seitdem schon fünfmal im nördlichen Polarmeer gewesen ist. Die Ausfahrt der wissenschaftlichen Unternehmung wird mit der der englischen etwa gleichzeitig erfolgen, die Rückkehr ist auf das Jahr 1903 festgesetzt worden, wenn nicht die Mittel noch ein weiteres Jahr der Forschung gestatten.

* **München.** Der ordentliche Professor der Augenheilkunde an der hiesigen Universität Geh. Rath Dr. August Rothmund ist auf sein Ansuchen vom 1. August d. J. an von der Verpflichtung, Vorlesungen abzuhalten, sowie von der Vorstandschaft der ophthalmologischen Klinik enthoben worden. — Der Professor an der kgl. preußischen Forstakademie zu Eberswalde Dr. Emil Ramann ist, wie die „Vossische Ztg.“ berichtet, als ordentlicher Professor der Bodenkunde und Agrikulturchemie an die hiesige Universität berufen worden.

B. **Heidelberg,** 3. April. Dr. K. Rathgen, ordentlicher Professor der Nationalökonomie in Marburg, hat einen Ruf an unsre Universität erhalten. Ueber die Berufung eines Nachfolgers für den verstorbenen Staatsrechtslehrer Geh. Rath Georg Meyer sind zur Zeit Verhandlungen im Gange.

* **Berlin.** Bauinspektor a. D. Max Knauff in Berlin ist als Privatdozent für Städtereinigung an der kgl. Technischen Hochschule zu Charlottenburg zugelassen worden.

* **Aachen.** Der Professor der Bergwissenschaften an der hiesigen Technischen Hochschule Wilhelm Schulz ist am 1. April gestorben.

* **Gießen.** Zum ordentlichen Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik ist der außerordentliche Professor an der hiesigen Universität Dr. Peter Poppert ernannt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor und Adjunkt am Botanischen Garten an der Universität in Wien Dr. Karl Fritsch ist zum Professor der Botanik an der Universität Graz, der Privatdozent an der Universität und an der Technischen Hochschule in Wien Dr. Konrad Zindler zum außerordentlichen Professor der Mathematik an der Universität Innsbruck und der Kustos an der Bibliothek der Technischen Hochschule in Wien Dr. Eduard Fechtner zum Bibliothekar dieser Hochschule ernannt worden.

* **Budapest.** Der außerordentliche Professor Békefi ist zum ordentlichen Professor der ungarischen Kulturgeschichte an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Paris.** Francisque Sarcey, der am 16. Mai 1899 mitten aus der Arbeit abberufen wurde, hinterläßt nach einer kritischen Thätigkeit von 40 Jahren den Stoff für ungefähr 80 Bände. Er selbst hatte sich immer dagegen gesträubt, seine vielgelesenen Montagsfeuilletons des „Temps“ zu Bänden zu vereinigen. Seine Absicht war vielmehr, aus dieser ungeheuren Masse alles auszuscheiden, was nur aktuellen Werth hatte, und das übrige zu ergänzen, zu berichtigen und in systematische Ordnung zu bringen, so daß es eine Theorie und eine Geschichte des Theaters in Frankreich bilden würde. Der Tod kam dieser Absicht zuvor, aber der Schwiegersohn Sarcey's, Adolphe Brisson, der Verfasser einer ausgezeichneten Sammlung von „Portraits Littéraires“, und der Literaturprofessor der Sorbonne, Gustave Larroumet, Sarcey's Nachfolger im Montagsfeuilleton des „Temps“, traten nun in die Lücke, so gut sie konnten, sichteten den Stoff und vertheilten ihn auf sieben Bände des üblichen Formats zu ungefähr vierhundert Seiten. Sie durften sich natürlich am Text selbst keine Aenderung erlauben, sondern nur in der Auswahl und der Anordnung die Winke befolgen, die ihnen Sarcey gelegentlich gegeben. Der erste der sieben Bände ist soeben unter dem Titel „Quarante Ans de Théâtre“ im Verlage der „Annales Politiques et Littéraires“, deren getreuester Mitarbeiter Sarcey war, erschienen und läßt ein günstiges Urtheil über das ganze Unternehmen zu. Nach einer kurzen Einleitung Brissons folgen zunächst die wichtigsten Nekrologe, die nach Sarcey's Tode in der Pariser Presse erschienen. Claretie, Faguet, Fouquier, Larroumet, Lemaître, Theuriet und Brisson selbst nehmen hier das Wort, und dem Lobe ist auch hier und da ein leiser Tadel beigemischt. Mit richtigem Blicke haben sodann die Herausgeber ein Feuilleton Sarcey's an die Spitze gestellt, das dieser im Juli 1860, acht Monate nach dem Beginn seiner regelmäßigen Kritikerthätigkeit in der „Opinion Nationale“ schrieb, als er über Laya's „Duc Job“, der einen großen und höchst unverdienten Erfolg gefunden, zum erstenmal in scharfen Gegensatz zur öffentlichen Meinung gerathen war. Die Rechte und die Pflichten des Kritikers sind hier vorzüglich erörtert. Es war um so richtiger, gerade diesen Artikel voranzustellen, als Sarcey oft dem Vorwurf begegnete, daß er zu viel auf die Gunst des Publikums und auf den Kassenerfolg sehe, um den Werth eines Stücks zu beurtheilen. Er führt hier im Gegentheil aus, daß der Kritiker vor allem aufrichtig seine eigene Meinung vertreten müsse. Es folgen grundlegende Betrachtungen über die Gesetze des Theaters und darunter eine Lobeserhebung der Lessing'schen Dramaturgie, die Sarcey erst im Jahre 1869 zufällig kennen lernte, weil damals eine neue französische Uebersetzung derselben erschienen war. Die zweite Hälfte des Bandes ist eine Zusammenstellung alles dessen, was Sarcey im allgemeinen über das Théâtre Français geschrieben hat. Er begleitete diese Truppe sogar in die Provinz und in das Ausland. Von den sechs folgenden Bänden, die in Jahresfrist erscheinen werden, soll der erste die Besprechung der klassischen Komödie, der zweite die der klassischen Tragödie, der dritte die des modernen Dramas, der vierte die des modernen Lustspiels, der fünfte die der neueren Schule und der sechste und letzte die wichtigsten polemischen Artikel Sarcey's enthalten. Genaue Namen- und Sachregister werden aus dem Werk auch ein nützliches Nachschlagebuch machen.

* Aus **Wellington** (Neu-Seeland) wird gemeldet: Der Dampfer „Southern Croß“, der zur Erforschung der Südpolargegenden ausgesandt war, ist auf der Rückfahrt bei Campbelltown eingetroffen. Kapitän Borchgrevink berichtet, die Lage des magnetischen Pols sei bestimmt worden. Das Mitglied der Expedition Hansen ist auf der Reise gestorben.

* Frau Phoebe A. Hearst in San Francisco, bekannt durch ihre großartigen Stiftungen für wissenschaftliche Zwecke, läßt mehrere Expeditionen zur Erforschung von Stätten alter Kultur ausrüsten. Eine Expedition nach Aegypten wird unter Leitung von Dr. Dresiner stehen. Dr. Uhle wird die vorhistorischen Trümmerstätten in Süd- und Zentral-Amerika erforschen. Dr. Mills Jones wird eine archäologische Forschungsreise durch Californien, Neu-Mexico und Mexico unternehmen. Dr. Emerson, bis vor kurzem Professor an der archäologischen Schule in Athen, befindet sich auf der Rückkehr nach Franzisco, um auf Einladung von Frau Hearst einen Plan zu Ausgrabungen in Griechenland und Etrurien auszuarbeiten.

* Die reichhaltige, etwa 15,000 Bände umfassende Bibliothek des verstorbenen bekannten Wirkl. Geh. Regierungsraths im preußischen Kultusministerium Dr. L. A. Wiese in Potsdam ist durch Kauf in den Besitz der J. Ricker'schen Universitätsbuchhandlung in Gießen übergegangen. Die Bibliothek ist reich an pädagogischer, philosophischer und älterer deutsch-schönwissenschaftlicher Literatur, auch enthält sie eine gewählte Sammlung werthvoller Werke der altklassischen Philologie, sowie eine kleine, aber kostbare Dante-Sammlung.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

P. Kloeppel: Dreißig Jahre deutscher Verfassungsgeschichte 1867—1897. I. Band. Leipzig, Veit u. Comp. 1900. — C. E. Ries: Der Meisterfahrer. Roman. München, C. H. Beck (Osk. Beck) 1900. — A. Lill v. Lilienbach: Das Recht der Buren und die britische Vormacht. Meran, F. W. Ellmenreich 1900. — Sermonen des Q. Horatius Flaccus. Deutsch von C. Bardt. 2. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1900. — H. Garbe: Die Feuersicherheit der Waarenhäuser. Berlin, W. Ernst u. Sohn 1900. — Kriegstechnische Zeitschrift für Offiziere aller Waffen. Herausgegeben von E. Hartmann. 3. Jahrgang. 3. Heft. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — Julius Jasomir: Hoch- und plattdeutsche Lieder und Gedichte. Dresden, Leipzig, E. Pierson 1900. — Theod. Gümbel: Geschichte des Fürstenthums Pfalz Veldenz. Kaiserslautern, Eugen Crusius 1900. — K. Golowin: Die finanzielle Politik Rußlands und die neue Goldwährung. Berlin, August Deubner 1900. — Ad. Damaschke: Kamerun oder Kiautschou? Eine Entscheidung über die Zukunft der deutschen Kolonialpolitik. (Soziale Streitfragen. Heft VIII.) Berlin, J. Harrwitz Nachf. — Ernst Gystrow: Der Katholizismus und die moderne Dichtung. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag 1900. — Jahrbuch der Gesellschaft der Bibliophilen. 1. Jahrg. 1899. Stuttgart, Selbstverlag. — Dr. Matthaei: Die Schädlichkeit mäßigen Alkoholgenusses. Vortrag. (Tages- und Lebensfragen. Nr. 25.) Leipzig, Chr. G. Tienken 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher.

Von Paul Holzhausen.

VI.[1]

Der erste Konsul als Staatsmann.

Bei dem Charakter des überwiegenden Theils der von uns behandelten Literatur ist es selbstverständlich, daß Betrachtungen über Zustände und Vorkommnisse auf dem Gebiete der hohen Politik nicht an erster Stelle in ihr gesucht werden dürfen. Wer den Politiker Bonaparte während des hier besprochenen Zeitraums studiren will, dem stehen ja ohnehin andere Quellen in reicher Fülle zu Gebot. Wir möchten daher die nachfolgenden Bemerkungen, die zudem mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum auch in formaler Hinsicht auf das äußerste zusammengedrängt werden mußten, mehr als gelegentliche Aperçus geistig nicht unbedeutender Männer über einzelne, besonders hervorstechende Regierungsmaßregeln des ersten Konsuls angesehen wissen, wiewohl wir bemüht waren, soweit es unter diesen Verhältnissen räthlich erschien, aus dem schon etwas systematischeren Werke Reichardt-Schlabrendorfs, sowie den beurtheilenden Artikeln politischer Korrespondenten, die in Paris weilten, soviel als Füllung beizugeben, um ein einigermaßen gerundetes, wenn auch nichts weniger als vollständiges Bild liefern zu können.

Noch einer weiteren Einschränkung wird es bedürfen, um Mißverständnissen vorzubeugen und Erwartungen auszuschließen, die hier nicht erfüllt werden können. Wenn wir von dem Politiker Bonaparte reden, so ist hier fast ausschließlich von der inneren Politik die Rede und zwar vorzugsweise von Vorfällen und Verhältnissen die den Besuchern der französischen Hauptstadt wenigstens in ihren Wirkungen tagtäglich sichtbar wurden, weniger von solchen, zu deren Kenntnißnahme sie erst zu den — obendrein von der Zensur mehr und mehr zur Nacht des Schweigens verurtheilten — Zeitungen greifen mußten. Die äußere Politik des Konsulats, deren Ereignisse und Probleme ganz naturgemäß in unsern Reiseschriften mehr flüchtig gestreift als erörtert werden, glauben wir mit zwei Worten abmachen zu dürfen. Hin und wieder schaut in die Bücher und Briefe unsrer Freunde die ägyptische Frage, die zu Anfang der Epoche noch immer nicht gelöst war, da französische Truppen bis in das Jahr 1801 im Nilthal standen, und die auch später von dem Konsul bald wieder aufgenommen wurde, wie eine bekannte Rekognoscirung des Obersten Sebastiani im Lande der Pharaonen beweist. Auf die Bedeutung der ägyptischen und orientalischen Pläne für die Politik des Konsuls ist neuerdings mit Recht wieder hingewiesen worden. Natürlich stehen sie in innigster Beziehung zu seinem Verhältniß mit England. Auch dieses Verhältniß, das die hohe Politik der ersten Jahre des neuen Jahrhunderts beherrschte und eine große Zahl publizistischer Schriften auch in Deutschland ins Leben rief, findet in unsrer Reiseliteratur öftere Erwähnung. In einem doppelten Sinn. Während die Einen, in der durchaus richtigen Erkenntniß der Gefahr, die von dem britischen Handelsweltreich in einer ferneren Zukunft ganz Europa bedrohte, sich auf die Seite der Franzosen stellten, hielten sich die Andern — Gegner Englands waren sie fast Alle — mehr neutral. Sie thaten das in der nicht minder gerechtfertigten Besorgniß, die das unaufhaltsame Anwachsen des französischen Kontinentkolosses ihnen einflößte und die in der Besiegung Englands, des, wie sie glaubten, letzten Bollwerks gegen Frankreichs Uebermacht, eine nahe Gefahr, namentlich für Deutschland selbst, sehen ließ. Solche Befürchtungen hat beispielsweise Julius v. Voß in seinem Buch laut werden lassen.

Während in der sonst verhältnißmäßig friedfertigen Epoche der Konsularregierung schon bald nach Lunéville und Amiens das Elmsfeuer neuer Zwietracht an den Küsten Frankreichs und Englands aufleuchtete, elektrische Entladungen für die Zukunft voraussagend, gingen im Innern Frankreichs jene wichtigen Veränderungen vor, die den Untergang auch der letzten republikanischen Einrichtungen im Gefolge hatten, aber auch den Zementbau einer neuen Ordnung für das von der Revolution in seinen Grundvesten erschütterte Staatsgebäude bedeuteten. Nicht eines billigen Schematismus halber, sondern im Interesse der gebotenen Beschränkung heben wir die vier hauptsächlichen Gesichtspunkte heraus, unter denen unsre Reiseschriftsteller die innere Politik des Konsulats betrachtet haben. Der erste: sein Verhältniß zur Kirche, verkörpert in dem 1801 mit dem Papst abgeschlossenen Konkordat, der zweite die fortschreitende Entwicklung der Konsulherrschaft zum Cäsarenthum, Unterdrückung des Tribunats, Knebelung der Presse, lebenslängliches Konsulat, Ehrenlegion, der dritte: die Ordnung des Justizwesens und die (begonnene) Kodifikation des Rechts, endlich der vierte: die Bemühungen der Konsularregierung um die Hebung des materiellen Wohlstandes und die Beförderung von Industrie und Handel.

Neben dem preußischen Kulturkampf der 70er Jahre hat wohl kein Ereigniß auf kirchenpolitischem Gebiet die Menschen des 19. Jahrhunderts allgemeiner und tiefer bewegt als der von der französischen Regierung mit der römischen Kurie im Jahre 1801 abgeschlossene, aber erst am 18. April 1802 veröffentlichte Kirchenvertrag. Bei dem religiösen Sinn der Deutschen und ihrer im Gegensatz zu den Franzosen tieferen und innigeren Antheilnahme an kirchlichen Differenzen darf der Forscher eine besonders rege Antheilnahme an der Entwicklung dieser Dinge unter unserm Volk erwarten. Er sieht sich hierin nicht getäuscht. Die Nothwendigkeit — auch schon aus rein staatlichen Gründen —,

[1] S. Beilage Nr. 260, 261 u. 274 v. J. u. Nr. 4, 34 u. 55 d. J.

in das kirchliche Chaos in Frankreich wieder Ordnung zu bringen, wurde ebenso allgemein empfunden, wie die Stimmen über die einzuschlagenden Mittel und Wege aus einander gingen. Begreiflich, daß die Scheidung in Anhänger der Aufklärung und solche, die es nicht waren, gerade bei diesem Gegenstande scharf hervortritt. Doch nicht immer und überall. Denn auch unter den ersteren gab es Manche, die es nicht für unklug hielten, wenn der Konsul den elenden Religions- oder besser gesagt Kirchenzuständen taliter qualiter ein Ende machte, und die, als das wirklich geschah, um der Sache willen es mit der Form nicht allzu genau nahmen. Es kann daher nicht als ausnahmslose Wahrheit gelten, wenn einige Jahre später der Berliner Publizist Friedrich Buchholz in seinem „Neuen Leviathan“[1]) versichert, daß „der Tag, an welchem das Konkordat erschien, die Sonnenwende der Verehrung war, in welcher Bonaparte bei den Protestanten gestanden hatte“.

Wohl hatten sich deutsche Schwärmer mit dem kühnen Gedanken getragen, der erste Konsul werde das nach der revolutionären Abtrennung des Zivilklerus von Rom entstandene „Schisma“ durch eine Ueberleitung der französischen Kirche in den Protestantismus verewigen. Ja, noch verwegenere Hoffnungen waren von dieser Seite laut geworden. Als im Lauf des Jahres 1801 ein Nationalkonzil der konstitutionellen Bischöfe in Paris eröffnet war, von Bonaparte lediglich in der Absicht berufen, auf die Kurie einen Druck zu üben und die Verhandlungen in ein rascheres Tempo zu bringen, da erschien in Reichardts „Frankreich“[2]) ein längerer Artikel, in dem die Gedanken des republikanischen Bischofs Grégoire und anderer dieser Würdenträger, die alten gallikanischen Kirchenbestrebungen zu erneuern und eine freiere Kirche zu gründen, der sich womöglich auch die nichtunirten Griechen, die Armenier, ja selbst die Protestanten würden anschließen können, wiedergegeben und von zustimmenden Bemerkungen begleitet waren.

Also Brutus-Scipio-Cromwell-Cäsar-Bonaparte war auch ein — Luther! Als Bereicherung der metaphorischen Bezeichnungen des Helden gewiß nicht übel, aber die verständigeren unter seinen Beurtheilern konnten sich doch nicht lange der Täuschung hingeben, daß Letizia Ramolino's Sohn mit dem Wittenberger Professor eine Ader gemein habe. Zwar beruhten die Gerüchte von dem „Katholizismus“ des ersten Konsuls, die sich fast gleichzeitig mit dem erwähnten Artikel in die Spalten des Reichardt'schen Journals drängten, in dem Sinn, wie sie sprachen, zweifellos auf irrthümlicher Auffassung, aber kühne religiöse Reformpläne ließen sich doch schicklicherweise von einem Mann kaum erwarten, der, wie nicht unbekannt war, überall, wohin er gekommen, sich als einen äußeren Schützer der bestehenden Landesreligionen aufgespielt hatte, in der doch nur allzu durchsichtigen Absicht, die Macht der Geistlichkeit zu der seinigen zu schlagen. Gerade zu rechter Zeit fiel den Zeitgenossen die Komödie ein, die der Held der Pyramiden mit Allah und seinem Propheten im Divan von Kairo gespielt hatte, und so ist es naturgemäß und der Logik entsprechend, daß ein Aufklärer vom Schlage des Barons v. Sierstorpff den „Muselmann in Aegypten“ und den „ersten Akteur bei der Wiederherstellungskomödie des alten Glaubens“ in einem Athem genannt hat.[3]) Daß Bonaparte das im ersten italienischen Feldzug geraubte Muttergottesbild von Loreto jetzt eben dem Papst zurücksandte, mußte von dieser Seite natürlich in gleichem Sinn aufgefaßt werden. Auch Joh. Friedr. Reichardt sieht in dem Konsul einen Mann, „der keine Spur von Religiosität

[1]) Der neue Leviathan, Tüb. 1805, 157.
[2]) Frankreich, 1801, I, 215 ff. u. 367 ff. Auch in Hennings' Genius d. 19. Jahrhunderts finden sich weitgehende Reformideen ausgesprochen.
[3]) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, I, 481.

in seiner Seele und seinem ganzen Wesen habe und die positive Religion nur für einen nothwendigen Zaum zu leichterer und sicherer Leitung des Volkes halte“.[1]) Beiläufig mag bemerkt werden, daß, so richtig der zweite Theil dieses Satzes auch sein mag, doch der erstere mit einem Fragezeichen versehen werden muß. Bonaparte war, nach maßgebenden Zeugnissen zu schließen, damals Deist, später mehr Skeptiker.[2]) Aber eine berühmt gewordene Aeußerung aus seinem Munde beweist, daß ein Mann, der auf der einsamen Morgenpromenade im Park von Malmaison von dem Klange der Glocken tief bewegt werden konnte, mindestens etwas von den Gefühlsreminiscenzen bewahrt haben mußte, die den Menschen von positiver, namentlich katholischer Erziehung, auch wenn er ins Lager der Freidenker abgeschwenkt ist, selten ganz verlassen und Manchen in höherem Alter in den Bergungshafen der Kirche zurückführen.

Auch Sierstorpff ist davon überzeugt, daß der Konsul bei dem Abschluß des Kirchenvertrags von ausschließlich politischen Gedanken geleitet gewesen sei. „Bey allen Religions-Komödien,“ sagt er,[3]) „welche das Französische Gouvernement seit dem Frieden gespielt hat, lagen doch nur politische Absichten zum Grunde. Von der alten Hierarchie sollte künftig nur noch so viel gelten, als man zur Unterordnung der jetzt dem weltlichen Gouvernement fast gänzlich unterworfenen Geistlichkeit für nützlich hielt, und die Religion selbst wurde für ein nöthiges Mittel angesehen, um den großen Haufen bequemer zu führen. Daher wird auch mehr auf den wieder einzuführenden großen Polizei-Meister, den Teufel, und auf die Hölle als auf Himmel und Seligkeit Rücksicht genommen.“

Sei dem, wie ihm wolle, genug, als das Konkordat, über dessen Inhalt mancherlei gemunkelt worden, am 18. April 1802 endlich veröffentlicht war, fuhr ein Schrei der Entrüstung durch die Reihen der Aufklärer. Er hallt auch in den Berichten unsrer Pariser Freunde wieder, die zur größeren Hälfte diesem Heerlager angehörten. Die Seume, Schweighäuser und Hase, die Campe, Reichardt und Schlabrendorf erhoben ein Geschrei des Zornes die Einen, ein helles Hohngelächter die Andern über die Auslieferung der frei gewordenen Nation an die römische Kurie. „O, über diese That unsres Konsuls,“ ruft schmerzbewegt der junge Hase „dem ersten Philosophen Deutschlands“, seinem Freunde Fries, entgegen, „die wahrhaft römisch, aber römisch-katholisch ist,“[4]) und er beklagt es bitter, daß „ein mächtiges Volk seinen Bischöfen zur Beute hingegeben wird“; „den Liebhabern des Anschauens des Unendlichen in Jena,“ setzt er schalkhaft hinzu, „würde das Herz im Leibe über alle diese Herrlichkeiten lachen.“[5])

Ein schwerer Vorwurf der Gegner richtete sich gleich gegen den einleitenden Satz, der besagte, „daß die katholisch-apostolisch-römische Religion die Religion der großen Mehrzahl der französischen Bürger ist“. Das Wort „Staatsreligion“ war hier ausdrücklich vermieden, aber darüber sah der Eifer der Entrüsteten hinweg, vielleicht absichtlich, wie man das bei dem sonst so scharfsichtigen Grafen Schlabrendorf z. B. wird annehmen müssen. Ein anderer, vielfach wiederholter Vorwurf betraf den „Unsinn des Cölibats“. Auch dieser war, beiläufig gesagt, in dem Konkordat nicht ausdrücklich angeordnet worden, wurde aber durch die Praxis wieder eingeführt. Ueber die Angriffe auf den Cölibat bemerkt — nicht unverständig — Julius v. Voß, daß ein Protestant am Schreibtisch und in der urprotestantischen Umgebung Berlins schwerlich die geeignete

[1]) (Reichardt), Vertr. Briefe II, 262.
[2]) (Chaptal), Souvenirs, 236—37, 239—40.
[3]) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 421—22.
[4]) (Hase), D. Rundschau, 1881, 435.
[5]) ib., 1880, 303—304.

Person sei, um über dergleichen Intimitäten der römischen Kirche zu urtheilen.[1]

Das waren immerhin Einzelheiten. Die Hauptfrage konnte, den vorwiegend politischen Charakter des Kirchenvertrages einmal zugeben, offenbar nur die sein: War es ein kluger oder ein Fehlzug, den der Konsul hier auf dem diplomatischen Schachbrett gethan hatte? Gerade über diesen Punkt gehen nun die Ansichten bei Freunden und Feinden recht weit auseinander. Von den einen wird die neue Machtstellung gepriesen, welche die französische Regierung dem Papstthum gegenüber errungen habe. So schreibt Bülow:[2] „Der Papst ist jetzt gerade nichts mehr, als was er zu den Zeiten Karls des Großen war, ein Instrument in der Hand des Kaisers. — Er ist der Bischof von Rom mit großen Einkünften, aber mit kleiner, vielmehr gar keiner Gewalt." Und Julius v. Voß glaubt behaupten zu dürfen,[3] daß „laut dem Concordat, Priesterhierarchie und Geistesvormundschaft aufgehoben werde"; „aber das Wohlthätige, was Religion der Einbildungskraft wirken soll, wird nicht aufgehoben". Auch wird in der nächsten Zeit verschiedentlich darauf hingewiesen, wie gute Dienste der von Bonaparte polizirte Klerus erwies, wenn es galt, für die lebenslängliche Dauer des Konsulats Stimmung zu machen, oder darauf ankam, durch Androhung geistlicher Strafen säumige Konskribirte auf den Appellplatz zu bringen. Andere hingegen, die den Blick in die weitere Ferne schweifen ließen, kamen zu wesentlich anderen Ergebnissen. Sie erkannten die große Machtfülle, die der Kirchenvertrag dem Konsul einräumte, als eine nur scheinbare und sahen den Verächter der Ideologen und Imponderabilien einen schweren Rechenfehler begehen. Wollte Bonaparte durch so und so viele Tausend bezahlte Staatsgeistliche so und so viele Millionen Katholiken zur Anhänglichkeit an seine Person erziehen, so glaubten sie, die Tage kommen zu sehen, wo der Klerus, der so und so viele Bruchtheile seiner durch die Revolution eingebüßten Stellung von dem Konsul zurückerhalten, bei dem Anzuge eines ernsten politischen Gewitters auch mit einem großen Hauptwunsch, nämlich der Wiederherstellung der Familie Bourbon, hervortreten und von dem neu gewonnenen Einfluß auf das Volk zur Erreichung dieses Zieles ausgiebigen Gebrauch machen werde. So meint Hase, die längste mögliche Dauer des jetzigen Systems auf 20 Jahre ansetzen zu dürfen, „wo die Generation in die Höhe gekommen sein werde, der man (d. h. der Klerus) jetzt den ärgsten Haß gegen Freiheit, Vernunft und Nachdenken einflöße".[4] Noch deutlicher drückt sich der Graf

[1] (v. Voß), Beleuchtung, 235. Voß und Anderen gefiel das Konkordat so gut, daß sie ein ähnliches auch für Deutschland herbeiwünschten. Eine Anzahl zeitgenössischer Schriften über diesen Punkt wie über verwandte Gegenstände enthält ein werthvoller Sammelband der Königl. Bayerischen Hof- u. Staatsbibliothek zu München („Kirchl. Miscellen", J. Can. P. 226 d.); u. a. befindet sich darin eine merkwürdige Flugschrift, „Der Neue Cälibatsapostel in Frankreich", 1802, in der Bonaparte stark mitgenommen wird.

Wir benutzen diesen Ort, um auf die zwar parteilich gefärbten aber vielfach scharfsinnigen Bemerkungen über das Konkordat und dessen Aufnahme in Frankreich hinzuweisen, die sich in den gleichzeitigen Berichten der royalistischen Agenten vorfinden. Diese an Pariser Salongeschwätz, aber auch an naturfrischen und packenden Momentbildern reichen Briefe sind enthalten in den Relations secrètes des agents de Louis XVIII. à Paris sous le Consulat (1802. 1803), publieés avec une Introduction et Notes par le Comte *Remacle*. Paris, Plon 1899. Die kritische Bearbeitung des Grafen Remacle verdient, zu den Musterausgaben der reichhaltigen Plon'schen Sammlung gezählt zu werden. Das noch öfter zu erwähnende Werk enthält zahlreiche interessante Parallelstellen zu den Urtheilen der deutschen Besucher.

[2] (v. Bülow), Ueber Napoleon, Kaiser der Franzosen, 55, vergl. auch die oben angeführte Aeußerung Sierstorpffs.

[3] (v. Voß), Beleuchtung, 235.

[4] Hase, „D. Rundschau", 1880, 303.

Schlabrendorf hierüber aus:[1] „So kann er (Bonaparte) wohl noch erfahren, daß dieselben Werkzeuge, die er sich gegen das Volk bereitete (die Priester), auch eben so gut gegen ihn anzuwenden sind. Und wenn der verruchte Herr am geistlichen Steuerruder (der Papst) . . . wenn der erst alle seine geistlichen und weltlichen Freunde ins gelobte Vaterland wieder eingeführt haben wird, bleibt ihm auch wohl noch ein unglückliches geheiligtes Haupt zu beglücken übrig, für welches alsdann alle jene geistlichen und weltlichen Freunde lieber und treuer wirksam werden möchten als für den glücklichen Fremdling." Graf Schlabrendorf war kein schlechter Prophet, aber auch kein unfehlbarer. Wir werden ihm recht geben müssen, insofern man an das spätere Treiben eines Bernier, de Pradt und anderer hoher geistlicher Würdenträger denkt; der deutsche Klerus dagegen in den Rheinlanden hat, wie man auch über seinen napoleonischen „Staatskatholizismus" denken möge, auch in den Tagen der Widerwärtigkeiten und des Unglücks mit bewundernswerther Treue zu dem Kaiser gestanden. Es braucht hier nur an den einen Namen des Mainzer Bischofs Colmar erinnert zu werden.

Sah Schlabrendorf in der Ferne der Tage aus dem Konkordat ein Gewitter für den Konsul emporsteigen, so sieht der gute alte Campe[2] schon in der allernächsten Zeit die Dolche Cléments und Ravaillacs auf die Brust des neuen Herrschers gerichtet. Und sie hatten von ihrem Standpunkt aus gewiß nicht unrecht, diese Aufklärer. Was sie in Paris zu sehen und zu hören bekamen, bewies zum mindesten, daß nach den Tagen des Abfalls der Geist der Buße in der spottlustigen Stadt seinen Einzug gehalten und daß ein scharfer Wind kirchlicher Reaktion durch die Straßen des neuen Babels wehte. Machten Ulrich Hegner und Andere, die vor dem Konkordat in Paris waren, über den ärmlichen Zuschnitt des damals erst halb und halb wieder erlaubten Kultus ihre Randglossen, so sah man in den Tagen nach dem Abschluß des Friedens mit dem Papst allüberall dicke Weihrauchwolken aus den Kirchenthüren hervorquellen.

Den Protestanten und Aufklärern zuwider war auch die Form, in welcher der Stifter der neuen Kirchenordnung sein Verhältniß zur katholischen Kirche öffentlich dokumentirte, und des Spottes voll sind ihre Berichte über die prunkvollen Hochämter, denen der Mann, der dem großen Propheten seine Reverenz erwiesen, im Kreise goldstrotzender Generale und diamantenschimmernder Damen zum Preise des Allerhöchsten beiwohnte. Unter den damals in Paris anwesenden Deutschen ist es eigentlich nur eine Frau, die Baronin Helmina v. Hastfer,[3] deren gläubiges Gemüth, von dem imposanten Gepränge der kirchlichen Feiern bewegt, ihrem Urheber Lob und Beifall spendet. In dithyrambischem Ausdruck feiert die fromme Protestantin jenen Ostermorgen von 1801, wo der Bourdon, die riesige Glocke in der Notre-Dame-Kirche, mit tiefer Stimme sein Loblied zum Feste des Auferstandenen anhob und sich der Held von Marengo im hohen Chore des gothischen Domes unter den Gläubigen einfand. Mit warmen Worten preist die fromme Frau den großen Konsul, der dem Volk seine Glocken und seinen Glauben wiedergeschenkt habe. Wesentlich anders klingt — in dem von Schlabrendorf inspirirten Werke — eine Schilderung der Osterfeier des folgenden Jahres in derselben Domkirche, bei der Bonaparte mit dem päpstlichen Legaten Caprara erschien. Es war die Inaugurationsfeier des soeben veröffentlichten Konkordats. Mit unverkennbarem

[1] Napoleon Bonaparte, 108—109. Vergl. London und Paris, VIII (1801), 33, IX (1802), 143 und Bülows Polemik gegen Hans v. Held: Ueber Napoleon. Kaiser der Franzosen, 51 ff.

[2] Campe, a. a. O., 33, 183; 34, 18.

[3] Berliner Zeitschrift „Eunomia", 1802, II, 97 ff.

Hohne wird hier der „republikanische Held" behandelt, der, „gleich den ehemaligen allerchristlichsten Königen, von der hohen Geistlichkeit, unter Abfeuerung der Kanonen, an der Kirchenthüre empfangen wird und der dann bei der Messe des päpstlichen Cardinal-Legaten die Knie beugt und dann wieder von den Bischöfen den Eid empfängt". [1])

Die Frömmigkeit war in Paris Mode geworden, eine Mode, die freilich ebenso rasch vorüberging, wie sie gekommen war. „Mancher, der vor kurzem über die Religion spottete," schreibt Schweighäuser, „dient ihr nun knechtisch". Er knüpft hieran die Bemerkung, daß die elegantesten Damen mit der Almosenbüchse im Gotteshause umhergehen und daß „selten ein Mann, der in einem öffentlichen Amte steht, seinen ehemals geäußerten Grundsätzen ganz treu bleibt." Man merkt den Stich gegen die Konsularregierung, die durch ihr Beispiel zu diesem Treiben den Anstoß gegeben. Besonders mißfiel, daß sie den Zeitungen verbot, irgend etwas über die Religion zu schreiben. Bald berichten auch die „Französischen Miscellen", daß die Kontroverspredigten gegen Andersgläubige wieder aufkommen; in derselben Zeitschrift, und von Reichardt[2]) wird im Tone der Entrüstung erzählt, daß die vom Zivilklerus vollzogenen Taufen und Trauungen für ungültig erklärt und an Kindern und Eheleuten die heiligen Handlungen wiederholt werden. Als Sierstorpff die Kinder im Pariser Findelhause nach republikanischer Manier ungetauft findet, kann er die ironische Bemerkung nicht unterlassen, man werde die kleinen Heiden vergessen haben.[3])

Bei dieser Lage der Dinge mußten die Aktien der Philosophie in Paris recht niedrig stehen, und ihr Kurs war um so flauer, als man in dieser Zeit der Rückkehr in alte Verhältnisse Philosophen und Jakobiner als ziemlich gleichwerthige Ziffern setzen und demgemäß behandeln zu müssen glaubte. Ein neuer Kummer für die Schüler Kants und die Freunde von Fries und Reinhold, die auf der Pariser Wanderschaft begriffen waren. Wieder bekam Bonaparte eine schlechte Note. Wurde nicht ein Geoffroy von der Regierung protegirt oder wenigstens geduldet, eines jener giftigen Insekten aus der von Voltaire's literarischen Fehden her sattsam bekannten Fréronclique,[4]) jetzt Kritiker der Débats, der mit ebensoviel Witz wie Bosheit gegen die Philosophie und ihre Anhänger zu Felde zog? Die Bemerkungen über diesen „Pfaffenbleudling" (Campe), dessen Schlechtigkeit nicht einmal werth ist, daß man sich darüber ärgert (Reichardt),[5]) sind ebenso viele Vorwürfe gegen den Konsul, der eine solche Kreatur benutzen und beschützen konnte. Wer für die Freidenker das Panier ergriff oder gegen die Frömmler ein freies Wort zu sagen wagte, des Beifalls der philosophischen Deutschen war er sicher. So

[1]) Napoleon Bonaparte, 220.

[2]) Franz. Misc., VII, 203, Reichardt, Vertr. Briefe, III, 5.

[3]) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 163, vergl. auch II, 427.

[4]) London und Paris, XI (1803), 73. Der Philosoph von Ferney verspottete den Journalisten Fréron (nicht zu verwechseln mit dem Revolutionsmann gleichen Namens) in der Ecossaise. Näheres darüber in meiner Abhandlung „Die Lustspiele Voltaire's", Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Literatur, IX, Suppl. 4, 72 ff.

[5]) Ueber Geoffroy: Reichardt, Vertr. Briefe, I, 462; Campe, a. a. O., 33, 170; London und Paris, X (1802), 209; Französische Miscellen, I, 47, V, 192; Napoleon Bonaparte, 98 f., *Remacle*, Relations secrètes (passim siehe Register). Ausführlicher handelt über ihn *Henri Welschinger*, la Censure sous le premier Empire, Paris, 1887. Dieses von der französischen Akademie mit größerem Rechte als manche andere preisgekrönte, in Deutschland leider zu wenig bekannte und selbst auf größeren Bibliotheken vielfach fehlende Werk, das wir im folgenden öfter zu citiren haben, vereinigt mit großer Gelehrsamkeit und staunenswerther Belesenheit des Verfassers einen seltenen Reiz der Darstellung, der einen an und für sich eher abstoßenden als fesselnden Gegenstand zu einer höchst anziehenden Lektüre macht. — Eine Charakteristik Geoffroys, der von manchen Zeitgenossen doch vielleicht zu strenge beurtheilt wurde, findet sich auch bei Julian Schmidt, Geschichte der Franz. Literatur, 2. A., I, 264—265.

wurde Chéniers witzige Satire auf die **„neuen Heiligen"**, ein Gegenstück zu der einstigen Philosophenkomödie des alten Palissot, in Reichardts „Frankreich" abgedruckt und ihr Verfasser mit Lobsprüchen überschüttet.

Den ärgsten Skandal erregte damals ein Vorfall, der an Molière's und Adrienne Lecouvreurs Ende erinnerte: einer Tänzerin der großen Oper, Frl. Chameroi (Chameroy oder, wie Taine schreibt, Chameron) ward von dem fanatischen Pfarrer der St. Rochuskirche das christliche Begräbniß verweigert. Ein Gedicht des komischen Dichters Andrieux und eine bei dieser Gelegenheit erschienene höchst originelle Karikatur fanden, wohl durch Depping, ihren Weg in die Zeitschrift „London und Paris", und nicht hier allein,[1]) auch an vielen anderen Orten, u. a. in den Briefen Reichardts, fand der Vorfall seine Kommentirung.[2]) Daß der erste Konsul diesmal in eigener Person eingegriffen und dem Skandal durch Suspension des unduldsamen Priesters ein Ende gemacht, wird ihm deutscherseits ausdrücklich gutgeschrieben.[3])

Im übrigen waren die Klagen, die man gegen ihn vorbrachte, nicht alle berechtigt, ja nicht einmal alle sachlich zutreffend. Wegen der Wiederherstellung einiger nützlichen Klosteranstalten, z. B. des Hospizes auf dem St. Bernhard, und der von dem einsichtsvollen Chaptal warm befürworteten Rückberufung der barmherzigen Schwestern geräth er bei den Aufklärern gleich in den schwarzen Verdacht, er wolle die Klöster wieder einrichten. Nun weiß Jedermann, daß gerade er es war, der die von der Revolution verschonten in den deutschen Rheinlanden aufgehoben hat. Freilich war er kein Freund der Philosophen; auch daß der Verfasser des Génie du Christianisme, der erzkatholische Chateaubriand, sich einen Augenblick seiner Gunst erfreute, auch das ist wahr. Aber die eigentliche Grenzlinie seines Denkens und Handelns festzustellen, haben jene übereifrigen Aufklärer verfehlt. Weit richtiger urtheilt hierüber ein Korrespondent der Allg. Ztg., der in jenen Jahren öfter „Miscellen aus Paris" veröffentlichte und in diesen gutgeschriebenen Aufsätzen feststellt, daß die Konsularregierung, deren Partei er als eine dritte der royalistisch-kirchlichen und der philosophisch-jakobinischen gegenüberstellt, zwischen jenen beiden fortwährend mit Geschick zu laviren habe. Es würde zu weit führen, falls wir hierauf noch näher eingehen wollten.

Berechtigt hingegen war der vielfach von unsern Schriftstellern ausgesprochene Tadel, daß all dieses neue Kirchenwesen ganz äußerlich und von wahrer Religiosität in Frankreich nach wie vor wenig zu verspüren sei. Auch die hieran von dem Einen oder Anderen geknüpfte Befürchtung, daß das religiöse Interesse unter dem dortigen Volk in den kommenden Generationen trotz oder zufolge des Konkordats immer weiter zurückgehen werde, hat sich bis auf die heutige Stunde bewahrheitet.

Neben mancher schiefen Ansicht, mancher phantastischen Anschauung recht scharfsinnige Urtheile! Aber — merkwürdig! — den tiefsinnigen Gedanken Taine's, daß Bonaparte durch die Polizirung und straffe militärische Organisation der französischen Geistlichkeit, vor allem die bedingungslose Unterordnung des niederen Klerus unter die Bischöfe, gerade entgegen dem doch auch von ihm vertretenen Geiste der gallikanischen Kirchenbestrebungen eine dem Papstthum und dem Ultramontanismus ganz und gar ergebene Truppe schuf, diese wichtigste und schwerwiegendste Folge der konsularischen Kirchenpolitik hat noch keiner jener klugen Männer erkannt oder vorausgesehen.

(Schluß folgt.)

[1]) London und Paris, X (1802), 205 ff.

[2]) Reichardt, Vertr. Briefe, II, 159—160, 265.

[3]) London und Paris. X (1802), 211 (v. Bülow), Ueber Napoleon, Kaiser der Franzosen, 57.

Das Vogtland als natürliche Landschaft.

Schon wiederholt ist es mir im Eisenbahnwagen auf der Strecke Reichenbach-Plauen-Hof vorgekommen, daß Reisende ihrer Verwunderung über die vogtländische Landschaft Ausdruck gaben und versicherten, sie hätten nicht entfernt für möglich gehalten, daß es hier so schöne Thalbilder gäbe, wie sie die Fahrt über die mächtigen, Elster- und Göltzschthal überspannenden Viadukte enthüllt, so weite Fernsichten, wie sie auf der Höhe bei Reuth sich dem bequem im Zuge dahinrollenden Reisenden darbieten. Seit alten Zeiten ist das Vogtland ein ausgesprochenes Durchgangsgebiet gewesen, die wichtigste Verbindungslinie zwischen Berlin—Leipzig und München durchzieht heute dasselbe, viele Tausende benutzen alljährlich diesen Schienenweg und doch kann man behaupten, daß das Vogtland im großen Publikum unter den deutschen Landschaften eine der am wenigsten bekannten ist. Selbst im Königreich Sachsen gibt es so Manchen, für den das Vogtland so etwas wie eine Hinterwäldlergegend vorstellt.

Kaum anders als im täglichen Leben ist es dem Vogtland bisher in wissenschaftlicher Beziehung ergangen. Wohl gibt es eine Reihe recht gründlicher Arbeiten zur Geschichte und ältesten Besiedelung des Vogtlandes und eine vortreffliche geologische Aufnahme desselben, doch dürften diese außerhalb des Vogtlandes nur engeren Fachkreisen bekannt sein. Es ist daher freudig zu begrüßen, daß vor wenigen Monaten aus der Feder eines geborenen Vogtländers eine wissenschaftliche Monographie zur Landeskunde des Vogtlandes veröffentlicht worden ist, die in jeder guten, öffentlichen Bibliothek Deutschlands auch den weitesten Kreisen zugänglich ist.[1]. In Wort und Bild führt Wohlrab den Aufbau und die Landschaft des Vogtlandes vor. Da er das Vogtland als orographisches Ganzes behandelt, muß er es durch Thalfurchen begrenzen. Infolgedessen fällt ein Theil des geschichtlichen Vogtlandes, der Streifen östlich von Göltzsch und Zwota, außerhalb der orographischen Grenzlinie. Im Westen bezeichnet die Saale von Hof bis Ziegenrück, im Norden eine Linie von dort nach Weida die Grenze, im Süden der Südfuß des Elstergebirges. Der geologische Aufbau des Vogtlandes zeigt am deutlichsten seine geographische Selbständigkeit. Der Gebirgsuntergrund besteht ausschließlich aus krystallinischen Schiefern. Ihnen sind als Produkte gleichaltriger vulkanischer Ausbrüche Diabase und Diabastuffe deckenartig eingeschaltet. Die Herausbildung der jetzigen Tektonik vollzog sich bereits in der Mitte der Karbonzeit; von da ab schufen Denudation und Erosion die heutigen Oberflächenformen. Erst nachdem diese im wesentlichen fertig waren, lagerten tertiäre und diluviale Flüsse, vielleicht auch einheimische Gletscher, Schotter, Kiese und Lehme ab, jedoch nur in geringer Mächtigkeit. Der an sich einfache geologische Aufbau wurde besonders durch Faltungen und Verwerfungen äußerst verwickelt gestaltet. Zwei Hauptrichtungen beherrschen dieselben, eine nordöstliche und eine nordwestliche. Außerdem machen sich noch drei andere Störungsrichtungen geltend. Diese tektonische Zerklüftung ruft noch jetzt häufige Erdbeben hervor, ihr verdankt das Vogtland aber auch seine zahlreichen Mineralquellen. Im östlichen Theil durchbricht ein großer Granitstock den Schiefer und hat in diesem einen scharf ausgeprägten Kontakthof geschaffen.

[1] Dr. Albert Wohlrab: Das Vogtland als orographisches Individuum. Eine Studie zur deutschen Landeskunde. 89 S. Mit 1 Karte, 7 Lichtdrucktafeln und 12 Thalprofilen. Stuttgart 1899. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde; Band 12, Heft 2.)

Die tektonischen Verhältnisse haben die Entwicklung der Thäler maßgebend beeinflußt, sie zwangen sie zu häufigem Wechsel der Richtung. Die meisten Thäler sind daher tektonische Thäler. Das Wasser schuf die eigentliche Hohlform, doch zeigt sich auch in den Thalformen häufig der Einfluß des Gesteinsaufbaues. Beim Durchschneiden von Gebirgsfalten und Sätteln entstanden steilwandige Thalengen (Elsterthal unterhalb Pirk, unteres Göltzschthal), Verwerfungen bewirkten zum Theil beträchtliche Verschiedenheit der beiden Gehänge. Die Thalanfänge sind meist flache Mulden. Das Gefäll der Thäler ist sehr verschieden, am größten bei den kurzen Nebenthälern der oberen Elster und der Eger, am geringsten in dem Hauptthal des Vogtlandes, dem Elsterthal, sowie im Saalethal. Letzteres zeigt infolge seiner vielen Windungen die größte Thalentwicklung; die geradlinige Entfernung vom Thalanfang zum Thalende ist beim vogtländischen Theil der Saale noch nicht halb so groß wie die wirkliche Thallänge. Die übrigen Thäler besitzen meist viel geringere Thalentwicklung.

Durch die tiefen Thalrinnen werden ausgeprägte Bergrücken voneinander geschieden. Wohlrab unterscheidet acht Hauptkämme, an die sich sechzehn Nebenkämme anschließen. Die vorherrschende Richtung läuft von Nordwest nach Südost. Die Länge aller Kämme ergibt 486, die der Hauptkämme allein 270 km. Schon diese Zahlen zeigen die reiche orographische Gliederung des Vogtlandes. Die mittlere Höhe der Haupt- und Nebenkämme ist durchschnittlich nur wenig verschieden; für alle Rücken ergibt sich eine mittlere Kammhöhe von 564 Meter, für die Hauptkämme allein 572 Meter. Die mittlere Schartung beträgt nur 34, bez. 38 Meter. Der Flächeninhalt des Vogtlandes nach Wohlrabs Umgrenzung beläuft sich auf 2483 Quadratkilometer, etwa sieben Zehntel davon liegen ca. 400—600 Meter Seehöhe. Bei einem Volumen von 1235 Kubikkilometer ergibt sich eine mittlere Seehöhe von 494 Meter.

„Der allgemeine landschaftliche Charakter des Vogtlandes ist der einer mit kurzen Hügeln besäeten, unregelmäßig gewellten, nach Norden zu sich senkenden Hochfläche, deren Thäler meist nach einem flachen, oberen, der Hochfläche noch angehörenden Theile in diese eingeschnitten sind und durch Richtung und Tiefe im allgemeinen das Relief und damit die Form und Richtung der Berge bestimmen, da die die Hochfläche überragenden Hügel nur geringe Niveauunterschiede hervorbringen." Eigenartig ist der große Unterschied zwischen Höhen- und Thalbild. Das Höhenbild wird durch die große Zahl der hintereinander sich erhebenden Bodenwellen bestimmt. Kurze, breite Rücken, Buckel, Kuppen und Höcker, theils reihenförmig angeordnet, theils in wirrem Durcheinander, lassen mit den tiefen Thalrinnen die Landschaft zerklüftet und unruhig erscheinen. Nirgends bietet sich ein alles beherrschender Punkt. Doch einförmig, wie Wohlrab die Hochfläche nennt, kann ich sie keineswegs finden; die Mannichfaltigkeit des Geländes wird noch erhöht durch den steten Wechsel von Wald, Feld und Wiese, die dem Auge nirgends eine einförmige, reizlose Fläche bieten, soweit es auch schweift. Auch in der Bewerthung der vogtländischen Landschaft nach den Jahreszeiten vermag ich Wohlrab nicht beizupflichten. Er zieht den Sommer vor und findet das Vogtland im Spätherbst am ödesten. Ich suche im Gegentheil gerade im Herbst am liebsten aussichtsreiche Punkte auf, denn der „über allem schwebende graue Himmel" ist dann durchaus nicht die Regel, und gerade im Herbst gewährt das entweder von leichtem Dunst halb verschleierte oder in ungewöhnlicher Klarheit scharf hervortretende Relief des Vogtlandes einen besonderen

Reiz. So mancher Sonnenuntergang im Herbst hat mir durch seine eigenartige Beleuchtung der Landschaft Erinnerungen an nordische Sommernächte wachgerufen. Treffend hebt Wohlrab den winterlichen Gegensatz zwischen der schneebedeckten Flur und dem dunklen Wald hervor, ein Gegensatz, der sich dann durch die ganze Landschaft zieht. Anknüpfen möchte ich an dieser Stelle noch ein Wort über den Vortheil, den im Vogtland gerade dem Städter der Wechsel von Wald und Feld bringt. Es wird nur selten Städte von der Größe Plauens (gegenwärtig über 68,000 Einwohner) geben, wo man in wenigen Minuten aus dem Getriebe der Industriestadt in den stillen Wald gelangt und stundenweit ohne Unterbrechung in demselben wandern kann, im Sommer vor der Hitze, im Herbst und Winter vor rauhen Winden geschützt, und wo man andrerseits ebenfalls in kürzester Zeit den Wald verläßt und die freie Höhe aufsucht, um den hellen Wintersonnenschein oder den kühlenden Abendwind zu genießen. Selten auch wird in der Landschaft die rastlose, große Industriestadt so unvermittelt neben dem stillen kleinen Bauerndorfe stehen. Auch dieser Gegensatz ist für die vogtländische Landschaft bezeichnend.

Im Gegensatz zum Höhenbild steht das Thalbild. Da die Thäler meist tief eingeschnitten sind, bieten sie eine Fülle anziehender Landschaftsbilder. Ihren Höhepunkt erreicht die Thalscenerie im Elsterthale zwischen Plauen und Elsterberg und im Saalethal. Dicht oberhalb der 69 Meter hohen Elsterthalbrücke mündet das Triebthal, das in seinem untersten Theil ganz den Charakter eines Hochgebirgthales trägt. Zwischen 70 bis 80 Meter hohen Thalwänden schießt rauschend und schäumend das Wasser über die mächtigen Steinblöcke, mit denen das Flußbett übersäet ist. Hochwald bedeckt die Abhänge, soweit nicht der steile Absturz derselben den Baumwuchs unmöglich macht. Ein gleichartiges Bild bietet die wenig unterhalb der Triebmündung gelegene Thalenge der Elster, das „Steinicht". Schon der Name weist auf die schroffen, steil aufragenden Uferwände hin, die von den Plauener Alpinisten gern als Kletterschule benutzt werden, da ihre Kamine, Steilabstürze und Felsnadeln so manche Kletterpartie von bedeutender Schwierigkeit bieten. Kein Wunder, daß der Volksmund diese Thäler als „Vogtländische Schweiz" bezeichnet. 100 bis 200 Meter hohe Steilhänge geben im Verein mit den unzähligen Flußwindungen auch dem Saalethal seinen eigenartigen Reiz, der durch den Kontrast der dort einförmigen Hochfläche noch erhöht wird.

Den anthropogeographischen Folgen der orographischen Verhältnisse ist der letzte Theil von Wohlrabs Studie gewidmet. Das Vogtland ist von jeher ein ausgesprochenes Durchgangsgebiet gewesen. Begünstigt wurde diese Stellung durch die Lage des Vogtlandes im Herzen des deutschen Sprachgebietes auf der Grenze von Nord- und Süddeutschland, wo die Verkehrswege von der großen norddeutschen Tieflandsbucht und von Schlesien her sich vereinigen, um nach dem Main, dem Donauknie bei Regensburg und nach Böhmen hin sich sofort wieder zu verzweigen. Vier Hauptpässe führen über die südlichen und westlichen Grenzkämme nach Süddeutschland und Böhmen. Die Hauptdurchgangsstraßen sind ausgesprochene Höhenstraßen, da nur selten, wie im oberen Elsterthal, die Thalsohle zur Aufnahme der Straßen geeignet ist. Die gleiche Erscheinung zeigen die Eisenbahnen, die an Stelle der Landstraßen den Durchgangsverkehr übernommen haben. Die Hauptlinie Reichenbach—Hof ist eine Höhenbahn, die zweimal in fast 70 Meter Höhe über der Thalsohle durch großartige Ueberbrückungen die tiefen Thäler der Göltzsch und Elster überschreitet. Erst viel später wurde die Thallinie durch das Elsterthal ausgebaut, was nur durch Anlegung zahlreicher Tunnel möglich war. Die Nebenbahnen sind wieder fast durchweg Höhenbahnen. Das Eisenbahnnetz des Vogtlandes ist fast ebenso dicht wie das des Königreichs Sachsen, doppelt so dicht wie das des Deutschen Reiches. Wenn trotzdem im Vogtlande die Klagen über ungenügende Bahnverbindungen nicht verstummen, so beruht dies wiederum auf den orographischen Verhältnissen, die oft zu einem bedeutenden Umweg zwingen. Mitunter ist die Bahnlinie zwei- bis dreimal so lang als die Luftlinie. Seine Wichtigkeit als Durchgangsgebiet ließ das Vogtland den Nachbarn begehrlich erscheinen; die Zufahrtsstraße zu den Leipziger Messen veranlaßte die Wettiner, vom Vogtland Besitz zu ergreifen und durch Verbot der Straße Hof—Gera—Leipzig den Verkehr ganz auf den sächsischen Theil des Vogtlandes zu verweisen. Dasselbe Bestreben zeigt sich in der Gegenwart bei den Eisenbahnen. Lange war die Linie Leipzig—Hof die einzige für den Verkehr vom mittleren Norddeutschland nach Bayern und gab Sachsen wie jene alte Handelsstraße das Monopol für diese wichtige nordsüdliche Verbindungslinie. Jetzt ist durch die preußische Linie Berlin—Halle—Probstzella eine empfindliche Konkurrenz geschaffen, die offen darauf hinzielt, die sächsische Verbindungsstrecke für den preußisch-bayerischen Verkehr entbehrlich zu machen und die Bedeutung des Vogtlandes als Durchgangsland zu mindern.

Auch für die Lage der Siedelungen sind die Bodenformen maßgebend. Viele Ortschaften, namentlich die Städte, entstanden in Thalweitungen, andere sind an das Thalgehänge angebaut. Zahlreicher noch sind die Ansiedlungen, die in Mulden der Hochfläche liegen. Viele Dörfer erheben sich auch direkt auf den Höhenrücken in aussichtsreicher Lage. Zwei Drittel aller Orte liegen auf der Höhenstufe 400—600 Meter, die durchschnittliche Höhenlage mit rund 500 Meter entspricht der mittleren Seehöhe des Vogtlandes.

Die Form der Ansiedlungen erklärt Wohlrab gleichfalls aus den Bodenformen, da sich die sonst nur den slavischen Dörfern eigene ringförmige Anlage auch bei unzweifelhaft deutschen Gründungen finde. Ich wage nicht ohne eigene Untersuchung der angeführten Dörfer, ein Urtheil über diese Ansicht auszusprechen, vielleicht berichte ich später an dieser Stelle ausführlicher darüber. Die Leser der Beilage werden nach den Erörterungen Wilbrands (Zur Keltenfrage, Nr. 258 v. J.) mit Interesse von Wohlrabs Hypothese Kenntniß nehmen.

Mit Wohlrabs Arbeit ist ein guter Schritt vorwärts zu einer wissenschaftlichen Landeskunde des Vogtlandes gethan.

Plauen i. V. Dr. Zemmrich.

Mittheilungen und Nachrichten.

aß. Die Gewerkschaftsbewegung. Darstellung der gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter und der Arbeitgeber aller Länder. Von W. Kulemann. XXII u. 730 S. gr. 8°. Jena, Verlag von Gustav Fischer 1900. — Mit dieser Publikation liegt in unsrer volkswirthschaftlichen Literatur zum erstenmal ein zusammenfassendes Werk über die Gewerkschaftsbewegung vor. Wie wenig bekannt die Verhältnisse der Gewerkschaftsbewegung und -entwicklung und die Verwirklichung des internationalen Gedankens zwischen den einzelnen Berufsorganisationen sind, trotz der auf Einzelgebiete sich beziehenden Veröffentlichungen namhafter Sozialpolitiker wie Brentano's, Lexi's u. A., lassen tagtäglich die publizistischen Erörterungen der verschiedensten politischen Richtungen ersehen. Da wissen wir denn dem Verfasser, der das Wesen dieser Fragen mit einem überaus

reichen Thatsachenmaterial klärt, Dank für sein treffliches Buch, das einen sicher orientirenden Blick über das nationale und internationale Gewerkschaftsleben eröffnet und dem Sozialpolitiker ein praktisches Hülfsmittel an die Hand gibt. Die Arbeiterverbände rein gewerkschaftlichen, konfessionellen und jene sozialdemokratischen Charakters sind in ihren Institutionen, Bestrebungen und Erfolgen ausführlich gewürdigt. Das scheint uns die werthvollste Seite, denn auf Grund dieser Darlegungen wird es möglich, die richtigen Schlußfolgerungen zu ziehen, sozialdemokratische Agitation unter dem Deckmantel Gewerkschaft zu erkennen, und so manche mit Vorliebe als staatsgefährdend gestempelte Organisation im rein gewerkschaftlichen, unpolitischen Streben richtig zu beurtheilen. Denn mehr als falsch verstandene gewerkschaftliche Strömungen schaden mitunter jene streitbaren Geister, die alles, was Gewerkschaft heißt, in blindem Eifer mit dem Odium der Sozialdemokratie kennzeichnen zu sollen vermeinen. Es ist wohl mit einer der Gründe des Anwachsens der Sozialdemokratie, daß es einerseits an einer durchgreifenden Organisation der Arbeiterklasse zur Vertretung berechtigter Interessen und andrerseits an dem sozialpolitischen Verständniß für den Werth einer solchen Organisation fehlt. Nicht viel über 5 Proz. der Arbeiter Deutschlands (gegenüber 20 Proz. in England) sind organisirt; was aber ein großer Theil dieser geschaffen zur Verbesserung der Lage seiner Angehörigen, lange bevor Kranken- und Invalidenversicherung reichsgesetzlich wurden: die humanitären Kassen für Invalide, Kranke, Arbeitslose, Wittwen und Waisen und last not least in sozialpolitischer Hinsicht mit Tarifgemeinschaft u. ä. — ich erinnere nur an das Buchdruckgewerbe — das gibt dem einsichtigen Sozialpolitiker zu denken nicht minder als dem Sozialdemokraten, der mit solchen Ausgleichsversuchen seiner Verelendungstheorie und Agitation den Boden abgegraben sieht. Der Verfasser wirft zur Vermeidung einer gewissen Monotonie in seinem Buche, da er neben dem Berichterstatter auch den Kritiker zu Wort kommen läßt, scharfe Streiflichter auf die Stellung der maßgebenden Behörden zur Gewerkschaftsfrage. Hat er einerseits die Organisation der Arbeiterverbände zum Gegenstand eingehender Untersuchung gemacht, so ist ihm dies andrerseits bei jenen der Arbeitgeberverbände nur mit Mühe und geringerer Ergiebigkeit möglich gewesen, da diese zum Theil über ihre Verhältnisse und Einrichtungen nichts in die Oeffentlichkeit dringen lassen wollen. Zu den regen Strebungen für gewerkschaftliche Organisation ist manch ein Urtheil von unzweifelhaft wohlwollender Seite zu verzeichnen, das den Werth der Gewerkschaftsbewegung in Frage stellt; es sei hier nur erinnert an Prof. Jul. Wolfs jüngsten Vortrag über den Einfluß der Gewerkvereine auf Unternehmergewinn und Kapitalzins. Nichtsdestoweniger sehen wir den einzigen Weg zu durchgreifender und dauernder Gesundung unsrer sozialen Verhältnisse in der Organisation der Arbeit, d. h. der beiden an ihr betheiligten Faktoren, der Unternehmer und der Arbeiter. Derartiger Institutionen zählt uns Verfasser neben seinen sonstigen Ausführungen eine Reihe auf, die geeignet sind, diese Ansicht zu stützen und ihm unbedingte Anerkennung für sein ehrliches Wollen auch bei dem sichern, der seine Meinung nicht theilt. Ist das uns vorliegende Buch auch in sich abgeschlossen und erschöpfend angelegt, da für die Nothwendigkeit einer sozialen Organisation induktiv, an der Hand der Thatsachen, der Nachweis erbracht wird, so dürfen wir andrerseits mit berechtigtem Interesse der von Kulemann in Aussicht gestellten Folge eines zweiten Bandes entgegensehen, in dem er deduktiv „als Ausfluß anerkannter oder doch als sicher vorhanden nachzuweisender volkswirthschaftlicher und psychologischer Gesetze" denselben Beweis führen und u. a. auch den Satz begründen will: „Die Gewerkschaftsbewegung ist der Todfeind der Sozialdemokratie."

S. S. **Von der leichten Seite.** Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig. — Unter den zahlreichen Skizzensammlungen von Ferdinand Groß bringen verschiedene im Titel zum Ausdruck, daß in den Büchern kein schweres Geschütz aufgefahren wird. „Kleine Münze", „Richtig und flüchtig", „Mit dem Bleistift", „Zum Nachtisch", „Im Vorbeigehen". Auch die neueste Sammlung „Von der leichten Seite" läßt erwarten, daß nur schnell Vergängliches darin geboten wird, aber der Leser findet mehr als er erwartet hat. Vor allem die Vorzüge, die jedes Buch von Ferdinand Groß zeigt, Anmuth und Gemüth, eine schöne humordurchwürzte Sprache und vielfach Betrachtungen voll tiefer Lebensweisheit. Die Skizze „Holde Lüge" führt in zwingender Logik aus, daß alles Menschenglück dahin wäre, wenn überall nur die Wahrheit, nichts als Wahrheit herrschte. „Eine Welt ohne Lüge wäre eine Hölle, sie hätte uns keine Freude zu schenken, kein Licht, keine süße Täuschung — wir würden dem Treueschwur des Weibes nicht glauben, nicht dem Händedrucke des Freundes, nicht dem Arzte, der uns am Krankenbette Genesung verheißt, nicht dem Tröster, der, über die Gegenwart hinweg, uns auf Künftiges verweist. Um das Beste und Heilsamste würde sie uns verkürzen: um Erwartung und Hoffnung, um den allmächtigen Zauber der Illusion." Der Nachruf auf den „Blaustrumpf" zeigt uns die veränderte Stellung des Weibes in der Literatur, in der Skizze „Strike" wird dargestellt, wie balde, ach so balde! manche Berühmtheiten verschwinden. Das orientalische Märchen „Die stumme Favoritin" ist eine allerliebste Geschichte mit leicht ironischer Pointe, die Plauderei über „Die Kunst, Trinksprüche auszubringen" kann sich sehr wohl neben der Behandlung des gleichen Themas durch Ludwig Bamberger sehen lassen. Auch bei dem, was sonst in dem Buche enthalten ist, wird der Leser auf seine Kosten kommen.

* Ueber den als **Portrait des griechischen Dichters Aischylos geltenden Marmorkopf**, der als solcher wohl allen Alterthums- und Kunstfreunden bekannt ist, veröffentlichen die „Neuen Jahrbücher für das klassische Alterthum" einen interessanten Aufsatz von dem namentlich auch durch seine Beschäftigung mit Goethe bekannten Nervenarzt Möbius und dem Archäologen Studniczka. Möbius betrachtet den Kopf vom phrenologischen Standpunkt aus, er weist auf die ungewöhnliche Größe des Kopfes, vor allem auf die große Breite desselben hin, auf die ungewöhnlich stark gewölbte Schläfengegend. Besonders interessant aber sind verschiedene Asymmetrien, Ungleichmäßigkeiten der rechten und linken Gesichtshälfte, deren bedeutendste bei der allermerkwürdigsten Bildung des Kopfes erkennbar ist. Handelt es sich nämlich sonst um ganz geringe Unterschiede, so ist ein geradezu kolossaler an der Stirnecke vorhanden. „Die Stirnecke ist beiderseits sehr voll, links aber finden wir eine Enormität, einen großen, dicken Wulst, der sich wie eine Geschwulst, eine Neubildung ausnimmt." Mit Recht bemerkt Möbius, daß es unbegreiflich ist, daß dieser am meisten charakteristische Befund bei keiner der vielen Aeußerungen über den Kopf erwähnt wird. Aus allem geht hervor, daß der Kopf das Werk eines Künstlers gewesen ist, der sich nicht mit einem Typus begnügte, sondern den Willen und das Vermögen hatte, der individuellen Natur treu zu folgen. Denn die erwähnte Ungleichmäßigkeit der beiden Gesichtshälften entspricht durchaus dem physiologischen Verhalten, insbesondere auch, was das Interessanteste ist, in der auffälligen Gestaltung der Stirnecke. Die Natur bringt in der That in seltenen Fällen etwas ähnliches zustande, so daß also auch hier der Künstler weder willkürlich, noch nachlässig gearbeitet hat. „Man findet nämlich, wie Gall entdeckt hat, bei **Mathematikern** eine abnorme, starke Stirnecke, und bei einzelnen hervorragenden Mathematikern sieht man thatsächlich über dem äußeren Augenwinkel, besonders dem linken, einen Wulst, der dem unsres Kopfes mehr oder weniger ähnlich ist." Das lehrt ein Vergleich der Bilder von Euler, Gauß, Bessel, insbesondere aber ist bei dem bekannten Mathematiker Weierstraß ohne weiteres die analoge Bildung zu erkennen und in der Büste desselben von Luerssen auch zum Ausdruck gebracht worden. Aus all diesem schließt Möbius, daß der sogen. Aischylos das Bild eines der **großen Mathematiker des Alterthums** sei. Andrerseits weise die starke Wölbung der Schläfengegend nach Gall auf hoch entwickelten Bausinn und mechanisches Talent hin; an den Köpfen großer Baumeister und Mechaniker, so z. B. bei Palladio, Michel Angelo, Brunelleschi sei die gleiche Schädelbildung zu finden. Hingegen habe der Kopf durchaus nicht die Eigenthümlichkeiten eines Dichter- oder Musikerkopfes. So möchte Möbius an **Archimedes** als den in dem sogen. Aischylos-Kopf Dargestellten denken. — Hier vermag die nun folgende archäologische Untersuchung freilich insofern nicht ganz beizustimmen, als der

Kopf, wie Prof. Studniczka ausführlich nachweist, einer zu frühen Zeit angehört, als daß er das Portrait des großen Mathematikers und Mechanikers sein könne. Andrerseits spricht nach der sorgfältigen Prüfung aller Momente nach Prof. Studniczka in der That nichts dafür, daß der Kopf den Aischylos darstelle. Die Bahn sei also für den neuen Deutungsversuch im allgemeinen frei, nur frage sich eben, an wen man zu denken habe. Enthält der Archäolog sich seinerseits des Urtheils über die phrenologische Deutung, so begrüßt er mit Recht jedenfalls „die scharfe Beleuchtung der individuellen Formen eines schönen griechischen Portraits, die auf alle Fälle auch seiner kunstgeschichtlichen Bestimmung zugute kommen wird."

Illustrirter Katalog der National Gallery in London: Sir Edward J. Poynter, der Direktor der National-Galerie in London, gibt einen illustrirten, prachtvoll ausgestatteten Katalog dieser Sammlung heraus, der nur in 1000 Exemplaren hergestellt ist, und von dem der erste Band (Foreign Schools), die Maler Albertinelli bis Macrins d'Alba in alphabetischer Reihenfolge enthaltend, jetzt vorliegt. Die Numerirung ist die der National Gallery, der Band enthält ungefähr 1000 vortrefflich hergestellte Photographien, und sehr angenehmer Weise ist der Text so eingerichtet, daß er jedesmal zu gleicher Zeit mit der Abbildung benutzt werden kann, welche das rechte Blatt einnimmt, während der Text links steht. Für letzteren ist der des offiziellen Katalogs mit geringen Zusätzen Poynters zugrunde gelegt. Nach der Einleitung entbehrt die National Gallery von den bedeutenden Künstlern nur drei: Albrecht Dürer, Fra Bartolomeo und Watteau. Durch die Wallace-Sammlung wird Watteau in die englische Nationalgalerie eintreten. Das werthvolle Werk ist unter den Auspizien der Trustees der Sammlung bei Cassel u. Cie. Lim. in London verlegt. M.

w. Zur Ausbreitung der italienischen Sprache. Argentinien, welches einen sehr großen Theil der italienischen Auswanderung in den letzten Jahrzehnten aufgenommen hat, macht nun endlich Anstalten, der Sprache jener Auswanderer einige Aufmerksamkeit zu widmen. Zwar ist es nicht richtig, was vor einiger Zeit die „Agenzia Stefani" meldete, daß die argentinische Regierung beschlossen habe, „die italienische Sprache solle in allen Schulen der Republik die zweite obligatorische Sprache sein" — zu diesem Satz war hinzugefügt, daß Unterhandlungen schweben, auf dieselbe Weise das Italienische in die Schulen der anderen südamerikanischen Republiken einzuführen —, doch läßt der Anfang, der nun gemacht ist, wofern die vorzüglichen Beziehungen zwischen Italien und Argentinien fortdauern, weiteres erhoffen. Die argentinische Kammer hat nämlich für den Haushalt des Jahres 1900 einen Lehrstuhl der italienischen Sprache am Collegio nationale von Buenos Aires und an der gleichen Anstalt in Rosario bewilligt. Doch ist der Unterricht im Italienischen nur ein fakultativer, und muß also hinter dem obligatorischen Französisch und Englisch zurückstehen. Auch sind die Lehrstühle vorläufig nur außerordentliche, so daß sie jedes Jahr besonders neu bewilligt werden müssen. — Einen etwas bedeutenderen Fortschritt hat das Italienische in Japan gemacht. Als im Jahre 1898 in Tokio eine besondere Schule für fremde Sprachen errichtet wurde, da war neben dem Englischen, Französischen, Deutschen und Russischen auch das Italienische vorgesehen. Aus Geldmangel jedoch ließ man diese letzte Sprache fallen. Da indeß der Handelsverkehr zwischen Italien und Japan sich sehr günstiger Bedingungen erfreut, so setzte es endlich der italienische Gesandte in Tokio durch, daß eine außerordentliche Lehrstelle für die italienische Sprache begründet wurde. Dies hat sich so gut bewährt, daß die japanische Regierung jene Lehrstelle in diesem Jahr in eine feste verwandelt hat. Durch die Uebersendung von Büchern und die Einsetzung von Preisen will Italien diese Einrichtung thatkräftig unterstützen.

* Die Rückkehr der „Southern-Croß"-Südpolexpedition. Die von Sir George Newnes ausgesandte Südpolexpedition ist, wie wir gestern schon in einem Telegramm meldeten, glücklich wieder an einer der südlichen Inseln von Neu-Seeland eingetroffen und hat, wie der Führer derselben, der Norweger Borchgrevink, mittheilt, ihren Zweck erreicht. Der Zweck der Expedition war neben der wissenschaftlichen Erforschung der unbekannten antarktischen Regionen der südlichen Hemisphäre die Prüfung der kommerziellen Bedingungen, die diese Gebiete des ewigen Eises dem kaufmännischen Unternehmungsgeiste bieten. Die „Southern-Croß" verließ die Themse am 22. August 1898 und segelte am 19. Dezember von Hobart (auf Tasmanien) südwärts nach Kap Adair. Hinter den Bellaminseln gerieth das Schiff in Packeis und wurde sechs Wochen festgehalten. Am 15. Februar sah man eine hohe Küste und nach drei Tagen konnte eine Landung bewerkstelligt werden. Die Forscher bauten sofort ein Haus, und Borchgrevink und sein wissenschaftlicher Stab blieben an Land, um dort den Winter zu verbringen, während das Schiff nach Neu-Seeland zurückkehrte, um die Expedition mit Beginn der milderen Jahreszeit wieder aufzusuchen.

m. Neustadt a. H., 2. April. Neustadter Stadtrecht. Bei einer Durchmusterung des hiesigen städtischen Archivs nach Anhaltspunkten für die Gründung der altwittelsbachischen Stadt „Niuwenstat" oder nova civitas fand sich ein für die Ortsgeschichte und für weitere rechtsgeschichtliche Kreise nicht unwichtiger Thatbestand. In einem Pergamentsammelband im Quartformat, genannt das „Rothe Buch", enthalten die Seiten 1 bis 12 „Statuten und breuch alhie zur Neustatt". Außer minderwerthigen Notizen und späteren Einschiebseln bringen diese Seiten die Hauptbestimmungen des alten Neustadter Stadtrechts. In etwa 50 Abschnitten verbreiten sich die Rechtsbestimmungen über Schultheiß, Amptmann, Rath, über Ordnung in Feld und Flur, über Maß und Gewicht, über Zins und Bede, über Schutz der Bürger gegen „herre" und „amptmann", über das Klagewesen (Zivilrecht), über Gerichtsordnung, Einungen (Innungen), über eine Reihe sonstiger zivilrechtlicher Fragen, endlich über die Ehre des Rathes, über den Freizoll zu Frankenstein und über Aufgabe des Bürgerrechts. Seite 12 folgt „der Statfrieden", worauf Einzelbestimmungen über Schultheiß, Amptmann, Rath u. s. w. verzeichnet werden. Nach der Schriftart gehören diese ersten Aufzeichnungen dem 14. Jahrhundert an. Nach der ältesten, im Archiv befindlichen kgl. Verleihungsurkunde, die im Jahre 1275 von König Rudolph ausgestellt ist, erhielten die Bürger von Niuwenstat omnia jura et libertates, quibus gaudet civitas spirensis (= Speyer), und zwar auf Bitten seines „geliebten Sohnes Ludwig, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzogs von Bayern". Nach dieser Urkunde wird wohl die Gründung der nova civitas in die Mitte des 13. Jahrhunderts fallen, und es mag ein Markt oder eine Landgemeinde an Stelle der neuen befestigten Stadt (= civitas) hier vorhanden gewesen sein.

* Heidelberg. Der Privatdozent der Medizin an der hiesigen Hochschule Dr. Ernst Göppert wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

* Berlin. Am 3. d. M. ist hier der außerordentliche Professor der Chemie an der Universität (und im Nebenamte Professor an der Kriegsakademie) Geh. Rath Dr. Robert Schneider im Alter von 75 Jahren gestorben. Er hat sich besonders durch seine Untersuchungen zur Bestimmung des Aequivalentgewichts bekannt gemacht.

* Paris, 3. April. Joseph Bertrand, der ständige Sekretär der Académie des sciences und Mitglied der Académie Française, ist gestorben.

* Bibliographie. Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Robert Davidsohn: Forschungen zur Geschichte von Florenz. II. Theil: Aus den Stadtbüchern und Urkunden von San Gimignano (13. und 14. Jahrhundert). Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — Carl Stangens Reise-Bureau. Seine Entstehung und Entwicklung, mit kurzer Erwähnung der gleichartigen Reiseunternehmungen. Berlin, Selbstverlag. — Fr. F. Heitmüller: Der Schatz im Himmel. Novellen. Berlin, S. Fischer 1900. — Th. Scharf: Die gewerbliche Fortbildungsschule und das Lesebuch in ihrem Dienste. Wittenberg, R. Herrosé (H. Herrosé) 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 6. April. Nummer 80.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher.

Von Paul Holzhausen.

VI. (Schluß.)

Der erste Konsul als Staatsmann.

Um so richtiger hatten die Meisten begriffen, daß der Schöpfer des Kirchenfriedens in einer ihm ergebenen Geistlichkeit ein neues Bindemittel für den Fundamentalbau einer Herrschaft zu finden hoffte, die eine unbedingte werden wollte, soweit sie es noch nicht war.[1]) Was dieser im Wege stand, schien er rücksichtslos beiseite schieben zu wollen. Das zeigte vor allem sein Auftreten gegen die Körperschaft, in der die von der Regierung zur Vorlage gebrachten Gesetzentwürfe diskutirt wurden, neben dem Staatsrath der einzigen, in der noch ein freieres Wort mit einiger Aussicht auf Erfolg gesprochen und gehört werden konnte. Als im Jahre 1801 einige Redner des Tribunats gegen die Einführung der Ausnahmegerichte, der noch weiter unten zu besprechenden Spezialtribunale, aufgetreten waren, ließ ein Offiziosus hierüber Bemerkungen drucken, in denen Jene als revolutionäre „Metaphysiker“ gebrandmarkt wurden, eine Wendung, die zur Genüge bewies, wie nahe der Schreiber dem Konsul und seiner Ausdrucksweise stehen mußte. In Reichardts „Frankreich“ erschienen diese „Bemerkungen“, übersetzt und mit „Gegenbemerkungen eines Ausländers“ versehen,[2]) in denen die Metaphysiker als recht praktische Denker hingestellt, dagegen, unter deutlichem Hinweis auf den Offiziosus, „die niederträchtigen Schmeichler, die sich des großen Mannes bemächtigen“, empfindlich gebrandmarkt wurden. Als sich einige Zeit darauf bei einer ähnlichen Veranlassung, den Verhandlungen über das bürgerliche Gesetzbuch, aufs neue ein Widerstand im Tribunat hervorwagte und einige Bestimmungen, namentlich über die Promulgation neuer Gesetze, über das Heimfallsrecht, den bürgerlichen Tod u. a., theils als zweckwidrig, theils als der bürgerlichen Sicherheit zuwider verworfen wurden, ließ der bekannte Staatsrath Roederer einen Aufsatz über die Opposition im Tribunat erscheinen, der wiederum ins Journal „Frankreich“ nicht ohne energische Abfertigung kam.[3]) Letztere lief darauf hinaus, daß es gar keine organisirte Opposition im Tribunat gäbe, übrigens die gesetzgebenden Körperschaften, wenn sie zu unbedingten Jasagern herabgewürdigt werden sollten, ganz überflüssig und daher lieber abzuschaffen wären. In demselben Bande des Reichardt'schen Journals las man auch die von Guinguené in seiner Décade philosophique veröffentlichten Diskussionen der Tribunen über den Entwurf zum Gesetzbuch, auch diese mit charakteristischen Zusätzen von deutscher Hand[1]) versehen. Mehrfach wurde in jenen Aufsätzen darüber geklagt, daß die Reden der Tribunatsmitglieder im Moniteur, dem offiziellen Organ der französischen Regierung, verstümmelt wiedergegeben seien; in dem letztgenannten erhebt der deutsche Herausgeber auch darüber Klage, daß die Regierung, durch den Widerstand im Tribunat beleidigt, den ganzen Gesetzentwurf „in befremdend empfindlichen Ausdrücken“ zurückgenommen habe. In Schlabrendorfs „Napoleon Bonaparte“ werden diese Vorwürfe fast mit den nämlichen Worten wiederholt,[2]) ein Beweis dafür, daß er oder der Herausgeber seines Buches, Reichardt, auch dem obigen Artikel im Journal „Frankreich“ besonders nahe gestanden hat. Auf Schlabrendorfs Antheil an diesen Angelegenheiten weist auch die Erzählung von Rist, der zahlreiche Tribunatsmitglieder in der Wohnung des Grafen ein- und ausgehen sah. Wird der Konsul in den obigen Aufsätzen noch persönlich geschont — in den Bemerkungen gegen Roederer heißt er sogar noch „der bewundernswürdige junge Weise“ —, so erfährt in Schlabrendorfs Buche seine Maßnahme gegen die Opposition im Tribunat und gesetzgebenden Körper, die bekannte Entfernung der opponirenden Mitglieder, entschiedene Mißbilligung.[3])

„Es wird keine Opposition mehr geduldet“, hatte Reichardts Journal schon 1801[4]) geschrieben. Das Wort konnte nicht allein von den gesetzgebenden Körperschaften, es konnte auch von der Presse gelten. Zuerst kam die periodische daran. Durch das arrêté vom 27. Nivôse VIII (17. Januar 1800) wurden von dreiundsiebzig Zeitungen sechzig unterdrückt und die Gründung neuer ward verboten. Dieses drohende Wetterzeichen des aufsteigenden Autokratismus war in der deutschen Presse mit Sturmwarnungen beantwortet worden, zumal Bonaparte seine Zeitungsdespotie bald auch über die Grenzen Frankreichs ausdehnte, die Einführung fremder Blätter nach und nach verbot und dem Frankfurter Senat wegen der in seinem Bereiche erscheinenden Journale Mahnungen zukommen ließ. Die Mehrzahl unsrer Reisenden mag also wohl in dieser Rücksicht schon mit nicht gerade sehr günstigem Vorurtheile in Paris gelandet sein. Auch in Deutschland gab es eine Zensur; aber in den Landen des großen Friedrich und des dritten Friedrich Wilhelm wurde sie milde gehandhabt, und der Wunsch nach „Publizität“ steckte den Deutschen seit Schlözer, Schubart

[1]) Schon Görres, der in der ersten Stunde nach dem Staatsstreich mit einem noch an die Adresse der Direktoren gerichteten Auftrag vor den Barrieren von Paris anlangte, hatte mit dem Blicke des Genies den cäsaristischen Charakter der neu erstandenen Herrschaft klar erkannt. Dafür zeugen die „Resultate meiner Sendung nach Paris“, jene vom Gluthhauch des schwärmerischsten Republikanismus durchwehte Schrift, und die Klagen, die der schmerzzerrissene Titan in den Busen seiner Geliebten ausschüttete. Vgl. meine „Literatur- und Stimmungsbilder in den ersten Koalitionskriegen“, Beil. zur Allg. Ztg. 1899, Nr. 64.

[2]) Frankreich, 1801, I, 255 ff. und 354 ff.

[3]) Frankreich, 1802, I, 26 ff.

[1]) Frankreich, 1802, I, 51 ff., 117 ff.

[2]) Napoleon Bonaparte, 117 ff.

[3]) ib., 118 ff.

[4]) Frankreich, 1801, II, 366.

und Weckhrlin tief im Blute. Freilich war man anfangs geneigt gewesen, dem so warm verehrten Konsul auch in dieser Hinsicht Konzessionen zu machen, zumal es einer neuen Regierung nicht so sehr verdacht wurde, wenn sie die Zügel straffer anzog und den in der Revolutionszeit und unter dem Direktorium notorisch verwilderten Pariser Journalisten den Brotkorb etwas höher hängte. Als man aber sah, wo das hinaus wollte, schlug die Stimmung um, und der Name des Polizeiministers Fouché bekam jenseits der Vogesen einen fast noch häßlicheren Klang als im eigenen Lande. Mit bitteren Worten klagt der alte Campe über das Verbot des Citoyen Français, einer sonst loyalen Zeitung, die aber, was ja „oben" nicht beliebt war, gegen Priesterunfug und Aberglauben gewettert hatte.[1]) Doch das war ein einzelner Fall. Schlabrendorf kennt deren eine Menge, und er greift das ganze System an, er, der alte Freiheitsenthusiast, der in der Aufhebung der Preßfreiheit „eine der Hauptgrundlagen der republikanischen Verfassung" untergraben sieht.[2]) Daß sich auch Reichardt gegen sie ausspricht, ist selbstverständlich. In diesem Punkte ist sogar Voß mit ihm im ganzen einverstanden. Wenn er auch die Unterdrückung einer feindseligen Presse durch das Bedürfniß der „Regierungsstabilität" für geboten erachtet, so sieht er doch die große Strenge für unnöthig an und meint, „die Regierung könnte schon den Kindern ihr Spielzeug mehr gönnen".[3]) Auch Kotzebue ist ähnlicher Ansicht, doch spricht er hauptsächlich von der Theaterzensur, auf die wir in anderem Zusammenhange zurückkommen werden.

Ja, die Deutschen hingen rührend an der Gedankenfreiheit und wünschten sie weitherzig auch den Fremden. Jede Maßnahme der französischen Regierung, die in dieser Hinsicht auf eine Besserung der unerträglichen Preßverhältnisse gedeutet werden konnte, wurde freudig begrüßt. So noch an der Schwelle der Kaiserzeit, als die Artikel 64—67, Titel VIII des organischen Senatuskonsults, das die kaiserliche Regierung einführte, die Bestimmungen über die Einrichtung einer commission sénatoriale de la liberté de la presse enthielten. Der vielversprechende Name erweckte trügerische Hoffnungen, und ein Artikelschreiber des Journals „London und Paris" möchte fast an eine aufgehende Sonne der Gedankenfreiheit glauben. Wahngebilde, die die Hand des Imperators bald genug zerstörte.

Im August 1802 wurde endlich nach sorgfältigen Vorbereitungen von dem Konsul der neue Schlag gegen die Freiheit geführt, die, freilich schon seit geraumer Zeit, um mit Seume[4]) zu reden, „täglich preßhafter" geworden war: das lebenslängliche Konsulat ward geschaffen. Schon vorher war, wie derselbe Seume sagt, Bonaparte „absoluter und despotischer gewesen als irgend ein König in Frankreich war, von Hugo Capet bis zum letzten unglücklichen Ludwig".[5]) Doch „hatte das Ganze noch ein lebendiges, freyeres Ansehen", das nun auch dahinschwand. Daher der Zorn der

[1]) Campe, a. a. O., 33, 178.

[2]) Napoleon Bonaparte, 145 ff., 250—251.

[3]) (v. Voß), Beleuchtung, 121—122, 209. Vergl. auch die Schrift: Bonaparte und Cäsar, eine histor. Paralle, St. Petersburg, 1804, 37, v. Chézy, Unvergessenes, 202, London und Paris, XIII (1804), 213 ff.

[4]) Sämmtl. Werke (in Einem Bande), 187.

[5]) ib., 189. Auch eine geistreiche Frau, Schillers Schwägerin, Karoline v. Wolzogen, die den kritischen Sommer von 1802 in Paris verlebt hatte, schrieb nach ihrer Rückkehr von Stuttgart aus an ihre Schwester Lotte: „Das Gouvernement ist schändlich, jetzt kann ich's schreiben. Frankreich ist gar kein Staat, sondern ein erobertes Land, wo der Eroberer despotisiert. . . ." (Urlichs Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, II, 86.) Während ihres Aufenthalts in der Hauptstadt selbst hatte sie etwas anders gesprochen (Brief ders. an dieselbe v. 16. Juni, Urlichs, II, 73). Auch in Karolinens Denkart ist der Einfluß des Grafen Schlabrendorf, der zu ihren vertrautesten Freunden gehörte, unverkennbar; übrigens mag in dem aus Paris geschriebenen Briefe die Furcht vor dem Cabinet noir die Hand der Schreiberin etwas anders geführt haben.

Freiheitsfreunde, die den abermaligen Gewaltstreich in Paris hatten mit ansehen müssen. Gleich nach dem Bekanntwerden der neuen — sogenannten fünften — Konstitution erschienen in Reichardts „Frankreich"[1]) Bemerkungen über das Senatuskonsult, dem sie ihre Entstehung verdankte. Sie sind, inhaltlich fast ganz, zum Theil sogar wörtlich in das Buch „Napoleon Bonaparte" übergegangen, ein Umstand, der wieder auf gemeinsamen Ursprung, wohl auch hier Schlabrendorf, schließen läßt. Der Verfasser empfindet das zur Zeit der noch bestehenden alten Verfassung erlassene Senatuskonsult, das sich anmaßt, diese abzuändern, schon von vornherein als gesetzwidrig. Mit unerbittlicher Schärfe erweist er das neue „Wahlrecht" des Volkes als illusorisch. Die völlige Ueberantwortung der Gerichtsbarkeit in die Hände des Konsuls würde überall, auch „unter den unumschränktesten Regierungen, für den ärgsten Mißbrauch der Gewalt gegolten haben". Ganz entsetzt ist er über einen Artikel (55), der in die Gewalt des von dem Konsul abhängigen Senats die Entscheidung über das Schicksal aller Personen legt, die das Unglück haben sollten, in den Verdacht der Theilnahme an einer Verschwörung zu kommen. Die völlige Lahmlegung endlich aller Volksvertretung, selbst des „in einen Staatsrath verwandelten" Senats erfüllt ihn mit größter Besorgniß, auch von dem Gesichtspunkt aus, daß es unmöglich sein werde, nach Bonaparte, dessen machtvoller Persönlichkeit auch dieser Gegner seinen Respekt nicht versagen kann, einen geeigneten Nachfolger zu finden, der die Last einer solchen Machtfülle zu tragen imstande sein werde. Allgemeine Zustimmung fand bei Allen, die so dachten, eine Schrift des Exdeputirten Camille Jordan, Le vrai sens du vote national sur le Consulat à vie, die zwar nicht das lebenslängliche Konsulat als solches bekämpfte, wohl aber Garantien für die Freiheit, vor allem auch die der Presse, verlangte.[2])

Auch das wollten die fremden Zuschauer bemerkt haben — und die Uebereinstimmung ihrer Angaben, sowie zahlreiche Zeugnisse aus französischen Quellen erweisen die Richtigkeit ihrer Wahrnehmungen —, daß das lebenslängliche Konsulat seinem Inhaber die Herzen vieler seiner „Unterthanen" entfremdet habe. Neben Reichardt-Schlabrendorf u. A. hat das auch Frhr. v. Sierstorpff ausgesprochen, der in beachtenswerther Weise hervorhebt, daß bei dieser Gelegenheit, die Royalisten eine verdächtige Freude und Hoffnungen bezüglich der Wiederkehr einer königlichen Regierung geäußert hätten.[3]) Und auch Helmina v. Hastfer, deren Urtheil in politischen Dingen freilich dem eines Kindes gleich geachtet werden kann, bemerkt hierüber nicht ganz übel: „Schon seit Napoleons Erhebung zum Konsulat auf Lebenszeit waren seine Bewunderer, mit ihnen das Herz des Volkes erkaltet. Darauf haßte man ihn und hielt ihn nur für ein nothwendiges Übel, zuletzt für ein Übel tout court."[4])

[1]) Frankreich, 1802, II, 363 ff.

[2]) Die zur Zeit ihres Erscheinens wegen ihres freimüthigen Tones Aufsehen erregende Broschüre Jordans erschien in deutscher Uebersetzung im Journal „Frankreich", eine gehässige Rezension der Schrift erlitt ein ähnliches Schicksal wie Roederers Aufsatz über die Opposition im Tribunat (Frankreich, 1802, III, 139 ff.); auch im Napoleon Bonaparte wird Jordans Le vrai sens wohlwollend besprochen, deßgl. von der Wolzogen (Urlicus II, 86).

[3]) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, I, 439—40. Ueber den geringen, vielfach geradezu ungünstigen Eindruck der Verkündigung der das lebenslängliche Konsulat betreffenden Senatuskonsulte und der zur Feier des großen Ereignisses veranstalteten Festlichkeiten vergl. die interessanten Beobachtungen ib., I, 431—41. Allerdings setzt Sierstorpff als Realist hinzu: „Die, welche überzeugt sind — und das möchten doch wohl bei weitem die Meisten sein —, daß Frankreich nur durch Könige regiert werden kann, sehen diesen Schritt als den ersten zu einer festen und soliden Regierung an." (ib., 439.) Des Autors eigene Gedanken über die Sache verräth am besten die Bezeichnung des neuen Schritts als einer „politischen Betrügerei" und das Bild der „Consularmaske", die deren Inhaber bei der nächsten günstigen Gelegenheit ganz abwerfen würde.

[4]) v. Chézy, Unvergessenes, I, 349.

Wer mit den Einsichtigen das lebenslängliche Konsulat als die Vorstufe einer künftigen Monarchie ansah, glaubte begreiflicherweise in der Schöpfung der Ehrenlegion, die zwar erst im Jahre 1804 ins Leben trat, aber schon 1802 beschlossen wurde, eine Bestätigung hiefür zu finden. Schlabrendorf sieht in dem neuen Orden einen Ersatz für eine Einrichtung des ancien régime, den ehemaligen Orden des heiligen Geistes, und Seume[1]) nennt „die Errichtung der Ehrenlegion mit Anweisung auf Nationalgüter" geradezu den „ersten beträchtlichen Schritt zur Wiedereinführung des Lehnsystems". So die Gegner, denen sich Reichardt in seiner mehrfach erwähnten Satire anschließt, wo jene glänzende Schöpfung als eine „Nationalehrenleibwache" und „Kreaturenlegion" des Konsuls behandelt wird,[2]) während umgekehrt Bülow an dieser „vortrefflichen Einrichtung" den Charakter eines Personenadels ohne Feudalität gegenüber dem erblichen Geburtsadel hervorhebt.[3])

So viel aber war gewiß, und die Besucher der glänzenden Weltstadt hatten es längst gemerkt: daß es Abend geworden im „Lande der Freiheit", ja, daß dieses eigentlich nur noch in den Köpfen einiger Exaltados auf dem jenseitigen Rheinufer ein schattenhaftes Dasein führte. Laut genug sprachen in diesem Sinn die Gefängnisse des Temple, des Bicêtre und des Schlosses von Vincennes, deren düstere Räume sich mehr und mehr mit Staatsverbrechern und „gefährlichen" Menschen füllten. Laut genug die Deportationen und Verweisungen, unter denen die der geistreichen Frau v. Staël die herzliche Theilnahme der Literaturfreunde finden mußte.[4]) Drastisch und mit der Uebertreibung, die eine karikirende Darstellung im Gefolge zu haben pflegt, wird in den „Offnen Briefen des Freiherrn Arminius von der Eiche"[5]) geschildert, wie der wegen eines lächerlichen Vorfalls verhaftete deutsche Baron die Gefängnisse bis unter die Dächer mit Staatsverbrechern angefüllt findet und schließlich, wie ein verspäteter Gast von einem diensteifrigen Wirth, in dem letzten noch verfügbaren Zimmer des Bicêtre glücklich untergebracht wird. Diese Klagen sind allgemein, und nur Voß[6]) hat es gewagt, das Verfahren der Konsularregierung zu vertheidigen, mit dem Hinweis auf die politische Entartung der durch die Anarchie hindurchgegangenen Pariser Bevölkerung und mit der weiteren Begründung, daß gegen Verrätherei und Attentate mit den positiven Gesetzen allein nicht auszukommen wäre. Daß die der Theilnahme an staatsgefährlichen Komplotten Verdächtigen, über die die vierte und fünfte Konstitution der Regierung eine so weitgehende diskretionäre Gewalt einräumten,[7]) „ohne Urtheil und Recht" gefangen gehalten und wieder freigelassen wurden, wird in der Reichardt'schen Satire derb verspottet.[8]) Auch das weitverzweigte Spionagesystem machte einen widerwärtigen Eindruck; selbst an Bettler sollen Spionagediplome ausgegeben sein.[9])

Immerhin waren das Ausnahmeverfahren, wie die Einrichtung der Spezialtribunale (Tribunaux spéciaux), die den regelmäßigen Gang der Gerechtigkeit unterbrachen. Auch gegen diese ist der unermüdliche Schlabrendorf zu Felde gezogen, der die furchtbare Gewalt, die sie in die Hände der Regierung legte, nur als ein neues Machtmittel des Despotismus ansah, während Domherr Meyer auch die unleugbar segensreiche Wirksamkeit dieser Gerichte gegen das furchtbare Räuber- und Wegelagererwesen in den Provinzen, namentlich das grausame Treiben der entsetzlichen „Chauffeurs", mit Wärme vertheidigt hat.[1]) Der Name des rheinischen Schinderhannes wird für Deutsche genügen, um uns zu erinnern, daß die Meinung des Hamburger Domherrn etwas für sich hatte. Ueber die regelrechte Justiz liest man im ganzen günstige Urtheile. Ein gescheiter Jurist, der sich auch in der Literaturgeschichte ein artiges Plätzchen erobert und sogar Meister Goethe's Beifall gefunden, der Straßburger Joh. Georg Daniel Arnold, hielt sich vom Schluß des Jahres 1803 bis zum Juni 1804 in Paris auf,[2]) wo er zu Schweighäuser Beziehungen hatte. Für dessen „Franz. Miscellen" schrieb er einen sehr hübschen, auch dem Laien leicht verständlichen Aufsatz „Kurze Uebersicht über das Justizwesen in Frankreich",[3]) in dem sowohl die in diesem Lande geltenden allgemeinen Grundsätze wie auch die besonderen Vorzüge der neuen konsularischen Justizverfassung klar auseinandergesetzt sind. Unter den ersteren besonders die Aufhebung jeglicher Art von Patrimonialgerichtsbarkeit, die vollständige Trennung der Justiz von der Verwaltung und die Trennung der freiwilligen Gerichtsbarkeit vom Richteramte. Als besondere Vorzüge der letzteren haben die Beseitigung der von der Revolution eingeführten Ernennung der Richter auf Zeit und durch Volkswahl, die Einrichtung der drei Instanzen und die bessere Vertheilung der Gerichtsstellen (Arrondissementsgerichte anstatt der Departementalgerichte) des Verfassers Beifall erworben. Mehr gelegentlich wird von Anderen das gerichtliche Verfahren beleuchtet. Die Meyer, Sierstorpff und Kotzebue wurden von der Neugier auch in die Wohnung der Themis getrieben. Sie Alle bekennen, sowohl in Provinzialstädten, im damals französischen Köln z. B., wie auch ganz besonders im Pariser Palais de Justice im allgemeinen wohlthuende Eindrücke aus den Sitzungen mit nach Hause genommen zu haben. Baron Sierstorpff lobt besonders die prompte Justiz und den ungeheuren Fortschritt, der in dem mündlichen Verfahren lag: „So hat ein mündlicher Vortrag in Hinsicht auf eine baldige Beendigung der Klagesache sehr wesentliche Vorzüge vor unsern schriftlichen Verhandlungen, besonders in den Ländern, wo alle üblen Processe beynahe zur ewigen Ruhe nach Wetzlar oder Wien befördert werden können."[4]) Mit dem Richterpersonal ist man gleichfalls im allgemeinen zufrieden, wenn sich auch hier und da noch unwürdige darunter befinden sollen und unsern Reisenden auf der Fahrt durch die Rheinlande mannichfache und schwere Klagen, besonders über die unter den französischen Justizbeamten vorherrschende Unkenntniß der deutschen Sprache und mancherlei sonstige Willkür und Mängel, zu Ohren gekommen waren.[5])

---

[1]) Sämmtl. Werke (in Einem Bande), 191.

[2]) Offne Briefe, 169. Haus v. Held erlaubt sich sogar, mit unschönem Ausdruck von einem „Hundehalsband" und „Schinderzeichen" zu sprechen. (Patriotenspiegel, 117.)

[3]) Ueber Napoleon, Kaiser der Franzosen, 83.

[4]) Kotzebue, Erinnerungen, 133, Napoleon Bonaparte, 178, v. Chéry, Unvergessenes, 209. Auch Reichardts Vertr. Briefe (vergl. z. B. I, 463 ff.) verrathen durchweg die wärmsten Sympathien für Frau v. Staël.

[5]) Offne Briefe. 72 ff.

[6]) (v. Voß), Beleuchtung, 213 ff.

[7]) Artikel 46 der Konstitution von 1799 und 55 der Verfassung von 1802. Vergl. weiter oben.

[8]) Offne Briefe, 123—124.

[9]) London u. Paris, XIII (1804), 31.

---

[1]) Napoleon Bonaparte, 249—50, Meyer Briefe, II, 14.

[2]) „Daniel Arnold, biographische Skizze", von Robert Habs in dessen Ausgabe von Arnolds Lustspiel „Der Pfingstmontag", Nr. 2154 der Reclam'schen Universalbibliothek, S. 7.

[3]) Franz. Misc., V, 63—76.

[4]) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 269. Auch der Guillotine gibt Sierstorpff vor den „in unsern Gesetzbüchern bestimmten grausamen Strafen" vernünftigerweise den Vorzug (l. c., I, 23).

[5]) Campe, a. a. O., 34, 117—118, (v. Sierstorpff), Bemerkungen, I, 48. Die vielfachen Klagen über die rheinischen Justizverhältnisse unter dem Direktorium und während der ersten Zeit des Konsulats — später wurde es dank Napoleons durchgreifender Thätigkeit besser — haben eine eigene, recht weitschichtige Literatur ins Leben gerufen, die uns hier weiter nichts angeht. Nur im Vorübergehen sei auf die Schriften von Rebmann und Lehne, die wichtigen Aufsätze, namentlich aus der Feder des Mainzer Schriftstellers Emmerich, in der „Minerva", die „Miscellen vom linken Rheinufer" in der Allgem. Ztg., auf die „Reise auf dem Rhein" des Würzburger Professors Klebe, auf Joh. Gottlob Schulz, „Briefe eines Reisenden an den Ufern des Rheins"

Die Heldenthat Bonaparte's auf diesem Feld, die Kodifizirung des Rechts, war damals zwar noch ungeboren, aber schon verkündeten die Geburtswehen die Ankunft seines großartigen Gesetzbuchs, mit dem im Arme später Heine's Phantasie den großen Staatsmann die Reihe der Jahrhunderte hinunterwandern läßt. Auch hier ging, wie bei manchem, was er damals schuf, bewundernde Erwartung dem Werke voran. Was von den Entwürfen an die Oeffentlichkeit gelangt, wird in den uns angehenden deutschen Zeitschriften getreulich registrirt und mit Theilnahme besprochen,[1]) und nur daß die französische Regierung in dem schon erwähnten Fall, durch den Widerstand des Tribunats beleidigt, den ersten Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs zurückzog, erfuhr, wie wir hörten, entschiedene Verurtheilung.

Auf dem Gebiete des materiellen Rechts konnten die Versprechungen des Konsuls erst vom Kaiser voll und ganz eingelöst werden. Auch auf anderen Gebieten hat die Konsularzeit wichtige Fundamente für späteren Auf- und Ausbau gelegt, Gebiete, die hier nur flüchtig gestreift werden können. Schon im Eingang mußte ein besonders trauriges Erbtheil der Revolution Erwähnung finden, die Niederlage von Handel und Gewerbe; auch daß der Mann des Feldlagers es war, der an der Stätte des Friedens wieder Hammer und Amboß in Bewegung setzte, war dort schon gesagt worden. In allen Zweigen der Volkswirthschaft ward es rege, und diejenigen unsrer deutschen Reisenden, die für diese Dinge ein offenes Auge hatten, vor allem der wackere Sierstorpff, wurden nicht müde zu bewundern. Napoleons praktischer Blick, sein anerkannt klares Verständniß für materielle Entwicklung, zeigte sich in der Ernennung des Chemikers Chaptal zum Minister des Innern, Chaptals, der wissenschaftlich wie praktisch zu seinem Amte gleich gründlich vorgebildet, wie kein anderer Minister in die letzten Winkel der Arbeitsstätten, Fabrikräume, Laboratorien, Spitäler, Schulen und Theater selbst hinabstieg und dessen unermüdlicher Thätigkeit, sowohl von Sierstorpff, der ihn persönlich kannte und verehrte, wie auch in den „Französischen Miscellen" und andern deutschen Zeitschriften manch hübsches Denkmal gesetzt worden ist.

Zumal auf dem Felde des Gewerbfleißes fand Bonaparte's und seines Ministers Thätigkeit oftmals rühmende Erwähnung. Isabey's bekannte Sepiazeichnung im Versailler Museum zeigt den Konsul, der mit seinem Gefolge die Manufaktur der Gebrüder Sevennes in Rouen besucht. Kunstfreund Schweighäuser hat sie in den „Franz. Misc."[2]) besprochen. Das Bild ist typisch. Auch zu Paris wanderte der Schlachtendenker durch die von ihm im Louvre veranstalteten Waaren- und Erfindungsausstellungen, und seine Beobachtungen und Bemerkungen sollen von tiefem Verständniß gezeugt haben. Domherr Meyer besucht eine dieser Ausstellungen Anno 1801, Sierstorpff eine gleiche im folgenden Jahre. Wir wollen sie einen Augenblick in die interessanten Räume begleiten, gerade in gegenwärtiger Zeit, wo so mancher Deutsche zu ähnlichem Zwecke den Koffer packt, eine anregende Erinnerung. Beide Männer betonen[3]) den Einfluß der Prämien- und Medaillenvertheilung und der mentions honorables, kluge Einrichtungen, durch die der erfinderische Staatsmann seine Industriellen auf das Feld der Ehre zu locken wußte, wie der Feldherr durch das Kreuz am rothen Bande den Soldaten. Besonders fiel die Sorge auf, die der Konsul der Wiederbelebung der durch den Vandalismus der Schreckensmenschen zerstörten Lyoner Seidenindustrie zuwandte[1]) und die ihm die schwärmerische Verehrung der dortigen Bevölkerung bis über Elba hinaus gesichert hat. Selbst die Frauen seiner Familie mußten dabei mithelfen. Viel erörtert ward ein offenbar inspirirtes Wort Josephinens, das dem feinen Tuchshawl zugunsten des Seidenshawls die Salonfähigkeit absprach. Aber auch die Tuchindustrie kam bald in Blüthe, und Sierstorpff sah auf der Ausstellung prächtige Stücke.[2]) Weniger wollte es nach seinem Urtheil mit der Baumwollweberei glücken,[3]) doch richtete der Konsul auch auf diesen Industriezweig sein Augenmerk, wie auf alles, worin er England Konkurrenz machen mußte. So ließ er Douglaß, den Meister der mechanischen Wollspinnerei, nach Frankreich kommen, und Sierstorpff meldet die Anlage einer großen Spinnerei in Marly-le-Roi,[4]) durch dessen schönen Park in des großen Ludwigs Tagen die Rokokoschmetterlinge geflattert waren und wo Niemand an die nüchterne Nutzarbeit künftiger Zeiten gedacht hatte.

In einem ganz besonderen Sinn machte sich die Erscheinung des neuen Herrschers in seiner Einwirkung auf das Kunsthandwerk, zumal die Möbel- und Bronzemanufaktur, geltend. Sierstorpffs Kennerblick bemerkt, wie die Möblirung St. Clouds und der Tuilerien vorbildlich wirkte und die Vorliebe für die Bronze, dieses klassische Ziermetall der Empirezeit, schon damals manchen Meister des Goldschmiedehandwerks in die Reihen der Bronzearbeiter trieb.[5])

Neben den Ausstellungen und Prämiirungen war auch die Ermunterung und Unterstützung aller gemeinnützigen Gesellschaften ein wichtiges Mittel, um den Gewerbfleiß zu heben. Außer anderen Instituten dieser Art werden besonders die von dem unermüdlichen Chaptal ins Leben gerufene Société d'encouragement pour l'industrie nationale und die landwirthschaftlichen Societäten vortheilhaft erwähnt.[6])

Napoleons Fürsorge für den Ackerbau wird gleichfalls anerkannt, doch hat es Campe nicht unterlassen, auf die schweren Schäden aufmerksam zu machen, die das Getreideausfuhrverbot im Gefolge haben mußte. Es war eine Erbschaft der Revolution, auf die zu verzichten der Konsul umsoweniger gewillt war, als seine nervöse Abneigung gegen Volksunruhen billige Kornpreise für ein Fundament einer gesunden Wirthschaftspolitik hielt.

Die Getreidesperre, das ewige Lamento der zu Frankreich geschlagenen Bevölkerung des linken Rheinufers, hat uns auf den Konsul als Handelspolitiker geführt. Die Achillesferse des großen Staatsmanns. Der Soldat ist selten ein Freund der Kaufleute, und auch dieser große Kriegsmann hat aus seiner Verachtung der Merkursjünger kein Hehl gemacht. Il disait que le commerce dessèche l'âme, sagt Chaptal. Ja, was noch schlimmer war, er ließ sich manchmal beifallen, den Handel durch autokratische Maßregeln zu lähmen, die er persönlich für gut halten mochte, die aber die Betroffenen als vom Eigensinn diktirte ansahen. Ein Zeugniß dafür ist der Haß der Marseiller und Bordeleser Kaufleute, während die Lyoner Seidenbarone für ihren Protektor schwärmen. Um der Letzteren, d. h. der französischen Industriellen, Wohlstand zu heben, hielt er, zugleich von dem Haß gegen England getrieben, das Prohibitivsystem des Direktoriums aufrecht und verschärfte sogar die Douanengesetzgebung. Lauter Jammer erscholl aus den

u. a. verwiesen. Werthvolle Angaben finden sich auch in dem bekannten Werke von Perthes, „Politische Zustände und Personen", sowie in den Monographien zur Geschichte rheinischer Städte von Bockenheimer (über Mainz), Milz (über Aachen) u. a.

[1]) Frankreich, 1801, II. 44 ff., 144 ff., 241 ff., 291 ff.; 1802, I, 51 ff. und 117 ff. — Franz. Miscellen, VI, 128 ff., 196 ff. (wieder aus der Feder des Rechtsgelehrten J. G. D. Arnold).

[2]) Franz. Misc., VIII, 4.

[3]) Meyer, Briefe, II, 193 ff., (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 25 ff.

[1]) v. Chézy, Unvergessenes, 206 u. ö.

[2]) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 29.

[3]) ib., II, 30—31.

[4]) ib., II, 96.

[5]) ib., II, 37 ff.

[6]) Franz. Misc., V, 22 ff., 84.

Niederlanden und den Rheinlandschaften. Auch in unsre Literatur spielen diese Verhältnisse hinein; hier waren vor allem wieder die Sierstorpff und Campe die Sprachrohre der geschädigten Landsleute und Nachbarn. Besonders hat Campe die Mißwirthschaft des Douanenwesens an der Rheingrenze, die Todtenstille auf Landstraßen und Flüssen, die entsittlichenden Wirkungen des Schleichhandels, die empörende Durchsuchung von Frauen und Mädchen auf das grellste beleuchtet.[1]) Handelsfreiheit! ist seine wiederholte Forderung, ist das Zauberwort, das den Bann dieser Verhältnisse lösen konnte. Der Konsul war nicht gewillt, sie zu geben; aber wir würden neben dem Schatten die Lichtseiten verfehlen, wollten wir nicht erwähnen, daß er innerhalb der einmal von ihm gezogenen Grenzen that, was er konnte. Gingen in den Niederlanden auch nicht alle Hoffnungen in Erfüllung, die man in seine „Allmacht" setzte, so bewiesen doch dem einsichtigen Sierstorpff die Eröffnung der seit 1648 geschlossenen Schelde und die soeben in Angriff genommenen Antwerper Hafenbauten,[2]) ein monumentum aere perennius, dessen sich noch der Gefangene von St. Helena mit Genugthuung berühmen konnte, sowie die Anlage großer Waarenlager und wichtiger Baggerarbeiten in der alten Ubierstadt Köln,[3]) daß der Konsul auch auf diesem Gebiete, wenngleich innerhalb gewisser Schranken, ein Mann des Fortschritts war.

Aber nicht nur an die rüstigen Männer des Waffenhandwerks, an den Arbeiter, der am surrenden Webstuhl steht, an den Kaufmann, den Schiffer, deren kostbare Frachten unter flatterndem Wimpel dahinfahren, dachte der Konsul. Auch für die Kranken und Elenden, die Verstümmelten und Gelähmten, schien er ein Herz zu haben; wenigstens sorgte sein Ordnungssinn für ihr Wohl in ganz anderer Weise, als es unter dem Phrasenheldenthum der Konventsregierung und dem Schlendrian der Direktoren geschehen war. Daß er auf das Wohl seiner Veteranen und Invaliden bedacht war, die in dem großen Hause wohnten, wo er heute selbst, von den Fahnen Jena's und Friedlands umrauscht, den ewigen Schlummer schläft, das verstand sich von selbst, und die zahlreichen und anerkennenden Aeußerungen über die Trefflichkeit der Einrichtungen des Invalidenhotels sind wohl das geringste Lob des Konsul-Soldaten. Ein ganz eigenartiges Denkmal aber hat ihm ein berühmter Arzt gesetzt, Dr. Joseph Frank, Professor der Pathologie und Therapie an der Universität Wilna, einer der hervorragendsten Vertreter der Brown'schen Erregungstheorie, der im Jahre 1803 eine große Reise durch England und Frankreich unternahm, um den Zustand der dortigen Krankenhäuser zu studiren. In seinem darüber geschriebenen umfangreichen Werke[4]) hebt dieser Menschenfreund, der mit den Corvisart, Dupuytren, Pelletan und Baudeloque in den Pariser Hospitälern unermüdlich von Bett zu Bett wanderte, die segensreichen Wirkungen der von dem Konsul durch die Dekrete vom 27. Nivôse und 30. Germinal IX geschaffenen Sanitätsbehörden[1]) und die außerordentlichen Verbesserungen hervor, welche die Krankenhäuser unter seiner Regierung erfahren hatten. Beispielsweise das Hôtel-Dieu, das in früherer Zeit neben den Siechen auch die Irrsinnigen beherbergte[2]) und in dem aus Mangel an Platz und Lagerstätten mehrere Kranke in einem Bett hatten liegen müssen. Dieser gründliche Fachmann und strenge Kritiker verkennt die auch damals den Pariser Instituten noch anhaftenden Mängel und Fehler keineswegs, und bei der Beurtheilung der auch von Anderen vielfach gerügten Charlatanerie,[3]) die sich auf den Gassen ungeheuer breit machte, bekommt die medizinische Polizei des Konsulats einen tüchtigen Hieb. Aber die großen Fortschritte gegen früher leuchten überall aus dem Buche des Wilnaer Gelehrten entgegen, und eine hübsche Anekdote über den ersten Konsul hat der Verfasser augenscheinlich nur zu dem Zwecke eingeschoben, um die Fürsorge des Staatsmanns für das Hôtel-Dieu ins rechte Licht zu rücken.[4])

Wir möchten auch dies Kapitel gern mit einem allgemeinen Gedanken beschließen. Er liegt nahe. Bei aller Verschiedenheit der Einzelurtheile waren die Wanderer, deren flüchtiger Fuß die Marmortreppen des Tuilerienpalastes berührte, von der einen Wahrheit ergriffen: es stand wieder ein Staatsmann an der Spitze des französischen Gemeinwesens, ein Steuermann lenkte das Ruder, der festen Kurs hielt. Wohin? Eine Flugschrift gab darauf Antwort, in der schon 1802 ein begeisterter oder strebsamer Bataillonschef Bonneville seine „Gedanken über die Belohnung, die man Bonaparte schuldig ist", entwickelt hatte.[5]) Was er darin für seinen General laut verlangte, wurde längst flüsternd in den Salons besprochen. Das Wort „gallisches Kaiserthum" stieg wie aus dem Boden empor, sagt in Erinnerung jener Zeiten Helmina.[6]) Der Imperator! Und war er nicht schon ein Imperator — nicht allein im Heerlager und in der Kirche, im Rath der Staatsmänner und in den Arbeitsräumen des Gewerbfleißes — nein, auch im heiteren Reiche der Musen? Die Antwort auf diese letzte Frage im nächsten, dem Schlußkapitel.

Vernon Lee.

Von W. Fred.

Im letzten Hefte des „Studio" konnte man unter vielen anderen Portraits Sargents, der neben Whistler wohl jetzt der hervorragendste europäische Bildnißmaler ist, eine scharfe Studie sehen. Das Bild zeigt eine sichere, selbstbewußte Frauengestalt, eines jener Mädchen, die nicht mehr allzuviel vom Sanften, Unbewußten haben, auch nichts von jener anmuthigen Verzagtheit, man könnte fast sagen Hülflosigkeit, die man auf manchen englischen Mädchenbildern trifft. Die Skizze brachte das

---

[1]) Campe, a. a. O., 34, 118 ff. Auch die Klagen der Rheinländer über das französische Mauth- und Zollwesen füllen die zahlreichen Bände und namentlich Flugschriften einer eigenen Literatur. Neben den bei der Besprechung der Justizverhältnisse angegebenen Werken kommen hier besonders die Streitschriften über den sogenannten Thalweg, das Memoire des Bonner Maires Eichhoff, die „Betrachtungen über den Thalweg des Rheins als Grenzscheide zwischen Deutschland und Frankreich", Germanien (Hadamar), 1802, die „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Rhein- und Moselschiffahrt", Jahr 10—1802, u. a. in Betracht. Eine klare Darstellung der einschlägigen Verhältnisse bietet Bockenheimer, „Geschichte der Stadt Mainz während der franz. Herrschaft" (1794—1814), 332 ff. Mit Spannung sehen wir der Veröffentlichung der Forschungen entgegen, die z. Zt. Hr. Dr. Eckert in Mainz über die Rheinschiffahrt anstellt.

[2]) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 470.

[3]) ib. I, 42.

[4]) Dr. Joseph Franks Reise nach Paris, London und einem großen Theile des übrigen Englands und Schottlands in Beziehung auf Spitäler, Versorgungshäuser u. s. w. Zwei Theile. Wien 1804 bis 1805. Wir hatten leider dieses Werk seines streng medizinischen Charakters wegen früher achtlos aus der Hand gelegt und beeilen uns, diesen Fehler durch nachträgliche Hervorhebung wieder gut zu machen. Beschreibungen der Pariser Hospitäler finden sich übrigens auch bei Anderen, so bei Kotzebue und Sierstorpff.

[1]) Franks Reise, I, 2 ff.

[2]) Chaptal ließ sie nach Bicêtre und Charenton schaffen. (La Vie et l'Œuvre de Chaptal, Souvenirs, 60 ff.)

[3]) Franks Reise, I, 169 ff.

[4]) ib., I, 39—40.

[5]) Allgem. Ztg., 1802, Nr. 154.

[6]) v. Chézy, Unvergessenes, 224, 238; vergl. Hase, D. Rundschau, 1881, 436; Frankreich, 1802, III, 135—136, Anmkg. zu 141; Reichardt, Vertr. Briefe, II, 18; (v. Voß), Beleuchtung, 87; Offne Briefe, 161, 181—182.

andere britische Frauenideal, das vor drei oder vier Jahren sich in allen Kulturdokumenten, also vor allem auch in den Gesellschaftsromanen so stark ausdrückte — „the Sportswoman". Nur ein ernster Zug von Intellektualität war in dem Gesichte — man konnte an eine Vorkämpferin für die Frauen-Emanzipation denken, an eines jener sicheren Mädchen, die gut wissen, was sie aufgeben von Schönheit und Vorrechten und Duft und Zartheit, die aber trotz allem das andere Ziel gewählt haben: das eigene, selbstbestimmte Leben. Unter dieser Portraitstudie, bei der man bald an allerlei Sport und bald an ernste Studien denkt, steht Miß Paget. Und Miß Paget — das ist die Dichterin Vernon Lee.

Man ist nun verwundert. Wie so oft, hätte man sich diese Persönlichkeit anders gedacht. Vielleicht versonnen, ein Mädchen, das durch Leiden gegangen ist, oder eine junge Frau, zu der das Glück nicht hat kommen wollen, das wenige Glück, das sie so ersehnte. Oder einen ganz wirren Kopf hätte man zu erblicken erwartet, eine phantastische Person, Eine, der das Gefühl durchgeht und die Einbildungskraft, Eine, der Logik nichts ist und die nur einen Ernst kennt, den Ernst der Gefühle.

Das Alles findet man also nicht. Und man erinnert sich nun immer deutlicher der Eindrücke, die Einem die Werke dieser Frau gegeben haben. Es sind Novellen und Essays. Da ist ein Buch über die italienische Kultur des 18. Jahrhunderts,[1]) das sagt am meisten über die Wünsche der Vernon Lee. Da ist dann ein Roman „Miß Brown" und ein paar Bände Novellen, von denen eines — „Hauntings" — jetzt in deutscher Sprache erschienen ist.[2]) Aus diesen Büchern tönt ein anderes Leben als aus dem sicherlich auch treffenden Bilde Sargents. Diese Bücher erzählen von einer traurigen Schönheitssucherin. Wir begrüßen mit der stillen Freude des Leidensgenossen einen Menschen, für den England die Enttäuschung ist. Man wagt es ja gar nicht mehr, das auszusprechen. Immer wird man gefragt, wo die englische Literatur ist? Immer wollen die Leute wissen, was für Bücher die Menschen lesen, die Bilder von Rossetti und Burne-Jones kaufen. Man wird müde, immer auf Swinburne und Meredith zu weisen. Und dann erlebt man es in England selbst, daß die Literatur so wenig wie das Theater mit der Kultur etwas zu thun hat. Schließlich glaubt man nicht mehr an die feine englische Kultur, die zu suchen man ausgegangen ist. Man fängt an zu glauben, daß die Leute dort drüben, wo die grauen Kreidefelsen von Dover anfangen, zu müde sind von all der Arbeit des Tages, um zarte Empfindungen aufzusuchen. Ihre Jugend und ihr Mannesalter sind wohl zu hart. Nur die Frauen sind empfängliches Publikum. Und die Trennung der Geschlechter im englischen gesellschaftlichen Leben — jetzt wird es ja allerdings besser — schadet in dieser Kulturfrage nicht wenig. Allein die Frauenseele, das ist das Instrument, auf dem man spielen kann. Reihen von Tönen erstehen, nur muß Einer die Saite bewegen, den ersten Klang suchen. Die Möglichkeit für eine Frauenkultur ist da in England. Wie die Prä-Raffaeliten nur Frauen malten — das Weib als hervorragendstes Element einer edlen Kultur —, so muß man alle Hoffnungen für das Erblühen der Dichtkunst in England auf die Frauen setzen. Nur sind die Dichter so gar nicht da. Die Tage Dante Gabriel Rossetti's sind doch vorbei, Swinburne ist wenig gekannt, Georg Meredith nicht gelesen. Marie Corelli herrscht. Die wenigen Schönheitssucher gehen außer Landes. Sie leben in der Fremde, oder doch weit weg von London, auf alten Schlössern. Sie haben auf ihr Heimathvolk verzichtet und nur manchmal kommt wohl die Trauer über sie, daß sie so weit weg sind von ihrem Vaterlande.

Diese Trauer klingt oft aus den Büchern von Vernon Lee. Weltflucht — das ist die Devise auch dieser Dichterin gewesen, die, in Frankreich von englischen Eltern geboren, ebenso wie der Malerpoet D. G. Rossetti in seinem Blute eine seltene Mischung von Süd und Nord hatte. Doch die Liebe zum englischen Vaterlande ließ Vernon Lee niemals die Kulturmission des Poeten vergessen. Die Naivität des Dichters hat sie nicht. Sie will Etwas. Sie wäre vor fünfzig Jahren neben Ruskin gestanden, auch liebt sie wohl Emerson sehr. Man kann es nun schließlich aussprechen, daß sie eines der Musterbilder für die Art der Aestheten ist, jener Menschen, deren Ziel eine raffinirte Verfeinerung ist, eine Kultur der Wenigen, deren künstlerisches Bekenntniß hart an der Grenze des Snobismus steht. Vernon Lee gehört nicht mehr zu den Aestheten. Sie hat sich losgelöst. Auch sie hat nun die Sehnsucht nach einer großen allgemeinen Kultur. Sie fühlt den stummen, aber energischen Widerspruch, den jede Aeußerung des englischen Volkslebens gegen solche Bestrebungen verräth. Und es wird auch nicht weggeleugnet werden können, daß die Werke der Vernon Lee selbst Bücher für die Wenigen sind. Etwas preciös sind alle diese Essays und Novellen, auch etwas geschwätzig. Auch mangelt oft dem Leser das Gefühl des pulsirenden Lebens, wenn er diese Bücher liest. Darin ist Vernon Lee ganz Engländerin. Die Bücher dieses Landes beschäftigen sich nicht allzugern mit den Seelenkämpfen selbst. Sie konstatiren sie meistens nur. Und dann interessirt den Autor entweder der äußere Reflex des Kampfes, des inneren Erlebnisses, also die sozialen Wirkungen, oder er zeigt das Leben des Menschen nachher. Die letztere Absicht haben die feinsten Bücher englischer Dichter. Solche Intentionen hat auch Vernon Lee. Fast alle Novellen und Skizzen dieser Dichterin berichten vom Leben der Menschen, die ihre große Schicksalsstunde schon hinter sich haben. Oder wir erfahren, wie sie sich dabei benommen haben. Und dies ist nun das Merkwürdigste dieser eminent psychologischen Skizzen: die Dichterin bemüht sich niemals in augenfälliger Weise, uns etwas zu erklären. Durch alle diese „Schemen" dringt das schon im Titel ausgedrückte Gefühl, vom großen Lebensmysterium und von der Thorheit etwas entschleiern zu wollen.

Dieser Grundton wird Viele reizen. Es ist ein artistisches Gruseln, das man erlernt. So wie beim fragmentarischen „Geisterseher" ergeht es Einem. Man möchte gern die Lösung wissen. Oder nein, man hat eine leise Freude, daß es Menschen gibt, die nur die Merkwürdigkeiten dieses so wirren Lebens aufzeichnen, ganz wie Leute, die sich wundern über all' das, die aber das ehrfürchtige Gefühl haben, man dürfe der Natur nicht alle Schleier entreißen. Denn im Geheimniß liegt die Schönheit. Und in der Sehnsucht das Glück.

Neben diesem Reize werden die Bücher der Vernon Lee dem Leser, der feine Ohren hat, noch manches zu sagen haben. Sie sind befähigt, vom Engländer und der Engländerin Dinge zu erzählen und anzudeuten, die Einer sonst nicht aus Geschichtenbüchern erfährt. Deßhalb, weil sie ein starkes Gefühl von heimlicher englischer Kultur geben, darf man sie getrost zu dem Lesenswerthesten rechnen, was die letzten Jahre gebracht haben, und man muß den Wiener Verlag wiederum loben, der nach und nach Vieles bringt, was den Suchenden fremde Kulturen erschließen kann (so jetzt auch Barbey d'Aurevilly). Die Novellen der Vernon Lee zeigen Einem nämlich die

---

[1]) „Studies of the 18. Century in Italy" und „Euphorion". „Hauntings", „Miss Brown", „Vanitas".

[2]) Schemen. Deutsch von M. v. Berthof. Wiener Verlag (L. Rosner Sep.-Conto).

seltsame Gefühlskultur der Engländer. Wir wundern uns über dieses Volk, das wir gerne kalt und gefühllos nennen. Die Meisten der britischen Nation sind es ja auch. Aber oft geschieht Einem das Seltsame, daß man Tage und Wochen mit einem Menschen verkehrt, ohne ihm näher gekommen zu sein. Die persönlichsten Gefühle verheimlichen die Engländer. Das ist ihre Kultur — das Verschweigen. Dann aber plötzlich kann eine Stunde kommen, wo ein Mann oder ein Mädchen die Seele förmlich ausschüttet vor dem eben noch Fremden, ihn zum Vertrauten macht. Dies ist nun die andere Seite der englischen Gefühlskultur, daß mit der kühlen Zurückhaltung ein treues Vertrauen vereint ist. Daß es keine halben Freunde gibt, kein Spielen mit Freundschaft und Zutrauen. Von dieser Merkwürdigkeit englischer Art, die Jeder, der mit Engländern gelebt hat, an sich erfahren konnte, berichtet eine der Schemen Vernon Lee's „Oke of Okehurst". Diese Geschichte ist eine der wenigen englischen Dichtungen, die ich kenne, aus der ein Fremder englisches Wesen rein erfassen kann. Nur muß er zu lesen verstehen. Oke of Okehurst, das ist ein Landedelmann, der in thöricht wahnsinniger Eifersucht seine Frau tödtet. So kann man den Inhalt sagen. Oder: Oke of Okehurst, das ist eine ursprünglich gesunde Natur, die durch eine hysterische Frau zum Verfolgungswahnsinn getrieben wird. Oder: Oke of Okehurst, das ist ein unglücklich Liebender, der nicht geliebt wird. Und der arme Mann, der die geliebte Frau besitzt, ohne sie zu besitzen, beneidet alle Menschen und Dinge, denen seine Frau Aufmerksamkeit schenkt. Er beneidet sie um die Gedanken, die sie erfüllen. Denn auch sie hat sich ja ein Leben erträumen müssen, da ihr die Wirklichkeit Qual war, und so lebt sie in Träumen, die zu den Ahnen führen, die einst das Schloß des Okehursts bevölkert haben. Da gibt es eine romantische Geschichte von einer Schloßfrau, die von einem Dichter geliebt wurde und ihn vielleicht wieder liebte. Aber da zürnte sie, weil Einer sie zur Liebe gezwungen hatte, und so vereinte sie sich mit dem Gatten und half ihm den Geliebten tödten. Aus dieser Erinnerung konstruirt sich die junge Frau auf Okehurst ein Leben voller Schwüle. Sie denkt sich in ein fremdes Gefühlsleben hinein, sie existirt nur noch in diesem süßen welken Dufte der Romantik. Immer wirrer werden die Fäden, die sie um sich spinnt, und immer mehr verliert sie der Gatte. Bis eines Tages der Mann, der eifersüchtig ist auf das fremde, ferne Leben seiner Frau, sie tödtet als sie gerade angethan ist mit dem Kleide jener Ahnfrau. Und in dem Medaillon auf ihrer jungen Brust findet man eine Locke von jenem Dichter, der vor langer, langer Zeit lebte und starb.

Das ist die Geschichte von „Oke of Okehurst" und seiner Frau. Sie wird erzählt in einem dunklen Stile, der viele Empfindungen aufregt und indem er dem Leser manchen Spielraum zu eigener Phantasie gibt, ihn doch nöthigt, die dumme Sucht, alles Psychische durch Gesetze zu erklären, schließlich zu lassen und das Mysterium zuzugeben.

„Schemen" — das ist die gute Ueberschrift auch für die anderen Novellen Vernon Lee's. Es ist in dem Wiener Buche eine Geschichte von Dionea, einem räthselvollen Mädchen, das von nirgendwo kommt und ein schlangenhaftes Lächeln hat. Die Leute halten sie für eine Hexe mit dem „mal occhio", trotzdem sie im Kloster erzogen ist und ihr Pflegevater ein würdiger Gelehrter ist, der seit Jahren an einem großen Buche schreibt, das nie fertig werden wird. Und richtig, das Mädchen muß doch wohl eine Hexe sein. Sie steht einem Bildhauer Modell, doch ihre Schönheit ist im Marmor nicht nachzubilden, der Künstler verzweifelt, er will auch das Vorbild zerstören. Doch er selbst geht zugrunde — und Dionea das schöne Mädchen mit dem schlangenhaften Lächeln, ist verschollen. „Einige wollen sie in stürmischen Nächten zwischen den Klippen umherwandern gesehen haben; doch ein Schiffsjunge versicherte bei allem, was ihm heilig ist, daß er am Tage nach dem Brande der Schloßkapelle — wir nennen es hier nie anders — im Morgengrauen in der Enge zwischen der Insel Palmaria und Porto Venere einem griechischen Schiff mit gemalten Augen am Vordertheil begegnet sei, das mit vollen Segeln auf die hohe See hinaussteuerte, und dessen Mannschaft sang, während es sich entfernte. Und an seinem Maste, in einem Gewande von Gold und Purpur, einen Myrtenkranz im Haar, lehnte Dionea und sang ein Lied in unbekannter Sprache, indeß die weißen Tauben sie umkreisten."

Aus den Inhaltsangaben und dieser Stilprobe wird man ersehen können, was die Schemen der Vernon Lee bieten können. Jeder wird sich mit diesem Buche freuen, der gern Blicke wirft in verschlossene Kulturen und es liebt, sich Geschichten erzählen zu lassen, voll wunderlicher Geschicke, erlebt von Menschen, die zu leben wissen. Und immer klingt durch alle diese Skizzen eine Melodie, diese so sehnsüchtige Frage, was denn unser Leben sei.

Mittheilungen und Nachrichten.

S. S. **Heinz Tovote: Die rothe Laterne.** Berlin, F. Fontane u. Co. 1900. — Die zwölf kurzen Geschichten, die unter dem Titel der ersten vereinigt sind, stehen nicht alle auf gleicher Höhe, aber sie vereinigen alle den Vorzug scharfer Beobachtung, bei flotter und knapper Darstellung. Die übermüthige Satire „Verschlafen", das wirksame Lebensbild „Die Rettungsmedaille" würden auch einem Maupassant nicht zur Unehre gereichen, der „Verzicht" ist so geschickt und fein begründet, daß man sich in die Glaubhaftigkeit des seltsamen Entschlusses einer in ihrer Würde gekränkten Frau hineinversetzen kann. Etwas gewöhnlich ist die Geschichte „Ihr Jugendfreund" und die von den „Blonden Haaren" ist wirklich mit den Haaren herbeigezogen. Wenn die „lex Heinze" in Kraft tritt, dann werden wohl die meisten Skizzen des Buches ihr zum Opfer fallen, aber auch schon vorher scheint uns eine Geschichte, wie „Das Kind", die Grenzlinie des ethisch und ästhetisch Erlaubten hart zu streifen.

* **Warum finden wir ein Thier schön?** Diese Frage erörterte in geistreicher Weise jüngst der bekannte Berliner Zoologe **Karl Möbius** in einem in der Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrag („Ueber die Grundlagen der ästhetischen Beurtheilung der Säugethiere".) Wir geben hier einige als Einleitung vorausgeschickte allgemeine Gesichtspunkte aus demselben wieder. Unsre ästhetischen Urtheile über Säugethiere, so sagt Möbius, beruhen auf der Vergleichung dieser mit der Form, der Haltung und dem psychischen Leben des Menschen, sowie mit der Gestalt, den Bewegungen und dem Benehmen anderer Säugethiere, welche wir von Kindheit an häufig gesehen haben. Solche sind vorzugsweise die als Hausthiere gehaltenen Arten, in Mitteleuropa also das Pferd, der Hund, das Rind, das Schaf, die Ziege, das Schwein und die Katze, zu welchen in Südeuropa der Esel, in Nordafrika das Kamel hinzukommen. Dem Jäger werden auch der Hirsch, das Reh und andere oft beobachtete wildlebende Säugethiere Grundlagen für seine ästhetischen Urtheile liefern, dem Lappländer und Samojeden das Renthier, dem Peruaner das Lama. Die Musterthiere lehren uns durch die Form und Haltung ihres Körpers, wenn sie ruhig stehen, wenn sie laufen und springen, daß sie mit eigener Kraft dem Zuge der Schwere nach unten Widerstand leisten. Aus der Richtung des Kopfes, dem Blick der Augen schließen wir auf ihre Empfindungen und ihren Willen. Wir schreiben ihnen also seelisches Leben zu, unserm eigenen ähnlich. Erst aus solchen Gedanken entspringen unsre ästhetischen Urtheile, also aus einem vielfach zusammengesetzten Bewußtseinszustande,

der bei dem Anblick eines Thieres ohne jedes Nachdenken in uns eintritt. Besonders an Pferden, die sich täglich in verschiedenen Rasseformen und Altersstufen an uns vorüber bewegen, werden wir früh bekannt mit den Haupttheilen und den Bewegungen der Säugethiere. Dem Rumpfe sind nach vorn der Hals und Kopf, nach hinten der Schwanz, nach unten die Beine angegliedert. Diese entspringen so weit von einander, daß sie die Last der ganzen Körpermasse sicher unterstützen und leicht fortbewegen. Sie sind schlank und so lang wie der Rumpf zwischen den Vorder- und Hinterbeinen. Daß die Maßverhältnisse der Körpertheile normal gestalteter Pferde der ästhetischen Beurtheilung anderer Säugethiere zugrunde liegen, tritt hervor, wenn sehr abweichend von diesen gebaute Arten betrachtet werden, z. B. eine Giraffe. Diese finden die meisten Menschen häßlich. Fragt man sie, warum, so können sie entweder keinen Grund angeben, oder erst nach einiger Ueberlegung finden sie ihren Hals zu lang, die Beine zu hoch, den Rumpf zu kurz. Sie vergleichen also diese Theile der Giraffe mit entsprechenden Theilen anderer Thiere, die sie für schön halten. Das zuerst ausgesprochene ästhetische Urtheil über ein Thier entspringt also ohne jedes Nachdenken aus dem Eindruck, den dieses als ein Ganzes in dem Beschauer hervorruft. Erst nachher findet er diejenigen Theile, welche gefallen, gleichgültig erscheinen oder mißfallen. Eine sehr wichtige Grundlage für die ästhetische Beurtheilung der Thiere bilden diejenigen allgemeinen Eigenschaften der Körper, die wir von Kindheit auf an uns umgebenden Gegenständen und an unserm eigenen Leib kennen lernen, besonders die Gesetze der Schwere und Beleuchtung. Durch die Bewegungsgefühle unsres eigenen Körpers und die Wahrnehmung der Bewegungen der uns umgebenden Thiere werden wir mit den Verhältnissen der lastenden Körpertheile zu den tragenden und fortbewegenden so vertraut, daß wir ohne nähere Untersuchungen, ohne Abmessen und Abwägen urtheilen, ob und wie weit die Formen von Naturkörpern und Kunstgegenständen den allgemein geltenden Naturgesetzen entsprechen oder nicht. Jede Verletzung dieser Gesetze mißfällt. Alle Thiere, welche die ihrer Art zukommenden Altersstufen durchlaufen und ihre Eigenschaften durch Fortpflanzung auf Nachkommen vererben, sind den äußeren Umständen, unter denen sie leben, vollkommen angepaßt, sind e r h a l t u n g s m ä ß i g organisirt. — Aus den daran sich anschließenden Bemerkungen über thierische Einzelerscheinungen heben wir noch die folgenden hervor: Die schönste Form der Einhufer ist das P f e r d. Ein Pferd, das ohne sichtliche Anstrengung mit einem Reiter an uns vorüberjagt oder einen Wagen fortzieht, erscheint uns als fühlender Ueberwinder der Schwere des eigenen Körpers und der Lasten, die es mit sich fortbewegt. Junge Pferde mit abgerundeter glänzender Haardecke, mit erhobenem Halse und feurigen Augen, die diese Bewegungen mit spielender Leichtigkeit ausführen, gefallen uns mehr als langsamere alte Pferde mit matten Augen, deren Knochen unter der eingefallenen Haut zu sehen sind, deren Rücken eingebogen ist, deren Hals, Kopf und Bauch wie schwere Lasten niederhängen. Wir entnehmen daher die Eigenschaften des schönen Pferdes solchen Individuen, deren Gestalt und Bewegungen innere Kraftfülle verrathen. Schön sind viele Antilopen. Die G a z e l l e ist zierlich und anmuthig. Die schlanken Beine bewegen den Körper leicht und schnell. Der Hals wird aufgerichtet getragen, als wäre er ganz lastlos. Das Auge ist groß, schwarz und glänzend. Der Blick ist sicher und zutraulich. Der L ö w e ist schöner als der T i g e r. Seine Nase ist der menschlichen ähnlicher als die Tigernase. Sie ist höher und vorn fast rechtwinkelig abgestumpft; die Nase des Tigers stumpfer winkelig. Die Mähne des männlichen Löwen macht dessen Kopf und Hals massiger. Größerer Masse messen wir mehr Gewicht und Kraft bei. Der Blick des Löwen ist stechender und kraftbewußter als der mildere Blick der Löwin. Der ruhig stehende Löwe stützt den massigen Vorderkörper auf die Vorderbeine wie auf sichere Säulen. Fixirt der Löwe einen bestimmten Gegenstand, so sehen und fühlen wir uns hinein in eine angriffbereite und siegesgewisse Körperkraft, die unsre eigene weit übertrifft. Das macht uns den Löwen zum prächtigsten Typus thierischer Kraft und thierischen Muthes. Wäre der gemähnte Löwe nicht größer als die Hauskatze, so würde er diesen gewaltigen ästhetischen Eindruck nicht machen. Größere Arten einer und derselben thierischen Grundform sind der Ausdruck größerer Kraft und Leistungsfähigkeit als kleinere Arten.

* N a n s e n s R e i s e w e r k. Nansen weilte vor kurzem in Leipzig, wo er mit seinem Verleger F. A. Brockhaus die Veröffentlichung eines neuen großen Werks besprach, welches die w i s s e n s c h a f t l i c h e n E r g e b n i s s e der in dem Werk „In Nacht und Eis“ geschilderten Polarreise behandelt. Das Material an Beobachtungen ist so umfangreich, daß erst jetzt der erste Band erscheint. Weitere vier oder fünf Bände sollen ihm innerhalb zweier Jahre folgen; das Werk erscheint nur in englischer Sprache. Der erste Quartband (379 Seiten und 46 Tafeln) enthält fünf Abhandlungen. Er beginnt mit der Beschreibung der „Fram“ durch ihren Erbauer Colin Archer. In der zweiten Abhandlung beschäftigt sich Prof. P o m p e c k j in München mit den Fossilien von Franz Joseph-Land, wobei er sich auf die Thierwelt beschränkt, während die versteinerten Pflanzen in der dritten Abhandlung von Prof. N a t h o r s t beschrieben werden. N a n s e n selbst gibt eine geologische Skizze von Kap Flora. Ueber die reiche Vogelwelt der arktischen Gebiete berichten C o l l e t t und N a n s e n, wobei besonders die reizende, schon in „In Nacht und Eis“ hervorgehobene Rosenmöve geschildert wird. Der interessante Vogel wird auch in einer Farbendrucktafel vorgeführt. Besonders reich an Tafeln ist die letzte umfangreichste Abhandlung. In ihr beschreibt S a r s die Flohkrebse. Nansen schreibt bekanntlich „In Nacht und Eis“, daß er auf diese allerdings nicht gerade appetitlichen Thierchen als Nahrung gerechnet habe, wenn sich sonst gar kein jagdbares Wild sehen lassen wolle! Vom zoologischen Standpunkt sind sie aber noch viel interessanter und wichtiger. Ueber den Inhalt der folgenden Bände gibt ein Prospekt Auskunft.

* **München.** Der Gymnasialprofessor am Kadettenkorps und Privatdozent an der kgl. Technischen Hochschule in München, Dr. Wilhelm G ö tz, wurde zum Honorarprofessor der Technischen Hochschule ernannt.

* **Marburg.** Professor N e b e l t h a u, Oberarzt der hiesigen medizinischen Poliklinik, hat einen Ruf als Direktor der Poliklinik in H a l l e erhalten und angenommen.

* **Göttingen.** Zum Direktor der hiesigen Irrenanstalt und Nachfolger des verstorbenen Psychiaters Prof. Meyer wurde der hiesige Prof. C r a m e r ernannt.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten wurden bestätigt Dr. Fritz H a s e n ö h r l und Dr. Stephan M e y e r, Beide für das Gesammtgebiet der Physik an der Universität in W i e n, Dr. Samuel O p p e n h e i m für theoretische Astronomie an der deutschen Universität in P r a g, Dr. Jaroslav B i b l o für allgemeine Geschichte an der tschechischen Universität in P r a g.

* **Rom.** Zum K o n g r e ß c h r i s t l i c h e r A r c h ä o l o g e n, der vom 17. bis 25. d. M. hier abgehalten wird, haben sich über 300 Theilnehmer angemeldet. Der Papst hat den Kardinal P a r o c c h i zum Protektor des Kongresses ernannt. Den Vorsitz im Organisationskomitee führt Abbé D u c h e s n e. Der Kongreß wird in sieben Abtheilungen seine Berathungen abhalten, und zwar über: 1. erste christliche Epoche; 2. die Entwicklung des Christenthums; 3. das frühe Mittelalter im Westen; 4. christliche Alterthümer; 5. das frühe Mittelalter im Osten; 6. Liturgie, Epigraphie und Literatur in den ersten sechs Jahrhunderten in Beziehung auf die christlichen Alterthümer; 7. didaktische und praktische Archäologie.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 7. April. Nummer 81.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Nationalität und Recht.

Von Franz Riß.

Die österreichische Regierung steht vor einer der schwersten gesetzgeberischen Arbeiten, die jemals an sie, vielleicht überhaupt jemals an irgend eine Regierung herangetreten sind. Sie soll durch ein Gesetz Ordnung in dem Wirrsal schaffen, das durch die Verschiedenheit der Sprachen in dem weiten Bereich der Monarchie und mehr noch durch die niemals ganz zu überwindende, jetzt aber künstlich aufgeschürte Eifersucht und Gereiztheit der verschiedenen Völkerstämme gegeneinander entstanden ist. Die Zeiten, da man bei solcher Verwirrung den Knoten einfach zerhieb und, einseitig auf das Wohl des Ganzen sehend, die Wünsche und Anforderungen der Betheiligten, ob sie berechtigt oder unberechtigt waren, unbeachtet überging, sind vorbei. Die Mitwirkung der Volksvertretung beim Schaffen von Gesetzen und die politische Nothwendigkeit dieser Mitwirkung haben es mit sich gebracht, daß die Gesetzgebung der Gegenwart allenthalben nicht sowohl im Verfügen, als vielmehr im Vergleichen ihr Ziel findet und sucht. Die Gesetze sind wohl der Form nach Herrscherbefehle, ihrem Inhalt nach aber der Niederschlag der Verhandlungen, die vorher gepflogen wurden und bei denen nach alter Sitte jeder der Betheiligten, zuerst an sich selbst denkend, für sich und seine Interessen den größten Gewinn herauszuschlagen suchte. Man mag dieses Feilschen und Markten unwürdig und bedenklich finden; solange die Volksvertreter menschliche Fehler besitzen — und nur sie selbst glauben zum Theil, über solche Fehler erhaben zu sein — wird es sich nicht ändern lassen, und man muß sich damit trösten, daß bei diesem eigennützigen Bestreben doch manchmal auch Interessen ihre Verfechtung gewinnen, die einer solchen werth sind und deren achtlose Vernichtung ein Unrecht und vielleicht einen folgenschweren Mißgriff bedeutet hätte. Noch besser wirkt der Trost — sofern er angewendet werden kann —, daß da, wo eine starke und klar sehende Staatsgewalt es versteht, sich über diesen Verhandlungen zu halten und ihnen zur rechten Stunde Maß und Ziel zu setzen, bei all dem Reden hin und her höchstens die Zeit verloren geht, aber doch das Wohl des Ganzen keinen weiteren Schaden leidet. Das ist aber nur möglich, wenn die Staatsgewalt in jeder Hinsicht festen Boden unter sich hat. Sie hat ihn nicht schon, wenn die Mehrheit hinter ihr steht, so sehr das ihre Stellung sichern mag; sie hat ihn nur, wenn auch die Gegnerschaft es anerkennen muß, daß die leitenden Männer die Dinge, auf die es ankommt, am besten verstehen. Mit etwas anderen Worten hat das Talleyrand zuerst zum Ausdruck gebracht; er konnte es mit Beispielen aus seinem eigenen Leben bekräftigen. Kein Mann ist, wie er, wiederholt zu einer Thür hinausgestoßen und zur anderen wieder hereingeholt worden, weil man überzeugt war, daß er eben doch, trotz aller seiner Widerwärtigkeiten, die Sache allein recht machen könne. Wenn es gelänge, von seinem Charakter abzusehen, müßte man ihn bewundern. In der Sachbehandlung kann man ihn sich auch heute noch zum Beispiel nehmen. Für die Ordnung der Sprachenfrage in Oesterreich wäre besonders seine Devise allen Betheiligten zur Danachachtung zu empfehlen: Point de zèle! Nur ruhiges, auf gründliche Kenntnisse aufgebautes Arbeiten kann hier zum Ziele führen. Bisher wurde stets der Eifer vorangestellt und die Kenntniß beiseite gelassen; darum gerieth auch das Ganze so heillos in den Sumpf.

Jedes Gesetz festigt Recht in erster Linie und schafft Recht in zweiter Linie; denn es muß auf gegebene Verhältnisse, die es ordnet, regelt und klärt, sich zunächst stützen, ehe es Neues aufbauen kann. Wenn es diese Grundregel vernachlässigt, so kommt es zu Vorschriften, die eine Zeit lang auf dem Papier stehen, mit Widerwillen befolgt, in jeder Weise umgangen und schließlich, wenn es nicht anders geht, mit Gewalt beseitigt werden. Auch für die Gesetzgebung gilt das Gleichniß der heiligen Schrift von dem unklugen Mann, der sein Haus auf Sand erbaut. Des Tages Meinung ist dieser Sand, der, stets im Fluß und ohne Halt, kein Untergrund sein kann für etwas, das bleiben soll. Der feste Boden, das gewachsene Land, wie der Baumeister sagt, liegt tiefer. Und nach dem gewachsenen Land muß auch der Gesetzgeber zu allererst graben und suchen, ehe er mit dem Neubau beginnt. Theoretisch mag man über die Bedeutung des Gewohnheitsrechts streiten, so viel man will; praktisch wird sich nie leugnen lassen, daß die Ordnung der Dinge im ganzen nicht auf den Gesetzgeber wartet, sondern sich selbst, unvollkommen vielleicht und unter Belassung von Streit an manchen Gebieten, aber unverkennbar und unverrückbar in den Grundzügen gestaltet. Wer die Motive zum Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich, dieses großartige Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Wissenschaft, durchblättert, der wird auf jeder Seite das Bestreben erkennen, zuerst festzulegen, wie Gesetze, Statuten, Rechtsprechung und Gepflogenheit zu der Frage, die jeweils zu lösen war, Stellung genommen haben. Das Gesetzbuch ist jetzt noch zu kurz in Kraft, als daß man ein Urtheil darüber abgeben dürfte; aber das läßt sich jetzt schon sagen, daß diese Art der Vorbereitung die rechte war und daß sie für das neue Werk eine Grundlage schuf, die nicht nur die Ueberleitung außerordentlich erleichtert, sondern auch dem Ganzen die Dauer sichert, die dem bedächtig auf festem Boden errichteten Gebäude im Gegensatz zum rasch erbauten Scheinwerk der Willkür und Unüberlegtheit zukommt.

Ob in Oesterreich die Vorarbeiten für das Sprachengesetz mit der Sorgfalt und Genauigkeit vorgenommen

worden sind, welche die Wichtigkeit dieser Angelegenheit erheischt, läßt sich jetzt noch nicht beurtheilen. Hoffen wir, daß es sich bestätigt, wenn einmal der Entwurf des Sprachengesetzes an die Oeffentlichkeit tritt. Das Interesse an diesem Entwurf geht weit über Oesterreichs Grenzen hinaus. Ueberall, wo verschiedene Völker zu einem Staatsganzen verbunden sind, verlangt die Sprachenfrage, bald leiser, bald bestimmter, eine gesetzliche Regelung, die auch der Sprache der Minderheiten gerecht wird. Auch das Deutsche Reich hat seine Sprachenfrage, im Westen wie im Norden und im Osten; die Ordnung der Dinge, wie sie in Oesterreich getroffen werden wird, kann ihre Rückwirkung auch auf uns üben. Die Prüfung, ob auf diesem Gebiet, das allerdings bisher vorwiegend nach Laune und Willkür behandelt wurde, sich Ansätze zu rechtlichen Entwicklungen finden lassen, ist von weittragendem Interesse. Eine gute Arbeit hierüber hat der Wiener Privatdozent Rudolf Hermann v. Herrnritt unter dem Titel „Recht und Nationalität“ erscheinen lassen.[1]) Das Buch berücksichtigt in erster Linie die österreichischen und ungarischen Verhältnisse, sucht aber, über diese hinausgreifend, zu allgemein maßgebenden Sätzen zu gelangen. Daß es allenthalben zum Ziele komme, ist nicht zu erwarten und nicht zu verlangen. Es thut bereits einen trefflichen Dienst, wenn es die Betheiligten darauf verweist, wie viele große Schwierigkeiten, der kleinen nicht zu gedenken, schon zu überwinden sind, ehe überhaupt die eigentliche Arbeit der Sprachenabgrenzung in Angriff genommen werden kann. Und der Staatswissenschaft, die doch nicht bloß, wie sie in neuerer Zeit nach Aufgabe der theoretischen Streitigkeiten über die beste Regierungsform eine deutliche Neigung bekundet, in volkswirthschaftlichen Problemen sich erschöpfen soll, thut es einen nicht minder trefflichen Dienst, indem es die wissenschaftliche Behandlung dieser Dinge, die nicht mehr außer acht bleiben können, energisch anbricht und in die rechten Wege leitet.

Napoleon III., der es vortrefflich verstand, politische Schlagworte zu schaffen und sie zu seinen Zwecken auszunützen, hat den Gedanken, daß die Nationalität die Grundlage der Staatenbildung sein sollte, zu einem staats- und völkerrechtlichen Prinzip ausgeprägt und seinen Eingriffen in die Verhältnisse anderer Staaten zugrunde gelegt. Die Aufstellung des Prinzips wirkte damals, da sie in eine Zeit der Umbildung des Bestehenden zu neuen Formen fiel, wie eine erlösende That. Es wurde wie ein wissenschaftliches Axiom in die Lehrbücher des allgemeinen Staatsrechts übernommen und steht auch heute noch gewissermaßen unantastbar da. Wer sich aber durch den Nimbus nicht täuschen läßt und die Sache scharf ins Auge faßt, der wird rasch dazu gelangen, die Werthlosigkeit dieses Prinzips zu erkennen. Es operirt mit dem Begriff der Nationalität, als ob dieser ein für allemal klar und zweifellos feststände. In Wirklichkeit wird dieser Begriff sehr verschieden aufgefaßt. Nimmt man die drei gangbarsten Definitionen, so paßt das Prinzip nur auf eine von ihnen; und auch auf diese angewendet, bedeutet es nur eine Tautologie.

In seinen kulturgeschichtlichen Vorträgen pflegte Riehl zu sagen, vier Dinge müßten bei einer Menschengesammtheit gemeinschaftlich sein, um eine Nation aus ihr zu machen: Stamm, Sprache, Siedlung und Sitte. Das klang recht gut; bei der praktischen Anwendung ergaben sich aber sofort Bedenken. Gehören die großen Reste slavischer Stämme, die bei der deutschen Rückwanderung nach Osten germanisirt wurden, wegen ihrer slavischen Abkunft nicht zur deutschen Nation? Oder sind die Sachsen in Siebenbürgen, die getrennt von uns siedeln, von ihr ausgeschlossen? Wie soll der Begriff der Sitte in unsrer alles ausgleichenden Zeit noch von Werth für die Abgrenzung einer Nation sein? Nur das gemeinschaftliche Moment der Sprache leuchtet sofort ein. Wir reden von der Muttersprache und lassen damit erkennen, daß Alle, die eine Sprache reden, die Kinder einer Mutter und damit eine große Familie sind. Als Bild ist das schön und anschaulich. Fragt man aber: „Können wir eine Menschengesammtheit, die eine Sprache redet, eine Nation nennen?“ so zeigt sich die Unmöglichkeit, mit diesem einen Begriffsmerkmal eine feste Abgrenzung zu erzielen. Es versagt gerade da, wo man es am nothwendigsten braucht: in den Grenzgebieten, in denen viele Einwohner mehrere Sprachen gleich sicher beherrschen. Und wenn man selbst von diesen Fällen als Ausnahmen absehen wollte, so könnte man doch unmöglich die Engländer und die Amerikaner, die Brasilianer und die Portugiesen zu einer Nation zusammenfassen. Das Wort Nation ist eben nur der Ausdruck für einen Gefühlsbegriff: es bedeutet eine Menschengesammtheit, die sich als ein zusammengehöriges und zur Grundlage eines Staates geeignetes Ganzes fühlt. Wodurch dieses Zusammengehörigkeitsgefühl bewirkt wird, macht nichts aus. Gleiche Sitte, gleiche Siedlung, gleicher Stamm und gleiche Sprache können miteinander und jedes für sich dieses Gefühl hervorrufen; unbedingt erforderlich ist keines dieser Momente. Auch gleiche wirthschaftliche Interessen können genügen. Am leichtesten wird allerdings bei gleicher Sprache sich das gemeinsame Band knüpfen; am wenigsten wirkt bezeichnenderweise die gleiche Abstammung. Das läßt sich tagtäglich wahrnehmen. Die Kinder von Auswanderern, denen die Sprache ihrer Eltern verloren geht, haben auch nur sehr wenig Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Landsleuten ihrer Eltern; ihre Umgebung, deren Sprache sie reden, steht auch ihrem Gefühl näher. Auf die gleiche Wurzel führt die auf den ersten Blick überraschende Thatsache zurück, daß manche der tschechischen Führer im jetzigen Sprachenkampf deutsche Namen tragen. Die Gegenwart siegt über die Vergangenheit; in der tschechischen Umgebung ist die deutsche Abstammung vergessen worden.

Mit Gefühlsbegriffen läßt sich gesetzgeberisch nicht arbeiten; am wenigsten mit Gefühlsbegriffen, deren Ausdehnung so leicht in Streit zu ziehen ist. In der Sprache der Gesetze begegnet uns der Begriff Nation regelmäßig als gleichbedeutend mit der Gesammtheit der Angehörigen eines Staats, ohne Rücksicht auf irgendwelche zwischen ihnen bestehende Verschiedenheiten. Das Wörterbuch der französischen Akademie definirt den Begriff als la totalité des personnes nées ou naturalisées dans un pays et vivant sous un même gouvernement. Hienach gibt es auch, so seltsam es bei der Kraft der einwirkenden zentrifugalen Bestrebungen klingt, eine österreichische Nation. Man kann übrigens selbst in dem erstangeführten Sinn, daß es sich um ein Ganzes handelt, das zur Bildung eines Staates geeignet ist, getrost von einer österreichischen Nation reden; denn das alte Wort, daß Oesterreich, bestände es noch nicht, geschaffen werden müßte, hat seine Wahrheit nach wie vor und wird sie in der Zukunft vielleicht noch mehr beweisen als in der Gegenwart. Es ist nur eine Bescheidenheit am falschen Platz, wenn Oesterreich in der Sprache seiner Gesetze, die auch den in der ganzen Welt üblichen Namen der Monarchie durch die häßliche Zusammenstellung „die im Reichsrath vereinigten Kronen und Länder“ ersetzen zu müssen glaubte, von einer österreichischen Nation nicht zu reden

[1]) Wien 1899, Manz'sche Hofbuchhandlung.

wagt. In Ungarn ist das Sprachengewirr nicht geringer und das Zusammengehörigkeitsgefühl, besonders seit der rücksichtslosen Durchführung der Magyarisirungstendenz, nicht stärker; aber das ungarische Gesetz vom 6. Dezember 1868 spricht es ruhig aus, daß sämmtliche Staatsbürger Ungarns die untheilbare, einheitliche ungarische Nation bilden. Auch die Schweiz und die Vereinigten Staaten von Nordamerika fassen trotz aller Verschiedenheiten die Gesammtheit ihrer Staatsangehörigen als eine Nation zusammen, ohne daß man dieses Vorgehen widersinnig zu nennen wagte.

In einem Staat, dessen Angehörige nur eine Nation bilden, gibt es keine Nationalitätenfrage. Wenn man von einer solchen spricht, so schiebt sich der dritte Begriff der Nation ein, der mit dem ersten viele Verwandtschaft zeigt, aber sich insofern wesentlich von ihm unterscheidet, als er alles Gewicht auf die äußere Erscheinung legt, Nationalität schlechtweg gleich Sprachgemeinschaft nimmt und noch dazu nur die Sprachgemeinschaften innerhalb eines Staates berücksichtigt. Jede Menschengesammtheit innerhalb eines Staates die durch eine gemeinsame Sprache verbunden ist, kommt hienach als Nation in Betracht, auch wenn diese Gemeinschaft nicht hinreicht, um ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu erzeugen, das als Grundlage für eine selbständige Staatenbildung dienen könnte. Die Grenze nach unten läßt sich hier nur durch Willkür bestimmen; auch die paar Hundert Latiner im Grödener Thal sind bei der folgerechten Anwendung dieses Begriffs eine Nation. Es wäre viel richtiger gewesen, das Ding beim rechten Namen zu nennen und nur von Sprachgemeinschaften zu reden. Die Verquickung des Gefühlsbegriffs Nationalität mit dem Thatsachenbegriff Sprachengemeinschaft erschwert die Behandlung der Sprachenfrage und bauscht sie zum Nationalitätenkampf auf. Durch das rasch hineingeworfene Schlagwort, daß die Ehre der Nation auf dem Spiele stehe, wird die ganze Grundlage verfälscht; in leidenschaftlicher Aufregung werden auf beiden Seiten Güter vertheidigt, die gar nicht in Gefahr sind, und wird gänzlich vergessen, daß das, um was es sich bei der Regelung der Sprachenfrage eigentlich handelt, die Feststellung der Sprache, in der die Behörden eines Staates unter sich und nach außen sich auszudrücken haben, mit der Nationalität in dem Sinn, wie man sie hier nimmt, nämlich in dem des oben näher dargelegten Gefühlsbegriffs, so gut wie nichts zu thun hat.

Im Mittelalter war die Staatssprache die lateinische. Sie wurde allmählich verdrängt aus zwei Erwägungen, die auch heute noch auf die Festsetzung der Staatssprache von Einfluß sind: der löblichen, daß es gut und in vielen Fällen nothwendig ist, zu dem Unterthan, den die Entscheidung des Staates betrifft, in einer ihm geläufigen Sprache zu reden; und der weniger löblichen, aber um so einflußreicheren: daß es bequemer ist, in der Sprache zu reden, die man von Kindheit an gelernt hat, als in einer anderen, deren Kenntniß man sich erst in der Schule aneignete. Diese Bequemlichkeit ist, wenn es auch niemals offen zugegeben wird, der Punkt, um den sich die Sprachenfrage im Angel dreht, wo immer sie auftritt. Den Leuten, die zwei Sprachen gleichmäßig beherrschen, ist es so ziemlich gleichgültig, wie weit die eine reicht und wo die Herrschaft der anderen anfängt. Goethe freute sich auf seiner italienischen Reise, als er in Torbole sich zum erstenmal ganz im Bereich des „geliebten Idioms“ fühlte. Umgekehrt ist es dem Deutschen, der die untere Donau befährt, eine angenehme Wahrnehmung, daß dort seine Sprache verstanden wird, obgleich dieser Umstand für die Bedeutung des Deutschen Reichs und des deutschen Volkes nicht viel von Belang ist; er erspart ihm eben die Mühe, in das Sprachengewirr jener Gegenden einzudringen. Aber auch von diesem recht egoistischen Standpunkt aus ist das äußerste Ziel, das angestrebt wird, daß jeder Staatsangehörige im Verkehr mit den staatlichen Behörden sich der ihm geläufigen Sprache bedienen kann und auf seine Fragen die Antwort in der gleichen Sprache erhält. Bestrebungen, die, über dieses Ziel hinausgehend, einer Sprache ausschließlich oder vorwiegend Geltung zu verschaffen suchen, entspringen ohne Ausnahme der Vermengung des Begriffs Nationalität mit dem Begriff Sprachengemeinschaft. Der hieraus sich ergebende Widerspruch tritt in Ungarn sehr deutlich zutage. Innerhalb der einheitlichen und untheilbaren ungarischen Nation versucht die magyarische Sprachgemeinschaft — sich selbst wieder als magyarische Nation bezeichnend — ihrer Sprache eine tyrannische Vorrangstellung zu verschaffen. Dieses Streben wendet sich in erster Linie gegen die deutsche Sprache, die zufolge des zahlreich vertretenen deutschen Elements in der Bevölkerung, der vielfachen Berührung mit Oesterreich und der wiederholten Germanisationsversuche im Lande immer noch einen breiten und sicheren Boden hat. Das muthet um so abstoßender an, als viele dieser „Vollblutmagyaren“, die eine deutsche Theatervorstellung in Ofen-Pest als „Beleidigung der Nation“ bezeichnen und peinlich darüber wachen, daß im amtlichen Verkehr kein deutsches Wort zugelassen werde, von deutschen Vorfahren abstammen und vielleicht selbst erst den deutschen Namen gegen den magyarischen vertauscht haben. Sie erweisen ihrem Lande den schlechtesten Dienst; nicht nur daß sie ihm den Ruf der Gastfreundlichkeit, der es früher auszeichnete, rauben und den Fremdenverkehr beeinträchtigen, sie säen auch ohne Grund und ohne vernünftigen Zweck Mißtrauen und Abneigung unter ihren nichtmagyarischen Mitbürgern.

Die Versuche, eine Sprache zu unterdrücken, sind immer und überall verwerflich, nutzlos und gefährlich. So wenig sich eine neue Sprache durch Gesetz einführen läßt, so wenig läßt sich eine eingewurzelte Sprache durch ein Gesetz vertreiben. Die Germanisationsbestrebungen in den dänisch, polnisch und französisch sprechenden Theilen des Deutschen Reichs beweisen das durch ihre Ergebnißlosigkeit. Es ist schade um die gut gemeinte, aber ganz in falscher Richtung sich bewegende Arbeit. Wir können von den Franzosen in den Reichslanden, den Dänen und Polen weiter nichts verlangen, als daß sie die bestehenden Zustände anerkennen und die Unterthanentreue halten. Daß sie sich als Deutsche fühlen sollen, läßt sich ebensowenig diktiren, wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen seinen Unterthanen die Liebe zu ihm einzuprügeln vermochte. Es ist möglich, daß im Laufe der Zeiten durch den Einfluß all der großen und kleinen Faktoren, die heute leise und unmerklich die Grenzen zwischen den Völkern verschieben, auch in diesen Gebieten sich eine Wandlung dahin vollzieht, daß ihre Einwohner gern und überzeugt zum Deutschen Reich halten, und daß als Folgewirkung — oder vielleicht auch unabhängig davon — die deutsche Sprache ihre Herrschaft dahin ausdehnt; es ist auch das Gegentheil möglich, da alle diese abgesprengten Theile großer Gemeinschaften einen starken Rückhalt an den Sprachgenossen jenseits der Grenze haben. Gesetzgeberische Maßregeln werden das eine nicht bewirken und das andere nicht verhindern. Unsre Zeit kann nicht mehr mit den Mitteln arbeiten, deren sich Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär bei ihren Germanisationsunternehmen bedienten; es fehlt uns auch der Sinn für eine mit solchen Mitteln

betriebene Expansionspolitik, die in den heutigen Verhältnissen barbarisch genannt werden müßte. Die Ausbreitung einer Sprache ist ein Ding für sich, das eigenen Gesetzen folgt. Diese Gesetze sind einfach und unwiderstehlich. Eine Sprache wird sich um so rascher einführen, je leichter sie zu erlernen ist und je mehr Vortheile ihre Kenntniß bietet. Die mit jedem Tag wachsende Verbreitung der englischen Sprache beweist das. Umstände verschiedener Art können fördernd und hemmend eingreifen, ohne auf die Dauer Ausschlag zu geben. So verbreitet sich die schwere russische Sprache in Asien verhältnißmäßig rasch, weil die dortigen Völkerstämme außergewöhnliche Fähigkeiten zur Erlernung von Sprachen besitzen; aus dem gleichen Grunde hat auch die deutsche Sprache in den von Slaven bewohnten Gebietstheilen früher leichten Eingang gefunden. Hemmend wirkt vor allem die Abneigung gegen die fremde Sprache, die ihrerseits wieder den verschiedensten Gründen entspringen kann. Bei Völkern mit geringen Sprachtalenten wirkt die zur Erlernung der fremden Sprache erforderliche Anstrengung ungünstig; das läßt sich bei den Romanen und Engländern beobachten. Die seßhafte Bevölkerung verhält sich viel ablehnender als die bewegliche; darum wurden in den slavischen Ländern die Städte viel eher germanisirt als das flache Land. Heute ist ein Faktor besonders einschneidend: die zunehmende Neigung der Sprachgemeinschaften, sich feindlich gegeneinander abzuschließen. Das Zeitalter des Verkehrs hat diese Gegensätze verschärft, statt sie zu mildern. In Mittheilungen aus Paris vor der Revolution ist zu lesen, daß dort zu jener Zeit so viel deutsch gesprochen wurde, daß deutsche Familien, die ihre Söhne dorthin geschickt hatten, damit sie französisch lernen sollten, sich genöthigt sahen, sie wegzunehmen und nach kleineren Städten Frankreichs zu senden, weil man in Paris mit der deutschen Sprache ganz gut auskam. In Italien, England, Schweden war es ähnlich, von Polen, Rußland und Ungarn zu schweigen. Umgekehrt war auch bei uns die Kenntniß fremder Sprachen geläufiger als jetzt. Man möchte sagen, daß der Verkehr uns nur räumlich näher zusammenrückte und daß zufolge dieser Verengerung nunmehr hart im Raume sich die Dinge stoßen, die sich früher, als noch weniger Berührungspunkte da waren, friedlich miteinander vertrugen.

Es ist nicht Aufgabe des Gesetzgebers, hier den Gang der Entwicklung zu beeinflussen. Ihm obliegt einzig und allein, die Sprache festzusetzen, in der die Erledigung der Staatsgeschäfte sich zu vollziehen hat. Diese Sprache pflegt man die Staatssprache zu nennen. Es steht an sich nichts im Wege, mehrere Sprachen als gleichberechtigte Staatssprachen zuzulassen; das würde aber die Arbeit der staatlichen Behörden verdoppeln und die Erledigung der Geschäfte erheblich verzögern. Als Prinzip muß e i n e Staatssprache festgehalten werden. Wie weit ihre ausschließliche Zulässigkeit auszudehnen und für welche Gebiete eine Ausnahme zu machen ist, bestimmt sich nach der Bedeutung, welche die konkurrirenden Sprachen im Staate im Vergleich zu einander einnehmen. Auch die Auswahl der Staatssprache hängt von der Abmessung dieser Bedeutung ab. In der Regel wird die Sprache der Mehrheit der Staatsangehörigen die Staatssprache sein. Nothwendig ist das nicht. Im Staate Pennsylvanien in Nordamerika hatten einmal die Deutschen die Mehrheit im Parlament wie in der Bevölkerung; damals wurde der Antrag gestellt, die deutsche Sprache an Stelle der englischen als Staatssprache einzuführen. Der Antrag wurde abgelehnt — offenbar in der Erwägung, daß seine Annahme nur die Stellung des Staats in der Union erschweren würde, ohne doch für die Staatsangehörigen, die überwiegend des Englischen mächtig waren, einen Vortheil zu bedeuten. Man hat den Deutschen Pennsylvaniens, die für diesen Beschluß stimmten, „Verrath am Volksthum" vorgeworfen. Mit Unrecht. Sie waren Bürger der Union und thaten ihre Pflicht, wenn sie in erster Linie das Wohl der Union ins Auge faßten. Das Wohl des Ganzen legt den Einzelnen den Verzicht auf manchen an sich berechtigten, noch mehr auf manchen aus unklaren Gefühlen hervorgegangenen Wunsch zwingend nahe. Wenn der nothwendige Verzicht hartnäckig verweigert wird, ist das nicht nur zum Schaden des Ganzen, sondern damit zugleich und wohl noch mehr zum Schaden des Theils, der seine Bestimmung, als dienendes Glied dem Ganzen sich anzuschließen, verkannt hat. Es ist auch bei weitgehender Durchführung einer einheitlichen Staatssprache noch möglich, ein festgewurzeltes Volksthum zu erhalten; die Deutschen Ungarns beweisen das. Wer zu ihnen kommt, fühlt mit Sicherheit, daß er hier unter treuen deutschen Leuten ist; aber sie wissen sich auch als ungarische Staatsangehörige und sehen die Nothwendigkeit einer einheitlichen Staatssprache ein. Ob Ungarn mit Vortheil für sich die magyarische Sprache wählte, deren Geltungsgebiet ein recht beschränktes ist und bleibt, mag dahingestellt sein. Für die Festigung der Beziehungen zwischen den beiden Theilen der Monarchie wäre eine gleichheitliche Staatssprache von großem Werth und Ungarn würde dabei nicht minder gut bestehen, denn an der Steigerung des Ansehens und Einflusses des Gesammtreichs, der hieraus sich ergäbe, würden alle darin vereinigten Staaten und Völker Antheil nehmen. Freilich ist bei der in den maßgebenden ungarischen Kreisen immer noch herrschenden Abneigung gegen die deutsche Sprache, die allein als gemeinschaftliche Staatssprache in Betracht kommen könnte, an eine solche Möglichkeit nicht zu denken; führt man doch auch den Umstand, daß in Ungarn die lateinische Sprache sich bis in unser Jahrhundert herein als Staatssprache erhielt, nicht mit Unrecht darauf zurück, daß selbst die abgestorbene Sprache dort der deutschen vorgezogen wurde. Seit 1867 ist zudem das Prinzip der Einheitlichkeit von Oesterreich und Ungarn aufgegeben, so daß die amtlichen Wechselbeziehungen lockerer geworden sind und die Verschiedenheit der Staatssprache weniger störend in die Erledigung der Verwaltungsgeschäfte eingreift.

Ein Staat, dessen Bevölkerung in so großer Mehrzahl einer und derselben Sprachgemeinschaft angehört, daß daneben Bruchstücke anderer Sprachgemeinschaften, die ihm eingegliedert sind, nicht in Betracht kommen, wird bei der Regelung der Sprachenfrage nur zu erwägen haben, wie weit er zugunsten dieser Minderheiten Ausnahmen von der Regel, daß die Sprache der Mehrheit in allen staatlichen Angelegenheiten anzuwenden ist, zulassen soll. Unser öffentliches Leben beherrscht zwar der Grundsatz, daß die Majorität recht hat; aber wir verschließen uns der Erkenntniß nicht, daß eine rücksichtslose Ausnützung der Majorität brutal und ungerecht ist. Die Ausnahmen werden um so reichlicher zugelassen werden können, je weniger auf einem Gebiet der Staatsverwaltung die straffe Einheitlichkeit des Vorgehens erforderlich erscheint. Wo der Staat nur überwacht, kann unbedenklich eine Abweichung von der Staatssprache zugelassen werden. Daß die Ueberwachungsbeamten dann mehrerer Sprachen kundig sein müssen, steht der Gewährung dieser Ausnahme nicht entgegen. Dadurch scheidet das große Gebiet der eigentlichen Gemeindeangelegenheiten aus dem unbeschränkten Wirkungskreis der Staatssprache aus. Zu diesen gehört stets die Verwal-

tung des Gemeindevermögens, selbst in den Fällen, in denen ein Beschluß der Gemeinde der staatlichen Genehmigung bedarf. Auch die Regelung des Schulwesens gehört dazu, wenn die Aufbringung des Bedarfs für die Schulen den Gemeinden überlassen ist. Nur in einem Punkte wird sich der Staat einer Einflußnahme auf das Schulwesen nicht ohne Schaden entschlagen können: daß er den Unterricht in der Staatssprache in allen öffentlichen Schulen vorschreibt und überwachen läßt. Soweit die Gemeinde polizeiliche Funktionen auszuüben hat, thut sie das als Staatsorgan; hier tritt die Staatssprache in ihr unbeschränktes Recht. Für die weiteren autonomen Verbände im Staat gilt das Gleiche; doch bleibt zu beachten, daß der Staat gegenüber den von ihm selbst begründeten Vereinigungen dieser Art sich stets ein um so weiter gehendes Eingriffsrecht vorbehalten muß, je ausgedehnter und bedeutungsvoller ihr Thätigkeitsbereich ist. Die Gleichgiltigkeit, die hinsichtlich der Anwendung der Staatssprache in den Ortsgemeinden am Platz ist, wäre Provinzen gegenüber verfehlt. Die Sprache der staatlichen Behörden muß immer die Staatssprache sein; nur in geringem Umfang kann neben ihr und in noch geringerem statt ihrer eine andere Sprache zugelassen werden. Die Grundlage für diese Ausnahmen wird bei der Betrachtung der Verhältnisse in sprachlich gemischten Staaten deutlicher hervortreten. Die Sprache der Gesetze und der Erlasse des Herrschers ist natürlich immer die Staatssprache.

In den Staaten, deren Bevölkerung in mehrere Sprachgemeinschaften von annähernd gleicher Bedeutung zerfällt, verlangen die Verhältnisse eine weitergehende Beachtung der Minoritäten. Als Prinzip ist auch hier die einheitliche Staatssprache festzuhalten; aber die Ausnahmen sind umfangreicher. Gleichwohl ist auch für sie Maß in den Dingen und dürfen gewisse Grenzen nicht ohne Gefahr für das Staatsregiment überschritten werden. Die Aufgabe des Prinzips, die unbeschränkte Zulassung mehrerer Sprachen als Staatssprachen bedeutet nur eine Verschleierung, keine Lösung des Konflikts und, wie schon erwähnt, eine durch dieses Ergebniß nicht gerechtfertigte Erschwerung und Verzögerung der Staatsgeschäfte. Das tritt weniger hervor, wenn es sich um Sprachen handelt, deren Kenntniß gewissermaßen zur allgemeinen Bildung gehört; die Schweiz kommt mit ihrer Dreisprachigkeit aus diesem Grund — und noch mehr deßwegen, weil die Zentralgewalt, für die allein die Dreisprachigkeit von Bedeutung ist, einen eng umschriebenen Wirkungskreis hat — leidlich aus. Daran, daß eine einheitliche Staatssprache ein dringendes Bedürfniß für jeden Staat ist und daß es sich bei den verlangten Ausnahmen davon nicht, wie unter Hereinziehung des gefälschten Nationalitätsbegriffs in der Regel behauptet wird, um unentziehbare Rechte, sondern vorwiegend um Interessen der Bequemlichkeit handelt, läßt sich durch den Hinweis auf solche Beispiele nichts ändern. Ein Grundrecht, daß man Niemand zumuthen dürfe, außer seiner Muttersprache eine andere zu lernen, um am öffentlichen Leben seines Heimathstaates theilzunehmen, existirt nicht. Nach den Verhältnissen, die ihn umgeben, muß sich Jeder richten, ob er in ihnen geboren wurde oder sich selbst in sie hinein begeben hat. Wer in einem mehrsprachigen Lande lebt, muß ebensogut die Sprachen dieses Landes erlernen, als Jeder, der nicht im Verkehr übervortheilt sein will, lesen, schreiben und rechnen lernen muß. Die größere Arbeit wird ihm durch die Erweiterung seines Wirkungskreises, wie sie durch seine Sprachenkenntnisse mitgebracht wird, vergolten. Darum ist es auch von größter Wichtigkeit für einen Staat, als Staatssprache eine solche Sprache zu wählen, die eine thunlichst weite Verbreitung genießt. Hier erkennen dann jene Staatsangehörigen, deren Muttersprache die Staatssprache nicht ist, leichter die Vortheile, die ihnen aus einer gründlichen Erlernung dieser Sprache erwachsen, und ein Widerstand gegen sie tritt viel weniger zutage, als wenn die Staatssprache nur auf engumgrenztem Gebiete gilt. Wenn die Wahl besteht zwischen einer weitverbreiteten Sprache — einer Weltsprache, wie der gebräuchliche Ausdruck lautet — und einer wenig bekannten Sprache, spricht stets die Zweckmäßigkeit für die Erwählung der erstgenannten, selbst wenn nicht die Mehrheit der Staatsangehörigen in dieser Sprache die Muttersprache sieht. Regelmäßig wird allerdings aus „nationalen" Beweggründen die Wahl im entgegengesetzten Sinn ausfallen; aber die Befriedigung, die für den Angehörigen einer Sprachgemeinschaft darin liegt, daß seine Sprache anderen vorgezogen wird, kann nicht vorhalten gegenüber der vernünftigen Erwägung, daß durch die Einführung dieser Sprache als Staatssprache der Staat mehr als früher isolirt und die große Zahl der Sprachgenossen, die jetzt, des heilsamen Zwangs, eine weitverbreitete Sprache zu lernen, ledig geworden, sich auf die Muttersprache beschränkt, in ihrem Fortkommen erheblich behindert wird. Wir haben Ungarn, die meines Erachtens wohl in der Lage waren, die Sache zu beurtheilen, und die mit ganzem Herzen an ihrer ungarischen Heimath hingen, die Anschauung bestätigt, daß die Einführung der magyarischen Staatssprache — ganz abgesehen von den rigorosen Maßregeln zur Unterdrückung anderer Sprachen — für Ungarn wenig Vortheile und viele Nachtheile zur Folge hatte. Den magyarischen Heißspornen mag eine solche Ansicht ketzerisch erscheinen; man darf aber nicht vergessen, daß diesen Leuten selbst ein Mann wie Széchenyi nicht ungarisch genug gesinnt war. Sie verwechseln — wie das übrigens auch in anderen Landen, auch im Deutschen Reich oft genug geschieht — nationale Gesinnung mit Chauvinismus. Man kann dem Volk, als dessen Theil man sich fühlt, getreulich dienen, ohne wünschen zu müssen, daß die Sprache dieses Volks eine Vorherrschaft gegenüber anderen Sprachen übe. Ist es ja doch, wie erwähnt, zum Begriff des Volks (oder der Nation) gar nicht erforderlich, daß die Sprache einheitlich sei.

Wenn es sich nach der Festsetzung der Staatssprache in einem sprachlich gemischten Staate um die Abgrenzung der Ausnahmen handelt, so muß davon ausgegangen werden, daß hier den Staatsangehörigen, die nur passiv — ohne ihr Zuthun — mit dem Staat in Berührung kommen, wo immer möglich in ihrer Muttersprache zu begegnen ist; das gilt für alle Instanzen. Wer aktiv mit dem Staate in Verbindung tritt — durch Theilnahme am parlamentarischen Leben, durch Anregen eines Verwaltungsakts, durch Einbringen eines Rechtsstreits — muß sich der Staatssprache bedienen; ist er selbst ihrer nicht mächtig, so muß er sich vertreten lassen oder, wo dies nicht angeht, auf die beabsichtigte Handlung verzichten. Dieses Verlangen bedeutet nichts Schlimmeres, als etwa der Anwaltszwang im Zivilprozeß oder der Ausschluß eines Stotterers vom Amte der Staatsanwaltschaft. Es wird zwar in der Regel der Sprachgemeinschaft, deren Sprache nicht die Staatssprache ist, ein größeres Entgegenkommen gezeigt; doch lassen sich gewichtige Bedenken dagegen vorbringen. Insbesondere bedeutet die häufig wiederkehrende Vorschrift, daß Eingaben an die Staatsbehörden in anderen Sprachen als der Staatssprache zugelassen sind und in der gleichen Sprache beantwortet werden müssen, eine außerordentliche Erschwerung der staatlichen Geschäftsführung.

Man beruft sich für diese Einrichtung auf Erwägungen der Billigkeit, und auf den ersten Blick hat es auch den Anschein, als ob diese nachdrücklich für sie sprächen. Bedenkt man aber, daß praktisch sich die einzelnen Staatsangehörigen äußerst selten unmittelbar an die staatlichen Behörden wenden, sondern sich fast immer vermittelnder Organe bedienen, seien dies freigewählte, wie die Rechtsanwälte oder Rechtsagenten, oder amtlich vorgesehene, wie die Gemeindevorsteher, und daß diese Organe durchgehends der Staatssprache mächtig sind, so verlieren diese Erwägungen alsbald an dringlicher Kraft. Jedenfalls verdient die Einrichtung auf einen möglichst engen Kreis eingeschränkt zu werden. Entscheidungen, die im Instanzenzug ergehen, sind jedenfalls in der Staatssprache abzufassen, wenn auch die Bekanntgabe ihres wesentlichen Inhalts an die Betheiligten in der diesen geläufigen Sprache angezeigt ist. Die Verhandlungen allerdings müssen stets so geführt werden, daß die Betheiligten, wenn nöthig, unter Beihülfe von Dolmetschern, ihnen folgen können; es genügt hier, wenn die etwa erforderlichen Feststellungen zu den Akten in der Staatssprache erfolgen, während im übrigen von deren Gebrauch ganz abgesehen werden kann. Für die autonomen Verbände im Staat gilt selbstverständlich die Norm, daß ihnen, soweit sie nicht als staatliche Organe thätig werden, die Wahl ihrer Sprache freigegeben ist, in vollem Maße. Nur die Schulen — von der Volksschule bis zur Hochschule — können hier von der im Interesse des Staates wie der Betheiligten gleichmäßig gebotenen Anordnung, daß die Staatssprache Lehrgegenstand sein muß, nicht ausgenommen werden. Völlig hievon verschieden ist die Frage, in welcher Sprache der Unterricht zu ertheilen ist. Das berührt das Interesse des Staates nicht. Die Errichtung eines slovenischen Gymnasiums oder einer tschechischen Universität fällt nicht in den Rahmen gesetzlicher Regelung der Sprachenfrage. Der Staat ist hier in seinen Erwägungen ganz ungehindert; er wird nur zweckmäßig sich den gegebenen Verhältnissen anpassen und soweit als möglich die Verwirrungen lösen, nicht aber neue schaffen. Durch Erfüllungen unberechtigter Wünsche auf diesem Gebiet kann die letztere Wirkung nur zu leicht herbeigeführt werden. Dem Interesse der Wissenschaft wäre am meisten gedient, wenn jedenfalls die Hochschulen von jedem Sprachenzwang gänzlich befreit würden. Sie sollen keine Mittel nationaler Propaganda sein. Auch die Mittelschulen sollen es nicht sein, wennschon bei ihnen die Sprachenfreiheit nicht durchzuführen ist. Die Volksschule wird im Streit der Sprachgemeinschaften stets das wichtigste Kampfmittel bleiben. Der Staat aber soll in diesen Streit nicht eingreifen.

Entsprechend dem Prinzip, daß von der Staatssprache Ausnahmen um so reichlicher zugelassen werden können, je weniger eine staatliche Einrichtung auf straffe und gleichheitliche Regelung durch die Zentralgewalt angelegt ist, verlangt umgekehrt die Staatssprache rücksichtslose und ausnahmslose Durchführung bei der Einrichtung, die nur als geschlossene Einheit denkbar und von Bedeutung ist: bei der Armee. Der oberste Kriegsherr in Oesterreich und Ungarn hat eine unvergängliche Parole ausgegeben, indem er die tschechischen Heißsporne — und mit ihnen, wenn auch nicht direkt, die magyarischen — nachdrücklich aufforderte, die Armee mit dem Sprachenstreit in Ruhe zu lassen. Auch der Verkehr der staatlichen Behörden untereinander kann prinzipiell nur in der Staatssprache verstattet werden. Wenn an diesen zwei Grundpfeilern gerüttelt wird, steht das ganze feste Gefüge des Staats in Gefahr.

Die Verständigungskonferenzen in Wien sind vorläufig abgeschlossen. Es verlautet, daß sie in versöhnlichem Ton geführt wurden. Das wäre, wenn es richtig ist, gute Zeitung. Die Völker aller Zungen, die in der österreichisch-ungarischen Monarchie vereinigt sind, können ruhig und friedlich miteinander leben, ja sie können auch ungestört ihre Eigenthümlichkeiten, die sie als nationale Ueberlieferungen pflegen, weiter entwickeln, wenn sie nicht in Ueberschätzung dieser Eigenthümlichkeiten ihre Pflicht gegen das Ganze und die Achtung gegen die anderen, gleichwerthigen Theile der österreichischen Nation vergessen. Vielleicht kommen sie hiezu, wenn sie den Schaden bedenken, den der Sprachenstreit dem Ansehen der Monarchie schon zugefügt hat und wenn sie mit kritischen Augen die Güter betrachten, um die sich dieser Zwist bewegt. Denn wenn im Sprachenstreit der Nimbus fällt, mit dem die Kämpfenden die wahre Natur der streitigen Dinge verhüllen, dann ist der Streit zur größeren Hälfte erledigt.

Rembrandts Bildniß des Predigers Anslo in der Berliner Galerie.

Vor einem Jahrzehnt stand die Werthschätzung Rembrandts nach jeder Richtung hin auf dem Gipfelpunkt. Damals wurde er in einem hastig verschlungenen, jetzt aber schon fast vergessenen Buche dem deutschen Volke als Erzieher empfohlen. Die Preise für die Werke seines Pinsels und seiner Radirnadel erreichten eine schwindelerregende Höhe.

Leise und allmählich hat seitdem die etwas überhitzte Bewunderung sich abzukühlen begonnen. Die mit verdoppeltem Eifer betriebenen Nachforschungen über die Lebensumstände des großen Amsterdamer Meisters haben gezeigt, was man auch früher schon wußte, daß als Persönlichkeit der „Erzieher“ nichts weniger als sympathisch ist. Seine Werke verrathen, bei allem bewunderungswürdigen Können im einzelnen, nicht selten das ungeordnete Leben ihres Schöpfers, seine ungleiche Art zu arbeiten. Die Flüchtigkeit und Fehlerhaftigkeit der Zeichnung erreicht mitunter einen Grad, auf welchem selbst das reizvolle Spiel von Licht und Schatten und der Zauber der Farbe nicht ausreichen, sie ganz vergessen zu lassen. Wenn die Zeit der Bewunderung technischen Virtuosenthums in der Malerei, in welcher wir jetzt mitten drin stehen, einmal vorüber sein wird, wird man sich vielleicht auch einzugestehen wagen, daß die Rembrandt'sche Kunst, verglichen mit dem Lebenswerk anderer Heroen der Kunst, verhältnißmäßig arm an tieferen Gedanken ist. Von seinen zahlreichen religiösen Darstellungen ist es z. B. ein recht kleiner Bruchtheil, der von wirklich innerlicher Empfindung belebt ist. Hier fühlt man am deutlichsten die Begrenztheit seiner inneren Tonleiter.

Am vielseitigsten erscheint Rembrandt immer noch als Portraitmaler. Hier sucht er über das einfache Abbild der Natur hinaus so viel von persönlicher Stimmung niederzulegen, daß darunter das eigentliche Bildnißmäßige zuweilen leidet, die Wirkung aber nur desto packender wird. Aus diesem Grunde gibt er den Dargestellten auch mit besonderer Vorliebe in einer bestimmten Situation, um freieren Spielraum für die Empfindung zu gewinnen. Gelegentlich aber erreicht er gerade dadurch in besonders glücklichen Momenten den höchsten Grad von Portraitmäßigkeit.

Die Perle solcher Bildnißdarstellungen, auf welcher die genrehafte Ausgestaltung der Darstellung sich mit der intimsten Erfassung der Persönlichkeit verschmilzt zu einem Kunstwerke ersten Ranges, besitzt seit fünf Jahren die Gemäldegalerie der kgl. Museen zu Berlin. Es ist das große Doppelbildniß des Mennonitenpredigers Cornelis Claesz Anslo und seiner Frau, das für einen allerdings fabelhaften Preis aus englischem Privatbesitz erworben wurde. Unberührt von späteren „Auffrischungen“, vermittelt dieses mächtige Gemälde am vollkommensten von allen Bildern des reichhaltigen Berliner Rembrandt-Saales eine Vorstellung von Rembrandts Können in der Blüthe seiner Jahre. Ist es auch schon mehrfach in Abbildungen der Allgemeinheit zugänglich gemacht worden,

so kann sich doch an Feinheit der Nachempfindung und ausdrucksvoller Wiedergabe des wundervollen Spiels von Licht und Farbe keine messen mit dem großen radirten Blatte, welches Prof. Koepping, der bekannte Malerradirer an der kgl. Akademie zu Berlin, soeben im Verlag der Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin hat erscheinen lassen. (Größe 68 : 79 cm, Preis 500 M.) Es ist die mühsame Arbeit mehrerer Jahre. Mit allen Hülfsmitteln moderner Radirkunst ist eine Wirkung erzielt worden, die das Blatt zu einem selbständig nachgeschaffenen Kunstwerk erhebt. Rembrandt selbst würde seine Freude haben, wenn er sehen könnte, wie gut er von einem ein Vierteljahrtausend später geborenen Künstler verstanden worden ist. Verglichen mit dem reizvollen Schabkunstblatt, welches der Engländer J. Boydell im Jahre 1786 nach dem Rembrandt'schen Originale schuf, offenbart die außerordentlich malerisch wirkende Arbeit Koeppings besondere Vorzüge, die uns Modernen vornehmlich in die Augen fallen. Jedes Zeitalter betrachtet ja die Kunstwerke der Vergangenheit mit anderen Augen, liest andere Empfindungen aus ihnen heraus.

Neben der vollendeten Wiedergabe des rein Malerischen hat Koepping mit Recht besonderes Gewicht darauf gelegt, die wunderbare seelische Verknüpfung zur Anschauung zu bringen, in welcher uns Rembrandt das Ehepaar hier vorführt. Denn die Frau, welche sich neben dem an seinem Schreibtisch im großen Lehnstuhl sitzenden Anslo niedergelassen hat, ist nicht eine Wittwe, die trostsuchend zu ihrem Prediger gekommen ist (das Bild wurde zunächst unter dem Namen „Anslo eine Wittwe tröstend" bekannt), sondern die Gattin des Dargestellten. (Vgl. den Nachweis Bode's im Jahrb. d. kgl. preuß. Kunstsammlungen, 1895, S. 197.) Es bleibt im höchsten Grade merkwürdig und gibt reichlich Stoff zum Nachdenken über die Eintönigkeit unsrer modernen Familienbilder, daß der Künstler hier einen historischen Moment aus dem Leben der beiden Gatten herausgegriffen hat, um ihn sozusagen als Thema des Doppelbildnisses festzuhalten. Er hat das ja mehrfach bei Bildern von Ehepaaren gethan, z. B. bei dem „Schiffsbauer und seine Frau" im Buckingham Palace und auf den beiden Selbstbildnissen mit seiner Frau. In diesem Falle aber ist ein besonders tief bewegendes Moment aus dem seelischen Zusammenleben der beiden schon bejahrten Eheleute Anslo gewählt: Das Paar hat einen schweren Verlust erlitten — wir erfahren nicht, welchen. Oder ein anderer tiefer Kummer lastet auf ihren Seelen. Wir sehen den Augen der Frau an, daß sie heftig geweint hat. Trost suchend ist sie in das Studirzimmer ihres Mannes gekommen, den sie bei der Lektüre eines großen Buches, wohl der Bibel, antrifft. Er hat sich zu ihr gewendet und spricht ihr Trost zu. Ausdrucksvolle Handbewegungen begleiten seine Worte. Und über dem Trostspenden, das dem trefflichen Seelsorger eine liebe Gewohnheit geworden ist, hat ihn dieses Mal die tiefste innere Bewegung gepackt. Seine Augen ruhen nicht mehr auf der gramgebeugten zarten Gestalt seines Weibes, die sich neben ihm auf einem niedrigeren Stuhle niedergelassen hat, sondern schauen wie entrückt an ihr vorbei ins Weite. Deutlich lesen wir in diesen Augen, in den vergeistigten Zügen des Gesichtes, daß Anslo, seines Gottes voll, redet wie ein begeisterter Prophet, nicht mehr aus seinem eigenen, sondern aus dem Geiste eines Höheren. Unter dem Klang der hinreißenden Worte ist der Thränenstrom des Weibes versiegt. Sie hat das Haupt wieder erhoben, die Hand mit dem feinen Spitzentaschentuch ist in den Schoß gesunken, aufmerksam lauscht sie den aus innerster Erfahrung quellenden Trostworten des geliebten Mannes.

Selten wohl ist ein Mann so ganz in seinem innersten Berufe vom Künstler erfaßt und für die Nachwelt festgehalten worden, wie hier der wegen seiner Frömmigkeit und treuen Seelsorge hochgeachtete Prediger der Amsterdamer Mennoniten-Gemeinde. Daß wir den bei der Seelsorge Beschäftigten nicht vor größerer Gemeinde, sondern in der engsten Häuslichkeit und Familie als solchen thätig sehen, nimmt der Darstellung zugleich jeden theatralischen Beigeschmack. Rembrandt muß ihn gut gekannt und viel beobachtet haben. Daß er die Frau in dieser Weise mit der Darstellung des Gatten verknüpft und dadurch ein intimes Erlebniß der Beiden dauernd festhält, kann nicht ohne Einwilligung des Paares geschehen sein. Aber man möchte annehmen, daß der Gedanke dazu doch vom Künstler ausgegangen ist, weil gerade durch diese Anordnung das Persönliche in der Darstellung Anslo's, der durchaus die Hauptperson auf dem Bilde ist, und die Stimmung der ganzen Darstellung eine ungemeine Steigerung erfährt. Er wollte eben nicht nur dessen Gesichtszüge festhalten, sondern zugleich seinen Beruf und die Wirkung seiner Worte zum Ausdruck bringen. Das ist das, was ich oben „Wahl einer bestimmten Situation, um freieren Spielraum für die Empfindung zu gewinnen", nannte. Thatsächlich macht die Gestalt der Frau den Eindruck, als sei sie erst nachträglich vom Künstler hinzugemalt, mehr um als Wiederschein der Stimmung zu dienen, als weil von vornherein ein Doppelbildniß geplant gewesen wäre. In den Vorstudien zu dem Bilde findet sich auch die Gestalt der Frau nicht. Es ist ein glänzendes Zeugniß für das Können Rembrandts, daß er über die Steigerung des Stimmungsgehalts hinaus doch die seelische Verknüpfung der beiden Gatten so in den Vordergrund der Darstellung zu rücken gewußt hat, daß nun das Ganze durchaus einheitlich wirkt, als eines der schönsten und gedankentiefsten deutschen Familienbilder.

Das farbenleuchtende Original öfters zu genießen, ist nur einem kleinen Bruchtheil der Verehrer Rembrandt'scher Kunst möglich. Vielleicht ist es manchem unsrer Leser angenehm, durch diese Zeilen aufmerksam geworden zu sein auf das Koepping'sche Blatt, das sich als monumentaler Wandschmuck für ein deutsches Familienzimmer ganz besonders eignet. Freilich gestattet der Preis nur sehr wohlhabenden Familien die Anschaffung, was im Interesse der Verbreitung des Kunstwerkes wie der Anerkennung des fleißigen Künstlers, der sich so hingebungsvoll in Rembrandts Kunstweise eingelebt hat, zu bedauern ist.

Jena. **Paul Weber.**

Mittheilungen und Nachrichten.

* Wir werden um Aufnahme der folgenden **Erklärung** ersucht:

Der ständige (-nn-) Referent über die Publikationen der badischen historischen Kommission hat in der Beilage vom 31. März in seiner Anzeige des von mir bearbeiteten ersten Bandes der Regesten der Markgrafen von Baden sich des mißverständlichen Ausdrucks bedient, Gymnasialprofessor H. Witte in Hagenau habe das Register „mit Unterstützung Richard Festers" bearbeitet. Thatsächlich hat Witte die zweite Hälfte des Registers mit Unterstützung des Hülfsarbeiters der Kommission Dr. Hölscher bearbeitet und das Ganze, einschließlich der von mir bearbeiteten ersten Hälfte, für den Druck redigirt. Im übrigen verweise ich auf meine Erklärung in der „Deutschen Literaturzeitung" vom 24. März d. J.

Rom, 5. April. Professor Dr. **Richard Fester.**

-r. **Heinrich v. Diest**, General-Inspekteur der Artillerie. Ein Lebensbild von seinem Sohne **Gustav v. Diest**. Berlin 1899. Mittler u. Sohn. 124 Seiten. — Heinrich v. Diest, geboren 1785, gestorben 1847, war ein selten ereignißreiches Leben beschieden. Zuerst preußischer Offizier, nahm er nach der großen Katastrophe russische Dienste und brachte es rasch zum General. Trotz glänzender weiterer Aussichten trat er aus Heimathsliebe und Familiensinn 1818 wieder in die vaterländische Armee zurück und gelangte auch hier bald in die höchsten Stellen. Er starb als zweiter General-Inspekteur der Artillerie. — Zwei große Tage waren ihm beschieden und er hat sie trefflich genutzt: 1813 in der Schlacht von Kulm veranlaßte der junge russische Generalstabsoffizier selbständig das rechtzeitige Eingreifen der Kavallerie an entscheidender Stelle, 1830 traf der Generalstabschef des preußischen V. Armeekorps rasch und selbständig die zweckentsprechendsten Vorbereitungen zur Unterdrückung des polnischen Aufstandes. Wissensdrang und Thatkraft, Entschlußfähigkeit und Verantwortungsfreudigkeit waren die hervorragendsten Eigenschaften dieses trefflichen Generals, der uns auch als Mensch in dem allervortheilhaftesten Lichte gezeigt wird. Leider hat das vorhandene Material zu einem wirklich umfassenden und abgerundeten Lebensbilde nicht aus-

gereicht; daß der Verfasser uns ein Portrait seines Vaters vorenthalten hat, müssen wir gleichfalls bedauern, denn der Leser des Buches empfindet den lebhaften Wunsch und besitzt das direkte Anrecht, den ausgezeichneten General sozusagen auch persönlich kennen zu lernen.

Zu den historischen Grundkarten. Die Konferenz deutscher Publikationsinstitute, die zusammen mit der sechsten Versammlung deutscher Historiker tagt, hat in ihrer Sitzung vom 4. April im Historisch-Geographischen Institut zu Leipzig, welches zugleich die „Zentralstelle für Grundkarten" enthält, die Grundkartenfrage einer eingehenden und genauen Erörterung unterzogen. Zugegen war als Vertreter der Kgl. Württembergischen Kommission für Landesgeschichte Prof. Busch (Tübingen), der Großherzoglich Badischen Historischen Kommission Archivrath Krieger (Karlsruhe), der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde Archivdirektor Prof. Hansen (Köln), der Commission Royale d'histoire de Belgique Prof. Pirenne (Gent), der Thüringischen Historischen Kommission Bibliothekskustos Steinhausen (Jena), der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen Prof. Größler (Eisleben) und Oberlehrer Reischel (Aschersleben), der Kgl. Sächsischen Kommission für Geschichte Regierungsrath Ermisch (Dresden) und Professor Lamprecht (Leipzig), des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg Archivar und Privatdozent Meinecke (Berlin), des Westpreußischen Geschichtsvereins Dr. Simson (Danzig), des Vereins für Geschichte Ost- und Westpreußens Professor Prutz (Königsberg), der Historischen Landeskommission für Steiermark Professor v. Zwiedineck-Südenhorst (Graz). Als Sachverständige waren außerdem zugegen Professor Baldamus (Leipzig), Ingenieur Ehnert (Dresden), Privatdozent Kötzschke (Leipzig), Prof. Mogk (Leipzig) und Professor Seeliger (Leipzig). Des ferneren nahm Professor Kaufmann (Breslau) als Vorsitzender der Historikerversammlung an der Sitzung theil. Die Konferenz faßte ihre Berathung in folgenden Sätzen zusammen: 1. Die anwesenden Mitglieder der Konferenz erklären es für wünschenswerth, daß die Herstellung von Grundkarten energisch weiter gefördert werde und daß insbesondere Untersuchungen über die Entstehung, das Alter und die Veränderung der Gemarkungsgrenzen innerhalb der einzelnen Gebiete angestellt werden. 2. Die Konferenz erklärt es für wünschenswerth, daß, sobald einigermaßen zahlreiche Erfahrungen in konkreten Arbeiten niedergelegt sind, ausführliche Bestimmungen ausgearbeitet werden, welche die einzelnen Forscher anweisen, wie sie Eintragungen in die Grundkarten zu bewirken haben. 3. Die Konferenz spricht der kgl. sächs. Regierung ihren Dank für die Einrichtung der „Zentralstelle für Grundkarten" aus und bittet sämmtliche Institute, welche Grundkarten hergestellt haben, womöglich je eine Kopie von Grundkarten mit Einträgen, sowie eine Anzahl von Exemplaren jedes Blattes daselbst zu deponiren, damit der einzelne Forscher in der Lage ist, jede beliebige Karte von der Zentralstelle aus zu beziehen. 4. Die Konferenz erklärt es für wünschenswerth, auch die Herstellung von Grundkarten im Maßstab 1 : 500,000 nach einem für ganz Deutschland einheitlichen Netz möglichst in Angriff zu nehmen. 5. Die Konferenz beauftragt die „Zentralstelle für Grundkarten", die Vorarbeit für eine künftige Verständigung über die Einzeichnung in Grundkarten, soweit überhaupt ein gemeinsames Vorgehen in dieser Hinsicht geboten erscheint, thunlichst zu fördern. Diese Sätze wurden von den Anwesenden einstimmig genehmigt. Nur bei Satz 1 ergab sich eine abweichende Stimme. Außerdem bemerkte zu Satz 1 der Vertreter der Historischen Landeskommission für Steiermark, daß das Verhältniß der Gerichts- und Gemarkungsgrenzen in dem von ihm vertretenen Gebiet noch nicht genügend geklärt erscheine, und der Vertreter der kgl. württembergischen Kommission, daß man in Württemberg sehr brauchbare Gemarkungskarten in etwas kleinerem Maßstab als dem der Grundkarten besitze und daher die Bearbeitung von Gemarkungskarten im Maßstab der Grundkarten (1 : 100,000) anstehen lasse. — In einem den Beschlüssen der Konferenz verwandten Sinn haben sich außerdem schriftlich Vertreter von Bayern, Lothringen und Holland geäußert. Gegentheilige Aeußerungen sind nicht eingelaufen. -n.

* Historischer Kongreß in Halle. In den Tagen vom 4. bis 7. April halten die deutschen Historiker ihre sechste Versammlung in Halle ab. Die früheren Versammlungen fanden in München (1893), Leipzig (1894), Frankfurt a. M. (1895), Innsbruck (1896) und Nürnberg (1898) statt. — Die Eröffnungssitzung erfolgte Donnerstag, 5. April, vormittags 9 Uhr, in der Aula der Universität. Professor Dr. Georg Kaufmann (Breslau) eröffnete als derzeitiger Verbandsvorsitzender die Versammlung mit dem Wunsch, daß der gute alte Geist den sechsten Historikertag beseelen möge. Begrüßungen brachten außerdem Staatsminister a. D. v. Boetticher als Vertreter der Provinz Sachsen, der Regierungspräsident v. d. Recke als Vertreter des Regierungsbezirks Merseburg, Geheimrath v. Löning als Universitätsrektor, Oberbürgermeister Dr. Staude im Namen der Stadt Halle und Geheimrath Lindner für die historische Kommission der Provinz Sachsen. — Die Versammlung faßte die von dem leider nicht anwesenden Prof. Kalkoff (Breslau) beantragte Resolution: „Die Veröffentlichung der politischen Korrespondenz Karls V. ist ein überaus dringendes Bedürfniß in der deutschen Geschichtsforschung." Ferner sprach Professor L. Mitteis (Leipzig) über die neueren Ergebnisse der Papyrusforschung und betonte die für den Historiker in erster Linie wichtigen Aufschlüsse, welche in den Papyri sich über die Tagebücher der römischen Beamten finden und sowohl auf die commentarii der römischen Kaiser wie auch auf die Archive der Ptolemäer ein Licht werfen, ferner den von Adolf Bauer geführten Nachweis, daß es analog den christlichen Märtyrerakten auch eine Art heidnischer Akten gegeben hat. Weiter ergeben die Papyri auch die fundamentalsten Thatsachen für die Entwicklung der Zustände und Ereignisse selbst. Eine der wichtigsten ist die, daß in Aegypten schon seit Beginn der Kaiserzeit alle 14 Jahre eine allgemeine Volkszählung stattgefunden hat. Im höchsten Grade wichtig sind die Papyri für die Rechts-, Kultur- und Wirthschaftsgeschichte, das Steuersystem jener Zeiten, das Verhältniß von Natural- und Geldwirthschaft, Gold- und Münzwesen und so fort. So sind die Papyri von größter Bedeutung für das Verständniß klassischer Zeiten.

* Die spanische Regierung hat sich entschlossen, die Bibliothek des verstorbenen Hrn. Gayangos für 400,000 Pesetas anzukaufen. Wie der „Köln. Ztg." hierüber berichtet wird, erscheint dieser Preis gerechtfertigt, wenn man bedenkt, daß diese berühmte Sammlung allein 1300 spanische Handschriften enthält, darunter zahlreiche werthvolle literarische, historische und juristische Kodexe aus dem Mittelalter, sowie Aktenstücke von großer Bedeutung für die politische Geschichte der Zeit der katholischen Könige und der Häuser Oesterreich und Bourbon. Besondere Erwähnung verdient die Sammlung politischer und diplomatischer Briefe geschichtlicher Persönlichkeiten, wie Peters von Aragon, des Gran Capitan, Alexander Farnese's und von Don Juan d'Austria. Auch unter den gedruckten Büchern — im ganzen ungefähr 22,000 — sind viele Seltenheiten, Inkunabeln, gothische Chroniken, Liederbücher und Berichte über politische und militärische Ereignisse des 16. und 17. Jahrhunderts.

* **Berlin.** Als Nachfolger des Prof. Fischer ist der Privatdozent Dr. Brockelmann in Breslau an das orientalische Seminar berufen worden.

* **Innsbruck,** 7. April. Tel. Gestern sind hier die beiden Universitätsprofessoren Vinzenz John (Statistik und politische Oekonomie) und Franz Wildner (Thierheilkunde) gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Oskar Pache: Handbuch des deutschen Fortbildungsschulwesens. 4. Theil. (Schriften des deutschen Vereins für das Fortbildungsschulwesen. Nr. 8.) Wittenberg, R. Herrosé (H. Herrosé) 1900. — Dr. Ed. Otto: Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. (Aus Natur und Geisteswelt.) Leipzig, B. G. Teubner. — Dr. M. Delbrück: Die königliche landwirthschaftliche Hochschule in der Zukunft. Festrede. Berlin, Paul Parey 1900. — v. Kunowski-Fretzdorff: Der Krieg in Südafrika. II. Theil: Die Ereignisse im Januar und Februar 1900 bis zum Eingreifen des Feldmarschalls Lord Roberts. Leipzig, Zuckschwerdt u. Co. 1900.

Jahrgang 1900. München, Montag, 9. April. Nummer 82.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Liliencrons „Gesammelte Gedichte“.

Von A. K. T. Tielo.

Die neue, dichterisch kritische und produktive Generation, welche nach 1870 in dem neuen Deutschland zur Selbständigkeit heranwuchs, konnte an der herrschenden Poesie kein Gefallen finden. Insbesondere begann die Lyrik in den erprobten, ausgetretenen Bahnen zu erstarren. Die Geibel'sche Spätblüthe der Romantik artete bei den Halbtalenten in konventionelle Schönrednerei und leere formale Korrektheit aus. Was hatten Liebeslieder zu bedeuten, die sich in Heine's bekanntem Ton ergingen, und wie viel mochten versifizirte Sagenstoffe interessiren, die ein halbes Jahrhundert vorher ebenso gut ein Vertreter der rührigen schwäbischen Schule hätte zur Schau stellen können? Diese papierene Blaublümeleinverselei versorgte höchstens das Poesie-Album der schwärmenden „höheren“ Tochter. Zu Anfang der achtziger Jahre trat die deutsche Moderne auf den Plan. Sie war Zeitbedürfniß. An ihrer Spitze marschirte Detlev von Liliencron. In ihm gewann die neue Bewegung einen ihrer gewaltigsten Führer. Schon 1882 entfaltete er die rauschenden Siegesfahnen seiner „Adjutantenritte“. Ihm jauchzte die junge Welt zu: besaß er doch alle jene Eigenheiten, welche man bei den Modepoeten vermißte oder ihnen blindlings radikal absprach. Er besaß Ursprünglichkeit, eine gesunde, männlich kernige Kraft, stürmische Leidenschaft, ein offenes Auge für die Größe und die kleinen bemerkenswerthen Lebensäußerungen des Tages, dazu Phantasie und künstlerisches Feingefühl. Und wie ein Naturkind ungezwungen theilte er seine Gaben aus. Aber nicht bloß die „Jungen“ verehrten ihn. Auch die „Alten“ hatten für ihn alsbald reichlich Worte der Anerkennung übrig: Th. Storm, Klaus Groth, Th. Fontane, C. F. Meyer.

Seinem ersten Buche lyrischer Schöpfungen folgten 1889 „Gedichte“, 1891 „Der Haidegänger und andere Gedichte“, 1893 „Neue Gedichte“, 1896 „Ausgewählte Gedichte“. Nunmehr liegen seine „Gesammelten Gedichte“ vor: Band 1, „Kampf und Spiele“, Band 2, „Kämpfe und Ziele“ (Band 7 und 8 der „Sämmtlichen Werke“), beide in Berlin bei Schuster und Löffler erschienen. Die einzelnen Gedichte sind auch in dieser neuen Ausgabe durchaus nicht chronologisch vorgeführt worden. Ebensowenig wurde ihre ursprüngliche Anordnung in den verschiedenen Sammlungen gewahrt. Das Sinnverwandte hat der Autor möglichst zusammengerückt. „Kampf und Spiele“ enthalten vorwiegend kriegerische Klänge, Kriegserlebnisse und Balladen und die vorher citirte umfangreiche lyrische Konfession „Der Haidegänger“, „Kämpfe und Ziele“ Poesie über Poeten und vornehmlich Erotik. Die Masse der Liliencron'schen Lyrik ist gesichtet worden. Man vermißt beispielsweise „Einen Sommer lang“, „Waldfahrt“, „Vergänglichkeit“, „Trin“, besonders Carmina seiner späteren Epoche. Es fehlen sämmtliche Prosa-Skizzen aus den „Adjutantenritten“. Der Dichter hat bei diesem Neudruck zahlreiche, aber ziemlich geringfügige formale und inhaltliche Aenderungen vorgenommen. Die Aenderungen können nicht durchweg als Besserungen angesehen werden. Gerechtfertigt ist es z. B., wenn Liliencron zur Vermeidung des Fremdwortes „Four in hand“ neuerdings den Titel „Viererzug“ wählt. Dagegen wäre die alte Ueberschrift „In memoriam“ der neuen, der Uebersetzung der alten, gewiß vorzuziehen. Denn jetzt schließt sich — am auffallendsten in dem Inhaltsverzeichniß — an „In Erinnerung“, kurz darauf die ähnlich klingende „Erinnerung“. An dem Ganzen soll darum nicht gemäkelt werden.

Trotz der Unvollständigkeit der „Gesammelten Gedichte“ kann immerhin schon jetzt der Versuch gemacht werden, Liliencron als Lyriker in seiner literarhistorischen Bedeutung zu würdigen.

In allen seinen Werken erweist sich Liliencron als eine eigenartige, stramme, kraftstrotzende Persönlichkeit. Aus dem überquellenden Reichthum eigener Erfahrungen geht seine Poesie hervor. Ein Lebemann in des Wortes vornehmster Bedeutung. Er erlebte Sieg und Tod, Sturm und Stille. Nachtwachen einsamer Andacht wechselten bei ihm ab mit ausgelassenen Zech- und Liebesvigilien. In der blühenden Verschollenheit der heimathlichen Haide erstand in ihm, gedrängt von der Hochfluth frischer Vergangenheit, der schaffende Künstler. Aber nicht bloß der sinnlich greifbaren Welt hat er sich bemächtigt, wenn sich ihm diese auch mit Gluthbuchstaben in die Seele geschrieben hat. Er hat es auch versucht, des Daseins stumme Sphinx die dunkeln Schauer und Rätsel der Erde reden zu machen. In keinem Falle geberdet er sich als schlaffer Dekadent. Vielmehr wird alles bei ihm von einer gewissen erquickenden Morgenfrische durchdrungen. Er erfreut überall durch seinen herzhaften Lebensmuth. „Tod aller Weichlichkeit“ ist seine Parole.

Erscheint Liliencron auch in vielen Stücken als ein Original, so hat er doch sein poetisches Können an älteren Meistern des deutschen Liedes gebildet und verfeinert. Er selbst deutet auf eine Reihe von näheren und ferneren Vorgängen und Mitstrebenden in Hymnen, Episteln, epigrammatischen Versen und in Mottos aus den Dichtungen jener Wahlverwandten hin. Das durfte er ohne Scheu wagen, da er überall auf den erschlossenen Wegen selbständig fortgeschritten ist. Und um eine „Schule“ oder Richtung hat er sich eigentlich niemals gekümmert. Eine Führerschaft in der Moderne fiel ihm zu, ohne daß er sich um sie beworben hätte. Sie war das naturgemäße Recht des Stärkeren.

Während er Schiller den Rücken zukehrt, schon deßhalb, weil diesem der deutsche Philister albern gläubig zujubelt — feiert er Goethe's geniale, alles überragende Größe. Er liebt nicht den Schöpfer des „Tasso", sondern — sehr bezeichnend — den der „Römischen Elegien". Die Alten, etwa Homer ausgenommen, stoßen ihn mit ihrem stillen, kühlen Ernst ebenso sehr zurück, als ihn die naive Volkspoesie mit ihrer rücksichtslosen, blutvollen Leidenschaft anzieht. — Bemerkenswerth ist, daß er dem unglücklichen H. v. Kleist eine herrliche Huldigung dargebracht hat. Von Platen schätzt er die prächtigen, zorndurchglühten Sonette, während er die Balladen dieses Meisters nur für „honett" erachtet. Auf dem Gebiete der episch-lyrischen Poesie haben ihn andere Lyriker angeregt:

Bei Bürger, Strachwitz, Uhland, Dahn, Fontane,
Wie scheint und schimmert die Balladenfahne.

In der Lyrik allgemein hat er von der Naturpoesie des zartbesaiteten Schwaben E. Mörike, von den beiden großen Schweizern, dem namhaften Streiter G. Keller und dem glänzenden Künstler C. F. Meyer und von seinen Landsleuten, dem gemüthvollen Klaus Groth und dem feinsinnigen Th. Storm Anregung erhalten. Daneben können auch H. v. Reder, C. v. Prittwitz-Gaffron, M. G. Conrad, Peter Hille, Trojan, Henckell, Bierbaum genannt werden. Den nachhaltigsten und tiefgehendsten Einfluß nächst den beiden Zürichern hat jedenfalls auf ihn der Verherrlicher der „grauen Stadt am Meer", Husums, ausgeübt. Storms reiche Phantasie und reife Gestaltungskraft, seine wunderbare Gewalt, mit der er „den Erdgeruch aus Wald und Feld in seine Schrift" hinübernahm — das fesselte Liliencron unwiderstehlich. Er wurde im edelsten Sinne des älteren Poeten Erbe und Nachfolger. Platen schulte in der Hauptsache bloß seine formale Technik.

Liliencron beherrscht ein weites Gebiet von Stoffen, Motiven, Gestalten, Stimmungen. Kecke Lust wetteifert bei ihm mit markiger Erhabenheit, brennende Sehnsucht mit sonniger Zufriedenheit, beißender Spott mit derbem Humor. Seine Vielseitigkeit überrascht.

Schon die vorangehenden Erörterungen zeigen, daß sich Liliencron auch in der Poesie unmittelbar mit den deutschen Dichtern gern beschäftigt hat. Der deutsche Dichter, den er in freier Weise ausmalt, ist immer ein guter Narr, den die Spießbürger in ihrer Glückseligkeit von Bier und Skat aus vollem Halse verlachen. Der arme Wicht verhungert oder wird verrückt. Gegen die empörende Gleichgiltigkeit und Bornirtheit des Durchschnittspublikums, gegen die fade Langeweile der steif moralischen Familienjournale und die splitterrichtende Kritik zieht Liliencron immer wieder zu Felde. Er verachtet die sogenannte „Gesellschaft" wegen ihrer Gedankenlosigkeit und Herzensroheit, und es gewährt ihm ein grimmiges Vergnügen, ihrer seichten Sittlichkeit ins Gesicht zu schlagen. Von dieser Verachtung und seinem selbstherrlichen Trotz ihr gegenüber zeugt seine gesammte Dichtung.

Neben die Karikatur des verbannten deutschen Dichters hat Liliencron viel werthvoller die große Natur gesetzt.

Die Natur erfüllt ihn wie einen J. Kerner oder Ad. Stifter mit sattem Frieden. In ihren Schoß flüchtet er Versöhnung suchend und findend vor der erbärmlichen Nichtigkeit und plumpen Gemeinheit der lieben Mitmenschen. Der ruhigen Einsamkeit der Haide stellt er das verworrene Tosen der Großstadt, Berlins, Hamburgs, Münchens gegenüber. Im Mittelpunkte seiner Lyrik steht das Kampf- und Minneleben. Selbstverständlich sind mit dieser Bemerkung nur ihre wichtigsten Felder verzeichnet.

Wohl hat Liliencron „Haidebilder" entworfen. Ihre rothblühende Erikapracht leuchtet. Aber die kalte objektive Darstellung von Landschaften steht ihm wie den meisten Poeten wenig an. Sie genügt ihm nicht. Die Natur verwendet er lieber an zweiter Stelle als lyrische Einrahmung. „Auf dem Deiche", einem Cyklus von Nordsee-Schilderungen, bricht bereits seine Freude an Kriegs- und Liebesabenteuern mächtig hervor.

Jeder Zoll von Liliencron ist königstreuer Soldat und Aristokrat. Und er liebt die aristokratischen Vergnügungen, Ritt und Jagd. Natürlich spielt er nicht den bramarbasirenden Haudegen oder geleckten Kavalier, im Gegentheil! Aber an das rauhe Ringen der Feldschlacht denkt er mit wahrem Hochgefühl zurück. Im eisernen Kugelhagel und Donner der Kanonen möchte er einst sterben, sterben für Kaiser und Vaterland. Wieder und wieder vergegenwärtigt er sich den brausenden Angriff hoch zu Roß. Die Schabracken der Pferde streifen den Boden, furchtbar schmettert die Granate in seine Schwadron hinein. Einen Freund sieht er fallen, er drückt dem Verlorenen die Augen zu. . . Doch auch idyllische Scenen aus der Soldatenherrlichkeit des Friedens hat er verewigt. Den alten General, den invaliden Oberst, den einfachen, blessirten Krieger hält er ebenso trefflich treffend fest, wie etwa einen kreuzfidelen „Bruder Liederlich". Dabei schimmert allenthalben aus Nacht und Nebel seine Liebe zu seiner engeren Heimath und zu seinem großen Vaterlande hell hervor. Platens Wort: „Wie bin ich satt von meinem Vaterlande!"[1]) billigt er eben nur, wenn er mit ironischem Lächeln achselzuckend das „Dichterloos in Kamtschatka" erwägt. Ob er sich für Preußen und preußisches Wesen begeistert, das ist aus seinen Gedichten nicht zu ersehen. Dagegen erweist er sich mehr als einmal als einen enthusiastischen Hohenzollernverehrer. Dem greisen Kaiser Wilhelm zumal gehört sein Herz. „In einer Winternacht", die das Begräbniß des Kaisers vorführt, ist ihm eine großartige Apotheose dieses seines ehemaligen Kriegsherrn geglückt. Natürlich wendet sich dabei seine Erinnerung in einen glorreichen Siegestag von 1870 zurück.

Andern Ortes läßt er in die lärmende Unruhe von Lager und Waffen die Heiterkeit einer Liebesstunde hineinspielen.

Seine Erotik ist im schroffsten Gegensatz zu der strengen Tugend der alten schwäbischen Schule „eine süße Sünde". Die schwäbischen Dichter besangen ein einziges Jungfräulein, und die sie besangen, heiratheten sie am Ende. Liliencron hat sich wie Heine unter den „Mädels" weidlich umgethan. Blonde und brünette, blasse und rothbäckige, feine und robuste Schönheiten, das „Weib aus Volkstiefen", Fischerin und Bleicherin, Kuhmelkerin und Kellnerin u. s. w., das städtische Blumenmädchen und die schwarze Haidehanne, aber auch adelige Damen, Baroneß und Komteß, norddeutsche und süddeutsche Frauengestalten, Jüdin und Zigeunerin tauchen aus seiner Dichtung in buntem Wechsel empor. Rang und Stand gelten ihm bei der Auswahl des Liebchens ein pures Nichts. Ich gefalle dir und du gefällst mir — das ist die ganze Moral von der Geschichte. Rasch flammt seine Neigung empor. Ein kurzer Rausch Arm in Arm — dann folgt meist der Abschied auf Nimmerwiedersehen. Einen Tag, höchstens einen Sommer lang währt ein solches Techtelmechtel. „Liebes-

1) August Graf v. Platens Werke. Herausgegeben von Karl Christian Redlich. 3 Bde. Berlin (1880 f.) I 181 Nr. 58.

nacht" ist eines seiner Erotika überschrieben. Doch könnte ihrer eine größere Anzahl die gleiche Ueberschrift tragen. Ebenso häufig — was auf dasselbe hinausläuft — schildert er ein nächtliches oder morgendliches Rendezvous, besonders draußen in menschenleerer Haide. Manchmal fährt er wohl auch mit einer kleinen Komtesse spazieren, er tummelt sich mit einem ländlichen Holdchen in dem grellen Trubel eines Jahrmarktes, und hin und wieder gibt er feurige Tanz-Scenen zum besten. In allen diesen Schilderungen steht er auf eigenen Füßen. Wo er beispielsweise im Banne der Nordsee, umwoben von dem Silberkranz des Mondes, einem reizenden Fischerkinde huldigt, da geräth kein thränenreiches Heine'sches Liebesgeflüster in die „Strandnovelle" hinein. Gewiß greift er in vielen Fällen zu recht delikaten und pikanten Situationen. Doch ist er der drohenden Gefahr widerlicher Schlüpfrigkeit immer mit heiler Haut entkommen. Trotz aller heißblütigen Sinnlichkeit gebietet er manchmal in den heikelsten und verfänglichsten Momenten über eine keusche Innigkeit, über reine Farben und warme, gehaltvolle Töne. Es war bei ihm nicht immer ein loses Spiel, ein Rausch, in dem lediglich die sexuelle Begierde befriedigt wurde. Mindestens erhob die Erinnerung den leichten Taumel des Schmetterlings hinaus über die niedrige Vergänglichkeit des Alltags. Manche köstlichen Pfänder hat Liliencron von seinen Streifzügen in die Nähe und Ferne heimgebracht: den „schönen Glockenschlag" aus dem wüsten Brodem einer Großstadt, das holde „Abseits", die frei und frisch sinnlichen Gedichte „Frühling" und „Müde", das liebenswürdig humoristische Nachtstück „Die Laterne", die volksmäßige „Kleine Geschichte", das arme „Blumenmädchen" mit einem Herzen voll rührender, leise verlangender Sehnsucht, das hochflammende Geständniß „Ich liebe dich". Besonders hervorzuheben sind die liederartigen, gedrungenen, empfindungsmächtigen Poeme „Unwetter" und „Glückes genug", endlich die einfach pathetische, voll ergreifende Klage um den Tod einer geliebten Frau: „Und ich war fern". Solche ausgezeichneten Erotika konnte nur eine zielbewußte Meisterhand formen.

Endlich lassen sich zu einer größeren Gruppe Liliencrons Balladen zusammenfassen. Stofflich wurzeln diese rohen und rauhen Kriegsschilderungen, von berserkerhaften Leidenschaften durchflammt und rothen Todeswunden durchblutet, gesättigt mit dem herben, finsteren Geiste der englisch-schottischen und skandinavischen Volkslieder — in der Ritterzeit seiner holsteinischen Heimath und des Nachbarlandes Dänemark. Man vergleiche einmal seine Balladen „Die Kapelle zum finstern Stern" und „König Abels Tod" mit den Bearbeitungen des gleichen Stoffes von Bernhard v. Lepel und Wilhelm Jensen.[1]) Bei diesen Poeten waltet eine sanft dämmernde, versöhnlich verschleiernde Schönheit; die brennende Gluth der gräßlichen Blutthaten wird abgetönt. In den Liliencron'schen Gedichten wettert der donnernde Schall der Kriegsdrommeten, und darüber krächzen gierige Geierschwärme. Man spürt ungeschwächt des Lebens erbarmungslose, zermalmende Brutalität. Auszuzeichnen sind die „Kleine Ballade", hervorragend durch tapfere Gesinnung, wuchtige Bewegung und markante Kürze, die tragische „Wiebke Pogwisch" und die grausen Mord- und Rachehistorien: „Vier Augen sind im Wege" und „Hartwich Reventlow". — Eine kleine Reihe anderer Gedichte erzählenden Inhalts beschäftigen sich objektiv mit der Gegenwart, mit der vornehmen Gesellschaft und dem Troß der Armen und Enterbten. Selbstmord bildet den Angel- und Ausgangspunkt zweier solcher Geschichten: „Ein Geheimniß", Hochsommer im Walde". Der furchtbare „Haidebrand", mit der energischen Charakterisirungskunst des „Volksdichters" G. A. Bürger durchgeführt, stammt aus der Noth eines hungernden alten Weibes: die Alte, von dem Sohn und seiner Frau aus der eigenen Hütte vertrieben, steckt diese über den schlafenden Sündern an, um sich dann freiwillig dem Gericht zu stellen. Die grausamsten Dämonen der menschlichen Brust steigen aus derartigen Schreckensscenen schaurig ins Tageslicht empor.

Bei der Betrachtung von Liliencrons objektiv referirenden Menschen-Darstellungen ist bereits mehrfach sein poetischer Stil berührt worden.

Liliencron huldigt der realistischen und oft sogar der naturalistischen Auffassungsweise. Oft schildert er so eingehend und sorgfältig, als habe er nach dem Muster Zola's seine Eindrücke mit der Bleifeder in der Hand verfolgt. Wie Storm sucht und weiß er zumal in den „Adjutantenritten und anderen Gedichten" einem Erlebniß in einigen, wenigen Strichen und Versen gerecht zu werden. Doch schon hier neigt er zu breiterer Ausprägung. Aus Opposition gegen den verdorbenen Geschmack der Minnelieder- und Modepoeten entfernte er sich mehr und mehr von der übermäßig kultivirten Region des sangbaren Liedes. Immer stärker ließ er das musikalische Element zurücktreten, um das charakteristische zu begünstigen. Er will ausmalen und plastisch entfalten. So geht zumal durch seine Spätlyrik ein urkräftiger epischer Zug. Auf sein Ziel strebt er da keineswegs in gerader Linie los. Die Grundstimmung wächst aus einer weitschichtigen Milieuschilderung hervor. Immer die ganze Lebensfülle eines Weltausschnittes möchte er ausstrahlen.

Schließlich gelten ihm originelle Färbung und möglichst treue Reproduktion als eigentliche Aufgabe der Kunst. „Auf einem Bahnhof" sticht durch eine fast naturwissenschaftlich exakte Lokalbeschreibung hervor; es ist eine Art höherer Momentphotographie. Bei solcher Einseitigkeit muß das spezifisch poetische Agens nothwendig zu kurz kommen. Liliencrons Beobachtungsgabe bewährt sich überall aufs glänzendste. Aber er gibt doch in vielen Fällen nur „rohes Gold". „Humor und die feinste Künstlerhand", welche der Dichter von den Naturalisten fordert, sucht man bei dem älteren nicht selten vergebens. Er liefert oft kraftgeniale, ausführliche Skizzen, wo man gleichmäßig komponirte, ausgeführte Gemälde erwartet. Der letzte Schliff fehlt.

Also auch die zufälligen Schlacken und vergänglichen Nichtigkeiten des Daseins hält Liliencron der liebevollen Beachtung werth. Er weiht den Leser in seine persönlichsten, intimsten und zugleich oberflächlichsten Dinge ein. Oft genug erzählt er von seinen Lieblingsgetränken Pommery, Rothspohn, Porter, Grog, und ganz genau erfährt man, wo er in Hamburg abstieg, um ein lukullisches Mahl einzunehmen. Mit Vorliebe fixirt er auf das bestimmteste den jeweiligen Standort, an dem er ein Gedicht konzipirte. Man weiß, er befand sich an seinem Schreibtisch, oder er machte einen Spaziergang durch Wald und Feld, begleitet von seinen Hunden. „Ueber ein Knickthor gelehnt" beginnt:

Ueber das Knickthor mich lehnend,
Pendelt lässig mein Stock
In den übereinandergelegten Händen.
So dicht steh'n mir die nächsten Aehren
Des bald sensendurchsurrten Roggenfeldes,
Daß sie die Stirn mir kitzeln.

[1]) „Die Dänenbrüder" in Lepels „Gedichten", Berlin 1866 S. 30, „König Erik" in Jansens „Gedichten", Stuttgart 1869, S. 76.

Mit dieser Art, das Kleinzügige und Gemeinmenschliche in seine Kreise hineinzuziehen, steht Liliencron wiederum bewußt den Versiferen der Geibel'schen Schule gegenüber. Er ist ein Detailmaler, der höchstens von einer Droste-Hülshoff in feiner, treffsicherer Pinselführung bisweilen übertroffen wird. Die westfälische Dichterin erfaßt besonders raffinirt das kleine Stillleben in Wald und Haide; sie forscht beinahe mit dem Auge eines gutbewanderten Botanikers. Liliencron bevorzugt bekanntlich stärkere Regungen; der Natur steht er etwa mit dem Interesse eines gebildeten Forstmannes gegenüber. Theilweise geräth seine Darstellung freilich stimmungsloser, disharmonisch und nüchtern.

Zunächst auf Einzelheiten hin untersucht, beweist andrerseits Liliencrons poetischer Stil klar, daß er durchaus nicht in der kalten Enge und drückenden Schwere der Wirklichkeit stecken geblieben ist. Er bedarf zur Wiedergabe des Lebens, wo es ihm darauf ankommt, durchaus nicht eines komplizirten Kopirapparates. Er versteht sich auch auf Knappheit und Konzentration. Ein C. F. Meyer hätte „In Erinnerung" und „Siegesfest" nicht prägnanter gestalten können. In letzterem ist nicht ein einziges Verbum, beziehungsweise Prädikat vorhanden. Nur die Gipfel ragen in grandioser Beleuchtung empor. Die Andeutung thut alles. Besonders in Liliencrons Balladen fällt dieses Halbdunkel und vielsagende Schweigen auf; man merkt hier einen Hauch von dem sprunghaften Stil des Volksgesanges. In manchen Wendungen sind sie bereits allzu gründlich gedrängte Wucht. — „Der Handkuß" ist vollständig in abgerissener Telegrammsprache abgefaßt.

Zu der Prägnanz des Ganzen verhelfen vielfach einzelne, poetisch sehr tragkräftige Neologismen: Sicherhafen, Tiefeinsamkeit, Blauampellicht, Liebestaumelflug u. s. w. U. a. kennt Liliencron auch verbale Bildungen wie zornen, mühsalen. Während er im einzelnen und kleinen Aehnliches zusammenbringt, sucht er im ganzen und großen gern an ein Stück das Gegenstück zu heften. Es soll Einem der gewaltsame Wechsel und Wandel aller irdischen Erscheinungen fühlbar werden. Schon ein paar Titel decken die aufeinander prallenden Kontraste auf. Nämlich: „Krieg und Friede", „Einsamkeit und Manneskampf", „Abschied und Rückkehr". Er setzt in Parallele „Zwei Sterbende", einen Tag des Glückes und einen des Unglücks, eine weiche italienische Mondnacht und eine eisige nordische Nebelnacht. In dem dumpfen Brausen einer Großstadt erträumt er ein süßes Liebesidyll.

Mit außerordentlicher Kraft meistert er die eigentlichen phantasiemäßigen Mittel des poetischen Vortrags, Personifikation und Metapher. Er redet von der „friedumhalsten Sommernacht", er läßt die Sterne lachen und die Morgenröthe beten. Ein Traum weckt ihn und steckt ihm schwarze Blumen ums Bett. Der Morgen klemmt seine Fingerspitzen in die Luke, der Birke Zischellaub verstummt und lauscht dem Nachtigallenschlag, der Geliebten küßt ein frischer Buchenzweig die Augen; die Wolken erschrocken hasten, der Wind packt: halt, halt! des Bahrtuchs Quasten. Der Dichter greift die „violenblaue Blume Einsamkeit", gedankenlose Klatschsucht sieht er als ein „gräßlich Thier mit leisen Tritten" einherlaufen, „Behaglichkeit, das Kätzchen, schnurrt im Zimmer", das Glück, der Schnellläufer, hält Ruhetag in seinem Herzen.

Auch über eine schöne Symbolik verfügt Liliencron manchmal tiefeingreifend und überraschend, wie in der „Wasserschwertlilie", einem wundervollen Bilde geweihten Friedens. Er ist eben kein eingeschworener Realist. Seiner Phantasie kann und will er nicht entrathen. Vielmehr gestattet er ihr in mancherlei Traum-Feerien und Visionen die gewagtesten Sprünge. Böcklin'sche Fabenwesen haben ihn ergötzt; trotz alledem und alledem webt in seinem Geiste noch viel von dem Geiste der Romantik fort. Auf der Haide bannt er aus verschollener Vorzeit den jungen König Ringelhaar. Ganz mystisch gehalten sind „Zwei Welten", die fröhliche, junge Prinzeß und ihr Gegenüber, ein scheußlicher Drache, „ein Ungethüm, das . . . vom Sirius stammt". Ein ander Mal will der Dichter als Fürst „Auf dem Aldebaran" reagiren. Häufig tritt ihm der Tod in Person gegenüber, und Engel, Nixe und Amor mögen in der Hauptsache das Häuflein der von ihm beobachteten überirdischen und übermenschlichen Wesen vervollständigen. Diese letzten Phantasiegestalten erscheinen in seiner Dichtung etwas gemacht. Man traut ihnen nicht recht. Man kann es sich schwer aus dem Sinn schlagen, daß man es bloß mit künstlichen Schattenfiguren zu thun habe. Zwischen der visionären Welt und der wirklichsten Wirklichkeit sähe man lieber die verklärte Mitte.

Der aristokratisch wählerischen Selbstbeherrschung und Selbstkritik C. F. Meyers ist Liliencron auch auf formalem Boden nicht nachgegangen. Zurückhaltung ist nicht seine Sache. Er schöpft aus dem Vollen. „Unaussprechlich schnuppe ist für uns der Leser", behauptet er in seiner Epistel an Bierbaum. Diese selbstgefällige Genügsamkeit hat sich bei ihm manchmal empfindlich gerächt.

Seinem formalen Stil möchte man hier und da die Feile wünschen. Seine Rhythmen holpern bisweilen. Von Zeit zu Zeit muß er einmal wie bei einem tollen Jagen die Zügel schießen lassen. Auf der anderen Seite handhabt er meisterhaft als ein urwüchsiger Schüler Platens die schwierigsten Reim- und Verskünste. Mit onomatopoetischen Effekten weiß er wohl Bescheid: als prächtiges Beispiel hierfür diene die heitere Schilderung „die Musik kommt" mit Klingling, Bumbum und Tschingdada. Hinzugefügt werden darf die Bemerkung, daß in Liliencrons poetischen Wortschatz die Dialekte stark hineinspielen. Mit virtuosenhaftem Geschick ergreift er allitterirende Formeln wie in der „Festnacht":

> Schleifende Schleppen und schnurrende Schuhe,
>
> — — — — — — — — — — — — — — —
>
> Unter krystallenen Kronen und Kerzen
> Schlagen die Schläfen und hämmern die Herzen,
> Schimmert der Nacken Geleucht im Gewirre,
> Funkelt der Steine Geflacker, Geflirre.

Für die „Deutsche Reimreinheit" ist er in der Theorie ergötzlich eingetreten. In der Praxis ist er störenden Halbreimen nicht aus dem Weg gegangen. Ihm stehen die mannichfaltigsten Strophen zu Gebot. Nicht bloß die Terzine und Ottave hat er sich dienstbar gemacht, sondern auch die Siziliane, das Triolett und Rondel, das Ghasel und die Glosse. Trotz seiner Abneigung gegen die Antike hat er sich der Distichen bedient.

Seine Ottaven, gewürzt mit jenen geistreichen und waghalsigen Abschweifungen und Anmerkungen, die er in dem „kunterbunten Epos Poggfred" (1896)[1]) absichtlich häufte, wurden namentlich durch die Lektüre von Byrons „Don Juan" angeregt. In ihnen gönnte sich der Dichter in stiller Beschaulichkeit weit ausgesponnene Erinnerungen, Betrachtungen, Träume. Als Balladenform hat er, von dem Grafen Moritz v. Strachwitz geleitet, häufig die modernisirte Chevy-chase-Strophe angebaut. Eigene Beachtung erheischt schließlich eine Anzahl ungereimter Gedichte in fünffüßigen Jamben und

[1]) S. hierüber Beilage zur Allg. Ztg. Jahrg. 1897 Nr. 191.

freien Rhythmen. In ihnen ist Liliencron, zum großen Theil durch die formlose Form verführt, in die Breite, in die Untiefe, in die Prosa hineingerathen. Der stolze Hochflug einzelner Gedanken soll in letzteren für die mangelhafte Plastik oder für die innere Harmonie des Ganzen entschädigen. Das „Notturno“ ist in seiner Mitte äußerlich in ungebundene Rede aufgelöst; aber auch Anfang und Ende hätte der Dichter dergestalt in Scene setzen können. Wer wird vor allem in dem Hymnus „An Hugo Wolf“ ein Gedicht erkennen, wenn man ihn in schlichten Prosadruck überträgt? Also:

„Erinnerst du dich der Tage: Hinter dir saßen Conrad, der Hüne, und ich. Du sangst uns deine 53, drei— und—fünf—zig! Mörike-Lieder vor und deine ungezählten Wunderweisen aus Goethe und Eichendorff. Wie war das Alles neu! Zum Erstarren neu! Vorn im Mörike-Heft, auf erster Seite, hattest du, Bescheidener, des Dichters Bild verehrend aufgestellt. Welcher Tonsetzer that je so? . . .“

Uebrigens hat Liliencron auch, wie früher angedeutet, im Gegensatz zu dieser Prosa in Versen ein paar vorzügliche, farbenleuchtende Gedichte in Prosa komponirt. Der Cyklus „Schmetterlinge“, tiefsinnige lyrische Epigramme, wird durch einige solcher anziehenden, reizvoll pointirten, novellistisch gearteten Geschichten abgeschlossen.

Rückblickend auf Liliencron, den Menschen und den Künstler, kann nunmehr das literarhistorische Facit gezogen werden.

Liliencron bedeutet für die achtziger Jahre des Jahrhunderts ungefähr das, was Platen fünfzig Jahre vorher seinen Zeitgenossen war. Ist er auch nicht, wie Karl Bleibtreu meinte, „ein genialer Kerl“, so ist er doch gewiß ein genialer Anreger. Seine Dichtung wirkte wie ein dunst- und staublösendes, erfrischendes Gewitter. Sie war eine heilsame Reaktion gegen das hohle Wesen der überhand nehmenden Goldschnittpoeten, farbloser Reimer und Nachempfinder. Sie trug dazu bei, die deutsche Lyrik aus dem Verruf blöder Spielerei zu reißen. Sie brachte wieder Eigenart in lyrischer Tonart zu Ehren. Liliencron ist ein Pfadfinder für eine neue, wahre, gefühlsmächtige Kunst. In schwerer Pionierarbeit schafft er eine Menge vollendeter, ewiger Gedichte, ohne den Gipfel der Künstlerschaft zu erreichen. Der überschwängliche Beifall, den seine Erstlinge in den Organen der Modernen fanden, sowie der kleinliche Tadel und das böse Schweigen von Seiten der Gegnerschaft scheinen ihm bei seinen späteren lyrischen Schöpfungen zum Verhängniß ausgeschlagen zu sein. Seine gährende, überschäumende Kraft gelangte jedenfalls nicht zu voller Läuterung. In seiner Poesie stoßen Extreme zusammen, Naturalismus und Traum-Mystik, grobe Breite und schroffe Kürze. Aber unter seiner Förderung lernte ein Gustav Falke seine feingestimmte Lyrik groß ziehen. Der aufstrebenden literarischen Jugend schenkte er werthvolle Kunstideale. Er öffnete ihr die Augen. Sie wird noch geraume Zeit von den Bäumen ernten, die er pflanzte.

Ein ungedruckter Brief von Wieland.

Mitgetheilt von Sigmund Schott.

Sowohl um des Schreibers willen, als auch wegen seines Inhalts ist der nachfolgende Brief Wielands zweifellos einer Veröffentlichung würdig. Daß berühmte Autoren von jugendlichen Enthusiasten, die den Dichterberuf in sich verspüren, um ihren Rath angegangen werden, ist wohl schon gar häufig vorgekommen. Die Sorgfalt und Gründlichkeit, mit der der zur Zeit der Absendung des Briefes schon weitberühmte Dichter sich einem Sechszehnjährigen gegenüber ausspricht, der persönliche Antheil, den er an ihm nimmt, hat etwas ungemein Anziehendes und Erwärmendes. Von den Rathschlägen, die er ihm gibt, bedürfen manche kaum einer besonderen Auffrischung, um auch heute noch als anwendbar betrachtet werden zu können. Der Brief ist an Th. Wilhelm Broxtermann gerichtet und lautet:

Mein lieber Herr Broxtermann,

Ihr Zutrauen zu mir thut meinem Herzen wohl, und wie könnte ich Ihnen eine Bitte versagen, von deren Gewährung Sie Sich und Ihren jungen Freunden so viel Vergnügen versprechen? Ihr Benno soll also im April des 1. M. gedruckt erscheinen — aber — wenn Sie mir das Zutrauen eines Sohnes zeigen, so ist es Pflicht für mich, Ihnen mit der Offenheit und Freymüthigkeit eines Vaters zu antworten. Für einen Jüngling von 16 Jahren ist es etwas früh, schon gedruckt seyn zu wollen. In diesem Alter haben selbst die Virgile, Miltons, Tassos u. s. w. noch keine reiffen Früchte getragen. Tasso zwar war nicht viel über 16, da er seinen Rinaldo schrieb — den Sie vermuthlich nicht kennen — ein Jüngling, der sich der Welt mit einem solchen Versuch ankündigt, ist freylich eine Ausnahme. — Ihre Freunde sind wohl noch sehr junge Freunde. Sie schreiben mir „ich weiß nicht welche erboßte Fee bei meiner Geburt sich die Mühe gab, mir einen unwiderstehlichen Hang zur edlen Reimerey einzugießen“ — Ich gestehe Ihnen, daß ich diese Phrase in einem ersten Briefe eines Jünglings von sechzehn Jahren an mich nicht liebe. „Reimerey“ in dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes ist ein elender pruritus; wehe dem, der mit einem unwiderstehlichen Hang dazu geboren wäre! Verstehn Sie aber die Poesie darunter, warum wollen Sie eine der edelsten Gaben, als Gabe, und eine der schönsten und schwersten Künste, als Kunst betrachtet, durch eine verächtliche Benennung heruntersetzen? Sie haben vermutlich diese Wendung für Urbanität gehalten und nicht daran gedacht, wie es herauskäme, wenn ein junger Lehrling in der Malerey an einen alten Maestro, dem er sich bekannt machen wollte, schriebe — „ich habe von Kindheit an einen Trieb zur Schmiererey in mir gefühlt!“ — Doch dies nur im Vorbeigehen!

Wenn ich in Ihrem Gedicht nicht Anlage zu finden glaubte, so würde ich Ihnen garnicht geschrieben haben. Schon die Wahl des Sujets macht einem Dichter von 16 Jahren Ehre und läßt viel von ihm hoffen. Ich wünschte Sie also vielmehr aufzumuntern als abzuschrecken; aber ich wünschte auch, daß Sie die Kunst nicht für so leicht ansehen möchten, als Sie zu thun scheinen. Trauen Sie den Freunden, die Alles loben und selbst dem gütigen Urteile des Herrn Born,[1]) der zwar ein Mann von Geschmack aber auch ein sehr höflicher Mann ist, nicht zu viel. Lesen und studieren Sie täglich Horazens Dichtkunst, der wie Sie finden werden, sehr viel fordert und nicht so leicht zu befriedigen ist; lesen Sie allenfalls auch den Brief an einen jungen Dichter im 2.ten Theil von Wielands kleinen prosaischen Schriften, und wenn Sie sich dann noch zum Dichter geboren fühlen, so lassen Sie sich die goldene Regel „vos exemplaria greca (et romana) nocturna versate manu versate diurna“ empfohlen seyn; nähren Sie Ihre Seele mit den Schriften der besten Schriftsteller aller Zeiten und Völker, studiren Sie Ihre eigene Sprache, unterwerfen sich der ganzen Strenge ihrer Regeln, erlauben sich nicht die geringste Abweichung davon, und hüten sich vornehmlich vor dem Fehler, wodurch schon viele junge Leute von Anlage sich schon Schaden gethan haben, einem Göthe oder Bürger in gewissen Sonderlichkeiten nachzuahmen, die man ihnen übersieht, weil man muß, die sich aber eben darum Niemand erlauben soll, der nicht Göthe oder Bürger ist. Z. B. o'r statt oder geht schlechterdings nicht an; es ist und bleibt ein häßlicher Flecken, wenn es auch in dem herrlichsten Gedichte stünde. Lernen

---

[1]) Wer dieser Born ist, konnte ich leider nicht ermitteln. Vielleicht der österreichische Schriftsteller Ignaz v. Born.

Sie von Gottern und seinesgleichen correct schreiben und von Milton und Lessing Jamben machen. Es ist eine große Kunst, schöne Jamben zu machen; die Ihrigen sind im Ganzen genommen zu steif, zu monotonisch, und man merkt es ihnen zu sehr an, daß Sie weder Fleiß darauf gewandt, noch über diese Art der Versification und das, was man einen schönen Periodenbau nennt, sich die nöthige Kenntniß verschafft haben. Ueberhaupt würde Ihnen Horaz, wenn Sie ihn zum Kunstrichter über Ihr Gedicht genommen hätten, impatientiam lima vorgeworfen, und Ihnen geraten haben, vieles auszustreichen, vieles anders zu machen. Wohnten Sie hier, mein lieber junger Freund, so würde ich schon mit Vergnügen ein paar Stunden aufgeopfert haben, um Ihr Opusculum mit Ihnen zu durchlesen, und Ihnen meine Kritik en détail mündlich mitzutheilen. Schriftlich ist dies unmöglich, weil ich in ebensoviel Tagen kaum schreiben könnte, was sich in etlichen Stunden mündlich sagen läßt. Unter die Hauptfehler Ihrer Poeterey gehört, daß Sie natürlicher Weise noch keine feste eigenthümliche Manier haben — daß Ihre Art zu erzählen nicht lebendig, Ihr Colorit nicht warm genug ist, weil Sie selbst die Gegenstände nicht lebhaft und anschauend genug gedacht, nicht tief und innig genug empfunden haben, die wir sehen und Ihnen nachempfinden sollen, daß manche Gemälde mit überflüssigen und unbedeutenden Zügen beladen sind, daß Sie in der Wahl der Worte und Ausdrücke nicht sorgfältig genug sind, u. s. w. —

Mit allem Diesem, m. H., will ich weiter nichts sagen, als daß Sie noch jung sind, und daß die Poetische Kunst keine Sache ist, die sich in wenig Jahren lernen läßt. Mit der bloßen Naturanlage und dem unwiderstehlichen Hang ist nichts ausgerichtet, man wird durch bloße Natur so wenig ein guter Dichter als ein guter Mahler, und der Geschmack, ohne welchen kein in seiner Art vollkommenes Kunstwerk hervorgebracht werden kann, ist die stete Frucht langwieriger Uebung, vieler Lectüre, eines großen Studiums und einer ziemlich langen Frequentation der besten Gesellschaft in der größeren Welt.

Sie sehen, daß ich Ihre Eigenliebe nicht schone, ich spreche mit Ihnen, wie ich mit meinem Sohne an Ihrer Stelle sprechen würde. Sie haben zwar mein Urtheil nicht zu wissen verlangt, aber ich traue Ihnen doch zu, daß es Ihnen nicht ganz gleichgültig ist. Fänden Sie sich durch meine Offenheit beleidigt, so wäre mir's leid für Sie selbst. — Ich setze bei diesem allem voraus, daß Sie sich zum Dichter geboren fühlen, und bei Ihren bisherigen Versuchen und Uebungen nicht stehen zu bleiben gedenken. Denn sollte es (wie sich jedoch aus dem eingeschickten Gedichte nicht vermuten läßt,) mit Ihrem Hang zur edeln Reimerey, wie Sie es nennen, nur Spaß sein, sollten Sie weiter nichts damit wollen, als die Mode mitzumachen, vermöge deren man auch von uns, wie Horaz von seiner Zeit sagen kan: „Scribimus indocti doctique poemata passim“ so hätte ich sehr Unrecht gethan, Ihnen alles dies zu schreiben.

Ich habe zwar keine Erlaubniß von Ihnen erhalten, etwas in Ihren Versen ändern zu dürfen, und es ist dies auch meine Sache nicht. Gleichwohl habe ich mir an einigen Orten diese Erlaubniß nehmen müssen und glaube nicht, daß Sie mich deßwegen impertinent finden werden. So hätte ich z. B. zwei solche Verse wie diese

> wie dort des Rachens eines reißenden
> Getiers zu harren, o'r des Hungertods,

ohne mich lächerlich zu machen, nicht drucken lassen können; ich habe sie so gut mir möglich war geändert; sie sind dadurch eben nicht schöner geworden, aber die zwei unausstehlichen Worte Getier und o'r sind doch weg, die Ihnen und dem Herausgeber kein Leser von Geschmack verziehen haben würde. Im Ganzen aber habe ich wenig geändert, weil ich nach meinem Urtheil und Geschmack zu viel hätte ändern müssen. Ich will bis ans Ende aufrichtig mit Ihnen reden. Vielleicht hätte ich Ihrem Ansuchen nicht nachgeben sollen, wenigstens laufe ich Gefahr, daß Sie mir in 10 Jahren nicht dafür danken werden.

> — — — — — — — — — — delere licebit
> quod non edideris, nescit vox missa reverti.

Aber, wenn ich mich in Ihnen nicht ganz geirrt habe, wenn Sie mit jedem Jahr, mit jedem neuen Versuche dem Ziele — das Ihnen, je näher Sie ihm kommen, desto ferner scheinen wird — sich um ein Merkliches genähert haben werden, so werden Sie, in 10 oder 20 Jahren keine Ursache haben, über dieses progymnasma Ihrer ersten Jugend zu erröten. Wer so anfängt, ist bestimmt, mit Meisterstücken aufzuhören.

Noch Eins. Möchte ich Sie doch erbitten können, die heterodoxe Orthographie oder vielmehr Kakographie, die Ihnen zu gefallen scheint, bey Zeiten wieder fahren zu lassen, und sich hierüber an Adelungs Theorien & Beyspiel zu halten. Schlosser macht sich mit seinem Man statt Mann, ermanen statt ermahnen, nemen statt nehmen u. s. w. bey allen Vernünftigen lächerlich. Alle Affectation und Sonderlichkeit in Dingen, worüber der Gebrauch längst entschieden hat, thut einem jungen Mann Schaden bei der Welt und hilft zu gar nichts. Die Sprache hängt nicht von der Willkür einzelner Menschen ab. Ausländer spotten über uns, wenn sie sehen, daß wir nicht einmal eine gleichförmige Orthographie haben; jeder patriotische Gelehrte sollte sich zur Pflicht machen, soviel an ihm ist, diese Schmach von der Nation abwälzen zu helfen; ich sehe aber kein anderes Mittel dazu, als wenn sich Jedermann an die Adelungische Orthographie hält, die unstreitig zugleich die besten Gründe und den Gebrauch der besten Schriftsteller für sich hat. Denn daß die Klopstockische jemals eingeführt werden könnte, dazu sehe ich keinen Anschein. Leben Sie wohl!

Weimar den 10. März 1788. W.

Ueber Broxtermann heißt es bei Goedeke:

Theobald Wilhelm Broxtermann, geb. 16. Juni 1771 zu Osnabrück, dort vorgebildet, studirte 1790—1792 in Göttingen Rechte, Advokat in Osnabrück, bis 1794, lebte, da sich eine Professur nicht bieten wollte, für sich in Osnabrück und Holland. 1797 Kanzleirath des Herzogs Wilhelm von Bayern, gest. 18. September 1800 zu München. Seine erste Veröffentlichung war „Benno, Bischof von Osnabrück“, 1788.

Danach hat die Korrespondenz mit Wieland zu einem Ergebniß geführt, denn gerade dieser „Benno“ ist es, um den es sich in dem Brief dreht. — Ob der Brief thatsächlich noch nicht veröffentlicht ist, konnte ich nicht genau feststellen. Aber alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür.

Auch Herr Professor Dr. Bernhard Seuffert in Graz, an den ich mich um Auskunft wandte, betrachtet nach seinem Verzeichniß der Wieland-Korrespondenz den Brief als ungedruckt. Zehn Briefe Broxtermanns an Wieland sind von Seuffert in der Zeitschrift „Euphorion“ 1895/96 mitgetheilt worden.

Die Hoffnungen, die Wieland wohl für die Zukunft des von ihm aufgemunterten jungen Genies hegen mochte, haben sich nicht verwirklicht. Broxtermann hat nicht den erwarteten Platz in der Literatur erreicht. Freilich ist er sehr jung, kaum 29 Jahre alt, gestorben.

Mittheilungen und Nachrichten.

—nn.— Die Württembergische Kommission für Landesgeschichte hat mit der Herausgabe des Briefwechsels des Herzogs Christoph von Wirtemberg ein neues werthvolles Unternehmen begründet, dessen Bearbeitung nach den von Prof. Dietrich Schäfer seinerzeit entworfenen bewährten Grundsätzen erfolgt und in den besten Händen liegt. Der bis jetzt erschienene erste Band, von Privatdozent Victor Ernst in Tübingen bearbeitet (XLI und 900 S. Stuttgart, Kohlhammer 1899) umfaßt nur die Jahre 1550 bis 1552, einen Zeitraum, der allerdings noch nicht ausreichend ist, um Herzog Christophs eigenartige Stellung in der württembergischen Landesgeschichte gegenüber der Reichspolitik und der Reformationsbewegung zu beurtheilen, der aber bedeut-

sam erscheint als Ausgangspunkt seiner auf politische und kirchliche Emanzipation gerichteten Bestrebungen. Ernst hat in seinen mit Umsicht und Kritik gesammelten, mit erschöpfenden Literaturnotizen versehenen 888 Briefen zahlreiches neues Material beigebracht, dessen hauptsächliche Ergebnisse er in einer vortrefflichen Skizze über des Herzogs Politik im Zusammenhang mit den Vorgängen im Reich einleitend verwerthet. Mit Spannung sehen wir der Fortsetzung des vielversprechenden Werkes entgegen.

Manzoni's Promessi sposi. Die rühmlichst bekannte Firma Ulrico Hoepli in Mailand hat kürzlich die letzten Lieferungen der Prachtausgabe von Alessandro Manzoni's „Promessi sposi" versandt, womit diese seit mehreren Jahren begonnene Veröffentlichung abgeschlossen ist. Der Werth derselben liegt wesentlich in der Illustration, die ebenso reichhaltig (278 Federzeichnungen und 13 Tafeln in Heliotypie) als anziehend ist. Ihr Urheber, Gaetano Previati, hat es meisterhaft verstanden, uns in Zeiten, in welchen Manzoni's berühmter Roman spielt, zurückzuversetzen und die Lokalitäten, auf denen sich seine Gestalten bewegen, zu veranschaulichen: Quel ramo di lago di Como, che volge a mezzogiorno. Die köstlichsten landschaftlichen Aufnahmen und Veduten wechseln hier fortwährend mit Scenen, die dem sichersten Verständniß des Lebens des 17. Jahrhunderts, einer intimen Kenntniß des Volkes entsprungen sind. Den Text hat Hr. Alfonso Cerqueti überwacht, der hochverdiente Erforscher mailändischer Kunst und Literatur, Hr. Luca Beltrami, hat eine an manchen interessanten Details reiche Biographie des Dichters vorausgesandt, welcher die Reproduktion eines Bildnisses Manzonis aus seinem 17. Jahr und eine prächtige große Heliogravüre mit dem Portrait des greisen Dichters, dazu verschiedene Faksimilien seiner Handschrift beigegeben sind. Im Anhang erhalten wir auch noch einen Abdruck der Storia della Colonna infame. Der stattliche glänzend ausgestattete Band kann allen Freunden der großen Dichtung empfohlen werden und man kann nur wünschen, daß er den zahlreichen Bewunderern Manzoni's diesseits der Alpen auch in einer deutschen Ausgabe zugänglich gemacht werde, bei welcher sich freilich eine für mit italienischer Geschichte und Literatur weniger bekannte Leser geeignete Einleitung und Annotirung empfehlen würde. F. X. K.

Das Weiberdorf, Roman aus der Eifel von **Clara Viebig**. Mit Umschlagzeichnung von Professor Max Liebermann. Berlin, F. Fontane u. Co. — Unter den Schriften, die Clara Viebig bislang veröffentlicht hat, halte ich diese ihre neueste Gabe für die bedeutsamste Manifestation ihres starken Talents. Wer darin die süße Empfindelei und die „so beliebte" Spannung unsrer Familienblattromane sucht, wird freilich eine arge Enttäuschung erfahren. Höchst einfache Vorgänge sind es, die uns geschildert werden. Die Sprache der Dichterin ist weder gekünstelt noch sententiös, dafür ist sie eminent anschaulich und wahr. Kaum daß man die ersten Seiten gelesen hat, fühlt man sich inmitten der armen Männer und Weiber von Eifelschmitt, Gestalt um Gestalt hebt sich empor, oft mit wenigen markigen Strichen zur Plastizität gebracht. Das Interesse für das simple Leben und Treiben der Dörfler rege zu erhalten, erfordert an sich ein starkes Können. Hier geschieht es mit den schlichtesten Mitteln, und doch sind wir immer bewegt, ja erschüttert. Die Figur des Falschmünzers Peter Missert ist ein Meisterstück realistischer Darstellungskunst. Läßt man die Geschehnisse nun voll auf sich wirken, so überrascht die scharfe Beobachtungsgabe, die mit fester Hand das Reale faßt. Wie die Dichterin die Geheimnisse des Waldes belauscht, mögen ein paar Sätze veranschaulichen: „Ohne eine Nadel zu regen, in majestätischer Größe stehen die Tannen wie aus der Urwelt stammend, mit ihren Riesenbärten von abgestorbenem grauen Moos, ihren überhandlangen, braunen, schuppigen Zapfen, ihrem dunkelflüssigen Harz, das in zähem Rinnsal aus der zerklüfteten Borke sickert. Tiefstes Schweigen. Ein Schweigen, in dem auch der leichtherzige Wanderer stumm wird; eine gebieterische Hand streckt sich aus dem Dunkel der Aeste und legt sich auf seinen Mund: „Still!" Hinter den finsteren Stämmen tauchen Gedanken auf, dämmernde, ahnungsbange Gedanken; tückisch brechen sie hervor wie Räuber aus dem Hinterhalt und überfallen den Harmlosen. Man erschrickt vor dem eigenen Fußtritt, man hält den Athem und steht und lauscht; und dann packt einen die Angst im Genick, wie ein schwarzes Tuch fällt es einem über den Kopf — weg ist der Frohsinn. Ein grüblerischer Ernst hält den Menschen umklammert und läßt ihn nicht los in dieser Einsamkeit." — Die Dichterin, wie schon oft geschehen, in eine Clique einzurangiren, scheint mir eitles Bemühen. Clara Viebig geht ihren eigenen Weg. Ohne Zweifel hat sie die Höhe vor sich, und das Reifste und Tiefste ihrer Kunst steht uns noch bevor. A. B.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Sitzungen vom 29. März. **Philosophisch-historische Klasse.** Hr. Tobler las über den provencalischen Sirventes „Seigner n'enfantz, s'il vos platz" (Bartschs Grundriß 461, 219). Frühere Vermuthungen über den Urheber des anonym überlieferten Gedichts wurden abgelehnt, über die Persönlichkeit des Infanten, an den es sich wendet, und dessen Dante mehrfach mit scharfem Tadel gedenkt, das hier Nöthige beigebracht, endlich der in einer einzigen Handschrift erhaltene Text in berichtigter Gestalt vorgelegt und erläutert. — **Physikalisch-mathematische Klasse.** 1. Hr. Vogel las über die Fortschritte der Bewegungsbestimmungen der Gestirne in der Gesichtslinie im letzten Dezennium. Die in den Jahren 1888 bis 1891 in Potsdam zuerst mit Erfolg ausgeführten spektrographischen Beobachtungen zur Ermittelung der Bewegung der Gestirne im Visionsradius sind in den folgenden Jahren auf verschiedenen größeren Sternwarten wiederholt und weitergeführt worden und haben zu sehr interessanten Ergebnissen geführt. Es sind beispielsweise bisher 28 Doppelsternsysteme aufgefunden worden, die sich der direkten Beobachtung selbst mit den größten Instrumenten gänzlich entziehen. Die Beobachtungen sind jetzt mit dem neuen großen Doppelrefraktor in Potsdam wieder aufgenommen worden. 2. Hr. Klein legte eine Mittheilung vor: Das Krystallpolymeter, ein Instrument für krystallographisch-optische Untersuchungen. Durch dieses neue Instrument werden die wichtigsten der genannten Erforschungen an einem einmal angesetzten Krystall oder einer Krystallplatte möglich gemacht. Der Apparat kommt in seiner Leistung der zehn anderer Instrumente gleich. 3. Hr. Quincke, korrespondirendes Mitglied, ließ eine Mittheilung überreichen über Volumänderungen durch magnetische Kräfte. In Uebereinstimmung mit seinen früheren Untersuchungen (Sitzungsberichte 1884, S. 17) beweist der Verfasser jetzt die im Innern magnetischer Flüssigkeiten durch ein gleichmäßiges magnetisches Feld hervorgerufenen Druckkräfte, indem er die scheinbaren Volumänderungen mißt, die eine Eisenchloridlösung durch magnetische Kräfte erfährt. 4. Hr. van't Hoff überreichte das dritte Heft seiner Vorlesungen über theoretische und physikalische Chemie. Braunschweig 1900.

* **Tübingen.** Als außerordentlicher Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte ist der Titularprofessor Lic. Dr. Karl Holl von der Universität Berlin an die hiesige Hochschule berufen worden.

* **Berlin.** Dr. Paul Schubring in Charlottenburg ist mit der Verwaltung der Lehrerstelle für Kunstgeschichte und Literatur an der hiesigen akademischen Hochschule für die bildenden Künste beauftragt worden.

* **Wien.** Es wurde bereits mitgetheilt, daß an der Wiener Universität durch das Entgegenkommen des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht und die Munifizenz einer Reihe von Kunstfreunden ein musikhistorisches Institut gegründet wurde, dessen Eröffnung, wie gemeldet wird, in Bälde zu gewärtigen ist. Für dieses Institut, das bereits im Besitz werthvoller musikhistorischer Schätze ist, hat vor kurzem Nathaniel Frhr. v. Rothschild den Betrag von 2000 Kronen nebst einer werthvollen Sammlung von Partituren altfranzösischer Opern gespendet.

t. **Innsbruck,** 8. April. Heute wurde hier Universitätsprofessor Dr. V. John unter großer Betheiligung der Gelehrtenwelt und aller gesellschaftlichen Kreise zu Grabe getragen. Der Verstorbene erfreute sich einer außerordentlichen Werthschätzung und Hochachtung. Prof. V. John wurde im Jahre

1838 in böhmisch Schönberg geboren und habilitirte sich zu Beginn seiner Lehrthätigkeit an den Universitäten Bern und Prag. Nach längerem Wirken an diesen Universitäten und an jener in Czernowitz wurde er im Jahre 1888 zum außerordentlichen Professor für Nationalökonomie an die hiesige Universität berufen und im Jahre 1890 zum Ordinarius ernannt. Außer seiner ersprießlichen und erfolgreichen Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller war derselbe auch korrespondirendes Mitglied der k. k. statistischen Zentralkommission, wissenschaftlicher Vereine, wirkliches Mitglied des Institut international de Statistique 2c. Prof. John war eifriges Mitglied der deutschliberalen Partei und zählt in erster Linie zu Jenen, die für das Bündniß der Liberalen mit den Nationalen Tirols eintraten. Sein Hinscheiden wird allgemein bedauert.

* **Paris.** Der erste, eben bei Plon erschienene Band des Memoirenwerks des verstorbenen Akademikers Cuvillier-Fleury, welcher Hofmeister des Herzogs von Aumale war, umfaßt die Jahre 1828—1831, also die zwei letzten vor der Thronbesteigung Ludwig Philipps und das erste der Regierung des Bürgerkönigs. In diesem „Journal intime“ führt der Lehrer und Freund die Familie Orleans im Palais Royal und auf ihrem Landsitz in Neuilly vor und läßt er alle politischen Ereignisse jener Zeit in einem der Regierung des letzten Bourbonen ungünstigen Licht vorüberziehen. Karl X. besitzt zwar persönlich seine Sympathie, nicht aber dessen Umgebung und am allerwenigsten die Herzogin von Berry, Mutter des Herzogs von Bordeaux, der als Graf Chambord starb. Wie dieser erzogen wurde, zeigt Cuvillier-Fleury an folgendem Beispiel: Karl X. richtete an seinen Enkel, um ihn in der Geschichte zu prüfen, die Frage: So laß mich doch wissen, mein Kind, was du von der Schlacht von Marengo weißt? Der kleine Prinz antwortete: Die Schlacht von Marengo wurde gewonnen von Ludwig XVIII., der den Oberbefehl seiner Truppen einem General Namens Bonaparte anvertraut hatte. — Also genau, wie man in dem Schulbuch, das den P. Loriquet zum Verfasser hatte, lesen konnte. — Das Ende der Weisheit des kleinen Herzogs von Bordeaux war, daß jener General sich gegen alle seine Pflichten verging und von Ludwig XVIII. nach einer wüsten Insel verbannt wurde. Sehr dramatisch schildert Cuvillier-Fleury die Stimmung, welche im Kreise der Familie Orleans in Neuilly herrschte, als das Schicksal des Königthums in den letzten Junitagen 1830 auf dem Spiele stand. Ludwig Philipp, das Familienhaupt, hatte sich nach dem Schlosse Raincy zurückgezogen, um seiner Sicherheit willen und um Zeit zum Nachdenken zu haben. Während die Familie am 30. Juni zu Tische saß, kam der Bibliothekar Vatout freudestrahlend aus Paris zurück und brachte die Kunde, alle Welt wünsche, daß der Herzog von Orleans (Ludwig Philipp) den Thron besteige. Da brachen plötzlich die drei Prinzessinnen Marie, Louise und Clementine in ein Angstgeschrei aus, warfen ihre Servietten weg und riefen: „Der arme Papa! er ist verloren! ...“ Cuvillier-Fleury setzt auseinander, daß der Herzog von Orleans zwar die Annehmlichkeiten des Privatlebens zu schätzen wußte, aber schon aus äußerer Nothwendigkeit, wenn nicht aus Patriotismus die ihm angebotene Krone annehmen mußte, denn sonst hätte er abermals den Weg der Verbannung antreten und mit den Seinigen ein kümmerliches Dasein führen müssen.

* **Rom,** 6. April. Von Hrn. Abbé Duchesne, dem Direktor der Ecole de France in Rom und Präsidenten des internationalen Kongresses für christliche Archäologie, erhalten wir die folgende Erklärung gegenüber mißverständlichen Preßauslassungen über den Charakter des Kongresses:

„Es kann ohne Sorge vor einem Dementi versichert werden, daß der internationale Kongreß für christliche Archäologie, der am 17. April in Rom zusammentritt, in keiner Hinsicht einen konfessionellen Charakter tragen wird. Wenn er auch unter dem Protektorat des heiligen Vaters steht, der ja gewiß in hohem Maße berufen erscheint, der christlichen Archäologie sein Interesse zuzuwenden, so können die theilnehmenden nichtkatholischen Gelehrten sich jeder Befürchtung entschlagen, daß es etwa zu konfessioneller Polemik kommen könne. Ein Artikel der Zeitschrift „Bessarione“, der Zweifeln in dieser Richtung Raum läßt, kam nur aus Versehen in das erste Kongreßbulletin und entspricht in keiner Weise den Anschauungen und Absichten der Veranstalter des Kongresses.“

* Der 18. Kongreß für innere Medizin wird vom 18.—21. April zu Wiesbaden unter dem Vorsitze des Prof. Dr. R. v. Jaksch tagen. Die Sitzungen finden im Weißen Saale des Kurhauses statt. Das Bureau befindet sich neben dem Eingange des Kurhauses. Als schon länger vorbereitete Verhandlungsgegenstände, für welche Autoritäten ersten Ranges die Referate übernommen haben und welche bedeutendes aktuelles Interesse haben, stehen auf dem Programme: Die Behandlung der Lungenentzündung (Referenten: Hr. v. Korányi [Pest] und Hr. Pel [Amsterdam]); die Endocarditis und ihre Beziehungen zu anderen Krankheiten (Referent: Prof. Litten [Berlin]). Außerdem ist eine große Reihe von Einzelvorträgen angemeldet. Theilnehmer für einen einzelnen Kongreß kann jeder Arzt werden. Die Theilnehmerkarte kostet 15 M. Die Theilnehmer können sich an Vorträgen, Demonstrationen und Diskussionen betheiligen und erhalten ein im Buchhandel zirka 12 M. kostendes Exemplar der Verhandlungen gratis. Mit dem Kongresse ist in einem Nebenraume des Sitzungssaales eine Ausstellung von neueren ärztlichen Apparaten, Instrumenten, Präparaten u. s. w., soweit sie für die innere Medizin Interesse haben, verbunden.

* Die 7. Versammlung süddeutscher Laryngologen wird, der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ zufolge, am 4. Juni zu Heidelberg abgehalten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Herausgegeben von Conrad-Loening-Lexis. 3. Folge. 19. Band. 3. Heft. Jena, Gustav Fischer 1900. — Dr. Eugen Traeger: Die Rettung der Halligen und die Zukunft der schleswig-holsteinischen Nordseewatten. Stuttgart, Hobbing u. Büchle 1900. — Paul Plinzner: System der Reiter-Ausbildung. 3. Aufl. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900. — *Arthur Loth:* Le portrait de N.-S. Jésus-Christ d'après de Saint-Suaire de Turin, avec reproductions photographiques. Paris, Poitiers, H. Oudin. — Prof. E. Speck: Seehandel und Seemacht. Eine handelsgeschichtliche Skizze. Leipzig, Friedrich Brandstetter 1900. — Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. 3. Aufl. von Lennings Encyklopädie der Freimaurerei. 1. Lfg. Leipzig, Max Hesse 1900. — Steinbeis-Zoepfl: Holzindustrie und Verkehrspolitik. Vorträge. Nürnberg, G. P. J. Dieling-Dietz 1900. — Dr. Ehlers: Zur Odyssee als Schullektüre. Hannover, Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior). — Carl Schütte: Der alte Trinker. Heliogravüre. Berlin, S. A. Fischer 1900. — Max Dreyer: Winterschlaf. Drama. 2. Aufl.; Adolf Bartels: Ein Berliner Literaturhistoriker, Dr. Richard Meyer und seine „deutsche Literatur“. (Flugschriften der „Heimath“, Heft 1.) Leipzig, Berlin, Georg Heinrich Meyer 1900. — Heimath. Neue Folge des Boten für deutsche Literatur. Blätter für Literatur und Volksthum. 1. Bd. Heft 2—5. Ebd. 1900. — Rudolf v. Labrés: Die Flottenführung im Kriege auf Grund des Doppelstaffel-Systems. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Hindernisse der deutschen Binnenschiffahrtsbewegung.[1]

Von M. v. Eyth.

I.

Auch heute noch stehen wir auf der Schwelle eines neuen Jahrhunderts, im Gefühl, einen weltgeschichtlichen Zeitabschnitt erlebt zu haben. Mit Recht oder Unrecht, aber fast instinktiv glaubt man hierin einen Wendepunkt der verschiedensten Verhältnisse sehen zu müssen, die das Leben der Menschheit bestimmen. Ein solcher Augenblick wirft Fragen über Vergangenheit und Zukunft auf, die uns sonst weniger eindringlich entgegentreten, und nichts von allgemeiner Bedeutung ist wohl in den jüngst verflossenen Monaten derartigen Betrachtungen entgangen. Dahin gehört ein nicht selten gehörter und besprochener Satz: daß das deutsche Volk an des Jahrhunderts Wende zu entscheiden habe, ob es ein ackerbautreibendes bleiben oder ein Industrie-Volk werden solle; und mit tiefem Ernst wurde mannichfach gefragt, wie es sich entscheiden werde.

Der Ernst war am Platz; die Frage war thöricht. Es gibt einfache Dinge genug, bei denen uns sofort in die Augen springt, daß kein Menschenwille und keine Menschenmacht sie zu beugen vermag. Es gibt andere, bei denen die Ohnmacht menschlicher Einrichtungen nicht so selbstverständlich erscheint, und die doch jeden gewaltsamen Versuch, sie zu beugen, mit der ruhigen Energie von Naturgesetzen getrotzt haben, bis wir einsahen, was dies zu bedeuten hat. Zu diesen gehört meines Erachtens die hier aufgeworfene Frage. Wenn hierüber Zweifel obwalten können, so rührt dies daher, daß wir mitten in einem Vorgang stehen, der im einzelnen wie ein Kampf erscheint, als Ganzes betrachtet aber nur eine Entwicklungskrankheit darstellt, die den Organismus aus einem Gesundheitszustand in einen anderen überführt. In dieser Weise arbeiten die Gesetze der unbewußten Natur; in ganz ähnlicher Weise arbeiten Gesetze, die das Leben von Nationen beherrschen.

Es sei mir gestattet, nur ein Beispiel dieser Art anzuführen. Die Kulturgeschichte Englands bietet nicht den geringsten Beweis dafür, daß es der Wille, die Selbstbestimmung der englischen Nation war, ein Industrievolk zu werden. In keinem Lande der Welt hatte die Aristokratie des Grund und Bodens eine führendere Stellung, als dort. Nirgends fühlte das Volk als Ganzes die Herrschaft dieser Klasse so sehr als eine berechtigte Eigenthümlichkeit seiner Verfassung. Nirgends anderwärts finden wir eine ähnliche, fast sentimentale Liebe für Land und Landleben, für Pferde und Rinder, bei den obern Zehntausenden, durch den ganzen Mittelstand bis herab zur Bevölkerung der Bergwerks- und Fabrikdistrikte, als in diesem Lande, in welchem trotzdem, unter der einseitigen Entwicklung der Industrie, die Landwirthschaft als lohnendes Gewerbe zugrunde gegangen ist. Eine Reihe von Umständen und Vorgängen haben dahin geführt; aber keiner derselben war Absicht; niemals stand das Volk vor einer Wahl. Niemals, wenn es die Wahl gehabt hätte, hätte auch dieses Volk zum ernstlichen Willen die Kraft gehabt, sich in dieser Frage gegen die Gesetze der Natur zu entscheiden.

All die großen und kleinen, zufälligen und örtlichen Ursachen beiseite lassend, sehen wir dort, wie überall anderwärts einen Faktor mit überwältigender Macht in Wirksamkeit treten: Ein ackerbautreibendes Volk bleibt ruhig und verhältnißmäßig glücklich was es ist, solange der Ertrag der Landwirthschaft die materiellen Bedürfnisse der Gesammtheit ohne allzu große Anstrengung deckt. Dies ist überall der Fall, solange die Dichtigkeit der Bevölkerung eine gewisse Grenze nicht überschreitet. Wie man genau weiß, wie viel Stück Pferde oder Rinder bestimmter Arten auf 100 Hektar gehalten werden können, so ist auch innerhalb enger Grenzen die Ernährungsfähigkeit des Bodens für den Menschen eine gegebene Größe. Diese Zahl wird sich erhöhen durch den intensiveren Betrieb der Landwirthschaft; dieser aber ist wieder abhängig von der Durchschnittsintelligenz, von dem Durchschnittsfleiß, von dem ganzen nur langsam und schwer zu ändernden Durchschnittscharakter des Volkes. Dabei erhöht der intensivere Betrieb, wenn er allgemein wird, die Bedürfnißansprüche der Bevölkerung in ganz wesentlichem Grade. — Sobald nun aber die so gegebene Bevölkerungszahl überschritten ist, d. h. sobald die stetige, wenn auch noch nicht bedeutende Einfuhr landwirthschaftlicher Erzeugnisse eine Thatsache geworden ist, muß das Volk andere Wege suchen, sich zu erhalten, wenn es nicht verarmen und schließlich zugrunde gehen soll. Damit ist der erste Schritt gethan, der in seinen äußersten Konsequenzen zum Industriestaat nach englischem Muster führen kann. Wir in Deutschland haben diese Grenze um die Mitte des 19. Jahrhunderts erreicht. Der erste instinktive Versuch, die Dinge im Gleichgewicht zu erhalten, war die Massenauswanderung der 40er und 50er Jahre aus einem Lande, das sicherlich für den Einzelnen weitaus bessere Lebensbedingungen bot, als die Prairien und Urwälder Amerika's: eine Erscheinung, die uns einen jährlichen Abfluß von Blut und Geld kostete, dessen Werth fast unberechenbar ist. Dann aber begann auch das Suchen nach anderen Mitteln, die ersten Regungen der deutschen Industrie, die uns zu dem gemacht hat, was wir am Schluß des Jahrhunderts mit Stolz zu sein uns

[1] Vortrag, gehalten in der Generalversammlung der Sektion München des Vereins für Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern am 22. März 1900.

rühmen. Das arme Deutschland hat sich seine anerkannte Weltstellung wieder erobert und das deutsche Volk ist im wesentlichen durch seine Industrie in der Lage, hierfür zu bezahlen.

Es ist richtig: diese Entwicklung hat namentlich in ihren Anfängen kräftiger Unterstützung bedurft und hat sie erhalten. Es ist ebenso fraglich, ob unsre Eisen- und Stahlindustrie ohne die Förderung des Staats und der Zollgesetze geworden wäre, was sie ist, wie es gewiß erscheint, daß unsre mächtige Zuckerindustrie nie entstanden wäre, wenn sie nicht während ihrer Entwicklung in ähnlicher Weise einen künstlichen Schutz genossen hätte. Wenn im Erfolg die Rechtfertigung für Maßregeln liegt, welche einseitigen Theorien nicht entsprechen, so hat sich nirgends der Schutz nationaler Arbeit berechtigter erwiesen, als in diesen und ähnlichen Fällen, die unsre heutige industrielle Blüthe herbeigeführt haben. Ich werde Sie nicht mit oft wiederholten Zusammenstellungen von Zahlen quälen, welche dies in überzeugender Weise darthun. Wir nahmen vor 50 Jahren eine bedauernswerthe Stellung in der allgemeinen Bewegung ein, die das folgende halbe Jahrhundert charakterisirte. Wir sind heute an den zweiten Platz unter den Völkern Europa's gerückt und würden sicher die zweite Stelle in der Welt einnehmen, wenn wir nach außen mit dem gleichen nationalen Nachdruck hätten vorwärts gehen können, wie wir es inneren und kontinentalen Verhältnissen gegenüber zu thun vermochten, und wie wir es, so Gott will und der Reichstag es genehmigt, im nächsten halben Jahrhundert auch auf überseeischen Gebieten zu thun imstande sein werden.

Es wird von gewissen Seiten den Regierungen des Reichs und der Einzelstaaten vorgeworfen, daß in der hinter uns liegenden Periode die Industrie allzu einseitig bevorzugt würde. Der Vorwurf ist vom Standpunkt der Landwirthschaft gewiß nicht unberechtigt. Allein es war ein richtiges und glückliches Gefühl, aus dem diese Einseitigkeit hervorging. Wir konnten die Industrie nicht mehr entbehren; und die deutsche Industrie stand vor der gefährlichen Periode ihrer Kinderjahre. Es hat sich hundertfältig gelohnt, ihr in dieser Zeit die nöthige Pflege gewährt zu haben.

Diese Entwicklung hat nun eine Reihe von Begleiterscheinungen hervorgerufen, von denen ein Theil zu ihren Vorbedingungen zu zählen ist, ein anderer als ihre Folgen erscheint, während wieder andere wechselweise Vorbedingung und Folge zugleich sind und bleiben werden. So wurden wir in das Verkehrsleben der Gegenwart hineingezogen und sind unsrerseits genöthigt, an dem Ausbau desselben mitzuarbeiten, wo sich hiezu eine uns fördernde Gelegenheit bietet. Der Anstoß hiezu kam in der That von außen. Die ersten Eisenbahnen, die ersten Dampfschiffe, die praktische Anwendung des Telegraphenwesens wurden uns gebracht, aber es wäre Selbstmord gewesen, hätten wir nicht selbstthätig diese Hülfsmittel des Fortschritts weiter entwickelt. Abschließung nach außen kann für uns nie ernstlich in Frage kommen. Ein chinesisches Reich ist möglich, wenn es auch für unsre Kulturwelt niemals ein begehrenswerthes Ideal sein kann, daß es einen Kontinent umfaßt; es ist unmöglich in der Mitte eines Kontinents. Wenn wir leben wollen, müssen wir mit unsern Nachbarn gleichen Schritt und Tritt halten. Ein Jahrhundert lang haben wir daran gelitten, daß es uns schwer fiel, dies zu thun. Sollte auch in der Ueberwindung der angeborenen Schwerfälligkeit unsres Volkes in einseitiger Weise zu viel gethan worden sein, so war dies ein weises Vorgehen, dessen Nothwendigkeit heute Jedem einleuchten muß, der unbefangen prüft, was wir auf diesem Wege erreicht haben. Wir waren nach dem Maßstabe unsrer Kräfte und Fähigkeiten unverhältnißmäßig weit zurück. Eine unverhältnißmäßige, in gewissem Sinne einseitige Anstrengung unsrer Kräfte war nothwendig, uns die verlorene Fühlung mit den leitenden Nationen der Welt wieder zu gewinnen und zu erhalten.

Vieles, was in dieser Richtung geschah und noch gethan werden muß, wächst heute ungezwungen aus den Bedürfnissen des Volkes heraus. Dahin gehört das Wiedererwachen der Binnenschiffahrtsbestrebungen, deren hohe Bedeutung das gewerbliche Leben anderer Völker und neuerdings auch unsre eigenen Erfahrungen uns in so eindringlicher Weise nahe legen. Wenn ich von Wiederbelebung spreche, so meine ich damit keine Rückkehr zu alten Verhältnissen. Der heutige Fluß- und Kanalverkehr in seiner Vollständigkeit ist etwas so grundverschiedenes von dem Kanalwesen des vorigen Jahrhunderts, daß sich beide kaum vergleichen lassen. Wir haben es hier nicht mit einer alten wiederhervorgesuchten, sondern mit einer durchaus neuen Aufgabe zu thun, an die man mit der Begeisterung und der Zuversicht heranzutreten das Recht hat, mit der die Pioniere des Eisenbahnwesens ihre Aufgabe erfaßten, und die eine ähnliche Bedeutung für die Zukunft beansprucht, die eine ähnliche Rettung aus der drohenden Noth einer Stockung unsrer nationalen Entwicklung verspricht, wie es vor sechzig Jahren die Eisenbahnen gethan haben.

Daß die Anbahnung solcher Umwandlungen mit ihrer unvermeidlichen Störung altgewohnter Verhältnisse nicht ohne Kämpfe, nicht ohne berechtigten Widerstand vor sich gehen kann, ist selbstverständlich, und daß solche Kämpfe für beide Seiten Siege und Niederlagen bringen müssen, ist ebenso natürlich. Wir würden bald auf böse Abwege gerathen, wenn es anders wäre. Denn der menschliche Unternehmungsgeist, mit seinem Enthusiasmus, mit seiner Unfähigkeit, die ganze Tragweite seines Strebens abzuschätzen, die entsetzlich komplizirte Maschine unsres sozialen Lebens in all ihren Theilen zu durchschauen, würde sich hundertfach überstürzen, wenn ihm nicht das Trägheitsmoment der Massen, der Erhaltungstrieb des Bestehenden als Bremse wirksame Dienste leisteten. Und nicht bloß in diesem Sinne dürfen wir Niederlagen begrüßen, ohne den Muth zu verlieren. Sie zwingen den stürmischen Eifer zur Ueberlegung, sie zwingen ihn, sich vor sich selbst und vor der Gesammtheit, für die zu arbeiten er sich bewußt ist, zu rechtfertigen, sie zwingen ihn vor allem zu jenem Maßhalten, ohne das kein großes Werk der Welt ein glückliches Ziel erreichte. So dürfen wir auch in den Niederlagen, die unsre Sache in der letzten Zeit wiederholt zu erfahren hatte, keine Ursache zur Entmuthigung sehen. Es war unangenehm, daß die bayerische Kammer sich nicht entschließen konnte, den Main-Donau-Kanal unter ihren Schutz zu nehmen, aber es führte zu einer energischen Vorwärtsbewegung gerade in der Form, in der fast alle großen Unternehmen unserer Tage ihre Lösung gefunden haben: in der Selbsthülfe. Der Fall des Mittellandkanals war schlimmer und mußte zweifellos in weiten Kreisen von Kanalfreunden eine zeitweilige Depression zur Folge haben. Aber auch er hat nur die Kräfte der augenblicklich unterlegenen Partei zu neuen Anstrengungen gestählt und an die Stelle des großen Planes tritt ein größerer. Solche Zeiten fordern ganz besonders dazu auf, nicht nur die berechtigten und unberechtigten Widerstände, mit denen wir zu kämpfen haben, zu prüfen, sondern auch nach den Mitteln zu suchen, wie ihnen zu begegnen ist.

Das riesenhafte Material, das die Verhandlungen über den Mittellandkanal zutage gefördert haben, zeigt uns, wie unglaublich mannichfaltig diese Widerstände sind. Man ist versucht zu fragen, was schwerer ins Gewicht fällt: die Summe der kleinen örtlichen Faktoren, die Menge der Sonderinteressen minutiösester Art einzelner Städte und Landstriche, mit ihrem Gefühl für sogenannte berechtigte Existenzen, die stürmisch gehört zu werden verlangen, oder die allgemeinen, volkswirthschaftlichen Fragen, welche von breiten Schichten der Nation aufgeworfen werden. Sie alle erfordern in jedem einzelnen Fall eine besondere Beurtheilung, und so möchte ich auch an dieser Stelle bei der Betrachtung unsrer süddeutschen Verhältnisse verfahren und die Aufmerksamkeit nur auf zwei Haupthindernisse lenken, das eine von allgemeiner, tiefgreifender Bedeutung, das andere, wenn auch kaum weniger wichtige, von örtlicher Natur, die uns an der Schwelle des Jahrhunderts entgegentreten.

Begnügt man sich mit dem Bilde, das die Oberfläche der Dinge uns bietet, so könnte man gegenwärtig glauben, daß der Kampf um die Weiterentwicklung der Binnenschiffahrt wesentlich auf der politischen Arena geschlagen werde, daß der Hauptwiderstand in der Stimmung und Haltung unsrer politischen Parteien zu suchen sei. Dies ist meines Erachtens nicht der Fall. Politische Parteien benützen die Stimmungen großer Volkskreise, bringen sie zum Ausdruck, verschärfen und verbittern sie, aber — wenigstens in derartigen Fragen — sie machen sie nicht. Ein Fluß, ein Kanal an sich, schiffbar oder nicht, ist kein Gegenstand, für oder gegen den sich eine politische Partei begeistert. Das Verschärfen und Verbittern aber ist leider die Eigenart jedes Parteitreibens, sei es auf politischem oder anderem Gebiet, und in dieser Hinsicht ist allerdings die Behandlung, die die Binnenschiffahrtsfragen in politischen Kreisen erfuhren, eine oft herzlich bedauerliche.

Der Grund, in welchem die Ansichten und Stimmungen wurzeln, mit denen wir uns beschäftigen müssen, ist ein viel tieferer. Es ist mehr als ein Drittel des deutschen Volkes, um das es sich handelt, ja ein Theil, der nach seiner nationalen Bedeutung eingeschätzt, weit mehr wiegt, als ein Drittel: die deutsche Landwirthschaft. — —

In landwirthschaftlichen Kreisen wurde noch vor einer Generation alles was Fluß- und Kanalschiffahrt hob, wenn diese ihnen nur nahe genug gebracht werden konnten, aufs freudigste begrüßt. Jede Verkehrserleichterung durch Groß- oder Kleinbahnen wird in denselben Kreisen auch heute noch stürmisch verlangt und gleichzeitig hat gerade hier der Widerstand gegen alle größeren Maßregeln für den Ausbau unsrer Wasserstraßen eine erschreckende Kraft erlangt. Was ist der Grund dieser Erscheinung? Was fürchtet die Landwirthschaft?

Sie fürchtet in erster Linie die niederen Preise; Preise, die das größte Gewerbe unsres Volkes zu einem kaum mehr lohnenden machen, eine Thatsache, die bis jetzt alle Anstrengungen von innen heraus, die größere Anspannung der eigenen materiellen und geistigen Kräfte, der intensivere Betrieb, die genossenschaftliche Entwicklung nicht wesentlich zu beeinflussen vermochten. — Wenn sich nun aber nachweisen ließe, daß solche Perioden niederster Preise auch in der verkehrslosen Zeit der Vergangenheit eintreten und infolge des mangelnden Verkehrs drückender sein mußten, als heute, daß der erleichterte Großverkehr auch unserm Landwirth Absatzgebiete erschließt, ohne die er bei den erhöhten Ansprüchen unsrer Zeit nicht mehr existiren könnte; daß seine eigenen Bedürfnisse die billigsten Frachten erfordern, wie es kaum bei einem anderen Gewerbe der Fall ist, und der Wassertransport, wie kein anderer, gerade diesem Bedürfniß entgegenkommt?

Dies mag nicht ganz unrichtig sein, antwortet der Bauer, aber die Kanäle dienen auch dem fremden Getreide. Es ist die Furcht vor dem Weltverkehr, vor dem Wettbewerb weitentfernter fremder Länder von momentan enormer, wenn auch sich rasch erschöpfender Leistungsfähigkeit, die unter Bedingungen arbeiten, welche mit den Lasten, die der deutsche Bauer zu tragen hat, keinen Vergleich zulassen. — Wenn nun aber gezeigt wurde, daß dieser Weltverkehr auch von ihm in großartiger Weise benutzt wird und, in weit größerem Maße noch benutzt werden könnte, um seine unentbehrlichsten Hülfsstoffe billiger zu erhalten und seinen eigenen Absatz zu erhöhen, wenn namentlich betont werden könnte — und diese Wahrscheinlichkeit muß in nicht allzu ferner Zeit eine Gewißheit werden — daß hier in der That der springende Punkt liegt, wo an der nationalen Bedeutung seines Berufs, wo an der ethischen Pflicht, die zwei Drittel eines großen Volkes gegen die gewaltige Minorität von einem Drittel haben, die schönsten Theorien des absoluten Freihandels scheitern müssen, und das Recht auf Schutz eine nationale Nothwendigkeit geworden ist?

„Dies nehme ich als selbstverständlich an," sagte der Großgrundbesitzer; „aber weßhalb sollen wir auf der abschüssigen Bahn weitergehen, die wir seit 30 Jahren betreten zu haben scheinen?" Es ist die Furcht vor dem Industriestaat nach englischem Muster, der unser ganzes deutsches Leben, Fühlen und Denken umzugestalten droht. Wenn sich nun aber zeigen ließe, daß selbst die Industrie, soweit sie in Deutschland sich entwickeln wird, niemals die Landwirthschaft entbehren und unterdrücken könnte, wie dies in England in ganz natürlicher und nicht einmal schmerzlicher Weise geschah, weil wir, ein kontinentales Volk unter kontinentalen Völkern, nicht ohne einen gesunden Bauernstand fortbestehen können, weil, was in England in dieser Richtung vor sich ging, eben nur, und nicht zum Heil des Volks, bei einem im und vom Meere lebenden Volke möglich ist? Wenn sich nachweisen ließe, daß sich jetzt schon auch bei uns stets da die Landwirthschaft die erträglichsten Verhältnisse zu schaffen vermochte, wo in ihrer Nähe große Industriestätten mit ihren reichen Märkten und wachsenden Bedürfnissen aufblühen?

Ich denke bei all' dem zunächst nur an die allgemeinsten Gesichtspunkte, auf die hinzuweisen wäre, um dem Landwirth das was kommen muß, in minder düsterem, d. h. im richtigen Lichte zu zeigen. Ich will nicht weiter ausführen, was ich bereits andeutete, daß wir nicht vor einer Wahl stehen, sondern vor einem Geschick. Einem Geschick gegenüber hat aber der Mensch nur e i n e n richtigen Weg, nur e i n e Aufgabe zu erfüllen: das Beste aus den gegebenen Verhältnissen zu machen; und in der That: in der volkswirthschaftlichen Richtung, die Deutschland in den letzten 30 Jahren einschlagen mußte, liegt auch für den deutschen Landwirth Hoffnungsvolles und Gutes in reichem Maße, so daß er nicht zu verzweifeln braucht.

Viele der angedeuteten Einwände, die die Landwirthschaft gegen die Ausgestaltung der Binnenschiffahrt erhebt und in tausend Varianten den örtlichen Verhältnissen entnimmt, sind durch eine weitere Erfahrung zu widerlegen, viele, wie namentlich die Preisfrage, widerlegen sich durch ein unbefangenes Studium der vorliegenden Thatsachen, bei vielen steht den befürchteten Nachtheilen die Kompensation von Vortheilen gegenüber,

welche mit Sicherheit vorauszusehen sind. In manchen Fällen endlich muß die Berechtigung des Einwands rückhaltlos anerkannt werden. Dann aber können auch von der Landwirthschaft, wie von jedem anderen Stande, der einem Gemeinwesen angehört, im Interesse des Ganzen Opfer verlangt werden, die sie zu allen Zeiten so willig gebracht hat wie irgend ein anderer Stand. Ich betrachte es nicht als meine Aufgabe, hier auf derartige Einzelheiten einzugehen. Wir, wohl insgesammt Freunde der Binnenschiffahrt, sind mit unsern eigenen Vertheidigungs- und Angriffswaffen hinlänglich bekannt und von ihrer Beweiskraft überzeugt. Wichtiger ist die Frage, weßhalb es in so mangelhaftem Grade gelingen will, dieser Beweiskraft in den Reihen unsrer Gegner Gehör und Geltung zu verschaffen. Es ist doch kaum denkbar, daß sich auf unsrer Seite nur die guten und verständigen, auf der anderen nur die verblendeten und boshaften Menschen zusammengefunden haben. Was also wäre zu thun, um auch diese zu überzeugen, daß wir für das gemeine Wohl an der Arbeit sind und daß diese Arbeit unmöglich zum dauernden Schaden der Landwirthschaft ausschlagen kann?

Ich kenne kein Land der Welt, und ich habe in dieser Beziehung eine nicht ganz gewöhnliche Rundschau genossen, in welchem das Vereinsleben blüht wie in unserm deutschen Vaterland. Jedes, auch das kleinste Sonderinteresse in Ernst und Scherz, wie jeder allgemeine Gedanke der irgendwie Menschen verbinden kann, führt bei uns zur Bildung eines, oder wohl auch von hundert Vereinen und Zweigvereinen. Wie alles hat auch diese Erscheinung ihre zwei Seiten. Unendlich viel schönes und gutes ist schon durch Vereine angeregt und in Thaten umgesetzt worden, das ohne dieselben nicht lebensfähig geworden wäre. Aber sie haben auch ihre Mängel und Nachtheile. Dahin gehört die Pflege einer gewissen Einseitigkeit, was ja in der Natur dieser Institutionen liegt, und eine oft bedauerliche Vergeudung von Kräften zum Zweck dieser Pflege. Wir halten zum Beispiel in den Binnenschiffahrtsvereinen, die sich in erfreulicher Weise über ganz Deutschland ziehen, zahlreiche Vorträge über die Nothwendigkeit und die Vortheile der wieder zu belebenden Binnenschiffahrt, Wahrheiten, von denen wir Alle längst überzeugt sind, denn sonst wären wir schwerlich Mitglieder unsrer Vereine. Wir beweisen uns gegenseitig, auf wissenschaftlichem und empirischem Wege, wie falsch unsre Gegner die Lage der Dinge ansehen, und wie sie durch böswillige Entstellungen uns das klare Menschenrecht, Kanäle zu bauen, wo sich Wasser und Erde hiezu findet, verkümmern. In landwirthschaftlichen Kreisen kann man ruhigen und leidenschaftlichen Vorträgen in fast beliebiger Zahl beiwohnen, in denen Gefahr und Schaden einer weiteren Entwicklung des Binnenverkehrs in ähnlicher Weise überzeugend dargethan wird — überzeugend für all die Herren, die sich um den Vortragenden sammeln und schon zuvor mit ihm ein Herz und eine Seele waren. Der Glaube an die eigene Ueberzeugung wird in beiden Fällen ohne Zweifel etwas gestärkt, weiter aber kommt man auf diese Weise nicht. Die Studien mögen noch so gewissenhaft, die Mittheilungen noch so überzeugend sein — solche Vorträge haben den radikalen Fehler, daß sie am falschen Platze gehalten werden, daß der Dank, den sie ernten, nicht von der richtigen Seite kommt. Was uns noththut ist der Versuch, unsre ehrliche Ueberzeugung, und die Gründe, auf die sie sich stützt, ins Lager der Gegner zu tragen, die unsre Freunde, unsre Gesinnungsgenossen werden müssen, ehe wir wirkliche Fortschritte machen können. — Sollte ein derartiger Versuch eine Unmöglichkeit sein?

Deutschland, und in vorzüglicher Weise das Königreich Bayern, ist bedeckt von einem Netz landwirthschaftlicher Vereine, die in zahlreichen Versammlungen sich bemühen, über die Verhältnisse ihres Standes Klarheit zu gewinnen und zu verbreiten. Vorträge, Besprechungen über die verschiedenartigsten Aufgaben des so ungemein vielseitigen Berufs des Landwirths sind der hauptsächlichste Zweck dieser Versammlungen. Ich kann mir nicht denken, daß sich diese Vereine weigern sollten, in geeigneter Form mit den Gründen bekannt gemacht zu werden, die unsern Bestrebungen ihre volkswirthschaftliche Berechtigung verleihen. Warum sollte nicht versucht werden, in systematischer Weise durch eine Reihe von kurzen, nicht polemisch gehaltenen Vorträgen den landwirthschaftlichen Kreisen näher zu treten, Vorurtheile, die ohne Zweifel in diesen Kreisen getroffen werden, auf ihre wahre Bedeutung zurückzuführen, Einwände, die mit Recht oder Unrecht erhoben werden, ruhig und sachlich zu erörtern? Ein solch friedlicher Feldzug seitens des Vereins für Hebung von Fluß- und Kanalschiffahrt in Bayern, der selbstverständlich nur mit der vollen Zustimmung der leitenden Mitglieder der landwirthschaftlichen Vereine unternommen werden könnte, wäre eine That, die an Bedeutung die durchschlagendsten und zündendsten Reden überragen würde, die wir uns in unsrer eigenen Mitte halten. Ich weiß nicht, ob ein ähnlicher Versuch schon gemacht wurde. In Norddeutschland hatte meines Wissens allein die deutsche Landw. Gesellschaft einen derartigen Schritt aus eigener Initiative gethan und zwei kanalfreundliche Vorträge in einer ihrer Hauptversammlungen der Abtheilung für Landeskultur veranlaßt, keineswegs um mit fliegenden Fahnen zu den Kanalfreunden überzugehen, aber doch um das Für und Wider von verständigen Männern beider Seiten besprechen zu hören. Wenn wir in dieser Weise nicht Boden gewinnen, so ist unsre Sache überhaupt nicht imstande, ich möchte fast sagen nicht werth, Boden zu gewinnen. Und ein derartiges Vorgehen könnte nach beiden Seiten klärend wirken, denn auch in unsern Kreisen ist manches einseitige, falsche Urtheil über die Verhältnisse der Landwirthschaft zuhause. Man spricht viel zu viel vom Gegensatz der Ansichten, vom Kampf der Interessen. Das ist das Echo der politischen Arena. Aber es ist nicht Streit, der uns nützt, sondern Verständigung und Versöhnung, nicht Kampf, sondern die Gemeinsamkeit der Arbeit.

Die Alten und die Jungen.

Von Richard Braungart.

In einem entlegenen Zimmer im Hause meines Großvaters stand ein riesiges, altes Möbelstück, das mir schon in frühester Jugend stets einen gewaltigen Respekt eingeflößt hatte. Es war ein sogenannter Apothekerschrank mit einer ganz unglaublichen Anzahl von großen und kleinen Schubfächern. Als kleiner Junge guckte ich immer mit verehrungsvoller Scheu zu dem Ungethüm empor, später wurde ich kecker und begann auch den Inhalt ein bißchen zu inspiziren. Und von da an steigerte sich meine Achtung vor dem so ungemein nützlichen und praktischen Schrank beinahe ins Ungemessene; denn es war ganz erstaunlich, welche Mengen der verschiedensten Dinge man in seinem Innern fein säuberlich und in guter Ordnung aufbewahren konnte. Es war ein vollendetes, vielgliedriges System, ein komplizirtes Gemeinwesen en miniature.

Ist es ein Zufall oder hat es tieferen Sinn, daß ich immer an diesen Schrank denken muß, wenn ich so ein umfängliches, wohlgeordnetes, systematisches Geschichts-

werk irgendwelcher Art in die Hand nehme? Man möge ja nicht denken, daß ich etwa die Ordnung als solche perhorreszire; im Gegentheil, diese wunderbare Ordnungsmöglichkeit war es ja gerade, die mir stets so große Achtung eingeflößt. Aber der Gedanke will mich eben nicht verlassen, daß diese ausgezeichnete, starre Ordnung auch eine Schablone sei, ein Zwangssystem, in das alles, ob es paßt oder nicht, hineingezwängt wird, nur um alles recht schön beisammen und in guter Ordnung zu haben. Und Beispiele haben es uns gezeigt, daß man der übertriebenen Ordnung ebenso mißtrauen darf als der vollkommenen Systemlosigkeit.

Es gibt nun freilich Stoffe, denen selbst eine etwas pedantische Ordnung nicht viel anhaben kann; ja, solche Stoffe gewinnen nicht selten durch die straffe Gliederung, ohne daß dem Autor die Möglichkeit benommen ist, innerhalb der gezogenen Schranken frei zu urtheilen. Freilich: „es kommt alles auf den Mann an, der es macht“, schrieb mir einmal Menzel in seiner bekannten lakonischen Weise auf eine Anfrage technischer Natur. Ein solcher Mann nun, der seinen Stoff in recht hübsche Schubfächer einzutheilen weiß, ohne ihm Gewalt anzuthun, scheint mir der bekannte Literarhistoriker und Dichter Adolf Bartels zu sein, dessen Buch „Die deutsche Dichtung der Gegenwart“ (d. h. der letzten fünfzig Jahre), „Die Alten und die Jungen“ soeben in 3. Auflage erschienen ist.[1]) Schon der Umstand, daß ein solches Buch überhaupt mehrere Auflagen erlebt, ist an und für sich etwas bemerkenswerthes. Es scheint, daß es als praktisches Hand- und Nachschlagebuch sich einer großen Beliebtheit erfreut. Und da es ein sicherlich gesundes, wenn auch manchmal etwas nüchternes, kühles und selbstbewußtes Buch ist, so kann man sich darüber immerhin freuen.

Daß Bartels, trotzdem er in dem Untertitel seines Buches die Alten und die Jungen in Parallele nebeneinander stellt, den Jungen und Jüngsten nicht übermäßig grün ist, wissen besonders Jene, die regelmäßige Leser des kampfesmuthigen, an Initiative überreichen „Kunstwart“ sind. Aber, es muß gleich hier betont werden: es ist nicht eine grämliche, verbitterte Abneigung gegen alles Neue, die ihn oft sarkastisch und schroff werden läßt; sondern seine Abneigung, oder besser sein Mißtrauen gegen die Jüngstdeutschen wurzelt einzig und allein in dem ehrlichen, treugemeinten Wunsch, daß der geliebten deutschen Literatur alles fern bleiben möge, was sie mit schlechten oder irgendwie verdächtigen Keimen infiziren könnte. Und überdies ist sein Geschmack an Männern geläutert, denen wir allerdings, was Geschlossenheit und Größe, Kraft und Weltbedeutung anbelangt, heute selbst unter unsern Besten nichts an die Seite zu stellen haben. Die Dramatiker Hebbel und Ludwig, die Novellisten und Lyriker Storm, Keller, Groth, die „Prosaiker und Humoristen“ Freytag und Raabe: das sind Persönlichkeiten, die uns in vieler, Manche von ihnen in jeder Hinsicht auch heute noch als Vorbilder dienen können. Man begreift es kaum, wie man angesichts solcher kraftvoller Talente, deren einige unbedingt die lichten Höhen der Genialität erklommen haben, von Epigonenthum in Bausch und Bogen reden konnte. Und man darf Bartels aus ganzer Seele zustimmen, wenn er in der Schlußbetrachtung seines Buches meint, Hebbel und Ludwig seien in ihrer Totalität auch heute noch die rechten Lehrer, von denen das jüngste Geschlecht — also wir Alle, die wir in diesen Tagen ringen und streben! — Größe und Gewalt und Inhalt und alles das drum und dran lernen können, das den echten, großen Dichter macht. Lernen freilich cum grano salis genommen; denn nicht ihr Handwerk sollen wir ihnen abgucken, sondern uns mit ihrem Geist erfüllen und in diesem Geist aus Eigenem schaffen!

Die Eintheilung, die Bartels seinem reichen Stoffe gibt, scheint mir in vieler Hinsicht praktisch und den Thatsachen entsprechend zu sein. Anknüpfend an die bereits erwähnten großen Talente der fünfziger und sechziger Jahre und die Münchener, welch Letzteren er begreiflicherweise nicht als bedingungsloser Enthusiast gegenübersteht, unterscheidet er eine Frühdekadence (Brachvogel, Spielhagen, Hammerling u. A.); dieser folgend eine Periode der großen Talente der siebziger und achtziger Jahre (Greif, C. F. Meyer, Anzengruber, Rosegger, M. v. Ebner-Eschenbach u. A.); damit ungefähr gleichlaufend die höchst unerquickliche Periode des Feuilletonismus (Lindau, Blumenthal u. Cie.) und der höher stehenden archäologischen Dichtung (Ebers, Dahn, Wolff, Baumbach, Weber, Hertz u. A.). Daran schließt sich die Periode Richard Wagners und die eigentliche Hochdekadence (Wilbrandt, Jensen, Fitger; Rich. Voß u. A.). Dieser Periode folgt dann die Herrschaft des Auslands (Fontane, Wildenbruch) und (als Gipfel und Wendepunkt in der gesammten Entwicklung) der Sturm und Drang des jüngsten Deutschlands (Liliencron und die Stürmer, Conrad, Bleibtreu, Conradi u. A.); hierauf, als unmittelbare Folge des Sturms, der konsequente Naturalismus (Sudermann; Fulda; Holz, Schlaf; Gerhart Hauptmann; Halbe u. A.). Den Beschluß des ganzen Systems bildet dann die Gruppe des modernen Symbolismus und der Spätdekadence (Dehmel; Hartleben, Ompteda u. A.); ein besonderes Kapitel behandelt noch die wichtige Heimathkunst (Polenz, Otto Ernst, Ruederer, Langmann u. A.). Mehreren Gruppen ist ein selbständiger Abschnitt über die einschlägige Frauenliteratur beigefügt. — Wie gesagt, diese Eintheilung scheint mir, bei aller Straffheit und scheinbaren Pedanterie, doch im großen und ganzen das Richtige zu treffen. Daß die Darstellung im einzelnen sich von Uebertreibungen oder allzu pessimistischen Anwandlungen nicht frei hält, dürfte nicht besonders ins Gewicht fallen. Der Stoff ist eben vielfach noch zu neu und in der Entwicklung begriffen; und die berühmte absolute Objektivität bleibt, solange es mitempfindende, leidenschaftbegabte Menschen gibt, eine Chimäre.

Bartels' geradezu vernichtendes Verdikt über den Feuilletonismus der siebziger Jahre und seine charakteristischen Vertreter wird man wohl in der Hauptsache gern unterschreiben; doch hätte, nach meiner Empfindung, die Betonung des Semitismus in der Literatur vielleicht manchmal mit etwas weniger Animosität erfolgen können. Das Urtheil über Richard Wagner als Dramatiker freilich wird nicht nach Jedermanns Geschmack sein; den Dramatiker in Wagner (d. h. seinen Dichtungen) verleugnen, heißt seiner Musik den Boden unter den Füßen wegziehen. Die Urtheile über Sudermann (theilweise auch über Fulda und — früher — über Voß) erscheinen auf den ersten Blick wohl etwas allzu schroff; aber man wird sich eben vergegenwärtigen müssen, daß Toleranz nirgends weniger als in künstlerischen Dingen angebracht ist. Welche Stellung und Bedeutung Bartels Gerhart Hauptmann beimißt, geht schon daraus hervor, daß er ihn, neben Hebbel und Groth, einer eingehenden Spezialwürdigung in Buchform gewürdigt hat. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß er ihn ohne weiteres ebenbürtig neben Jene, besonders Ersteren, stellt; er hält ihn unzweifelhaft für ein großes, aber auch sehr einseitiges Talent und glaubt, daß er über den Naturalismus wohl schwerlich je hinaus-

[1]) Verlegt bei Ed. Avenarius, Leipzig 1900.

kommen wird. Berechtigt finde ich es sicherlich auch, daß Bartels dem Symbolismus und Mystizismus unsrer Tage ziemlich mißtrauisch gegenübersteht; denn hatte schon der konsequente Naturalismus „nur Fleisch und Nerven, keine Knochen", so verzichtete der Symbolismus auch noch auf das Fleisch und begnügte sich ausschließlich mit den Nerven. Es ist eine Kunst, die zum Theil als naturgemäße Reaktion (Neu-Romantizismus) zu verstehen, zum größeren Theil aber wohl eine Treibhausblüthe der modernen nervösenUeberkultur ist; oder, wenn wir wollen, ein bewußtes Flüchten vor dieser Kultur in weltferne Regionen, wohin uns der Lärm und Schmutz des Alltags nicht mehr zu folgen imstande ist. Insofern hat diese Richtung auch eine innere Berechtigung, und wenn wir auch nicht ihre Auswüchse gutheißen wollen (zu denen ich u. a. auch Stephan George und seine „Jünger" rechnen möchte), so sind doch ihre talentvollsten Vertreter (Hofmannsthal!) sicherlich echte Dichter. Aber eine Sackgasse ist diese Richtung jedenfalls, in der es vielleicht kein ersprießliches Weitergehen, sondern nur ein entschlossenes Umkehren gibt (wenn ein solches entwicklungsgeschichtlich überhaupt denkbar ist). Und eben zu dieser Umkehr, die einem Fortschreiten gleichkommt, sollen uns die Hebbel, Ludwig, Keller u. A. die Hand reichen. Es käme vielleicht nur auf den Versuch und — etwas guten Willen an.

Bartels wünscht zum Schluß der Heimathkunst (im Sinne der Groth, Storm, Ludwig, Anzengruber, Rosegger, Keller und der Jüngeren) eine immer größere Ausbreitung. Er weiß freilich, daß eine solche eine Art Spezialisirung der Kunst bedeutet und nicht unmittelbar zu den höchsten Höhen führt. Aber vielleicht lassen sich in dem gesunden Erdreich der Heimathkunst wieder feste Wurzeln gewinnen zu einer Höhenkunst, wie sie jene großen Talente der fünfziger Jahre besaßen. Und jedenfalls wäre als Uebergangsstadium eine gute, kräftige Heimathkunst besser als eine Kunst, die in keiner Zeit und keinem Boden wurzelt.

Wir wünschen dem Bartels'schen Buche, daß es späteren Auflagen vergönnt sein möge, mit einem froheren Blick in die Zukunft zu schließen als es jetzt möglich ist. Vielleicht weilt bis dahin schon der neue Goethe unter uns, vorausgesetzt, daß uns in der That ein solcher vonnöthen sein sollte; denn wenn nicht alles trügt, ist der alte noch immer lebendig genug, uns auf lange, lange Zeit hinaus mit Lebenskeimen aller Art überreich zu versehen.

Mittheilungen und Nachrichten.

-ck. Rudolf Rabe: Deutschland voran! (Heft 1 der Burschenschaftlichen Bücherei. Hggb. von Hugo Böttger.) Berlin, Heymann 1900. — Seit der großen Versimpelung in äußerlichem Verbindungswesen, welcher die Burschenschaft nach 1870 verfiel, als alle Welt ihr sagte, „ihr Zweck sei jetzt erfüllt", ist längst wieder ein erfreulicher innerer Aufschwung eingetreten. Nicht zum wenigsten sind die Bestrebungen der besseren und ernsthafteren Burschenschaften vertreten und auf den Verband ausgedehnt worden durch die „Burschenschaftlichen Blätter", die von dem verdienten Dr. G. H. Schneider begründet und lange Jahre geleitet, seit einiger Zeit in Hugo Böttger, dem bekannten volkswirthschaftlichen Schriftsteller, einen nicht minder eifrigen und tüchtigen Herausgeber erhalten haben. Böttger gibt seinem weiteren neuen Unternehmen, welches in dem hübsch ausgestatteten ersten Heft der „Burschenschaftlichen Bücherei" vor uns liegt, ein frisch geschriebenes Geleitwort auf den Weg. In der That, die Zeit der studentischen Demonstrationen ist zum Glück vorüber, unsre akademische Jugend sucht das beste Theil ihrer allgemeineren Bethätigung in der Erziehung für die vielseitigen und vielverschlungenen Anforderungen des öffentlichen Lebens. Den Gedanken Böttgers, diesen Aufgaben nun auch durch eine Spezialbibliothek der vorliegenden Art zu dienen, finden wir schon deßwegen sehr glücklich, weil der Herr Studiosus, wie er nun einmal ist, Schriften, die gewissermaßen seinen eigenen Verbindungszirkel tragen, doch noch ganz anders einschätzt — wenn auch nur unwillkürlich — als die allgemeine Literatur, der gegenüber es die lässigeren Elemente häufig bei der Hochachtung par distance bewenden lassen. Die Burschenschaftliche Bücherei wird jedenfalls von den jungen Burschenschaftern und ihren jüngeren alten Herren mit einem solidarischen Eifer, dem sich der Einzelne gar nicht entziehen kann, studirt und diskutirt werden; es wäre nur schade, wenn sie auf diesen immerhin engeren Kreis in ihrer Wirkung beschränkt blieben. — Denn schon das erste Heft beweist, daß sie weiteste Verbreitung verdient und Jeder daraus lernen kann. Wir hatten, offen gestanden, nach dem Titel „Deutschland voran!" eine jugendlich begeisterte Jubelouvertüre erwartet. Statt dessen entpuppt sich die kleine Schrift von Rudolf Rabe als eine bei aller Wärme des Empfindens höchst sachliche, auf Statistik und reale Gedankengänge gegründete Uebersicht über die Weltverhältnisse des Reiches und des Deutschthums und über dringende äußere und innere Aufgaben der nächsten Zukunft. Viel gutes ist dabei über die Griechen und Römer, die Idealmenschen unsrer klassizistischen Gymnasilbildung gesagt; so z. B. daß die jungen Hellenen ganz anders aufwuchsen und denken gelehrt wurden als unsre Aorist-Konjugirer, und daß man von den Römern vor allem lernen solle, die politischen Bürgerpflichten ernst zu nehmen und ein Volk mit Nationalverstand und Herrengefühl zu werden. Es kann heutzutage kaum mehr überraschen, daß auch aus diesen durchweg gymnasial-maturen Kreisen der jungen Burschenschaft, hinter denen der klassische Unterricht doch erst eine mehr oder minder kleine Zahl von Semestern zurückliegt, der laute Ruf nicht nach Abschaffung, sondern nach innerer Reform und Auffrischung des Gymnasiums, nach einer Entsterilisirung des heutigen Schulhumanismus ertönt, und daß ferner als ein wahrhaftes Verlangen angeregter und lebhafter Schüler erwähnt wird, mehr von volkswirthschaftlicher Erdkunde, die sich ja in der That ganz gut derartig behandeln läßt, schon auf der Schule zu hören. — Die Burschenschaftliche Bücherei soll nicht exklusiv, sondern allgemein zugänglich sein, wir wünschen ihr herzlich, daß sie es werde. Das weiter aufgestellte Programm und die Namen der Mitarbeiter lassen das Beste hoffen; sehr glücklich scheint es uns auch, daß einzelne Fichte'sche, Carlyle'sche, Bismarck'sche und andere Schriftwerke oder Briefwechsel durch Neudruck in die Sammlung aufgenommen werden sollen.

-r. Altes Eisen von Moriz Edlen v. Angeli, k. u. k. Oberst. Stuttgart 1900. Cotta. 378 Seiten. — Angeli, der bekannte Historiograph des Erzherzogs Karl, vermittelt uns durch seine „intimen Aufzeichnungen aus Kriegs- und Friedensjahren" Einblicke in die österreichischen Verhältnisse während der Jahre 1854—1864, wie sie wirkungsvoller noch selten geboten wurden. In drei Abschnitten: Occupation der Moldau während des Krimkriegs, italienischer Krieg, Revolution in Polen, zieht die ganze Leidensgeschichte eines wackeren Soldaten vorüber, dessen vielfach erprobter und allerwärts bekundeter Patriotismus ihn vor dem Verdachte schützt, als habe er manchmal zu schwarz gemalt. Und dabei wurden nicht etwa während der unglücklichen Periode Magenta-Solferino durch feindliche Einwirkung die schwersten Anforderungen an die Selbstverleugnung, Ausdauer und Entsagungsfähigkeit des österreichischen Militärs gestellt, sondern die eigene Diplomatie und die eigene Verwaltung hat den armen Truppen das Leben verbittert. Die Diplomatie, bei welcher „alles eventuell war"; „die nichts zu nehmen wagte, was sie gern besitzen mochte, und nichts zu behaupten verstand, was sie de facto schon besaß"; die es glücklich fertig brachte, in der moldauischen Frage „durch ein Opfer von 500 Millionen Gulden und von 40,000 in den Spitälern verdorbenen Soldaten nichts weiter zu erwerben, als die tödliche Feindschaft aller derer, zu deren Gunsten oder Ungunsten diese Opfer gebracht wurden"; die in der polnischen Frage nur „mit mehr oder minder Geschick zwischen Unterstützung und Unter-

drückung der gegen Rußland gerichteten Insurrektion balancirte"; die also den Soldaten meist in eine schiefe Stellung brachte und ohne Unterstützung ließ. Die Verwaltung, welche stets am unrichtigen Platze sparte; welche die „Occupationsarmee in einer geradezu bettelhaften Ausstattung ausschickte, moralische Eroberungen in einem Lande zu machen, da alles und jedes käuflich war"; welche die berühmte Soldatengeschichte von den im Kriege verloren gegangenen und nachher reklamirten Fellen verzehrter Hammel dutzendfach variirte; die also den Soldaten mit Unmuth und Unlust erfüllte und ihn nicht selten vor fremden, ja vor feindseligen Elementen in empfindlichster Weise bloßstellte. — Wir empfehlen das flott geschriebene, ebenso belehrende als unterhaltende Buch besonders allen denen, welche aus angenehmen Berufs- und Lebensverhältnissen durch dienstliche Nothwendigkeit in das „Exil" verschlagen sind; sie werden sich mit den fremden Lebensgewohnheiten und allen anderen Unannehmlichkeiten des neuen Aufenthaltsortes rascher und leichter abfinden, wenn sie aus dem Buche erfahren, was der k. u. k. Staat von der Berufsfreudigkeit des Mannes verlangt hat.

* Die althochdeutschen Thiernamen, soweit sie auf die Säugethiere Bezug nehmen, behandelt H. Palander in einer Helsingforser Doktordissertation (s. „Globus", Bd. 77, Nr. 13). Diese Thiernamen bewahren, soweit sie in der ersten literarischen Epoche uns vor Augen treten, Elemente aus sehr verschiedenen Sprachperioden. Bis in die Urzeit gehen beispielsweise zurück und sind europäischen wie asiatischen Sprachen angehörig: hunt, boc, ohso, stior, kalb, sû, scâf. Urgermanisch sind z. B. fochs, bëro, mardaro, wizula, eihhorno, wizent, rêh. Die Lehnworte auf dem Gebiet der deutschen Fauna sind von hohem kulturgeschichtlichen Werth. Von den Römern stammen esil, sou, mâri, zeltâri, mûl, hëlfant, etwas später ist entlehnt paraveredus. Bei ihrer Ankunft in das romanische Alpenland lernten die Deutschen die Gemse und das Murmelthier kennen. Wegen Mangel an Beweismaterial sind die keltogermanischen Beziehungen nicht klar zu erkennen. Charakteristisch für die Beziehungen der Deutschen zu ihren östlichen Nachbarn sind die drei slavischen Thiernamen zobel, bilch, sisimûs. Alle drei auch Namen von Pelzwerken. Noch unermittelt sind manche Quellen, so für hazza, racta und olbento (albandus, Kamel). Man nimmt aber an, die beiden ersteren stammten aus Italien. Der alte Name des Kamels, den die Germanen mit den Slaven gemein haben, bleibt vollständig räthselhaft. Unmöglich ist es nicht, daß wir es mit einer germanischen Bildung zu thun haben, aber solange die Geschichte des Kamels ganz verborgen ist, erscheint diese Annahme immerhin etwas gewagt zu sein.

* Männergehirn und Frauengehirn in Thüringen, so lautet der Titel einer Rede von W. Müller (Jena), deren Inhalt im „Globus" kurz wiedergegeben ist. Allerdings steht die Frau in Bezug auf die Proportionalzahl zwischen Gehirnmasse und Körpermaße gegen den Mann zurück, aber der Unterschied ist so gering, daß er im Mittel nur 0.018 beträgt und zwischen 0.016 und 0.019 schwankt. In keinem Falle reicht der Unterschied hin, um die geringere Gehirnmasse unter den Gründen aufzuführen, aus welchen den Frauen die Zulassung zu den akademischen Studien zu versagen ist; denn rein willkürlich würde die Annahme sein, daß die an sich geringfügige Differenz auf einem Fehler gerade der Nervenzellen beruhe, welche man für die höheren Studien braucht. Weiterhin ergibt sich, daß die durchschnittliche Gehirnmasse der Thüringer hinter jener der romanischen Nachbarvölker nicht zurückbleibt, jene der österreichischen und russischen Völker und den Theil des englischen Volkes, welchen Boyd untersucht hat, etwas übertrifft. Zugleich folgt aus Müllers Untersuchungen, daß die Grenzen, welche man bisher mit einer normalen Funktion des Organs für verträglich hielt, nach oben und unten erweitert werden müssen. So versah eine Viehmagd, deren Gehirnmasse rund 800 g betrug, ihren Dienst zur Zufriedenheit ihrer Herrschaft, während ein Jenenser Bürger mit 2100 g Gehirnmenge seine Mitbürger in geistiger Hinsicht keineswegs überragte. Im allgemeinen wächst das Gehirn bis zum sechsten Lebensjahre, während um das siebente Lebensdezennium eine Verminderung der Gehirnmasse, eine Art Gehirnschwund eintritt, wobei die individuelle Variation dem Walten des Altersgesetzes nach Zeit und Intensität einen weiten Spielraum gewährt; das physiologische Alter braucht sich mit dem chronologischen nicht zu decken.

T. Gährungspilze als Elektrizitätserreger. Eine der größten Errungenschaften der modernen Naturwissenschaft ist in dem Gesetz ausgedrückt, daß die verschiedenen Formen der Energie ineinander verwandelt werden können. Daß aus einer mechanischen Kraftanwendung zum Beispiel Wärme entsteht, davon kann sich Jeder in wenig angenehmem Grad dadurch überzeugen, daß er mit einem Finger schnell über einen ausgespannten Bindfaden hinwegfährt. Ebenso wird bei chemischen Vorgängen Wärme verbraucht oder entwickelt, und dasselbe ist bei elektrischen Erscheinungen der Fall. Aber auch bei gewissen Lebensvorgängen scheint eine Verwandtschaft nicht nur zur Wärme, die uns geradezu als selbstverständlich erscheint, sondern auch zur Elektrizität zu bestehen, und das lehren uns auffallende Versuche, die ein Pariser Physiker Dubois neulich im „Journal de Physique et Chimie" beschrieben hat. Gewisse Gährungsstoffe nehmen danach bei der Wirkung auf irgendwelche veränderliche Stoffe Elektrizität auf, wenn sie ihnen zur Verfügung steht, und umgekehrt kann man auf ähnlichem Weg auch Elektrizität entwickeln. Der Verbrauch oder die Entstehung von Elektrizität durch die gährenden Stoffe kann dabei sehr deutlich an einem Galvanometer gemessen werden. Der interessante Versuch von Dubois wurde folgendermaßen angestellt: Man nimmt eine U-förmig gebogene Röhre und thut in den einen Zweig derselben die von dem Gährungsstoff verwandelbare Substanz, in den anderen einen vom elektrischen Strom gespeisten Platindraht. Wenn man nun in die Lösung jener Substanz Gährungspilze hineinbringt, so verändert sich auf der anderen Seite die Stärke des elektrischen Stromes, und zwar vermindert sich dessen Kraft, d. h. der Gährungsstoff verbraucht etwas von dem elektrischen Strom. Man kann an der Verminderung der elektrischen Energie sogar geradezu die Menge des Gährungsstoffes messen, den man in die andere Seite der Röhre hinein gethan hat. Dubois hat den Versuch an einer ganzen Reihe von Stoffen erprobt, z. B. mit der Wirkung des Gährungsstoffes, der das Gerinnen der Milch herbeiführt, auf Milch, mit der Wirkung des im Mundspeichel enthaltenen Gährungsstoffes auf Stärke, die durch ihn in Zucker verwandelt wird, mit der Wirkung von Pepsin auf den Magensaft u. s. w. Aus den Ergebnissen der Experimente ist der wichtige Schluß zu ziehen, daß die chemischen Vorgänge in den Geweben unsres Körpers, soweit sie in der Wirkung von Gährungsstoffen auf die verschiedenen Säfte bestehen, in elektrische Kräfte umgewandelt werden. Von Bedeutung ist auch die fernere Feststellung Dubois', daß das Gewebe einer Wunde oder auch das durch einen äußeren Reiz ausgedehnte Gewebe von Thieren und Pflanzen imstande ist, Elektrizität aufzunehmen und zu verbrauchen. Für das Verständniß der Lebensvorgänge in unserm Körper sind solche wissenschaftliche Versuche von wesentlicher Tragweite.

* Historischer Kongreß in Halle. 6. April. In der Vormittagssitzung wurden drei Vorträge gehalten, zunächst von Professor Ulmann (Greifswald) „zur Würdigung der Napoleonischen Frage", worin als die beiden Hauptmittel Napoleons, sich zum Beherrscher Europa's zu machen, einmal die Landung in England und sodann vor allem die Erregung des festländischen Krieges bezeichnet werden und dann nachzuweisen gesucht wird, wie dieser Krieg jene ganze Reihe von Kriegen nach sich zog, die zu Napoleons Untergang führten. — An zweiter Stelle sprach Prof. Gelzer (Jena) über „das Verhältniß von Staat und Kirche in Byzanz", worin die verhängnißvolle Unterordnung der Kirche unter den Staat an einem typischen Beispiele und unter häufiger, gleichsam warnender Anspielung auf die Gegenwart überzeugend dargelegt wurde. Wir erfahren daraus u. a., daß das Konzil von Nicaea ganz nach dem Muster des römischen Senats organisirt war, daß schon Justinian in seiner Eigenschaft als „König-Erzpriester" zahlreiche Bischöfe abgesetzt hat. Nach einer Periode gewisser Freiheit, die sich aus dem vergeblichen Bemühen, Italien bei der griechischen Kirche zu erhalten, erklärte, erfolgte wieder ein gänzlicher Rückfall in das cäsaro-

papistische System, indem man zu der Ernennung von Laienbischöfen schritt, womit dann die griechische Kirche ihre Freiheit endgültig verlor. — Um 12 Uhr folgte der dritte öffentliche Vortrag des Hrn. Dr. Friedjung (Wien) über „das Angebot der deutschen Kaiserkrone an Oesterreich im Jahre 1814". Nachdem bereits 1812 der Freiherr v. Stein die Idee eines österreichischen Kaiserthums geäußert hatte, boten im Jahre 1814 nicht weniger als 52 Fürsten und vier freie Städte dem Kaiser Franz II. die Krone an. Doch scheiterte die Annahme daran, daß Franz mit dem deutschen Kaisertitel auch die militärische Oberhoheit beanspruchte. — In der Nachmittagssitzung behandelte Prof. Heck (Halle) in einem stadtrechtsgeschichtlichen Vortrage über „Stadtbürger und Stadtgericht im Sachsenspiegel" die Charakteristik beider, wie sie der Verfasser des Sachsenspiegels gegeben hat. Redner verbreitete sich besonders über die Stellung des Schulzengerichts, die Frage nach der Existenz eines besonderen städtischen Sendgerichts, über einige besondere Merkmale der sogenannten Pflegschaften und Biergelden sowie über das sonstige Vorkommen von Standesbezeichnungen und entwickelte schließlich den historischen Zusammenhang der Standesgliederung im Sachsenspiegel, die sich darstelle als die altsächsische Standesgliederung, wie sie durch die städtische Entwicklung, besonders in Bezug auf den Gerichtsstand, modifizirt worden war.

* **München.** Am 28. d. M. findet hier die Eröffnungsfeier des zahnärztlichen Universitäts-Instituts statt. Als Leiter wurde Zahnarzt Prof. Dr. Berten aus Würzburg berufen, als Dozenten: Hofzahnarzt Dr. Walkhoff aus Braunschweig und Privatdozent Zahnarzt Dr. Pert aus München.

* **Heidelberg.** Der Privatdozent der Psychiatrie Dr. Gustav Aschaffenburg an der hiesigen Universitäts-Irrenklinik wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

* **Freiburg i. Br.** Dr. Mathias Schlegel, Privatdozent und Assistent an der thierhygienischen Abtheilung des hygienischen Instituts der hiesigen Hochschule, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Potsdam.** Am Montag starb hier Prof. Robert König, bekannt durch seine weit verbreitete „Deutsche Litteraturgeschichte", die ihren Ruf wohl in erster Linie ihren reichlichen Illustrationen verdankt und unverkennbar daran erinnert, daß der Verfasser zunächst Töchterschulrektor und dann (1864) einer der Begründer und Redakteur des Familienblattes „Daheim" gewesen ist. Von Interesse ist es auch gerade jetzt, daß er bereits vor 30 Jahren eine Schrift „Zur Charakteristik der Frauenfrage" verfaßte.

* **Liegnitz.** Am Freitag starb hier Karl Niffel, Schlesiens ältester Dichter, im 83. Lebensjahre. Er ist der Verfasser einiger jetzt kaum noch bekannter Dramen und Lustspiele und daher nicht zu verwechseln mit dem vor sieben Jahren verstorbenen bedeutenderen Dramatiker Franz Nissel.

* **Wien.** Der Physiker an der hiesigen Universität, Hofrath Prof. Dr. Boltzmann, hat einen Ruf an die Leipziger Universität erhalten und wird demselben Folge leisten.

* **Basel.** An der hiesigen Universität ist der Privatdozent Hr. Dr. O. Janni zum außerordentlichen Professor für Mineralogie und Geologie ernannt worden.

w. **Aus Italien.** Ein sehr wichtiger Gesetzentwurf ist am 6. März der italienischen Kammer zugegangen, über die Praxis auswärtiger Aerzte. Damit hat die Regierung einem dringenden Gesuch Folge gegeben, welches die italienischen Aerzte an sie gerichtet hatten. In den Städten nämlich, die vornehmlich von Ausländern besucht werden, wie Rom, Neapel, Mailand, Venedig u. s. w. siedelte sich nach und nach eine große Zahl fremdländischer und zwar vorzüglich deutscher Aerzte zur Versorgung der Fremdenkundschaft an. Dadurch sahen sich die Inländer zurückgedrängt, und während im übrigen alle möglichen Kreise aus den Fremden Nutzen ziehen, zum Verzicht auf eine sehr ergiebige Erwerbsquelle genöthigt. Die Regierung hat nun als Gesetz vorgeschlagen, daß nur solche Staaten Aerzte nach Italien senden können, welche den italienischen Aerzten gleiches Gastrecht gewähren, und weiter, daß diese Aerzte nur bei Fremden ihre Praxis ausüben können. Nur für den Fall, daß ein Arzt der besonderen Pflege eines Einzelnen oder einer einzelnen Familie sich widmet — man merkt leicht, daß diese sehr dehnbare Klausel zu manchen Streitfragen Anlaß geben kann —, soll einem auswärtigen Arzt die Ausübung seines Berufs in Italien ohne weiteres gestattet sein. — Der bekannte römische Sanskritprofessor A. de Gubernatis, welcher im vorigen Jahr den internationalen Orientalistenkongreß in Rom leitete, feierte am 7. April sein 40jähriges Lehrjubiläum. Da jedoch die Universität zur Zeit geschlossen ist, so wird die öffentliche Feierlichkeit erst nach Ostern, am 21. April, stattfinden. — Auf dem königlichen Schiff „Eridano" hat am 7. April die italienische geologische Gesellschaft eine wissenschaftliche Untersuchungsreise begonnen. Die Leitung hat Pellati, der Vorsteher des staatlichen geologischen Instituts, inne. Die Reise, die nur elf Tage dauern soll, wird zunächst nach Stromboli und dann zu den sicilianischen Küsten gehen. Neben vielen italienischen Gelehrten sind auch zahlreiche Ausländer an Bord.

* **Kopenhagen.** Die königlich dänische Gesellschaft der Wissenschaften nahm in ihrer letzten Sitzung u. a. folgende Gelehrten als auswärtige Mitglieder auf: Prof. H. Usener (Bonn), Prof. W. Flemming (Kiel), Prof. H. Dohrn, Gründer der biologischen Station zu Neapel, Prof. W. Engelmann (Berlin), den Direktor des königlichen Instituts für experimentelle Therapie Prof. Ehrlich (Frankfurt a. M.), den Direktor des Geodätischen Instituts in Potsdam, Prof. Dr. Helmert.

* **Paris.** In der Pariser „Akademie der Inschriften" sind kürzlich interessante Mittheilungen über neue Funde aus Karthago, der alten phönizischen Niederlassung in Tunis, gemacht worden. Es handelt sich dabei um mehrere kleine Goldetuis, die auf der Oberseite einen Löwen- oder Katzenkopf tragen und im Innern kleine goldene oder silberne Plättchen enthalten, auf welchen mythologische Darstellungen und Begräbnißscenen eingravirt sind. Vermuthlich wurden diese Etuis als Amuletbehältniß am Halse getragen. Sowohl in der Art der Gegenstände selbst wie in der Behandlungsweise ist ein ausgesprochen orientalischer Einfluß zu erkennen. Die stets gleiche Anordnung, in der die Figuren auf den verschiedenen Plättchen sich folgen, zwingt zu dem Schluß, daß diese Ordnung durch ein Begräbnißritual festgesetzt war und daß man es hier mit der Darstellung eines Trauerzuges zu thun hat, der den entsprechenden Darstellungen auf ägyptischen Alterthümern sehr ähnlich ist. Wichtig war die Entdeckung und zum Theil geglückte Entzifferung des auf einem dieser Plättchen eingravirten Textes. Derselbe lautet: „Schütze und bewahre Hillesbaal den Sohn von Aristabaal." Dieser Text gibt den Schlüssel zu zwei anderen bisher noch unerklärten Inschriften, die auf zwei in Sardinien entdeckten Plaquetten sich vorfanden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Anna Bernau: Kann es Grenzen der Pietät geben? Vortrag. Berlin, Ferd. Dümmler 1900. — Meinr. Sadil: Tantalos. Tragödie. Wien, Carl Gerolds Sohn 1900. — Markus Pollwein: Gesetz, betreffend die Ausübung der Jagd nebst dem Gesetz betreffend den Ersatz des Wildschadens nach dem Stande des vom 1. Jan. 1900 ab geltenden Rechts. 4. Aufl. München, C. H. Beck (Oskar Beck) 1900. — H. Frhr. v. Friesen: Die Familienanwartschaften in ihrer geschichtlichen Entwicklung und volkswirthschaftlichen Bedeutung. Dresden, v. Zahn u. Jaensch 1900. — Dr. Friedr. Stein: Die Kunst der Rechtsprechung. Vortrag. Ebenda 1900. — Dr. K. Duden: Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 6. Aufl. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1900. — Meyers Sprachführer: Französisch von Emil Pollak. 3. Aufl. Ebenda. — Meyers Reisebücher: Paris und Nordfrankreich. 4. Aufl. Ebenda. — Adele Hindermann: Bühnenvölkchen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1900. — Joh. Richard zur Megede: Felicie. Ebenda. — O. v. Leitgeb: Das Gänsemännlein. Ebenda. — Das Thierreich. Lieferung 81—100. Verlag von J. Neumann, Neudamm. — Marie Madeleine: Auf Kypros. Berlin, Deutsches Verlagshaus 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 11. April. Nummer 84.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus Westindien und Nordamerika.[1])

Reiseskizzen eines Naturforschers.

Von Dr. Franz Doflein.

XIV. Westindische Rassenprobleme.

Ueber die Bewohner Westindiens und des südlichen Theils der Vereinigten Staaten sind schon dicke Bücher geschrieben worden und es wird auch in Zukunft noch mancher ernsthafte Mann ein Stück seiner Lebensarbeit auf die Lösung der schwierigen „Völkerfragen“ dieser Gebiete verwenden. Man wird sich auch wohl mit der Zeit über die Geschichte und den Grund der Bevölkerungsverhältnisse einigen, auch darüber, daß diese eine gedeihliche Entwicklung des Landes hemmen. Ob aber ein Mann kommen wird, welcher eine praktische Lösung dieser schwierigen Probleme findet, das ist sehr fraglich.

In den nachfolgenden Zeilen will ich nur meine Eindrücke niederlegen, wie sie mir noch frisch in der Erinnerung leben; ich habe trotz der kurzen Dauer meines Aufenthalts so viele Vertreter der verschiedenen Rassen kennen gelernt, daß ich mir wohl ein persönliches Urtheil bilden konnte. Ich kann wohl zu den einzelnen Fragen, z. B. zur Negerfrage Stellung nehmen, aber zu den verschiedenen Vorschlägen einer mehr oder weniger radikalen Lösung derselben kann ich nichts neues vorbringen. Dazu reichen meine Kenntnisse von Land und Leuten nicht aus.

Die Rassen, welche für Westindien in Betracht kommen, sind Weiße, Kreolen und Neger (sammt Mischlingen). Im Gegensatz zum Festland Nord- und Südamerika's gibt es keine Indianer, keine Ureinwohner mehr. Die Ausrottung der Antillenbewohner, besonders der Karaiben, ist eine allbekannte Thatsache. Weniger bekannt dürfte es sein, daß sich in Westindien noch zwei Kolonien von amerikanischem Stamme befinden, welche gemeiniglich als Karaiben bezeichnet werden. Reine Abkömmlinge der Ureinwohner Westindiens werden es wohl nicht sein; immerhin sind es aber Volksreste von ausgesprochen indianischem Typus, welche durch ihre Sitten, Häuser, Waffen und Geräthe ein ganz eigenartiges Element im heutigen Westindien darstellen. Die eine dieser Kolonien ist in Dominica; ich hatte aber keine Gelegenheit sie zu besuchen. Die Kolonie soll zur Zeit etwa 70 Köpfe stark sein, ist aber offenbar dem Aussterben geweiht.

Fast sollte man das gleiche von ihren Verdrängern, den Weißen, glauben. Nach einem unglaublichen Aufblühen in vergangenen Jahrhunderten, ist die Bevölkerungszahl der Weißen Westindiens im 19. Jahrhundert konstant zurückgegangen. Heutzutage hat man fast den Eindruck, als hätten die Europäer Westindien von den Rothhäuten gesäubert, um den Schwarzen Raum zu schaffen.

Die Plantagenarbeit wird hier und da, so besonders in Trinidad von Kulis geleistet, welche meist aus Indien stammen. Auf den großen Antillen gibt es auch schon Chinesen; aber diese asiatischen Einwanderer sind noch in sehr geringer Zahl vorhanden. Auch in Martinique gibt es schon eine kleine Kolonie von Kulis.

Wenn wir die übrige Bevölkerung von Westindien betrachten, so müssen wir Neger, Mischlinge, Kreolen und Weiße (d. h. direkt eingewanderte Europäer und Nordamerikaner) getrennt aufführen.

Ich beginne mit den Letzteren, weil ich von ihnen wenig zu sagen habe. Sie repräsentiren die Eigenschaften jeweils des Volkes, dem sie angehören, manchmal in etwas prononcirter Form, wie es eben die freieren Daseinsformen dieser halb kultivirten Länder mit sich bringen. Schon äußerlich zeigen die einzelnen Kolonien selbst dem Durchreisenden erkennbar die Spuren, welche die Eigenart des regierenden Volkes ihnen aufgeprägt haben: Mangel an Sauberkeit, geringere Disciplin, Vernachlässigung in vieler Beziehung in den Kolonien romanischer Völker, Reinlichkeit, sanitäre Vorkehrungen, geordnete Verwaltung, aber auch oft ein quälender und nutzloser Bureaukratismus in den germanischen. Diese Gegensätze sind fast gänzlich verwischt, wo das kreolische Element in der herrschenden Klasse die Mehrzahl hat.

Die Kreolen bezeichnen sich selbst als reine Abkömmlinge von weißen Vorfahren, welche mindestens schon drei Generationen in den Tropen leben. Das ist auch die eigentliche Bedeutung des Wortes; in der Praxis rechnet man oft auch Mischlinge mit ganz geringer Blutmischung noch zu Kreolen, etwa Kinder von Weißen und Quadronen. Es ist selbstverständlich, daß die Kreolen zunächst in ihren physischen wie psychischen Merkmalen demjenigen Volk entsprechen, welchem sie der Abstammung nach angehören. Man kann demnach englische, französische, spanische, dänische u. s. w. Kreolen unterscheiden. Aber der Generationen hindurch währende Aufenthalt in den Tropen hat auf die Mitglieder der einzelnen kaukasischen Völker einen deutlichen Einfluß geübt, sodaß sämmtliche Kreolen einen ziemlich einheitlichen Typus darstellen. Wie der langjährige Bewohner Westindiens die einzelnen Kreolennationen leicht unterscheidet, so fallen dem Reisenden vor allem die gemeinsamen Züge derselben auf.

Für den Charakter der Kreolen scheint mir die Erklärung zum Theil in dem nämlichen Moment zu liegen, welches auf den Charakter jedes einzelnen Individuums kaukasischer Abstammung bei längerem Aufenthalt in den Tropen einwirkt, nämlich in der Lähmung der Energie

[1]) Vergl. Nr. 267 u. 282 der Beilage v. J. 1898 u. Nr. 10, 57, 66, 88, 107, 115, 150, 169, 178, 224 u. 294 d. J. 1899.

durch Klima und Lebensweise. Der Kreole kann wohl mit plötzlich aufflackernder Thatkraft etwas unternehmen, selbst in einem gewissen Fortschritt treiben, in 99 Fällen von 100 wird aber seine Spannkraft bald nachlassen, das blühende Unternehmen einem Anderen in die Hände fallen oder zugrunde gehen. Mit den Generationen wächst der Hang zur Beschaulichkeit, wird er selbst zur ausgesprochenen Trägheit. Mit den letzteren Eigenschaften steigert sich die allgemeine Indolenz, welche wiederum eine große Genügsamkeit als bedeutsames Charakteristikum mit sich bringt. Der Kreole besitzt alle jene Eigenschaften, welche für träge Völker bezeichnend sind: Leidenschaftlichkeit, Rachsucht, Grausamkeit, stark entwickelte Sinnlichkeit auf der einen, Genügsamkeit, Neidlosigkeit, und eine weitgehende Temperamentsgutmüthigkeit, welche wohl zu unterscheiden ist von Charaktergüte, auf der anderen Seite.

Wie auf den Charakter, so hat die Tropennatur auch auf die körperlichen Eigenschaften der Abkömmlinge der verschiedenen europäischen Nationen einen ausgleichenden Einfluß geübt.

Dies gilt sogar für die Kreolen germanischer Abstammung; es gibt deren allerdings viel weniger als romanische, einmal weil die englischen, holländischen und dänischen Kolonien weniger und kleiner sind, und dann, weil die größere Beweglichkeit und Heimathsliebe der germanischen Rassen den generationenlangen Aufenthalt in den Tropen seltener machte; auch die größere Seetüchtigkeit und geringere Anpassungsfähigkeit der letzteren an heiße Klimate spielte dabei eine Rolle.

Die romanischen Rassen, welche für das Tropenleben viel geeigneter waren, bildeten alle sehr schnell Kreolenstämme; so geeignet sich diese Rassen auch zur Kolonisation und zur Assimilirung der einheimischen Volkselemente erwiesen, so wenig betheiligten sie sich am Fortschritt der Kultur. Sie sind sämmtlich ausgezeichnet durch ein Zurücksinken in der Richtung auf den Zustand von Naturvölkern, durch ihren Austritt aus den Reihen der Konkurrenzvölker. Am weitesten in dieser Beziehung sind wohl die Portugiesen der östlichen Tropen gegangen.

Im Süden der Vereinigten Staaten hatten die Franzosen und Spanier sich zu kreolischen Rassen umgewandelt; besonders von den ersteren existiren noch deutlich erkennbare Reste. Viel weniger kann man dies von den Angelsachsen behaupten, dazu mag vor allem der offene Zusammenhang mit dem Norden und die Unstätigkeit derselben beitragen, welche eine fortwährende Mischung und Blutauffrischung in der Bevölkerung herbeiführen. Als besondere Erscheinung erhielten sich die Kreolen nur so lange im Süden der Vereinigten Staaten, als diese nach Norden isolirt waren, in ihren Verkehrsverhältnissen also den Inseln Westindiens glichen, deren stagnirendes Leben die Einwohner fast von der Außenwelt abgeschnitten erhielt. Die Occupation der beiden großen Antillen Cuba und Portorico durch die Amerikaner, werden vielleicht ganz neue Verhältnisse schaffen.

Die Bildung tropischer Rassen aus den normanischen Einwanderern, besonders deren Charakterbildung, ist aber auch durch den Einfluß der Neger bedingt. Völker werden niemals in engem Verhältniß zusammenwohnen, ohne daß, ganz abgesehen von den Vermischungen, eines auf das andere einwirkt. Auch in dieser Beziehung verhalten sich Germanen und Romanen verschieden. Jedem Reisenden fällt das vollkommen verschiedene Auftreten der Weißen gegen die Neger in den englischen und in den französischen oder spanischen Kolonien auf. Der Germane ist immer der Herr, während der Romane sich gleichordnet. Aeußerst bezeichnend ist ja die Zulassung der Neger zu allen öffentlichen Aemtern in den französischen Kolonien, wovon nachher noch die Rede sein wird.

Wiederholt haben geistreiche Schriftsteller schon die Theorie aufgestellt, daß die Kulturvölker Südeuropa's ihre jeweilige Blüthe nur dem Einfluß fremder Eroberer, besonders nordischer Einwanderer zu verdanken gehabt hätten. Mit der erfolgten Aufsaugung des fremden Blutes und dem Aussterben der beherrschenden Rasse, sei die alte Volksschicht wieder zur Geltung gelangt und damit die niedrigere Kultur. Was ich von den Kreolen kennen gelernt habe, ist fast geeignet, eine solche Theorie zu unterstützen: nicht nur gesunkene Kultur, sondern sogar Einfluß der niederen Rasse, der Neger, auf die isolirten Romanen ist deutlich erkennbar.

In vielem erinnern die Kreolen an Südeuropäer, besonders an die Italiener der vernachlässigten südlichen Provinzen. Schöne Gestalten und schöne Köpfe sind unter der Jugend beider Geschlechter häufig. Die Formen und Bewegungen sind graziös und einnehmend: aber was für den Charakter gilt, hat auch auf das Körperliche seine Anwendung, die schönen Formen versinken in einem allzu jugendlichen Alter schon in Fett, zu welchen in selteneren Fällen eine krankhafte Dürre den Kontrast bildet.

Das gesetzmäßige Fettwerden wird vielfach wie ein unabwendbares Verhängniß betrachtet: Man muß das Leben genießen, tanzen, sich freuen, ehe man fett wird! Dies äußerte mir gegenüber einmal eine sehr liebenswürdige Wirthin, welche dem bezeichneten Loose bereits verfallen war.

Die Kreolinnen jüngeren Alters, besonders diejenigen der Uebergangsperiode, haben aber infolge ihres prachtvollen Wuchses, ihrer eigenartigen Schönheit und nicht zuletzt ihrer starken Sinnlichkeit, wenn sie nach Europa kommen, stets eine große Rolle gespielt. Sie haben als „Rasseweiber" in den Pariser Salons jene unerhörten Erfolge gehabt, welche nicht nur durch die Schilderungen der Romanschriftsteller, sondern auch infolge ihrer politischen Beziehungen allgemein bekannt geworden sind. Die berühmteste Kreolin ist die Kaiserin Josefine gewesen, deren marmornes Denkmal in Fort de France auf Martinique auch ein Zeugniß verschwundener Herrlichkeit ist. Denn von den Kreolinnen, welche heutzutage aus den westindischen Kolonien nach Paris kommen können, sind nicht mehr viele geeignet, eine große Rolle in der Gesellschaft zu spielen.

In ihrem Charakter war Josefine eine echte Kreolin, vor allen Dingen zeigte sich dies in ihren zahlreichen Liebesaffairen. Denn Sinnlichkeit, bald verhalten, bald schrankenlos hervorbrechend, ist ein bezeichnendes Merkmal des Kreolen. Ich werde nie den Eindruck vergessen, den mir die danses créoles machten, als ich sie in Martinique zum erstenmal sah. Diese Tänze haben in ihren Formen und Rhythmen nicht viel originales; sie sind eine Vermischung der europäischen Rundtänze mit Negerbewegungen. Was sie aber von den Tänzen selbst der heißblütigsten Südeuropäeer unterscheidet, ist der offen zur Schau getragene Zweck dieser Tänze: die bis aufs äußerste allmählich sich steigernde sinnliche Erregung. Welche kulturgeschichtliche Entwicklung zeigt uns eine Ethnographie des Tanzes von den religiösen Zeremonien des Alterthums durch das Stadium unsrer konventionellen Halbheiten bis zu diesen kreolischen Tänzen, welche allerdings von gewissen Tänzen der Japaner noch übertroffen werden sollen!

Die starke Sinnlichkeit läßt bei den übrigen erwähnten Charaktereigenschaften der Kreolen voraussetzen, daß

die geschlechtliche Moral nicht sehr hoch entwickelt ist. Die Ehen sind selten in unserm Sinn glücklich zu nennen, obwohl vielfach beide Theile sich gar nichts besseres zu wünschen scheinen. Speziell in Martinique zeitigen diese Verhältnisse zusammen mit dem kolonialen Provinzialismus seltsame Früchte. Maitressenwirthschaft ist etwas ganz allgemeines. Da wollen manche hinter den gerühmten Pariser Vorbildern nicht an Lasterhaftigkeit zurückbleiben und vernachlässigen aus reiner Thorheit ihre schöne junge Frau um einer häßlichen Maitresse willen 2c., Verhältnisse, die übrigens dem Mitteleuropäer nicht rein kreolisch erscheinen.

Bezeichnend ist aber, daß diese Verhältnisse in Westindien für etwas selbstverständliches gehalten werden; es kommt selbst vor, daß sie in Gegenwart des Fremden von Frauen und Mädchen besprochen werden. Noch heute haben besonders die jungen Leute auf dem Lande, in den Plantagen, ihre schwarzen Maitressen, auch verheirathete Männer nicht selten eine Anzahl Nebenfrauen, alles Verhältnisse, die ihren Ursprung in die Zeit der Sklaverei datiren, die aber nach deren Aufhebung als bequem und angenehm beibehalten wurden. Sie finden zum Theil auch ihre Erklärung in der geringen moralischen Differenzirung der Negerinnen.

Je mehr ich von diesen Einzelheiten des Kreolencharakters mittheile, umso mehr beschränken sie sich fast ausschließlich auf die romanischen Kreolen; die geringen Mengen, welche man heutzutage noch als germanische Kreolen unterscheiden kann, verhalten sich in vielen Beziehungen anders.

Am deutlichsten äußert sich dies am Zusammenleben mit der schwarzen Rasse. Nicht nur im Auftreten gegen dieselbe, was ich oben schon erwähnt; sondern auch in der ganzen Lebensführung, in der Fürsorge und in der Beurtheilung. Der Romane behandelt den Neger als fast ganz Gleichgeordneten, er empfindet in ihm nicht eine fremde Rasse in dem Grad, wie es der Germane thut. Die Abkömmlinge der am stärksten durchmischten Rassen unsres Kontinents, die Sizilianer und Südspanier, empfinden gar keinen Gegensatz mehr: sie theilen ohne Rückhalt Freude, Laster, Verbrechen, Haß und Liebe mit dem Neger.

In den romanischen Kolonien ist denn auch die Blutmischung zwischen weißen und farbigen Rassen am weitesten gegangen. Wie die südamerikanischen Republiken in der Mehrzahl als Mestizenstaaten bezeichnet werden können, deren Bevölkerung durch Vermischung von Indianern und Spaniern oder Portugiesen entstanden sind, so werden Cuba, St. Domingo, Porto Rico und eine Reihe der kleineren Inseln vorwiegend von Mulatten, Mischlingen zwischen Negern und Spaniern oder Franzosen bewohnt. Wie aber die Nachbarrepublik von St. Domingo: Haiti eine fast reine Negerbevölkerung beherbergt, so verhält es sich auch ähnlich mit manchen der kleineren Inseln, wo die reinen Neger die Mischlinge überwiegen. Es fällt dies schon dem Durchreisenden auf, wenn sich um das Schiff die Negermenge bettelnd oder ihre Dienste anbietend tummelt, daß beispielsweise in St. Lucia, Dominica der Durchschnitt der Bevölkerung schwärzer ist, als in den Knotenpunkten des westindischen Handels, so in Barbados, in St. Thomas. In Martinique fiel es mir auf, daß je weiter man aufs flache Land hinauskommt, desto seltener die Mulatten werden. Auch soll nach der Erfahrung der Kolonisten seit der Abnahme der weißen Bevölkerung die Durchschnittsfarbe der Bevölkerung wieder dunkler werden, was ja leicht verständlich ist.

Der Gesammteindruck Westindiens ist der eines von Negern bewohnten, von Weißen kolonisirten Landes. Wie diese Thatsache in der Geschichte ihre Begründung findet, das brauche ich nicht zu erörtern, das kann man bereits in vielen Handbüchern ausführlich dargelegt finden. Eine andere Frage ist, ob — abgesehen von dem Wege, auf dem es geschah — es für diese reichen Länder ein Segen genannt werden kann, daß ihre Gebiete statt mit den ernsten zeremoniellen Indianern mit den kindlichen fröhlichen Negern erfüllt worden sind. Die Erfahrungen in den Vereinigten Staaten sprechen dafür, daß die Indianer im Ganzen genommen sich nicht kulturfähig erweisen, während die Neger eher geeignet scheinen, aber auch als eine Last und eine Gefahr empfunden werden. Für beide Völker liegen aber in Westindien die Verhältnisse anders. Einmal handelte es sich um südamerikanische Indianer, welche bei der Vermischung mit Romanen eine Rasse liefern, die zwar noch nicht der Freiheit würdig, aber doch in hohem Grade kulturfähig ist und eine sichere Zukunft hat und verdient. Aus ihren Reihen waren ja bereits vor dem Eindringen der Europäer Kulturvölker entstanden. Dann aber sind die Neger in den Vereinigten Staaten zum Theil in Gegenden ausgebreitet, wo auch der weiße Mann arbeitend sein Leben in Gesundheit verbringen kann. Das gilt für Westindien nicht. An sich also wäre die Negerbevölkerung dort erwünscht, da die indianische Bevölkerung nun einmal nicht mehr existirt. Aber nur unter der Voraussetzung, daß sie nicht eine Freiheit genießen, von der sie keinen Gebrauch zu machen verstehen. Ich meine damit nicht, daß sie ihre persönliche Freiheit nicht haben sollten, aber mit politischer Freiheit ist ihnen nicht gedient; im Gegentheil, das Land, in welchem sie politische Rechte und Freiheiten thatsächlich genießen (nicht nur dem Wortlaut des Gesetzes nach besitzen, wie in den Vereinigten Staaten), kommt zurück. Neger als Beamte sind fast immer lächerliche Figuren: prahlerisch und dabei ohne Festigkeit, machen sie stets den Eindruck von Kindern, welche wenig erzogen sind. In Martinique bekommt man viel von der schwarzen Mißwirthschaft zu hören und zu sehen. Es gibt da schwarze Verwaltungsbeamte und Richter, die Gemeindevertretungen, von meist schwarzen Wählern gewählt, bestehen meist aus Negern. So hört man denn oft davon erzählen, daß ein schwarzer Richter niemals einem Weißen recht gäbe; daß dadurch bei der bekannten Ungenauigkeit der Neger in der Frage des Mein und Dein besonders die geschäftlichen Verhältnisse sehr leiden, ist selbstverständlich.

Ein Fall von Gemeindeverwaltung ist mir aus Martinique deutlich in Erinnerung geblieben; er verdient aufgezeichnet zu werden. In einem Städtchen im Süden der Insel gibt es keine öffentliche Uhr. Die Fischer des Ortes sind darüber sehr unglücklich, sie müssen in der Nacht, ehe die Fluth einsetzt, zum Fischfang aufbrechen. Aber sie haben im Innern der Bucht keinen Anhaltspunkt für die Zeit. In derselben Ansiedlung ist vor Jahren der Eimer in die öffentliche Cisterne hinuntergefallen; Jedermann zieht seitdem seinen Krug an einem Strick in die Höhe; die Cisterne wird aufs äußerste verunreinigt. Die schwarze Gemeindevertretung hat aber kein Geld für diese nothwendigen kleinen Ausgaben; wohl aber sind 300 Fr. Subvention bewilligt, damit jeden Sonntag eine Tonne mit Eis in den Ort geschafft werde; auf Eis sind ja wie die Sicilianer, alle Tropenbewohner der Kolonien sehr versessen. Gleichen aber nicht dennoch diese Maßregeln denen von regierenden Kindern? Ich könnte diesen Thatsachen noch eine Reihe anfügen, begnüge mich aber mit dem Ausspruch eines Martiniquers über Wahlangelegenheiten. Als ich mich auf der Insel aufhielt, nahte die Zeit einer Neuwahl. Da die Insel thatsächlich,

wie die westindischen Kolonien aller übrigen Mächte, ein wenig vom Mutterland vernachlässigt wird, so hat man eine Menge Klagen. Man war daher mit dem Abgeordneten von Südmartinique sehr unzufrieden, da er seit 10 Jahren in der Kammer niemals gesprochen und nicht das Geringste für das Land gethan habe. Man war also entschlossen, ihn nicht wieder zu wählen; es war eine Wählerversammlung, viele Wahlberechtigten besuchten dieselbe, voll guter Vorsätze, dem Mann den Standpunkt klar zu machen. Als man wieder herauskam, hatte man punch colonias und Sekt getrunken, und als ich einen Mann nach dem Ergebniß fragte, sagte er: „Was wollen Sie? Wir werden ihn wieder wählen, er hat versprochen, sich den Weg zur Tribüne zu bahnen."

Als ich nachts im Dampfer der Küste von Guadeloupe entlang fuhr, hörte man an verschiedenen erleuchteten Stellen Trommelgetöse und Schreien der Menge. Auf meine Frage erhielt ich die Auskunft: Es ist die Zeit vor den Wahlen. Da geben die Kandidaten Feste, dazu holen die Neger ihre afrikanischen Trommeln hervor, führen ihre Tänze auf, und wer den Rum bezahlt hat, den wählen sie. Das erzählte mir ein Mulatte, der Advokat in St. Pierre war.

Trotzdem können wir an manchen Orten sehen, daß die Neger unter einer strengen Aufsicht Gutes leisten. Wir kennen ja aus der Zeit der Sklaverei hinreichend viele derartige Fälle. Die anderen Fälle tüchtiger Arbeit von freien Negern in den Vereinigten Staaten lassen sich deßwegen nicht zum Vergleich heranziehen, weil sie sich in dem üppigen Tropenklima, das ihnen keine Bedürfnisse auferlegt, viel mehr gehen lassen. Sie unterliegen nicht dem Zwang, fürs Leben zu arbeiten, und so arbeiten sie auch nur mit Unterbrechungen.

Daß Mulatten und Neger in politischer Beziehung sich nicht sehr unterscheiden, beweisen die Verhältnisse in den Republiken Haiti und St. Domingo. Die Mulatten machen ja immerhin einen geweckteren Eindruck, wenigstens war dies bei den meisten, welche ich kennnen lernte, der Fall; auch sind sie in politischer Beziehung ein klein wenig klarer und vielfach mehr real angelegt.

Was aber die Neger noch weiter gegenüber den südamerikanischen Mestizen zurückstehen macht, ist der Umstand, daß sie eine Kulturstufe, die sie erreicht haben, nicht zu erhalten vermögen, wenn nicht der weiße Schulmeister beständig hinter ihnen steht. In Mexico hat man den nicht zu leugnenden Eindruck, daß die Kultur jetzt wenn auch langsam, so doch deutlich vorwärts geht. Die Indianer und Mestizen haben ein konservatives Element in ihrer Natur, welches sie einmal erworbene Fortschritte zäh festhalten läßt. Man denke nur an die vielen kleinen indianischen Industrien. Soweit, daß sie ein kleines Quantum dieses konservativen Geistes auch in die Politik einführten, sind sie allerdings noch nicht gelangt.

Der Neger ist viel zu wenig ernst, weil zu sehr Kind, um etwas erworbenes leidenschaftlich festzuhalten; er ist ja auch in der Regel gar nicht habgierig, vor allen Dingen aber nicht sparsam. In Westindien glaubt man oft sich nach Afrika versetzt zu sehen, wenn man im Wald eine Ansiedlung von Negern antrifft. Eine palmblattgedeckte Hütte, um welche Hühner und Schweine sich tummeln, nackte Kinder im Schatten der Banane; was fehlt noch als ein Krieger mit wildem Speer und Schild! Nun, wenn der Besitzer der Hütte mit einem mächtigen Buschmesser in der Hand hervortritt, in lumpige Kleider gehüllt, welche der Dornbusch des Urwalds zerriß und dem Fremdling aus einer mächtigen Kalebasse Wasser zu trinken anbietet, so werden wir vergeblich nach Kulturspuren suchen welche ihn von seinem Kameruner Vetter unterscheiden. Eine Menge der Neger Westindiens ist thatsächlich wieder verwildert, und nur die geographischen Verhältnisse verhindern es, daß noch an anderen Orten wilde Stämme, wie die Boschneger in Surinam entstanden sind. Auf den kleinen Antillen findet man seltener Dörfer als Ansiedelungen einzelner Familien mitten in den Wäldern. Auf Martinique begegnete ich ihnen öfters, besonders in den Bergen. Primitivere Behausungen finden sich kaum bei den ursprünglichen Wilden, denen doch gewisse kunstgewerbliche Erzeugnisse wenn auch noch so einfacher Art, eigen zu sein pflegen. Den höchsten Luxus, der mit Stolz gezeigt wurde, bezeichnete eine ganz aus alten Konservenbüchsen gebaute Hütte.

Noch weiter ist ja die Verwilderung in Haiti gegangen, wo ein tieferes Hinterland die stete Berührung der Küste mit der Außenwelt in ihrer Wirkung hemmt. Dort ist sogar diejenige Erwerbung der Neger, welche sie sonst, allerdings rein äußerlich, festzuhalten pflegen, das Christenthum, verloren gegangen. Vielfach huldigen die Haitaner einem durchaus afrikanischen Fetischismus, der meist auch mit einem fanatischen Fremdenhaß verbunden zu sein pflegt. So ist es gekommen, daß im Innern Haiti's das Reisen heutzutage gefährlicher geworden ist, als zur Zeit des Columbus.

Die furchtbaren Kämpfe, unter denen sich die haitianischen Neger ihre Freiheit erkämpften, sind zum größten Theil, trotz Körner und vieler deutschen Schriftsteller und Dichter, aus dem Gedächtniß der jetzigen Generation verschwunden. Wiederholungen ähnlicher Kämpfe an verschiedenen Orten sind aber immer noch möglich, obwohl das Fehlen des Moments der Sklaverei niemals mehr eine solche Erbitterung aufkommen lassen wird, wie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Immerhin besteht noch das Gefühl einer sozialen Abhängigkeit der Schwarzen von den Weißen und ein ausgesprochener Rassengegensatz. In den Vereinigten Staaten existirt zwar kaum eine offene und direkte Gefahr, aber die soziale und nationale Gefahr ist um so größer.

In Martinique ist es in den letzten Wochen zu blutigen Zusammenstößen zwischen strikenden Plantagenarbeitern und Militär gekommen. Die Regierung leugnet zwar, daß dabei Rassengegensätze in Frage kommen. Wer aber Westindien kennt, der weiß genau, daß wenn Schwarze und Weiße sich gegenüberstehen, Rassengegensätze stets eine ausschlaggebende Rolle spielen. Es mag ja das soziale Moment im Augenblick auf Martinique vorwiegend in Betracht kommen. Die Plantagenarbeiter erhalten dort nach meinen Notizen 60 bis 80 Centimes im Tag; da das koloniale Geld weit unterm Kurs steht, bedeutet das in unserm Geld 40 bis 60 Pfg. Selbst in einem tropischen Land muß die geringste Lebensmittelvertheuerung bei einer solchen Bezahlung zu Noth führen.

Wenn ich mich aber erinnere, wie selten ich Neger dort habe gut behandeln sehen, ich meine nicht nach Laune, sondern konsequent gut, wie oft ich Empörung und Erbitterung gegen die „Herren" sah, so muß ich betonen, daß sich hier die Rassengegensätze in unheilvoller Weise mit den sozialen verschmelzen. Ein Plantagenbesitzer geht mit seinen Arbeitern nicht viel besser um als mit Sklaven. Sie werden geknufft und gestoßen, es wird sehr viel von ihnen verlangt, bei geringen Verstößen wird ihnen von dem geringen Lohn auch noch abgezogen. Dabei verfügt der Herr meist ziemlich frei über die Frauen und Mädchen. Das alles reizt die schwarze Arbeiterbevölkerung gegen die Herren, welche so gut wie ausschließlich Weiße sind. Das Verhältniß zwischen den besser gestellten Schwarzen, besonders den Beamten und

den Weißen, ist, wenn überhaupt, nur äußerlich ein gutes, meist das denkbar schlechteste.

Ich bin der Ansicht, daß es in Westindien an den meisten Orten nur an Führern und an Agitation fehlt, um häufige Aufstände hervorzurufen. Daher sind solche Strikebewegungen sehr gefährlich, weil sie leicht einmal die ganze Rassenfrage in Bewegung setzen können. Wenn die Nordamerikaner bei den von ihnen „befreiten“ Negern und Mulatten Cuba's und Portorico's jetzt auf so viele Schwierigkeiten stoßen, wenn sie ja am Ende mit neuem bewaffneten Aufstand zu thun haben werden, so darf man sicher sein, daß ebenso, wie bei dem Aufstand gegen Spanien nicht die geringste Schuld daran die Rassenfeindschaft der Farbigen gegen die Weißen trägt.

Hindernisse der deutschen Binnenschiffahrtsbewegung.

Von M. v. Eyth.

II.

So viel über dieses allgemeinste und wie ich glaube, bedeutendste Hinderniß, das der Binnenschiffahrtsentwicklung im Wege liegt. Lassen Sie mich im Gegensatz hiezu kurz auf eine örtliche Schwierigkeit eingehen, die uns in Süddeutschland an der Schwelle des Jahrhunderts bedroht und von fast gleich einschneidender Bedeutung werden kann, wenn sie allzulange unbeachtet bleiben sollte.

Mit dem Schicksal der Donau hängen alle Interessen des Binnenwasserverkehrs, die Bayern je gehabt hat und haben wird, aufs engste zusammen. Wenn diese auch heute noch quantitativ gering zu sein scheinen, so könnten sie doch in den kommenden Jahrzehnten rascher, als man sich's träumen läßt, von der höchsten Bedeutung werden. Nichts was auf der Donau geschieht, um, von der Sulina-Mündung bis Ulm, die Schiffahrt zu hindern oder zu heben, sollte unser Verein und selbst die hohe Regierung Bayerns unbeachtet lassen.

Zu diesen beachtenswerthen Vorgängen gehört in hohem Grade, was heute am Eisernen Thore vorgeht. — Wohl eine Anzahl der anwesenden Herren hatte im vorigen Herbst im Zusammenhang mit der 4. Jahresversammlung des deutsch-österreichisch-ungarischen Verbands für Binnenschiffahrt Gelegenheit, den gegenwärtigen technischen Stand der Dinge auf der berühmten Strecke kennen zu lernen, welches das wichtigste natürliche Schiffahrtshinderniß der unteren Donau ausmachte. Bezeichnend war, daß der Gesellschaft, welcher von Seiten der ungarischen Regierung mit charakteristischer Gastfreundschaft diese Besichtigung ermöglicht wurde, im letzten Augenblick statt des hierfür bestimmten großen Normal-Dampfers ein kleines Fahrzeug zur Verfügung gestellt werden mußte, weil der Wasserstand in der regulirten Strecke den Gebrauch des größeren Schiffs nicht gestattete. Wem ich auch diesem nicht glücklichen Omen keine allzu große Bedeutung beilegen möchte, so wirft es doch ein bedeutsames Licht auf den Kernpunkt der ganzen Angelegenheit.

Bekanntlich hat Ungarn im Jahr 1881 die Verpflichtung übernommen, die durch internationale Vereinbarungen verlangte Regulirung der Eisernen-Thorstrecke zwischen Moldova und Turn Severin auszuführen. Es handelte sich hiebei innerhalb einer Stromlänge von 107 Kilometer, mit einem Gesammtgefäll von 25 Meter, um die Entfernung von neun Schiffahrtshindernissen, die durch Felsbänke entstehen, welche das Bett des Stroms kreuzen und theils gefährliche Untiefen, theils schwer zu überwindende Strömungen erzeugen. Dieselben sind auf einzelne Punkte des Flußlaufs beschränkt und führen der Reihe nach die Namen Stenka, Cozler, Dojke, Izlas, Tachtalia, Goeben (Brany), Jucz, das Eiserne Thor und das kleine Eiserne Thor. Die Arbeit an diesen Stellen bestand im wesentlichen in Aussprengungen aus dem felsigen Flußbett zur Herstellung eines offenen Kanals von 60 Meter Breite und 2 Meter Tiefe, und dem Einengen und Aufstauen des Stromes unterhalb der so gebildeten Kanäle durch Parallelwerke, um das allzugroße Gefäll an diesen Stellen über eine größere Strecke zu vertheilen, wo dies erforderlich schien. Der technische und finanzielle Muth, der dazu gehörte, dieses gewaltige Unternehmen in Angriff zu nehmen, verdient die vollste Anerkennung. Die rein mechanische Leistung: das Aussprengen von 1,498,000 Kubikmeter Felsen unter und 650,000 Kubikmeter über dem Wasser und der Bau von Leitwerken, die 1,466,000 Kubikmeter Gestein erforderten, war eine Riesenaufgabe an sich. Dabei waren die wichtigsten hydrotechnischen Fragen, deren richtige Beantwortung einen glücklichen Erfolg bedingte, in manichfachster Weise von Zweifeln und Schwierigkeiten aller Art umgeben. Die ganze Maschinerie für die praktische Ausführung mußte erst erfunden und konstruirt werden. Wer je mit der Herstellung von Maschinen zu thun hatte, die einer bisher nicht verlangten Arbeit gewachsen sein müssen, weiß was das heißen will. Kein Urtheilsfähiger kann unter solchen Umständen der technischen Leitung aus der Thatsache einen Vorwurf machen, daß die Kosten des Gesammtunternehmens mehr als das Doppelte des auf 9 Millionen Gulden berechneten Voranschlags erreichten. Selbst die weit schwerer ins Gewicht fallende Thatsache, daß, nachdem alle oder nahezu alle geplanten Arbeiten ausgeführt sind, doch die beabsichtigte Minimaltiefe von 2 Meter nicht bei jedem Wasserstand erreicht ist, darf, wenn wir billig urtheilen wollen, nicht als eine den Technikern zur Last fallende Schuld angesehen werden. Diese Männer hatten eine Aufgabe vor sich, die keiner sicheren Berechnung zugänglich war, für die keine analogen Beispiele in der Geschichte der Technik zu finden waren. Man mußte, selbst gewappnet mit dem besten Wissen von Theorie und Erfahrung, das unsre Zeit bot, an ein Wagniß gehen oder die Sache ruhen lassen. Wenn dann schließlich nicht jede Berechnung mit den erwarteten Ergebnissen stimmte, so war dies unvermeidlich. Zu bewundern ist im Gegentheil, wie nahe diese Ergebnisse an den meisten Stellen den berechneten Resultaten kamen.

Das alles rettet uns aber nicht vor folgenden Thatsachen:

Das zur Regulirung des Eisernen Thors erforderliche Kapital beträgt statt 9 über 18 Millionen Gulden.

Die ungestörte Schiffahrt durch die Eiserne Thorstrecke mit den auf der unteren Donau üblichen Schleppbooten und Dampfschiffen ist bei sehr niederem Wasserstande nicht gesichert. — Hierüber geben die neuesten Bestimmungen der Strompolizei von Orsova einen fast erschreckenden Aufschluß und beweisen zum mindesten, daß das alte Hülfsmittel einer Umladung der Waaren in Orsova, Turn, Severin, Drenkowa oder Bazias nicht aus der Welt verschwunden ist. Bezüglich der Zeitdauer dieser Störungen ist allerdings ein gewaltiger Fortschritt von 80 bis 90 Prozent zu verzeichnen. Aber völlig gelöst ist das Problem der ungehinderten Schiffahrt durch das Eiserne Thor nicht.

Und drittens ist eine ganz unerwartete Erhöhung der Schleppkosten und Erschwerung des Bergverkehrs eingetreten. Die gewaltige Strömung an den eigentlichen Kataraktstellen, die auf eine kurze Stromlänge zu-

sammengedrängt war, konnte früher dadurch überwunden werden, daß der Schleppdampfer mit dem geschleppten Boot durch außerordentlich lange Trosse verbunden wurde, so daß, wenn sich der Dampfer in der Strömung befand, der Schlepp in verhältnißmäßig stillem Wasser lag. Kam dann das geschleppte Boot in die schwierige Strecke, so war der Dampfer schon in ruhigem Fahrwasser oberhalb derselben und konnte seine ganze Kraft zum Schleppen des Anhangs verwerthen. Jetzt ist dies anders. Das starke Gefäll der alten Katarakten ist auf eine vielleicht zehnmal längere Strecke vertheilt. Die Strömung ist entsprechend kleiner, natürlich jedoch noch immer bedeutend stärker als in den normalen Partien des Stromes. Es ist nun aber wegen der großen Länge der rascher fallenden Strecke nicht mehr möglich, Dampfer und Schlepp soweit zu trennen, daß sich nur einer der beiden in der beschleunigten Strömung befindet. So zeigte sich sofort, daß die bisher üblichen Dampfer für die neuen Verhältnisse zu schwach waren und wesentlich stärkere Schiffsmaschinen und größere Schiffe gebaut werden mußten. Statt der erhofften Erleichterung ist in dieser Beziehung eine wesentliche Erschwerung und Vertheuerung des Verkehrs eingetreten.

Ich gehe nicht weiter auf Einzelheiten ein, wozu allerdings die strompolizeiliche Regulirung des Verkehrs in den ausgesprengten Stromstrecken reichlich Veranlassung böte. Denn all dies tritt zurück gegen die am 1. September vorigen Jahres zum Gesetz gewordenen Bestimmungen bezüglich der Gebühren, welche von den das Eiserne Thor passirenden Schiffen erhoben werden.

Um auch hier der Kürze wegen nur das allerwesentlichste zu erwähnen, verlangt die ungarische Regierung:

Für das leere Schiff, nach seiner registrirten Tragfähigkeit 10 Kr. für die Tonne, für die Waaren 90 Kr. für die Tonne.

Nach Angabe der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, welche 70 Proz. des Gesammtverkehrs der unteren Donau in Händen hat und deßhalb wohl wissen dürfte, was sie sagt, hat demnach ein gewöhnlicher großer Schlepp von 650 Tonnen Tragfähigkeit, der 500 Tonnen Getreide führt, für seine Hin- und Rückfahrt 580 Gulden Durchgangsgebühr zu bezahlen, während in letzter Zeit der Reinertrag einer solchen Tour 50 bis 150 Gulden betrug. Wären die neuen Bestimmungen schon im Jahre 1898 in Geltung gewesen, so hätte die Gesellschaft die Summe von 528,758 Gulden zu bezahlen gehabt: eine Summe, mit der selbstverständlich in Zukunft der Verkehr auf der freien Donau belastet werden muß. An Stelle der natürlichen Schiffahrtshindernisse, die die Eiserne Thorstrecke bisher bot, ist nun ein künstliches getreten, das auf den ersten Blick schlimmer erscheint, als alles, was zuvor an der Entwicklung des großen Binnenwasserverkehrs nach dem Orient zehrte.

Wenn die Schiffereiinteressenten mit einem Schrei der Entrüstung in diese neuen Verhältnisse eintraten, so ist dies ebenso begreiflich, wie es schwer zu verstehen ist, daß die an der Donauschiffahrt interessirten Staaten bis jetzt mit Ergebung der Wendung zusahen, die die Dinge in Ungarn genommen haben. Einigermaßen erklärt sich dies, wenn wir die Sache von ungarischer Seite betrachten. Von dort wird gesagt:

Wir haben die ganze Riesenaufgabe übernommen und im Interesse aller Binnenschiffahrt treibenden Uferstaaten mit großen Opfern durchgeführt, so weit dies möglich ist. Wir sind laut früherer internationaler Verträge berechtigt, eine Schiffahrtsabgabe zu erheben, welche das aufgewendete Kapital verzinst und amortisirt. Unter dieser Bedingung haben wir 18 Millionen geopfert. Diese Summe verlangt jährlich 900,000 Gulden an Zinsen (2 Proz.) und Amortisation (1 Proz.), die Abgaben, die wir erheben, bringen nach dem statistisch festgestellten Durchschnittsverkehr der Gegenwart rund 400,000 Gulden. Statt etwas bei der Sache zu gewinnen, verlieren wir somit jährlich 500,000 Gulden. Man kann kaum mehr von uns verlangen.

Billig genug klingt dies, und nur Rumänien und im Hintergrunde Rußland hat, so viel bekannt ist, gegen das ungarische Vorgehen ernstlich Protest erhoben. Die Stellung der ungarischen Regierung scheint fast unanfechtbar. Ihr wunder Punkt, der einige Hoffnung für die abermals schwer bedrohten Schiffahrtsinteressen der Donau verspricht, liegt in der Geschichte der Verträge, die zur Regulirung des Eisernen Thors geführt haben. Sie ist in aller Kürze die folgende:

Im Anschluß an den Frieden von Paris, der den Krimkrieg abschloß, bestimmte die internationale Donau-Schiffahrtsakte von 1857, theilweise frühere internationale oder uferstaatliche Abmachungen bestätigend, die Abschaffung aller Zwangsrechte und Privilegien auf dem Strom, die Beschränkung der Flußschiffahrt auf die Uferstaaten, die Verpflichtung der letzteren, alle in ihrem Gebiet befindlichen Schiffahrtshindernisse zu entfernen, die Berechtigung — mit ausdrücklicher Erwähnung des Eisernen Thors — zur Deckung der hieraus entstehenden größeren Kosten Schiffahrtsgebühren zu erheben. Das sogenannte Londoner Protokoll betraute 1871 Oesterreich, Ungarn und die Türkei mit der Ausführung der Arbeiten am Eisernen Thor. Im Jahre 1878 endlich, nach dem letzten russisch-türkischen Kriege, wurde gelegentlich der Berliner Konferenz diese Arbeit an Oesterreich-Ungarn übertragen. Oesterreich und Ungarn aber vereinbarten nun 1880 unter sich, daß Ungarn allein Rechte und Pflichten der Regulirung in die Hand nahm. War das Doppelreich ohne Zustimmung der übrigen Betheiligten hiezu berechtigt? Ich glaube, nein. Jedenfalls könnte auf Grund der höchst zweifelhaften Gültigkeit dieses Schrittes erörtert werden, inwieweit die ursprünglich Betheiligten das Recht verloren haben, in der Angelegenheit mitzusprechen. Wenn man dieses bedeutsame Recht beanspruchen muß, hat man sich allerdings auch der Pflicht zu erinnern, im Interesse der freien Donauschiffahrt, die für Alle von immenser Bedeutung werden kann, an den Lasten gemeinsam zu tragen, die aus der Regulirung des Eisernen Thors erwuchsen. Ich kann hier nur dem Wunsch Ausdruck verleihen, daß die hohen Regierungen der betheiligten Staaten, die hier allein die Initiative ergreifen können, eine Angelegenheit nicht als gleichgültig und unwichtig betrachten mögen, weil sie augenblicklich keine brennende Bedeutung zu haben scheint. Man erinnere sich des unberechenbaren Schadens, den Deutschland durch die seinerzeit kaum beachtete Auslegung der doppelsinnigen Phrase der freien Rheinschiffahrt jusqu'à la mer erleiden mußte. Wenn in ähnlicher Weise die Sperrung der mittleren Donau der Willkür eines einzelnen Staates preisgegeben scheint, ist es die höchste Zeit, eine der wichtigsten aller Donaufragen wieder auf eine rechtliche Basis zurückzuführen. Auch für Bayern dürfte eine Zeit kommen, wo dies eine wirthschaftliche Lebensfrage wird.

Allerdings liegen uns gewichtige Schiffahrtshindernisse näher, auf die ich hier nicht einzugehen beabsichtige. Die Verhältnisse der oberen Donau litten schwer an dem Mangel von Verständniß für die Bedeutung der Schifferei, welche die Mitte des 19. Jahrhunderts fast überall charakterisirte. Ehe an der Entfernung dieser Hindernisse ernstlich gearbeitet wird, ehe wir uns z. B.

nicht mehr an der Regensburger Brücke stoßen, so oft irgend ein Plan für die Schiffbarmachung der oberen Donau auftaucht, werden wir auf das Wiedererstehen der mittelalterlichen Blüthe der Donauschiffahrt vergeblich warten. Ich weiß, wie sehr an diesem ehrwürdigen Denkmal alter Zeiten das Herz Regensburgs hängt und ich maße mir als Nicht-Bayer das Recht nicht an, hierüber zu urtheilen. Doch darf ich mir wohl erlauben, an ein Beispiel ähnlicher Art zu erinnern, das vielleicht auch in Regensburg schließlich Beachtung und Nachahmung finden dürfte. Ich kenne keine Brücke in der Welt, die Engelsbrücke zu Rom vielleicht ausgenommen, die so sehr mit dem Leben, mit der Phantasie, mit Sage und Geschichte des Volkes verwachsen war, wie die älteste Brücke über die Themse zu London — Old London bridge, mit den malerischen Häusergruppen, die ihre Pfeiler trugen. Aber die Zeit kam, wo die Schiffahrt auf der Themse unter diesem mittelalterlichen Bauwerk litt, und London zögerte keinen Augenblick, von diesem vielbesungenen, vielgeliebten Monument ruhmvoller Jahrhunderte Abschied zu nehmen und an seiner Stelle eine neue, zum mindesten schönere Brücke zu erbauen. Ein lebenskräftiges Volk darf nicht in der Vergangenheit leben, sondern muß für die Zukunft sorgen, und unsre Liebe für die Heimath kann auch in unsern Tagen einen besseren Ausdruck finden, als das Gefühl, das an Steinen hängt.

Es muß das Herz jedes Freundes der Binnenschiffahrt mit Freude erfüllen, daß auch in Bayern die Periode der Gleichgiltigkeit gegen diese das Land so tief berührenden Interessen zu Ende ist, und daß dies in den Bestrebungen für den Neubau des Donau-Mainkanals unter der Aegide des Prinzen Ludwig einen so energischen Ausdruck gefunden hat. Was heute auf dem Main geschieht, werden wir auch auf der Donau erleben. So — und nur so — wird dem Donau-Main-Kanal das Schicksal des alten Ludwigs-Kanals erspart bleiben, der seine Lebensfähigkeit einbüßte, nicht wegen seiner technischen Mängel, sondern weil er Flüsse verband, welche die dem Kanal entsprechende Schiffbarkeit nicht besaßen. Die Donau, wie der Main müssen vor allem Wasserstraßen werden, die unsern Zeitbedürfnissen entsprechen. Dann wird der Kanal, eines der gesündesten und großartigsten Projekte Mittel-Europa's, ich möchte fast sagen von selbst schiffbar werden.

Ueber die hohe Bedeutung der Aufgabe, dem Königreich Bayern von einem Ende zum andern seine Donau als Weltwasserstraße wiederzugeben, brauche ich zum Schluß kaum ein Wort zu verlieren. Wir wären nicht hier anwesend, wenn wir alles dies nicht fühlten. Zwei ganz besondere Beweggründe hiefür, die in nicht zu ferner Zukunft schwer ins Gewicht fallen werden, können nicht genug betont werden. Die neue Entwicklung der Industrie auf Grund der elektrischen Kraftverwerthung, und unsre ebenso rasch sich entwickelnden kommerziellen und politischen Beziehungen zu den Ländern des westlichen Orients. Zahllose Wasserkräfte entlang dem nördlichen Abhang der Alpen sind heute mit Hülfe der Elektrizität bereit, blühende Produktionsmittelpunkte zu schaffen, wo vor wenigen Jahrzehnten keine Möglichkeit hiefür bestand. Man hat dabei nicht auf den Anstoß von außen zu warten, wie es bei der Einführung der Dampfkraft der Fall war. Wir Deutsche stehen auf diesem Gebiet im Vordertreffen der Bewegung. Bayern hat mitten im Lande eine der größten und unternehmendsten Fabriken der Welt für Motoren, die ihre reichen Wasserkräfte jeder Industrie dienstbar machen. Es gilt nur, zuzugreifen. Und für diesen Aufschwung, an dessen Anfang wir stehen, findet sich in dem sich gleichzeitig öffnenden Orient ein Weltmarkt, man darf sagen in unserer nächsten Nähe und für denselben eine Weltstraße, die unser eigenes Haus durchschneidet. Bayern kann und darf diese wunderbare Gelegenheit nicht versäumen, in das Weltgetriebe unsrer Zeit einzugreifen und aus demselben die Vortheile zu ziehen, die, andern Umständen entsprechend, andere Theile Deutschlands im vorigen Jahrhundert den Kohlendistrikten an der Ruhr, der Saar und in Schlesien verdanken.

Jawohl, sagt die Landwirthschaft, das ist alles gut und schön. Damit sperren wir jedoch eine neue Einfallspforte auf für ungarisches, für rumänisches Getreide; ist das Elend noch nicht genug?

Was zeigen uns aber die letzten zehn Jahre in Bayern, in denen dieses Thor durch natürliche und künstliche Hindernisse — soweit Unterlassungssünden künstliche Hindernisse hervorrufen können — halb gesperrt war? Hören Sie die bayerischen Müller, die ruinirt sind, weil das Mehl von den großen Mühlen am Rhein in Bayern eindringt. Hören Sie die Landwirthe, die wegen des Ruins der Mühlen die Gefahr kommen sehen, ihr Getreide an den Rhein schicken zu müssen, um es zu verkaufen oder gemahlen zu bekommen. Wäre es nicht besser gewesen, wir hätten das Thor offen gehalten und die Mühlen, die jetzt am Rhein stehen, stünden an der Donau, in Regensburg, in Ingolstadt, in Donauwörth und suchten ihr Korn allerdings theilweise in Rumänien, aber doch wohl auch vor der eigenen Thüre, auf bayerischem Boden? Mit dem Zusperren und Blockieren geht es eben in unsrer Zeit nicht mehr. Besser ist es, die nicht zu versperrende Thüre kühn zu öffnen, und klug zu benützen, was daraus entsteht.

Vor einer der größten Aufgaben, die einem Volke gegeben werden können, steht unser deutsches Vaterland mit dem Anfang dieses Jahrhunderts. Es handelt sich bei uns nicht wie in England darum, den Kampf zwischen Landwirthschaft und Industrie auszufechten, der einen oder andern Seite zum Sieg zu verhelfen. Ein solcher Sieg, welche Seite ihn auch erringen würde, wäre für uns ein nationales Unglück. Wir haben eine weit größere und schwierigere, aber auch weit lohnendere Aufgabe zu lösen. Nicht Kampf und Sieg, sondern Verständigung und Versöhnung ist, was wir brauchen. Nicht Konkurrenz der beiden großen Sphären wirthschaftlicher Thätigkeit, sondern Kooperation muß unser Ziel sein, nicht Streit mit dem Gegner, sondern Arbeit auf eigenem Felde. Gelingt es dem deutschen Volke, in diesem Sinn die große Aufgabe zu lösen — und sie ist nicht unmöglich — dann können wir einem weiteren Jahrhundert des Blühens und Gedeihens unsres Vaterlandes mit frohem Muth entgegensehen.

Ulm, 1. März 1900.

Mittheilungen und Nachrichten

* Interessante Schriftstücke, welche den **Verkauf von** Raffaels vielbewundertem Bilde Madonna Sistina an **die** Dresdener Galerie betreffen, veröffentlicht soeben Karl Wörmann im „Repertorium für Kunstwissenschaft". Diese Schriftstücke, welche zum Theil aus der „Biblioteca comunale" zu Piacenza, theils aus der dortigen bischöflichen Bibliothek stammen, sind, so berichtet die „Nat.-Ztg." über diese Veröffentlichung, die ersten bisher bekannt gewordenen Urkunden aus Piacenza selbst, welche über den Verkauf des Bildes aus dem Kloster San Sisto in Piacenza nach Dresden berichten. Danach ging der Plan zu dem Verkaufe des Bildes von den Mönchen des Klosters selbst aus, die, durch Noth und Mißernten gezwungen, die Erlaubniß hiezu vom Papste Benedikt XIV. erbaten. Dieser gab zwar einen zustimmenden Bescheid, aber der Herzog von Parma ließ **dem Abte und den Mönchen von**

San Sisto durch den Präsidenten Scribani Rossi die Veräußerung des Bildes untersagen, worauf Jene sich gehorsamst fügten. König August III. von Sachsen aber beruhigte sich bei der Absage nicht und es gelang seinen Bemühungen, den Herzog umzustimmen, so daß der Verkauf des Bildes gestattet wurde. Am 17. Januar 1754 war bereits der Abbate Bianconi in Piacenza angekommen, um das Bild fortzuschaffen. Aber neue Schwierigkeiten erhoben sich, da die städtischen Steuerpächter von Piacenza einen Ausfuhrzoll von 27,000 Zechinen verlangten, der also mehr als das Doppelte des Kaufpreises — dieser betrug 12,000 Zechinen — betragen sollte. Schließlich einigte man sich dahin, daß die Steuerpächter eine bedeutend geringere Summe erhalten und die sächsische Regierung eine schon 25 Jahre vorher gemalte Kopie des Bildes bezahlen sollte, worauf Raffaels Bild fortgeschafft werden konnte. Am 24. Januar 1754 war, wie der oben genannte Präsident Scribani an die Regierung in Parma berichtete, das Bild bereits weg. Die erwähnte Kopie des Bildes hängt jetzt noch, wo einst das Raffael'sche Bild hing, nämlich zwischen den Fenstern der Schlußwand des Chores im Kloster San Sisto in Piacenza. Die mitgetheilten Urkunden sind nicht ohne Wichtigkeit für die Frage der neuerdings bezweifelten Echtheit des in der Dresdener Galerie befindlichen Bildes, wenn es für diese überhaupt noch eines Beweises bedürfte.

* **Erlangen.** Als Privatdozent für Kunstgeschichte ist Dr. Friedrich Haack aus Berlin an der hiesigen Universität bestätigt worden.

* **Heidelberg.** Der Privatdozent der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Ernst Göppert ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden. — Dem außerordentlichen Professor an der Technischen Hochschule in Dresden Dr. Fr. Pockels wurde die Professur für Physik, insbesondere theoretische, bezw. mathematische Physik, an der hiesigen Universität übertragen.

* **Jena.** Der Privatdozent Dr. Alexander Steuer ist nach Darmstadt als Landesgeologe für Hessen übergesiedelt.

* **Berlin.** Der außerordentliche Professor an der Friedrich Wilhelms-Universität Dr. Karl von den Steinen ist unter Beibehaltung seines bisherigen Amtes zum Direktorialassistenten bei den königlichen Museen in Berlin ernannt worden.

* **Wien.** Aus dem soeben erschienenen Lektionskatalog der hiesigen Universität geht hervor, daß im abgelaufenen Wintersemester an der theologischen Fakultät 164 ordentliche und 33 außerordentliche, an der juristischen 2872 ordentliche und 539 außerordentliche (darunter 12 Hospitantinnen), an der medizinischen Fakultät 1270 ordentliche und 838 außerordentliche (darunter 17 Hospitantinnen) und an der philosophischen 817 ordentliche (darunter 32 Frauen) und 456 außerordentliche Hörer (darunter 80 Pharmazeuten, 32 außerordentliche Hörerinnen und 72 Hospitantinnen) inskribirt waren. Die Universität zählte demnach im Wintersemester 5123 ordentliche und 1858 außerordentliche, zusammen 6981 Hörer.

* **Innsbruck.** Am 9. April ist hier der Universitätsprofessor Hofrath Friedrich Maaßen im Alter von 77 Jahren gestorben. Er war in Wismar geboren, war in den 50er Jahren vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten und wirkte längere Zeit als Lehrer des Kirchenrechts an der Universität Wien. Dort gab er durch seine klerikale und slavenfreundliche Gesinnung wiederholt Anlaß zu lärmenden Demonstrationen der Studentenschaft. Maaßen gehörte zu den bedeutendsten Kanonisten der Gegenwart.

* **Zürich.** Der Privatdozent in der philosophischen Fakultät Dr. G. H. v. Wyß (Physik) ist gestorben.

* **Bern.** Der bisherige ordentliche Professor Dr. Franz Xaver Gretener hat einen Ruf als ordentlicher Professor in der juristischen Fakultät der Universität zu Breslau erhalten. — Der bisherige Privatdozent in der juristischen Fakultät der hiesigen Hochschule Dr. Max Gmür ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Paris.** Prof. Röntgen (München) wurde einstimmig zum auswärtigen Mitglied der Académie de Médecine erwählt. — Zum korrespondirenden Mitglied der Société Française d'Hygiene wurde der praktische Arzt Dr. J. Marcuse in Mannheim ernannt.

** **Aus Rußland.** In neuerer Zeit sind alle russischen Universitäten mit der Ausarbeitung von Projekten zur Erbauung von Studentenheimen beschäftigt, und aus Staatsmitteln sind dafür drei und eine viertel Million Rubel zur Verfügung gestellt, um den Bau solcher Pensionate rasch zu fördern. Die Universitäten Charkow, Kasan, Dorpat (Jurjew) und Tomsk haben bereits ihre Projekte eingereicht, nach denen die geplanten Studentenheime für je 150 Studenten berechnet sein sollen. Die Universität Charkow hat auch schon die Summe von einer Viertelmillion Rubel zum Bau angewiesen erhalten, und die St. Petersburger Universität hat bis jetzt den Grund zum Bau eines solchen Konvikts für 300 Studenten erworben. — Am 7. April wurde bei der militär-medizinischen Akademie in St. Petersburg eine orthopädische Klinik eröffnet. Die anthropologische Gesellschaft bei dieser Akademie hat dem emeritirten Moskauer Universitätsprofessor Anutschin eine Glückwunschadresse übersendet zu seinem silbernen Jubiläum als Vorstand der Gesellschaft der Freunde der Naturforschung, Anthropologie und Geographie. — Bei der Moskauer Universität wird eine Gesellschaft russischer Chirurgen gegründet, um die russischen Chirurgen zu gemeinsamer Behandlung der Fragen ihres wissenschaftlichen Spezialfachs zusammenzufassen. — Vom Ministerium für Volksaufklärung ist für die Stadt Tomsk die Errichtung eines technologischen Instituts geplant, und zwar mit einem Kostenaufwand von über zwei Millionen Rubel.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Käthe Schirmacher: Paris. Berlin, A. Schall. — Dr. Daniel Völter: Die Visionen der Hermas. Berlin, W. G. Schwetschke u. Sohn 1900. — Joh. Kreutzer: Otto v. Bismarck. 2 Bde. Leipzig, Voigtländer 1900. — Ludw. Klausner: Moderne Propheten. 2 Bde. Dresden und Leipzig, H. Minden 1900. — A. Spier: Hans Thoma. Frankfurt a. M., Heinr. Keller 1900. — Fr. Hottenroth: Deutsche Volkstrachten vom 16. bis 19. Jahrhundert. 2. Bd.: Volkstrachten aus West- und Nordwest-Deutschland. Frankfurt am Main, Heinr. Keller 1900. — C. Mühleisen: Beschreibung und Behandlung der „Linotype"-Setzmaschine. Hggb. von der Mergenthaler Maschinenfabrik. — G. v. Vollmar: Für die Freiheit der Kunst! München, Ludw. Pickelmann 1900. — Hartmann Grisar S. J.: Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. 9. Lieferung. Freiburg i. B. 1900. — Heinrich und Julius Hart: Vom höchsten Wissen. Vom Leben im Licht. (Das Reich der Erfüllung. Heft 1.) Leipzig, Diederichs 1900. — Karl Spitteler: Olympischer Frühling. Epos. Leipzig, Diederichs 1900. — C. Fr. Arnold: Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen. Leipzig, Diederichs 1900. — J. Brye: Bilder aus Südafrika. Hannover, Gebr. Jänecke 1900. — H. Karsthaus: Schwarze Kultur. München, Schupp 1900. — Tiedemann: Der Krieg in Transvaal 1899—1900. 1. Theil: Der Krieg bis Ende 1899 und seine Vorgeschichte. Berlin, Militär-Verlagsanstalt 1900. — Dr. P. Stettiner: Zur Geschichte des preußischen Königstitels und der Königsberger Krönung. Königsberg i. Pr., W. Koch 1900. — Eugen Oberhummer: Bemerkungen zu Aventins Karte von Bayern. München, Akademische Buchdruckerei 1900. — Wiener Künstler-Postkarten. Serie LII: Adria. Verlag Philipp u. Kramer. Wien VI.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 12. April. Nummer 85.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Des Charfreitags wegen erscheint die nächste Nummer am Samstag.

Uebersicht.

Zur Entstehung des deutschen Postwesens.

Von Prof. Dr. Aloys Schulte.

Mit einigem Schrecken wird der Leser denken, da bietet sich dir wieder einmal eine jener altbekannten lokalen Notizen über eine mittelalterliche Botenanstalt, die unsrer Zeit des hochgesteigerten Verkehrs „kurios“ erscheinen. So sehr ich im Folgenden gelegentlich auf lokale Dinge eingehen werde, so möchte ich dem Leser doch gleich verrathen, daß es sich um die entscheidende Wendung in der Geschichte des Postwesens handelt.

Die Literatur über das Postwesen und seine Geschichte ist enorm, doch sind wir erst in den letzten Jahren durch schärfere Begriffsbestimmungen über die Zeit der an sich höchst verdienstlichen, mitunter bahnbrechenden antiquarischen Betrachtung dieser Dinge, über das dilettantenhafte Studium, das die heutigen Herren der Post ihren Vorfahren widmeten, über den Ahnenkultus zu einem wirklich wissenschaftlichen Betrieb gekommen. Niemand hat darum höhere Verdienste, als F. C. Huber, wenn ich ihm auch durchaus nicht überall beizupflichten vermag; seinem Gegner Rübsam wird man nicht minder dankbar sein dürfen und endlich schulden wir Redlich und dem Grafen Franz von Thurn und Taxis höchst werthvolle Nachrichten über die Frühzeit der deutschen Posten. Alle diese Arbeiten sind nicht von Postbeamten geschrieben, finden sich auch zumeist nicht in der „Postliteratur“, sondern entweder in historischen Zeitschriften oder in Tagesblättern, wie die Mittheilungen des Grafen Taxis in den Neuen Tiroler Stimmen versteckt sind.[1])

Die entscheidende Wendung in der Geschichte der Brief- und Personenbeförderung — die Entstehung unsrer modernen Posten — liegt meines Erachtens in der Verbindung einer technischen Verbesserung der Briefbestellung mit einer wirthschaftlichen Maßnahme, die den Zweck der Einrichtung veränderte. Der Name Post ist der italienischen, vielleicht der französischen Sprache entnommen und bedeutet in seinem ursprünglichen Sinne: Poste, die Relais für den Wechsel der Pferde der reitenden Boten. Schon die Einführung dieser Pferdewechsel bei den Botenanstalten eines Fürsten, einer Stadt oder einer Körperschaft war eine erhebliche Beschleunigung des Verkehrs. Aber noch immer blieb, wie bei den heutigen Feldjägern und Kabinetskurieren, der Vertrauensmann mit seinem Transportobjekte ständig zusammen, er übernahm dieses vom Absender und übergab es dem Empfänger, noch war er imstande mündliche Aufträge auszurichten. Während so noch der Begleiter sich von dem Felleisen nicht trennte, wurde die ganze Botenanstalt von Grund aus verändert, als der Wechsel auch beim Postillon durchgeführt wurde. Der Parforceritt eines einzigen Boten war auch beim Pferdewechsel für lange Strecken unausführbar. Die physische Erschöpfung, die den Reiter ergreifen mußte, war die Grenze der Schnelligkeit jener Botenanstalt gewesen. Solche Parforceritte blieben auch später eine Auskunft für die Noth, für alle Fälle, wo das Wort ergänzend zum Briefe hinzutreten sollte; so ritten auf der Post nicht selten die Offiziere, welche den Auftrag erhalten hatten, eine Siegesnachricht zu überbringen und mündlich den kurzen Schlachtbericht zu ergänzen. Diese scharfen Ritte blieben ein Sport für die Söhne der Kaufherren, wie etwa Jakob Kreß im Jahre 1494 für Herzog Albrecht von Sachsen in einer dringlichen Pfründenangelegenheit in vier Tagen 10¾ Stunden von Nürnberg nach Venedig ritt. Ein erheblicher Fortschritt wurde erreicht und die Schnelligkeit auf das mit Pferden überhaupt erreichbare höchste Maß gesteigert, wenn jeder Knecht nur so weit ritt, als er in voller Frische das auszuführen imstande war. Der Wechsel der Reiter war die technische Vorbedingung der Post. Jetzt wurden nicht allein Pferderelais, sondern auch Menschenrelais geschaffen und das Felleisen wanderte von Hand zu Hand. Früher handelte es sich nur um *eine* Vertrauensperson, jetzt entstand eine Kette von solchen. Der Absender muß nunmehr auf mündliche Mittheilungen verzichten, ihm sind überhaupt die Träger seiner Botschaft bis auf den ersten unbekannt. Der Absender kann sich seinen Boten nicht mehr aussuchen, er muß sich auf den Unternehmer oder Vorsteher der Botenanstalt verlassen. Die Wanderung des verschlossenen Briefes von Hand zu Hand ist die charakteristische Unterscheidung der Posten von den mittelalterlichen Botenanstalten. An die Boten werden nicht mehr dieselben Anforderungen gestellt, wie früher. Bis dahin mußte ein solcher Kurier ein ausgezeichneter, ausdauernder Reiter sein, er mußte den Schlaf entbehren können, Kenntniß von Weg und Steg, von Relais und Wirthshäusern besitzen und mehrere Sprachen beherrschen. Jetzt fielen diese Anforderungen erheblich, vor allem an die Intelligenz wird nicht mehr so viel Anspruch gemacht, wenn auch die Kenntniß von Lesen und Schreiben — also für jene Zeiten eine nicht geringe Bildung — erforderlich blieb. Der Bote pendelt nun zwischen seinen Stationen hin und her, und hat unterwegs der Regel nach nur zweimal Pferdewechsel. Die Kuriere sinken zum Postillon herab, um so wichtiger wird der Unternehmer, der Postmeister. In diesen Beiden haben wir bereits die beiden Typen der Postbeamten bis ins 19. Jahrhundert: den biederen „Schwager“ und den in-

[1]) Ich verzichte auf jede Quellenangabe, da ich diese Fragen z. Th. in anderer Gruppirung in dem demnächst bei Duncker u. Humblot in Leipzig erscheinenden Buch: Geschichte des Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien, unter Angabe der Quellen behandeln werde.

telligenten Postmeister, dem die geistige Arbeit des Postwesens zufällt.

Das Mittelalter hatte längst Botenanstalten; Klöster, Universitäten, Kaufmannschaften und Städte hatten sie zum Theil bis zu einer großen Vollendung ausgebildet. Am Ende des Mittelalters hatte bei ihnen in vielen Fällen der reitende Bote sich an die Stelle des Fußboten gesetzt. Die Einrichtung von Relais ist für diese Anstalten auch durch Huber nicht erwiesen. Doch halte ich für die Verbindung von Nürnberg bezw. Augsburg mit Venedig und für die von St. Gallen mit Lyon und Nürnberg — Einrichtungen, die höchst achtenswerth sind — das Vorhandensein von Pferdewechseln für sehr wahrscheinlich. Der Ritt des Jakob Kreß ist ohne unterlegte Pferde nicht denkbar, denn die Entfernung beträgt in der Luftlinie mehr als 450 Kilometer, allerdings lag auf einem Theile des Weges bereits die Staffetenkette des Kaisers Maximilian. Bis zum klaren Beweis des Gegentheils halte ich bei diesen, von Korporationen geschaffenen Anstalten, den Wechsel der Reiter, mindestens die regelmäßige Organisation des Wechsels für unwahrscheinlich.

Diese Botenanstalten haben also nicht die technischen Vorbedingungen des Postwesens geschaffen, aber die zweite Bedingung geht auf sie zurück. Ihre Boten nahmen nicht allein die Briefe desjenigen mit, der sie angestellt hatte, der städtische Bote also nicht allein die Briefe des Rathes, sondern auch der Bürger; der Bote sammelte bereits und es wurde nicht mehr für jeden Brief ein besonderer Bote nothwendig. Der gemeinnützige Zweck der Anstalt wurde sichtbar. Freilich war das noch die Nebensache, die Besorgung von Privatbriefen erfolgte nicht unter der Bürgschaft der Herren. Die Stadt ließ ein Privatabkommen zwischen dem Boten und dem Auftraggeber zu und begnügte sich damit, einen Tarif dafür festzusetzen. Durch dieses Nebengeschäft sank zu der Zahl der Briefe die Zahl der Boten, ihre Felleisen füllten sich dafür.

Eine Post im modernen Sinne kam in dem Augenblicke zustande, als die Staffetenreiter auf den organisirten Routen auch andere Briefe als die des Herrn der Route übernahmen oder die für die Staffetenreiter vorgesehenen Relaispferde auch anderen Personen zur Reise zugänglich waren. Aus dem ersteren erwuchs die Briefpost, aus dem zweiten die Personenpost. Bei den Staffetenlinien war der Zweck die Verbindung zweier hochstehender Personen oder Behörden, die möglichste Ueberwindung aller Zeitverluste im Verkehre derselben, sie waren dynastischen bez. staatlichen Ursprungs. Auf ihnen trugen die Reiter einen verschlossenen Sack, der vom Aufgabeort bis zum Ziel verschlossen blieb. Auf der Post aber wurde das Felleisen auf wichtigen Stationen von angestellten Beamten geöffnet, neue Briefe hineingelegt und andere, die ihr Ziel erreicht hatten, herausgenommen. Auf der Post gesellten sich zu den Staatsbriefen die von besonders begünstigten Privaten. Sobald das geschah, kann man meines Erachtens von einer Post reden, von diesem Augenblicke an waren die Relaislinien nicht ausschließlich mehr Anstalten der Herren des Staates, sondern sie dienten gemeinnützigen Zwecken, wenn auch vorläufig nur sehr beschränkt und vielleicht noch gar unter Mißbrauch. Die Fixirung der Abgangs- und Ankunftszeiten, der Tarife, die Größe und der Umfang des Betriebes ist meines Erachtens nebensächlich.

Dynastische Staffetenrouten sind in Spanien sehr alt; doch ihr Name Correos mayores verbreitete sich nicht; in Frankreich sind sie auch respektablen Alters und endlich in Italien hat man sicheren Boden für Neapel unter Ferrante I. Die meisten Angaben sind aber noch viel zu vage und wir werden sehen, der Postgeschichte thut am allermeisten noth eine Untersuchung der Posten im Herzogthum Mailand. Wie weit waren diese Anstalten dem Publikum zugänglich? Die französische Ordnung von 1464 verbietet den Kurieren die Mitnahme eines Briefes bei Todesstrafe. Sehr tragisch darf man das nicht nehmen; die Androhung drakonischer Strafen war bei den Boten eine ganz gewöhnliche Sache. Stärker als das Gebot war das Bedürfniß des Volkes und die Versuchung seitens des Publikums. In der Ordnung von 1495 findet sich das Verbot nicht mehr. Im Herzogthum Mailand kann ich eine Kette von herzoglichen Relaisstationen schon 1425 unter der Herrschaft des tyrannischen Filippo Maria Visconti nachweisen. Am Schlusse eines seiner Briefe heißt es: „Portentur die noctuque per cavallarium postarum sub pena furcarum.“ Die Entfernung, die dieser Brief zu durchlaufen hatte, war nur kurz, in der Luftlinie 57 Kilometer. Der Brief sollte von Bereguardo nach Piacenza verbracht werden. Das Formelheft des Befehls beweist schon, daß es sich um eine feste Einrichtung handelte. Noch eiliger hatte es der Herzog 1427, da lautete der Leitvermerk: „Portentur die noctuque, non celeriter, sed fulminantissime per cavallarium postarum sub pena mille furcarum.“ (Zu besorgen durch Ritt bei Tag und Nacht, nicht schnell, sondern noch geschwinder als der Blitz durch den Postreiter bei der Strafe von tausend Galgen). Sieben „Citos“ sollen noch weiter zur Eile treiben. Der Reiter mag sich gesputet haben; denn Filippo Maria scherzte nicht. Mit der Zeit wurde die Androhung des Galgens eine ganz gewöhnliche Anweisung für schnelle Beförderung. Auf dem ältesten deutschen Poststundenpaß, den wir besitzen, ist der Galgen in effigie abgebildet, auf einem andern heißt es „bi dem galgen“. Man fühlt sich lebhaft in das Geschimpfe der Postreiter versetzt, von denen der Eine den Andern nicht zum Ritte fertig angetroffen hat und nun mit dem angedrohten Galgen zum Eifer anspornt.

Schon diese Viscontischen Reiter besorgten jedoch nicht nur die Korrespondenz des Herzogs. So schrieb der Bruder eines herzoglichen Familiaren von Perugia aus und fügte hinzu: „Consignenti officiali bulletarum Parme qui eas det Galeaz (dem Adressaten) in manibus propriis aut mittat eas ad Franciscum Barbavariam per caballarios postarum, quia important etc.“ (Zu übergeben dem Billeteur von Parma, der den Brief entweder dem Adressaten geben oder an Francesco Barbavera durch die Postreiter schicken soll, weil es sich um wichtige Dinge handelt.) Darf man nun schließen, daß damals schon diese Posten vom Publikum benutzt werden konnten? Das ginge zu weit. Ein Höfling wendet sich an einen herzoglichen Beamten, damit dieser eventuell in wichtiger Sache die herzogliche Einrichtung benutze. Die Relaiskette diente mit dem Transport dieses Tarifes noch immer dem Herzoge. Doch wie dem sei, die Posten in dem alten Sinne hat nicht erst der große Condottiere Francesco Sforza im Mailändischen eingeführt, sie waren schon unter den Viscontis vorhanden.

Keine andere unzweifelhafte Nachricht über italienische Posten ist meines Wissens, älter als was ich hier angegeben habe. Das Herzogthum Mailand hatte sich zuerst dort diese Einrichtungen geschaffen. So viel wir sehen können, haben auch die italienischen Stadtrepubliken gerade wie die deutschen den Fortschritt n i c h t herbeigeführt, die Post erwuchs auf dem Boden der dynastischen Staaten, die mächtigste Signorie ging voran.

Wann fanden diese Staffetenketten in Deutschland Nachahmung? Das war schon im Jahre 1491 der Fall,

denn in diesem Jahre erscheint Jan v. Tassis bereits als Postmeister in Innsbruck. Man kann also vermuthen, daß damals schon eine landesherrliche Relaiskette über den Brenner ging und vielleicht hat jener Kreß ihre Pferde benutzt. Sehr viel deutlicher als diese Alpenpost ist die Einrichtung der ältesten Gotthardlinie zu erkennen. Als König Maximilian am 9. März 1494 sich mit Bianca Sforza, der Schwester des Herzogs Giovan Galeazzo, vermählt hatte, beschloß dieser, oder vielmehr wohl sein Oheim Lodovico Moro, nach dem Muster seiner andern Posten eine Staffetenverbindung von Mailand mit dem Hofe Maximilians herzustellen und gab am 20. Juni 1494 an den Capitaneo von Lugano den Befehl für eine Relaisstation zu Tavernelle, also auf dem Monte Cenere zwischen Bellinzona und Lugano, ein Haus einzurichten. Die Linie sollte also ausgesprochen dynastischen Interessen dienen, sie will eine Verbindung zwischen zwei Höfen erstellen. Da Maximilian im Juni in Köln weilte und am 2. Juli nach Brabant aufbrach, ist es begreiflich, daß der Staffetenzug über den St. Gotthard gelegt wurde.

Nun waren die deutschen Kaiser bis auf Ferdinand I. sehr unstät, wahre Wanderer, und daraus ergab sich von selbst, daß diese Routen ständigem Wechsel unterworfen waren. Maximilian bevorzugte Innsbruck, dort war der Sitz einer Hauptbehörde der habsburgischen Lande, und so finden wir 1496 Innsbruck als den Endpunkt der Mailänder Linie, die damals über das Wormser Joch, also durch das Veltlin lief. Doch wurde die Route gerade geändert, wie schon vorher ihre Fortsetzung über Augsburg und Worms aufgelöst war. Nach der neuen Bestimmung sollte sie von Mailand durch Graubünden auf Chur und Feldkirch gehen; von dort sollte sie sich einmal über den Arlberg nach Innsbruck wenden, das andere Mal jedoch über Lindau nach Worms. Vergleichen wir diesen Staffetenzug mit dem älteren, so sehen wir, er ist nicht mehr mailändisch, sondern habsburgisch, und wir erkennen jetzt bereits eine Regelmäßigkeit, es gibt schon Posttage und wechselnde Routen. Auch jetzt wieder erscheint Jan v. Taxis als Postmeister in Innsbruck.

Die Taxis stammten aus der Gegend von Bergamo, diese Stadt aber war im 15. Jahrhundert mailändisch. Wenn nun alle ältesten deutschen Posten (in unserm Sinne) von Gliedern dieser zahlreichen Familie geleitet waren, war dann nicht unfraglich die Post der mailändischen Herzöge ihre Schule? Wer die Geschichte der Taxis fördern will, muß nach Mailand und Bergamo forschen gehen. Vielleicht wird er finden, daß es mit der adligen Herkunft dieses Geschlechtes nichts ist, vielleicht wird sich die Familie damit abfinden müssen, von einem Postreiter abzustammen. Ich sage vielleicht, doch wäre es richtig, was man vermuthen und — befürchten kann, wäre damit den Taxis irgend eine Kränkung zugefügt? Wir müßten dann die Energie, die Geschicklichkeit und die Fähigkeit dieser ältesten historischen Taxis nur umso mehr bewundern. Nie wäre ein Geschlecht rühmlicher vom Pferdestall zu Macht und Ehre gelangt, und Viele haben diesen Weg gemacht. Doch ich will mich nicht in Vermuthungen verlieren und meinetwegen mag dem Uradel dieses Hauses kein Schaden geschehen. Die Forschungen auf dem Gebiete der mailändischen Post sind das erste Bedürfniß der deutschen Postgeschichte. Freilich es ist nicht leicht, die zahllosen Kopialbücher und Konzeptbücher der Zeit der Sforzas abzusuchen, und für die Periode der Viscontis ist der Stoff überaus kärglich, da ihr Archiv einst zerstört wurde. Mir scheint es aber nothwendig, hier energisch zu forschen; denn allzu verlockend ist die Ansicht Hubers, daß das aragonische Institut der Correos mayores auf die Entstehung des Taxis'schen Ordonnanzdienstes den maßgebenden Einfluß ausgeübt habe.

Gewiß, Philipp der Schöne hat 1496 die folgenreiche Ehe mit der Erbin Spaniens geschlossen, gewiß war seit dieser Zeit das Bedürfniß nach einer Verbindung zwischen Brüssel, Madrid und Innsbruck unabweisbar, darüber kann kein Zweifel bestehen. Aber einem Theile dieses Bedürfnisses war schon vorher Abhülfe geschaffen und zwar durch einen Taxis. Wir sahen, schon 1491 war Jan v. Tassis Postmeister in Innsbruck. Die Habsburger besaßen eine Post, ehe der Gedanke einer spanischen Heirath aufgetaucht war.

Die Verbindung von Tirol mit den Niederlanden war, seitdem Philipp die Herrschaft in den Landen seiner Mutter übernommen hatte, eine Nothwendigkeit im Interesse der Dynastie. Ein Stück dieser Route könnte die 1496 nachweisbare Strecke von Augsburg bis zum königlichen Hoflager in Nauders oberhalb des Finstermünzpasses sein. Ganz klar erscheint die große Route in dem Poststundenpaß von 1500, mit dessen Auffindung Oswald Redlich die Quellen zur Geschichte des Postwesens um ein hochinteressantes Stück bereichert hat. Am 25. März 1500 — 4 Uhr nachmittags — ich schreibe dieses genau nach 400 Jahren — ging das Felleisen von Mecheln ab, abgefertigt durch Franz v. Taxis und wurde am 31. März 3 Uhr früh in Innsbruck abgeliefert, in 5 Tagen und 11 Stunden hatte es einen Weg von etwa 760 Kilometer zurückgelegt, es fanden unterwegs 17 bis 18 Wechsel der Postboten statt. Wir erkennen aus den Ankunfts- und Abfertigungsangaben, die die Postreiter mit kräftiger Hand auf den Poststundenpaß gesetzt haben, alle Einzelheiten des Transportes.

Von 1505 datirt das Abkommen, das Philipp der Schöne mit Franz v. Taxis, der seit 1500 sein Hauptmann und Meister der Posten war, über die Errichtung einer Staffetenverbindung zwischen den Niederlanden (Brüssel oder Mecheln) mit dem Hoflager seines Vaters Maximilian traf. Daneben wurden Linien festgelegt, die die Verbindung mit dem französischen und spanischen Hofe bilden sollten. Der Weg nach Innsbruck sollte in 5½, im Winter in 6½ Tagen zurückgelegt werden. 1507 waren auf dieser Linie von Mecheln bis zum königlichen Hoflager in Innsbruck oder Konstanz 45 Personen als „postes" beschäftigt.

Auch aus diesem Vertrage wird uns ganz deutlich, daß sie nur dem Hoflager bez. der Regierung dienen sollen. Die Endpunkte der Linien sind nicht Städte, sondern die wandernden Hoflager. Es war ein Akt der Klugheit, eine Verbindung zwischen den grundverschiedenen Bestandtheilen des habsburgischen Reiches und eine solche mit dem nahverwandten spanischen Hofe zu schaffen. Darüber geht noch die Verbindung mit dem französischen hinaus.

Die Internationalität des Unternehmens tritt in dem neuen Vertrage, den Karl I (V) 1516 schloß, noch deutlicher hervor, auch Rom und die spanischen Besitzungen in Italien sind herangezogen. Für das österreichische Postwesen hat Graf Taxis aus den Raitbüchern der Tiroler Kammer eine Fülle von Nachrichten gesammelt, die zeigen, wie oft die Kurse verlegt wurden. Der Hauptzweck dieser Verbindung war und blieb die Verbindung zwischen den Innsbrucker Behörden und dem Hof. Es erscheinen Linien Hagenau-Innsbruck-Wien 1505, Innsbruck-Straßburg, Innsbruck-Augsburg, Innsbruck-Breisgau, möglicherweise stets dieselbe Route (1507), Kaufbeuren, Oettingen, Augsburg und Freiburg i. Br. sind 1511 Stationen oder Endpunkte. Das Knäuel von Angaben ist vorläufig noch nicht zu entwirren.

Die Staffetenlinien hätten sich innerhalb des Deutschen Reiches mit Söldnern besetzen lassen, aber die Linien gingen ja darüber hinaus und damit ergab sich als Nothwendigkeit, diese Anstalten einem Manne anzuvertrauen, der halb Beamter, halb Unternehmer war, und sie kamen an eine Familie, deren Glieder nicht engherzige Beamte waren, sondern Sinn für die Bedürfnisse weiterer Kreise hatten. An mehreren Höfen erreichten die Brüder und Vettern dieselbe Stellung, fast an alle Knotenpunkte der Linien konnte das zahlreiche Geschlecht Glieder stellen und so wurde der Postverkehr ganz von den Taxis abhängig. Mit dem Glücke des Hauses Habsburg wuchs die Familie empor und schließlich bildeten diese Postmeister gleichen Blutes den ersten Weltpostverein. Die Post ist nicht erfunden worden, auch die Taxis können sich dessen nicht rühmen; aber stets wird man es als eine hervorragende organisatorische Leistung ansehen müssen, wie diese Italiener die Linien auswählten, mit den Wirthen aller möglichen Landschaften die Unterkunft von Postreitern und Postpferden abmachten und wie sie alle Elemente zu einem einheitlichen Wirken zusammenzubringen wußten. Die Leistungen der Post waren, was die Schnelligkeit anbelangt, ausgezeichnet. Das Felleisen von 1500 hatte durchschnittlich stündlich 5.83 Kilometer zurückgelegt! Dem kaiserlichen Willen hätten sich tausend Schwierigkeiten entgegengestellt, den geschmeidigen Italienern gelang das Werk. Das Mischmasch von Italienisch, Französisch und Deutsch, das Franz von Taxis schreibt, verräth den routinirten Praktiker.

Doch wann sind diese Staffetenzüge der Taxis Posten in unserm Sinne geworden, d. h. wann nahmen Postmeister Briefe von Privatpersonen zur Bestellung an und wann stellten sie ihre Relaispferde auch Privatpersonen zur Verfügung? Ich glaube, man braucht da nicht den Augenblick einzusetzen, wo sie das thun durften, mithin rechtlich eine Post wurden, man darf sich nicht ausschließlich auf die Verträge stützen, man darf nicht nach dem Moment suchen, in dem ein fester Beschluß die Hofanstalt gemeinnützigen Zwecken dienstbar machte, ich würde vielmehr die Entstehung der Post in die Zeit setzen, wo ohne viele Bedenken thatsächlich geschah, was von den Posten ihr Zweck erfordert. Den heutigen Postbeamten, diesem Muster gewissenhafter Befolgung der Instruktion, mag es bedenklich erscheinen, gewissermaßen den Mißbrauch anzuerkennen, aber die Geschichte wird sich um die Thatsache kümmern müssen, daß die Post wohl älter ist, als das nach ihrem Reglement zulässig gewesen ist. Nicht die Verträge mit den Taxis dürfen entscheiden, sondern der Gebrauch, selbst wenn er — was weder sicher bewiesen, noch sicher bestritten ist — mit den Verordnungen im Widerspruch stand. Ich halte es für sehr denkbar, daß der Uebergang von den Staffetenlinien zu grundsätzlich gemeinnützigen Verkehrsanstalten durch einen Mißbrauch herbeigeführt ist, der sehr bald als eine segensvolle Veränderung erkannt wurde. Ganz gewiß hat keine Regierung von sich aus den Beschluß gefaßt, unter dem Drucke der Bitten des Publikums haben sie nachgegeben.

Die Verträge von 1505 und 1516 schweigen sich darüber aus, enthalten also mindestens kein Verbot. Die Instruktion für den Tiroler Hofpostmeister Gabriel von Taxis von 1513 enthält die Bestimmung, daß „Parteiensachen" nur mit Genehmigung und Wissen der Kammer mitgenommen werden dürfen. 1515 heißt es für die Linie Innsbruck-Verona, daß weder Kontrebande, noch Parteiensachen angenommen werden dürften. Noch hütete der Staat die Post als eine ausschließlich ihm dienende Verkehrsanstalt, aber was verschlug dem Unternehmer ein Privatbrief?

Die thatsächliche Uebung müssen uns bestimmte Beispiele der Benutzung der Post durch Private ergeben. Schon für 1500 läßt sich nachweisen, daß ein Privatpaket mit der Post ging. Auf jenem Poststundenpaß der Route Mecheln-Innsbruck schreibt der Bote von Rheinhausen bei Speyer an den von ihm mit dem richtigen Namen angeredeten Boten zu Söflingen (bei Ulm), es sei in dem Sack ein Päcklein für Anton Welser, ein Brief und an Geld 12 Pleppart. Für diesen Betrag solle er diese Sachen durch einen Boten sofort an den Empfänger nach Augsburg senden, während das Felleisen direkt, ohne Augsburg zu berühren, nach Innsbruck weiterging. Nur für den Fall, daß Anton Welser mit Philipp dem Schönen selbst in Korrespondenz stand und das Paket in diesen Briefverkehr gehört, ist eine Benutzung der Post durch Private nicht erwiesen. Aber wie sollte ein Paket des niederländischen Habsburgers erst in Rheinhausen auf die niederländische Post kommen? Ich meine, daß es deutlich ist, daß schon 1500 die oberdeutschen großen Handelsgesellschaften — in diesem Falle die Firma Konrad Vöhlin in Memmingen und Anton Welser in Augsburg — die Posten für ihre Zwecke benutzten.

Seit 1515 waren aber sicherlich die Postpferde auf dieser Route auch anderen Leuten zugänglich. Ein Augsburger Kaufmann, der weitgereiste Lukas Rem ritt September 1515 „auf der Post" in sechs Tagen von Antwerpen nach Augsburg, im Dezember machte er mit der Post den umgekehrten Weg. Beide Male ist die Zahl der von ihm gerittenen Posten 23, er wechselte also 23 Mal das Pferd.

Ich meine, stillschweigend wurde der Zweck der Posten verändert, ihre Benutzung verallgemeinert. Das Geheimniß des Gewinnes der Taxis lag wohl sehr bald darin, daß der Staat zur Noth die Kosten des Unternehmens deckte, die nebenbei geduldete, langsam aufkommende Benutzung durch Private brachte den Gewinn. Ich glaube, man darf ruhig seit 1510 die Taxis'schen Posten als Posten in dem von mir ausgeführten Sinne bezeichnen. Wenn die Post den 28. März 1500, wo der Rheinhauser Bote das Paket annahm, als Beginn ihrer Thätigkeit ansehen will, kann sie jetzt auf 400 Jahre zurückschauen. Aber wir haben Jubiläen genug.

Aus der ältesten Geschichte der Posten möchte ich noch zwei Thatsachen hervorheben. Der Versuch der Visconti einer Gotthardpost schlief sehr bald ein, alle Postlinien, die durch die Eidgenossenschaft und Graubünden gingen, wurden durch den Schwabenkrieg von 1499 vernichtet. Zwar hat Maximilian dann 1512 die Errichtung kaiserlicher Postkurse in der Schweiz erstrebt, doch ging der Kurs Innsbruck-Zürich 1515 wieder ein. Die Schweiz hat eine Alpenpost erst seit 1693 gesehen. Die Orte waren mit ihren lokalen Botenanstalten zufrieden, sie erwärmten sich nicht für ein Unternehmen, das auf die Zentralisirung hinauslief. Erst im 19. Jahrhundert hat das eidgenössische Postwesen das alte ersetzt und zusammengefaßt. Bis dahin wurde ihr Gebiet von dem Postverkehr, wenn auch in immer mehr abgeschwächter Form, vermieden. Innsbruck war lange der Mittelpunkt des Postwesens der Habsburger. Sehr erbittert ist der Streit darüber geführt worden, ob und wann die Taxis ein Monopol erhalten haben. Mir scheint, die Sache muß von folgendem Gesichtspunkte aus beurtheilt werden. Ein thatsächliches Monopol haben die klugen Bergamasken an mehreren Höfen erreicht, sie waren im Alleinbesitz der Technik des neuen Postwesens, aber ein Monopol für das Volk, für den Verkehr lag noch in weiter Ferne, noch hätten sich die alten Botenanstalten nach den neuen Gesichtspunkten umgestalten können, noch

war eine landesherrliche Post sofort denkbar. Doch ich will da nicht in eine spätere Entwicklung übergreifen.

Betrachten wir zum Schlusse die Angaben des Poststundenpasses von 1500 etwas näher, weil wir fast nur aus diesem Dokumente die technischen Gedanken der Taxis ablesen können. Sehen wir uns die Route an, es war eine Verbindung der habsburgischen Fürsten und ihrer Behörden in den Niederlanden und Tirol. Der Weg von 1500 ging vom Fernpaß direkt über Kempten, Memmingen, Ulm nach Cannstatt, er lag auf der uralten Route, die Tausende von Reisenden und Pilgern gegangen waren und gingen. Die große Bedeutung von Augsburg, dieser Stadt der kühnsten und reichsten Geschäftsleute jener Tage, ließ es räthlich erscheinen, den Umweg vom Fernpasse über Augsburg zu machen und dafür Ulm auf dem Wege Günzburg-Elchingen-Westerstetten zu umgehen. Der Rheinübergang lag bei Speyer, genauer bei dem Dorfe Rheinhausen, wo eine uralte Fähre bestand. Rheinhausen war schon 1500 ein wichtiges Postamt, es war mit zwei Beamten besetzt. Hier liefen dann jahrhundertelang die Briefe von rechts und links ein, vom Oberrhein, wie vom Mittelrhein. So war es kein Wunder, daß in diesem Dorfe sich bald ein Glied der Familie selbst als Postmeister einrichtete. Die weitere Strecke folgte nicht dem Laufe des Rheins durch die gesegneten Landschaften von Worms und Mainz, sondern wandte sich dem Gebirge zu, bergauf bergab ging es über den Soonwald, Hundsrück und Eifel; die Nahe wurde unterhalb oder in Kreuznach überschritten, die Mosel bei Hatzenport, das Rheinufer wurde dann wieder bei Brusig, oberhalb Bonn, erreicht und die Route wandte sich dann scharf nach Westen.

Eine sonderbare Route! War der Rhein mit seinen Windungen die Schuld, daß der Postillon ihn mied? Ich glaube, es liegt ein ganz anderer Grund vor. Nicht ein einziger Botenwechsel erfolgte in einer Stadt, die Postmeister saßen in den Dörfern, mitunter dicht vor den Städten, nicht aber in ihnen. Rheinhausen, wo schon 1500 die Botenzüge sich kreuzten, war ein Dorf, die Post von Ulm lag im nahen Söflingen und auf dem viele Meilen langen Ritte von Breisig bis Speyer kam der Reiter kaum durch eine einzige Stadt. Die Städtescheu hatte einen guten Grund. Die Städte waren nachts verschlossen. Das Geheimniß der Post war aber die Ausnützung der Nacht. So mußte die Route so gelegt werden, daß in der Nachtzeit wenn möglich keine Städte umritten oder an ihrer Pforte lange um Durchlaß gebeten werden mußte. In dieser Städtescheu offenbart sich wieder der ursprünglich rein dynastische Zweck, die ausschließliche Betonung der Endpunkte, die Vernachlässigung der Bedürfnisse des zwischenliegenden Landes. Auch bei dem Bau der Eisenbahnen ist man nicht selten in den Fehler verfallen, nur die Zielpunkte zu beachten und auch da kann man von Städtescheu reden. Wie ist doch der Bahnhof Friedrichsfeld zwischen Mannheim und Heidelberg entstanden!

Diese erste Route wurde später abgeändert, wiewohl Rheinhausen seine Bedeutung bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts behielt. Im übrigen wurde immer mehr Rücksicht auf die Städte und auf das Publikum genommen. Aber noch lange spielten die ländlichen Postmeister eine bedeutende Rolle. Selbst in dem städtereichen Württemberg fand die berühmte Zusammenkunft des Prinzen Eugen Marlborough und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden in dem Posthause des Dorfes Eberbach statt. Diese Postmeister spielten keine geringe Rolle: sie vermittelten dem Publikum die Nachrichten und beeinflußten die öffentliche Meinung, zu gleicher Zeit waren sie vielfach Agenten der Regierung. Erst auf langen Umwegen wurde die Post aus einer Hofeinrichtung eine dem Publikum ganz objektiv dienende Verkehrsanstalt.

Staatsminister Jolly.

Ein römischer Schriftsteller läßt Alexander den Großen den Achilles glücklich preisen, weil er in einem Homer den Herold seiner Thaten gefunden habe. Ob der makedonische Eroberer diesen Ausspruch wirklich gethan hat, mag dahingestellt bleiben, die Meldung selbst beweist jedenfalls, wie wohl man auch im Alterthum schon wußte, daß der Nachruhm eines hervorragenden Mannes nicht nur durch dessen Thaten bedingt wird, sondern ebenso sehr durch die Beleuchtung, in der die Geschichtschreibung sie den kommenden Geschlechtern überliefert. In klaren, scharf gezeichneten Konturen stellt sie des Einen Gestalt der Nachwelt hin — es sei hier nur an das Bild des großen Preußenkönigs, des „alten Fritz", erinnert,das dank den im wesentlichen übereinstimmenden Schilderungen patriotischer Biographen und Historiker, denen freilich der Stift eines Adolf Menzel noch zuhülfe kam, in seiner Eigenart jedem Preußen, ja man darf wohl sagen, jedem Deutschen innig vertraut ist—; ebenso oft aber trägt sie auch die Schuld, daß eines AnderenCharakterbild in der Geschichte schwankt, weil sie, bewußt oder unbewußt in der Parteien Dienst sich stellend, die an sich klaren und markanten Züge durch wohl- oder übelwollende Retouchen verwischt und durch allerhand Beiwerk undeutlich oder gar unkenntlich machte. Wir wollen — nicht sowohl um des großen Todten, als um des deutschen Volkes willen — aufrichtig wünschen, daß diesem das historische Bild des genialen Reichsbaumeisters, des Fürsten Bismarck, für alle Zeiten ebenso wahr und treu erhalten bleiben möge, wie ihm durch hundert und aber hundert Bildwerke von Künstlerhand seine äußere Gestalt vor Augen geführt worden ist. Kann es eine Trübung erfahren — wenn auch sicherlich nur vorübergehend, denn die richtige Erkenntniß und Schätzung dieses gewaltigen Charakters und der geistigen Potenzen, die ihn zu so außerordentlichen Leistungen befähigten, würde sich immer wieder Bahn brechen —, so wird die Schuld mehr dem Ungeschick übereifriger Freunde und Bewunderer, als der Verkleinerungssucht thöricht-verbissener oder verblendeter Gegner zuzuschreiben sein. Den Letzteren gegenüber dürfte das deutsche Volk, das dem politischen praeceptor Germaniae in seiner überwiegenden Mehrheit doch, gottlob, ein tiefwurzelndes Dankgefühl widmet, weit eher auf der Hut sein, als bei der Benutzung derjenigen Herolde des Bismarck'schen Ruhmes, die bei dem ehrlichsten Bestreben ihrer Aufgabe nicht gerecht werden konnten, weil sie den allein zulässigen großen Maßstab für die Beurtheilung ihres Helden nicht zu finden wußten und deßhalb da, wo sie die Weltgeschichte, oder doch die Archive hätten reden lassen sollen, mit allerlei Intimitäten aus kleinlich-peinlich geführtenTagebüchern oder mit sonstigen unkrontrolirbaren Enthüllungen mehr oder minder nebensächlicher Art hervortraten. Moritz Busch, den Bismarck wohl nicht ohne Grund „Büschchen" zu nennen pflegte, hat in dieser Hinsicht unmittelbar nach dem Hinscheiden seines großen Gönners viel gesündigt, und Andere sind — leider — in seine Fußtapfen getreten. Es war eben keiner von ihnen auch nur mit einem Tropfen homerischen Oeles gesalbt; die Befähigung, dem grollenden Peliden im Sachsenwalde Heroldsdienste zu leisten, war ihnen versagt.

Was in Bezug auf die mehr oder minder glückliche

Hand der Biographen für einen Bismarck gilt, das gilt mutatis mutandis auch für gar manchen seiner Mitarbeiter am Werke der deutschen Einigung. In erster Linie steht unter ihnen in Süddeutschland der ehemalige badische Staatsminister Julius Jolly, der diesseit des Mains übrigens nicht nur auf nationalem Gebiete bahnbrechend gewirkt hat. Die räumlich engeren Grenzen, innerhalb deren er thätig war, bringen es allerdings mit sich, daß der von den Schilderern seines Lebenslaufs geweckte, an seinen Namen sich knüpfende publizistische Streit nicht den gleichen Wiederhall findet oder fand wie die heftige Polemik alsbald nach dem Hinscheiden des Eisernen Kanzlers. Im badischen Lande selbst aber hat eine jüngst erschienene Veröffentlichung aus der niemals trivial, aber mitunter recht scharf werdenden Feder Adolf Hausraths, „Zur Erinnerung an Julius Jolly,“[1]) die Gemüther im hohen Grade erregt und selbst aus gut nationalen und liberalen Kreisen, also aus den Reihen derer, die unter Jolly's Führung gekämpft hatten und seine hohe persönliche Bedeutung, sowie seine außerordentlichen politischen Leistungen auf das bereitwilligste anerkennen, eine Anzahl schroffer Gegenäußerungen provozirt. Daß sie jeder Berechtigung entbehren und als ein vom Zaune gebrochener Streit sich darstellen, wird man kaum behaupten können. Es liegt uns fern, einen Mann von der politischen und publizistischen Bedeutung Adolf Hausraths, der in allen seinen Veröffentlichungen den Beweis erbracht hat, daß er selbständig zu denken und zu urtheilen weiß, mit dem emsigen Tagebuchführer und Notizensammler Moritz Busch auf eine Stufe zu stellen. Thatsache aber ist es, daß er mit seinem biographischen Werke, das auf jeder Seite von aufrichtiger Verehrung für den verstorbenen Staatsminister Jolly Zeugniß ablegt, diesem kaum besser gedient hat, als Busch durch gewisse unzeitige oder nicht hinlänglich gesichtete Publikationen dem Fürsten Bismarck.

Schon die Opportunität der Hausrath'schen Biographie konnte fraglich erscheinen, da etwa anderthalb Jahre zuvor zwei andere nahe Verwandte des im Jahre 1891 verstorbenen Ministers, die Professoren Hermann Baumgarten und Ludwig Jolly, demselben ein biographisches Denkmal gesetzt hatten. Wesentlich mehr als dort, auf Grund der Akten, sowie unter Verwerthung privater Schriftstücke und persönlicher Erinnerungen über das hingebende und hochverdienstliche Wirken Dr. Julius Jolly's, über das, was er als badischer Minister und deutscher Patriot erstrebt und erreicht hatte, gesagt worden war, konnte ja auch Hausrath, trotz seiner engen Beziehungen zum Jolly'schen Hause und dem ihm nahestehenden politischen Kreise an thatsächlichem Material kaum beibringen, und zu einem polemischen Auftreten gegen die beiden von ihm werthgeschätzten, durch verwandtschaftliche Bande verknüpften Autoren hatte er sicher ebensowenig Anlaß und Neigung. Es war ihm, wie er in dem kurzen Vorwort ja auch selbst andeutet, wohl in erster Linie darum zu thun, durch die Verwerthung persönlicher Erinnerungen aus der Zeit der parlamentarisch-politischen Thätigkeit des Staatsministers Dr. Jolly und durch Geltendmachung gewisser, von der Baumgarten-Jolly'schen Anschauung abweichenden Auffassungen dieser Thätigkeit auch seinerseits theilzunehmen an der Aufrichtung eines literarischen Denkmals für den von ihm mit Recht hochverehrten Staatsmann und dabei dessen Züge, die ihm in langjährigem persönlich-freundschaftlichem Verkehr fest sich eingeprägt hatten, so markant als möglich herauszuarbeiten, sprechender wenigstens, als es nach seiner Ansicht in der etwas älteren, grundlegenden Biographie geschehen war. Daß ihm dies gelungen ist, daß seine Erinnerungsblätter fesselnd und vielfach sprechend wahr sind, daß uns Dr. Julius Jolly's Gestalt in ihnen in fast greifbarer Verkörperung entgegentritt, wird Niemand in Abrede stellen. Der Schreiber dieser Zeilen hat das Buch vom Anfang bis zum Ende mit lebhaftem Interesse durchgelesen und die gleiche, fesselnde Wirkung hat es — wie ihm versichert wurde — auch auf viele Andere geübt. Hausrath hat sich hier als Feuilletonist und Politiker in gleicher Weise bewährt.

Aber der Politiker ist dabei zum Parteipolitiker und — sit venia verbo — in gewissem Sinne zum Hauspolitiker geworden. Um die Leistungen seines Helden — dies Wort ohne jede ironisch-unliebsame Beimischung gebraucht — hervorzuheben, hat er diesem in der Person anderer badischer Parlamentarier und Staatsmänner Folien geschaffen, deren ein Staatsminister Dr. Jolly sehr wohl hätte entrathen können. Um dessen hohen Verdienste um die deutsche Sache und die innere Entwicklung Badens — Verdienste, die vielleicht die künftigen Generationen noch höher bewerthen werden als die Zeitgenossen — in das rechte Licht zu setzen, würde es der wenig günstigen Beleuchtung kaum bedurft haben, in der Hausrath nicht sowohl die ausgesprochenen Gegner, als vielmehr eine ganze Anzahl namhafter Mitarbeiter Jolly's erscheinen läßt. Wer Männer wie Lamey, Kiefer, Bluntschli und Mathy nur aus dem Hausrath'schen Buche kennen und beurtheilen lernte, würde die hervorragende politische Rolle, welche dieselben in ihrer engeren Heimath gespielt haben, und die dankbare Verehrung, die der liberale Theil des badischen Volkes den beiden Erstgenannten stets bekundet hat und ohne Zweifel dauernd bewahren wird, kaum verstehen. Daß zwischen Männern von so verschiedenem Naturell, wie Jolly, mit seiner ernsten, allezeit streng geschäftsmäßigen und mitunter fast „hugenottisch-herben“ Art und Lamey, mit der echt süddeutschen Behäbigkeit und Verbindlichkeit und einer gewissen Geneigtheit zum Abwarten oder laisser aller es waren, auch bei wesentlich gleichem Streben, mitunter erhebliche Meinungsverschiedenheiten sich herausbildeten, ist sehr begreiflich. Und daß der von persönlichem Ehrgeiz nicht freie Bluntschli durch unerbetene politische Rathschläge und Interventionsversuche oder der durch Wandlungen mancherlei Art hindurchgegangene Mathy durch diese oder jene Formlosigkeit dem klar blickenden und scharf urtheilenden Jolly dann und wann zu einer kritischen oder sarkastischen Bemerkung Anlaß gegeben haben, kann gewiß nicht befremden. Eine andere Frage ist es, ob es räthlich erscheint, derartige, für die Oeffentlichkeit nicht bestimmt gewesene Urtheile, die vielleicht nur die Erzeugnisse einer momentanen Wallung waren, nachträglich weiteren Kreisen zu übermitteln. Ein schnell hingeworfenes Wort verfliegt und soll verfliegen, es richtet, auch wenn es scharf ist, meist wenig Schaden an; wird es schriftlich fixirt und hinterher auch noch publizirt, so erhält es eine Tragweite, die der Sprecher ihm gar nicht geben wollte. Das hat zur Zeit Moritz Busch nicht bedacht, als er alle Worte des Scherzes oder des Unmuths, die Fürst Bismarck jemals in flüchtiger Unterhaltung und im vertrauten Kreise sich gestattet hatte, durch allzu ausgiebige Verwerthung seiner Tagebuch-Notizen zu neuem Leben erstehen und säuberlich gedruckt in die Welt hinausgehen ließ. War's wohlgemeint, so war es, wie die Folgen gezeigt haben, nicht wohlgethan, denn es entbrannte nun, bevor noch der große Kanzler im Sachsen-

[1]) Zur Erinnerung an Julius Jolly. Von Adolf Hausrath. Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1899.

wald-Mausoleum die letzte Ruhestätte gefunden, um seinen Charakter und um seine Meinungen ein Streit, der pietätvoll hätte vermieden werden sollen, und auch sehr wohl hätte vermieden werden können. Mit dem intimen Charakter gewisser Reminiscenzen aus seinem nahen persönlichen Verkehr mit dem Minister Jolly hat aber auch Adolf Hausrath nicht hinreichend gerechnet, als er sie behufs möglichst lebenswahrer Gestaltung des von ihm gezeichneten Charakterbildes verwendete. Er hat bei dieser Herausarbeitung des Guten offenbar zu viel gethan. Man gewinnt wenigstens hin und wieder den Eindruck, als habe er einzelne Züge in Jolls Bilde zu sehr vertieft und damit verschärft, als lasse er ihn in seinem Auftreten gegenüber den diis minoris ordinis in den Reihen der Opposition wie in denen seiner Anhänger noch kühler fast und herber erscheinen als es thatsächlich der Fall war. Die Wärme des Empfindens und die zarte Fürsorge, die er im engeren Kreise, insbesondere im Verkehr mit den Seinigen, allezeit an den Tag legte, beweisen jedenfalls, daß es ihm an dem, was Schiller einst „der Sitten Freundlichkeit“ genannt, durchaus nicht fehlte.

Ob Hausrath hier mit zu scharfem Meißel gearbeitet, mit zu starken Strichen gemalt hat, lassen wir jedoch dahingestellt; sicher beurtheilen können es nur diejenigen, die dem verstorbenen Minister persönlich oder beruflich besonders nahe gestanden haben und von denen erfreulicherweise noch recht Viele des rosigen Lichts sich erfreuen. Als einen entschiedenen Fehler aber — und zwar als einen Fehler in der ganzen Anlage des sonst so trefflichen und fesselnden Werkes muß es, wie schon bemerkt, bezeichnet werden, daß der Biograph es — wir dürfen bei einem so erfahrenen Autor kaum sagen „nicht verstanden hat“, sondern müssen fast eine absichtliche Begehungs-, bezw. Unterlassungssünde voraussetzend, erklären, — „vermieden“ hat, den Mitarbeitern Jolly's, mögen sie gelegentlich der Offenburger Bewegung auch zeitweilig seine Gegner und Konkurrenten geworden sein, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Proteste, die alsbald auf badisch-liberaler Seite erhoben wurden und zum Theil wenigstens wegen ihrer leidenschaftlichen Art wieder über das Ziel hinaus schossen, dürften es ihm gezeigt haben. Homer — dieser praeco praeconum — hat sich wohl gehütet, seinem Helden minderwerthige Streiter gegenüber oder an die Seite zu stellen. Die Zeiten haben sich seitdem und mit ihnen die Sitten vielfach verändert; das Wort „Viel Feind, viel Ehr'“ gilt aber auch heut nur, wenn es um einigermaßen gleichwerthige Feinde sich handelt.

H. Tournier.

Mittheilungen und Nachrichten.

β. Hermine Villinger: Kleine Lebensbilder. Geschichten. Illustrirt von Curt Liebich. Stuttgart, Ad. Bonz u. Co. 1900. — Wir haben an dieser Stelle schon einigemal gern die Gelegenheit wahrgenommen, unsre Leser auf Hermine Villingers liebenswürdiges Erzählertalent hinzuweisen, und thun das heute im Hinblick auf den seit kurzem vorliegenden, oben genannten Sammelband aufs neue. Die Kunst dieser anmuthigen und gemüthvollen Plauderin haftet mit allen ihren Wurzeln im Boden des Schwarzwaldes, ist also von Haus aus die echte „Heimathkunst“; sie zieht aus jenem Boden nicht nur die Fähigkeit zur lebenswahren, plastischen Darstellung der geschilderten Persönlichkeiten und Oertlichkeiten, sondern auch das schwer in Formeln zu fassende Element, das über dieser Darstellung wie ein feiner Duft schwebt und die Umrisse leicht und zart in einander auflöst. Von den scharf gezogenen, kräftigen Linien und derben Formen etwa in Holzschnittmanier, wie sie der Heimathkunst sonst gern eigen sind, ist in diesen Erzählungen allerdings nirgends eine Spur zu finden; sie verrathen überall, in der Wahl des Stoffes wie in der Ausführung der Einzelheiten, die weibliche Hand; aber wenn auch das Kräftige fehlt, so mangelt es dafür doch nicht an den anderen Elementen des richtigen Erdgeruchs, besonders nicht an der Unbefangenheit und an der Schalkhaftigkeit, wie sie dem Volk glücklicherweise auch dort im Schwarzwald noch eigen sind, und nicht am liebevollen Eindringen in das Fühlen und Denken dieses Volkes. Gerade von dieser letzterwähnten Fähigkeit zeugen in dem neuen Sammelband mehrere prächtige Stücke. Wir meinen vor allen die humorvollen Erzählungen „Der Frühling isch do“, „Der Gascht“ und „Das Glück im Hexenloch“, in denen wirkliche Schwarzwälder Figuren in einer Frische und Unmittelbarkeit vor uns hintreten, wie sie selten in ähnlichen literarischen Schöpfungen von weiblicher Hand zu finden sind. Besonders die beiden halbwüchsigen Buben in der ersten und der letztgenannten Erzählung sind prächtig gezeichnet. Auch die Kinderportraits gelingen der Verfasserin ganz ausgezeichnet; die „Namenlosen“, der „Friederle von der Yburg“ sind solche, man möchte sagen: in duftigem Pastell ausgeführte, mit Humor erfüllte Zeichnungen, die man mit nie erlöschendem Behagen immer und immer wieder gern anschaut. Ueberhaupt ist es das Schöne auch an diesen neuen kleinen Geschichten Hermine Villingers, daß man sie gern auch ein zweites und drittes Mal liest, was man heute von wenigen solcher Kleinarbeiten sagen könnte. Man wird immer wieder auf eine kleine Nüance, auf einen schalkhaften Zug, auf eine feine Linie aufmerksam, die man beim erstmaligen Lesen nicht beachtet hatte, und das Gefühl der Dankbarkeit gegenüber der Schriftstellerin, die das schalkhafte, zutrauliche und anheimelnde Wesen ihrer Heimathsgenossen so trefflich in ihrer Darstellung zum Ausdruck zu bringen weiß, wächst mit dem wiederholten Genusse. Es wäre zu wünschen, daß auch das neue Buch über die Heimath der Verfasserin hinaus ihr recht viele neue Freunde erwürbe zu der großen Zahl der alten, die sie schon besitzt.

* Historischer Kongreß in Halle. Zu unserm Bericht über die Verhandlungen vom 6. April sind in dem Vortrage des Hrn. Dr. Friedjung noch einige interessante Einzelheiten nachzutragen. Der Hauptgrund für das Fehlschlagen des Stein'schen Projekts war das Mißtrauen Metternichs gegen Stein, infolgedessen Jener 1813 nur ein loses Bündniß gelten lassen wollte. Nachdem er aber 1814 dies als einen Fehler erkannt hatte und auf Steins Vorschlag eingehen wollte, war es Hardenberg, der in den Weg trat, weil er als preußischer Staatskanzler fürchtete, er würde in Berlin in Ungnade fallen, wenn er Steins Plan billigte. Wichtig ist noch, daß Friedjung Stein gegen Treitschke's Vorwurf in Schutz nimmt, er habe bei seinem Vorschlage nicht an Deutschlands Zukunft gedacht, während er doch gerade die Entfremdung Oesterreichs von Deutschland verhüten wollte. — In der letzten Sitzung vom 8. April wurden noch zwei Vorträge gehalten, und zwar von Prof. Dr. Prutz (Königsberg) über die Entwicklung der dortigen historischen Professur und von Prof. Dr. Rachfahl (Halle) über die Trennung der Niederlande vom Deutschen Reiche. Der nächste Historikertag soll im Jahre 1902 in Heidelberg stattfinden.

* Die Ausgrabungen in Babylon. Die Deutsche Orient-Gesellschaft bietet ihren Mitgliedern in Nr. 4 ihrer „Mittheilungen“ Berichte aus drei Briefen, welche von Dr. Koldewey, dem Leiter der von ihr in Angriff genommenen Ausgrabungen in Babylon, eingelaufen sind. In seinem Bericht vom 5. Januar bespricht Dr. Koldewey die Grabung an der Nordmauer der Hauptburg. Man stieß dort in der Außenschale der Mauer auf drei Thore, von denen zwei aber wieder vermauert worden waren. An der Südseite der Mauer fand man einen 9 m breiten Kanal, aus Ziegeln mit aramäischen Stempeln gebaut; da er vom Euphrat genau nach Osten verläuft, so vermuthet Koldewey, daß er der in den Inschriften öfters genannte Ostkanal ist und daß in den erwähnten aramäischen Zeichen der Anfang seines Namens „Libilhegalla“ vorliegt. — Zu interessanten Ergebnissen haben die Grabungen in einem aus dem südlichen

Theil der Ostfront des Kasr (d. h. Schloß) hervortretenden Einzelbau geführt, worüber Dr. Koldewey am 28. Januar berichtete. Das aus Lehmziegeln bestehende Gebäude wurde durch die Funde als der Tempel Em'ach der Göttin Ninmach festgestellt. Gruppen von Zimmern umgaben einen Hof. Unter dem Ziegelpflaster wurden in verschiedenen Räumen Thontabletten mit Namen- und Lohnlisten von Bauarbeitern gefunden. Auf diesen Bau bezieht sich zweifellos die Inschrift eines schon längere Zeit bekannten kleinen Bauzylinders, in welcher es heißt: „Emach, den Tempel der Ninmach, in Babylon habe ich der Ninmach, der Fürstin, der Hehren, in Babylon neu gebaut. Einen gewaltigen „Kisu" von Erdpech und Ziegelsteinen ließ ich ihn umgeben. . . ." Der „Kisu" wird die das ganze Gebäude umgebende Ziegelmauer sein, die man jetzt freigelegt hat. Außerdem ist eine Thontafel zutage gefördert worden, auf der ein Hymnus in sumerischer Sprache — der Sprache der vorsemitischen Bevölkerung Babyloniens — mit babylonischer Interlinearüberſetzung (zusammen etwa 180 Zeilen) eingegraben ist und ein Zylinder des Sardanapal, in dem dieser berichtet, daß er den Tempel der Ninmach neu gebaut habe; ferner viele Reliefziegel, auf denen Theile von Thierkörpern dargestellt sind. Im Schutt der Festungsmauern des „Kasr" hat man mehrere Fragmente von Bauinschriften Nebukadnezars entdeckt mit einigen Angaben, die in den großen, seit lange bekannten Inschriften dieses Fürsten fehlen. Außer einer Anzahl von Tabletten wurde bei dem Zylinder das Bruchstück einer kleinen Terrakotte gefunden, der untere Theil einer nackten weiblichen Figur en face auf stelenförmigem Hintergrunde. Es ist wohl die Nachbildung des alten Kultbildes der Ninmach; denn eine fast identische, nur im Stil durchgebildetere Terrakotte ist in einem anderen Raum des Tempels ans Tageslicht gefördert worden. Außerdem wurde in der Ruine eine Menge von Reliefziegeln mit Darstellungen von Stier- und Vogelkörpern gefunden. Am Schluß der „Mittheilung" finden sich interessante Angaben über eine aus der Mitte des 8. Jahrhunderts stammende, künstlerisch ausgestattete Bestallungsurkunde eines Priesters des Nebo in Borsippa, die Hr. James Simon der Gesellschaft geschenkt hat und die sich jetzt in der vorderasiatischen Abtheilung des Berliner Museums befindet. Die Inschrift schließt mit der merkwürdigen uralten Fluchformel, die sich in den verschiedenen Theilen des altsemitischen Gebiets mit unwesentlichen Varianten wiederholt: „Wer diese Steintafel mit einem Stein zerstören, im Feuer brennen, im Staub verscharren, ins Wasser werfen, in ein finsteres Haus, wo man nicht sehen kann, hineinbringen oder den geschriebenen Namen auslöschen und den seinigen hinschreiben wird, dessen Nachkommenschaft mögen die Götter, so viele auf dieser Steintafel ihren Platz gefunden haben, vernichten." — Ueber die Fortführung der Ausgrabungsarbeiten spricht sich Dr. Koldewey, der gleichzeitig einen großen Plan des Trümmerhügels Kasr übersandt hat, in einem Brief vom 10. Februar aus, in dem er u. a. hervorhebt, daß nirgends die Spur von älteren Bauten zu finden sei, ja daß selbst zu den Füllmassen neben dem Sardanapal-Zylinder älterer Bauschutt verwendet ist. Daraus schließt er, daß das ganze Kasr eine einheitliche Anlage Nebukadnezars und seines Vaters sei, und daß die früheren Herrscher wahrscheinlich auf dem Hügel Amran ibn Ali, südlich von Kasr, residirt haben. Diesen Hügel will Dr. Koldewey demnächst eingehend untersuchen.

* Ein zweiter Pestbazillus. Aus Tokio kommt die überraschende Meldung, daß Dr. Kitasato, der auch in Deutschland wohlbekannte japanische Forscher, dessen Arbeiten über die Aetiologie der Pest von grundlegender Bedeutung geworden sind, einen zweiten Pestbazillus entdeckt hat, d. h. einen, der von dem von Yersin gefundenen in wesentlichen Punkten abweicht. Dieser Fund kann von Bedeutung sein und würde erklären, woher es kommt, daß das Yersin'sche Serum in verschiedenen Fällen ganz verschiedene Wirkung gezeigt hat. Dr. Kitasato spricht die Erwartung aus, daß es ihm gelingen wird, mit seinem neuen Serum die Fälle von Pest erfolgreich zu bekämpfen, in denen das Yersin'sche Präparat versagte.

* **Würzburg.** Zum Nachfolger des Professors Michel ist der „Münch. med. Wochenschr." zufolge Prof. Kuhnt in Königsberg für die hiesige Professur der Augenheilkunde in Aussicht genommen.

* Auf der **Saalburg** bei Homburg will, wie das „Berl. Tagebl." berichtet, der Kaiser eine überlebensgroße Bronzestatue des römischen Kaisers Antoninus Pius errichten lassen, in dessen Regierungszeit nach neueren geschichtlichen Forschungen die Errichtung jenes römischen Kastells fällt. Mit der Ausführung dieses Monuments, das der Deutsche Kaiser einem römischen Imperator errichtet, ist der Berliner Bildhauer Johannes Götz betraut worden, der sich schon durch seine Quadriga am Kaiser Wilhelm-Nationaldenkmal und die in der Nationalgalerie stehende „Wasserträgerin" als Meister in der Beherrschung der antiken Linie gezeigt hat. Der Künstler wurde am Sonntag vom Kaiser im Schloß empfangen und hier mit seiner interessanten Aufgabe bekannt gemacht. Der Kaiser hatte sich durch den Direktor der königlichen Museen, Professor Kékulé v. Stradonitz, eine Reihe von Antoninus Pius-Darstellungen, Medaillen, Gemmen und Büsten, darunter eine aus der Münchener Glyptothek, vorführen lassen, und legte an der Hand dieser Vorlagen dem Bildhauer Götz seine Wünsche für die Durchführung der Statue dar. Antoninus Pius soll ähnlich der bekannten Figur des Germanicus in römischer Kriegsrüstung dargestellt werden. Das Denkmal wird auf niedrigem Sockel stehen und in patinirter Bronze ausgeführt werden. Mit der Skizze beginnt der Künstler sofort, da die Statue gleichzeitig mit dem Reichslimesmuseum schon im nächsten Jahre fertiggestellt werden soll.

* **Rostock.** An Stelle des Prof. König, der nach Bonn geht, ist Dr. theol. und phil. Volck aus Greifswald auf den Lehrstuhl für alttestamentliche Exegese an der hiesigen Universität berufen worden.

* **Prag.** Am 11. d. M. starb hier Hofrath Dr. Friedrich Rulf, gewesener Professor der Rechtsphilosophie und des österreichischen Strafrechts an der Prager Universität, im 80. Lebensjahre.

* **Athen.** Die griechische Kammer hat den Gesetzentwurf betreffend die unentgeltliche Ueberlassung eines Baugrundes für Errichtung eines österreichisch-ungarischen archäologischen Instituts in Athen genehmigt.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 14. April. Nummer 86.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Novellen- und Skizzenbücher.

Eine Zeitlang blieb Alles stumm. Endlich brummte der alte Doktor: „Lazarethgeschichten!", und das löste den Bann, der auf den anderen Hörern lag. Es war ihnen Allen aus dem Herzen gesprochen. Alle verstanden sogleich, daß mit der Bezeichnung „Lazarethgeschichten" nicht etwa der Ort der Handlung gemeint sei, noch daß die einzelnen Skizzen etwa als geeignet für die Insassen eines Lazareths bezeichnet werden sollten. Unser Freund wollte nur der Ansicht Ausdruck geben, daß man, wenn man solche Lektüre häufiger genieße, bald lazarethreif sein werde. Die Kunst braucht sich gewiß nicht bloß auf das Erfreuliche, Erhebende, Erwärmende zu beschränken. Auch das Herbe, das Düstere, das Grausige ist ihr nicht verwehrt, und „das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", gehört zu ihren höchsten Aufgaben. Mit solchem Maßstabe darf man nun aber nicht an die Novellen herantreten, die das schroffe Urtheil unsres alten Freundes hervorriefen. Die Autoren gefallen sich vielfach in der Behandlung des Düsteren, aber von Großem oder Gigantischem kann dabei nicht die Rede sein. Aus drei Büchern mögen nur ein paar Titel angeführt werden: Der Hinterbliebene (die Veränderungen darstellend, die eine Leiche vom Tode bis zum Begräbniß durchmacht), Heldentod, Begräbniß, Die Todten und die Lebendigen, Der Tod des Doktor Felsing, Der Tod, Ein Nachruf. Nun denkt gewiß jeder reife Mensch einmal an seinen eigenen Tod, aber nicht mit dem „häßlichen Grauen", wie er es hier erzeugt. Die kurzen Novellen, die Felix Salten unter dem Titel der ersten: „Der Hinterbliebene"[1]) veröffentlicht hat, sind schon von anderer Seite besprochen worden. Der Autor ist ein trefflicher Beobachter und weiß auch die Stimmung der geschilderten Personen gut wiederzugeben. Aber man wird, wenn man sein Buch durchgelesen hat, sich eines unangenehmen Nachgeschmacks nicht erwehren können. In noch stärkerem Maße ist dies bei den Novellen von Gustav Macasy[2]) der Fall. Krankheit und häßlich ist die erste der Geschichten, in der der dekadente betrogene Gatte seine Frau tödtet. Sie „wollte sich bewegen, aber er lag wie ein Alp auf ihr. Nun wußte er, daß er sie tödten müsse. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er ihr Gesicht an und immer tiefer krallten sich seine Finger in ihren Hals." — In dieser Weise geht die Schilderung weiter, bis die Schuldige todt ist. — „In der Magdalenenkirche" stirbt der Priester am Altar. Der Held der Skizze „Ein Schicksal", die übrigens an Werth den übrigen Inhalt des Buches bedeutend überragt, endet durch Selbstmord. In „Die Todten und die Lebendigen" ist die Situation mit großer Schärfe behandelt, bis auf den Schluß, der aus der Stimmung fällt. Die kleine Skizze „Die Epigonen", in der auch der Selbstmord den Schluß bildet, ist durch den leicht ironischen Ton wirksam. „Der Tod des Doktor Felsing", dem seine Frau noch kurz vor seinem Ende schneidendes Weh zugefügt, ist wohl mehr spitzfindig konstruirt, als der Wirklichkeit entsprechend. „Aus dem letzten Hause" von Georg Hermann[3]) bringt in den tagebuchartigen Aufzeichnungen der umfangreichsten Geschichte, die dem Buch den Namen gibt, eine ungemein fesselnd und lebendig wirkende Darstellung der Denkart und der Gefühle eines Menschen, der den rechten Lebensmuth verloren hat, und der sich an der frischen, natürlichen Lebensfreude des kleinen Mädchens, das ihm der Zufall in die Arme wirft, eine Zeitlang wieder aufrichtet. Es liegt Gemüth und Gemüthlichkeit in der Schilderung des Zusammenlebens, und sowohl Martha, die Geliebte des Erzählers, wie die fünfjährige Emmy, die kleine Hausgenossin, sind in liebevoller und lebendiger Weise gezeichnet. Auch der Humor fehlt nicht. Namentlich hübsch ist die Scene, in der der verrückte Hausherr dem Helden vorschlägt, daß sie mit den Frauen tauschen sollten. Manches in der Darstellung, namentlich der schöne Weihnachtsabend, hat uns an Raabe erinnert. Etwas kokett wirkt das Vorwort, worin der Verfasser die Tagebücher als von einem Freunde empfangen mit dem Zusatz einführt: „Da ich die Kunst besitze, selbst der besten Geschichte durch meine Erzählung zu schaden, so habe ich es vorgezogen, mit einigen geringen Streichungen diese Tagebücher unter meiner Flagge hinaussegeln zu lassen." Die dekadenten Gefühle eines willensschwachen Neurasthenikers, die am Schluß dieser ersten Geschichte mit großer Wahrheit wiedergegeben sind, klingen auch durch einzelne der kleineren Skizzen hindurch, doch steht dieser Autor sowohl künstlerisch als nach dem Gedankeninhalt über den vorgenannten. Seine Lebensauffassung ist wohl in den Worten ausgedrückt: „Was in diesem Leben wäre nicht gleichgültig, da das Geborenwerden im letzten Grunde nur ein unglückseliger Zufall ist? Aber dieser Zufall hat eine unweigerliche Folge, den Tod. Dieser Zufall aber — das Leben genannt — zerrt uns in eiserne Käfige, welche wir überall mit uns herumtragen, und nie und nimmer können wir die dicken Gitterstäbe durchbrechen. Geburt, Stand, Geschlecht, Zeit beeinflussen unsern Gesichtskreis, wie unsre Sehschärfe; nur mit einer kleinen Anzahl anderer Wesen kommen wir zusammen, und nur einen winzigen Bruchtheil des Seins umspannen unsre Sinne."

Zu der Novellensammlung „Verflogene Rufe" von Philipp Langmann[4]) konnten wir in gar kein

1) Wiener Verlag, L. Rosner Nachfolger 1900.
2) Wiener Verlag, L. Rosner Nachfolger 1900.
3) Berlin, F. Fontane u. Co. 1900.
4) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1899.

rechtes Verhältniß kommen. Sollen wir unsre ehrliche Meinung aussprechen, so müssen wir sagen, daß wir sie recht unkünstlerisch, unfertig und unreif finden. Es fehlt ihnen die Straffheit und Geschlossenheit, und man hat oft den Eindruck, als habe der Autor alles gerade so hingeschrieben, was ihm ins Gedächtniß kam, als er sich mit den handelnden Personen beschäftigte, mochte es auch in noch so losem Zusammenhang mit der Handlung stehen. Das gilt besonders von der seltsamen Geschichte „Der Nachtwächter von Lösch", auch von der nach der Anlage ganz hübschen Satire „Auf der Flucht", in der übrigens einzelne Scenen den Dramatiker erkennen lassen. Die beiden Geschichtchen, in denen Thiere die Helden sind, leiden darunter, daß der Verfasser nicht die Andersen'sche Naivetät besitzt, sondern durch eine gewisse Selbstironie sich um die Wirkungen bringt. Poetisch empfunden und reiner in der Durchführung ist der „Verflogene Ruf" und künstlerisch am bedeutendsten das Nachtstück „Der Hafen". Die Satire „Unkerdutz der Amoride" ging vollständig über unser Begriffsvermögen hinaus.

In den Novellen und Skizzen von **Meta Schoepp**[5]) ist auch eine gar düstere Stimmung vorherrschend. In „Sturmvogel", der ersten der Geschichten, wohnen wir dem Untergang des lieblichen Knaben bei, den der wackere Schiffsmann nach dem frühen Tode der Eltern des „Jung" zu sich genommen hatte. Niemand war so entzückt und stolz auf ihn, wie der Mann „mit dem mürrisch geschwärzten Antlitz und dem lächerlich guten Herzen". — In der letzten Geschichte ist das tieftraurige Schicksal eines 16jährigen Knaben geschildert, der von der in diesem Lebensalter unabwendbar tödlichen Zuckerkrankheit befallen ist. Er war zufällig Zeuge des Gesprächs gewesen, in dem der Arzt, über seinen Zustand befragt, die ruhige Antwort gab: „Er wird noch ein Vierteljahr zu leben haben." Und seitdem sah er beständig dem Tod in die Augen. Er verschafft sich alle Bücher und Broschüren über seine Krankheit, und er wird sich dadurch unheimlich klar über seinen Zustand. Aber er verbirgt die Kenntniß den Seinen, und wenn diese sich durch den Trost zu täuschen suchen, er wisse ja glücklicherweise nicht, wie schlimm es um ihn bestellt sei, dann geht zuweilen ein ironisches Lächeln über seine Züge.

In zwei anderen Skizzen „Der Name" und „Der Feind" wird ein ganz gleichartiges Motiv behandelt. Hier ist es der Sohn, der auf den Ruhm des Vaters neidisch ist und darüber den Verstand verliert. Dort macht der Bruder an dem bedeutenderen Bruder einen Mordversuch. — Die größte der Geschichten: „Wer ist der Mann" zeigt in der Stimmung und der Milieuschilderung große Kunst und Kraft, die es sogar zuwege bringt, daß wir uns in die ganz seltsamen Voraussetzungen hineinfinden. — Fritz Bellermann ist der älteste Schüler seiner Klasse und der Rädelsführer bei einem von der Schulordnung verpönten Vergehen. Als der Oberlehrer die Klasse zur Rede stellt und dabei auf die Feigheit desjenigen zu sprechen kommt, der die Anderen verführt und nicht den Muth hatte, sich zu nennen, da tritt Fritz Bellermann vor, und ihm wird die Relegation angedroht. Der Muth und die Entschlossenheit, die er dabei zeigte, wirkte imponirend auf die Anderen, namentlich auf Karl Güstrow, der mit Begeisterung an dem älteren Freund hängt. Fritz ist in die schöne Stiefmutter wahnsinnig verliebt. Bei einem Spaziergang abends in entlegener Gegend trifft er diese in vertrautem Stelldichein mit dem gehaßten Oberlehrer. Da stürzt er sich, seiner Sinne nicht mehr mächtig, auf den Feind. Es entsteht ein heftiges Ringen, dem die verzweifelte Frau und Karl beiwohnen. „Blut sieht er an den Händen des Lehrers, Blut an des Freundes Stirn. Vor Fritzens Mund steht Schaum, und seine Fäuste umklammern des Anderen Hals. Seine Zähne haben sich in des Gegners Hand gegraben." Da wirft sich der fünfzehnjährige Karl zwischen die Kämpfenden. Er sieht ein spitzes, scharfes, glänzendes Etwas in des Mannes Faust und wirft sich mit dem ganzen Körpergewicht auf diese, die die todtbringende Waffe auf den Jüngling gezückt hat. Da sinkt der Lehrer getroffen und entseelt zu Boden. Karl hatte den Freund retten wollen. Dieser aber, so muthig er in der Schule gewesen, so feig war er jetzt; er wälzt die Verantwortung für die That von sich ab und opfert den aufopfernden Freund. Karl flüchtet und kehrt nach einem ruhelosen Leben als sterbender Greis ins Heimathsdorf zurück. Der Todte wird zu dem Bürgermeister gebracht und dieser erkennt aus den Papieren den Jugendfreund: „Seine Lippen bewegten sich, und der mächtige Körper sank schlaff in sich zusammen. Langsam erhob sich die Hand. —Wem wehrte sie? „Karl", tönte es erschütternd durch das stille Gemach, „Vergib mir, Karl!" — Es liegt Größe in der Behandlung und Durchführung des Stoffes und die Kraft der Verfasserin erinnert an die ersten und besten Novellen der Clara Viebig, die „Kinder der Eiffel".

Einfacher und harmonischer ist die Skizze „Die Liebesgabe", heiter und mit gutem Griff für das Satirische die von dem ehrgeizigen Schneider; ganz künstlich konstruirt dagegen der Seelenprozeß in dem Knaben, der sein Schwesterchen umbringen will, weil er glaubte, der Vater liebe dieses mehr als ihn. Von der mächtigen Phantasie der Verfasserin gibt die Skizze „In der letzten Stunde" ein Bild. Das Problem von dem hohen Gerichtsbeamten, Präsidenten oder Staatsanwalt, der in dem Angeklagten entsetzt sein eigenes Kind erkennt, ist schon häufiger behandelt worden. Meta Schoepp hat es dadurch komplizirt, daß der Angeschuldigte, der Sproß einer Jugendliebe des Präsidenten, das Vergehen nicht begangen hatte. Der eigentliche Schuldige ist sein legitimer Sohn, und diesen klagt der unglückliche Vater vor Gericht an und erringt sich dabei die Liebe und das Verzeihen des älteren Sohnes, den er seit seiner Kindheit verlassen hat.

Die Schriftstellerin, die unter dem Pseudonym **Klaus Rittland** schreibt, liebt es, in ihren Novellen farbenreiche Bilder aus verschiedenen fernen Ländern zu geben. Von den drei Problem- oder Thesengeschichten, die den Inhalt der Sammlung „Nur Weib"[6]) bilden, spielen zwei in Aegypten. Diese beiden sind in der einheitlichen Ausführung besser gediehen, als die erste, in der der einheitliche Gang der Handlung durch eine übermäßig breite Schilderung der Frauenbewegung gestört wird. Die zarte anmuthvolle Wittwe Josephine von Schedow, Jo genannt, wird von heißer Leidenschaft für den gewandten vielgereisten Konsul Gustav Diercksen erfaßt, und ihre hingebende Liebe nimmt auch ihn gefangen. Aber kurze Zeit nach der Verlobung muß er eine weite Reise antreten, und inzwischen wird Jo durch einen Sturz vom Rade schwer verletzt und ihrer Schönheit beraubt. Gustav aber gehört nicht zu den Männern, wie sie das Idealbild der Prinzessin Leonore zeichnet: „die ein weiblich Herz zu schätzen wüßten, die erkennen möchten, welch einen holden Schatz von Treu und Liebe der Busen einer Frau bewahren kann", . . . deren Blick „auch durch den Schleier dringen könnte, den Alter oder Krankheit überwirft". — Und da Jo erkennt, daß er nur noch durch Pflichtgefühl sich an sie gefesselt hält, gibt sie ihn

5) Berlin, Gebrüder Paetel 1899.

6) Berlin, F. Fontane u. Co. 1900.

frei. Er aber nimmt das junge unbedeutende Persönchen zum Weibe, das eben nur seine Jugend für sich hat, und so endet ihr freudloses, enttäuschungsreiches Dasein durch Selbstmord. — Die Novelle „Levantinerblut" wird von dem Helden selbst erzählt. Was er von dem Weib verlangt, drückt er in den Worten aus: „Scharfer Verstand zerstört die einfach holde Weiblichkeit. Die moderne Erziehung legt es so recht systematisch darauf an, die Gedanken des Weibes abzulenken von dem, was das Ziel ihres ganzen Sinnens und Trachtens sein sollte: Geliebt zu werden, den Mann durch Liebe zu beglücken und einem kräftigen, gesunden Geschlecht das Leben zu geben! Durch die Ausbildung und Pflege geistiger Freiheiten wird das natürliche — sagen wir: das thierische Leben auf eine zu untergeordnete Stufe herabgedrückt, und das ist beim Weibe von Uebel. Ich will aber, wenn ich mir eine Frau nehme, keine Gehülfin für meine Berufsarbeit, auch keinen geistig hochstehenden Freund, sondern ich will nichts als ein schönes gesundes Weib, zu welchem ich gern in Ehrfurcht aufblicken werde, nicht weil mir seine Kenntnisse imponiren, sondern weil es der Natur näher steht, als ich, und weil ihm ein wichtiger Antheil an der Bildung der künftigen Generation zufällt!" — Und daß er auf jeden geistigen Anspruch verzichtete, sich nur von der äußeren Schönheit der Erwählten hinreißen ließ, das büßt er in trauriger Lebenserfahrung. Seine Giulia war nur Weib im niedrigsten Sinne. So ging daran zugrunde, daß ihr der höchste Beruf des Weibes versagt blieb, und sie in nichts Ersatz finden konnte.

Emil Roland[7]), auch das Pseudonym einer Dame, schreibt elegant und weiß das Milieu gut zu treffen. Die „Sécheresse de coeur", die „nostalgia d'amor" ist in der „Geschichte einer Beziehung" ganz hübsch charakterisirt. Aber was hat wohl der junge „Universalweise" darin zu thun, der zwei Seiten lang ungemein geistreich redet und dann plötzlich verschwindet? Eine tapfere und vornehme Frauennatur lernen wir in der hübschen Geschichte „Die Erzieherin" kennen. Sie ist an einen Mann gefesselt, der geistig tief unter ihr steht, für den sie beständig denken und arbeiten muß, aber gerade das weckt das Sorgliche, Mütterliche in ihr und sie fühlt sich fest an ihn gefesselt. Der gewandte vielerfahrene Frauenbesieger, der aus dem großstädtischen Getriebe in die Kleinstadt verschlagen worden ist, wirbt vergebens um ihre Gunst und findet in ihr das hohe edle Weibliche, „das uns hinanzieht", so daß sie im besten Sinne zur Erzieherin für ihn geworden ist.

Ilse Frapan hat einen bestimmt ausgeprägten Stil, und sie weiß namentlich das Leben und die Menschen in ihrer norddeutschen Heimath plastisch und mit großer Naturwahrheit vor uns erstehen zu lassen, während die auf süddeutschem Boden spielenden Geschichten nicht ganz den gleichen Erdgeruch haben. Aber wie der Name: „Was der Alltag dichtet,"[8]) auf die vorliegende Novellensammlung passen soll, vermögen wir nicht recht einzusehen, denn Alltägliches ist kaum in einer einzigen der Geschichten zu finden, wohl aber lernen wir ein paar prächtige Menschen drinnen kennen. So die bärbeißige Magd Emerenz mit dem weichen, liebevollen Herzen, die beiden Schwestern, die von ihr tyrannisirt werden und doch nicht ernsthaft daran denken können, sich von ihr zu trennen, auch der famose „Ameise-Ida". — Storm'sche Töne findet die Verfasserin bei der Geschichte „Dort oben", in der der Hamburger Brand eine große Rolle spielt, und in der das Liebespaar Lottchen und Amandus, die zusammen nicht kommen konnten, rührend wirkt. Beide haben sie den gewissen Zug um die Augen, „den Zug von denen, die frühe sterben müssen". — „Onkel Johnny" ist etwas breit, aber ganz allerliebst sind darin die beiden Backfische Milli und Liddy geschildert, und namentlich deren immer wieder enttäuschte Sehnsucht nach dem Onkel aus Amerika, von dem sie sich eine ganz ideale Vorstellung machten, und der dann, als er endlich kommt, so ganz anders ist, als sie ihn sich in der Phantasie ausgemalt hatten. Das Schicksal des Amtsschreibers mit seinem Papagei ist etwas breit behandelt, und alltäglich ist das ganz gewiß auch nicht. — Ilse Frapan besitzt aber den Vorzug, daß sie ihr letztes Wort nicht sagt und den Leser, dem sie zwischen den Zeilen viel andeutet, zur Mitarbeit anregt.

Mit wahrem Genuß haben wir die neuen Erzählungen von Adolph Wilbrandt gelesen.[9]) Wir wissen sehr wohl, daß sich vieles über die häufigen Verstöße gegen die Gesetze der Wahrscheinlichkeit in seinen Geschichten sagen läßt, über die allzu große Rolle, die der Zufall bei ihm spielt, auch darüber, daß seine Menschen eine starke Familienähnlichkeit haben, und namentlich die reifen und guten alten Herren als Beschützer der warmblütigen weiblichen Jugend häufig wiederkehren. Aber so wie er ist, haben wir ihn liebgewonnen, und die frischen, sympathischen, herzensguten Menschen, die man bei ihm kennen lernt, prägen sich uns bei aller Verwandtschaft, die sie untereinander haben, doch als bestimmte Individualitäten dauernd ein. In Erika wird das anfangs gestreifte bedeutende Problem nicht vollständig durchgeführt, und das, um was es sich im zweiten Theil der Erzählung dreht, ist etwas gewaltsam herbeigesucht. Von einer Schuld der Heldin hätte auch, wenn ihr Zustand der Bewußtlosigkeit mißbraucht worden wäre, nicht die Rede sein können. In ihrer Ohnmacht war sie des Willens beraubt, also auch der Verantwortung, und Niemand hätte sie einer Schuld bezichtigen können, selbst wenn es ihr so ergangen wäre wie der Kleist'schen Marquise von O. In der zweiten Geschichte: „Das Kind," macht die Darstellung des windigen Salonmenschen, an den die liebliche Gertrud ihr Herz verloren hatte, etwas karikirten Eindruck. Auch die Kur, die zur inneren Befreiung und Erleuchtung des Mädchens angewandt wird, ist ein bißchen unwahrscheinlich. Aber auch in dieser Geschichte sind so viel hübsche einzelne Züge, daß wir Alles, was der Verstand dagegen einwenden mag, hinnehmen und doch Gefallen an dem Ganzen finden können. Wahrheit, reine und rückhaltlose Wahrheit verlangen wir nur von der Wissenschaft. Die Kunst soll nur den Gesetzen der künstlerischen Wahrheit genügen, und wenn selbst ein Autor dieser auch nicht immer vollauf gerecht wird, uns dafür aber viel schönes und erhebendes zu bieten hat, so sagen wir: „Ein Wahn, der mich beglückt, ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt."

S. S.

7) Gefühlsklippen. Berlin, F. Fontane u. Co. 1900.
8) Berlin, Gebrüder Paetel 1899.

9) Erika. Das Kind. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1898.

Ueber die Kosenamen auf —eles.

Von Isaia van Arendal.

In Schwaben und in der Schweiz finden sich viele Kosenamen auf —ele und —eli, z. B. Bertele, Joggeli, Tonele, Bärbeli. Nach unserm heutigen Sprachgebrauch würden wir die Kinder eines Bertele als Bertele's Nachkommen, die Kinder eines Joggeli als Joggeli's Nachkommen bezeichnen. Da man sich nun zur Bildung von Familiennamen nicht nur des lateinischen Genitivs des Elternnamens (z. B. Nicolai, Stephani, Michaelis), sondern auch des deutschen Genitivs

(z. B. Peters) bediente, so muß es einen besonderen Grund geben, welcher die Entwicklung genitivischer Patronymen aus den Kosenamen auf —ele und —eli, d. i. demnach auf —eles und —elis verhindert hat. Die Ursache dieser Erscheinung liegt einfach darin, daß der Genitiv der Deminutivnamen auf —ele im Mittelhochdeutschen nicht auf —s (wie im Hochdeutschen), sondern auf —n ging, z. B. Etzel, Gen. Etzeln; Hegele, Gen. Hegelen; Gisele, Gen. Giselen. Während also die gewöhnlichen Substantiva auf —el den Gen. auf —eles bildeten, z. B. Nagel, Gen. Nageles; Himel, Gen. Himeles (Weinhold, Mhd. Gram. § 448) und ebenso der biblische Name Abel (weil kein deutsches Diminutivum) im Genitiv Abeles lautete (Daz Anegenge 20, 47), findet sich bei deutschen Diminutiven auf —el und —ele nur ausnahmsweise ein Genitiv auf —s, z. B. Hettels statt Hetteln (Grimm, D. Gram. III. Theil, 1890, § 672).

Hypokoristische Namensformen auf —eles konnten sich daher im Mittelalter nicht bilden.

Erst durch die Konfluenz der schwäbisch-alemannischen Koseform auf —ele mit der (ihr ursprünglich widerstrebenden, aber) im Hochdeutschen siegreich hervorgegangenen Genitivendung —s, konnten in den letzten Jahrhunderten hypokoristische Namensformen auf —eles (bezw. —elis, —ilis) entstehen. Zu einer Massenbildung solcher Namen konnte es aber nicht mehr kommen, weil die Bildung der Familiennamen im allgemeinen schon längst beendet war. Nur vereinzelte solche Namensbildungen kommen daher vor, und zwar in folgenden Fällen:

1. Bei modernen Schriftstellern, die sich der schwäbischen Mundart bedienen, jedoch in unorganischer Weise (Grimm, D. Gram. I. Theil, 1870, § 773) mit der schwäbischen Endung —ele, die Genitivendung —s kombiniren, z. B. bei Berth. Auerbach in den Schwarzwälder Dorfgeschichten, Bd. I: der Vater Vefeles (S. 75), vor dem Hause Toneles (S. 76), nach des Bärbeles Hochzeit (S. 78); bei Jeremias Gotthelf (Volksausgabe der Werke im Urtext, Bd. I, 1898, S. 145): Mareilis Bruder; bei Charl. Birch-Pfeiffer (Dorf und Stadt, S. 10): des Peterles Mutter; bei Hermine Villinger ('s Tantele, S. 25, 40, 51 u. 122): Tanteles letzte Worte; bei Gerhart Hauptmann: Hanneles Himmelfahrt. Dies sind allerdings reine Genitive und keine Familiennamen. Von solchen reinen Genitiven zu wirklichen Namen ist aber nur ein Schritt. So heißt es bei Auerbach l. c. Bd. VI, S. 100, daß man den Dami, Bruder des Barfüßele, immer nur „Barfüßele's Dami“ nannte. Auch findet sich die Neubildung eines solchen geographischen Namens, z. B. das Beigeles-Thal (Auerbach l. c. S. 76) und eines Höhlennamens: „Durbeles“-Häusle (bestritten ob von einem Frauennamen Durbele oder vom hl. Urban abstammend. Vgl. „Alemannia, Zeitschrift für Sprache 2c. des Elsasses, Oberrheins u. Schwabens“, Bd. IX (1881), S. 257.) Auch bei Heilmitteln finden wir einen solchen Namen: Eicheles-Pflaster, d. i. Emplastrum Diachylon (Alemannia, Bd. IV, S. 273); und bei Münzen: a Schlüssales-Grosch, d. i. die frühere päpstliche Münze (J. Nefflens Werke, Stuttgart 1888, S. 141). Auch die Namen kaufmännischer Firmen sind hier zu erwähnen, die im Falle des Ueberganges auf eine andere Person in den meisten Fällen das Genitiv-s annehmen, z. B. F. Bendele's Sohn (bezw. Nachfolger).

Nach dem Berichte Hoffmanns über den Ort Schapbach (in Baden) und seine Bewohner (Alemannia, Bd. 23, S. 1 f.) führen dort Bauernhöfe folgende Namen: Hanseleshof, Waideleshof, Dieterleshof, Gebeleshof, Landstattjokeleshof; dementsprechend heißen die Hofbesitzer: Hanselesbauer, Waidelesbauer 2c. (S. 4 und die Hausmarken bei S. 6). Der Donnerstag heißt dort auch: Speckstellerlestag, der Freitag: Pfiddelestag (S. 50).

2. Bei modernen Schriftstellern, die Namen ganz frei aus ihrer Phantasie erfinden. So heißt ein Roman von Johanna Kinkel, welcher aus ihrem Nachlaß von ihrem Gatten, dem Dichter Gottfried Kinkel, i. J. 1860 herausgegeben wurde: „Hans Ibeles in London. Ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben“, obwohl die Verfasserin, deren Gatte wie der Held des Romans Rheinländer und nicht einmal Alemannen sind. (In Württemberg findet sich der Name Ibele, aber nicht Ibeles; jener gehört eben der mittelhochdeutschen, dieser der neuhochdeutschen Periode an.)

3. Bei Namen von Kinderspielen, z. B. Vatterles und Mutterles oder Doktorles spielen (Carl Wolf, Geschichten aus Tirol, 3. Aufl. 1895, Bd. I, S. 95), Befehlerles spielen (Auerbach l. c. S. 99), Räuberlis, Laufelenzles, Hosa anmesserles, Soldätles, Bsucherles spielen (Grimm, D. Gr. IV. Theil II. Hälfte 1898 S. 798). In allen diesen Fällen handelt es sich zweifellos um Genitive, weil im Oberdeutschen „Spielen“ auch mit dem Genitiv gebraucht wird (Adelung, Wörterbuch d. hochdeutschen Mundart, 1811; verb. Spielen).

4. Bei Neubildungen von Ausrufworten, die mit dem Namen Jesus zusammenhängen: o Jeß! (C. Viebig, Kinder der Eifel, 1897, S. 3), o Jeses Christes (ibidem, S. 143), o Jesses! Aber auch o Joiggilis! (Hintner in dem Werke: Die österr.-ungar. Monarchie, Band Tirol, 1893, S. 297) und uh Jesseles! (vgl. Rosegger, Idyllen aus einer untergehenden Welt, 1899, S. 159). Daß wir in allen diesen Ausrufen Genitive vor uns haben, ist klar aus dem entsprechenden plattdeutschen Ausruf ä Gättkes! (Frommanns Monatsschrift: Die deutschen Mundarten, 2. Jahrg. 1855, S. 25) zu ersehen, welches ins Hochdeutsche übersetzt: o Göttchens! lauten würde.

5. Bei neuhochdeutscher Umschrift früher mit hebräischen Lettern geschriebenen deutschen Namen, z. B. Isserles, d. i. Sohn des Iss'rl (jüdisch-deutscher Name von Israel, wie Michel vom hebräischen Michael gebildet), der mit hebräischen Lettern Iss'rls geschrieben wurde. Dem Hebräischen wie dem Arabischen ist die Endung —es oder —les ganz und gar fremd, ja es fehlt diesen semitischen Sprachen eigentlich der Vokal e. Der Name Aristoteles wird daher von den Arabern 'Aristûtâlis, von den Juden Aristotlos geschrieben, weil ihnen die griechische Endung —ελης ebensowenig mundgerecht ist, wie die neuhochdeutsche Endung —ēlēs. Die jetzige Schreibweise jener deutschen Namen, die ursprünglich, d. h. mit hebräischen Lettern, ohne jeden Vokal in der Endung —ls, dann zumeist auf —lis, sodann auf —ilis, bezw. —elis und erst seit dem 18., bezw. 19. Jahrhundert auf —eles umgeschrieben worden sind, stellt sich demnach als eine Assimilirung des Namens an die neue hochdeutsche Wortform auf —eles dar.

6. Der Name Mephistopheles, der, wie mir scheint, seinem Hauptkern nach („Stopheles“) gleich allen auf deutschem Boden entstandenen Namen auf —eles ebenfalls aus dem Schwäbisch-Hochdeutschen abgeleitet werden könnte. Solange die deutschen Namen auf —eles nicht grammatikalisch als Namen von echt deutscher Abstammung erkannt waren, war es leicht erklärlich, daß man auch den Namen Mephistopheles aus dem Griechischen oder Hebräischen ableiten wollte. Wir aber müssen versuchen, ob nicht auch dieser Name aus dem Deutschen abgeleitet werden kann. Für die Möglichkeit scheinen mir folgende Momente zu sprechen. Stophel, Stophele ist nämlich einerseits der schwäbische Kosename für Christoph, Christophorus (vgl. Jacobi in Bayerns Mundarten, herausgegeben von Bremer und Hartmann, Bd. I, 1892, S. 199), andrerseits aber auch der Name des Teufels, welcher auch der deutsche Stophel oder Junker Stoph genannt wird (vgl. v. Loeper: Kommentar zu Goethe's Faust, Einleitung p. LI, Anm. ***). In jener Welt des Zauberwesens spielte aber nicht nur der Teufel, sondern auch der hl. Christoph eine große Rolle, den man in nächtlicher Beschwörung zur Herausgabe von Schätzen (z. B. 99,000 Dukaten in guter Landtmüntz und Wehrung) zu zwingen versuchte (vgl. K. Richter, Der deutsche S. Christoph, 1896, S. 217 ff.). Zu diesem Behufe hat es ein eigenes sog. Christopheles-Gebet, d. i. die Rufung des hl. Christoph, gegeben (abgedruckt bei Scheible im II. Band des Faustwerkes, 1846, S. 343—381). Nun gab es eigentlich zwei Stophel: der hl. Christoph, der wegen seiner „humoristisch genommenen Schwäche“ zum Scheltwort Stoffel = dummer Tölpel Anlaß gab (K. Richter l. c. S. 243), und der Teufel, der vom 16. Jahrhundert an oft die Rolle des Dummkopfes spielen mußte (Roskoff, Geschichte des Teufels, 1869, Bd. I, S. 386 u. 394), und aus diesem Grunde mit dem Epitheton „dummer Teufel“ (schon bei Hans Sachs im Jahre 1557, Ausgabe von Ad. v. Keller, Bd. V, S. 124) und als „Stoffel“ bezeichnet wurde. Es scheint mir nun denkbar, daß zur

Unterscheidung vom hl. Christopheles der teuflische Stophel als Mepho—stopheles bezeichnet wurde. Für diesen Zusammenhang spricht auch der Umstand, daß in den alten Volksschauspielen „Dr. Johann Faust" der Hanswurst den Mephostophiles regelmäßig „Stoffel, Stoffelfuß, Stoffelchen, Stoferl" nennt (vgl. C. Engel, Deutsche Puppenkomödien, Th. II, 1874, S. 24, 27, 29, 35, 44 u. 46, und F. Arn. Mayer in den Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, Festgabe für Richard Heinzel, 1898, S. 250 u. 256); ferner folgende Stelle aus einer schwäbischen Bearbeitung des Doktor Faustus in Scheifele's Gedichten (Heilbronn 1863, S. 293):

> I mach scho' in da dritta Wuch,
> All Tag iatz en Christofelsspruch,
> Und hoff heut' Nacht bey'r Kreutzstrauß duß
> A Hilf vom Mephistophilus.

Die Erklärung des Namens Mephistopheles als Nachbildung des schwäbischen Namens Christopheles würde die Meinung Goethe's vollkommen bestätigen, der sich gegen die Ableitung des Namens aus einer orientalischen Sprache und für die Vermuthung eines „gleichzeitig-phantastischen Ursprunges mit der Faustischen Legende im 16. bezw. 17. Jahrhundert" aussprach (Briefwechsel zwischen Goethe und Zeller in den Jahren 1796—1832, Bd. V, S. 329). Faust und Mephisto (in der Sprache des Hanswurstes: Fäustle und Stoffel) sind beide echte Schwaben aus dem 16. Jahrhundert; im Mittelalter, d. h. unter der Herrschaft der Regeln der mittelhochdeutschen Sprache, hätten die Namen Christofeles und Mephistopheles sich unmöglich bilden können.

Welche Bedeutung der Zusatz Mepho- (wie er ursprünglich im ältesten Volksbuch von Dr. Faust aus dem Jahre 1587 lautete), bezw. Meve oder Mevi (wie er in allen Druckwerken von Faustliedern sich findet: vgl. Schröer, Faust von Goethe, I. Theil, 4. Aufl., 1898 S. 27), bezw. Mephi- (wie er jetzt geschrieben wird) hat, und ob er überhaupt einen Sinn hat, ist für mich ganz belanglos, da dieser Zusatz lediglich bezweckt, jede Verwechslung zwischen dem christlichen und dem teuflischen Stophel auszuschließen und den Unterschied zwischen diesen beiden Namen in markanter Weise zum Ausdruck zu bringen. Das *Mη-* (Chri)-stopheles hätte aber den guten Sinn, daß der Teufel quasi der Anti-Christopheles ist; die Ersetzung der Silbe chri durch die Silbe „pho", bezw. ve, vi, phi kann schon wegen des Vokalwechsels keine tiefere Bedeutung haben; es sollte nur eine Silbe aus dem Teufelsnamen entfernt werden, die an Christus erinnerte.

Sehr interessant ist die Uebereinstimmung der historischen Entwicklung der Schreibformen des Namens Mephistopheles mit den sub. 5 erwähnten Namen. Die älteste Schreibform scheint mir die Endung —ilis zu sein, die sich noch in Marlowe's Faust (Scheible l. c. Bd. III, S. 934) und in Dr. Joh. Faustens Miraculkunst- und Wunderbuch oder dem sog. Dreifachen Höllenzwang (Scheible l. c. Bd. I S. 868) erhalten hat. Die Schreibform —iles (im Aeltesten Volksbuch von Dr. Faust aus dem Jahre 1587 und in Widmanns Faustbuch aus dem Jahre 1599) scheint bereits eine Latinisirung zu sein, wie Faustus, weßhalb auch beide Namen nach den Grundsätzen der lateinischen Sprache deklinirt erscheinen: Fausti, Fausto 2c., Mephistophilis —li, —lem. Ebenso ist die Schreibform des Namens auf —ilus (in den alten Faustliedern und bei Shakespeare) eine Latinisirung; in dieser latinisirten Form auf —ilus muß ursprünglich Mephisto sich in den alten Volksschauspielen dem Hanswurst vorgestellt haben, weil sonst dessen witzige oberwähnte Umformung des Namens in Stoffelfuß ganz unverständlich wäre. Die Schreibform Mephistophiel (Fausts Höllenzwang, citirt von Goethe l. c.) ist eine Hebräisirung (in Anlehnung an die hebräischen Namen auf —el, z. B. Michael); ebenso wie die Schreibform Mefistofil (Mickiewicz, Poezje, tom III, 1888, S. 89) eine Polonisirung ist. Die hochdeutsche Endung —eles hat der Name erst im 18. Jahrhundert angenommen, und zwar findet sie sich (vgl. Schröer l. c.) zuerst im Jahre 1712. Diese Form auf —eles mußte Goethe auch am mundgerechtesten sein. Denn als geborener Frankfurter fand er an der schwäbischen Deminutivform —ele noch so viel Gefallen, daß er in der Besprechung des Lustspieles „Der Pfingstmontag" von Arnold vom Namen Daniel die Koseform Danielele bildete (Reclam-Bibliothek Nr. 2154 S. 12). Andrerseits sind in Frankfurt (und am Rhein) die Namen auf —es so recht zu Hause (z. B. Alles, Anthes, Backes, Baldes, Balles, Barthelmes, Bames, Battes, Beeses, Berkes, Clobes, Dönges, Dreves, Dünges, Erles, Filges, Görtsches, Gores, Guckes, Hammes, Hustes, Jörges, Kappes, Kemkes, Lölkes, Mappes, Menges, Möwes, Nilges, Pleines, Rackles 2c., vgl. Frankfurter Adreßbuch aus dem Jahre 1900). Es ist daher kein Wunder, wenn Goethe der Form Mephistopheles (d. i. der einzigen rein deutschen Form des Namens, abgesehen von der ältesten Form auf —iles) den Vorzug vor allen anderen Formen (auf —iles, —ilus und —iel) gegeben hat.

Tuat.

S. Nachdem nach langem Zögern die Franzosen sich endlich zu einem thatkräftigen Vorgehen gegen die Schlupfwinkel der Tuareg und die Hochburgen ihrer Macht entschlossen haben, nimmt die Besetzung der Oasenreihe von Tuat anscheinend einen sehr schnellen Fortgang. So besagt die letzte Nachricht, daß am 19. März nach heftigem Kampfe die 50 km nordwestlich von Insalah gelegene Oasengruppe von Inghar genommen und daß eine andere französische Truppenabtheilung auf dem Wege nach den Oasen von Akabli und Aulef (100 Kilometer westsüdwestlich von Insalah) begriffen sei, um mit deren Besetzung die Occupation des ganzen Tidikelt zu beenden.

Das Tidikelt ist zwar das am schwächsten bevölkerte, aber politisch wichtigste Glied der ganzen Oasenkette des Tuat; denn wer — wie bisher die Hoggar-Tuareg — das Tidikelt beherrscht, ist Herr seines Karawanenhandels mit dem Sudan und damit Herr der von jenen handelspolitisch abhängigen Oasenreihe des eigentlichen Tuat und des Gurara. Schon vor 20 oder 25 Jahren, als das Projekt einer Trans-Sahara-Bahn zum erstenmal auftauchte, mahnte der deutsche Forscher Gerhard Rohlfs, damals der beste Kenner des Landes und einer der scharfsichtigsten Beurtheiler des nordafrikanischen Islam, die Franzosen des öfteren daran, daß die Vorbedingung für solche Pläne und die Herrschaft über die Wüste die Inbesitznahme des Tuat wäre, und er wiederholte seine Mahnungen und Warnungen, als alle Versuche, mit den Tuareg in eine friedliche Verbindung zu treten, zu einer Kette von Mißerfolgen und Unglücksfällen geführt hatten. Aber erst in den 90er Jahren kam man zu der Erkenntniß, daß hier nur Gewalt helfen könne, und so bereitete man den Schlag, der Ende vorigen Jahres mit der Besetzung Insalahs gefallen ist, nach und nach geduldig vor, indem man sich Verbindungen und Stützpunkte nach Süden zu sicherte.

Unsre Kenntniß der Oasenreihe des Tuat ist trotz allem, was darüber geschrieben ist, zur Zeit noch sehr mangelhaft. Wirklich besucht hatten sie bis jetzt nur drei Europäer, der englische Major Laing 1825, der Deutsche Gerhard Rohlfs 1864 und der Franzose Douls 1889; aber nur einem von diesen, dem deutschen Reisenden war es geglückt, die Heimath zu erreichen und zu berichten von dem, was er gesehen. Französische Forscher sind dann in den 90er Jahren in die Nähe der Oasen gekommen, haben sie jedoch nicht betreten können, und so geht das, was man von ihnen weiß, heute zumeist auf mehr oder weniger zuverlässige Erkundigungen zurück. Weit weichen die Angaben über die Einwohnerzahl voneinander ab; sie schwanken zwischen 200,000 (Kommandant Deporter) und 32,000 (Godron 1894). Die letztere Angabe, die auch von Flamant, dem kriegerischen Professor und Eroberer von Insalah, für richtig gehalten wird, dürfte wohl nicht viel hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, und diese Zahl vertheilt sich auf die drei Oasengruppen wie folgt: Gurara 15,300, Tuat (im engeren Sinne) 9300 und Tidikelt 7400. Die Oasen bringen in der Hauptsache nur Datteln hervor, und zwar soll nach Deporter Gurara $2^1/_2$ Millionen, Tuat 3 und Tidikelt $1^1/_2$ Millionen Palmen besitzen; vermuthlich sind aber auch diese Schätzungen viel zu hoch. Trotz seiner verhältnißmäßig geringen Einwohnerzahl jedoch bleibt das Tuat eines der wichtigsten Bevölkerungszentren der Sahara,

und hinzu kommt, wie angedeutet, seine handelspolitische Stellung im Verkehr zwischen Nordafrika und dem westlichen Sudan, der über das Tidikelt führt. Die Herren dieses Handels, die Tuareg, begleiteten gegen eine Abgabe die Karawanen oder gewährleisteten ihnen Sicherheit beim Durchzuge durch die Wüste, und ihrem Belieben war es selbstverständlich vorbehalten, wie hoch sie diese ihre „Leistungen" einschätzen wollten. Seßhafte Bewohner der Oasen sind die Tuareg nicht — die setzen sich vielmehr aus Arabern, Berbern und Negern zusammen —, aber sie sind stets da, wenn sie gebraucht oder auch nicht gebraucht werden: hier fanden sie bisher stets sichere Zufluchtsstätten und einen gedeckten Tisch, hier trotzten sie allen Vergeltungsversuchen ihrer Todfeinde, der Franzosen. Ob übrigens an den bisherigen Kämpfen im Tidikelt die Tuareg selbst betheiligt waren, ist zweifelhaft; die Franzosen fanden vor Insalah im Dezember jedenfalls nur die seßhafte Bevölkerung sich gegenüber, wahrscheinlich auch bei dem letzten Kampfe, wo von „Arabern" die Rede ist. Die Tuareg werden es für gut befunden haben, den Dingen vorläufig ihren Gang zu lassen, und dürften sich in der Wüste gehalten haben.

Einige Angaben über den Handelsverkehr der Oasen, dem ihre geographische Lage zugute kommt, werden nicht ohne Interesse sein. Die über Marokko und Ghadames zum westlichen Sudan gehenden europäischen Waaren, die im Tidikelt zum regelmäßigen Weitertransport aufgestapelt werden, sind: Eisenmanufakturwaaren, Flinten, Hiebwaffen, Tuche und Kurzwaaren aus Deutschland; indische Zeuge, Baumwollenzeuge und Musseline aus England; Glaswaaren, Burnusse und arabische (ärmellose) Hemden aus Italien; Garne, Borten, Nadeln, Papier, Seife, Tabak, Messer, Waffen, Korallen, Essenzen, Eisen- und Kupferdraht, Medikamente aus Frankreich; endlich werden die Produkte des Landes selbst: Datteln und Salz (dieses aus den Salzseen von Gurara) verschickt. Der Sudan andrerseits liefert Straußenfedern, Elfenbein, Häute, Goldstaub, Korbwaaren und Sklaven, die im nichtfranzösischen Nordafrika ja noch immer Absatz finden. Der Karawanenhandel geht zwischen Timbuktu und Akabli, einer der südlichsten Oasen des Tidikelt, regelmäßig hin und her, und zwar sind es zwei große Karawanenpaare, die ihn vermitteln. Die eine verläßt Akabli in den ersten Tagen des April und langt Ende Mai in Timbuktu an; sie bleibt dort bis Anfang Oktober und ist im Mai wieder in Tidikelt; die andere bricht Anfang Oktober von Akabli auf und kehrt im Mai wieder zurück. Die Reise (etwa 1500 km) wird in 35 Marschtagen, zu denen einige Ruhetage an den Brunnen unterwegs hinzukommen, zurückgelegt. Die Zahl der Kamele jeder Karawane beläuft sich auf ca. 9000. Eine andere Karawanenstraße, die jedoch zur Zeit nicht benutzt werden dürfte, beginnt im eigentlichen Tuat, verläuft westlicher und mündet bei Taudenit in die Straße Marokko-Timbuktu. Wenig scheint man auch eine Route Insalah-Aïr zu benutzen, da Aïr seinen Bedarf an europäischen Waaren über Ghat und Mursuk decken kann. Die gesammte über das Tuat gehende Handelsbewegung wird auf 2 Mill. Fr. Werth jährlich geschätzt.

Was die politische Stellung des Tuat anlangt, so ist die Oasenreihe seit dem Vertrag mit Marokko von 1845 bis jetzt thatsächlich unabhängig gewesen oder vielmehr: sie gehörte den Tuareg. Allerdings hielten es diese zeitweilig für angezeigt, ein gewisses Zugehörigkeitsverhältniß zu Marokko dann wieder anzubahnen, wenn sie den Franzosen gegenüber ein besonders schlechtes Gewissen hatten und von diesen ernste Schritte befürchteten. Ohnehin hatte dort Marokko stets Emissäre und Parteigänger auch unter der seßhaften Bevölkerung, die auf günstigen Wind warteten. Als die Häuptlinge von Insalah und der Uled Messaud sich durch die Ermordung des Obersten Flatters kompromittirt sahen, knüpften sie die Verbindung mit Marokko etwas fester, und der Sultan ging darauf sehr gern ein. So bekannten sich 1884 die Häuptlinge der nomadischen und der ortsansässigen Bevölkerung Tuats als marokkanische Unterthanen, und zwei Jahre später verkündete der Sultan die nominelle Vereinigung des Tuat mit dem Scherifenreich; 1887 schickten dann die Tuater eine Deputation nach Mekines, um dem Sultan ihre Unterwerfung anzuzeigen, worauf dieser im folgenden Jahre durch seine Agenten die Steuerkraft abschätzen und Abgaben eintreiben ließ. 1891 war der marokkanische Einfluß so stark geworden, daß die versammelten Notabeln des Tuat dem Sultan eine Gesandtschaft zu schicken beschlossen, die ihn um offizielle Erklärung seiner Souveränität und um Hervorlegung eines Truppenkommandos ersuchen sollte. So weit wollte Muley Hassan aber doch nicht gehen aus Furcht vor einem offenen Bruch mit Frankreich, dessen Ansprüche oder Wünsche ihm ja bekannt waren. Seitdem blieb die Frage nach der Zugehörigkeit des Tuat in der Schwebe, und heute zögert der algerische Generalgouverneur um so weniger mit der Durchführung seiner letzten Pläne, als England augenblicklich nicht in der Lage ist, den Sultan von Marokko zum Widerstand zu ermuthigen.

Seit der Besetzung des Tidikelt haben die Pläne, die auf den Bau von Transsaharabahnen gerichtet sind, bekanntlich neue Nahrung erhalten. Solange die Tuareg Herren der Wüste waren, hatte die Diskussion dieser Pläne wenig Zweck. Daß solche Bahnen bei dem heutigen Stand der technischen Erfahrung gebaut werden können, darf nicht bezweifelt werden; wohl aber, ob Bau und Betrieb vor sich gehen können, wenn die Tuareg es in der Hand haben, jederzeit störend einzugreifen. Man hätte hinter jeden Arbeiter einen algerischen Schützen stellen, zum Schutz des Bahnkörpers eine ganze Kolonialarmee schaffen müssen. Heute glaubt man in Frankreich, die Tuareg unschädlich gemacht zu haben. Man wird jedoch abwarten müssen, ob das in vollem Umfange zutrifft. Eine Probe auf das Exempel, ob man jetzt mit Bahnbauten beginnen kann, wäre der Versuch, ob es heute möglich ist, eine Telegraphenlinie quer durch die Sahara von Timbuktu nach Algerien zu führen; glückt den Franzosen dieses Unternehmen — bisher haben sie sich an die Aufgabe nicht heranwagen können —, dann erscheint allerdings der Beweis geliefert, daß die Zeit für den „Transsahariens" gekommen ist.

Wald- und Baumschutz.

Von Forstamtsassessor Dr. Rebel.

Aus vielerlei Anzeichen geht hervor, wie sehr die Allgemeinheit den Wald zu schätzen beginnt und daß die Zeit vorüber ist, in der die Gebildeten mit Schwärmerei und poetischer Verherrlichung sich begnügten und die aufgeklärte Welt für die soziale und wirthschaftliche Bedeutung des Waldes zu wenig Interesse bekundete. Wenn bisher der Forstmann bei seiner schweren Aufgabe, die Habgier vom Walde abzuwehren, eines Rückhalts gar oft entbehren mußte, erfreut er sich heute der Gesellschaft Gleichgesinnter und ihrer Unterstützung.

Doch genügen die bisherigen Maßnahmen kaum zur Erhaltung des allgemeinen Materiellen, geschweige denn zum Schutze besonderer Einzelheiten. Wohl gelingt es, den Wald im großen und ganzen der Fläche nach zu erhalten, jedoch das Charakteristische taucht allmählich in Gleichheit unter, an Stelle urwüchsiger Waldpartien treten gleichförmige Nutzbestände, so manches Individuelle, so manches Schöne und historisch Denkwürdige, so manche interessante Laune der schöpferischen Waldnatur verschwindet.

Auf diese weitzerstreuten Denkmäler der Natur erstreckt sich kein Waldschutz. Nur Wenige wissen, wo im Waldesschatten solch märchenhafter Baum, solch seltenes Gebilde erwachsen ist; inzwischen können Gewinnsucht, Elementargewalt oder Altersschwäche diesen Zeugen von Vielgestaltigkeit und Kraft beseitigt haben, ohne daß Bild und Wort der Mit- und Nachwelt davon erzählen. In der forstlichen und botanischen Literatur findet sich zwar über die mannichfaltigen Abänderungen der Waldbäume ein überaus reiches Material niedergelegt, aber entweder in unzähligen Aufsätzen, Zeitschriften und Berichten zerstreut, oder, sofern es sich um systematische Arbeiten handelt, wie z. B. bei Dr. Schroeters „Ueber die Vielgestaltigkeit der Fichte", in Verfolgung rein wissenschaftlicher Zwecke.

Da ist es nun ein sehr glücklicher Gedanke von Professor Dr. Conventz in Danzig, bemerkenswerthe Sträucher, Bäume und Bestände in Abbildungen mit kurzen Erläuterungen in einem Merkbuch provinzweise zu inventarisiren und zum

Schutze solcher Naturdenkmäler geeignete Vorkehrungen anzuregen. Auf Veranlassung des preußischen Ministers für Landwirthschaft, Domänen und Forsten erschien bereits das Merkbuch für Westpreußen. Es ist seinem Zwecke als Inventar entsprechend nach Besitzverhältnissen und Schutzbezirken gegliedert, so daß neuernannte Forst- und Verwaltungsbeamte auf schonungsbedürftige Raritäten ihres künftigen Amtsbezirks direkt aufmerksam gemacht werden. Als solche Kostbarkeiten der Natur verzeichnet Conventz zunächst Baumindividuen, die durch eine geschichtliche oder kulturgeschichtliche Bedeutung, durch hohes Alter, ungewöhnliche Größe und Schönheit, durch abnorme Bildungen sich auszeichnen, ferner seltene Baum- und Spielarten, subfossile Holzreste, sodann kleinere, ganz besonders charakteristische Waldtheile, schließlich auch solche von hohem landschaftlichen Reiz.

Die guten Abbildungen erwecken das Interesse sofort — auch für den Text, der in knapper Form erwünschten Aufschluß ertheilt über Standort, Alter, Stärke und Entstehung. So wird z. B. in Oberförsterei Lindenbusch, Jagen 61, der sogenannte Cisbusch oder Ziesbusch (polnisch cis = Eibe) vermerkt wegen seines forstlich und botanisch hochinteressanten Mischbestandes aus Eiben, Fohren und Laubhölzern; die Eibe ist dort im Haupt- und Nebenbestande, auch als Stamm- und Wurzelausschlag, selbst als natürliche Verjüngung so reichlich vertreten, daß sie geradezu den Charakter der Landschaft bestimmt. Die Größenangaben über die eingemischten Fohren, Hainbuchen, Birken, Linden und Ulmen geben einen Begriff von der Seltenheit und Schönheit dieser Oase in der Kiefernheide.

Doch bedarf es kaum des Hinweises auf eine solche Waldperle, um die Bestrebungen von Dr. Conventz zu begrüßen, schon die seltsamen Formen der Schlangenbuchen, Trauerfichten, Knollenkiefern, Zitzenfichten rechtfertigen, ja verlangen ein Festhalten mit Stift und Feder unter genauer Bezeichnung des Fundortes.

Der Schutz seltener Bäume soll sich aber auch über die Waldmarkung hinaus erstrecken. Auf öffentlichen Plätzen, in Städtchen und Dörfern haben alte schöne Linden, Eichen oder Eschen Freud und Leid von Generationen erschaut, sie erinnern an erkämpfte Siege, vaterländische Gebräuche, frohe Feste. Auch solche Denkmäler der Geschichte und Kultur verdienen in getreuen Abbildungen dem Volke vor Augen geführt zu werden, damit der geschichtliche Sinn geweckt und gefördert, die Beschützung dieser ehrwürdigen Bäume Sache des Volkes werde.

Hierin hat das „Baumalbum der Schweiz“ mit seinen vorzüglichen Lichtdruckbildern in ähnlicher Weise wie Conventz den vielversprechenden Anfang gemacht; möchte gar bald, ehe es zu spät ist, überall ein gleiches ins Werk gesetzt werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

* In der Frage der Kaiser- und Königs-Urkunden des Osnabrücker Landes (vgl. Beilage Nr. 278 d. J. 1899 und Nr. 70 d. J.) erhalten wir folgende Zuschrift:

Unter Bezugnahme auf den Artikel von Prof. Dr. Finke zu Freiburg in Nr. 70 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 26. März d. J. gestatte ich mir folgende Thatsachen festzustellen:

1. Es ist nicht irrig, sondern richtig, daß die Kaiser- und Königs-Urkunden des Osnabrücker Landes seit Henseler keinem Gelehrten mehr zugänglich (d. h. zur Benutzung überlassen) gewesen sind. Die Angaben von Jostes, die mir seinerzeit zur Revision vorgelegt sind, entsprechen durchaus der Wahrheit.

2) Dem widerspricht nicht, daß der verstorbene Bischof Dr. Höting Hrn. Finke die beiden ältesten Urkunden übergeben hat, um seine Meinung über dieselben zu vernehmen — es ist das nicht allein bei Hrn. Finke geschehen. Die Erlaubniß zur Benutzung, die ja auch ohne Kenntniß der übrigen Urkunden unmöglich war, hat weder Finke, noch ein Anderer erhalten.

3. Bischof Dr. Höting, als dessen Sekretär ich seit Mai 1890 gearbeitet habe und der mich auch testamentarisch zu seinem Erben eingesetzt hat, hatte mir vor seiner letzten Romreise die bestimmte Weisung gegeben, im Falle seines Todes die Urkunden Hrn. Dr. Jostes — und keinem Anderen — zur Bearbeitung anzubieten. Dr. Jostes hat sich in keiner Weise um die Vergünstigung bemüht und von ihr erst erfahren, als er auf eine briefliche Aufforderung zu mir kam (Ende Dezember 1898).

Jostes erklärte mir damals, daß er der ihm zugefallenen Aufgabe sich nicht gewachsen fühle, und machte den Vorschlag, die Herausgabe der Urkunden einem Fachmanne zu übergeben, wobei er die Namen Philippi und Finke nannte. Ich war nicht in der Lage, auf diesen Vorschlag eingehen zu können, und bemerkte, wenn er nicht persönlich zur Uebernahme der Arbeit geneigt sei, man die Sache ruhen lassen müsse; erst Monate später (April 1899) hat Jostes sich zur Edition entschlossen.

Osnabrück. Beckschäfer, Generalvikariats-Sekretär.

Auf diese Zuschrift, die wir Hrn. Prof. Dr. Finke zur Kenntnißnahme vorlegten, antwortet derselbe uns wie folgt:

Eine sehr interessante Mittheilung! Nicht als Berichtigung, denn sie berichtigt ja nichts, konnte natürlich auch nichts berichtigen. Es handelt sich nur um eine andere, wie ich glaube, auffällige Deutung des „Zugänglichsein“. Für mich und die Kollegen, die ich darüber befragt habe, bedeutete der Ausdruck: Einsehen der Urkunden und Feststellen, daß sie noch im bischöflichen Palais vorhanden seien. Weithin war der Argwohn verbreitet, die Urkunden seien in den letzten 50 Jahren vernichtet worden. Ich wollte öffentlich feststellen, daß mir die sämmtlichen Urkunden — in diesem Sinne; an die andere Auffassung habe ich gar nicht gedacht — zugänglich gewesen seien, weil ich verwunderte Anfragen über die Nichterwähnung dieses Punktes in der Jostes'schen Schrift erhielt.

Interessant ist die Mittheilung

1. weil sie von einer mir völlig unbekannten, von mir in der kurzen Notiz in Nr. 70 gar nicht erwähnten Persönlichkeit ausgeht. Der Osnabrücker Sekretär wirft sich nicht bloß zum Zensor der Schrift von Jostes, sondern auch zu seinem literarischen Vormund auf. Entweder ist der Herr Sekretär vorgeschickt, und das wäre auffällig, denn bisher stand Jostes selbst für seine Sache ein, oder er fühlt sich durch irgend eine meiner thatsächlichen Angaben angegriffen. Das lag mir natürlich fern, denn ich weiß ja nichts von ihm oder über ihn.

2. Weil der Hr. Sekretär neben überflüssigen auch einige wichtige unbekannte Angaben macht. So, daß die Urkunden durch Hrn. Bischof Höting auch Anderen zugänglich gemacht sind. Wer mag das gewesen sein? Die Herren von den Monumenta, aus Wien, die westfälischen Gelehrten, z. B. Philippi, Diekamp, Graf Asseburg, auch Jostes, nicht, d. h. also Niemand, der irgendwie Verständniß für die Sache hatte. Das glaube ich behaupten zu dürfen. Daß sie der Hr. Sekretär oder ein anderer Bediensteter der bischöflichen Kanzlei gesehen hat, ist natürlich. Ferner erfahren wir, daß der Hr. Sekretär, wenn Jostes die Publikation nicht übernommen hätte, „die Sache hätte ruhen lassen müssen“, d. h. doch wohl die Urkunden wieder verborgen hätte. Ging das so leicht? Wenn nun das Domkapitel, dem ich die zwei ältesten Urkunden zurückstellen ließ, ein Anrecht auf die Urkunden beansprucht hätte? Sie waren doch nach Jostes S. 12 aus dem Domkapitelsarchiv in früheren Zeiten „beseitigt“. Nach dieser Enthüllung muß die Forschung Hrn. Jostes besonders dankbar sein, daß er, obwohl Nichtfachmann, die Veröffentlichung übernommen hat.

Freiburg i. B. Heinrich Finke.

-rt- Rotationsdauer des Planeten Venus. Der bekannte Mailänder Astronom G. V. Schiaparelli ist auf Grund mehrjähriger Beobachtungen von Fleckengebilden auf der Oberfläche des Planeten Venus vor etwa zehn Jahren zu der Annahme gelangt, daß Venus ganz in gleicher Weise, wie dies beim Monde gegenüber der Erde der Fall ist, der Sonne beständig die gleiche Seite zukehre, daß also ihre Rotationsdauer gleich sei ihrer Umlaufszeit um die Sonne, nämlich rund = 224 Tagen. Eine große Zahl von anderen Beobachtern glaubte dagegen auf Grund von gleichartigen Beobachtungen für eine 24stündige Rotationsdauer der Venus

eintreten zu müssen. Wir haben über diese Frage bereits im Jahrgang 1898, Nr. 237 dieser Beilage, eingehend berichtet. Am Schlusse des betreffenden Aufsatzes war gesagt worden: „Endgültigen Aufschluß über die im obigen besprochene Frage wird man aber erst erwarten dürfen, wenn es der Spektroskopie gelingen wird, aus den Verschiebungen der dunklen Linien des Venusspektrums die Geschwindigkeit der Achsendrehung der Venus (welche bei 24stündiger Rotation für einen Punkt ihres Aequators rund 440 m in der Sekunde betragen würde) abzuleiten." — Nunmehr scheinen sich die auf die Spektroskopie in dieser Hinsicht gesetzten Hoffnungen thatsächlich erfüllen zu sollen, da von der Zentralstelle für Kometentelegramme in Kiel soeben die folgende telegraphische Nachricht eintrifft: „Aus vier Spektrogrammen hat Bélopolsky kurze Rotationszeit von Venus konstatiren können." — Hr. Bélopolsky ist, wie wir hinzufügen wollen, Astronom an der kaiserlichen Sternwarte in Pulkowa bei St. Petersburg; durch seine zahlreichen astrophysikalischen Arbeiten, insbesondere durch seine Entdeckungen und Beobachtungen von spektroskopischen Doppelsternen hat er sich in der wissenschaftlichen Welt längst auf das vortheilhafteste bekannt gemacht.

-rt- Neuer Planet. Hr. Schwaßmann, Astronom an der großherzoglichen Sternwarte auf dem Königsstuhl bei Heidelberg, hat in der Nacht vom 28. auf 29. März auf photographischem Weg einen neuen Planetoiden entdeckt, der gegenwärtig im Sternbild der Jungfrau steht, etwa 11. Größe ist und die vorläufige Bezeichnung 1900 FC erhalten hat.

T. Weitere Expeditionen zur Beobachtung der vollständigen Sonnenfinsterniß, die am 28. Mai d. J. stattfindet, werden in den Vereinigten Staaten geplant. Zunächst wird die Princeton-Universität eine Anzahl von Astronomen nach dem Ort Wadesboro in Nord-Carolina entsenden, wo besonders günstige Witterungsbedingungen für die Beobachtung des Naturschauspiels zu erwarten sind. Die Arbeiten werden sich hauptsächlich auf die Aufnahme von Sonnenspektren beziehen und bei diesen soll eine hervorragende Aufmerksamkeit der Stellung der durch die Sonnenkorona erzeugten Linie im Spektrum gewidmet werden. Ferner wird eine Reihe von photographischen Aufnahmen der Sonnenkorona gemacht werden, während mit dem Auge die Beziehungen zwischen der Gestalt der Korona und den einzelnen Theilen der Sonne untersucht werden sollen. Auch die Lick-Sternwarte wird sich an der Beobachtung der Sonnenfinsterniß betheiligen, nachdem sich der Mäcen dieses berühmten Instituts, Mr. William Crocker, bereit erklärt hat, die Kosten zu übernehmen. An der Spitze der Expedition werden die bekannten Astronomen Campbell und Perine stehen, als Station ist der Ort Barnesville bei Atlanta in Aussicht genommen.

* **Stuttgart.** Hier starb der hervorragende Pädagoge und Philologe Präsident a. D. Dr. Max v. Planck, der bis vor drei Jahren der Leiter des höheren württembergischen Schulwesens gewesen war. Wegen seiner Verdienste wurde ihm der einem Schulmann nur selten gegebene Titel und Rang eines Präsidenten verliehen. Auch nach seiner Pensionirung blieb er Ehrenmitglied der Ministerialabtheilung für die gelehrten Schulen.

* **Berlin.** In Großlichterfelde ist am 9. d. M. Dr. Theodor Vatke, der älteste Sohn des bekannten Theologen Wilhelm Vatke, im Alter von 60 Jahren gestorben. Er war früher Privatdozent der Philosophie an der hiesigen Universität, hatte sich aber dann zurückgezogen und ganz seiner wissenschaftlichen Arbeit gelebt. Literarisch ist er durch seine ansprechenden Schilderungen aus den Kriegen von 1860 und 1870/71 und durch seine „Kulturbilder aus Alt-England" hervorgetreten. — Wie die „Nat.-Ztg." meldet, ist der bisher von Heinrich Kiepert geleitete geographische Apparat jetzt von seinem Nachfolger Prof. Dr. Wilhelm Sieglin zu einem Seminar für historische Geographie ausgestaltet worden. In der Verwaltung des Seminars steht dem Direktor Prof. Sieglin sein Assistent Max Kießling zur Seite. — Prof. Dr. A. Döring, der erste Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, unternimmt eine größere Studienreise nach Griechenland und Kleinasien und wird daher im Sommerhalbjahr an der Universität nicht lehren. — Dr. Ernst Kluge, Mitglied des kgl. preußischen Statistischen Bureaus, ist zum Professor ernannt worden.

* **London.** Hier starb der bekannte Frauenarzt Sir William Priestly im 71. Lebensjahre. Ein Neffe des berühmten Chemikers Joseph Priestly, studirte er in Edinburg, wo er promovirte, ließ sich 1856 in London nieder, wirkte dort als Arzt und Dozent und wurde 1862 Professor der Frauenheilkunde am Kings College und Direktor an dem damit verbundenen Hospital. Von den wissenschaftlichen Veröffentlichungen Priestly's ist an erster Stelle sein Buch über die Entwicklung der schwangeren Gebärmutter zu nennen. Dazu kommen Studien über das Absterben der Leibesfrucht, über die Entzündung des Bindegewebes im weiblichen Becken, Bearbeitungen einzelner Hauptstücke der Frauenheilkunde, die er zu dem Reynold'schen Handbuch der Medizin beisteuerte, und anderes mehr.

* **Rußland.** Im gegenwärtigen Lehrjahre hat sich in den russischen Universitäten die Zahl der Studenten gegen das Vorjahr verkleinert. In der St. Petersburger Universität zählte man im vorigen Lehrjahre 3867 Studenten, jetzt 3662. Die Moskauer Universität hat gegenwärtig 4408 Studenten, somit 382 weniger als im Vorjahr. Die Zahl der Studenten der Kijewer Universität ist um 290 gefallen. Man bezeichnet als Ursache dieses Rückschrittes die Ereignisse im vorigen Jahre und deren Folgen. Der Rückgang beschränkt sich aber nicht nur auf die Studenten, sondern auch auf die ohnehin nicht zahlreichen Lehrkräfte. Aus der St. Petersburger Universität traten 19 Professoren und Privatdozenten aus, unter welchen sich nicht wenige hervorragende Gelehrte befanden. In den anderen Universitäten waren die Folgen der Abgänge von Professoren nicht so empfindlich.

i. **Aus Spanien.** Aus Palma wird gemeldet, daß von dem berühmten Sohn dieser Stadt, dem mittelalterlichen Theologen und spanischen Nationalscholastiker Raimundus Lullus (1235—1315), dem Begründer der bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts existirenden Schule der „Lullisten", ein Autograph im Dogenpalast von Venedig aufgefunden worden sei. Der Advokat Ramon Obrador, der im Auftrag des Erzherzogs Ludwig Salvator von Oesterreich im Archiv des Dogenpalastes zu Venedig bestimmte Studien betreibt, hat diesen Fund gemacht, der um so bemerkenswerther ist, als bisher kein Autograph des doctor illuminatus erhalten war. Obrador hat außerdem, wie er mittheilt, verschiedene unbekannte Werke des Raimundus Lullus entdeckt, darunter eines, das die Widmung des Philosophen an einen Dogen von Venedig trägt.

* **Chicago.** Hier ist der Professor der deutschen Literatur Heinrich Cohn gestorben, der ein verdienstvoller Förderer des Deutschthums und der Pflege der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten war.

* Die Deutsche zoologische Gesellschaft hält in der Zeit vom 18. bis zum 20. d. M. in Graz ihre zehnte Jahresversammlung ab. Die Gesellschaft tagt zum erstenmal außerhalb des Deutschen Reichs, und es war für die Wahl von Graz der Wunsch maßgebend, das von dem Mitbegründer der Gesellschaft Hofrath v. Graff neu eingerichtete zoologisch-zootomische Institut zu besichtigen und dann die zoologischen Stationen von Triest und Rovigno besuchen zu können.

☞ **Der Osterfeiertage wegen erscheint die nächste Nummer am Dienstag.**

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 17. April. Nummer 87.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die akademische Kommission für Erforschung der Urgeschichte und die Organisation der urgeschichtlichen Forschung in Bayern durch König Ludwig I.[1]

Von Prof. Dr. Johannes Ranke.

I.

„Bei der kgl. Akademie der Wissenschaften besteht seit dem Jahre 1886 für die Erforschung der Urgeschichte Bayerns eine besondere Kommission, der es obliegt, über die Verwendung der von dem Landtage zu dem Zweck der Erforschung der Urgeschichte Bayerns bewilligten Mittel, in den letzten Jahren jährlich 4000 Mark, Anträge bei dem kgl. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten zu stellen. Die Kommission, auf je drei Jahre gewählt, besteht aus je drei Mitgliedern der drei Klassen der Akademie und dem Generalkonservator der Kunstdenkmale und Alterthümer Bayerns und erfreut sich überdies der Beihülfe zweier von dem kgl. Staatsministerium ihr beigegebenen technischen Beiräthe, der Herren Generalmajor a. D. Karl Popp und Dr. Julius Naue.“

„Die Kommission unternimmt als solche keine Ausgrabungen oder andere Untersuchungen; sie regt nur Aufgaben an, prüft die Vorschläge anderer, stellt Anträge auf Bewilligung von Mitteln, überwacht die Ausführung übernommener Arbeiten und sorgt für deren wissenschaftliche Verwerthung.“ (Ausschreiben der Kommission f. E. d. U. B.'s vom 11. April 1895.)

Das hohe Präsidium der Akademie hat auf Antrag der Kommission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns und mit Zustimmung der mathematisch-physikalischen Klasse die Aufgabe gestellt, an dieser Stelle über diese akademische Kommission, über deren Ziele, Arbeiten und bisherige Ergebnisse öffentlich Bericht zu erstatten.

Es ist nicht möglich, dieser Aufgabe gerecht zu werden, ohne einen Blick auf die Vorgeschichte der Kommission zu werfen.

Seit den 14 Jahren ihres Bestehens vereinigen sich in der Kommission die Bestrebungen der Gesammt-Akademie, soweit sie darauf gerichtet sind, ihrerseits *für die bayerischen Lande* mit zu arbeiten an den Problemen der, seit kaum mehr als einem Menschenalter, wieder belebten urgeschichtlichen Forschung.

Das Forschungsgebiet erscheint sonach lokal begrenzt, — aber es treten im Prinzip in jedem abgegrenzten Gebiet der Urgeschichtsforschung die gleichen Fragen entgegen: zuerst die Paläontologie des Menschen im eigentlichen Sinn des Wortes. Die Urgeschichte fragt nach der Zeit des ersten Auftretens des Menschen auf der Erde, nach dem geologischen Alter des Menschengeschlechts. In welchen geologischen Schichten finden sich die ersten sicher nachweisbaren Reste des Menschen? Entsprechen die paläontologischen Menschenreste älterer Erdschichten der heutigen anatomischen Bildung der Menschen? Oder lassen sich vielleicht Vorstufen der jetzigen Menschenform, eine körperliche Umbildung der menschlichen Spezies nachweisen? — Auch in den, geologisch gesprochen, der Jetztzeit angehörenden Erdschichten — deren Bildung sich immerhin noch über Jahrtausende, von geschichtslosen Zeiten bis in unsre Tage herein, erstreckt — erfordern die in ihnen sich findenden Menschenreste, die Reste der sich folgenden Menschengeschlechter, eingehende Prüfung. Es gilt festzustellen, wie die Körperbildung der Urbewohner war, ob und event. welche Veränderungen der menschlichen Körperbildung im Laufe der Kulturepochen und im Wechsel und in der Mischung der im Lande eingehausten Völker und Stämme stattgefunden haben. — Diese Fragen können für jedes Land, für jeden Gau nur einzeln bearbeitet werden, aber die Lokalforschung liefert Ergebnisse, welche, von lokaler Begrenzung ausgehend, für weitere Kreise, schließlich für die gesammte Menschheit von Bedeutung werden.

Das gilt ebenso für die zweite Hauptaufgabe der urgeschichtlichen Forschung, für die Frage nach dem Entwicklungsgang der menschlichen Kultur und mit dieser des menschlichen Geistes, von den ältesten paläontologisch nachgewiesenen Epochen der Menschheitsgeschichte bis in die von dem Lichte der Historie sicher erhellten Zeitalter. Unbekümmert um vorgefaßte, noch unbegründete historische Meinungen, strebt die moderne paläontologische Methode der Urgeschichtsforschung bei der Aufsammlung der Alterthümer, geologisch *Gleichaltriges* zusammenzufassen, *Ungleichaltriges* so scharf als möglich zu trennen. Mit der Spitzhaue und Spaten sucht sie nach den meist unscheinbaren Ueberbleibseln der Industrie- und Kunstthätigkeit der ältesten Menschheits-Epochen, um aus ihnen — im Sinne und mit den Methoden der Archäologie und Ethnologie — die Aufeinanderfolge und die Höhe der Kulturen festzustellen und daraus ein zusammenhängendes Entwicklungsbild des Kultur- und Geisteslebens, zunächst bis an die Grenzen der aufdämmernden Geschichte unsres Forschungsgebietes, zu entwerfen.

Aber auch noch für jene Zeiten, in welchen schon die geschriebene Historie von unserm Land und seinen Bewohnern Genaueres zu berichten beginnt, sind doch noch für Jahrhunderte die historischen Nachrichten so spärlich und lückenhaft, daß auch die historische Forschung die *Methoden* der urgeschichtlichen Untersuchungen nicht zu entbehren vermag; die Geschichte bleibt noch für so

[1] Festrede gehalten in der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1900.

manche Fragen auf die archäologischen Reste zur Rekonstruktion des Zeitbildes angewiesen.

Die Urgeschichte zeigt sonach, für unser Forschungsgebiet wie überall, drei Hauptseiten: die paläontologisch-anatomische, die archäologisch-ethnologische und die historische, in letzterer Beziehung sucht sie Anknüpfung der „stummen" Denkmäler der Urgeschichte an die „redenden" Denkmäler der Geschichte.

In diesem Sinne ist die Kommission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns aus Vertretern der drei Klassen der Akademie zusammengesetzt: Historiker, Archäologen und Naturforscher sind in ihr zu gemeinsamer Arbeit vereinigt. —

Aber nicht erst seit der Errichtung der Kommission (1886) beschäftigt sich die Akademie mit den einschlägigen Fragen. Von ihrer Gründung an, schon als kurbayerische Akademie (1759) betrachtet sie sich als Zentralstelle nicht nur für die Forschungen über die jüngeren vaterländischen Geschichtsepochen, sondern ebenso für das Studium der Urgeschichte Bayerns; noch entschiedener ist das der Fall seit ihrer Rekonstruktion als kgl. Akademie der Wissenschaften.

Die Fülle urgeschichtlicher Denkmale und die scharf hervortretende Gliederung des Landes durch den römischen Grenzwall in ein südlich des Limes gelegenes, einst von den Römern beherrschtes und romanisirtes Gebiet, und in das nördlich des Grenzwalls gelegene von Germanen und Slaven bewohnte Land, laden den Alterthumsfreund zu vergleichenden urgeschichtlichen Studien ein.

Lorenz Westenrieder, der gelehrte Geschichtsschreiber der Akademie und ihrer Arbeiten während des 18. Jahrhunderts berichtet aus den Jahren 1778—1790 über eingehende urgeschichtliche Forschungen.

Auch die ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts waren, trotz der kriegerischen und politischen Umwälzungen für die Urgeschichtsforschung in Bayern nicht verloren, wir sehen sie in der südlichen Hälfte, in dem einst römischen Gebiete Bayerns in sicherem wissenschaftlichen Fortschreiten. Die Teufelsmauer, der Limes Romanus, mit seinen Standlagern und kleineren Befestigungen wird topographisch von militärischen und archäologischen Forschern aufgenommen; die Römerstraßen, die Römerstädte, voran Augsburg und Regensburg, auch kleinere zivile Niederlassungen, werden neben den südlich des Limes im Innern des Landes gelegenen militärischen Befestigungen durchforscht. Auch die zahlreichen Hügelgräber erregen wissenschaftliches Interesse.

Anders lagen die Verhältnisse in den Gegenden nordwärts des Limes. Dort hatten die Römer nicht dauernd Fuß gefaßt. Die alterthümlichen Befestigungen auf Höhen und Bergen, die Wälle und Grabhügel u. a. konnten dort nicht den Römern zugeschrieben werden. Hier wußte aber die Geschichte neben den Germanen von Slaven oder Wenden zu berichten, welche als Main- und Rednitz-Wenden ausgedehnte Distrikte bewohnten und der Ostgrenze Bayerns entlang mehr oder weniger weit in das Land vorgeschoben waren.

Aber noch eine andere Seite der Urgeschichtsforschung, welche den Blick von der Frühgeschichte weit zurück in thatsächlich vorgeschichtliche Perioden lenkte, sehen wir schon damals in den nordbayerischen Gebieten sich ausbilden.

In den romantischen Felsengegenden des fränkischen Jura, in der „fränkischen Schweiz", entwickelte sich die wissenschaftliche Höhlenforschung. Dort haben auch hervorragende auswärtige Gelehrte die diluvialen Höhlenschichten und deren paläontologische Einschlüsse studirt, und die im bayerischen Höhlengebiet gewonnenen Erfahrungen zu den gleichen Studien im eigenen Lande benutzt.

Wir stehen hier noch vor der Zeit der Herrschaft der Cuvier'schen Theorie, nach welcher der Mensch erst in der jüngsten geologischen, in der nachdiluvialen, Epoche, nach dem Aussterben der großen Dickhäuter und der anderen diluvialen Höhlenthiere aufgetreten sein sollte. In jener Zeit, von welcher hier die Rede ist, galt es noch, wie heute wieder, als ein Postulat der Menschheitsgeschichte, daß der Mensch „Zeuge des Diluviums" gewesen sei.

Die Höhlen hatten ein besonders reiches Material zur Kenntniß der diluvialen Fauna beigesteuert. Wenn der Mensch während des Diluviums auf der Erde gelebt hat, so konnten sich seine Knochenreste, ebenso wie die der diluvialen „Höhlenfauna" in den Höhlen erhalten.

In unsern fränkischen Höhlen wurde die Forschung nach dem diluvialen Menschen, wenn ich nicht irre, zuerst exakt und mit Erfolg in Angriff genommen. J. F. Esper stieß in der That in der Gailenreuther Höhle unter den Knochen diluvialer Thiere auf Menschenknochen, die er dem Diluvialmenschen zuschrieb.

Diese kostbaren Reste der Vorzeit unsres Landes sind, wie so viele andere ebenso unersetzliche, außer Landes verschleppt worden.

So war in allen Landestheilen Bayerns der Sinn für urgeschichtliche Untersuchungen erwacht und lebenskräftig geworden. —

Der bayerischen Staatsverwaltung erschien als Zentralstelle für Untersuchung und Aufsammlung der im ganzen Lande gefundenen urgeschichtlichen Alterthümer die Akademie. In drei Erlassen des kgl. Staatsministeriums des Innern vom Jahre 1808 und 1811 wird Anzeige der gemachten Funde von urgeschichtlichen Alterthümern bei den Behörden und durch sie bei der Akademie d. W. angeordnet. Durch die Konstitutionsurkunde der kgl. Akademie d. W. (1807) werden unter anderen wissenschaftlichen Sammlungen des Staates das Münzkabinet und das Antiquarium mit der Akademie „in unmittelbare Verbindung gesetzt".

Nach jenen Erlassen (1808) sollten Waffen, Geräthe, Geschirre u. a., welche in Aeckern, Wäldern oder bei Veränderung alter Gebäude gefunden werden, von der Akademie gesammelt und — in den beiden genannten Sammlungen — aufbewahrt werden.

In der That flossen — abgesehen von den in das Münzkabinet gelangenden Münzen, die bedeutendsten urgeschichtlichen Fundstücke infolge dieser Erlasse in dem Antiquarium der Akademie zusammen, nach der Vereinigung der fränkischen Landestheile auch aus diesen. Es entstand die kostbare akademische Kollektion altgermanischer, römischer und im engeren Sinn urgeschichtlicher Fundstücke aus allen Gauen Bayerns.

So lagen die Verhältnisse bis zum Hinscheiden König Maximilians I.

Ludwig I. ist der Erneuerer der Studien der vaterländischen Vorzeit Bayerns: echte Vaterlandsliebe sollte durch die Vertiefung in die Geschichte des Vaterlandes erweckt und gepflegt werden. Speziell der Urgeschichte war dabei eine wichtige Aufgabe zugedacht. Auch die anatomische Seite der Urgeschichtsforschung war schon in ihrer Bedeutung erkannt.

Im Herbst 1803 hatte Ludwig als Kronprinz die Universität Göttingen bezogen. Mit Eifer folgte er den historischen Vorträgen Schlözers. Ein persönlich nahes Verhältniß entstand mit dem bewunderten Lehrer der

damaligen großen Zeit Göttingens, mit J. F. Blumenbach, dem Begründer der wissenschaftlichen Anthropologie.

Ein dauerndes Verdienst Blumenbachs war die Zusammenbringung der ersten großen kraniologischen Schädelsammlung.

Zum erstenmal sah man in der Sammlung Blumenbachs Schädel verschiedenster Völker und Rassen vereinigt, einen vergleichenden Ueberblick über die verschiedenen Schädelformen der Menschheit bietend; auch Schädel aus alten Grabstätten Griechenlands, Italiens, Deutschlands waren darunter.

Hier wurde Ludwig I. von der Wichtigkeit der kraniologischen Forschung durchdrungen, auch für die Probleme der Urgeschichte. Er erwirbt selbst Schädel und sendet besonders schöne Exemplare an seinen Lehrer nach Göttingen, welche dort noch heute in der Sammlung als besonders geehrte Geschenke aufbewahrt werden. Ein eigenhändiger Brief des Königs an Blumenbach ist dort als Denkmal des königlichen Schülers der Göttinger Universität in würdiger Weise aufgestellt. Der Brief ist ein Begleitschreiben zu einem Hellenen-Schädel. An der „Aechtheit“ der Schädel, welche in der Vasensammlung des Bischofs von Nola neben den Vasen, mit denen sie ausgegraben waren, standen, könne kein Zweifel bestehen. Ludwig war, wie er schreibt, „entzückt“. „Der ich sonst Abneigung gegen Todtenköpfe habe, faßte nun selbst einen mit beiden Händen an, ihn herabnehmend, und so lange ich mich in Neapel aufhielt, standen diese Schädel in meinem Schlafgemach.“ (1818.)

Diesem Interesse verdanken wir eine für die damalige Zeit reiche Sammlung menschlicher Rassenschädel der Akademie.

Der König wendete aber auch der Erhaltung der Schädel der urgeschichtlichen Gräber Bayerns, dieser bis dahin in Bayern noch ganz vernachlässigten Gruppe der Denkmale der vaterländischen Geschichte und Urgeschichte, den staatlichen Schutz zu. Ein kgl. Erlaß vom 15. November 1830 befahl: „Wenn in Gräbern, die erwiesenermaßen aus alter Zeit herkommen, Schädel aufgefunden werden, so sollen auch diese in den dafür geeigneten Sammlungen mit der genauen Bemerkung, wo solche gefunden worden, was bei denselben, und ob die Gräber für Römer-, oder teutsche Gräber gehalten werden, aufbewahrt werden.“

Auf diese Weise wurden u. a. Schädel aus dem großen germanischen Gräberfeld von Nordendorf bei Augsburg erhalten und bilden heute die Grundlage des Materials der urgeschichtlichen und historischen Schädelkunde Bayerns. —

Es ist ergreifend, die Dokumente aus der Zeit der Thronbesteigung Ludwigs I. zu lesen. Aus allen leuchtet die Begeisterung hervor, mitzuschaffen an den Grundlagen einer neuen auf Vaterlandsliebe sich aufbauenden Epoche.

Schlag auf Schlag folgten sich die wichtigsten Neugestaltungen der bayerischen Verhältnisse.

Am 12. Oktober 1825 bestieg Ludwig I. den Thron.

Schon am 24. November desselben Jahres kam die Aufhebung des Zensuredikts.

Durch Erlaß vom 3. Oktober 1826 erfolgte die Verlegung der Universität von Landshut nach München.

Im März 1827 wurde die königl. Akademie der Wissenschaften reorganisirt und dabei die Beziehungen der unter dem Generalkonservatorium der wissenschaftlichen Institute und Sammlungen des Staats stehenden Attribute zur Universität und zum Publikum geregelt.

Für diese Betrachtung ist es von besonderer Wichtigkeit, daß der König unter den ersten Regierungshandlungen auch die Reorganisation der Studien der vaterländischen Vorzeit in Angriff nahm. Das Studium der Vergangenheit des Vaterlandes sollte nicht nur an den Universitäten und der Akademie neu belebt werden, — es sollte auch hinausgetragen werden ins Volk, ins gesammte Volk, der alten und der neuen Provinzen. Jeden Einzelnen rief der König zur Mitarbeiterschaft auf, zur Erforschung der Heimath, des Heimathsortes, und Heimathsgaues. *Jeder Ort sollte seinen Geschichtsschreiber erhalten.* Auf die Ortsgeschichte in ihrer Zusammenfassung sollte sich die Geschichte des Gesammt-Vaterlandes erbauen. Hieran sollte Jeder nach seinen Kräften mitarbeiten: der Landmann, der mit dem Pflug Alterthümer aus dem Boden ackert; die Vorstände der städtischen und ländlichen Gemeinden, welche für die Erhaltung des historischen Aeußern der Städte und Dörfer, sowie für die der Kunstdenkmäler und aller Reliquien der Vorzeit ihrer nächsten Umgebung sorgen sollten; die Ortsgeistlichen und Lehrer, welche die Denkwürdigkeiten und Denkmale ihrer Pfarreien in Pfarrarchiven niederzulegen haben.

Wie wichtig dem König diese Anordnungen sind, ergibt sich daraus, daß der erste Erlaß in diesem Betreff vom 12. Januar 1826 stammt, nur ein Vierteljahr nach der Thronbesteigung.

Am 29. Mai (3. Juli) 1827 erfolgte der wichtigste dieser Erlasse d. d. Villa Colombella (bei Perugia), an das königl. Staatsministerium des Innern: „Sammlung der Alterthümer und Kunstwerke betreffend“.

„Da Wir schon mehrmals mit Bedauern bemerkt haben, daß den in Unserem Reiche zerstreuten architektonischen, plastischen und anderen Denkmale der Vorzeit von Seite der öffentlichen Behörden nicht die erforderliche Aufmerksamkeit gewidmet und hierdurch viele historisch oder artistisch wichtige Ueberreste früherer Jahrhunderte zerstört oder verwahrlost worden sind, Wir aber *die Erhaltung solcher Denkmale zur Belebung des Nationalgeistes, zum Studium der vaterländischen Geschichte und zur Verbreitung der Kunde desselben unter dem Volke* für vorzüglich wichtig erachten, so ertheilen wir Unserem Staatsministerium d. J. den Auftrag, sämmtlichen Kreisregierungen diese Unsere Willensmeinung zu eröffnen.“

Der Erlaß entwickelt sodann das Programm zur Erforschung, Erhaltung und Bewahrung der in den verschiedenen Kreisen des Königreichs sich befindenden schon bekannten oder noch zu entdeckenden historischen und urgeschichtlichen Denkmale. Speziell werden die Alterthümer römischen Ursprungs und die Grabmäler, *worunter auch die Grabhügel gerechnet werden*, dem öffentlichen Schutz und dem Studium empfohlen. Diese Denkmale der Vorzeit sollen möglichst unverändert an dem Ort, für den sie ihre historische oder urgeschichtliche Bedeutung haben, bleiben.

„Die Spuren des besonders im Isar-, Regen- und den beiden Donau-Kreisen erkennbaren, im Rezat-Kreis und im Untermain-Kreis als trajanisch-hadrianischer Grenzwall, Pfahlranken oder Teufelsmauer fortgesetzten, bewunderungswürdigen Systems römischer Strom- und Feld-Verschanzungen und Verbindungen zwischen Rhein und Donau, weichen immer mehr den partiellen Fortschritten der Landeskultur oder auch neuen Straßenbauten, so zwar, daß vielleicht binnen eines halben Jahrhunderts dem Auge wenig mehr davon sichtbar sein wird. Der Wunsch Seiner Majestät geht

diesfalls dahin, daß (ohne im geringsten Eigenthumsrechte zu verletzen) die Umrisse und die äußere Gestalt dieser Römerstraßen und Schanzen, wie selbe gegenwärtig noch erkennbar sind, möglichst erhalten werden, daß ferner wo bedeutende Reihen von Grabhügeln (achte man sie nun für römische oder vorrömische, für germanische oder slavische) beisammen stehen, dieselbe Erhaltung ihrer Außengestalt thunlichst befördert, die Grabhügel nach vollbrachter Ausgrabung wieder zugeschüttet und in gleicher Höhe erhalten würden. Diese Gräber gewähren verschiedentlich einen ebenso malerisch als geschichtlich ergreifenden Anblick, und sie wie jene Straßenzüge, Feld- und Stromschanzen geben häufig den Schlüssel der damaligen Bewohnung und Kolonisation."

„Die mittelst des königl. Staatsministeriums der Finanzen den Forstämtern aufgetragene Nachspürung der Römerstraßen, der Flußübergänge vom tyrolischen Hochgebirg bis an die Donau und vom Inn bis zur Isar, dann längst der Teufelsmauer ist durch die Kammer der Finanzen von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu bringen, wie auf genaue Nachachtung des Reskripts vom 11. Juni d. J. wegen der Funde römischer Münzen, Waffen und Geräthschaften zu halten ist."

Das hier zuletzt angezogene Reskript betrifft „die Erhaltung geschichtlicher Ueberreste und alterthümlicher Kunstwerke, insonderheit römische und altdeutsche Münzen, Waffen und Geräthschaften". Es handelt sich in ihm vor allem um die Belehrung des Volks, damit gedankenloses oder selbstsüchtiges Entfremden urgeschichtlicher Alterthümer thunlichst vermieden werde.

Der König bedauert, daß sich „(und zwar erst kürzlich wieder an mehreren Orten) die Erfahrung (zeigte), daß von den Landleuten, nach Umständen auch von Weibern und Kindern beim Feldbau, Fischfang und verschiedenen häuslichen Arbeiten und Gewerbebetrieben aufgefundenen römischen und germanischen Alterthümer unbeachtet weggeworfen oder vollends zerstört worden sind."

„Es wäre daher sehr wünschenswerth, durch die Geistlichkeit und durch die Schullehrer eine größere Aufmerksamkeit bei der Jugend und bei dem Volke auf derlei Gegenstände zu bewirken, damit sie wenigstens vom unbeachteten Wegwerfen, oder von gedankenloser und muthwilliger Zerstörung bewahrt blieben."

Um die urgeschichtlichen Denkmale — wie die historischen und künstlerischen — dem Lande zu erhalten, soll aber auch der Verkauf nach auswärts thunlichst hintangehalten werden. Das Reskript vom 28. September 1830 beschäftigt sich speziell mit dieser Frage.

Die Landgerichte und Magistrate werden aufgefordert, „die in ihrem Umkreis befindlichen Alterthümlichen und Kunst-Sammlungen, dessen Besitzer und die sonstigen Alterthums- und Kunstfreunde, namentlich zu verzeichnen und zur Wissenschaft des Ministeriums zu bringen. Die genaueste und sorgfältige Beachtung dieser Weisung von Seiten sämmtlicher „Regierungspräsidien" „ist geeignet", manchen künftigen Verlust abzuwenden, „manchen vergangenen zu vermindern"; „zumal da die Anlegung und eifrige Betreibung artistischer und antiquarischer Sammlungen in Norddeutschland, namentlich des Museums in Berlin, Bayern dießfalls schon manche beklagenswerthe Einbuße zugefügt hat und noch damit bedroht."

Einen Monat später (28. Oktober 1830) wird eine bis ins Einzelne gehende ausführliche Inventarisirung der Geschicht- und Kunstdenkmale angeordnet, unter welche auch speziell die Kleinalterthümer aus historischer und urgeschichtlicher Zeit in öffentlichem und in privatem Besitz gezählt werden.

Die Akademie bleibt stets als Zentralstelle für die historischen und urgeschichtlichen Forschungen gedacht, nicht nur die Berichte sollten bei ihr zusammenlaufen, sondern auch die Alterthumsfunde selbst nach wie vor durch die Behörden an die Akademie eingesendet werden. In letzter Beziehung bleiben alle älteren Verordnungen in Kraft.

„Bei dem hohen und vielseitigen Interesse des Gegenstandes und bei den wiederholt ausgesprochenen Allerhöchsten Gesinnungen bedarf es wohl (sagt das kgl. Staatsministerium des Innern 21. August 1829) einer besonderen Ermunterung nicht, um den erprobten Eifer und die zweckmäßige Thätigkeit der kgl. Regierungspräsidien zur Beförderung des vorgesetzten Zweckes anzuregen."

Die direkte Folge dieses Erlasses war es, daß sich im ganzen Lande historische Vereine, Kreisvereine und städtische Vereine bildeten, welche im Sinn des Königs die lokalen historischen und urgeschichtlichen Studien in die Hand nehmen. Die Spitzen der Provinzialbehörden übernahmen die Leitung der neugegründeten Vereine.

Am 1. Januar 1830 erfolgte, als die erste dieser Neugründungen, die Konstituirung des historischen Vereins im Rezatkreise mit dem Sitz in Ansbach; an der Spitze des Ausschusses standen der damalige Regierungspräsident, später Finanzminister, v. Mieg, der Staatsrath und Appellationsgerichtspräsident v. Feuerbach, der Regierungsdirektor v. Lang.

Lang, der verdiente, wegen seines herben Spottes gefürchtete Historiker, verfaßte den ersten Jahresbericht d. d. 31. Dezember 1830. „Ueberall," sagt Letzterer, „muß der Samen der Geschichte keimen, den Schatz der Früchte sammelt später der Hausherr ein."

Der Urgeschichte war in den in Aussicht genommenen Forschungen des Ansbacher Vereins ein breiter Raum zugedacht. Namentlich von Seiten der Geistlichen werden Mittheilungen erwartet über: (Alte Burgen, Kapellen,) Schanzen, Heidengräber, Römerstraßen, Denksteine. Von Seiten der Landrichter und Forstbeamten, Bürgermeister u. s. f. erwartete der Verein auch Mittheilungen über Bauernsprachen, Bezeichnung der alten Forstnamen, Forstmarken, Waldungen, Forstöden oder Forstplätze, welche ehemals bewohnt oder wohl gar alte Burgen gewesen. Auch die urgeschichtliche Seite der Volkskunde soll Pflege finden: alte Volkslieder und Gesänge, heimathliche Sagen und Volksmärchen, besondere Zeremonien und Gebräuche sollten gesammelt, ein Kreisidiotikon, oder doch Beiträge dazu, sollte zusammengebracht werden. Der Verein legte sofort rüstig die Hand ans Werk.

Das Beispiel Ansbachs fand in allen Kreisen des Landes Nachahmung.

Den 28. Oktober 1830 konnte das Staatsministerium des Innern schon auf „die nach dem schönen Vorgang des Rezatkreises auch im Isar-, Regen-, Unter-Donau- und Rheinkreise gegründeten, im Ober-Donaukreis (Augsburg) in der That schon länger bestehenden, im Ober-Mainkreis durch das Bayreuther Archiv der Geschichtskunde thätlich erprobten historischen Vereine" hinweisen.

Das letzte Imponderabile.[1]

(Zur Naturgeschichte des Aethers.)

Die Zeit liegt nicht allzuweit hinter uns, wo zur Erklärung der Licht- und Wärmeerscheinungen, der Elektrizität und des Magnetismus sogenannte Imponderabilien (gewichtslose Stoffe) herangezogen wurden. Es sollten dies Substanzen sein, die, sinnlich unwahrnehmbar, den Gesetzen der Schwere nicht unterliegen. Sie sollten uns Licht und Wärme spenden, sowie die elektromagnetischen Phänomene bewirken. Von der gewöhnlichen Materie grundverschieden blieben sie auch untereinander fremd, man erkannte zwischen ihnen keinerlei Verwandtschaft oder Uebergang an. Es gab sogar zwei elektrische Fluida — ein positives und ein negatives und ebenso zwei magnetische wirksame Prinzipien, ein nördliches und ein südliches. Sie waren für die Phantasie unsrer Altvordern gewissermaßen das Symbol der führenden Naturkräfte; in Gestalt dieser ungreifbaren, immateriellen Substanzen feierten ihre Wiedergeburt jene antiken mythologischen Gottheiten, die ja auch nur ein Sinnbild der wohlthätigen oder verderblichen Naturgewalten waren. — Von dieser ganzen Gesellschaft ist in der modernen Physik nur ein Agens übrig geblieben — der Aether. Nach Hesiod ist Aether der Sohn des Chaos und der Kalligone und er wurde bereits in den Liedern des Orpheus als „Weltseele", deren belebender Hauch alles Sein durchdringe, gefeiert. Nach Aristoteles hat nur der Aether die Fähigkeit der vollendeten ewigen und gleichförmigen Kreisbewegung; aus ihm besteht ausschließlich die Sphäre der Fixsterne, während die anderen Planeten bereits eine Beimengung irdischer Bestandtheile aufweisen. Für die moderne Wissenschaft war der Aether zunächst der Träger der Lichterscheinungen. — Der Aether ist im Sinne der von Huyghens aufgestellten Undulationshypothese des Lichtes ein zusammenhängendes, reibungsloses, mit Beharrungsvermögen ausgestattetes feines Medium, welches den ganzen Raum erfüllt, zwischen die Molekeln aller Materie dringt, sich in diese einbettet und sie untereinander verbindet. Seine Funktion besteht zunächst nur darin, die Lichtwellen zu übertragen; wir werden später sehen, wie er durch die geniale Konzeption von Faraday, Maxwell und Hertz zum Bewegungs- und Energieträger κατ᾽ ἐξοχήν wurde.

Um die transversalen Schwingungen des Lichtes vermitteln zu können, muß die Aethersubstanz, wie Grosse in seiner meisterhaften Abhandlung ausführt, gewisse Eigenschaften eines festen, d. h. starren Körpers besitzen. Die Erscheinungen der Polarisation des Lichtes, welche zur endgültigen Annahme der Transversalschwingungen geführt haben, sind demgemäß zum Ausgangspunkt der modernen Untersuchungen über die Konstitution des Aethers geworden. Starrheit ist der Widerstand gegen zerrende oder scheerende Spannung, d. h. gegen Veränderung der Form. Flüssige Körper besitzen diesen Widerstand nicht und können daher Querschwingungen, d. h. Bewegungen senkrecht zur Richtung der Kraft, nicht auf längere Strecken fortpflanzen. Die Wellen, welche ein in das Wasser geworfener Stein über die Wasserfläche zieht, sind allerdings Querwellen, da ja die Wassertheilchen auf und ab hüpfen, während die Bewegung sich in konzentrischen Kreisen wagrecht fortpflanzt, sie erlöschen jedoch bei dem geringen Widerstande des Wassers gegen Formveränderung bald. Die Lichtwellen pflanzen sich, wie man bereits seit mehr als zwei Jahrhunderten weiß, mit einer Geschwindigkeit von 300,000 km oder 3×10^{10} cm in der Sekunde fort. In ungemessene Fernen vermittelt der Aether diese Bewegung und muß daher einen gewissen Grad von Starrheit besitzen. Man nennt diese Starrheit auch wohl Elastizität und versteht eben darunter die Fähigkeit sich gegen zerrende Kräfte zu behaupten. In der Technik spielt die Elastizität oder Starrheit des Stahls eine wichtige Rolle. Der beste Stahl hat eine so bedeutende Starrheit, daß dagegen diejenige des Aethers verschwindend klein ist. Aber kein Stahl könnte (aus einem gleich zu erwähnenden Grunde) Schwingungen von der Schnelligkeit der Lichtschwingungen übertragen. Glas, das auch einen ziemlichen Grad von Starrheit besitzt, kann Schwingungen mit einer Geschwindigkeit von einer halben Million Zentimeter in der Sekunde übertragen, aber der Aether in solchem Glase, welcher Lichtschwingungen übermittelt, schwingt doch 40,000mal schneller. Dieser große Unterschied wird bedingt durch die so sehr verschiedene Dichte der Stahl-, Glas- und Aethersubstanz. Geschwindigkeit, Starrheit und Dichte stehen nämlich in der Beziehung, daß das Quadrat der ersteren stets dem Quotienten der beiden anderen gleich ist. ($v = \sqrt{\frac{e}{d}}$).

Man setzt bekanntlich die Dichte des Wassers gleich 1 und vergleicht damit diejenige der anderen Körper; die uns umgebende Luft ist 773mal so dünn. Der Aether dagegen besitzt nach den Berechnungen Lord Kelvins (Sir William Thomsons) eine derartig geringe Dichte, daß der Dezimalbruch, welcher sie darstellt, erst 21 Nullen hat, bevor die wirklichen Zahlen beginnen.

Also ein kontinuirlicher, starrer, fester Körper muß der Aether sein, damit er die von ihm geforderten Transversalschwingungen zu vollführen vermag. Die flüssigen und gasförmigen Körper können, da sie einen Widerstand nur gegen Kompression äußern, lediglich solche Schwingungen vermitteln, die sich in derselben Richtung bewegen, wie die Kraft selbst. Durch diese Schwingungen, welche man Longitudinalwellen nennt, wird unserm Ohre der Schall mit einer Geschwindigkeit von 330 Metern in der Sekunde durch die Luft vermittelt. In vielen flüssigen und festen Körpern verbreiten sich diese Schwingungen trotz der größeren Dichte jener Stoffe bedeutend schneller, weil eben der Widerstand gegen die Kompression, die Starrheit so bedeutend größer ist als bei der Luft. Ein Körper, welcher inkompressibel ist, d. h. unendlich großen Widerstand gegen Druck in der Längsrichtung besitzt, würde auch mit unendlicher Geschwindigkeit Wellen von unendlicher Länge verbreiten, er würde mit anderen Worten nicht geeignet sein zur Fortleitung von Längsschwingungen. Beim Aether selbst kennt man bislang nur Querschwingungen, da die Röntgenstrahlen, die ihr Erfinder selbst anfangs für Längsschwingungen halten zu müssen glaubte, sich als außerordentlich kurze Querschwingungen haben messen lassen. Der Aether muß daher als inkompressibel betrachtet werden, so peinlich für unsern Intellekt der Widerspruch auch ist, der darin liegt, daß die Gestirne sich durch ein solches Medium ohne wesentliche Reibungsverzögerung bewegen. Helmholtz hat allerdings, wie Grosse darlegt, die Gleichungen so entwickelt, daß man nach ihnen die Längsschwingungen beseitigen kann, ohne den Aether für inkompressibel erklären zu müssen. Damit ist gewiß ein wichtiges Bedenken gegen die Aethertheorie gefallen, wenn auch die starre Festigkeit desselben Manchem noch widerspruchsvoll genug erscheinen mag. — Die Aethertheorie, die in England durch Huyghens geschaffen wurde, sollte in ihrem Vaterlande bald zu neuem, mächtigem Fluge die Schwingen regen. Newton, dem großen Erfinder der Gravitationstheorie, wider-

[1] W. Große: Der Aether und die Fernkräfte. 1898. — P. Drude: Physik des Aethers. 1898. — St. Kramsztyk: Das letzte Imponderabile. 1898. — Lodge: Neueste Anschauungen über Elektrizität. 1898.

strebte bereits ebenso wie seinen bedeutenden Zeitgenossen der Begriff unvermittelter Fernwirkung. Er betrachtet daher auch nicht das Vorhandensein einer solchen fernwirkenden Gravitationskraft als wirklich, sondern sagt vielmehr: die Himmelskörper bewegen sich so, als wenn zwischen ihnen eine Anziehung bestände, wie sie durch das Gesetz gefordert wird. Auf eine nähere anschauliche Darstellung des Vorganges verzichtet er, getreu seinem stolzen Motto: „Hypotheses non fingo." Unter dem Einflusse der großen Tragweite der Newton'schen Entdeckung kamen die Astronomen bald dahin, daß sie die Schwierigkeiten der Annahme einer solchen Kraft nur mehr als ideelle oder metaphysische betrachteten, auf die man bei Erklärung der Naturerscheinungen nicht weiter Rücksicht zu nehmen brauche, und das Gravitationsgesetz wurde nun sogar das Muster für viele Versuche, physikalische Theorien aufzustellen. Die Ausdrucksform des Newton'schen Gesetzes begünstigte in der Folgezeit solche Auffassungen, welche eine Fernwirkung von einer Masse auf eine andere, räumlich getrennte annehmen. So kam es, daß man sich weiter nicht darüber wunderte, daß ein Magnet auf eine räumlich getrennte Nadel oder daß ein geladener Konduktor der Elektrisirmaschine auf ein Hollundermarkkügelchen aus beträchtlicher Entfernung anziehend oder abstoßend wirkte. Man half sich mit der Annahme polarer Gegensätze und die Schwierigkeit war erledigt. In analoger Weise wurde die Wirkung der Induktionsströme auf Fernkräfte zurückgeführt. Nur zu schnell erstarrt eben der schöpferische Gedanke zum Dogma und bald sind Tausende von den Fesseln einer Gedankenkette umfangen, die ein Einzelner selbstherrlich geschmiedet hat. Es gibt Tausende von wissenschaftlichen „Arbeitern", welche die Naturerscheinungen nur durch das Prisma vorgefaßter Anschauungen beobachten können, die „vision directe des choses" ist bei ihnen verloren gegangen; was Wunder, wenn die Spule, von welcher der Gedankenfaden seine Verbindungen schlägt, sich stets mit derselben trostlosen Einförmigkeit abrollt. Es bedurfte erst des wilden, undisciplinirten Geistes von Faraday, der gleichsam mit der Unbefangenheit des „ersten Menschen" an die Beobachtung der Natur herantrat, um abseits von den breitgetretenen Geleisen den reichen Schatz überraschender Entdeckungen zu heben, der auf dem Gebiete der Elektrodynamik zu finden war. Von Faraday datirt auch der neue, überraschende Aufschwung der Aethertheorie. —

In treffender Weise charakterisirt Grosse die scharf ausgeprägte, originelle geistige Individualität Faraday's. Faraday war nach ihm unstreitig der größte Experimentator seiner Zeit, vielleicht aller Zeiten, und da er den Erscheinungen völlig unbefangen, ohne Rücksicht auf die herrschenden Anschauungen entgegentrat und nicht, wie es meist der Fall ist, ausging von dem was er gehört, gelernt und gelesen hatte, so erklärte er die meisten Beobachtungen anders, als es bisher geschehen war. Er gehörte, wie Helmholtz sagt, „zu derjenigen Klasse von Physikern, welche an die Existenz von Fernkräften, d. h. von solchen Kräften, die durch den Raum wirken, ohne zugleich in diesem eine Wirkung hervorzubringen, instinktiv nicht glauben wollen". Er war der unbedingte Anhänger einer reinen „Thatsachen-Wissenschaft". Er hörte zwar sagen, daß bei der Elektrisirung eines Körpers man etwas in ihm hineinbringe, aber er sah, daß die eintretenden Aenderungen nur außerhalb sich bemerkbar machten, durchaus nicht im Inneren. Faraday wurde gelehrt, daß die Kräfte den Raum einfach übersprängen, aber er sah, daß es von größtem Einfluß auf die Kräfte war, mit welchem Stoff der angeblich übersprungene Raum erfüllt wurde. Faraday las, daß es Elektrizitäten sicher gebe, daß man aber über ihre Kräfte sich streite, und doch sah er, wie diese Kräfte ihre Wirkungen greifbar entfalteten, während er von den Elektrizitäten nichts wahrzunehmen vermochte. So kehrte sich in seiner Vorstellung die Sache um. Die elektrischen und magnetischen Kräfte wurden ihm das Vorhandene, das Wirkliche, das Greifbare; die Elektrizität, der Magnetismus wurden Dinge, über deren Vorhandensein man streiten kann. Die „Kraftlinien", wie er die selbständig gedachten Kräfte nannte, standen vor seinem geistigen Auge im Raume als Zwangszustände, als Wirbel, als Strömungen, als was auch immer — das vermochte er nicht anzugeben —, aber da standen sie, schoben und drängten die Körper hin und her und breiteten sich aus, von Punkt zu Punkt einander die Erregung mittheilend. Er suchte bei den damals neuentdeckten magnetischen und elektrischen Erscheinungen immer wieder nach Veränderungen in den zwischenliegenden Körpern, welche die Wirkung übertrugen. Da fand er nun zunächst, daß die Ladungsmengen bei einem Kondensator, z. B. einer Leydener Flasche, wesentlich abhängig seien von dem zwischen den Belegungen befindlichen Stoff. Dieser muß ja ein Nichtleiter oder Isolator sein; es ist aber ein wesentlicher Unterschied, ob man Glas oder Hartgummi oder z. B. Luft nimmt. Er schloß daraus, daß irgendwelche Veränderungen, etwa „Spannungen" bei der Ladung der Belegungen in dem zwischenliegenden Medium, dem „Dielektrikum" eintreten. Da war denn Faraday bereits bei dem Aether angekommen, den die Physiker bereits in einem anderen Gebiete, der Optik, hatten zugrunde legen müssen. Inzwischen hatte der rastlose Forscher eine neue Beziehung gefunden, welche der Annahme Vorschub leistete, daß der unsern Sinnen verborgene Aetherstoff bei den Erscheinungen der Elektrizität und des Magnetismus mitwirke, die elektromagnetische Drehung der Polarisationsebene des Lichtes. Noch entscheidender wirkte auf Faraday das Ergebniß der Untersuchungen von Weber und Kohlrausch, wonach die Geschwindigkeit, mit welcher die strömende Elektrizität sich durch den Leiter bewegt, mit 300,000 Kilometer in der Sekunde bestimmt wurde. Das ist aber bekanntlich genau die Geschwindigkeit des Lichtes und es müßte als einer der sonderbarsten Zufälle betrachtet werden, wenn die beiden Zahlen keinen inneren Zusammenhang hätten. Diese inneren Beziehungen faßte Faraday meist zusammen, jedoch in einer seinen Zeitgenossen noch unverständlichen Weise. Erst Clerk Maxwells, seines genialen Schülers, spätere Darstellung und Fassung (1865) haben ein vollständiges Verständniß für dieselbe herbeigeführt. —

Die ganze scheinbare Fernwirkung der Elektrizität wollte Faraday demnach durch eine elektrische Spannung der zwischenliegenden Medien erklären. Auf den naheliegenden Einwand, wie denn im leeren Raume andere Zustände als vollkommene Ruhe möglich seien, konnte er antworten: „Ist denn der Raum leer? Zwingt uns nicht schon das Licht, ihn als erfüllt zu denken? Könnte nicht der Aether, welcher die Wellen des Lichtes leitet, auch fähig sein, Aenderungen aufzunehmen, welche wir als elektrische und magnetische Kräfte bezeichnen? Wäre nicht sogar ein innerer Zusammenhang zwischen diesen Aenderungen und den Wellen denkbar?" — Clerk Maxwell nahm diese Hypothese seines Meisters auf, gab ihr mathematisch strenge Fassung und damit inneren Halt. Er prüfte seine Gleichungen darauf hin, ob sie eine folgerichtige und mit den Thatsachen völlig übereinstimmende Darstellung der bekannten Erscheinungen gaben. Das

war der Fall, und man konnte sich die Spannung in dem Medium so groß denken, daß die Fernwirkung vollständig auf diese kontinuirlichen Veränderungen zurückgeführt wurde. Das Buch von Maxwell verdient nach dem Urtheil erster Forscher neben den „Prinzipien" von Newton genannt zu werden, wenn auch vieles nur im Rohzustande, mit Irrthümern und Dunkelheiten behaftet dargeboten wurde. Man kann, wie Hertz sich ausdrückt, „diese wunderbare Theorie nicht studiren, ohne bisweilen die Empfindung zu haben, als wohne den mathematischen Formeln ein selbständiges Leben und eigener Verstand inne, als seien dieselben klüger als wir, klüger sogar als ihr Erfinder, als gäben sie uns mehr heraus als seinerzeit in sie hineingelegt wurde". Jede elektrische Störung erzeugt nach Maxwells Theorie, auf die hier des näheren nicht eingegangen werden kann, eine magnetische, deren Schwingungsrichtungen senkrecht zu derjenigen der elektrischen Welle ist, diese wieder im nächsten Moment eine elektrische und so verbreitet sich die Störung nach allen Seiten des Raumes in zwei zu einander senkrechten Richtungen. Je nach der Frequenz und Wellenlänge dieser Störungen erhält man Licht oder strahlende Wärme oder Elektrizität oder Magnetismus, die demnach alle Zwangszustände desselben Mediums, des Aethers, wären. So stützt der optische Theil im Lichte dieser neuen Anschauung den anderen und dieser wieder jenen, wie die Steine eines Gewölbes, „und das Ganze schien über einen tiefen Abgrund des Unbekannten hinweg das Bekannte zu verbinden". Dieser tiefe Abgrund des Unbekannten war der fehlende Nachweis der Vermuthung, daß die Induktionswirkungen der Elektrizität ebenfalls Zeit zu ihrer Ausdehnung gebrauchen und in ebensolchen Wellen von bestimmter Länge bestehen, wie das Licht. Dieser Nachweis ist bekanntlich erst durch Hertz' unsterbliche Versuche geführt worden.

Inzwischen hat Lord Kelvin (William Thomson) die Aethertheorie von ihren inneren Widersprüchen zu befreien gesucht und weiteren Verallgemeinerungen entgegengeführt. Zur Ausbildung seiner Theorie benutzte er in außerordentlich genialer Weise die experimentelle Thatsache, daß die Elastizität eines festen Körpers hervorgerufen werden kann durch die Bewegung einer Flüssigkeit und daß eine in Bewegung begriffene Flüssigkeit dabei Starrheit besitzen kann. Man denke sich einen vollkommen biegsamen Gummischlauch voll Wasser; er ist dann schlaff und nachgiebig. Sobald aber das Wasser in rasche Strömung versetzt wird, wird der Schlauch sofort steif und es erfordert eine große Kraft um eine Beule hineinzudrücken. Die Flüssigkeit hat durch ihre Bewegung die Starrheit eines festen Körpers erhalten. Legt man eine biegsame Kette um eine Walze und dreht die letztere schnell, so wird die Kette steif. Denkt man sich mehrere solcher Ketten hintereinander, so erhält man das Bild eines Wirbels. Diese Flüssigkeitswirbel sind oft sehr dauerhaft, sei es daß sie als Cyklonenwinde oder als die in den asiatischen Gewässern von den Schiffern gefürchteten Teifunen auftreten. Bekannt sind die durch Tabakrauch gebildeten Wirbel, deren Verlauf und Wesen man leicht studiren kann. — Wie Helmholtz in einer bewunderungswürdigen Abhandlung nachgewiesen hat, würden wir in einer vollkommenen Flüssigkeit, also z. B. im Aether, solche Wirbel nicht hervorrufen können, wenn sie aber bereits vorhanden wären, würden sie ewig und unverändert bleiben. Die Ansicht Lord Kelvins ist nun die, daß die materiellen Atome solche Wirbel im Aether sind. Die Materie wäre demnach ein Theil des Aethers, welcher sich in Folge seiner Wirbelbewegung vom Aether differenzirt, ohne in der Substanz von ihm verschieden zu sein.

Der Zukunft muß es vorbehalten bleiben zu entscheiden, ob diese kühne Konzeption sich als fruchtbar erweisen wird. Wir hätten dann, wenn wir von dem Räthsel der Gravitation absehen, „eine einzige Substanz, ununterbrochen und allen Raum erfüllend, die als Licht Schwingungen vollführt, die in positive und negative Elektrizität sich spalten kann, als Wirbel die Materie bildet und durch Kontinuität jede Wirkung, deren die Materie fähig ist, weiter trägt". (Lodge.)

Eduard Sokal.

Mittheilungen und Nachrichten.

μσι. **Die Reden Gotamo Buddho's.** Wiederholt ist an dieser Stelle das Bedauern darüber ausgedrückt worden, daß die erste Uebertragung in eine abendländische Sprache von den Reden Gotamo Buddho's aus der mittleren Sammlung Majjhimanikāyo des Pāli-Kanons, die Karl Eugen Neumann unternommen hat, nach dem ersten Bande ins Stocken gerathen ist. Umsomehr freuen wir uns nun, die Gewißheit zu haben, daß das große Unternehmen alle Aussicht bietet, zu Ende geführt zu werden. Vor kurzem ist die erste Lieferung des zweiten Bandes (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich 1900) ausgegeben worden, die beiläufig die erste Dekade des zweiten Halbhunderts der Reden enthält — das „Buch der Hausväter", darunter die prachtvolle Rede Upāli, die klassische Bekehrungsgeschichte des Hausvaters Upāli, des ursprünglichen Anhängers der Jainas. Die bis zum Punkt genaue Uebertragung des bekannten Forschers, dem wir u. a. auch die von uns an dieser Stelle besprochenen „Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddho's" verdanken, ist in ihrer scharfen Wortprägung ebenso originell wie die des ersten Bandes. Der zweite ist von einem eigenen Vorwort eingeleitet und wird auch ein eigenes Register erhalten. Die splendide Ausstattung des schönen, für die buddhistische Forschung unabsehbar werthvollen Werkes ist dieselbe geblieben. Wir werden bei dem hoffentlich nunmehr recht rüstigen Fortschreiten des auf drei Bände berechneten Buchs wiederholt Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.

* **Zulassung der Real-Gymnasial-Abiturienten zum Studium der Medizin.** Die „Badische Landeszeitung" hat unter hervorragenden Aerzten — besonders Badens — eine Umfrage veranstaltet, ob es sich empfehle, für die Zulassung zum ärztlichen Studium nach wie vor das Reifezeugniß eines humanistischen Gymnasiums zu fordern. Von den eingelaufenen 26 Antworten lauteten 18 (also zwei Drittel) bejahend, und zwar bedingt. An diesen sind 12 Geh. Räthe, bezw. Medizinalräthe betheiligt. Von den übrigen 8 Antworten lauten nur 3 unbedingt für die Zulassung von Realgymnasialabiturienten (Dr. Determann in St. Blasien, Dr. Langsdorff in Emmerdingen, Prof. Dr. Wiedersheim in Freiburg i. B.), während 5 (Czerny, Döderlein, Eschle, Merckel, Vierordt) wenigstens prinzipiell deren Zulassung befürworten. Bezeichnend scheint es, daß, während in der ersten Kategorie überwiegend Akademiker vertreten waren, der letzteren zur Hälfte praktische Aerzte angehören (4 von 8). Von den dreien, die entschieden die Zulassung der Realgymnasialabiturienten fordern, sind 2 praktische Aerzte und 1 Professor, von denen, die sie nur mit Vorbehalt anerkennen, 4 Professoren und 2 praktische Aerzte. Uebrigens ist die ganze Frage bereits durch die Eingabe an den Reichskanzler erledigt, die von zwei Dritteln aller ordentlichen Professoren der Anatomie und Physiologie unterschrieben worden ist. Die Gründe für die Beibehaltung des Gymnasialmonopols sind theils äußerer, theils innerer Natur, d. h. die Einen fassen besonders die soziale Stellung des ärztlichen Standes, die Anderen den Idealismus der Wissenschaft ins Auge. Für beide fürchten sie ein Herabsinken auf ein niedrigeres Niveau, wenn den Realgymnasialabiturienten der Weg zum medizinischen Studium geöffnet wird. Allgemeines Interesse hat nur der zweite,

innere Grund, der daher auch am meisten betont wird. Dabei wird nun leider von vielen der befragten Herren ein gar zu dogmatisches, von Animosität nicht freies Urtheil gefällt: Humanismus, Idealismus, logische Schulung des Geistes, allgemeine Bildung — so tönt es uns hier wieder entgegen, wie wir fürchten, nicht sehr zum Vortheil der vertheidigten Sache. Denn in dem langen Kampf, von dem wir hier nur ein kleines Gefecht beobachten, sind diese Waffen doch etwas stumpf geworden. Darum haben die Gegner einen leichten Stand, weil sie gegen diese altgeheiligten, aber nicht mehr recht handlichen Waffen ihr schweres Geschütz der Naturwissenschaften und der neueren Sprachen auffahren können. Die ganze Frage erhält hiedurch beinahe den Anstrich einer Machtfrage. Freilich dürfen wir gerade deßhalb nicht wünschen, daß die numerische Uebermacht den Sieg davonträgt. Diese Gefahr aber liegt nahe, wenn die alte, numerisch stärkere Gymnasialpartei sich nicht von innen heraus verjüngt. Unsre Gymnasialbildung ist — gerade was ihr Hauptstück, die alte Philologie, betrifft — auf dem Wege zu einer gefährlichen Selbstzufriedenheit, die zur Veräußerlichung und schließlich zur Erstarrung führen könnte. Darum scheinen uns diejenigen Herren das Richtige zu treffen, die, selbst auf wirklich humanistischem Boden stehend, die Nothwendigkeit einer gründlichen inneren Reform des altphilologischen Unterrichts anerkennen. In diesem Sinn äußerten sich selbst einige Gegner der in Rede stehenden Neuerung, nämlich Professor Kußmaul in Heidelberg, der u. a. bemerkt: Man hat die Schulung des Denkvermögens zu ausschließlich grammatisch-philologisch betrieben, es ist zu wenig geschehen für Schärfung der sinnlichen Beobachtung, für Uebung von Hand und Auge im Zeichnen, für Erlernung neuer Sprachen und tiefere Erfassung der eigenen Muttersprache. Ferner Prof. Kocher in Bern: Viele Gymnasialprofessoren setzen sich zur Aufgabe, ihre Schüler zu Philologen auszubilden und machen dabei den Hauptvorzug der klassischen Studien für Herz und Gemüth illusorisch. Und ähnlich sagt Prof. Merckel in Göttingen: Das wichtigste wäre eine Aenderung der ganzen Methode des geistlosen Memorirens, des Einpaukens der kleinsten Details der Grammatik und all der Dinge, welche schon so oft am Unterricht in den Gymnasien gerügt worden sind. Den geistlosen Verbalismus unsrer Gymnasialbildung und seine Folgen geißelt treffend auch der bekannte Anatom Prof. Roux im „Anatomischen Anzeiger", wo er u. a. sagt, daß die Fähigkeit des Kindes, die Gegenstände und Vorgänge der Natur zu beobachten, sich das Gesehene, Getastete einzuprägen und wieder vorzustellen, um anderes damit zu vergleichen, bei vielen Gymnasialabiturienten fast vollkommen rudimentär geworden ist, und daß dann die Mehrzahl der Studirenden „in dieser Kalamität darin ein nothdürftiges Hülfsmittel findet, daß sie auch auf das ihnen neue Gebiet des Konkreten diejenige Methode des Aufnehmens verwendet, die auf dem Gymnasium bis zur Virtuosität ausgebildet worden ist: das Memoriren. Da es ihnen nicht möglich ist, sich wirkliche Vorstellungen, Anschauungen von den ihnen demonstrirten Dingen und Vorgängen zu bilden, so lernen sie die ihnen zugleich mit den Demonstrationen gegebenen oder die im Buche stehenden Beschreibungen derselben auswendig".

* **Straßburg.** Aus den durch den Reichshaushaltsetat für das Rechnungsjahr 1899 bewilligten Mitteln ist hier eine Erdbebenstation begründet worden, die den Namen „Kaiserliche Hauptstation für Erdbebenforschung" führt. Die Landesverwaltung von Elsaß-Lothringen hat die Verpflichtung übernommen, die Anstalt dauernd zu unterhalten. Die Anstalt ist dem Kurator der Kaiser Wilhelms-Universität in Straßburg unterstellt. Das für die Anstalt errichtete Gebäude ist fertiggestellt und am 5. März d. J. dem mit ihrer Leitung betrauten ordentlichen Professor Dr. Gerland, Direktor des geographischen Seminars an der genannten Universität, übergeben worden.

* **Weimar.** Der Großherzog von Sachsen verlieh dem bekannten Gothaer Kartographen Paul Langhans zu dessen 32. Geburtstage den Titel Professor. Langhans ist besonders bekannt geworden durch seine Karten des Deutschthums (Kolonial-Atlas, Staatsbürger-Atlas, Armee- und Marine-Atlas, Wandkarten des deutschen Handels und Verkehrs auf der Erde u. a. m.). Sein neuestes Werk ist die große „**Deutsche Flotten-Wandkarte zur Veranschaulichung deutscher Seegeltung und Seegeschichte**".

* **Halle.** Dem Privatdozenten in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Hermann Reineboth ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Berlin.** Der Nachlaß des verstorbenen Dr. phil. Andreas Fedor Jagor umfaßt außer wissenschaftlichen Sammlungen und einer Bibliothek nach Schätzung der Testamentsvollzieher einen Werth von einer Million Mark und ist zur Begründung einer „Jagor-Stiftung zur Vermehrung nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten" bestimmt. Die Stadtgemeinde ist Alleinerbin, der Magistrat hat die Annahme des Nachlasses beschlossen und hat die Stadtverordnetenversammlung ersucht, dem zuzustimmen.

oem. **Breslau.** Der ordentliche Professor der katholischen Theologie Dr. Arthur Koenig ist an Stelle des unlängst verstorbenen ordentlichen Professors der katholischen Theologie Dr. Ferdinand Probst zum Dompropst an der hiesigen Kathedrale St. Johannes Baptista ernannt worden. — Der ordentliche Professor der Rechte Dr. Fr. X. Gretener in Bern hat den an ihn ergangenen Ruf als Ordinarius für Strafrecht und Strafprozeß an die hiesige Universität angenommen. — Der ordentliche Professor der philosophischen Fakultät Dr. Klemens Bäumker hat einen Ruf als Ordinarius für Philosophie an die Universität Bonn erhalten.

* **Eberswalde.** Dem Professor Dr. Gerhard Schmidt ist die zweite Professur der anorganischen Naturwissenschaften an der hiesigen kgl. Forstakademie und die damit verbundene Stelle des Dirigenten der chemisch-physikalischen Abtheilung des forstlichen Versuchswesens übertragen worden.

* **Greifswald.** Der bisherige außerordentliche Professor in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Paul Strübing ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* **Zürich.** Der bisherige ordentliche Professor Dr. Hugo Ribbert an der hiesigen Universität ist zum ordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Marburg ernannt worden.

* **Basel.** Der Privatdozent A. Osann (nicht O. Janni, wie in Nr. 83 d. Beil. geschrieben war) ist zum außerordentlichen Professor für Mineralogie und Geologie an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Moskau.** Hier ist der Privatdozent der Ethnologie und Ethnographie an der Universität Nikolai Charusin gestorben. Er war in den letzten Jahren Vizepräsident der ethnographischen Sektion der kaiserlichen Naturforscher-Gesellschaft.

w. Dante-Feiern in Italien. Da das italienische Unterrichtsministerium für die höheren Schulen des Landes eine Gedenkfeier für Dante angeordnet hat, so sind jetzt die Zeitungen voll von Berichten über solche „conferenze dantesche". Vor kurzem haben die Lyceen, die technischen und Normalschulen, welche, wie unlängst gemeldet wurde, einen Preisaufsatz über Dante schreiben sollen, folgendes Thema erhalten: „Der Name Dante's klang immer und klingt heute noch als der erhabenste Ausdruck für das, was das Vaterland an Genie und Nationaleigenart hervorgebracht hat, und was es an eigenthümlicher und unvergänglicher Ueberlieferung besitzt." Ueber den Tadel, den man dem jetzigen italienischen Unterrichtsminister macht, daß er sein Volk mehr durch Aeußerlichkeiten und Unterhaltung denn durch stille, nachdrückliche Arbeit erzieht, wird ein andermal zu handeln sein: hier ist indessen einer der Anlässe zu jenem Tadel angeführt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Kuby: Familienrecht. 2. Aufl. Kaiserslautern, Crusius. — J. Diefenbach: Die Wahrheit über die „Los von Rom-Bewegung" in Oesterreich. 3. verm. u. verb. Aufl. Frankfurt a. M., Peter Kreuer 1900. — Carl Rodenberg: Seemacht in der Geschichte. Stuttgart, Metzler 1900. — Prof. C. R. Hennig: Lerne gesundheitsgemäß sprechen. Gemeinfaßlich dargestellt für Berufsredner und Sänger. Wiesbaden, Bergmann 1899.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 18. April. Nummer 88.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Flugproblem am Ende des 19. Jahrhunderts.

Das Flugproblem ist bis heute praktisch ungelöst, denn es gibt noch keinen Apparat, der unabhängig vom Winde die Translation durch die Luft ermöglichen würde. Man darf deßhalb aber keineswegs glauben, daß wir heute der Lösung nicht näher sind als etwa vor 200 Jahren. Im Gegentheil! Die Lösung des Flugprobems liegt vielmehr, wie Prof. Wellner sagt, in der Luft. Ist die rechte Zeit gekommen, so wird die praktische Lösung, wie dies ja bei so vielen technischen Problemen der Fall gewesen, vielleicht zu gleicher Zeit von mehreren Forschern, unabhängig von einander gefunden werden.

Das Flugproblem besitzt eine jahrhundertlange Geschichte. Schon vor mehr als 300 Jahren beschäftigte sich Leonardo da Vinci, der geniale italienische Maler, Bildhauer und Naturforscher, ernstlich mit der Lösung der Flugfrage. Da der Gasballon zu jener Zeit noch unbekannt war, versuchte Leonardo natürlich die Nachahmung des Vogelfluges. Er konstruirte einen Apparat, der die Flugmaschine des Vogels kopirte; seine Bemühungen waren natürlich vollkommen erfolglos. Hunderte von Konstruktionen wurden von Leonardo bis auf den heutigen Tag erdacht. Die abenteuerlichsten und unsinnigsten Projekte wurden von Phantasten ausgeheckt, wodurch die ernste Forschung nahezu in Mißkredit gebracht wurde. So hat z. B. noch vor wenigen Jahren ein Herr v. Wechmar in Wien einen Flugmantel konstruirt, in den man bloß hineinzukriechen brauchte, um nach einigen Flugübungen in einer Schwimmschule sich frank und frei, dem Vogel gleich, in die Lüfte aufschwingen zu können.

Sympathisch berührt uns im Gegensatz zu solch kindlich naiven Ideen unklarer Köpfe der hohe wissenschaftliche Ernst, mit dem zahlreiche Forscher an der praktischen Lösung des Problems arbeiten. An erster Stelle ist der deutsche Ingenieur Otto Lilienthal zu nennen, der auch bereits nennenswerthe praktische Erfolge errungen hat. Lilienthal versuchte gleichfalls die Nachahmung des Vogelfluges und zwar zunächst des sogenannten Gleit- oder Schwebefluges, bei dem der Vogel mit regungslos ausgebreiteten Flügeln eine längere oder kürzere Strecke in nahezu horizontaler Richtung fortgleitet. Diese Flugart wird namentlich von den größeren Vögeln (Storch, Adler, Geier, Albatros u. s. w.) meisterhaft ausgeführt, welche oft weite Strecken ohne Flügelschlag mit großer Geschwindigkeit zurücklegen. Lilienthal gelang es nach jahrelanger Uebung, von einem erhöhten Punkte abfliegend, mehrere hundert Meter im Gleitfluge zu durchmessen. Nachdem der Versuch unzähligemale glücklich gelungen war, kippte am 9. August 1896 der Apparat, der im wesentlichen aus zwei starren, flügelförmigen Flächen bestand, in der Luft um und stürzte zu Boden. Lilienthal fiel dabei so unglücklich, daß er sich die Wirbelsäule verletzte und kurze Zeit darauf starb.

Lilienthals Versuche wurden von den amerikanischen Ingenieuren Chanute und Heving mit großem Eifer fortgeführt. Trotzdem sie Lilienthals Apparat vielfach verbesserten, vermochten sie aber bis heute dessen Rekord nicht wesentlich zu schlagen; denn über einige hundert Meter Schwebeweite sind auch sie nicht hinausgekommen. Durch fortdauernde Verbesserung der Apparate und beharrliche Uebung dürfte man allmählich wohl auch imstande sein, mehrere Kilometer im Schwebefluge zu durchmessen. Eine praktisch brauchbare Flugmaschine kann aber die Gleitmaschine nie werden, da sie die Grundforderung, welche man an ein praktisch brauchbares Luftvehikel stellen muß, nämlich die freie Beweglichkeit unabhängig von der herrschenden Windrichtung, nicht erfüllt. Die Gleitflugmaschine gestattet bloß eine Translation direkt entgegen der Strömungsrichtung der Luft; der Wind liefert nämlich die Tragkraft und hindert das rasche Niedersinken des Apparates. Soll die Gleitmaschine auch unabhängig vom Winde und nach jeder beliebigen Richtung gelenkt werden können, so muß dieselbe mit einem Motor ausgerüstet werden, der die nöthige Tragkraft liefert. Auf welche Weise diese Tragkraft erzeugt werden soll, darüber sind heute die Flugtechniker noch nicht einig. Die einen behaupten, nur die strenge Nachahmung der Flugmaschine des Vogels könne zum Ziele führen; sie streben deßhalb die Konstruktion von Apparaten an, welche die Flugmaschine des Vogels direkt kopiren. Zu dieser Gruppe der Flugtechniker gehören fast alle älteren Flugforscher und von den neueren Lilienthal, Stenzel und viele Andere. Ingenieur Stenzel in Hamburg hat mit einem großen Flügelflieger auch bereits nennenswerthe Erfolge erzielt. Der von ihm konstruirte Apparat, der bei einer Flügelspannweite von über sechs Meter und einer Flügelfläche von acht Quadratmeter 34 Kilogramm wog, erhob sich bei drei Flügelschlägen in zwei Sekunden frei und erreichte eine Fluggeschwindigkeit von sechs Meter pro Sekunde. Die Triebkraft lieferte ein Kohlensäuremotor, der drei Pferdekräfte Arbeit leistete.

Die bedeutendsten Flugtechniker halten die sklavische Nachahmung der Natur nicht für nöthig, sondern ihrer Meinung nach genügt die Anwendung des Prinzipes des Vogelfluges vollkommen für die Konstruktion einer praktisch brauchbaren dynamischen Flugmaschine.

Bei jeder dynamischen Flugmaschine handelt es sich zunächst um die Erzeugung der nöthigen Hebekraft. Nach der Methode zur Erzeugung des Auftriebes theilt man die bis heute bekannt gewordenen Projekte in Rad-, Schrauben- und Drachenflieger ein.

Beim Radflieger soll der Auf- und Vortrieb des Apparates durch gerade Schaufelräder erzeugt werden. Zu dieser Type gehören die Projekte von Koch in München und Prof. Wellner in Brünn. Prof. Wellner hat vor etwa sechs Jahren einen neuen Propeller für Flugmaschinen erfunden, dem er den Namen: Segelrad gegeben; dasselbe unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Schaufelrade dadurch, daß die Schaufelflächen nicht eben, sondern parabolisch gekrümmt und schraubenförmig gedreht sind, ferner steht die horizontal gelagerte Drehachse nicht senkrecht, sondern parallel zur Fortbewegungsrichtung des Apparates. An Prof. Wellners Projekt knüpfte man seinerzeit die größten Hoffnungen, welche sich aber leider nicht erfüllten, denn die mit einem großen Probe-Segelrade angestellten Versuche ergaben im günstigsten Falle pro Pferdekraft geleisteter Motorarbeit eine Hebekraft von 16 Kilogramm. Auch mit großen Luftschrauben hat Prof. Wellner zahlreiche Versuche angestellt, welche kein wesentlich besseres Resultat ergaben. Diese Versuche zeigten, daß die Grundbedingung für die Lösung des dynamischen Flugproblems mittelst Rad- und Schraubenflieger die Konstruktion eines möglichst leichten und kräftigen Motors bildet. Wiewohl durch die rasch aufblühende Automobilindustrie das Gewicht der Kraftmaschinen schon nahezu die untere Grenze erreicht hat, sind dennoch alle heute bekannten Motore viel zu schwer. Soll eine Segelrad- oder Schraubenflugmaschine imstande sein, das Gewicht eines Menschen dauernd in Schwebe zu halten, so darf das Gewicht des Motors pro Pferdekraft nicht viel größer als ein Kilogramm sein. Da die leichtesten der bis heute konstruirten Motoren pro Pferdekraft mindestens das Zehnfache wiegen, ist ersichtlich, daß an eine Lösung des Flugproblems mittelst Rad- oder Schraubenflieger in absehbarer Zukunft nicht zu denken ist.

Wesentlich günstiger als beim Rad- oder Schraubenflieger stehen die Chancen eines Erfolges beim Drachenflieger; derselbe stellt deßhalb auch jene Flugmaschinentype dar, auf welche man gegenwärtig in Fachkreisen die größten Hoffnungen setzt. Beim Drachenflieger wird der Auftrieb durch ebene oder parabolisch gekrümmte Drachenflächen erzeugt, welche durch rasch rotirende Zugschrauben mit großer Geschwindigkeit in der Luft vorwärts geschoben werden und dadurch die nöthige Tragkraft gewinnen. Zur Type des Drachenfliegers gehört die Mehrzahl der bis jetzt bloß im Modell und sämmtliche im großen ausgeführten dynamischen Flugmaschinen. Der Drachenflieger stellt auch die einzige Flugmaschinentype dar, welche bis jetzt praktische Erfolge aufweisen kann. Am bekanntesten dürfte der großartige Versuch sein, den der englische Ingenieur Hiram Maxim, der Erfinder der Schnellfeuerkanone, im Jahre 1894 mit einem Riesenapparate unternommen hat. Maxims Drachenflieger hatte einschließlich drei Mann Besatzung ein Gesammtgewicht von 3625 Kilogramm. Die Maschine entwickelte nicht weniger als 360 Pferdekräfte. Bei einer Fahrgeschwindigkeit von 60 Kilometern pro Stunde hob sich der Apparat von den Schienen, auf welchen er lief, ab, durchbrach die Mittelschiene, welche ihn am Fortfliegen hindern sollte und kippte um, wobei das Gestell und die Drachenflächen sehr stark beschädigt wurden. Da der Druck gegen die durchbrochene Mittelschiene 4560 Kilogramm betrug, war die gesammte Tragkraft des Apparates 8185 Kilogramm; derselbe wäre also imstande gewesen etwa 30 Personen mit Eilzuggeschwindigkeit durch die Luft zu befördern. Ein weiterer großer Versuch mit dem Drachenflieger wurde vor zwei Jahren von Ader in Paris unternommen. Auch Aders „Aërion“, der 250 Kilogramm wog und mit zwei Dampfmaschinen von je 20 Pferdekräften ausgerüstet war, soll sich erhoben haben. Der Versuch gelang aber nicht vollständig, denn beim Landen zerschellte der Apparat gleichfalls am Boden. Maxims und Aders Versuche haben den untrüglichen Beweis erbracht, daß es möglich ist, Lasten von Tausenden von Kilogrammen auf rein dynamischem Wege durch die Luft zu befördern; sie haben aber zugleich den wunden Punkt des Drachenfliegers gezeigt. In die Höhe kommen wird man mittelst des Drachenfliegers ohne Zweifel, ob aber eine absolut gefahrlose Landung praktisch möglich ist, ist eine heute noch ungelöste Frage. Mit Rücksicht auf die unglücklichen Versuche Maxims und Aders hat Herr W. Kreß in Wien, der bekanntlich im vorigen Sommer gleichfalls einen Drachenflieger nach eigenem System erbaute, seinen Apparat auf schmale Kielboote aus Aluminium gestellt, um die ersten Versuche über Wasser anstellen zu können. Da der Kreß'sche Drachenflieger nur vom Wasser oder vom Eise aus sich erheben kann, wird derselbe auch dann, wenn die Versuche ohne Unfall verlaufen sollten, keine praktisch brauchbare Flugmaschine darstellen; denn eine solche muß nach Prof. Wellner folgende Grundforderungen erfüllen: Sie muß erstens imstande sein, sich von jedem beliebigen Punkte der Erde aus zu erheben, zweitens muß sie imstande sein, auch ohne horizontale Fortbewegung in der Luft zu schweben und drittens muß die Landung vollkommen gefahrlos sein. Der Drachenflieger genügt aber leider keiner dieser Grundforderungen, denn er vermag weder ohne Anlauf frei sich zu erheben, noch kann er in der Luft stille stehen; das Problem der gefahrlosen Landung ist gleichfalls noch ungelöst.

Viele Forscher halten namentlich mit Rücksicht auf das Mißgeschick der Apparate Maxims und Aders das Problem der rein dynamischen Luftschiffahrt überhaupt für unlösbar und erklären: eine Flugmaschine ohne Ballon ist unmöglich. Die Argumente, welche die Vertreter dieser Richtung für ihre Ansicht anführen, lassen sich schwer durch rein abstrakte Gründe entkräften. Solange uns keine anderen Mittel zur Erzeugung der nöthigen Tragkraft als heute zur Verfügung stehen, ist und bleibt die Grundbedingung für die Lösung des Flugproblems, wie erwähnt, die Konstruktion eines möglichst leichten und kräftigen Motors. Je geringer das Gewicht des Motors pro Pferdekraft ist, desto größer ist die Aussicht auf einen günstigen Erfolg. Alle heute bekannten Kraftmaschinen sind noch viel zu schwer, um eine rein dynamische Flugmaschine in windstiller Luft in Schwebe halten zu können.[1]) Es war infolgedessen der Gedanke naheliegend, die Flugmaschine mit einem Ballon auszurüsten, der im Verein mit der Maschine imstande ist, den Apparat zu heben, resp. zu tragen. Man erhält auf diese Weise ein Zwitterding zwischen der rein dynamischen Flugmaschine und dem aerostatischen Luftschiffe. Die Idee der Ballon-Flugmaschine erscheint auf den ersten Blick recht verlockend; denn sie stellt in der That ein Luftvehikel dar, das sämmtliche drei Grundforderungen, denen ein brauchbares Luftschiff genügen muß, erfüllt. Die Ballon-Flugmaschine ist imstande, sich von jedem beliebigen Punkte frei zu erheben, sie kann ohne Translation frei schweben und die Landung ist vollkommen gefahrlos. Trotzdem stellt aber auch die Ballon-Flugmaschine nicht das Ideal eines praktisch brauchbaren Luftschiffes dar; denn durch den voluminösen Entlastungsballon wird die Lenkbarkeit

[1]) Im Heft I von 1900 der „Zeitschrift für Luftschiffahrt“ (Berlin) wird eine Maschine beschrieben, die von dem amerikanischen Ingenieur A. M. Herring gebaut wurde; bei einem Gesammtgewicht von weniger als $2\frac{3}{4}$ Pfund kann diese Maschine über sieben gebremste Pferdekräfte leisten. Die Kraftfrage ist somit bereits vollkommen gelöst.

in horizontaler Richtung sehr stark beeinträchtigt. Während eine rein dynamische Flugmaschine, deren maximale Fahrgeschwindigkeit 20—30 Meter pro Sekunde ist, selbst gegen einen Sturmwind anzukämpfen vermag, ist eine Ballon-Flugmaschine, deren größte Fahrgeschwindigkeit etwa 10—15 Meter pro Sekunde ist, schon außerstande gegen eine kräftige Brise anzufahren. Der praktische Werth eines Luftvehikels wird um so größer sein, je größer die maximale Fahrgeschwindigkeit ist. Die erreichbare maximale Fahrgeschwindigkeit hängt nun unter sonst gleichen Umständen wesentlich von der Größe der Stirnfläche ab. Da nun aber die Tragkraft des Wasserstoffes, des leichtesten aller bekannten Gase, pro Kubikmeter etwa ein Kilogramm ist, ist schon ein ziemlich voluminöser Ballon nöthig, um bei den uns heute zur Verfügung stehenden Kraftmaschinen den Apparat so weit zu entlasten, daß der Auftrieb des Propellers im Verein mit der Tragkraft des Ballons imstande ist, das Luftschiff zu heben, resp. in Schwebe zu halten. Durch den Entlastungsballon wird der Stirnwiderstand sehr bedeutend vergrößert, dadurch wird die erreichbare maximale Fahrgeschwindigkeit und somit auch die Lenkbarkeit in horizontaler Richtung sehr wesentlich vermindert. Noch wesentlich ungünstiger als bei der Ballon-Flugmaschine stehen die Chancen eines praktischen Erfolges bei dem aerostatischen Luftschiffe, gewöhnlich „lenkbarer Ballon“ genannt. Man erhält dasselbe aus der Ballon-Flugmaschine, wenn man den Ballon so groß nimmt, daß er imstande ist, die gesammte Apparatlast zu heben, resp. zu tragen. Das aerostatische Luftschiff ist also mechanisch identisch mit dem Schrauben- oder Schaufelraddampfschiffe.

Vor der Erfindung des Ballons und leider auch heute noch besteht die größte Schwierigkeit der dynamischen Luftschiffahrt in der Erreichung des Schwebezustandes. Da jeder Körper, der spezifisch schwerer ist als die Luft, allmählich zu Boden sinkt, handelt es sich zunächst um die Erreichung des Schwebezustandes. Es ist begreiflich, daß man mit der Erfindung des Ballons auch das Problem der Translation durch die Luft für gelöst hielt. Die Fesseln der Schwere waren nunmehr ja gebrochen; der Ballon löste den Menschen von der Scholle und trug ihn empor in den reinen Aether. Nachdem durch den Ballon der scheinbar schwierigste Theil der Flugfrage, nämlich das Schwebeproblem, gelöst war, glaubte man auch ohne besondere Schwierigkeiten die freie Lenkbarkeit in horizontaler Richtung erreichen zu können. Seit der Mitte unsres Jahrhunderts wurde eine ganze Reihe sogenannter „lenkbarer Ballons“ gebaut. Jedes aerostatische Luftschiff besteht im Wesen aus einem zylindrischen oder spindelförmigen Ballon, dessen Tragkraft so groß ist, daß er imstande ist, den Apparat sammt Besatzung und Maschine zu heben. Die Antriebskraft für den Schraubenpropeller lieferte ein Gas-, Benzin- oder Elektromotor. Die ersten aerostatischen Luftschiffe von Henry Giffard (1855), Dupuy de Lôme (1872), Paul Hänlein (1872) und Tissandier (1879) ergaben keinen nennenswerthen praktischen Erfolg; sie scheiterten alle an der Kraftfrage und konstatirten bloß die selbstverständliche Thatsache, daß ein Ballonluftschiff in windstiller Luft mit relativ geringer Motorkraft lenkbar gemacht werden kann. Wirkliche, wenn auch noch sehr bescheidene Erfolge hat bis heute bloß die von den französischen Hauptleuten Renard und Krebs gebaute „La France“, welche bei dem am 9. August 1884 unternommenen Versuche nach einer Fahrt von 20 Minuten wieder auf den Aufstiegsort zurückkehrte und in windstiller Luft eine Eigengeschwindigkeit von 6 Meter per Sekunde erreichte. Der Rekord der „La France“ wurde weder von dem Spitzballon des Dr. Wölfert, noch von dem Aluminiumluftschiff, das von dem Oesterreicher D. Schwarz in Berlin konstruirt wurde, geschlagen.

Große Hoffnungen setzen die Anhänger des aerostatischen Luftschiffes auf das Riesenluftschiff, das im vorigen Sommer vom bayerischen Reitergeneral Grafen Zeppelin gebaut wurde. Das Zeppelin'sche Ballonluftschiff stellt ohne Zweifel ein Meisterwerk der Technik dar. Ein sicheres Urtheil über die Leistungsfähigkeit des Apparates läßt sich, solange keine praktischen Versuche vorliegen, natürlich nicht abgeben. Trotzdem läßt sich schon heute die Behauptung aufstellen, daß das Zeppelin'sche Luftschiff gar nie ein praktisch brauchbares Luftvehikel werden kann, selbst dann nicht, falls die Eigengeschwindigkeit desselben, wie behauptet wird, 10 Meter pro Sekunde betragen sollte; und zwar erstens wegen der ungeheuren Größe und Kostspieligkeit des Tragballons, ferner wegen der beschränkten Lenkbarkeit und der geringen Fahrgeschwindigkeit.

Wir haben gesehen, daß man auf drei Wegen zur Lösung des Flugproblems vordringen kann. Man kann den Flugkörper durch einen Ballon in Schwebe halten und die Horizontalbewegung durch Maschinenkraft bewirken und erhält so das aerostatische Luftschiff, gewöhnlich lenkbarer Ballon genannt; man kann den Ballon zur bloß theilweisen Entlastung des Apparates verwenden, während der Rest der erforderlichen Hebekraft und die Horizontalbewegung durch einen Motor erzeugt wird und erhält so die Ballonflugmaschine, oder man kann endlich sich vom Ballon ganz emanzipiren und Hebung und Vertrieb des Flugkörpers durch Motorkraft zu erreichen suchen. Möglich ist die praktische Lösung des Flugproblems ohne Zweifel auf jedem der drei Wege. Jedes System vermag einmal ein einigermaßen praktisch brauchbares Luftschiff zu geben. Ueber die Frage, auf welchem Wege wir am raschesten zur praktischen Lösung des Flugproblems vordringen werden, sind gegenwärtig die Forscher noch nicht einig. Eine vollkommen objektive Prüfung der Chancen, welche die drei Systeme besitzen, führt zu dem zwingenden Schlusse, daß einzig und allein das ballonlose Luftschiff imstande ist, in absehbarer Zukunft ein wirklich praktisch brauchbares Luftvehikel zu liefern.

Nachdem durch Maxims und Aders Versuche der unwiderlegliche Beweis geliefert wurde, daß selbst mit den heutigen Hülfsmitteln der Technik Lasten von Tausenden von Kilogrammen auf rein dynamischem Wege durch die Luft befördert werden können, ist ein ernstlicher Zweifel an der Zukunft der rein dynamischen Luftschiffahrt überhaupt unmöglich. Der Drachenflieger, welcher momentan scheinbar die größten Chancen eines Erfolges besitzt, stellt, wie früher ausgeführt wurde, in seiner heutigen Form freilich noch nicht das Ideal eines Luftvehikels dar, trotzdem läßt sich mit geradezu apodiktischer Sicherheit der Satz aufstellen, daß der Drachenflieger ohne Zweifel das Urbild der idealen Zukunftflugmaschine bildet. Ist nur einmal eine lebensfähige Konstruktion gefunden, dann wird dieselbe mit Riesenschritten zur höchsten Vollendung geführt werden.

Wien, März 1900.

Raimund Nimführ.

Die akademische Kommission für Erforschung der Urgeschichte und die Organisation der urgeschichtlichen Forschung in Bayern durch König Ludwig I.

Von Prof. Dr. Johannes Ranke.

II.

Bald war das ganze Land mit einem engen geschlossenen Netz für lokale Geschichts- und Alterthumsforschung überspannt. Von den zahlreichen neuen Zentren aus verbreitete sich in die abgelegensten Winkel historischer Sinn und die Freude der Mitarbeiterschaft an einem großen vaterländischen Werk.

Im Anschluß an die historischen Vereine entstanden auch lokale Alterthums-Sammlungen, von welchen namentlich die „Antiquarien" in den Kreishauptstädten, welche sich zum Theil an schon bestehende städtische oder private Sammlungen anschließen konnten, sich rasch vergrößerten und an Bedeutung gewannen.

Aber die Idee des Königs war keineswegs Zersplitterung der Arbeit. Alle Fäden des von ihm ausgespannten Netzes vaterländischerUntersuchungen sollten in seiner Hauptstadt, in der Akademie der Wissenschaften zusammenlaufen.

Das Verhältniß der Akademie zu den historischen wurde durch Verordnung vom 15. Oktober 1835 geregelt:

„Schon bei Gründung der historischen Vereine (29. Mai1827) war Unser Wunsch auf eine nähere Berührung derselben mit Unserer Akademie der Wissenschaften und dahin gerichtet, in dieser ersten wissenschaftlichen Körperschaft des Reiches den Mittelpunkt des wiedererwachten historischen Strebens und der von Uns gebotenen Erhaltung der geschichtlichen Denkwürdigkeiten erblicken zu können.

„Unsere Akademie der Wissenschaften eröffnet von nun an den historischen Kreisvereinen des Reichs eine unmittelbare Korrespondenz. Sie beantwortet deren Anfragen und ertheilt ihnen bezüglich ihrer Arbeiten und Forschungen den etwa nöthig erscheinenden Rath aus dem Standpunkt eines freien literarischen Verkehrs." —

Diese Organisation, wie sie direkt durch die Initiative des Königs geschaffen war, erscheint auch heute noch bewunderungswürdig.

Eine gewaltige Summe historischen und urgeschichtlichen Materials wurde von Seite der historischen Vereine angehäuft, wofür die stattlichen Bändereihen ihrer werthvollen Publikationen den Beweis erbringen. Das historisch-topographische Lexikon von Bayern, ein Lieblingsgedanke Ludwigs I., ist noch nicht fertig geworden — aber auf dem Fundamente des von den Vereinen aufgehäuften lokalen Grundmaterials ruht das vielbewunderte historisch-topographische Werk: die „Bavaria", mit welchem Bayern den anderen deutschen Staaten vorausgegangen ist.

Ein weiteres für diese Betrachtung besonders wichtiges Verdienst der historischen Vereine ist die Erhaltung und Aufsammlung der unscheinbaren urgeschichtlichen Kleinfunde ihrer Gegenden in den Lokal-Sammlungen; auf ihnen fußt jetzt vor allem die Kenntniß der urgeschichtlichen Verhältnisse Bayerns.

Für das „Antiquarium", welches die akademische urgeschichtliche Sammlung enthielt, bedeutete die Entstehung der neuen Sammlungen freilich sehr einschneidende Verluste. In einem Schreiben vom 29. Januar 1831 führt die Akademie lebhafte Klage darüber:

„Das wohlthätige Verhältniß, in welchem die Akademie der Wissenschaften zu dem Publikum gestanden, wird zerstört und aufgehoben, die kgl. Sammlungen der Akademie und des Generalkonservatoriums werden beeinträchtigt und verkürzt und endlich wird es der Wissenschaft unmöglich, in und aus einem Zentralpunkt zu wirken, nachdem die Materialien zersplittert und zerstreut werden."

Die Zugänge urgeschichtlicher Funde an das Antiquarium werden immer seltener und hören mit der Neubelebung des Münchener historischen Vereins (1837) so gut wie ganz auf.

Auch das wissenschaftliche Interesse an den urgeschichtlichen Forschungen, an welchen sich im Anfang der Ludwig'schen Zeit, Akademiker wie A. Buchner, Vader u. A. lebhaft betheiligt hatten, schwindet inmitten der politischen und religiösen Wirren der 40er Jahre, die aktiven Tagesfragen absorbiren das vaterländische Interesse. Durch einzelne Namen: v. Spruner, Würdinger u. A., wird die Tradition forterhalten. Aber der Betrieb der urgeschichtlichen Studien kommt fast ausschließlich in die Hände der historischen Vereine. Zufällige Funde in den Reihengräbern, den Römerstädten, der Streit um die Positionen der Orte auf der Peutinger'schen Tafel u. A., aber ohne systematische Spatenuntersuchungen, erscheinen als Nachklänge früherer Tage. Die Forschungen auf dem Gebiet der Urgeschichte Bayerns konnten im wesentlichen als abgeschlossen erscheinen.

Für die Akademie der Wissenschaften wurden sie thatsächlich abgebrochen, als die von der Akademie gesammelten Denkmale der Urgeschichte Bayerns — vorrömische, römische und frühe mittelalterliche — aus dem Antiquarium der Akademie in das neugegründete Bayerische Nationalmuseum transferirt und in dieser neuen allbewunderten Anstalt aufgestellt wurden. Damit war dieser einst von der Akademie so eifersüchtig vertheidigte Theil des Antiquariums dieser Staatssammlung, sowie dem Einfluß des königl. Generalkonservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates entzogen.

Dadurch war der Akademie eine ihrer wichtigen vaterländischen Aufgaben: der Zentralpunkt für das Studium und die Sammlung der Ueberreste der bayerischen Urgeschichte zu sein, aus der Hand genommen.

Naturgemäß mußte damit der wissenschaftliche Betrieb der einschlägigen Aufgaben durch die Akademie aufhören. Das Nationalmuseum — für welches die urgeschichtlichen Gegenstände nur zur orientirenden Einleitung zu der eigentlichen Sammlung dienen — konnte, da ihm damals die speziell geschulten Kräfte für die in Betracht kommenden urgeschichtlichen Fragen mangelten, und der Natur der Sache nach, die Lücke nicht ausfüllen. Schöne museumswürdige Stücke, welche, wie Hr. v. Brunn das ausdrückt, als Schaustücke etwa in einer größeren kunsthistorischen Reihe einen hervorragenden Platz einzunehmen geeignet sind, wurden ja auch später noch (bis heute) vom Nationalmuseum erworben und der Kollektion zugelegt.

Aber wo war Platz für das eigentliche wissenschaftliche Studienmaterial der bayerischen Urgeschichte: für all die unscheinbaren nicht museumswürdigen Scherben, Knochen, Ziegelbrocken, Metallfragmente, Eisenschwerter und Lanzen, als schmutzige Rostklumpen erhoben, wie die eisernen Gürtelbehänge, Schließen, Schnallen u. A.?

Uns Liebhabern und Kennern blutete das Herz, wenn wir solche Stücke: Denkmale der Vor-

zeit Bayerns im Sinne Ludwigs I. —, ohne Fundortangabe, halb zerstört und unkonservirt, alles wissenschaftlichen und historischen Werthes verlustig, unter altem Eisen auf dem Tandelmarkt der Auer Dult fanden und einhandelten.

Der Staat hatte für diese Parias der Sammlungsobjekte keinen Platz.

Da war es nun ein Glück geworden, daß die Sammlungen der historischen Vereine entstanden waren, in welchen sich eine lebendige Tradition ihrer Ludwig'schen Entstehungszeit forterhalten hat, in welchen fortgesetzt Liebhaber für solche armselige Dinge arbeiteten und sammelten. Nur auf diese Weise wurde wenigstens ein Theil der Urgeschichtsfunde Bayerns in jener sterilen Periode für das Studium unsres vaterländischen Alterthums erhalten. —

Aber es brach ein neuer Tag an für die Urgeschichtsforschung im allgemeinen und auch in Bayern.

Die in ihrer Verknöcherung auf den Fortschritt der Forschung lähmend wirkende Theorie Cuviers von den alles Leben vernichtenden Weltrevolutionen zwischen den einzelnen geologischen Epochen war durch Lyells kritischen Geist beseitigt. Aus einer Epoche in die andere gehen die Lebewesen über, ohne daß für jede neue Epoche eine Neuschöpfung aller Organismen, wie das die Schule Cuviers wollte, angenommen werden muß.

Nun war auch für den Diluvialmenschen in der Wissenschaft wieder Platz gewonnen, es durfte wieder nach den Ahnen des heutigen Menschengeschlechts in den Schichtungen der älteren Erdepochen gesucht werden.

Cuvier hatte in der Pariser Akademie noch persönlich die Beweiskraft der von Boucher de Perthes im Somme-Thal gemachten Funde, welche dieser dem Diluvialmenschen zuschreiben wollte, zurückgewiesen (1839). Nach persönlicher eingehender Untersuchung an Ort und Stelle erkannte dagegen der damals führende Geologe Sir Charles Lyell die betreffenden Funde als thatsächlich die Existenz des Diluvialmenschen beweisend an (1858). Er schrieb das vielbewunderte Buch: über das Alter des Menschengeschlechts.

Wenige Jahre vorher war der Gorilla, der größte der jetzt lebenden menschenähnlichen Affen, entdeckt worden (1847).

Nach Lyells Entscheidung wurde überall nach dem „fossilen Menschen" geforscht, in Höhlen und anderen diluvialen, auch tertiären, Ablagerungen. An verschiedenen Orten wollte man bald seine Spuren und Reste gefunden haben. Jetzt erhielten auch zertrümmerte Knochen und Schädelfragmente des Menschen und seiner thierischen Genossen wieder wissenschaftlichen Werth. Man ging an die vergleichende Untersuchung der Menschenknochen, soweit man sie älteren geologischen Schichten zurechnen zu dürfen meinte, mit der ausgesprochenen Erwartung, das „fehlende Kettenglied" in der zoologischen Reihe der „Primaten" zu finden.

Wenn auch, wenigstens die überwiegende Mehrzahl, der Skelettreste der Menschen aus angeblich ungestörten diluvialen, oder in Amerika aus tertiären Schichten in ihrem geologischen Alter angezweifelt werden müssen, so waren doch (durch Lyell u. A.) die Ueberbleibsel der Industrie und Lebensführung des Menschen der Diluvialzeit sicher nachgewiesen: seine, auf die rohe Bearbeitung des Steins und die Kenntniß des Feuers begründete primitive Kultur, ohne Hausthiere, selbst ohne den Hund, ohne Töpferei, aber mit dem echt menschlichen Sinn für Körperschmuck, sowie Verzierung und Verschönerung der Gebrauchsgegenstände und Waffen.

Und nun kommen die großen umwälzenden Entdeckungen auf dem Gebiete der speziellen urgeschichtlichen Archäologie: die nähere Erkenntniß der kulturell schon weit fortgeschrittenen jüngeren Steinzeit, welche, auch noch ohne Kenntniß der Metalle, alle unsre Hausthiere, viele unsrer Nutzpflanzen, Getreide, Lein u. a. besaß, Töpferei, Spinnen, Weben, Nähen, Flechten übte in zum Theil kunsthandwerklicher Vollendung. Der Fortschritt der Erkenntniß dieser urgeschichtlichen Epoche wurde dadurch gemacht, daß außer den Gräbern auch vorgeschichtliche Wohnplatzfunde — die von Steenstrup u. A. entdeckten Küchenabfälle, F. Kellers Pfahlbauten der Schweizer Seen u. a. — zur lebensvollen Ausgestaltung des Kulturbildes der Vergangenheit herangezogen werden konnten.

Mit Hülfe des neu gewonnenen urgeschichtlichen Materials gelang es — nach geologisch-paläontologischer Methode, zum Theil auch an Hand wahrer archäologischer „Leitfossilien" — auch die jüngeren, der Steinzeit folgenden Kulturschichten der Metallzeitalter zu erkennen und auseinanderzuhalten: die Uebergangszeit von Stein zu Metall zuerst mit Benutzung reinen Kupfers, dann die großen urgeschichtlich-archäologischen Glieder der mitteleuropäischen Kulturentwicklung: die Bronzezeit, die Hallstattzeit, welche schon Eisen neben Bronze als Gebrauchsmetall benutzte, und die La Tène-Zeit, welche in unsern Gegenden an die Grenze der durch die Römerkriege historisch erhellten Zeit hinführt und zum Theil der letzteren gleichzeitig ist.

Aber nicht nach Völkernamen der Frühgeschichte wurden jene sich folgenden Kulturperioden der Vorgeschichte benannt, sondern nach dem Gebrauch der Geologie — nach dem Namen der Orte, an welchen, wie in Hallstatt am Hallstätter See durch E. v. Sacken, die betreffenden Fundschichten zuerst genau beschrieben und in ihrer Besonderheit erkannt worden sind. Nicht von historischen Dokumenten kann hier Aufschluß erhofft werden, nur die geologisch-paläontologische Methode, welche den Diluvialmenschen entdeckt hat, konnte zunächst auch für die jüngeren urgeschichtlichen Epochen mit Aussicht auf Erfolg in Anwendung gezogen werden. — Mit der Römerzeit treten, neben der urgeschichtlich-paläontologischen, die Methoden der klassischen Archäologie und Geschichte in ihr volles Recht.

Das war der ursprüngliche Standpunkt der neuerwachten Urgeschichtsforschung, in dem Stolz des Noch-nicht-Wissens, dem Verschmähen der Hypothese an die glänzende Zeit der Wiederbelebung der exakten kritischen Naturforschung im zweiten Viertel des alten Jahrhunderts unter der Einwirkung des Mikroskops und der neugeschaffenen organischen Chemie nach Ueberwindung der älteren Naturphilosophie erinnernd. —

Hier setzt nun die Gründung der anthropologischen Gesellschaften ein. Im Jahre 1870 wurde die Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte gegründet, welche als ihr Programm: die Urgeschichtsforschung auf dem Gesammtgebiete Bayerns, nach all ihren Richtungen und Beziehungen, aufstellte.

Es war wieder eine Zeit froher Begeisterung. Gelehrte und Laien vereinigten sich zu gemeinsamer vaterländischer Arbeit, wie in den ersten Zeiten von König Ludwig I. Hervorragende Mitglieder der Akademie betheiligten sich vom ersten Anfang an mit Eifer und Hingebung auf dem wieder erschlossenen Forschungsgebiete. Die beiden Präsidenten der Akademie, der Herr Altpräsident v. Pettenkofer und Herr v. Zittel, waren die ersten thatkräftigen Vorsitzenden der anthropologischen Gesellschaft.

Die Entdeckung der Pfahlbauten im Würmsee, die Erforschung zahlreicher Nekropolen aus vorgeschichtlicher Zeit, die kraniologische Verwerthung des in den Gräbern zum Theil schon in älterer Zeit zum Theil neugefundenen und nun sorgfältig konservirten Materials an Schädeln und Knochen, sowie die Vergleichung mit den damals noch nach Tausenden zählenden Schädeln der jetzigen Landbevölkerung in den Ossuarien der Friedhöfe, und vor allem der Nachweis durch Herrn v. Zittel, daß — nach den Untersuchungen der Räuberhöhle bei Regensburg — der Mensch auch auf bayerischem Boden, während des Diluviums schon gelebt habe, wie das Oscar Fraas für die Ofnethöhle bei Nördlingen ebenfalls konstatirte — das waren die ersten Erfolge der neuen Forschungsperiode in Bayern.

Mit freudiger Bewunderung und hohem Interesse lauschten die Versammlungen, aus Laien und Gelehrten aller Studienzweige, Militärs und Künstler, Geistlichen und Lehrern bestehend, den Mittheilungen der Akademiker, der Herren: v. Zittel, v. Siebold, v. Bischoff, v. Kupffer und Rüdinger, u. a. über Fragen aus der naturwissenschaftlichen Seite der Urgeschichte; Johannes Huber über die philosophischen Beziehungen; Bursian und v. Christ über die Ausgrabungen Schliemanns (u. a.), welcher hier in München besonders früh in seiner Bedeutung erkannt wurde. Und dann kamen die Ausgrabungen in Olympia, die Feststellung der Mykenischen Periode und der Anschluß der altgriechischen und der mittelländischen Kultur an die urgeschichtlichen Perioden Mitteleuropa's durch die Herren Furtwängler und Lindemann.

Die anthropologische Gesellschaft nahm sofort die so lang ruhenden Aufgaben der urgeschichtlichen Topographie des Landes wieder auf. In ihrem Organ, in den „Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns" veröffentlichte sie eine von dem Akademiker v. Gümbel bearbeitete Karte der in Bayern sich findenden Höhlen, den Wohnplätzen der frühesten Besiedler des Landes. Ihr größtes Werk ist die Publikation der „prähistorischen Karte Bayerns" mit Statistik der Fundorte und der Hauptfunde, an welcher, mit thatkräftiger Unterstützung des kgl. topographischen Bureaus, von 1874—1890 gedruckt wurde. Für diese Arbeit war eine ganz besonders geeignete, wissenschaftlich hervorragende Kraft, der Akademiker Herr (Professor jetzt) Rektor F. Ohlenschlager gewonnen worden.

Aber auch die Akademie als solche betheiligte sich an dem neubelebten Streben. Besonders wichtig ist es, daß wieder urgeschichtliche Funde aus Bayern in ihren wissenschaftlichen Museen gesammelt wurden, zuerst in der paläontologischen und in der ethnographischen Sammlung des Staates.

Das kgl. Staatsministerium des Innern für Kultus- und Schulangelegenheiten folgte von Anfang an mit wohlwollender Unterstützung diesen vaterländischen Bestrebungen. Die alten Erlasse von 1808 bezüglich der Funde urgeschichtlicher Alterthümer wurden wieder in Erinnerung gebracht und in zweckentsprechender Weise ergänzt, um der Verschleppung und egoistischen Verwerthung dieser vaterländischen Denkmale thunlichst entgegenzutreten.

Auch an der Universität war das Interesse für Urgeschichte in ihrer Verbindung mit Anthropologie wieder aufgelebt. Für die seit 1863 gelesene Vorlesung war eine urgeschichtliche Lehrsammlung zusammengebracht, zu welcher die reiche Sammlung südbayerischer Funde des Hrn. Dr. J. Naue erworben werden konnte, von vornherein mit der Absicht, dieses gesammte urgeschichtliche Material der Akademie zur Wiederbegründung einer urgeschichtlichen — anthropologisch-prähistorischen — Sammlung zu übergeben. Durch Unterstützung des Herrn Präsidenten v. Zittel, welcher als Erster warm und energisch für den Gedanken eintrat, und durch den Beistand des kgl. Kultusministeriums gelang es, die neue Sammlung zunächst als prähistorische Abtheilung der paläontologischen Sammlung des Staates, später als selbständiges Konservatorium, ins Leben zu rufen.

Von entscheidender Bedeutung für den Neuaufschwung der vorgeschichtlichen Studien in Bayern war es, daß Seine königliche Hoheit Prinz Luitpold, des Königreichs Bayern Verweser, mit belebendem Interesse den neuen vaterländischen Bestrebungen folgte; indem er das Protektorat der anthropologischen Gesellschaft übernahm, war die Urgeschichtsforschung in Bayern wieder — im Sinn Ludwigs I. — unter Allerhöchsten königlichen Schutz gestellt. —

Die Gründung der Kommission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns knüpft äußerlich daran an, daß in einem bestimmten Fall nach Bewilligung des Landtags aus Staatsmitteln Gelder für urgeschichtliche Untersuchung gewährt und zeitweilig in den Etat der Akademie eingestellt worden waren. Es handelt sich um römische Objekte.

Neben den vorrömischen waren auch die römischen Denkmale erfolgreich mit Pickel und Spaten neu in Angriff genommen worden.

In Gunzenhausen forschte Hr. Eidam am Limes.

In Regensburg wurde die Porta praetoria entdeckt.

In Pfünz erschloß Hr. Winkelmann das Castrum.

In Kempten fanden die HH. Sand und Ulrich u. A. das erste römische Forum auf bayerischem Boden — an all diesen Orten wurde mit Unterstützung der HH. Ohlenschlager und Hugo Arnold gearbeitet.

Entscheidend waren aber die Ausgrabungen in Eining. Dort saß auf der kleinen Patronatspfarrei der Münchener Universität ein junger energischer Gelehrter, Hr. Pfarrer Dr. Schreiner, welcher mit Eifer und Sachkenntniß (unterstützt durch die HH. Arnold und Ohlenschlager) den Spuren der einstigen Besiedelung der Gegend durch die Römer nachging.

Der Historische Verein in Landshut, zu dessen speziellem Forschungsgebiet Eining gehört, nahm sich der Sache energisch an; die Regierung und der Landrath von Niederbayern bewilligten beträchtliche Summen und auch die kgl. Staatsregierung und die beiden Kammern des Landtags setzten in das Budget, zunächst für zwei Jahre, je 2000 M. zur Durchführung der Grabungen und Konservirung des Aufgedeckten und Erforschten.

Das kgl. Kultusministerium und beide Kammern hatten sich bei den Budgetberathungen voll warmen Interesses für die Urgeschichtserforschung ausgesprochen; die für Eining postulirte Summe wurde mit Einmüthigkeit bewilligt. Dabei bezeichnete es der Regierungskommissär und Redner von beiden Seiten des Hauses als einen offenbaren Uebelstand, daß von Seite des bayerischen Staates bisher nicht mehr für die wissenschaftliche Erforschung des Landes geschehen sei. Der Abgeordnete Hr. Dr. Pfahler hatte sogar speziell der kgl. Akademie der Wissenschaften gleichsam einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie sich zur Zeit nicht eifriger um diese vaterländischen Aufgaben bekümmere. (Stenogr. Ber. Nr. 52. 2. Bd. S. 392.)

Es war das ein Ausdruck der allgemeinen Stimmung im Lande.

Damit war der Zeitpunkt für das erneute Eingreifen der Akademie gekommen.

Die bisherige lebhafte Betheiligung hervorragender Akademiker an der Wiederbelebung der urgeschichtlichen Studien ließ die Akademie wieder als die berufene Stelle erscheinen. Den letzten Anstoß zur Realisirung des Gedankens gab eine Eingabe des damaligen Studienlehrers, jetzt Rektors, Hrn. Ohlenschläger, welche dieser (am 7. März 1885) an die philosophisch-philologische Klasse der Akademie richtete.

Eine vorberathende akademische Kommission, zu welcher jede Klasse je zwei Mitglieder delegirt hatte, trat am 2. Juni 1885 zu einer Sitzung zusammen. Herr Ohlenschlager hatte dazu eine Denkschrift ausgearbeitet über seine „Vorarbeiten zu einer wissenschaftlich begründeten Urgeschichte von Bayern."

Am 14. Dezember 1886 konnte das Präsidium zunächst die erfolgte Bewilligung (von 2000 M.) der erbetenen Summe für den Etat der Akademie mittheilen, und schon unter dem 23. Dezember 1886 erfolgte die höchste Verordnung:

„Es wird die Bildung einer Kommission der Akademie der Wissenschaften genehmigt, deren Aufgabe es ist, sich die wissenschaftliche Erforschung der Urgeschichte Bayerns angelegen sein zu lassen und hierauf bezügliche Anträge zu stellen und Gutachten abzugeben."

Im Jahre 1887 waren schon folgende große Unternehmungen mit den Mitteln der Kommission in Gang:

1. Von römischen Alterthümern: die Ausgrabungen in Eining; die Freilegung der Porta praetoria in Regensburg; die Untersuchung des Forums in Kempten; des castrum in Pfünz; des Limes bei Gunzenhausen und der castra stativa bei Grotzheim; römischer Zivilgebäude bei Machtelfing; römische (und vorrömische) Ausgrabungen in der Pfalz.

2. Aus den vorrömischen Epochen: Eröffnung von Grabhügeln bei Murnau.

3. Aus nachrömischer Zeit: Ausbeutung eines Gräberfeldes bei Thalmässing.

Das kgl. Kultusministerium sorgte von Anfang der Kommissionsarbeiten an für Erhaltung der Fundobjekte für Bayern. Ein Reskript vom 20. April 1887 bestimmt, „daß die Ausgrabungsresultate in einer für wissenschaftliche Zwecke geeigneten Weise (durch Modell oder Zeichnung 2c.) fixirt und daß die Fundgegenstände, welche sich zur Aufbewahrung eignen, einer Sammlung einverleibt werden, welche den Charakter einer öffentlichen Sammlung hat und deren Bestand und Verbleib in Bayern für immer gesichert ist, z. B. also einer im Gemeindeeigenthum stehenden Lokalsammlung, wie einer Kreissammlung." „Selbstverständlich ist die Bereicherung der Staatssammlungen im Interesse wissenschaftlicher Forschung besonders erwünscht."

In diesem ersten Arbeitsjahr 1887/88 erfolgte auch die Publikation einer Anzahl wissenschaftlicher urgeschichtlicher Untersuchungen.

Herr Ohlenschlager gab über Pfünz einen Bericht.

Herr Eidam gab eine zusammenfassende Veröffentlichung seiner Limesforschungen mit Karten und Plänen, durch seine eigenen Grabungen festgestellt.

Herr H. Arnold berichtete über die Dolichenus-Funde in Pfünz und Faimingen.

Speziell an der Erforschung des Limes und seiner fortifikatorischen Anlagen und Straßen arbeiteten mit Ausgrabungen die Herren: Generalmajor Popp, Ohlenschlager, Arnold, Eidam, Winckelmann, Kohl (in Weißenburg), Fink u. A.

Mittheilungen und Nachrichten.

K. **Die Frauenfrage in der mohammedanischen Welt.** Daß man von einer solchen Frage innerhalb des Islam überhaupt reden kann, ist wesentlich das Verdienst der russischen Orientalistin Frau Olga Sergjeevna v. Lebedev. Sie hat ihren langjährigen Aufenthalt im Orient nicht nur zum Studium von Land und Leuten, sondern auch zur gründlichen Erlernung des Türkischen und Arabischen benutzt, mehrere russische Klassiker ins Türkische übersetzt und in derselben Sprache auch eine „Geschichte der russischen Literatur" veröffentlicht. In dieser Weise unvergleichlich vorbereitet, hat sich die gelehrte Russin zu ihrem Spezialgebiet die Stellung des Weibes bei den islamitischen Völkern ausgewählt, ein Gebiet, das eine Frau natürlich viel leichter bearbeiten kann als ein Mann, der mit dem zarten Geschlecht des Orients in der Regel in keine nähere Berührung kommt. Frau v. Lebedev hat auf dem zwölften Orientalistenkongreß (Rom 1899) über die Stellung der Muselmanin zur Zeit der arabischen Zivilisation einen Vortrag gehalten, in welchem sie namentlich ausführte, daß der Islam an sich die Frau nicht verhindere, sich zu belehren und eine dem Manne ebenbürtige Stellung einzunehmen, und daß es wünschenswerth sei, durch Gründung orientalischer Gesellschaften europäische Bildung und Lebensanschauung auch bei den Orientalen zu verbreiten. Einen mächtigen Schritt zur Verwirklichung dieser Idee haben die Franzosen in Algier und Tunis gethan, indem sie Mädchenschulen für die Eingeborenen gründeten, in denen französische Erzieherinnen mit Erfolg thätig sind. Demnächst soll in St. Petersburg eine orientalische Gesellschaft eröffnet werden, die unter dem Präsidium der Frau v. Lebedev u. A. auch eine Verbesserung der Stellung der mohammedanischen Frau anstreben wird. Uebrigens scheint diese Idee auch schon bei den Anhängern des Propheten selbst Freunde zu gewinnen. Wenigstens wurde jüngst in dem römischen Blatt „Italie" berichtet, daß Kassim Emin Bey, ein Justizbeamter in Kairo, für die Frauenrechte bei den Islamvölkern eingetreten sei und die Belehrung der Frau, das Recht der freien Wahl ihres Gemahls, die Abschaffung des Rechtes des Mannes, seine Gattin zu verstoßen und sogar das gesetzliche Verbot der Polygamie verlangt habe. Vermuthlich wird noch sehr viel Wasser den Nil hinunterfließen, bis diese weitgehenden Forderungen sich erfüllen werden. Ob ihre Erfüllung auf dem Boden des Islams überhaupt möglich ist, muß die Zukunft lehren. Immerhin verdient diese neueste Phase in der mächtigen und innerlich gewiß in hohem Grade berechtigten Frauenbewegung ernste Beachtung. Wer sich mit den Ideen der Frau v. Lebedev näher bekannt machen will, dem empfehlen wir ihre soeben veröffentlichte Schrift „De l'émancipation de la femme musulmane", Lisieux 1900.

Ein „Schriftsteller"-Jubiläum. Hr. „Leo Brenner", „Direktor" der Manora-Sternwarte in Lussinpiccolo (Quarnero) und seit etwa Jahresfrist Herausgeber einer aus allen möglichen Fachschriften und Tageszeitungen zusammenge—schriebenen „Astronomischen Rundschau" wird genau am 18. August dieses Jahres sein „25jähriges Schriftsteller-Jubiläum" feiern. Also verkündet den gläubigen, in mehr als einer Hinsicht bedauernswerthen Lesern besagter Rundschau ein den Vermerk „Vertraulich" tragendes Zirkular, in welchem Frau „Fanny Manora, Eigenthümerin der Manora-Sternwarte", die „zahlreichen Freunde" des Hrn. „Brenner" auffordert, sich an dieser wichtigen Feier durch Einsendung von Zuschriften und Geldbeiträgen („auch Briefmarken aller Länder werden angenommen") zu betheiligen. — Wer ist Hr. „Leo Brenner"? welches sind die Früchte seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die eine solche Feier rechtfertigen?

so wird sich mancher Leser dieser Beilage verwundert fragen. Lassen wir Hrn. Spiridion Gopcević, dieses ist der wahre Name des Hrn. „Direktors", die obigen Fragen selbst beantworten! Vor uns liegt Heft Nr. 95 von Kürschners Bücherschatz: „Beata. Roman von Spiridion Gopcević." Ueber den Werth dieses literarischen Produkts wollen wir hier kein Wort verlieren; was es uns interessant macht, ist die ihm vorausgehende, faksimilirte Autobiographie seines Verfassers, die wir zum Ergötzen unsrer Leser im Wortlaut hier wiedergeben. Sie lautet wie folgt: „Ein so bewegtes Leben, wie das meinige, auf zwei Schreibseiten zu schildern, erachte ich als ein Kunststück, das höchstens durch Anwendung des Telegrafenstyls zuwege gebracht werden kann. Also! Geboren: 9. Juli 1855 im Palazzo Gopcević, Canal Grande, Triest. Vater: dort erster Schiffsrheder und Großhändler Oesterreichs. Familie: montenegrinisch; von den Venezianern im 17. Jahrh. in den Grafenstand „erhoben". Studien: öffentliches Gymnasium Melk, Handelsschule Wien, Konservatorium Wien. Privatstudien: Militaria, Maritima, Historisches, Ethnografie, Geografie, Naturwissenschaften, Linguistik (28 Sprachen, von denen ich 13 geläufig spreche und schreibe). Schriftstellerische Thätigkeit (vom 18. Aug. 1875 bis 18. März 1898): 32 Werke, 2037 Beiträge in 150 Zeitschriften (das anonym oder pseudonym Verfaßte eingerechnet) und zwar: in 9 politischen, 10 militärischen und maritimen, 21 wissenschaftlichen, 24 belletristischen Zeitschriften und 86 Tagesblättern der alten und neuen Welt. In den Jahren 1889 und 1890 auch eine Zeitschrift und eine Tageszeitung in Wien herausgegeben, anfangs mit Glück, dann durch Wortbruch des Grafen Taaffe (der Einzelnverkaufslicenz entzog) ruinirt. Reisen: sämmtliche Gegenden Europa's, ganz Nordafrika, Syrien, Kleinasien, Sibirien, Palästina, Arabien — im ganzen 160,000 km (welche auf viermalige Umkreisung des Aequators ausreichen würden), darunter über 260 Seereisen auf 25 Meeren. Politische Thätigkeit: 1875 nach Montenegro, um gegen Türken zu kämpfen. Mißlungene Mission nach London behufs Anlehensaufnahme. Mit Fürst Nikita überworfen, der 1878 Aussöhnungsversuch macht und mir Ministerresidenten-Posten anträgt. Abgelehnt. (1876 ebenso Garibaldi's Antrag, seine italienische Legion in der Hercegowina zu befehligen, abgelehnt.) 1880 als Berichterstatter zur albanesischen Liga, mit derselben Abschüttlung des Türkenjoches geplant, doch überworfen. 1882 als Berichterstatter nach Dalmatien, deshalb verhaftet, 55 Tage gefangen gehalten, zuletzt als unschuldig entlassen. Gleich darauf als Berichterstatter nach Egypten, wo am Bombardement und Gefechten betheiligt. 1885 als Berichterstatter nach Bulgarien, wo ich Sitz und Stimme im Staats- und Kriegsrath hatte, ganzen Feldzug gegen Serbien im Feuer mitmachte, wegen meiner Schilderung der Piroter Gräuel mich mit den Bulgaren überwarf. 1886 bis 1887 der serbischen Gesandtschaft in Berlin, 1888 bis 1890 in Wien, in besonderer Mission attachirt. Sectionschef-Stelle im serbischen Ministerium des Aeußern abgelehnt; (ebenso spätere Pourparlers wegen Uebernahme besonderen Ministerportefeuilles). 1890 infolge Denunziation zweier Spitzbuben (deren einer dann Zuchthaus bekam) abermals verhaftet (wegen angeblicher Majestätsbeleidigung), aber schon nach 24 Tagen entlassen. Verheiratet: in glücklichster Ehe mit reizender Apothekerstochter, einer Perle von Hausfrau. („Ha, wackrer Apotheker, dieses deiner Erzeugnisse war gut und süß!") Porträt gleich „Beata" aus 1878 stammend. Spiridion Gopcević." — Wie man dieser famosen Selbstbiographie entnimmt, ist Hr. Spiridion Gopcević, alias „Leo Brenner", in der That ein Tausendkünstler und ein ebenso bescheidener, wie wahrheitsliebender, mit einem Wort, ein recht interessanter Mann. Und Frau Manora? Nun, Frau Manora ist niemand Anderer, als das „gute und süße Apotheker-Erzeugniß", wie der Shakespeare-feste Hr. Gopcević sich ebenso klassisch, als geschmackvoll ausdrückt. Gleichzeitig des Schriftstellers Gopcević Gattin und Hausfrau und wiederum des betriebsamen „Direktors" Brenner Brotgeberin und Gönnerin, erfreut also auch sie sich einer Doppelnatur. — Wir brauchen dem Vorstehenden wohl nichts mehr hinzuzufügen; das „vertrauliche" Zirkular der Frau Manora-Brenner-Gopcević wird, wie wir wohl sicher annehmen dürfen, innerhalb des Leserkreises dieser Beilage und hoffentlich darüber hinaus nun wohl keinen Schaden mehr zu stiften vermögen. K. Oertel.

* **Würzburg.** Der Professor für Zivilprozeß und römisches Zivilrecht an der hiesigen Universität, Dr. Fr. Schollmeyer, hat einen Ruf an die Universität Berlin erhalten, dem er, wie wir vernehmen, Folge leisten wird.

* **Berlin.** Der bekannte Rechtslehrer Prof. Dr. Eck muß infolge eines Herzleidens seine Vorlesungen an der hiesigen Universität vorläufig einstellen. Die von ihm für das kommende Sommersemester angekündigten Vorlesungen über das System des römischen Privatrechts und Uebungen im römischen Recht werden von Prof. Dr. Seckel übernommen. Ferner wurde an Stelle von Prof. Eck der Geh. Rath Prof. Dr. Kahl zum Dekan der juristischen Fakultät gewählt. — Durch den Strafrechtslehrer Geh. Justizrath Prof. Dr. v. Liszt wurde an der hiesigen Universität ein kriminalistisches Seminar gegründet, dem als ordentliche Mitglieder jedoch nur Doktoren oder Referendare angehören können.

* **Wien.** Als Nachfolger des Hofraths Hofmokl wurden primo loco der Abtheilungsvorstand an der allgemeinen Poliklinik Prof. Hochenegg und der erste Assistent an der Klinik Albert, Dozent Dr. Karl Ewald, und secundo loco der derzeitige Leiter der Hofmokl'schen Abtheilung, Assistent Dr. Fritz Pendl, seitens des Obersten Sanitätsraths in Vorschlag gebracht.

* **London.** Ueber das Testament des Physikers Hughes wird berichtet, daß der größere Theil des Vermögens vier Londoner Krankenhäusern zufallen wird, die etwa 6 bis 8 Mill. M. bekommen werden. Da mit den betreffenden Krankenhäusern ärztliche Schulen verbunden sind, so werden diese Stiftungen zweifellos in hohem Maß wissenschaftlichen Untersuchungen zugute kommen. Außerdem vermachte Hughes der Royal Society in London und der Pariser Akademie der Wissenschaften je 80,000 M. zur Stiftung von Preisen für originale Entdeckungen in den physikalischen Wissenschaften, besonders in Elektrizität und Magnetismus. Außerdem erhielten das Londoner Institut für Elektro-Ingenieure und die Internationale Gesellschaft für Elektriker in Paris je 40,000 M. für Stipendien und das Royal Institut in London 20,000 M. für allgemeine Zwecke.

-rt- Astronomenversammlung. Die internationale astronomische Gesellschaft wird, wie der Vorstand derselben soeben mittheilt, ihre 18. ordentliche Versammlung in der Zeit vom 8. bis 11. August d. J. in Heidelberg abhalten. Die Wahl dieses Versammlungsortes erfolgte vor zwei Jahren in Budapest auf spezielle, durch Professor Valentiner überbrachte Einladung des Großherzogs von Baden hin, dessen warmer Fürsorge die Wissenschaft bekanntlich das Zustandekommen der schönen Doppelsternwarte auf dem Königsstuhl bei Heidelberg zu verdanken hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Ludwig Bamberger: Ausgewählte Reden und Aufsätze über Geld- und Bankwesen. Herausgegeben von K. Helfferich. Lieferung 1. Berlin, Guttentag 1900. — Em. Martig: Lehrbuch der Pädagogik. 3. verb. Aufl. Bern, Schmid u. Francke 1900. — Friedrich Wyß: Handbuch der humanen Ethik. Ebd. 1899. — Dr. Curt Davidson: Das Recht der Ehescheidung nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Berlin, C. Heymann 1900. — Dr. Paul Weber: Beiträge zu Dürers Weltanschauung. (Beiträge zur Deutschen Kunstgeschichte. Heft 23.) Straßburg, Heitz 1900. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 345. Wien, Hölder 1900. — J. V. Kull: Repertorium zur Münzkunde Bayerns. Erste Fortsetzung. München 1900. — Dr. B. Haendcke: Studien zur Geschichte der spanischen Plastik. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. Heft 1.) Straßburg, Heitz 1900. — K. v. Hase: Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche. 7. Aufl. Lfg. 3. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — L. Frobenius: Die Zukunft Englands. (Freie Warte.) Minden i. W., Bruns 1900. — Dr. Rudolf Steiner: Haeckel und seine Gegner. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 19. April. Nummer 89.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Gaudy's Entwicklungsgang.

Zum Gedächtniß des Dichters am 100. Jahrestag seiner Geburt. (19. April 1800.)

> Nicht die Helden der Parteien,
> Nicht die faden Splitterrichter,
> Doch die Edeln, geistig Freien,
> Huld'gen Dir, Du wahrer Dichter.
> Alice v. Gaudy.

Vor sechzig Jahren hat in diesen Blättern Freundeshand dem früh verschiedenen Dichter Franz Freiherrn Gaudy einen Nachruf gewidmet. „In Gaudy verliert Deutschland ein schönes, frisches Talent und einen Ehrenmann im Leben, der im Kreise der ihm Befreundeten nicht vergessen werden wird." Seitdem sind die Freunde und Verehrer des Dichters von damals selbst dahingegangen, aber vergessen ist er darum nicht, und wenn wir heute des Tages gedenken, an dem er vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, so gilt es nicht, die Erinnerung an einen Vergessenen zu wecken, sondern nur zusammenzufassen, was uns heutzutage der Dichter von damals gilt, und seineErscheinung etwas schärfer zu zeichnen, als sie gewöhnlich erscheint. Daß Franz v. Gaudy nicht vergessen ist, zeigen die stets sich erneuernden Drucke seiner Hauptwerke, zeigen die seit einiger Zeit sich beständig mehrenden Mittheilungen und Studien über den Dichter, zeigt das vielseitige Interesse, welches jede kleine Arbeit über ihn und seine Dichtung findet. Wer Gelegenheit hat, hier und dort zu hören, der weiß, daß der Dichter der „Venetianischen Novellen" und der „Kaiserlieder" noch heute über eine stille Gemeinde verfügt, die vielleicht größer ist als es manchem Auge scheint.

Die Literaturgeschichte freilich hat sich unserm Dichter gegenüber ihrer Pflicht in sehr verschiedenartiger Weise und nicht immer mit stichhaltiger Beurtheilung entledigt. In keiner Literaturgeschichte fehlen Dichter wie Wilhelm Hauff, dessen literarhistorische Bedeutung doch wesentlich in der Nachahmung Walter Scotts besteht und dessen Erzählertalent über dasjenige Gaudy's keinesfalls hinausragt, oder wie Gustav Schwab, über dessen bescheidene poetische Befähigung das Urtheil heute allerseits festzustehen scheint, oder Dichter wie Adolf Müllner und Ernst v. Houwald. Aber daß dieselben Literaturgeschichten, welche diesen Dichtern und solchen von ähnlicher Bedeutung mehr oder weniger ausführliche Besprechungen widmen, Gaudy's mit keinem Worte gedenken, ist ungerecht. Ja, es wäre überhaupt völlig unverständlich, wenn wir nicht wüßten, daß Müllner und Houwald Repräsentanten der Schicksalstragödie sind und demgemäß in diesem Kapitel der Literaturgeschichte ihren sicheren Unterschlupf haben, ebenso wie Hauff und Schwab unter Uhlands Banner daherziehen und somit von den Literaturhistorikern bequem in dem schwäbischen Dichterkreis oder gar in der „Schwäbischen Dichterschule" untergebracht werden können.

Auch da, wo Gaudy namentlich erwähnt wird, vermag man nicht immer mit der ihm zutheilgewordenen Würdigung übereinzustimmen. Nach Roquette „ging er bei wenig Originalität, fast ganz in der Nachahmung Heine's und Bérangers auf . . . . Auch in seinen Novellen und sonstigen prosaischen Schriften tritt die Nachahmung überall zutage". Oberflächlicher ist noch selten ein Dichter beurtheilt worden, und mit vollem Recht kann man diesem Urtheil dasjenige von Heinrich Kurz entgegenstellen, welcher den Einfluß anderer Dichter auf Gaudy durchaus nicht leugnet, ihm aber doch eine „unverkennbare Selbständigkeit" zuspricht: „er hat diese Dichter nicht eigentlich nachgeahmt, sondern ihre Eigenthümlichkeit in sich aufgenommen und mit der seinigen harmonisch verbunden". Ebenso schwankend wie über den Dichter im ganzen ist auch das Urtheil über seine einzelnen Dichtungen: in der einen Darstellung wird er nur wegen seiner „Kaiserlieder" genannt, nach der anderen werden dieselben von seinen Liebesliedern übertroffen, in der dritten fehlen die Kaiserlieder ganz und statt dessen erscheint das „Tagebuch des wandernden Schneidergesellen" als Hauptleistung des Dichters.

Gaudy war kein „führender Geist" und hat nie als solcher gelten wollen. Als er an Stelle Gustav Schwabs in die Redaktion des Deutschen Musenalmanachs eintrat, wollte er nur „Fahnenträger", nicht „Feldherr der verwaisten Schaar" heißen. Im politischen Kampfer hat er sich trotz seiner freiheitlichen Anschauungen nirgends hervorgedrängt. Seinen politischen Gedichten fehlt die Schärfe und Bissigkeit eines Heine oder Börne: er will Niemand verletzen, er will nur rügen und bessern und thut dies in der liebenswürdigsten, in der humoristischen Form. Nie hat er, wie sein angebliches Vorbild Heinrich Heine, mit seiner politischen „Sendung" geprahlt. Anspruchslos wie im Leben war er in seinen Schriften. Ein poetischer Reformer war er nicht, aber wie Wenige sind es, von denen man das mit Recht sagen kann. Um diese Wenigen schaaren sich die Uebrigen, von denen der Eine dieses, der Andere jenes Gebiet ausbaut, der bloßenNachtreter nicht zu gedenken. Gaudy aber alle Originalität absprechen und als bloßen Nachahmer eines halben Dutzend anderer Dichter bezeichnen, heißt, sowohl seine dichterischen Anlagen als auch seine wirklichen Leistungen arg verkennen.

Mir scheint, daß eine unparteiische Würdigung seiner Dichterpersönlichkeit vor allem durch zwei Umstände erschwert worden ist. Einmal war Gaudy Anregungen von außen in der That leicht zugänglich und am

allermeisten, naturgemäß im Anfange seines poetischen Schaffens: die ersten Gedichte, die Sammlung „Erato“, die „Gedankensprünge“ und der Roman Desengaño legen Zeugniß davon ab. Nach diesen Erstlingswerken hat man vielfach den Dichter gewerthet und dabei die späteren Werke ignorirt, in denen sich seine selbständige Gestaltungskraft völlig durchgerungen hat. Trotz den „Liedern und Romanzen“ blieb er ein „Heinesirender Poet“ und trotz den „Venetianischen Novellen“ ein „Nachahmer Goethe's und Jean Pauls“. Sodann aber ist dem Dichter und seiner Beurtheilung seine Vielseitigkeit zweifellos verhängnißvoll geworden: in lyrischer, wie in epischer Dichtung, im ernsten und im heiteren Ton, in allen Schattirungen von der tiefsten Tragik bis zur ausgelassenen Burleske, in Prosa so gut wie in Versen hat er sich versucht und als echter Dichter erwiesen. Um so schwieriger war es, ihn passend in die herkömmliche Schablone einzuzwängen. Hätte sich der Dichter auf Tendenzlyrik oder auf Prosanovellen beschränkt, würde er vermuthlich in mancher Literaturgeschichte seinen Platz leichter gefunden haben.

Ein Blick auf den äußeren und inneren Entwicklungsgang unsres Dichters wird am besten darthun, wie weit ein Protest gegen die Unterschätzung seiner dichterischen Bedeutung berechtigt ist oder nicht.

I.

In allen Perioden von Gaudy's Schaffen läßt sich das Einwirken äußerer Erlebnisse und Erfahrungen auf sein Dichten, vor allem auf die Wahl der Stoffe, zum Theil auch auf die Darstellung, beobachten. Seine ausgeprägte Vorliebe für die französische Literatur findet ihre Begründung schon in der frühesten Erziehung des Knaben. Seine Mutter war ganz französisch erzogen worden und noch in ihren Briefen an den in Schulpforta weilenden Sohn legt sie ihm besonders das Studium des Französischen als der „unter den Gebildeten immer gangbaren Sprache“ ans Herz. Nach dem Zeugniß des Biographen Arthur Müller sprach Gaudy französisch, früher als deutsch und konnte schon im vierten Jahre in beiden Sprachen lesen. Vom zehnten bis fünfzehnten Jahre besuchte er das französische Gymnasium in Berlin, mit Eifer las er französische Autoren, darunter mit Vorliebe Lafontaine und Panard. Später, in einer kleinen polnischen Garnison, führte ihn die Langeweile dazu, Altfranzösisch und Provençalisch zu lernen — damals noch das Studium nur weniger Auserwählter.

Für das Erlernen von Sprachen besaß Gaudy ebensoviel Neigung wie Anlage. Schon während seines Aufenthalts am französischen Gymnasium erwarb er sich privatim die Kenntniß des Italienischen, in Schulpforta setzte er die Pflege dieser Sprache fort und begann zugleich das Studium des Spanischen. Als Offizier in verschiedenen kleinen Städten im Polnischen garnisonirt, eignete er sich die Kenntniß der polnischen Sprache an, und für eine projektirte, aber nachher nicht ausgeführte Reise nach Island lernte er in vier Wochen Dänisch. Uebersetzungen aus fast allen diesen Sprachen sind die Früchte dieser vielseitigen Studien.

Zahlreiche seiner kleineren Prosadichtungen spiegeln Erinnerungen aus seiner Schulzeit wieder, besonders aus Schulpforta, wo er die letzten drei Jahre bis zur Reifeprüfung verbrachte. Die „Flüchtigen Gedanken eines Portensers über Zölle und Zolldefraudationen“ und vor allem die unübertreffliche Novelle „Schülerliebe“ führen uns direkt nach der thüringischen Fürstenschule und bieten ein anschauliches und unterhaltendes Bild vom Leben und Treiben damaliger Portenser. Schilderungen wie die des Rektors in dem Eidyllion „Der Sonntag des Schulmanns“ oder die seines Kollegen im „Fünfzigjährigen Jubiläum“ und vieles Andere aus den „Papieren des Kandidaten Johannes Ballhorn“ ist sichtlich nach lebenden Modellen gezeichnet. Und äußerst wirksam verwerthet der Dichter hiebei die ihm im Gedächtniß gebliebenen Citate aus den Oden des Horaz wie aus anderen Dichtern des Alterthums, deren Lektüre er neben dem Studium moderner Sprachen und Literaturen nicht vernachlässigt hatte.

Und nun seine Leutnantszeit: „Fordere Niemand mein Schicksal zu hören, Der das Schwert statt der Feder erwählt“ — diese humorvolle Schilderung „glänzenden Elends“, wie man heutzutage sagen würde, in Form einer Travestie von Holtei's bekanntem Lied war ehedem unter dem Namen „Gaudy's Schicksale“ ein vielgesungenes Soldatenlied. Andere Bilder aus dem Soldatenleben finden sich unter den „Vermischten Gedichten“ (Zapfenstreich — Aufbruch — Auf dem Marsch — Im Quartier) ebenso wie in seinen Prosawerken. Gaudy ist als einer der ersten Vertreter der Militärhumoreske zu betrachten, wenn er auch über Skizzen und Episoden nicht hinausgekommen ist, wie sie sich in den „Gedankenspielen eines Drallenburger Unter-Leutnants“, in der „Rede am Grabe des Musketiers Gottfried Gröbel“ oder im „Tagebuch eines hessischen Jägers“ finden. Aber auch in Erzählungen mit allgemeinerem Thema hat der Dichter sichtlich viele Erinnerungen aus seiner militärischen Laufbahn verwerthet. So wird uns in der „Schülerliebe“ das Soldatenleben der Napoleonischen Epoche aufs anschaulichste geschildert, der Feldzug von 1806 und 1807 wird in einer Reihe von Genrebildchen vor Augen geführt. Die Marschbilder und Lagerscenen der „Kaiserbilder“ geben dazu die Pendants in poetischer Form. Anderwärts dienen dem Dichter seine militärischen Erfahrungen dazu, kriegerische Ereignisse der Vergangenheit um so deutlicher darzustellen. Episoden aus dem Soldatenleben werden in verschiedenen Dichtungen ausführlich geschildert, gern werden auch Reflexionen über Disciplin und sonstige militärische Verhältnisse eingeflochten, und gar oft begegnen Bilder und Ausdrücke des Militärlebens zur Veranschaulichung anderer Verhältnisse.

Der Beruf als Offizier war es ja auch, welcher den Dichter nach Polen führte und veranlaßte das Polnische zu erlernen. Er trug sich mit dem Gedanken, die Gedichte von Adam Mickiewicz in deutscher Uebersetzung herauszugeben, als ein anderer Uebersetzer ihm zuvorkam. Wenigstens einige dieser Uebersetzungen sind später im deutschen Musenalmanach und dann wieder in der Gesammtausgabe zum Abdruck gelangt. Gaudy ließ sich die verlorene Mühe nicht verdrießen und übersetzte nun Niemcewicz, dessen Dichtungen er 1833 als „Geschichtliche Gesänge der Polen“ herausgab. Auch einige polnische Volkslieder hat er übersetzt und endlich auch von dem Polen der alten Zeit mit seinem stolzen Starostenthum eine glänzende Schilderung entworfen in einer Novelette („Der Jahrestag“), als deren Held der vielgefeierte polnische Nationalheld Kosciuzko erscheint.

Nachdem der Dichter im Jahre 1833 seinen Abschied genommen hatte, waren es hauptsächlich Reisen, welche seinem Geiste neue Richtung gaben und seinem Dichten neue Stoffe zuführten. Aus seiner für 1837 geplanten Reise nach Island wurde freilich nichts, aber ganz ohne Anregung sollte auch dies Projekt nicht bleiben: die Uebersetzung einiger Gedichte von Andersen sind die Früchte seiner dänischen Sprachstudien.

Der an Stelle der isländischen Reise unternommene Ausflug nach dem Schwabenland wirkte wieder in anderer Richtung anregend: ihm verdanken wir nicht nur den herzlich gehaltenen „Gruß" an die Schwaben und speziell an die schwäbischen Dichter im Musenalmanach für 1839, sondern auch verschiedene Novellen und Historien, welche auf schwäbischem Boden spielen und des Dichters Vertrautheit mit schwäbischem Land und schwäbischer Geschichte bezeugen („Der Pfarrer von Weinsberg" — „Jugendliebe" — „Aus dem Gedenkbuch des Ritters Rudolf von Ehingen"). Hier und da werden in diesen Erzählungen auch Motive aus schwäbischen Dichtungen — wie zumal aus Hauffs „Lichtenstein" — verwerthet und mit gutem Geschick dem veränderten Zweck angepaßt.

Schon ein Jahr vor der schwäbischen Reise war der Dichter zum erstenmal in Italien gewesen. Bei seiner Vorliebe für französische Literatur dürften wir uns vielleicht wundern, weßhalb er nie nach jenem anderen romanischen Lande gewandert ist, dessen Literatur seiner eigenen Dichtung so viele Anregung geboten hat. Aber nach Italien zog ihn noch anderes: in Gaudy steckte wenn nicht ein Künstler, so doch eine Künstlernatur und jedenfalls ein warmer Kunstfreund und trefflicher Kunstkenner. Es ist kein Zufall, der ihn in den Kreis der Franz Kugler, Kopisch und Reinick gestellt hat. Als ausübender Künstler hat sich Gaudy mit der gezeichneten Humoreske und Satire, mit der Karikatur, begnügt. Aber seine „Kopien eines Laien" zeigen das innige Nebeneinander von Künstler und Dichter in seinem Wesen. So war Italien seit langem das Ziel seiner Sehnsucht. Schon in seinen Jugendgedichten aus der Portenser Zeit hat er mehrfach Italien behandelt, mit einem Gedicht „Landschaft in Sicilien" sich den Beifall der Mutter erworben. Gern bediente er sich für erzählende Dichtungen der Form der italienischen Terzine. Endlich, im April 1835, durfte er zum erstenmale seine Schritte nach dem bel paese lenken, Ch'Apennin parte e 'l mar circonda e l'Alpi. Mantua, Bologna, Rom, wo er zwei Monate blieb, Florenz, Pisa, Venedig waren die Hauptstationen dieser Reise, und als deren erste Frucht erschienen im folgenden Jahre unter dem Titel „Mein Römerzug" die prächtigen, von warmer Begeisterung und allseitigem Interesse und Verständniß getragenen Schilderungen, welche sich damals eines großen Beifalls erfreut haben und noch heutzutage jedem theuer sind, der Italien und die von dem Dichter besuchten Stätten kennt und gern die Beobachtungen und Urtheile eines feinsinnigen Kenners von Land und Leuten auf sich wirken läßt. Im Gewande der heiteren Novelle treten uns dieselben Errungenschaften in dem im gleichen Jahre erschienenen „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen" entgegen, das für das große Publikum wohl als das Bekannteste seiner Werke gelten darf. Endlich verdanken wir dieser Reise die „Venetianischen Novellen" des Jahres 1838, eine Novellensammlung, einen Novellino im alten Sinne des Wortes: Geschichten bald tragisch, bald heiter, theils phantastisch-märchenhaft, theils dem Bereiche der Wirklichkeit entnommen, alle aber in das farbenprächtige Kolorit des Südens getaucht.

Ein zweiter, längerer Aufenthalt in dem geliebten Land war dem Dichter in den Jahren 1838 und 1839 beschieden. Diesmal dehnte er seine Reise bis nach dem Süden, nach Neapel und Sicilien, aus, längere Zeit verweilte er wiederum in Rom und besuchte die abseits der großen Heerstraße liegenden latinischen Gebirge. Er selbst kam nicht mehr dazu, seine neuen, unter dem Namen „Apfelsinen" (Portogalli) zusammengestellten Schilderungen herauszugeben, sie sind jetzt in der Gesammtausgabe enthalten als die natürliche Ergänzung zum „Römerzug".[1] In mehr als einer Novelle führt uns der Dichter noch nach Italien: „Der Stumme", „Die Verrathenen" und die Künstlernovelle „der Deutsche in Trastevere" zeigen, welche Bedeutung Italien für seine Dichtungen und deren Schauplatz und Handlung gewonnen hatte.

Ein halbes Jahr nach seiner Rückkehr aus Italien, am 5. Februar 1840, ist der Dichter einem Schlaganfall erlegen, mitten aus dem besten Schaffen, aus einer Fülle von Plänen herausgerissen. Von den vielseitigen Anregungen, die ihm das Leben geboten hatte, haben seine italienischen Reisen am nachhaltigsten und fruchtbarsten gewirkt. Etwa ein Drittel seiner Gesammtwerke ist dem geliebten Italien, sei es in Form der Beschreibung, sei es in Novellen und Erzählungen, gewidmet.

II.

Es kann nicht wundernehmen, daß eine so empfängliche, äußeren Eindrücken so leicht zugängliche Natur wie die Gaudy's auch der Einwirkung literarischer Vorbilder nicht verschlossen geblieben ist. Unser Dichter hatte von Jugend auf seinen Geist mit den Werken deutscher und fremder Autoren genährt, sich mit dem Gehalt ihrer Dichtungen erfüllt, und als er selbst zu produziren anfing, konnte er sich naturgemäß erst allmählich von diesen Einflüssen losmachen. In der Frühzeit sind es mehr deutsche, in späteren Jahren mehr französische Dichter, die auf ihn wirken. Dem Einfluß jener hat er sich allgemach völlig entzogen, und was er von den Franzosen übernahm, hat er — von bloßen Uebersetzungen abgesehen — umgeformt und von neuem selbständig gestaltet.

Von deutschen Autoren sind es hauptsächlich die Romantiker und Nachromantiker, deren Vorbild sich in seinen ersten Dichtungen zeigt. Nach verschiedenen kleinen Veröffentlichungen in Taschenbüchern von 1823, 1824 und 1825 trat Gaudy mit der „Erato" zum erstenmal selbständig vor das Publikum. Daß in den Liedern der ersten Abtheilung Heinrich Heine gewirkt hat, ist nicht zu bestreiten, zum Ueberfluß war die Sammlung ihm ge-

[1] Ueber diese zweite italienische Reise existirt ein ausführliches Tagebuch des Dichters, welches mir von Sr. Excellenz Hrn. Generalleutnant v. Gaudy für einige Zeit gütigst zur Verfügung gestellt wurde. Es hat dem Dichter den äußeren Anhalt für seine späteren Schilderungen geboten, enthält aber noch manches persönliche Erlebniß, manchen kleinen Zug, der dort nicht Platz finden konnte. Auf 215 enggeschriebenen Quartseiten geht es vom Tag der Abreise, 15. Juli 1838, bis zum 24. Juli 1839, wo der Dichter wieder nach Berlin zurückkam. Bei Chamisso nahm er am 15. Juli, einem Sonntag, das letzte Mahl vor der Abreise ein. In Leipzig, wo er vom 16. bis 18. Juli blieb und sein liegengebliebenes Gepäck erwartete, lernte er, beim Verleger Reimer am 18. Juli zu Mittag, Jakob Grimm und Moritz Haupt kennen: „Jakob Grimm, schönes Auge, ergrautes Haar, Zerstreutheit, etwas pedantisches, aber überaus liebenswürdig. Dr. Haupt. Grimm bedankt sich bei mir wegen des Gedichts" (gemeint sind wohl „Die Landesflüchtigen"). Andern Tags kommen endlich die längst erwarteten Sachen, Gaudy läßt vor Freuden Champagner geben und reist dann noch bis Naumburg mit Grimm zusammen. Ueber Weimar, Eisenach, Frankfurt (mit einem Abstecher ins Rheinthal bis Köln), Mannheim („Brr!!" steht hier im Tagebuch), Heidelberg, Freiburg geht es dann nach der Schweiz, von wo aus wir die Reise an der Hand der Portogalli weiter verfolgen können. Von Neapel aus schrieb er noch am 13. September einen Brief an Chamisso ohne Ahnung von dem am 21. August erfolgten Tod des Freundes. Unterm 21. September enthält das Tagebuch den Eintrag: „Chamisso ist todt! Er starb am 21. August am Lungenschlag! (Unterstrichen.) Ich empfing die Nachricht durch meinen Berliner Professor (**Randnotiz: Bernary**)."

widmet und er hat sie freundlich aufgenommen und empfohlen. Auch in manchem anderen Gedicht ist Heine's Einfluß unverkennbar, die Nordseebilder mit ihren freien Rhythmen, die „Grenadiere“ sind nicht spurlos an Gaudy's Dichtung vorübergegangen. Aber sobald sich der Dichter seiner eigenen Kraft und Fähigkeit bewußt wurde, hat er diesen Einfluß abzustreifen gesucht. In der zweiten Auflage der „Erato“ (1836) hat er die allzu Heinisch gerathenen Lieder durch andere ersetzt. Die Art und Weise, wie er in seiner Humoreske „Der neue Paris“ die Nordseebilder des Dichters verwendet, läßt einen leisen Spott über die outrirten Bilder dieser Dichtungen nicht verkennen. Und den Verfasser der „Lieder und Balladen“ vom Jahre 1837 würde Niemand mehr als einen Zögling Heine'scher Muse bezeichnen.

In den zwei übrigen Abtheilungen der „Erato“ hat man das Vorbild Goethe's und Jean Pauls wiedererkennen wollen. Deutlicher als hier offenbart sich dieser Einfluß in Gaudy's älteren Prosadichtungen, vor allem in seiner großen, eher Roman zu nennenden Novelle Desengaño (1834). Titel und Eintheilung (in Jornadas und Entremeses) führt uns nach Spanien, der Schauplatz nach Italien und Deutschland, die Handlung ganz und gar in die Romantik. Der alte Harfner aus „Wilhelm Meister“ erscheint hier wieder als der italienische Fürst, der vertrieben und in Irrsinn gefallen, mit der Harfe als Sänger die Lande durchzieht und im Wahne die eigene Tochter tödtet. Romantisch wie diese Figur ist die ganze Handlung, die Unbestimmtheit der vorausgesetzten Verhältnisse, das geheimnißvolle Helldunkel, das über allen Personen schwebt. An Jean Paul erinnert die Formlosigkeit des Ganzen, die unaufhörliche Unterbrechung der Handlung, das beständige Reflektiren, Figur und Name des Kandidaten Ballhorn und manche Einzelheit. Jean Paul war, wie uns Ernst Ziel berichtet, in der Jugendzeit Gaudy's Lieblingsdichter, und noch manchesmal treffen wir seine Spuren in des Letzteren Humoresken, oft gemahnen schon die Titel derselben an Richter'sche Vorbilder: man vergleiche das „Laute Klagelied der jetzigen Männer“, das der Verfasser selbst dem „heimlichen Klagelied“ Jean Pauls an die Seite stellt, oder „die Rede bei der Taufe einer Missegeburt“, bei der wir an Dr. Katzenberger denken, die „Gedankenspiele des Drallenberger Unterlieutenants“, die „Gedankensprünge eines der Cholera Entronnenen“ u. a. m.

Tiefgehend war freilich weder der Einfluß Jean Pauls noch Goethe's. Dieser kommt nur mit seinem romantischen „Wilhelm Meister“ und allenfalls seinen „Römischen Elegieen“ in Betracht, Jener hat im wesentlichen nur auf die humoristische Seite Gaudy's gewirkt. Von Haus aus war Gaudy ein echter Romantiker und ist es im wesentlichen auch immer geblieben. Seine „Schildsagen“, die im gleichen Jahre wie Desengaño erschienen, sind eine rein romantische Schöpfung, und noch in den Werken der Reifezeit wirkt diese Richtung bei unserm Dichter weiter. Das „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen“ ist Eichendorffs „Leben eines Taugenichts“ in die nüchterne Wirklichkeit und in die helle Beleuchtung der Gegenwart übertragen. Noch deutlicher ist die Uebereinstimmung mit Eichendorffs Roman in der Geschichte des „Verlorenen Sohnes“, wo vieleEinzelheiten, wie die ganze Eingangsscene, das Verhältniß zwischen Vater und Sohn, die Schilderung des Zollhauses, an jenen zu erinnern scheint. Für eine Erzählung aus Schwabens Vergangenheit war, wie erwähnt, Wilhelm Hauffs „Lichtenstein“ von einer gewissen Bedeutung. In der phantastischen Erzählung, wie sie sich des öfteren in den „Venetianischen Novellen“ findet, scheint E. T. A. Hoffmanns Phantasie hier und da durchzuschimmern, an dessen Namen der Dichter auch seine „Nachricht von den allerneusten Schicksalen des Hundes Berganza“ anknüpft.

Karl Voretzsch.

(Schluß folgt.)

Die akademische Kommission für Erforschung der Urgeschichte und die Organisation der urgeschichtlichen Forschung in Bayern durch König Ludwig I.

Von Prof. Dr. Johannes Ranke.

III. (Schluß.)

In den folgenden Jahren wurden die Untersuchungen mit gutem Erfolg fortgesetzt: Um die Mitarbeiter möglichst zu schulen und deren Mittheilungen für eine systematische Verwerthung zu vereinfachen und zu vervollständigen, gab die Kommission 1886 ein kleines speziell für die bayerischen prähistorischen Verhältnisse (mit Ausschluß der Römischen) berechnetes: Merkbuch Alterthümer auszugraben und aufzubewahren heraus. Auch „Fragebogen“ zu gleichem Zweck wie das Merkbuch wurden ausgegeben.

Das Jahr 1890 brachte eine wichtige Neuerung. Die Arbeits-Praxis hatte ergeben, daß „die Kommission zur Entfaltung einer gedeihlichen Thätigkeit sachkundigen Beiraths und technischer Beihülfe nicht entbehren könne, sowohl für die prähistorischen als für die römischen Alterthümer. Es war ein persönliches Verdienst v. Brunns (des ersten Vorsitzenden der Kommission) dafür die geeigneten Kräfte gefunden zu haben, er sagt: In Herrn Generalmajor a. D. C. Popp, früher Vorstand des topographischen Bureaus, fand sich für die römischen Untersuchungen eine in seltener Weise qualifizirte Persönlichkeit, „ihm stellte sich für das prähistorische Gebiet Dr. Naue als ebenbürtig zur Seite“. Durch Reskript vom 15. Juni 1890 wurde die Heranziehung der beiden Herren als „technische Beiräthe der Kommission“ genehmigt.

Beide traten sofort eifrig in die Arbeit für die Kommission ein.

Herr Dr. Naue zog, von der Umgebung des Ammersees ausgegangen, von den Funden selbst geleitet, die Gegend von Murnau, dann Mühlthal in den Kreis seiner Untersuchungen. Von dort wendete er sich in die Oberpfalz, zunächst zur Orientirung über die dortigen urgeschichtlichen Gräberfelder, dann zu eigenen Untersuchungen.

Neben den Ausgrabungen für die Staatssammlungen ist ein Hauptverdienst des Hrn. Dr. Naue für die Urgeschichte Bayerns die genauere archäologische Scheidung der älteren vorrömischen Metallperioden: Bronzezeit und Hallstattzeit. Noch in der „prähistorischen Karte von Bayern“, der anthropologischen Gesellschaft, waren die Gräberfunde danach charakterisirt, ob in ihnen Stein oder Bronze oder Bronze mit Eisen oder lediglich Eisen gefunden war, ohne auf die archäologische Bedeutung der Objekte und ihre Periodenzugehörigkeit näher einzugehen.

Hr. Dr. Naue hat die im germanischen Norden, in Oesterreich, in der Schweiz und in Italien erkannten archäologischenPerioden der Vorgeschichte — derBronze- und Hallstattzeit — schärfer, als das vor ihm der Fall war, für Bayern in ihren lokalen Eigenthümlichkeiten festgestellt. Sein künstlerisch geschultes Auge, sein technisches Geschick kamen hier wesentlich zustatten. Durch

Wiederherstellung der in den bayerischen Gräbern fast ausnahmslos nur in Scherben erhaltenen Thongefäße war für die bis dahin noch sehr wenig bekannte Keramik der bayerischen Grabhügel besonders wichtig.

Wenn wir bei Hrn. Dr. Naue „die Einzelresultate hervorzuheben haben, ist es der Gesammterfolg, welcher die Arbeiten des Hrn. Generalmajor Popp" für die Kommission charakterisirt.

Aus dem Berichte von Brunns über die Gewinnung des Hrn. Popp als Mitarbeiter der Kommission leuchtet in jedem Wort die Freude hervor, daß diese, wie keine andere geeignete Kraft sich der Kommission angeschlossen habe. Hr. General Popp, gewöhnt, im Gelände überall persönlich zu untersuchen, Terrainstudien und -Aufnahmen in technisch und künstlerisch vollendeter Weise selbst auszuführen, vollkommen vertraut mit jeder Einzelheit der vorliegenden Aufgaben, seit lange überall in Stadt und Land bekannt und verehrt als Förderer der urgeschichtlichen topographischen Untersuchungen — hatte sich nach der durch ein Augenleiden nothwendig gewordenen Niederlegung seines Amtes durch die heilenden Wirkungen der Ruhe wieder relativ gut erholt. Leben und Wirken im Freien war Bedürfniß und Lust — so übernahm Hr. Popp die Beaufsichtigung und Leitung, sowie selbständige Untersuchung der römischen Alterthumsreste. Er beging und nahm von neuem den Limes mit seinen fortifikatorischen Anlagen topographisch auf, wodurch manche älteren Annahmen berichtigt werden konnten. Aber auch außerdem wurden die römischen Fundplätze und Straßen im Lande persönlich besucht und untersucht und kartographisch festgelegt. Dabei gab es Gelegenheit, die Angaben der Mitarbeiter über neugemachte Römerfunde zu prüfen und ihre Untersuchung zu überwachen; auch die vorrömischen und mittelalterlichen Befestigungen nahm Hr. Popp unter seinen Schutz. Er verstand es, Mitarbeiter nicht nur durch Rath und That zu unterstützen, sondern auch überall neue Mitarbeiter zu begeistern und zu erhalten und die historischen Vereine und Alterthumsgesellschaften zu reger Thätigkeit und Mitarbeiterschaft anzuregen.

Hr. Popp hat auch das seit Jahren durch äußere Umstände ins Stocken gerathene Unternehmen einer urgeschichtlich-archäologischen Landesaufnahme in Verbindung mit einigen gleichgesinnten Forschern und mit kräftigem Beistand des kgl. topographischen Bureaus wieder neu belebt.

Es ist zu hoffen, daß noch im Jahre 1900 alle wichtigeren urgeschichtlichen Bodenalterthümer, vor allem alle Befestigungen, Wälle, Schanzen, wichtigeren Straßen u. a. aus römischer und vorrömischer Zeit in dem topographischen Grundmaterial festgelegt sein werden. Hr. General Popp hat fast alle die Objekte persönlich aufgenommen und sie zu einem großen Theil auch persönlich mit eigener kunstgeübter Hand in die Katasterblätter eingetragen.

Es war eine verdiente Ehrung, als die Akademie der Wissenschaften Hrn. General Popp ihre höchste Auszeichnung (die goldene Medaille) verlieh.

Unter den Mitarbeitern der Kommission dürfen neben den schon aufgezählten nicht unerwähnt bleiben: Hr. Professor Dr. Fink (seit 1890) seit 1891 in Manching forschend, wo er durch Entdeckung des ersten größeren Grabfeldes der La Tène-Epoche in Bayern das alte Rätsel des „Vallatum", des größten Ringwalles in Süddeutschland, löste; die HH. Stabsauditor Sand und Kaufmann Ulrich (seit 1886), Hr. Professor Englert und Hr. Lehrer Scheller (seit 1890), Hr. Apotheker Kohl in Weißenbug a. S. (seit 1891), Hr. Dr. Wollenweber (seit 1897), Hr. Professor Dr. Pichlmayr (seit 1897). Alle die Genannten arbeiteten hauptsächlich an den Fundstellen der Römerzeit; speziell vorrömische Untersuchungen machten die HH. Oberamtsrichter Fr. Weber und Dr. Wolfgang M. Schmidt (Ersterer seit 1896, Letzterer seit 1898), ebenso die HH. Pfarrer Dr. Wilke (seit 1898) und Kurat Frank (seit 1900); der Höhlenuntersuchung widmete sich mit vollstem Verständniß, großer Ausdauer und bestem Erfolge Hr. Dr. Schlosser (seit 1894); die neolithische jüngere Periode der Steinzeit Nordbayerns entdeckte und erforschte auf das gründlichste Hr. v. Haxthausen.

So war in Bayern auf allen Gebieten unter der Respizienz der akademischen Kommission die Urgeschichtsforschung wieder in gutem Gang. —

Da kam nach langen Vorbereitungen und Berathungen 1892 im Mai in Berlin die Reichs-Limeskommission zustande mit reichen Geldmitteln vom Reiche ausgestattet.

Am 27. Juni 1890 erhielt die Akademie offizielle Mittheilung über den Mommsen'schen Plan: eine Erforschung des römischen Limes auf Reichskosten.

Aber schon seit dem 4. Mai 1889 war die Kommission privatim unterrichtet und bereitete sich in ihrer Weise dafür vor; sie nahm selbst mit noch gesteigertem Eifer die Limes-Forschung in die Hand. Nicht nur solche Untersuchungen am Limes sollten unterstützt, sondern es sollte in diese „ein größerer systematischer Zusammenhang" (v. Brunn) gebracht werden. „Der Gedanke, die Limes-Forschung auf deutschem Boden nach einem umfassenden einheitlichen Plan zu einer Reichsangelegenheit zu machen, dürfe kein Hinderniß, sondern vielmehr einen Ansporn bilden, durch heimische Forschung vorbereitend und theilweise abschließend das Mögliche zu leisten." Und dazu hatte ja die Kommission schon die Kraft gefunden in Hrn. General Popp.

Die Kommission konnte auch sonst vortreffliche Kräfte aus der Reihe ihrer thätigen Mitarbeiter der Reichs-Limeskommission zur Verfügung stellen.

Auf Vorschlag der Akademie der Wissenschaften wurde als Mitglied der Reichs-Limeskommission Hr. v. Brunn, der Vorsitzende der akademischen Kommission, ernannt, ebenso Hr. Generalmajor Popp und Hr. Gymnasialrektor Ohlenschlager.

Als bayerische Streckenkommissäre wurden aufgestellt die Herren: 1. Apotheker W. Kohl in Weißenburg a. S., 2. Gerichtsarzt Dr. Eidam in Gunzenhausen, 3. Gutsbesitzer F. Winkelmann in Pfünz, 4. Kreisrichter Conradi in Miltenberg, Professor Dr. Fink, damals in Würzburg (jetzt in München).

Das sind alles Namen der eifrigsten und besteingearbeiteten und geschulten Mitarbeiter der Kommission f. E. d. U.: Alle widmeten aus Liebe zur Sache und aus Begeisterung für den vaterländischen Zweck, ohne Rücksicht auf materiellen Entgelt, ihre Kräfte dem Limes-Unternehmen. Alle diese aufopfernden Männer haben sich damit um Bayern wohl verdient gemacht.

Schon vor Beginn des Reichs-Limesunternehmens war, wir dürfen es aussprechen, die Hauptsache für dasselbe in Bayern vollendet.

Die Vorarbeiten und Spatenuntersuchungen waren überall schon weit gediehen. Hr. Popp und die genannten Herren Streckenkommissäre kannten das be-

treffende Terrain vollkommen, jede seiner Falten, und beherrschten ebenso die damit verknüpften historischen Fragen. Die von den bayerischen Forschern vorher gemachten Voraussagungen und Bestimmungen über die durch Grabungen noch weiter zu erforschenden Objekte haben sich überall bestätigt.

So reichte eine verhältnißmäßig kleine Zeit und kleine Geldsumme hin, um das Reichs-Limesunternehmen in Bayern zu beendigen.

Während der (im vorigen Jahre beendigten) Arbeiten der Reichs-Limeskommission in Bayern hat die akademische Kommission zur Erforschung der Urgeschichte rüstig neben und mit ihr an der römischen Lokalforschung fortgearbeitet: an den innerhalb des Limes gelegenen militärischen und zivilen Niederlassungen, von letzteren auch an jenen am Limes selbst gelegenen, vor allem aber an dem römischen Straßennetz nördlich und südlich der Donau. —

Innerhalb der Kommission bereiteten sich Aenderungen vor.

Das streng systematische Vorgehen der Reichs-Limeskommission, nur die Vollendung einer bestimmten begrenzten Aufgabe ins Auge fassend, hatte berechtigten Eindruck hervorgebracht. Solchem planmäßigen Handeln gegenüber erschien dem kgl. Staatsministerium die Untersuchung der vorrömischen Alterthümer des Landes zufällig, systemlos. Die Kommission fühlte das selbst.

Schon für das Jahr 1890 war von Seite der Akademie die Bitte um Erhöhung der Position „mit der Unzulänglichkeit der bisherigen Mittel zu einem planmäßigen wissenschaftlich-systematischen Vorgehen" begründet worden.

Hr. v. Christ, nach dem Hinscheiden des Hrn. v. Brunn der Vorsitzende der Kommission, setzte die von dem kgl. Staatsministerium gestellte Aufgabe eines „planmäßigen, wissenschaftlich-systematischen" Vorgehens bei den Arbeiten der Kommission auf die Tagesordnung der ersten unter seinem Vorsitz stattfindenden Sitzung am 19. Januar 1895.

Bezüglich der Arbeiten auf römischem Gebiete war die Aufstellung eines neuen Programms nicht erforderlich.

Nach eingehender Besprechung einigten sich alle Theilnehmer der Sitzung einstimmig in Aufstellung folgender von dem Herrn Vorsitzenden formulirten Sätze, welche das wissenschaftliche Programm und die wissenschaftlichen Ziele der Kommission und die Wege zur Realisirung der gestellten Aufgaben darlegen:

1. „Eine Neueintheilung des Landes in sieben Kreise und Aufstellung von Korrespondenten der Kommission in jedem dieser Kreise, wie das Herr Naue vorgeschlagen hatte, kann nicht empfohlen werden, da einestheils zu einem so umständlichen Apparat die nöthigen Kräfte fehlen und andrerseits nicht den historischen Vereinen der einzelnen Regierungsbezirke des Landes durch Schaffung ähnlicher Zweigvereine der Kommission für Urgeschichte Konkurrenz gemacht werden soll."

2. „Mit den historischen Vereinen, der anthropologischen Gesellschaft und den einzelnen antiquarischen Lokalvereinen soll die Kommission Fühlung suchen, indem sie in einem Rundschreiben von den ihr obliegenden Aufgaben Kenntniß gibt, die Mithülfe der Vereine auch für die Folgezeit sich erbittet und ihrerseits sich erbötig erklärt, mit ihren Mitteln einschlagende Untersuchungen der Vereine nach Möglichkeit zu unterstützen."

3. „Die Kommission wird sich wie bisher, so auch fürderhin bemühen, allgemach mehr systematische Gesichtspunkte in ihren Arbeiten zur Geltung zu bringen, dieselbe wird aber auch in Zukunft sich wesentlich auf die zufällig gemachten Funde und die sich ihr gelegentlich anbietenden Arbeitskräfte angewiesen sehen und verspricht sich nichts von der bloßen Aufstellung allgemeiner Sätze über die Verleihung von Geldern, sowie der Berichterstattung und Verwerthung der eingelaufenen Berichte."

Durch höchste Entschließung vom 11. März 1895 „wurde von den Beschlüssen der Kommission für Erforschung der Urgeschichte Bayerns genehmigend Kenntniß genommen. gez. Dr. v. Müller."

Das ins Auge gefaßte Ausschreiben der Kommission an die Vereine erfolgte am 11. April 1895. Nach den einleitend schon mitgetheilten Worten, in welchen Kenntniß von den Bestrebungen der Kommission gegeben wird, schließt dieses Ausschreiben: „In diesem Streben hat die Kommission schon bisher von einzelnen Vereinen mannigfache Förderung gefunden. In dankbarer Würdigung der geleisteten Beihülfe wird sie sich freuen, auch fernerhin von den Vereinen durch Vorschläge, Mittheilungen, Verbreitung des Interesses für die vaterländischen Alterthümer unterstützt zu werden. Ihrerseits erklärt sich die Kommission gerne bereit, die Ausführung einschlägiger Arbeiten durch die bestehenden Vereine dadurch zu fördern, daß sie, auf gestellte Gesuche, die Bewilligung entsprechender Mittel bei der höchsten Stelle in Anregung bringt."

„In der Hoffnung auf freundliches Entgegenkommen zur Erreichung gemeinsamer Ziele ꝛc."

Das Schreiben fand bei den Vereinen die gehoffte freundliche Aufnahme. Das dadurch angebahnte Verhältniß der Akademie der Wissenschaften (resp. der Kommission f. E. d. U.); zu den Vereinen und thätigen Lokalforschern im ganzen Lande bildet seit der Zeit die Grundlage der Kommissionsthätigkeit, welche nun der Gesammtheit des Landes in möglichst gleichmäßiger Weise zugute kommt.

Die urgeschichtlichen Arbeiten erfolgen nun, getragen von dem gekräftigten Interesse der betheiligten Kreise, unter der „auf einem freien wissenschaftlichen Verkehr" der Akademie (resp. der Kommission) mit den Vereinen und den thätigen Lokalforschern gegründeten Respizienz des Staates.

Für eine vollständige Uebersicht über alles bis jetzt Gefundene und Bewahrte erscheint eine genaue, ins Einzelne gehende „Inventarisirung der im Lande zerstreuten urgeschichtlichen Denkmäler" nicht zu umgehen, in dem Sinne wie die so segensreich wirkende Inventarisirung der Kunst- und Alterthumsdenkmale. Wie diese, würde auch die „Inventarisirung der urgeschichtlichen Denkmale Bayerns" systematisch nach den Regierungsbezirken vorzugehen haben. Alle betreffenden urgeschichtlichen Objekte im Gelände, wie in allen Sammlungen, öffentlichen und soweit thunlich auch privaten, würden persönlich wissenschaftlich zu inspiziren und exakt zu bestimmen und in einem Sammelband mit erläuterndem Text in guten Photographien zusammen zu stellen sein.

Ein solches Unternehmen, für welches man wohl zunächst die privaten Kräfte der Vereine interessiren könnte, würde für Bayern grundlegenden Werth beanspruchen

und überall mit Beifall aufgenommen und nachgeahmt werden.

Auf Grund einer solchen Inventarisirung der Bodenalterthümer und der Sammlungen kann dann eine den modernen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende urgeschichtliche Karte Bayerns hergestellt werden.

Ich komme zum Schluß.

Der Stand der Kenntnisse von der Urgeschichte Bayerns hat unter der Mitwirkung der Kommission seit den 14 Jahren ihres Bestehens wichtige Fortschritte gemacht und erhebt sich nun in entscheidender Weise über das frühere Niveau.

Schon vor der Errichtung der Kommission waren durch die Untersuchungen der HH. v. Zittel und Oskar Fraas die flüchtigen Spuren der Diluvialmenschen, der älteren paläolithischen Steinzeit, in den Höhlen der Ofnet bei Nördlingen und der Räuberhöhle bei Regensburg sicher gestellt.

Dagegen war die Anzahl der bis dahin in Bayern bekannt gewordenen Funde aus der jüngeren, neolithischen Steinzeit noch so gering, daß an der vollen Ausbildung dieser, im germanischen Norden, sowie in den Pfahlbauten der Schweiz und des Bodensees und am Rhein hochentwickelten, primitiven Kulturperiode in Bayern gezweifelt werden konnte. Nun ist durch die Funde in den fast zahllosen Höhlen und Grotten des fränkischen Jura-Gebietes, welche fast alle schon in jener Periode der jüngeren Steinzeit von Menschen bewohnt waren (durch die HH. v. Zittel und Schlosser), durch die Funde bei Moosburg (durch Hrn. Mittermayer) und bei Reichenhall (durch Hrn. Fr. Weber u. A.), aber vor allem durch die von Hrn. v. Haxthausen in erfolgreicher Weise betriebenen Grabungen und systematischen Forschungen im Gebiete des Spessart und bis nach Aschaffenburg die jüngere Steinzeit für Bayern festgestellt. Noch sind erst vereinzelte Gräber dieser Periode durch die HH. Dr. Naue und Clessin u. A. gefunden, aber ohne Zweifel wird die unermüdliche und glückliche Forschung auch die Gräberfelder der Steinzeit in unsern Gegenden auffinden.

In nicht weniger augenfälliger Weise haben sich die Kenntnisse zunächst über die beiden älteren Metallperioden Bayerns: Bronze- und Hallstattzeit geändert und vervollkommnet, wie groß dafür das Verdienst der HH. Dr. Naue und der anderen zahlreichen Forscher auf dem gleichen Gebiete gewesen, wurde ausführlich hervorgehoben. Aber noch einmal muß speziell auf die neuerworbenen Kenntnisse über die Keramik jener frühen urgeschichtlichen Perioden hingewiesen werden.

Nun ist in letzter Zeit auch der Nachweis einer selbständigen La Tène-Periode für Bayern gelungen, zunächst durch das von Hrn. Fink erhobene Grabfeld bei Manching.

Durch Hrn. Furtwängler sehen wir die Verknüpfung der älteren Metallperioden mit den Kulturen der Mittelmeer-Länder angebahnt. Dieses und die Entdeckung eines ägyptisch-babylonischen Einflusses auf die prähistorischen Gewichte durch Hrn. Lindemann eröffnen eine Aussicht auf einstigen Anschluß der bisher als prähistorisch bezeichneten Epochen unsres Landes an geschichtlich bestimmte Zeiten, ein Endziel, welches aller Urgeschichtsforschung vorschwebt.

Von der Kulturhöhe der vorrömischen Metallepochen gibt der ausgedehnte Ackerbau der sogenannten Hochäcker Kunde. Sie sind nun zum Theil schon topographisch und kartographisch (durch die HH. A. Hartmann, Ohlenschlager, H. v. Ranke und Fr. Weber u. A.) aufgenommen, auch in ihrem Verhältniß zu Römerstraßen (H. v. Ranke). Diese Hochäcker bilden eine besondere urgeschichtliche Spezialität Südbayerns.

Ebenso sind die „Regenbogenschüsselein", „keltische" Münzen, die von dem Akademiker Streber vor Jahren in mustergiltiger Weise bearbeitet waren, in ihrer topographischen Verbreitung im Lande (durch Hrn. Fr. Weber) festgelegt worden und das Zusammenfallen ihrer Verbreitung mit jenem vorrömischen Ackerbau wird mehr und mehr wahrscheinlich.

Am meisten nähert sich bis jetzt die Forschung über die römische Periode Bayerns ihrer angestrebten Vollendung. Der Grenzwall, mit seinen fortifikatorischen Anlagen, ist zum Theil mit den Mitteln und der Unterstützung der Reichs-Limeskommission in allem Wesentlichen, soweit die wissenschaftlichen Fragen jetzt vorliegen, untersucht. Dasselbe gilt für das militärisch-strategische Straßennetz südlich und nördlich der Donau. Auch ein großer Theil der fortifikatorischen und zivilen Anlagen der Römer im Innern des Landes, die alten Römerstädte Passau, Augsburg und namentlich Regensburg, ist schon genauer untersucht. In Regensburg ist durch Hrn. Dahlem ein in seinen einzelnen Abschnitten genau zu datirendes, durch Jahrhunderte benutztes römisches Grabfeld mit vielen bestatteten Leichen, in mustergültiger Weise untersucht worden.

Auch das Netz der römischen Verbindungswege im Lande zwischen den verschiedenen Centren der damaligen Besiedelung ist zum großen Theil schon aufgenommen (durch die HH. Popp, Arnold, Sand u. v. A.). Hier bleibt aber im einzelnen noch vieles zu thun. Auch die eingehendere Durchforschung schon lang bekannter Objekte verspricht noch manche Resultate, wie das die im letzten Jahre Hrn. Popp gelungene Entdeckung des Prätoriums im Standlager von Eining beweist.

Die nachrömische, fränkisch-merowingische Periode — oder wie für Bayern die Bezeichnung eingeführt, die Periode der Reihengräber der Völkerwanderungszeit (durch Hrn. Würdinger u. v. A.) —, welche sich für Bayern in dem kostbaren und reichen Fund des Gräberfeldes von Nordendorf bei Augsburg dem Auge des Forschers zum erstenmal erschloß, ist nun durch zahlreiche ähnliche Nekropolen weiter erkannt worden. Es lassen sich schon Stammeseigenthümlichkeiten erkennen: die reichen mit Edelsteinen geschmückten Grabbeigaben, welche, nach den Erfahrungen in den Rheingegenden, den Franken, Allemannen und Schwaben zuzuschreiben sind (wie bei Nordendorf) — und die relativ an Schmuck armen, aber an guten wohlgeschmiedeten Waffen um so reicheren Gräber der Bayuwaren. Und nun ist es auch gelungen, die Gräberfelder der noch in karolingischer Zeit und später heidnischer Slaven an ihren, jener Periode zugehörenden Grabbeigaben u. a. zu erkennen.

Ich schließe.

Bayern ist bisher unter den deutschen Staaten der einzige, in welchem die Akademie der Wissenschaften die urgeschichtlichen Studien als eine ihrer Spezialaufgaben betreibt und wissenschaftlich organisirt hat.

In kollegialer Arbeitsgemeinschaft mit allen, urgeschichtlichen Studien obliegenden Vereinen und Privatforschern, im freien wissenschaftlichen Verkehr mit jenen, wie es die Absicht Königs Ludwig I. war, schreitet die Arbeit der Akademie an der Aufgabe derUrgeschichtsforschung systematisch vor, eine gesicherte wissenschaftliche Ernte in Aussicht stellend.

Mittheilungen und Nachrichten.

Alice Freiin v. Gaudy: **Balladen und Lieder.** Berlin 2800. Verlag von Otto Elsner. 166 S. — Hatte die Verfasserin in den vor wenigen Jahren erschienenen Psychodramen („Seelen", Leipzig, Reclam) ihre Kunst darin gezeigt, eine bestimmte, eng begrenzte Gattung nach allen Seiten des Inhalts und der Stimmung zu variiren, so tritt sie uns hier als vielseitige Vertreterin lyrischer und lyrisch-epischer Dichtung gegenüber. Die Kunst der „Seelen" bewährt sie auch hier überall: Stimmung zu malen und in dem Leser Stimmung zu erregen. Manche dieser neuen Dichtungen könnte man ohne weiteres unter die Psychodramen versetzen. Mit dieser Gabe eint sich eine sehr modulationsfähige Darstellung, von der weichsten lyrischen Stimmung (wie „Am Kamin") bis zum dramatisch-lapidaren Ausdruck („Gustav III.") und zur wildesten Leidenschaftlichkeit („Herostratus") reichend. Mit dem Oheim Franz v. Gaudy, dem sie eine treffende Charakteristik gewidmet hat, theilt sie die Universalität in der Auswahl der dichterischen Sujets und die spielende Leichtigkeit der äußeren Form. Das Ernste und Pathetische steht ihr fast noch besser zu Gesicht als dem Verfasser des „Tagebuchs eines wandernden Schneidergesellen". Aber auch dem Humor des Oheims ist sie nicht fremd, die „Balladen und Lieder" bieten dafür mancherlei Proben. Ihrer Gesinnung nach vertritt die Dichterin gegenüber dem Materialismus den Glauben an Gott und Ewigkeit und trotz einiger sozialer Dunkelbilder einen gesunden Optimismus: „Weit, nur weit die Seele aufgethan, — Weit geschaut auf freier Lebensbahn: — Alles, was mich freut im Sonnenschein, — Alles Schöne dieser Welt ist mein!" Thaten von Heldenmuth und Aufopferung bilden den Inhalt so mancher ihrer Balladen. „Helden und Herzen" ist die erste und weitaus stärkste der drei Abtheilungen überschrieben, Helden der Geschichte und des Glaubens, der Kunst und der Dichtung werden darin gefeiert. Die dritte Abtheilung „Stimmung" enthält der Ueberschrift entsprechend mehr Persönliches und Subjektives, berührt sich aber vielfach mit der zweiten „Draußen und Drinnen", die daneben auch die nicht an historische Persönlichkeiten geknüpften balladenartigen Dichtungen in sich faßt. Das Ganze ist eine reichhaltige, vielseitige, gehaltvolle Gedichtsammlung, welche dem Namen Gaudy alle Ehre macht. C. V.

* **Eine interessante Etymologie.** Das Wort traffic für Handel ist in den meisten romanischen Sprachen zu finden. Seine Etymologie ist dunkel und bestritten. Diez nimmt an, es komme von trans-vicare, einem aus vicis „Wechsel" hergeleiteten Verbum. Jürgens findet einen Stamm trans-facere „übermachen handeln", obwohl es transficere ebensowenig wie transvicare im Lateinischen gegeben hat. Ein schwedischer Gelehrter, Eirikr Magnusson, zu Cambridge scheint nach dem „Athenaeum" die richtige Spur gefunden zu haben. 228 vor Christus schlugen die Römer zuerst die Münze Victoriatus mit dem Trophaeum auf der Rückseite. Nach 117 v. Chr. ging derselbe Name in der Volksbezeichnung auf den quinarius über (Mommsen, römisches Münzwesen, S. 399, Note 103). Der griechische Name dafür war *τροπαϊκός* oder *τροπαϊκόν*. Diese griechische Bezeichnung verballhornisirten die Juden in traffic. Die Münze „traffic" ist im Talmud oft genannt und zwar in Verbindung mit Personen, die nachweislich im ersten vorchristlichen Jahrhundert gelebt haben. (Eirikr Magnusson citirt Zuckermann „Ueber talmudische Gewichte und Münzen", Breslau 1862.) Seit der Verbreitung der Juden nach Westen, wo sie in Rom als argentarii, mensarii und nummularii thätig waren, wanderte wohl ihre Bezeichnung traffic für Victoriatus (quinarius) mit und die ursprüngliche ältere frühitalienische Bedeutung von trafficare mag die: „Geldgeschäfte mit Juden machen" gewesen sein. Der Ausdruck hätte somit eine Wanderung aus seinem ursprünglichen Griechisch, durch Hebräisch verdorben, in die italienische Handelssprache gemacht, deren Bezeichnungen ja früher allgemein adoptirt wurden. M.

* **München.** In Anerkennung der großen Verdienste, die Hr. Dr. Fr. Naue auf dem Gebiete der prähistorischen Archäologie errungen, wurde derselbe von der kgl. Akademie der Wissenschaften in Stockholm zum korrespondirenden Mitglied ernannt.

* Am 21.—23. Mai findet in München unter der Leitung von Jacques Rosenthal, Karlstraße 10, die Auktion der Bibliothek des verstorbenen Cavaliere Andrea Tessier aus Venedig statt. Der prächtig ausgestattete Katalog, der uns vorliegt, verzeichnet in übersichtlicher und exakter Weise alle die literarischen und artistischen Kostbarkeiten, welche diese Sammlung, sowie die des Marchese *** enthalten haben. Da sind hervorragende Handschriften mit und ohne Miniaturen, seltene Inkunabeln, illustrirte Bücher des 15. Jahrhunderts, alte Einbände, Weltkarten von großer Kostbarkeit, Stiche, Zeichnungen und Holzschnitte. Unter den Handschriften fallen die für Venedigs Geschichte so ungemein werthvollen handschriftlichen Sammlungen des P. Giovanni degli Agostini auf, des Verfassers einer Gelehrtengeschichte Venedigs, sowie viele andere für die Geschichte Venedigs und seiner Besitzungen wichtige Codices; unter den Inkunabeln bemerken wir die erste Ausgabe der Mallermi-Bibel mit den berühmten Holzschnitten, den Valturius mit seinen unvergleichlichen Illustrationen von 1492, die Dante-Ausgabe von Federigo de Conti in Jesi 1472 gedruckt, einen Venetianischen Wandkalender von 1501, ein Jenson-Brevier auf Pergament gedruckt u. a. m. Ferner finden wir Musikdrucke Ottaviano's dei Petrucci, italienische Bücher ganz auf blauem Papier gedruckt, davon Meisterwerke der Buchbinderkunst des 15. und 16. Jahrhunderts. Kurz in jeder Beziehung eine große Auswahl literarischer Seltenheiten.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 20. April. Nummer 90.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Moderne Bestrebungen auf dem Gebiet des höheren Unterrichts im Lichte alter Wahrheiten.

Aphorismen von Irenäus.

Man hört nicht selten, daß den höheren Schulen der Gegenwart der Vorwurf gemacht wird, sie seien Unterrichtsanstalten, aber keine Erziehungsanstalten. Wie verträgt sich damit die Thatsache, daß wir gerade in der Gegenwart Zeitschriften für den erziehenden Unterricht haben, daß die Kommentare zu den Klassikern mehr wie früher das einseitig philologische Prinzip aufgegeben haben und mehr wie je die allgemeineren, intellektuell und moralisch bildenden Gesichtspunkte betonen? Dieser Widerspruch allein verdient schon, daß man auf die Sache eingeht. Zunächst haben die frühere Schule und die der Gegenwart das gemein, daß in ihnen erzogen wurde, bezw. wird, durch die Gewöhnung an Aufmerksamkeit und Fleiß, die das Schulleben überhaupt mit sich bringt. Im übrigen ist allerdings der Weg, auf dem man heute vielfach erziehend auf die Jugend einwirken will, verschieden von dem früheren. Früher ließ man den Schüler zunächst Kenntnisse und Fertigkeiten sammeln und erwerben, eine oder die andere Lehrerpersönlichkeit übte auch einen besonderen anregenden und bestimmenden Einfluß auf empfängliche Schüler aus, kurz der Lehrer ließ mehr seine ganze Person mit ihrer Eigenart und ihren besonderen Interessen wirken. Sein Einfluß war mehr spontan. ImGegensatz dazu ist man heutzutage vielfach bemüht, alles planmäßig zu machen. Man will jeden Schriftsteller auf seinen Werth für die Erziehung prüfen und das in ihm enthaltene Material zielbewußt für die Zwecke eines erziehenden Unterrichts verwerthen. Vielfach möchte man das ganze geistige Leben des Schülers zu einem Garten in französischem Geschmack machen. Der Lehrer soll als Gärtner jedem Zweig und jeder Ranke eine bestimmte Richtung geben, er soll sie bald nach dieser bald nach jener Seite biegen. Daß das Bestreben unnatürlich und deßhalb zweckwidrig ist, leuchtet ein. Man sollte der ungebundenen Entwicklung gegenüber das Ideal lieber in einem Park nach englischem Geschmack sehen, der der Natur näher steht und weniger aufdringliche Spuren der Thätigkeit des Gärtners an sich trägt. Denn man darf neben der Bedeutung des Planmäßigen auch die Macht des Zufälligen nicht unterschätzen. Wie eine vereinzelte Erscheinung in der Natur dem Beschauer einen nachhaltigen Eindruck macht, so wirkt nicht selten die gelegentliche ästhetische oder ethische Bemerkung eines Lehrers, den die Schüler schätzen, bei sinnigen Naturen — ein Gesichtspunkt, der trotz aller pädagogischen Künste stets bedeutungsvoll und wichtig bleiben wird — tiefer und nachhaltiger als das geschäftige, tägliche Hereinziehen des Transcendentalen in den Unterricht. Denn wenn irgendwo, wird man gerade auf diesem Gebiet durch Mangel an Maßhalten eher Gleichgültigkeit als das was man beabsichtigt — ideale Gesinnung — erzielen.

Man stumpft ja doch bei Schülern das Verständniß für religiöse und sittliche Ideen gar leicht ab, wenn man sie im Unterricht eine solche Rolle spielen läßt, daß sie gewissermaßen mit lateinischen Uebergangsformen, mit dem ἐντεῦθεν ἐξελαύνει des Xenophon und ähnlichen Dingen auf gleicher Stufe stehen. Aber auch nach der politischen Seite hin glaubt man heutzutage imUnterricht mehr als früher erzielen zu müssen. Es giebt eine ganze Gruppe in der pädagogischen Literatur, die das Streben bekundet durch Erörterungen über Regierungsformen und soziale Probleme die Anschauungen des Schülers in eine ganz bestimmte Richtung zu bringen und gegen die gefährlichen Bestrebungen des Zeitgeistes zu schützen. So löblich dieses Streben sein mag, so große Vorsicht erfordert es, wenn nicht das Gegentheil erreicht werden soll. Denn trotz aller Pietät gegen dieSchule neigt der erwachsene Schüler unsrer Anstalten, der seine Bildung bekanntlich nicht allein aus der Schule, sondern schon gar oft auch aus der Literatur des Tages bezieht, dazu, sein Denken in Gegensatz zu dem in der Schule Ueberlieferten zu setzen und sich etwas darauf zu gute zu thun, daß er eben mit seinem Denken und Fühlen einer jüngeren Generation angehört als sein Lehrer. Man muß daher gerade auf diesem Gebiet mehr durch die Thatsachen selbst als durch das eigene Raisonnement wirken, sonst merkt der Schüler die Absicht und gefällt sich darin, den vom Lehrer ihm nahegelegten Standpunkt — nicht zu theilen.

Auch dürfte vielleicht in dem Bestreben, im Unterricht politisches Interesse allzu sehr zu wecken, eine Verkennung des Charakters und eines Vorzugs gerade unsrer deutschen Jugend liegen. Sie hatte stets Sinn für tiefere Probleme im Leben des einzelnen Menschen und der Völker und der ideale Schwung war ihr schönes Vorrecht, und wenn wir auch wohl wünschen, daß unsre Schüler wissen, wie im modernen Staat ein Gesetz zustande kommt, so ist uns doch wohl der Primaner, der sich liebevoll in die Probleme unsrer großen Dichter versenkt, lieber, als einer der uns einen wohlgesetzten Vortrag über die Zollpolitik in den verschiedenen Jahrhunderten und über Natural- und Geldwirthschaft herunterschnurren kann. Der Mensch soll ja doch auch noch im späteren Leben lernen. — Ein weiterer Fehler, der vielfach in der pädagogischen Literatur zutage tritt, ist der, daß man sich einbildet, durch einen sogenannten erziehenden Unterricht alle Seiten des Seelenlebens gleichmäßig entwickeln und ausbilden zu können, ohne in Betracht zu ziehen, daß zwischen dem Stoff und dem zu

bildenden Schüler eine gewisse Verwandtschaft bestehen muß. Ebenso wie Antonio den Tasso nicht völlig zu würdigen verstand, ebensowenig wird ein Schüler, dem weichere Empfindungen abgehen, ein innerliches Verhältniß zu dem Helden dieses Dramas finden können. Auch setzt beispielsweise das gemüthvolle Empfinden landschaftlicher Schönheit bei dem Schüler eine Anlage voraus. Ist diese nicht vorhanden, dann erzielt man durch eine kunstvolle Pflege dieser Seite im Unterricht höchstens eine Bereicherung der Phraseologie unsrer Jugend. Man behandele daher die Autoren so anregend und so vielseitig wie möglich, stelle aber gleichwohl seine Anforderungen elementar. Die Natur setzt eben unserm Wirken gewisse Grenzen, über die wir nicht hinaus können, und eine Züchtung des Normalmenschen ist der Schule noch nicht gelungen und wird ihr auch nicht gelingen, denn die menschliche Seele ist kein Gefäß, in das man nach Gutdünken eine Anzahl Essenzen ohne weiteres einfüllen kann.

Wenn übrigens die höhere Schule heutzutage einen geringeren erzieherischen Einfluß ausüben sollte als früher, dann sind manche in den Zeitverhältnissen liegende Umstände daran schuld, einmal nämlich erschweren die großen Klassen eine individualisirende Behandlung der Schüler, ferner wirkt das vielgestaltige, zerstreuende Leben der Gegenwart vielfach den auf die Erziehung gerichteten Bestrebungen der Schule entgegen und endlich hemmt auch oft der aus den praktischen Bedürfnissen der Neuzeit hervorgegangene Unterrichtsbetrieb. Wenn der Lehrer alles in der Stunde durch den Unterricht leisten muß, wenn er stets die Erreichung des Klassenzieles vor Augen hat und mit den einzelnen Minuten rechnen muß, dann ist es sehr schwer, sich die Stimmung und die Gemüthsverfassung zu bewahren, die erforderlich sind, um die menschlichen Seiten so recht auf die Schüler einwirken zu lassen.

Bemüht sich aber der Lehrer auf ethischem und ästhetischem Gebiet anregend zu wirken, dann darf er sich vor allem nicht durch scheinbare Mißerfolge abschrecken lassen. Er grabe überhaupt nicht gleich am nächsten Tage nach, um zu sehen, ob der ausgestreute Same schon zu keimen anfängt und bedenke, daß im Unterricht eben nicht alles herausexaminirt, zensirt und im Aufsatz-Thema verewigt zu werden braucht, zumal da der Schüler vielfach gerade bei der Wiedergabe empfundener Dinge eine gewisse Scheu und Unbeholfenheit bekundet, die leicht auf ihn selbst und den Lehrer deprimirend wirken, abgesehen davon, daß oft dem Einen früher, dem Andern später das volle Verständniß einer Bemerkung aufgeht, die er gelegentlich im Unterricht gehört hat.

Ein Heilmittel gegen verschiedene Leiden des höheren Unterrichts glaubt man in der Konzentrationsidee gefunden zu haben. Zweifelsohne nicht mit Unrecht. Nur muß man sich klar machen, daß das Wort Konzentration in gar verschiedenem Sinne gebraucht wird. Man versteht darunter gegenwärtig meist das Bestreben, dem Vielerlei der Lehrgegenstände durch Auswahl solcher Stoffe, die sich inhaltlich berühren, ein Gegengewicht entgegenzusetzen, das Vielerlei der Fächer zu paralysiren durch die Einheit des Ideenkreises. Daß dieses Bestreben etwas für sich hat, läßt sich nicht leugnen, aber es sind doch bedeutungsvolle Schranken da. Einmal nämlich darf man keinen Schriftsteller und keinen Abschnitt aus seinem Werke nur deßhalb lesen, weil er sich für den konzentrirenden Unterricht verwerthen läßt, andrerseits verzichte man nicht auf an und für sich werthvolle Stellen deßhalb, weil sie nicht in das Konzentrationssystem passen. Auch braucht man Stoffe, die Berührungspunkte haben, nicht gerade absolut gleichzeitig zu behandeln, denn der jugendliche Geist hat auch ein Bedürfniß nach Abwechslung, und es würde z. B. den Quartaner ermüden, wenn er von 8—9 im Cornel. Nepos den Hannibal übersetzt, von 9—10 im Lesebuch ein Stück über Hannibal liest und gar von 10—11 im Geschichtsunterricht von Hannibal erzählt bekommt. Zudem würde ja eine Behandlung desselben Gegenstandes zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Fächern einen anderen nicht zu unterschätzenden Vortheil bieten, sie würde der Repetition und der Befestigung des früher Erlernten dienen. Hat man also aus den verschiedenen Wissensgebieten Stoffe gefunden, die sich wirklich inhaltlich berühren und deren Zusammenhang sich nicht etwa nur durch eine fadenscheinige, spitzfindige Argumentation nachweisen läßt, sondern sich geradezu aufdrängt, dann wird man allerdings zum Nutzen des Schülers bei gegebener Gelegenheit auf die gegenseitigen Beziehungen hinweisen können, aber man beschränke sich auf diejenigen, die sich mit unbewaffnetem Auge wahrnehmen lassen, denn wenn gerade bei diesem Experiment der Lehrer mehr seinen Scharfsinn als seine Vernunft wirken lassen sollte, dann erreicht er gerade das Gegentheil von dem was er erstrebt, er zerstört die Einheitlichkeit des Eindrucks, und statt der Konzentration haben wir dann eine höchst bedenkliche Dissentration. Auch der Geschmack und der Sinn für die Einheit des Stils muß eine Grenze für die Konzentrationsbestrebungen abgeben. Sind die Stoffe der Hauptsache nach zu heterogen, dann wird man das Gemeinsame nur streifen. Wenn z. B. Cid sowohl wie auch Eumäus den Zug der Mannentreue aufweisen, so braucht man diesen Umstand nicht gerade durch ein Aufsatzthema zu verewigen und den Schüler eine vollständige Parallele zwischen der ritterlichen Heldengestalt und dem Schweinehirten der Odyssee ausführen zu lassen. Auch halte man scheinbar vereinzelte Dinge, die sich nicht gerade in den behandelten Gedankenkreis einfügen lassen, nicht allzu ängstlich vom Unterrichte fern. Denn gerade das Isolirte und Seltene macht mitunter auf den Schüler einen besonders nachhaltigen Eindruck und seine Seele selbst ist ein Hauptkonzentrationsmittelpunkt, der Verwandtes aufnimmt und assimilirt, Entgegengesetztes aber abstößt, wenn der Lehrer auch noch so schön sich die Sache augedacht zu haben glaubt. Zwei Sterne scheinen ja auch dem Auge oft ganz nahe und trotzdem trennen sie unermeßliche Fernen. Ebenso scheinen Vorstellungen dem Einen oft ganz nahe, während sie für den Andern himmelweit auseinanderliegen. Die Seele des Menschen hat eben Antheil an der Unergründlichkeit und Unendlichkeit ihres Schöpfers und beim Schüler fällt noch das Unberechenbare und Springende der jugendlichen Phantasie besonders in die Waagschale.

Den greifbarsten Nutzen bietet die Konzentration wohl da, wo es sich um die Aneignung und Befestigung positiver Kenntnisse handelt, also z. B. in der Geschichte der Geographie, der Grammatik und Wortkunde der einzelnen Sprachen. Hier können sich verwandte Erscheinungen gegenseitig stützen. Doch mit dem letzten Punkte kämen wir zu einer zweiten Bedeutung des Wortes Konzentration. Man wendet dieses Wort an, um jene Methode des Sprachunterrichts zu bezeichnen, für die der Lesestoff das Zentrum bildet. Dies Verfahren ist verhältnißmäßig jung. Es hat die Vorzüge, aber auch die Schattenseiten der Jugend. Es hat ein reges Leben in den Sprachunterricht, aber auch andrerseits viel Unsicherheit und Unzuverlässigkeit in den Kenntnißstand der

Schüler gebracht. Was zunächst die Vortheile anlangt, so liegt einer, abgesehen von dem schon zuvor erwähnten regeren Tempo des Sprachunterrichts, ohne Zweifel in der Thatsache, daß die sprachlichen Uebungen, besonders die Klassenarbeiten, sich in einem dem Schüler aus der Lektüre geläufigen Vokabelschatz bewegen, während früher der Schüler z. B. Cicero's Pompejana las, — eine Rede, deren Vokabelschatz sich vorherrschend auf politischem Gebiet und dem der Feldherrneigenschaften bewegt, — aber gleichzeitig im Uebungsbuch von Süpfle ein Stück über „Beispiele außerordentlicher Treue des Hundes" übersetzen mußte. Ferner hat die Gruppirung des Sprachunterrichts um den Lesestoff den Vortheil gebracht, daß sie eine zeitgemäße Revision von Grammatik und Vokabularium anbahnte, in denen sich aus der Zeit anderer Schulverhältnisse und anderer Unterrichtsziele viel Ueberflüssiges angesammelt hatte. Welches sind nun die Schattenseiten dieses Betriebs? Einmal wird nicht selten der Grundsatz, die Grammatik solle nur gelegentlich der Lektüre erlernt werden, besonders von dem Zeitpunkt ab, wo es sich um Schriftsteller und nicht um Lesebücher handelt, nach verschiedenen Seiten hin mißverstanden. Man unterschätzt zunächst das grammatische System, während dieses gerade vor dem geistigen Auge des Schülers stehen muß, damit die aus dem Lesestoff herausgehobenen Erscheinungen nicht isolirt oder ungeordnet bleiben, sondern an der geeigneten Stelle des Systems eingegliedert und durch verwandte Erscheinungen befestigt werden können. Ferner geräth man bezüglich der Art und Weise, wie man den Schriftsteller für den Sprachunterricht ausbeutet, leicht auf Abwege. Man beschränkt sich oft auf die Erscheinung, die sich gerade an der betreffenden Stelle findet, während diese doch oft nur den Ausgangspunkt für die zusammenhängende Behandlung eines bestimmten grammatischen Abschnitts bilden muß. Andrerseits läßt man sich mitunter dazu bestimmen, zu viel gelegentlich erlernen zu lassen, ein Mißgriff, der der Klarheit und Uebersichtlichkeit schadet, oder man legt — und das gilt besonders von der Ausbeute für den Vokabelschatz — dem, was an der betreffenden Stelle gerade vorkommt, eine zu große Bedeutung bei und übt und betont es mit einer Intensität, die mit dem allgemeinen Werth nicht im rechten Verhältniß steht. Endlich wird bei diesem Betrieb der Schüler in zu hohem Maße von der Person des Lehrers abhängig. Das ganze Verfahren ist so kunstvoll, dem Urtheil des einzelnen Lehrers ist hinsichtlich der Auswahl dessen, was er dem Schüler am Lesestoff von Spracherscheinungen beibringen will, so viel Spielraum gelassen, daß z. B. ein Draußenstehender einem Schüler, der wochenlang gefehlt hat, nicht gut nachhelfen kann, da er bis ins einzelne über den Gang des Unterrichts orientirt sein müßte. Ist beispielsweise ein Schüler schwach im Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische, so weiß man oft mit dem besten Willen nicht, wie man ihm helfen soll; empfiehlt man ihm ein Uebungsbuch, das nicht im Anschluß an die Lektüre gearbeitet ist, dann fehlen ihm die nothwendigen Vokabeln, greift man zu gedruckten Variationen über den Schriftsteller, der gerade gelesen wird, dann wird man finden, daß auch hier meist vieles als bekannt vorausgesetzt wird, was man selbst später vorbringen wollte, und anderes, worauf man Gewicht gelegt hat, nicht berücksichtigt ist. Kurz, es fehlt der neuen Methode, trotz ihrer unleugbaren Vorzüge, noch an der erforderlichen Festigkeit. Die ganze Sache ist noch zu sehr im Fluß, es hat sich noch keine feste Tradition bilden können, die gerade auf dem Gebiete des Schulwesens von nicht zu unterschätzender, aber leider oft unterschätzter Bedeutung ist. Wir sehen, die Schwierigkeiten, die sich für die Regelung der Nachhülfe schwächerer Schüler ergeben, hängen wesentlich mit diesem Zustande zusammen. Selbst der beste Schulunterricht kann die private Nachhülfe nicht vollständig überflüssig machen, er kann ihre Nothwendigkeit nur einschränken. Aber je komplizirter, je durchdachter, je kunstvoller der Klassenunterricht in allen seinen einzelnen Theilen wird, desto schwieriger, ja fast unmöglich wird das Ertheilen des Privatunterrichts für Jeden, der dem Klassenunterricht fern steht. Da nun der Klassenlehrer aus bestimmten Gründen nicht gut den eigenen Schülern Privatunterricht ertheilen kann, müßte, — wenn der Unterricht nicht wieder in einfachere Bahn gelenkt werden kann — der Staat selbst die Angelegenheit regeln und zum Beispiel die Zahl der Lehrstunden für die einzelnen Lehrer herabsetzen und sie dafür amtlich mit Arbeitsstunden für die schwächeren Schüler betrauen. An Anstalten mit pädagogischen Seminarien, die hinsichtlich der Zahl der Lehrkräfte besser gestellt zu sein pflegen, könnte man damit praktische Versuche anstellen.

Vielfach hält man im Interesse der Konzentration das Klassenlehrersystem für wünschenswerth. Im allgemeinen gewiß mit Recht, nur dürfte weniger das Auffinden möglichst vieler Beziehungen zwischen den einzelnen Fächern der Hauptgewinn dabei sein, als vielmehr der einheitliche erziehende Einfluß, die möglichst einheitliche Beurtheilung des Schülers und seiner Leistungen und endlich der Umstand, daß der Lehrer wahrnimmt, wie seine Schüler von Stunde zu Stunde müder und abgespannter werden, und dann dem entsprechend in der 4. und 5. Stunde ein anderes Tempo anschlägt als der Lehrer, der an diesem Tag die Schüler zum erstenmal sieht und, da er den Unterricht in der betreffenden Klasse als junger Mann vielleicht als den Gipfelpunkt seines pädagogischen Wirkens betrachtet, die Schüler anspannt, als wären sie nur für ihn da. Allerdings hat auch diese Einrichtung, wie alles, wobei es sich um Menschen handelt, ihre Unvollkommenheiten. Denn wie unsre Vorzüge intensiver zur Geltung kommen, so wirken auch unsre Mängel in größerem Umfang. Auch bedürfen manche Lehrer, um selbst frisch zu bleiben, der Anregung, die der Wechsel der vor ihnen sitzenden Schüler bietet.

Manche methodische Bestrebungen der Gegenwart haben ihren Grund im Verlangen, alles Mechanische zu verbannen, jede Leistung des Schülers zu einer möglichst bewußten zu machen und den Unterricht so interessant wie möglich zu gestalten. Die Absicht ist ja ganz ideal, aber, wenn man auch zugeben muß, daß es eine Zeit gab, wo manche Unterrichtsstunde fast durchweg aus Abfragen der Lektion, Strafen und Stellen einer neuen Aufgabe bestand, so darf man doch nicht in das andere Extrem verfallen und dem Unterricht selbst alles zumuthen. Denn dann würde man ja dem in der Neuzeit mit Recht so sehr betonten Prinzip des Individualisirens untreu, indem für die Schüler der verschiedensten Veranlagung die gleiche Arbeitszeit in Ansatz käme — nämlich die Schulstunde. Die Aufgabe des Unterrichts kann daher zunächst nur die sein, daß er die geistige Nahrung als leichtverdauliches Präparat darbietet. Man muß Spracherscheinungen, mathematische Lehrsätze, physikalische Thatsachen u. dergl. dem Schüler so klar machen, daß er sie versteht und imstande ist, sie sich zu eigen zu machen. Man muß auch zunächst durch mechanische Reproduktion, dann durch freiere abwechselungsreichere Uebung die einmal erworbenen Kenntnisse des Schülers befestigen und nach Kräften der Vergessenheit entreißen, aber darüber darf man sich nicht täuschen, daß der Unterricht und der

Lehrer allein doch nicht ausreichen. Solange sichere Kenntnisse verlangt werden (was trotz allen Betonens der Geistesgymnastik doch geschieht), muß man vom Schüler solides Arbeiten in diesen Dingen fordern. Denn es ist beispielsweise unmöglich, im Sprachunterricht mit der sog. immanenten Repetition durchzukommen. Sie fördert allerdings den Kenntnißstand der Schüler in hohem Maße, regt an und bietet dem Lehrer reiche Gelegenheit, didaktisches Geschick und Gewandtheit im Verknüpfen des Stoffes zu bekunden, aber die aufgegebenen Repetitionen, bei denen durch mechanisches Abfragen der Fleiß des Schülers kontrolirt wird, muß dazu kommen. Denn bei solchen kunstgerechten Musterstunden täuscht man sich doch gar leicht über den Kenntnißstand der einzelnen Schüler. Die Sache verläuft ja meist ganz glatt, man erhält die gewünschten Antworten von einer Reihe von Schülern — bei genauer Beobachtung findet man, daß es meist dieselben sind —, nimmt aber dafür nicht selten eine grauenhafte Unkenntniß landläufiger Dinge wahr, die bei einem ab und zu hausbackeneren Verfahren leicht hätte vermieden werden können.

Man sollte daher auch immer in die Klassenarbeiten, die ja der Hauptsache nach aus dem Unterricht selbst herauswachsen müssen, eine oder die andere Erscheinung einfügen, die nicht gerade in der allerletzten Zeit da war, damit der Schüler die Ueberzeugung bekommt, daß er auch selbständig etwas dazu thun muß, um den Anforderungen auf diesem Gebiet zu genügen. Andernfalls würde das Niveau der Leistungen immer mehr zurückgehen. Das Gleiche gilt von den sog. Konzentrationsfragen im Geschichtsunterricht. Sie sind eine freiere Verknüpfung der Kenntnisse und setzen daher eine sichere Einprägung des Stoffes schon voraus. Man sollte sie überhaupt im allgemeinen nicht ohne vorherige Ankündigung an die Klasse heranbringen, denn der Schüler muß sie erst reiflich überdenken und das Material zu ihrer Beantwortung sich aus verschiedenen Theilen der Geschichte sammeln. Macht man es anders, dann hat man bloß vorübergehend etwas Leben in den Unterricht gebracht. Man darf sich ferner auch nicht der Täuschung hingeben, als könne man durch Erziehen des Knaben zum Nachdenken die gedächtnißmäßige mechanische Aneignung überflüssig machen. Denn Verstehen allein führt noch nicht zum Können. Ein Schüler muß allerdings verstehen, warum eine mathematische Aufgabe so und so angefaßt wird, aber er muß auch durch die Uebung zur Lösung ähnlicher Aufgaben befähigt werden. Ebenso steht es im Sprachunterricht; der Schüler muß Einblick in die Bildung einer Verbalform haben, aber er darf nicht, um sie anzuwenden, nöthig haben, jede einzelne Form nach dem bestimmten Gesetz zu bilden, sondern die geläufigsten Formen müssen oft auf sein Auge und sein Ohr gewirkt haben. Das Gleiche gilt von den syntaktischen und stilistischen Gesetzen, es genügt nicht die ratio der Regel erkannt zu haben. Die gedächtnißmäßige Anregung selbst rein äußerlicher Kriterien muß eine sichere und richtige Anwendung garantiren. Der Schüler soll eben nicht in jedem einzelnen Fall sämmtliche Denkoperationen mit Bewußtsein vornehmen müssen. Wir schließen ja auch das Fenster, wenn es zieht, ohne erst alle Erwägungen anzustellen, auf denen diese unsre Handlung beruht. Ueberhaupt ist es nicht ohne Gefahr, bei einem Stoff, der festes Einprägen erfordert, den Schüler zu sehr auf sein Denken hinzuweisen, denn man macht ihn dann leicht schwankend und nimmt ihm vielleicht für immer die Sicherheit des Gedächtnisses, das doch gerade im jugendlichen Alter durch Uebung gekräftigt und gestärkt werden muß.

Dieser realistischen Forderung widerstrebt allerdings der von der neueren Pädagogik konstruirte Idealsextaner, denn trotz seiner neun Jahre erhebt er bedeutende Ansprüche an den Unterricht, er hat einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Einzelsätze und erklärt als Kind des letzten Dezenniums des 19. Jahrhunderts, daß er sich todten Sprachen gegenüber ablehnend verhält, wenn er nicht sofort einen zusammenhängenden, interessanten Lesestoff vorgelegt bekommt. Eine doppelte Verkennung des Thatsächlichen. Einmal nämlich ist damit, daß der kleine Schüler lieber zusammenhängende Stücke liest, noch nicht gesagt, daß ihm Einzelsätze zum Ekel sind, denn gerade auf dieser Stufe hat der Schüler noch eine unschuldige Freude daran, daß er überhaupt Worte und Sätze aus der einen Sprache in die andere übertragen kann. Nach dem Zweck fragt er gar nicht, denn die skeptischen Betrachtungen des modernen Schulmannes liegen ihm, Gott sei Dank, noch fern. Außerdem bleibt das Betonen des Zusammenhängenden des Stoffs doch nur Schein, da man ja gleichwohl, um den Stoff vielseitig üben zu können, im Anschluß an das zusammenhängende Lesestück eine große Anzahl Einzelsätze bilden muß. Warum will man also das Prinzip auf die Spitze treiben und nicht von Anfang an das Lesebuch so einrichten, daß es beiden Gesichtspunkten Rechnung trägt?

Aus demselben Gegensatz gegen alles sogenannte Mechanische ist eine Unterschätzung der häuslichen Vorbereitung für die Schriftstellerlektüre hervorgegangen. Man hört und liest mitunter von geistlosem und ödem Vokabelaufschlagen. Alle diese schleppenden Dinge sollen beseitigt werden durch Vorbesprechung des neuen Pensums und durch Vokabeldiktiren; dafür sollen dann sogenannte geistbildende Aufgaben eintreten, Verarbeitung und Vertiefung des Inhalts, Materialsammlungen und dergleichen. Die Absicht ist gewiß gut, aber wie steht es mit der Ausführung? Man diktirt z. B. für 100 Homerverse 15 Vokabeln, die anderen müssen die Schüler schon wissen. Wenn sie sie aber thatsächlich nicht wissen — nun dann müssen sie sie doch aufschlagen oder sich anderweitig helfen. Wäre es da nicht besser, bei der Vorbesprechung mancher Schwierigkeiten gleichzeitig durch geschicktes und rasches Fragen die Erinnerung an die im Gedächtniß schon erblaßten Vokabeln wachzurufen und die wirklich neuen den Schüler ruhig aufschlagen lassen? Denn das gewissenhafte Präpariren im alten Stil hat auch seine intellektuellen und moralischen Vortheile. Daß man natürlich mit dem Uebersetzen nach häuslicher Vorbereitung auch das Extemporiren wechseln lassen soll, daß man unter Umständen auch einmal eine Seite selbst vorübersetzen und minder wichtige Abschnitte auszugsweise darbieten darf, versteht sich von selbst.

Ein einseitiger und mitunter öder Betrieb des Sprachunterrichts hat vielfach die Anschauung hervorgerufen, als habe die Jugend heutzutage keinen Sinn für die Beschäftigung mit den Sprachen. Diese Ansicht ist ebenfalls übertrieben, und ein Blick auf den Schulhof, nachdem eine Klassenarbeit geschrieben worden ist, könnte zu ihrer Widerlegung dienen. Aber sie hat doch wenigstens das Gute gebracht, daß sie zur stärkeren Betonung des Inhalts der Autoren geführt hat. Nur darf man auch hier nicht den Bogen zu straff spannen. Denn wenn man nun die Einzelheiten des Inhalts und die Dispositi-

tionen, die den Schriftstellern sogar oft ohne ihr Verschulden nachgerühmt werden, ebenso drillt wie früher die grammatikalischen Regeln, dann ist nichts gewonnen; im Gegentheil! man wird dann noch den Rest von Sinn für die literarische Bildung und speziell für das klassische Alterthum wegdoziren und dazu noch eine neue Form der Ueberbürdung hervorrufen, die ja stets weniger in dem von Stunde auf Stunde aufgegebenen Pensum lag, als vielmehr in der Forderung, daß der Schüler sein ganzes Wissen fortwährend ebenso präsent haben soll, wie es der Lehrer, der doch in seinem Fach lebt, — auch nicht immer hat.

Der Vertiefung des Inhalts der Schriftsteller dienen auch die sogenannten freien Arbeiten, die als Mittel, stilistische Fertigkeit zu erzielen, ihren Werth haben, aber als selbständige Leistung der Schüler nicht so hoch stehen, wie der Laie leicht glauben könnte. Denn wenn an einer Anstalt diese Arbeiten regelmäßig gefertigt werden, dann gewöhnen sich eben die Schüler ganz unwillkürlich daran, jede zusammenfassende Besprechung im Unterricht als das Signal einer „freien" Arbeit zu betrachten und sich dementsprechend vorzubereiten. Also man darf sich ja nicht der Illusion hingeben, als ob man die Schüler in ihrer Gesammtheit je befähigen könnte, aus dem Stegreif sich über Gelesenes so auszusprechen, wie es die Themata der freien Arbeiten andeuten.

Eine verhängnißvolle Eigenthümlichkeit der Verhältnisse im höheren Schulwesen der Gegenwart ist das Bestreben, auf jede sogenannte Forderung der Gegenwart sofort einzugehen und so immer das Allerneueste zu machen — natürlich unter möglichstem Festhalten an dem schon Vorhandenen — und da kommen denn sog. Erfahrungen zustande. Es heißt: wir machen dieses oder jenes, das Verfahren hat sich bewährt u. dergl. All diese schönen Erfolge und Erfahrungen erinnern an das, womit sie eine enge Verwandtschaft haben — an den Sport. Man kann allerdings an einem Tag das Ziel erreichen und den ersehnten Preis erlangen, aber Tag für Tag dasselbe leisten, wäre unmöglich. Dazu kommt noch die Thatsache, daß, wenn an einer Anstalt solche Erfahrungen gemacht werden sollen, sie meist auch gemacht werden. Das heißt zahlreiche andere Erfahrungen, die gleichzeitig gemacht werden könnten und die Rolle des Schattens dem Lichtmeer gegenüber spielen müßten, die werden eben dann nicht gemacht. So kann es leicht vorkommen, daß, wenn im Sprachunterricht mit dem Inhalt alle möglichen und unmöglichen Kunststücke, wie sie gerade der Mode entsprechen, gemacht werden, die sprachlichen Leistungen zu ad hoc eingedrillten Eintagsleistungen herabsinken. Es geht eben mit diesen Dingen gerade so, wie mit manchen Medikamenten. Man bekämpft den Rheumatismus mit Salicyl, er weicht dem Mittel. Dafür aber stellt sich eine Verstimmung der Verdauungsorgane ein. Noch anderes ist bei sogenannten Erfahrungen auf pädagogischem Gebiet in Betracht zu ziehen, einmal das Alter und die Reife des Lehrers, der sie macht — denn es ist ein Unterschied, ob er 27 oder 47 Jahre alt ist — ferner die Zeit, wie lange man die betreffenden Versuche angestellt hat. Denn bei der Geschäftigkeit, mit der heutzutage Viele der höheren Schule in ihren Nöthen beispringen und helfen wollen, um den Ruhm des Retters zu gewinnen, ist Kaltblütigkeit, Vorsicht und Ruhe besonders vonnöthen. Führen ja doch gerade auf dem Gebiet des Unterrichts gar viele Wege nach Rom, und damit, daß sich für den einen eine Anzahl von Gründen geltend machen lassen, sind noch nicht alle übrigen als Irrwege erwiesen. Ueberhaupt muß sich die Schulverwaltung, die allerdings dafür zu sorgen hat, daß das verkehrt Individuelle nicht ins Kraut schießt, davor hüten, alles, was sich als rationell darthun läßt, amtlich ein- und durchführen zu wollen, denn dann müßte nothwendigerweise auch die berechtigte Eigenart des Lehrers erlahmen und verkümmern und selbst der Gerechte käme des Tages mehr als siebenmal zu Fall. Dahin wäre das Gefühl der Sicherheit, der Berufsfreudigkeit und das Bewußtsein, die Schuldigkeit gethan zu haben, ganz abgesehen von den gesundheitlichen Nachtheilen, die aus der Unruhe des modernen Unterrichtsbetriebs für Lehrer und Schüler sich ergeben. Gewiß hat der Grundsatz: das eine thun und das andere nicht lassen, seine Berechtigung im Schuldienst, aber selbst ein Caesar erzählt als etwas außerordentliches bell. gall. II: 20 Caesari omnia uno tempore erant agenda. Sollte es der Lehrer Tag für Tag, Stunde für Stunde können?

* * *

Angesichts mancher Fortschritte im höheren Schulwesen gilt der Ausspruch des Ovid:

> Prisca juvent alios, ego me nunc denique natum
> Gratulor.

Aber ebenso beachtenswerth ist die Mahnung Köpke's, daß die Schule „nur zögernd", nur unter stetiger besonnener Prüfung dem Fortschritt der Zeit folgen darf.

Gaudy's Entwicklungsgang.

Zum Gedächtniß des Dichters am 100. Jahrestag seiner Geburt. (19. April 1800.)

(Schluß.)

Romantisch ist Gaudy's Dichtung zum großen Theil, aber bestimmte Vorbilder lassen sich nicht allzuviele nachweisen: er folgte dabei mehr seiner angeborenen Anlage und dem Zug der Zeitströmung im allgemeinen, als daß er bestimmte Dichter und Motive kopirt hätte. Mit der Zeit treten ohnehin die deutschen Vorbilder mehr und mehr zurück, und wenn außer diesen noch eine Literatur für den Dichter von Bedeutung geworden ist, so ist es die französische.

Wie früh er zum Studium der französischen Sprache und Literatur angehalten wurde und mit welchem Erfolg, ist schon gesagt worden. Mit der größten Leichtigkeit hat er selbst französische Verse gedichtet, und so war er wie selten einer berufen, französische Dichter dem deutschen Publikum in Uebertragungen bekannt zu machen. Er begann mit Denkmälern der mittelalterlichen Literatur, deren Verständniß an und für sich bei dem damaligen Stand der Wissenschaft und den mangelhaften Hülfsmitteln nicht wenige Schwierigkeiten bot. Zu einer Zeit, wo die Schätze der provençalischen Literatur eben erst erschlossen wurden, hat unser Dichter einige Lieder des Bertran de Born mit Geschick übersetzt, und es ist nicht ohne Interesse, seine Uebertragung mit derjenigen des Altmeisters Friedrich Diez zu vergleichen. Im Jahre 1835 veröffentlichte er eine Uebersetzung der Normannenchronik von Wace, den „Roman von Rollo", dessen Verständniß er zugleich als Philologe wesentlich gefördert hat. Wenige Jahre darauf bot er dem Publikum eine Auswahl aus den Gedichten der Clotilde von Vallon-Chalys, welche in das fünfzehnte Jahrhundert führen, aber neuerdings als eine literarische Fälschung des fran-

zösischen Herausgebers erkannt worden sind. Die gemeinsam mit Chamisso vorgenommene Bearbeitung der Lieder Bérangers (Auswahl, 1838) gilt allgemein als ein Meisterwerk der Uebersetzungskunst. Dazu gesellen sich noch einige Uebertragungen aus Viktor Hugo's Orientales und Xavier Marmiers Gedichten.

Diese ausgedehnte und intensive Beschäftigung mit der französischen Literatur konnte nicht ohne weitere Einwirkung auf unsern Dichter bleiben. Gern behandelt er Stoffe der französischen Geschichte oder Literatur. Aus einem Lustspiel von Andrieux entnimmt er die Handlung seiner Humoreske „Die Lebensüberdrüssigen". Vor allem aber wirkt auf ihn Béranger, dem er die Musik der französischen Chanson ablauscht. Er überträgt diese Gattung auf die deutsche Literatur, nicht als bloßer Nachahmer, sondern als Nachschaffender. Mögen auch einzelne Motive hier und da an bestimmte Lieder Bérangers erinnern, das Wesentliche liegt doch in der Einführung der Gattung als solcher: des liedmäßigen, mit gleichmäßig wiederkehrendem, aber innig mit dem Inhalt der Strophe zusammenhängenden Refrain ausgestatteten Gedichts mit politischem, sozialem oder auch persönlichem Inhalt. Nicht mit Unrecht hat man Gaudy daher den „deutschen Béranger" genannt. Von den französischen Dichtern ist Béranger jedenfalls derjenige, dessen Eigenart er am innigsten in sich aufgenommen, aber zugleich auch am selbständigsten verarbeitet und mit seinem eigenen Ich verschmolzen hat. Das Charakteristische des „deutschen Béranger" liegt weniger in den Aeußerlichkeiten und Einzelheiten, die er von dem französischen Dichter entlehnt, als in den angeborenen, kongenialen Eigenschaften, die ihn mit Jenem verbinden: in der treffenden und sicheren Beobachtung des täglichen Lebens, in der humorvollen Wiedergabe des Gegenstandes und endlich in der Flüssigkeit der äußeren Form, der Sprache, des Metrums und des Reims.

Also auch hier bleibt der Dichter nicht in sklavischer Nachahmung befangen, sondern stellt sich selbständig neben seine Vorbilder, wenn er sich nicht gar über sie erhebt.

III.

Wie wenig es Gaudy verdient, ein bloßer Nachahmer gescholten zu werden, zeigt ein Blick auf die Hauptwerke der Reifezeit. Die fremden Einwirkungen sind hier großentheils überwunden, und wo literarische Vorbilder noch zu erkennen sind, hat sie der Dichter genügend mit eigener Kunst versetzt, um das Ganze als sein Eigenthum beanspruchen zu können.

Nichts ist in dieser Hinsicht instruktiver und zugleich reizvoller, als das Studium der 1835 erschienenen „Kaiserlieder", die wir nach den Dichtungen der Frühzeit, „Erato", „Desengaño" und anderen, als das erste Hauptwerk des Dichters betrachten dürfen. Nicht zum erstenmal war der Versuch gemacht worden, ein Epos in Romanzenform zu geben, und die Romanze an und für sich war eine der beliebtesten Dichtgattungen jener Zeit. Schon längst hatte Napoleon seine Sänger in Deutschland, in Frankreich und anderen Ländern gefunden, und Dichter wie Heine und Béranger haben sichtlich auf Gaudy's Napoleondichtung gewirkt. Einzelne Ideen, Motive oder Charaktere jener Dichter finden wir hier wieder, aber stets in andere Form gegossen, in neuen Zusammenhang gebracht. Keine einzige dieser Napoleonromanzen ist eine bloße Kopie nach irgend einem älteren Gedicht, und als Ganzes, als epische Zusammenfassung der „Totalität dieses Heldenlebens" ist das Werk ein durchaus origineller und bisher nicht übertroffener Wurf.

Nachdem im Jahre 1836 die „Erato" in neuer Auflage erschienen war und der Dichter darin die allzu stark an Heine erinnernden Gedichte durch neue, originellere ersetzt hatte, gab er im folgenden Jahre die „Lieder und Romanzen" heraus, in denen er sich von einer durchaus anderen Seite zeigte. Von Heine'schem Einfluß ist wenig mehr zu spüren, desto deutlicher tritt die Chanson mit dem charakteristischen Refrain hervor. Hier und da, zumal in den Romanzen, mag man sich auch an deutsche Dichter, an Goethe und seinen „Sänger", an Uhland und andere Romanzendichter erinnert fühlen, immer aber handelt es sich um mehr oder minder äußerliche Motive und Formen, die zum Aufputz der von Gaudy ersonnenen Idee dienen. Zu bewundern ist an dieser Sammlung neben der Leichtigkeit und Eleganz der Form vor allem die Vielseitigkeit der Süjets und der angeschlagenen Töne: neben Zeitgedichten stehen die innigsten Liebeslieder, neben realistischen Darstellungen des modernen Lebens poetische Bearbeitungen von Volksmärchen oder von Erzählungen und Sagen des Mittelalters, zum Schluß noch Nachbildungen französischer, altprovençalischer, polnischer, illyrischer und dänischer Dichtungen.

Am glänzendsten aber und zugleich am originellsten erweist sich der Dichter in der Novelle, zuerst in der poetischen Erzählung, dann in der Prosanovelle, von welcher seine Humoresken nur eine Unterart bilden. In diesem Genre läßt er schon in der Frühzeit seines Dichtens weit mehr Eigenart als in den übrigen Gattungen erkennen. Die im Jahre 1834 erschienenen und großentheils schon früher erstandenen „Korallen" enthalten neben kleineren Gedichten zwei Versnovellen, „Der Liebe Loos" und „Paulina", welche des Dichters Befähigung speziell für die Novelle und seine Originalität auf diesem Gebiete außer Zweifel stellen. Noch in den „Liedern und Romanzen" finden sich ähnliche Dichtungen. Inzwischen aber war der Dichter zur Prosanovelle übergegangen, und der noch heute allerwärts beliebte „Schneidergeselle" hatte den Anfang gemacht. Die Geschichte ist nicht ohne Tragik, im ganzen aber mehr der heiteren als der düsteren Seite des Lebens zugekehrt: Italien, seine Bewohner und ihre Eigenart, selbst wenn dieselbe dem armen Romberger verhängnißvoll wird, erscheint uns hier verklärt im Lichte eines vornehmen Humors. Ganz ähnlich gestaltet ist auch die schon erwähnte „Schülerliebe", aber völlig anderen Charakters die einfache und rührende Geschichte des „Katzenraphael", die mit „Schülerliebe" und „Jahrestag" zusammen 1837 in den „Novelletten" erschien.

Die Krone der Gaudy'schen Novellistik bilden die „Venetianischen Novellen" des Jahres 1838. Zwar gibt er vor, die Geschichten sämmtlich von dem öffentlichen Erzähler in Venedig vernommen zu haben, der auch in seiner Reisebeschreibung wiederkehrt, und mancher der hier behandelten Stoffe läßt sich in geschriebenen und gedruckten Büchern weiter verfolgen, aber die Kunst in der Wiedergabe dieser Erzählungen, die meisterhafte Darstellung vermag er nicht als sein Eigenthum abzuleugnen. Das rein Stoffliche hat in der erzählenden Dichtung von jeher ein Moment zweiten Ranges gebildet, das Wesentliche ist die Kunst der Darstellung. Man braucht nur Boccaccio's Novellen mit den dürren Erzählungen der Cento-Novelle zu vergleichen, um dessen inne zu werden, und so erscheint auch Gaudy's „Frau Venus" neben den Bearbeitungen desselben romantischen Motivs durch Eichendorff, Heine, Mérimée als eine durchaus eigenartige Leistung. In allen diesen Erzählungen spüren wir nicht die Herkunft der verschiedenen zugrunde liegen-

den Quellen des Stoffes, sondern die einheitliche Hand des Dichters, welche diese Geschichten zusammengestellt, geordnet und sie alle — gleichgültig ob tragisch oder scherzhaft, ob märchenhaft oder dem wirklichen Leben entnommen — mit der gleichen Kunst, zu unterhalten und zu gefallen, ausgestattet hat.

Gaudy besaß von Natur eine rege Phantasie und lebhafte Begeisterung für das Große und Schöne, einen lachenden Humor und eine tiefe Empfindung, ohne welche jener nicht denkbar ist, und endlich eine außerordentliche Gewandtheit und Anmuth der äußeren Form. Auf diese natürlichen Anlagen haben zuerst Vorbilder wie Jean Paul, Heine, Eichendorff und Goethe eingewirkt, aber gar bald hat sich unser Dichter diesen Einflüssen zu entziehen vermocht. Der Einwirkung des geistesverwandten französischen Liederdichters Béranger stand er von vornherein freier und selbständiger gegenüber, seine hieher gehörigen Lieder sind keine Nachahmung einzelner Chansons, sondern solche der ganzen Gattung. So erscheint der Dichter als ein „deutscher Béranger" und zugleich als selbständiger Romantiker in seinen „Liedern und Romanzen". Noch klarer tritt seine Selbständigkeit und Eigenart in den „Kaiserliedern" hervor, die unbedenklich als eines der bedeutendsten epischen Werke jener Epoche zu bezeichnen sind. Und seine voll ausgewachsene Kunst entfaltet sich vor uns in den prächtigen Novellen, die als Perlen deutscher Erzählungskunst betrachtet werden dürfen.

Allein um seiner Prosadichtungen willen verdient Gaudy einen Platz in jeder Literaturgeschichte, mag man über seine Lyrik oder über seine Kaiserlieder denken, was man will. Er ist ein Spätling der Romantik, er gehört in die Gefolgschaft der Eichendorff, Fouqué, Chamisso, die er selbst als Lebender so hoch geschätzt hat. Es ist ihm gelungen, inmitten seiner Vorbilder und Zeitgenossen seine Selbständigkeit zu wahren und seine Eigenart zur Geltung zu bringen. Mögen auch diese Zeilen zu einer gerechten Würdigung des begabten, edlen und liebenswürdigen Dichters beitragen!

Karl Voretzsch.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Berlin.** XXIX. Deutscher Chirurgen-Kongreß. Unter dem Vorsitz des Hrn. v. Bergmann (Berlin) trat am 18. April, vormittags 10 Uhr, die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie im Langenbeck-Hause zu ihrem XXIX. Kongreß zusammen. In der Eröffnungsrede dieses ersten Kongresses im neuen Jahrhundert wirft der Vorsitzende einen kurzen Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung der deutschen Chirurgie, welche besonders durch das gemeinsame Zusammenwirken ihrer Vertreter zu ihren glänzenden Erfolgen gelangt sei. Begründet sind diese durch die verständnißvolle Anwendung der Forschungsergebnisse auch auf anderen Gebieten, der Chemie, Physik, Optik und vor allem durch die kluge Benutzung des Thierversuchs, welcher für die wissenschaftliche Durchdringung ihres Stoffgebiets den hervorragendsten Nutzen geschaffen habe. Im warmen Nachruf gedenkt der Redner der im letzten Jahre gestorbenen Mitglieder, in erster Reihe des berühmten englischen Chirurgen James Paget; aber auch der verstorbenen und um die deutsche Gesellschaft für Chirurgie verdienten Verleger Hirschwald und Aber wurde mit Dank gedacht. Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurde der alte Ausschuß wiedergewählt. Die Büchersammlung, von Fischer (Berlin) verwaltet, umfaßt 9408 Bände, sie ist um 1620 Stücke im verflossenen Jahre gewachsen; dazu kommen 203 Bildnisse, darunter neu zwei Oelportraits (Socin in Basel und Stromeyer) und ein Pastell von Mursinna, früheren Chirurgen der Charité, endlich über 1000 Röntgen-Bilder. — **Nach Eintritt in die wissenschaftliche Tagesordnung** sprach Hr. Czerny (Heidelberg) über die Behandlung durch Operation nicht heilbarer Krebsgeschwülste. Eine der wichtigsten Aufgaben des Arztes besteht in der Behandlung von Kranken, die das traurige Loos haben, mit dieser Krankheit behaftet zu sein. Er darf die Hoffnung und den Lebensmuth der Kranken nicht sinken lassen und muß dadurch verhüten, daß sie, von ihm aufgegeben, dem unheilvollen Wirken der Kurpfuscher verfallen. Denn immerhin zahlreich sind die Hülfsmittel, die dem Arzt zu Gebote stehen, ihr Loos erträglich zu gestalten, falls eine Operation nicht mehr möglich oder angezeigt erscheint, und günstig die Erfolge, die er noch erzielen kann. Es bedarf zur Klärung aller die Heilung und Ursachen des Krebses betreffenden Umstände gemeinsamer und nach einheitlichen Gesichtspunkten geleiteter Arbeit, wie sich dies neuerdings die Gesellschaft für Krebsforschung zur Aufgabe gemacht hat. Erfolge werden aber erzielt werden durch die Gründung von Krebskrankenhäusern, wie sie in England und Amerika bereits dank der Menschenfreundlichkeit und Opferfreudigkeit reicher Laien bestehen. Diese gut geleiteten Anstalten erfüllen zugleich den Zweck Erziehungsanstalten für junge Aerzte zu sein und der Weiterverbreitung des Krebses Einhalt zu thun. — Darauf hielt Hr. Krönlein (Zürich) seinen Vortrag über die Erfolge der operativen Behandlung der Mastdarmkrebse. Aus dem werthvollen statistischen Material: aus elf deutschen Kliniken über 881 Kranke aus den letzten zwei Jahrzehnten wird nachgewiesen, daß der Pessimismus bezüglich der Dauererfolge nicht gerechtfertigt ist. Auch die Sterblichkeitsziffer ist bei den Eingriffen verhältnißmäßig sehr günstig, vorausgesetzt, daß man nicht zu weit vorgeschrittene derartige Leiden in Angriff nimmt. — Hieran schlossen sich einige rein fachwissenschaftliche Berichte verschiedener Herren über die Technik und die Erfolge der von ihnen vorgenommenen Mastdarm-Operationen. — In der Nachmittagssitzung desselben Tages theilt Hr. Körte (Berlin) seine Erfahrungen bei der operativen Behandlung von Dickdarmkrebsen mit unter Vorstellung von Patienten, welche seit jetzt 3—8½ Jahren durch die Operation von ihren Leiden befreit sind, bei denen man also zum Theil eine Dauerheilung voraussetzen kann. Bei aller Schwierigkeit der Behandlung gerade dieser Leiden muß das Hauptziel derselben auf volle Ausrottung des Kranken gerichtet sein. Bei 51 Operationen an 54 klinisch beobachteten Patienten hat der Redner 19 Mal die Krebsgeschwulst im ganzen ausrotten können. Die Ergebnisse, an sich verhältnißmäßig recht günstig, nennt der Redner selbst noch keine glänzenden, sie ermuthigen aber zu weiterem Fortschreiten; bessere Erfolge haben wir weniger durch weiter ausgebildete Technik zu erwarten, obwohl Jeder sich bemühen soll, seine Geschicklichkeit zu vermehren, als besonders dadurch, daß das Leiden früher erkannt wird. Wenn wir die Kranken früher operiren, namentlich bevor die Erscheinungen des Darmverschlusses hervorgetreten sind, und wenn wir die geeigneten Operationsfälle mehr aussuchen lernen, werden die Schlußerfolge erheblich besser werden. — Hr. v. Mangoldt (Dresden) zeigt eine Frau, bei welcher eine Kehlkopfverengerung, die 18 Jahre lang das Tragen einer Kanüle nothwendig gemacht hatte, dadurch behoben wurde, daß er ein Stück Rippenknorpel in die verengte Stelle einpflanzte. Der Luftzutritt in die Lunge durch den Kehlkopf ist jetzt frei und die Sprache deutlich. Ebenfalls mit Rippenknorpelverpflanzung wurde ein Knabe mit hochgradiger Einbiegung des Nasenrückens behandelt und geheilt. — Hr. v. Stubenrauch (München) sprach über die Veränderungen des wachsenden Knochens unter dem Einfluß des Phosphors. Bei Thieren, welche er mit kleinen Gaben Phosphors gefüttert hatte, beobachtete er eine Zunahme der Knochenmasse in verschiedenem Grad und an verschiedenen Gliedern, so besonders am Oberarm, Oberschenkel und Vorderarm. Die Veränderungen können zum Theil freilich nur auf mikroskopischem Weg erkannt werden. Der Werth und die Einwirkung des Phosphors auf die Knochen bei englischer Krankheit, welche so oft hervorgehoben worden, ist noch nicht ganz klar gestellt und dürfte durch röntgographische Untersuchungen noch weiter verfolgt werden müssen. Im Anschluß daran zeigt der Vortragende Röntgen-Bilder, welche von Zündholzarbeitern stammen und Ver-

dickungen an den Enden mehrerer Knochen aufweisen. — Hr. König (Berlin) besprach die Wandlungen in der chirurgischen Technik der Gelenk-Operationen. Für die Eröffnung der Gelenke ist die Durchführung keimfreien Operirens das Wesentlichste; um dies zu erreichen, hält der Redner es für das Wichtigste, das Operationsfeld nicht mit Händen, sondern nur mit Werkzeugen zu berühren. Ebenso wichtig ist aber auch die Abschnürung des Gliedes zum Zweck der Blutleere. Das Röntgen-Verfahren hat für die Fremdkörper bei Kniegelenken keine wesentlichen Aufklärungen gebracht. In Fällen von Eiterung ist der Redner von der alten Art der Flüssigkeitableitung durch Gummiröhren abgekommen, er eröffnet vielmehr das Gelenk mit großen Schnitten, wodurch eine wesentliche Abkürzung der Behandlung ohne erhebliche spätere Gebrauchsstörungen des Gliedes erreicht wird. Für gewisse Arten der Gelenkentzündung wirken diese Schnitte auch ungemein schmerzlindernd, in ganz schweren Fällen, wo sonst nur die Absetzung des ganzen Gliedes in Frage käme, kann vollständiges queres Aufschneiden des Kniegelenks das Bein noch erhalten. Wo operative Hülfe möglich ist, sollte man nicht sich mit orthopädischen Einrichtungen begnügen. — An dieses Referat schloß sich noch die Vorstellung verschiedener Einzelfälle. Die Sitzung wurde gegen 5 Uhr geschlossen.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 5. April. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Erman besprach einen von W. Golenischeff unlängst veröffentlichten Papyrus. Der Papyrus enthält den Bericht eines ägyptischen Beamten über eine Reise nach Phönizien, die er unternahm, um Holz vom Libanon für die heilige Barke des Amon zu beschaffen. Der Bericht zeigt, wie tief das Ansehen Aegyptens um das Jahr 1100 v. Chr. bereits gesunken war, und gewährt einen lehrreichen Einblick in die damaligen Verkehrs- und Handelsverhältnisse. Auch für die Geschichte der ägyptischen Sprache ist dieser Papyrus ein besonders wichtiges Dokument. — 2. Hr. Frobenius legte eine Mittheilung des Hrn. Professors G. Landsberg in Heidelberg vor: Zur Theorie der algebraischen Funktionen zweier Veränderlichen. Nach den Prinzipien, nach denen Dedekind und Weber die Theorie der algebraischen Funktionen einer Variabelen entwickelt haben, werden die algebraischen Funktionen zweier Veränderlichen untersucht, ihre Verzweigung, ihre Singularitäten, die bei ihrer Transformation invarianten Zahlen, indem dabei das von Kronecker eingeführte Hülfsmittel, die Formen mehrerer Variabelen, benutzt wird. — 3. Im Auftrag des Hrn. Prof. Fr. Nansen in Christiania wurde der soeben von ihm herausgegebene erste Band des Werkes vorgelegt: The Norwegian Polar Expedition 1893—1896. Scientific Results. Christiania etc. 1900.

* **Würzburg.** Für den durch den Tod des Professors Dr. Sittl erledigten Lehrstuhl für klassische Philologie an der hiesigen Universität ist, der „Frankf. Ztg." zufolge, der außerordentliche Professor Dr. Weyman in München in Aussicht genommen.

* **Berlin.** Der Professor der Rechtswissenschaften an der hiesigen Universität, Dr. Leonard Jacobi, ist gestern im 68. Lebensjahre in Charlottenburg gestorben.

* **Bremen.** Der bisherige Direktor des hiesigen Statistischen Bureaus, Heinrich Frese, wird aus Rücksicht auf sein Alter am 1. Mai aus dem Dienst scheiden und an seine Stelle wird Dr. Wilhelm Böhmert treten. Frese ist 43 Jahre lang der Leiter des Instituts gewesen und hat es zu einer geachteten Höhe gebracht. Sein Nachfolger Dr. Böhmert hat sich als Statistiker auf dem Gebiete der Einkommenbewegung in Preußen und Sachsen bekannt gemacht.

* **Budapest.** Der Privatdozent an der Universität Pest, Dr. August Hirschler, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

w. **Aus Italien.** Der internationale Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose, welcher am 25. d. M. in Neapel eröffnet wird, nimmt ohne Zweifel unter allen wissenschaftlichen Vereinigungen dieses Jahres eine der ersten Stellen ein. Das bewirkt nicht nur die Wichtigkeit des Stoffes, über den verhandelt werden soll, sondern eine ganze Reihe günstiger Nebenumstände, z. B. die glückliche Wahl des Ortes, eine Anzahl eben zu gleicher Zeit abzuhaltender, verwandte Gebiete betreffender Kongresse, wie über den Sanitätsdienst und die physische Erziehung, die hygienische Ausstellung, die am 6. Mai feierlich eröffnet wird u. a. Der Kongreß dauert bis zum 29. April. Fast alle wichtigeren Nationen Europa's haben Vertretungen angekündigt, so das Deutsche Reich in der Person des Herzogs von Ratibor; außer Deutschen nehmen an dem Kongresse besonders Franzosen, Spanier, Russen, Oesterreicher und Griechen theil, der unzähligen Italiener zu geschweigen, denen vom Ministerium des Landes der Besuch in jeder Weise erleichtert und nahegelegt wird. — Am 18. April beginnt in Rom der zweite internationale Kongreß Gabelsberger Stenographen. Den Vorsitz führen Unterstaatssekretär Fusinato und Professor Enrico Noe. Das königliche stenographische Institut zu Dresden hat Dr. Oppermann als Vertreter bestimmt. Hauptfrage des Kongresses wird die Ausbreitung Gabelsberger Kurzschrift in staatlichen Unterrichtsanstalten sein. — Die 5. Jahrhundertfeier des Geburtstags Gutenbergs wird in Rom von der Vereinigung der Presse und der Federazione del libro durch öffentliche Vorträge gefeiert werden, in denen Leben und Bedeutung des Erfinders der Buchdruckerkunst dargestellt werden sollen. — Da für die Theilnehmer am Antituberkulosekongreß auch eine Besteigung des Vesuvs geplant ist, so wird hier ein kurzes Wort über jenen Krater nicht am falschen Platze sein. Vom Oktober bis zum April ließ sich eine langsame Steigerung der Thätigkeit des Vesuvs bemerken, und während noch vor wenigen Wochen der Rauch in Pinienform den Kegel umrahmte, entsteigen nun mächtige, dichte Wolken dem Krater, die sich oft 5 km weit verfolgen lassen. Auf eine eigenthümliche Weise nun hat der Vesuv vor kurzem seiner Umgebung wieder empfindlichen Schaden gebracht. In den vielen Regentagen des März wurden die den Vesuvkegel streifenden Wolken von starken Salzdämpfen geschwängert, gingen dann zur Erde nieder und haben einen großen Theil der Felder der Stadt Somma heimgesucht. Wo eben noch die ersten Frühlingstriebe keimten, ist nun alles vernichtet. Diese Erscheinung tritt nur sehr selten ein, einen Schutz gegen den Salzregen hat man bis jetzt nicht gefunden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

G. v. Herrnhof: Bismarck-Gedenkbuch. Nürnberg, Stroefers Kunstverlag (1900). — D. Bischoff: Maurerthum und Menschheitsbau. Leipzig, M. Hesse 1900. — *M. Δημίτσας: Ὁ Ἑλληνισμὸς καὶ ἡ διάδοσις αὐτοῦ εἰς τὴν Ἰταλίαν καὶ τὴν λοιπὴν Εὐρώπην κατα τὸν μέσον αἰῶνα* etc. *Ἀθῆναι* 1900. — H. Huber: Die reichsgesetzlichen Bestimmungen für den deutschen Gerichtsvollzieher. Leipzig, Hirschfeld 1900. — Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen. XII. Jahrg. 1899. Dillingen, Keller. Dr. O. Heyne: Irrthümer auf dem Gebiete des Geldwesens. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1900. — A. v. Kostanecki: Der wirthschaftliche Werth vom Standpunkt der geschichtlichen Forschung. Ebd. 1900. — W. v. Altrock: Der ländliche Personalkredit in der Provinz Brandenburg. Ebd. 1900. — Dr. M. Grabein: Die deutschen Getreidezölle der Zukunft. Ebd. 1900. — Mich. Anitchkow: Krieg und Arbeit. Ebd. 1900. — *Rijks Ethnographisch Museum* te Leiden. 's Gravenhage 1899. — Prof. Tieffenbach: Was verdankte die athenische Demokratie ihrer Herrschaft zur See? (S.-A. aus der „Marine-Rundschau", 4. Heft, 1900.) — M. Wundtke: Ich ruf' Dich, Germania! Drei Visionen eines Deutschgläubigen. Radebeul-Dresden, Verlag „Original" 1900. — H. v. Hofmannsthal: Der Thor und der Tod. Berlin, Schuster u. Loeffler 1900. — M. Möbius: Steckbriefe. Ebd. 1900. — Marie v. Bunsen: Georg v. Bunsen, ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten. Berlin, Hertz 1900. — Dr. Th. Hampe: Die Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis 1806. Nürnberg, Schrag 1900.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 21. April. Nummer 91.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Hans Thoma.

Im Jahre 1866 trat Thoma, der Schüler des Landschaftsmalers Schirmer in Karlsruhe, mit einigen Bildern hervor, die ihm unter natürlichen und gesunden Verhältnissen einen der ersten Plätze unter den Künstlern Deutschlands hätten sichern müssen; statt dessen blieb er unbeachtet und fuhr fort, unbeachtet, aber mit gleichbleibendem Eifer weiter zu schaffen, bis ihm endlich nach fünfundzwanzigjährigem Ringen die allgemeine Anerkennung zutheil wurde.

Diese ersten Bilder sind das eines Bauernhauses, wohl desselben, in dem er 1839 in Bernau geboren wurde, und das lebensgroße Bildniß seiner Mutter und seiner Schwester. Sie eröffnen die Reihe der 150 Bilder Thoma's in Frankfurter Privatbesitz, die Henry Thode kürzlich veröffentlicht hat[1]). Das Bauernhaus, mit seinem weit überhängenden, schindelgedeckten Schwarzwälder Dach, steht in der vollen Sonne da, von einer alten Esche treulich beschattet. Auf einer Bank neben der Hausthür sitzt ein Mädchen, mit Hausarbeit beschäftigt; Hühnervolk tummelt sich um jenes, ein Kätzchen schleicht vorsichtig über den Rasen. Alles athmet Stille, Friede und Behagen. Mit liebevollem Eingehen ist jede Einzelheit behandelt, und doch wirkt das Bild, rein künstlerisch genommen, groß und vornehm. Das äußert sich in der Art, wie die breiten Schatten- den breitenLichtmassen entgegengesetzt sind, vor allem aber in der Anordnung, die von dem mächtigen Dach nur einen kleinen Theil und von dem Himmel nur eine Ecke zuäußerst im Winkel zeigt.

Solche schlichte und wahre Kunst, die kraftvoll den Natureindruck wiederzugeben suchte, stand ganz vereinzelt in jener Zeit der Kleinlichkeit undUnnatur da. Ebenso ungewohnt mußte das Bildniß der beiden in der Bibel lesenden Frauen erscheinen. Die Alte, ganz von vorn gesehen, verfolgt durch ihre große Brille Zeile um Zeile, mit nur leichter Bewegung der Lippen, indem sie das Buch weit vor sich hält; die Junge hat die eine Hand auf die Schulter der Mutter gelegt, stützt mit der andern das Buch und lauscht still in Gedanken verloren dem Wort. Weder soll hier ein besonderer Vorgang erzählt, noch die Persönlichkeit der Dargestellten geschildert werden, sondern nur um ein in Liebe und Treue erfaßtes Abbild der Wirklichkeit handelt es sich, um eine Scene des täglichen Lebens, die Inhalt genug bietet, wenn sie in ihrem innersten Kern, der wohlthuenden Stille und Andacht, dargestellt wird. Sehen wir auf die Art, wie auch hier der Bildraum fast ganz durch die beiden Gestalten erfüllt wird, so bietet sich Rembrandts Auffassung ungesucht zum Vergleich dar.

Dem großen Zug, der bereits in diesen seinen frühesten Bildern waltet, ist Thoma Zeit seines Lebens treu geblieben. Wie er ihm das Anrecht erwarb, mit den ersten Künstlern aller Zeiten in eine Reihe gestellt zu werden, so bildete er anfangs zugleich eine Schwierigkeit für sein Durchdringen. Denn jede Zeit sucht in den Werken ihrer Künstler zunächst das, woran sie gewöhnt ist, was als ihre Eigenart erscheint. Von einem solchen Zusammenhang mit den Zeitbestrebungen aber ist bei Thoma so gut wie nichts wahrzunehmen. Dem gebildeten Wesen, das sich namentlich in den Städten entwickelt, steht er als Naturmensch wenn auch keineswegs feindlich so doch durchaus fremd gegenüber. Soweit sich das Deutschthum gegen den verflachenden und verzerrenden Einfluß der neuzeitlichen Kultur aufgelehnt und das Heil in der Einsamkeit und im Sichselbstgenügen gesucht hat, kann er wohl als einer der namhaftesten Vorkämpfer deutschen Wesens angesehen werden. Andrerseits aber besitzt er doch nicht jene Ecken und Kanten und Härten, welche von jeher als die auszeichnenden Merkmale deutscher Sonderart betrachtet worden sind, sondern ist vielmehr auf die gleichmäßige Ausbildung aller seiner Geisteskräfte, auf eine Abrundung seiner Anschauungen angelegt, die ihn dem klassischen Ideal weit näher entgegenführt als dem ausgesprochen germanischen.

Wichtiger somit für seine Beurtheilung ist der Umstand, daß er auf freier Höhe, in einsamer Gegend geboren und aufgewachsen ist, als daß seine Wiege gerade im Schwarzwald gestanden hat, statt in einem anderen Theile Deutschlands. Die Hauptsache ist, daß er mit städtischem Wesen erst in einem Alter in Berührung kam, da er gegen dessen Einflüsse bereits gefeit war. Daraus erklärt sich auch die Geistesverwandtschaft, die zwischen ihm und dem Franzosen Courbet bestand, jenem Sohn der bergigen Franche-Comté, der um die Mitte des Jahrhunderts der Pariser Salonkunst den Fehdehandschuh ins Gesicht warf, unverfälschte, aber groß erfaßte Bilder aus dem Leben des Dorfes und der Kleinstadt zu malen begann und den Sinn erschloß für die Poesie der einheimischen, so wenig beachteten Landschaft. Courbets Kunst kennen zu lernen, wird Thoma bei seinem Pariser Aufenthalt im Jahre 1869 Gelegenheit gehabt haben; in demselben Jahre trat er dann in München dem Meister persönlich nahe, als jener dort mehrere seiner Hauptwerke ausstellte. Von einer ganzen Reihe früherer Thoma'scher Bilder kann man behaupten, daß sie durchaus den Geist Courbets athmen, wenn sie auch zum Theil zu einer Zeit entstanden sind, da er dessen Werke noch gar nicht kannte. Das gilt von dem Knaben bei dem todten Reh (Nr. 3 der Thode'schen Veröffent-

[1]) Hans Thoma. I. Gemälde in Frankfurt a. M. Herausgegeben von Henry Thode. Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller, 1900. Zwei Mappen in Folio (Lichtdrucke).

lichung), der Wärterin mit dem schlafenden Kinde im Arm (7), dem violinspielenden Jungen, der sich, die Noten auf den Knien, in einem Winkel des Hausgärtchens auf einen Baumstumpf gesetzt hat und nun Note auf Note andächtig sich abmühend ausprobirt, von dem leise heranschleichenden Kätzchen belauscht (11), weiterhin der alten Mutter, die in dem gleichen Garten einen Knaben in der Bibel unterweist (48) und der jungen Frau, die im Fenster lehnend träumerisch herabsieht auf die Dächer des Städtchens (38).

Alle diese Bilder, die bis zum Jahre 1878 reichen, haben etwas Selbstverständliches, Reifes, in sich Abgeschlossenes, das den Beschauer in seinen Bann zieht und in ihm das Gefühl weckt, zuhause zu sein unter lieben, wohlbekannten Menschen. Es ist hier das große Rätsel gelöst, das Alltägliche und Gewohnte als etwas stets Neues und Fesselndes darzustellen; und dies wird dadurch erreicht, daß der Künstler es uns nicht wie durch die Linse des photographischen Apparates sehen, sondern so empfinden läßt, wie es sich unserm Gedächtniß einprägt. Das Wohlthuende einer solchen Kunst liegt darin, daß sie nicht als Kunst, sondern als Natur empfunden wird, daß sie keine Absicht verräth, sondern unmittelbar aus dem Gefühl quillt. Wie einzelne Künstler sich dem Wesen der Erscheinung dadurch zu nähern suchen, daß sie es in einem Gleichniß verkürzt, vereinfacht und verallgemeinert darstellen, so gehen andere unmittelbar auf die Erscheinung los und überwinden sie dadurch, daß sie sie mit voller Schärfe in ihren großen Zügen erfassen; beide setzen an die Stelle der bunten und zerrissenen Wirklichkeit nicht etwa ein willkürliches Scheingebilde, sondern das einheitliche Bild, das in ihrem Geiste entsteht: als ein Realist in diesem gesteigerten und daher echt idealistischen Sinne ist Thoma zu begrüßen.

Mehr noch als diese Genrebilder sind für Thoma seine Landschaften bezeichnend; sie bilden das Gebiet, das er Zeit seines Lebens mit Vorliebe gepflegt hat; in ihnen hat er dem deutschen Naturempfinden dauernden und überzeugenden Ausdruck verliehen; als Landschafter lebt er auch vorwiegend im Bewußtsein des Volkes. Gleich dem andern großen Schüler Schirmers, Arnold Böcklin, hat er von seinem Lehrer den Sinn für eine große, schlichte und einheitliche Auffassung der Natur geerbt. Beide sind weit über ihren Lehrer hinausgewachsen, indem sie von dessen allgemeiner Art bis zu einer ganz individuellen, den engsten Anschluß an das jedesmalige Naturvorbild suchenden vorgedrungen sind: Böcklin im Anschauen der festen Formen und großen Massen italienischer Landschaft mit der ganzen leuchtenden Farbenpracht, die durch die ungetrübte Klarheit der dortigen Luft bedingt wird; Thoma durch das liebevolle Versenken in die weiten Fernsichten, welche das Hochland des Schwarzwaldes wie die breite Rheinebene ihm unter dem wechselnden, bald grauen, bald sonnigen, bald mit dem Licht kämpfenden Himmel Deutschlands boten. Dabei aber hat sich Keiner von Beiden auf das Landschaftsfach eingeschränkt: wie sie die Natur als ein Ganzes empfanden, ja über die Sichtbarkeit weit hinausgingen, indem sie sie mit den Gebilden ihrer Träume und Phantasien erfüllten, so haben sie auch stets alle Gebiete des Darstellbaren, von dem Stillleben und dem Bildniß bis zu der Verkörperung heroischer und mythologischer Visionen, gleichmäßig behandelt.

Thoma's Landschaften fühlt man es an, daß er nicht in einem der engen, nur selten von einem Sonnenstrahl getroffenen Schwarzwaldthäler geboren ist, sondern auf freier Höhe, die weite Umschau gestattet, den Menschen sich dem Himmel näher fühlen läßt und seinen Blick statt auf die Einzelheiten der nächsten Umgebung auf die großen Linien der abschließenden Wellenberge lenkte, hinter denen eine unendliche Ferne sich fühlbar macht. Diesen Charakter des Hochplateaus vertreten in der vorliegenden Sammlung nur wenig Bilder, am ausgesprochensten noch dasjenige mit der heimkehrenden Kuhherde, das in überaus geschickter Weise so abgeschnitten ist, daß nur ein schmaler Streifen Himmels sichtbar bleibt (8); dafür bieten einige Bilder der über Geröll plätschernden Gebirgsbäche mit dem üppigen Grün, das sich an ihren Rändern wie Oasen in der Einöde bildet, nach anderer Richtung Ersatz (49, 55). Für die Schilderung der breiten, von Bergen eingefaßten Rheinebene ist dagegen reichliches Material vorhanden; wie kein Anderer hat es Thoma verstanden, hier den Standpunkt zu wählen, der mit einem Blick den größten Reichthum an Einzelbildungen umfassen läßt und dadurch Herz und Sinn erweitert und erhebt. Bald erscheint der blinkende Fluß nur in der Ferne, während vorn sich üppige Wiesen dehnen (10, 43, 65), bald fließt er als breite, von der Sonne beschienene Fläche gerade auf den Beschauer zu (21) oder spiegelt den Kampf, der sich im Himmel zwischen Wolken und Licht abspielt, während an den Ufern geschäftige Hände die Felder bestellen (29). Aus all diesen Darstellungen tönt uns der Jubelruf über die Herrlichkeit der Schöpfung entgegen, und dies ist es, was Thoma's Schöpfungen ihren erhebenden und dauernden Werth sichert. Sie stimmen die Seele zum Gebet.

Verbindet er auf seinen Bildern Landschaft und Figuren, so gehen beide vollständig zusammen, da sie aus dem gleichen Empfinden entsprossen sind. Mag er uns das üppige Gärtchen mit der Wärterin und dem schlafenden Kinde zeigen (15), oder den zeichnenden Knaben auf der Wiese, von Hühnern umgeben (17), oder die drei Mädchen, die unter einer Weide singen, während ein Knabe dazu die Guitarre spielt (26), oder die Kuhherde am Bach (42) oder den einsamen Schiffer im Mondschein (61): immer ist es eine einfache, starke Empfindung, die unmittelbar zu unserm Herzen spricht.

Vielleicht das schönste, was er geschaffen hat, sind zwei Fresken aus dem Jahre 1875: ein ausgelassener Kinderreigen um ein blühendes Bäumchen auf weiter Schwarzwaldwiese mit dem Blick auf die schneebedeckten Berge der Ferne und empor in die leicht gekräuselte Himmelsbläue, die durch Vögel belebt wird; andrerseits die vier Jahreszeiten, durch Kinder versinnbildlicht, die den greisen Saturn neckend umflattern (27, 28). Wo er in phantastischen Darstellungen an Böcklin erinnert, wirkt er nicht so elementar wie dieser, sondern schildert vielmehr Stimmungen der eigenen Seele: so in dem Charon (36), dem Liebespaar mit Tod und Amor (46), der Faunsfamilie (64). Nur in jenen Bildern, die einem bereits gegebenen Stoffkreise entnommen sind, wie den Wagner'schen Nibelungen, vermag er nicht recht zu überzeugen: von sich aus kann er ohne Ende erzählen und fabuliren, zum Illustrator aber ist er nicht geschaffen. Seine Bildnisse dagegen gehören zu den überzeugendsten, die unsre Zeit hervorgebracht hat (z. B. 12, 20, 25, 41).

Die bisher angeführten Beispiele sind sämmtlich dem ersten, bis 1880 reichenden Bande entnommen; sie geben die festen Punkte an, die er sich eroberte. Seit 1877 lebte der Künstler in Frankfurt, das er erst 1899 verlassen, um die Stelle eines Direktors der Karlsruher Gemäldegalerie zu übernehmen und somit in sein Heimathland Baden zurückzukehren, sich selbst zur Freude und seinem Lande zum Ruhm. Wie die Frankfurter den Künstler zu schätzen gelernt hatten, zeigt die Zahl von

150 Bildern, die allein aus dortigem Besitz veröffentlicht werden konnten. Neue Züge zeigen nur wenige der im zweiten Bande vereinigten, es seien denn die beiden in echt monumentaler Weise gedachten Fresken aus dem Restaurant zum Kaiser Karl, von etwa 1887 (114, 115), und die Ruhe der heiligen Familie bei Mondschein, mit dem Engelkonzert in den Wolken (127). Bei den Landschaften machte sich in dieser späteren Zeit eine zeichnende Manier bemerklich, die an die Stelle der früheren liebevollen Durchführung kräftige Umrisse in Verbindung mit andeutend hingewischten Farbenflächen setzt. Doch erinnern auch in den letzten Jahren immer wieder einzelne Werke an die der Frühzeit. In der Pferdetränke bei Abend (113) hat der Künstler einen Ton gefunden, der durchaus an die schönsten Erzeugnisse der Schule von Fontainebleau gemahnt. Ganz vorzüglich sind einzelne Bildnisse, wie das seiner Frau (137) und das von Elise Küchler von 1898 (150).

Wenn diese Sammlung, wie nach ihrem reichen und im besten Sinne volksthümlichen Inhalt zu erwarten, genügenden Anklang beim Publikum findet, soll sie fortgesetzt und durch die Veröffentlichung Thoma'scher Gemälde aus anderen Orten vervollständigt werden.

W. v. Seidlitz.

Heulende Derwische in München und dieselben in Samarkand.

Eine Betrachtung von C. D.

> Der Glaube ist groß, Leben spendend. — Die Geschichte eines Volkes wird fruchtbar, herzerhebend, groß, sobald es glaubt.
> Carlyle. (Ueber Helden 2c.)

Die uns jetzt in München zur Schau gegebenen Gebetsübungen der heulenden Derwische, „mit ihrem frommen Vorbeter", haben wohl in uns Allen das Gefühl sittlichen Unbehagens hervorgerufen. — Aber wir wollen nicht die Kunststücke umherziehender orientalischer Gaukler mit Mohammed, seiner Lehre und den Glaubenssätzen seines Volkes in Zusammenhang bringen.

So viel auch christlicher Eifer immer versuchte, Mohammed zu verkleinern, und aus seinen ernsten, mühevollen Bestrebungen nichts anderes zu lesen wußte, als Betrügereien eines Schelms und Meuchelmörders, so denke ich —, „Mohammed ist der einzige Biograph Mohammeds". — Was wir hier in München sahen, war eine ungeschickte Zusammenstellung von morgenländischen Tänzen, Zaubereien und Gebetsübungen.

In meiner zentral-asiatischen Heimath, wo ich sechs Jahre hindurch orientalisches Leben ohne Unterlaß und ernst studirte, auch auf meinen Reisen in Kleinasien und der Türkei sah ich keinen Muselmanen unter Paukenschlag mit seinem Gott reden. — Nicht einmal Glockengeläut — der monotone feierliche Aufruf des Muezzins (Mulla's) vom hohen Minaret, ruft die Gläubigen zu stillem Gebet.

Und das allgemeine, stille Gebet ist die erste Sure des Koran, und lautet nach der Uebersetzung, die mir der turkestanische Gelehrte Alin Junus Chodschi davon gab, wie folgt:

> „Ruhm dem Ewigen, dem Erhalter des Weltalls. Barmherziger, gnädiger Herr am Tage des Gerichts. Zu Dir beten wir; auf Dich, den Einzigen, hoffen wir. Führe uns auf dem Wege, auf dem rechten Wege, — wie es Dir gefällig ist — ohne Zorn, ohne Verirrung."

Unter den religiösen Sekten hebe ich hervor die in Persien und Turkestan unter dem Namen „Kalandare" bekannten, umherziehenden Derwische, die ihr Leben ganz in den Dienst der Religion stellen, und von der Mildthätigkeit der Stadt und Dorfbewohner ihr Dasein fristen — und die „Duwana", d. i. die religiös Ueberspannten, die als ansässige Bürger tagsüber ihrem Gewerbe nachgehen, und in der Stille der Nacht vom Donnerstag zum Freitag in einer versteckten Moschee sich zum Gebet zusammenfinden. — Die Entstehung dieser beiden Sekten ist wohl auf die dreiundsiebzigste Sure des Koran zurückzuführen. Von der Sekte der „Duwana" will ich erzählen.

* * *

Wir kamen vom Thal des Sarafschan herauf und schritten über die Todtenstadt, das alte Marakanda, hinweg, dem inneren Samarkand zu. Die Sonne war im Scheiden, und die bunten Kuppeln von Bibi-Chanim[1]) und Tamerlans Grab lagen ganz vergoldet von ihrem Schein. — Jetzt streifte sie noch einmal die eisigen Schneefelder Bochara's — und der Tag war dahingeschieden. — Der Himmel färbte sich kalt, und in dem grünblauen Schimmer schwamm der Vollmond klar und riesengroß. — Vom hohen Minaret, weithin durch die Nacht hörten wir die schwermüthigen Laute des Gebetes, das vom Mulla gesungen, bald deutlich klar und bald weithin verklingend, durch die Luft getragen wurde. So wandern wir durch die stillen Straßen dahin, die nach Sonnenuntergang wie ausgestorben sind. — Hier und da räumt noch ein Sarte seine Bude auf, legt die Strohmatten davor, breitet unter freiem Himmel seinen Teppich aus und wirft sich nieder zum Gebet, die Augen nach Mekka gewandt. Die in den Theebuden („Tschaichannee") hockenden, schweigsamen Gäste stellen den „Kallian" (Wasserpfeife) beiseite, rücken den „Schelma" (vielfach umwundene Kopfbedeckung) zurecht, treten in ihre Ueberschuhe und begeben sich auf den Heimweg.

So gehen auch wir, ganz vom Zauber der Mondnacht befangen, schweigsam durch die langen Gassen dahin, rechts und links die immer gleichen fensterlosen Lehmmauern, deren eintönige Länge hin und wieder durch eine niedrige, geschnitzte Holzthüre unterbrochen wird, hinter welcher sich das Familienleben des Sarten abspielt, das sich fremden Augen entzieht.

An einem rauschenden Bach treten wir in eine Mühle; zwei dunkle, nackte Männer sortiren beim trüben Schein einer kleinen Oellampe das Korn und laut arbeiten die Schläge. — Wieder im Freien umgibt uns blendende Helle und ganz umwoben vom silbernen Lichte bewegen sich träumend die Wipfel der hohen Cypressen. Jetzt im Moscheenhof zwischen Gräbern und geweihten Stätten. — In einem verwitterten Baumstumpf Widderhörner, an denen tausend bunte Bändchen hin und her flattern, als bewege sie ein schöner Gedanke, denn jedes wurde mit einem frommen Wunsche hieher getragen und gebunden. — Und weiter — durch eine Halle; hier hatten die Kinder tags gelernt, nun lagen die vergriffenen Fibeln zerstreut auf dem Teppich umher. — Und wieder im Freien recken uns riesenhafte, verdorrte und vertrocknete Aeste ihre Arme entgegen, auf den entlaubten Stämmen nisten Störche — ein Irrsinniger kommt aus seiner Wohnung, einer verfallenen Grabeskuppel, und streicht murmelnd zwischen den Hügeln dahin. — Wir schlüpfen durch eine Mauer und sind am Ziele unsrer Wanderung, im Moscheenhof der Duwana. Unter dem Schatten der dichten Karagatsche (Schwarzbaum) über-

---

[1]) Bibi Chanim ist eine Moschee die Timur seiner Lieblingsfrau erbauen und nach ihr benennen ließ.

sehen wir, was wir suchten, ohne selbst gesehen zu werden: ihre Zusammenkunft zum Gebet. — Die Moschee selbst besteht aus einem viereckigen hohen Raum, fensterlos mit vielen größeren und kleineren Nischen in den Wänden, die zur Aufbewahrung der Gebetsteppiche bestimmt sind. Die Kassettendecke mit persischer Ornamentik bedeckt, am Boden Strohmatten gelegt; einige Oellampen erhellen düster den Raum. Außen um die Moschee, wie gewöhnlich, ein Umgang von geschnitzten und bemalten Holzsäulen, in dem ebenfalls Matten gelegt sind. Auf der Terrasse liegen Viele im Gebet, Andere schlafen. — Das Gebet in der Moschee, laut vom Ischan[2]), der in der Mitte der Halle steht, gelesen und gesungen, wird murmelnd von den rings an den Wänden hockenden Männern begleitet. — Andere kommen — sie treten durch die Mauerpforte seitwärts über den Hof ein, überschreiten einen Bach, stellen unter der Thüre, oder längs den Wänden im inneren Raum ihre Ueberschuhe ab und hocken nieder. So verharren sie wohl zwei Stunden und lauschen den Worten des Alten. Nach und nach schaaren sie sich um ihn, der hoch aufgerichtet mit weißem wallenden Bart, und langem, gegürtetem Gewande unter ihnen wie ein Prophet des alten Testaments auf sie einspricht: „Wie es war von Anbeginn und wie es wurde. Wir hatten den Menschen auf die herrlichste Weise geschaffen, und ihn dann auf das tiefste erniedrigt! —" und Alle neigen sich und rufen „Gott hilf uns." —

Und er sagt weiter: „Wie elend machte uns die Sünde. In schweren, schweren Ketten schleppen wir unser Leben dahin, täglich, stündlich unter ihrer Schwere fast zusammenbrechend, im vollen Bewußtsein, uns ihr entreißen zu können und — tragen sie doch erdrückend bis ans Ende!" — und wie ein Nothschrei aus gequältem Herzen durchdringt ihr Ruf die Nacht: „Alla hu."

„Gott sendet seine Wahrzeichen; warum bleiben sie unbeachtet, warum verhallt sein Ruf ungehört? — Er gab uns seinen Geist, er zeichnete uns mit seinem Feuer; aber wir löschen seine Zeichen aus, statt sie zu deuten." — Und sie stürzen zur Erde, schlagen den Boden mit ihrem Gesicht und rufen: „Gott erbarm dich über uns!"

„Herzen von Gott geschaffen, mit denen wir nicht fühlen. Augen von Gott, mit denen wir nicht sehen. Ohren, mit denen wir nicht hören. Aber darum sind wir bis zum Auferstehungstage schwer von Gott gestraft; — und diese letzte Stunde, das wird eine schwere Stunde sein für Himmel und Erde. — Sie wird plötzlich über uns hereinbrechen und uns wird keine Wahl zur Umkehr bleiben! — Wehe an diesem Tage — wenn die Sterne erlöschen und die Himmel zerreißen und die Berge zerstäuben und die Meere sich vermischen — wehe dann über die, welche die Waisen verstießen, die Armen nicht speisten und den Nothleidenden die Zuflucht versagten. Sie werden hingehen in die Schatten des Todes, die ihnen doch keinen Schatten gewähren können gegen die Flamme, die sie verzehren wird. — Darum laßt uns umkehren so lange es noch Zeit ist — laßt uns Gott anrufen mit innerstem Herzen, mit unsern Eingeweiden, und er wird helfen."

Und sie rufen Gott mit einer Stimme furchtbar und zu ungezählten Malen; wobei sie den Körper nach rechts und links in gleichen rhythmischen Bewegungen werfen — dann neigen sie sich zur Erde tief und schnellen auf, immer unter Gebetsausrufen, während der Ischan immer dringender auf sie einredet. —

Jetzt aber springen sie auf, die Fesseln der Vernunft sind gesprengt. Wahnsinn hat sie gepackt, sie beginnen zu tanzen, sie wälzen sich in buntem Knäuel, drängen, stoßen sich um den Ischan, der die Hände hoch erhoben immer weiter betet und nun begeistert predigt vom ewigen Lichte, das dem Suchenden leuchtet, und vom Paradiese und seinen Freuden. —

Sie hören's und hören's nicht mehr. Ihre Hände und Füße beben, ihr ganzer Leib zittert und fliegt. Sie stürzen, sie springen und rasen und wälzen sich wieder — sie singen, reden, weinen und schluchzen und sinken lautlos zu Boden.

Der Ischan schreitet durch die Schläfer und geht in die Nacht hinaus. — In der hohen Halle verlöscht das Lämpchen über den Unglücklichen. — Ein Hahn kräht. — Das erste Morgengrauen steigt herauf. Uns fröstelt, wir verlassen unser Versteck. Und über Gräber hinweg gehen wir unsrer Behausung zu — von schweren Gedanken bewegt.

2) „Ischan" ist „Heiliger".

„Das Keltenthum in der europäischen Blutmischung."

Von Ed. Heyck.

Vor etwa zehn Jahren erschien ein Buch, das sich „Rembrandt als Erzieher" betitelte, eine Zeitlang eifrig gekauft, mehr oder minder auch gelesen wurde und viele Auflagen erlebte. Solche Bücher sind Symptome, daß eine bestimmte Zeitströmung, sei es positiver oder kritischer Natur, zur allgemein-öffentlichen Aussprache reif geworden ist und lebhaft nach solcher verlangt. Sie selbst werden dann wohl in dieser Aussprache nicht mehr sonderlich gehört, sind nur das Lever de rideau gewesen. An obiges Buch mußte ich denken, als ich das 1900 bei Eug. Diederichs in Leipzig erschienene von Heinrich Driesmans zu lesen begann: „Das Keltenthum in der europäischen Blutmischung. Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte." — Auch die Erörterung über „Rassen" oder was man neuerdings so nennt, liegt in der Luft; Taine, Gobineau, Nietzsche, Chamberlaine und Andere, dazu politische und kulturelle Zeitfragen jeglicher Art, alles führt irgendwie darauf hin, und die fachgerechten Unterscheidungen und methodischen Vorbehalte der zunächst zuständigen Wissenschaften sind vor der Popularität dieses Themas ins Hintertreffen gerathen. Wohin man sieht, liest man auch bei uns schon von „teutonischer" und „angelsächsischer" Rasse, von der „Gleichberechtigung der weißen Rassen in Südafrika" und sonstigen Verwendungen des Ausdrucks, die nicht bloß einen germanistischen Philologen entrüsten müssen. Andrerseits interessirt das Verhältniß der verschiedenen indogermanischen verwandten Gruppen, Slaventhum, Germanenthum, Romanenthum, aufs lebhafteste und nicht minder sind die gegenseitigen Beziehungen der wirklich verschiedenen Rassen aufs Tapet gekommen.

Bei solchem allgemeinen Interesse für Rassenbetrachtungen konnte man eigentlich einen sehr breiten Erfolg des Driesman'schen Buches erwarten, zumal es gerade so geistreich, „gedankenauslösend" (um modern zu reden), aphoristisch und kapriziös wie jenes Buch des Rembrandtdeutschen und überdies mit einer so waghalsigen Schnellfertigkeit und Willkür der Behauptungen geschrieben ist, daß seine Lektüre eine wahre Lust für junge und sonstige Leute sein muß, welche bereitwillig einem ganz neuen Orakel lauschen möchten. Einen neuen Propheten anzuhören, macht ja auch Anderen Vergnügen, so lange Kritik und methodischer Verstand nicht allzu Gröbliches dabei zu leiden haben. Bei Driesmans Buch freilich braucht man gar nicht besonders temperamentvoll, sondern nur einigermaßen urtheilsfähig und logisch geschult zu sein, um es jeweils nach einigen Seiten mit stiller Verzweiflung oder auch heller Wuth wegzuwerfen. Aber dann greift man doch wieder danach, denn es birgt andrerseits viel Gutes und Feines und hält auch fortwährend die Neugier gespannt.

Driesmans bespricht nacheinander eine Fülle von Thatsachen und Erscheinungen der europäischen Völker- und Geistesgeschichte und fügt jedesmal bei, ob im einzelnen Falle die

semitische, gemischt semitisch-griechische, griechische, gräkorömische, römische, keltorömische, keltische, germanische, keltogermanische (im besonderen auch helvetogermanische oder keltofränkische 2c.), die slavogermanische, slavosaxonische, mongolisch-germanische (NB. diese „Mongolen" sind die Magyaren), die keltiberische 2c. Rasse oder Blutmischung die in dem betreffenden historischen Vorgang siegreiche, ihren Instinkt durchsetzende gewesen sei. Da hier nicht das ganze Buch wiederholt werden kann, sei allgemein über die Methode des Verfassers bemerkt, daß er sich nicht mit tiefergehenden historischen und ethnologischen Untersuchungen aufgehalten hat, wodurch die Verfolgung des Themas in der That bis zur Unmöglichkeit für einen einzelnen Mann erschwert worden wäre. Nur gelegentlich wird an diejenigen zuverlässigen Handhaben gestreift, an die man bei allen vorsichtigen Vorbehalten wohl denken könnte: anthropologische Merkmale, Sitten und Gebräuche derlei. Der Verfasser beruft sich S. 60 einfach auf seine Psychologie und in der Hauptsache erkennt er einfach die Einflüsse der Rassenelemente, des in erster Linie von ihm verfolgten Keltenthums. Oder, wohl richtiger gesagt, er wittert sie und stellt sie auf diese Weise fest. Und wenn sie festgestellt sind, dann krystallisiren sich die weiteren Kombinationen, Verallgemeinerungen und Einfälle in reicher Herrlichkeit um sie, wie Eisblumen am Fenster.

Die „Witterung" des Keltenthums, um bei unserm obigen Ausdruck zu bleiben, ließ sich unschwer erhalten. Die Kelten sind regsam, sanguinisch, empfänglich, kultureifrig, leichtsinnig, eitel, verliebt, zwecklos tapfer, voller Phantasie und Sangeslust, unfähig für strenge Zucht und Selbstzucht, Solidität und Eintracht. Und sie haben die schönsten und verliebtesten Frauen. Wo wir derlei spüren, da haben wir Keltenthum. „Akrobaten, Seiltänzer, Musikanten, Jongleure, Agenten, Zwischenträger", kurz das „bewegliche" Element ist keltischen — nicht etwa Wesens, sondern: Geblüts. Friedrich der Große war „nicht bloß von außen französisirt, sondern, von der Obreuse her, auch innerlich keltisirt". Diese Dame, von deren Geblüt ein Achtel in ihm war, hieß übrigens d'Olbreuse und war aus jenem altfranzösischen hugenottischen Adel, über dessen germanische Abkunft und Gegensätzlichkeit gegen das Keltenthum für Driesmans kein Zweifel bestehen kann. Gerade er braucht für Ludwig XIV., der gegen das heimliche Germanenthum Frankreichs gearbeitet und den germanischen Protestantismus zugunsten des keltischen Katholizismus ausgerottet hat, den Ausdruck des keltischen Volkskönigs. Ueberhaupt die ganze neuere Geschichte ist durch die Kelten regiert und bestimmt worden: denn sie stellten die großen Courtisanen und Maitressen. Diese Proben, die nicht etwa mit besonderer Absicht ausgewählt sind, charakterisiren das ganze Buch. Der Verfasser ist nicht bloß ein von Einfällen sprudelnder, sondern auch vielseitig belesener Mann. Curtius, Mommsen, Treitschke, Müllenhoff, Macaulay haben ihm ebensogut Material und Anregung geliefert, wie die Feuilletons und Abhandlungen, die er in den laufenden Jahrgängen allbekannter Zeitschriften fand. Eine gewisse Fremdheit in der historischen Literatur verräth sich bei alledem; z. B. durch die Vorstellung, die er von der Beweiskraft seiner verschiedenen Autoren und Stützen hat. Spreu und Weizen müssen ihm gleiche Dienste thun. Mehr harmlos wirkt es, wenn sich Driesmans, wo er von der dichterischen Veranlagung der Kelten spricht, darauf beruft, daß Georg Weber den Liedern der keltischen Rasse den Preis vor allen anderen zuerkannt habe. Dies ist nämlich der „große, mittlere und kleine" Weber, dessen bequeme Weltgeschichte unserm Verfasser besonders gute Dienste gethan hat. Der liebenswürdige alte Georg Weber war ein sorgfältiger Kompilator und wird mit jener Bemerkung nichts Unverantwortliches weitergesagt haben, aber eine sachverständige Autorität in keltischer Poesie beansprucht er nicht zu sein.

Ueber den subjektiven Gebrauch, den der Verfasser von seinen literarischen Quellen macht, auch nur ein Beispiel. In den „Preußischen Jahrbüchern" las er, daß Adel und Volk von Wales in erdrückender Mehrheit auf der Seite Karls I. gestanden hätten; es ist dort nicht gerade gesagt, weil Karl als Stuart ein Kelte von Abkunft war, aber es ist dazu bemerkt, daß die Kelten auf den Stammbaum großes Gewicht legen und sich oft durch hierin wurzelnde Sentimente leiten lassen. Bei Driesmans lautet der Satz, zu welchem er diese Ausführung der „Preußischen Jahrbücher" als Beleg in der Anmerkung citirt: „Karl I. verlor seinen Kopf wohl mit aus dem Grunde, weil er sich der parlamentarischen Regierungsform, dem Volkswillen, nicht fügen wollte, aber wesentlich deßhalb, weil er ein Kelte war, weil er eine Rasse verkörperte und vertrat, welche der nüchtern-praktischen, wuchtigen Breite des angelsächsischen Volkes wider die Natur ging." Nebenbei gesagt, mußten dort gerade die keltischen „Rasseneigenschaften" an seinem Monarchen sehr bequem für ein Volk sein, welches keinen Absolutismus über sich dulden wollte, und es hätte also ihn am wenigsten köpfen sollen. So verfließt immer alles ins Bodenlose, wenn man Driesmans' eigene Hauptgedanken festhalten und fortspinnen will.

Paradoxa, wie daß der radikale Atheismus ein verkappter Katholizismus sei, oder daß H. Heine das deutsche Wesen besser als die Vollblutdeutschen seiner Zeit — nehmen wir etwa Hoffmann von Fallersleben! — zu treffen und zu verbildlichen gewußt habe (was also gegen eine Bestätigung selbst der ausgeprägtesten Rassen sprechen würde), müssen auf Schritt und Tritt in Kauf genommen werden, und man gewöhnt sich zur Noth daran, wie man sich auch an halbseitige Macaulay-Citate in englischer Sprache gewöhnen muß, obwohl sie störend schlecht in die sonstige literarische und künstlerische Physiognomie des Buches passen. Warum keine sinngemäße Uebersetzung, wenn der Verfasser das Bedürfniß hatte, gerade Macaulay ausnahmsweise viel im Wortlaut zu reproduziren? Macaulay erscheint übrigens durch die citirten Stellen in einem unabhängigen Gegensatz zum Keltenthum und war doch selbst ein Gäle! Schärfer als alles das wird man Ueberschwänglichkeiten wie die folgende verurtheilen, daß von Molière, dem überwiegenden Kelten, und Maupassant, dem überwiegenden Germanen, Letzterer der größere gewesen sei. Er (Maupassant) ist die höchste, vollkommenste Offenbarung des französischen Geistes, er bildet den Gipfel der französischen Kunst. Was die keltisch-fränkische Blutmischung vermochte, hat sie in ihm zur Darstellung gebracht, und wenn man das „Shakespearische" als die höchste Stufe des modernen seelisch-geistigen Lebens betrachten darf, so ist dieser vom vollen, tollen Lebensrausche, „trunkene Wilde" der erste und einzige Shakespeare Frankreichs gewesen. Von dem Donaureiche ist gesagt: „Da das ungarische Volk der ausschlaggebende Faktor im österreichischen Völkerverbande ist, darf die mongolisch-germanische Blutmischung als der österreichische Normaltypus bezeichnet werden, den auch der slavische Zusatz nicht wesentlich zu verändern vermocht hat." Unsre deutschen Landsleute in Oesterreich-Ungarn werden dies wohl nur mit einem Hm! lesen können. Als Hochburg des Katholizismus gilt bekanntlich Tirol, und wir werden uns darüber nicht zu verwundern haben, wenn wir erfahren, daß der Kern der Tiroler Bevölkerung hunnischer Abkunft ist. Man erinnert sich hiebei, wenn man es beachtet hat, an das tolle Buch des Magyarenschwärmers Fischer über die Hunnen im schweizerischen Eifischthale. Aber Driesmans scheint dieses Opus, welches doch wenigstens mit Beweisen zu arbeiten sucht, gar nicht gekannt zu haben, ihm genügen „die tiefschwarzbärtigen Männer mit den blitzenden dunklen Augen". Da gibt es von Ispahan und Jerusalem bis San Francisco noch recht viele Hunnen. Die alten Hunnen, wie ich nach Ammian hinzufüge, zerhackten sich die Backen durch Einschnitte; wer wird verkennen, daß unsre Studenten, mit Ausnahme des Wingolf, hunnischen Geblüts sind? „Merkwürdig," fährt Driesmans fort, „daß gerade der Nationalheld des Tiroler Völkchens, Andreas Hofer, dessen freiheitliebendes, tapferes, deutsches Herz im deutschen Liede vorbildlich geworden, mongolischen Geblüts sein mußte."

Das Buch enthält 239 Seiten und bald sanfter, bald zuversichtlicher geht dieses Genre von kreuz und quer springenden, wunderlichen Thesen durch alle durch. Es schließt, wie es denn Ursprung und Ende in Nietzsche findet, damit, daß in der modernen Kulturentwicklung ein Sklavenaufstand der keltischen Grundbevölkerung gegen die Weltanschauung und Lebensführung der germanischen Herrenvölker stattfindet. Die stete Spannung dieser latenten Revolution verbürgt die Intensität unsrer Kultur; für letztere zu bedauern wäre nur, wenn der Kampf zum endgültigen Austrage käme und der eine Theil als alleiniger Sieger übrig bliebe.

Wie schon einmal gesagt, es ist in dem Buche bei allem,

was Einen zur Verzweiflung bringt, viel gut Bemerktes und Beobachtetes darin, Kleinigkeiten, gerade solche, inbegriffen. Driesmans ist es u. a. aufgefallen, daß der katholische Klerus in Deutschland fast bis zur Ausschließlichkeit brünett, schwarzhaarig und dunkeläugig ist. Also: keltisch. (Die Beweiskraft des Katholizismus für Hunnenthum erscheint im Gesammtrahmen des Buches eher wie ein Lapsus.) Driesmans folgert aus dem Keltenthum des Katholizismus natürlich: das revolutionäre keltische Element geht instinktmäßig zum Klerus, der ihm die Mittel darbietet, das germanische Herrenthum sich zu unterwerfen. Obige Beobachtung an sich hat auch mich seit mehr als einem Dutzend Jahren interessirt; mindestens in Süddeutschland und am Rhein ist der katholische Geistliche ganz beträchtlich unverhältnißmäßig überwiegend brünett. Aber mir fiel — Scherz beiseite — zugleich auf, daß die jungen, erst künftigen Kleriker als angehende Studenten und Seminarschüler noch um nichts anders als der sonstige deutsche Durchschnitt aussehen. (Damit wäre unser Autor schon widerlegt, was jene Folgerung über die klerikale Berufsneigung des Keltenthums betrifft.) Immerhin, in wenigen Semestern dunkeln diese jungen Kleriker, jeder einzeln, unheimlich nach. Man zucke über diese beobachtete Mimicry die Achseln, wenn man will; aber man wird dasselbe finden müssen, wenn man sich an geeigneten Orten selbst an die Nachprüfung macht, z. B. in Freiburg i. Br. oder München. Die Erklärung muß ich Zuständigen überlassen. Berufstypen in der äußeren Erscheinung bilden sich ja auch sonst, von den blonden Vollbärten der Förster, dem dauerhaften Hauptschmuck der Musiker und ähnlicher Standesanpassung gar nicht zu reden.

Hier liegen schwierige und tiefgreifende Vorfragen, die neben vielen ähnlichen methodisch zu erledigen wären, ehe man beginnen durfte, Rassen auf den flüchtigen Blick hin zu erkennen. Ebenso werden, und das ist wohl viel wichtiger, die Art und der Charakter von Bevölkerungen durch historische Erlebnisse ganz anders bestimmt, als durch Abstammung und Blutmischung. Badische Markgräfler und vormals österreichische Breisgauer sind gewiß eines Stammes, und wie verschieden! Und wie sehr sind dies die katholischen Oberschwaben und die protestantischen Württemberger. Wie tief einschneidend hat die Gegenreformation den ganzen bajowarischen Stamm umgewandelt, der im mittelhochdeutschen Zeitalter die geistige und literarische Führung in Deutschland neben dem schwäbischen gehabt hatte. Wie deutlich spürt man diesmal wieder innerhalb des Bajowarenthums an der oberbayerisch-österreichischen Grenze den verschieden wirkenden Einfluß des vielen, vielen Biers hüben und des südtiroler Weins drüben! Wir haben auf diesen Gebieten, sowie auf dem der Beobachtung über anthropologische Veränderungen durch Arbeit und Lebensführung schon vielversprechende Anfänge sorgfältig gesammelten Materials, und es wird sicher auch einmal eine Wissenschaft von diesen Dingen geben. Aber erst, wenn eine solche Ethnologie der Kulturvölker die 20 Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung einigermaßen durchleuchtet haben wird, **dann** wird man mit einiger Aussicht auf haltbare Ergebnisse hinsichtlich der älteren Blutmischungen des Germanenthums „ins Rassengründliche dringen“, was der „Psychologe“ Driesmans durch seine bunten Ausführungen zu thun glaubt.

Das Buch ist gut gedruckt und sieht überaus gefällig aus. In diesem Falle haben die Bemühungen, die der Diederichs'sche Verlag auf besondere und ansprechende Ausstattung richtet, einen schönen Erfolg erzielt.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** Bayerischer Neuphilologentag. Ueber die Vorträge und Diskussionen, die am ersten Tage der diesjährigen Hauptversammlung stattfanden, ist bereits im Hauptblatte unsrer Zeitung (am Freitag Morgen) ausführlich berichtet worden. Wir bringen daher gleich den Bericht über die Festsitzung, die am Freitag, 20. April, vorm., abgehalten wurde. Nach einer herzlichen Begrüßung der zahlreichen Festversammlung, der auch Vertreter des kgl. bayer. Ministeriums des Innern und des Kriegsministeriums beiwohnten, durch die HH. Prof. **Hartmann** (Leipzig) und Dir. **Dörr** (Frankfurt a. M.) ergriff als erster Redner Hr. Prof. **Breymann** (München) das Wort zu seinem Vortrage über den augenblicklichen Stand der neusprachlichen Reformbewegung.

In den einleitenden Worten betonte der Vortragende, daß er nicht in höherem Auftrage rede, sondern nur private Ansichten äußere, auch nicht etwa speziell bayerische, sondern allgemein deutsche, bezw. deutsch-österreichische Schulverhältnisse im Auge habe. Zunächst wurden die Entstehung und der weitere Verlauf der neusprachlichen Reformbewegung geschildert, welche seit etwa 1876 zu der Abfassung von 739 theoretischen Untersuchungen über neusprachliche Methodik geführt hat. Unzweifelhaft, so fuhr der Redner fort, hat dieser geistige Kampf den großen und schönen Erfolg gezeitigt, eine nicht geringe Zahl von Lehrern anzuregen und sie aus dem festen Schlafe veralteter, routinenartiger Bräuche aufzurütteln. So ist denn, trotz lebhafter Meinungsverschiedenheit über viele Fragen an zahlreichen Schulen in den neusprachlichen Unterricht ein frischer Zug gebracht worden, an welchem es ihm in früheren Jahren leider fast immer gebrach. Zugleich hat aber die fast fieberhafte literarische Thätigkeit der betheiligten Fachmänner sowohl in den Köpfen namentlich junger Lehrer, als auch in dem Unterricht selbst seit einiger Zeit eine gewisse Unruhe, ein unsicheres Umhertasten, eine Unentschlossenheit hervorgerufen, welche der Sache selbst nicht förderlich sein kann. — Um nun den neusprachlichen Unterricht für Schüler, Eltern und Lehrer, für Staat und Stadt zu einem möglichst erfolg- und segensreichen zu machen, müssen noch gewisse Bedingungen erfüllt, Neuerungen eingeführt und Schäden beseitigt werden. Vor allem ist den Lehrern seitens des Staats und der Gemeinden ausreichende Gelegenheit zu bieten, sich im Ausland durch eigene Anschauung und lebendigen Verkehr mit den fremden Volksangehörigen einen hohen Grad technischer Fertigkeit, eine sichere Beherrschung der lebenden Sprache in Wort und Schrift, zugleich aber auch eine gründliche Kenntniß des fremden Volksthums, seiner staatlichen, gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse, seiner Sitten und Bräuche, Gewohnheiten und Einrichtungen anzueignen. Es gilt also, die Zahl der bereits vorhandenen Reisestipendien zu erhöhen, damit den Lehrern die Möglichkeit gewährt werde, an den im Ausland bestehenden Ferienkursen theilzunehmen. — Ferner müßte für diejenigen zahlreichen Lehrer, welchen ein Besuch des Auslands nicht möglich ist, durch Einrichtung mehrwöchiger Ferienkurse, sowie zahlreicher Fortbildungskurse in Deutschland ein gewisser Ersatz geschaffen werden. In dem Staatsexamen ist eine Trennung des Französischen von dem Englischen als Hauptfächer anzustreben und durch eine natürlichere Verbindung von Prüfungsfächern zu ersetzen. Ebenso erscheint eine Herabminderung der Pflichtstunden geboten, da gerade bei den neusprachlichen Lehrern die Arbeitslast und der dadurch bedingte Kräfteverbrauch größer sind als in anderen Ständen. Hat doch erst vor kurzem Schröder ziffernmäßige Beweise dafür erbracht, daß die Neuphilologen mehrere Jahre früher als die anderen Philologen an das Ende ihrer Kräfte gelangen. — Ebenso wichtig würde es sein, die für einen gedeihlichen neusprachlichen Unterricht noch immer viel zu große Zahl von Schülern in einer und derselben Klasse auf 20, höchstens 25 zu beschränken und die allzu drückende Korrekturlast etwas zu erleichtern. — Ist auch, wie allerseits dankbar anerkannt wird, für die Hebung des neuphilologischen Faches und seiner Vertreter innerhalb der letzten 30 Jahre schon außerordentlich viel, ja mehr geschehen, als je vorher, so wird man doch nicht umhin können, zuzugestehen, daß es immerhin noch manches zu bessern und auszugestalten gibt. Die deutschen Unterrichtsverwaltungen, Landesvertretungen und Stadtbehörden werden sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß die geäußerten Wünsche gerechtfertigt sind und erfüllt werden müssen, wenn der neusprachliche Schulbetrieb nicht veralten und die Lehrer nicht hinter der Aufgabe zurückbleiben sollen, die heranwachsende Generation in den wirklichen Bildungsstand der Zeit einzuführen. — Allerdings würde es verfehlt sein, wenn die Vertreter der neueren Philologie in ungeduldiger oder un-

gestümer Weise an die verschiedenen deutschen Unterrichtsverwaltungen mit der Forderung herantreten wollten, daß die angedeuteten Bedürfnisse sofort befriedigt werden müßten. Man vergesse nicht, daß es sich namentlich in Erziehungsfragen empfiehlt, gewünschte Neuerungen nur langsam und mit Bedacht einzuführen und das den Griechen nachgerühmte weise Maßhalten in allen Dingen zum Leitstern neusprachlicher Reformbestrebungen zu nehmen. Für den Augenblick finden wir Trost in der Erwägung, daß kein Gedanke, war er richtig und gut, auf immer untergeht wenn es auch zu seinem endlichen Sieg oft langer Zeiträume bedarf. — An zweiter Stelle gab Privatdozent Dr. Sieper (München) einen Bericht über einen von ihm vor Dozenten verschiedener Fakultäten an der hiesigen Universität abgehaltenen Englischen Kursus. Referent zeigte in höchst lehrreicher Weise, wie man einen solchen für ein gemischtes Publikum von Gebildeten bestimmten Kursus handhaben müsse. Entsprechend dem praktischen Zweck, enthielt er sich aller grammatischen Erörterungen und bediente sich jener Anschauungsmethode, die den Schüler gleich in die fremde Sprache hineinversetzt, also in vielen Punkten an die bekannte Methode Berlitz erinnert. Doch hat er das gar zu Mechanische derselben dadurch vermieden, daß er nicht die Muttersprache ängstlich vermied, sondern gerade da, wo die fremde Sprache abweicht, zur Erleichterung heranzog. So schickte er seinem eigentlichen Kursus einige praktisch-phonetische Ausführungen voraus, worin besonders Gewicht auf die Aussprache der dem Deutschen fremden Laute des Englischen gelegt wurde. Auch das Grimm'sche Gesetz der Lautverschiebung leistete ihm für die praktische Erlernung gute Dienste, wie er überhaupt bemüht war, die Ergebnisse der Sprachwissenschaft zu verwenden, soweit sie die Spracherlernung erleichtern. — In einem zweiten und dritten Kursus beabsichtigt Dr. Sieper das Londoner Leben, sowie die verschiedenen charakteristischen Aeußerungen des englischen Lebens zu behandeln. Die Skizze, die er von dem letzteren flüchtig entwarf, verrieth einen besonders fein durchdachten Plan und ein großes Geschick, den reichen Stoff originell zu gruppiren. Zum Schluß faßte Referent seine Erfahrungen dahin zusammen, daß das Englische auf der Schule und vor allem auf der Universität eine größere Rolle spielen müsse, zumal die Reformmethode auch die Forderung der formalen Bildung zu erfüllen vermöge und das Hauptziel des Sprachunterrichts, die Einführung in die Verhältnisse des fremden Landes, schneller und auch sicherer erreiche. — Weniger reich an neuen und fruchtbaren Ideen, als man nach dem dankbaren Thema erwarten durfte, schien uns der dritte Vortrag, der des Reallehrers Dr. Bock (Weilheim), über den Bildungswerth der neueren Sprachen. Redner sieht den Grund für die immer noch so starke Geringschätzung der neueren Sprachen in zwei Momenten: erstens in der traditionellen Voreingenommenheit für die klassischen Sprachen und zweitens in der früheren Herabwürdigung derselben durch die Sprachmeister. Beide Vorwürfe seien jetzt nicht mehr berechtigt, nachdem die modernen Sprachen sich zu feinen und mannichfaltigen Ausdrucksmitteln einer ebenso verfeinerten und vertieften Kultur entwickelt hätten und nachdem an die Lehrer dieser Sprachen die höchsten wissenschaftlichen Anforderungen gestellt werden. Nach einigen didaktischen Erörterungen über die Stellung der Grammatik zur Lektüre, über den Werth guter Uebersetzungen, über den Sprachunterricht als Mittel zur Einführung in die fremde Kulturwelt suchte Redner eine ästhetische Würdigung der neueren Sprachen gegenüber den alten zu geben, wobei er jedoch leider über ganz allgemeine Betrachtungen nicht hinauskam. — Ueber den letzten Vortrag des Reallehrers Hasl (Landsberg a. L.), „Hypnose und Pädagogik“, kann man seine Meinungsäußerung wohl nur durch ein bedenkliches Schütteln des Kopfes kundgeben. Wenigstens was der Redner über die Wirkung der Hypnose ausführte, wurde wohl von Niemand ernst genommen. Wenn er von der Anwendung der Hypnose auf die Erziehung nichts wissen will, so ist das wohl zu billigen; denn die ganze moderne Pädagogik bezeichnet Redner als „Hypnoïde“, weil sie an die Stelle der freien Selbstthätigkeit und der Freiheit des Geistes die Zwangsjacke der Schablone und die Unselbständigkeit setze, die nie Charaktere, nur Dutzendmenschen zu züchten vermag. Diese Methode führe ferner zu Erwerbs- und Genußsucht und müsse daher auf das heftigste bekämpft werden. Die letzten Bemerkungen sind zweifellos richtig, nur liegen sie — wie der ganze Vortrag — gänzlich außerhalb des Kreises der neueren Philologie, weßhalb er auch eine ziemlich kühle Aufnahme fand.

In der am Nachmittag abgehaltenen Sektionssitzung für die Realschulen sprach Dr. Herberich (München) über den „Neusprachlichen Theil der Schulordnung für die Realschulen“. Dieser Vortrag wird im Wortlaut demnächst in der Beilage erscheinen. Nach einer längeren lebhaften Diskussion, die sich daran knüpfte, schloß Reallehrer Werr die Versammlung.

fr. Eine interessante Etymologie. Zu der Erklärung des Wortes traffic (vgl. Beilage Nr. 89) möchte ich auf die beachtenswerthe Ausführung hinweisen, die Graßhoff in seiner Schrift über das Wechselrecht der Araber (Berlin, Otto Liebmann) hierüber bietet. Nach seiner Ansicht ist dieses Wort mit allen seinen Wandelformen nichts anderes als das arabische tarafluk, welches „das Motiv alles Handels, das Suchen des Vortheils und Gewinnes, das Streben nach Erwerb“ bezeichnet. Im ursprünglichen Sinn bedeutet es: „sich als Jemands Genosse erweisen“. Graßhoff legt das auf den Karawanenverkehr aus. Der Handel des Mittelalters, vor allem des Orients, bewegte sich nicht auf gesicherten Heerstraßen, welche der Einzelne ungefährdet durchwandern konnte. In Gemeinschaft durchreisten die Kaufleute weite Strecken Landes und Wassers, wie es uns in so lebhaften Farben die Geschichte Sindbads des Seefahrers (in Tausend und eine Nacht) erzählt, „dessen Seele sich danach sehnt, Handel zu treiben und zu wandern in den Ländern der Menschen“. Für die, welche sich so zusammenfanden, hatte die Reisegesellschaft und ihre Auswahl ein anderes Gewicht als für uns im Zeitalter der Eisenbahnen. Warnend ruft das arabische Sprichwort ihnen beim Beginn der Fahrt zu: „Sieh dir deinen Weggenossen vor der Reise an! Denn dein Leben heißt jetzt tarafluk, Jemands Genosse sein. Von deinen Gefährten hängt es ab, ob dein Unternehmen glückt oder mißlingt.“ Die Genossenschaft der Kaufleute als Trägerin des Handels habe sodann dem ganzen Handel den Namen gegeben. Graßhoff hebt hervor, daß viele Ausdrücke unsres Handelsverkehrs arabischen Ursprung haben, so Haverei, Magazin, Ries, Ziffer, Tara, Tarif, Bazar, Sensal. Der Weg, auf dem diese Worte in Europa Eingang fanden, kann über Spanien oder Sizilien geführt haben; auch der lebhafte Handel mit der Levante im Mittelalter läßt die Aufnahme erklären.

* Bemerkenswerthe Funde in Kreta. Die von den englischen Archäologen Arthur Evans und D. G. Hogarth in Kreta seit einiger Zeit ausgeführten Ausgrabungen haben in der letzten Zeit zu Entdeckungen von höchstem Interesse geführt. Mr. Evans fand auf dem Platze, wo früher Knossos lag, einen mykenäischen Palast, der eine Masse Gegenstände enthielt, die über die bis jetzt noch nicht entschiedene Frage der mykenäischen Literatur endlichen Aufschluß gibt. In den Zimmern des Gebäudes wurde eine große Anzahl Tontafeln gefunden, die den bekannten babylonischen durchaus ähnlich sehen, aber eine eigene kretische Schrift tragen. Diese Tafeln sind unzweifelhaft das Archiv des Palastes. An der südlichen Front des Gebäudes konnte die Eingangshalle des Megaron freigelegt werden, und dabei wurde in einem daranschließenden Korridor ein großes, fast unversehrtes Fresko gefunden, das ein mykenäisches Mädchen, das eine Vase trägt, in Lebensgröße zeigt. Die Figur übertrifft an Schönheit der Farben und Grazie der Konturen alle bisher aus dieser Periode gefundenen Kunstgegenstände. Das Alter der Funde wird auf 1400 v. Chr. datirt.

* In Carnuntum, der ehemaligen römischen Festung in Noricum, wo schon seit längerer Zeit planmäßige Ausgrabungen veranstaltet werden, sind bei den im vergangenen Jahre ausgeführten Arbeiten, über deren Ergebnisse Hofrath Dr. Kenner soeben einen Bericht an die Akademie der Wissenschaften in Wien (veröffentlicht in deren „Anzeiger“) erstattet hat, einige sehr interessante Funde gemacht worden. Bei den Arbeiten zur Aufdeckung der porta principalis sinistra

des römischen Lagers stieß man auf ein vollständiges Waffen- und Verpflegungsmagazin von äußerst solider Bauart. In den Räumen fand man einen sehr reichen Vorrath römischer Waffen, im ganzen 1037 Stück, unter denen sich auch Bruchstücke des Schienenpanzers (lorica segmentata) befanden, sowie Vorräthe von Gerste, Erbsen, Hirse u. s. w. Zugleich wurden hier auch wichtige Inschriften gefunden, die aber noch nicht vollständig entziffert und gedeutet sind. Im übrigen ergab sich bei den Aufdeckungsarbeiten, daß die porta principalis sinistra, die im wesentlichen gut erhalten ist, in zwei verschiedenen Bauperioden entstanden ist. Bei den Grabungsarbeiten des vergangenen Jahres erhielt man auch zum erstenmal Aufschluß über die Versorgung des Lagers mit Trinkwasser. Es wurden nämlich drei Brunnenöffnungen gefunden, wodurch man die Bauart römischer Brunnen in dieser Gegend nunmehr kennen gelernt hat. Zwei Brunnen waren bis auf die Sohle ausgeräumt. Einer der Brunnen war mit kleinen Quadern ausgemauert, auf der Sohle fand sich ein gut gearbeiteter Dionysos-Torso aus weißem Marmor. Der zweite war mit einer aus blauem Thon, Kies und Sand bestehenden Masse bekleidet, der dritte mit Pfosten verschalt.

* Etwas über Krystallbildung. Ende vergangenen Jahres fanden sich in Regensburg beim Ausheben eines Baugrundes in der Tiefe von 4 m Baureste vom römischen Prätorium, unter denen ein Estrich aus dem bekannten römischen Ziegelmörtel wegen seiner außerordentlichen Festigkeit Bewunderung erregte. Diese Mörtelschicht hat auch naturwissenschaftliches Interesse, da, wie die illustrirte Wochenschrift „Mutter Erde" (Verlag von W. Spemann, Berlin und Stuttgart) in ihrem neuesten Hefte berichtet, sie in Spalten und sonstigen kleinen Hohlräumen eine Mineral-Neubildung enthält. Diese Höhlungen sind nämlich ausgefüllt von zahlreichen kleinen Krystallen, die, wie die chemische Untersuchung gezeigt hat, aus $C\,O_3\,Ca$, kohlensaurem Kalk, bestehen. Die Krystalle sind äußerst dünne, basische Blättchen, die kaum eine seitliche prismatische (hexagonale) Begrenzung zeigen. Der Durchmesser der Blättchen beträgt etwa 2 mm, die Dicke ist geringer als 0.2 mm. Es liegt also hier einer der wenigen Fälle vor, wo man das ungefähre Alter einer natürlichen Krystallbildung berechnen kann. Das römische Gebäude ist aller Wahrscheinlichkeit nach im 3. Jahrhundert n. Chr. entstanden und bei der Vertreibung der Römer aus Regensburg am Ende des 4. Jahrhunderts zerstört worden. Jener Estrich kann also 1500 Jahre unter der Erdoberfläche gelegen haben. Es ist aber auch möglich, daß der Bau noch länger bestanden hat; doch ist auch dann noch mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß jener Estrich 1200 Jahre unter der Erde gelegen hat; es wäre dies also die Dauer des Krystallisationsprozesses. Und doch sind in diesem immerhin recht respektablen Zeitraum erst jene winzigen Krystalle entstanden, die kein Centigramm wiegen! Bedenkt man, daß der ja häufig in der Natur vorkommende Calcit sich sehr oft in Centi- und Decimeter großen Krystallen findet (in der bayerischen Staatssammlung in München liegt ein Calcitrhomboeder, dessen Kanten 20 bis 30 cm messen), daß er ferner meist in einem dichteren Material, das der Zirkulation des lösenden und wieder absetzenden Wassers bedeutend mehr Widerstand entgegensetzt als ein poröser Mörtel, auskrystallisirt ist, so kann man sich einen ungefähren Begriff machen, welch unendlich altes Gebilde eine schöne Calcitdruse ist.

oem. Die Konfession der preußischen Lehramtskandidaten. Nach der soeben herausgegebenen Statistik gehörten von 1645 im Jahre 1899 im Königreich Preußen geprüften Kandidaten für das höhere Lehramt 1301 dem evangelischen, 313 dem katholischen und 31 dem mosaischen Bekenntniß an. Die Summe der Katholiken und Protestanten beträgt demnach 1614, von denen nur 18 Prozent auf die Katholiken entfallen, während die gegenwärtige Zahl der katholischen Oberlehrer im preußischen Staatsgebiet 23 Prozent beträgt.

* **Berlin.** Der Geh. Medizinalrath Professor Dr. E. H. Henoch feierte am 20. d. M. das 50jährige Jubiläum seiner Lehrthätigkeit. Er trat 1849 als Privatdozent in den Lehrkörper der Berliner Universität ein. Im Jahre 1858 wurde er außerordentlicher Professor, schied 1868 aus und kehrte im Jahre 1872 zur Berliner Hochschule zurück, wo er als ordentlicher Professor und Direktor der Kinderklinik bis 1894 thätig war. Professor Henochs Werke über Kinderkrankheiten gehören heute zum klassischen Bestande der Pädiatrie.

* **Dresden.** Der Professor der Physik an der hiesigen technischen Hochschule, Dr. August Toepler, tritt mit dem Ende dieses Halbjahres in den Ruhestand. Er gehört seit 1876 dem Lehrkörper des Polytechnikums in Dresden an.

* **Rußland.** Unter dem Namen Uralit kommt neuerdings von hier aus ein Bau- und Werkstoff zu vielfacher Verwendung auch in den deutschen Handel. Das Uralit besteht aus gemahlenem Asbest, dem in Kreide kohlensaurer Kalk, in Alaun schwefelsaure Thonerde wie diverse Silikate (Kieselerdeverbindungen) zugesetzt werden. Den gründlich vermengten Massen werden Farbstoffe und Bindemittel zugefügt, worauf das Ganze dann nach Art von Thon oder Lehm beim Ziegelstreichen in Formen gepreßt und getrocknet wird. Die getrocknete Masse läßt sich durch Schneiden, Nageln ꝛc. wie Metall oder Holz bearbeiten und infolgedessen wie diese verwenden. Das spezifische Gewicht des Uralits beträgt etwa das Doppelte desjenigen von Eichen- oder Buchenholz; es ist Witterungseinflüssen nicht unterworfen, ein schlechter Wärme- und Elektrizitätsleiter und vor allem unverbrennlich.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

K. Kron: Der Ausgang des Transvaalkrieges. Wien, Schalk 1900. — Alfred Hennig: Liebesfrühling von heutzutage. Berlin, Berliner Verlagsanstalt 1900. — Fr. v. Weech: Karlsruhe. Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung. 17. Lieferung. Karlsruhe, Macklot 1900. — Th. Kutschmann: Geschichte der deutschen Illustration. Lieferung 3. Goslar und Berlin, Fr. Jäger. — *J. Bainville:* Louis II. de Bavière. Paris, Perrin 1900. — Reichling: Die Reform der Domschule zu Münster im Jahre 1500. (2. Band von: Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge, hggb. von Karl Kehrbach.) Berlin, Harrwitz Nachf. 1900. — J. G. Findel: Der Kampf um das Prinzip und die Winkel-Maurerei der Gr. Landesloge v. D. in Berlin. Leipzig, Findel 1899. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. N. F., IX. Jahrg. (1900), Heft I und II. Stuttgart, Kohlhammer 1900. — Prof. Dr. H. Meltzer: Griechische Grammatik. I. Formenlehre. (Sammlung Göschen, Bd. 117.) — C. Jentsch: Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Alterthum. Leipzig, Grunow 1900. — Ad. Lobe: Plaudereien über das neue Recht. Erste Hälfte. Ebd. 1900. — Dr. Eugénie Dutoit: Die Theorie des Milieu; Dr. Franz Lindheimer: Beiträge zur Geschichte und Kritik der Neukantischen Philosophie. Erste Reihe: H. Cohen. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte, Band 20 u. 21.) Berlin, C. Sturzenegger 1900. — Jakob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. 10. Bd., 3. Lfg. Leipzig, Hirzel 1900. — Ansichtspostkarten aus dem Coupé Wien—Triest und retour. Wien, Philipp u. Kramer. — Durch Berg und Thal im Schweizerlande. Jura-Simplon-Bahn. 1899. — B. Stern: Schloß Arnheim. Romantische Tragödie in zwei Theilen. Wien, Ad. W. Künast 1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1900. München, Montag, 23. April. Nummer 92.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Kreuzholz Jesu als Lebens- und Erkenntnißbaum des Paradieses.

Von Aug. Wünsche.

I.

In der von Tischendorf nach zwei Wiener Handschriften aus dem 12. und 13. Jahrhundert (Leipzig 1866) und von Ceriani in den monumenta sacra 5,1 p. 21 nach einer dritten Handschrift (Mailand 1868) veröffentlichten griechischen Apokalypse des Mose befindet sich eine Legende von Adam, dem Protoplasten, die im Laufe der Jahrhunderte ihren Weg durch die Literatur aller Kulturländer des Mittelalters genommen hat und bald in kürzerer, bald längerer Bearbeitung uns entgegentritt. Die Legende reicht viel weiter hinauf als das Alter der genannten Handschriften; wir greifen sicher nicht fehl, wenn wir sie bis in die patristische Zeit hinaufrücken. Zieht man das Sprachkolorit der Apokalypse des Mose in Betracht, so gewinnt es den Anschein, daß wir es mit einer Uebersetzung aus einem hebräischen Originale zu thun haben, das uns aber verloren gegangen ist. Die Legende ist in Kürze folgende. Nachdem Adam mit Eva 30 Söhne und 30 Töchter gestellt hatte, verfiel er im Alter von 930 Jahren in eine Krankheit und versammelte all seine Söhne, um sie vor seinem Tode zu segnen. Von seinem Sohne Seth befragt, worin seine Krankheit bestehe, ob er sich vielleicht nach der Frucht des Paradieses sehne und er sie ihm holen solle, gab er zur Antwort: „Nicht doch, mein Sohn, sondern ich bin krank und habe Schmerzen, weil mich Gott wegen meines Ungehorsams bedroht hat mit 70 Plagen zu schlagen." Als jedoch neuer Schmerz über ihn kommt, schickt er Eva und Seth, ihm zum Zwecke seiner Beruhigung das Oel der Barmherzigkeit aus dem Paradiese zu bringen, vielleicht daß er dadurch Genesung finde. In der Nähe des Paradieses wird Seth von einer Schlange angefallen, worüber Eva in großen Schreck geräth, Seth aber verflucht die Schlange und sie weicht zurück. Im Paradiese bitten Eva und Seth um das Oel vom Baume der Barmherzigkeit, doch der Erzengel Michael sagt ihnen, daß ihre Bitte keine Erhörung finden könne und Adam nach drei Tagen sterben werde. Bei ihrer Zurückkehr macht Adam seinem Weibe die heftigsten Vorwürfe über das Unglück, das durch ihren Leichtsinn über das Menschengeschlecht gekommen sei, deßhalb solle sie ihren Kindern und Kindeskindern den Sündenfall erzählen. In längerer Rede schildert sie, wie sie in einer Stunde, wo die Engel sich zur Anbetung Gottes erhoben, sich habe bereden lassen, dem Satan und der Schlange die Pforten des Paradieses zu öffnen. Der Satan habe sie in der Gestalt eines Lichtengels verleitet, von der Frucht des verbotenen Baumes zu essen und sie habe auch Adam von ihr zu essen gegeben. Darauf sei Gott mit den Schaaren der Engel erschienen und habe ihnen und der Schlange die Strafe verkündet. Bei der Vertreibung aus dem Paradiese habe Adam um Verzeihung für sein Vergehen und um die Frucht vom Baume des Lebens gebeten, welche letztere ihm aber verweigert und erst für die Tage der Auferstehung in Aussicht gestellt worden sei. Nach dieser Mittheilung betet Eva, und Adam stirbt. Gott erscheint darauf mit seinen Engeln und Sonne und Mond verfinstern sich. Adams Leib wird gewaschen und in den siebenten Himmel gebracht, von wo aus Cherubim ihn in das Paradies tragen. Hier strömen die Pflanzen einen solchen starken Duft aus, daß Alle eingeschläfert werden, nur Seth bleibt wach. Nachdem Gott verheißen, daß Adam dereinst auf dem Throne sitzen werde, den der Satan früher inne gehabt, werden Adams und Abels Leiber in Tücher gehüllt und in der Erde des Paradieses bestattet. Sechs Tage später stirbt auch Eva und wird, wie sie erfleht, neben Adam begraben. — Dies sind in Kürze die Grundzüge der Legende, wie sie in der Apokalypse des Mose uns vorliegt. Mit mannichfachen Veränderungen lesen wir die Geschichte sodann in der Vita Adae et Evae, herausgegeben von Wilhelm Meyer (Abhandlungen der kgl. bayer. Akademie der Wiss. 1. Kl. XIV. Bd. III. Abtheil. 1879), sowie in dem apokryphischen Evangelium des Nikodemus c. 19. Nach beiden Quellen spricht der in der Unterwelt weilende Adam zu seinem Sohne Seth: Mein Sohn, ich möchte, daß du den Vorvätern des Menschengeschlechts und den Propheten alles sagtest, was du vom Erzengel Michael gehört hast, als ich dich zu den Pforten des Paradieses sandte, um Gott zu bitten, mir zur Linderung meiner Schmerzen und, weil ich mich dem Tode verfallen fühlte, das Oel der Barmherzigkeit vom Baume des Lebens zu holen. Sofort spricht Seth: Propheten und Patriarchen höret! Mein Vater Adam, der Ersterschaffene, sandte mich, da er hinfällig zum Sterben war, an die Pforte des Paradieses, um Gott zu bitten, mich durch den Engel zum Baume des Erbarmens zu führen, damit ich von ihm Oel nehme und meinen Vater salbe, und er dadurch in seiner Hinfälligkeit wieder aufstehe. Ich habe dem Willen meines Vaters entsprochen. Nach meinem Gebete kam der Engel des Herrn zu mir und sprach: Seth, was begehrst du? Willst du das Oel, das die Hinfälligen wieder aufrichtet, oder den Baum, der solches Oel ausfließen läßt? Beides kannst du jetzt nicht erhalten. Gehe aber heim und sage deinem Vater, daß nach Vollendung von 5500 Jahren der Erschaffung der Welt der eingeborene Sohn Gottes in Menschengestalt zur Erde herabkommen wird, dieser wird ihn mit solchem Oel salben und er wird wieder auferstehen. Auch wird er die, die von Adam gezeugt sind, mit Wasser und dem heiligen Geiste waschen, dann wird auch dein Vater von aller Krankheit geheilt sein. Die Geschichte schließt mit den Worten: „Als das

die Patriarchen hörten, freuten sie sich sehr." Die ohne Zweifel viel spätere, vielleicht erst dem 9. Jahrhundert angehörende lateinische Uebersetzung des griechischen Textes des Nikodemus-Evangeliums begründet die Verweigerung des Oeles durch den Erzengel Michael noch bestimmter durch eine weitere Ausschmückung im messianischen Sinne durch die Bemerkung: Sobald die 5500 Jahre vorüber sein werden, wird der geliebteste Sohn Gottes, Christus, auf die Erde kommen; er erweckt alsdann den Leib Adams, und mit ihm erwachen zugleich die Leiber der Todten. Nach seiner Taufe im Jordan wird er mit dem Oel der Barmherzigkeit salben Alle, die an ihn glauben. Das Oel wird dienen zur Aufrichtung derer, die geboren werden müssen aus dem Wasser und dem heiligen Geiste zum ewigen Leben. Dann wird der geliebteste Sohn Gottes, Christus Jesus, zur Erde kommen und unsern Vater Adam in das Paradies zum Baume der Barmherzigkeit führen [1]).

Eine neue Wendung in die Legende bringt das wahrscheinlich aus dem Arabischen ins Aethiopische übersetzte christliche Adamsbuch. Nachdem Adam und Eva nach ihrer Verstoßung aus dem Paradiese 43 Tage Buße gethan und in Mühsal und Leiden zugebracht, baten sie Gott, ihnen zur Stillung ihres Hungers etwas aus dem Garten zu essen zu geben. Da erschien auf göttlichen Befehl der Cherub mit dem feurigen Schwerte in der Hand und überreichte ihnen zwei Zweige mit je einer Feige. Sie nahmen dieselben, erkannten aber sehr bald, daß sie von den zwei Feigenbäumen herrührten, zwischen denen sie sich nach dem Falle, ihrer Lichtnatur entkleidet, versteckt hatten. Um nicht in neue Kümmernisse zu gerathen, enthielten sie sich der Früchte. Nun aber richtete Adam an Gott die Bitte, ihm von der Frucht des Lebensbaumes zu geben. Er sprach: „O Gott, gib uns von der Frucht des Lebensbaumes, damit wir essen und leben und nicht wieder Leiden auf Erden ertragen müssen. Denn du, o Gott, hast uns, als wir den Befehl übertraten, aus dem Garten getrieben, und den Cherub gesandt, den Baum des Lebens zu bewachen, damit wir nicht davon essen und leben und der Leidensunruhe nach unsrer Uebertretung überhoben seien. Und nun, o Herr, siehe doch, wir haben während dieser Zeit die Leiden getragen, so gleiche denn diese 43 Tage aus mit der Stunde, in der wir übertraten." Auf dieses Gebet antwortete ihm Gott: „Adam, von dem Baume des Lebens, um den du bittest, kann ich dir jetzt noch nicht geben, sondern erst, wenn 5500 Jahre erfüllt sein werden, werde ich dir von der Frucht des Lebensbaumes geben, damit du essest und in Ewigkeit lebest, du und Eva und die Gläubigen deines Samens; und diese 43 Tage bezahlen nicht die Stunde, in der du meinen Befehl übertreten hast. Gedulde dich, bis der Bund, den ich mit dir geschlossen habe, erfüllt sein wird." (S. Dillmann, das christliche Adamsbuch des Morgenlandes. Göttingen 1853, S. 36.) Das Neue dieser Darstellung liegt darin, daß für das Oel des Erbarmens die Frucht vom Lebensbaume tritt, damit ist aber die Identität des Oeles mit der Frucht des Lebensbaumes erwiesen.

Mit neuen Zuthaten bereichert erscheint sodann die Legende in einer von einem unbekannten Verfasser herrührenden Episode der Weltchronik des Rudolf von Ems. Herrmann Fischer, der dieselbe im XXII. Jahrgang (X. Jahrgang der neuen Reihe) der Zeitschrift Germania (herausgegeb. von K. Bartsch, Wien 1877, S. 316 ff.) nach zwei Handschriften aus dem 14. und 15. Jahrhundert publizirt hat, setzt ihren Ursprung in das 13. Jahrhundert. Darnach liegt Adam krank darnieder, er leidet an einem Fuße. Er ruft seinen Sohn Seth herbei und zeigt ihm den Weg nach dem Paradiese, wobei er ihm befiehlt, sich dem zu nahen, den er darin finde, und ihn zu bitten, den kranken Vater doch zu bedenken. Die ihm bei dieser Gelegenheit zutheil werdende Lehre solle er sich merken, und was er erhalten werde, solle er ihm bringen. Seth, dem Befehl seines kranken Vaters Folge leistend, gelangt ins Paradies und findet dort einen lichten Engel, der ihn um sein Begehren fragt. Er trägt ihm den Wunsch seines Vaters vor und spricht: Mein Vater ist sehr krank und sendet mich zu dir, der du alle Krankheiten kennst und zu entfernen vermagst, sage nur, ob mein Vater wieder gesund wird. Der Engel spricht zu ihm: Ich will dir eine Arznei geben, die deinen Vater gesund machen wird. Bei diesen Worten bricht er ein Reis von dem Apfelbaume, an den Gott das Verbot geknüpft hatte, und drückt es ihm in die Hand mit den Worten: Sobald dieses Reis Wurzel schlägt, gesundet dein Vater. Seth nimmt das Reis und tritt den Rückweg an, unterwegs überlegend, wie das Reis am besten in die Erde zu pflanzen sei, damit es Wurzel schlage, grüne und Früchte trage. Zu Hause angekommen, vernimmt Seth den bereits erfolgten Tod seines Vaters. Er steckt das Reis in den Mund seines Vaters und es dauert nicht lange, so beginnt es zu grünen, wächst zu einem großen Baume empor und treibt Aeste, dergleichen es sonst nicht gab. Die Episode schließt mit der Bemerkung: Wie Adam von seiner Krankheit genaß, die Gott ihm auferlegt und was aus dem Baume nach mehr denn 4000 Jahren wurde, das weissagt uns Frau Sybilla. Die neue Wendung in der Weitergestaltung der Legende liegt darin, daß Seth in der That die erbetene Arznei in der Gestalt eines Reises erhält, nur rührt es nicht vom Baume der Barmherzigkeit (Lebensbaume), sondern von dem Baume der Erkenntniß her, der als ein Apfelbaum gekennzeichnet wird.

In wesentlicher Uebereinstimmung mit dieser Fassung und nur in kleinen Zügen abweichend erzählen die Legende der Kanonikus der Marienkirche zu St. Omer Lambertus in seinem um 1120 begonnenen Excerptenbuche Floridus, ferner Vincentius von Beauvais im 13. Jahrhundert in seinem Speculum historiale Lib. VII. c. 59 und Jacobus a Voragine in der Legenda aurea c. 54 p. 242 sq. u. c. 86 p. 306 in der Ausgabe v. Gräfse. In derselben Gestalt finden wir sie auch in zwei deutschen Passionalen in der Hahn'schen Sammlung von Gedichten des 12. und 13. Jahrh., in dem einen älteren ziemlich knapp, in dem andern mit Deu urstende überschrieben, um vieles freier und umständlicher. In jenem fehlt die Anrede Gottes an Seth, in diesem wird besonders der beschwerliche und mühsame Weg Seths zum Paradiese geschildert. Nur geringe Abweichungen zeigt auch die Darstellung bei Jean de Clerc in seinen Lekenspieghel, dessen Abfassung in die Zeit von 1325—1330 fällt.

In diesem Stadium der Entwicklung erscheint die Legende in der ersten Gruppe der aus dem 13. oder 14. Jahrhundert stammenden Historienbibeln, welche sich als freie Bearbeitungen des Vulgatatextes erweisen und mit allerhand merkwürdigen Erzählungen aus apokryphischen Büchern ausgeschmückt sind. Märzdorf, der diese Gruppe nach einer Oldenburger Papierhandschrift (O) aus dem Jahre 1464, die mit der Vorrede: Dô got in siner magenkraft beginnt, herausgegeben hat, bringt die Legende im 1. Bde. S. 124 f. Fast den gleichen Wortlaut hat sie in der im Besitze von Eduard Reuß befind-

[1]) Das Evangelium des Nikodemus ist auch in das Provençalische und Mittelhochdeutsche übergegangen. In der provençalischen Bearbeitung ist unsre Legende abgedruckt von Karl Bartsch in: „Die Erlösung mit einer Auswahl geistlicher Dichtungen". Quedlinburg und Leipzig. 1858 S. XXIV—XXIX; in der mittelhochdeutschen von Fr. Pfeiffer in: „Altdeutsches Uebungsbuch". Wien 1866. S. 1—22.

lichen Historienbibel, wo sie den Schluß des 4. Kapitels des ersten Buches Moses bildet. Vergl. Ed. Reuß, die deutsche Historienbibel vor der Erfindung des Bücherdrucks. Jena 1855. In einer zweiten Gruppe von Historienbibeln, die eine Art Auflösung der Weltchronik des Rudolf von Ems bilden, nähert sich die Legende dagegen der Fassung der Vita und des lateinischen Textes des Nikodemus-Evangeliums. Eine wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert stammende Papierhandschrift dieser Gruppe von Historienbibeln mit derVorrede: „O herr Jesu Christ Vogt" befand sich früher im Besitze des D. Jacob Friedrich Mayer, 1716 kam sie dann in die Hände von Jacob Baumgarten, später in die des Rektors M. G. Christgau zu Frankfurt a. d. Oder, aus dessen Bibliothek sie der Pastor J. M. Goeze in Hamburg erwarb, der sie der Stadtbibliothek zu Hamburg vermachte. Märzdorf theilt die Legende, die sie in dieser Historienbibel hat, in seinem Werke: die deutschen Historienbibeln des Mittelalters I, S. 61 f. mit.

Eine neue beachtenswerthe Weiterbildung erfährt die Legende während des Mittelalters zum erstenmale in der 1864 von Ad. Borgnet veröffentlichten Chronik: Ly myreur des histors von Jean de Preis dit d'Outremeuse I, p. 316—324. Wir heben im folgenden die wichtigsten Einschiebsel, Zusätze und Ausschmückungen, durch welche sich die Darstellung von den vorerwähnten unterscheidet, hervor. Zunächst erkennt Seth auf dem von seinem Vater ihm beschriebenen Wege nach dem Paradiese noch genau die Fußtritte seiner Eltern bei ihrer Vertreibung an dem Fehlen des Graswuchses. Als Seth an den Pforten des Paradieses anlangt, hält er ein längeres Gespräch mit dem wachehaltenden Cherub, damit dieser ihm den Eintritt in das Paradies gestatte. Nachdem Seth und Eva ein inniges Gebet an Gott gerichtet haben, erscheint ihnen St. Michael in voller Rüstung und setzt ihnen auseinander, warum Adam jetzt das Oel der Barmherzigkeit nicht gewährt werden könne. Es soll ihm jedoch nach 5200 Jahren weniger eins nach der Weltschöpfung, wenn der hohe Sohn des lebendigen Gottes, der theure Jesus im Flusse Jordan getauft sein wird, zutheil werden. Michael verwendet sich sodann beim Cherub, dem Seth zu gestatten, seinen Kopf in das Paradies stecken zu dürfen. Trefflich ist nun die Schilderung des Paradieses mit seinen Herrlichkeiten. Seth schaut Bäume mit den schönsten Früchten und köstliche Blumen, die lieblichsten Gesänge ertönen ihm entgegen, er sieht eine Quelle, aus der die vier Paradiesesflüsse entspringen. Oberhalb der Quelle steht ein verzweigter Baum, aber ohne Laub und ohne Rinde. Es ist der Baum der Erkenntniß, der infolge der Uebertretung Adams und Evas noch die Spuren des göttlichen Fluches an sich trägt. Als Seth zu St. Michael zurückkehrt, erzählt er ihm alles, was sich seinem Auge und seinem Ohre dargeboten. Darauf befiehlt ihm der Engel nochmals in das Paradies zu treten und sorgfältig alles zu betrachten. Da sieht er, daß die Schlange um den entblößten Baum gewickelt ist. Wie wahnsinnig kehrt er zu St. Michael zurück, auf seinen Befehl aber steckt er ein drittes Mal seinen Kopf durch das Thor des Paradieses. Jetzt gewahrt er, wie der Baum mit seinem Gipfel in den Himmel ragt, auf dem Gipfel aber liegt ein neugeborenes, in Windeln gewickeltes Kind. Die Wurzeln des Baumes reichen bis in die Unterwelt hinab und in den Spalten schaut er die Seele seines erschlagenen Bruders Abel. Bei seiner Rückkehr erklärt ihm der Engel alles, was er gesehen hat. Das Kind auf dem Gipfel des Baumes ist der Sohn Gottes und Abel in der Unterwelt beweint den Fehltritt seiner Eltern. Darauf gibt ihm St. Michael drei Apfelkerne mit der Weisung, dieselben seinem Vater nach dessen Tode in den Mund zu legen. Sie würden sich zu drei Bäumen entwickeln, zu einer Ceder, Cypresse und Pinie. Außer den drei Apfelkernen nehmen Seth und Eva noch Narde, Safran und Zimmt mit — Dinge, die später zur Einbalsamirung der Todten verwendet wurden. Als Adam von seinem Sohne Seth alles, was er an der Pforte des Paradieses gesehen und gehört hat, vernimmt, bricht er in helle Freude aus und mit den Worten: Mein Leben genügt mir! haucht er seine Seele aus. Sonne, Mond und Sterne trauern um Adam und verlieren auf sieben Tage ihren Schein. Da stellt sich St. Michael abermals ein und fordert Seth auf, auf alles acht zu geben, was Gott mit seinem Gebilde machen werde. Seth sieht, wie Gottes Hand auf Adams Haupte ruht und wie er den Leichnam St. Michael übergibt, und dieser ihn in Schweißtücher hüllt und durch Engel und Erzengel in Hebron begraben läßt. Seth legt die ihm übergebenen drei Kerne unter seines Vaters Zunge, und es dauert nicht lange, so werden die Kerne zu drei Reisern von der Länge einer Elle. Sechs Tage darauf stirbt unter herzinnigem Gebet auch Eva, nachdem sie Seth zuvor noch aufgetragen, zwei Säulen zu machen, die eine von Marmor, die andere von Ziegelsteinen und darauf seine und seiner Eltern Lebensschicksale zu schreiben. Im Alter von 912 Jahren machte Seth die Tafeln und verzeichnete darauf alle Ereignisse von Tag zu Tag.[2]) Nach der Sintfluth fand Noah die Tafeln und las, was auf ihnen geschrieben stand. Darauf kam der weise Salomo in Besitz der Tafeln, konnte aber die Schrift nicht lesen. Gott aber sandte ihm seinen Engel, der ihm sagte, daß er einst so gelehrt werden würde, alles lesen und verstehen zu können. Nach dieser Abschweifung kommt der Erzähler wieder auf die drei Reiser zu sprechen und schließt an sie deren weitere Geschichte. Dieselben blieben zunächst im Munde Adams bis zur Zeit Moses, sie wurden weder größer, noch verloren sie ihr Grün. Nachdem Mose die Israeliten aus dem DiensthausePharao's erlöst hatte und die Aegypter im Rothen Meere umgekommen waren, besuchte er im gelobten Lande das Grab Adams, wo er die drei Reiser sah. Durch Eingebung des prophetischen Geistes erfuhr er, was die Reiser bedeuteten. Er zog sie deßhalb aus dem Munde Adams, wobei ihm und seinen Begleitern ein solch aromatischer Duft entgegenströmte, daß sie Alle berauscht wurden. Mose, darüber hoch erfreut, hüllte die Reiser in ein feines Tuch ein und bewahrte sie sorgfältig. Alle, von Schlangen und Ungeziefer Gebissenen wurden durch Küssen der Reiser geheilt. Durch sie entlockte er auch in der Wüste dem FelsenWasser für das murrende und widerspenstige Volk. Als er starb, pflanzte er die Reiser in der Nähe seines Grabes in die Erde, wo sie bis zur Zeit Davids standen. Durch den heiligen Geist empfing dieser König den Auftrag, nach Arabien bis zum Berge Horeb zu gehen und die von Mose gepflanzten Reiser nach Jerusalem zu bringen, wo Gott dereinst durch sie die Erlösung desMenschengeschlechts am heiligen Kreuze bewirken werde. David fand am neunten Tage dieReiser und als er sie ansägte,entströmte denselben wieder solcher Wohlduft, daß er und seine Leute darüber in die größte Verwunderung geriethen. Musikinstrumente ertönten und der König begann zu tanzen und zu springen und den Namen Gottes anzurufen. Auch in Jerusalem genasen durch sie viele Kranke und fanden Heilung ihrer Gebrechen. Um sich zu überlegen, wo er einen würdigen Platz fände, die Reiser einzupflanzen, legte sie

2) Auch Josephus berichtet von den Nachkommen Seths, daß sie zwei Säulen, die eine aus gebackenen Steinen, die andere aus Felsen errichteten. Vergleiche Antiqu. L, 1. 2.

David während der Nacht in eine Cisterne bei seiner Burg. Wie erstaunte er aber, als sie am folgenden Morgen, wo er sie aus der Cisterne herausholen wollte, bereits so tief Wurzeln geschlagen hatten, als wären sie ein volles Jahr eingepflanzt gewesen. Infolgedessen dachte er, daß Gott der Ort gefiele und er ließ sie daselbst. Unter Salomo wurden die Reiser zu mächtigen Bäumen von beinahe 30 Ellen Länge. Beim Tempelbau benöthigte man eines Baumes, der länger als alle Bäume des Waldes war. Da die Bauleute keinen solchen in der Umgegend fanden, so hieben sie einen der drei Bäume um, und er war noch eine Elle länger als nöthig war. Beim Einfügen des Baumes aber ergab es sich, daß er eine Elle zu kurz war. Sie schnitten darauf den zweiten Baum ab, der in der Länge wieder eine Elle mehr hatte. Als er eingefügt werden sollte, stellte sich jedoch derselbe Mangel wie beim ersten heraus. Die Arbeiter fällten nun den dritten Baum und es verhielt sich mit ihm wie mit den beiden andern. Da somit die Bäume sich als unverwendbar zeigten, wurden sie in den Tempel gelegt. Einst geschah es, daß viel Volks zur Anbetung Gottes nach Jerusalem wanderte, darunter befand sich auch ein Weib Namens Maximilla. Dieselbe setzte sich auf den Baum, sofort aber fingen ihre Kleider zu brennen an und der Geist der Prophetie kam über sie. Mein Gott, rief sie, mein Gott Jesus! Die Juden, über den Namen Jesus empört, stießen das Weib zur Stadt hinaus und steinigten sie. Sie wurde die erste Märthyrerin für den Namen Jesus. Man nahm den Baum hierauf aus dem Tempel und warf ihn in einen Teich (Piscine[3]), in dem man die todten Opferthiere zu waschen pflegte, die im Tempel dargebracht wurden. Doch Gott ließ eines Tages zwischen der dritten Stunde und Mittag das edle Holz durch seine Engel fortholen und es an einen andern Ort legen. Dabei trug sich folgendes Wunder zu. Die Wasser des Teiches wurden beim Herausheben des Holzes derart bewegt, daß diejenigen, die darin badeten, von ihrer Krankheit genasen. Als die Menschen dieses Wunder sahen, nahmen sie das Holz wieder von der Stelle fort und legten es in der Art einer Brücke über das Wasser. Hier verblieb es solange, bis die Königin von Saba aus dem Süden nach Jerusalem kam, um die Weisheit Salomo's kennen zu lernen. Sie nahte der Stadt gerade von der Seite her, wo die Brücke war. Als sie die Brücke sah, kniete sie nieder, betete sie an, zog ihre Schuhe von den Füßen und ging barfuß hinüber, wobei sie mit prophetischer Stimme ausrief: Indicii signum tellus sudore madescet! Als sie sich von der Weisheit und Herrlichkeit Salomo's überzeugt hatte, zog sie wieder in ihr Land. Der Baum aber diente als Brücke bis zur Leidenszeit Jesu.

Mit derselben Ausführlichkeit wird die Legende in einem mittelniederdeutschen Gedichte: Van deme holte des hilligen Cruzes, herausgegeben von Dr. Carl Schröder, Erlangen 1869, erzählt, sowie in einem wahrscheinlich auf einem lateinischen Originale beruhenden niederländischen Gedichte von Jacob van Maerlant;[4]) Dboec vanden houte door Jacob van Maerlant, herausgegeben von Tidemann, Leiden 1844. Der interessanteste Zug, der in dem letzteren Gedichte wie in keiner andern Darstellung in plastischer Schilderung hervortritt, betrifft die Beschreibung des auf dem Gipfel des blätterlosen Erkenntnißbaumes ruhenden neugeborenen, in Tücher gehüllten weinenden Kindes. Der Engel macht über dasselbe dem von dem Thore des Paradieses zurückgekehrten Seth diese Mittheilung (V. 184):

3) Gemeint ist der Teich Bethesda oder der Schafteich (probatica piscina vergl. Joh. 5, 2).

4) Jacob van Maerlant gilt als der Vater der niederländischen Dichtung und starb im Jahre 1300 zu Damm bei Brügge.

> Das Kind, danach du fragest,
> soll noch von einer reinen Magd
> empfangen menschliche Figur;
> außer dem Lauf der Natur
> soll Gott haben das Kind.
> Wenn die Jahre sind abgelaufen
> vollkommen zu ihrer Zeit,
> nicht eher mag Adam werden froh.
> Das Oel der Barmherzigkeit
> Soll dem Kinde aus seinen Leiden
> gepreßt werden so ohne Maßen,
> daß der Vater dabei soll lassen
> sich genügen von aller Schuld,
> die er auf den Menschen hielt.
> Das soll vergießen sein Blut
> an dem Holze, das wachsen muß
> von drei Körnern.

Darauf heißt der Engel den Seth zu Adam zurückeilen und ihm alles zu erzählen, was er gesehen und gehört hat. Mit der Bemerkung, daß Adam nur noch drei Tage leben werde, schließt der Engel seine Rede. Seth erzählt seinem Vater:

> Daß das Oel der Barmherzigkeit
> von dem Kinde ihm kommen sollte.

Wieder mit andern neuen kleinen Ausschmückungen bereichert findet sich der Stoff endlich in drei Uebersetzungen einer französischen Handschrift der früheren kaiserl. Bibl. Fonds franc. Nr. 7864 behandelt, welche aus einem lateinischen Original: De poenitentia Adami herrührt. Vergl. Notice sur Colard Mansion von Jos. Bas. Bern van Praet. Paris 1829 p. 96 sqq., sowie dessen Recherches sur Louis de Bruges Seigneur de la Gruthuyse. Paris 1831 p. 97 sqq. Das Werk, ohne Angabe des Jahres, des Namens des Buchdruckers und des Ortes, stammt wahrscheinlich aus der Presse des Arnold von Brüssel, der seine Kunst in Neapel um 1472 ausübte. Die erstere kürzere 42 Blätter in 4° umfassende und Herrn Gruthuse gewidmete Uebersetzung gehörte Louis von Bruges, wurde aber unter der Regierung Ludwigs XII. mit allen übrigen Büchern des genannten Flamländers der Bibliothek des Herzogs von Orleans, des Vaters Ludwig XII., im Schlosse Blois einverleibt. Die zweite, um einige Kapitel vermehrte Uebersetzung, ursprünglich für einen Herrn Baenst von Bruges angefertigt, befand sich 1628 in der Bibliothek des Abbaye de Saint-Vaast de' Arras, von welcher sie im 18. Jahrhundert in den Besitz des Marschalls d'Isenghien überging; gegenwärtig befindet sie sich in der Bibliothek des Arsenals. Die dritte Uebersetzung ist nur durch den Katalog eines Verkaufs in Glasgow durch die Foulis im Jahre 1771 bekannt geworden. Die durch Colard Mansion, einem Buchhändler und Buchdrucker zu Bruges (Brügge) veranstaltete Uebersetzung geht besonders hinsichtlich der Ausmalung der Details im Leben des ersten Menschenpaares in vielen Beziehungen noch über die Darstellung aller vorerwähnten hinaus. So bemerkt beispielsweise Seth beim ersten Blick ins Paradies die Schlange am Fuß des Baumes, beim zweiten erhebt sich der Baum zu einer solchen Höhe, daß sein Wipfel bis an den Himmel reicht. In Bezug auf die drei Apfelkerne, die sich zu Bäumen verschiedener Höhe entwickeln sollen, sagt St. Michael: Der erste, die Ceder, bilde als Baum der Höhe Gott den Vater ab, der zweite, die Cypresse, sei als Baum des süßen Duftes das Sinnbild des Leidens und Schmerzes des Sohnes, und der dritte, die Pinie, die nützliche Frucht trägt, stelle den heiligen Geist mit seinen Gaben dar. Sodann erhält St. Michael von Gott deßhalb den Be-

fehl, Adam in Gegenwart seines Sohnes Abel zu begraben, um die Sterblichen zu lehren, wie sie es mit ihresgleichen zu halten hätten. Eva wieder eröffnet vor ihrem Tode den um sie versammelten Söhnen und Töchtern, daß die Welt um ihres eigenen Ungehorsams willen das eine Mal durch Wasser, das andere Mal durch Feuer untergehen werde. In Bezug auf die zwei Tafeln, die Eva ihren Nachkommen zu machen befiehlt, um auf sie die Ereignisse der Schöpfung, das Leben des ersten Menschenpaares und alles, was sie sonst noch gesehen und gehört, zum Unterricht des menschlichen Geschlechts einzugraben, wird des Näheren ausgeführt, daß die erste dem Wasser, die andere aus Thon dem Feuer Widerstand leisten solle, wenn die Welt dereinst durch diese Elementargewalten vernichtet werde. Seth stellt die beiden Tafeln nun an den Ort, wo sein Vater Adam die Gewohnheit gehabt, sich zum Gebete zurückzuziehen. Sie wurden nach der Sintfluth aufgefunden, aber Niemand konnte sie bis zur Zeit Salomo's lesen. Dieser König, indem er argwöhnte, sie möchten Geheimnisse enthalten, bat Gott, ihm die Fähigkeit zu verleihen, sie zu entziffern. Darauf erschien St. Michael und befahl ihm, an demselben Orte, wo die Tafeln gelegen, einen Tempel zu bauen. Auch über die drei Reiser im Thale Hebron erfahren wir genaueres. Mose bediente sich ihrer nicht nur in den 48 Jahren seiner Wüstenwanderung zur Heilung der Kranken und entlockte mit ihrer Kraft dem Felsen Wasser, sondern pflanzte sie vor seinem Tode am Fuße des Berges Tabor, woselbst sie tausend Jahre verblieben. Als David die Reiser abends in eine Cisterne legte und am folgenden Tage wachsen und grünen fand, ließ er sie, entzückt über dieses Wunder, darin und umgab sie mit einer Mauer. Nach seinem Ehebruch mit der Bathseba that er unter den Bäumen Buße. Die wichtigste Ergänzung jedoch betrifft den Umstand, daß die Juden den Baum, der zuletzt als Brücke über den Bach Silon oder Kidron gedient, nahmen, um das Kreuz Jesu herzustellen.

Den letzten bemerkenswerthen Zusatz in der Fortentwicklung der Legende bietet auch eine im Northumbrischen Dialekt geschriebene englische Version, die Richard Morris in seinen Legends of the holy rood auf Grund des Harleian Ms. 4196 im Britischen Museum unter der Aufschrift: the story of the holy rood herausgegeben hat. Nach dieser Darstellung ist das Kreuz fertig, aber es fehlen noch die drei zur Kreuzigung Jesu erforderlichen Nägel. Die Juden wenden sich daher an einen Schmied und fordern von ihm, daß er ihnen dieselben sofort anfertige. Als der Schmied vernimmt, wozu die Nägel dienen sollen, will er sie nicht machen, weil er Jesum für einen Propheten hält. Er schützt deßhalb seine mit Brandwunden bedeckte Hand vor. Schon wollen die Juden wieder fortgehen, als die Frau des Schmiedes erscheint und ihren Mann mit heftigen Vorwürfen überschüttet. Gestern Abend, so sagt sie, warst du noch völlig gesund und heute bist du krank. Sie verspricht den Juden, die Nägel sofort selbst zu fertigen. Damit geht sie an den Blasebalg, facht das Feuer an und glüht das Eisen. Die Juden helfen ihr schmieden und es dauert nicht lange, so sind die Nägel fertig, wenn sie auch viel zu groß und dick gerathen sind. Befriedigt gehen die Juden von dannen und begeben sich zum römischen Landpfleger Pontius Pilatus.

Alle Kreuzlegenden, wie namentlich die von der Auffindung des Kreuzholzes Jesu durch Helena, oder die von der Kreuzerhöhung durch den Kaiser Heraklius nehmen bald mehr, bald minder Bezug auf unsre Legende. Wie bekannt die Legende vom Kreuzholze Jesu, sei es als Lebensbaum oder als Baum der Erkenntniß im Mittelalter gewesen, erhellt daraus, daß sie in den Hauptzügen nicht nur von Petrus Comestor (s. Hist. evang. c. 81), Gervasius von Tilbury (s. Otiosa imperialia, herausg. von Felix Liebrecht, Hannover 1856, S. 25), sondern auch von Gottfried Viterbo (s. Pantheon P. XIV. p. 242 in Pistor. German. Script. ed. Struve T. II), und von Heinrich von Meißen in einem Buche (s. Ettmüller, Heinrichs von Meißen Leiche, S. 20) verwerthet wird. Außerdem gibt es in der christlichen lateinischen Poesie zahlreiche Gedichte, welche das Kreuz Jesu als lignum vitae preisen. So lautet eine Stelle in dem Carmen de Jesu Christo deo et homine: Ligno vita perit, per lignum vita revertit. (Fabricius p. 761; A. Rivinus, Sanctae reliquiae duum Victorinorum etc. Gotha, 1652 p. 124.). S. M. Manitus, Geschichte der christl. lat. Poesie S. 116 ff.

In materiellem Zusammenhange mit der Legende steht in der jüdischen Literatur die Sage vom Stabe Moses, der ebenfalls bis auf Adam zurückgeführt wird. Das wahrscheinlich dem 8. Jahrhundert angehörende haggadische Werk Pirke de Rabbi Elieser berichtet im 40. Kapitel: Als Adam das Paradies verlassen mußte, erhielt er von Gott einen Stab. Derselbe war in der Dämmerung am Vorabend des Sabbaths erschaffen worden. Von Adam kam derselbe auf Henoch, von diesem auf Noah, von diesem an Sem, von diesem ging er dann auf die Erzväter Abraham, Isaak und Jakob über. Jakob brachte ihn mit nach Aegypten und überlieferte ihn seinem Sohne Joseph. Als man nach dessen Tode sein ganzes Haus plünderte, kam er in den Palast Pharao's. Da auf ihm der unaussprechliche Gottesname Jehova eingegraben war, so fand, wie der Midrasch Wajoscha bemerkt (vergl. Jellinek, Beth ha-Midrasch I, 42) Jethro, einer von den Bilderschriftkundigen Pharao's, Wohlgefallen an ihm, stahl ihn und verpflanzte ihn in seinen Garten, wo er blühte, sproßte und Mandeln trug. Mit ihm prüfte er Jeden, der eine von seinen Töchtern heirathen wollte. Auch Mose mußte sich, als er in sein Haus kam und Zippora zum Weibe begehrte, der Probe unterziehen. Da er aber in den Garten ging, den Stab brachte und nicht von ihm verschlungen worden war, rief Jethro aus: Das ist wahrlich der Prophet, auf den alle Weisen Israels hingewiesen haben, daß einst ein Prophet aus Israel hervorgehen werde, durch dessen Hand Aegypten und alle Aegypter umkommen werden. Vergl. noch Sefer hajjaschar S. 93 a b in der Prager Ausgabe von 1840. Auch sonst finden sich in der jüdischen Literatur mancherlei Anklänge an die christliche Legende. Unter anderem wird sowohl im Midrasch Bereschith rabba Kap. XXII als Erläuterung der Textworte von 1. Mose 4, 16, wie auch in den schon erwähnten Pirke de Rabbi Elieser Kap. XX der Buße Adams Erwähnung gethan. Er soll sich in den Paradiesesstrom Gichon soweit hineingestellt haben, daß ihm das Wasser bis an den Hals reichte und durch ein siebenwöchentliches Fasten sei sein Leib wie eine Art Sieb geworden.

Neger-Kriminalität.

Von Georg v. Mayr.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der nordamerikanischen Statistik, daß die Ermittelung der sozialen Bewegungsmassen hinter jener der Bestandsmassen weit zurücksteht. Die amtliche Statistik der Vereinigten Staaten kann mit Stolz auf das mehr als ein Jahrhundert alte, seit 1790 ohne Unterbrechung zur Durchführung gelangte Zensuswerk zurückblicken,

das als eine großartige statistische Ermittelung sozialer Bestandsmassen, nicht bloß auf dem bevölkerungsstatistischen Gebiet, sondern auch darüber hinaus auf dem vielgegliederten Gebiet der Sozialstatistik im engeren Sinne, insbesondere der Wirthschaftsstatistik, sich darstellt. Alle zehn Jahre ein gründliches statistisches Inventar aufzunehmen, daran ist man in den Vereinigten Staaten gewöhnt, und das Publikum läßt bereitwillig die aus diesem Anlaß sich ergebenden mannichfaltigen statistischen Befragungen über sich ergehen. Aber in der Zwischenzeit will der amerikanische Bürger weniger von statistischer Neugierde und deren Befriedigung vermittelnden Ordnungsmaßnahmen der Verwaltung belästigt sein als der Europäer; mindestens gilt dies für den Durchschnittsbürger der gesammten Union, während allerdings in einzelnen, insbesondere in den östlichen Staaten, mehr Annäherung an die europäischen Verhältnisse sich zeigt. In erster Linie kommt hier die Thatsache in Betracht, daß wir zwar über den Bevölkerungs**stand** der Vereinigten Staaten durch den alle zehn Jahre seit 1790 stattfindenden Zensus sehr gut orientirt sind, daß aber nicht bloß für eine weiter zurückliegende Vergangenheit, sondern auch für die Gegenwart und voraussichtlich auch noch für eine ziemlich ausgedehnte Zukunft jeglicher Nachweis über die Gesammtgestaltung der Bevölkerungs**bewegung** fehlt. Wie groß die Gesammtzahl der Geburten, Sterbefälle und Eheschließungen in den Vereinigten Staaten ist, weiß man nicht. In einer Anzahl sog. Registrations-Staaten weiß man es allerdings, in der Mehrzahl der Staaten aber verzichtet die Verwaltung auf den Versuch des Eindringens in diese nach unserer europäischen Auffassung auch öffentlich-rechtlich hochbedeutsamen sozialen Vorgänge, deren formale Regelung den einzelnen sozialen Gruppen, insbesondere kirchlichen Vereinigungen, überlassend.

Aehnlich steht es auch auf dem Gebiete der Kriminalstatistik. Man weiß nicht, wie im ganzen in der Union die Zahl der jährlich Abgeurtheilten und Verurtheilten sich stellt. Darüber Nachweis zu geben oder nicht, ist Sache der Einzelstaaten, und es fehlt jedes einigende Band einer zusammenfassenden Kriminalstatistik, wie solche beispielsweise für die deutschen Bundesstaaten in der Reichs-Kriminalstatistik gegeben ist. Ueber die Bewegungsmassen der Kriminalität in den Vereinigten Staaten sind wir also nicht unterrichtet. Einigen Ersatz bietet die statistische Ermittelung der hier einschlägigen Bestandsmasse, nämlich der Gefängnißbevölkerung, aber nicht in dem Sinne, daß eine besondere verwaltungsmäßige Gefängnißstatistik vorläge, sondern in der Art, daß bei der im Zensus alle zehn Jahre verwirklichten sozialen Inventuraufnahme auch der Bestand der am Zählungstag in Gefängnissen befindlichen Bevölkerung ermittelt und besonderer statistischer Behandlung unterzogen wird. Es ist freilich ein recht mangelhafter Ersatz, der hier geboten wird; denn es ist klar, daß die Masse und Schichtung der Strafgefangenen keinen entscheidenden Rückschluß auf die Intensität und Schichtung der verbrecherischen Handlungen gestattet, wegen des maßgebenden Einflusses, welchen die Dauer der zuerkannten Freiheitsstrafen auf den Augenblicksbestand an Gefangenen ausübt. In Ermangelung einer fortlaufenden Kriminalstatistik der Vereinigten Staaten bleibt aber nichts anderes übrig als die Benutzung der Zensusnachweisungen über die Gefängnißbevölkerung, wenn man einigermaßen zu einer zahlenmäßig begründeten Vorstellung über räumliche und zeitliche Unterschiede der Kriminalität im ganzen und in deren Vertheilung auf soziale Gruppen der Bevölkerung gelangen will. Unter diesen Gruppen ist für die Vereinigten Staaten die Unterscheidung der Weißen und der Farbigen von besonderem Interesse, wie auch dem Nichtstatistiker alsbald klar sein wird, wenn er sich der aus der Tagespresse immer wieder ersichtlichen Fortdauer des Lynchsystems gegenüber gewisser schwerer Reate bezichtigten Negern erinnert. Das aus dieser Ermittelung gewonnene statistische Material ist gesammelt und bearbeitet in dem zweibändigen vom Census Office in den Jahren 1895 und 1896 herausgegebenen „Report on Crime, Pauperism and Benevolence in the United States at the eleventh Census 1890. Part I Analysis, Part II General Tables, Frederick H. Wines, Special agent."

Es ist nicht meine Absicht, den Lesern der Beilage zuzumuthen, daß sie mit mir dieses Quellenwerk durchwandern, ich möchte nur deren geneigte Aufmerksamkeit in aller Kürze für einige allgemeine Betrachtungen erbitten, die speziell über die Frage der Neger-Kriminalität von einem der tüchtigsten nordamerikanischen Statistiker der Gegenwart aus den Ergebnissen dieses Quellenwerkes abgeleitet sind. Es handelt sich dabei um den Vortrag, den Walter F. Willcox, zur Zeit „Chief Statistician" (für den Zensus von 1900) im vorigen September über „Negro Criminality" vor dem amerikanischen Sozialwissenschaftlichen Verein in Saratoga gehalten hat und der nunmehr auch im Sonderabdruck erschienen ist.

Der Zensus für 1890 ergab in den Südstaaten für die weiße Bevölkerung 6 Gefangene auf 10,000, bei den Negern 29 Gefangene auf 10,000. Willcox bemerkt hiezu, es sei die Meinung verbreitet, dieser große Unterschied in der Gefangenenquote der Weißen und der Neger rühre davon her, daß im Süden das Gerichtswesen ganz in den Händen der Weißen liege und keineswegs mit Unparteilichkeit gegenüber beiden Rassen gehandhabt werde. Die Neger würden leichter als die Weißen verurtheilt, insbesondere zu Freiheitsstrafen und zu solchen von längerer Dauer als die Weißen. Solche Vorwürfe gegen die Justiz, meint Willcox, würden in den Nordstaaten nicht erhoben. Aber auch in diesen zeige sich eine sehr viel größere Kriminalität der Neger; in den Nordstaaten war die Gefangenenquote der Weißen 12, jene der Neger 69! Von 1880 und 1890 hat in den Südstaaten die Gefangenenquote der Neger um 29 Proz., jene der Weißen nur um 8 Proz. zugenommen. In den Staaten, in welchen niemals Sklaverei bestand, haben die weißen Gefangenen um 7 Proz. mehr zugenommen als die weiße Bevölkerung, die schwarzen Gefangenen dagegen um 39 Proz. mehr als die schwarze Bevölkerung. Hienach ergibt sich nicht nur eine höhere Kriminalität der Negerbevölkerung, sondern auch eine erhebliche Zunahme dieser Kriminalität in der neuesten Zeit. Willcox macht gegenüber den von dem gleichfalls sehr tüchtigen nordamerikanischen Statistiker Falkner hervorgehobenen Gründen für eine aus der Gefängnißstatistik sich ergebende zu hohe Berechnung der Neger-Kriminalität darauf aufmerksam, daß umgekehrt der Altersaufbau der beiden Rassen eine zu günstige Berechnung der Neger-Kriminalität bedinge, und daß die auf die Berechnung der Neger-Kriminalität nach entgegengesetzter Richtung störend wirkenden Einflüsse sich neutralisiren. Wir dürften hienach annehmen, daß thatsächlich ein sehr erheblicher Unterschied in der Kriminalität der Weißen und der Neger in den Vereinigten Staaten besteht.

Bei so starkem Unterschiede der Kriminalität (oder der „Straffälligkeit", wie der österreichische Kriminalstatistiker Högel sie nennt — oder „Verfehlichkeit", wie ich übersetze) beider Rassen drängt sich die Frage nach den Ursachen dieses Unterschiedes in den Vordergrund. Willcox glaubt drei entscheidende Hauptursachen anführen zu können.

Die erste Ursache findet er in dem mangelhaften Familienleben der Neger und dem daraus sich ergebenden weiteren Mangel an Erziehung, insbesondere an Erziehung zu selbständigem, ehrlichem Erwerb; damit hänge es zusammen, daß die schon im allgemeinen sehr starke Betheiligung jugendlicher Personen am Verbrechen gerade bei den Negern noch besonders stark hervortrete.

Den zweiten wesentlichen Grund findet Willcox in dem seit der Negerbefreiung in zunehmender Erstarkung befindlichen wirthschaftlichen Wettbewerb zwischen Weißen und Negern, bei welchen letztere im ganzen den Kürzeren ziehen. Im einzelnen weist er in lehrreicher Weise nach, wie bei den hauptsächlich in Betracht kommenden Kulturen — Baumwolle, Tabak, Zucker, Reis — die Negerarbeit immer mehr zurückgedrängt werde, sei es durch die Ersetzung der Negerarbeit durch die Arbeit der Weißen in den althergebrachten Produktionsgebieten, sei es durch Verschiebung der Ausschlag gebenden Produktionsstätten in Bezirke mit ausschließlicher oder überwiegender weißer Arbeitsbevölkerung. Auch in gewerblichen Beschäftigungen und in häuslicher Dienstleistung wird vielfach eine Verdrängung der Neger festgestellt. Dadurch sinken erhebliche Schichten der schwarzen Bevölkerung wirthschaftlich und sittlich immer tiefer.

Den dritten Hauptgrund der starken Neger-Kriminalität findet Willcox in der — dem optimistischen Menschenfreund wahrscheinlich sehr unerwarteten — Thatsache, daß gerade

als Folge der Beseitigung der Sklaverei die Kluft zwischen Weißen und Schwarzen sich verschärft hat. Zur Zeit der Sklaverei standen sich die Rassen thatsächlich näher; außer dem Moment der Gewalt waltete immerhin auch das Moment persönlicher Beziehungen und persönlicher Rücksichtnahme, schon aus wirthschaftlichen Interessen. Jetzt entfernen sich beide Rassen mit ihrem gesammten Ideenkreis und ihren Strebungen immer weiter von einander. Die öffentliche Meinung der Negerwelt wird mehr und mehr eine gesonderte, die unter dem Druck der ihr entgegenwirkenden elementaren Gewalttendenzen der Weißen zu erhöhter Kriminalität führt. Die neuzeitliche Ausgestaltung dieser Friktion entgegenstehender Gesammtanschauungen und Tendenzen erläutert Willcox durch die Detailanalyse einiger neuzeitlicher krasser Fälle von Lynchjustiz gegenüber Negern.

Was hier Willcox als maßgebende Gründe für die erhöhte Kriminalität der Neger anführt, ist moralstatistisch deßhalb von besonderem Interesse, weil wir es dabei mit Thatsachen zu thun haben, die als besonders typische Repräsentanten der für die Gestaltung von Massenhandlungen der Menschen maßgebenden konstanten Drang- und Druckerscheinungen bezeichnet werden können. Die wirthschaftliche und soziale Depression breiter Negerschichten als Folge der Niederlage im Wettbewerb und der Rassenhaß der Weißen wirken als äußerer Druck auf die Verbrechensgestaltung, während die Gestaltung des inneren Dranges zum Verbrechen und der diesem entgegenwirkenden gleichfalls inneren Drangverhältnisse durch Familienleben und Erziehung wesentlich beeinflußt ist. Alle diese Momente des Druckes und des Dranges sind konstant, d. h. fortdauernd und im großen und ganzen nur allmählich sich verändernd. Es ist deßhalb erklärlich, daß die Neger-Kriminalität in den Vereinigten Staaten überall und allezeit viel größer gefunden wird als die Weißen-Kriminalität.

Der Moralstatistiker wird allerdings weiter geltend machen, daß die angeführten Druck- und Drangverhältnisse nicht die einzigen sind, welche die Kriminalität beeinflussen. Es gibt noch andere aus allgemeiner kriminalstatistischer Erfahrung erkennbare konstante Drang- und Druckverhältnisse, insbesondere solche, die durch die Art der Schichtung der Verbrecher- und Verbrechen-Massen selbst bedingt sind. Der kriminelle Drang ist im allgemeinen beim Weib kleiner als beim Mann, beim ledigen Mann größer als beim verheiratheten, bei der verheiratheten Frau, die gewissermaßen von der höheren männlichen Kriminalität infizirt wird, dagegen größer als bei der unverheiratheten. Ebenso bedingen die Besonderheiten der wirthschaftlichen Lage und der sozialen Stellung von vornherein maßgebende Unterschiede in der Gestaltung der Druckverhältnisse, welche die Massenerscheinung des Verbrechens beeinflussen. Alle diese Momente können aus einer angemessen gegliederten Statistik der kriminellen Masse ersehen werden. Auch die gehörig gegliederte Bestandsmasse der Gefangenen, wie die nordamerikanische Statistik sie bietet, gestattet die Ableitung solcher weiterer Erkenntniß von konstanten Druck- und Drangmomenten. Müßte ich nicht fürchten, mit der Neger-Kriminalität den Leser der Beilage schon über Gebühr in Anspruch genommen zu haben, so würde ich ihn bitten, mir in die Einzelheiten der Nachweise zu folgen, die hierüber in reichlichem Maße in dem oben angeführten zweibändigen Bericht des Zensusamtes enthalten sind, und den vielleicht der eine oder andere statistische Spezialist unter den Lesern selbst zur Hand nimmt.

Eines aber vermag eine auf die bloße Erfassung der Gefangenenmasse beschränkte Kriminalstatistik nicht zu leisten, was auf dem Gebiet der Erkenntniß der Massenursachen des Verbrechens weiter von ganz besonderem Interesse ist, nämlich die Ermittelung auch der variablen Drang- und Druckverhältnisse. Mit der Jahreszeit wechselt der kriminelle Drang, mit ihr und weiter mit der ganzen zeitlichen Entfaltung vor allem der wirthschaftlichen Verhältnisse, mit deren auf- und absteigender Bewegung auch der kriminelle äußere Druck. Den fortlaufenden Einfluß dieser Momente kann man aus der Gefangenenstatistik unmittelbar nicht erkennen; dazu bedarf es der Kriminalstatistik im engeren Sinne, die ihrerseits bei vollem Ausbau Einblick in die fortlaufende Gestaltung der begangenen und der abgeurtheilten Verbrechen gewähren soll. Erst dann, wenn diese fortlaufende Massenbeobachtung der Verbrechen — die Beobachtung der Bewegungserscheinungen der Verbrechen — auch in den Vereinigten Staaten einmal eingerichtet sein wird, wird man einen vollständigen Einblick in die Unterschiede der schwarzen und der weißen Kriminalität gewinnen, Unterschiede, die allerdings so tiefgehend sind, daß sie — wie diese Darstellung gezeigt haben wird — einigermaßen auch aus dem mangelhaften Material erkennbar sind, das bis jetzt auf kriminalstatistischem Gebiet in den Vereinigten Staaten vorliegt.

Mittheilungen und Nachrichten.

* In der Besprechung des Driesman'schen Keltenbuches (Beilage Nr. 91) sind versehentlich mehrere Gänsefüßchen weggefallen, durch welche ausgehobene Citate gekennzeichnet werden sollten. Insonderheit legt der Verfasser der Besprechung, Prof. Heyck, Werth darauf, daß der nachfolgende Satz nicht als seine Logik angesehen wird, sondern Eigenthum des besprochenen Buches bleibt: „Als Hochburg des Katholizismus gilt bekanntlich Tirol, und wir werden uns darüber nicht zu verwundern haben, wenn wir bemerken, daß der Kern der Tiroler Bevölkerung hunnischer Abkunft ist."

* **Berlin.** XXIX. Deutscher Chirurgen-Kongreß. (Zweiter Bericht.) Die Abendsitzung am 18. April war der Vorzeigung von Röntgen-Bildern mittelst des Projektionsapparates (Skioptikons) gewidmet. Hr. Immelmann (Berlin) zeigte an Bildern die Verschiedenheit des Röntgen-Schattenbildes bei verschiedenen Erkrankungsformen der Knochen (Geschwulstbildung, Tuberkulose, Syphilis), ferner Hohlgeschwülste durch Wurmeinwanderung in die Haut, tuberkulöse Lungenzerstörungen, welche charakteristische Bilder ergaben. Es folgten die Darstellungen verschiedener Knochen- und Gelenkverletzungen, ferner durch Hrn. Joachimsthal (Berlin) die angeborene Mißbildung der Gliedmaßen. Derselbe zeigte weiterhin die Anwendung der Röntgographie unter Zuhülfenahme von schattengebenden flüssigen Stoffen zur Erkennung von Fistelgängen, Verletzungen der Handknochen, Schädelschußwunden u. a. Hr. Lauenstein (Hamburg) zeigte Bilder von einem Oberschenkel, welcher durch eine sonst kaum erkennbare Geschwulstbildung von selbst ohne äußere Gewalt zum Brechen gekommen war, Hr. Sudeck (Hamburg) eben solche von Knochenschwund, Hr. Poelchen (Zeitz) eine mit Erfolg operirte Speiseröhrenerweiterung, Hr. Holländer (Berlin) Hauterkrankungen.

Am zweiten Sitzungstag (19. April) sprach Hr. James Israel zuerst über Operationen bei Nieren- und Harnleitersteinen. In seinem Vortrag gab Redner einen geschichtlichen Rückblick über die Entwicklung der Nieren-Chirurgie seit den Zeiten des Hippokrates bis auf unsre Tage. Aber erst die Fortschritte der letzten Jahrzehnte haben derartig günstige Ergebnisse bei der Eröffnung des Innern der Steinniere gezeitigt, daß die Gefahren für das Leben jetzt nicht größer sind als diejenigen bei der Blasensteinzertrümmerung. Jedenfalls ist die Summe der Gefahren bei abwartender Behandlung erheblich größer als beim Eingriff. Die Operationsmethode eignet sich nicht zu einer Mittheilung außerhalb der Fachzeitschriften, dagegen soll vor allem hervorgehoben werden, daß bei einem Versiegen der Harnabsonderung infolge von Steinverstopfung der Niere ein sofortiger operativer Eingriff geboten ist, dessen Aussichten, frühzeitig unternommen, gut sind, während ohne operativen Eingriff in der übergroßen Mehrzahl der Fälle ein ungünstiger Ausgang zu erwarten steht. — An der Besprechung dieses Vortrags betheiligten sich Prof. Czerny (Heidelberg) und Prof. Krönlein (Zürich), welcher die Röntgen-Untersuchungen für ein beachtenswerthes Hülfsmittel zur Erkennung des Steinleidens hält, Prof. Kolaczek (Breslau), Alsberg (Altona), welche Erfahrungen aus ihrer Praxis mittheilen, Zondeck (Berlin), welcher auf Unterschiede in der Blutvertheilung in den Nieren bei Vierfüßlern und Menschen hinweist. — Sodann sprach Kümmell (Hamburg) über die Feststellung der Funktionsfähigkeit der Nieren vor operativen Eingriffen. Zur Erkennung der Erkrankungsform einer Niere und zum Nachweis dessen, was eventuell die andere Niere zum Ersatz der durch eine

Operation vielleicht verloren gehenden Niere leisten könne, hat man die Absonderung jeder einzelnen Niere aus jedem Harnleiter gesondert aufgefangen. Dieser nach seiner Ansicht durchaus gefahrlose Harnleiterkatheterismus leistet zwar zu diesem Zwecke viel, aber man bedürfe außerdem noch gewisser physikalisch-chemischer Hülfsmittel. Neben der Bestimmung der Harnstofftagesmenge interessirt den Chirurgen besonders die von Koranyi (Budapest) angegebene Thatsache, daß bei normaler Urinabsonderung der Nieren der Gefrierpunkt des Blutes und des jeder Niere besonders entnommenen Urins eine konstante Größe ist. Erniedrigung dieses Gefrierpunkts spricht, solange sie besteht, für ungenügende Funktion der Nieren, welche operative Entfernung einer Niere nicht gestattet. Redner selbst hat an einer Reihe von Fällen diese Thatsache bestätigt gefunden. — Im folgenden Vortrag des Hrn. Olshausen (Berlin) über Behandlung der Muskelgeschwülste der Gebärmutter hält der Redner auf Grund sehr reicher Erfahrungen eine sorgfältige Auswahl der zu Operationen sich bietenden Fälle für wichtig. Namentlich sollen kleine Geschwülste auch bei jugendlichen Personen ohne Beschwerde nicht operirt werden, weil oft Jahrzehnte zur Entwicklung vorübergehen. Die Bedeutung der Entfernung der Eierstöcke darf nicht unterschätzt werden. Der Vortragende verfährt auch in chirurgischer Beziehung so schonend und zurückhaltend wie nur möglich und war in den letzten drei Jahren, ebenso wie früher, nur bei etwa 16 Proz. der Kranken genöthigt, einzugreifen. Unter den Gefahren, welche die operirten Frauen bedrohen, sind die Darmverschlingung und Verstopfung der Hauptblutgefäße nicht außer acht zu lassen. — Dr. Bessel-Hagen (Charlottenburg) berichtet über die bisherigen Erfolge der Milzentfernungen und gibt genaue Bestimmungen an über die Anwendbarkeit der Operation bei den verschiedenen Erkrankungen dieses Organs. Da nach der Ueberzeugung des Redners die Gefährlichkeit dieser Operation bisher überschätzt worden ist, tritt er für Ausrottung der Milz in den Fällen ein, in denen eine wesentliche Besserung des Allgemeinbefindens durch sie zu erwarten ist, insbesondere auch bei Milzgeschwülsten, welche in ihrem Gefolge eine Lebererkrankung befürchten lassen. — In der Nachmittagssitzung behandelte Dr. Kehr (Halberstadt) die Frage: wie verhält es sich mit den Recidiven nach Gallensteinoperationen? Die nach der Operation von Gallenstein beobachteten Beschwerden haben ihren Grund einmal in Verwachsungen zwischen den Eingeweiden, in Abknickungen, in einer bestimmten Anzahl von Fällen auch in dem Auftreten von Eingeweidebrüchen in der Narbe. Für das Wiederauftreten von Steinen ist zu unterscheiden zwischen sogenannten echten und unechten Recidiven, nach seinen Erfahrungen sind echte Recidive, d. h. die Neubildung von Gallenstein, nicht vorgekommen, und wenn sich später Steine wieder gezeigt haben, so ist dies darauf zurückzuführen, daß bei der Operation Steine zurückgeblieben sind (unechtes Recidiv). Er steht immer noch auf dem Standpunkt, daß eigentlich jeder Gallenstein, sobald sein Vorhandensein erkannt wird, operativ beseitigt werden müßte; er gibt aber zu, daß die Patienten nur dann damit einverstanden sein werden, wenn sie erhebliche Beschwerden davon spüren. Die frühzeitige Operation verhütet lebensgefährliche Durchbrüche von Steinen in die Bauchhöhle, eitrige Entzündung der Gallengänge, die Bildung von Krebs. Das Hauptziel der Operation muß aber sein: gründliche Ausräumung sämmtlicher Steine, Herstellung möglichst normaler Verhältnisse im Gallensystem, selbst wenn die Operation dadurch mit größeren Schwierigkeiten verknüpft ist. Im übrigen hat er sein Operationsverfahren jetzt so umgestaltet, daß er mit Vorliebe die vollständige Herausnahme der Gallenblase ausführt, während er früher der Eröffnung der Gallenblase den Vorzug gab. — In der Besprechung unterstützt Dr. Löbker (Bochum) die Forderung der Wegnahme der ganzen Gallenblase, vor allen Dingen deßwegen, weil nach seiner festen Ueberzeugung der Gallenblasenkrebs durch das Vorhandensein alter Gallensteine in erster Linie verursacht ist. Das Neuentstehen von Gallensteinen nach der Operation hat auch er nicht beobachtet. Auch er legt Werth darauf, daß bei der Operation sämmtliche Gallensteine, welche sich zuweilen bis in die Leber hineinziehen, entfernt werden und hat daraufhin sein Operationsverfahren eingerichtet. Prof. Petersen (Heidelberg), welcher nach den Erfahrungen der Czerny'schen Klinik die Gallenblase meist nur eröffnet und nicht entfernt, berichtet ebenfalls, daß bei 270 Fällen nur zweimal echte Recidive, dagegen in 15 Proz. der Fälle Bauchbrüche beobachtet wurden. Prof. Körte (Berlin) bevorzugt jetzt ebenfalls, wie Hr. Kehr, als typische Operation die Herausnahme der Gallenblase. Er entschließt sich zur Operation aber doch nur in Fällen mit erheblicheren Beschwerden, weil unter Umständen auch die Operation als solche durch Verwachsungen und dergleichen Beschwerden hinterläßt.

* **Tübingen.** Professor Gustav v. Mandry, der Senior der hiesigen rechtswissenschaftlichen Fakultät, tritt in den Ruhestand.

* **Berlin.** Zu Beginn des Sommerhalbjahres treten zwei neue Privatdozenten in den Lehrkörper der hiesigen Universität ein: in der philosophischen Fakultät Dr. Alfred Vierkandt und in der theologischen Fakultät Pfarrer Lic. Wilhelm Thümmel. — Der Historiker Professor Dr. Otto Hirschfeld ist durch Krankheit verhindert, während des Sommers seine Lehrthätigkeit auszuüben. — Dem Privatdozenten in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Alfred Wohl wurde das Prädikat „Professor" beigelegt.

* **Breslau.** Der ordentliche Professor der Philosophie an der hiesigen Universität Dr. Clemens Bäumker hat den an ihn ergangenen Ruf als Nachfolger des Professors Neuhäuser an der Universität Bonn abgelehnt.

* **Wien.** Als Nachfolger des im Vorjahre verstorbenen Professors Dr. Karl Stoerk wurde der Abtheilungsvorstand an der Allgemeinen Poliklinik, Professor Dr. Ottokar Chiari, zum Vorstand der laryngologischen Klinik an der Universität in Wien ernannt. — Vorgestern ist nach längerer Krankheit im Alter von erst 25 Jahren der Assistent des zweiten chemischen Universitätslaboratoriums Dr. Leopold Kohn an den Folgen einer chronischen Quecksilbervergiftung gestorben, die er sich im Laboratorium bei den Arbeiten mit Quecksilberpräparaten zugezogen.

* **Innsbruck.** Der Privatdozent Dr. Joseph Müller wurde zum außerordentlichen Professor der philosophisch-theologischen Propädeutik und spekulativen Dogmatik an der hiesigen Universität ernannt.

* **Paris.** Alphonse Milne-Edwards, Direktor des Museums und Mitglied des Institut Français, ist gestorben.

w. **Aus Italien.** Der italienische Minister der öffentlichen Arbeiten, Lacava, hat eben den Plan der apulischen Wasserleitung veröffentlichen lassen, eines Unternehmens, das zu den größten seiner Art zählt. Es handelt sich darum, die drei apulischen Provinzen Foggia, Bari und Lecce mit Trinkwasser zu versorgen. Dieses Wasser sollen zahlreiche starke Quellen von Caposele am Westabhang des Apennins liefern. Von dort wird es in 12,730 m langem Tunnel auf die Ostseite des Gebirgsstocks geleitet und läuft dann im Ofantothale bergunter. Beim Monte Solorose zweigt der für Foggia bestimmte Arm ab, während die Hauptmasse unter Berührung von Melfi, Venosa und Spinazzola die Provinz Bari durchzieht und endlich nach Lecce weiter geht. Die Hauptleitung ist 262 km lang. Maßgebend für die Berechnung des Wasserbedarfes war eine angenommene Einwohnerzahl von 1911. In Foggia, Bari und Barletta entfallen täglich auf jeden Bewohner 200 l, in Lecce 150, in den kleinen Städten und Gemeinden 100.75 oder 50. Ungerechnet die Kosten des Ausbaues der Ortsnetze soll die ganze Anlage eine Summe von 163 Millionen Lire erfordern.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

A. Geiger: Maja. Drama in drei Akten. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — M. Bischof: Architektonische Stilproben. Leipzig, Hiersemann 1900. — Medizinische Chronik des 19. Jahrhunderts, zusammengestellt von Dr. H. Adler und Dr. A. Kronefeld. Wien, Perles 1900. — Giov. Tolu: Geschichte eines Sardischen Banditen, von ihm selbst erzählt. Berlin, Vita 1900. — A. Neumann-Hofer: Gräfin Sophie. Roman. Ebd.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 24. April. Nummer 93.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Ziel des neusprachlichen Schulunterrichts.[1])

Von Gustav Herberich.

Besinnt man sich darauf, welches die verschiedenen Formen sind, in denen sich fremdsprachliches Können bethätigt, so findet man folgende sechs: Man liest in der fremden Sprache, man hört und versteht die fremde Sprache, man schreibt in der fremden Sprache, man spricht die fremde Sprache, man übersetzt aus der fremden in die Muttersprache, oder endlich man übersetzt in die fremde von der Muttersprache. Sehr häufig kommen diese Bethätigungsweisen zusammen vor, so z. B. wenn man mit einem Fremden spricht, dessen Worte man zunächst hört und dann in seiner Sprache beantwortet; oder wenn man eine fremdsprachige Korrespondenz führt, u. s. w. In fremdem Land wird man wohl alle auszuüben Gelegenheit und Veranlassung haben, die eine mehr, die andere weniger. Und wenn wir von Jemand uneingeschränkt sagen, er kann die fremde Sprache, so meinen wir damit auch, daß er je nach Bedarf jede der genannten Bethätigungsweisen auszuüben imstande ist. Im eigenen Land kommt es häufiger vor, daß sie getrennt auftreten; so z. B. wenn man fremde Bücher, fremde Zeitungen liest, wenn man ein fremdsprachliches Buch in die eigene Sprache übersetzt, wenn man Vorträge in fremder Sprache anhört, u. s. w.

Schätzt man nun ab, welche von den obigen sechs Bethätigungsformen fremdsprachlichen Könnens diejenige ist, die am häufigsten ausgeübt wird, so wird man wohl zu dem Ergebniß gelangen, daß dies mit dem Lesen der Fall ist. Man braucht nur an die vielen fremden Zeitungen zu denken, die in unsern Cafés aufliegen, an die Fachschriften, die privatim gehalten werden, an die vielen Hunderttausende von fremdsprachlichen Bänden, die alljährlich nach Deutschland importirt werden, an Unternehmungen wie die Tauchnitz Edition und ähnliche, um das ohne weiteres zuzugeben. Nach dem Lesen dürften mit ziemlich gleichen Häufigkeitszahlen kommen das verstehende Hören, das Sprechen und das Schreiben, während die beiden Arten des Uebersetzens für den, der sich nicht etwa berufsmäßig damit abgibt, doch recht selten vorkommen, das Uebersetzen in die fremde Sprache wohl aber noch seltener als das aus derselben. Mit der Häufigkeit der Anwendung identifiziren kann man aber die Werthschätzung für die Vorbereitung auf das Leben, oder anders ausgedrückt: Was im Leben am häufigsten angewandt wird, ist für die Vorbereitung auf das Leben am wichtigsten, und was selten oder gar nicht zur Anwendung kommt, sollte auch bei der Vorbereitung nur flüchtig berührt werden. Man gelangt also bezüglich der Häufigkeit der Anwendung und damit auch bezüglich der Werthbemessung für die Vorbereitung auf das Leben zu folgenden drei Gruppen: 1. Lesen, 2. Hören, Sprechen, Schreiben, 3. die beiden Arten des Uebersetzens.

Versucht man nun ferner, unsre Bethätigungsweisen fremdsprachlichen Könnens nach dem Grade der Schwierigkeit des Erlernens zu ordnen, so gelangt man, wenn man für jede Bethätigungsweise ein möglichst umfangreiches Können, nicht bloß ein elementares, verlangt, etwa zu folgender Reihenfolge: Am weitaus leichtesten zu erlernen ist das Lesen, das also auch hier an erster Stelle steht. Beiläufig möchte ich hier bemerken, daß ich natürlich nicht das Vorlesen meine, sondern dasjenige Lesen, das lediglich darauf ausgeht, den Inhalt des fremdsprachigen Textes zu verstehen. Meiner Erfahrung nach ist dazu nicht unbedingt nöthig, daß man auch vorlesen kann, jedenfalls aber nicht, daß man die Sprache auch sprechen kann. An zweiter Stelle kommt dann für den Gebildeten, der seine Muttersprache gut beherrscht, das Uebersetzen aus der fremden Sprache, zu dem vom Lesenkönnen eine nur unbedeutende spezielle Uebung führt. In ziemlich viel größerm Abstand werden folgen Hören, Sprechen und Schreiben, und ganz zuletzt erst wird das Uebersetzen in die fremde Sprache kommen, das in der That die weitaus schwierigste Bethätigung fremdsprachlichen Könnens bildet. Wir können also auch hier drei Gruppen unterscheiden: 1. Lesen, Uebersetzen aus der fremden Sprache; 2. Hören, Sprechen, Schreiben; 3. Uebersetzen in die fremde Sprache.

Für das Leben am wichtigsten ist also das Lesen; es ist zufällig auch das am leichtesten zu Erlernende. Für das Leben am überflüssigsten ist das Uebersetzen in die fremde Sprache; es ist zufällig auch das Schwierigste. Ist es nun nicht widersinnig, ja geradezu toll, daß die Schule, die mit beschränkten Mitteln an Zeit, Kraft und Arbeit einem natürlich nur beschränkt gesteckten Ziele zustreben kann, das Hauptgewicht auf die unnützeste und schwierigste Bethätigungsform, das Uebersetzen in die fremde Sprache, legt und nicht auf das für das Leben soviel nöthigere und für das Erlernen so viel leichtere Lesen in der fremden Sprache? Daß in der That trotz aller Reformen und Reformversuche das Schwergewicht immer noch auf dem Uebersetzen liegt, sieht man daran, daß als schriftliche Absolutorialaufgaben immer noch bloß Uebersetzungen in die fremde Sprache gestellt werden, und daß noch dazu für die meisten Schüler diese die einzige Prüfung ihres fremdsprachlichen Könnens sind, weil diese Schüler vom mündlichen Theil des Examens befreit werden. Ein für das Fortkommen des Schülers und die Qualifikation des Lehrers so wichtiges

[1]) Vortrag gehalten in der Sektion für Realschulwesen des Bayerischen Neuphilologentags am 20. April d. J.

Examen wie die Absolutorialprüfung beeinflußt aber den Unterrichtsbetrieb in hohem Maß. Derselbe steht denn auch noch ganz im Zeichen der Uebersetzung und der für diese nothwendigen Grammatik, und die Reform, wonach die Lektüre in den Mittelpunkt zu treten hat, und das Sprechen bis zu dem Grade gepflegt werden soll, daß der Unterricht später ganz in der fremden Sprache ertheilt werden kann, steht zum größten Theile bloß auf dem Papier. Das Uebersetzen absorbirt nach wie vor die besten Kräfte, und Lesen, Sprechen etc. müssen sich mit den abfallenden Brosamen begnügen. Es kann auch kein Schüler, wenn er die Schule verläßt, in den übrigen Bethätigungsformen etwas nennenswerthes, nicht einmal lesen, geschweige denn sprechen, am ehesten noch übersetzen aus der fremden Sprache. Selbst im Uebersetzen in die fremde Sprache kann Keiner was ordentliches, weil es für das jugendliche Alter viel zu schwer ist und zudem ein schon vorgeschrittenes Können in den übrigen Bethätigungsformen voraussetzt.

Der Mißerfolg, den der aufs Uebersetzenkönnen ausgehende Sprachbetrieb in seinem eigenen Gebiet aufzuweisen hat, sowie die gänzliche Zweck- und Werthlosigkeit dieses Könnens für das Leben führen zu der Forderung, daß das Uebersetzen in die fremde Sprache als Ziel aus dem fremdsprachlichen Schulunterricht zu streichen ist — eine Forderung, die von den Reformern schon längst aufgestellt und nach jeder Richtung hin beleuchtet und begründet ist, deren Durchführung bisher aber immer noch nicht zu erreichen war.

Bei der Beantwortung der Frage nun, was als neues Hauptziel aufzustellen wäre, sind die Reformer bisher weit über das in der Schule Leistungsmögliche hinausgeschossen, indem sie Sprech- und Schreibfertigkeit forderten. Beides geht über das, was bei der jetzigen Schulorganisation erreicht werden kann, weit hinaus, wenn etwas befriedigendes geleistet werden soll, und nicht bloß ein stümper- und anfängerhaftes Gegackse beim Sprechen oder ein sich auf Nacherzählungen beschränkendes Schreiben. Man darf sich da durch den sogenannten gesunden Menschenverstand, d. h. die Durchschnittsmeinung der nicht sachverständigen Laien, nicht irre machen lassen. Diese können selbst nicht eine fremde Sprache bis zu dem Grade, den sie für die Schule fordern, und haben daher gar keine Ahnung, wie viel saure Arbeit und Mühe und welchen Aufwand an Zeit das Einem kostet. Notabene auch dann schon, wenn man die fremde Sprache im fremden Lande lernt und auch sonst die Vorbedingungen möglichst günstig sind. Die Wenigen aber, die, mit guten Vorkenntnissen versehen, ins Ausland gegangen sind, um die fremde Sprache soweit sprechen und schreiben zu lernen, daß sie eigene Gedanken damit ausdrücken konnten, wissen, daß es für unsre höheren Schulen mit ihren vollen Klassen und ihren mageren 6, 4, 3 oder gar nur 2 Wochenstunden für die fremde Sprache ganz unmöglich ist, etwas nennenswerthes zu erreichen. Es bleibt also, wenn wir von dem nur für das Sprechen besonders wichtigen Hören absehen, lediglich das Lesen übrig. Und dies möchte ich in der That als das Hauptziel fremdsprachlichen Schulunterrichts postuliren. Wenn der Abiturient imstande ist, fremdsprachliche Werke allgemeinen oder sich auf die Schulfächer beziehenden Inhalts fertig zu lesen, d. h. zu verstehen, ohne erst lange das Wörterbuch herumzuwälzen und den fremdsprachlichen Text erst mühsam ins Deutsche zu übersetzen, so kann er meiner Meinung nach zwar nicht die fremde Sprache, aber doch das davon, was ihm durchschnittlich genommen im Leben am werthvollsten ist; und ich meine, in Anbetracht der aufgewendeten Zeit und Arbeit kann er auch genug. Dementsprechend sollte als schriftliche Absolutorialaufgabe ein fremdsprachliches Stück gegeben werden, das wegen der Kontrole des Verständnisses ins Deutsche zu übersetzen wäre; und es sollte jeder Abiturient in den neueren Sprachen auch gründlich geprüft werden, indem man ihm einen fremdsprachlichen Text vorlegt, ihn denselben lesen und den Inhalt frei rekapituliren läßt.

Damit, daß das Lesenkönnen als Hauptziel aufgestellt wird, ist nun nicht gemeint, daß es allein betrieben werden soll. So einseitig dürfen Schulziele überhaupt nicht aufgestellt werden. Es sollte mit vorstehenden Ausführungen nur einmal gezeigt werden, was für ein sprachliches Können in der Schule erstrebenswerth und erstrebensmöglich ist. Neben dem Können hat die Schule auch sprachliches Wissen zu pflegen, Kenntniß der Grammatik, Verständniß für die Entwicklung der Sprache u. s. w. Und schließlich ist es natürlich wünschenswerth und für eine allgemeine Ausbildung auch als nöthig zu betrachten, daß auch die ersten Anfänge des übrigen sprachlichen Könnens gepflegt werden, des Sprechens, Schreibens, Hörens und Uebersetzens — aber nur die ersten Anfänge, und keinesfalls so viel, daß darüber geprüft wird.

Zum Schluß sind noch einige Worte zu sagen über das, was in neuester Zeit häufig als Ziel des neusprachlichen Schulunterrichts aufgestellt wird, nämlich das Verständniß der fremden Kulturen zu erschließen, in die Geschichte, Geographie, Verfassung, Lebensformen 2c. des französischen, bezw. englischen Volkes einzuführen. Abgesehen davon, daß das ein Ziel ist, das zunächst mit dem Erlernen einer fremden Sprache gar nichts zu thun hat und das dieses auf die Stufe eines bloßen Mittels zum Zweck herabdrückt, was prinzipiell zu verwerfen ist, abgesehen davon kann meiner Meinung nach in dieser Beziehung auch nicht viel erreicht werden; man denke doch nur daran, was denn für das Verständniß der eigenen, der deutschen Kultur in unsern höheren Schulen erreicht wird und überhaupt billigerweise zu erreichen erwartet werden kann. Wenn man aber mit jener etwas voll klingenden Ausdrucksweise meint, daß der Sprach- und Uebungsstoff zum Theil oder vorzugsweise aus den genannten Gebieten genommen werden und sich an sie anschließen soll, so bin ich damit vollständig einverstanden.

Das Herbeiholen fremder Ziele hat den Sprachunterricht in der Schule noch in andere falsche Bahnen gelenkt: ich meine die sogenannte formale Bildung, die Uebung des Geistes im Analysiren von Begriffen, die sprachlich-logische Schulung, oder wie man das sonst noch genannt hat. Wie gesagt, sind derartige dem Sprachenlernen ursprünglich fremde Ziele grundsätzlich abzulehnen. Davon abgesehen aber weiß man über die einzelnen menschlichen Begabungen und die Möglichkeit ihrer Ausbildung noch viel zu wenig, als daß man so bestimmt oder auch nur mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten kann, durch Sprachunterricht könne etwas erhebliches in dieser Beziehung erreicht werden. Zudem bin ich total ungläubig in Bezug auf den Werth, den diese sogenannte formale Bildung für das Leben hat — so oft und so weitläufig man das auch schon aufzuzeigen versucht hat.

Um zusammenzufassen: Als Ziel des neusprachlichen Schulunterrichts ist zu postuliren: Volles sprachliches Können hinsichtlich des verstehenden Lesens, einige Gewandtheit im Uebersetzen von der fremden in die Muttersprache, die ersten Anfänge im Hören, Sprechen und Schreiben der fremden Sprache, eine mäßige Kennt-

niß der Grammatik und vielleicht auch der Entwicklung der Sprache. Als Ziel ganz abgelehnt muß werden das Uebersetzen in die fremde Sprache, das nur als Mittel zum Zweck der festeren Einprägung und der Einübung der Grammatik eine bescheidene Existenzberechtigung hat. Vergleicht man mit den so formulirten Zielen die bisher geltenden, so findet man, daß diese viel zu hoch gesteckt sind — meiner Meinung nach unerreichbar hoch. Diesem letzteren Umstande eben müssen es die Neuphilologen zuschreiben, daß sie bisher den undankbarsten Theil in der Aufgabe der höheren Schulen hatten, und daher kommt es auch, daß sie unter den so rasch sich verbrauchenden höheren Lehrern ganz besonders rasch sich abnützen. Die Nerven gehen eben an dem dauernden Versuch, eine unmögliche Aufgabe zu lösen, rasch zugrunde. Es ist höchste Zeit, daß die Neuphilologen mit aller Kraft eine Herabsetzung der unsinnig hohen Lehrziele in den neueren Sprachen anstreben.

Das Kreuzholz Jesu als Lebens- und Erkenntnißbaum des Paradieses.

Von Aug. Wünsche.

II.

An den Zweig Seths vom Lebensbaum anknüpfend, hat die Sage vom Stabe des Moses im jüdischen Sinne Gottlieb v. Leon in seinen rabbinischen Legenden, Wien 1824. S. 18 ff., zu folgendem schönen Gemälde gestaltet: „Als Seth den Zweig des Paradieses, den ihm der Wächter an der Pforte des Paradieses zur letzten Labung seines kranken Vaters darbot, vor Adam gebracht und der Sterbende sich an ihm mit dem Wohlgeruch des ewigen Lebens auf seine Hinfahrt gestärkt hatte und sanft in seinem erquickenden Lenzesduft entschlafen war, da trug des Verblichenen frommer Sohn das himmlische Reis, wie ihm der Engel befohlen hatte, in eine unbekannte Wüste und pflanzte es heimlich in die unfruchtbare Sandebene. Der zarte Sproß grünte und wuchs bald zu einem hohen Stamm empor, breitete seine reich belaubten Aeste weitschattend umher und verkündete alljährlich in seiner Blüthe ringsum der kahlen Einöde die Wiederkehr des Frühlings. So stand er, allen Sterblichen verborgen, nur Gott allein bekannt, viele Jahrhunderte lang verwaist auf der dürren Sandstrecke. — Da geschah es zweitausend Jahre nachher, daß Moses nach seiner zweiten Weisung von Gott jenseits des Gebirges Horeb in die Wüste Sin kam. Und als der Auserwählte Gottes, gebeugt von der Bürde des Prophetenamtes, die auf seinen Schultern ruhte, einsam in der unwirthlichen Landschaft umherwanderte, es schwül um ihn ward und er nirgends eine Stätte der Erholung erblicken konnte, rauschte es mit einemmale wie ein kühler Garten um ihn und ein Wohlgeruch, angenehm wie das Blühen im Lenz, fächelte ihn wie ein belebender Odem Gottes an. Verwundert blickte der Prophet umher. Siehe! da stand in voller erfrischender Maigrüne und in der Fülle lieblichen Blüthenschmuckes der Baum des Herrn vor ihm und streckte ihm liebevoll, gleich einem längst erwarteten Freunde, seinen grünen weitumschattenden Arm entgegen. Ermüdet sank Moses in seinen Schatten hin, und als er, an seinen edenischen Düften sich erquickend, ausruhte, übermannte ihn der Schlaf und er schlummerte sanft am Fuße des Baumes ein. Da nun der Prophet am Morgen erwachte und sich zum Antritt seiner hohen Sendung mächtig wie ein Löwe fühlte und er aus der erhabenen Einöde zurückkehren wollte, siehe, da stieg aus der Wolke, in die der Gipfel des Baumes hinaufreichte, schnell ein ätherischer Jüngling zu ihm herab. Der funkelnde Morgenstern stand über seinem Haupte, seine Hüften umgürtete das Zeichen der Allgewalt Gottes, das flammende Schwert Jehovas und die Huld und Hoheit des Herrn glänzte in seinem Angesicht. Erschrocken ob der furchtbar schönen Wundergestalt, fiel Moses auf sein Angesicht, aber der Engel hub ihn sogleich sanft empor und redete traulich also zu ihm: Fürchte dich nicht, Mose! ich bin der Hüter des Gartens in Eden, du schlummertest unter den Zweigen des Paradieses. Ermanne dich und höre, was dir der Herr, dein Gott, durch seinen Knecht verkünden läßt. Wie nun Moses die freundliche Rede des Cherubs vernahm, sammelte er sich und harrte demüthig des Wortes, so ihm von Gott seinem Gebieter kommen sollte. Da entblößte der himmlische Krieger die flammende Wehr und hieb von des Baumes Gezweig einen dichten Stamm, schnitzte ihn alsobald zum schmächtigen Hirtenstab und berührte mit demselben sanft das Haupt des Propheten. Sogleich fuhren aus Moses Scheitel zwei breite Feuerstrahlen empor, die während seines königlichen Priesterwandels sein Hauptschmuck blieben. Da nimm hin, sprach der himmlische Bote, den Stab Zebaoths, mit ihm weihet er dich zum Hirten und Richter seines Volkes in Israel. Vollbringe des Herrn Willen, wie er ihn dir selbst offenbaren wird. Mit diesem Stabe wirst du die Feinde Gottes züchtigen und deine Sendung durch kräftige Zeichen und Wunder in Aegypten kundthun. Da sah sich Moses von Gott selbst bemannt; denn die Kraft des Herrn war in dem Stabe mit ihm. Auf ihn gestützt, trat er trotzig in Pharao's Gemach und forderte kühn von ihm die Befreiung des Volkes. Und als der Stolz des Königs sich erhärtete, hub Moses den Stab und that durch ihn der Wunder und Zeichen viel in Aegypten. An ihm führte er Israel aus der Dienstbarkeit, spaltete mit ihm das Meer, entschlug mit ihm den Quell dem Felsen und zertrümmerte durch ihn die fremden Götzenbilder. Und als er endlich das Werk seiner heiligen Sendung glorreich vollbracht hatte, legte er den Stab zum dankbaren Gedächtniß seines hohen Hirtenamtes an der Morgenseite der Stiftshütte neben dem Allerheiligsten, dem Gott selbst innewohnte, nieder. Mit ihm theilte er nachher sein Volk in zwölf Stämme, und übergab den Stab seinem Bruder Aaron und salbte ihn zum Priester des Allerhöchsten. Und als bald hernach unter den zwölf Stämmen Israels der Zwist über Aarons Priesterdienst anhub, siehe, da blühte unter den zwölf Stäben Israels der priesterliche Stecken Aarons allein und trug Mandeln zur augenscheinlichen Bestätigung Gottes in seiner geistlichen Würde und deren Erbschaft auf sein ganzes Geschlecht. Nach ihm kam der Stab in die Hände vieler Propheten und Lieblinge Gottes, die durch seine Wunderkraft das Zeugniß ihrer Erleuchtung von oben bekräftigen, bis Gott nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem ihn mit der Bundeslade zum Vorbehalt auf den Tag des letzten Gerichts durch seinen Engel an einen verborgenen Ort überbringen ließ. — Hat Gott auch dem Menschengeschlecht den Stab genommen und wirket seine Wunderkraft nicht mehr sichtbar auf der Erde, so waltet er doch unsichtbar in den Händen derer, die biedere und fromme Richter und Lehrer ihrer Brüder sind und er trägt in den Händen weiser und milder Fürsten, die als wahre Hirten Gottes ihr Volk auf den Auen des Friedens und der Gerechtigkeit weiden, noch unverkennbare Früchte seiner göttlichen Macht und Eigenschaft."

Auf Leons Darstellung beruht dann weiter aller Wahrscheinlichkeit nach die poetische Einkleidung der Sage von M. Letteris. (Sagen aus dem Oriente, Mannheim 1852, S. 15 ff.)

Ein schwacher Nachklang der jüdischen Sage ist sogar in die mohammedanische Ueberlieferung gedrungen. Nach derselben begleitete Mose eines Morgens die Töchter Schueibs auf der Weide. Da er aus Aegypten ohne Stock entflohen war, holte ihm Safuria den Wunderstab ihres Vaters, welcher vor ihm allen andern Propheten zur Stütze und zur Vertheidigung gedient hatte. Adam hatte ihn aus dem Paradiese mitgenommen, nach seinem Tode fiel er in die Hände Seths, später bekam ihn Idris, dann Noah, dann Salih, dann Abraham. (S. G. Weil, biblische Legenden der Muselmänner. Frankf. a/M. 1845 S. 149 f.) Fr. Rückert wieder hat diesem mohammedanisschen Nachklange einen poetischen Ausdruck gegeben in dem Gedichte: der Stab Moses (s. Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten I, S. 32 ff.). Mose lebt bei seinem Schwiegervater Schueib im Lande Midian. Als er dessen Herde in die Wüste treiben sollte, bedurfte er eines Stabes. Da sprach zu ihm Schueib:

Die Stäbe stehen dir zur Wahl, die größern hier und kleinern
Die schwächeren und die stärkeren, den einen ausgenommen
Der hinten in der Ecke steht, bestäubt und übersponnen,
Den hat ein unbekannter Mann, ein fremder, hingestellet,
Daß er hier aufbewahret sei, bis seinen Herrn er fände,
Und seitdem steht er unberührt von mir dort und den Meinen.

Mose probt die Stäbe durch, doch keiner will ihm passen, bis er in die Ecke kommt und den staubig überwebten ergreift. Dieser paßt ihm in die Hand, er nimmt ihn und geht mit ihm von hinnen. Als Schueib die Stäbe zählt, vermißt er den fremden; sofort eilt er Mose nach und fordert ihn mit Ungestüm zurück. Doch dieser klebt in der Hand Moses fest, und so sehr sich auch Schueib bemüht, das ihm anvertraute Gut seinem Schwiegersohne zu entreißen, er vermag es nicht. Ein unbekannter Mann, der gerade des Wegs dahergegangen kommt, wird zum Schiedsrichter angerufen. Er sprach:

Legt auf den Boden hin den Stab, und wer vor meinen Augen
Ihn mit der Hand aufheben kann, der ist der Herr des Stabes

Schueib versucht es zuerst, aber er mußte ihn liegen lassen, Mose dagegen hob ihn mit leichter Mühe vom Boden und eilte, seines Sieges froh, der Herde nach in die Wüste. Darauf sprach der Unbekannte zu Schueib:

Kennst du mich wieder?
Ich habe dir den Stab vertraut, den du bewahren solltest,
Bis einst er seinen Herren fänd', er hat ihn nun gefunden.
Vom Paradiesesgrenzebaum, dem heil'gen Stamme Sidra,
Brach Adam diesen Zweig, als er von dort auswandern mußte,
Und von dem Stab gestärkt, ging er bis an sein Grab durchs Leben.
Der war bestimmt, zum Wanderstab in Mosis Hand zu werden;
Mit dem er jetzt nur Wölfe scheucht, wenn sie der Herde drohen,
Und Laub von Baümen schlägt, wenn ihr am Boden Futter fehlet.
Mit diesem Stabe wird er einst, indem er wird zur Schlange,
Den Hochmuth schlagen Pharao's und seiner Zaubrer Zauber;
Mit diesem Stabe wird er bald die Herde seines Volkes
Frei führen aus des Zwanges Haft und durch des Meeres Fluthen,
In Wüsten schlagen ihrem Durst Erquickung aus dem Felsen,
Nachdem er schlug der Feinde Land mit siebenfacher Plage.

Doch kehren wir nach dieser Unterbrechung wieder zu unsrer Legende zurück. Auch an dramatischen Bearbeitungen hat es derselben während des Mittelalters nicht gefehlt. Zunächst verdient gegen das Ende des 15. Jahrhunderts das bekannte niederdeutsche Schauspiel von dem Plebanus zu Eimbeck, Arnold Immessen, Erwähnung, welches den Gang der Heilsgeschichte von der Schöpfung bis zur Aufnahme der Jungfrau Maria in den Tempel in bisweilen lebendig ergreifender Schilderung vorführt. Wie in dem Gedichte des Jakob van Maerlant erhält Seth hier vom Cherub des Paradieses von einem Apfel, den Adam gegessen, drei Kerne mit der Anweisung, sie seinem Vater, wenn er nach drei Tagen gestorben sein werde, unter die Zunge zu legen. Sie sollen zu einem dreieinigen Baum verwachsen, zu einer Ceder, zu einer Cypresse und zu einem Oelbaum, den Sinnbildern des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Deutlich tritt der Gedanke hervor, daß dem Adam von dem Baume, durch den er gesündigt, auch der Friede kommen soll.

Aber das Holz noch wachsen muß
Von drei Körnlein zusammen,
Die von dem Apfel kamen,
Gewachsen an demselben Reise,
Der Adam in dem Paradeise
Als Frucht schmeckte und genoß,
Die ihm Gott zu essen doch verbot.
(V. 1479—1485.)

Vergl. O. Schönemann, der Sündenfall und Marienklage. Hannover 1855 S. 44 ff. In kürzerer Fassung kommt die Legende in einem 1864 zu Redentin bei Wismar niedergeschriebenen niederdeutschen Schauspiele: Comedia de Christi passione et resurrectione zur Behandlung. Hier erzählt Seth die Legende in der Vorhölle. Vergl. Mone, Schauspiele des Mittelalters, Band II, S. 45 ff. Zum dritten Male begegnet uns die Legende in einem niederländischen Schauspiel: Die eerste bliscaps van Maria, das 1444 von den Rederijkern zu Brüssel aufgeführt wurde. Im Französischen begegnet uns die Legende in dem Mysterium: La Nativité de N. S. Jésus Christ, das mit der Erschaffung Adams und dem Sündenfall beginnt. Vergl. Achille Jubinal, Mystères inédits du XV. siècle. (Paris 1837, Vol. II., p. 16—19.) Hier bittet der der Hölle gewärtige Adam Gott selbst um das Oel des Erbarmens (uille de miséricorde), doch dieser ermahnt ihn, in Geduld den Tod auf sich zu nehmen und gibt ihm die Verheißung, daß er nach 5500 Jahren von der Höllenpein durch das Blut des Gottessohnes, das ihm aus der Seite, wie aus Händen und Füßen fließen werde, Erlösung zu erwarten habe. Als Adam im Sterben liegt, geht Seth auf Wunsch seines Vaters trotzdem zum Paradiese und bittet um das Oel des Erbarmens. Da erscheint ihm der Engel Raphael und reicht ihm statt des erbetenen Oels einen Zweig von dem Erkenntnißbaume mit dem Auftrage, ihn auf das Grab Adams zu pflanzen.

Von den großen spanischen Dichtern haben zwei die Legende zu Autos verarbeitet: Tirso de Molina und Pedro Calderon de la Barca, jener in: El árbol del mejor fruto (der Baum der besseren Frucht), dieser in einem Stücke gleichen Namens und in: La Sibila del Oriente y gran Reina de Saba. Im ersten Calderonschen Stücke haben Arbeiter auf dem Libanon zum Tempelbau einen merkwürdigen Baum gefällt, der bei den scharfen Hieben der Axt blutet und sich in Zweigen und Früchten als Palme, Ceder und Cypresse darstellt. Der König Hiram geräth hierüber in Verwunderung und spricht:

Sagt die Dreizahl hier auch viel,
Kann von diesem Hieroglyphen
Man doch wenig nur entziffern,
Der, in einer Wurzel drei
Ganz verschied'ne Dinge hier
Einheitlich zusammenfassend,
In den dreien viel bezeichnet,
Achtet man auf ihr Symbol.
Ceder, Palme und Cypresse

Deuten Dauer, Sieg und Tod.
Bringt ihn nach Jerusalem,
Ihn, denn ich will keinen Theil
An ihm haben, da's um ihn
Also wunderbar bestellet.
(Lorinser, S. 52.)

Der Baum wird mit den andern vor Salomo gebracht. Als die Königin von Saba über den Bach Cedron schreiten will, wagt sie nicht, auf einem schmalen Stamm zu treten und in Verwunderung ruft sie voller Entzücken aus:

Weiß nicht, welcher Lichtreflex
Ferner Dämmerung, der blendet
Und zu gleicher Zeit erleuchtet,
Mich so heftig hier ergreift,
So gewaltig mich betrübt,
Weil nicht ohne Schau'r ich ahne,
Daß ich Leiden wohl hier schaue.
Zieh' zurück dich und betritt nicht
Unvorsichtig hier und blind
Jenes Holz, das dort inmitten
Zweier and'rer Stämme liegt,
Und von Sion nach Calvaria
Führt, als Brücke über'n Cedron.
Denn wie mich des hohen Geistes
Wehen jetzt erleuchtet, sandte
Adam einst den Seth in's ird'sche
Paradies, um Oel des Heiles
Dort zu holen; und er brachte
Als Belohnung des Gehorsams
Ihm drei Körner jener ersten
Frucht des Baumes der Erkenntniß.
Diese dann, gesät auf Adams
Grab, sie sprossen als ein Baum mit
Cedern-, Palmen- und Cypressen-
Laub, der bei der Theilung, welche
Unter seinen Söhnen und den
Neffen Noah vornahm mit der
Welt, und den Gebeinen Adams
Ward dem Jericho zutheil,
Der den Schädel hier ließ, und den
Baum nach Libanons Gefilden
Brachte, wo im grünen Zentrum
Seiner Wälder er heranwuchs,
Und dem stets gewohnten, schnellen
Schicksal, das die Zeit bereitet,
Dann verfiel. Doch aus dem Traume
Solch verschuldeten Vergessens
Weckte ihn das scharfe Eisen
Einer Axt, die, schuldbar nicht,
Doch geheimnißvoll, damit er
Hierher komme, um zu dienen
Bei dem großen Tempelbaue;
Ja geheimnißvoll, denn weder
Jene noch ein and'res Eisen,
Sollt' ihn dafür vorbereiten,
Weil dem Maß des Künstlers niemals
Er entsprach, und bald zu lang,
Bald zu kurz erfunden wurde.
Doch was Wunder wohl, was Wunder,
Wenn vom Himmel er bestimmt ist
Für noch besseren, lebend'gen
Tempel. Ach! ich sehe an ihm
Hängen einen Mann, so schön,
Daß die Schönheit er bewahret
Selbst inmitten grauser Dornen,
Die mit Blut sein hehres Antlitz
Ueberströmen, die als spitzig
Diadem des Haares, ihn mit
Blut'gen Bächen übergießend,
Von dem Scheitel bis zur Brust
Seinen ganzen Leib mit Purpur
Färben, als ob diesem fehlten,
In den ausgerenkten Muskeln,
Den durchbohrten Händen, Füßen
Blut'ger Wunden bitt're Schläge!
Und er breitet seine Arme
Gegen die Beleid'ger aus und
Scheint zu sterben! Ach, bei diesem
Leidensanblick weiß ich wahrlich
Nicht, ob todt ich, ob lebendig!
Doch, mag's auch mein Leben kosten,
Ihr Bewohner Israels, höret!
Haltet dieses heil'ge Holz
Für ein tief geheimnißvolles,
Denn nicht euer Heil allein
Hängt an ihm; das Heil der ganzen
Welt, es hängt an diesem Holze!
Ja, verehrt es, betet's an!
Tief erschrocken, voller Ehrfurcht
Wag ich's zu betreten nicht,
Schau es nur mit heil'gen Zittern,
Und ein Opfer hier des Kampfes
Zwischen meiner Furcht und Liebe
Weiß ich nicht, ob ich erstarre,
Oder mich in Gluth verzehre;
Nur das weiß ich, daß ich zitternd
Seufzen nur und weinen kann,
Daß mir die Seele, Stimm' und Athem
Und das Leben selbst entschwindet!
(Lorinser, Der Baum der besseren Frucht. S. 89—92.)

Nach diesen Worten fällt die Königin Saba ohnmächtig zu Boden. Nachdem sie wieder zu sich gekommen, erscheint im Hintergrunde der Bühne in einer Glorie ein Kreuz und die Königin spricht:

Dieses ist das Holz, an welchem
Hängt das Heil der ganzen Welt,
Denn aus jenem Blut, mit dem
Es die Erde überströmet,
Wird als heil'ge Gnadenquelle
Künftigen glücksel'gen Zeiten
Einst aus sieben Röhren fließen,
Jenen sieben Sakramenten,
Aller Menschen ew'ges Heil,
Und als größtes unter ihnen
Jenes Wunder Gottes glänzen,
Jenes heiligste Geheimniß,
Wo in Fleisch und Blut verwandelt
Brot und Wein wird ausgespendet,
Und der Geist zur Gnade wieder
Kommt durch aller Gnade Fülle.
(Das. S. 94 f.)

Als der König Salomo die prophetischen Worte der Königin von Saba vernommen, verspricht er, dem Holze selbst seine Ehrfurcht als Erster erweisen zu wollen. Da es für den Tempel nicht geeignet ist, so will er es auf seinen eigenen Schultern an einen würdigen Ort tragen, wo es verborgen liegen bleiben soll, bis es die Zeit später finden werde. Darauf nimmt er unter freudiger Zustimmung der Königin von Saba das Holz und bringt es nach dem Teiche Bethesda unter dem Gesange:

Ein himmlisch Holz, ein einziges der hehrsten,
Mit süßer Frucht, die's seiner Zeit soll geben,
Wird Gegengift dann jenes bitt'ren ersten,
Weil's Tod gibt Einem und den And'ren Leben.
Und wenn das Weltall ringt im allerschwersten
Vernichtungskrampf, um ewig zu entschweben,
Sind die Bezeichneten im ew'gen Lichte,
Wenn sie mit ihm gerufen zum Gerichte.
(Das. S. 97.)

Damit schließt das Stück. Der Dichter läßt Salomo gleichsam als Vorbild des Kaisers Heraklius erscheinen, der das Kreuz bei seiner Wiedereroberung aus den Händen der Perser auf seine Schultern nahm und forttrug.

Ganz ähnlich verwerthet Calderon auch in dem zweiten Stücke: La Sibila del Oriente den Stoff der Legende. Das Kreuz stammt wieder nicht vom Baume des Lebens, sondern vom Baume der Erkenntniß. Als der Engel Seth auffordert, ins Paradies zu blicken, da heißt es von ihm:

> Da erschaute von den Pforten
> Er ein herrliches Gesichte
> Eines Baumes, dessen Blätter
> Dürr und welk und abgewittert,
> Kahl den Stamm gelassen, welcher
> Zwischen tausend Blüthenwipfeln
> Aller Bäume stund allein
> Ohne Pomp und ohne Schimmer,
> Leichnam auf der grünen Au.
> Alle andern, ihn umringend,
> Hatten Seelen, er allein,
> Ohne Pflanzenseel' im Innern,
> Stand mit Aesten ohne Leben,
> Ein entblößtes Baumgerippe.
> Und der Engel sprach und zeigte
> Nach dem Baum hin mit dem Finger:
> Siehe, ist's auch nur ein Zeichen,
> Jenes ist das Oel der Liebe.

Endlich als Adam des Engels Botschaft von seinem Sohne vernommen und Seth aufgetragen, ihn in Hebron zu bestatten, spricht er:

> Dort ersprießet
> Ueber meinem Grab ein Baum;
> Dieses hat bedeutet, siehe,
> Daß du sahst den Baum des Todes.
> Doch, wenn es des Himmels Milde
> Will, dann wird aus meinem Staube
> Er als Baum des Lebens sprießen.

Endlich ist die Legende vom Kreuzholz auch in die neuere Literatur übergegangen und wird bald mit dem Lebensbaum, bald mit dem Baum der Erkenntniß in Verbindung gebracht. Zunächst hat ihr Herder in seinen Legenden und morgenländischen Sagen, Berlin 1870, S. 95 ff. folgenden Wortlaut gegeben: „Neunhundertunddreißig Jahr war Adam alt, als er das Wort des Richters in sich fühlte: Du sollst des Todes sterben! „Laß alle meine Söhne vor mich kommen," sprach er zur weinenden Eva, „daß ich sie noch sehe und segne." Sie kamen Alle auf des Vaters Wort und stunden vor ihm da, viel hundert an der Zahl und fleheten um sein Leben. — „Wer unter Euch," sprach Adam, „will zum heiligen Berge gehen? Vielleicht daß er für mich Erbarmung finde und bringe mir Frucht vom Lebensbaum." — Alsbald erboten sich alle seine Söhne, und Seth, der frömmste, ward vom Vater selbst zur Botschaft auserwählt.

Sein Haupt mit Asche bestreut, eilte er und säumte nicht, bis er vor der Pforte des Paradieses stand. „Laß ihn Erbarmung finden, Barmherziger, (so flehte er,) und sende meinem Vater eine Frucht vom Lebensbaum." — Schnell stand der glänzende Cherub da, und statt der Frucht vom Lebensbaum hielt er einen Zweig von drei Blättern in seiner Hand. „Bringe dem Vater ihn," so sprach er freundlich, „zu seiner letzten Labung hier; denn ewiges Leben wohnt nicht auf der Erde. Nur eile, seine Stunde ist da!" — Schnell eilte Seth und warf sich nieder und sprach: „Keine Frucht vom Baum des Lebens bringe ich Dir, mein Vater, nur diesen Zweig hat mir der Engel gegeben, zu Deiner letzten Labung hier." — Der Sterbende nahm den Zweig und freute sich. Er roch an ihm den Geruch des Paradieses; da erhob sich seine Seele. „Kinder," sprach er, „ewiges Leben wohnt für uns nicht auf der Erde; ihr folgt mir nach. Aber an diesen Blättern athme ich Hauch einer andern Welt, Erquickung." — Da brach sein Auge, sein Geist entfloh. — Adams Kinder begruben ihren Vater und weinten um ihn dreißig Tage lang; Seth aber weinte nicht. Er pflanzte den Zweig auf seines Vaters Grab zum Haupte des Todten und nannte ihn Zweig des neuen Lebens, des Auferwachens aus dem Todesschlaf. — Der kleine Zweig erwuchs zum hohen Baum und viele Kinder Adams stärkten sich an ihm mit Trost des andern Lebens. — So kam er auf die folgenden Geschlechter. Im Garten Davids blühte er schön, bis sein bethörter Sohn an der Unsterblichkeit zu zweifeln anfing; da verdorrte der Zweig, doch kamen seine Blüthen unter andre Völker. — Und als an einem Stamm von diesem Baum der Wiederbringer der Unsterblichkeit sein heiliges Leben aufgab, streute sich von ihm der Wohlgeruch des neuen Lebens umher, weit unter alle Völker.

Während Seth nach Herder den Cherub um die Frucht des Lebensbaumes bittet, verlangt er nach Friedr. Rückert, dem zweiten Bearbeiter des Stoffes (s. Gedichte, Erlangen 1836, 1. Band S. 59), ein Reis von demselben, welches er auch erhält und nach dem Tode Adams auf dessen Grab pflanzt. Hier entfaltet das Reis sich zum Baum, der seine Düfte den Blüthen bis zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft treibt. Von da ab wurde er dürr und bleibt es, bis er durch die Verwendung zum Kreuzholz wieder zum Lebensbaum wird, der immer mehr sich ausbreitet und schließlich die ganze Welt unter seinen Schirm aufnimmt. Nach Rückert erscheint das Kreuzholz als das die Welt überwindende Symbol des Christenthums.

Zuletzt hat Johann Gabr. Seidl die Legende angeblich nach einer wendischen Sage im Morgenblatt für gebildete Leser 1840, Nr. 78 poetisch verwerthet. Als Seth von seinem Vater hört, daß er todtkrank sei, fängt er bitterlich an zu weinen und eilt nach dem Paradiese, um ein Kraut zu suchen, das ihm Hülfe bringe. Der Engel aber spricht:

> Kehr um, mein Sohn, schon ist es zu spät,
> Zu spät mit Kräutlein und mit Arznei,
> Mit deinem Vater ist's längst vorbei.

Damit überreicht er ihm einen Zweig vom Baum des Lebens mit dem Befehle, ihn auf das Grab zu setzen. Von Gottes milder Sonne bestrahlt, wächst der Zweig und wird ein starker Baum. Als die Menschen aber immer mehr und mehr verwilderten, fällten sie den Baum, schleppten ihn fort und boten ihn feil. Nachdem er mit Hammer und Beil glatt gehauen war, legte man ihn als Steg über einen rauschenden Wildbach, wo er jahrhundertelang von den Leuten beschritten wurde. Wer aber das erste mal über ihn hinwegging, der spürte in der Brust einen tiefen Schmerz, und das Herz wurde ihm so schwer, daß ihm in seinem Leben nicht oft mehr ein Lachen ankam. Als durch Gottes Zorngericht die Gegend in Sumpf und See verwandelt wurde, da sank auch der Steg in das Wasser hinab und blieb verschwunden. Doch in der Sage lebte der Stamm als versunkener Steg noch fort und lief wie ein Märchen von Mund zu Mund. Bei Jesu Verurtheilung fiel einem seiner Feinde die Sage von dem versunkenen Baum im Traume ein.

> Ei, dacht' er sich, dieser Baumstamm paßt
> Zum Kreuzstamm eben als beste Last;
> So voll gesogen, schon halb wie Stein,
> So mag er als Bürde recht drückend sein.

Die Feinde Jesu gingen darum hinaus, den Stamm in seinem Wassergrabe zu suchen und nach kurzem Be-

mühen zogen sie ihn als schweren Klotz aus dem See. Sie zimmerten daraus das Kreuz, unter dem der Herr auf seinem Erlösungsgange so schwer und bang seufzte. Seidl schließt sein Gedicht mit den Worten, die zugleich die Tendenz des ganzen Gedichts aussprechen:

So wuchs auf des ersten Menschen Grab
Der Stamm, der der Menschheit das Leben gab,
Und so wie der Tod, so ward auch das Heil
Uns wieder vom Baume des Lebens zutheil.

Die Schlußworte enthalten nur insofern eine kleine Unrichtigkeit, als nach der Darstellung der Bibel der Tod nicht vom Baum des Lebens, sondern vom Baum der Erkenntniß in die Welt kam.

Eine Anspielung auf unsre Legende findet sich endlich noch bei Goethe in Reineke Fuchs, Gesang 10, V. 7 ff., wo es von dem goldenen Ringe mit den drei eingegrabenen hebräischen Worten, den der Fuchs vorgibt, dem Könige zugedacht zu haben, heißt:

Die drei gegrabenen Namen
Brachte Seth, der Fromme, vom Paradiese hernieder,
Als er das Oel der Barmherzigkeit suchte.

Nach einer alten Ueberlieferung (s. Fabricius, Codex pseydepigr. I. p. 3, 34 und II. p. 4, 5) erhielt nämlich Adam bei seinem Auszuge aus dem Paradiese nicht einen Stab, sondern einen geomantischen Ring mit dem Weltkreuze (⊕, ♁), welchen er seinen Nachkommen überlieferte; durch diese kam er nach Aegypten und wurde als Geheimniß aller Wissenschaft betrachtet. Als Symbol dieses Ringes gelten die sogenannten Adamsäpfel, die bei jedem Schnitte ein Kreuz zeigen sollen.

Damit haben wir die wunderbare Legende vom Kreuzholz Christi, das theils vom Baum des Lebens, theils von dem der Erkenntniß im Paradiese stammt, in ihrer geschichtlichen Entwicklung während des Mittelalters und der Neuzeit den geehrten Leser vorgeführt. Wir haben gesehen, wie sich dieselbe im Laufe der Zeit durch Zusätze und Einschiebsel immer mehr erweitert und bald epische, bald dramatische Form angenommen hat. Auch in der mittelalterlichen christlichen Lyrik, besonders in der lateinischen, spielt die Legende vom Kreuzholze Christi eine große Rolle. Dies nachzuweisen, würde aber wieder eine umfängliche Abhandlung erfordern.

Mittheilungen und Nachrichten.

u. **Das homerische Ithaka.** Eine überraschende Hypothese hat Prof. Dörpfeld soeben aufgestellt: nicht die heute Ithaka genannte Insel, sondern das nördlich davon gelegene größere Leukas ist die Insel des Odysseus, die der homerische Dichter beschreibt. Es war eine höchst auffallende Thatsache, daß sich auf dem heutigen Ithaka keinerlei Reste der mykenischen Kultur, deren Zustände im wesentlichen die dem homerischen Epos zugrunde liegenden sind, hatten finden lassen, während die anderen Orte, die das Epos nennt, namentlich Mykene, Funde dieser Zeit in Masse lieferten. Auf Ithaka hatte früher Schliemann und soeben Dörpfeld von neuem vergeblich „den Palast des Odysseus“ gesucht. Nun nennt Homer vier Inseln: Same, Dulichion, Ithaka und Zakynthos, von denen Ithaka die nördlichste sei. Die heutige Insel Leukas findet sich nicht erwähnt, und man nahm daher an, daß sie früher mit dem Festlande zusammengehangen habe, was aber aus geologischen Gründen unmöglich erscheint. Dagegen lag der „leukadische Felsen“, an dem nach Homer ein Eingang in die Unterwelt war, und von dem sich Sappho herabgestürzt haben soll, nach dem Zeugniß der Alten auf Ithaka. Dörpfeld vertheilt nun die homerischen Namen folgendermaßen: Ithaka das heutige Leukas, Same das heutige Ithaka, Dulichion das heutige Kephallenia, Zakynthos hat seinen Namen behalten. Auch die kleine homerische Insel Asteris, bei der die Freier dem heimkehrenden Telemach auflauerten, findet sich nun, es ist das heutige Arkudi, während in der Nähe des heutigen Ithaka überhaupt keine kleinere Insel liegt. So scheint die neue Vertheilung der Namen durchaus einleuchtend, und man wird die von dem homerischen Epos so genau beschriebenen einzelnen Oertlichkeiten nun vielleicht auf Leukas identifiziren können, was bisher auf Ithaka nicht möglich war. Dörpfeld hat die Sache infolge der Freigebigkeit eines holländischen Herrn, der sich für Homer-Exegese interessirt, sofort in Angriff nehmen können. Hoffen wir, daß der Spaten die Bestätigung bringen, und uns, wenn nicht den „Palast des Odysseus“, so doch Spuren mykenischer Kultur ans Licht fördern wird, die man bisher auf der westlichen Hälfte Griechenlands und auf den ionischen Inseln vergeblich gesucht hat.

* **Berlin.** XXIX. Deutscher Chirurgen-Kongreß. (Dritter Sitzungstag.) Die Reihe der Vorträge über Operationen in der Bauchhöhle wird eröffnet durch Prof. v. Angerer (München) über Operationen infolge Unterleibsquetschungen. Der Redner hat in den letzten vier Jahren mehrere Fälle von Darmzerreißung ohne Verletzung der äußeren Bedeckungen und der Haut operirt und in einzelnen auch Heilung erzielt. Von ausschlaggebender Bedeutung für die Aussichten, das Leben des Patienten zu erhalten, und die einzuschlagende Behandlung ist es, die Verletzung des Darmes zu erkennen. Dabei kommen zwei Gruppen von Krankheitszeichen zur Geltung, welche sich außerordentlich ähnlich sind, aber bei diesen Verletzungen auseinandergehalten werden müssen: die von der mit jeder schwereren Verletzung verbundenen Nervenerschütterung ausgehenden und die von der Verletzung des Darmes und ihrer unmittelbaren und örtlichen Einwirkung auf das Bauchfell herrührenden. Durch die letzteren wird die Verletzung des Darmes sichergestellt, wartet man aber, bis diese sich zeigen, so kommt die hier allein rettende Operation in der Regel zu spät. Redner bespricht eingehend die Krankheitszeichen der Verletzung im Beginn und ihre Unterscheidung von denen der einfachen Nervenerschütterung. Halten die letzteren mehrere Stunden nach der Verletzung in gleicher Stärke an, verschlimmern sie sich sogar, so ist sicher keine reine Nervenerschütterung vorhanden, sondern die äußere Gewalt hat eine Darmverletzung zuwege gebracht. Zahl und Beschaffenheit der Pulsschläge wie der Athembewegungen, Verhalten der Körperwärme sind zu berücksichtigen. Bei Darmzerreißungen fehlt das Erbrechen nie und steigert sich im weiteren Verlauf, dagegen kann der Schmerz fehlen. Von 160 Patienten, bei denen kein Eingriff gemacht wurde, starben 149 und von den übrigen mußten zehn wegen unangenehmer und gefährlicher Folgeerscheinungen (Bildung widernatürlichen Afters) noch später operirt werden. Da von der frühzeitigen Operation also alles abhängt, so soll man in unklaren Fällen lieber operativ vorgehen, als abwarten, und sich von der Operation bald nach der Verletzung, wo neben der Darmverletzung allerdings auch die Nervenerschütterung besteht, nicht zurückhalten lassen, obwohl in dieser Zeit die Operation von manchen Chirurgen sehr gefürchtet wird, was jedoch nach Ansicht des Redners nicht begründet ist. — Dr. v. Bergmann (Riga) spricht weiter über die chirurgische Behandlung des Darmverschlusses bei Verschlingung desselben. Dabei kann die Darmwandung so schnell leiden, daß oft schon nach zwölf Stunden die Operation zu spät kommt. Redner bespricht die Schwierigkeiten, die sich der Erkennung dieses Leidens entgegenstellen und die oft nur unter Zuhülfenahme der Betäubung des Kranken zu überwinden sind. Auch der Operation stellen sich bei den Verschlingungen des Dünndarms große Schwierigkeiten entgegen, da die Veränderungen der gelähmten Darmschlingen so außerordentlich rasch fortschreiten und eine vollkommene Entfernung der erkrankten Theile meist unmöglich ist. Der Eingriff wird sich daher darauf beschränken müssen, dem Kranken durch dauernde Entleerung des Darminhalts Erleichterung zu schaffen, was sich durch verschiedene vom Redner eingehend besprochene Operationsverfahren erreichen läßt. Er hat in

56 derartigen Fällen operirt, in 14 Fällen auch Genesung erzielt und in anderen Fällen wenigstens die freie Entleerung des Darminhalts erreicht. — In der Besprechung über diese Vorträge finden verschiedene aus ihnen sich ergebende Gesichtspunkte besondere Berücksichtigung. — Dr. Kehr (Halberstadt), welcher die auch sonst häufige Erfahrung machen mußte, daß bei Patienten, denen er eine Verbindung zwischen Magen und Darm künstlich hergestellt hatte, später wegen ungünstiger Abflußbedingungen aus dem Magen neue Beschwerden auftraten, hatte in zwei Fällen noch zweimal hinterher den Leib eröffnet und diese Beschwerden durch neue Operationen heben können — eine Lehre, daß man in solchen Fällen diese Patienten nicht ohne weiteres ihrem Schicksal überlassen darf. Hernach berichtet er von zwei Kindern im Alter von acht Wochen, beziehungsweise sechs Monaten, welches letztere er zeigt, denen er mit Erfolg wegen angeborener Verengerung des Magenendes eine Verbindung zwischen Magen und Darm hergestellt hat. — In der Nachmittagssitzung spricht Dr. Löbker (Bochum) in Fortsetzung der Besprechung des Themas der Vormittagssitzung über die eigenthümliche Krankheit der fast bis zum Verschluß führenden übermäßigen Muskelentwicklung des Magenausgangs bei Säuglingen. Auch er hat zwei solche Kinder auf die einzig mögliche Art, nämlich mit Herstellung einer neuen Oeffnung zwischen Magen und Darm, behandelt, eines mit vollem Erfolg, da das Kind seit zwei Jahren vollauf gedeiht. Die Hauptkennzeichen sind Ueberfüllung des Magens und fehlender Stuhlgang. Um dem Eindruck so vieler ungünstigen Berichte über die Folgen der Operationen zur Verbindung zwischen Magen und Darm entgegenzuwirken, theilt Dr. Petersen (Heidelberg) die Erfahrungen mit, die in der Heidelberger Klinik mit dem Murphyknopf gemacht wurden und die sehr günstig sind; die ungünstigen Erfahrungen Anderer mögen vielleicht auf Mängeln der Technik beruhen. Sodann hält Prof. Braun (Göttingen) einen Vortrag über entzündliche Geschwülste des Netzes. Nach Bruchoperationen und solchen auf dem Gebiet der Frauenheilkunde treten gelegentlich in der Bauchhöhle geschwulstartige Bildungen hervor, zuweilen erst monatelang nach der Operation, welche auf Verdickungen des Netzes beruhen und zuweilen noch recht erhebliche Beschwerden verursachen können. Sie können von selbst zurückgehen, können aber auch vereitern oder unverändert bestehen bleiben, und je nach diesem Verhalten und den Beschwerden, welche sie erregen, wird der Arzt sich ihnen gegenüber verhalten. — Zu dem gleichen Thema spricht auch Prof. Friedrich (Leipzig), welcher an Thieren die Veränderungen, welche nach Netzunterbindung auftreten, studirt hat. Er beobachtete, daß infolge der Unterbindung der Gefäße des Netzes am Magen und in der Leber beim Meerschweinchen Ernährungsstörungen in Form kleinster Herde auftraten. Kaninchen zeigen diese Veränderungen selten, Hunde und Katzen nie. Vermuthlich nimmt die Gefahr solcher Ernährungsstörungen mit der Größe der Thiere und des Netzes ab. — Nachdem noch Krause (Altona) und Goepel (Leipzig) eigene Vorrichtungen bei der Behandlung von Bauchbrüchen gezeigt hatten, gegen die sich indeß Rotter (Berlin) erklärte, empfahl Bessel-Hagen (Charlottenburg) zur Operation von schweren Bauchbrüchen nach Leibschnitt ein Verfahren, bei welchem ein Theil der Muskulatur der vorderen Bauchwand und benachbarte Theile zur Deckung herangezogen werden. — Bei der in dieser Sitzung vorgenommenen Wahl des Vorsitzenden für den nächstjährigen Kongreß wurde mit großer Mehrheit Professor Czerny (Heidelberg) gewählt, der die Wahl unter größtem Beifall der Versammlung annahm.

* **Marburg.** Der Professor der Medizin an der hiesigen Universität und Spezialarzt für Augenheilkunde, Direktor der Augenklinik, Dr. Heß, hat einen Ruf an die Universität Würzburg (als Nachfolger v. Michels) erhalten und dem Vernehmen nach auch angenommen.

* **Jena.** Prof. Dr. Linck, der Direktor des hiesigen mineralogischen Instituts, hat eine Forschungsreise nach dem Sudan unternommen. — Mit Beginn des Sommersemesters treten in den Lehrkörper der hiesigen Universität Dr. Hartmann, Assistenzarzt der chirurgischen Klinik, und Dr. Rabe, Assistent am chemischen Laboratorium, als Privatdozenten ein.

oem. **Breslau.** Die hiesigen staatlich genehmigten Gymnasialkurse für Mädchen sind soeben mit zwölf Theilnehmerinnen, welche im Alter von 14 bis 18 Jahren stehen, eröffnet worden. Der Unterricht, welcher sich auf Deutsch, Französisch, Geschichte, Latein, Mathematik, Physik und Religion erstreckt und von zwei Gymnasial-Oberlehrern, drei Realgymnasial-Oberlehrern, sowie dem Direktor und einem Oberlehrer einer höheren Töchterschule ertheilt wird, umfaßt 24 obligatorische und 5 fakultative Stunden. Die Schülerinnen sollen nach 4 Jahren zur Ablegung des Abituriums befähigt sein.

* **Zürich.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Hochschule hat sich Dr. phil. et med. Arthur Wreschner als Privatdozent für Psychologie und systematische Philosophie habilitirt.

** **Rußland.** Die kaiserliche St. Petersburger Naturforschergesellschaft hat neuerdings eine staatliche Subvention von 10,000 Rubel erhalten zur Errichtung ihrer biologischen Station im Hafen von Jekaterinograd im Nördlichen Eismeer zwischen der Rybatschi-Halbinsel und der Bai von Kola. — Im Stieglitz-Museum in St. Petersburg wird gegenwärtig eine Ausstellung von Handzeichnungen alter Meister (der letzten drei Jahrhunderte) veranstaltet. — Für das zoologische Museum der Akademie der Wissenschaften wird auf Staatskosten die Siewerzow'sche Sammlung turkestanischer Vögel um den Preis von 20,000 Rubel erworben. — Das Ministerium der Wegkommunikationen eröffnet mit Beginn des kommenden akademischen Jahres im Gebiet der großen sibirischen Eisenbahn vier technische Eisenbahnschulen.

---

* **Neue Kataloge.** Friedrich Meyer, Leipzig: Antiquariatskatalog Nr. 21. Quellen zur Geschichte des Mittelalters. — Bibliothek Huber, Abth. I: Die alten Völker bis zum Beginn des Mittelalters. — Breitkopf u. Härtel, Leipzig: Musikalischer Monatsbericht Nr. 2. Februar 1900. Spirgatis, Leipzig: Antiquarischer Katalog Nr. 73 (Iranisch). Nr. 74 (Afrika). — B. G. Teubner, Leipzig: Mittheilungen 1900, Nr. 1. — G. Fock, Leipzig: Lagerverzeichniß 166: Bibliothek Hinschius. Lagerverzeichniß 163: Bibliotheca Germanica. — List u. Francke, Leipzig: Antiquariatskatalog Nr. 316: Kunstgeschichte, Archäologie. — Hiersemann, Leipzig: Kunstgewerbliche Kataloge. V. Weberei, Stickerei (Katalog 227); 235: Reisen in Rußland; 237: Afrika; 239: Französische Literatur; 229: Ethnographie, Anthropologie, Prähistorik von Amerika; 234: Bibliographie; 238: Die klassische Kunst der Griechen. — Woerl, Leipzig: Katalog der Woerl'schen Reisebücher. — Mayer u. Müller, Berlin: 177. Bücherverzeichniß. (Klassische Philologie.) — Lissa, Berlin: 28. Lagerkatalog: Seltene und interessante Bücher, 15.—19. Jahrh. — Behr, Berlin: Verzeichniß hervorragender Werke: Deutsche Literaturgeschichte, Musikliteratur, Ausländische Belletristik, Kunst. — Parey, Berlin: Werke über Landwirthschaft, Gartenbau und Forstwesen. — v. Zahn u. Jaensch, Dresden: Katalog Nr. 111: Musik und Theater; Nr. 110: Militaria und Kriegsgeschichte; Nr. 109: Deutsche Geschichte; Nr. 108: Kunst; Nr. 107: Portraits des 16. bis 19. Jahrh. — Fr. Cohen, Bonn: Katalog 98: Autographensammlung A. Posonyi in Wien. II. Musiker. — E. Carlebach, Heidelberg: Nr. 235: Deutsche Literatur und Uebersetzungen. Theater und Musik; Nr. 237: Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft und Volkskunde. — Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek, 1900. — E. Hirsch, München: Katalog 21: Autographen. — Th. Ackermann, München: Nr. 472: Allgemeine Naturwissenschaft, Anthropologie 2c.; Nr. 471: Geschichte und Geographie Oesterreichs, Alpines. — L. Rosenthal, Munich: Catalogue LXXIX: Réformation française. Katalog 97: Jagd, Sport, Ridinger Stiche. — M. Edelmann, Nürnberg: Katalog Nr. 1: Geschichte, Kunst, Literatur, Naturwissenschaften, Technik 2c. — *The Trustees* of the Public Library of the City of Boston: 1900; Monthly Bulletin of books, vol. V Nr. 1—4. — *Macmillan and Co.'s* Classified List of New Books and New Editions published from Jan. 16th, to March 16, 1900th.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 25. April. Nummer 94.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Handels- und wirthschaftlichen Verhältnisse von Marokko und die deutschen Interessen in Marokko.

Von Theobald Fischer.

I.

Die Auftheilung von Afrika unter die europäischen Kolonialmächte, die Unterwerfung des Erdtheils unter europäische Kultureinflüsse ist so gut wie beendet. Nur zwei Gebiete sind noch völlig unabhängig, Abessynien, nahe dem Osthorne von Afrika, Marokko, die Nordwestecke des Erdtheils. Beide aus sehr verschiedenen Gründen. Abessynien, weil es eine auch vom Meere abgeschlossene Gebirgsinsel innerhalb der Tropen bildet, eine wahre Gebirgsfeste, von außen schwer zugänglich, reich an natürlichen Festungen, in zahlreiche, leicht zu vertheidigende Einzellandschaften zerfallend, geeignet eine kräftige Bevölkerung großzuziehen und zu erhalten, daher zu allen Zeiten unabhängig, noch heute eine christliche Insel in ringsum wogendem Oceane des Islam. Ein Land reich lohnenden Ackerbaues, reich lohnender Viehzucht, aber durch innere Zwietracht verarmt, verkommen, entvölkert, wäre es von unschätzbarem Werthe für ein europäisches Volk zur Ansiedelung des Ueberschusses seiner Kinder. Aber seine Weltstellung, seine Befähigung eine weitere Umgebung zu beeinflussen, Welthandelsstraßen zu beherrschen u. dgl. ist ganz untergeordneter Natur, sowohl aus anderen Gründen, wie namentlich, weil die Söhne des gesunden, kühlen Hochlandes nicht imstande sind, sich in dem heißen, ungesunden Niederlande ringsum dauernd und erfolgreich zu bethätigen. Abessynien wird wahrscheinlich auf zunächst noch nicht abzusehende Zeit unabhängig bleiben, namentlich wenn es, wie es den Anschein hat, sich doch allmählich, wenn auch sehr langsam, europäischer Gesittung erschließt. Das Land zu erobern würde einer andern Macht als Italien vielleicht möglich sein, es zu behaupten keiner.

Ganz anders Marokko. Eine gewisse Abgeschlossenheit ist auch Marokko eigen, nicht nur zu Lande durch den hohen Gebirgswall des Atlas gegen Osten und Südosten, wo auch noch die unwirthliche Wüste eine breite Grenzscheide gegen die fern jenseits gelegenen Sudanländer bildet, sondern auch zur See, wie gleich näher gezeigt werden soll. Marokko ist zur See sehr schwer zugänglich. Freilich muß man sich darüber klar sein, daß man im Lande selbst den Begriff Marokko, wie er sich herkömmlich in Europa für eine etwa dem Anderthalbfachen des Deutschen Reiches an Flächeninhalt gleichkommende Ländergruppe herausgebildet hat, nicht kennt. Es handelt sich hier um ein Kernland, das höchstens ein Viertel jener Fläche ausmacht und um Randländer, die nur etwa dem neuzeitlichen Begriffe der Interessensphäre entsprechen. Der Sultan von Marokko übt in dieser Interessensphäre kaum einen gewissen Einfluß als geistliches Oberhaupt des westlichen Islam aus. Wichtiger ist, daß die Bewohner derselben wohl allgemein vorziehen ihn, weil thatsächlich machtlos, auch als politischen Oberherrn anzuerkennen bezw. vorzuschützen. Wenn die Franzosen so eben einen Theil dieses Gebiets, den Oasen-Archipel von Tidikelt, besetzt haben und dem die Besetzung von Gurara und Tuat, nach eben eingetroffenen Telegrammen, wie es scheint, sofort folgen lassen, ohne daß ein Hahn darnach kräht, so ist das bezeichnend. Doch gilt dies nicht von dem ganzen Außengebiete von Marokko. Vermuthlich würden ebensowenig internationale Verwickelungen entstehen, wenn Frankreich in der allgemeinen politischen Lage den Zeitpunkt für gegeben erachtete, ein weiteres Stück dieses Außengebiets, das allerdings schon zu dem Kernlande in etwas engeren Beziehungen steht, das östlich vom hohen Atlas gelegene, an Algerien grenzende zu besetzen. Dort würden allerdings ein thatkräftigerer Widerstand seitens der Bewohner und größere Schwierigkeiten in der Landesnatur zu überwinden sein. Aber der Versuch einer Besitzergreifung an irgend einem andern Punkte von Marokko würde unbedingt internationale Verwicklungen hervorrufen, wenn nicht etwa vorher eine Einigung unter den Mächten über die Theilung der Beute erzielt worden wäre.

Die Unabhängigkeit Marokko's und die Fortdauer Europa zur Schande gereichender Zustände in diesem im Angesichte Europa's gelegenen Lande ist nämlich viel weniger, wie bei Abessynien, im Lande selbst begründet als in der Eifersucht der europäischen Mächte. Lage, Weltstellung, innere Hülfsquellen von Marokko sind nämlich so hervorragend, daß ein Uebergang desselben in die Hände einer europäischen Macht, dieser einen ganz außerordentlichen Machtzuwachs und eine Verschiebung der Kräfteverhältnisse herbeiführen würde. Und zwar obwohl die Unterwerfung, wenn auch nicht des eigentlichen Kernlandes, wohl aber die des Gebirgslandes des Atlas ungeheure Schwierigkeiten machen würde. Dieses Gebirgsland nämlich ist so schwer zugänglich und von so kräftigen freiheitliebenden Menschen bewohnt, daß auch die größten Eroberer, die Römer und die Araber, dasselbe nicht zu unterwerfen vermocht haben. Der Sultan von Marokko beherrscht thatsächlich auch nur kleine Theile, namentlich in der Umgebung der Pässe, welche von der Hauptstadt Marrakesch hinüber führen in das Stammland der Dynastie, in den Oasen-Archipel von Tafilelt. Ja, ein plateauartiger, felsiger, durchschluchteter Theil des Gebirges, der sich quer durch das Vorland bis nahe an den Ozean bei Rabat vorschiebt, trennt von jeher den Norden, das Sultanat Fâs, vom Süden, dem Sultanat Marrakesch,

und seine Bewohner zwingen den Sultan, wenn er an der Spitze seines Heeres von der einen Hauptstadt zur anderen reist, den weiten Umweg über Rabat zu machen. Im Gebirge haben denn auch die Urbewohner des Landes, die Berbern, mit ihrer Unabhängigkeit auch ihre Sprache und Eigenart bewahrt, wenn sie sich auch äußerlich zum Islam bekennen. Sie werden jedem Eroberer den zähesten Widerstand entgegensetzen, um so erfolgreicher, als die Landesnatur denselben begünstigt und sie sich, wenigstens im Norden, durch Schmuggel von Spanien und Gibraltar her in den Besitz vorzüglicher Hinterlader gesetzt haben. Sie zu unterwerfen würde Jahrzehnte und ungeheure Opfer an Geld und Menschen erfordern. Das Kernland von Marokko, das zwischen dem Atlasgebirge und dem Atlantischen Ozean gelegene und von mir daher als Atlas-Vorland bezeichnete Gebiet, das heute fast allein den Staat Marokko, das Beled el Makhzen (Land der Regierung), bildet, ist freilich vorwiegend offenes Land ohne natürliche Stützpunkte, bei der Verkommenheit des Staats und seines Heeres leicht zu erobern, leicht zu behaupten.

Marokko's Lage an der Ecke eines Erdtheils, dem weltbeherrschenden Erdtheile Europa in Sehweite gegenüber, an einer Meerstraße, durch welche heute die wichtigste Welthandelsstraße geht, ist überaus wichtig. Es vermag auch seinerseits diese Welthandelsstraße zu beherrschen und davon Nutzen zu ziehen. Aber noch mehr: Karawanenstraßen durch die große Wüste verbinden es mit dem Senegal, namentlich aber dem Nigerbogen in dem Maße, daß selbst heute nicht aller Handel dorthin erloschen ist, im 16. und 17. Jahrhundert aber Timbuktu unter marokkanischer Herrschaft stand. Die Küstenplätze am Ozean, von denen einige ohne große Kosten zu ausgezeichneten Häfen ausgebaut werden könnten, vermöchten dann als Stützpunkte des Weltverkehrs nach dem tropischen Westafrika und Südamerika eine große Wichtigkeit zu erlangen. Selbst für den Mittelmeerverkehr könnte dies bei der geringen Entfernung von Larasch und Rabat von der Meerenge noch gelten. Dazu kommt nun der Reichthum des Landes an inneren Hülfsquellen. Auf diese und die heutigen wirthschaftlichen und Handelsverhältnisse, die jene allerdings nur ganz verblaßt wiederspiegeln, wollen wir im folgenden näher eingehen.

Marokko, in dem engeren Sinne, wie wir es hier fassen wollen, ist ein von der Natur reich ausgestattetes Land, in jeder Hinsicht das wichtigste der drei Atlasländer. So glaube ich auf Grund von drei wissenschaftlichen Reisen urtheilen zu sollen, auf deren erster ich 1886 das mittlere und östliche Algerien, namentlich aber Tunesien bis in die Randgebiete der großen Wüste kennen lernte. Die zweite 1888 galt Nord-Marokko und dem westlichen Algerien, die dritte, im Frühling 1899, machte mich im Laufe von vier Monaten mit den großen Zügen des ganzen Atlasvorlandes, das ich dreimal in seiner ganzen Breite auf zum großen Theile neuen Wegen kreuzte, bekannt. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise und die kartographische Darstellung des Reisewegs werden demnächst in zusammenfassender Bearbeitung erscheinen.

Man kann Marokko in vier parallele Landgürtel zerlegen, die allerdings nur im mittleren Theile des Landes, das den Charakter des Tafellandes trägt, im Gebiet der drei großen Ströme, des Tensift, des Um-er-Rbia und (z. Thl.) des Sebu klar hervortreten. Am Meere entlang erstreckt sich in einer Breite von 50—60 Kilometer ein Gürtel, in welchem überall Anbau mit Hülfe der regelmäßig fallenden Winterregen möglich ist, während Wasser zu künstlichen Berieselungen nur in ganz beschränktem Maße und fast nur aus Brunnen in der Umgebung der Küstenstädte zur Verfügung steht. Dieser Gürtel besitzt aber in einer Länge von nahezu 400 Kilometer in den Provinzen Abda, Dukalla, Schauia und Gharb einen staunenswerth fruchtbaren Boden. Diese Fruchtbarkeit ist in der Bildung einer meist wenig mächtigen Decke schwarzer Humuserde begründet, die auf Staubablagerungen aus dem Innern zurückzuführen ist. Die im landwirthschaftlichen Institute der Universität Halle vorgenommene Untersuchung einer von mir aus Schauia mitgebrachten Probe hat diese meine an Ort und Stelle gebildete Anschauung und namentlich auch meine Annahme außerordentlicher Wasserkapazität, die diese im Lande selbst als Tirs bezeichnete Bodenart kennzeichnet, bestätigt. Diese letztere Eigenschaft ist insofern von großer Bedeutung, als nicht nur die Winterfeuchtigkeit dadurch lange festgehalten wird, sondern auch Nebel und Thau zu voller Wirksamkeit gelangen. Nicht selten auftretende Nebel, namentlich aber überaus reichliche Thaufälle, denen ich besondere Aufmerksamkeit schenkte, kennzeichnen nämlich diesen Küstengürtel. Sie sind darauf zurückzuführen, daß hier der Küste ein Gürtel kühlen Wassers vorgelagert ist, bedingt theils durch eine nach Süden setzende Strömung, namentlich aber durch vorherrschende ablandige Winde, die ein Aufsteigen kühler Tiefengewässer (kühler Auftrieb) an der Küste hervorrufen. Der Bauer weiß, daß er diesen Thaufällen (Minsla) zum Theil seine Ernten verdankt. Auf ihnen im wesentlichen beruht es, daß Mißernten hier seltener sind und nicht nur wie anderwärts in den Mittelmeerländern Weizen und Gerste, die das Winterregengebiet kennzeichnenden Getreidearten, sondern sogar eine Sommer-, hier richtiger Frühjahrsfrucht, Mais, gebaut werden kann, wenn auch nur eine Spielart, die nur etwa drei Monate zur Reife erfordert. Mais wird nur in den nördlichen Mittelmeerländern im großen gebaut, in dem südlichen nur unter künstlicher Berieselung, daher nur örtlich und im kleinen. Zu Mais kommt aber hier noch Durrah, dann allerlei Hülsenfrüchte, Kichererbsen, Bohnen, Linsen, Erbsen u. dgl., Handelsgewächse, wie Koriander und Kümmel, dann Melonen, Kürbisse u. dgl. hinzu. Kurz, es vermag dieses Gebiet eine große Mannichfaltigkeit von Erzeugnissen und in ungeheurer Fülle hervorzubringen. Ich ritt in Schauia, sobald ich die Schwarzerde betreten hatte, tagelang durch unabsehbare wogende Weizen- und Gerstenfelder, die mit jenen anderen Gewächsen abwechselten. Ein greller Gegensatz zu dem öden Steppengürtel, aus dem ich kam. Doch mag das Land nicht in jedem Jahre und nicht überall einen so erfreulichen Anblick bieten. Dazu kommt, daß die Gerste hier in Mittel-Marokko um Mitte April, der Weizen gegen Ende Mai reif ist und somit zur günstigsten Zeit von den Küstenplätzen aus in wenigen Tagen auf die europäischen Märkte gebracht werden könnte. Nach Güte und billigem Preise könnten beide jeden Wettbewerb aus dem Felde schlagen. Hier haben wir es also mit einer seßhaften, ackerbauenden Bevölkerung zu thun, die zum Theil in Zelten, zum größeren Theil in größeren Dörfern aus lehmgestampften Häusern wohnt. An diesen Küstengürtel schließt sich landeinwärts ein etwa 100 Kilometer breiter Steppengürtel mit vorwiegend steinigem, hier und da auch sandigem, überall humuslosem Boden an. Da es während des Winters meist hinreichend regnet, so ergrünt dann die Steppe und bildet, hier und da einem bunten Blumengarten vergleichbar, reiches Weideland für große Herden von Rindern und Schafen. Da diese die Weide wechseln, zum Theil im Spätsommer ins Gebirge geführt werden müssen, so wohnen hier vorwiegend Nomaden und Halbnomaden. Also neben und hinter

dem Getreidelande liegt ein Viehland, dessen Erzeugnisse sich selbst zur Ausfuhr an die Küste bewegen könnten. Wasser bieten theils die in tiefen, engen Erosionsthälern das Tafelland durchziehenden und daher zu Berieselungszwecken nicht brauchbaren Flüsse, theils Brunnen, allerdings oft von beträchtlicher Tiefe. Quellen sind dem geologischen Baue des Landes entsprechend selten, rufen dann aber meist herrliche, wenn auch kleine Berieselungsoasen hervor. Es ist ein entzückender Anblick, wenn man, nach vielleicht tagelangem Ritt über die steinige, baumlose, oft tischgleich ebene Steppe plötzlich in ein Thälchen hinabblickt, auf dessen Sohle und Gehängen sich ein dichter, üppig grüner Hain von Fruchtbäumen, Apfelsinen, Limonen, Oelbäumen, Granaten, Feigen u. dgl., von vereinzelten Dattelpalmen überragt, ausbreitet. Im Schatten eines mächtigen Betum (Pistacia atlantica), die vereinzelt oder in kleinen Gruppen als Schattenspender unschätzbar feuchten Boden oder die Umgebung von Quellen in diesem Gürtel kennzeichnen, schlägt man die Zelte auf.

Ein dritter Landgürtel schließlich zieht sich in einer Breite von etwa 30—40 Kilometer unmittelbar am Fuße des Gebirges hin. Derselbe ist ein weites Schotterfeld, welches die aus dem Atlas hervorbrechenden und am unteren Rande derselben sich zur Bildung der großen Ströme Tensift und Um-er-Rbia vereinigenden Flüsse in der Pluvial- (Glacial-) Zeit aufgeschüttet haben. Von Natur ebenfalls steinige baumlose Steppe, kann dieser Gürtel durch die Fülle von Wasser, welches das Gebirge in zahlreichen durch die Schneeschmelze bis in den Hochsommer hinein gefüllten Rinnen herabsendet, weithin in Berieselungsoasen verwandelt werden. Ich bezeichne ihn daher als Gürtel der Berieselungsoasen. Noch vermehrt wird der Wasservorrath dadurch, daß die arabischen Eroberer im Mittelalter, namentlich in der Umgebung der von ihnen gegründeten Hauptstadt Marrakesch, ein wohl zuerst in Iran oder Arabien angewendetes System eingeführt haben, durch unterirdische Sammelkanäle das Grundwasser weithin zu leiten und an geeigneten Stellen zu Berieselungszwecken an die Oberfläche zu führen. Diese Wasservorräthe, namentlich die im Grundwasser zur Verfügung stehenden, werden heute nur zum Theil verwerthet. Immerhin sind auch heute noch zahlreiche Berieselungsoasen vorhanden und liegt namentlich Marrakesch selbst in oder richtiger am Rande der größten von allen, in welcher die Dattelpalme der Charakterbaum ist. Die Datteln sind allerdings von geringer Güte. Baumzucht steht in diesen Berieselungsoasen obenan. Apfelsinen und andere Aurantiaceen, Granaten, Feigen, Pfirsiche, Aprikosen, Trauben gedeihen hier in ungeheurer Fülle und ausgezeichneter Güte. Der wichtigste Fruchtbaum jedoch ist der Oelbaum. Einzelne Oasen sind geradezu Olivenhaine. Unter diesen Fruchtbäumen, zum Theil auch am Rande, besonders dem unteren Rande der Oasen, wohin die Rieselwasser nur während des Winters gelangen, wird auch Getreide, Gemüse, Melonen u. dgl. in Fülle gebaut. Es kennzeichnet diesen Gürtel der subatlantischen Berieselungsoasen demnach eine große Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse, unter Vorherrschen der Baumfrüchte. Es vermag sich am ehesten selbst zu genügen und eine auch heute noch ganz ansehnliche Verdichtung einer durchaus seßhaften Bevölkerung herbeizuführen. Hier herrschen also feste Siedelungen vor. Die Häuser werden aus Tabia, mit Rollsteinen vermischtem gestampften Lehm erbaut. Auch die Erzeugnisse dieses Gürtels, der ja nur etwa 150—200 Kilometer vom Meere entfernt ist, könnten leicht zur Ausfuhr an die Küste befördert werden und werden es zum Theil auch heute. Sie sind ja meist hochwerthig, wenig umfangreich, und das Gelände bietet keine Schwierigkeiten.

Einen vierten, aber nach seinen Erzeugnissen vom dritten nur wenig abweichenden Gürtel bildet schließlich das Gebirgsland. Nur dürfte dort noch Bergbau zu den schon genannten Hülfsquellen hinzukommen. Doch wissen wir über die inneren Schätze des marokkanischen Bodens sehr wenig, da die Erforschung desselben geflissentlich gehindert wird. Es ist noch nicht lange her, daß europäische Reisende, denen wohl oder übel unter dem Drucke ihrer Gesandtschaft ein Geleitsbrief des Sultans, ohne den auch mir die Weiterreise von Marrakesch unmöglich war, ausgehändigt werden mußte, sich verpflichten mußten keine Steine zu klopfen und mitzunehmen. Da man rohe Gewinnung von Steinsalz an verschiedenen Punkten nicht hiezu rechnen kann, so kann man sagen, daß heute in Marokko überhaupt kein Bergbau getrieben wird. Wo solcher früher bestand, ist er zum Erliegen gekommen oder unterdrückt worden. Man wünscht eben zu vermeiden, daß die Entdeckung werthvoller Vorkommen die Fremden unaufhaltsam ins Land zieht. Bei den Eingebornen besteht jedenfalls die Vorstellung, daß dasselbe an Edelmetallen ungeheuer reich sei. Daß im Mittelalter an vielen Punkten mit Erfolg Bergbau getrieben wurde und darauf eine zum Theil künstlerisch entwickelte Verarbeitung von Metallen beruhte und daß namentlich die südwestliche Landschaft Sus erzreich ist, ist sicher. Auch vom Vorlande ist dies anzunehmen. Die an vielen Punkten unter den tafellagernden jüngeren Schichten des Deckgebirges hervortretenden stark gefalteten und abgetragenen alten Schichten des Grundgebirges erinnern lebhaft an das rheinische Schiefergebirge und das so erzreiche iberische Tafelland. Spuren eines uralten wahrscheinlich auf die Karthager zurückgehenden Eisenbergbaus fand ich in Djebel Hadid, einem kleinen steil aus dem Tafellande horstartig aufragenden Gebirge nahe der Küste nördlich von Mogador.

Schon die letzteren Hinweise zeigen, daß die reichen Hülfsquellen von Marokko entweder unentwickelt oder in Verfall sind. Im späteren Mittelalter hat Marokko eine Zeit großer Blüthe durchlebt. Es war Sitz der Künste und Wissenschaften, namentlich Fâs eine der größten Bildungsstätten des Islam, nach welcher von weither lernbegierige Jünglinge zusammenströmten. Das Handwerk und die Gewerbthätigkeit blühten. Trümmer architektonisch hochstehender, künstlerisch ausgeschmückter Bauwerke finden sich noch mehrfach, namentlich in Fâs und Meknâs, aber auch in Rabat und Marakesch. Es sei nur an die Kutubia von Marrakesch, an den Hassansthurm von Rabat und vor allem an die wunderbare Ruinenstadt Schellah bei Rabat erinnert. Das herrschende Regierungssystem, die fluchwürdigste Willkürherrschaft, die man sich denken kann, hat in den letzten Jahrhunderten einen unaufhaltsam fortschreitenden Verfall hervorgerufen. Kein Mensch ist auch nur einen Augenblick seines Lebens und Eigenthums sicher. Jeder Höherstehende unterdrückt und saugt dem Niedrigerstehenden aus. Wenn sich ein Kaïd (Gouverneur) mit allen Mitteln der Willkür bereichert hat, ereilt ihn über kurz oder lang sein Schicksal, er wird abgesetzt, sein Vermögen vom Sultan eingezogen, meist endet er in einem der grauenvollen Kerker. Die Sultane selbst werden fast ausnahmslos durch Gift beseitigt. Bei der Unsicherheit der Thronfolge setzt dann regelmäßig ein Thronstreit ein, der das Land verheert. Aufstände der gequälten Bewohner gegen die blutsaugerischen Gouverneure oder den Sultan sind an der Tagesordnung und endigen meist mit der Verwüstung und Entvölkerung ganzer Provinzen. Die Regierung nährt geflissentlich den Haß der einzelnen Landschaften und Stämme untereinander und

sieht es gern, wenn sich dieselben befehden und gegenseitig schwächen. Da Besitz nur eine Quelle von Quälereien ist, so fehlt natürlich jeder Antrieb zum Erwerb. Jeder sucht den Anschein von Besitzlosigkeit hervorzurufen, versteckt sein Baargeld und seine Vorräthe. Daher die Einfachheit, ja Verfallenheit (neben dem schlechten Baumaterial) der nach außen hermetisch abgeschlossenen Häuser, die im Innern doch noch zuweilen einen gewissen Wohlstand zur Schau tragen. Der Bauer des Flachlands verbirgt seine Getreide- und sonstigen Vorräthe in sogen. Matamoren, einer Bierflasche ähnlichen unterirdischen, in dem weichen Felsboden ausgehauenen Behältern, die er heimlich in dunkler Nacht anlegt und so sorgsam verbirgt, daß nur er ihre Lage kennt. Diese unterirdischen Schatzkammern aufzuspüren ist eine Hauptaufgabe der Soldaten des Sultansheeres, wenn es gilt eine Provinz zu plündern. Diese Zustände sind einer der Gründe, daß nur ein Bruchtheil des anbaufähigen, selbst des fruchtbarsten Landes angebaut ist und Fortschritte überhaupt ausgeschlossen sind. Von vervollkommneten Geräthen ist keine Rede. Ein urthümlicher Holzpflug ritzt nur den Boden. Die Hufe der Thiere besorgen das Dreschen. Von Düngung ist, außer in den Gärten um die Städte, aber auch da nicht überall, keine Rede. Berge des kostbarsten Düngers, die Abfallstoffe der Häuser und Straßen, sieht man mit gefallenen Thieren als Herde von Krankheiten auf den wüsten Plätzen der Städte oder vor den Thoren aufgehäuft. Ganz besonders in der Hauptstadt Marrakesch. Bei Regen watet man in den Straßen der Städte geradezu im Mist.

Von dem früher blühenden Handwerk und Kunstgewerbe, für welche das Land in Metallen, Thon, Holz, Wolle, Seide, Leder, Farbstoffen u. dgl. die Rohstoffe lieferte, sind nur noch dürftige Reste übrig. Die Thonwaaren von Fâs, von denen ich eine kleine Sammlung zurückgebracht habe, lassen noch schöne Formen und Farben erkennen. Die Lederbereitung, Gerberei und Färberei, namentlich mit der Rinde des Granatbusches, auch der Lederverarbeitung — Maroquin- und Saffianleder sind ja nach Marrakesch und Saffi benannt — liefert in Marrakesch und Tetuan noch hübsche Sachen, Taschen, Decken u. dgl.; namentlich werden in Marrakesch auf Bestellung noch reich ausgestattete, kostbare arabische Sättel angefertigt. Und die Schuster von Marrakesch und Tetuan versehen einen großen Theil der Atlasländer mit gelben Pantoffeln. Doch wird bereits viel buntes Leder, namentlich zu den in ungeheuren Mengen angefertigten Pantoffeln, aus Europa eingeführt. Tief gesunken ist die Metallverarbeitung, die meist nur noch rohe, wenn auch eigenartige Geräthe liefert, ebenso die Holzschnitzerei, zum Theil wohl weil geeignetes Holz immer seltener wird. Doch gibt es noch Arbeiter, die schöne Geräthe aus dem wundervoll gemaserten, aromatischen und darum schon von den Römern hoch geschätzten Holze des Ararbaumes (Callitris quadrinalvis) anfertigen. Der Ararbaum kommt im ganzen Atlasgebiet vom äußersten Westen bis bei Tunis vor. Freilich starke Stämme, bezw. Wurzelstöcke, die am werthvollsten sind, sind auch in den abgelegensten Theilen von Marokko selten. Die geschicktesten Arbeiter in Metallen sind die Juden. Die Teppichweberei liefert heute, gegenüber dem Orient, meist minderwerthige, aber mit Rücksicht auf ihre Haltbarkeit höchst preiswürdige Erzeugnisse, alle lang und schmal, wie die Räume der marokkanischen Häuser wegen des Mangels an langem Bauholz. Ein kunstsinniger Deutscher in Rabat, noch heute der Hauptsitz der Teppichweberei, ist erfolgreich bemüht die alte Kunst wieder neu zu beleben und ist im Stande wieder große werthvolle Teppiche zu liefern. Ein Fortschritt wird wohl auch dadurch erzielt, daß von Polizei wegen auf dem Markte von Rabat zuweilen die zum Verkauf gebrachten Teppiche untersucht und schlechte kurzerhand zerschnitten werden. Eigenartige Teppiche verfertigen auch die Frauen der Gebirgsberbern. Die einst blühende Seidenweberei in Fâs ist nur noch in Resten erhalten. Dagegen liefern die Frauen in Fâs noch heute wundervolle Seidenstickereien. Auch Waffen, Dolche verschiedener Formen, Steinschloßgewehre oft in reich verzierten Scheiden bezw. Schäften werden noch angefertigt. Doch ist die Arbeit meist roh. Im allgemeinen wird der Reisende, welcher die Märkte der größeren Städte nach schönen, wirklich werthvollen Gegenständen durchforscht, enttäuscht sein und nur selten ein schönes Erzeugniß des früher blühenden Kunstgewerbes finden. Wie sollen sich tüchtige Handwerker entwickeln, wenn Jeder, der es einmal zu größerer Fertigkeit bringt, sofort zwangsweise in den Dienst des Sultans oder eines Kaid gegen schlechten Lohn gepreßt wird? Es ist für einen Handwerker geradezu ein Unglück, als tüchtig bekannt zu werden.

Die Zurückgebliebenheit des Landes prägt sich wohl am schärfsten in den Verkehrsverhältnissen aus. Marokko besitzt keinen Hafen, keine Eisenbahn, keine Fahrstraße, keinen Telegraphen, keine Post! Die etwa 1500 Kilometer lange Küste am Mittelmeere und am Ozean bis zum Kap Ghir besitzt auch nicht einen Naturhafen. Die Mittelmeerküste ist eine an kleinen Schlupfwinkeln reiche felsige Steilküste, zu der über das hohe Küstengebirge aus dem Innern der Zugang ebenso schwierig ist, wie vom Meere her. Es ist, auch mit Rücksicht auf die Nähe der größten Welthandelsstraße eine wahre Seeräuberküste und auch stets eine solche gewesen, der Sitz der berüchtigten Riffpiraten, die noch heute kleine, durch Windstille festgehaltene Segler nicht selten überfallen und plündern. Die Ozeanküste ist an Gliederung auch im kleinen sehr arm, entbehrt der Landmarken fast ganz, ist häufig von Nebeln verhüllt, fast immer von heftiger, durch Dünung vom hohen Meere her, oder durch starke, rasch wechselnde Winde hervorgerufener Brandung umtobt. Von Leuchtfeuern, Seezeichen u. dgl., die ja doch nur den Europäern, die man mit allen Mitteln fern halten will, zugute kommen würden, ist keine Rede. Einzig auf dem Kap Spartel ist zur Sicherung der Einfahrt in die Straße von Gibraltar von den europäischen Mächten auf gemeinsame Kosten ein Leuchtthurm errichtet worden. Die atlantische Küste von Marokko ist daher von den Seefahrern gefürchtet und gemieden. Weit draußen auf offener Rhede werfen die Dampfer vor den Küstenstädten Anker, stets unter Dampf, damit sie bei ausbrechendem Sturme sofort das offene Meer gewinnen können. Oft können die Dampfer keinen einzigen dieser Küstenplätze anlaufen. Rabat namentlich ist so im Winter oft monatelang vom Verkehr abgeschnitten. Was das bedeutet, möge ein Beispiel erläutern. Ein Deutscher wollte den Versuch machen, die herrlichen Apfelsinen, welche auf dem fetten, feuchten Schwemmlandboden am Ufer des Bu Regreg etwas oberhalb der Mündung in ungeheurer Fülle gedeihen, zur Ausfuhr zu bringen. Für einen Spottpreis sind dieselben zu haben. Sauber in Kisten verpackt, harren sie der Ankunft eines Dampfers: keiner kann wegen stürmischen Wetters anlaufen, da die Barre an der Mündung des Bu Regreg die gefürchtetste der ganzen Küste ist. Es bleibt nichts übrig, als den ganzen Vorrath auf Kamele zu laden und nach dem zwei Tagereisen weiter nach Süden gelegenen nächsten Küstenplatze Casablanca zu schicken, der eine bessere Rhede hat. Ehe dort ein Dampfer anlaufen kann, ist der ganze Vorrath verdorben! Der Verkehr zwischen den Dampfern und der Küste findet nur in

großen Brandungsbooten statt. Der sonst sehr liebenswürdige Kapitän des französischen Dampfers, den ich benutzte, warnte mich schon in Larasch an Land zu gehen, in Rabat erklärte er, er lehne jede Verantwortung ab, wenn ich nicht wieder an Bord kommen und er ohne mich abfahren müsse. In der That tobte trotz dem herrlichsten Wetter eine gewaltige Brandung auf der Barre und die Rückkehr zum Schiff war nicht leicht. Das Schwesterschiff des meinigen hatte kurz vorher 12 Tage vor Casablanca kreuzen müssen, ehe es mit dem Lande hatte in Verbindung treten können! Kaum war ich in Mogador, wo ich meine Karawane zur Landreise ausrüstete, von Bord gegangen und hatte der Dampfer seine Ladung gelöscht, als ein Sturm losbrach und das Schiff eiligst das nahe Meer gewinnen mußte, um nicht auf den Sand gesetzt zu werden, wie ein anderer französischer Dampfer, dessen Wrack noch warnend dort lag.

Ein Portrait des Kurfürsten Albrecht von Mainz.

Von Wilhelm Schmidt.

Aus dem Besitze des Herzogs von Anhalt ist nach München ein Bildniß geschickt worden, das sowohl bezüglich des Dargestellten, als des Künstlers, auch für weitere Kreise von Interesse ist. Ich entdeckte hier die Inschrift darauf, die rechts weiß oben vom schwarzen Grunde sich abhebt:

IMAGO ALBERTI MARCHIONIS BRĀDENB
CV̄ XVIII ĀNV̄ AGERET GRAPHICE
DEPICTA
QVOD OPVS IA^VS DE BARBARIS FACIEB
M. D. VIII.

Unter der Jahreszahl befindet sich noch der Merkurstab (Schlangenstab) abgemalt.

Das Bild stellt also den Markgrafen Albrecht von Brandenburg vor, der bekanntlich später im Jahre 1514 Kurfürst von Mainz und 1518 Kardinal wurde. Albrecht war ohne Zweifel eine der interessantesten Persönlichkeiten der reformatorischen Epoche, Gegner der Neuerungen, außerdem ein warmer Kunstfreund. Er ist dargestellt als Halbfigur, drei Viertel lebensgroß, zwei Drittel nach links gewendet, in reichem, priesterlichem Gewande; die Hände, von denen jedoch bloß die rechte sichtbar wird, sind übereinander gelegt. Helle Augen, blonde, ziemlich lange Haare, zarter Teint charakterisiren ihn. Daß die Hand gegen den Kopf als zu unförmlich erscheint, ist offenbar ein Proportionsfehler des Malers und nicht in der Natur begründet. Albrecht war 1508 mit 18 Jahren Priester geworden, und dies für sein Leben entscheidende Ereigniß wird ihn den Anstoß gegeben haben, sich malen zu lassen. Leider ist das Bild sehr schlecht erhalten, es befindet sich eben bei Professor Hauser zur Restauration. Daß es von feiner, zierlicher, jedoch etwas kraftloser Ausführung war, läßt sich übrigens noch erkennen. Andere Portraits von Albrecht aus jüngeren Jahren sind mir nicht bekannt; später, als Kurfürst, wurde er von Lucas Cranach, mit dem er überhaupt in regen Beziehungen stand, verschiedentlich abkonterfeit, auch von Dürer in Kupfer gebracht.

Der Schöpfer des Bildes ist der aus Venedig stammende Jacopo de' Barbarj, der sich nach Deutschland gewandt hatte, wo er schon im Jahre 1500 in den Diensten Maximilians I. nachweisbar ist. Am 8. April obigen Jahres stellt ihm der Kaiser einen Bestallungsbrief für ein Jahr aus, als seinen „kontrafeter und illuministen", und zwar solle er sich in Nürnberg aufhalten. (Vgl. darüber Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, Vol. III, p. VII.) In den Jahren 1503 und 1505 erscheint Barbarj nach einer Auffindung von Cornelius Gurlitt in den Diensten des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen. Daß er im Jahre 1506 noch nicht in seine Heimath zurückgekehrt war, beweist eine Stelle aus Dürers venezianischen Briefen vom 7. Februar 1506, der von ihm als auswärtigen spricht. Im Jahre 1507 malte er die Bildnisse des Herzogs Heinrich des Friedfertigen von Mecklenburg und seiner Gemahlin Ursula; im folgenden Jahre befand er sich mit Kurfürst Joachim I., Nestor, dem älteren Bruder unsres Albrecht, in Frankfurt a. O., wo der Universitätsprofessor und Poeta laureatus Hermann Trebel beide ansingt. Von 1508 stammt ja auch unser Bildniß, das vielleicht in Berlin entstanden ist. In den Jahren 1510 und 1511 erscheint Barbarj in den Diensten der Statthalterin Margaretha der Niederlande, und wird bereits als sehr bejahrt und von zunehmender Gebrechlichkeit geschildert. Nicht lange darauf ist er gestorben, wie aus dem Inventarium Margaretha's vom 17. Juli 1515 hervorgeht, wo „Jaques de Barbaris" als todt erwähnt wird. Der Maler war weniger durch seine Kunst, über die schon Albrecht Dürer abschätzig urtheilte, als durch seine Verknüpfung der nordischen Kunst mit den Italienern von besonderem Interesse. Sicher hat er in Deutschland und den Niederlanden einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt und erscheint als spezieller Maler der fürstlichen Höfe. (Wer sich über den Künstler des Nähern unterrichten will, lese Frimmel, Kleine Galeriestudien, Neue Folge, 5. Lieferung, p. 53, und Ludwig Justi im Repertorium f. Kunstw., XXI, p. 346).

Nutzbare Mineralien und Heilquellen in Deutsch-Ostafrika.

Von Dr. Ernst Stromer.

Wie die geographische Erforschung unsres ostafrikanischen Schutzgebietes, so hat auch diejenige der Flora und Fauna desselben ganz außerordentliche Fortschritte gemacht. In den letzten Jahren hat nun auch die Kenntniß der Geologie des Landes eine Förderung durch große im Auftrag der Regierung unternommene Expeditionen erfahren und, obwohl weite Gebiete in geologischer Beziehung noch ganz unerforscht und die meisten nur recht oberflächlich bekannt sind, haben diese systematischen Forschungen doch schon außer großen wissenschaftlichen Erfolgen viele praktische Resultate ergeben.

Auf die Bedeutung der Bodenuntersuchungen für den Ackerbau, hier speziell für den Plantagenbetrieb, soll nicht näher eingegangen werden, wir wollen nur kurz erörtern, was wir von dem Vorkommen abbauwürdiger Mineralien, sowie von der Verwendbarkeit von Quellen zu Heilzwecken nach dem jetzigen noch recht mangelhaften Stand unsrer Kenntnisse wissen.[1]

Das Vorkommen von Gold in wahrscheinlich abbauwürdiger Menge, und zwar in Quarzriffen in einem System von Eisenschiefern, in der Landschaft Usindja am Südufer des Victoria-Sees verdient natürlich in erster Linie hervorgehoben zu werden, wenn auch infolge der großen Entfernung der Fundstätten von der Küste eine lohnende Ausbeute recht erschwert ist. Da die erwähnten Eisenschiefer im Süden und auch im Südosten des genannten Sees weiter verbreitet sind,

[1] Die folgenden Ausführungen stützen sich zum großen Theil auf das soeben im Verlag von D. Reimer in Berlin erscheinende Werk: „Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrika's. Ergebnisse der von dem Bergassessor W. Bornhardt in den Jahren 1895 bis 1897 in Ostafrika ausgeführten Reisen."

ist die Hoffnung auf weitere ergiebige Funde berechtigt, wodurch bei dem hohen Werth des Minerals eine rasche Entwicklung dieser abgelegenen Theile unsres Gebietes und damit eine Erschließung des Innern der Kolonie gesichert sein würde. Es sollen ja laut der dem Reichstag vorgelegten Denkschriften über die Schutzgebiete schon an verschiedenen Punkten des zentralen Theils von Deutsch-Ostafrika in letzterer Zeit Goldfunde gemacht worden sein. Doch ist noch nichts näheres darüber bekannt geworden, um ihre praktische Bedeutung richtig einschätzen zu können.

Eine andere besonders wichtige Entdeckung ist diejenige von Steinkohlen 40 km nordöstlich vom Nyassa-See im Gebiet des Kivira-Flusses. Die Kohlen, an Qualität ungefähr den südafrikanischen gleichwerthig, sind dort in Flötzen von einer Mächtigkeit bis zu 5 m entwickelt und so gelagert, daß sie auf Jahre hinaus leicht ohne große Bergwerksanlagen zu gewinnen wären. Da gerade das den Fundstätten benachbarte Gebiet eines der von der Natur am meisten begünstigten Ostafrika's ist, erscheint die erwähnte Feststellung besonders erfreulich.

Näher an der Küste, und zwar ganz im Süden unsres Gebietes im Distrikt Namaputa (bei Newala) sind fernerhin rothe Granaten, die geschliffen ein schönes Feuer zeigen, eingesprengt in Hornblendegneiß gefunden worden. Dieselben erzielten zwar bei dem Verkauf in Deutschland gute Preise und wären zunächst leicht zu gewinnen, doch ist es fraglich, ob nach Ausbeutung der oberflächlichen Schichten eine bergmännische Gewinnung dieser Halbedelsteine sich noch lohnen wird. Wichtiger erscheinen die Vorkommnisse großer Glimmerplatten, welche jetzt, großentheils aus Indien und Nordamerika stammend, in der elektrischen Industrie und auch unter anderem bei der Fabrikation von amerikanischen Oefen vielfach Verwendung finden. Solche technisch verwerthbare Platten wurden an verschiedenen Stellen des Hinterlandes von Bagamojo, speziell im Uluguru-Gebirge gefunden, doch dürften einstweilen nur die Lager am Mbakana-Bache dortselbst nutzbringend auszubeuten sein. Man muß ja stets in Betracht ziehen, daß bei der Entlegenheit dieser Gebiete und bei der primitiven Beschaffenheit der Verkehrsverhältnisse nur bei besonders reicher und leichter Ausbeute ein Gewinn zu erwarten ist. Aus diesem Grunde ist auch eine Verwerthung der weiterhin mehrfach nachgewiesenen Eisenerzlager völlig ausgeschlossen, sonstige werthvolle Erze sind aber leider noch nicht entdeckt worden. Dagegen bieten die im folgenden zu besprechenden Mineralquellen Aussicht auf rentable Verwerthung.

Da sind zuerst die Salzquellen am Rutschugi-Fluß östlich von Udjidji am Tanganyika-See zu erwähnen, wo von den Eingeborenen schon seit langem Kochsalz in erheblicher Menge gewonnen wird. Der Handel mit diesem Salze erstreckt sich über weite Gebiete Zentralafrika's, von Tabora bis zu dem Oberlauf des Congo, die Gewinnung des unentbehrlichen Genußmittels ist seit 1896 geregelt und mit einer Steuer belegt, bringt also unsrer Verwaltung schon einigen Nutzen.

Von den weiterhin an den verschiedensten Punkten des Schutzgebietes auftretenden heißen Quellen sind nunmehr wenigstens einige genauer untersucht und dabei zum Theil als recht werthvoll befunden worden.

Die sehr starken Schwefelthermen nördlich des Rufiyi-Deltas, sind allerdings wegen ihres großen Schwefelwasserstoffgehalts und ihrer allzu hohen Temperatur schwer verwerthbar, auch allzu entlegen von größeren Ortschaften, um einstweilen in Betracht zu kommen; die Schwefelthermen bei Amboni, nördlich von Tanga, wurden dagegen schon mit Erfolg in Benutzung genommen, nachdem die Untersuchung eine den Aachener Heilquellen entsprechende Beschaffenheit derselben nachgewiesen hatte.

Endlich erwiesen sich Thermen bei Madji-ya-Weta und am Taggallala-See in Khutu nördlich des Rufiyi-Mittellaufes als alkalisch-salinische von ähnlicher Beschaffenheit wie die weltberühmten Karlsbader Quellen, die bekanntlich sehr wenige Rivalen besitzen. Wenn daher auch eine direkte Verwerthung der Quellen bei ihrer Abgelegenheit einstweilen noch nicht in Frage kommen kann, so könnte nach Ansicht des Sachverständigen, Prof. E. Harnack in Halle a. d. S., doch schon jetzt vielleicht an eine gewinnbringende Ausbeute des Salzes der Quellen gedacht werden.

Fassen wir die Resultate unsrer Betrachtung zum Schluß kurz zusammen, so müssen wir zwar gestehen, daß die bisherigen praktischen Erfolge der geologischen Erforschung des Landes keine glänzenden, aber doch recht bedeutungsvoll sind, wenn man bedenkt, daß wir erst am Anfang der Forschung stehen, und daß diese in jenen kulturell so wenig entwickelten und überhaupt so dürftig bekannten Ländern auf ungeheure Schwierigkeiten stößt und deßhalb nur langsam fortschreiten kann. Die wissenschaftlichen wie praktischen Erfolge der beginnenden Forschung müssen demnach als recht gute bezeichnet werden, welche zu weiteren genaueren Untersuchungen nur ermuthigen können, und es darf die Erwartung ausgesprochen werden, daß die Regierung für die Fortsetzung derselben sorgt und ähnliche Untersuchungen auch in den anderen Schutzgebieten vornehmen läßt.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Berlin.** XXIX. Deutscher Chirurgen-Kongreß. (4. Sitzungstag.) Den Eingang der Vormittagssitzung füllte zunächst die Vorstellung von operirten Patienten, anatomischen Präparaten und die Vorführung von Operationseinrichtungen aus. Lexer (Berlin) sprach sodann in längerem Vortrag über geschwulstartige Einflüsse der Bauchhöhle, welche ein unvollkommen entwickeltes zweites Individuum darstellen; ein solches hat v. Bergmann (Berlin) mit Erfolg operirt. — Das folgende Thema der Tagesordnung betraf die für die Chirurgie außerordentlich wichtige Frage nach der besten Art, die Hände des Operateurs auf das sicherste keimfrei zu machen. Zur Beurtheilung des Werthes der verschiedenfach angegebenen Verfahren, wie man dies Ziel erreichen könne, hat Sarwey (Tübingen) eine eigene Untersuchungsmethode ersonnen, mit welcher er die Erfolge der auf jene Arten ausgeführten Desinfektionen prüfen konnte. Es zeigte sich dabei, daß auf keine der bisher geübten Arten der Hände-Desinfektion eine vollständige Keimbefreiung erzielt werden konnte. Vollbrecht (Düsseldorf) zeigte einen festen in handliche Form gebrachten Seifenspiritus, welcher gestattet, auch ohne Wasserbenutzung die Hand keimfrei zu machen. In der weiteren Besprechung wurde der Werth der von Mikulicz zuerst angegebenen Handschuhe, mit welchen man operiren solle, eingehender erörtert. Den Uebelstand der Glätte der Gummihandschuhe hat Blumberg (Berlin) durch Rauhmachen der Greifflächen zu vermeiden gesucht. Auch Sprengel (Braunschweig) ist mit Gummihandschuhen zufrieden, die auch in der Königsberger Klinik, wie Bunge mittheilt, nach Durchtränkung mit Sublimat bewährt befunden wurden. Krönig (Leipzig) vertrat die Ansicht, daß wirklich ausreichende Keimbefreiung der Hände nur durch Einreiben mit einer Quecksilberverbindung, dagegen durchaus nicht mit dem Schleich'schen Verfahren zu erzielen sei. Zur Keimfreihaltung nach der Desinfektion der Hände empfahl Koßmann (Berlin) ein Präparat, welches die Hände mit einem undurchläßigen Ueberzug versieht. — Ueber verschiedene Formen des Brandes der unteren Gliedmaßen machte Bunge (Königsberg) Mittheilungen, welche zum Theil die Gewebsverhältnisse, zum Theil die Behandlung betreffen; er empfiehlt zu Beginn des Leidens eine innere Behandlung, namentlich mit Jod, ehe verstümmelnde Operationen nothwendig werden. Kölliker (Leipzig) zeigte Präparate von Nervengeschwülsten an Gliedstümpfen, Riese (Britz) sprach über Entzündungen der Blutleiter im Schädel, welche nicht, wie so häufig, durch Erkrankungen des Ohrs, sondern durch solche der Zähne, bezw. der Kiefer erzeugt werden. — Zur Vereinigung von durchtrennten Blutgefäßen und Nerven hat Payr (Graz) Einrichtungen sich anfertigen lassen, welche aus einem ungiftigen Metall, Magnesium, hergestellt sind und die Fähigkeit haben, sich in kurzer Zeit in den Körpersäften von selbst aufzulösen. Wird ein Uebelstand der Technik, daß nämlich Magnesiumdraht noch zu spröde ist, sich beseitigen lassen, so steht diesem Metall eine große Zukunft in der chirurgischen Verwendung bevor. Beim

Thierversuch wurde diese Einrichtung in ausgedehntester Weise bewährt gefunden; beim Menschen hat Payr bei Nervennähten das Verfahren mit Erfolg angewendet. In den genähten Blutgefäßen treten Kreislaufstörungen nicht ein.

In der Nachmittagssitzung sprachen zum Thema der Wirbelsäulenverkrümmung zunächst Vulpius (Heidelberg), welcher sich über den Werth des orthopädischen Stützkorsets sowohl bei der seitlichen Rückgratverkrümmung, wie bei Wirbelsäulenentzündung und Rückenmarkschwindsucht verbreitete. Indeß eigne sich das Korset nur bei solchen Leiden, welche nicht der Anstaltsbehandlung unterzogen werden. — Ueber die Geraderichtung schwer verkrümmter Wirbelsäulen sprach Schanz (Dresden). Die Behandlung erfordere einmal die Beseitigung der Umstände, welche zur Ausbildung der Verkrümmung führen (Muskelschwäche und dergleichen) und zweitens die Beseitigung der Formveränderung selbst. Beide Behandlungen könnten nicht auf einmal in Angriff genommen werden. Durch die Behandlung des Vortragenden ist in einzelnen Fällen eine Verlängerung des Körpers um 4—14 cm erreicht worden. — Rubinstein (Berlin) hat durch Untersuchung von Knochenbrüchen, welche durch unmittelbar auf diese Stelle wirkende äußere Gewalt erzeugt waren, im Röntgen-Bilde bestimmte Richtungen der Zusammenhangstrennung im Knochengewebe, besonders in dreieckiger Form, feststellen können. — Ueber Brüche an einer bestimmten Stelle des Oberarms, die mit Abreißung eines Knochenvorsprungs an diesem Theil einhergehen, sprach sodann Wohlgemuth (Berlin). Zur Vereinfachung der Blutstillung ist in letzter Zeit ein Verfahren angegeben worden, welches ermöglicht, durch sehr kräftigen Druck auf die Gefäßwände dieselben allein zum Verschluß zu bringen, so daß die einzelnen Gefäße nicht mehr unterbunden zu werden brauchen. — Weiterhin sprach Zabludowski (Berlin) über die Schädlichkeiten, denen die Hände von Klavierspielern durch das Ueberspreizen der Finger ausgesetzt sind. Dadurch entstehen besonders bei kleinen Händen Reizzustände im Band- und Gelenkapparat, die, meist plötzlich einsetzend und bei fortgesetzter Uebung chronisch werdend, allmählich auf die Nerven übergehen und sich über den Arm, sogar auf Brust und Rücken ausdehnen können. Daran schließen sich Zustände von Muskelschwund der Hand und des Armes infolge Nervenentzündung an. Redner schlägt vor, für die kleinen Hände der Kinder Klaviere mit einer Klaviatur zu bauen, deren Tasten schmäler als gewöhnlich sind, um das Ueberspreizen der Finger zu vermeiden. In der Entstehungszeit des Leidens ist in leichteren Fällen sofortige Massage, in schwereren Fällen ein fester Verband, für chronische Fälle Massage am Platz, Fortsetzung der Uebungen aber wegen der Reizwirkung zu untersagen. — Den Schluß der Sitzung bildete das kurze Resumé des Vorsitzenden über die geleistete Arbeit, welche umfaßt: acht Tagessitzungen, eine Nacht- und eine Frühsitzung. Es haben im ganzen 84 Vorträge und 20 Besprechungen dieser Vorträge stattgefunden, woran sich 84 Redner betheiligt haben. Die Anzahl der Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie beträgt 1030, wovon 110 in dieser Tagung neu aufgenommen worden sind.

* **Wiesbaden.** 18. Kongreß für innere Medizin. Der Präsident Jaksch (Prag) eröffnete die Sitzung am 18. April vormittags mit einem Rückblick. Das vergangene Jahrhundert hat die Kenntniß des Krankheitssitzes gebracht, das 20. Jahrhundert wird die Kenntniß der Art und Weise der Krankheit bringen, der Erforschung des Molekulareiweißes. Nach der offiziellen Begrüßung der Kongreßmitglieder begann das erste Referat von Professor Koranyi (Budapest) über die Behandlung der Lungenentzündung. Er führte aus, daß die Verschiedenheit im Verlauf der Lungenentzündung nicht abhänge von der Rasseverschiedenheit der Erreger. Die verschiedenen Infektionsformen gehören zu einer Gruppe und müssen in praxi gemeinschaftlich behandelt werden. Die Serumtherapie zeige zwar keine schädlichen Nebenwirkungen, habe indeß keine spezifische Wirkung. Mittel, welche den Zerfall der rothen Blutkörperchen begünstigen, kürzen die Krankheitsdauer keineswegs ab. Dagegen haben neue Forschungen des Referenten ergeben, daß bei der Lungenentzündung der Kochsalzgehalt des Blutes vermindert, der Gefrierpunkt erhöht sei, und daß durch Oxygeneinwirkung das Blut des Kranken wieder normal werde. Redner empfiehlt Oxygeninhalationen. Der Aderlaß sei nur unter bestimmten Voraussetzungen gestattet. Für den heutigen Stand der Pneumoniebehandlung sei nichts bezeichnender als die Gegensätze der Ansichten in der Therapie. Der Herr der Situation sei die Virulenz der Pneumoniemikroben. Der zweite Referent Pel (Amsterdam) betont gleichfalls die Schwierigkeit der therapeutischen Eingriffe und stellt als obersten Grundsatz bei der Behandlung der Lungenentzündung eine genaue, objektive Beobachtung am Krankenbett fest. Das Schicksal des Patienten werde nicht in der Lunge, sondern in den Säften des Körpers entschieden. Ein durch Exzesse geschwächter Körper ist sehr gefährdet. Er bespricht die einzelnen Mittel und kommt zu dem Schluß, daß dem Arzt die wichtige und herrliche Arbeit übrig bleibe, dem Pneumoniker den Segen einer sorgfältigen Pflege und möglichsten Linderung zutheil werden zu lassen. Besonders lasse man den Kranken nicht früh aufstehen: für den gesunden Körper wirkt längere Bettruhe schwächend, für den kranken stärkend. Der Alkohol wirke anregend und kräftigend, doch müssen große Dosen wegen der Gefahr der Ueberhitzung vermieden werden. Der Arzt muß prophylaktisch thätig sein und eine Herzschwächung verhüten, er muß dafür sorgen, daß die Konstitution möglichst intakt bleibe. Eine ausgiebige Diskussion wurde zu diesem Referat zugelassen. Stabsarzt Müller gibt eine Statistik der Lungenentzündung in der Armee. Danach besteht allerdings eine Verminderung der Sterblichkeit seit 20 Jahren, aber noch eine Sterblichkeitsziffer, die nach der Tuberkulose am höchsten ist. Nothnagel (Wien) und Senator (Berlin) treten für die Hydrotherapie ein, besonders läßt der Letztere heißes Wasser zum Zweck der Expektoration trinken. Bäumler (Freiburg) hat akute Gehirnkrankheiten nach der Lungenentzündung beobachtet. Das Hauptergebniß des Referats war, daß bei der Behandlung der Pneumonie die allgemeine Krankenpflege und die Sorge für die Erhaltung der Kräfte von der größten Wichtigkeit seien. In der Nachmittagssitzung am 18. April unter dem Vorsitz von Dr. Rosenstein stellt Reusser (Wien) einen Patienten vor, der seit acht Jahren an sog. Maltafieber leidet. Mit diesem Namen bezeichnet man eine an den Küsten und auf den Inseln des Mittelmeeres vorkommende Infektionskrankheit. Das geographische Verbreitungsgebiet dieser Krankheit umfaßt aber auch die Inseln und die amerikanische Westseite des Atlantischen Ozeans. Schon 1897 wurde der Erreger dieser Krankheit entdeckt, der Micrococcus Melitinensis, welcher für Affen und Menschen pathogen ist. Die Krankheit beginnt mit Fieber, Kopf-, Glieder- und Lendenschmerz, Schlaf- und Appetitlosigkeit, verbunden mit Brechreiz, dazu gesellen sich reichliche Schweiße. Von anderweitigen Vorträgen ist noch Schott (Nauheim) zu erwähnen, der über chronische Herzkrankheiten infolge von Influenza sprach. In der Demonstrationssitzung zeigte Moritz (München) eine einfache Methode, um beim Röntgenverfahren mit Hülfe der Schattenprojektion die wahre Größe der Gegenstände zu ermitteln. Bekanntlich war es bisher nicht möglich gewesen, wegen der Divergenz der Strahlen ein Bild des Herzens zu erzielen, das die wahre Größe angab. Moritz hat die richtige Größe dadurch ermittelt, daß er die Röntgenröhre genau senkrecht unter seinem Umriß hin bewegt, also nur die geraden Strahlen bekommt und nacheinander die einzelnen Punkte des Umrisses markirt. Nach diesem Prinzip hat die Volt-Ohm-Gesellschaft München einen Apparat konstruirt, der es gestattet, den Umriß, z. B. des Herzens, in wenig mehr als einer halben Minute aufzunehmen. Damit ist zum erstenmal das Röntgen-Verfahren der inneren Medizin zugänglich gemacht. — Am zweiten Sitzungstage vom 19. April unter dem Vorsitz von Professor Koranyi (Budapest) sprach Hoffmann (Düsseldorf) über die Pathologie des anfallsweise auftretenden Herzklopfens, die er mit dem trefflichen Namen „Herzjagen" belegte. Durch seine Untersuchungen kam er zu dem Schlusse, daß es sich bei dieser nicht so seltenen Erkrankung um einen im Gehirn lokalisirten Vorgang handle. Minkowski (Straßburg) berichtet über mehrere seltene Fälle von chronischer Gelbfärbung, die sich

hereditär in einer Familie zeigten. Senator (Berlin) führt diese Erkrankung auf eine primäre Affektion der Milz zurück. Gumprecht (Jena) hat in der normalen Rückenmarksflüssigkeit als neuen Körper das Cholin gefunden, ein Zerfallprodukt des Lecithin, das bekanntlich in der Nervensubstanz enthalten ist.

* **Tübingen.** Dem Privatdozenten und Assistenten am hiesigen chemischen Universitätsinstitut Dr. Bülow ist Titel und Rang eines außerordentlichen Professors verliehen worden

* **Freiburg.** Der Privatdozent der klassischen Philologie an der hiesigen Universität Dr. Kalbfleisch hat einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Rostock angenommen.

* **Gießen.** Der Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Bose, bis vor kurzem Direktor der chirurgischen Klinik dahier, ist am 23. d. M. gestorben. — Das Lektorat der englischen Sprache ist Hrn. Brown aus Aberdeen, das der französischen Hrn. Goetschy aus Nancy übertragen worden. — Der Direktor der hiesigen Veterinäranstalt, Prof. Dr. Eichbaum, ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

* **Dresden.** Geheimer Regierungsrath Dr. E. Hartig, Professor an der hiesigen Technischen Hochschule und Mitglied des kaiserlichen Patentamts, ist gestorben.

* **Berlin.** Dr. Fritz Krebs, Direktorialassistent bei den königlichen Museen, ist im Alter von erst 33 Jahren infolge eines Gehirnschlags gestorben.

R. S. **Rom.** Das Deutsche Archäologische Institut beschloß am 20. April, wie üblich, die Reihe der winterlichen „adunanze“ mit einer Festsitzung, die dem Andenken an den Gründungstag Roms geweiht war. Der erste Sekretär, Prof. Petersen, legte Abbildungen einer ausgewählten Serie der fragmentarischen Terracotten vor, die im Beginn der 80er Jahre zu vielen Tausenden in der Nähe des kleinen Hafens von Tarent gefunden und in der Hauptmasse nach Neapel gelangt sind. Es sind Votivtäfelchen von 20 bis 30 cm Höhe, die bemalt waren und eine Tempelfront darstellen, vor welcher ein Jünglingspaar in verschiedenen Situationen sichtbar ist. Entweder stehen Beide mit Opferschalen neben einem Altar oder einem tischähnlichen Gestell, oder man sieht den einen mit dem Schwert, den anderen mit dem Speer bewaffnet, oder sie halten je ein Roß am Zügel oder sind zu Pferde, dahinsprengend oder zum Abspringen bereit, dargestellt. Zumeist erblickt man neben den Jünglingen oder auf dem Tisch noch zwei hohe schlanke Amphoren. Auch zu Wagen erscheinen die offenbar jedwedem Sport der Palästra huldigenden Jünglinge oder mit dem Schabeisen, mit Palmen und Kränzen oder mit Fackeln in den Händen dahineilend. Mehrmals sieht man sie durch die Luft reiten, und zwar oberhalb eines Tisches, auf dem ein Mahl bereitet ist und neben dem die erwähnten Amphoren stehen; oder sie haben sich vor dem Mahle niedergelassen, wobei zuweilen auch ihre Pferde nicht fehlen. Der Vortragende erkennt — zweifellos mit Recht — in dem Jünglingspaar die Dioskuren, in den Täfelchen Votivgaben für das in Tarent verehrte schutzgewährende Heroenpaar, die, sei es direkt aus der Töpferei, sei es aus einem Heiligthum an den Fundort gelangt sind. Anläßlich des eigenthümlich geformten Tisches oder tischartigen Gestelles, das auf einem der abgebildeten Reliefs auch ohne die Jünglinge zu sehen ist, erinnert Petersen an eine Angabe Plutarchs in der Schrift über „Die brüderliche Liebe“, wonach von den Spartanern die Dioskuren unter dem Bilde zweier durch Querleisten verbundener paralleler Hölzer verehrt wurden. Daß von den Tarentinern, die in der Flotte und dem Reiterheer ihre Stärke hatten, die als Schützer der Seefahrt und Helfer in der Schlacht berühmten Söhne der Leda verehrt wurden, kann nicht wundernehmen. Die Darstellungen des Schmauses stimmen zu der Sage, nach der sie gern als Gäste erschienen, wo man ihnen fromm ein Mahl bereitet hatte. — In sehr gewählter Form und ansprechender Darstellung brachte Prof. Lumbroso dem festlichen Tage und dem Institut seinen Tribut durch einen Kommentar zu einer merkwürdigen Stelle des Philon von Alexandria dar. Der jüdisch-hellenische Philosoph bemerkt einmal, daß die wahre Liebe zu Gott sich nicht durch äußerliche Werke, wie Tempelbauten, Weihegeschenke, Opfer, sondern durch Lob und Preis, die aus tiefem Herzen kommen, äußere. Er erinnert dabei an eine „von den alten Weisen ersonnene Fabel“, nach der Gott, als er die ganze Welt geschaffen, einen von der göttlichen Schaar gefragt habe, ob nichts fehle. Die Antwort habe gelautet: alles sei vollkommen, nur fehle das Lob einer solchen Vollkommenheit, worauf der Herr, dem Worte zustimmend, die Schaar der Kinder der Mnemosyne, d. h. die Musen, erschaffen habe. Lumbroso wies darauf hin, daß dieser Mythus sich bei Pindar finde, vielleicht bei ihm seinen Ursprung habe, so daß es auffällig bleibt, daß der zweifellos mit Pindar wohlbekannte Philosoph sich auf die „alten Weisen“ anstatt auf ihn bezieht. — Ueber eine römische Replik einer vorphidias'schen weiblichen Statue, die im südlichen Theile der Provinz Rom zum Vorschein gekommen sein soll, sprach Dr. Amelung, der im Zusammenhange damit eine interessante Entdeckung gemacht hat. Es mußte auffallen, daß der gänzlich in den Mantel eingehüllte Körper der jugendlichen Frau, die den rechten Vorderarm unter dem Mantel an die Brust drückt, den abgebrochenen linken wagerecht vorstreckte, durch seinen äußerst einfachen, noch unbeholfenen, aber feierlichen, bestimmten und anspruchslosen Stil auf die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. hinweist, während der Kopf, über den der Mantel hinaufgezogen ist, zwar den jener Zeit entsprechenden umfangreichen Haarwulst am Hinterhaupte, dagegen über der Stirn eine Haarfrisur aufweist, wie sie in der Zeit des Lucius Verus Mode war. Amelung hat nun in Berlin einen Kopf aufgefunden, der, obwohl ebenfalls nur Kopie aus römischer Zeit, doch im Stile und den Größenverhältnissen vollkommen mit dem Rumpfe übereinstimmt, wie die Vereinigung beider Theile in einem Gipsabgusse schlagend zeigte. Das Vorhandensein mehrerer Repliken des Berliner Kopfes läßt schließen, daß die griechische Statue, die vielleicht Demeter darstellte, in römischer Zeit großes Ansehen genoß und öfter nachgebildet wurde. Eine römische Dame des 2. nachchristlichen Jahrhunderts hatte die Idee, sich selbst in dieser Gestalt darstellen und dem Kopfe ihre Züge geben zu lassen, wobei allem Anscheine nach der ursprüngliche Kopf kurzweg umgearbeitet ward. Das Hinterhaupt blieb, wie es war; das Gesicht wurde zu dem der Römerin umgemeißelt.

* Von dem Frauenstudium in der Schweiz enthält die „Zeitschrift f. Sozialwissenschaften“ in ihrem Aprilheft eine Darstellung, der wir einige Daten entnehmen. Man zählte an Schweizer Universitäten immatrikulirte Studentinnen:

Sommer	1890	184
„	1892	227
„	1894	322
„	1896	372
„	1898	474
„	1898/99	555

Die Gesammtzahl der immatrikulirten studirenden Damen ist also binnen neun Jahren auf das Dreifache gestiegen. Auf die verschiedenen Universitäten vertheilten sich die Hörerinnen des Wintersemesters 1898/99 folgendermaßen (im Vergleich zum Sommersemester 1890):

	1898/99	1890
Basel	2	1
Zürich	166	72
Bern	117	58
Genf	184	52
Lausanne	67	1
Freiburg	—	—
Neuenburg	19	—

Am stärksten ist also die Damenfrequenz gegenwärtig in Genf und Zürich, wobei Genf, welches 1890 nicht nur hinter Zürich, sondern auch hinter Bern zurückstand, heute auch Zürich überflügelt hat. Was die Nationalität der studirenden Damen angeht, so standen im Winter 1898/99 82 Schweizerinnen 473 Ausländerinnen gegenüber, die Letzteren stellen also nahezu fünf Sechstel der Gesammtzahl dar. Verhältnißmäßig die größte Zahl Studentinnen fremder Nationalitäten hat Genf — 177 gegen nur 7 Schweizerinnen. Auf die Fakultäten vertheilen sich die studirenden Damen wie folgt: Theologie keine; Jurisprudenz 7; Medizin 355; Philosophie 193.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 26. April. Nummer 95.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Handels- und wirthschaftlichen Verhältnisse von Marokko und die deutschen Interessen in Marokko.

Von Theobald Fischer.

II.

So unterliegt der Handel mit Marokko großen Schwierigkeiten. Der Telegraph endigt in Tanger, weiter ins Land hinein ist man von der Welt abgeschnitten. In Mogador, dem südlichsten der sieben dem Außenhandel geöffneten Küstenplätze, ist man Europa weiter entrückt als etwa in San Francisco! Aber selbst das Telegraphenkabel, das Tanger, den Sitz der europäischen Gesandtschaften, mit der Welt verbindet, konnte von den Engländern nur unter Androhung von Gewalt gelandet werden! Seitdem hat nun England, Frankreich, Spanien und seit kurzem auch das Deutsche Reich Botenposten eingerichtet, welche die Küstenstädte bis Mogador untereinander und mit den beiden Hauptstädten Fâs und Marrakesch verbinden und deren sich auch die marokkanische Regierung vielfach bedient. Zur Zeit meiner Anwesenheit bestand noch eine ausgezeichnet wirkende deutsche Privatpost mit eigenen Marken zwischen Mogador und Marrakesch, die ein deutscher Kaufmann eingerichtet hatte. Die eingeborenen Postboten, die Rekâß, bilden eine eigene Gilde und sind erstaunlich leistungsfähige, unbedingt zuverlässige Männer, denen man die größten Summen anvertrauen kann — wenn sie nicht einmal überfallen und ausgeplündert werden. Nur mit einer Art Hemd bekleidet, in einer Ledertasche in Wachsleinwand gehüllt die Briefe verwahrend, machen diese abgehärteten Menschen im Sonnenbrand oder Regen für 20 Franken in drei Tagen 250 Kilometer, ruhen einen Tag und kommen zurück. Ich hatte selbst Gelegenheit, einen derselben zu erproben. Als ich von Mogador ins Innere aufbrach, zunächst zur Erforschung des Tensift, hatte ich vergebens noch Nachricht von meiner Familie zu erhalten gehofft, da ich hier bis zu meiner Ankunft in Marrakesch von der Welt abgeschnitten war. Wenige Tage nachher brachte ein Dampfer auch einen Brief für mich. Unser liebenswürdiger Konsul, Herr v. Maur, , dem ich für vieles zu danken habe, ließ einen Rekâß kommen, gab ihm den Brief und den Auftrag, den Christen irgendwo im Tensiftgebiet aufzufinden und ihm den Brief zu übergeben. Drei Tage lang verfolgte derselbe meine Spur, bald nördlich, bald südlich vom Tensift, allerdings wohl von der dünngesäeten Bevölkerung, die zum Theil zum erstenmale einen Christen gesehen hatte, auf dieselbe hingewiesen, bis er mich am Morgen des Ostersonntags in der Steppe von Aamar, nördlich von Tensift erreichte, als mein Lager schon abgebrochen und ich eben im Begriff war, in den Sattel zu steigen. Mit 12 Mark sah sich der Mann für reich belohnt an. So hart und entbehrungsreich der Beruf des Rekâß ist, so gilt er doch als einer der bestlohnenden in Marokko. Da an Schaffung von Telegraphenlinien wohl in absehbarer Zeit nicht zu denken ist, so waren im vorigen Jahre die Deutschen dort mit Versuchen zur Einführung einer Taubenpost beschäftigt.

Aller Waarenverkehr zu Lande ist also auf Karawanen angewiesen. Das wichtigste Lastthier ist das Kamel, doch spielt daneben, wenigstens im Norden, auch das Maulthier und der Esel eine große Rolle. Ich sah in Nordmarokko ganze Karawanen von Dutzenden kleiner, schwer beladener Esel, die besonders im Winter, dessen Regen dem Kamel nicht zusagen, den Verkehr zwischen Tanger und Fâs vermitteln. Von gebahnten Straßen ist im ganzen Lande keine Rede, man kennt nur von den Last- und Reitthieren selbst getretene Pfade, oft von gewaltiger Breite, so daß man in der Steppe oft zehn hochbeladene Kamele wie in geschlossener Phalanx daherschreiten sieht. Das hängt zum Theil auch damit zusammen, daß die Thiere unterwegs fast ununterbrochen rechts und links naschen, was ihnen freßbar erscheint. Eine solche Karawane legt selten mehr als 30 Kilometer im Tage zurück. Geländeschwierigkeiten bieten sich im Atlas-Vorlande, wo der Verkehr im wesentlichen von den Küstenstädten Mogador, Saffi, Mazagan, Casablanca und Rabat radienförmig gegen Marrakesch, von Tanger, Larasch und Rabat gegen Meknâs und Fâs läuft, fast gar nicht, ja es könnten nach meiner Ueberzeugung von Mogador, Saffi und Mazagan ohne weiteres hohe zweirädrige Maulthierkarren, wie ich sie 1886 in Tunesien, von den Franzosen eingeführt, bis nach Gafsa und Tozer in Gebrauch fand, nach Marrakesch gehen. Auf diesen Linien, wenigstens von Saffi und Mazagan aus, bieten auch Flüsse in keiner Jahreszeit Schwierigkeiten, da der einzige vorhandene, der Tensift, 5 Kilometer nördlich von Marrakesch auf einer großen, aus besserer Zeit stammenden Brücke, allgemein und bezeichnend als **die** Brücke, El Kantara bekannt, überschritten werden kann. Ob unsre unternehmenden deutschen Kaufleute noch nicht an dies lohnende Unternehmen gedacht haben?

Die Flüsse und im Norden auch der thonige von den Winterregen streckenweise unergründlich werdende Boden sind allerdings schwere Verkehrshindernisse, da Brücken, die durchweg aus früherer Zeit stammen, sehr selten sind. Auch Fährboote sind nur an wenigen Punkten aufgestellt. Ich überschritt mit Hilfe eines solchen den größten Strom des Landes, den Um-er-Rbia, an der Meschera Bu Challû, den Sebu in der Meschera Bab el Ksiri und den Tahaddart, nahe seiner Mündung. Dagegen sah ich, daß der Um-er-Rbia in der Meschera Tschair, wo ihn der geradeste Weg von Marrakesch nach Rabat kreuzt, noch mit Flößen überschritten

wird, die aus aufgeblasenen, durch Prügelholz mit einander verbundenen Ziegenhäuten bestehen. Die Fährleute stoßen diese, die Waaren tragenden Flöße, selbst mit Hülfe von Schläuchen schwimmend, vor sich her. Die Lastthiere, auch die Kamele müssen schwimmen. Man muß einen Flußübergang mit Hülfe dieser hochbordigen Barken mit angesehen haben, um die Schwierigkeiten desselben zu verstehen. Von Vorrichtungen zum Anlegen ist natürlich keine Rede. Einige Meter vom Ufer sitzen die Barken fest, der Reisende reitet auf einem der Fährleute an Bord, die Thiere werden durch Prügel gezwungen ins Boot zu springen, oder werden, da sie dies meist nicht thun, mühsam hineingehoben.

Meist reitet man aber durch die Flüsse. Daß dies häufig, namentlich gegen den Atlas hin, wo dieselben sehr reißend, im Frühjahr auch durch die Schneeschmelze geschwollen sind und große Gerölle vorwärts schieben, gar nicht ungefährlich ist, ergibt sich schon daraus, daß in meinem vom Sultan selbst unterzeichneten Geleitsbriefe die Kaïds ausdrücklich angewiesen wurden, mich bei Flußübergängen zu unterstützen. Den Tessaut Tahtia, dem südlichen Quellfluß des Um-er-Rbia, konnte ich in der That bei Uled ul Ghat, nahe dem Punkte, wo er aus dem Atlas hervorbricht, nur unter Benützung einer Kiesbank überschreiten, indem je zwei Mann die beladenen Maulthiere führten und stützten. Den windungsreichen Tensift habe ich 17 mal gekreuzt, um überhaupt im Flußthale bleiben zu können, allerdings meist ohne meine Karawane, die ich abseits gangbare Wege ziehen ließ, nur mit meinen Schutzsoldaten und einem eingebornen Führer, der immer erst die Gangbarkeit der Furthen untersuchen mußte. Ist der zu überschreitende Fluß aber zu hoch angeschwollen, so bleibt nichts übrig, als abzuwarten bis sich das Wasser verlaufen hat. Wie außerordentlich der Verkehr dadurch erschwert (und vertheuert) wird, das möge die Thatsache beleuchten, daß die deutsche Gesandtschaft unter Graf Tattenbach, die sich im April 1890, also in einer Zeit, wo eigentlich die Winterregen vorüber sind, von Tanger an den Hof des Sultans in Fäs begab, in der Gegend landeinwärts von Arsila zwischen Flüssen, die ich Ende Mai 1899 ohne jede Schwierigkeit durchritt, 6 Tage lang gefangen gehalten wurde. Das Lager verwandelte sich in einen Sumpf, die Vorräthe begannen auszugehen, als endlich die Flüsse gangbar wurden.

Auch für Schutz- und Unterkunft ist selbst auf den begangensten Karawanenwegen nur schlecht gesorgt. Feste Karawanserais (Fondaks) sind im offenen Lande sehr selten. Nur in Verbindung mit den Kasbahs einzelner Kaïds finden sich solche hier und da. An einzelnen Karawanenwegen sind von der Regierung sog. Nzelas eingerichtet, kreisförmige Dornenumzäunungen, in denen die Karawanen gegen Zahlung einer Gebühr an die dort aufgestellten Wächter übernachten. Von Lieferungen von Nahrung an Menschen oder Vieh ist keine Rede, selbst Wasser ist nicht immer vorhanden. Man ist aber meist gezwungen, diese Umzäunungen bezw. den Schutz, welchen der Zeltring eines Nomadenlagers bietet, zu benutzen, da des Nachts allenthalben Räuberbanden das Land unsicher machen. Auch die Nomaden sichern so ihr Vieh, ihre einzige Habe. Wie oft habe ich mitten in einem solchen Zeltringe meine Zelte aufschlagen müssen, um die sich dann die am Abend hereingetriebenen Rinder- und Schafherden ringsum lagerten. Aber selbst dann mußten noch je nachdem drei, vier oder mehr Mann Wachtdienst thun, natürlich gegen Bezahlung von meiner Seite. Derartig in einem Nomadenlager, aber noch weniger die in einer Kasbadh verbrachten Nächte haben keine angenehme Erinnerung hinterlassen. Ungeziefer, bellende Hunde, schreiende Esel, krähende Hähne, meine, um sich wach zu halten, schwatzenden und singenden Wächter waren der nach anstrengendem Ritte und anschließender Arbeit so nöthigen Nachtruhe gewiß nicht sehr förderlich. Wie herrlich war es dagegen, wenn ich einmal in ganz sicherer Gegend außerhalb eines Zeltdorfes in der freien, blumenreichen Steppe das Lager aufschlagen konnte und nach der glühenden Hitze des Tages sich eine kühle Nacht herabsenkte!

In durch Aufstände verheerten Provinzen und an den Grenzen mehrerer Provinzen, wo die Räuber nur die Grenze zu überschreiten brauchen, um in Sicherheit zu sein, ist die Unsicherheit besonders groß. Wo die Karawanenwege durch das Beled es Ssiba, das nicht unterworfene Gebiet, führen, ist die Sicherheit natürlich noch geringer und muß meist durch große Zölle fast von Dorf zu Dorf erkauft werden. Auch die häufigen Aufstände, Seuchen und Hungersnöthe, die infolge derselben, wie bei ungenügenden Winterregen oder durch Heuschreckenfraß ausbrechen, erschweren den Handel in hohem Grade.

Der Waarenaustausch vollzieht sich im flachen Lande auf zahlreichen Marktplätzen, die meist abseits von bewohnten Orten so gut wie im freien Felde abgehalten und wie die Oertlichkeit selbst nach dem Wochentage, auf den sie festgesetzt sind, als Mittwochsmarkt, Donnerstagsmarkt u. s. w. benannt werden. Kaum daß einige Hütten, rohe Herde zur Bereitung der Speisen, Pfähle zum Aufhängen des Fleisches u. dgl. die Oertlichkeit kennzeichnen. Dort strömen dann aus weitem Umkreise die Menschen zusammen, oft zu Tausenden, viele nur um Bekannte zu sehen und Nachrichten auszutauschen, die sich in dieser Weise mit erstaunlicher Geschwindigkeit durch das Land verbreiten. Das Treiben eines solchen Marktes ist ein überaus buntes und lärmvolles. Europäische und einheimische Erzeugnisse, alles nur Denkbare, vom Kamel bis zur Stecknadel wird dort zum Verkauf gebracht. Nach wenigen Stunden liegt die Stätte dann wieder vereinsamt da, kein Mensch bleibt zurück. In den großen Städten sind begreiflicherweise besondere Märkte für Vieh und andere Gegenstände eingerichtet. Viehhandel spielt überhaupt eine große Rolle und steht, da Viehdiebstahl außerordentlich häufig ist, unter besonderer Aufsicht. Ich besitze z. B. über jedes von mir gekaufte Maulthier eine vom Marktnotar (Adul) ausgestellte Urkunde, in welcher in überaus drolliger Weise das Thier und der Verkäufer ganz genau beschrieben werden. Es sei mir gestattet, eine dieser in Mogador ausgefertigten Urkunden, da sie zugleich von kulturgeschichtlichem Werthe ist, in Uebersetzung mitzutheilen, Sie lautet: „Von dem Muhammedaner Scherif Si Brahim Ben Mohammed Sussi Tarifti, weißer Hautfarbe, hoher Stirn, Falten im Gesicht, weißer Bart, hochstehender Nase, hat der Jude Jakob Bel Affis, von den Juden der Mellah von Suera (Mogador) gekauft: Ein Maulthier, Wallach, braun mit sämmtlichen Zähnen, untere Zahnreihe auseinanderstehend, nicht gebrannt, nicht groß und nicht klein. Das Maulthier ist gesund gekauft worden zum Preise von 29 Duro und der Handel ist gegenseitig abgeschlossen. Der Käufer hat das Maulthier vor unsern Augen erhalten, während wir das Geld nicht gesehen haben. Das Maulthier ist von dem Käufer gesehen und gut gefunden worden. Wird nachträglich ein Fehler entdeckt oder aber, daß das Maulthier dem Verkäufer gar nicht gehört, sondern von demselben gestohlen worden ist, so ist sich an den Abd el Kader Abderrhaman Ben Mohamed el Kanisi, Araber, nicht schwarz und nicht weiß, sondern erdfarbig mit rundem Gesicht, mittlerem Bart, aufstehender Nase, kleinen Augen, Brandmarken an den Schläfen zu halten, der sich als Garant für den Ver-

käufer verpflichtet hat. Der Verkauf ist vor unsern Augen richtig abgeschlossen worden, alle Anwesenden waren bei klarem Verstande, nicht betrunken noch schwachsinnig. Araber und Jude sind uns bekannt."

Die Juden spielen im Handel, zum Theil aber auch im Handwerk von Marokko eine wichtige Rolle. Sie sind in größeren oder kleineren Gruppen über das ganze Land verbreitet, selbst in den berberischen Gebirgsdörfern fehlen sie nicht. Auch in kleinen Ortschaften des Atlas-Vorlandes fand ich sie, aber niemals in Zelt-Siedelungen. In den Städten, die ja meist in einzelne durch Thore abgesperrte Viertel zerfallen, bewohnen sie ein eigenes Viertel, das Juden-Viertel, die Mellah. Daß dies der verwahrloseste, unreinlichste Stadttheil zu sein pflegt, ist bekannt. Außerordentlich bildungsfähig und nach Bildung strebend, neuerdings auch durch eine ganze Anzahl von der Alliance israélite errichteter französischer Schulen wesentlich gefördert, haben sie hier und da selbst den Großhandel, meist aber den Klein- und Zwischenhandel in der Hand. Was ich in Marrakesch an europäischen Erzeugnissen nöthig hatte, war nur in den Mellah zu finden. Sie sind Vermittler des Handels, Einkäufer für die europäischen Handelshäuser, ja in ganzen Landschaften des Innern allein die Träger des europäischen Handels. In Mogador sind sie so unentbehrlich, daß die Europäer einfach während der jüdischen Feiertage ihre Geschäfte schließen müssen. Ihre Lage ist thatsächlich, wenigstens im Innern, eine gedrückte und gefährdete, aber, das muß scharf betont werden, durchaus nicht schlechter als die der Mohammedaner, ja meist wesentlich besser. Sehr eigenartig ist jetzt ihre Kopfbedeckung, an der man sie schon von fern erkennt. Sie tragen nämlich im ganzen Lande, ganz in der Weise, wie in Thüringen die Bauernfrauen, ein blaues, weißgetupftes Kopftuch. Nimmt man dazu den langen dunkeln Kaftan, so wird man verstehen, daß ich anfangs von hinten eine alte thüringische Bäuerin zu sehen glaubte, bis ich von vorn ein bärtiges Männergesicht von dem Kopftuche umrahmt sah.

Aller Verkehr vollzieht sich bei Tage. Bei Sonnenuntergang zieht sich Jeder in seiner Wohnung zurück, die Thore der Stadt und der Stadtviertel werden geschlossen, eine Maßregel, die der Willkürherrschaft entspricht, indem sie Verschwörungen und Aufstände außerordentlich erschwert. Wie lästig muß diese Maßregel aber in Städten wie Marrakesch und Fâs im Sommer sein, wo man infolge der Hitze erst am Abend aufzuleben beginnt und sich in der freien Luft der Gärten ergehen könnte. Unter dem frühen Thorschlusse in Marrakesch hatte ich sehr zu leiden, da dadurch meine zur Erforschung der Umgebung unternommenen Ritte sehr erschwert wurden. Bei der Unbekanntschaft mit den Entfernungen galt es nicht selten scharf zuzureiten, um vor Thorschluß zurück zu sein. Straßennamen, Hausnummern, Straßenbeleuchtung sind natürlich unbekannte Dinge. Alles mit Ausnahme von Tanger, das eben in vieler Hinsicht europäisirt ist und sogar schon elektrische Beleuchtung besitzt. Tanger ist aber auch dem streng gläubigen Marokkaner ein Greuel. Der Sultan betritt es nie mehr. Dort, am Rande des Staats, werden die Vertreter der europäischen Mächte festgehalten. Dort residirt der Minister des Aeußern, mit dem sie zu verhandeln haben. Mit Mühe haben es Frankreich und England durchgesetzt, daß Konsuln in Fâs und Marrakesch zugelassen worden sind.

Der Entwicklung des Wohlstandes und des Handels sind aber noch weitere Schranken gezogen durch Ausfuhrverbote. Weizen und Gerste dürfen nicht ausgeführt werden, ebenso Pferde, Rinder nur in bestimmter, vertragsmäßig festgesetzter Zahl. Die deutschen Kaufleute zum Beispiel dürfen 6000 Stück Ochsen jährlich ausführen, meist nach Barcelona, allerdings gegen einen Ausfuhrzoll von 5 Duros für das Stück. Die Ausfuhr von Mais und Hülsenfrüchten ist seit 1880 freigegeben. Im vorigen Jahre war bei guter Ernte infolge dieses Ausfuhrverbots der Preis der Gerste so gering, daß man mir in Rabat sagte, zwei Tagereisen ins Innere mähe man die Gerste nicht einmal, weil sie werthlos sei. Bei den schon geschilderten Verkehrsverhältnissen vermag diese Maßregel selbstverständlich bei Ueberfluß in dem einen Landestheile Hungersnoth in einem andern nicht zu verhindern. Im allgemeinen aber sind die Preise für Lebensmittel aller Art, für Pferde, Maulthiere, Schafe ganz erstaunlich niedrig. Man vergegenwärtige sich ferner den sehr schwankenden, von Spanien abhängigen Geldkurs. Silber allein ist als Zahlungsmittel im Umlauf, so daß das Zählen und Untersuchen der Stücke bei zahlreich umlaufenden falschen viel Zeit erfordert und selbst eine kleine Summe gewaltiges Gewicht hat.

Man wird also von selbst zu dem Schlusse kommen, daß das Wirthschaftsleben und der Handel von Marokko schwer darniederliegt und es sich im Waarenumsatz nur um verhältnißmäßig geringe Summen handelt. Verarmt und verkommen, vermag das Land weder große Mengen europäischer Waaren aufzunehmen, noch große Mengen von Rohstoffen zu liefern. Aufstände, Seuchen, Mißernten und Hungersnöthe bedingen weiter große Schwankungen der Aus- und Einfuhr. Dazu die Schwierigkeiten des Seeverkehrs. Weniger ins Gewicht fällt ein Einfuhrzoll von 10 Proz. des Werthes. Schmuggel spielt namentlich im Norden von Spanien und Gibraltar her eine große Rolle. Daß es in den marokkanischen Zollämtern nicht durchaus redlich hergeht und die Handelsstatistik nur geringe Zuverlässigkeit besitzt, bedarf keiner näheren Darlegung.

Was die Gegenstände des Handels anlangt, so kommen bei der Ausfuhr, wenn wir von den geringen Mengen von Teppichen und anderen Fabrikaten absehen, nur Rohstoffe in Frage. Darunter spielen Nähr- und Genußmittel, wie Mais, Hülsenfrüchte, Oliven, Datteln, Cedrate eine geringe Rolle. Im Wachsen, und schon recht beträchtlich, ist die Ausfuhr von Eiern, auch Mandeln kommen namentlich von Mogador in großen Mengen zur Ausfuhr. Verhältnißmäßig bedeutend ist die Ausfuhr von Wolle, Rindshäuten, Schaf- und Ziegenfellen, Rindern, Knochen und Hörnern. In Mogador fällt ins Gewicht Olivenöl, Wachs und Baumharze, wie Sandarac.

Bei der Einfuhr kommen in Betracht Baumwollenwaaren, Thee, das Nationalgetränk der Marokkaner, Zucker, Kerzen, Eisen und Eisenwaaren, Glas und Porzellan.

Der Werth des marokkanischen Außenhandels kann auf etwa 55 Mill. Mark geschätzt werden, wovon die größere Hälfte auf die Einfuhr kommt. Doch schwankt die Ziffer aus den oben angeführten Gründen von Jahr zu Jahr bedeutend. Ebenso die der einzelnen Häfen, je nachdem der Sultan in Fâs oder in Marrakesch Hof hält. Eine aufsteigende Bewegung ist nicht zu bemerken, wohl aber eine Verschiebung zugunsten der Deutschen, genau das gleiche Bild wie überall in überseeischen Ländern. Zunächst ist es der französische Handel, welcher zurückgedrängt wird, merkbar aber auch bereits der englische, obwohl das Uebergewicht des letzteren noch sehr groß ist. Allerdings ist der deutsche Handel immer erst auf etwa 14 Proz. des Gesammthandels zu schätzen, etwa 7½ Millionen Mark,

aber es ist dabei zu beachten, daß es vor 20 Jahren überhaupt noch keinen deutschen Handel in Marokko gab und daß beispielsweise in Tanger, dessen Handel wegen der Nähe von Gibraltar noch zu 55 Proz. in englischen Händen ist, von 1893—97 derselbe von 7 Proz. auf 13.6 Proz. stieg, daß sich in Saffi die deutsche Ausfuhr von 1894—98 fast verneunfacht hat, während die englische und französische in dieser Zeit um 50 Proz. sank. Auch in Mogador war 1898 die deutsche Ausfuhr auf 27 Proz., in Saffi auf 40 Proz. gestiegen. Ueberhaupt wächst die Ausfuhr nach dem Deutschen Reich, d. h. nach Hamburg, viel rascher als die Einfuhr, bei welch letzterer die Ueberlegenheit Englands, das z. B. fast ausschließlich Baumwollstoffe und Thee liefert, noch größer ist. Die deutschen Kaufleute befassen sich mehr mit der Ausfuhr. Die amtliche Denkschrift über die Steigerung der deutschen Seeinteressen von 1896 bis 1898 zur Flottenvorlage läßt die Einfuhr aus Marokko ins Deutsche Reich von 1894 bis 1898 von 1.6 Mill. Mark auf 6.1 steigen. Dieses Steigen des deutschen Handels hängt aufs engste zusammen mit der Einrichtung deutscher Dampferlinien. Seit 1890 laufen überhaupt erst deutsche Dampfer die marokkanischen Küstenplätze regelmäßig nach und von Hamburg an, nachdem Dr. Jannasch Bahn gebrochen. Es sind Dampfer der Wörmann-Linie, solche der Oldenburgisch-Portugiesischen und die Slomann-Dampfer der Mittelmeerlinie, die nur Tanger anlaufen. In Saffi betrug 1898 die deutsche Schiffahrt bereits mehr als die aller anderen Staaten zusammen, in Casablanca war sie auf 33 Proz., in Mogador auf 35 Proz. gestiegen. Recht ansehnlich sind bereits die deutschen Kolonien in Casablanca und Saffi, sehr einflußreich die wenigen deutschen Häuser in Mogador, während sich in Mazagan und Rabat eben erst einzelne Deutsche niedergelassen haben. Auch in Tanger gibt es bereits mehrere bedeutende deutsche Geschäfte. Ja, junge deutsche Kaufleute haben es gewagt, allen Schwierigkeiten und Gefahren zum Trotz, sich in Fäs und Marrakesch niederzulassen. Ich bin den Herren für die gastliche Aufnahme, die ich in diesen ungastlichen Städten bei ihnen fand, zu großem Danke verpflichtet. Durch sie macht sich deutscher Einfluß auch insofern bis tief ins Innere geltend, als sie vertragsmäßig berechtigt sind, eine Anzahl Eingeborener als Vermittler und dergl. in ihre Dienste zu nehmen und ihnen deutschen Schutz zu erwirken, der sie der Willkür der einheimischen Machthaber entrückt. Auch darin prägt sich das rasche Steigen der deutschen Beziehungen zu Marokko aus, daß wir wiederholt in den letzten Jahren genöthigt gewesen sind, Kriegsschiffe vor die marokkanischen Küstenstädte zu schicken, um unsern Forderungen auf Genugthuung und Entschädigung für die Ermordung oder sonstige Schädigung Deutscher den nöthigen Nachdruck zu geben. Freilich zeigte sich auch da die Unzulänglichkeit unsrer Kriegsflotte: es standen nur die hölzernen Schulschiffe zur Verfügung. Aber selbst die genügten Marokko gegenüber. Eine andere amtliche Denkschrift zur Flottenvorlage gibt den Betrag der in Marokko in Frage kommenden deutschen Kapitalinteressen im Handel und Bankgeschäft zu 4 Mill. Mark, in der Gewerbthätigkeit zu 0.1, in Grundbesitz und landwirthschaftlichen Anlagen zu 1 und die Summe aller deutschen Interessen in Marokko zu 8—10 Mill. Mark an. Die Unterlage auch für diese Angaben ist natürlich eine sehr unsichere.

Wenn somit Marokko schon heute ein gewichtiger Faktor im deutschen Wirthschaftsleben ist, so sind das doch nur die kleinen Anfänge einer rasch fortschreitenden Entwicklung, eine Saat, die erst in Zukunft volle Frucht tragen kann. Das Deutsche Reich ist daher auch an den Vorgängen in Marokko und an dem Geschicke von Marokko lebhaft interessirt. Es würde in ähnlicher Weise, wie an der wirthschaftlichen Auftheilung von China, so auch bei einem Umschwunge der Verhältnisse in Marrokko unbedingt handelnd eingreifen müssen, um die deutschen Interessen der Gegenwart und Zukunft zu wahren. Die Zustände in Marroko sind derartig, daß ein Umsturz in nicht ferner Zukunft unvermeidlich ist. Ein solcher, mindestens aber ein furchtbarer innerer Krieg ist beim Tode des wirklichen Herrschers, des Großwesirs Ba Ahmed, zu erwarten. Und ein Eingreifen einer Macht wird nothwendig, das der beiden andern zunächstbetheiligten, neben Frankreich, dasjenige Englands und des Deutschen Reichs herbeiführen. Spanien kann füglich ganz außer Betracht bleiben. Wie für England, so ist auch für das Deutsche Reich wirthschaftlich die Aufrechterhaltung eines scheinbar unabhängigen Marokko, allerdings unter wirklicher Aufschließung des Landes, das vortheilhafteste, nicht aber für Frankreich, das, wenn auch zunächst nur wirthschaftlich, langsam aber sicher an Boden verliert. Das könnte Frankreich bestimmen, einen Anlaß zum Eingreifen in einem ihm geeignet scheinenden Augenblick herbeizuführen, etwa irgendwelche Krumir wie 1881 in Tunesien, auf der Bildfläche erscheinen zu lassen. Indessen, Marokko ist seiner Bedeutung und der Möglichkeit der Eroberung nach kein Tunesien. Es erscheint als völlig undenkbar, daß es einer einzigen Macht anheimfällt, eine Zwei- oder Dreitheilung, wenn auch zunächst in etwas verschleierter Form, wird an Stelle der heutigen allein von der Eifersucht der Mächte geschützten Unabhängigkeit treten. Frankreich, das in erster Reihe steht und, wie wir sahen, die marrokkanische Frage in der Sahara, allerdings da, wo keine internationalen Verwickelungen zu befürchten sind, aufzurollen begonnen hat, würde als Herr von Marokko selbstverständlich dasselbe System in Anwendung bringen, welches es mit so ausgezeichnetem Erfolge in Algerien und Tunesien angewendet hat. Dort ist in kurzer Zeit aller fremde Handel bis auf einen unvermeidlichen Rest beseitigt worden. Nur ein verbohrter Theoretiker wird etwas dagegen einzuwenden haben, daß der Staat, welcher die Opfer und Gefahren der Erschließung eines neuen Landes auf sich nimmt, auch alle nur denkbaren Vortheile sich und seinen Staatsbürgern zuzuwenden bemüht ist. Da dies hier nur unter Verletzung wohlerworbener englischer und deutscher Interessen möglich wäre, so könnten diese beiden Staaten einer Besetzung von Marokko durch Frankreich unmöglich ruhig zusehen. Ba Ahmed hatte schon im Februar 1899 zur Zeit meiner Reisen in Marokko einen Schlaganfall, von dem er sich aber erholte. Ich selbst habe ihn im April 1899 öffentlich zu Pferde gesehen. Man nahm aber an, daß sich der Anfall bald wiederholen werde. Ob die Nachricht, die in dem Augenblicke eintrifft, wo ich diesen Aufsatz schließe, Ba Ahmed sei gestorben, wahr ist, kann ich nicht beurtheilen. Ist sie jetzt nicht wahr, so kann sie jeden Augenblick wahr werden. Der Sultan, den ich ebenfalls beim Hammelfeste, einer der seltenen Gelegenheiten, wo er, durch die religiösen Vorstellungen gezwungen, sich öffentlich zeigen muß, gesehen habe, ist ein junger Mann von etwa 21 Jahren — nur wenige Marokkaner dürften ihr Alter genau kennen — zart und schwächlich, ohne Thatkraft, eine Puppe in den Händen Ba Ahmeds. Dagegen wird von einem älteren Bruder, der bessere Ansprüche an den Thron hat, gesagt, daß er ein tüchtiger, thatkräftiger Mann sei. Selbstverständlich ist derselbe im Kerker sicher untergebracht. Er soll starken Anhang im Lande haben. Ein Thronstreit ist also das Mindeste, was bei Ba Ahmeds Tode zu erwarten ist. Daß dabei

überall die Interessen der Europäer werden verletzt werden, unterliegt keinem Zweifel. Wie die Deutschen im Innern die Lage ansehen, erhellt daraus, daß dieselben sich darüber klar waren, daß sie im Augenblicke von Ba Ahmeds Tode ihre Geschäfte einem deutschen Schutzbefohlenen zu übergeben und sich eiligst an die Küste zu retten hätten. Es wird also Anlässe zum Eingreifen seitens der europäischen Mächte in Hülle und Fülle geben, abgesehen von denen, die jede sozusagen ständig auf Lager hat.

Professor Dr. John †.

Am 6. April l. J. starb zu Innsbruck der ordentliche Professor der Statistik und Verwaltungslehre an der dortigen Universität, Dr. John, im Alter von 62 Jahren. Die Laufbahn dieses hochverdienten, geistvollen und liebenswürdigen Gelehrten ist recht geeignet, größeres Interesse zu erregen, zumal derselbe durch seine Schriften und seine vielseitigen akademischen Beziehungen sowohl in Oesterreich und im Deutschen Reiche, als auch in der Schweiz und in Italien sehr bekannt war. Als der Sohn eines armen Schullehrers in Deutschböhmen erlangte er die Möglichkeit einer Gymnasialbildung dadurch, daß er als Sängerknabe in die sächsische Hofkapelle zu Dresden aufgenommen wurde. In Prag lag er den rechts- und staatswissenschaftlichen Studien ob und erwarb er 1868 den juristischen Doktorgrad. Seine Befähigung für ökonomische und administrative Fragen bekundete er dann in erfolgreichster Weise schon in der Stellung eines Zentral-Güter-Direktors, welche er auf Ersuchen der Carl Graf Kinsky'schen Familie zu Bürgstein in Böhmen eine Reihe von Jahren bis 1878 einnahm, nachdem er vorher längere Zeit hindurch als Erzieher in derselben Familie gewirkt hatte. Sein Endziel war indeß stets die wissenschaftliche Bethätigung; nach eingehenden Fachstudien in Halle, Berlin und Wien habilitirte er sich daher als Privatdozent für Nationalökonomie und Statistik im Jahre 1880 an der Universität Bern und im Jahre 1884 an der Universität Prag. Bald darauf (1885) wurde John als Professor nach Czernowitz und im Jahre 1888 als Professor nach Innsbruck berufen, wo seine Vorträge über Statistik, Verwaltungslehre und Agrarpolitik, aber auch seine statistischen Seminarübungen, sehr anregend und befruchtend wirkten. Sein Hauptwerk ist die Geschichte der Statistik, I. Band (reichend bis Quetelet) 1884, welche ein großes Material bewältigte und in Fachkreisen bedeutendes Aufsehen erregte. Zum II. Bande hat der Verblichene unausgesetzt ein ungeheueres Material bereits aufgehäuft und zu bearbeiten begonnen; leider war es ihm nicht mehr vergönnt, das große Werk, das ihm sehr am Herzen lag, zu vollenden; hoffentlich gelingt es einem berufenen Fachmann, das hinterlassene Material zu sichten und die Arbeit in demselben Sinne fortzuführen. Eine andere selbständige Schrift Johns betraf die Vorschuß- und Kreditvereine in Böhmen und erschien bereits 1870. Im übrigen rühren von John eine große Anzahl einzelner Abhandlungen statistischen, sozial-politischen bezw. nationalökonomischen Inhalts in den verschiedensten Zeitschriften und Sammelwerken her; so in den Jahrbüchern für Nationalökonomie, in der Monatsschrift der k. k. statistischen Zentralkommission, in der österreichischen Zeitschrift für Volkswirthschaft, im allgemeinen statistischen Archiv, in der riforma sociale, in der Schweizer statistischen Zeitschrift, im Handbuche der Staatswissenschaften von Conrad und Lexis, in der Prager Sammlung gemeinnütziger Vorträge, in der Festschrift des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle 1898, in der Kaiser-Jubiläumsschrift der Universität Innsbruck. Alle diese Arbeiten zeichnen sich durch Geist, Methodik, Frische, Gründlichkeit und Vielseitigkeit aus. Die letzte Arbeit Johns betrifft die italienischen Arbeiterkammern (camere di lavoro), welche er vor einigen Jahren an Ort und Stelle studirte und die seitdem von der italienischen Regierung wegen politischer Umtriebe aufgelöst wurden; diese Arbeit wurde von John zum Druck unmittelbar vor der Operation abgeschickt, an deren Folgen er im Laufe weniger Tage starb. Auch in den nationalen und politischen Parteikämpfen in Böhmen war John seinerzeit sehr rührig, daher von den dortigen deutschen Parteigenossen besonders geschätzt. An seinem Grabe trauern eine Wittwe, zwei blühende Kinder und viele Freunde. Prof. Schiffner.

Deutsche Shakespeare-Gesellschaft.

In der am 23. April in Weimar unter dem Vorsitze von Dr. Oechelhäuser (Dessau) abgehaltenen 35. Generalversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, der der Großherzog und der Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar beiwohnten, hielt nach Erstattung des Jahresberichts seitens des Vorsitzenden Prof. Dr. Heinrich Bulthaupt aus Bremen den Festvortrag über Raum und Zeit bei Shakespeare und Schiller. An die Spitze seiner Darlegungen stellte der Vortragende den Satz: „Alle Kunst ist Konvention". Nur dadurch, daß wir gewisse Ausdrucksformen für die gelten lassen, die uns das Leben der Wirklichkeit darbieten, ist ein Kunstgenuß überhaupt möglich; denn die Kunst selbst ist niemals Wirklichkeit. Die naive Freude der Kinder vor dem Puppentheater beruht darauf, daß ihnen die Puppen als lebendige Menschen und eine Wasserbahn auf der Bühne als Meer, ein Knall der Erbsenbüchse als Kanonenschuß und ein Rasseln mit Blechstücken als Donner erscheinen. Sprache ist im Drama, Gesang in der Oper das Verständigungsmittel, der Schauspieler in der Pantomime besitzt für uns alle fünf Sinne. Fünf Minuten erscheinen auf der Bühne als eine halbe Stunde und mehr, weder Penelope noch Jokaste wird nach ihrem Alter in der Kunst gefragt. Zeit und Raum können ohne störende Wirkung im Kunstwerk so unwirklich wie möglich sein, unsre Phantasie vollendet die Täuschung, die uns der Künstler nicht fertig entgegenbringt. Die drei Einheiten der Zeit, des Raums und der Handlung, die im antiken Drama keinen Wechsel der Scenerie und keine Ausdehnung der Handlung über einen Tag hinaus gestatten sollten, sind von Corneille und den französischen Kunstkritikern mißverstanden worden, denn schon Aeschylos im Agamemnon schaltet frei mit der Zeit. Das Flammensignal, nach dem zu Beginn des Stückes der Wächter ausschaut, das Kunde bringen soll von Troja's Fall, hat diese Kunde schnell verbreitet. Am nächsten Morgen nach der Mordnacht ist schon Agamemnons Bote aus Ilion zurück, und kurz nachdem die Klytämnestra die Aufforderung zur eiligen Rückkehr des Gemahls dem Boten mitgetheilt, ist der König selbst schon da. Hier ist die Zeit und der Raum völlig symbolisch behandelt, entsprechend der Idealität der Kunst. Die Einheit der Handlung, das ist die des äußeren und inneren Zusammenschlusses der Begebenheiten allein, kannte das griechische Drama. Ortswechsel kommen, wenn auch selten, vor, nach einer Zeiteinheit des Ablaufs der Begebenheiten in einem Tage hat man nur gestrebt. In den ältesten Mysteriendarstellungen finden wir neben einem phantastischen Raum eine flügelschnelle Zeit, und welche künstlerischen Wunder brachte erst die weltliche Bühne eines Shakespeare zustande! Mit den allerspärlichsten Dekorationen lenkte der große Brite die Phantasie seines Publikums in die von ihm gewollte Richtung; in die Königsburgen und in den Wald wie auf das Forum Roms folgten ihm seine Zuschauer, die er im Bann hielt, mit dem Wort alle Dekorationen tausendfach ersetzend. Das Publikum schuf an

dem Bühnenwerk mit und der Dichter schloß nicht zum Schaden seiner Kunst ein Bündniß mit den „Gründlingen des Parterres". Konnte die Bühne bald England, bald Italien darstellen, so war auch der Zeit hier keine Schranke gesetzt, der Künstler konnte über sie hinwegtäuschen, sie nicht beachten. Je weitere Zeiträume Shakespeare's Geist zu durchmessen hat, desto freier fühlt er sich. Allein er wußte sein Publikum durch die Schilderung des Sturms auf der Haide, des aufgeregten Meeres oder des Zauberreiches der Elfen und durch die dramatische Spannung so zu tragen, daß es ihm glaubte. An die Zeit wußte Shakespeare sein Publikum durch die Wirkung glauben zu machen, die er es an sich selbst verspüren ließ. Wie brachte er dies zuwege? Der Zeit nach umfaßt „König Johann" etwa 17, „Richard der Zweite" 2 Jahre, 14 Jahre ziehen sich die Ereignisse in „Heinrich dem Vierten" hin, 9 Jahre regiert „Heinrich der Fünfte" und das Schicksal des sechsten Heinrich vollendet sich gar in 50 Jahren. Mit dem Jubel über den Sieg von Tewksbury beginnt „Richard der Dritte" und 1485 macht Richmonds Schwert, des späteren Heinrich des Siebenten, seinem Leben ein Ende. Die Begegnung „Heinrichs des Achten" mit Anna Boleyn im ersten Akt war historisch 1523 und 1533 ist Elisabeth geboren, auf die die Schlußscene des Stückes hinweist. Allein dies sind nicht eigentliche Dramen. Dennoch verbindet der Dichter das weit von einander Getrennte in den dominirenden Gestalten stets zur psychologischen Einheit. In „König Johann" werden alle Motive mit Prinz Arthurs Tragödie verknüpft. Wie prächtig die Gegensätze König Richards des Zweiten und Bolingbroke's! Wir sehen den edlen Heinrich den Sechsten nicht altern und verspüren die vierzehn Jahre von Richards des Dritten Regiment nicht. Hier steht der eingefleischte Ichmensch in idealer Einheit vor uns. Mittelmäßige Dramatiker verlegen die psychologischen Krisen und Wandlungen in die Pausen, bei Shakespeare erleben wir sie mit in seinen Helden; deßhalb glauben wir an sie. Daß uns Shakespeare die Zeit vergessen macht, ist sein magisches Mittel, er löst die Zeit in der psychologischen Wahrheit auf, so daß wir nur ihre Wirkung, nie sie selbst spüren. In Macbeth sehen wir den werdenden verbrecherischen Mann und in Lady Macbeth die verbrecherische Frau vor uns entstehen, in organischem Wachsthum gleichsam, und doch dehnt sich die Handlung, die so konsequent sich abspielt, über Jahre aus, wenn wir sie in ihrem Verlaufe nachprüfen. Allein wir spüren die Zeit nicht, nur die Einheit des psychologischen Kunstwerkes hält uns gefangen. Im „Coriolan", „Julius Cäsar", „Antonius und Kleopatra" sind Jahre für die Handlung nöthig, Meerfahrten zwischen Italien und Britannien trennen die Akte in „Cymbelin", „Maß für Maß", „Ende gut alles gut", „Wie es euch gefällt" zählen zeitlich in ihrer Handlung nach Monaten. Die „Komödie der Irrungen" spielt sich in einem Tage ab, vier Tage währt der „Sommernachtstraum". In drei Monaten verfällt der Schein im „Kaufmann von Venedig". In „Romeo und Julie" und in der „Twelfthnight" sind wir über die Zeit völlig im Unklaren. In „Lear" reicht die Zeit nicht hin, um, wenn wir nachprüfen, all das aufzunehmen, was sich nach des Dichters Willen in ihr begeben mußte, allein psychologisch unerschüttert steht in den Widersprüchen die Gestalt des königlichen Greises. Auch im „Hamlet" ist die Zeit mit souveräner Verachtung behandelt, wenngleich es doch von Wichtigkeit ist, zu wissen, wie lange der Prinz zaudert, sein Rächeramt zu üben. Ein Leid verkettet sich im „Hamlet" mit dem anderen zu dem dramatischen Ring, den keine Rücksicht auf die Zeit zu lösen vermag. Der Dichter will sich von der Zeit nicht binden lassen. Im „Wintermärchen", wo der Stoff 16 Jahre der Trauer um Hermione verlangt, mußte der Dichter der Zeit den lästigen Tribut zollen, er that es mit offenen Augen, aber über das Herz und seine erstaunliche Seelenkunde hinweg. — Als sich in der französischen tragédie classique das Einheitendrama entwickelt hatte und nur die Herstellung einer einzigen Dekoration für das ganze Stück nothwendig geworden war, selbst da überließ man der Phantasie des Publikums immer noch genug, wenn auch nicht so viel wie Shakespeare, seine Vorgänger und Zeitgenossen. Man wollte keine Illusion hervorrufen, zumal auch die habitués des französischen Theaters auf der Bühne saßen. Aber damit, daß der Bühnenraum einen bestimmten und nicht mehr nach der Poeten Belieben jeden gewünschten Ort darstellte, war ein gewisses Prinzip ins Bühnenwesen gekommen, und dies mußte dessen Entwickelung in anderer Weise beeinflussen als das Theater Shakespeare's. Der Einfluß des Prunks, den die Oper seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts zu entfalten begann und deren mannichfache scenische Maschinerie theilte sich den städtischen Theatern und den Privatbühnen allmählich mit. Man wollte der Bühne die malerische Gestalt geben, die dem Dichter vorgeschwebt hatte. War es gestattet, wie Lessing es durchsetzte, den Raum in Drama zu verwandeln, dann wollte die Bühne auch eine künstlerische Täuschung hervorrufen, indem sie die Scenen wandelte. Unter diesen neuen Bedingungen erblühte unser klassisches Drama. Lessing suchte weise die Vorzüge der Shakespeare'schen Bühne unserm Drama zu gewinnen, indem er ihm die Freiheit gab, seine Vorgänge auf verschiedene Scenerien zu vertheilen; er selbst wandelte in Miß Sara Sampson in „Minna" und in „Emilia" nur die Scene nach den Aktschlüssen, erst im „Nathan" ließ er auch während des Aktes die Dekoration wechseln. Die Zeit aber drängte er möglichst zusammen, nicht nach dem beschränkten Maß der Einheitentragödie, aber so, daß jeder folgende Akt die Konsequenzen des vorhergegangenen zieht. Auf diesem gebahnten Wege wandelte Schiller, dessen dramatische Kraft die weitesten Stoffe zu bändigen und die allseitig ausgreifende Aktion so zusammenzudrängen verstand, daß Dinge, die einst die Welt erregten und heute noch in der Erinnerung nachhallen, sich vor unsern Augen auf seiner Scene in wenigen Tagen abspielen. In dem Wallenstein-Stoff war eine Fülle von historisch-politischen Thatsachen und Erscheinungen sinnfällig klar zu legen. Dazu kam, was der Dichtergenius zum geschichtlich Gegebenen hinzu erfand. Und wieviel von alledem mußte der Dichter hinter der Scene sich vollziehen lassen. Die Fülle des sprachlichen Ausdrucks, den der weite Horizont des Dramas erzeugt, steht fast in direktem Gegensatz zu der Knappheit von dessen scenischer Form. Aber alle die elf Akte des „Wallenstein" umfassen beim bescheidensten Wechsel der Scenerie nicht mehr als drei Tage, von Questenbergs Erscheinen im Lager bis zum Tode des Helden; eng schließt sich Akt an Akt im Verlauf der Handlung, und wir glauben ein Menschenleben zu durchmessen. Schiller hat aus eigner Kraft für lange Zeit dem deutschen Drama die Regel geben können, in seinen Formen dichten auch die Neuesten wieder, nachdem der Naturalismus als Kunstform überwunden ist. In der Raumtechnik stehen die „Räuber" nicht allzuweit von „Kabale und Liebe" und von „Maria Stuart" entfernt. Die feindlichen Sphären wechseln, gemäß der Vorliebe Schillers zur Antithese, auch scenisch einander ab, bis sie dann aufeinanderplatzen. Erstrecken sich die „Räuber" noch über Monate, so rückt schon im „Fiesco" die Handlung zeitlich dicht zusammen. In „Kabale und Liebe" ist die Tragödie in zwei Tagen zur Vollendung gediehen, und selbst „Don Carlos" zählt nur nach Tagen, und in welche Weiten führt er uns! Das Gleiche ist in „Maria Stuart", der „Braut von Messina" und im „Tell" der Fall. Die Handlung der Jungfrau mag sich höchstens über einige Wochen erstrecken. Bei Shakespeare stehen die Personen seiner Helden erhaben über Zeit und Raum, nur dem Gesetz der psychologischen Entwicklung unterworfen. Bei Schiller ein Zusammendrängen der Handlung auf den engsten Raum und das knappste Zeitmaß. Aber Beide lösen uns los von Raum und Zeit, und theilen uns das Gefühl der Freiheit mit, sie zu vergessen. Die Idealität der Kunst vermag dies; selbst wenn sie noch so realistisch ist, stellt sie nie das wirkliche Leben dar, sie ist vielmehr nur eine Quintessenz des Lebens, und doch im tiefsten Sinne wahrer als das Leben. Shakespeare geht von dem als Einheit klar erfaßten Charakter beim Schaffen aus, seine Charaktere sind elementar, von der Außenwelt nicht umzumodeln, sie nehmen nur, soweit unumgänglich nothwendig ist, an Raum und Zeit Antheil. Schiller ging von einem Gedanken, einem Gegensatz aus, nur im „Wallenstein" von einem Charakter, er zeigt uns seine Helden auch in dem Urtheil anderer Personen, nicht nur in den Situationen, in denen wir sie handelnd sehen, und seine Rede hebt uns über die Enge des Raumes und der Zeit hinaus. Der Vortragende berührte die Be-

strebungen, wie sie sich in der Münchener Shakespeare-Bühne durch die von Otto Devrient versuchte Theilung der Bühne im „Götz“ und sonst vielfach kund gethan haben, zur Hervorhebung des Dichtwerks gegenüber der Dekoration. Die Kunst ist selbst für Gerhart Hauptmann heute längst keine Wirklichkeit mehr. Jeder dichterische Genius wird in seinem Schaffen Zeugniß ablegen müssen von der Idealität der Kunst, wie mit verschiedenen Mitteln Schiller und Shakespeare es gethan.

Dem Jahresbericht 1899/1900 nach hat die Gesellschaft gegenwärtig mit etwa 260 Mitgliedern ihre bisher höchste Zahl erreicht. Aus dem Ueberschusse ihrer Einnahmen hat sie einen Preis von 800 M. ausgesetzt für eine Arbeit über die Belesenheit Shakespeare's, auch soll eine Neuausgabe der Quellen Shakespeare's in nächster Zeit in Angriff genommen werden. *γσ.*

Mittheilungen und Nachrichten.

* Von Paris aus werden Einladungen zu einem Congrès d'histoire comparée, der vom 23. bis 29. Juli d. J. dort tagen soll, auch an deutsche Gelehrte versandt. Die Einladungen gehen von einem Organisations-Komitee aus, dessen Mitglieder den verschiedensten Ländern der Erde angehören. Ein Theil dieser Mitglieder wird gleichzeitig als Mitglieder des im Jahre 1898 im Haag niedergesetzten permanenten internationalen Kongreß-Komitees durch ein ihrem Namen vorgesetztes Sternchen bezeichnet. Wir werden von zuständiger Seite ersucht, mitzutheilen, daß zwei der deutschen Mitglieder dieses Komitees, Professor Dr. Erdmannsdörffer in Heidelberg und Archivdirektor Dr. v. Weech in Karlsruhe, dem Vorsitzenden des Komitees, Herrn René de Maulde in Paris schon im Juni 1899 ihren Austritt aus dem Komitee erklärt haben und daß ihre Namen, sowohl in der Eigenschaft als Mitglieder des permanenten internationalen Kongreß-Komitees wie auch in jener als Mitglieder des Organisations-Komitees für den Pariser Historiker-Kongreß von 1900, ohne ihr Wissen auf die betreffende Liste gesetzt worden sind.

* Nochmals: Die Ambraser Handschriften von Th. Gottlieb. — Die „Erwiderung“, welche Nr. 78 der Beilage auf die in Nr. 64 erschienene Besprechung dieses Buchs gebracht hat, veranlaßt unsern Hrn. Referenten zu folgenden Gegenbemerkungen: Der Hr. Verfasser wünscht seine Arbeit ausschließlich als bibliographische Untersuchung, als Quellenschrift zur Geschichte der Wiener Hofbibliothek beurtheilt zu sehen. Der Haupttitel aber, den er dem vorliegenden Hefte gegeben und durch Fettdruck hervorgehoben hat: „Büchersammlung Kaiser Maximilians I.“ berechtigte zu der Erwartung, daß in demselben noch von anderen Dingen die Rede sein werde als von einigen alten „Inventarizedeln“ der kaiserlichen Bücherdepots, unter welchen bloß das Innsbrucker Verzeichniß noch unveröffentlicht war. Diese Einsicht hat sich denn auch dem Autor selbst aufgedrängt, leider erst zum Schlusse seiner Auseinandersetzungen, wo er (S. 139) das Bekenntniß ablegt: „In einer zusammenfassenden Darstellung der Bücher Maximilians I. scheint es mir unerläßlich, auch von den eigenen Werken des Kaisers oder von solchen, die in engster Beziehung zu ihm stehen, ein Wort zu sagen.“ Thatsächlich können die wenigen Seiten, die Ulmann im letzten Kapitel seiner Maximilian-Biographie, gestützt auf die in verschiedenen Abhandlungen und in verschiedenen Bänden des Jahrbuchs des Wiener Hofmuseums verstreuten Ausführungen Laschitzers, für die Würdigung der literarischen Interessen des Kaisers erübrigt hat, keineswegs als abschließende Darstellung des Gegenstands gelten. Ob der Verfasser auch nur die in der Hofbibliothek vorhandenen Bücher Maximilians erschöpfend behandelt hat, bleibe an dieser Stelle unerörtert. Aber selbst bei der Beschränkung auf dieses Material, wäre es nicht überflüssig gewesen, über die bloße Stoffsammlung hinaus sich gelegentlich zu größeren Gesichtspunkten aufzuschwingen. Angesichts der Mikromanie des Verfassers — die er auch in der Berichtigung des belanglosen Druckfehlers „Beiträge“ statt „Beitrag“ in der Titelwiedergabe der Anzeige nicht verleugnet — fällt nun die Flüchtigkeit doppelt auf, mit der er eine Reihe von Cimelien anerkannt maximilianeischer Herkunft abfertigt. Daß speziell das illustrirte Exemplar des Gebetbuches, dessen weltberühmte, als Vorlagen für Holzschnitte entworfene Randzeichnungen auf die eigenste Initiative des Kaisers zurückgingen, genau so wie etwa der St. Florianer Kodex mit den „Triumph“-Miniaturen, sich in dessen Besitz befunden hat, nimmt, auch ohne urkundliche Belege, noch die jüngste Veröffentlichung über dieses Kleinod der deutschen Kunstgeschichte im XX. Bande des Jahrbuches der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses (Wien 1899) als selbstverständlich an. Auf alle Fälle wird durch die beweislose Behauptung des Gegentheils diese Frage ebensowenig entschieden, wie über den Werth des Gottlieb'schen „Beitrages“ durch die Behauptung des Autors: „Er habe die älteste Geschichte der Wiener Hofbibliothek auf eine neue Grundlage gestellt.“

γ. Am 21. April feierte Rom sein 2653. Palilienfest, d. h. den Beginn des 2654. Jahres seines Bestehens. Unter den Gedichten des Horaz ist eines, das carmen saeculare, welches im Jahre 737 der Stadt Rom für die Feier der ludi saeculares gedichtet worden ist, und ein glücklicher Zufall wollte es, daß vor wenigen Jahren eine wichtige Inschrift auf dem römischen Forum gefunden wurde, welche jenes Fest beschreibt und dabei zugleich den Horaz als den Festdichter bezeichnet. Der italienische Unterrichtsminister Baccelli nun, der in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit dem Unterricht seines Landes so manches zur Stärkung des nationalen Gedankens beigegeben hat, und dessen archäologischer Lieblingsort das Forum Romanum bildet, hat bestimmt, daß die Schüler der Lyceen Roms am Palilientag dieses Jahres, dem 21. April, auf dem Forum den 2653. Jahrestag der Stadt feiern sollten. Das Fest erhielt durch den Umstand, daß das königliche Paar, viele Minister und zahlreiche Vertreter des römischen Adels beiwohnten, eine große Bedeutung. Die Festrede hielt Prof. Cinquini, eine Verherrlichung der ewigen Stadt. Dann begann der Rundgang durch die Ausgrabungen am Forum, wobei Baccelli und der Leiter der Arbeiten, Ingenieur Boni, den Führer bildeten. Man hatte eigens für das Fest den berühmten Lapis niger wieder an seine alte Stelle gebracht, und so stiegen nun die erlauchten Besucher in den Boden hinab, um beim Kerzenlicht den ehrwürdigen Stein zu beschauen. Der Tag bedeutet eine neue Vermehrung der Volksthümlichkeit des jetzigen Unterrichtsministeriums.

* **München.** Der Architekt und Lehrer an der Baugewerkschule Nürnberg Emil Edler v. Mecenseffy wurde zum außerordentlichen Professor für Hochbaukonstruktionslehre und Baumaterialienlehre an der Hochbauabtheilung der hiesigen Technischen Hochschule und der Privatdozent Paul Pfann zum außerordentlichen Professor für Freihandzeichnen und Aquarelliren ebenfalls an der Hochbauabtheilung ernannt.

* **Karlsruhe.** Hier starb der Dichter Wilhelm Sehring im 85. Lebensjahre.

f. **Dresden,** 24. April. Gestern, am Geburtstage Sr. Maj. des Königs von Sachsen, hat die hiesige technische Hochschule Friedrich Siemens zum Doktor-Ingenieur ehrenhalber ernannt. Friedrich Siemens, am 8. Dezember 1826 zu Menterndorf bei Lübeck geboren, ist unter den heute lebenden sächsischen Technikern unzweifelhaft der um den Nationalwohlstand Deutschlands verdienteste. Sein vornehmstes Verdienst ist die Erfindung des Regenerationsverfahrens für Wärme bei Gasfeuerungen. Seine Heizungssysteme kamen besonders der Glas-, sowie der Stahl- und Flußeisenindustrie zugute.

* **Wien.** Mit der interimistischen Leitung des embryologischen Instituts der hiesigen Universität wurde Professor Dr. Joseph Schaffer, ein Schüler des Histologen Hofraths Professors Dr. Ritter v. Ebner, betraut. — An Stelle des pensionirten Hofraths Prof. Dr. M. Bauer wurde Hofkaplan Dr. August Fischer-Colbrie mit dem Lehramt für Dogmatik an der Universität betraut. — Professor Eduard Lang demonstrirte vor einer größeren Versammlung das von ihm

ausgebildete operative Verfahren bei Lupus durch Ueberpflanzung gesunder Haut an Stelle von kranken Hautpartien. Er wird dasselbe auch auf dem im August in Paris stattfindenden Internationalen medizinischen Kongreß demonstriren.

-ir. **Aus den Niederlanden.** Am 18. und 19. d. M. fand in Leiden der zweite Niederländische Philologenkongreß statt. In der ersten allgemeinen Versammlung sprach Prof. W. de Vreese aus Gent über die Handschriftenkunde der altniederländischen Literatur, die nach seiner Ansicht sehr im Argen liegt, weil diese Kunde nicht stetig überliefert und vertieft wird, sondern meistens mit einem gründlichen Kenner wieder erlischt. Er selbst ist seit einiger Zeit damit beschäftigt, von den mittelniederländischen Handschriften der großen und kleinen Bibliotheken in den Niederlanden und Belgien eine allgemeine Beschreibung und Inhaltsangabe herauszugeben und bittet, ihn dabei zu unterstützen. In der zweiten allgemeinen Versammlung setzte Prof. Dr. C. Sprugt aus Amsterdam seinen Vorschlag auseinander, ein „allgemeines Kandidatenexamen" für alle Studirenden der Philologie einzuführen, um zu verhindern, daß sie auf der Universität sich sofort und ausschließlich mit Fachstudien beschäftigen. Von den verschiedenen Sektionsvorträgen heben wir folgende hervor: Aus der Sektion für „Germanische und Romanische Philologie" den von Dr. Salverda de Grave über „Das individuelle Element bei der Entlehnung der Fremdwörter". Aus der Sektion für Geschichte und Archäologie den von Dr. J. Verlage über „Römische Pfahlgräben (limes Imperii) vom Rhein über die Saalburg bis zur Donau". Aus der Sektion für Linguistik den von Prof. Dr. C. Uhlenbeck: „Bemerkungen zu Hirts Vokalsystem". Sämmtliche Reden und Vorträge sollen später im Druck erscheinen. An dem diesjährigen Kongreß nahmen etwa 250 Personen theil, darunter auch Damen. Der folgende Kongreß wird in Groningen abgehalten. — Von Bode's großem Werke „Rembrandt" erschien der 4. Band, der bis zur Blüthezeit des Meisters reicht und etwa 80 heliographische Reproduktionen von Gemälden aus der behandelten Periode enthält.

* **Aus Italien.** Der amtliche Bericht über die während des Februar in Italien gemachten archäologischen Funde bringt, laut „V. Ztg.", folgende wichtigere Mittheilungen. Bei Crognoleto in den Abruzzen von Teramo wurde eine beträchtliche Sammlung römischer Silbermünzen entdeckt, in der Zahl von 167 Stück. Sie stammen aus dem Anfang des ersten vorchristlichen Jahrhunderts und sind kurz vor dem Ausbruch des Bundesgenossenkrieges vergraben worden. Wichtige Ausgrabungen machte man in Ardea. Während man bis jetzt einen Theil der ardeatischen Reste der Königszeit zugeschrieben hat, lehren die neueren Untersuchungen, daß jene Trümmer in die Zeit der römischen Herrschaft fallen, also jünger sind als das dritte Jahrhundert n. Chr., was die zahlreichen Gräber zur Genüge beweisen. Es fanden sich u. a. die Ueberbleibsel eines großen Tempels und einige in den Felsen gehauene antike Wohnungen. In der Gemarkung Civita von Torre Annunziata hat der Engländer Dr. C. Knight mit Erlaubniß der Regierung einige Ausgrabungen vorgenommen. Es wurden die Mauern eines Landhauses und einige Gräber aus Ziegelstein freigelegt. Da sich jedoch unter diesen Resten eine Lapillischicht befand, so beweist dies, daß sie in die Zeit nach dem großen Vesuvausbruch im Jahre 79 fallen, und dazu stimmt die Auffindung einer Münze des Kaisers Philippus.

* **Aus Amerika.** Wie die „Chemiker-Zeitung" berichtet, wurde das physikalische Laboratorium der Lehigh University, eines der größten und bestausgestatteten in den Vereinigten Staaten, am 6. April mit sämmtlichen naturwissenschaftlichen Apparaten durch Feuer zerstört.

* Italienischer Ferienkursus in Venedig. Vom 3. bis 23. September d. J. wird in Venedig in einer von der Direktion der Handelshochschule (Palazzo Foscari) gütigst zur Verfügung gestellten Aula ein Kursus zur Ausbildung von ausländischen Lehrern und fortgeschrittenen Studiosen der italienischen Sprache im praktischen Gebrauche derselben abgehalten werden. Den Theilnehmern des Ferienkursus bietet sich somit die Gelegenheit, sich in der italienischen Konversation des täglichen Lebens in der bezauberndsten Stadt Italiens einzuüben, und dabei das ernste, folgerichtige Arbeiten unter der Leitung einiger, im Sprach- und Literaturunterricht gebildeten Italiener zu finden. Folgende Vorträge sind bisher festgestellt: Prof. A. Fradeletto: Italienische Literatur; Prof. R. Lovera: Italienische Phonetik; Uebersetzungen; Prof. P. Lanzoni: Italien, Land und Leute; Gymnasialdirektor G. Solitro: Kulturhistorische Vorträge; Oberlehrer M. Filippetti: Recitation und Deklamation. — An die Vorträge schließen sich Uebungszirkel in kleinen Abtheilungen an, welche unter der Leitung je eines Italieners stehen und jedem Theilnehmer vielfache Gelegenheit bieten sollen, sich im Gebrauch der italienischen Sprache zu üben. Das Honorar für diesen Kursus beträgt 25 Lire. Der Leiter desselben, Prof. Romeo Lovera, Scuola Superiore di Commercio zu Venedig, wird dafür Sorge tragen, daß die Theilnehmer gute Unterkunft zu mäßigen Preisen erhalten. In der freien Zeit wird den Theilnehmern Gelegenheit zur Besichtigung der Kunstschätze und Sehenswürdigkeiten Venedigs geboten werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

R. Tellet: Liebesrebellen. Roman. Berlin, Vita 1900. — C. Flammarion: Lumen. Wissenschaftliche Novelle. Ebd. — Al. Lugowoi: Ein Brief. Novellen. Ebd. — J. Potapenko: Ein unüberlegter Schritt. Ebd. — Archiv für gewerbliche Rechtspflege. Herausgegeben von Dr. Ad. Beckmann. I. Band, 1. Heft. München und Leipzig, Oldenbourg 1900. — Bericht über die erste Konferenz österreichischer Kunstgewerbe-Museen (15. bis 18. März 1900). Brünn, Verlag des Mährischen Gewerbemuseums 1900. — Die Verlagsanstalt Bruckmann A.-G. und die Bruckmann'sche Buchdruckerei. München, Bruckmann 1900. — Th. Hoschek: Der Abt von Königsaal und die Königin Elisabeth von Böhmen. (Prager Studien auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Ad. Bachmann. Heft 5.) Prag, Rohlíček u. Sievers 1900. — Zur Frage einer Ostalpen-Bahn. Zürich, Neue Zürcher Zeitung 1900. — Fort: Kleine Schwedische Sprachlehre. (Methode Gaspey-Otto-Sauer.) Heidelberg, Groos 1900. — Otto-Runge: Materialien zum Uebersetzen in das Englische. Ebd. 1900. — Seidel: Suaheli-Konversationsgrammatik. Ebd. 1900. — O. v. Leitgeb: Um Liebe. Vier Novellen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 27. April. Nummer 96.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Eine neue Kant-Ausgabe.[1]

Um „eine Ehrenschuld der Nation gegenüber ihrem großen Philosophen abzutragen", hat die kgl. preußische Akademie der Wissenschaften vor etwa vier Jahren beschlossen, eine Musterausgabe der Werke Kants zu veranstalten, eine Ausgabe, die durch Verwerthung aller noch erreichbaren Briefe, Manuskripte und Kollegnachschriften eine sichere Grundlage für die Kantforschung bietet. Die zu diesem Zwecke von der Akademie eingesetzte Kommission, an deren Spitze der Urheber des Beschlusses, der seit lange um die Kantforschung hochverdiente Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Dilthey steht, entwickelte alsbald eine rege Thätigkeit, sich durch Zirkulare an Zeitungen und Zeitschriften, an Bibliotheken und Archive, sowie an Autographensammler des noch vorhandenen Materials in größtmöglicher Vollständigkeit zu versichern, und ferner bedeutende Gelehrte zur Mitarbeit heranzuziehen. Die Herausgabe der Briefe übernahm Oberbibliothekar Dr. Rudolf Reicke in Königsberg i. Pr., dem die Kantforschung bereits eine ansehnliche Reihe höchst sorgfältiger Editionen bis dahin unbekannt gebliebener Kantiana verdankt, von denen namentlich das „Opus postumum" und die „Losen Blätter aus Kants Nachlaß" erwähnt werden mögen.

Es ist kein Zweifel, daß die kgl. preuß. Akademie mit diesem Denkmal, das sie einem der allergrößten ihrer Mitglieder setzt, die Zwecke der Wissenschaft in hervorragender Weise fördert. Die Kantische Philosophie erlebt seit vier Jahrzehnten ein Wiederaufblühen, das in schnell und stetig steigendem Maße seinen Einfluß auf allen Gebieten geistiger Bethätigung geltend macht. Theologie und Jurisprudenz, Sozialwissenschaft und Pädagogik, Naturforschung und selbst Geschichte und Geographie: sie alle haben, wofern sie nicht schon tief durchtränkt sind vom Geiste des Kritizismus, angefangen, den großen Königsberger auf sich wirken zu lassen, sie alle sind heute Zeugen der Erfüllung jenes stolzen Wortes aus dem Jahre 1797: „Ich bin mit meinen Schriften um ein Jahrhundert zu früh gekommen; nach hundert Jahren wird man mich erst recht verstehen und dann meine Bücher aufs neue studiren und gelten lassen" (Vaihingers „Kantstudien" III, 168). So kühn dieser Ausspruch lautet, so sehr hat er sich bewahrheitet. Seitdem besonders Kuno Fischer und Otto Liebmann am Anfang der 60er Jahre durch ihr kraftvolles Eingreifen in das philosophische Leben dem Kritizismus freie Bahn geschaffen haben, wird Kant mit immer wachsendem Eifer studirt. Dabei macht sich naturgemäß das Bedürfniß nach zuverlässigen Ausgaben seiner Werke stark geltend. Die Gesammtausgaben von Hartenstein (1867 f.) und von Kirchmann (1868 ff.), eine Reihe von Ausgaben der Kantischen Hauptschriften, besonders der Kritik der reinen Vernunft, ferner die Ausgaben mehrerer neu aufgefundener Manuskripte des Philosophen haben seit jenem Wendepunkt in der Geschichte des Kantianismus diesem Bedürfnisse gedient. Alle in diesen verschiedenen Editionen niedergelegten Ergebnisse in einem Werke zu vereinigen und sie zugleich durch die neuen Arbeiten der diesmaligen Herausgeber zu vermehren: das ist der Plan, durch dessen Inangriffnahme die preußische Akademie ein Werk unternommen hat, das durch den gegenwärtigen Stand der philosophischen Wissenschaft geradezu gefordert war.

Gerade als ob er es darauf abgesehen hätte, von der Nothwendigkeit einer neuen Gesammtausgabe eindringlichst zu überzeugen, stellt sich der zuerst veröffentlichte Band X — die Bände erscheinen in freier Folge — dar. Er führt den Sondertitel „Kants Briefwechsel, Band I, 1747—1788". Ein Band von XIX und 532 Seiten enthält den ersten Theil des Briefwechsels: in der vollständigsten der bisherigen Ausgaben, der 2. Hartenstein'schen, umfaßt der gesammte Briefwechsel 167 Seiten. Nun ist freilich die gewaltige Vermehrung in erster Linie nicht durch die große Anzahl der neu gefundenen Briefe von Kant bewirkt (obgleich der Band auch deren eine recht respektable Anzahl enthält), sondern durch die Aufnahme aller aufgefundenen Briefe an Kant. In den bisherigen Ausgaben des Briefwechsels sind Briefe an Kant nur dann aufgenommen worden, wenn ein auf sie bezüglicher Brief von Kant vorlag. Man könnte vielleicht versucht sein, zu meinen, daß in der neuen Ausgabe viel unnöthiges zum Abdruck gebracht wird, vieles, was besser der Vergessenheit überlassen geblieben wäre. Nun, daß manches veröffentlicht wird, was für das Verständniß der Kantischen Lehre belanglos ist, ist ja gewiß richtig. Aber auf der andern Seite ist unleugbar, daß gerade durch eine derartige Publikation des gesammten Materials das Bild der Persönlichkeit Kants an Schärfe ungemein gewinnt. Selbst die philosophisch ganz werthlosen Briefe — ich möchte sie nicht missen. Freilich lernt man nichts besonders wichtiges, wenn man liest, wie der Verleger Hartknoch nach dem Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft ein Pfund feinen Thee an Kant schickte, nach dem der Prolegomena ein Tönnchen Kaviar und nach dem der Kritik der praktischen Vernunft zu einer Pekesche „einen Pelz von Iltissen, so schwarz, wie sie nur zu bekommen waren", sowie zehn Paar Haselhühner, und wie er außerdem noch guten Kaviar, der zur Zeit nicht zu haben wäre, in Aussicht stellt. Allein so unphilosophisch auch der In-

[1] Kants gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Band X. Zweite Abtheilung: Briefwechsel, Band I. Berlin, Georg Reimer 1900. (Preis broschirt 10 M., in Halbfranzband 12 M.)

halt dieser Briefe ist: ich habe mich bei ihrer Lektüre doch gefreut. — Was aber vollends das von den bisherigen Herausgebern beobachtete Werthprinzip angeht, die Aufnahme eines an Kant gerichteten Briefes davon abhängig zu machen, ob ein darauf bezüglicher Brief Kants vorhanden ist, so zeigt die vorliegende Briefsammlung aufs deutlichste, wie unzulänglich es ist. Niemand wird beispielsweise die Briefe von Kants Bruder Johann Heinrich oder die von Friedrich Victor Lebrecht Plessing ohne Interesse lesen, und doch enthält der ganze Band keinen einzigen Brief Kants an einen dieser beiden Adressaten. Der Bruder des Philosophen ist zur Zeit seiner ersten Briefe Hauslehrer, 1775 erscheint er als jung verheiratheter Konrektor am Gymnasium Academicum zu Mietau: eindringlich und wiederholt preist er seinem Bruder, dem „verhärteten Garçon", die Vorzüge des ehelichen Standes an. Dann theilt er ihm die Geburt der ersten Tochter mit; er hat seinen Bruder als Taufpathen ins Kirchenbuch eintragen lassen: „Ich empfehle also mein Mädchen dem Wohlwollen ihres Vetters. Für die Erhaltung unsres Namens werde ich bei der 2. Auflage sorgen." Dabei bittet er immer um Nachricht. Als er 2 Jahre später noch immer keine solche hat, hofft er immer noch auf die nächste Post. Er erkundigt sich nach dem Ergehen der Verwandten und fügt hinzu: „Ja, mein lieber Bruder, ein Brief, der Nachrichten von allen diesen enthält, wird mir so angenehm seyn, als einem jungen Studenten ein Wechsel, wenn ihn seine Gläubiger plagen." 1782 schreibt er als Pastor in Altrahden; er fühlt sich in der neuen Heimath sehr wohl, beklagt nur, daß sie „beinahe ganz umgangsleer" ist. Unter solchen Umständen klingt es nicht allzu erhebend, wenn es dann weiter heißt: „Deine Critic der gereinigten Vernunft hat hier die Stimmen aller Denker." Es scheint, daß der Pastor das Buch nur vom Hörensagen kannte. Im Tone leisen Vorwurfs fragt er, ob er nicht den Vorzug genießen könnte, eher als das Publikum über die Werke des Bruders unterrichtet zu sein. Eine Nachschrift enthält den Dank der Schwägerin für ein ihr geschenktes Buch, die „Hausmutter", aus dem sie sich „zu einer Professorin in der Wirthschaft studiren will". — Das Verhältniß Kants zu seinem Bruder tritt aus den Briefen dieses Letzteren sehr erkennbar hervor: Freundlich gesinnt ist Kant durchaus; aber wie er überhaupt selten schreibt, so empfindet er auch dem Bruder gegenüber keine Nöthigung zu einer Ausnahme, und daß er in einer anderen Welt lebt, mag ihm jeder dieser mit kleinen Scherzen gewürzten Briefe neu bestätigt haben. Wir verstehen es, daß er keinen Anlaß nahm, dem Wunsche des Bruders nach Mittheilungen über seine literarische Wirksamkeit zu entsprechen oder ihm vollends ein Exemplar der Vernunftkritik zu dediziren.

Nicht geringeres Interesse dürfen die Briefe eines Schülers von Kant beanspruchen, die Briefe des schon genannten Plessing. Demjenigen, der Goethe gelesen hat, ist Plessing kein ganz Fremder mehr: auf ihn bezieht sich die „Harzreise im Winter" mit den (durch eine Programmschrift von K. L. Kannegießer, Prenzlau, 1820, veranlaßten) näheren Aufschlüssen, sowie die Schilderung der späteren Begegnung zu Duisburg, die der Dichter in seiner „Campagne in Frankreich" gibt. Die erste Begegnung, gelegentlich der „Harzreise", fand im Dezember 1777, das Wiedersehen in Duisburg Ende November 1792 statt. Zwischen beide Daten fallen die hier vorliegenden Briefe an Kant. Man kann den Totaleindruck, den der Leser von ihnen erhält, gar nicht besser wiedergeben, als es Goethe gethan hat durch die Schilderung des Mannes, von dem er selbst sagt, daß er seinen Briefen völlig glich. Ich darf in Kürze an jene Ausführungen erinnern: „Werthers Leiden" hatten die Folge gehabt, daß man den Dichter den Gesinnungen günstig glaubte, von denen er sich durch den Roman zu befreien gesucht hatte, und so versuchte sich ihm in der Ueberzeugung inniger Seelenverwandtschaft eine Anzahl sentimentaler Jünglinge aufzudrängen. Besonders fällt ihm in der Mitte des Jahres 1777 ein „schreibselig beredter" junger Mann auf, Plessing aus Wernigerode, von dem er „ein Schreiben, vielmehr ein Heft" erhält, „fast das Wunderbarste, was ihm in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen". Goethe hält es nicht für räthlich, zu antworten, auch nicht, als er ein zweites noch heftigeres Schreiben erhält, nimmt aber im Dezember desselben Jahres Gelegenheit, den Mann aufzusuchen, der „Interesse erregte, ohne Anziehungskraft auszuüben", gibt sich ihm jedoch nicht zu erkennen. Er findet den Eindruck, den die Briefe gemacht hatten, durchaus bestätigt: „Man konnte zwar dem jungen Mann eine Achtung nicht versagen, denn ein ernstliches Wollen sprach sich aus, ein edler Sinn und Zweck"; aber zugleich erkennt Goethe aufs klarste, wie fremd ihm Plessing mit der „ganz eigens beschränkten Selbstigkeit", die sich kräftig an ihm hervorthat, bleiben mußte. Nachdem er sich von ihm, dem aller Naturbetrachtung und Theilnahme an der äußeren Welt Unzugänglichen verabschiedet hat, verweilt er auf dem Wege nach seinem Gasthaus in der Beschauung der „winternächtlichen Welt". — Längere Zeit darauf (vermuthlich nach Plessings Aufenthalt in Königsberg) erhält er in Weimar Plessings Besuch, der hier erfährt, wer damals sein Gast gewesen ist. Seine Verhältnisse hatten sich mittlerweile gebessert, und „wir schieden", sagt Goethe, „nach mehreren Gesprächen friedlich und freundlich, nur daß ich sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwidern konnte."

Wenden wir uns nun zu Plessings Briefen an Kant. Plessing hatte längere Zeit in Königsberg studirt. Im April 1783 promovirte er in absentia bei der dortigen philosophischen Fakultät; er hielt sich damals in Graudenz auf. Kant hatte sich in vielfacher Beziehung gefällig gegen ihn erwiesen, und Plessing mochte darum glauben, mit der Bitte um weitere Freundschaftsdienste nicht zurückhaltend sein zu müssen. Er war es denn auch nicht. Vielmehr leistet er Kant gegenüber an Zudringlichkeit noch ungleich mehr als in seinem Verhältniß zu Goethe. Gleich der erste der hier abgedruckten Briefe gibt hievon einen deutlichen Begriff: Es sind nicht weniger als folgende Bemühungen, die er Kant zumuthet: Zunächst will er Auskunft, welche Rechte er durch die Promotion erlangt; sodann bittet er um ein Exemplar der soeben erschienenen „Prolegomena" mit schriftlicher Dedikation; ferner um Durchsicht eines mehrere Bogen starken Manuskripts religionsgeschichtlichen, bezw. religionsphilosophischen Inhalts und um briefliche Aeußerung darüber: er glaubt, Kants Winke würden „vielleicht" seine „Einsichten mehr berichtigen". Weiter bittet er, Kant möge doch, um seinen (Plessings) „Eintritt in die Welt auf vortheilhafte Art" anzukündigen, seine Schrift über das Uebel rezensiren. Da er demnächst nach Berlin kommt, bittet er außerdem um Empfehlungsschreiben an die dortigen Gelehrten. Ferner schickt er an Kant 46 Thaler, von denen 40 an die Fakultät für das Diplom und 6 nebst einem einliegenden Brief an Hamann abzugeben seien, der eine Besorgung für ihn zu übernehmen habe. Alle diese Aufträge stehen in dem einzigen Brief vom 15. April 1783. Daß Kant die Liebenswürdigkeit gehabt hat, sich derartige Briefe von einem jungen Mann gefallen zu lassen und sogar die

meisten der genannten Aufträge zu besorgen, ist in der That erstaunlich. Plessing hatte wirklich Grund, ihn den „verehrungswürdigsten Menschenfreund" zu tituliren. Drei Tage darauf, am 18. April, schreibt er schon wieder: Diesmal behelligt er seinen Wohlthäter mit einer Geldangelegenheit, die deutlich zeigt, daß er die in Königsberg verbrachten Jahre zur Anhäufung großer Schulden benutzt hatte. (Bei späterer Gelegenheit erfahren wir, daß ihm auch Kant selbst Geld vorgestreckt hatte.) Außerdem bittet er, Kant möge doch selbst an seinen Vater, den Prediger zu Wernigerode, so bald als möglich die Nachricht von der Promotion gelangen lassen; dem alten Manne würde das große Freude machen. Kant hat auch diese Bitte erfüllt und dafür ein recht schönes Dankschreiben von dem alten Pastor erhalten. — Zu den Briefen Plessings ist zu bemerken, daß sie die Neigung haben, einander mit großer Schnelligkeit zu folgen, und daß sie durchschnittlich etwa 5 Druckseiten umfassen. Wenn also Goethe den Plessing'schen Brief als ein Heft bezeichnet und Plessing das Prädikat „schreibselig beredt" ertheilt, so versteht man das vollkommen. Eine weitere Eigenheit speziell der an Kant gerichteten Briefe Plessings ist die, daß sie bei ihren Bitten gern an die moralische Vollkommenheit des Philosophen appelliren, z. B. (in dem Briefe vom 26. Juni 1783): „O, vergeben Sie mir, theurer, verehrungswürdiger Menschenfreund, daß ich Sie durch Ueberschickung des beikommenden Geldes abermals belästige — doch ein Mann von Ihrer moralischen Vollkommenheit thut mehr wie andre gewöhnliche Menschen — —" Da die Geldgeschäfte, mit deren Abwicklung Kant bemüht wird, hauptsächlich aus der moralischen Unvollkommenheit Plessings entsprungen sind, kontrastirt der Appell an Kants moralische Vollkommenheit recht seltsam. Aber das Seltsamste bleibt doch die Ungenirtheit, dem im 60. Lebensjahre stehenden Kant die Regelung von Verpflichtungen unerfreulichster Art zuzuschieben, die sich Plessing in Königsberg — man möchte sagen: zu schulden hat kommen lassen. Etwas erquicklicher werden die Briefe, die dann von Wernigerode aus geschrieben werden: sie enthalten schwülstige Danksagungen und gewöhnlich nur die Bitte um Bestellung einiger Briefe an Königsberger Bekannte. Endlich aber scheint Kant Lust bekommen zu haben, den lästigen Quälgeist etwas zurückzustoßen: Ende März 1784 schrieb er ihm einen leider nicht mehr auffindbaren Brief, in dem er die Hauptursachen von Plessings häßlichen Geldgeschäften vom moralischen Standpunkt aus einer, wie es scheint, nicht ganz gelinden Kritik unterzog. Zunächst erfolgte freilich mit wendender Post ein Vertheidigungsschreiben Plessings, das nicht weniger als 14 Druckseiten füllt (S. 352—366). Es ist gerade so geschrieben, als wollte es bestätigen, was Goethe (in der „Campagne") mit besonderer Beziehung auf Plessing von denen sagt, die das im „Werther" aufgedeckte Uebel in sich nährten: „Ein Jeder fühlte sich berechtigt, von sich selbst, als von einem abgeschlossenen, abgerundeten Wesen, das Beste zu denken, und in seiner Einzelheit vollständig gekräftigt, hielt er sich auch wohl für befugt, Eigenheiten, Thorheiten und Fehler in den Komplex seines werthen Daseins mit aufzunehmen." Doch scheint nach dieser extensiv wie intensiv heftigen Entladung thatsächlich der von Kant beabsichtigte Erfolg eingetreten zu sein: der nächste nachweisbare Brief Plessings datirt vom 16. Januar 1787, ist also erst nach einer Pause von mehreren Jahren geschrieben. Es ist zu vermuthen, daß Kant Plessings Entschuldigungsschreiben, das auf ihn nur einen höchst kläglichen Eindruck machen konnte, nicht mehr beantwortet hat, und daß erst mit dem genannten Brief von 1787 Plessing das Schweigen bricht. Er berichtet hier über seine Schriften, die er gleichzeitig an Kant übersendet. Außerdem zeigt sich, daß er seine Schulden an Kant noch immer nicht bezahlt hat: er bittet noch um Geduld. Kant hat, wie ein 1½ Jahre später folgender Brief beweist, auch auf diese Zusendung nicht geantwortet. Dieser letzte Brief Plessings in dem vorliegenden Bande meldet noch von Wernigerode aus die Ernennung zum ordentlichen Professor der Philosophie in Duisburg. (Duisburg war bis 1818 Universität.) Hier sah ihn dann Goethe 1792 wieder: Der Gegensatz zwischen Beiden war nicht geringer geworden. Plessing hatte durch geistige Ueberanstrengung sein Physisches zerrüttet; „zudem schienen seine ökonomischen Verhältnisse nicht die besten . . . auch hatte sich das düstere jugendliche Treiben nicht ganz ausgleichen können". „Nach wie vor war er immer nur mit sich selbst beschäftigt." — Plessings Briefe an Kant sind in mehrfacher Hinsicht von Interesse. Es ist an und für sich interessant, das Charakterbild eines Mannes, an dem ein Goethe einen immerhin nicht unbedeutenden Antheil genommen hat, vervollständigt zu sehen. Weiter aber werfen die Briefe auch manches Licht auf ihren Adressaten, auf Kant, und zwar beleuchten sie ihn von einer Seite, die bisher nicht in solchem Maße aufgehellt war. Es ist bedauerlich, daß wir nicht wissen, wie Plessings persönlicher Verkehr mit Kant gewesen war, inwieweit etwa Kant selbst durch sein Verhalten den Anlaß dazu gegeben haben könnte, daß Plessing seine Güte in jener unglaublichen Weise ausnützte. Goethe's Schilderung macht es nun allerdings wahrscheinlich, daß Plessing, ohne jede Aufmunterung von Kants Seite, diesem zuerst sein Herz ausgeschüttet, ihn vielleicht gleich bei dieser Gelegenheit um Geld angegangen und dann die weiteren Zumuthungen, die er an ihn stellte, lediglich als Konsequenzen des geschenkten Vertrauens aufgefaßt hat. Daß übrigens Kants Epistel mit den moralischen Vorwürfen in der That keinen anderen Zweck hatte, als den allmählich sehr unbequem gewordenen Plessing abzuschütteln, läßt sich besonders durch die Erwägung stützen, daß Kant alles, was er hier schreiben konnte, ja schon gewußt hat, als Plessing noch in Königsberg war. Gewiß hat er ihm damals auch schon dieselben Dinge in gütigem Tone vorgehalten. Die Wiedererinnerung an diese häßlichen Ereignisse kann also kaum anders gedeutet werden als so, daß Kant den angegebenen und ja auch thatsächlich erreichten Zweck beabsichtigt hatte.

Kam in den bisher betrachteten Briefen vorwiegend Kants Persönlichkeit in Betracht, so kommt in anderen Zusammenhängen auch die rein wissenschaftliche Seite zu ihrem Recht. Viele Briefe geben neue Aufschlüsse über Kants philosophische Entwicklung. So erfahren wir z. B. aus einem Brief an Herder vom 9. Mai 1767, daß Kant schon damals an einer „Metaphysik der Sitten" arbeitete; die Angabe in dem bekannten Briefe an Lambert vom 2. September 1770 erfährt hiedurch eine nicht unwichtige Ergänzung. Ein anderes Beispiel: Bisher brachen die Nachrichten über die Entwicklung von Kants Ethik mit dem gegen Ende 1773 an Marcus Herz geschriebenen Briefe für einen längeren Zeitabschnitt ab. Nun bieten zwei Briefe an Lavater aus dem Jahre 1775 (S. 167 ff.) einiges neue und zwar höchst wichtige Material.

Eine große Reihe von Briefen bezieht sich auf das Philanthropin. In eine recht überraschende Beleuchtung wird der bekannte Brief an den Hofprediger Crichton durch einen wenige Tage darauf, am 4. August 1778, an Christian Heinrich Wolke in Dessau, den Direktor des Philanthropins, gerichteten Brief gerückt. Es heißt da

über Crichton: „Dieser sonst gelehrte Mann hat sich zeither nicht sonderlich günstig vors Philanthropin erklärt und, da sein Urtheil . . . meiner Ihnen gänzlich ergebenen Gesinnung ein großes Hinderniß in den Weg legen könte, so habe ich, statt des fruchtlosen Controvertirens, das schmeichelhaftere Mittel ergriffen, diesen Mann auf Ihre Seite zu ziehen, nämlich dieses, daß ich ihn zum Haupte Ihrer hiesigen Angelegenheiten machte . . . Ich glaube, daß dieses Mittel auch sonst nützlich seyn kan."

Mehrere Briefe von und an Marcus Herz sind ebenfalls neu hinzugekommen. Ein Brief von Herz vom 11. September 1770 enthält sehr charakteristische Mittheilungen über Mendelssohn und seine Abhängigkeit von Baumgarten. Ein undatirter Brief an Herz, bald nach dem 11. Mai 1781 geschrieben (S. 251), bringt interessante Bemerkungen über die soeben erschienene Kritik der reinen Vernunft. Sehr bemerkenswerth ist auch ein Brief von Herz vom 27. Februar 1786, durch den die schon früher veröffentlichte Antwort Kants vom 7. April desselben Jahres erst völlig verständlich wird. Durch diesen Brief wird in unanzweifelbarer Weise das Geheimniß enthüllt, wer der nach sämmtlichen bisherigen Ausgaben in dem genannten Briefe Kants erwähnte „vortreffliche Moser" ist: ein Druckfehler. Es muß „Moses" heißen, und gemeint ist kein Anderer als Moses Mendelssohn, auf den sich in Herz' neu edirtem Briefe folgende höchst bezeichnende Stelle bezieht: „Was sagen Sie denn zu dem Aufruhr, der seit und über Moses' Tod unter Predigern und Genies, Teufelsbannern und possigten Dichtern, Schwärmern und Musikanten begint, zu dem der Geheim-Rath zu Pimplendorf das Zeichen gab? Wenn doch ein Mann wie Sie diesem lumpigten Schwarm ein einziges ernsthaftes: s t i l l e d a ! zuriefe; ich wette, er würde zerstreut wie Spreu vom Winde. Am ersten wünschte ich den Muthwillen jenes läppischen Kantilenisten zu Wansebeck geahndet, in dessen ganzem Leben und Denken die Endewörter seiner kindischen Verse das einzige gereimte ist. Wie vorsätzlich hämisch er unsern Moses, gegen den er ein gewisses tendre gehabt, mißversteht, um ihn um Ruhm und Ansehen zu bringen? — Es heißt hier schon seit einiger Zeit, daß Sie wider Jacobis Schrift einige Bogen drucken lassen, welches mir um so wahrscheinlicher ist, da Sie Moses' letzten Brief unbeantwortet gelassen. Wenn es Ihnen doch gefiele, bey der Gelegenheit zum Besten Ihres verstorbenen Freundes wider die gegenwärtigen und vermuthlich noch aufstehenden unvernünftigen Jacobiten 2c. Etwas zu sagen!" Der „Geheim-Rath zu Pimplendorf" ist natürlich F. H. Jacobi; „Pimplendorf" ist das berühmte Pempelfort. Den Anstoß zu dem „Aufruhr" hat er gegeben durch seine Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an Moses Mendelssohn", durch die die Kontroverse über Lessings Spinozismus eingeleitet wurde. Der „läppische Kantilenist zu Wansebeck" ist Matthias Claudius, der „Wandsbecker Bote", wegen seiner „Zwey Recensionen in Sachen der Herren Lessing, M. Mendelssohn und Jacobi", 1786. Die erste Recension bezieht sich auf die gerade genannte Schrift von Jacobi, die andere auf Mendelssohns Antwort „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings". Claudius nimmt hier nicht eigentlich gegen Mendelssohn, aber doch noch weniger für ihn Partei. Die Wendung, daß Claudius „ein tendre" für Mendelssohn gehabt habe, hat Herz aus der zweiten Recension entnommen: sie findet sich da am Schlusse. Bemerkenswerth ist noch eine andere Wendung in dieser Recension: der von Mendelssohn gebrauchte Ausdruck „orientiren" wird daselbst durchgehechelt. Claudius meint, die höheren Wesen möchten wohl so geschaffen sein, daß sie so wenig wie Sonne und Sterne auf ihrem Wege des Orientirens bedürfen, das wir Menschen so nöthig haben. Beachtet man, daß Kant dem von Herz ausgesprochenen Wunsche, er möchte mit einem „Quos ego!" dazwischen fahren, in der Abhandlung „Was heißt: sich im Denken orientiren?" entsprochen hat, so erscheint es nicht ausgeschlossen, daß Titel und Inhalt dieses Aufsatzes durch die Claudius'sche Recension wenigstens mitbestimmt worden sein könnten. Bevor Kant jedoch diesen Aufsatz abfaßte und an Biester nach Berlin sandte, schrieb er unter dem 7. April die bereits erwähnte Antwort an Marcus Herz, in der es u. a. heißt: „Die Jacobische Grille ist keine ernstliche, sondern nur eine affectirte Genieschwärmerey, um sich einen Nahmen zu machen, und ist daher kaum einer ernstlichen Widerlegung werth. Vielleicht, daß ich etwas in die Berliner Monatsschrift einrücke, um dieses Gaukelwerk aufzudecken." Im Oktober desselben Jahres erschien dann der genannte Artikel. Es ist um so interessanter, die Geschichte dieser Schrift auf den H e r z 'schen Brief zurück zu verfolgen, als Kant selbst in dem Briefe an J a c o b i vom Oktober 1789 als Veranlassung angibt, er sei von verschiedenen Orten aufgefordert worden, sich „vom Verdachte des Spinozismus zu reinigen". Nach dem vorliegenden Briefe kann dies freilich nicht die ganze Wahrheit sein. Unrichtig ist die Angabe jedoch auch nicht. Denn zu dem Briefe von M. Herz kamen noch mehrere Anregungen von anderen Seiten hinzu, oder gingen zum Theil sogar dem Briefe noch vorher. Schon am 8. November 1785, als Mendelssohn noch lebte, schrieb Biester, der Herausgeber der Berliner Monatsschrift, an Kant, er möchte doch „ein Wort über die philosophische Schwärmerei sagen", und etwa gleichzeitig mit dem erwähnten Briefe von Herz (genaues Datum ist nicht angegeben) bekam Kant einen Brief von seinem Anhänger Schütz aus Jena, der allerdings eine direkte Aufforderung enthält, Kant möge sich vom Verdacht des Spinozismus, in den ihn Jacobi gebracht habe, reinigen. Bald darauf, am 6. März, und noch einmal am 11. Juni wiederholt dann Biester seine Bitte. Am 8. August dankt er für die Zusendung des Manuskripts, das, wie schon bemerkt, im Oktober erschien.

Der soeben genannte Brief von Schütz enthält noch eine andere Mittheilung, die ich den Lesern nicht vorenthalten will. Sie lautet wie folgt: „Wie fleißig hier die Studenten bey Ihrer Kritik der reinen Vernunft sind, können Sie daraus abnehmen, daß vor einigen Wochen sich ein Paar Studenten duellirt haben, weil einer dem andern gesagt, er verstünde Ihr Buch nicht, sondern müßte noch 30 Jahre studiren eh ers verstünde, und dann noch andere 30, um Anmerkungen darüber machen zu können." Der Briefwechsel mit Schütz gehört überhaupt zu den in besonderem Maße beachtenswerthen Partien des Buches. Außerdem seien hervorgehoben die Briefe von und an Hamann, Biester, Bering, Jakob, Minister v. Zedlitz, Johann Schultz. Zwischen dem Letztgenannten und Kant spielte vom 21. August 1783 bis zum 17. Februar 1784 eine nicht uninteressante Kontroverse über die Bedeutung der dritten Kategorie einer jeden Klasse. Schultz hatte selbständig die zuerst in den Prolegomenen von Kant gemachte „artige Anmerkung" gefunden, daß die dritte Kategorie aus der Verbindung der ersten und zweiten entspringe, wollte nun aber daraus folgern, daß sie ein abgeleiteter Begriff, also kein Stammbegriff, keine Kategorie sei. Der Niederschlag dieser Kontroverse ist von Kant niedergelegt worden in Paragraph 11 der 2. Auflage der Kritik der reinen Vernunft. — Wohl das meiste Interesse für die Kantfragen der Gegenwart besitzt ein Brief an Schultz vom 25. November

1788. Der synthetische Charakter der Sätze der Arithmetik wird hier ausführlich in einer von der üblichen Darstellung abweichenden, ungemein klaren und, wie ich glaube, unanfechtbaren Weise dargethan.

Blickt man auf den ganzen Band, wie er uns vorliegt, und betrachtet man ihn als den Probeband, als Maßstab für den Werth der noch ausstehenden Bände, so wird man der Akademie freudigen Dank wissen für das kostbare Geschenk, das sie mit ihrer Kantausgabe dem deutschen Volk macht. Bloß dem deutschen Volke? Einer der neu abgedruckten Briefe aus dem Jahre 1788 (Seite 506/7) erzählt von einem jungen Grafen Dohna-Schlobitten, der auf seinen Reisen oft in Verlegenheit gekommen war, „ein Preuß zu sein und Kant nicht zu kennen“. Wir denken heute in wissenschaftlichen Dingen weniger partikularistisch. So gewiß es ist, daß in Kants Philosophie viel echt Preußisches seinen Ausdruck gefunden hat — man denke an die rigoristische Sittenlehre, an den kategorischen Imperativ —, so gewiß ist es auch, daß eben diese Momente zwar in Preußen zuerst lebendig geworden sind, daß ihr Bürgerrecht aber weit über Preußens Grenzen hinausreicht: sie haben ihre unvergängliche Wurzel im Wesen der Vernunft selbst, und darum sind sie überall heimathberechtigt, wo die Vernunft, wo die Kultur zur Herrschaft berufen ist. Die Kantische Philosophie, die Philosophie der zur vollen Reife entwickelten Vernunft, ist der erste und zugleich gewaltigste Ausdruck, den der Begriff eines universal giltigen Kultursystems gefunden hat. So sehr wir darum Preußen den Stolz gönnen, sich die engere Heimath des Philosophen zu nennen, deren echtester Sohn er war; so freudig wir für Alldeutschland das Recht beanspruchen, ihn den seinigen heißen zu dürfen: so gerne unterschreiben wir doch auch die Worte, die vor einigen Jahren ein geistvoller Franzose, Emile Boutroux, Professor an der Sorbonne, der Philosophie Kants gewidmet hat: „Elle n'est pas le reflet d'une époque ni même l'expression de la pensée d'un peuple: elle appartient à l'humanité.“ Unter diesem Gesichtspunkt der Ewigkeit betrachtet, bedeutet die neue Kantausgabe ein Geschenk der Akademie an die Menschheit.

Der vorliegende zuerst erschienene Band läßt erkennen, daß es ein würdiges Geschenk ist. Durch Vertheilung der Arbeit auf eine größere Reihe von Gelehrten ist es möglich, mit dieser Ausgabe etwas ganz wesentlich Bedeutenderes zu leisten, als es hätte geschehen können, wenn wieder ein einzelner Forscher, wie einst Hartenstein, sich an eine Neuherausgabe gemacht hätte, oder auch, wenn zwei Männer, wie Rosenkranz und Schubert, sich zu diesem Zwecke vereinigt hätten. Heute würde ein Einzelner unmöglich mehr die Kraft haben, das ganze Material wirklich zu bewältigen: so sehr ist dieses seit der letzten Gesammtausgabe angewachsen. Der vorliegende Band des Briefwechsels hat etwa dieselbe Stärke wie ein Band der 2. Hartenstein'schen Ausgabe; letztere umfaßt im Ganzen 8 Bände, die neue Ausgabe aber wird deren 22 bis 25 einnehmen. Arbeitstheilung war unter solchen Umständen unbedingt geboten. Ein Einzelner hätte wohl das schon Geleistete sammeln können. Noch aber handelt es sich vielfach darum, das noch nicht Geleistete erst zu leisten: vom Briefwechsel, vom handschriftlichen Nachlaß, von den Kollegnachschriften ist bis jetzt erst das Allerwenigste im Druck erschienen, und dieses Wenige großentheils in nicht genügender Bearbeitung. Die Herausgabe des Briefwechsels war dem hiezu best geeigneten Manne anvertraut worden, dem durch unermüdliche und stets äußerst exacte, streng gewissenhafte Arbeit längst um die Kantsache im höchsten Maße verdienten Rudolf Reicke. Der vorliegende erste Band des Briefwechsels enthält nun zwar noch nichts von dem kritischen Apparat. Allein man erkennt doch allenthalben den Mann wieder, der jede seiner Arbeiten mit philologischer Akribie zu Ende führt. Der Abdruck der Briefe gibt das Original, so ferne ein solches vorgelegen hat, durchaus getreu wieder; Orthographie, Interpunktion u. s. w. sind unverändert herüber genommen. Die Anordnung ist im Gegensatz zu den älteren Ausgaben, in denen die mit den einzelnen Personen gewechselten Briefe zusammengestellt waren, chronologisch. Ich halte dieses Prinzip, zumal bei einer solch vollständigen Ausgabe, entschieden für das brauchbarere. Man kann sich in Folge dieser Anordnung den Genuß verschaffen, das ganze Buch vom Anfang bis zum Ende durchzulesen, ohne daß die Kontinuität gestört würde. Wer die auf eine bestimmte Persönlichkeit bezüglichen Briefe zusammensuchen will, kann dies ohne besondere Mühe mit Hilfe des zweckmäßig eingerichteten Inhaltsverzeichnisses. — Was man vielleicht anders wünschen möchte, ist dies: die Briefe von Kant hätten mit anderen Lettern gedruckt werden können als die an ihn gerichteten, erstere etwa mit Korpus-, letztere mit Bourgeoisletten; die Orientirung in dem Werke wäre dadurch erleichtert worden. — Indessen, wir wollen uns an dem Gebotenen freuen und nicht lange an den Beschlüssen der Kant-Kommission mäkeln. Das Dargebotene bietet ja wahrlich genug, worüber wir uns freuen müssen. Die Art und Weise, wie Reicke seine Aufgabe durchführt, kann ihm nur Ehre machen; sie versichert ihn des Dankes aller Leser.

Fritz Medicus.

Max v. Seydel als Dichter.[1]

„Ja, das Studiren halt auf!“ sprach mit Recht jener Bierbrauer in München, als sein Sohn, der Rechtspraktikant, noch immer nicht angestellt wurde, während der Andere, der Braumeister, schon lange Geld verdiente. Aber das Dichten „halt auch auf:“ wenigstens den Privatdozenten in der Laufbahn zur Professur. Bei gar vielen der lieben Herren Ordinarii, die den Emporringenden vorzuschlagen haben, begründet es eine „levis notae macula“, ist der junge Mann mit dem Laster des Dichtens behaftet: „exempla sunt odiosa“, — sed proxima! Es war daher ganz klug gethan, daß der junge Doktor Max Seydel nicht unter seinem Namen, sondern unter dem Decknamen Max Schlierbach vor Jahrzehnten zuerst seine Dichtungen in die Welt sandte: da Professoren, zumal Ordinarien sich um Lyrik nicht gerade eifrig kümmern, blieb den meisten der Ausschlaggebenden Schlierbach und seine Dichtung unbekannt und der hinter diesem Visir Verkappte unentdeckt. Reitet der Privatdozent verwegenerweise mit offnem Helm in die Schranken der poetischen Stechbahn, so wird ihm das sehr übel gedeihen: wenn er nicht durch ganze Bände tüchtiger Arbeiten die verlorene Kaste wieder gewinnt, wird er im Leben nicht Professor: und ein bißchen was von Vorwurf bleibt bestenfalls an ihm haften in den Augen der „gerechten Kammmacher“. Jetzt konnte freilich Max v. Seydel, längst als einer der allerersten Meister des deutschen und des bayerischen Staatsrechts anerkannt, es wagen, das Visir aufzuschlagen, das doch seit geraumer Zeit recht durchsichtig geworden war.

[1] Gedichte von Max v. Seydel (Max Schlierbach). Zweite, vermehrte Ausgabe. Tübingen, Freiburg im Breisgau und Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1900. — Neue Gedichte. Zweite, vermehrte Ausgabe. Ebenda 1900. — Lucretius. Deutsch durch Max v. Seydel (Max Schlierbach). Verlag von R. Oldenbourg in München und Leipzig 1881.

Was würden wohl Platen, Rückert und Geibel zu der Lyrik unsrer „Jüngsten" sagen? „Freimund Reimar" möchte ich nicht wettern hören und die goldbraunen Adleraugen rollen sehen! Klagte er mir doch schon vor bald einem halben Jahrhundert, daß Dichter und Leser „Alles so roh, so rein stofflich nehmen, während doch erst die Form den Wassertropfen des Wirklichen zum Diamant des Schönen krystallisirt": nicht den Kultus der nackten Schönheit, den der nackten Häßlichkeit sollte man strafen, denn der verletzt das Gefühl des „Normal-Menschen".

An Seydel aber würden alle Drei ihre helle Freude haben, zumal Platen: mehr als der unselige Leuthold verdient er den Ehrennamen des „Plateniden": wie richtig sagt Geibel: „Das wollen wir Platen nicht vergessen, daß wir Alle in seiner Schule gesessen." Nun, Seydel hat diese Schule glänzend absolvirt: bessere Verse macht Niemand als er und sein Formgefühl — im weitesten und edelsten Sinn — ist ebenso vornehm von angeborener Art, wie ausgebildet durch feinste Schulung. Von seiner Verdeutschung des Lucretius sagt kein Geringerer als Ludwig Friedländer: „nie ward schwerere Aufgabe vollendeter gelöst". Und seine Lyrik steht gar wenig hinter der seines Meisters Platen zurück: es ist erfreulich, daß in unsern Tagen, da „schön häßlich, häßlich schön" geworden, diese keuschen, formenstrengen Dichtungen eine neue Auflage erleben — freilich haben sie lange dazu gebraucht. Die frisch nachgewachsenen Reiser — es ist erstaunlich, daß sie unter der Wucht von mehr als XV Bänden Staatsrecht ersprießen konnten! — gehören selbstverständlich der gleichen Pflanzenfamilie an wie die älteren, und an Formvollendung war nichts mehr zu übertreffen. Doch findet sich in diesen neueren Gedichten häufiger ein liebenswürdiger Zug der Schalkheit, und neben der Marmorkühle, die oft in den gewählten Stoffen wie in den bevorzugten antiken Versmaßen gleichmäßig begründet ist, tritt jetzt zwischen herzlicher Wärme lebhaftere Bewegung erfreulich hervor: so in dem schönen Gedicht S. 161 „der Sänger": „ich bin ein Bote gottgesandt, ein Künder froher Kunde, es klingt so hell durch alles Land, das Lied von meinem Munde!" Wir wünschen von Herzen, daß diese schönen, edeln, gedankenreichen Lieder hell durch alles Land klingen mögen!

Ostern 1900. Felix Dahn.

Mittheilungen und Nachrichten.

k. *Le Cameroun*, par *M. Prosper Müllendorff*, Lille, Danel. 1900. — Hr. P. Müllendorff, ein ausgezeichneter Kenner der Kolonialverhältnisse nicht nur Deutschlands, sondern auch des Congo, Niederländisch-Indiens, Spaniens, Mittelamerika's 2c., hat im vorigen Jahr eine Reise nach Kamerun gemacht, unsrer großen, schnell aufblühenden Kolonie, und hat darüber vor der Geographischen Gesellschaft zu Lille einen sehr bemerkenswerthen Vortrag gehalten, der nun in einer Broschüre erschienen ist. Der Reisende schildert seine Fahrt nach Westafrika und einen Abstecher nach Monrovia, der Hauptstadt der Neger-Republik Liberia, dieser merkwürdigen Farce eines Negerstaates mit seiner burlesk-komischen Nachäffung europäischer und amerikanischer Staatseinrichtungen. Hr. Müllendorff traf dort den aus Togo kommenden Hrn. v. Carnap an und verbrachte mit ihm mehrere Tage in der reizlosen Stadt, deren Zustände auch ihm die Ueberzeugung brachten, daß der Neger zum Selfgovernment nicht fähig ist. Er schildert im weiteren Kamerun und seine Verhältnisse, was dort schon geschaffen ist und noch werden soll, die neuen Bauten, die Gartenanlagen, die Plantagen, von denen einige schon reiche Erträge bringen. Im weiteren bespricht er die Expedition von Kamptz nach Tibati und deren Erfolge, sowie seine Ausflüge nach dem herrlich gelegenen Buea — das heute Residenz des Gouverneurs ist —, sowie nach den pittoresken Ufern der rauschenden Sannaga und der in ihrem Gebiete liegenden Missionen. In überaus reizvoller Weise gibt der Verfasser eine brillante Schilderung der schönen Landschaftsbilder unsrer großen Kolonie, und man kann ihm nur Dank wissen, daß er, ein warm fühlender deutscher Patriot, in einer so gewandten Art es verstanden hat, einem französischen Publikum darzulegen, was Kamerun ist, was dort durch Deutsche geschaffen worden ist und was uns diese Kolonie für die Zukunft bedeutet.

Zu Dörpfelds Ithaka-Hypothesen (vgl. Beilage vom 24. April): In einer Besprechung von Jebbs Homer (Wochenschrift für klassische Philologie 1894, Sp. 62) schreibt Prof. Draheim in Berlin: „Ich habe mich immer gewundert, daß noch Niemand an der Identität von Ithaka selbst gezweifelt hat. Die bisher vergeblich gesuchte Insel Asteris ist die etwa eine deutsche Meile von Cephalonia und S. Maura entfernte und S. Maura eben Ithaka 2c." — An gleicher Stelle 1894, S. 698 schreibt Draheim in einer Anmerkung zu einer Mittheilung von Theodetes Kuruklis in Cephalonia, der verlangt, daß man das homerische Ithaka nicht suche: „Auch ich halte eine solche Lösung für die richtige, nur meine ich Ithaka nicht in Same, sondern in Leukas zu finden." Wir wollen Dörpfelds Verdienste nicht verkleinern; wenn in der That mykenische Ueberreste in Leukas (S. Maura) gefunden werden, obwohl ja diese Ueberreste noch lange nicht gerade des Odysseus Palast zu bedeuten brauchen, so wird es ein neues Ruhmesblatt für den genialen Leiter der deutschen athenischen Schule sein. Aber Draheim und vielleicht noch andere nicht von ihm gekannte Archäologen haben vor Dörpfeld Ithaka's Identität mit dem homerischen schon angezweifelt und Draheim hat 1894 die gleichen positiven Hypothesen aufgestellt wie Dörpfeld jetzt. M.

* Neue Papyrus- und Gräberfunde in Aegypten. Wie der „Voss. Ztg." nach einem vorläufigen Bericht aus London gemeldet wird, haben die Aegyptologen Grenfell und Hunt im verflossenen Winter im Auftrag der Universität von Californien in Umm el Barakat Nachgrabungen veranstaltet und bedeutende Funde von Papyrushandschriften gemacht. In der Nähe der genannten Ortschaft haben die Herren die Ueberreste einer großen Stadt entdeckt, deren Namen Tebtunis gewesen zu sein scheint, von deren Vorhandensein aber weder Alterthumsforscher noch eingeborene Erdarbeiter die geringste Kenntniß hatten. Den Funden nach zu schließen, bestand die Stadt in der Ptolemäerzeit und bis in die der Araberherrschaft. Die Ausgrabungen haben eine reiche Ausbeute von Papyrushandschriften in den Wohnungen der Priester innerhalb der Tempeleinfriedigung ergeben. Diese Papyri stammen aus dem 1. bis 3. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Eine frühe koptische Kirche mit seltsamen Fresken und Mauerinschriften wurde ans Licht gefördert. In der Gräberstadt entdeckte man einen Friedhof, dessen früheste Denkmäler in die 12. Dynastie zurückreichen. Die Aufdeckung dieses Friedhofes bestätigte die Richtigkeit der von Hauptmann Lyons aufgestellten Behauptung, daß der Spiegel des Moeris-Sees 23 m über dem Meeresspiegel gewesen sei, wodurch bekanntlich die übertriebenen Angaben Herodots über den Umfang des Sees widerlegt werden. In der Begräbnißstätte aus der Ptolemäerzeit wurden 60 gut erhaltene Mumien entdeckt; andere waren durch die Feuchtigkeit beschädigt. Man fand viele tausend Mumien von Krokodilen, was nicht überrascht, da das Krokodil im Fayumbezirk als örtliche Gottheit verehrt wurde. Ueberraschend dagegen ist die Entdeckung von Papyrusrollen in den Schädelhöhlen und im Leib vieler einbalsamirten Krokodile. Sie waren buchstäblich damit ausgestopft. Von diesen Handschriften sind einige bereits auf ihren Inhalt geprüft worden; leider erwartet man keine bedeutenden Entdeckungen. Die Handschriften stammen sämmtlich aus der späteren Ptolemäerzeit. Die griechischen Papyri sind nach England geschickt, die demotischen Rollen dem Museum von Ghizeh einverleibt worden. Diese Funde erhöhen die Zahl der Papyrushandschriften aus der Ptolemäerzeit um das Doppelte. Im Auftrag des „Egypt Exploration Fund" hat Prof. Flinders-Petrie in Gesellschaft

des Hrn. Mace das während vier Jahren von Amelineau durchforschte Trümmerfeld von Abydos abermals durchforscht und eine königliche Grabstätte, die des bisher unbekannten Königs Merneit, entdeckt. Mit Hülfe von mehr als sechzig mit Inschriften bedeckten Scherben ist es dem Professor gelungen, drei der königlichen Namen aus den Abydosgräbern mit den aus früheren Listen bekannten in Uebereinstimmung zu bringen.

T. **Ein neues Mittel gegen die Reblaus.** Die spanischen Weinbauer der Umgebung von Granada kennen seit längerer Zeit ein eigenthümliches Mittel gegen die Reblaus, das darin besteht, zwischen die Reben Knoblauch zu pflanzen. Dieser Praxis wird die Thatsache zugeschrieben, daß die spanischen Weinberge sich von der Reblausplage erholt haben, während das verheerende Insekt in den französischen Weinbergen fortgesetzt entsetzliche Schäden anrichtet. Die Nachricht von der Verwendung des Knoblauchs in Spanien drang allerdings auch nach Frankreich hinüber, wurde aber dort nicht beachtet, vielmehr begnügte man sich damit, die französischen Weingüter mit amerikanischen Reben neu aufzupflanzen, soweit der alte Bestand an fin bouquet dahin war. Jetzt wird gemeldet, daß ein Weinbauer im Departement der Hoch-Pyrenäen seinerseits ein unfehlbares Mittel gegen die Reblaus entdeckt habe. Dasselbe ist sehr einfacher Natur, denn es besteht in nichts anderem als gewöhnlichem Kaminruß. Die Anwendung muß möglichst im Winter geschehen, weil der schmelzende Schnee und allerdings auch der Regen den Ruß bis zu den äußersten Wurzeln hinunterführt. Der Ruß ist nicht nur ein hervorragender Insektentödter, sondern auch ein erstklassiges Düngermittel, das die geschädigten Wurzeln zu neuer Lebenskraft anregt. Das Mittel ist um so besser verwendbar, je regelmäßiger in einem Gebiete zur Winterszeit Schnee fällt, wäre also gerade für die deutschen Weingebiete zu empfehlen. Jener Weinbauer in Südfrankreich soll schon seit sechs Jahren fortgesetzte Versuche in den Weinbergen von Ronsan-Soubigan gemacht haben, die die ausgezeichnete Wirkung der Rußbehandlung erwiesen haben. Um die befallenen Rebstöcke zu retten und ihnen ihre frühere Kraft wiederzugeben, braucht man danach nur im Winter am Fuß eines jeden Stockes 1—1½ Liter Ruß auszuschütten. Da das Mittel so wenig kostspielig ist, sind wohl weitere Versuche damit zu erwarten.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Sitzungen vom 19. April. I. Physikalisch-mathematische Klasse. 1. Hr. Gordan, korrespondirendes Mitglied, ließ eine Mittheilung vorlegen: Beweis für den Satz, daß die Ludolph'sche Zahl π eine transscendente Zahl ist. 2. Hr. Schwarz zeigte eine verbesserte Filtrationsvorrichtung vor. Die Vorrichtung besteht aus einem Trichter mit in Nuthe gelagerter Filterplatte und zeichnet sich durch verhältnißmäßig großen nutzbaren Filtrationsquerschnitt aus. Sie ist bestimmt — unter Anwendung von Filterscheiben, bezw. von gepreßten Filterschalen — zur schnellen Filtration angemessener Mengen schwer filtrirbarer Flüssigkeiten mittelst der Saugpumpe. 3. Hr. Möbius legte einen Bericht des Hrn. Dr. Fülleborn über seine letzten mit Unterstützung der „Hermann und Elise geb. Heckmann Wentzel-Stiftung“ in Deutsch-Ostafrika ausgeführten Reisen vor. Bei Ukinga fand Fülleborn Vögel, die auch am Kilimandscharo leben, und viele Colobus, deren Felle geschätzt werden. Er besuchte zwei Kraterseen, um sie auszulothen und Thiere zu sammeln. Den größeren haben Oberleutnant Glanning und Goetze „Wentzel-See“ genannt. Auf dem Livingstone-Gebirge fand er Herden kleiner Büffel mit kleinen Hörnern oder ganz hornlos. In Langenburg sorgte er für den wissenschaftlichen Nachlaß Goetze's und verpackte seine letzten Sammlungen. Sie umfassen etwa 200 Vögel, eine Anzahl Säugethiere, Reptilien, Amphibien und Fische in Alkohol, 2000 Insekten, 800 ethnologische Gegenstände, 2 Menschenskelette, 20 Rassenschädel, 7 Negerhirne und gegen 700 Photographien. Dem Bericht sind 29 Photographien und eine Tabelle beigefügt, welche die Temperatur des Wassers im Nyassa-See von der Oberfläche bis 200 m Tiefe veranschaulicht. Von der Oberfläche bis 50 m tief ist das Wasser 27—28° C. warm, von 50—75 m sinkt die Temperatur bis 23° und nimmt dann bis 200 m nur noch um ½° ab. 4. Hr. Kohlrausch überreicht eine Mittheilung des Hrn. Prof. O. Lummer in Charlottenburg: Komplementäre Interferenzerscheinungen im reflektirten Licht. Es wird gezeigt, daß die an einer planparallelen Platte im reflektirten Licht auftretenden, im Unendlichen gelegenen Interferenzen aus zwei komplementären Interferenzerscheinungen bestehen, welche einzeln experimentell sichtbar gemacht werden können. Unter Benutzung der Theorie der Farben dünner Blättchen werden Lage und Intensität der Maxima und Minima beider Komplementärerscheinungen berechnet. — II. Philosophisch-historische Klasse. Hr. v. Wilamowitz-Moellendorff las über die sechste Rede des Antiphon. Aus der Analyse der Rede ergibt sich, daß sie vollständig ist, aber die ersten sechs Paragraphen ein Prooemium, das auf diesen Fall gar nicht paßt, vermuthlich aus den Prooemien des Antiphon stammend. Die in der Rede gegebenen Daten sind heil, genügen aber nicht zur Fixirung des Jahres.

* **Wiesbaden.** 18. Kongreß für innere Medizin. In der Nachmittagssitzung des 19. April (Vorsitzender Abraham [Berlin]) zeigte Smith (Marbach) an einer Reihe von Herzaufzeichnungen, wie es möglich ist, eine genaue Ueberwachung der Funktion des Herzens auszuüben und dadurch bei jedem Kranken die das Herz schädigenden Momente zu konstatiren. Man sieht auf den Diagrammen die schädigende Wirkung der Ueberhitzung durch heiße Bäder ꝛc. auf das Herz, man sieht aber auch die Wirkung der verschiedenen Medikamente, so die schädigende Wirkung des Coffeïns, was für den eben beendigten Militärbefreiungs-Prozeß interessant ist. Man erkennt sodann den schädigenden Einfluß von Alkohol auf das Herz, indem in einem Fall nach Genuß von ¼ Liter Rothwein sich eine beträchtliche Herzvergrößerung nachweisen ließ. Die Untersuchungen sind mit dem von Bianchi (Turin) eingeführten Photenoloskop gemacht. — Poehl (St. Petersburg) sprach über organische Mittel bei Krankheiten, welche durch Anhäufung von Stoffwechsel-Produkten bedingt sind, Autointoxikation. Eine große Anzahl innerer und Nervenkrankheiten sind darauf zurückzuführen, indem sich nach Poehl bei Reizung der Zellen Säuren bilden, die eine Verbrennung der Stoffwechsel-Produkte hindern. Durch das Spermin, ein organisches Präparat des Vortragenden, wird die Alkalescenz des Blutes gehoben, dadurch die Bewegungsenergie im Organismus erhöht und die Fortschaffung der Stoffwechsel-Produkte aus dem Muskel- und Nervengewebe begünstigt. — In der Vormittagssitzung des zweiten Tages sprach Litten (Berlin) über die Entzündung der inneren Herzhaut, Endocarditis, und ihre Beziehungen zu anderen Krankheiten. Ueber diese Krankheit herrschte bisher keine Einstimmigkeit in der Beurtheilung ihrer Ursachen, ihres Wesens und ihres Verlaufes. Litten stellt sich auf den Standpunkt, daß es stets eine Infektionskrankheit sei. In Bezug auf die verschiedenen Formen, in denen die Endocarditis auftritt, gibt Litten eine ganz neue Eintheilung. Er unterscheidet nämlich drei Formen: 1. benigne; 2. maligne, nicht eiterige; 3. maligne, eiterige. Die zweite Form ist von dem Vortragenden selbst entdeckt worden. Von allgemeinem Interesse sind die Krankheiten, welche meist eine Endocarditis verursachen, zumal diese Entzündung der inneren Herzhaut zu den sehr häufig zurückbleibenden und dem Volke wohlbekannten Herzklappenfehlern führt. Die meisten solcher Herzklappenfehler sind durch akuten Gelenkrheumatismus verursacht, durch Gonorrhoe, jene meist von den Betroffenen so leichtfertig aufgefaßte Krankheit, die nicht nur zu Herzfehlern, sondern sogar zum Tod führen kann; Diphtherie und Scharlach, ebenso Masern gehen seltener mit Endocarditis einher. Sonst kommen noch alle bekannten Infektionskrankheiten in Betracht, besonders die Influenza und der Veitstanz, dessen Ansteckung nicht mehr zu bezweifeln ist. Die bösartigen Formen der Endocarditis werden durch die Eiterbakterien hervorgerufen, die die Ursachen der verschiedenen Arten von Blutvergiftung, Wochenbettfieber ꝛc. sind. Ueber dieses treffliche Referat, welches allgemeine Zustimmung und Beifall fand, kam es zu längerer Diskussion, an der sich unsre bedeutendsten Kliniker betheiligten. Neu war

dabei die Mittheilung von Jürgensen (Tübingen), der in seiner Stadt einen akuten Gelenkrheumatismus alten Stils kaum noch zu sehen bekam, indessen 10—15 Jahre nach überstandenem Gelenkrheumatismus Beobachtungen von häufigen Anfällen machte, die unter dem Bilde septischer Erkrankungen verliefen.— In der Nachmittagssitzung macht Starcke (Berka) Mittheilung über seine Blutkörperchenzählung, in der sich zwei Richtungen gegenüberstehen: Die jüngere läßt die Anzahl der Blutkörperchen vom äußeren Luftdruck abhängig sein und bestreitet eine Vermehrung derselben im Höhenklima. Die ältere Richtung hält an den bisherigen Theorien fest. Praktisch ist die Frage wichtig, ob man Blutarme zur Erholung ins Hochgebirge schicken soll. — Bornstein (Landeck) spricht über Eiweißernährung. Ein abgemagerter Körper bedarf zur besseren Ernährung einer Hebung des Eiweißbestandes. Das ist zu erreichen durch die sog. Mastkur, indeß steht die Eiweißvermehrung in keinem Verhältniß zu der Menge der eingeführten Fette, Kohlehydrate und Eiweiß. Bornstein gibt daher seinem Patienten täglich 30 bis 50 g Reineiweiß in Form irgend eines Milcheiweißpräparats und erreicht damit eine Eiweißmast. — Michaelis (Berlin) hat in den letzten beiden Jahren in der Leyden'schen Klinik an ca. 150 Kranken die Sauerstofftherapie ausgeübt. Diese Therapie ist schon ziemlich alt, sie wurde 1774 zuerst in Deutschland ausgeübt und beispielsweise von Alexander v. Humboldt bei Bergwerksarbeitern benutzt. Später wurde sie verlassen, da sich Vergiftungserscheinungen einstellten. Jetzt, wo es gelungen ist, reinen Sauerstoff herzustellen, sind keine Nebenerscheinungen mehr beobachtet worden. Michaelis pumpt mittelst einer Celluloidmaske Sauerstoff durch die Nase. Bei behinderter Athmung infolge Lungen- oder Herzkrankheit, bei Vergiftung, Brechreiz zeigte sich danach ein subjektives Wohlbefinden, welches dadurch zustande kommt, daß der Organismus mehr Sauerstoff erhält, als ihm die Atmosphäre zu geben vermag. Bei Kohlenoxyd- und Morphiumvergiftungen sei die Sauerstoffzufuhr als ein spezifisches Heilmittel zu betrachten. Jaksch (Prag) bestätigte den guten Erfolg dieser Therapie an einem Falle von Betäubungszustand bei Zuckerharnruhr, Merkel (Nürnberg) sogar an zwei gleichzeitigen Fällen von Kohlenoxydvergiftung. — Die Ausführungen von Bennhoff (Berlin) am dritten Tage über die mit Wolf Becher angestellten Untersuchungen, das Verhältniß zwischen Körperform und Lage der Niere betreffend, interessiren auch über den Kreis der Fachgenossen hinaus. An Samoanerinnen, deren Körperform durch keinerlei Kleidung beeinflußt war, wurden die ersten bestimmten Feststellungen gemacht und aus Körpermessungen wurde eine bestimmte Zahl gefunden, durch die das Eigenartige der Körperform ausgedrückt wird. Diese Zahl ist der Index. Redner demonstrirt seine Ausführung durch Tafeln, Gipsabgüsse und Photographien bekannter Künstlermodelle. Bei Männern fühlt man die Nieren sehr viel seltener als bei Frauen infolge der Geschlechtseigenthümlichkeit, der Einziehung des Rumpfes in der Taille, die bei Frauen von Natur viel mehr ausgebildet, vom Korsett an sich unabhängig ist. — Strubell (Breslau) berichtet über eine neue Methode der Urin- und Blutuntersuchung mittelst des Eintauchrefractometers; er ist der Erste, der diese Methode für medizinische Zwecke verwerthet hat. — Wassermann (Berlin) spricht über neue Versuche auf dem Gebiete der Serumtherapie. Nach dem Behring'schen Diphtherieheilserum war die Wissenschaft eifrig thätig, bei anderen Infektionskrankheiten mittelst Serums Heilung zu erzielen, doch vergeblich. Nun hatten Ehrlich und Bordet nachgewiesen, daß zum Heilserum zwei Substanzen nothwendig seien, die eine im Serum immunisirter Thiere enthaltene und eine zweite im normalen Organismus vorkommende. Wassermann fand nun, daß bei den bisherigen Heilversuchen nur immer die eine in dem Immunserum enthaltene Substanz dem erkrankten Organismus zugeführt, während die zweite bisher vernachlässigt wurde. Er ging daher so vor, daß er Thieren, die stark mit Typhusbazillen infizirt waren, nicht allein wie bisher Immunserum, sondern auch gleichzeitig normales Blutserum einspritzte. Und in der That waren die Heilerfolge bei der Typhusinfektion weit besser: während die mit dem Infektionsserum behandelten Thiere rettungslos der Typhusinfektion erlagen, wurden die nach der neuen Methode von Wassermann behandelten alle gerettet. Diese jüngste Errungenschaft der Bakteriologie eröffnet für die Heilung verschiedener mörderischer Seuchen, wie Typhus, Pest, Cholera, neue Aussichten. Ehrlich (Frankfurt) theilt diese Ansicht vollkommen. — Mit dem Kongreß war eine reichhaltige Ausstellung neuer Arzneimittel und neu konstruirter Instrumente und Apparate verbunden, die von Seiten der Herren Aerzte die weitgehendste Beachtung fand. Als nächster Zusammenkunftsort wird Berlin 1901 gewählt und zum Präsidenten Senator (Berlin) ernannt.

* **Tübingen.** Der Historiker Professor Dr. v. Heinemann hat bis Pfingsten Urlaub genommen, um durch einen Aufenthalt im Süden seine durch die Folgen einer Influenzaerkrankung schwer angegriffene Gesundheit wieder zu kräftigen.

st. **Stuttgart.** Der Schwäbische Schiller-Verein hielt am 21. April im oberen Museum seine 41. Mitgliederversammlung ab, welche der Vorsitzende Frhr. v. Soden im Namen des hohen Protektors, Sr. Maj. des Königs, begrüßte. Anwesend in der Versammlung war u. A. eine Enkelin des Dichters, Freifrau v. Schiller. In dem vom Schriftführer, Stadtschultheiß Haffner (Marbach) erstatteten Rechenschaftsbericht wurde mitgetheilt, daß der reine Vermögenszuwachs des Vereins sich im letzten Jahre auf 13,704 Mark belief und das Baarvermögen eine Höhe von 215,879 Mark erreicht hat. Der wichtigste Berathungsgegenstand war die Frage der Erbauung eines Schiller-Museums in Marbach, die, wie der Schriftführer erwähnte, nunmehr zu einem gewissen Abschluß gebracht ist. Das Bauprogramm ist ausgearbeitet und es soll die Ausschreibung für den Wettbewerb, zu welchem alle deutschen Architekten eingeladen sind, schon in den nächsten Tagen erfolgen. Es ist festgesetzt, daß der Bauaufwand die Summe von 180,000 M. nicht überschreiten soll. Die Entwürfe sind spätestens bis zum 10. Juli dieses Jahres direkt an das Kabinet des Königs einzureichen. Drei Preise von 1200, 800 und 500 M. sind ausgesetzt. Sämmtliche zur Preisbewerbung zugelassenen Entwürfe werden seinerzeit in Stuttgart 14 Tage lang öffentlich ausgestellt werden. Zu erwähnen ist noch, daß die Wittwe des Dichters Friedrich Notter den literarischen Nachlaß ihres Mannes dem Verein zur Verfügung gestellt hat. Es wurde bei dieser Gelegenheit auch ganz besonders darauf hingewiesen, daß in das Museum nicht bloß Schiller-Reliquien, sondern auch die Werke aller hervorragenderen schwäbischen Dichter und Schriftsteller aufgenommen werden, und daß der Verein gern bereit ist, entsprechende Zuwendungen entgegenzunehmen. Bei der Neuwahl wurde Frhr. v. Soden wieder zum ersten Vorsitzenden, Kommerzienrath Dr. v. Steiner zum zweiten und Stadtschultheiß Haffner (Marbach) zum stellvertretenden zweiten Vorsitzenden und zum Schriftführer gewählt. Zum Schluß hielt Prof. Dr. Karl Weitbrecht einen Vortrag über „Schillers Lyrik an zwei Jahrhundertwenden". Abends fand im kgl. Hoftheater eine Aufführung der „Räuber" statt mit Lewinsky vom Hofburgtheater in Wien als Franz Moor.

* **Aachen.** An der hiesigen Technischen Hochschule hat sich Dr. Heinrich Danneel als Privatdozent für Elektrochemie habilitirt.

* **Breslau.** (Vgl. Beil. Nr. 92.) Professor Bäumker hat der „Germania" zufolge den Ruf an die Universität Bonn nicht abgelehnt und wird zu Beginn des Wintersemesters seine Lehrthätigkeit daselbst aufnehmen.

* **Jena.** An der hiesigen Universität werden zur Zeit wichtige bauliche Erweiterungen des mathematischen Seminars und des chemischen Universitätslaboratoriums vorgenommen, während für das physikalische Institut und für das agrikulturchemische und landwirthschaftliche Laboratorium Neubauten errichtet werden. Neu begründet wird endlich ein besonderes Institut für technische Physik und Mechanik.

* **Krakau.** Die Wiederwahl des Wirkl. Geh. Raths Prof. Dr. Stanislaus Grafen Tarnowsky zum Präsidenten der hiesigen Akademie wurde bestätigt.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Auf dem Arbeitsfelde des Rothen Kreuzes.

(Zur Erinnerung an Kaiserin Augusta.)

Unter den Erinnerungsfeiern, die im Jahre 1895 im Rückblick auf die glorreichen Ereignisse des Krieges 1870/71 abgehalten wurden, stand die ernsteGedenkfeier, welche im Weißen Saale des Königlichen Schlosses in Berlin dem segensreichen Zusammenwirken aller Organe der freiwilligen Krankenpflege und der aus allen Kreisen unsres Volkes heraus erwiesenen Liebesthätigkeit gewidmet wurde, mit in erster Stelle. Auf den Ruf Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria hatten sich die Vertreter der deutschen Vereine vom Rothen Kreuz mit den anderen in Betracht kommenden Organen der freiwilligen Krankenpflege zu dieser Feier vereint und Herr Bodo von dem Knesebeck hielt dabei eine treffliche Gedächtnißrede auf die deutsche freiwillige Kriegskrankenpflege im Kriegsjahre 1870/71, eine Rede, die wohl eine weitere Verbreitung verdiente, als sie gefunden hat. „Auch dieses Wirken,“ so hatte der Redner in den einleitenden Worten gesagt, „wurde genährt aus der einen unversiegbaren Quelle, der Liebe zum Vaterlande, und je glänzender sich in den Waffenthaten die Söhne unsres Volkes bewährten, je heller die Strahlenkrone des Ruhmes das Heer im Felde und seine Führer umleuchtete, um so tiefer, um so dringender, um so unermüdlicher verwirklichte sich der Wunsch zu helfen in opferfreudiger Hingebung. Mit glänzendem Beispiel ging die amtliche Sanitätspflege voran. Ihrem Andenken sei hier der Ehrenplatz eingeräumt, es sei ihr auch hier die dankbare Anerkennung gezollt, die das muthvolle Eingreifen, das wohlorganisirte Wirken, das ausharrende Bemühen ihrer Organe in der Gesammtheit kennzeichnete. Das Beste, was Deutschland an Meistern der chirurgischen Kunst aufzuweisen hatte, stand in ihren Reihen, und an der Spitze der Sanitätsformationen standen Männer, ebenbürtig in ihrem Beruf denjenigen, welche die kämpfenden Truppen befehligten. Es sei hier erinnert an Namen wie Busch und Bardeleben, Loeffler und Langenbeck, Boeger, Volkmann und Thiersch, Roth, Wilms und Nußbaum. Wie viele müssen unerwähnt bleiben! Wenn aber Namen genannt werden, wie diese, so tritt vor allen der eine hervor, der in der amtlichen wie in der freiwilligen Sanitätspflege mit derselben Ehrfurcht und demselben Vertrauen geachtet wurde, der der Kaiserin Augusta.“

Daß diese Fürstin die eigentliche Urheberin der zusammenfassenden Thätigkeit der auf die Kriegskrankenpflege hinzielenden Organisationen im ganzen deutschen Vaterlande gewesen, wird heute im allgemeinen viel zu wenig beachtet und viel zu wenig betont, und es dürfte deßhalb von Bedeutung sein, auf ein Lebensbild der verewigten Kaiserin hinzuweisen, das sie in erster Linie von der Seite dieser Thätigkeit auffaßt. Dieses Lebensbild, ebenfalls von Herrn Bodo von dem Knesebeck in einer jetzt vor zehn Jahren, also im Todesjahre der Fürstin, gehaltenen Gedächtnißrede gezeichnet, wollen wir im folgenden unsern Lesern nochmals vor die Augen rücken, nachdem es schon früher (in einem Sonder-Abdruck der „Deutschen Revue“) in andrer Form der Oeffentlichkeit übergeben worden war.

Die Rede trug in dieser ersten Veröffentlichung als Motto die schönen Worte, die Goethe über die Mutter der verstorbenen Kaiserin, über Maria Paulowna von Sachsen-Weimar, geschrieben hatte:

> „Darauf kommt es an, daß, wenn auch der Purpur abfällt, noch sehr Großes, ja eigentlich das Beste übrig bleibt.“

Hierauf kam es auch dem Zeichner dieses Lebensbildes, einem ehemaligen treuergebenen Diener und Berather der verewigten Fürstin, in erster Linie an. Die Worte, die er damals vor den Vertretern der deutschen Vereine vom Rothen Kreuz sprach, lauten folgendermaßen:

„Wenn in dieser Mitte eine ArtLebensbild der Kaiserin zu entwerfen versucht werden soll, so kann zunächst als beschränkender Rahmen der Vereinsgedanke selbst nur dienen. Dieser aber hat in dem Vaterländischen Frauenverein, dem Frauen-Lazareth-Verein, dem deutschen und preußischen Zentralkomitee der Vereine vom Rothen Kreuz seinen unmittelbaren Ausdruck gefunden. Der Vaterländische Frauenverein ist in den kriegsschweren Tagen des Jahres 1866 in Berlin zur Entwicklung gelangt. Der offizielle Sanitätsbericht über die deutschen Heere vom Jahre 1884 sagt hierüber folgendes:

„Nachdem bereits seit Jahrhunderten Frauenvereine bestanden hatten, deren Thätigkeit sich auf die engeren Kreise ihrer Heimath beschränkte, kamen in den deutschen Befreiungskriegen größere Vereinigungen dieser Art mit ausgedehnterem Plan und bestimmteren Grundsätzen zustande.

Aehnliches ereignete sich bei den späteren Feldzügen dieses Jahrhunderts, allein erst das Kriegsjahr 1866, welches überhaupt für die Fortentwicklung der seit dem Krimkriege hinsichtlich der Krankenpflege im Felde gährenden Ideen in den europäischen Staaten eine neue Epoche einzuleiten berufen war, brachte vorzugsweise durch das leuchtende Beispiel und die nie ermüdende Theilnahme Ihrer Majestät der Königin von Preußen die Bildung von patriotischen Frauenvereinen in vorher ungeahnten Fluß.“ —

Nach Ablauf des Krieges wurde durch einen am 11. November 1866 erlassenen Aufruf die Allerhöchste Absicht kundgegeben, den Fortbestand des Vaterländischen Frauenvereins für alle Zeit zu sichern und durch

Anfügung der dieselben Zwecke in den Provinzen verfolgenden Vereine ein Gesammtnetz für die Monarchie zu schaffen. Der Gedanke schlug Wurzel und die erste Friedensthätigkeit des Vereins bewährte sich im Herbst 1867 bei dem ostpreußischen Nothstand.

Am 1. Juli 1869 konnte die Organisation die Bewilligung der Korporationsrechte durch Seine Majestät den König rechtfertigen. Damals bestanden 291 Zweigvereine. Zwanzig Jahre später, am 28. Dezember 1889, vollzog die erlauchte Begründerin zum letztenmal Diplome für neu entstandene Zweigvereine. Das letzte von ihr unterzeichnete war für den 715. Zweigverein bestimmt. In diesem Zeitraum also hat sich deren Umfang verdreifacht.

Von großer Wirkung hierauf war der Erlaß gewesen, den die Kaiserin am 1. Juli 1878 an den Vorstand gerichtet. Sie wies auf die tiefe Bewegung hin, von welcher das deutsche Volk ergriffen war, nachdem Frevelmuth ein geheiligtes Haupt tödlich verwundet hatte. Sie wandte sich an die Frauen mit der Mahnung, in der Familie, in der Erziehung, im häuslichen Leben, in der Ausübung der Barmherzigkeit die Gottesfurcht zu stärken, die sittlichen Grundlagen zu befestigen, den Nothleidenden zu helfen.

Sie forderte dazu auf, sich in dieser Gesinnung zu vereinen und die Lücken in der Gliederung des Verbandes immer mehr auszufüllen. Diese Worte fanden einen der Stimmung, aus der sie entstanden waren, entsprechenden Wiederhall.

Die nächste große Aufgabe, die der Verein in gemeinsamer Organisation mit dem Zentral-Komitee der Männer-Vereine zu lösen berufen war, ist der deutsch-französische Krieg gewesen. Es kann diese weitverzweigte Wirksamkeit hier nicht geschildert werden, noch der hervorragende Antheil der Kaiserin an derselben. In den großen Epochen der vaterländischen Geschichte ist ihr Leben ein so öffentliches gewesen, daß man es als bekannt voraussetzen darf. Die Thätigkeit der Vereine in jenen Tagen hat Lob wie Tadel erfahren, und zweifellos haben dieselben einen harten Stand gehabt, es war die Feuerprobe ihrer Organisation. Haben sie dieselbe bestanden?

Wenn man das achte Kapitel des vorerwähnten Sanitätsberichts über „die freiwillige Krankenpflege und die Genfer Konvention" gelesen hat, so kann diese Frage mit voller Ueberzeugung bejaht werden. Sie haben in dem Sinne bestanden, daß alle Mängel von den erfolgreichen Leistungen weit überboten wurden, daß die vom Vaterland und vom Ausland mit Vertrauen gespendeten Millionen zum überwiegendsten Theil nur gut und im Sinne der Geber verwendet worden sind. Sie haben vor allem bewiesen, was begeisterter Patriotismus hervorbringen kann. Vollkommen ist keine menschliche Schöpfung. Die größte unsrer Zeit, das deutsche Heer, hat Sieg um Sieg erfochten, hat die Bewunderung der Mitwelt errungen. Doch wird kein Eingeweihter bestreiten, daß gerade im Kriege sich auch dort die Mängel offenbart haben, die gewissenhafte Friedensarbeit auszugleichen strebt.

So ist es mit der amtlichen, so ist es mit der freiwilligen Sanitätspflege. Niemand aber hat diese Fürsorge emsiger, nachhaltiger betrieben, Niemand hat so ein eigenes Ich dafür eingesetzt wie die Kaiserin Augusta. Bevor dieses Gebiet ihres Schaffens in Verbindung mit der Entwicklung des Vereinsgedankens näher beleuchtet wird, möge noch ein Wort über den Frauen-Lazareth-Verein und das Augusta-Hospital gestattet sein.

Als Protektorin des preußischen Zentral-Komitees zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger berief die Königin 1866 eine Immediat-Lazareth-Kommission mit dem Zweck der Herstellung von Privat-Lazarethen in Berlin.

Hieraus bildete sich unter ihrem Protektorat der Frauen-Lazareth-Verein, der mit Hülfe seiner Mitglieder und Diakonissen aus Kaiserswerth ein Lazareth in einer Kaserne zur Aufnahme Schwerverwundeter ins Leben rief. Nach Schluß der Kriegszeit regte die Königin auch hier den Fortbestand des Vereins in seiner Thätigkeit an, die sich im Anschluß an das vorgenannte Zentral-Komitee entfaltete und sehr bald auf die Schöpfung eines eigenen Krankenhauses, sowie auf die Ausbildung weiblicher Pflegekräfte erstreckte.

Unter Zugrundelegung des in den letzten Kriegen bewährten Barackensystems entstand so in dem nördlichen Theil des Invalidenparks mit Beihülfe zahlreicher Spenden unter Allerhöchstem Protektorat das Augusta-Hospital, dessen Einweihung beide Majestäten am 27. Dezember 1869 durch ihre Gegenwart verherrlichten. Im April 1870 wurde es mit zwei Baracken zu je 18 Betten der öffentlichen Benutzung übergeben, im darauffolgenden Kriege in allen verfügbaren Räumen mit Verwundeten belegt. Heute, nach zwanzig Jahren, finden darin 200 Kranke, in einem Asylgebäude auch solche aus besseren Ständen Aufnahme. In der 1874 eröffneten Poliklinik wurden im Jahre 1888 über 15,000 Unbemittelte in fast 30,000 Konsultationen behandelt.

Den Pflegedienst im Hause versehen Schwestern, eine besondere Genossenschaft, der die Protektorin eine letztwillige Stiftungs-Urkunde gewidmet hat, während der Pflegerinnen-Verband der Ausbildung neuer Kräfte in der Hospital-Pflege zu dienen bestimmt ist.

Die Beziehungen der Kaiserin zu diesem Hospital gipfelten in dem wahrhaft innigen Antheil, den die hohe Frau an allen die Anstalt, ihr Gedeihen und Wirken betreffenden Vorgängen nahm. Hier war ihr nichts zu groß, das sie nicht zu entscheiden versucht, nichts zu klein, das sie nicht ihrer Sorge für werth gehalten hätte. Hier war sie klar und fest in den Berathungen des Kuratoriums und Vorstandes, ermuthigend und erhebend für das schwere Amt der Schwestern, verständnißvoll und empfänglich für die Vorstellungen der Aerzte, zartfühlend und hingebend am Lager der Leidenden, anerkennend und dankbar für alle Wohlthäter des Hauses. Nirgends vielleicht hat sie tiefere Spuren ihres Wesens hinterlassen als in diesem Kreise, der in seiner Begründerin einen Schutzengel beweint. Das Frauenthum, welches sich hier im stillen entfaltete, bildete für sie den Kern der Anschauungen, deren Verwirklichung im großen durch umfassende Organisationen erstrebt wurde.

Der Ausgangspunkt der ganzen Bewegung zugunsten freiwilliger Hülfs-Genossenschaften für die Verwundeten- und Krankenpflege knüpft sich in der Neuzeit an die Schlacht von Solferino. Duants Schrift hierüber hat den schreienden Gegensatz der Unzulänglichkeit der Hülfsmittel bei der überwältigenden Wirkung moderner Waffen zuerst zum vollen Bewußtsein gebracht. Es entstand die Genfer Konvention zum völkerrechtlichen Schutz der Verwundeten, der König Wilhelm als einer der Ersten beitrat.

Es waren vorher die Vereins-Organisationen unter dem Rothen Kreuz entstanden, welche die Königin Augusta, Allen voran, thatkräftig betrieb. Ihr Gedanke überflog in hohem Schwung das ganze in Frage stehende Gebiet. Sie sah in der allgemeinen Wehrpflicht eine Errungenschaft, durch deren Einführung ihrer Zeit

der Stempel erhöhter Opferwilligkeit für die Dienste des Vaterlandes aufgeprägt worden war. Sie wußte, daß ein Volk „von Zeit zu Zeit den Besitz der Freiheit neu verdienen muß“, und sie wollte dem Aufgebot des Volks in Waffen ein Aufgebot des Volks in Nächstenliebe für immer an die Seite stellen.

Der Wurf war kühn, das Ziel hoch und fern, aber die Entwicklung der Kultur des Menschengeschlechts erfordert die Mühe von Generationen.

Was ein Lebensalter zu leisten vermag, das hat sie geleistet. Dem gegenwärtigen und den kommenden Geschlechtern bleibt die Aufgabe, zu vervollkommnen, was zu thun erübrigt. Die Durchbildung der Organisation erstreckte sich über ganz Deutschland und eilte den politischen Ereignissen voraus.

Kaiser Wilhelm erkannte in dem an die Kaiserin aus Nancy den 14. März 1871 gerichteten Schreiben an: „die deutsche Einheit ist durch das Zentral-Komitee der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger auf dem Gebiete der Humanität vollzogen, als die politische Einheit unsres Vaterlandes sich noch im Kreise der Wünsche bewegte“.

Das war eine wohlthuende Erfahrung. Mit voller Reife des Urtheils begabt, hatte die Prinzessin von Preußen den Sturm von 1848 schon durchlebt und mannhaft durchlitten.

Die Einigungs-Versuche und die Männer, welche sie betrieben, waren ihr bekannt gewesen, in ihrer Seele hafteten seit jenen Tagen Eindrücke, die kein späteres Ereigniß verlöscht hat. Ein einiges Deutschland war, wie in vielen, so auch in ihrem Herzen das Ziel einer nie erkaltenden Sehnsucht. Nun, da sie sich herrlich erfüllte, vernahm sie aus dem Munde des Kaisers die Kunde, daß in selbstloser Friedensarbeit die erste Knospe des erwachenden Frühlings zur Blüthe gereift war.

So hat sie stets diese einigende Grundlage des Werkes, bei Wahrung aller Sonderrechte der Landes-Vereine, festgehalten und in diesem höheren Sinne das schwesterliche Band mit allen deutschen Fürstinnen doppelt empfunden.

Aber auch in anderer Weise legte sie der Entwicklung dieses Vereinswesens eine einigende Bedeutung bei und sprach noch in einer der letzten Kundgebungen ihre Befriedigung darüber aus, daß es dem Zentral-Komitee gelungen sei, verwandte Organisationen dem Rothen Kreuze dienstbar zu machen. Die Bildung von Sanitäts-Kolonnen bei den Krieger-Vereinen, vor allem aber die der „Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger“ im Kriege durch das Rauhe Haus in Hamburg gewährten in diesem Sinne der Protektorin einen erfreulichen Blick in die Zukunft. Auch hat sie stets ein näheres Verhältniß zu dem Johanniter- und Malteser-Orden erstrebt.

Als Kaiser Wilhelms I. Augen sich schlossen, als sie im Wittwenschleier zurückblieb und die Pflichten ihrer Stellung zur Krone sich veränderten, da ist es in dem weiten Kreise des von ihr mitgeschaffenen, von dem Beispiel ihrer Persönlichkeit getragenen Berufes niemals zweifelhaft gewesen, daß das durch den Ursprung sowohl wie durch Arbeitstheilung geheiligte Band weder gelöst noch irgend gelockert werden könnte. Es gibt Lebenslagen, deren Erklärung einer Profanation gleicht. Es gibt eine Lebensaufgabe, und die der Kaiserin Augusta war eine solche, deren Erfüllung der Tod allein zu besiegeln vermag.

Entsprechend ihren Beziehungen zu den Vereinen vom Rothen Kreuz war auch ihr Verhältniß zur Armee. In hoher Auffassung ihrer Stellung als Gemahlin Wilhelms I. hielt sie es für ihre Pflicht, einem Heere sich zu nähern, welches als gewaltige Schöpfung ihres Gemahls und seiner Zeitgenossen seiner Führung, sowie ihrem Sohne Sieg um Sieg verdankte.

Sie fand eine ihrer königlichen Aufgabe entsprechende Betheiligung in der Fürsorge für die Entwicklung des Militär-Sanitäts-Wesens. Was in dieser Beziehung ihrer Anregung zu verdanken, ist viel bedeutender als allgemein bekannt.

Nach den Kriegen von 1866 und 1870 und dann bis in die Gegenwart stand sie mit den Kriegs-Ministern Roon, Kameke und Bronsart von Schellendorf in Verbindung über die im Militär-Sanitäts-Wesen anzustrebenden Verbesserungen. Sie regte die Niedersetzung von Kommissionen zur Prüfung von Spezialfragen, Konferenzen zur Bearbeitung von Organisations-Plänen und zur Entscheidung über wichtige Neuerungen in der Entwicklung der Heilkunde an und war dabei auf ein Zusammenwirken der Männer der Wissenschaft, derjenigen der Heeres-Verwaltung, sowie der Vertreter der freiwilligen Krankenpflege beharrlich bedacht. Der letzteren errang sie allmählich eine geachtetere Stellung, und nicht zum geringen Theile ist es ihrer Mitwirkung zuzuschreiben, wenn aus dem früheren geduldeten ein berechtigtes Verhältniß sich entwickelt und in der letzten Sanitäts-Ordnung seinen bestimmungsmäßigen Ausdruck gefunden hat. Dies alles war nicht leicht, und nicht immer begegneten die Absichten der hohen Frau der Anerkennung, welche heute dem Erfolge ihres Thuns gezollt wird. In einer so fest gegliederten Ordnung, wie es der preußische Staat ist, war für den so erweiterten Wirkungskreis der Königin eigentlich kein Platz.

Es war daher nur natürlich, daß der Schaffenstrieb, der sie beseelte, vielfach Widerstand fand, den sie oft um so bitterer fühlte, als es für eine Frau schwer ist, sich in die eiserne Nothwendigkeit der büreaukratischen Einrichtungen hineinzudenken.

Auch in dieser Beziehung war sie in ihren Anschauungen über das Erstrebenswerthe und das Erreichbare nüchterner geworden und wie oft hat sie in späterer Zeit gesagt: „Ja damals dachte ich noch ganz anders.“ Aber es war gewiß eine aufrichtig dargebrachte Kundgebung, als am 10. Januar der Generalstabsarzt der Armee v. Coler an ihrem Sarge einen mächtigen Kranz mit der Aufschrift niederlegte: „In tiefster Dankbarkeit des Sanitätsoffizierskorps.“

Bevor dieses Gebiet verlassen wird, muß noch des ergreifenden Abschiedes Erwähnung geschehen, den sie am 3. Januar von der Armee in deren Vertretern, den um sie versammelten kommandirenden Generalen nahm. Schon von der tödlichen Krankheit ergriffen, erschien sie auf wenige kostbare Augenblicke in dem geladenen Kreise, um die Generäle als Gäste in den Räumen zu begrüßen, die noch vom Odem Kaiser Wilhelms I. durchweht sind.

Ein Jeder von ihnen, an der Spitze die General-Feldmarschälle Graf Moltke und Graf Blumenthal, ist noch einmal in ihre Nähe beschieden worden, und schließlich richtete sie mit ermatteter Stimme an die Gesammtheit Worte des Dankes für die Vergangenheit, des Vertrauens in die Zukunft. Es war ihr letzter Akt königlicher Gastfreundschaft.

Wenn in Vorstehendem die Männer der Wissenschaft erwähnt worden sind, so muß des besonderen Verhältnisses gedacht werden, in welchem die Kaiserin zur Chirurgie stand.

Von den Kriegszeiten an bis zu dem ernsten Augenblicke, wo sich dieselbe durch des trefflichen Busch sichere Hand an ihr selbst bewährte, von da wieder bis in die

letzte Zeit ihres Lebens, ist sie diesem Zweige der Heilkunde eine treue Helferin, eine besonders gnädige Beschützerin gewesen. Alljährlich empfing sie hervorragende Mitglieder des Chirurgen-Kongresses, und was sie an Gewährung von Mitteln zur Lösung wichtiger Preis-Aufgaben — wie das Lüder'sche Werk über die Genfer Konvention, Esmarchs Technik der Kriegs-Chirurgie, die Konkurrenzen über das beste Barackensystem, sowie über die innere Einrichtung desselben, die zahlreichen Preise für besondere Leistungen auf der Hygiene-Ausstellung u. a. — auf diesem Gebiet gethan hat, bleibt ihr unvergessen.

Daß es ihr bei den Koryphäen der Wissenschaft unvergessen blieb, davon finde eines der letzten Zeugnisse hier Erwähnung.

Unter den Glückwünschen, welche zum 30. September 1889 in Baden einliefen, befand sich der folgende von dem verstorbenen Volkmann in Halle im Gefühl des herannahenden Todes geschrieben:

„Eure Majestät haben für uns und unsere Wissenschaft, für die Hospitäler und Kranken so viel gethan, wie nie Jemand zuvor.

Eure Majestät wollen daher in Gnaden gestatten, daß auch ich Höchst Ihnen meine allerunterthänigsten und wärmsten Glückwünsche zum heutigen Tage zu Füßen lege. Möge Gott noch lange Ihr reich gesegnetes Wirken erhalten."

Jetzt wo Beide nicht mehr, sei dies Wort hier niedergelegt, Beiden zum ehrenden Gedächtniß.

Selbst eine so flüchtige Darstellung der Beziehungen der Kaiserin zur Chirurgie kann nicht abgeschlossen werden, ohne eines besonderenVerhältnisses zu gedenken, desjenigen zu L a n g e n b e c k. Uns Allen bedeutet ja dieser Name heute noch viel. Was er der Kaiserin bedeutete, ist schwer in Worte zu fassen. In ihm vereinigte sich für sie das Beste, was Wissen, Können, Denken und Fühlen in seinem Fache hervorgebracht. Um so härter war es, daß er, nach ihrem unglücklichen Fall auf Babelsberg vom Kaiser zur Konsultation berufen, die Aussichtslosigkeit einer vollkommenen Heilung ihr darzulegen genöthigt war. Wohl hatte er nicht mit der zähen Energie des Willens gerechnet, die nach Jahr und Tag eine beschränkte Gehfähigkeit wieder herbeiführte. Immerhin blieb die Fürstin seitdem meist an den Rollstuhl gebannt. Ihre Anerkennung Langenbecks bewahrte sich auch nach seinem Tode, als die Denkmalsfrage zur Erörterung kam. Von ihr ging der von der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie und der Berliner medizinischen Gesellschaft bereitwillig aufgenommene Vorschlag aus, die Verdienste des Verstorbenen nicht durch ein Monument, sondern durch ein mit Langenbecks Namen verknüpftes Institut, nach dem ungefähren Muster des College of Surgeons in London, zu ehren. Der Plan naht seiner Ausführung. Es bleibe aber nicht unerwähnt, daß jede demselben noch zu widmende Spende hochwillkommen ist und bei dem Werth, den die Heimgegangene auf die Entstehung einer der deutschen Wissenschaft würdigen Heimstätte legte, einer Huldigung entsprechen würde an ihrem Sarge. Wie hoch Langenbecks Bedeutung im Auslande anerkannt wurde, bewies eine Begebenheit auf der 3. internationalen Konferenz der Gesellschaften vom Rothen Kreuz in Genf im Jahre 1884. Als die Vorbereitung der antiseptischen Wundbehandlung auf die Tagesordnung kam, bestieg er die Rednertribüne.

Kaum war die Versammlung des feinen Kopfes mit dem sinnenden Auge ansichtig geworden, da vereinte eine unvorbereitete, spontane Ehrenbezeigung die Vertreter aller Nationen in dem gemeinsamen Ausdruck ihrer Verehrung. Als dieser Vorgang internationalen Gemeinsinns der Kaiserin berichtet wurde, traten Freudenthränen in ihren Blick.

Ihre Vaterlandsliebe war die breite Grundlage eines Pflichtgefühls, das sich niemals genug that.

Mit der Lebhaftigkeit ihrer Natur gab sie dieser Gesinnung bisweilen einen das ihr sonst eigenthümliche Maß der Vorsicht überschreitenden Ausdruck, wenn der Wunsch sie beseelte, ihre Person einzusetzen für die Abwendung einer Gefahr oder für die Milderung entstandener Konflikte.

Der Beweggrund ihrer Handlungen war aber niemals ein persönlicher, nie ein auf Befriedigung kleiner Interessen gerichteter. Stets war es das Wohl Vieler oder das Geschick einer Minderheit, was bestimmend auf sie wirkte, ihr Blick war nie auf ihre eigene Wohlfahrt, stets auf ein Ganzes gerichtet. Auf dieser Grundlage beruhte auch ihre Achtung für den Staat und für staatliche Arbeit. Wo sie irgend an dem staatlichen Leben sich betheiligen konnte, da that sie es mit vollem Herzen.

Das Bewußtsein, dem Staate dienen zu können, war für sie ein erhebendes, und ihr Interesse war bis zuletzt den öffentlichen Dingen zugewendet. Sie hatte eine geschichtlich zu bedeutende Zeit an hervorragender Stelle erlebt, um der politischen Gestaltung der Verhältnisse gleichgültig gegenüber zu stehen. Sie hatte auch mit zu bedeutenden Männern verschiedener Zeitepochen in naher Berührung gestanden, um nicht ihren Blick geschärft, das ihr innewohnende, lebhafte Gefühl für das staatliche Leben nicht vertieft zu haben. So erstreckte sich auch ihr Wunsch dahin, daß die Vereine vom Rothen Kreuz ein Faktor werden möchten im Staat, ein integrirender Bestandtheil desselben, dazu bestimmt, einem staatlich als berechtigt anerkannten Bedürfniß freiwillig zu entsprechen. In diesem Sinne schrieb sie im Jahre 1883 an den Reichskanzler bei Uebersendung der v. Criegern'schen Preisschrift „Das Rothe Kreuz in Deutschland", diese Bestrebungen seinem Wohlwollen empfehlend, indem sie sagte: „Je mehr die Gewißheit besteht, daß an maßgebender Stelle dieselben Rückhalt finden, um so freudiger wird sich Jeder daran betheiligen." Der Fürst erwiderte hierauf am 10. Februar u. a.: „Die Ansicht, von der der Verfasser ausgeht, daß die staatlichen Vorrichtungen für die Pflege der Verwundeten und Kranken im Kriege hinter den Anforderungen der christlichen Nächstenliebe zurückbleiben, ist nicht nur für die Vergangenheit zutreffend, sondern wird es nach menschlicher Voraussicht jederzeit bleiben; den Abstand, um welchen das staatlich Erreichbare hinter den berechtigten Forderungen der Menschenliebe zurückbleibt, vermag nur die freiwillige Krankenpflege auszufüllen und hat es unter Eurer Majestät hingebender Leitung in früher unerreichtem Maße gethan." —

Als die Kaiserin am 29. Januar 1880, wie alljährlich, der Gedächtnißfeier Friedrichs des Großen in der Akademie der Wissenschaften beigewohnt hatte, kam sie erfüllt von dem in Curtius' Rede erwähnten Aristotelischen Ausspruch über das Wesen des Staates zurück und war noch oft mit der Auffassung beschäftigt, daß der Mensch für den Staat geboren sei und nur im Staatswesen seine Anlagen recht zur Entfaltung bringen könne, daß der Staat ein von Natur gegebenes, eine angeborene Mitgift sei wie die Sprache. So fand jede erhebende Auslegung der menschlichen Dinge in ihrer nach innerer Freiheit ringenden Brust eine bleibende Stätte.

Für die theilnehmende Kundgebung des Staats-Ministeriums im Juni 1888 dankte sie noch mit der Versicherung: „daß das Wohl unsres Staates und unsres

Volkes mein erster Wunsch und meine letzte Hoffnung bleibt".

Es war ihre Gewohnheit, wenn sie an der Seite des Kaisers in den Provinzen erschien, die hauptsächlichsten wohlthätigen und gemeinnützigen Institute zu besuchen oder deren Vorstände zu empfangen. Unvergeßlich müssen allen Anwesenden die Worte geblieben sein, mit denen sie am 7. September 1879 in Königsberg den Vaterländischen Frauen-Verein der Provinz Preußen begrüßte.

Es war nach dem Gottesdienst in der Schloßkapelle. In höchster Bewegung verließ sie die geweihte Stätte, an der sie selbst zur Königin geweiht worden war. Sie durchschritt ihr Gemach, und an ihrem Geiste zogen die 18 Jahre preußischen Königthums vorüber, welche seitdem verflossen. Welche Jahre, welches Walten göttlicher Gnade, welches Königthum! Mit der in vermehrtem Glanze erstrahlenden Königskrone, mit der Krone der deutschen Kaiserin, mit der goldenen Myrthe geschmückt, betrat sie zum zweitenmal den Boden der Krönungsstadt an der Seite eines Gemahls, der für die Welt ein leuchtender Stern — dem Vaterlande alles war. Wahrlich, ihre Brust hätte stolze Regungen, sie hätte große innere Genugthuung empfinden können. Keineswegs! Wohl fand sie Worte des Dankes für den Schutz des Allgütigen über ihrem Hause und ihrem Lande, wohl setzte sie Hoffnungen auf die Zukunft. Aber statt des Stolzes empfand sie Demuth, und die Unvollkommenheit alles Menschenwerks trat ihr entgegen. Alle hohen Vorsätze, die sie vor 18 Jahren hier gefaßt, alle weit ausschauenden Pläne vergegenwärtigten sich ihr, um sie erkennen zu lassen, daß sie nur einen Bruchtheil erreicht, daß ihr Antheil gering, daß alle Erfolge mit Opfern und Thränen erkauft waren. Unter diesen Eindrücken entstand die Ansprache, welche sie folgendermaßen an den Vorstand richtete:

„Die Räume, in denen Ich Sie empfange, sind geeignet, viele ernste Gefühle anzuregen. Ich gedenke der Zeit, wo die Monarchie in der Thatkraft und Treue dieses Landes ihre Wiedergeburt feierte nach schweren Prüfungen. Ich gedenke der Zeit, wo Ihr König und Ich am Altar Gottes den Eid der Pflichttreue leisteten. Ich gedenke der Zeit, die seitdem alle Kräfte des Vaterlandes in Anspruch genommen hat. In dieser Zeit hat sich die Provinz Preußen wieder allseitig bewährt, und die Frauen haben bewiesen, daß sie, ihrer Väter, Männer und Söhne würdig, opferwillig zusammenhielten. Was Jede von Ihnen während des Nothstandes wie im Kriege geleistet hat, möge Gott lohnen.

Ich lege Ihnen aber als unentbehrliche Grundlage unsrer gemeinsamen Aufgabe die Organisation unsrer Vereine ans Herz, wie sie jetzt ganz Deutschland umfaßt, damit unser gemeinsames Werk unerschütterlich unter allen Verhältnissen fortbestehe und in der Gegenwart wie in der Zukunft Gott zur Ehre und zum Besten des Vaterlandes diene. Ich danke Ihnen Allen von ganzem Herzen."

Das darf man königliche Gedanken nennen! Wenn auch ihre groß angelegte Natur für große Zeiten geschaffen und großen Zeitbegebenheiten gewachsen war, so war doch ihr ganzes Empfinden ein durch die kriegerische Epoche, die sie durchlebte, oft tief und schwer getroffenes. Was sie unter Lorberen gelitten hat, hat sie Wenigen offenbart. Es ist, als habe sich ihre geistige Kraft in jenen Tagen für die spätere Zeit verdoppelt, in denen sie, einer dornenvollen Aufgabe mühevoll entsprechend, alle Eindrücke der Kehrseite glänzender Erfolge in ihr wundes Herz verschloß. Denn wie sie den Titel der Kaiserin nicht früher sich geben ließ, als bis der siegreiche Kaiser aus dem Felde zurückgekehrt war, so blieb sie auch auf der Höhe der Macht und inmitten blendenden Glanzes eines Europa beherrschenden Hofes in ihrem Innern vollkommen unangetastet von den berauschenden Eindrücken, die sie umgaben. In jeder Lebenslage suchte und fand sie das innere Gleichgewicht auf dem festgewurzelten Grunde ihres evangelisch-christlichen Glaubens.

Das Wort der heiligen Schrift, welches ihrem Gemüthe stets Fassung, Muth und Trost gewährte, war der Spruch Römer XII:

> Seid fröhlich in Hoffnung,
> Geduldig in Trübsal,
> Haltet an am Gebet.

Sie war eine jener großen Erscheinungen, welche die Ueberlieferung vergangener Zeiten, das heißt, das gut und dauerhaft Begründete derselben durch eine großartige Willenskraft sowie durch eine nie versagende Ausdauer lebendig zu erhalten verstehen. Eine hohe und ernste Auffassung ihres Lebensberufes, welches sie von der Kindheit her besaß, hat sie als ihr innerstes Eigenthum stets bewahrt, und darin lag ihre Charaktergröße, daß sie trotz der vielen Erschütterungen, trotz der umgestaltenden Eindrücke, unter denen sie gelebt hat, mit seltenem Zartgefühl und mit klarem Verstande die Grundlagen ihrer Anschauungsweise festhielt, ohne im Wechsel der Begebenheiten jemals in einen Gegensatz zu dem fortschreitenden Entwicklungsgang ihrer Zeit zu gerathen.

Hatte ihr Auftreten für das gegenwärtige Geschlecht oft wie etwas aus schon vergangenen Tagen anmuthendes, so war dies allein für die Form maßgebend, der sie in allen Dingen besonderen Werth beilegte und die sehr häufig den ganz bestimmten Stempel ihrer Persönlichkeit trug. Inhaltlich hat ihr Denken, Empfinden und Wollen der Gegenwart ganz angehört, soweit sie als Kaiserin, als Königin und als Frau auf der Höhe des Lebens durch Beispiel oder That an dem Gange der Ereignisse sich zu betheiligen oder im täglichen Leben den Anforderungen des Augenblicks gerecht zu werden berufen war. Gewiß betrat die hohe Frau selten oder nie andere Bahnen als solche, auf denen eine gegebene oder geschaffene Pflicht ihr entgegen zu leuchten schien, jedoch wäre es eine irrthümliche Annahme, ihre Theilnahme für die Wohlthätigkeit nur auf diesen Beweggrund zurückzuführen. Sie hatte in ihrem innersten Innern auch einen wahrhaft barmherzigen Sinn. Denn wenn einerseits ihre Auffassung von der vorbildlichen Aufgabe des Fürstenthums sie erkennen ließ, daß die Fürsorge für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke eine offenkundige sein müsse, wie sie dies schon von ihrer Mutter durch deren Begründung des patriotischen Instituts der Frauenvereine im Großherzogthum Sachsen — dieses Veteranen unter den Vereinen — gelernt, so gewährte ihr doch andrerseits keine Wohlthat größere Freude und tiefere Befriedigung als eine im Verborgenen gespendete oder die Abhülfe einer selbst erkannten Noth. Es wurde mit den Jahren immer verantwortungsvoller, dasjenige unter den zahlreichen Bitten und Gesuchen zu bestimmen, was zweifellos ihrer eigenen Entscheidung zu unterbreiten war. Denn die werthvollen Kräfte nahmen stetig ab, die Dauer der Leistungsfähigkeit wurde immer geringer, und wie vielen Zwecken hatten diese Kräfte noch zu dienen, wie vieler Liebe sollte dieses Leben bis an die Grenze der Möglichkeit erhalten werden! So mußten bogenlange Eingaben in wenig Worte gekleidet, breite Schilderungen des Elends in den kürzesten Ausdruck zusammengefaßt werden und doch die Wirkung er-

zielen, die bei eigener Kenntnißnahme des Gesuchs jedesmal unzweifelhaft war. Hierin war sie selbst ein Lehrmeister, denn bis auf die Höhe des Alters hatte sie eine fast staunenswerthe Konzentrationskraft der Gedanken bewahrt, wie denn ihr geistiges Wesen überhaupt in seltener Weise ein Ganzes war und ein folgerechter Zusammenhang, der meist nur bei Männern sich so findet, in ihrem mündlichen und schriftlichen Wort sich auszuprägen pflegte.

Noch mehr als die Erfüllung einer ausgesprochenen Bitte gewährte die eigene Entdeckung eines zu heilenden Leids der fürstlichen Frau eine besondere Genugthuung. Keine Gabe ihres letzten Weihnachtens hat sie nachhaltiger erfreut als der einfache Dankesbrief eines Schlangenbader Kindes, dessen Augenleiden sie selbst erkannt hatte und welches ihrer Freigebigkeit seine Heilung verdankte.

War sie stets in vollem Maße Königin, im Purpur, für die Vorrechte, wie für die Verpflichtungen der Krone geboren, niemals war sie hinreißender, als wenn ihre innere Menschlichkeit, ihr weibliches Gemüth zum Durchbruch gelangte. Ganz ließ sie diese Seite ihres Wesens walten, wenn sie in Charlottenburg in der mit dem Kaiserin Augusta-Verein für deutsche Töchter während des letzten Krieges geschaffenen Erziehungs-Stiftung weilte. Hier entfaltete sich der ganze Reichthum ihres mütterlichen Herzens. Die Stiftung wurde begründet zunächst für die Töchter gefallener oder ihren Wunden erlegener Offiziere, Militär-Beamten oder Mitglieder der Krankenpflege. Die Zahl der Zöglinge beträgt 50—60, wovon die Hälfte Freistellen haben. Einige hundert Mädchen sind bisher aus diesem Hause hervorgegangen und haben in den verschiedensten Lebensstellungen die Grundsätze verwerthet, welche sie hier in sich aufgenommen. Auch Ausländerinnen sind darunter, und es war der Protektorin erwünscht, wenn unter den zahlenden Zöglingen sich solche befanden, da sie von dem Verkehr der Kinder untereinander eine Erweiterung des Gesichtskreises, ein leichteres Verstehen fremder Anschauungen, ein sicheres Erkennen eigener Vorzüge und einen Gewinn im Erlernen fremder Sprachen erwartete. Wer das Haus betritt, sieht sich vom Geist der Begründerin umgeben. Harmonisch ohne Pedanterie, geschmackvoll ohne Luxus sind die Räume ausgestattet, und bis ins kleinste sind die Anordnungen der Kaiserin Augusta bemerkbar.

Pietätvolle Weiterführung derselben ist unter dem gnädigen Schutz und liebevollen Antheil Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin gesichert. Aber die Tage sind vorüber, an denen die ehrwürdige Stifterin sich selbst in den Kreis der fröhlichen Schaar begab, an denen sie mit feinem Verständniß dem Unterricht in verschiedenen Zweigen folgte oder die jugendlichen Seelen bei ihrem ersten Gang zum Tisch des Herrn mit ermahnendem Wort ins erschlossene Leben entließ, die Tage endlich, wo Alle mit Ungeduld des Augenblicks harrten, wenn an sie die Reihe kommen würde, in das große, klare Auge zu sehen, das so mütterlich über ihnen wachte, das so liebevoll auf sie herabsah. Das ist nur noch ein Bild, eine theure Erinnerung, fortlebend in vielen dankbaren Herzen.

Durch das Stift war ein besonderes Verhältniß zum Kaiserin Augusta-Gymnasium entstanden, welches einen Theil der Lehrkräfte für ersteres zu stellen berufen ist.

Alljährlich, noch im vorigen Jahre, hat die erlauchte Frau der Prüfung im Gymnasium beigewohnt, und auch im Gedächtniß früherer Schüler der Anstalt sind Begebenheiten bewahrt, die der landesmütterlichen Theilnahme der Kaiserin für die heranwachsende Jugend entsprechen.

Ihre Bildung war die einer Tochter Weimars, reich, vielseitig und edel. Sie blieb stets der kosmopolitischen Richtung derselben getreu, und nicht zum mindesten war ihr in dem Rothen Kreuz die international einende Bedeutung desselben sympathisch. Daß es ein Band unter den Nationen geben möchte, welches niemals zerreißt, welches auch dann noch fortbesteht, wenn die ultima ratio der Könige und Staaten in ihr unerbittliches Recht getreten ist, das war für sie die hehre Bedeutung dieses Wahrzeichens. Sie war daher auch stets bemüht, die Solidarität der Gesellschaften untereinander in Friedenszeit zu pflegen, und es ging kaum ein Anlaß vorüber, den sie nicht ergriff, um durch eine That dieser Ueberzeugung Ausdruck zu verleihen.

In dieser Absicht spendete sie bei den internationalen Konferenzen der Gesellschaften Preise und bei größeren Kalamitäten Gaben an das Rothe Kreuz nach Amerika, Belgien, nach der Schweiz, nach Ungarn, nach Oesterreich und anderen Ländern. Von der Wahrnehmung durchdrungen, in wie hohem Grade diese fortwährend anregende Thätigkeit der Kaiserin für die Entwicklung der Sache des Rothen Kreuzes förderlich gewesen ist, hat das internationale Komitee desselben in Genf eine Aufforderung an die Gesellschaften der großen Staaten zu Beiträgen erlassen, aus denen ein internationalen Zwecken der Verwundeten- und Krankenpflege schon im Frieden dienendes Kapital gebildet und durch den Namen „Augusta-Fonds" bezeichnet werden soll.

Schöner konnte an der Wiege des Werkes das Andenken derjenigen nicht geehrt werden, welche die unermüdliche, einsichtsvolle Beschützerin, die treue Freundin desselben von der ersten Stunde an gewesen ist. Ihr Verhältniß zum österreichischen Rothen Kreuz war ein ganz besonderes, indem sie seit 1868 Ehrenmitglied dieser Gesellschaft war, ein Titel, auf den sie großen Werth legte. Wie überhaupt ihre Gefühle für die österreichisch-ungarische Monarchie und ihr Staats-Oberhaupt sehr innige waren, die sich niemals verleugneten, so sah sie auch die dortigen humanitären Bestrebungen als etwas ihr näher stehendes an, und so ist ihr Name in den Annalen des Rudolfiner Hauses in Wien, des Elisabeth-Spitals in Pest, wie auch der Wiener Freiwilligen Rettungs-Gesellschaft verzeichnet. Diese letztere war ihr stets vorschwebend, wenn sie sich mit der Vervollkommnung des Berliner Sanitäts-Wachen-Wesens beschäftigte. Ihrer Unermüdlichkeit ist es zu danken, daß dasselbe sich aus schwachen Anfängen nunmehr zu einer Vereins-Organisation erweitert hat, die bei größerer Betheiligung der Einwohnerschaft bald auf die Höhe ihrer Aufgabe gelangen würde. Daß eine Großstadt eines Instituts nicht entbehren kann, welches für die erste Hülfe bei Unglücksfällen sorgt, sollte keiner Darlegung bedürfen. Indessen hat sich die Ueberzeugung davon nur langsam Bahn gebrochen. Im Jahre 1889 drang die Kaiserin darauf, daß auf der Ausstellung für Unfallverhütung eine Muster-Sanitäts-Wache errichtet werde. Dieselbe beschloß ihre sechsmonatliche Thätigkeit mit der Zahl von 857 Fällen, in denen die erste Hülfe gewährt worden war.

Ihre Stellung zu den schönen Künsten und zur Literatur gehört nicht in den Kreis dieser Betrachtungen. Erwähnt sei nur, daß bei wachsender Inanspruchnahme ihrer Zeit und Kräfte die Kunst ihr immer mehr als das ihrem Sohn und seiner erlauchten Gemahlin in vollem Umfange eigenthümliche Gebiet erschien. Am Arm

ihres Sohnes ist sie zuletzt in den Museen gewesen. Ganz hat sie aber auch diese Beziehungen nicht gelöst, vielmehr gezeigt, daß ihr Haus den Vertretern der Kunst nie verschlossen war.

In der Literatur war ihr Geschmack ein ihrem vielseitigen Bildungsgrade entsprechender und Beschäftigung mit derselben in der deutschen wie in der französischen Sprache ein Bedürfniß, die letzte ihr gebliebene Zerstreuung eines rastlos thätigen Geistes. An anderer Stelle wird von berufener Seite dieser Theil ihres Wesens entsprechende Beleuchtung einmal finden, denn sie war bis zuletzt mit hervorragenden Literaten Deutschlands und Frankreichs in Verkehr.

Nicht das letzte Wort, aber der letzte Wunsch der Sterbenden war die Wiederaufnahme der Arbeit. Sie hat viel und mit Anstrengung in ihrem bewegten Leben gearbeitet, viel und oft über das Maß ihrer Kräfte hinaus. Denn sie verstand die Lebensaufgabe nur in der Erfüllung anvertrauter Pflichten, und da ihre Ziele hoch und ihr Gesichtskreis weit waren, so erfüllte sie auch ein ausgedehntes Pflichtbewußtsein, dessen Kreise sie stets zu erweitern bestrebt war. Aber nicht den geringsten Aufwand von Arbeit hat sie in einem langen, mühsamen Leben an sich selbst geübt. Wenn Goethe von Karl August von Sachsen-Weimar sagt: „Es kam bei ihm alles, wie aus einer einzigen großen Quelle," so hatte sie dieses Erbtheil ihres Ahnen nicht mit überkommen.

Sie hatte oft mit großen inneren Widersprüchen zu kämpfen, es waren leidenschaftliche Empfindungen, die in ihr sich regten und sie gelangte erst wieder zur Ruhe, wenn sie deutlich erkannt hatte, wohin der Weg der schwersten Pflicht sie führe. Dann war ihr Schritt sicher und fest, und sie achtete der Gegensätze nicht mehr, die Zeit und Umstände so viel in ihren Weg gelegt. Und doch fehlt dem Bilde nicht ein großer einheitlicher Zug, der durch dieses ganze königliche Leben geht. So ernst es vielfach war, so streng auch oft die Auffassung des fürstlichen Berufs erscheint, der menschlich schöne Zug der Treue kehrt immer wieder. Vor allem hatte sie jene Treue, welche die Grundlage jeder anderen ist: sie war treu gegen sich selbst. Was die Heimathluft, was das Elternhaus, was hauptsächlich die bedeutende Mutter in ihre Seele gelegt, das hat sie festgehalten bis ins Alter, das war für vieles die Richtschnur geblieben, die maßgebend ihre Handlungsweise bestimmte.

Sie blieb auch dann ihrer Ueberzeugung treu, wenn diese längst im Widerspruch mit der Anschauung des Augenblicks, denn sie unterschied sehr bestimmt zwischen einer solchen und dem, was wirklich eine Anforderung der Zeit. Der letzteren verschloß sie sich nicht so leicht, und es ist allen Augen offenbar gewesen, daß die Wittwe des Begründers des Deutschen Reichs, von der Gegenwart schon durch ein Geschlecht getrennt, dieser in allen ihren Erscheinungen mit neidloser Gunst gegenüberstand.

„Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßt das Neue"

bezeichnete in dieser Hinsicht ihren Standpunkt.

Ihre Treue für die Ihrigen ist einer der Züge, die offen vor aller Welt liegen. Wie sie das Andenken ihres Gemahls gepflegt, wie sie ihre Muttertreue nach dem schmerzvollen Verlust des einzigen Sohnes der Tochter doppelt gewidmet, bedarf keiner Worte. In der Familie, in der Freundschaft, wie gegen ihre Umgebung war sie auch dann noch treu und dankbar, wenn Alter, Gebrechlichkeit oder örtliche Trennung ein solches Verhältniß beeinträchtigt oder der Tod dasselbe gelöst hatte. Wer sich ihrer Treue nicht selbst begeben, besaß sie für immer. Auch die Orte, an denen sie viel geweilt, wie Baden, Weimar und Koblenz, haben in reichem Maße ihre Treue erfahren.

Man kann den Namen Koblenz nicht ohne Wehmuth nennen, denn er umfaßt ein großes Stück des Lebens der Heimgegangenen.

Er war ihr das, was in einem vielbewegten, sorgenreichen Dasein ein freundliches Stück Erde bedeutet, wo die Erinnerungen glücklicher Stunden die Vergangenheit stets wieder zur Gegenwart machen, wo ein geheimes Etwas dem Oertlichen eine besondere Gewalt verleiht.

Was sie hier in unermüdlicher Hingebung geschaffen, wie sie Verbindungen mit dem Grundbesitz, mit den kirchlichen, den gelehrten, den industriellen, den staatlichen Kreisen, mit allen werkthätigen Elementen der Rheinprovinz von hier aus angeknüpft, wie sie die geschichtlichen Ueberlieferungen gepflegt hat, kann in den Rahmen dieser Darlegung nicht aufgenommen werden. In ihrem Denken und Wirken hatten die Rheinlande ein besonderes Vorrecht. Hier auch war es, wo ein mehr als fünfundzwanzigjähriges Band ein schönes Verhältniß fördernder und anerkennender Fürsorge zu dem 4. Garde-Grenadier-Regiment „Königin" geschaffen, wo endlich landesmütterliche Obhut barmherzige Orden in den Bereich wirksamen Schutzes gezogen hatte.

In wie hohem Maße sie selbst die Treue im Dienste schätzte, beweist die Stiftung des goldenen Kreuzes, welches mit einem eigenhändig vollzogenen Diplom für vierzigjährige, tadellose Dienste weiblicher Dienstboten von ihr verliehen wurde.

Ebenso ehrt sie die treue Pflichterfüllung beim Dienstpersonal der Berliner Volksküchen durch Geldprämien und alljährlich ließ sie sich diejenigen Feuerwehrleute in Berlin vorstellen, welche innerhalb Jahresfrist sich besonders im Dienste durch Pflichttreue ausgezeichnet hatten.

Hat sie Treue gesäet, so hat sie Treue geerntet. In ihrer letzten Stunde ging die wehe Klage weinender Treue durch alle Räume des Hauses, und umgeben von der ausharrenden Treue der Ihrigen, gepflegt von der bewährten Treue ihrer Dienerinnen und Aerzte, wie im Leben, so nun im Sterben unermüdlich bestrebt, die letzten Leiden der Leidensvollen zu lindern, ging sie hinüber, den Lohn zu empfangen für treue Arbeit auf Erden. Nach dem Tode nahmen ihre Züge, von den herben Spuren irdischen Leidens befreit, mehr und mehr wieder Jugendschöne an, und die wie aus Marmor gemeißelten Linien vereinigten sich zu einem unvergeßlich bedeutenden Bilde, das an ferne Vergangenheit erinnerte. So mahnte auch hier in dem Vergänglichen der verklärende Schein der Erlösung noch einmal an das Beständige im Menschenleben. Und dann brach wie ein verhaltener Strom die Liebe hervor, von dem immergrünen Strauße an, den der kaiserliche Enkel selbst auf ihrem Lieblingswege in Bellevue gebrochen, bis zu herrlichen Blumenspenden aus weiter Ferne, in stummer Sprache vielsagend sich verbreitend, wo die irdische Hülle weilte, oder in den Räumen, die der Lebenden zum Aufenthalt gedient. Man darf es kühn sagen: Sie hat es nicht geahnt, daß sie so verehrt, so geliebt worden ist. Sie litt so tief unter der immer zunehmenden Schwierigkeit, ihre abnehmenden Kräfte einzusetzen für die hohen Ziele ihrer großen Seele, daß sie alle Huldigungen demuthsvoll hinnahm für Beweise der Theilnahme vielmehr als der anerkennenden Liebe. Sie hat nicht gewußt, welche Macht über Geister und Herzen von ihr ausging, welch' Würde ihren Rollstuhl umgab, sie fühlte ihre Kraft erlahmen, aber sie empfand nicht, daß mit der Abnahme

ihrer Handlungen in den Herzen der Menschen sich steigend das Bewußtsein zu regen begann für das, was sie war.

Sie hat ein schweres Kreuz getragen durch ihre ernsten, sich mehrenden Leiden, zu denen in den letzten Jahren die Verluste sich gesellten, die sie mit den Ihren und dem Vaterlande Schlag auf Schlag erlitt.

Sind Leiden schon an und für sich eine schmerzliche Heimsuchung, so bilden sie im Glanz des Thrones und in einer Lebenslage, in der so hohe Anforderungen an immer bereite Kraft und Ausdauer gestellt werden, einen kaum zu überwindenden Gegensatz. Sie hat ihn überwunden, sie hat dieses Kreuz getragen nach Heldenart, mit schwach und schwächer werdenden Schultern, aber mit wachsendem Gottvertrauen, sie hat es getragen mit schon zitternden Händen, aber mit nie wankendem Muth; sie hat es noch getragen mit siechem, gebrochenem Körper, aber auf Flügeln des Geistes!

Wenn die deutschen Frauen sich über das Grab hinaus dankbar erweisen wollen für das Vorbild ihrer ersten Kaiserin, so mögen sie in Schaaren beitreten dem Werke der Menschenliebe, der vereinten Hülfsbereitschaft in Friedenszeit wie in Kriegsnoth. Und wenn dieser Bund, der das Goldstück des Reichen mit dem Pfennig des Armen, der Bekenntnisse, Stände und Stämme, der Männer und Frauen vereint in gleichem Werth und zu gleichem Streben, wenn dieser Bund, der „keine Grenzen kennt, die Menschenhand gezogen", zur Ehrensache geworden sein wird im deutschen Volk, wie es ihr Lieblingsgedanke war — dann wird das Kreuz, dessen edle Trägerin nun Frieden gefunden hat, von unzähligen Schultern aufgenommen und in unzähligen Herzen getragen werden von Geschlecht zu Geschlecht.

Vor Jahren hat einer von Kaiser Wilhelms Getreuen geäußert, in der Kaiserin Augusta liege ein Zug antiker Größe. Dieses Wort war treffend, und wenn unser Leben das wird, wozu wir es selbst inhaltlich gestalten, wenn es wahr ist, daß bei dem Erkalten der bildenden Hand für die Zurückbleibenden das Gewordene, von aller Mühsal des Werdens befreit, im reinen Lichte eines Kunstwerks erscheinen soll, dann hat ihr Leben die hohe Stufe der Kunst erreicht, auf der ein Hauch ruht klassischer Vollendung."

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Soziale Wohlfahrtspflege in Deutschland.** (Denkschrift für die Pariser Weltausstellung 1900.) Im Auftrag des Gruppenvorstandes der deutschen Untergruppe für soziale Wohlfahrtspflege herausgegeben von Prof. Dr. H. Albrecht. Berlin, Julius Sittenfeld. — Seitens der Zentralleitung der Pariser Weltausstellung wurde im Frühjahr vorigen Jahres bei den Kommissären der an der Ausstellung betheiligten Nationen der Gedanke in Anregung gebracht, eine alle die Ausstellung beschickenden Länder umfassende Statistik sämmtlicher vorhandenen Wohlfahrtseinrichtungen zu veröffentlichen. Dieser Vorschlag wurde auch von dem Reichskommissär für das Deutsche Reich in ernsteste Erwägung gezogen, konnte aber wegen der Unmöglichkeit, in der kurzen Zeit bis zur Veröffentlichung der Ausstellung das ausreichende Material für eine solche statistische Zusammenstellung zu beschaffen, nicht in der erwünschten Vollständigkeit zur Ausführung kommen. Der Gruppenvorstand der vom Deutschen Reich veranstalteten Kollektivausstellung für Wohlfahrtspflege konnte lediglich einen kurzen orientirenden Ueberblick über das Gesammtgebiet der Wohlfahrtseinrichtungen im Deutschen Reich geben, der zugleich den Zweck hat, jene Ausstellung, die sich mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum auf die Vorführung einer gewissen Zahl von Haupttypen beschränken mußte, zu ergänzen. Das Material für diesen Ueberblick wurde ihr von der Zentralstelle für Arbeitswohlfahrtseinrichtungen zur Verfügung gestellt; nur auf einzelnen Gebieten wurden durch erneute Rückfragen besonders fühlbare Lücken ausgefüllt. Eine wirklich lückenlose Uebersicht konnte und sollte also in dieser Denkschrift, die auf der Ausstellung in deutscher und französischer Sprache zur Gratisvertheilung gelangen wird, nicht geboten werden; aber doch bietet sie in ihrer übersichtlichen, klaren und sachgemäßen Zusammenstellung ein treffliches Bild von den deutschen Bestrebungen, Einrichtungen und Erfolgen auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege und wird unserm Vaterland ebenso zur Ehre gereichen wie unzweifelhaft die Kollektivausstellung, der sie sich anschließt. Sie theilt den Stoff in zwei große Gruppen: Fürsorge für Kinder und Jugendliche und Fürsorge für Erwachsene. In der ersten Gruppe sind das Säuglingsalter (Anstalten für uneheliche Kinder, Krippen 2c.), das vorschulpflichtige Alter (Kinderbewahranstalten, Volkskindergärten 2c.), das schulpflichtige Alter (Waisenpflege, Kinderheime, Ferienkolonien 2c.) und das nachschulpflichtige Alter (Arbeiterinnen-, Mädchenheime, Bahnhofsmission, Mägdeherbergen, Magdalenenstifte; Fortbildungs- und Fachunterricht) behandelt; in der zweiten gelangen die Einrichtungen zur Regelung des Arbeitsverhältnisses, zur Hebung der allgemeinen wirthschaftlichen Lage der minderbemittelten Klassen (Arbeiterorganisationen, Genossenschaften, Kredit- und Sparwesen 2c.), für die Wohnung und Unterkunft (Klein-, Arbeiterwohnungen, gemeinnützige Bauthätigkeit 2c.), zur Vermittelung höherer Kulturbedürfnisse (Lesehallen, Volksbibliotheken, Bildungsvereine, Fabrikheime 2c.) und die vorbeugende Fürsorge für besondere Nothlagen (Invalidität, Alter, Todesfall, Arbeitslosigkeit 2c.) zur Darstellung. Das überreiche Material ist in dieser Eintheilung vortrefflich gesichtet und geschichtet, die Hauptgesichtspunkte sind klar hervorgehoben und durch passende Beispiele erläutert. Jeder Unterabtheilung ist außerdem noch eine werthvolle Uebersicht über die einschlägige Literatur beigegeben, so daß in der That diese Denkschrift nicht nur einen Führer durch die betreffende Ausstellungsgruppe in Paris, sondern überhaupt ein gutes und praktisches Handbuch zur Orientirung auf dem Gebiete der sozialen Wohlfahrtspflege in Deutschland darstellt, ein Handbuch, das bisher fehlte und dessen Studium gerade denen, die sich nur allzu leicht zu einer geringschätzigen Beurtheilung des Werthes und des Reichthums unsrer sozialen Wohlfahrtseinrichtungen verleiten lassen, sehr zu empfehlen wäre.

* Das **Kaiserlich Deutsche Archäologische Institut** hat mit Prof. **Ohlenschlager** (München) Vereinbarungen über die Herausgabe seiner in langjähriger Arbeit vorbereiteten archäologischen Karte Bayerns getroffen und ferner an der Erforschung der römisch-germanischen Ueberreste an der Lippe sich betheiligt. — Das Institut hat Prof. **Schuhmacher** (Karlsruhe) zum Ehrenmitgliede, Dr. **Ritterling** (Wiesbaden), Dr. **Bodewig** (Oberlahnstein), Prof. **Könen** (Bonn), Dr. **Köll** und Prof. Dr. **Weckerling** (Worms) zu korrespondirenden Mitgliedern ernannt.

* **Weimar.** Das Programm für die diesjährige **Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft** am 9. und 10. Mai ist folgendes: Früh $10\frac{1}{2}$ Uhr hält Prof. Dr. R. **Eucken** (Jena) den Festvortrag über „**Goethe und die Philosophie**". Alsdann erstatten Dr. B. **Suphan** und Dr. C. **Ruland** Bericht über das Goethe-Schiller-Archiv und über das Goethe-Nationalmuseum. Am Nachmittag findet gemeinsames Mittagessen in der „Erholung" und abends im Hoftheater Festaufführung von **Glucks** „**Iphigenie auf Tauris**" statt. Am darauffolgenden Sonntag ist ein Ausflug nach Jena und Dornburg mit einem Besuch der durch Goethe und Schiller geweihten Stätten in Aussicht genommen. In der Jenenser Universitätsbibliothek ist eine Ausstellung von Erinnerungen an Goethe und Schiller in Vorbereitung. Am Abend des Sonntag findet im Hotel zum „Bären" gemeinsames Abendessen statt.

Jahrgang 1900. München, Montag, 30. April. Nummer 98.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Schweizerische Volkskunde.

Fast will es scheinen, als ob volkskundliche Bestrebungen gerade dort den ergiebigsten Nährboden finden und die reichsten Früchte tragen, wo man es auf den ersten Blick nicht erwarten sollte, auf solchen Gebieten nämlich, wo zwei oder mehrere Nationalitäten auf engem Raume dicht nebeneinander gedrängt sind und in die innigste wechselseitige Berührung kommen. Man könnte zunächst meinen, eine derartige Nachbarschaft müßte, namentlich bei den modernen Verkehrs- und Gesellschaftsverhältnissen, eine gegenseitige Ausgleichung und Abschleifung der besonderen Stammeseigenthümlichkeiten zur Folge haben. In manchen Beziehungen und in gewissen Kreisen geschieht dies zweifellos, aber die Erfahrung lehrt, daß auch häufig das Gegentheil der Fall ist. Das Bewußtsein der eigenen Nationalität und der Stolz darauf bewirkt, daß man mit vollen Kräften und aller Anspannung das zu sammeln und zu erhalten bestrebt ist, was von echtem, wirklichem Volksthum noch vorhanden, aber in seinem Fortbestehen durch äußere Verhältnisse bedroht ist. Man kann hier zunächst an unser benachbartes Böhmen denken, wo ja längst nicht mehr von einem friedlichen Nebeneinander der Deutschen und Tschechen die Rede ist. Trotz des rücksichtslosen Vordringens der tschechischen Uebermacht, trotz der empörenden Vergewaltigungen, die die Deutschböhmen über sich ergehen lassen mußten und müssen, läßt sich das alte Deutschthum mit seinen Sitten und Bräuchen doch nicht ausrotten, und der Stammescharakter gewinnt, wenigstens zeitweise, unter dem politischen Drucke eine Festigkeit, die ihm bei ebener Lage der Dinge nicht selten abgeht. Für unser Gebiet beweisen die unter Hauffens Leitung stehenden „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde" (1896 ff.), welch schöne Erfolge ein rühriges Arbeiten auch unter so mißlichen Umständen zeitigen kann. Ganz Aehnliches läßt sich in dem treuen Siebenbürgen beobachten, wo die deutsche Volks- und Landeskunde schon vieles geleistet hat; außer in zahlreichen Einzelschriften sind die Forschungen dazu vornehmlich in den „Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn" (Ofen-Pest 1877 ff.) niedergelegt, die in glücklicher Weise die ungarisch geschriebene „Ethnographia", das Organ der Gesellschaft für Volkskunde Ungarns, ergänzen. Auch die vornehm ausgestatteten „Donauländer", von denen leider nur ein Band erschienen ist (vgl. Beil. 1899, Nr. 159), können um ihres werthvollen oft eigenartigen Inhalts willen hier erwähnt werden.

In ganz besonders hohem Maße zeigt sich die treue Bewahrung altererbten Sondergutes in dem Lande, in dem die Vertreter dreier großer Völkergemeinschaften in unmittelbarste Nähe gerückt sind, in der Schweiz, wo neben den drei Landesschriftsprachen Deutsch, Französisch und Italienisch auch die Mundarten in reichster Entfaltung blühen. Auch hier ist es merkwürdig zu sehen, wie so vieles noch besteht, was anderwärts längst geschwunden ist, obwohl es vielleicht über größere Räume verbreitet und nicht durch nahe fremde Einflüsse bedroht war. Wie die Sprache der Schweiz auf einem älteren Standpunkt der Entwicklung steht, als die übrigen deutschen Dialekte, so hat auch ihr Volksthum noch viele Ueberlieferungen in Sitte und Brauch, Volksdichtung und -kunst aus ferner Vergangenheit bewahrt. Das gilt in erster Linie von dem deutschredenden Theil der Bevölkerung, aber auch die romanischen Gegenden sind keineswegs arm daran.

Das Bewußtsein, wie außerordentlich werthvoll dieser Stand der Dinge ist, ist noch nicht gar lange erwacht; von älteren Werken, die sich mit derartigen Forschungen und Beobachtungen beschäftigen, liegen nicht allzuviele vor, allerdings unter ihnen ein so gediegenes wie Lütlofs „Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug" (Luzern 1865), sowie mehrere größere und kleinere Arbeiten von Rochholz und Runge.[1]) In früherer Zeit (seit 1873) war der Sammelplatz für kürzere Mittheilungen und Aufsätze die von Birlinger begründete, von Pfaff fortgeführte Zeitschrift „Alemania", die aber das gesammte alemannische Sprachgebiet umfaßt und mehr noch als Volkskunde Literatur und Sprache pflegt. Eine reiche Fundgrube für allerlei Einzelheiten über Volksthümliches ist dann seit 1861 das mächtige Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, das „Schweizerische Idiotikon", das trotz zwanzigjähriger Arbeit noch nicht zum Abschluß gekommen ist. Ein Seitenstück dazu soll das Wörterbuch der welschschweizerischen Mundarten werden, das die Konferenz der Vorsteher der welschschweizerischen kantonalen Erziehungsdepartements im Juli 1896 herauszugeben beschlossen hat. Eine ausschließlich der Volkskunde gewidmete Zeitschrift aber gibt es in der Schweiz erst seit 1897, das „Schweizerische Archiv für Volkskunde, Vierteljahrsschrift, unter Mitwirkung des Vorstandes herausg. von Ed. Hoffmann-Krayer" (Zürich). Es ist das Organ, welches satzungsgemäß die „Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde" veröffentlicht. Der Gedanke, eine solche Gesellschaft ins Leben zu rufen, wurde bereits im Winter 1895/96 gefaßt, also in der Zeit, da auch in Deutschland überall derartige Vereine entstanden, als die neu erwachte Wissenschaft jenen frischen Aufschwung nahm, der seither glücklicherweise in beständiger Steigerung begriffen ist. Die Herren, die zunächst für die Verwirklichung des Gedankens eintraten, die beiden Privatdozenten Dr. Hoffmann-Krayer

1) Vgl. die Bibliographie von Mogk in Pauls Grundr. d. germ. Philologie, 2. Aufl., Bd. III, 513 u. 514.

und Dr. Stückelberg in Zürich, verfuhren mit der größten Umsicht; sie knüpften Beziehungen zu den schon bestehenden volkskundlichen Vereinen in Deutschland, Oesterreich, England, Frankreich, Belgien an und arbeiteten auf Grund eingehenden Studiums der einschlägigen Literatur einen Satzungsentwurf aus. So konnte denn im Mai 1896 die schweizerische Gesellschaft begründet werden.[2]) Ihr Zweck ist nach den Satzungen „die Sammlung und Erforschung volksthümlicher Ueberlieferungen der Schweiz, sowie die Pflege der Volkskunde im allgemeinen"; unter den Mitteln, diesen Zweck zu erreichen, steht obenan die Herausgabe der genannten Zeitschrift, die Aufsätze, Mittheilungen, Notizen und Besprechungen volkskundlicher Art von Mitgliedern und Nichtmitgliedern bringt.[3]) In den drei stattlichen Bänden (Jahrg. 1897—1899), die bisher erschienen sind, hat das Unternehmen bereits ganz ausgezeichnete Proben seiner Lebensfähigkeit und Tüchtigkeit abgelegt, und man darf ohne Bedenken das „Schweizerische Archiv" als eine der besten und reichhaltigsten volkskundlichen Zeitschriften überhaupt bezeichnen. Gleich der einleitende Aufsatz des Herausgebers bietet unter dem bescheidenen Titel „Zur Einführung" eine sehr geschickte und praktisch angeordnete Uebersicht alles dessen, was zur Volkskunde gehört und demnach in das Arbeitsbereich der Gesellschaft fällt. Ein besonderer Vorzug dieser Einführung ist es, daß sie sich nicht mit einer schematischen Aufzählung begnügt, sondern in anschaulicher, wenn auch gedrängter Form Erklärungen zufügt, die den Leser über den Inhalt der einzelnen Rubriken und Schlagwörter genauer unterrichten. Dadurch wird über den noch vielfach unklaren Begriff Volkskunde völlige Aufklärung gegeben, die Leser erhalten eine brauchbare Anleitung zum Sammeln, und die Ordnung des einlaufenden Materials wird bedeutend erleichtert. Da es für unsre junge Wissenschaft nur von Vortheil sein kann, wenn dieses schöne Programm auch über den Leserkreis der Zeitschrift hinaus bekannt und benutzt wird, so sei es gestattet, im Anschluß daran einen allgemeinen Ueberblick über die reichen Schätze volksthümlicher Ueberlieferungen der Schweiz zu geben, der natürlich nur die wichtigsten Punkte, und auch diese nur kurz, berühren kann.

An der Spitze stehen „anthropologische Beobachtungen", die zwar nicht unmittelbar zur eigentlichen Volkskunde gehören, aber doch ein werthvolles Hülfsmittel sind, sowohl die sogenannten Rassen- und Stammesunterschiede deutlicher hervorzuheben, als auch gewisse Mischungen und Uebergänge in Sitten, Bräuchen, Sprache u. s. w. zu erklären. Ueber Zweck und Art solcher Untersuchungen äußert sich ausführlich R. Martin in einem besonderen Aufsatze „Ziele und Methoden einer Rassenkunde der Schweiz" (I. 29). An zweiter Stelle folgt die Darlegung der „Siedlungs- und Wohnverhältnisse und der landwirthschaftlichen Kultur". Namentlich über die Haustypen liegt da schon eine Reihe lehrreicher Abhandlungen vor, die von der Pfahlbautenzeit bis zum Schweizerdorf in der Genfer Landesausstellung (1897) reichen. Prof. Hunziker, der übrigens gegenwärtig mit einem umfassenden Werke über das Schweizerhaus und seine Geschichte beschäftigt ist,[4]) steuert die drei bedeutendsten Aufsätze bei (I, 13. II, 89, 193). Unter denselben Abschnitt fallen auch die Angaben über Flurabtheilung, Hausmarken, bäuerliche Beschäftigungen und Geräthe, über das Verhältniß des Gesindes zur Herrschaft, alles Punkte, die durch mehrfache Beispiele und Zeugnisse erläutert werden. Weniger genaue Angaben liegen über Nr. 3, „die Nahrungsverhältnisse," vor; doch verheißt ein Aufruf von Hofrath Höfler in dem eben ausgegebenen ersten Hefte des vierten Jahrgangs eine Arbeit über ein interessantes Kapitel aus diesem Gebiet, über die sogenannten Gebildbrote (Gebäckformen), die mit zu den eigenartigsten Erzeugnissen des Volksbrauches gehören.[5]) Bei den „Trachten" (Nr. 4) werden mit Recht nicht bloß die bäuerlichen Gewänder ins Auge gefaßt, sondern auch Amts-, Berufs- und Standeskleidungen gebührend berücksichtigt; die Trachtenkunde erfreut sich übrigens in der Schweiz einer recht guten Pflege, wofür das glänzend ausgestattete Prachtwerk „Die schweizer Trachten vom 17. bis 19. Jahrhundert dargestellt unter Leitung von Frau Julie Heierli" (Zürich, Verlag des polygraphischen Instituts, 1897 ff.) ein Beweis ist; ein dem ersten Bande des „Archivs" beigegebenes Probebild, ein Mädchen aus Appenzell-Innerrhoden, zeugt in seiner vorzüglichen Ausführung von der Güte dieses Atlasses. Die „volksthümliche Kunst" (Nr. 5), ein noch allenthalben ziemlich vernachlässigtes Gebiet,[6]) findet in mehreren, z. Th. illustrirten, Aufsätzen Berücksichtigung. Der sechste Abschnitt „Sitten, Gebräuche, Feste" ist der inhaltreichste, und ihm sind natürlich die meisten Beiträge gewidmet, aus deren ergiebiger Fülle nur wenige der werthvollsten Arbeiten hervorgehoben werden können. Dahin gehört zuerst die umfangreiche, durch die ersten vier Hefte reichende Arbeit von Hoffmann-Krayer über „Die Fastnachtsgebräuche in der Schweiz", zu der in diesem und den späteren Bänden noch einige Ergänzungen und Zusätze, auch von anderen Verfassern, kommen. Anna Ithen schreibt über „Volksthümliches aus dem Kanton Zug" (Bd. I), J. C. Muoth gibt (Bd. II) ausführliche „Nachrichten über bündnerische Volksfeste und Bräuche", Bürli schildert ebenda „Volksthümliches aus Luzern", und „Gebräuche im Birseck" sammelt Sütterlin (III). Auf romanisches Gebiet führen die Aufsätze von D'Aucourt „Quelques coutumes du pays d'Ajoie" und W. Robert „La fête de Mai" (I), welch letzteren Stoff auch F. Chabloz (II, 14 ff.) behandelt. — Sehr viel Material ist auch für die folgende (7.) Gruppe „Volksmeinungen und Volksglauben" zusammengebracht. Zu einer ganzen Reihe kleinerer Berichte über Aberglauben kommt der größere von P. Hirzel über den Kanton Zürich (II), und vor allem die „Luzerner Akten zum Hexen- und Zauberwesen", die Hoffmann-Krayer im dritten Bande veröffentlicht; dazu kommt noch eine bedeutsame Abhandlung über Heiligenverehrung und ihre Geschichte „Translationen in der Schweiz" von E. A. Stückelberg (III). Französische Gebete und Zauberformeln theilt Chambaz mit (I), und V. Pellandini vertritt in seinen Aufsätzen „Credenze popolari nel Canton Ticino" (II und III) die italienisch sprechenden Gebiete. — In die achte Gruppe „Volksthümliches Recht" gehört u. a. die „Hochzeitssteuer an die Knabengesellschaft in Tomils", von der Meißner (I) berichtet, sowie die auf alte mili-

[2]) Die Mitgliederzahl betrug im November 1896: 298, im März 1900: 508. Der Jahresbeitrag beträgt 3 Fr.

[3]) Sie kostet jährlich für Mitglieder 4 Fr., für Nichtmitglieder 8 Fr.

[4]) Das Schweizerhaus nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Der erste Band, „Das Wallis", erschien vor kurzem. Aarau, 1900, H. R. Sauerländer. 12 Fr.

[5]) Auch für Schlesien steht eine solche Arbeit in Aussicht; vgl. Mittheilungen d. Schles. Gesellsch. f. Vkd. VII, 1 (1900) S. 18.

[6]) Eine rühmliche Ausnahme macht das Werk von Zell, Bauern-Möbel aus dem bayerischen Hochland (Frankfurt a. M., H. Keller) und der 14. und 16. Abschnitt in Wuttke's „Sächsischer Volkskunde."

tärische Einrichtungen zurückgehenden „Knabenschaften", die Muoth in seinem genannten Aufsatze erwähnt und zum Theil auch das Rechtsverfahren gegen die Hexen. Außerordentlich reich ist dann wieder die 9. Abtheilung „Volksdichtung". In deutschen, französischen und italienischen Mundarten finden sich Lieder aller Art, unter denen besonders die zahlreichen Weihnachtslieder wichtig sind; Sprüche, Rätsel, Sagen und Legenden, auch Volksschauspiele, werden in jedem Hefte öfters bezeugt. — Die letzten sechs Gruppen „Spiele (10), Musik und Tanz (11), Volkswitze und -spott (12), Redensarten und Formeln (13), Namen (14) und Wortschatz (15)" brauchen, da es sich nur um Einzelheiten handelt, bloß mit dem Bemerken angeführt zu werden, daß für jede von ihnen schon manches, mitunter sogar ganz Reichliches beigesteuert ist. Von Bedeutung ist namentlich ein zusammenhängendes, bisher unbekanntes Wörterverzeichniß der Gaunersprache von 1735 (III) mit dem Titel „Allerhand Wörter, deren sich die zu Basel verhaffte Diebs-Bande in ihrer Sprach bedienet, und welche unter ihren annoch herum-vagirenden Mithafften dissmalen ganz gemein seyn solle." Ferner sei noch ein kleiner Aufsatz Pellandini's „Il gergo delle ragazze ticinesi" (II, 305), erwähnt, weil er zeigt, wie die italienisch sprechenden Kinder des Kantons Ticino ihre Muttersprache nach denselben Regeln mißhandeln, nach denen es, wie noch in einigen andern Gegenden Deutschlands und Frankreichs z. B. auch die schlesische Jugend thut: durch die sogenannte F-, R-, S- oder Z-Sprache (in Schlesien ist es eine P-Sprache), in der hinter jeder Silbe eines Wortes eine neue, mit f (oder r, s und s. f.) anlautende, und mit dem Vokal der vorhergehenden gebildete Silbe eingeschoben wird.

Innerhalb dieses Rahmens fällt also der Hauptinhalt der Zeitschrift; aber erschöpft ist er damit noch nicht. Jedes Heft enthält außerdem eine Anzahl Miszellen, einen Fragekasten für die Leser, eine kleine Rundschau und Bücheranzeigen; jedes Jahr erscheint ein Mitgliederverzeichniß, ein Jahresbericht und eine sehr wichtige und dankenswerthe Beigabe, eine vom Herausgeber besorgte Bibliographie der schweizerischen Volkskunde. Endlich ist noch eine besondere Einrichtung der Gesellschaft zu rühmen, die von dem Geschick und der Rührigkeit zeugt, womit sie ihre Aufgabe erfaßt, eine Einrichtung, die um ihrer wirksamen Anregung willen auch von andern größeren volkskundlichen Vereinen nachgeahmt zu werden verdiente, die Preisausschreibungen. Die Aufgaben sind ziemlich allgemein gehalten und fordern hauptsächlich zum Sammeln auf. Das erste Mal wurde eine Sammlung von Amateurphotographien mit einem Preise von 100 Fr. ausgezeichnet, über den Erfolg des zweiten Wettbewerbes, betreffend Brauch und Dichtung, zu dem vier Arbeiten eingelaufen sind, wird das nächste Heft (IV, 2) berichten.

Die obigen Ausführungen dürften wohl zeigen, daß die „Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde" in der That eine ganz bedeutende Leistungsfähigkeit besitzt, und daß das früher ausgesprochene Urtheil über ihre Zeitschrift berechtigt ist. Wir schließen mit dem Wunsche, daß sich beide in Zukunft ebenso frisch und kräftig weiter entwickeln mögen, wie es bisher der Fall war, und wir empfehlen das „Archiv" allen Freunden unsrer Wissenschaft und des Volksthums. Auch Nichtschweizer werden es mit Genuß und Belehrung lesen. Gilt es doch gerade in der Volkskunde, von dem eigenen, engen Heimathskreis, den man natürlich auch nicht vernachlässigen darf, den Blick vergleichend hinauszulenken in ferne, fremde Gegenden, um ihn zu schärfen für die oft in gleicher Weise bezeichnenden Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten in den Aeußerungen der Volksseele.

H. Jantzen.

Selma Lagerlöfs „Wunder des Antichrist". [1])

Von Albert Geiger (Karlsruhe i. B.).

Selma Lagerlöf hat sich schon in ihrem Buche „Gösta-Barlings-Saga" als eine der intensivsten Kräfte jener Jung-Romantik in Skandinavien erwiesen, welche als Reaktion auf die naturalistische Periode das freie zügellose Spiel der Phantasie auf dem Parnaß heimisch machen wollen. Aus dem gleichen Grund und Boden hypertrophischer Phantasie ist auch die seltsam-mystische Blüthe dieses Romans erwachsen, welche uns wirklich zuweilen die Empfindung vorzaubert, als leuchte durch seine Blätter der berauschende Schein der „blauen Blumen". Das Eigenartige dabei ist, daß die Dichterin ihre Wunder des „Antichrist" mitten in das modernste Leben hineingestellt hat. Zwei Weltanschauungen stehen sich in dem Buche gegenüber: eine diesseitige und eine jenseitige. Die Verfasserin hat zur Inkarnation dieser Weltanschauungen ihre charakteristischen Formen benutzt; sie hat den Sozialismus, der nur das Glück der Erde, aber hier endlich ein volles, ungetrübtes, allgemeines will, dem Katholizismus gegenübergestellt, der sich von allen Religionen noch immer den transscendentesten Charakter bewahrt hat. Sie findet einen glücklichen legendären Ausdruck für die Gefahr, welche ihr im Sozialismus zu liegen scheint. Mit den Worten einer sicilischen Volkssage schildert sie sein Wesen: „Wenn der Antichrist kommt, wird er ganz gleich Christus zu sein scheinen. Dann wird große Noth herrschen, und der Antichrist wird gehen von Land zu Land und den Armen Brot geben. Und er wird viele Anhänger gewinnen." Der Sozialismus erscheint also unter einer gewissermaßen apokalyptischen Maske als der Antichrist, der furchtbarste Gegner Christi, da er sich Wesen und Art der Gottheit annaßt und in solcher Gestalt darauf ausgeht, die Welt zu entgöttern. Die Lehre, die er verkündet, die Wunder, die er thut, sie scheinen aus derselben Quelle zu fließen wie das wahre Evangelium. Diese Lehre, „sie liebt und entsagt und leidet" wie die Christi. Aber was sie verspricht, das will sie schon hier erfüllen. Wie muß sich dieser größten Gefahr gegenüber die Kirche verhalten? Nicht mit Interdikt und Scheiterhaufen kann sie diese Bewegung aus der Welt schaffen; oder weniger bildlich gesprochen: nicht mit wildem Zelotismus darf sie ihr begegnen; dadurch wird der Antichrist nur immer mächtiger. Sie muß die Zeit verstehen lernen; sie muß auf das Wesen der neuen Lehre eingehen und sie sachte dem wahren Glauben dienstbar machen. Das der philosophische Kern des Buches. Wir sehen, wie im Sinne modernster Vorgänge, die sich ja täglich unter unsern Augen abspielen, die Dichterin ihr Problem erfaßt hat. So ist ihr Buch wirklich der Spiegel einer Zeit, in welcher das Reich der Erde und das Reich des Himmels, civitas terrena und civitas Dei, in einen letzten gigantischen Kampf eingetreten zu sein scheinen. Aber welch ein Spiegel! Wir sehen reales Leben darin und im Augenblick zerfließt es in mystisches Farbenspiel, ein wundersames romantisches Mosaik ...

Die Volkssage vom Antichrist hat die Verfasserin weiter ausgebaut; die Legende muß sich in ein greifbares Symbol wandeln. Ein echtes Christus-

---

[1]) Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Ernst Brausewetter. Mainz 1899. Franz Kirchheim.

Bild und ein falsches müssen Christ und Antichrist versinnbildlichen. Aus der Basilica Aracoeli auf dem Kapitol raubt eine Engländerin aus Antiquitätenspleen ein wunderthätiges Jesuskindlein, geschnitzt aus Olivenholz vom Garten Gethsemane; dafür schiebt sie ein nachgemachtes aus profanem Ulmenholz unter; jenes ist mit Edelsteinen geschmückt, dieses mit Glasperlen. Das echte Bild hat sich zum Zeichen seiner Göttlichkeit selbst angemalt, das falsche wird von gewöhnlichen Malerhänden bemalt. Und überdem trägt das nachgemachte auf seiner Krone von Goldblech die Inschrift: Mein Reich ist *nur* von dieser Welt. Die Engländerin hatte zur Entlastung ihres Gewissens diese Worte hineingeritzt. So symbolisirt Lagerlöf die wahre und die falsche Lehre. Die Mönche entdecken schließlich den Betrug, und ihr Guardian schleudert das falsche Jesuskindlein, in dem er den Antichrist erblickt, vom Kapitol hinab in die Welt.

Hier macht das Bild des Antichrist allerlei Kreuz- und Querzüge, und wo es hinkommt, schwindet auf wundersame Weise die Macht Christi. Endlich kommt es auch nach *Diamante*[2]) am Abhang des Aetna, in Sicilien. Und damit sind auch wir zum eigentlichen Schauplatz des Romans gelangt.

Nicht ohne Bedeutung hat die Dichterin diesen Schauplatz nach Sicilien verlegt. Wohl kaum irgendwo dürfte es größere soziale Noth geben als in dieser einstigen Getreidekammer Roms; hier sind ja die berüchtigten Bergwerke, deren Zustände schon oft die Diskussion der empörten Welt geworden sind; hier gibt es die meisten Analphabeten Italiens; hier die meisten Hütten, in denen Menschen und Vieh einträchtiglich zusammenleben. Als Gegenstück der Reichthum einzelner Adelsgeschlechter grell abstechend. Nirgends auch kann die Bigotterie größer sein als hier; die Luft ist von Wundern und Wunderglauben völlig geschwängert und bildet eine Sphäre, in der auch das rein Zufällige wundersam und märchenhaft erscheinen kann. Zu diesen verschiedenen Lebenselementen, die in ihrem trüben Gemisch einen niederdrückenden Eindruck machen, tritt nun der Sozialismus und will reinigen und heilen. Die reiche Erde Siciliens in ihrer überschwänglichen Fülle, in welcher erhabene Ruinen von einstigem Glanze reden, scheint die klaren, modern denkenden Menschen aufzufordern: es ist genug da, um Alle glücklich und satt zu machen; es müßte nur gerecht vertheilt sein. Und so treten die Da Felice, Bosco, Verro, Barbato und endlich der Held unsres Romans: *Gaetano Alagona* auf, um das Volk frei zu machen und die Regierung an ihre Pflichten zu mahnen.

Bevor wir uns nun näher mit diesem Gaetano beschäftigen, verdient es Diamante, in dem er einen Theil seiner Jugend verbringt, daß wir einen Blick darauf werfen. Diese alte Sarazenenstadt am Fuße des Aetna oder Mongibello, wie ihn die Eingeborenen nennen, des Fürsten der Berge — ist ein wahres Schmuckkästchen voll pittoresker Reize und eigenartiger Menschentypen. Die Dichterin schildert die romantische Gestalt und Lage der Stadt in origineller Art: das Volk erzählt sich: „Die Stadt hätte einmal unten auf dem Thalgrund gelegen. Da kam die Lava und guckte feuerroth über den Thalrand. Was, war der jüngste Tag gekommen? Die Stadt nahm in aller Eile alle ihre Häuser auf den Rücken, auf den Kopf und unter die Arme und sprang den Monte Chiaro hinauf, der gerade zur Hand lag. Im Zickzack sprang sie am Berge hinauf. Als sie weit genug oben war, warf sie ein Stadtthor und ein Stückchen Stadtmauer hinunter. Dann sprang sie spiralförmig um den Berg herum und ließ überall Häuser fallen; zu oberst das Werthvollste: die Domkirche, das Rathhaus und die Paläste der Adelsgeschlechter . . ." Als Micaëla Palmeri, die Heldin des Romans, Diamante zum erstenmal sieht, im Glanze der Morgensonne, auf dem palmenbewachsenen, steilen Monte Chiaro, mauernbeschirmt und thurmgeziert, mit blitzenden Fenstern und Wetterfahnen, tief unten das Thal, in dem die Lavaerde wie schwarzer Sammet glänzt und der Simeto weiß dahinschäumt, darüber der Aetna, dessen Hochschnee in der Sonne zu brennen scheint und die rosig erstrahlende Bergkette ringsherum — bei diesem Bilde glaubt Micaëla ein Vision, eine himmlische Traumerscheinung zu haben. Und nun denke man sich zu dieser Stadt, zu ihren romantischen Kirchen und Palästen die tief nach dem Simeto herabsteigenden Gärten voll alter Bäume, Magnolien, deren herrliche Blüthenblätter den Liebenden zur geheimen Sprache dienen, Platanen, Pinien, Orangen, das Feld um die Stadt mit Mandelbäumen bedeckt, die mit ihrer weißen Blüthe zwischen dem Kaktus und den Ginsterbüscheln auf der schwarzen Lava „wie Prinzessinnen stehen", weiterhin am Aetna die Reben, Nußbäume, Eichen, eine gesegnete Natur! Man denke sich die Tempel- und Theaterruinen dazu und das ewige Meer! Man denke sich die Menschen, die da leben: Handwerker, in denen ein Blutstropfen der homerischen Rhapsoden rollt, Kaufleute, die aus Fürstengeschlecht stammen, die die Woche über mit Südfrüchten und Spezereien handeln und Sonntags auf dem Markte Mascagni dirigiren, Puppenspieler, die mit dem Stolze eines Königs Oratorien aufführen, Advokaten, denen nur die Toga fehlt, um die Zeit Cicero's lebendig zu machen, Bettelmönche, deren Heiligkeit sich davon herschreibt, daß sie die Gewinnnummern der Lotterie am besten zu errathen wissen, blinde Harfenspieler mit weißwallenden Bärten, die frommen alten Weiblein und die liebesinnenden, stolz-graziösen Mädchen mit unergründlichen Augen, die Stadtjugend wie in Bizets „Carmen" malerisch, frech, altklug und in steter Unruhe, was es für neuen Spektakel geben könne! Und man träume sich endlich in diese märchenhaften Mondscheinnächte, wenn die Mandelblüthe über der Lava schimmert, in ihr heißes Liebesgeflüster, ihre Stanzen und Canzonen beim Guitarrenklang . . . und man hat ungefähr eine Vorstellung von Diamante, wie es die Dichterin schildert.

Je mehr wir in den Rahmen der Erzählung eintreten, desto mehr fällt uns auf, daß die Verfasserin in der Ausgestaltung derselben romantischer Willkür huldigt. Die Verknüpfung des eigentlichen Romans mit dem Prolog ist schwach und nur die hervorragende Schilderungskunst der Dichterin vermag uns über diese Schwäche hinwegzutäuschen. Die reisende Engländerin, die am Antiquitätenspleen leidet, muß auch hier wieder das Vehikel abgeben, welches das Antichrist-Bild nach Diamante bringt. Es vererbt sich von einem Exemplar dieser Spezies zum andern und endlich führt es eine Miß Tottenham in die Sarazenenstadt ein. Und dann: die Wunder, welche dieses Bild wirkt, sind sie Zufall, sind sie Wunder, oder entspringen sie einer göttlichen Vorsehung? Sie vermögen nur zur Förderung des materiellen Interesses zu wirken, getreu dem Motto dieses falschen Bildes: Mein Reich ist nur von dieser Welt. So lange dieses Bild in Diamante weilt, hat Niemand an seine Seele gedacht. Wollte also Gott dadurch, daß er diese Wunder durch den Antichrist vollbringen ließ, darthun, wie gefährlich und verführerisch dieser falsche Chri-

[2]) Die Dichterin hat einen pseudonymen Namen für irgend eine Stadt am Aetna-Abhang gewählt; ein Diamante ist mir nur von der Westküste Italiens bekannt.

stus ist? Die Verfasserin gibt uns darauf nur eine verworrene Antwort. Endlich aber mischt sie, was in ihrer legendären Behandlung der sozialen Frage freilich kaum zu vermeiden war, Reales und Symbol fortwährend durcheinander. Das Symbol des Sozialismus, das falsche Christusbild, bewirkt in Diamante die Vermaterialisirung der Menschen. Zugleich aber trägt der junge Gaetano von England die soziale Idee nach Diamante; also ein ganz faktischer Vorgang, der durchaus nichts vom Wunder hat. Und zwischen diesen beiden Momenten schwankt der Leser hin und her, sieht bald das Eine, bald das Andere auftauchen und ist froh, wenn er sich an die eigentlich plastischen Theile des Ganzen halten darf.

Und diese, das Lebensdrama Gaetano's und Micaëla's möchte ich kurz herausgreifen. In Beiden hat Selma Lagerlöf es wirklich erreicht, Kinder ihres Volkes darzustellen, erfüllt von seinem Blute, beherrscht von seiner Eigenart bis ins einzelste ihrer Handlungen. Gaetano Alagona entstammt einem alten „Fürstengeschlecht“ Diamante's, das von dem alten Glanze wenig mehr als das Palazzo und die Erinnerungen herrlicher Tage hat, die vor langer Zeit sich darin abspielten. Dieses Palais wird nur in den unteren Räumen von Don Ferrante Alagona bewohnt, der dort einen Kaufladen hat. Gegenüber wohnt in einem winzigen Häuschen seine Schwester, Donna Elisa, eine Witwe, die einen Handel mit Heiligenbildern treibt, die herzensguteste geschwätzige Frau, die man sich denken mag. Und sie ist es, welche den jungen Gaetano aus der Obhut der Jesuiten von „Santa Maria zu Gesu“ in Palermo abholt, um ihn nach Diamante zu bringen. Sie will lieber ihr bißchen Armuth mit dem Alagonasprößling theilen, als ihn unter fremden Menschen wissen zu müssen. Die Scene, wie sie dem Knaben vom Aetna und Diamante erzählt, um ihn ihrem Vorschlag gefügig zu machen, ist ein kleines Meisterstück von Schilderungskunst. Man sieht diese gute Alte förmlich vor sich; man hört aus ihrer langen Erzählung von den Wundern des „Mongibello“ und den Schönheiten Diamante's den Geist der italienischen Improvisatoren . . . Gaetano wird in seiner neuen Wohnstätte bald heimisch. Zuerst, als er den Pater Gondo, einen jener Einsiedlermönche aus den Höhlen des Aetna, predigen hört, erwacht in ihm der kindliche Wunsch, auch solch ein Prediger und Heiliger zu werden und so zum Volke zu sprechen, denn von einem tragischen Vorfall seiner Kindheit her lebt in ihm der Wunsch „Gott zu dienen“. Diesen Gedanken hält seine Seele mit derselben Inbrunst erfaßt, mit welcher später der Jüngling-Mann den des Sozialismus. Der Kummer Donna Elisa's über seine Absicht bewegt ihn, als Nachfolger ihres seligen Mannes sich der Holzbildhauerei zu widmen und zu Gottes Ehre Engel und Heilige zu schnitzen. Aber eines Tages erwacht in ihm aufs neue der Trennungsgedanke; über Sicilien hängt schwerere Noth denn je; Donna Elisa's Laden geht nicht mehr; denn selbst zum Rosenkränzekaufen sind die Leute zu arm . . . Da, mitten in die innerlichen Kämpfe tritt Micaëla Palmieri, die seines Lebens Schicksal werden soll.

Micaëla Palmieri ist die echte Sicilianerin. Ein blasses feingeschnittenes Oval, darin ein paar Augen, die für sich allein eine ganze Welt von Freude, Schmerz, Verzweiflung ausdrücken können. Eine zarte elastische Gestalt. Etwas abhängiges scheues Kindliches im ganzen Wesen; zugleich aber eine lebhafte Energie, die nur einen Widerstand zu finden braucht, um sich in seltener Weise zu entfalten. Viel Sinnendes, Träumendes in ihrer Natur; eine melancholische Romantik. In dem Städtchen Diamante blüht sie auf wie eine Märchenblume, ein vielbesprochenes Wunder. Eines Tages, im heitersten Sonnenschein, selbst der Aetna ist fröhlich, geht die Fremde in Trauer, in tiefster schwarzer Trauer über den lustigen Markt. Alles starrt ihr mit offenem Munde nach. Bald weiß man: sie kommt aus Catania, ihr Vater ist wegen Unterschlagung verurtheilt; aus dem Luxus eines herrlichen Palastes wäre sie auf die Straße gestoßen, hätte sich nicht Gianitta, ihre Pathenschwester aus Diamante, ihrer erbarmt und sie mit nach Diamante genommen . . . . Und eines Tages durcheilt die Stadt noch eine andere Kunde: Don Ferrante Alagona, der Kaufmann aus fürstlichem Geblüt, wird sie heirathen . . . sie wird als Herrin in den Sommerpalast der Alagonas einziehen. Das Erste, was sie als Frau thut ist, ihren wieder freigekommenen Vater zu sich zu nehmen. Und deßwegen entzweit sie sich zuerst mit Don Ferrante. Denn nach einiger Zeit erklärt ihr der, daß er ihren Vater in ein Altmännerhaus in Catania eingekauft habe. Sie soll ihren geliebten, vergötterten Vater hergeben? Wenn er auch zehnmal ein Unrecht zu büßen hatte! Sie wird es nicht dulden . . . In dieser Zeit innerlichen Jammers fällt ihr Bekanntwerden mit Gaetano Albagona. In ihrer Angst um den Vater, der in vier Wochen nach Catania abreisen soll, geht sie von einer Kirche zur andern, von Heiligenbild zu Heiligenbild, von Madonna zu Madonna. Aber Don Ferrante's Sinn erweicht sich nicht. Und eines Morgens tritt sie bei Elisa ein, eine Kerze zu kaufen. Da Elisa nicht da ist, muß Gaetano sie bedienen. Sie sieht zum erstenmal, wie schön er ist, der junge Holzschnitzer. Er gleicht einem Bilde von Van Dyck, „wie er die üppigen Locken aus dem Gesicht schüttelt und wie seine goldfarbigen Augen wie goldener Wein leuchten, der vom Sonnenlicht durchstrahlt wird.“ Gaetano schenkt der schönen Verwandten, der er bisher beharrlich ausgewichen, sein Meisterwerk, einen prächtigen San Michele. Aber sie weist das Geschenk zurück: ach, ihr kann kein Heiliger, nicht einmal die schwarze Madonna, die größte Wunderthäterin Diamante's, vermag ihr zu helfen. Und sie schüttet ihm ihr Herz aus. Er geräth in Eifer. Wie, die Heiligen, die Madonna sollten dem Menschen nicht helfen? Sie müssen helfen! Man muß sie zwingen! Und nun kommt ein echt italienischer Zug. Man muß ihnen zeigen, daß man sein Seelenheil preiszugeben im Stande ist, wenn sie nicht helfen . . . Micaëla, ganz entsetzt, reißt sich los. Sie ahnt ja nicht, welch Neues in ihr Leben treten soll. Nach einem wundervoll geschilderten Gang mit Gaetano in der Mondnacht am Aetnahang unter silberblühenden Mandelbäumen, bei dem sie ihre Noth aufs neue klagt und er sie endlich wie ein verwaistes Kind an sich zieht und küßt, ohne daß sie widerstreben kann — setzt er ihr auseinander, wie er ihr Unglück sich zurechtgelegt hat. Die Himmlischen wollten damit nichts anderes, als darthun, daß sie *ihm*, Gaetano, und nicht Don Ferrante bestimmt sei. Daß sie mit ihm fliehen müsse, um sein eigen zu werden. Das ist südländisch-katholische Kasuistik; doch sie reißt hin. Gleich den Blüthenbüschen, die der Ginster des Aetna in einer Nacht hervortreibt, ist die Liebe in den Beiden aufgestanden. Aber das Schicksal will es anders.

An dem Tage, da Micaëla ihren Vater nach Catania begleiten will, um dort Gaetano zu treffen, von seliger Unruhe verzehrt, in Gedanken immer reisend mit ihm, denn er und nichts als er ist jetzt in ihr . . . es ist die naive Unbekümmertheit der großen Leidenschaft . . . an dem Tage zieht ein Gast in Diamante ein, der nun dort hausen und seine Wunder thun soll: das Bild des Antichrist. Ich werde mich nicht mit der Aufzählung dieser „Wunder“ befassen, da eine solche in endloses Detail führen

würde. Genug, jener Heilige, welcher die Menschen warnt, wenn Böses sich naht, San Pasquale, läßt sich auch jetzt eindringlich vernehmen. Der Tag, an dem Miß Tottenham in Diamante eintrifft, mit ihrem ganzen Antiquitätenkram, darunter das falsche Jesuskindlein ist einer jener kritischen Tage am Aetnaabhang, welche die Bewohner in abergläubische Angst versetzen. Wolken sind des Morgens vom Aetna herabgestürmt, „so dicht, als wenn es Staub wäre, der von unzähligen Herden aufgetrampelt würde, und sie erfüllten die ganze Luft, wie dunkelbeflügelte Drachen, und spien Regen aus und feuchten Nebel und Dunkel um sich her. Und die Luft wurde so dick in Diamante, daß man nicht quer über die Straße sehen konnte." Man stelle sich vor, wie auf den licht- und sonnegewohnten südländischen Gemüthern eine solche Stimmung lastet! Und nun plötzlich, beginnen die Glocken der Kapelle des San Pasquale draußen vor der Stadt zu läuten, von selbst, ohne daß Jemand den Strick ziehen würde. Und sie läuten durch den Nebel; Niemand hat sie noch so klingen hören. Es wird Mittag; Nachmittag; sie läuten immer fort. Da geräth die gute Stadt Diamante in einen panischen Schrecken. Was ist es Furchtbares, vor dem San Pasquale so eindringlich warnt? Ein Erdbeben? Der Aetna wird ausbrechen? Eine feindliche Flotte auf dem Meer? Man beginnt, seiner Sünden zu gedenken. Die Beichtstühle sind belagert. Donna Elisa's Laden wird ausverkauft. Don Ferrante geht aufgeregt in seinem Geschäft hin und her. Alles kommt zu ihm, um ihn um seine Meinung zu fragen; er ist ja der letzte Alagona . . . Nur Micaëla wartet in glückseliger Ungeduld auf die Post nach Catania. Ihr läuten diese Glocken „die große Leidenschaft ihrer Seele ein". Da . . . ein Geläuf . . . viele Stimmen . . . Menschen, die in ihrer Mitte etwas schweres tragen . . . . Es ist Don Ferrante, der gestochen worden ist, als er einen überlästigen Eindringling aus seinem Laden wies . . . Und nun, verwundet, macht er seiner Frau ein Zeichen: ihr Vater könne bleiben . . . Auch ihm haben die Glocken von San Pasquale das Gewissen schlagen gemacht . . . Micaëla ist vernichtet. Darf ihr Vater bleiben, so hat sie auch kein Recht mehr, zu fliehen. . . . Damit ist der erste Akt des Liebesdramas zu Ende. Gaetano ist zwar aus Catania wieder zurückgekehrt. Aber er sieht, daß in Diamante nicht mehr lange seines Bleibens sein kann mit einer hoffnungslosen Leidenschaft, deren Stillung Sünde wäre. Er ergreift Miß Tottenhams Vorschlag, welche durch einen Zufall — oder ein Wunder? denn auch hier spielt das falsche Christusbild eine Rolle — auf seine Künstlerschaft aufmerksam geworden ist und ihn im Ausland auf ihre Kosten ausbilden lassen will. Er reist nach England.

Und nun beginnen die Zeiten mit ihren Fragen und Forderungen, das Leben ihrer Mitmenschen um sie her, das Liebespaar aus dem egoistischen Versenktsein in sich selbst und ihre Leidenschaft aufzurütteln. Zunächst Micaëla. Der Tod Ferrante's, der von seinem Krankenlager als siecher Mann aufgestanden war, ist die erste schwere Mahnung des Lebens an sie. Zugleich entsteht der Aufruhr in Sicilien. Die ganze Ernte ist mißrathen. In den Schwefelgruben gibt es Arbeitseinstellungen und Unruhen. Die Regierung sendet Soldaten aus, die Leute zur Arbeit zu zwingen. Sie weiß wohl nicht, wie die Menschen in den Schwefelgruben behandelt werden, daß statt Maschinen Kinder das Erz aus den tiefen Schächten hinaufschleppen müssen, Sklaven, welche ihre Eltern an die Arbeitgeber verkauft haben . . .? Eines Tages füllt sich Diamante mit wilden Gesichtern; Sträflinge sollen es sein, die ausgebrochen sind. Der Belagerungszustand ist über die Insel verhängt; die Fremden fliehen. Die Sozialisten predigen eine allgemeine Erhebung. Und dann — geschieht das Furchtbarste. Micaëla muß hören, daß Gaetano als Sozialist zurückgekommen ist. Er ist also einer von den Menschen, die Sicilien der Furie des Aufruhrs preisgeben, die auch Micaëlas Hab und Gut der Plünderung, sie selbst als Reiche der Gefahr der Ermordung aussetzen wollen . .? Gaetano predigt in Diamante. Er stachelt die Menschen aus ihrer dumpfen Lethargie. Er verspricht ihnen das Glück auf Erden, das Glück des Antichrist. Alle Menschen sollen Brüder sein. Keiner bevorzugt. Die Unterdrückten haben das Recht, ihren Theil an der Erde, ihren Früchten, ihren Schätzen zu nehmen. Und in einer wundervollen Mondnachtscene enthüllt er Micaëla, die gekommen ist, um ihn zum Glauben zurückzuführen, im Garten hinter Elisa's Häuschen das ganze Programm des Sozialismus in poetisch-pathetischen Worten. Er spricht von dem neuen Heil, welches den eigentlichen Sinn der Erde erkannt hat, von den Aposteln und Märtyrern desselben. Micaëla fühlt sich berauscht von seiner Persönlichkeit, hingerissen von dem Schwung seiner Sprache; mit Entsetzen fühlt sie's. Und instinktiv, wie um sich vor ihm zu retten, sagt sie höhnisch: es sei also wahr, was man in Diamante sage, er sei in seiner Kunst nicht fortgekommen und deßhalb Sozialist geworden. Da zeigt er ihr eine Madonna aus schwarzem Marmor, von ihm gemeißelt; das Bild trägt Micaëla's Züge. In diesem Augenblick flammt in ihr der ganze fromme Eifer der Gläubigen auf; sie stürzt das Marmorbild die Balustrade hinab, daß es an der steilen Bergwand zerschellt; unten im Simeto findet es sein Grab. „Mit welchem Recht meißeln S i e Madonnen? . . . Sie glauben also doch noch an Gott . . .?" Da fühlt er mit einemmal die ungeheure Kluft zwischen ihnen; fühlt, was er an ihr verliert; wie er sie mit diesem Madonnenbild beleidigt hat. Und plötzlich ist es, als ob das Weib über die Idee siegen solle! Ihr Besitz dünkt ihn nun mehr werth, als die Befreiung von ganz Sicilien. Da rollt ein Schuß durch die Nacht . . . Furchtbarer Lärm in der Stadt . . . Drüben in Paterno und zugleich in Diamante bricht der Aufstand los . . . Gaetano will hinaus; die Thür ist verschlossen. Micaëla hat ihn einschließen wollen, um ihn so zu retten. Aber nun gibt sie ihm freie Bahn. Sie wagt nicht, ihn vor Gottes Zorn zu schützen. Der Fanatismus in ihr hält die Liebe nieder. Einen Augenblick nur; als Gaetano nun geht, da fühlt er sich von ihr umschlungen, ihre Lippen die seinigen suchend. Aber er stößt sie zurück. „Sie ist ihm gespensterhaft unheimlich in ihrem alten Glauben." Und er stürzt fort; seinem Verhängniß entgegen. Mit gewöhnlichen Banditen wird er aufgegriffen und vom Kriegsgericht zu neunundzwanzig Jahren Gefängniß verurtheilt. Dies erfährt Micaëla erst, als sie von der langen Ohnmacht erwacht, in welche sie fiel, als sie in jener Nacht ihre Zofe und Pathenschwester Gianitta von den Banditen ermordet findet. Sie hat die Schuld daran. Und nun kehrt ihre ganze große Liebe wieder. Sie schreibt an Gaetano. Mit den heißesten Worten. Sie erhält keine Antwort. Gaetano liebt sie also nicht. Da will sie nicht mehr leben. Sie welkt zum Schatten. Sie weiß ja nicht, daß Gaetano sie für die Ermordete hält. Durch einen Zufall wurde Gianitta's Leiche während jener Gerichtsverhandlung, mit dem Bahrtuch der Alagonas zugedeckt, an dem Gerichtssaal vorbeigetragen. Gaetano glaubte Micaëla darunter. Damit ist das Leben für ihn beschlossen und darum will er auch nichts mehr von der Außenwelt. Das erfährt Micaëla erst lange später, als bei einem Heiligenfest ein Improvisator auf dem Markt die Geschichte jener Verurtheilung vorträgt; denn Gaetano ist seit jener

Nacht zum Heros von Diamante geworden. Nun weiß sie: er liebt sie! Und nun will sie auch leben! Leben, um ihn zu befreien ...

Von diesem Höhepunkt fällt das Buch Lagerlöfs langsam herab. Der Strom der Erzählung, der bisher im Ganzen klar und einheitlich floß, verliert sich jetzt in eine Reihe von Rinnsalen, die allerlei Trübes, Mystisches mit sich führen. Das Motto dieser Kapitel ist dies: der Antichrist, geht von Haus zu Haus und gibt den Armen Brot. Durch Verknüpfung mit allerlei Zufälligkeiten — oder Wundern? — wird das falsche Christusbild der allgemein verehrte Wunderthäter von Diamante. Und Micaëla ist gewissermaßen seine Patronin, die zuerst an ihn glaubt und seinen Kult in Diamante einführt. Seine größte Wunderthat ist — der Bau der Aetnabahn, die der Aetnagegend das Glück bringen soll, Micaëla setzt sie in Scene, um sie dem König von Italien als Aequivalent für die Freilassung Gaetano Alagona's anzubieten! Und unter der Aegide des falschen Christusbildes wird sie durchgeführt und sogar ihr gefährlichster Gegner, ein berühmter Bandit am Aetna, von seinem Widerstand gegen sie abgebracht. Dieser Erfolg garantirt alles Andere; die Bahn wird populär. Inwieweit die Verfasserin hier irgend welchen Legenden gefolgt ist, welche sich im Volk um den Bau dieser Bahn gebildet haben, kann ich nicht entscheiden. Aber daß diese moderne Romantik, welche Wunder und Wirklichkeit, Heiligenbilder und ein technisches Werk miteinander verquickt, in hohem Grade fremdartig und naiv berührt, liegt auf der Hand. Ebenso bewunderungswürdig ist es aber, wie die Verfasserin, nachdem ihr Liebespaar eigentlich außer Aktion getreten, mit Schilderungen des Volkslebens und seiner charakteristischen Typen uns zu fesseln weiß, bis Gaetano Alagona mit den anderen Sozialistenführern De Felice, Bosco u. s. w. begnadigt und zur endlichen Vereinigung mit der Geliebten seiner Heimath zurückgegeben wird. Freilich, um die bange Frage: wie steht es mit den Weltanschauungen der Beiden in der Zukunft? — bringt uns dies Ende nicht herum.

Und das Bild des Antichrist? Geliebt, verehrt, angebetet ob immer neuer Wunder würde es zu einem neuen Kultus in ganz Sicilien Veranlassung geben, wenn eines Tages nicht eine Sicilianerin vor peinigenden Gewissensqualen bei ihm Trost und Erholung holen hätte wollen. Statt sie zu finden, wird sie am Altar des Bildes wahnsinnig. Und da entdeckt Pater Gondo, der fromme Eremit, die Inschrift der Krone: Mein Reich ist nur von dieser Welt! Alles ist ihm klar. Irdische Güter konnte das Bildniß geben. Den Frieden einer wunden Seele zu spenden, ist ihm versagt. Und er schleppt das Bild auf den Scheiterhaufen. Aber einer seiner Verehrer entreißt es seinen Henkern und wirft es einer reisenden Engländerin in den Wagen. So zieht es von neuem in die Welt. . . .

Was aber ist die Quintessenz des Buches? Der Klügste aller Menschen, der alte Papst, gibt sie, als ihm Pater Gondo von dem wunderthätigen Bild erzählt, in den Worten: „Niemand kann die Menschen von ihren Leiden befreien, aber dem soll viel vergeben werden, der in ihnen neuen Muth erzeugt, sie zu tragen!“ Darum soll die Kirche den Sozialismus, die Imitation Christi, nicht hassen, sondern in ihrer Weise auslegen als ein Mittel mehr, den Menschen das Leben erträglich zu machen. Welche Melancholie in dieser Schlußwendung! Und welch grausame Ironie! Freilich, wenn der Himmel Werth behalten soll, dann darf das Leben höchstens eben erträglich werden. . . .

Mittheilungen und Nachrichten.

* **München.** Geographische Gesellschaft. In Anwesenheit der Prinzen Ludwig und Leopold und der Prinzessin Therese sprach am 26. April vor zahlreicher Zuhörerschaft Dr. Herrmann Meyer aus Leipzig über seine zweite Expedition nach Zentralbrasilien. Im Hinblick auf den Bericht in Nr. 36 der Beilage erwähnen wir nur kurz, daß die Expedition die Erforschung der Quellflüsse des Schingu bezweckte. Sie ging von Cuyabá (Mato Grosso) aus, legte in beschwerlicher und gefahrvoller Thalfahrt den Lauf des zum Ronuro und mit ihm zum Schingu gehenden, bisher unbekannten Rio Formoso fest, wobei der 15 m hohe „Bastianfall“ entdeckt wurde und ging den Kulischu, einen östlichen Zufluß des Schingu, aufwärts wieder nach ihrem Ausgangspunkt zurück. Die anziehende Schilderung tropischer Thier- und Pflanzenwelt und die spannende Erzählung der Erlebnisse auf der Thalfahrt zeichneten außer der klaren Darlegung der wissenschaftlichen Ergebnisse den Vortrag in hohem Grade aus.

* **Gießen.** Der außerordentliche Professor für Strafrecht Dr. Ludwig Günther wurde zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt.

* **Marburg.** An der hiesigen Universität habilitirt sich Lic. theol. Rudolf Knopf als Privatdozent mit einer Antrittsvorlesung „über die soziale Zusammensetzung der ältesten heiden-christlichen Gemeinden“.

* **Berlin.** Zwei bekannte Privatdozenten in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität haben ihr Lehramt niedergelegt: der Eine ist der älteste Privatdozent der Fakultät, der Gynäkologe Geh. Sanitätsrath Dr. Kristeller, der sich vor 40 Jahren habilitirt, aber schon seit langer Zeit nicht mehr gelesen hat und in Rücksicht auf sein hohes Alter ausgeschieden ist. Der Andere ist der Hygieniker kais. Regierungsrath Dr. Wilhelm Ohlmüller, ordentliches Mitglied des Reichsgesundheitsamts. Er gehörte dem Lehrkörper seit dem Jahre 1894 an und ist jetzt durch den Umfang seiner Amtsgeschäfte verhindert, sich der Thätigkeit eines Dozenten zu widmen. — Im Auftrage des Ministers wird Geh. Medizinalrath Prof. Brieger im Sommersemester eine Reise unternehmen, so daß er seine Lehrthätigkeit nicht ausüben kann. — Dem Prof. Dr. Klingenberg ist, wie die „Nationalzeitung“ mittheilt, das bisher vom Dozenten der hiesigen Technischen Hochschule Prof. Dr. Wedding abgehaltene Vortragskolleg „Elektrische Anlagen und Betriebe“ remuneratorisch übertragen worden. Klingenberg tritt damit in die Reihe der Dozenten der Hochschule ein.

* **Rostock.** Dem ersten Assistenzarzt an der hiesigen Universitätsklinik, Dr. med. Ernst Ehrich, ist die venia legendi ertheilt worden. Er trat im Herbst 1895 als Assistenzarzt in die hiesige Universitätsklinik ein. — Ferner hat sich Dr. med. U. Scheven für Psychiatrie habilitirt.

* **Wien.** Vorgestern ist hier Hofrath Wenzel Hecke, Professor a. D. der Hochschule für Bodenkultur, im Alter von 77 Jahren gestorben. — Der Professor der Philosophie an der Universität, Hofrath Mach, dessen vor etwa zwei Jahren erfolgte schwere Erkrankung überall lebhafte Theilnahme hervorgerufen hat, ist vollkommen genesen und wird demnächst seine akademische Thätigkeit wieder aufnehmen. — Im hiesigen Flugtechnischen Verein machte Ingenieur Kreß einige Mittheilungen über den Stand der Arbeiten für seinen „Drachenflieger“. Daraus geht hervor, daß wohl noch ein halbes Jahr verstreichen wird, bevor er vollständig gerüstet den ersten Flugversuch wird wagen können. Es müssen vorher die Luftscheiben, Tragflächen und Steuervorrichtungen gründlich geprüft, die nöthige Vertrautheit mit der Steuerung des Motors erworben und von Stufe zu Stufe von langsamen Wasserfahrten bis zum ersten Flugversuch fortgeschritten werden.

γ. **Rom.** Am 18. April wurde hier der II. internationale Kongreß für christliche Archäologie eröffnet. Die Feier wurde durch eine lateinische Rede des Kardinals Parocchi eingeleitet, darauf sprach der Vorsitzende des Kongresses, Abt Duchesne, die Entwicklung der christlichen Archäologie vom Jahre 1850 an darstellend, dann eine große Anzahl von Vertretern von Akademien und Gesell-

schaften. Die Grüße des kaiserlich deutschen Instituts in Rom überbrachte Professor **Petersen**, für den Verein zur Förderung der christlichen Archäologie an der Berliner Universität sprach Professor **N. Müller**, für die Universität Wien Professor **Wickhoff**. Noch an demselben Tage begann der Kongreß seine Arbeiten, welche er an den drei folgenden Tagen weiterführte und am 23. April abschloß. Es waren sieben Gruppen gebildet worden: frühchristliche Zeit, Christenthum des Abendlandes im früheren Mittelalter, Christenthum des Orients in demselben Zeitraume, Liturgie, Inschriftenkunde, Literatur der sechs ersten christlichen Jahrhunderte in Rücksicht auf die christlichen Alterthümer, didaktische und praktische Archäologie. In den Sektions- und Hauptsitzungen wurden insgesammt 112 Vorträge gehalten, zu denen unter den nichtitalienischen Gelehrten die deutschen Redner das Meiste beitrugen. Aus der Zahl der in den Gruppensitzungen angenommenen Tagesordnungen möge erwähnt werden: Ausarbeitung einer Geschichte über den Einfluß des mittelalterlichen Hellenismus in Italien (dies kann aber vorläufig wohl nur sehr mangelhaft ausgeführt werden, da die handschriftliche Ueberlieferung noch zum großen Theil gar nicht oder ungenügend bekannt ist), Darstellung des Einflusses christlicher Schriftsteller auf das geistige und literarische Leben im Mittelalter, christliche Bibliographie, Zusammenstellung christlicher Palimpseste, Durchforschung der Katakomben des hl. Victorinus bei Amiternum u. a. Am Nachmittag des 24. April fand die feierliche Schlußsitzung statt. Wiederum sprachen Parocchi und Duchesne, Jener über die Kurie als der Schutzherrin über das Gebiet der christlichen Archäologie, dieser über die Arbeiten der Zukunft. Als Ort des III. Kongresses wurde **Karthago** bestimmt, wo der unermüdlich thätige Erzbischof **Delattre** im Jahre 1904 der nächsten Versammlung eine herzliche Aufnahme bereiten wird. Es erübrigt noch, zu bemerken, daß man für die Kongreßbesucher eine ganze Reihe von Festen und belehrenden Ausflügen vorbereitet hatte, so den Besuch der Katakomben der Priscilla an der Via Salara, die Besichtigung der hell erleuchteten vatikanischen Grotten, eine feierliche missa papalis in den ausgedehnten Katakomben der Domitilla, Rundgang durch die Ausgrabungen am Forum und einen Ausflug nach der via Latina.

oem. **Handelsschul-Konferenz.** Der Ausschuß des **Deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen** hat soeben die für die vom 21. bis 23. Mai d. J. in **Weimar** anberaumte Versammlung festgesetzte Tagesordnung veröffentlicht, der wir folgende Punkte entnehmen: 1. Einführung der Handelsbetriebslehre in den Lehrplan der kaufmännischen Unterrichtsanstalten; 2. Besprechung der Organisationspläne für den Ausbau des kaufmännischen Unterrichtswesens, die in den Städten Berlin, Hannover, Köln, Magdeburg, Mannheim, Rostock hervorgetreten sind; 3. Besprechung der gesetzlichen Bestimmungen bezüglich des Fortbildungsschulzwangs, der sich daraus ergebenden Rechtsfolgen und der von Gerichten und Verwaltungsbehörden getroffenen Entscheidungen; 4. Berathung über Errichtung von Handelsschulen; 5. Berathung über Bearbeitung eines Lehrbuchs der Wirthschaftskunde Deutschlands; 6. Sitzung des Ausschusses der Stiftung zur Ausbildung junger Kaufleute. Dem Vernehmen nach haben eine Reihe der hervorragendsten Handelsschullehrer Referate zu Punkt 4 übernommen und ist zu erwarten, daß die Frage der Errichtung von Handelsschulen der Lösung bedeutend näher geführt werden wird. Vertreter von Korporationen, Städten und Handelskammern können nach vorheriger Anmeldung an diesen Berathungen theilnehmen.

* **Ein 50jähriges Setzerjubiläum**, obwohl an sich nicht häufig, pflegt doch nicht leicht die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zu ziehen. An demjenigen aber, welches am 29. April **Eduard Krüger** in der **J. B. Hirschfelds Offizin zu Leipzig** feierte, werden die deutschen Gelehrten und alle Freunde deutscher Sprachforschung freudiges Interesse nehmen. Denn Hr. Krüger ist **der Setzer des Grimmschen Wörterbuchs**. Von den ungefähr 2000 Bogen, die es bis heute umfaßt, hat er bei weitem das Meiste selbst gesetzt, vom Dezember 1851 ab, wo das erste Manuskript Jacob Grimms in der Druckerei einlief, bis heute, wo er einer dritten Generation von Mitarbeitern zur Seite steht — als Helfer und selbst als Mitarbeiter. Denn dieser Ehrentitel darf dem wackeren alten Mann heute gewiß zugesprochen werden: die wirklichen und offiziellen Mitarbeiter werden es gewiß gutheißen. Möchte es ihm — und uns mit ihm! — beschieden sein, den Abschluß des großen nationalen Unternehmens noch zu erleben — wenn nicht mehr als Kämpfer, dann als Veteran!

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

G. v. Berlepsch: Thalia in der Sommerfrische. Eine Novelle. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1900. — **O. Lassar**: Ueber Aesthetisches in der Medizin. Rede, gehalten in der Berliner Rettungsgesellschaft. Berlin, Hirschwald 1900. — Dr. **F. Tetzner**: Die Slowinzen und Lebakaschuben. (Beiträge zur Volks- u. Völkerkunde, 8. Bd.) Berlin, Felber 1899. — Dr. **M. Kaluza**: Historische Grammatik der englischen Sprache. 1. Theil. Ebd. 1900. — **G. Louis**: Giordano Bruno. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 1. Mai. Nummer 99.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Anno santo.

Von Franz Xaver Kraus.

V.

Wir haben das erste große Jubiläum betrachtet: keins der folgenden kann sich jenem Jahre 1300 an geschichtlicher Bedeutung und an Einfluß auf Geist und Gemüth der Völker auch nur entfernt an die Seite stellen.

Immerhin ist das zweite Jubiläum, dasjenige von 1350, nächst jenem von 1300, noch das anziehendste und merkwürdigste; das einzige, welches neben jenem noch tiefer in die Geschichte wenigstens Roms und Italiens einschneidet.

In diesem halben Jahrhundert hatte sich eine ungeheuere Veränderung in der allgemeinen Weltlage zugetragen. Das Papstthum, im Jahre 1300 noch in so präpotenter Weise durch Bonifaz VIII. dargestellt, war in jähem Sturz von der Höhe seiner politischen Machtfülle herabgestiegen; Bonifaz selbst hatte in Anagni jene schmachvolle Mißhandlung zu erleiden gehabt, welche, wie wir jetzt wissen, seine und des Papstthums Verbringung nach Frankreich zur Absicht hatte. Nach dem kurzen Pontifikat des edlen Benedikt XI. war dann das Papstthum mit dem Gascogner Bertrand de Got der Gefangene Frankreichs geworden, das dem Konzil zu Vienne (1311) den größten Justizmord der Geschichte, in der Aufhebung des Templerordens, abtrotzte. Dieselbe Zeit hatte in Heinrichs VII. Romfahrt den letzten Versuch einer wahrhaften Erneuerung des römischen Kaiserthums deutscher Nation und das tragische Ende des Lützelburgers erlebt. Sie war, im Anschluß an dies so viele Hoffnungen zerstörende Ereigniß mit der größten Dichtung des Mittelalters beschenkt worden. Nach Clemens V. war der Cahorsianer Johannes XXII. in Avignon als Papst eingezogen und mit ihm that sich jener große Konflikt mit Ludwig dem Bayer auf, in welchem die gregorianische Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, zwischen Papstthum und Kaiserthum zu Grabe getragen wurde und neue Ideen auftraten, aus denen der kommende Abfall des Nordens von Rom sich von fern absehen ließ.

Inzwischen war die Stadt Rom, in Abwesenheit des Papstes, zu immer größerer Verödung und Verarmung herabgesunken. Ihre Paläste und Basiliken fielen in Ruinen, und in den Trümmern der alten Kaiserstadt floß unausgesetzt das Blut der Parteien, welche der Ehrgeiz und die Herrschsucht der großen Geschlechter, vorab der Colonna und Orsini, auf einander hetzten. Kein Wunder, daß die Römer, verarmt und verhungert, sich nach der Rückkehr des päpstlichen Hofes sehnten; seit die Päpste nicht mehr unter ihnen wohnten, fingen sie an, gut päpstlich zu sein. Als Benedict XII. die Augen nach zehnjähriger Regierung zugedrückt (1342) und Pierre Roger als Clemens VI. den päpstlichen Stuhl bestiegen, entsandten sie eine Deputation nach Avignon, um dem neuen Papst die Bitte vorzutragen, die auf alle hundert Jahre festgesetzte Feier des Jubiläums schon nach 50 Jahren, also 1350, zu erneuern. Dieser Gesandtschaft, an deren Spitze Stefano Colonna der Jüngere, Francesco de Vico und Lello di Pietro di Stefano de' Cosecchi standen, sollen Cola di Rienzo und Petrarca angehört haben. Beides ist unwahrscheinlich; Letzterer ging damals freilich von Parma nach Avignon zurück, aber kein Zeugniß belegt die Annahme, daß er im Auftrag der Römer zu Clemens VI. kam, von dem er am 6. Oktober das Priorat in St. Nicolao de Miliarino im Pisanischen erhielt, worauf er sich nach der Vaucluse zurückzog und dort sein berühmtes Secretum schrieb (1342). Die Römer stellten, wie aus einem in Ghirarducci's Storie Bolognesi erhaltenen Schreiben hervorgeht, dem Papste vor, daß nur wenig Menschen es auf 100 Jahre brächten und es sich daher empfehle, das Gnadenjahr alle 50 Jahre zu halten, damit Alle der vollkommenen Verzeihung theilhaft werden könnten (da potere essere a piano assoluti da tutti di loro peccati), was Clemens VI. offenbar einleuchtete, indem er durch die Bulle Unigenitus Dei Filius (Extrav. comm. Tit. IX, c. 2) vom 27. Januar 1343 das neue Anno santo ankündigte, welches zwischen Weihnachten 1349 und Weihnachten 1350 zu halten sei; und zwar sollten neben St. Peter und St. Paul auch die Laterankirche, wo die Häupter der Apostel verwahrt sind, besucht werden, von den Einheimischen 30, von den Fremden 15 Tage lang. Auch solle der Ablaß denen zugute kommen, welche ihre Pilgerfahrt nicht zu Ende führen oder in Rom vor Ablauf der 15 Tage sterben würden. Diese Bulle ging dann an alle Bischöfe der Katholizität aus; Clemens selbst erläuterte sie durch eine uns von Baluze bewahrte Rede.[1])

1) Alberigo de Rosate hat in seinem großen Lexikon eine andere Bulle aufbewahrt, in welcher der Papst von einer ihm gewordenen Vision spricht: es sei, heißt es in derselben, ihm eine verehrungswürdige Person erschienen, welche ihm gesagt habe: aperi ostium, et ex eo ignem mitte, quo calefiat et illuminari valeat totus mundus. Indessen ist die Bulle, wie schon dieser Satz verräth, unecht und sowohl von Rosate als dem hl. Antonin als solche beurtheilt worden. Falsch ist weiter die Bulle vom 27. Juni 1346 (P. de Herenthals Vit. Clem. VI bei Muratori S. S. III, 2, 584—587), welche die Seelen der auf der Pilgerschaft Sterbenden sofort vom Fegfeuer frei erklärt. Diese Bulle erlangte weite Verbreitung, worüber der hl. Antoninus und P. Nikolaus V. nach dessen Zeugniß (Summa I, tit. 10, c. 3, § 6) ihr Mißvergnügen ausdrückten; Antoninus erklärt sie für unterschoben. Vgl. auch Lea a. a. O. III. 203, A. — Hinsichtlich der hier in Betracht kommenden theologischen Fragen sei auf St. Paulus Der Ablaß für die Verstorbenen im Mittelalter (Zeitschr. f. kath. Theol., Innsbr. 1900, 1—36) verwiesen. Das Gleiche gilt von einigen anderen Bullen bei Rosate und Baluze, deren Unechtheit schon Manni (S. 24 f.) herausgestellt hat. Man sieht, wie früh sich das Bedürfniß zu fälschen auch dieses Gegenstandes bemächtigt hat.

Zu einem den Wünschen der Römer so rasch entgegenkommenden Resultat hatte gewiß die Erwägung beigetragen, es müsse etwas zur Entschädigung für die Abwesenheit des Hauptes der Kirche von seinem Sitz und zugunsten der Bevölkerung geschehen. Aber es waren auch noch andere Stimmen laut geworden, welche bei der Berathung dieses Gegenstandes sicher in die Wagschale fielen. Petrarca, der ein Jahr vorher (1341, 8. April) auf dem römischen Kapitol die Dichterkrönung gewonnen hatte und der doch nun unbestritten in der Literatur als Führer der Nation dastand, hatte seine mächtige Stimme erhoben, um das Verlangen der Römer zu unterstützen. Er that das in einer jener poetischen Episteln, die, weil lateinisch geschrieben, dem größeren Publikum so wenig bekannt sind und die doch so viele Verse von hoher Schönheit enthalten, so daß ich immer nur wünschen kann, eine gewandte Feder möge sich ihrer Uebersetzung ins Deutsche widmen [2]). Petrarca beschwört in dem 200 Hexameter fassenden Gedicht den Papst, Rom nicht als Wittwe zu lassen, in dies sein erstes Haus zurückkehren und auch seinerseits das Abbild Christi zu sehen.

Non ne pedis juvat in solido vestigio saxo
Fixu salutiferi faciemque cognoscere Christi,

womit auf das Veronika-Schweißtuch angespielt wird: aber der Dichter nennt noch andere Reliquien, die das Oberhaupt der Kirche besuchen sollten:

Laeve puerperium, puraque ex carne recisam
Particulam infanti, pretiosaque fragmina vestis,
Et custoditos in secula nostra capillos.
Quid digitum Agnetis, et nunc quoque fulgidus ornes
Annulus imposuit cupida quem mente minister
Prorsus inardescens sacroque assenserit illa
Coniugio et toti placarit foedere flammas!

Er erinnert dann aber auch Clemens an die Reste des Alterthums, welche Rom bewahrt, wobei er nicht umhin kann, den Verfall der Stadt zu beklagen:

Quisne Vaticano latitantia corpora claustro
Expediat, quae fame parens agnoscere coram
Quid nisi coelestis fuerit regionis imago!

Die Beschreibung, welche hier Petrarca liefert, gehört zu den Belegen frühesten Studiums römischer Antiquitäten, die uns das Zeitalter des Humanismus darbietet und vervollständigt dasjenige, was man aus des Dichters prosaischen Briefen in dieser Hinsicht gezogen hat.

Quot sunt, schließt die Epistel, mihi templa, quot arces
Vulnera sunt totidem: crebris confusa ruinis
Moenia reliquias immensae et flebilis urbis
Ostentant, lachrymasque movent spectantibus: his tu
Affer opem...

Hoc unum post multa precor, breviore recursu
Annus eat, redeatque sacer mundoque salubris
Stat morbis medicina patens, sit proxima culpae
Spes veniae, pelagusque gravi iactante procella.

Das alles läßt Petrarca die Stadt ihrem Papste zurufen, indem er sich zum Anwalt ihrer Sache macht, was wohl später Anlaß gegeben hat, ihn der Gesandtschaft der Römer zuzugesellen.

Was 1343 weder den Römern noch Petrarca gelang, sollte einige Jahre später auch einer andern Stimme mißlingen, welche den Papst sogar auf Grund einer göttlichen Offenbarung nach Rom zwingen wollte. Es war diejenige der h. Brigida von Schweden. Dies Land hat dem päpstlichen Rom zwei berühmte fürstliche Frauen zugesandt, die dort an heiliger Stätte ihre letzten Tage zuzubringen kamen. Der zweite dieser Besuche war für die päpstliche Regierung ebenso unbequem, wie er den vatikanischen Kassen lästig wurde: es war derjenige von Gustav Adolfs Tochter, Königin Christine, die nach ihrer Thronentsagung und ihrem Uebertritt zum Katholizismus 1655 ihren Einzug in Rom hielt und nach unruhigem und planlosem Leben dort am 19. April 1689 ihre Tage beschloß. Wie viel anmuthender und köstlicher war jener andere Besuch, derjenige der nordischen Seherin, die aus königlichem Geblüt entsprossen, 1302 geboren, 1318 dem Fürsten Ulpho (Wulf) von Nerika vermählt, allen Pflichten der Gattin und Mutter genügt hatte, als sie sich mit ihrem Ehegemahl von Amt und Hof zurückzog, um eine Wallfahrt nach St. Jago di Compostella zu unternehmen, auf der Wulf in Arras erkrankte, worauf er, genesen, mit Zustimmung seiner Gemahlin in das Cistercienserkloster Alvastra in Schweden eintrat. Hier starb er schon 1344, worauf Brigida auf göttlichen Antrieb, wie sie glaubte, ihren Weg nach Rom nahm. Sie kam dort 1346 an, und aus dieser Zeit stammt die in ihren Revelationen (III c. 63) bewahrte Aufforderung an P. Clemens VI. nach Rom zu kommen, das Jubiläum dort zu predigen und den Frieden zwischen den Königen von Frankreich und England herzustellen: veni in Italiam et praedica ibi verbum et Annum salutis et dilectionis divinae: der Papst war offenbar nicht geneigt, der Berufung der Seherin auf den ihr von Gott gegebenen Auftrag Glauben zu schenken und er entschuldigte sein Fernbleiben von Rom mit der Berufung auf den schweren Krieg der Franzosen gegen die Engländer; es gab aber für ihn noch andere Sorgen, die ihn abhalten mußten, seine feste Burg in Avigon zu verlassen; dasselbe Jahr 1346 brachte seinen furchtbaren Bannfluch gegen Kaiser Ludwig den Bayer und die Wahl Karls IV. von Böhmen zum Gegenkaiser. Brigida verließ bald wieder Rom, wohin sie 1350 zum Anno santo zurückkehrte, um später noch eine Wallfahrt nach Jerusalem zu machen, und zurückgekehrt, 1373, 71 Jahre alt, zu sterben. Sie wurde in der alten Abteikirche St. Lorenzo in Panisperna (auch St. Lorenzo in Formosa gen.) auf dem Viminal beigesetzt, wo man lange noch rechts den Altar zeigte, an dessen Stelle der Legende nach der h. Laurentius einst auf seinem Roste verbrannt wurde, links denjenigen, unter welchem die Gebeine der nordischen Seherin begraben lagen, bis sie von den Kindern derselben, ihrem Sohne Bigr und ihrer Tochter, der h. Katharina, nach der Stiftung Brigidens, dem Kloster Wadstena in der Diözese Linköping, in Schweden, übergeführt wurden. Ein uns noch erhaltener Akt des Senators Fortunato Raynaldi, der Conservatoren u. s. f. gibt für diese Translation den Geleitsbrief (13. November 1373): er erinnert daran, daß die Heilige que vere potest asseri prophetissa, zu Zeiten, wo

In den J. 1342 und 1343 fanden allem Anschein nach zwei römische Gesandtschaften nach Avignon statt, welche beide das Jubiläum und die Rückkehr des Papstes nach Rom betrafen. Papencordt (Cola di Rienzo u. s. Zeit, Hamb. 1841, S. 338 f.) hat die Quellen für beide Legationen zusammengestellt und glaubt, erst die zweite Gesandtschaft, an welcher Cola theilgenommen, habe die Sache des Jubiläums entschieden. Das scheint in der That aus dem Umstand hervorzugehen, daß die Bulle Unigenitus vom 27. Januar des ersten Jahres des Pontificats Clemens' VI, d. i. 1343 datirt ist. Damals war Rienzo wirklich in Avignon, von wo aus er an Senat und Volk von Rom den Brief Exultet etc. schrieb (Gabrielli Epistolario di Cola di Rienzo, Rom 1890, Nr. I), in welchem es heißt: ... „etenim post honorabilem ambaciate nostre supplicationem ... matura dominorum cardinalium omniumque Romane curie prelatorum .... die XXVII. mensis hujusmodi in magna frequentia populi preclari Romani ... decreto apostolico ad futurum quinquagesimum et sic deinceps annum promulgavit et edidit iubileum."

2) Petrarcae Epistol. II, 5 (Ed. Opp. Basil. 1544, III, p. 91 f.)

Rom verlassen und trauernd war, ihm als Freundin und Trösterin erschienen und das Jubiläum durch ihre Gegenwart erfreut habe. Es konnte in der That nichts Ergreifenderes geben, als der Anblick dieser fürstlichen Frau, die, nachdem sie alle Herrlichkeit dieser Welt daran gegeben, in einem groben, mit Stricken zusammengehaltenen Wollkleid in der ewigen Stadt erschien, um die heiligen Stätten zu besuchen, dem was der Geist Gottes ihr kund gab, zu lauschen, ihre Hand mildthätig jedem Elend zu öffnen und wo sie selbst nichts mehr ihr eigen nannte, sich im Pilgergewande vor S. Lorenzo in Panisperna hinzusetzen, um ein Almosen für die Armen zu erflehen: ein wunderbarer Pendant zu jenem großen Sienesen Provenzan Salvani, der, um seinen Freund aus Anjou's Gefangenschaft loszukaufen, sich auf dem Markte zu Siena zum Bettler machte — se condusse a tremar per ogni vena (Purg. 11, 129). Dies Bild hätte verdient von einem Dante festgehalten zu werden: aber schon schlief der Dichter ein Vierteljahrhundert unter der Erde Ravenna's. Die vielen Fremden aber, welche heute die Via di S. Lorenzo in Panisperna hinaufsteigen nach S. Maria Maggiore und auf dem Wege vielleicht die schönen Gärten begrüßen, welche das chemische und physikalische Institut umgeben, sollten nicht an der einsam vertrauernden Kirche vorbeigehen, ohne sich der königlichen Bettlerin zu erinnern, die vor der Thüre von S. Lorenzo für die Armen um Brod flehte und durch ihre bloße Anwesenheit in langen Jahren unsäglichen Elends Zeugniß für die Aufgaben und die Mission der Pontifikats ablegte. Auch die ehemalige Wohnung der Heiligen verdient einen Besuch. Ich gehe nie in den Palazzo Farnese, an den mich alte und liebe Erinnerungen binden, ohne dem kleinen Kirchlein S. Brigida einen Gruß zuzuwerfen, das in den Tagen Bonifatius IX., der die Seherin kanonisirte (1391), erbaut wurde, da wo die Letztere einst gewohnt und ein Hospiz für schwedische Landsleute errichtet hatte. Das Kirchlein liegt an der Ecke der Piazza Farnese und der Via di Monserrato, einige Schritte von der Nationalkirche der Spanier, S. Maria di Monserrato, welche die Reste Alexanders IV. birgt. So drängen sich auch hier, in engem Raum, die seltsamsten Gegensätze zusammen.

Die Römer hatten seit 1343 die Zusage des Jubiläums, aber ehe es gehalten werden konnte, verflossen noch sechs Jahre, angefüllt von grausigen Ereignissen. Die inneren Unruhen der Stadt hatten zu jener Revolution geführt, welche die Herrschaft Cola di Rienzo's emporbrachte und sich durch die schmachvolle Hinmordung der Colonna und Orsini (20. November 1347) schändete: die Präponderanz der großen Geschlechter war damit gebrochen, aber wie vieles war in diesen Kämpfen dahingesunken! Der alte Stefano Colonna, der ein halbes Jahrhundert hindurch die Zierde der Stadt gewesen, hatte den Untergang seines Hauses, von dem nur der jugendliche Stefanello übrig blieb, überlebt: nun sah er noch den Sturz des Tribunen, seines Gegners, worauf das städtische Regiment und die päpstliche Gewalt durch den Legaten hergestellt wurde (1348). Aber im selben Jahre zog ein neuer schrecklicher Feind herauf: es war die aus China über Asien herübergedrungene, von genuesischen Schiffern nach Sicilien gebrachte Pest, die größte uns bekannte Epidemie, die als der „schwarze Tod" oder das „große Sterben" sich in der Erinnerung der Nationen erhielt. Mittelitalien ward am schwersten von ihr heimgesucht, vorab Florenz, wo die Seuche vom April bis September hauste und von fünf Menschen drei hinwegnahm; der Eingang zu Boccaccio's Decamerone hat diese gräßlichste Episode aus der Geschichte des Freistaats erzählt. Rom scheint weniger unter der Epidemie gelitten zu haben: doch ist ihr Andenken verewigt in der großen Treppe, welche zur Kirche Aracoeli hinaufführt und welche zum Danke dafür gebaut wurde, daß die Madonna von Aracoeli die Stadt von der Pest befreite. Nach dem schwarzen Tod traf ein schreckliches Erdbeben die Stadt. Petrarca (Ep. fam. XI, 7) schreibt seinem Freunde Socrates, seit zweitausend Jahren habe Rom eine solche Erschütterung nicht erlebt; eine Menge alter Gebäude sei zusammengestürzt. Die turris Comitis (Torre de' Conti) sei gerissen, ein gutes Stück von der Basilika des hl. Paulus zusammengestürzt, der Giebel des Lateran heruntergefallen. Der Dichter sieht in so grauenhaften Naturereignissen die Vorboten irgend eines großen Unglücks: nunquam urbs Roma tremuit ut non futuri eventus alicuius id praenuncium esset.

Das war der Zustand der Stadt, als das Jubiläum heranrückte: die Römer entsandten 1349 den Paolo Capocci an den Papst, um ihm ihr Unglück zu klagen. Im Januar d. J. empfing Clemens VI diesen Abgesandten, dem er das schöne Wort zurief: in eurer Ruhe ruhen auch wir! und dem er nun die für das Jubiläum ergangene Bestallung des Kardinals Annibaldo de Ceccano zum Legaten in Rom mittheilte. Annibaldo, aus Campanien gebürtig, ein tüchtiger Jurist und lateinischer Versifikator, war Erzbischof von Neapel und kam jetzt mit großem Gepränge nach Italien, wo er eine seltsame Begegnung mit dem Herrn Mailands, dem Erzbischof Giovanni Visconti, hatte. In Rom trat der Legat mit möglichster Grandezza auf. Hören wir, was der Verfasser der Vita di Cola di Rienzo (II. 1,), ein unbekannter Zeitgenosse, über diese Dinge sagt. „Als Messer Annibaldo in Rom angelangt war, stieg er im päpstlichen Palast ab und fing an sich mit der Lage der Stadt und der Pilger zu beschäftigen. Dieser Messer Annibaldo hatte vier nicht löbliche Eigenschaften: die erste, daß er aus der Campagna stammte (sic!); die zweite, daß er spielte; die dritte, daß er sehr prachtliebend war und eitel; die vierte will ich verschweigen.[3]) Zum Streit mit den Römern kam es aus Veranlassung eines Kamels, das der Kardinal mit seinen Maulthieren hielt: das Thier erregte die Neugier der Menge, die allerlei Ungebühr mit ihm trieb, worüber die Stallknechte des Kardinals in Streit mit ihr geriethen. Der Mob warf dann mit Steinen nach dem Palast, die Wachen eilten herbei und es kam zu einer förmlichen Schlacht, bei der der Palast beinahe eingenommen worden wäre. Der Legat erschrak sehr über diese Dinge. Von seinem Balkon sah er diesem Tumult zu und klagte, indem er sich die Hände vor's Gesicht hielt: „was soll das heißen? Was habe ich den Leuten gethan? Warum geschieht mir solche Unbill? Seht, wie Recht ihr dem Papste gebt, wenn er nicht nach Rom kommt! Hier wäre er nicht Herr, nicht als oberster Priester geachtet! Ich bin doch nicht hergekommen, um zu scharmützeln. Aber diese Römer sind ebenso arm als aufgeblasen!" Er suchte die Menge zu beruhigen, doch gelang dies erst dem Commendatore von S. Spirito, Frate Giovanni di Lucca. Der Biograph Rienzi's weiß dann weiter zu berichten, der Kardinal habe, wie er ironisch sagt, herrliche Dinge gethan. Er habe S. Peter und den Kirchen im Lateran und S. M. Maggiore schöne Teppiche geschenkt, mit denen der Chor ausgekleidet

---

3) Zefirino Re hat in seiner Ausgabe der Vita (Fir. 1854, S. 106) die Anklagen der Vita gegen den Legaten, gewiß mit Recht, als Uebertreibungen und Verleumdungen bezeichnet und darauf hingewiesen, daß, wie schon Matteo Villani (l. c. 87) klar sah, die Unzufriedenheit der Römer mit dem Kardinal daher rührte, daß er die Pilger gegen die Geldgier derselben schützte.

wurde; er habe Provinzen, Städte, Fürsten mit Absolutionen und Pönitenzen versehen, Gerichtsbeamte eingezogen und bestraft, Kavaliere und Dignitäten geschaffen und die Termine für den Ablaß herabgesetzt, so daß die Pilger nur mehr einen statt 15 Tage in Rom zu sein brauchten. Der Legat that das offenbar, weil die Stadt die Menge der Pilger nicht fassen und nähren konnte; gerade dadurch aber reizte er die Römer, weil diese jetzt 14 Tage weniger hatten, um die Fremden auszuplündern. Als Messer Annibaldo dann selbst zur Gewinnung des Ablasses nach seiner Messe von S. Peter nach S. Paul ritt, und die Straße zwischen den Armeniern und S. Spirito, bei S. Lorenzo degli Pesci und S. Agnolo delle Scale passirte, wurden aus einem vergitterten Fenster zwei Bolzen auf ihn abgeschossen, von denen einer seinen Hut traf und durchbohrte. In dem Lärm, der nun entstand, entrannen die Mörder durch eine Hinterthür des Hauses, in welchem man nur zwei Armbrüste fand; ein Priester wurde ergriffen, sagte aber unter der Folter nichts aus. Erschreckt und außer sich kehrte der Kardinal nach Hause zurück und rief händeringend: „wohin bin ich gekommen! o elendes Rom! ich wäre ja viel besser ein armer Pfarrer in Avignon als ein großer Prälat in diesem Rom! Zuerst sind sie über mich im Palast hergefallen, jetzt schießen sie nach mir, und ich kann nichts dagegen thun!" Er vermuthete dann, daß Cola di Rienzo hinter der Sache steckte, was auch Zefirino Re glaubhaft ist;[4]) indessen wird andrerseits entschieden bestritten, daß der Tribun während des Jubiläums insgeheim nach Rom gekommen sei: er hatte sich nach seinem Sturz in die wildromantische Einsamkeit des Monte Majella in die Abruzzen zurückgezogen, wo er mit den Fraticellen als Einsiedler hauste, bis ihn die Erscheinung jenes geheimnißvollen Eremiten Fra Angelo aufs Neue von seiner Mission als Erneuerer von Welt und Kirche überzeugte und er sich nun auf den Weg machte, um sein Recht vor dem deutschen König zu suchen. Im Juli 1350 tauchte er in Prag plötzlich auf, wo ihn König Karl IV. mit Erstaunen anhörte und einstweilen in die Festung Raudnitz einsperren ließ. Jetzt, nach jenem Attentat, sprach der Legat abermals den Bann über Rienzi aus und verhängte die härtesten Strafen über ihn und seine Anhänger. Er selbst aber ging seither nur mehr in einem Panzerhemd aus; ein fremder Kardinal (Guido von Bologna?) meinte dem Legaten gegenüber, wer Rom ändern wolle, müsse es ganz umwerfen und neu bauen. Jetzt trug der Papst Annibaldo auf, sich nach Neapel zu begeben, was ihm sehr paßte. Er durchzog die Campagna in heißer Julisonne, besuchte seine Heimath Ceccano, kam nach Monte Cassino und S. Germano, wo er tödtlich erkrankte, vielleicht an vergiftetem Wein, vielleicht an den Folgen eines verdorbenen Gerichts: er starb, wie seine ganze Familie und Begleitung, non remansit canis . . . wie der rohe Berichterstatter erzählt. Die Leiche brachte man in einer Kiste auf dem Rücken eines Maulthiers nach Rom, wo sie ohne Klang vergraben wurde.

Wir besitzen einen andern gleichzeitigen Bericht, den wir Matteo Villani verdanken. Sein Bruder Giovanni hatte die Chronik fast ein halbes Jahrhundert fortgeführt, bis er selbst an der Pest von 1348 starb; dann nahm Matteo den Faden derErzählung auf und das erste große Ereigniß, welches er zu schildern hatte, war das Jubiläum von 1350, wie das von 1300 der Ausgangspunkt von Giovanni's Berichterstattung gewesen war. „Wie dieChristen zu demPerdono kamen",erzählt er dann I, c. 56: „zu diesem großen Ablaß, der mit Weihnachten 1350 begann, und mit dem Besuch der Basiliken von S. Pietro, S. Giovanni im Lateran und S. Paola fuor di Roma gewonnen wurde, kamen in wunderbarer, unglaublicher Menge Männer und Frauen aller Stände und Rangstufen herbei, obgleich kurz vorher noch das allgemeineSterben gehaust hatte und in einzelnenGegenden Europa's auch jetzt noch die Pest nicht ganz erloschen war. Die Andacht und Demuth der Pilger war überaus groß, denn ohne Murren ertrugen sie die Unbilden der äußerst kalten Witterung, Schnee, Eis, Ueberschwemmung, und sie wanderten geduldig dahin auf völlig ungangbaren und zerstörten Wegen. Die Wirthshäuser waren Tag und Nacht voll und die Häuser reichten nicht aus um Menschen und Pferde zu beherbergen. Die Deutschen und Ungarn lagerten in Herden, dichtgedrängt, nachts, wegen der großen Kälte bei mächtigem Feuer, draußen auf den Feldern. Die Wirthe konnten nicht mehr Rede und Antwort stehen, Brot, Wein und Futter reichen oder das Geld einsacken. Oft legten die Pilger, welche ihre Reise fortsetzen wollten, das Geld einfach auf die Tische, wo es unberührt liegen blieb, bis die Wirthe es zusammenrafften. Auf den Straßen gab es keinen Lärm und Streit, Einer ertrug den Andern mit Geduld. Im römischen Gebiet fing Räubergesindel an zu stehlen und zu morden, es wurde aber von den Romfahrern selbst, die sich untereinander Hülfe leisteten, ergriffen und hingerichtet. Auch bewachte die anwohnende Landbevölkerung die Straßen, so daß diese selbst sicherer waren als sonst. Die Zahl der nach Rom Pilgernden war nicht zu berechnen. In Rom nahm man an, daß zu Weihnachten und in der Fastenzeit bis Ostern fortwährend eineMillion bis 1,200,000 Fremde anwesend waren, von da ab bis Christi Himmelfahrt und Pfingsten über 800,000. Mit dem Sommer nahm die Menge wegen der Feldarbeiten und der steigenden Hitze ab, doch weilten immer noch stets 200,000 Fremde in der Stadt. Der Besuch der drei erwähnten Basiliken stellte eine Reise von 11 Miglien dar; die Straßen waren aber so voll, daß Jeder sich, zu Fuß oder zu Pferde, dem Zug anschließen mußte und man nur langsam voran kam. Die Pilger opferten in den einzelnen Kirchen je nach Vermögen. Das Schweißtuch des Herrn wurde in S. Peter an Sonn- und Feiertagen gezeigt, sodaß jeder Pilger es zu sehen Gelegenheit fand. Dabei war das Gedränge so groß, daß oft zwei, vier, sechs oder gar zwölf Personen geradezu zertreten wurden. Alle Römer waren damals Wirthe geworden und gaben ihre Häuser an die berittenen Pilger ab; wobei sie für ein Pferd sich täglich einen, manchmal 1½ bis 2 Turneser Grossi bezahlen ließen. Der Pilger bekam dafür nur sein schlechtes Bett, mußte aber alles Uebrige für sich und sein Pferd selbst kaufen. In ihrer Gier, sich die Taschen über Gebühr zu füllen, verhinderten die Römer während des ganzen Jahres den billigen Markt von Brot, Wein und Fleisch und setzten hohe Preise dafür an. So kostete die ganze Zeit lang ein großes Brot von 10 bis 11 Unzen Gewicht zwölf Danari, der Wein, je nach Qualität, der Pitetto (ein Becher) 3, 4—5, der Hafer das Rugghio (für 12 Tagesfütterungen) im großen gekauft 4 Lire 10 Soldi bis 5 Lire, und ebenso theuer waren Heu, Stroh, Holz, Fische und Gemüse. Das Fleisch war verhältnißmäßig billiger, doch die Metzger betrogen das Publikum, indem sie verdorbenes dem guten beimischten. Der Goldgulden stand damals gleich 40 Soldi. Im Ausgang des Jahres wie zu Anfang kamen weniger Leute, dafür aber mehr vornehme Herren und Damen aus weit entfernten Landen, auch aus Italien. Und die-

[4]) Auch Papencordt (Cola di Rienzo S. 214) nimmt an, Rienzi sei über Rom nach Böhmen gegangen. Doch geht das, wie Gregorovius (VI. 377) richtig sieht, nicht aus dem Schreiben an den Erzbischof von Prag (Urk. 21) hervor.

sen zu lieb wurde man immer ausgiebiger in den Gnadenspendungen, bis man zuletzt, damit Jedermann daran theilhaben konnte, am letzten Jubiläumstage aller Welt einen vollkommenen Ablaß bot. Und so wurden in diesem heiligen Jahr die Austheilung der Verdienste des Leidens Christi und derjenigen der Kirche gefeiert und den Christgläubigen ihre Sünde erlassen."

Mit diesem Jubiläum kamen allerlei neue Einrichtungen auf. Alle übrigen Indulgenzen wurden jetzt während des Anno santo suspendirt. Jedem stand ohne Erlaubniß seines Vorgesetzten das Recht zu, die Wallfahrt nach Rom zu unternehmen, selbst die Frau durfte sich ohne Zustimmung ihres Gatten auf diese Reise begeben. Den Vornehmen war gestattet zu reisen, die Armen und gewöhnliches Volk mußten aber zu Fuß wandern. Wer verhindert war, selbst zu reisen, konnte einen Ersatzmann schicken![5]) Waren schon diese Bestimmungen nicht geeignet, Zucht und Disciplin der Christenheit sehr zu verbessern, so konnte es auch nicht förderlich sein, wenn jetzt fürstliche Personen wie König Hugo von Cypern (Urk. v. 14. August bei Raynaldi und Manni), König Eduard III, Herzog Heinrich von Lancaster, die Königinnen Isabel von Frankreich, Philippa von England, Elisabeth von Ungarn, nachträglich, für 1351 mit dem Ablaß versehen wurden, ohne Rom besucht zu haben. Daß sie dafür in klingender Münze zahlten, wird zwar nicht gesagt, aber jedenfalls mußten sie sich auf andere Weise dankbar erweisen. In welcher Form den Augustinern in Basel und andern Mönchen noch im selben Jahr 1351 die Indulgenz zugestanden wurde, ist nicht bekannt; aber die Personen, welche durch Vermittlung des Erzbischofs von Brindisie als Nuntius für Sicilien den Ablaß gewinnen konnten, hatten soviel zu zahlen, als die Reise nach Rom sie gekostet haben würde. Recht wenig erbaulich wird dann schon der Streit, in welchem der zur Vereinnahmung der Opfergelder päpstlich eingesetzte Altararius, Giovanni Castellani, mit den Canonici der Basilika gerieth. Die ehrwürdigen Mitglieder dieses Kapitels ließen den päpstlichen Einnehmer nicht an die Opferkästen heran, jagten ihn aus der Kirche und riefen den Leuten zu, ihn wie einen Dieb, der ihre Opfer raube, todtzuschlagen. Der arme Altararius konnte von Glück sagen, daß er den Bolzen und Steinen entging, welche die freundlichen Herren von S. Peter ihm zusandten. Darüber entstand natürlich ein großer Prozeß zwischen der Kurie und dem Kapitel, der sich bis in das Pontifikat Innocenz VI. 1356 hinzog.

Zeigen uns alle diese Vorgänge die Thatsache, daß zwar bei den jenseits der Alpen wohnenden Völkern, den Deutschen, Ungarn, Engländern und Franzosen, die zahlreicher selbst als fünfzig Jahre vorher nach Rom wallfahrteten, Eifer und Andacht nicht abgenommen, in Rom selbst aber die niedrige und nur auf Gewinn bedachte Gesinnung des Volkes zugenommen, und in den Reihen des geistlichen Standes wilde Ausschreitungen etwas nur zu gewöhnliches geworden waren, so lassen die Berichte auch erkennen, wie der völlige Zerfall jedes geordneten Regiments eine grauenhafte Unsicherheit auf den Straßen nach Rom und in seiner Umgebung hervorgerufen hatten. Matteo Villani's Zeugniß darüber haben wir bereits wiedergegeben. Der selige Giovanni dalle Celle di Vallombrosa, welcher auch nach Rom pilgerte, klagt (Lettere de' Santi Beati Fiorentini, c. LXII), über das nichtsnutzige Räubervolk, aus dessen Munde er den Ausspruch gehört: noi facemmo quello strazio delle belle donne, come se fossono state pecore. Oh! perdonanza, e cammino sfortunato! Aehnliches berichtet die Biographie des P. Clemens (bei Baluze I); so Viele, heißt es da, seien auf dieser Pilgerschaft ausgeplündert worden, daß manche Romfahrer sich, um von den Straßenräubern respektirt zu werden, in geistliche Kleidung warfen:

Tutius ut peterem laici sub imagine Romam
Fas fuit, ut sinerem luxuriare comam.

Indessen nicht bloß die Straßenräuber, sondern auch die Signori „draußen im Reich" betheiligten sich durch Erhebung unerhörter Abgaben an der Ausplünderung der Pilger, so daß P. Clemens dieselben mit der Exkommunikation bedrohen mußte.

Unter den Gästen dieses Jahres scheinen nach den von Manni (p. 31) beigebrachten Belegen die Pisaner besonders vertreten gewesen zu sein. Mein Annotator entnimmt einer ungedruckten Dominikanerchronik die Notiz, daß ein durch seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sehr hervorragender Predigermönch aus dieser Republik, Fra Michele de Vico Pisano, auch damals nach Rom wallfahrtete, um daselbst zu sterben, wie er vorausgesagt: Romae finiam dies meos et inter Sanctos caro mea requiescat. Derselben handschriftlichen Quelle entnehme ich einige andere Angaben, welche die Begierde zeigen, mit der man auch in Florenz der Eröffnung des Jubiläums entgegengesehen hatte. Im Jahre 1345 stellte Giovanna, Tochter Aldobrando Alfani's und Wittwe Ciampolo Cavalcanti's, ein Testament auf, in welchem sie für den Fall ihres Ablebens sich einen Ersatzmann zur Gewinnung des Ablasses bestellt: quod si contingat ipsam mori ante tempus Anni in quo conceditur a Romana Ecclesia seu summo Pontifice Indulgentia del Cinquantesimo visitantibus Limina bb. Apostolorum Petri et Pauli in Urbe, sui Haeredes teneantur et debeant mittere ad visitandum Limina praedicta bonam et honestam Personam pro habenda Indulgentia pro anima Testatricis etc. (La Calenzano, Note Fior.) Weiter ist in dem Archiv der Riformazioni di Firenze eine Supplik der ehrwürdigen Väter an den Papst erhalten, in welcher gebeten wird, die Zeit für Gewinnung des Ablasses und Besuch der Kirchen auf fünf Tage herabzumindern. — In der Chronik des Notars Pietro Azario aus Novara (gest. um 1402; s. Chronicon bei Muratori S. XVI. 297—424; al. XVII. 359) heißt es gelegentlich der den Pilgern zugefügten Unthaten: in meinen Tagen tadelte der Herr Bernardinus de Polenta, der in den Städten der Romagno gebot, viele adelige Frauen von jenseits der Alpen (Ultramontanas), die 1350 nach Rom zogen: quae si (et utinam) stetissent in partibus suis vituperatae per ipsum non fuissent: navis suo stans in Portu et in alienos Portus non deducta numquam sentit naufragia. Et il Volgare nostro Fiorentino dice, fügt mein Anonymus dieser Meldung des Mailänder Chronisten betreffs der Verwandten Franziska's von Rimini hinzu: le Donne hanno da stare a Casa. Endlich fügt mein Anonymus bei, sind in den Papieren der Ser Durante Ollandi in unserm großen General-Archiv zwei Testamente bewahrt, das eine einer Donna Fia, Wittwe des Messer Fatio da Signa (Ubaldini) und Tochter des verstorbenen Baldo de Cornacchini von 1345, das andere von 1349, aufgestellt von Donna Benina di Matteo Cipagni del popolo di S. Trinità. Beide verfügen, daß von ihren Erben Personen beauftragt werden, welche die Limina der Apostel Peter und Paul besuchen, um für ihre Seelen den Ablaß zu gewinnen — was, fügt der Anonymus hinzu, zu jeder Zeit, auch ohne das Anno santo abzuwarten, geschehen kann.

[5]) Steph. ex Nottis. Opus Remissionis, f. 11, cit. von Lea a. a. O. 203.

Liefern uns solche Auszüge aus den Quellen interessante Beiträge zur Seelenkunde der Zeit, so gewinnen wir andere Eindrücke aus dem, was uns über den Besuch Roms zur Zeit des Jubiläums durch die hl. Brigida und durch Petrarca erzählt wird. Wir haben oben gesehen, welchen Antheil die schwedische Seherin an der Gewährung des Jubiläums genommen und wie sie selbst sich durch eine himmlische Stimme gerade zur Theilnahme an dieser Ablaßfeier aufgefordert gewußt habe.[6]) Jetzt war sie von ihren Reisen wieder in Rom eingetroffen, von wo sie den Brigida di Rachman de Norwegia unterzeichneten, in der Strozziana erhaltenen Brief an Madonna Lapa Acciainoli ne' Buondelmonti, Schwester des neapolitanischen Seneschalls Niccola Acciainoli nach Florenz schrieb. In ihren Revelationen wird erzählt (IV. c. 81), wie sie einmal mit bescheidener Begleitung zum Besuch des hl. Schweißtuchs nach S. Pietro kam und ein dänischer Kavalier die Kühnheit hatte, ihr zu sagen: er glaube mit einigen Anderen nicht an die Echtheit dieser Reliquie: worauf sich Brigida, aufgeregt, zum Gebet wandte und den himmlischen Bräutigam also reden vernahm: „was hat dir dies Großmaul (magniloquus), dieser Windbeutel (flabellum ventorum) gesagt? Daß Viele an der Echtheit meines Schweißtuches zweifeln? So möge er denn wissen, daß mir der Schweiß meines Angesichts von meinem Körper floß, als ich zu Beginn meines Leidens zu meinem Vater betete, so dieser Schweiß von meinem Antlitze auch floß zum Troste kommender Zeiten, wegen derer, welche sich an mich wenden (propter qualitatem rogantis me ad consolationen futurorum)." Brigida hatte auch noch andere Offenbarungen darüber, wie man sich zur Gewinnung des Ablasses verhalten solle.

In denselben Tagen, wo solche Dinge sich zutrugen, kam auch König Ludwig von Ungarn, um den Ablaß zu gewinnen. Er hatte zwei Jahre zuvor nach der Ermordung seines Bruders Andreas Neapel genommen, wohin Johanna und Ludwig von Tarent indeß im August 1348 zurückgekehrt waren. Der Papst hatte dann zugunsten Johanna's entschieden, womit sich der Ungarnkönig zufrieden gab. Jetzt, 1350, schloß er mit seinen Gegnern eine Art von Frieden und kehrte nach dem Besuch in Rom in sein Land zurück, um Italien nicht mehr wiederzusehen. Die Königin Johanna I. von Neapel hatte noch vor ihrer Lossprechung Avignon um den Preis von 80,000 Goldgulden an Clemens VI. verkauft (1348, Juni 12.): zum Jubiläum ist diese tugendhafte Dame nicht gekommen, obgleich es ihrer Seele sehr gefrommt hätte: 1352, am 27. Mai, erlebte sie die Freude, von aller Schuld an der Ermordung ihres Gemahls freigesprochen und von dem päpstlichen Legaten gekrönt zu werden: Matteo Villani (II. 24) sagt, man habe nach genauer Untersuchung gefunden, daß wenn einiger sospetto di non perfetto amore matrimoniale konstatirt werden konnte, dies weniger dem bösen Willen der Königin, als der Schwäche der weiblichen Natur zuzuschreiben gewesen sei. Man sieht, daß es den damaligen Richtern nicht an Esprit und auch nicht Wohlwollen gegen schöne Sünderinnen fehlte. Strenger urtheilte jener Frate Stoppa, dessen Verse an Ludwig con la bonna veste und Johanna Manni aus der Libreria von S. Lorenzo mittheilt:

> O Giovanna Reina dolorosa,
> Lungo tempo credete, che si celi
> La giustizia di Dio, ch'or è nascosa?
> O di Puglia Reali amari e feli ecc.

Wenn Rom 1350 die grausame Herrin von Neapel nicht zu sehen bekam, so sah es Franceso Petrarca wieder in seinen Mauern, die den Dichterkönig zuerst im Winter 1336—37 umfangen hatten. Es war seine fünfte Reise in die ewige Stadt[7]) und auch seine letzte. Denn so stark sein Verlangen war, immer dorthin zurückzukehren (magno urbis desiderio teneor, schreibt er 1352), weder der Versuch von 1353 noch der von 1373 dahin zurückzukehren, ist ihm gelungen. Auf dem Hinwege 1350 hatte er Guiglelmo di Pastrengo, seinen Veroneser Freund, eingeladen, die Pilgerfahrt mit ihm zu unternehmen; die Einladung ist in dem Gedichte enthalten, mit dem die Epistolae poeticae (Ed. Bas. III. 115) schließen. Auch Petrarca ist überzeugt, daß man in Rom mit einem glücklichen Sprung leicht in den Himmel komme:

> Sic longinqua juvant foelix peregrinus ad astra
> Ire potes saltu facili, contemnis an ipsum
> Id nimis est, an dum redeat jubileus et errans
> Quinquaginta vagis iterum Sol flexibus orbes
> Expleat!

Also schreibt er dem Freund und mahnt ihn, sich durch nichts und auch nicht durch die Rücksicht auf die Seinigen von der Reise abhalten zu lassen, sondern seinen Stab zu nehmen und mit ihm die Wanderung anzutreten, der nun auch sich zu besserer Sinnesart gewandt —

> Me' ne oro comitem refugis? comes esse volenti
> Institui meliore via, cum mundus et omne
> Quod placuit juveni domita vix carne valete.

Des Dichters „Bekehrung", wenn man von einer solchen reden kann, war längst vorausgegangen, und am 19. Mai 1348 war ihm der Tod von Donna Laura gemeldet worden. In Rom fand er andere Menschen, die er geliebt und verehrt, nicht mehr am Leben: denn von den Colonna war nur mehr jener Stefanello übrig, der Sohn des in den vorausgegangenen Tumulten ermordeten Stefano, den der Papst am 14. Sept. 1350 mit Rinaldo Orsini zum Senator ernannt hatte, nachdem Giov. Orsini und der der Genazano'schen Linie angehörende Pietro Colonna abgetreten waren. An Stelle des unglücklichen Annibaldo fungirte jetzt Ponzio Perotti als Legat. Neben ihm erschien von Kardinälen damals wohl noch Guido von Bologna, mit dem Petrarca im Frühjahr noch in Padua zusammengewesen und den er an den Gardasee begleitet hat: es ist nicht ausgeschlossen, daß er die Wallfahrt nach Rom auch in Begleitung dieses Kirchenfürsten unternommen hat. Was er, Petrarca, jetzt in Rom sah, konnte ihn nur betrüben und entsetzen. Die Verwüstungen der letzten Jahre hatten ihr Werk gethan: noch zeugten sozusagen die rauchenden Trümmer von

---

6) Proficiscere, hatte der Herr zu ihr geredet, Romam, illic enim plateae sunt auro instratae et Sanctorum sanguine rubricatae: ibi propter condonationem sive Indulgentias quas promeruere Sancti, compendio venitur ad Coelum. Diese Sätze sind interessant genug: denn sie zeugen einmal von der Vorstellung, die man sich im äußersten Norden von den mit Gold gepflasterten und von dem rothen Blut der Märtyrer benetzten Boden Roms machte, dann von der Meinung, welche die „Oltramontani" sich machten, daß man in Rom schneller als irgendwo, durch eine Art von Wegverkürzung oder Compendium, in den Himmel komme. Aktenstücke bezüglich der hl. Brigida und ihrer künftigen Kanonisation besaß nach meinem Annotator der Konvent del Paradiso von Florenz. Brigida wurde kanonisirt durch Bonifatius IX. 1391, welche Heiligsprechung Martin V. 1419 bestätigte.

7) Von ihr spricht er in dem wohl 1352 an seinen Freund Lälius geschriebenen Brief aus der Vaucluse, wo er ausdrücklich sagt: ego post Jubilaeum annum Romae non fui, qui nunc tertius retro est (Ep. fam. XV. 9, ed. Fracassetti, Flor. 1862, II. 346). Die von mir seinerzeit (Fr. Petrarca in seinem Briefwechsel, Essays I, 483) gegebene Chronologie ist demnach auf einem Punkt zu berichtigen.

den Kalamitäten, den Bürgerkriegen, dem Erdbeben der letzten Jahre. Und das Bild, welches die geistigen und moralischen Zustände ihm boten, war sicher nicht erfreulicher. In dem Brief an Lälius, der diese Eindrücke von 1350 bewahrt (Ep. fam. XV 9) spricht er davon, daß man Rom als das westländische Babylon bezeichne: er will sich diese Meinung nicht aneignen, aber wenn man behaupte: foeda (his) virtus, infamis est gloria, so könne man sich dafür auf starke Autoritäten berufen. Es scheint auch, daß die geistige Vorstellung, welche er von Roms Vorzügen hegte, als er an den Veroneser Freund schrieb, etwas abgeschwächt ist und dann, meint er, wenn Gott einen Ort besonders liebt, so wird es wohl der sein, wo er besonders geliebt wird — sin locum unum altero plus amat, arbitror eum plus amare ubi se plus amari novit.

Man setzt Petrarca's Sonett XIII (al. XIV: Movesi il vecchierel canuto e bianco) gleich dem vorhergehenden Io mi rivolgo indietro a ciascun passo ins Jahr 1331,[8]) kurz nachdem der Dichter die Reise nach Frankreich und Deutschland angetreten hatte. Manni will aber in demselben eine Anspielung auf die Anwesenheit Petrarca's in Rom zur Jubiläumszeit sehen, und ich muß auch gestehen, daß ich mich dieses Eindruckes schwer erwehre. Man höre:

Es zieht dahin der Alt' in Silberhaaren
Vom süßen Orte, wo er ward zum Greise,
Und von den Seinen, die aus ihrem Kreise
Besorgt den lieben Vater sehen fahren.

Er schleppt die Glieder fort, die wandelbaren,
Durch seiner Lebenstage letzte Gleise,
Und hilft nach Kräften sich ans Ziel der Reise,
Vom Weg ermüdet und gebeugt von Jahren.

Um, seiner Sehnsucht folgend, einzuwandern
In Rom und dessen Antlitz hier zu sehen,
Den er einst hofft zu schau'n in Himmelsklarheit.

So will ich Armer manchmal auch erspähen,
So weit es, Herrin, möglich ist, in Anderen
Euch, die Ersehnt', als wär't ihr's selbst in Wahrheit.

Das Sonett hat so viel Aktualität, daß man der Annahme wird zuneigen müssen, Petrarca könne es erst geschrieben haben, nachdem er selbst ein Jubiläum erlebt und die ergreifenden Scenen beobachtet hatte, welche es mit sich brachte. Wenn dagegen eingewendet wird, daß Laura noch als lebend unterstellt wird, so wäre vielleicht zu erwidern, daß das Phantasma seiner Liebe auch nach dem Tode der historischen Laura in dem Dichter fortgelebt hat und daß auch Dante in der Erscheinung anderer Frauen die Züge seiner Beatrice suchte.

Und so knüpfen sich, wie bei dem ersten Anno santo die Erinnerungen an Dante, so bei dem zweiten diejenige an Petrarca an dies kirchliche Ereigniß an. Es liegt etwas Seltsames in dem Gedanken, daß die beiden Feierlichkeiten, in denen der Geist des Mittelalters noch einmal und zum letztenmal in voller Gluth aufflammt, so eng verbunden sind mit den Namen der beiden Dichter, die man die zwei ersten modernen Menschen genannt hat und die jedenfalls mehr als Andere dazu beigetragen haben, die Menschheit einer neuen Zeit entgegenzuführen und das Rinascimento Italiens zu begründen.

8) Auch mein verehrter Freund Henry Cochin macht in seiner werthvollen „Chronologie du Canzoniere de Pétrarque", Par. 1898, p. 44, die Bemerkung, daß, wenn auch Sonett XIII. (Io mi rivolgo) in den Anfang des camin lungo 1330—33 gesetzt werden könne, es doch mit XIV. (Movesi) und Ballata II. zusammen eine Gruppe bildet, welche einem römischen Aufenthalt des Dichters angehört. Daß die Sonette nicht rein chronologisch geordnet sind, geht daraus hervor, daß, wie Cesareo wohl mit Recht annimmt, I (Voi ch'ascoltate) erst bei der Generalredaktion 1356—58 als zur Einführung bestimmt gedichtet ward. Daß XIV. gerade in Rom geschrieben sein muß, folgt daraus nicht, wie auch Carducci (zu demſ., Ed. Fir. 1899, S. 17) zugibt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Was ein gutgezogener Staatsdiener aus einem Gesetzbuch zu machen weiß, lehrt uns ein jüngst erschienenes Büchlein: O. Ritschke, „Alphabet. Wörterbuch für die Rechtschreibung bei der Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung. Nach den maßgebenden Werken, besonders nach den aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch sich ergebenden Regeln bearbeitet." (Berl. 1900). Also das Bürgerliche Gesetzbuch, so wie es zufällig die Presse verlassen hat, ist nicht nur Norm für das bürgerliche Rechtsleben, sondern für die Rechtschreibung der Verkehrsbeamten und — was der Titel nicht verräth — auch für die Grammatik!! Auch wenn das Gesetzbuch auf seine äußere Sprachgestalt hin von einem berufenen Germanisten überwacht worden wäre, könnte es natürlich ebensowenig wie sonst ein einzelnes Werk „maßgebend" für Rechtschreibung und Grammatik sein. So aber ist das Gesetzbuch, seiner Entstehung entsprechend, gar kein Muster von Einheitlichkeit und Zweckmäßigkeit. Kommen nun erst eifrige Juristen und andere Staatsbeamte auf die neu entdeckte Maßgeblichkeit des Bürgerlichen Gesetzbuches, so kann es sich ja ereignen, daß ein harmloser Mann, der seine Kommata anders setzt als es „die aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch sich ergebenden Regeln" lehren, straffällig oder wenigstens als schlechter Bürger anrüchig wird. Es wird immer hübscher.

Würzburg. O. Brenner.

Zur Geographie des Moeris-Sees. In der Beilage vom 27. April finden wir in einem der „Voss. Ztg." entnommenen Bericht über neue Funde der englischen Aegyptologen Grenfell und Hunt, daß ein neuentdeckter Friedhof, dessen früheste Gräber bis in die zwölfte Dynastie zurückreichen, die Richtigkeit der Ansicht des Hauptmanns Lyons (?) bestätigen, der „bekanntlich" Herodots übertriebene Größenangabe des Moeris-Sees bestreitet. Da „bekanntlich" für diese Verhältnisse ein etwas übertriebener Zusatz ist, so will ich kurz die Streitfrage über den Moeris-See erklären. Hauptmann Linant de Bellefonds (nicht Lyons) behauptet, der ehemalige Moeris-See sei auf dem höchsten Plateau der drei Erhebungen des Fayûms gelegen und von einem gigantischen Damm abgeschlossen gewesen, der ihn von dem heute existirenden See Birket el Kurûn vollständig getrennt habe. Die ältere Ansicht sah in dem Birket el Kurûn den modernen Repräsentanten des Moeris-Sees, der einst das ganze Fayûm angefüllt habe und nach und nach zurückwich. Flinders-Petrie ist Vertheidiger der älteren Ansicht, und Major Brown hat in einem Buche „Fayûm and Lake Moeris" Linants Ansicht aus Gründen der praktischen Ingenieurkunst zurückgewiesen. Herodot sagt, daß zu seiner Zeit der See 3600 Stadien (666 km) Umfang gehabt habe und 50 Klafter (80 m) tief gewesen sei, und auch die Karte des Claudius Ptolemäus (2. Jahrhundert n. Chr.) läßt nach den darauf angegebenen Städten Bacchias, Dyonisias und Arsinoe auf gleiche Größe schließen. — Nach Linants Theorie müßten die modernen Ausgrabungsstätten Kasr el Banât (Euhemeria), Harit und Umm el Atl (Bacchias), die unterhalb des zweiten Plateaus liegen, in der Zeit vor Herodot auf trockenem Land gelegen haben, nach Major Browns Theorie waren diese Stätten damals unter Wasser. Hatte Brown recht, so konnte sich also kein Ueberrest aus vorherodotischer Zeit da finden. Linant hatte aber die feste Ansicht, es müßten sich Ueberreste aus der zwölften Dynastie finden, da er die abschließenden Dämme aus der Zeit Amenemhê I. (zwölfte Dynastie) datirt. Und jetzt scheint Linant recht behalten zu haben. Noch der 1899er Archaeological Report des Egypt Exploration Fund erklärt, daß sämmtliche sechs im Fayûm ausgegrabenen Stätten keine ältere Spur als vom dritten vorchristlichen Jahrhundert zeigen. Die neuen Ausgrabungen in Umm el Barakat bringen Linant den seine Theorie stützenden Friedhof mit Denkmälern bis

zur zwölften Dynastie zurück: er beweist, daß das erste und zweite Fayûmplateau frühe bewohnt war und der Moeris-See unmöglich das ganze Fayûm bedeckt haben konnte, mithin Herodots Größenangabe falsch war. Vom technischen Standpunkt aus ist die Moeris-See-Kontroverse, in der auch Schweinfurth und Brugsch (für die Identität des Moeris mit dem heutigen Birket el Kurûn) das Wort ergriffen haben, trefflich behandelt bei Merckel (Die Ingenieurkunst im Alterthum, Hamburg 1899, S. 80 ff). Der erwähnte 1899er Archaeological Report des Egypt Exploration Fund verzeichnet Umm el Barakat noch nicht auf seinen Karten. Daß die Frage, wo der Moeris-See eigentlich lag, jetzt mit absoluter Sicherheit beantwortet werden kann, wollen wir hoffen; doch glauben wir es trotz der gefundenen Gräber der zwölften Dynastie noch nicht so fest. M.

* Die höchsten hörbaren Töne. Wir lesen in der „Köln. Ztg.": Die Festsetzung der Schwingungszahlen der Stimmgabeln in den Appun'schen Stimmgabelsätzen ist, wie man jetzt weiß, nicht genau. Rudolf König hat nun nach der Methode der Differenztöne oder Stoßtöne einige Reihen hoher Stimmgabeln untersucht. Er erreichte mit f^7 26,840 Schwingungen in der Sekunde, während es nach derselben Methode vorher nur gelungen war, Pfeifentöne bis zur Schwingungszahl 14,000 genügend sicher zu bestimmen. König vermochte den Ton von 26,840 Schwingungen nicht mehr zu hören, wohl aber die durch ihn beim Zusammenklang mit einem anderen Tone erzeugten Stoßtöne. Das Intervall zwischen zwei Tönen, die noch Stoßtöne erzeugen können, nimmt mit steigender Tonhöhe ab und ist nach Königs Versuchen bei f^7 auf einen halben Ton gesunken. Die Grenze der Hörbarkeit der Stimmgabeltöne liegt nach den Versuchen Königs durchgängig bei c^7 mit 16,384 Schwingungen in der Sekunde. König hat auch Versuche angestellt, die Schwingungszahlen seiner Stimmgabeln mit Hülfe der Kundt'schen Staubfiguren festzustellen. Diese Methode erwies sich als sehr aussichtsvoll. Es gelang noch, Staubfiguren mit einer Stimmgabel zu erhalten, welche 90,000 Schwingungen in der Sekunde macht.

* **Neapel.** Der Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose hielt heute unter dem Vorsitz des Ministers Baccelli seine Schlußsitzung ab und nahm eine vom Komitee unter Berücksichtigung eines schon auf dem Pariser Kongreß im Jahre 1898 vom Professor Schroetter ausgesprochenen Wunsches vorgeschlagene Tagesordnung an, wonach ein internationales Komitee einzusetzen ist, in dem die drei Nationen, welche die erste Anregung zu den Kongressen zur Bekämpfung der Tuberkulose gaben, vertreten sein sollen und dessen Aufgabe darin bestehen soll, eine internationale Liga gegen die Tuberkulose zu begründen. Als Mitglieder des Komitee's schlug die Tagesordnung vor: für Deutschland den Herzog von Ratibor, für Frankreich den Prof. Lannelongue und für Italien den Minister Baccelli. Diese sollen das Komitee bilden und organisiren und haben die Ermächtigung, neue Mitglieder in gleicher Zahl für die drei Länder zu kooptiren.

** Aus **Rußland.** Am 20. April starb einer der hervorragendsten Vertreter der russischen Wissenschaft, der Vizepräsident der kgl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, Leonid Nikolajewitsch Maikow. Er war am 10. April 1839 geboren und nachdem er die St. Petersburger Universitätsstudien mit dem Grad eines „Kandidaten der historisch-philologischen Fakultät" beschlossen hatte, erlangte er 1863 den Magistergrad mit einer Dissertation „über die Sagen des Wladimircyklus". Seine späteren wissenschaftlichen Hauptarbeitsgebiete waren russische Literaturgeschichte und Ethnographie. Seit 1883 außerordentliches, seit 1889 ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde er 1893 zu deren Vizepräsidenten ernannt. Sein letztes größeres Werk war die im Auftrage der Akademie veranstaltete kritische Ausgabe der Werke Puschkins, er erlebte aber nur mehr das Erscheinen des ersten Bandes, bei den Vorarbeiten zum zweiten ereilte ihn nach zweimonatigem Herzleiden der Tod. — Die „neurussische Universität" zu Odessa erhält mit Beginn des Jahres 1900—1901 eine medizinische Fakultät, deren Kliniken eine Gesammtbettenzahl von 195 Betten zählen, und für deren vollen Bestand ab 1905 ein Jahresbudget von ca. 350,000 Rbl. ausgesetzt ist. Die Fakultät erhält 14 ordentliche, 9 außerordentliche Professoren, 5 Prosektoren und 6 Prosektorgehilfen. Mit der medizinischen Fakultät soll dann das neu zu bauende allgemeine Krankenhaus vereinigt werden, das u. a. eine Syphilisabtheilung für 450 Personen und eine Abtheilung für chronische Krankheiten für 300 Personen erhalten soll. Durch diese Vereinigung, die mit einem Aufwand von großen Geldmitteln neu geschaffen wird, sollen die bisher ungenügenden sanitären Verhältnisse in Odessa von Grund aus verbessert werden.

* Eine Preisarbeit über Shakespeare. Wir werden um Veröffentlichung der nachfolgenden Mittheilung ersucht:

Der Vorstand der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft hat, ausgehend von dem Gedanken, daß durch Preisausschreibungen die Erkenntniß und die Darstellung Shakespeare's wesentlich gefördert werden kann, in seiner Sitzung am 22. April beschlossen, für die beste Bearbeitung des Themas „Shakespeare's Belesenheit" einen Preis von 800 M. auszusetzen.

Die Bearbeitungen sind in deutscher Sprache bis zum 1. April 1901 an den geschäftsführenden Ausschuß der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft in Weimar einzusenden. Als Preisrichter haben sich zu wirken bereit erklärt die Herren Professor Dr. Schick (München), Professor Dr. Wülker (Leipzig), Albert Cohn (Berlin). Die Preisverkündigung erfolgt bei der nächsten Jahresversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft am 23. April 1901. Die preisgekrönte Arbeit geht in das Eigenthum der Gesellschaft über.

Weimar, 23. April 1900.

Der Vorstand der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft.
Dr. Oechelhäuser.
Für den geschäftsführenden Ausschuß.
P. v. Bojanowski.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Reuchlins Verdeutschung der ersten olynthischen Rede des Demosthenes (1495), hggb. von F. Poland. (Bibliothek älterer deutscher Uebersetzungen', hggb. von Aug. Sauer, Nr. 6.) Berlin, Felber 1899. — K. Voßler: Poetische Theorien in der italienischen Frührenaissance. (Literarhistor. Forschungen, hggb. von Dr. J. Schick und Dr. v. Waldberg, Heft 12.) Ebd. 1900. — K. Laßwitz: Wirklichkeiten. Beiträge zum Weltverständniß. Ebd. 1900. — Dr. B. Karpeles: Die englischen Fabrikgesetze. Ebd. 1900. — Fr. Paulsen: Schopenhauer. Hamlet. Mephistopheles. Berlin, Herz 1900. — *Heldeu:* Au Tableau. Scènes de la vie militaire. Paris, Calmann Lévy 1900. — B. Suphan: Allerlei Zierliches von der alten Excellenz. Paul Heyse zum 70. Geburtstag. Berlin, Weidmann 1900. — Ein Zoll- und Handelsbündniß mit Deutschland. Verhandlungen der Gesellschaft österreichischer Volkswirthe vom 23. und 30. Januar und 13. Februar 1900. Wien, Verlag der „Gesellsch. österr. Volkswirthe" 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 2. Mai. Nummer 100.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Herbert Spencer.

(Zu seinem 80. Geburtstage.)

Manche Beurtheiler der modernen Philosophie haben der früheren Königin der Wissenschaften nach dem unbestrittenen Sieg der Naturwissenschaften einen rettungslosen Untergang prophezeit, jedenfalls sei die Zeit der großen weltumfassenden Systeme unwiederbringlich vorüber. Daran ist so viel wahr, daß zufolge des von allen Seiten stärker zufließenden Materials zunächst auch eine entsprechend schärfere Arbeitstheilung eingetreten ist; aber trotz dieser Spezialisirung der Probleme (was z. B. für die Psychologie ganz besonders gilt) hat doch der synthetische Zug des menschlichen Denkens kaum etwas von seiner ursprünglichen Kraft eingebüßt. Selbst in England, dem Lande, wo vornehmlich seit alters die Analyse blüht, finden wir derartige Versuche, die unerschöpfliche Fülle der Erscheinungen in dem einheitlichen Brennpunkt eines einheitlichen Erkenntnißprinzips zu konzentriren. Einer der letzten und energischsten Anläufe dieser Art stammt von Herbert Spencer, dessen rüstige Schaffenskraft des hohen Greisenalters zu spotten scheint. Sein großes, auf zehn Bände berechnetes System (zum Theil auch ins Französische und Deutsche übertragen) zeigt auf der einen Seite die tiefste Befruchtung durch die Naturwissenschaft, nicht nur was die Methode anlangt, sondern auch in Bezug auf die Voraussetzungen und Kriterien des Ganzen, andrerseits einschneidende Schärfe der Auffassung und glänzende Kombinationsgabe. Vor allem aber ist er deßhalb vollster Aufmerksamkeit werth, weil er zum erstenmal in umfassender Weise die Konsequenzen der Darwin'schen Theorie für das Gebiet der Ethik gezogen hat. Das gilt auch in vollstem Maße für die Soziologie, die er ganz und gar, wie wir später noch sehen werden, auf die Biologie begründet hat. Zunächst mögen einige kurze biographische Daten folgen.

Den ersten Unterricht genoß der in Derby geborene Knabe bei seinem Vater, einem Mathematiker und bei seinem Oheim, einem liberalen Geistlichen. Nachdem er sich anfangs als Zivilingenieur versucht, wandte er sich dann der schriftstellerischen Laufbahn zu. Seine erste bedeutendere Arbeit war: Social statics (1851). 1860 begann er nach Comte's Muster mit der Ausarbeitung eines umfassenden, zur Zeit glücklich vollendeten Systems: System of synthetic philosophy, in welchem in aufsteigender Linie die Prinzipien der Biologie, Psychologie, Soziologie und Moral zur Darstellung gelangen sollten. Die Philosophie zerfällt nach ihm in einen allgemeinen und einen speziellen Theil; in jenem sind die universalen Wahrheiten, die letzten Verallgemeinerungen des Denkens das Ergebniß der Untersuchung, hier sind sie Ausgangspunkt und Hülfsmittel derselben. Die letzten Elemente für die kritische Zergliederung der Welt sind Raum und Zeit, Stoff und Bewegung und Kraft. Das den gesammten Lauf des Geschehens beherrschende Gesetz ist die Entwicklung, die ganz und gar naturwissenschaftlich bestimmt wird, nämlich gebunden an eine Desintegration des Stoffes, an eine gewisse Differenzirung, durch welche ein peripherischer Theil von einem zentralen unterschieden wird. Aus diesem großen Rahmen, dessen rein fachwissenschaftliche Momente von vornherein für unsere Betrachtung wegfallen, wählen wir an dieser Stelle zwei Beziehungen heraus, die eines gewissen allgemeineren Interesses würdig sind, nämlich das ethnologisch-soziologische und das ethische Problem.

Das Studium der Naturvölker, wie es uns die moderne Völkerkunde ermöglicht hat, ist dadurch besonders fruchtbar geworden, daß es uns nicht selten einen tiefen, überraschenden Einblick in die primitiven Gefühle und Empfindungen gestattet, die sich bei uns schon sehr kompliziert haben. Das mußte auch selbstverständlich der Ethik und Religionsgeschichte zugute kommen, ohne daß freilich jeder Versuch einer neuen psychologischen Begründung dieser Regungen sofort zu glücken brauchte. Auch unser Denken hat hier manches werthvolle Material gefunden, ohne deßhalb alle landläufigen Anschauungen zu acceptiren. So bestreitet er z. B. mit aller Entschiedenheit, daß der Fetischismus, wie meist behauptet wurde, die unterste Stufe der religiösen Entwicklung darstelle. „Auf Grund der Zeugnisse aller Reisenden (so heißt es in seinem Principles of Sociology p. 344), die hauptsächlich mit theilweis vorgeschrittenen und selbst halbzivilisirten Völkern in Berührung kamen, wurde die Behauptung, daß der Fetischismus die ursprüngliche Religion sei, zuerst aufgestellt und bemächtigte sich bald der Geister; da aber Voreingenommenheit Neunzehntel des Glaubens ist, hat dieselbe fast ohne allen Widerspruch das Feld behauptet. Ich selbst hatte sie als richtig hingenommen, wenngleich, wie ich mich erinnere, nicht ohne ein unbestimmtes Gefühl der Unbefriedigtheit, das wahrscheinlich daher rührte, daß ich nicht einsehen konnte, wie eine so sonderbare Interpretation entstanden sei. Dies unbestimmte Gefühl ging bald in Skeptizismus über, als ich mit den Ideen vieler Völker besser vertraut wurde. Eine tabellarische Uebersicht des von den niedrigsten Völkerrassen gebotenen Beweismaterials verwandelte meinen Skeptizismus in Unglauben und durch Nachdenken bin ich mir darüber klar geworden, daß die a posteriori widerlegte Behauptung auch a priori unwahrscheinlich sei.“ Dagegen kann im gewissen Sinne Spencer als der Vertreter und Begründer der Ansicht gelten, welche die Religion unmittelbar aus dem uralten, bei allen Völkern auf primitiver Gesittungsstufe — und nicht nur bei diesen — bestehenden Ahnenkult ableitet. Indem er von der Thatsache

ausgeht, daß alles außerordentliche für den Naturmenschen im Licht des Wunderbaren, Uebernatürlichen oder Göttlichen erscheint, fährt er fort: „Der außerordentliche Mensch mag bloß der als Gründer des Stammes überlieferte entfernteste Ahne sein, er mag ein durch Kraft und Tapferkeit berühmter Häuptling, ein Medizinmann von großem Ruf, ein Erfinder von etwas Neuem sein, oder er ist gar kein Stamm-Mitglied, sondern vielleicht ein hervorragender Fremdling, der Künste und Wissenschaft einführt, oder vielleicht ein Mitglied einer höheren Rasse, welche durch Waffengewalt die Oberherrschaft erlangt hat. Als der Eine oder der Andere von diesen wird er zuerst schon bei Lebzeiten mit ehrfürchtiger Scheu und nach seinem Tode mit erhöhter Ehrfurcht angesehen; und die Besänftigung seines Geistes, die wichtiger wird als die Besänftigung der weniger gefürchteten Geister, entwickelt sich zu einem festen Kult. Es gibt dann keine Ausnahme. Wenn wir den Ahnenkult im weitesten Sinne gebrauchen, als jede Art von Verehrung der Todten umfassend, ob sie von demselben Blut sind oder nicht, so schließen wir, daß Ahnenkult die Wurzel jeder Religion ist." Da diese Theorie auf ursprüngliche, allgemein menschliche Motive zurückgreift, so hat sie auch bei anderen Forschern Anklang gefunden, wir erwähnen nur O. Gruppe; auch darin scheint sie uns völlig zutreffend zu sein, daß sie so viele Beziehungen zugrunde legt, welche eine einseitige sprachwissenschaftliche, mit besonderer Vorliebe metereologische Verhältnisse berücksichtigende Erklärung allzusehr außer acht läßt. Ob wir damit freilich allein bei dem komplizirten Problem der Religion auskommen, ist wohl zweifelhaft: Jedenfalls muß alles Euhemeristische, etwaige historische Erlebnisse Hypostasierende streng ausgeschlossen werden. Auf die eigentliche religionsphilosophische Behandlung des Absoluten als „der letzten unerforschlichen Macht im Universum" im evolutionistischen Monismus oder Pantheismus Spencers hat diese empirische Grundlegung natürlich keinen Einfluß.

Wie Comte, so begründet auch unser Gewährsmann die Soziologie auf die Biologie, und er ist dadurch für die ganze Richtung, die sich später sehr fruchtbar entwickelt hat (man denke z. B. an Schäffle, Lilienfeld u. A.), geradezu maßgebend geworden. Es ist auch kein Zufall, daß seine Einleitung in die Soziologie neuerdings in zweiter deutscher Auflage erschienen ist (Leipzig 1896). Es heißt hier: „Wie die Biologie gewisse allgemeine Züge der Entwicklung, des Baues und der Funktion entdeckt, von denen die einen für alle Organismen, die anderen für gewisse große Gruppen, wieder andere für gewisse in ihnen enthaltene Nebengruppen gelten, so muß auch die Soziologie Wahrheiten in der sozialen Entwicklung des Baues und der Funktion anerkennen, von denen einige universell, andere generell, noch andere speziell sind. Denn es ist offenbar, daß, soweit menschliche Wesen, als soziale Einheiten betrachtet, Eigenschaften gemeinsam haben müssen, Aehnlichkeiten des Wesens, welche für gewisse Menschenrassen gelten, Aehnlichkeiten des Wesens in den aus denselben entspringenden Nationen erzeugen werden, und daß eigenthümliche Züge, wie sie die höchstentwickelten Varietäten des Menschengeschlechts besitzen, in unterscheidenden Charakteren resultiren müssen, die von den Gemeinschaften, zu welchen sie sich organisiren, gemeinsam besessen werden. Oder mit noch deutlicherer Beziehung auf das soziale Leben: Daß eine wirkliche Analogie zwischen einem individuellen und einem sozialen Organismus besteht, wird unbestreitbar, wenn man sieht, daß gewisse, die Bildung bestimmende Nothwendigkeiten dieselben gemeinsam beherrschen. Gegenseitige Abhängigkeit der Theile ist das, was Organisation jeglicher Art hervorbringt und erhält. Solange in einer Masse lebenden Stoffs alle Theile gleich sind und alle Theile gleichmäßig ohne gegenseitige Hülfe leben und wachsen, findet keine Organisation statt; das so charakterisirte, nicht differenzirte Aggregat des Protoplasmas gehört der niedrigsten Stufe lebender Wesen an. Ohne bestimmte Leistungen und nur zu den schwächsten Bewegungen fähig, kann es sich nicht den Umständen anpassen und hängt von der Gnade umgebender zerstörender Wirkungen ab. Die Veränderungen, durch welche diese strukturlose Masse eine gebildete Masse wird, welche die einem sogenannten Organismus eigenen Merkmale und Kräfte besitzt, sind Veränderungen, durch welche die Theile desselben ihre ursprüngliche Gleichheit verlieren, und dies thun sie, indem sie die ungleichen Arten der Thätigkeit beginnen, für welche sie ihre bezügliche Stellung zu einander und zu den umgehenden Dingen geschickt macht. In ganz derselben Sprechweise auszudrückende Bildungszüge unterscheiden niedrigere und höhere Typen der Gesellschaften von einander, so wie die höheren Stufen jeder Gesellschaft von den späteren. Primitive Stämme zeigen keine festen Kontraste ihrer Theile. Anfangs betreiben alle Menschen dieselbe Art Thätigkeit, ohne oder nur mit gelegentlicher Abhängigkeit voneinander. Es findet nicht einmal feste Häuptlingschaft statt, und nur in Kriegszeiten macht sich eine freiwillige und zeitweilige Unterordnung unter jene geltend, welche sich als die besten Führer erweisen. Von den so beschaffenen kleinen, gestaltungslosen gesellschaftlichen Aggregaten findet der Fortschritt zu gesellschaftlichen Aggregaten von vermehrtem Umfang statt, deren Theile Ungleichheiten annehmen, welche stets größer, bestimmter und mannichfaltiger werden. Die Individuen der Gesellschaft zerfallen mit der Entwicklung derselben in verschiedene Ordnungen von Thätigkeiten, die durch Unterschiede in ihren örtlichen Bedingungen oder in ihren individuellen Kräften bestimmt werden, und langsam ergeben sich dauernde gesellschaftliche Gebilde, von denen die primären bestimmt werden, während sie durch sekundäre komplizirt werden." Wie furchtbar diese Perspektive verwendet werden kann, das möge nur durch den Hinweis auf die bahnbrechenden Forschungen des vergleichenden Rechtsgelehrten A. H. Post veranschaulicht werden, der verschiedentlich biologische Analogien zu Hülfe nimmt. Aber andrerseits darf man eben nicht vergessen, daß wir diesen Vergleich nicht zu einer sachlichen Identität zu steigern und mit Spencer z. B. in der Struktur des sozialen Organismus von einem Ektoderm, Entoderm und Mesoderm, von einem Ernährungs-, Vertheilungs- und Regulirungssystem des sozialen Körpers nach Maßgabe rein physiologischer Funktionen zu sprechen logisch berechtigt sind. Diese Richtung, kurzweg als organische bekannt, ist denn auch für die exakte wissenschaftliche Untersuchung recht verhängnißvoll geworden, indem sie sich bedauerlicherweise gar zu weit von dem sicheren Boden der kritischen Erfahrung entfernt. Dagegen vermögen wir umsomehr mit der prinzipiellen Forderung einer strengen Objektivität, einer Entäußerung von allen landläufigen Vorurtheilen, namentlich von der so gefährlichen Ueberschätzung des Individuums gegenüber den großen treibenden sozialen Faktoren, von allen möglichen, größtentheils unbewußten und deßhalb um so wirksameren Gefühlsimpulsen u. s. w., übereinzustimmen. Wir möchten dies um so nachdrücklicher hervorheben, als unser Gewährsmann sonst, wenn es sich um die sozial-politische Anschauung handelt, für einen extremen Individualismus eintritt und im Staat lediglich eine Zwangsanstalt erblickt. Die politische Freiheit des Individuums ist ihm

nach einer treffenden Bemerkung Steins (Soziale Frage, Stuttgart 1897, S. 496) der tiefste Sinn der Geschichte, genau so wie bei dem sonst so verschieden gearteten Hegel.

Nicht minder ist die Biologie für den Ausbau der Ethik maßgebend gewesen. Erinnern wir uns kurz der berühmten Formel seines Entwicklungsgesetzes, die er so faßt: „Die Prozesse sind Entwicklung (Evolution), d. h. Ausbreitung (Dissipation) der Bewegung, womit Integration des Stoffs (Vereinigung zu einem Ganzen) verbunden ist, und Dissolution (Auflösung), d. h. Aufnehmen (Absorption) der Bewegung, womit Desintegration des Stoffes (Aufhebung des Zusammenhanges) verbunden ist. Beide Prozesse treten gemeinsam auf und stellen die Geschichte jeder wahrnehmbaren Existenz dar. Das Gesetz der Evolution ist: von einem zerstreuten zu einem mehr konsolidirten Zustande überzugehen." Trotzdem freilich Darwins Gedanken sich für die weitere Ausbildung seiner Moral als sehr wirksam gezeigt haben, so verdient es hervorgehoben zu werden, daß die Grundlinien seiner Auffassung bereits feststanden, ehe die bahnbrechenden Arbeiten seines Landsmannes erschienen waren. Wesentlich ist zunächst der Begriff der Anpassung; so ist für ihn das Handeln eine Anpassung an Zwecke, und sie besteht in einer je nach dem Entwicklungsstadium des betreffenden Wesens sich immer mehr differenzirenden Kombination von Bewegungen, bis sie im absoluten Sinne mit einer vollkommenen Anpassung an Zwecke zur Erhaltung und Förderung der Gattung ohne Schädigung der betreffenden gleichlaufenden Interessen anderer Individuen abschließt — natürlich ein Ideal, das selbst in den höchsten Kulturformen kaum annähernd erreicht ist. Die menschlichen Handlungen lassen nun eine vierfache Auffassung zu, eine physikalische, biologische, psychologische und soziologische. Der physikalische Standpunkt faßt den Menschen als reines und volles Naturprodukt, das nach einem möglichsten Gleichgewicht strebt.

In der biologischen Betrachtung erscheint das zweckmäßig kombinirte System von Bewegungen als die normale menschliche Funktion, der gegenüber jeder Exzeß, jede unzureichende Anpassung eine Störung hervorruft, zuletzt den Tod des Organismus. Daher bringt auch jedes freudige Ereigniß in unserm Leben einen Ueberschuß in der Bilance unsres Daseins, und die höchsten Regulatoren des bewußten Handelns sind die Schöpfungen von Freude und Leid. Mit dem andauernden Fortschritt muß nun eine immer vollkommenere Anpassung an die Zwecke des individuellen und des gesellschaftlichen Lebens eintreten, und vom biologischen Standpunkt aus würde die Ethik als eine Wissenschaft zu fassen sein, welche diese verschiedenen Stufen organisch nacheinander entwickelt. Die psychologische Untersuchung greift zurück auf den bekannten Dualismus von Bewegung und Empfindung oder, wie es hier heißt, Erregung; aus dieser entwickelt sich im weiteren Verlauf ein immer komplizirteres Gebilde von Gefühlen und Gemüthsbewegungen, aus jener eine Gruppe von motorischen Prozessen. Das Ideal der bestmöglichen Anpassung von Wandlungen an Zwecke ist demnach äquivalent der Komplikation jener korrespondirenden Reihen unsres Organismus und der Unterordnung der einfachen Erregungen unter zusammengesetzte, differenzirte. Hierdurch häuft sich im Laufe der Zeit eine stets wachsende Summe von Erfahrungen an, die sich weiter vererben und den Grundstock des moralischen Bewußtseins ausmachen: So entsteht das Gewissen, und allmählich bildet sich die ursprünglich äußere Autorität zu einem wirklichen, aus eigenen Antrieben handelnden sittlichen Organ um; nicht mehr Furcht oder Zwang sind wirksam, sondern die Einsicht in die naturnothwendige, d. h. sittlich schädigende und den betreffenden sozialen Organismus untergrabende Folge der Handlung selbst. Der soziologische Gesichtspunkt endlich betont nachdrücklich die Beziehung des Einzelnen zur Umgebung, zur sozialen Gruppe; alle Stufen des sozialen Lebens zeigen einen stetigen Kompromiß zwischen den gesellschaftlichen Ansprüchen und den individuellen Rücksichten und zwar unter andauerndem Rückgang jener, sodaß schließlich die Förderung individueller Glückseligkeit der Hauptzweck der praktischen Ethik ist. Wir können uns an dieser Stelle nicht auf eine weitere ausführliche Analyse der einzelnen Probleme einlassen (so der Konstatirung der Relativität von Freud und Leid, des Verhältnisses von Egoismus und Altruismus u. s. w.), sondern wir müssen uns abermals mit einigen kritischen Bemerkungen und Fingerzeigen begnügen. Der so fundamentale Begriff der Anpassung führt, wie bereits erläutert, von selbst zu dem für England so charakteristischen Utilitarismus, in dem das eigentliche Wesen des Sittlichen und Guten nicht genügend zur Geltung gelangt; auch tritt die entscheidende Gesinnung gegenüber dem äußeren Erfolg der Handlung viel zu wenig in den Vordergrund. Ebenso fraglich ist es, ob die individuelle Glückseligkeit als letztes ethisches Prinzip haltbar ist, da der Einzelne nie Endzweck der Sittlichkeit sein kann. Für diesen utilitaristischen Hedonismus ist außerdem viel zu sehr ein quantitatives, zu einseitig den Intellekt beschäftigendes Moment maßgebend, das Qualitative der ethischen, den Willen erregenden Entwicklung ist demgegenüber nicht zu seinem Recht gekommen. Endlich ist die Verwendung des naturwissenschaftlichen Prinzips der Vererbung nicht ganz unbedenklich für unser vorliegendes Thema. Die moralischen Anlagen sollen wie physische Dispositionen im Nervensystem vererbt werden und daraus die entsprechenden sittlichen Anschauungen entstehen. Zunächst ist es unerklärlich, wie aus solchen Anlagen des Nervensystems moralische Gefühle entspringen; das wird aber um so unbegreiflicher, als selbst so einfache Vorgänge, wie Sinnesempfindungen oder die Raumanschauung von der heutigen Psychologie nicht als unmittelbar vererbt angesehen werden. Es legt uns dieser Thatbestand überhaupt die wichtige Frage vor, inwiefern die Ethik prinzipiell in eine Abhängigkeit von der Biologie gebracht werden darf, ohne allzuviel von ihrem eigentlichen Charakter einzubüßen. Wir wollen nicht mit unsrer Ueberzeugung zurückhalten, daß gerade hier eine der empfindlichsten Schwächen des modernen utilistischen Evolutionismus zu suchen ist. Es ist deßhalb durchaus kein Zufall, sondern innere Nothwendigkeit, daß es Spencer so wenig geglückt ist, soziale objektive Normen zu ergründen, weil es eben hierzu an der erforderlichen psychologischen und erkenntnißtheoretischen Durchbildung der leitenden Grundsätze mangelte.

Die hervorragende Bedeutung unsres Denkers beruht, wie schon früher angedeutet, auf dem energischen Versuch, die Entwicklungslehre nach ihrem ganzen Umfange auf die Ethik und die Soziologie anzuwenden, hierin hat der kühne Synthetiker Glänzendes geleistet; für die eigentliche psychologische und kulturhistorische Seite dieses Prozesses fehlte ihm offenbar der unbefangene Blick. Seine ganze Methode war ebenfalls streng induktiv, naturwissenschaftlich, aber daß er auch nicht die unergründlichen Tiefen der Spekulation scheute, zeigen „die Data der Philosophie", in denen er eine absolute unverkennbare Macht anerkennt, die all' unsern Manifestationen zugrunde liege. Daß bei vielfacher

jubelnder Zustimmung, welche die Ansichten des Philosophen namentlich in den Kreisen naturwissenschaftlicher Weltanschauung gefunden haben, es auch nicht an mehr oder minder starker Opposition gefehlt hat, ist nur zu begreiflich und ein Zeichen für das berechtigte Interesse der Gebildeten an derartigen Problemen. Hoffentlich ist dem rüstigen Forscher noch ein reicher Lebensabend beschieden, der ihm die verdiente Erquickung für den rastlosen geistigen Kampf ums Dasein bringt.

Th. Achelis.

Ueber die Schilddrüse.

Von Dr. E. Roos (Freiburg i. B.).[1]

So sehr auch die medizinische Wissenschaft seit langer Zeit den Körper durchforscht und die Verrichtungen der einzelnen Organe im Körperhaushalte studirt, ist man doch bis in die neueste Zeit hinein nicht imstande gewesen, sich über die Bedeutung und Funktion einiger Organe auch nur einigermaßen begründete Vorstellungen zu bilden. Es sind dies die sogenannten Nebennieren, der Hirnanhang oder die Zirbeldrüse und die Schilddrüse. Ueber die Thätigkeit der beiden ersteren kann man auch heute trotz mancher interessanter Beobachtungen der letzten Zeit nicht viel positives aussagen. Bei der Schilddrüse sind unsre Kenntnisse weiter gediehen. Wir sind zwar sicherlich noch weit davon entfernt, ihre Thätigkeit genau und erschöpfend zu kennen; die Forschungen der letzten 20 Jahre haben aber immerhin nicht allein Aufklärung über die Wichtigkeit der Drüse im Körper gebracht, sondern auch weitere Thatsachen festgestellt, die Schlüsse auf die Funktion des Organs ermöglichen. Der Gang dieser Untersuchungen bietet ein schönes Beispiel stufenweise vorschreitender medizinischer Forschung, so daß mir schon aus diesem Grunde eine kurze Darlegung der Entwicklung unsrer Kenntniß von der Schilddrüse nicht ohne Interesse zu sein scheint.

Das Organ liegt beim Menschen in Form zweier seitlichen, durch ein schmäleres Mittelstück verbundenen länglichen Lappen dem oberen Theil der Luftröhre und dem Kehlkopf an und ist in seiner Struktur durchaus nach Art der Drüsen gebaut. Nur fehlt ein Ausführungsgang, wie ihn andere Drüsen zur Fortschaffung ihres Sekretes haben. Es bewirken aber zahlreiche Blut- und Lymphgefäße, sowie Nerven die Verbindung mit dem übrigen Körper.

Noch Mitte der achtziger Jahre war über die Bedeutung unsrer Drüse, die sich in manchen Gegenden häufig als sogenannter dicker Hals oder Kropf unangenehm bemerklich macht, in den damals erschienenen Lehrbüchern der Anatomie und Physiologie (Gegenbauer, Hermann, 8. Auflage) nur zu lesen, daß ihr funktioneller Werth unbekannt sei. — An Vermuthungen über ihre Aufgabe im Körper hat es allerdings nie gefehlt. So sah diese Wharton, der berühmte Anatom des 17. Jahrhunderts darin, dem Halse eine schönere Form zu geben. Nach Anderen hat sie als Schutzvorrichtung für den Kehlkopf zu dienen. Auch sollte sie bei der Stimmbildung betheiligt sein, was daraus geschlossen wurde, daß manche Kröpfige eine rauhe Stimme haben und bei den Vögeln, bei denen der Kehlkopf in die Brusthöhle an die Theilungsstelle der Luftröhre hinabrückt, auch die Schilddrüse in den Thorax versetzt wird. Diese Annahme hat aber schon deßhalb nur wenig für sich, weil auch stimmlose Amphibien eine Schilddrüse haben. Es ist unmöglich, auf alle schon geäußerten Vermuthungen hier einzugehen und nur eine Anschauung soll noch Erwähnung finden, die auch von gegenwärtig noch lebenden Forschern vertheidigt worden ist. Das Organ wird nämlich für einen Regulationsapparat des Blutzuflusses zum Gehirn gehalten, da die Drüse sehr blutreich ist und ihre Blutgefäße direkt von den großen Schlagadern, die in das Gehirn führen, abgehen. So soll sie bei Einnahme von horizontaler Lage durch Erschlaffung ihrer Gefäße eine relativ große Blutmenge in sich aufnehmen und dadurch einen zu starken Zufluß zum Kopfe verhindern, während sie bei senkrechter Körperstellung durch Verengerung ihrer Gefäße wenig Blut aufnehmen und so die Durchblutung des Gehirns verbessern soll. Auch einige französische Forscher sind Anhänger dieser Theorie, stellen sich aber den Mechanismus der Regulirung anders vor.

Wie weit diese Anschauungen der Wirklichkeit entsprechen, ist schwer zu sagen. Dagegen spricht schon, daß bei abnormer Lage der Drüse eine fehlerhafte Durchblutung des Hirns nicht zu erkennen ist. Dann kann aber diese regulatorische Funktion, ganz abgesehen von den später zu erwähnenden Thatsachen, jedenfalls schon aus dem Grunde nicht die hauptsächliche sein, da es sonst ganz unverständlich wäre, warum das Organ die ausgesprochene Drüsenstruktur hat. Als Blutregulationsorgan allein wäre sie gewiß zweckmäßiger z. B. nach Art mancher Schwellkörper oder allenfalls der Milz gebaut.

Der Beginn der Entwicklung einer neuen Kenntniß von der Bedeutung der Schilddrüse für den Körper nimmt seinen Ausgang von den Beobachtungen der englischen Aerzte Gull und Ord, welche 1873 resp. 1878 einen eigenthümlichen Krankheitszustand beschrieben, der sich bei erwachsenen, vorher gesund gewesenen Frauen, seltener bei Männern entwickelt, aber auch bei Kindern vorkommt und den Gull treffend als einen cretinartigen bezeichnete. Da sich Ansammlungen einer eigenthümlich schleimigen Flüssigkeit im Unterhautzellgewebe der Kranken bilden, die denselben ein charakteristisches gedunsenes Aussehen geben — Ansammlungen von Wasser in der Haut werden in der Medizin als „Oedem" bezeichnet — schlug Ord für die Krankheit den Namen Myxödem (schleimiges Oedem) vor. Charcot in Paris, der das Leiden bald darauf auch beobachtete, sprach davon in bezeichnender Weise als Cachéxie pachydermique (allgemeine Schwäche mit dicker Haut). Bei der Autopsie einer der ersten seiner Kranken, die in diesem merkwürdigen Zustand zugrunde gingen, machte Ord die Beobachtung, daß die drüsigen Bestandtheile der Schilddrüse geradezu völlig verschwunden und durch Bindegewebe ersetzt waren, ein Befund, der dann weiterhin bei Myxödematösen regelmäßig erhoben wurde.

Bald darauf, in den Jahren 1882 resp. 1883 traten zwei Schweizer Chirurgen und zwar fast gleichzeitig der Genfer Reverdin und der Berner Chirurg Kocher mit Beobachtungen hervor, die sie an Menschen gemacht hatten, denen bei Gelegenheit der Abtragung eines Kropfes die Schilddrüse total entfernt worden war. Sie sahen danach einen Zustand auftreten, der sich mit dem von den englischen Aerzten beschriebenen Myxödem geradezu deckte, so daß Reverdin dafür den Namen Myxoedème operatoire vorschlug. Auch diese Beobachtungen wurden später vielfach bestätigt.

Es treten also nach dem spontanen Zugrundegehen der Drüse, was, wie wir gesehen haben beim Myxödem der Fall ist und nach der Entfernung derselben durch Operation dieselben Krankheitszustände auf. Die Kranken zeigen eine allgemeine Schwäche und Müdigkeit mit Blutarmuth. Die Gedanken, die Sprache und Bewe-

[1] Nach einem in der Freiburger Naturforschenden Gesellschaft gehaltenen Vortrag.

gungen werden langsam, wobei die Befallenen sehr wohl wissen, daß dies früher besser war. Dabei entwickelt sich eine allgemeine derbe Schwellung der Haut des Körpers und des Gesichtes, so daß das gedunsene Gesicht einen eigenthümlich idiotischen Eindruck macht, der durch die Schwellung der Zunge, die im Munde oft kaum mehr Platz findet noch erhöht wird. Die Haut ist völlig trocken, rauh und meist fallen die Haare aus. Der Stoffwechsel ist gering, die Temperatur abnorm niedrig. Wird die Schilddrüse in der Wachsthumsperiode entfernt, so bleibt das Längenwachsthum stark zurück.

Durch diese Beobachtungen, daß das Zugrundegehen des Organs im Körper ebenso wie die operative Entfernung desselben beim Menschen schwere Störungen nach sich zieht, wurde die Aufmerksamkeit weiterer Kreise als nur der Kliniker auf die Drüse gelenkt und die Bedeutung derselben für den Organismus in einer großen Zahl von Thierversuchen studirt. Da zeigte es sich denn, daß Hunde, Katzen und Mäuse mit wenig Ausnahmen nach völliger Entfernung des Organs unter schweren Krampfzuständen und an Entkräftung (Tetanie) in meist kurzer Zeit zugrunde gehen. In einer Anzahl von Fällen kommt es allerdings vor, daß Thiere nach der Operation gesund bleiben. So erkrankten z. B. anfangs die Mäuse nicht, bis man lernte auch die sogenannten Nebenschilddrüsen, die sehr verborgen liegen können, mitzuentfernen. Es treten auch keine Erscheinungen ein, wenn nur ein kleiner Theil der Drüse zurückgelassen wird, aber nach Wegnahme des Restes machen sich meist schnell Krankheitssymptome geltend, während die Operationswunde schnell und ohne Störung zuheilt. Affen erkranken nach der Operation, wie übrigens manchmal auch der Mensch zuerst mit Krampfzuständen und erst allmählich bildet sich dann die chronische Schwäche ähnlich wie oben beschrieben aus. Bei Grasfressern, wie Schafen und Ziegen erfolgen, wenn die Entfernung der Drüse in der Jugend vorgenommen wird, schwere Störungen und Zurückbleiben des Wachsthums. Dazu werden die Thiere ungeschickt und träge, unreinlich und in ihrem psychischen Verhalten verändert. Sie stehen meist apathisch herum und suchen, wenn man sie fangen will, kaum zu entfliehen. Aus den schönen Untersuchungen des Professors der Chirurgie v. Eiselsberg über diesen Gegenstand möchte ich nur ein Beispiel herausgreifen. Bei zwei von drei von demselben Wurfe stammenden Zicklein wurde, als sie 3 Wochen alt waren, mit allen Mitteln moderner Operationstechnik die Schilddrüse entfernt, so daß eine länger dauernde Schädigung der Thiere durch den Eingriff als solchen ausgeschlossen war und die Wunden ohne jede Störung heilten. Diese Bedingungen treffen übrigens auch bei den meisten der sonst angestellten Thierversuche zu. Das schwächere der 3 Zicklein wurde zur Kontrole behalten. Etwa 3 Wochen lang war kein wesentlicher Unterschied zu bemerken. Nach einem Monat zeigte es sich aber schon, daß die beiden operirten Thiere kleiner und dicker waren als das Kontrolthier. Nach vier Monaten wog das nicht operirte 20 Kilogramm, die beiden operirten 9½ resp. 10 Kilogramm und zeigten auch die oben beschriebenen sonstigen Störungen.

Der erste Experimentator auf diesem Gebiet war der Genfer Physiologe Schiff, der schon in den Jahren 1856 und 1857 entdeckt hatte, daß Entfernung der Schilddrüse bei Hunden und Katzen häufig den Tod nach sich zieht, dessen Versuche aber kaum Beachtung fanden. Dieser Forscher nahm nun nach den Beobachtungen der beiden Schweizer Chirurgen seine damaligen Thierversuche wieder auf und that bald einen weiteren wichtigen Schritt vorwärts. Er bemerkte nämlich, daß wenn er Hunden eine Schilddrüse in die Bauchhöhle hineinbrachte und später diesen Thieren die Schilddrüse am Halse wegnahm, daß sie dann nicht erkrankten, wenigstens so lange nicht, als die Beobachtungszeit dauerte. Diese Versuche wurden mehrfach nachgemacht und z. B. v. Eiselsberg hat 1890/91 gezeigt, daß man Katzen ohne Gefahr die Drüse entfernen kann, wenn man nur einen Lappen im Bauchfell einpflanzt, daß die Thiere aber erkranken und sterben, wenn man denselben wieder fortnimmt.

Diese Erfahrungen am Thier gaben den Anstoß zu den ersten praktisch therapeutischen Maßnahmen am Menschen.

Auf Grund der Schiff'schen Experimente machte nämlich 1889 der schweizer Arzt und Forscher Bircher in Aarau bei einer Frau einen Heilversuch, der Aufsehen erregte, nachdem schon vorher Kocher in Bern bei ähnlichen Unternehmungen keinen erheblichen Erfolg hatte erzielen können. Birchers Kranke litt in hochgradiger Weise an dem oben beschriebenen Myxödem, nachdem ihr ¾ Jahre vorher die Schilddrüse eines großen Kropfes wegen völlig entfernt worden war. Dieser Frau führte Bircher normal aussehende Kropfstücke, die kurz vorher einer anderen Frau entnommen worden waren, in die Bauchhöhle ein: Die Folge war eine unzweifelhafte Verringerung der Krankheitserscheinungen, die aber nur zwei Monate anhielt. Eine zweite Einpflanzung von Schilddrüse bewirkte eine sehr gute, länger andauernde Besserung, die aber ebenfalls nicht von Bestand war. Bircher hatte, was sich auch später als völlig richtig erwies, den Eindruck, daß die eingeführte Drüse im Körper resorbirt wurde und die Besserung nur bis zur völligen Aufsaugung des Organs anhielt. — Kurz nach Bircher und unabhängig von ihm machte 1890 der Engländer Horsley im Hinblick auf die Versuche von Schiff und v. Eiselsberg den Vorschlag, Myxödemkranken die Schilddrüsen von anthropoiden Affen oder wenn diese nicht erhältlich, von Schafen einzupflanzen, da dieselben in ihrer Struktur dem menschlichen Organ noch relativ am ähnlichsten seien.

Nun wurden auch eine ganze Reihe von Implantationsversuchen an kranken Menschen gemacht, fast alle mit Erfolg, der aber immer nur vorübergehend war. Daraus erhellte, daß nur in den wenigsten Fällen eine wirkliche Einheilung gelang, so daß das eingeführte Organ weiter funktionirte, sondern daß die Drüse vom Körper aufgenommen wurde und das gute Befinden so lange anhielt, als noch resorbirbare Drüsensubstanz vorhanden war. Es fiel auch auf, daß die Besserung der Kranken sehr schnell eintrat, schon ein bis zwei Tage nach Einführung des Organs, also lange bevor dasselbe eingeheilt und in Funktion getreten sein konnte. Die einzig mögliche Erklärung war deßhalb, daß der Heileffekt nicht durch die Thätigkeit der eingesetzten Drüse erfolgte, sondern dadurch bewirkt war, daß die Substanz derselben vom Organismus aufgenommen wurde. Diese Auffassung wurde auch dadurch gestützt, daß besonders französische und italienische Forscher berichteten, daß es ihnen gelungen sei, die schweren Krankheitserscheinungen bei Hunden, denen man die Schilddrüse herausgenommen hatte, durch Einspritzen des aus der Drüse ausgepreßten Saftes in die Blutbahn zu bessern oder eine Zeitlang zum Verschwinden zu bringen.

Diese Beobachtungen legten es nahe, die Einspritzung von Schilddrüsensaft zu Heilzwecken auch beim Menschen zu versuchen, ein Eingriff, der erheblich geringfügiger ist, als die Einpflanzung von Drüse. Zu-

erst wurde diese Methode in England, wo Myxödem relativ häufig ist, bald aber auch bei uns und in andern Ländern angewandt, indem man entweder den einfach ausgepreßten Saft von Thier- besonders Hammelschilddrüsen oder unter Zusatz von Glycerin bereitete wässerige Extrakte benutzte. Der Erfolg blieb so gut wie nie ganz aus, aber es kam häufig zu Entzündungen an den Einspritzungsstellen, da es eben kaum möglich ist, solche Organsäfte sicher steril zu erhalten.

Diese Uebelstände veranlaßten fast gleichzeitig drei Aerzte, zwei Engländer (H. Mackenzie und L. Fox) und den Kopenhagener Professor Howitz, die Eingabe der Drüse durch den Mund zu versuchen. Auch dies gelang. Der Erfolg bei Myxödem war sehr gut und die unangenehmen Erscheinungen, die einige Kranke neben der Besserung zeigten, wie starke Schweiße, Brechneigung und Beschwerden von Seiten des Herzens, lernte man durch geeignete Dosirung des Mittels rasch vermeiden. Nun wurde die Darreichung der Drüse durch den Mund die einzige angewandte Methode, deren Heilerfolge bei Myxödem geradezu verblüffend sind: Unter starker Gewichtsabnahme und Zunahme der Harnmenge verschwinden schnell die ödematösen Schwellungen des Körpers. Die dicke, trockene Haut schält sich in Fetzen ab und wird wieder feucht und elastisch. Die Unbeholfenheit und Langsamkeit der Kranken hört auf, die Sprache und Gedankenthätigkeit werden wieder normal schnell, die Körpertemperatur steigt auf die normale Höhe. Durch das Zurückgehen der Schwellungen verschwindet auch der idiotische Gesichtsausdruck und die Züge werden wieder die alten. Die ausgefallenen Haare wachsen wieder. Bei jugendlichen Individuen nimmt das stehen gebliebene Wachsthum schnell und erheblich zu. Kurz die vorher körperlich und geistig völlig unbrauchbaren Kranken werden wieder neue normale Menschen.

Wird die Einnahme der Drüsensubstanz, die auf die verschiedenste Weise erfolgen kann, z. B. einfach roh gehackt oder getrocknet und in Pastillen gepreßt, nach der Heilung zu lange ausgesetzt, so fängt der krankhafte Zustand sich langsam an wieder auszubilden. Durch fortwährende gelegentliche Einnahme kleiner Dosen bleibt aber die Gesundheit beständig und völlig erhalten.

Nach diesen Erfolgen beim Myxödem wurde die Heilkraft der Schilddrüsensubstanz bei den verschiedenartigsten Krankheiten erprobt und unter anderem gefunden, daß gewisse Fettleibige rasch und ausgiebig bei Gebrauch des Mittels abnehmen. Genaue Untersuchungen des Stoffwechsels, die darauf hin bei Mensch und Thier ausgeführt wurden, zeigten, daß der Substanz eine energisch erhöhende Wirkung auf den Stoffwechsel zukommt, daß besonders stark Fett zersetzt wird, daß aber auch die Ausscheidung von Stickstoff, dem charakteristischen Bestandtheil des Eiweißes, zunimmt. Das Nächstliegende war, diese Vermehrung der Stickstoffausscheidung so zu erklären, daß man nicht allein eine gesteigerte Zerstörung des Körperfettes, sondern auch des Körpereiweißes annahm. Neuere Untersuchungen von Schöndorff in Bonn haben das letztere aber — ganz excessive Entfettungen abgesehen — sehr unwahrscheinlich gemacht und erklären die übrigens nicht lange anhaltende Mehrausscheidung von Stickstoff durch eine verstärkte Auslaugung von stickstoffhaltigen Endprodukten des Stoffwechsels aus dem Körper.

Eine Besprechung der vielfachen klinischen Erfahrungen, die mit der Substanz unsres Organs gemacht worden sind, würde uns zu weit führen. Aber eine interessante Entdeckung kann nicht unerwähnt bleiben, nämlich die, daß gewisse Formen des Kropfes sich nach Eingabe von Schilddrüse rasch und erheblich verkleinern. Neben der praktischen Bedeutung, die diese Thatsache für Kropfgegenden hat, kommt derselben auch ein erheblicher wissenschaftlicher Werth zu.

Nachdem man, wie oben entwickelt, erkannt hatte, daß die Schilddrüse in der verschiedenartigsten Zubereitung und jedenfalls nicht durch aktive Thätigkeit im kranken Körper wirkt, mußte angenommen werden, daß in derselben ein ganz besonderer, sonst nicht im Körper vorhandener Stoff enthalten ist, dem diese Heilwirkung zukommt. Die Isolirung und das nähere Studium dieser rätselhaften und völlig unbekannten Substanz war nun die nächste Aufgabe. Bei solchen Untersuchungen konnte die verkleinernde Wirkung auf den Kropf gleichsam als Reagenz darauf benutzt werden, ob eine aus der Drüse gewonnene chemische Fraktion das wirksame Prinzip noch enthielt oder nicht, indem man Kropfkranken die einzelnen Produkte der chemischen Untersuchung in geeigneter Form eingab. Auch die Prüfung der Einwirkung auf den Stoffwechsel war, wenn auch umständlicher, zum gleichen Zweck verwendbar. Dieser Weg wurde im Baumann'schen Laboratorium eingeschlagen, nachdem mehrfache Versuche anderwärts, den Körper zu isoliren, ohne Erfolg geblieben waren.

Nach langer Arbeit wurde das Ziel erreicht und die Substanz von dem großen, allzu früh dahingeschiedenen Forscher E. Baumann als eine eigenartige organische Jodverbindung erkannt, die in enger Verbindung mit Eiweiß sich in der Drüse findet und etwa in den Mengen von einigen Zehntel Prozent aus dem frischen Organ des Hammels abgespalten werden kann. Sie erhielt den Namen Jodothyrin und besitzt, wie klinische Versuche bald erwiesen, schon in kleinen Mengen alle Heilwirkungen, wie sie der Gesammtdrüsensubstanz gegen Myxödem, Fettsucht, Kropf und einige sonstige Affektionen zukommt, während mit Jod allein oder irgend welchen andern Jodverbindungen dieser Effekt nicht erreicht werden kann. Mit dieser Entdeckung war die vorher so rätselhafte Schilddrüsentherapie wissenschaftlich erklärt, und was ebenfalls von großer Bedeutung, es war festgestellt, daß das Element Jod ein normaler Bestandtheil des Organismus ist, was bisher völlig unbekannt gewesen war. Auch die nun in Form des Jodothyrins mögliche Schilddrüsentherapie bedeutet gegen die frühere Art der Darreichung einen Fortschritt, zumal in weiteren Untersuchungen gezeigt werden konnte, daß sich außer der Jodverbindung keine anderen im Sinne der Schilddrüsentherapie wirksamen Körper in der Drüse finden.

Nun eröffnete sich ein großes Feld für weitere Forschung. In erster Reihe war von Interesse, festzustellen, ob und in welchen Mengen sich die Jodverbindung beim Menschen und Thiere vorfindet. Es zeigte sich, daß dieselbe beim Menschen in meist nicht unerheblicher Menge vorhanden ist und nur selten, z. B. bei kleinen Kindern, nicht nachgewiesen werden kann. Auch ist der Jodgehalt von der Gegend abhängig, in der das betreffende Individuum lebt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Jodverbindung in einem gewissen, noch nicht sicher definirbaren Zusammenhang mit der Kropfbildung steht. Von den Thieren enthalten die Grasfresser regelmäßig und meist ziemlich viel des Elements, während die Drüsen der Fleischfresser gewöhnlich viel ärmer daran sind. Offenbar wird das Jod in Spuren vorwiegend mit der pflanzlichen Nahrung eingenommen und ist in einzelnen Pflanzen und Pflanzenbestandtheilen (z. B. Zuckerrübenasche) auch direkt chemisch nachweisbar.

Das Bestreben des Organs, Jod in Form der organischen Verbindung aufzusammeln, ist sehr groß und

kann leicht durch den Versuch gezeigt werden. Gibt man z. B. einem Hunde, die gewöhnlich nur Bruchtheile eines Milligramms oder überhaupt nicht nachweisbare Mengen in ihrer Schilddrüse enthalten, Jod oder Jodverbindungen ein, so kann man den Gehalt leicht auf 30—40 Milligramm steigern. Auch beim Menschen erhöht sich der Gehalt nach Jodeinnahmen sehr erheblich, wie vielfach gefunden wurde, wenn Kranke einige Zeit vor dem Tode jodhaltige Medikamente erhalten hatten.

Warum wird nun das Element in der Drüse aufgesammelt und die eigenartige, so stark wirksame Verbindung gebildet? Dies wird verständlich durch die Beobachtungen, die beim Myxödem gemacht worden sind. Wir haben gesehen, daß die Krankheit durch kleine Mengen Jodothyrin, die eingegeben werden, zur Heilung kommt und sich allmählich wieder entwickelt, wenn die Einnahme der Substanz lange ausgesetzt wird. Der Organismus braucht offenbar eine gewisse, wie verschiedene Beobachtungen zeigen sehr kleine Menge der Jodverbindung, damit der Stoffwechsel und die Ernährung der Gewebe in der richtigen Weise abläuft. Myxödematöse habe keine oder keine funktionsfähige Schilddrüse mehr, wie oben dargelegt und können deßhalb die Jodverbindung nicht mehr bilden. Dieselbe entsteht demnach beim normalen Individuum, um nach Bedarf an den Körper abgegeben zu werden. Dann zeigt der Stoffwechsel seinen normalen Ablauf, während beim Fehlen derselben die Störungen entstehen, die eben das Krankheitsbild des Myxödems ausmachen. Daß die Schilddrüse ein Produkt bildet und an den Kreislauf abgibt, ist übrigens auch auf dem Wege der mikroskopischen Untersuchung gezeigt worden. Außerdem ist für unsere Auffassung von Wichtigkeit, daß die Erscheinungen, die beim Menschen bei Einnahme zu großer Dosen der wirksamen Substanz vorübergehend auftreten, fast genau dieselben sind wie die Symptome der sogenannten Basedow'schen Krankheit, bei der aus verschiedenen Gründen eine krankhaft gesteigerte Thätigkeit der Schilddrüse angenommen werden muß.

Dies ist eine Auffassung, die man sich nach den bisher vorliegenden Thatsachen von der Thätigkeit unseres Organs bilden kann und die wohl die meisten Anhänger zählt. Sie hat allerdings auch Gegner, aber es wäre hier nicht angebracht, auf allenfalls mögliche Einwände und die zum Theil sehr komplizirten Streitfragen einzugehen. Ich muß nur noch bemerken, daß es sehr wohl möglich ist, daß die Schilddrüse außer der besprochenen noch weitere Funktionen hat, wie es auch von anderen Drüsenorganen, z. B. der Leber, bekannt ist, daß sie mehrere Verrichtungen erfüllen.

Die Untersuchungen über diese Verhältnisse schreiten jetzt bei der Schwierigkeit der Versuche nur langsam fort. Es ist und war dabei das gegenwärtig so viel bekämpfte Thierexperiment ein unentbehrliches Hülfsmittel, ohne welches, wie aus unsern Ausführungen ersichtlich die bisherigen nicht allein für die Wissenschaft wichtigen, sondern auch für manchen Kranken segensreichen Erfolge ebenso wie manche andere der modernen Medizin unerreichbar gewesen wären.

Mittheilungen und Nachrichten.

„**Ueber die Nothwendigkeit, staatliche Handelsschulen in Deutschland zu errichten**" lautet der Titel einer Denkschrift von Generalkonsul **Karl Simon** in Mannheim, die im Verlage der Mannheimer Vereins-Druckerei erschienen ist. Der Verfasser, ein Mannheimer Großkaufmann, hat sich in ernster und hingebender Weise mit einer Frage beschäftigt, die, wie er nachweist, von hoher Bedeutung für unsre nationalen Interessen ist, und seine Arbeit bietet werthvolle Bausteine zu einem Gebäude, das hoffentlich noch einmal aufgerichtet werden wird. Die Denkschrift wurde Sr. kgl. Hoh. dem Großherzog von Baden im vorigen Jahre vorgelegt und hat diesen hochsinnigen Fürsten zu einer anerkennenden Aeußerung, die dem Verfasser seitens des Staatsministers Nokk zuging, veranlaßt. Das Schriftchen kehrt sich in energischer Weise gegen ein Grundübel, an dem die kaufmännische Bildung in Deutschland krankt, nämlich die **kaufmännische Lehre**, und die von dem Verfasser gestellte Frage: „Wie groß ist der Prozentsatz von Kaufleuten, welche die nöthige Befähigung, den Willen, die Zeit und die Gelegenheit dazu haben, die theoretische und praktische Ausbildung ihrer Lehrlinge so vorzunehmen, wie dies unbedingt verlangt werden muß, wenn die kaufmännische Lehre ihren Zweck erfüllen soll?" wird von jedem Kenner der einschlägigen Verhältnisse nur in sehr pessimistischer Weise beantwortet werden können. Simon schlägt an Stelle der kaufmännischen Lehrzeit kaufmännische **Handelsschulen** vor, in die der junge Mann, der sich dem Handelsstande widmen will, im Alter von 15—16 Jahren eintreten soll und nach deren Absolvirung (für den ganzen Kursus ist eine Zeit von ca. vier Jahren in Aussicht genommen) der Abiturient als fertiger Kaufmann, der ein Gehalt beanspruchen kann, Aufnahme zu finden hätte. Diese Handelsschulen sollen vom Staate in größeren Handelsplätzen organisirt werden, als welche der Verfasser zunächst Mannheim, Hamburg, Bremen, Königsberg, Lübeck und Danzig vorschlägt. In Bezug auf die Unterrichtsgegenstände läßt sich vielleicht mit dem Autor rechten. Ob die Branchekenntnisse in solchen Schulen so erworben werden können wie im praktischen Leben, das muß dahingestellt bleiben. Bei der großen Entwicklung der deutschen Industrie und dem Antheil, den das Bankgeschäft daran nimmt, muß der Bankier heute Chemie und Physik, Elektrotechnik und Braugewerbe, Metalle und Textilbranche verstehen lernen und das lehrt nur die Erfahrung, nicht die Theorie. Ob der in Aussicht genommene Unterricht in Ethik, Moral und Philosophie den Einfluß auf die Bildung des Charakters ausüben wird, den der Verfasser erwartet, scheint uns auch fraglich. Der rein kaufmännische Unterricht soll nach der Ansicht des Verfassers von praktisch erfahrenen, tüchtigen Kaufleuten ertheilt werden, welche diese Stellung als Ehrenamt übernehmen. Das scheint uns doch von einem übertriebenen Idealismus auszugehen; wir sind der Meinung, daß die Lehrer an einer solchen Handelsschule sämmtlich ihre Thätigkeit als eine Berufspflicht und nicht theilweise als ein Ehrenamt aufzufassen hätten; denn wenn das Organ der staatlichen Handelsschule, wie es der Verfasser wünscht, in größerem Maße zur Ausführung gelangt, dann wird sich schwerlich die genügende Anzahl von Kaufleuten finden, die sich einer solchen Thätigkeit nur als Ehrenamt zu unterziehen bereit wären. — Wir hatten in Einzelheiten uns gegen die Ansichten des Verfassers zu wenden, wir glauben auch, daß die praktische Ausführung des Planes noch eine viel breitere Ausführung zuläßt, jedenfalls bleibt aber dem Schriftchen das Verdienst, eine werthvolle und aussichtsreiche Anregung geboten zu haben. S. S.

Der Krebsbazillus entdeckt? Wieder einmal kommt die Nachricht, der Krebserreger sei entdeckt worden. Nach den mancherlei Enttäuschungen, die man auf diesem Gebiet bereits erlebt hat, ist es jedoch wohl geboten, auch die neuesten Meldungen mit großer Vorsicht aufzunehmen. In der soeben erschienenen Doppelnummer des „Zentralblatt für Bakteriologie" veröffentlicht Prof. Dr. Max **Schüller** einige vorläufige kurze Mittheilungen über die Auffindung des Krebserregers, die ihm angeblich gelungen ist. Es sei ihm durch einen glücklichen Umstand möglich gewesen, aus verschiedenen Krebsgeschwülsten einen scharf zu charakterisirenden niederen, wahrscheinlich thierischen Organismus zu kultiviren und ihn in verschiedenen Entwicklungsphasen im Geschwulstgewebe selbst nachzuweisen, sowie diesen Nachweis für jeden Untersucher zugänglich zu machen. Nach den Kulturen sind es rundliche oder ovale, seltener unregelmäßige blasige Körper, in vollkommen ausgebildetem, gewissermaßen erwachsenem Zustand, weit um das Drei- und Mehrfache größer als rothe Blutkörperchen, von goldgelber bis bräunlicher Farbe, stark lichtbrechend. Sie bestehen aus einer relativ derben, widerstandsfähigen, stark lichtbrechenden

Hülle von glänzend heller Farbe, mit einem meist dunkleren Inhalt. Professor Schüller hat auch Thierversuche mit seinen Kulturen gemacht, doch ist die Zeit noch zu kurz, um ein Resultat zu erwarten.

Zum Dante-Jubiläum hat Prof. Pio Rajna den Trivulzianischen Codex von Dante's Schrift „De vulgari eloquentia" photographiren lassen. Die Photographien sind trefflich ausgeführt und die Art, wie der photographirte Codex zum allgemeinen Gebrauch der Wissenschaft gebracht wird, ist ebenso lobens- als nachahmenswerth. Das Original ist auf 14 Blätter geschrieben und nimmt 27 Seiten ein, da die Rückseite des letzten Blattes unbeschrieben ist. Die Photographien sind 27 einzelne Blätter, 14 in recto, 13 in verso entsprechend, und nicht zusammengebunden, sondern in einem angepaßten leinwandüberzogenen Pappkasten aufzubewahren, was die Benutzung außerordentlich erleichtert. M.

* Ein neues Goethe-Portrait, wenn auch nur ein Gelegenheitsbildchen, veröffentlicht Ad. Mirus in „Velhagen und Klasings Monatsheften" (Mai 1900). Als Ramberg 1791 im Körner'schen Hause mit Goethe zusammentraf, erzählte dieser begeistert von seiner Begegnung mit der jungen römischen Frau, welche ihn zu dem Gedichte „Der Wanderer" angeregt hatte. Während Goethe's Schilderung griff Ramberg zum Bleistift und skizzirte die kleine Scene: Goethe, die Frau mit dem „singenden Knaben", etwas Ruinenarchitektur umher. Das Blatt blieb im Besitze der Körner'schen Familie und ist neuerdings als Schankung des Hrn. Hauptmann a. D. K. Albrich in das Weimarische Goethe- und Schiller-Archiv gekommen.

* Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt hat beschlossen, für das Jahr 1900/1901 folgende Preisaufgabe zu stellen: „Wie ist unsre männliche Jugend von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritt in den Heeresdienst am zweckmäßigsten für die bürgerliche Gesellschaft zu erziehen?" Auf die beste der einlaufenden Abhandlungen ist ein Preis von 600 M. als Honorar gesetzt. Der Verfasser tritt das Eigenthumsrecht an die kgl. Akademie ab, welche ausschließlich befugt ist, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen. Es sollen die Ziele einer allgemein sittlich-intellektuellen Erziehung unsrer männlichen Jugend, im Gegensatz zu einer bestimmten Berufserziehung dargelegt werden, unter Angabe der Mittel, welche geeignet erscheinen, dieselbe zu schützen vor der Gefahr, entweder hülflos sich selbst überlassen zu bleiben oder den Umsturzparteien zum Opfer zu fallen. Die Abhandlung ist auf gebrochenen Foliobogen zu schreiben und in deutscher Sprache abzufassen. Arbeiten unter 15 und über 40 Foliobogen bleiben unberücksichtigt. Bewerber werden ersucht, ihr Manuskript in der Zeit vom 1. März bis zum 30. April des Jahres 1901 an den kgl. Bibliothekar, Hrn. Oberlehrer Dr. Emil Stange, in Erfurt einzureichen. Dasselbe ist mit einem Motto zu versehen, darf aber den Namen des Verfassers nicht enthalten. Ein versiegeltes Couvert ist beizufügen, welches den Namen, den vollständigen Titel und den Wohnort des Verfassers, sowie das gleichlautende Motto enthält.

-ss. Die Privatbibliothek Otto Ribbecks, die, wie viele europäische wissenschaftliche Schätze, nach Amerika gewandert ist, steht jetzt, wie wir der „Classical Review" entnehmen, katalogisirt in den Bücherreihen der Universitätsbibliothek zu Montreal in Canada.

* **Heidelberg.** Am vorigen Samstag wurde in der Aula der hiesigen Universität die erste Dame, Frl. Sexauer aus Karlsruhe, bei der philosophischen Fakultät immatrikulirt.

* **Straßburg.** Der Assistent am zoologischen Institut der hiesigen Universität, Dr. Bernhard Nöldeke, ist in Karlsruhe gestorben.

K. **Rostock.** Zum Extraordinarius ist an Stelle des zum Ordinarius ernannten Professors Dr. O. Kern der Privatdocent Dr. Kalbfleisch aus Freiburg i. Br. berufen worden. Professor Dr. Kalbfleisch (klassischer Philologe) hat den Ruf angenommen. — In der medizinischen Fakultät hat der Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik Dr. med. Ehrich aus Bülow die venia legendi erhalten.

* **Aachen.** Dem bekannten Wirklichen Geheimen Oberregierungsrath Dr. Wehrenpfennig ist von der hiesigen kgl. Technischen Hochschule in dankbarer Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die Förderung der technischen Wissenschaften die Würde eines Dr. ing. honoris causa verliehen worden.

oem. **Breslau.** Der Privatdocent Dr. Otto Jiriczek, der an der hiesigen Universität über englische und altnordische Literatur liest, ist von dem Kultusminister beauftragt worden, während der beiden folgenden Semester die Vertretung des beurlaubten Professors Dr. Einenkel an der Akademie zu Münster zu übernehmen.

* **Wien.** An der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität legte die Studentin Frau Gräfin Gabriele Wartensleben das zweite (letzte) Rigorosum aus der klassischen Philologie mit sehr gutem Erfolge ab. Gräfin Wartensleben, eine Berlinerin, hat ihre philosophischen Studien an den Universitäten in Zürich und Heidelberg begonnen und an der Wiener Universität beendigt. Sie ist die erste Studentin, die an der Wiener Universität zur Doktorin der Philosophie promovirt wird.

* **Kopenhagen.** Die unter Leitung Adam Poulsens, des Direktors des hiesigen meteorologischen Instituts, stehende dänische Nordlichtexpedition ist, wie aus Island berichtet wird, auf der Rückreise begriffen. Sie befand sich gegen drei Vierteljahre an der Nordküste Islands, wo sie auf einem 3000 Fuß hohen Gebirge Winteraufenthalt genommen hatte. Die gewonnenen Ergebnisse sollen von großer wissenschaftlicher Bedeutung sein. Gleichzeitig wird aus Island gemeldet, daß sich bis 16. April rings um die ganze Insel kein Eis befand, so daß Island in diesem Jahre von einer Eisblockade verschont beiben dürfte.

* **Moskau.** Hier starb im Alter von erst 35 Jahren Wassili Petrowitsch Preobashensky, Redakteur der Zeitschrift für Philosophie und Psychologie und Mitglied der hiesigen psychologischen Gesellschaft. Er hat zahlreiche Abhandlungen über die Erkenntnißtheorie Schopenhauers und über Friedrich Nietzsche's Moralphilosophie veröffentlicht und unter seiner Redaktion sind russische Uebesetzungen der Werke Kuno Fischers, Leibniz und Paulsens erschienen. Eine seiner bedeutendsten Arbeiten ist eine russische Uebersetzung von Spinozas „Ethik".

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 3. Mai. Nummer 101.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Dr. Martin Schubart.

(Zum Jahrestag seines Todes.)

Fortiter in re,
Suaviter in modo.

Die Werke eines Mannes sollen, wie die meisten geistigen Werthe, gewogen und nicht gezählt werden; selten werden beim Zählen und beim Wägen hierbei gleiche oder annähernd ähnliche Resultate sich herausstellen. Goethe, Shakespeare und wenige Andere ausgenommen, wird meist das Volumen zum innern Werth in umgekehrtem Verhältniß stehen. Non multa, sed multum! Das war von je eine treffliche Devise, und weise ist, wer sie befolgt. Es gehört dazu freilich mancherlei — Geduld, Reserve und glückliche Umstände, die es einem ermöglichen, sich Zeit zu lassen; nicht weniger aber auch, daß man nicht zu viel aus sich macht, sich nur am Höchsten mißt und den richtigen Augenblick, mag er noch so spät kommen, erkennt und erfaßt.

Hat ein Mann aber in dieser vornehmen Weise, sub specie aeterni geschaffen und gewirkt und sein Werk wie sein Leben beendet, so ist es Pflicht derjenigen, die ihm nahe standen, von ihm öffentlich zu zeugen, wie es Pflicht der Anderen ist, dieses Zeugniß zu würdigen, und die neugeschaffenen Werthe, die ihnen der Verewigte hinterließ, kennen zu lernen. Es ist dies weit ernster aufzufassen als eine bloße Parentationsphrase oder eine geistige Denkmalsetzerei; über letztere billige Art sich mit einem Todten abzufinden, darf man ähnlich denken wie seinerzeit Goethe über ein Goethe-Denkmal dachte und heiter-ernst in dem bekannten Verslein sich vernehmen ließ.

Auch der, von dem hier gesprochen werden soll, darf besseres beanspruchen, und darf auf das, was er geschaffen, als auf sein bestes Denkmal hinweisen. Für die große Welt ist der Moment gekommen, da sich sein Wirken rein darstellt, entkleidet des Zufälligen und auch — eines guten Theils vom Persönlichen. Auch ruht ja nach dem Tode eines hervorragenden Mannes immer mehr und mehr jene sonderbare Scheu, Gutes und Schönes bereitwillig anzuerkennen, wenn man's auch nicht selbst geschaffen oder Vortheil davon gehabt hat. Man hört nunmehr gern, wie gründlich er beim Forschen und Arbeiten, beim Lernen wie beim Lehren gewesen; ja man dankt es ihm, daß er so und nicht anders war; und so vollzieht sich im stillen und unvermerkt ein Stück ausgleichender, wenn auch später Gerechtigkeit; die wahre Feier des echten Mannes, sagt Prometheus, ist die That; auch die posthume ist es.

Dr. phil. Friedrich Martin Schubart, geb. 3. Oktober 1840 zu Hohenstädt in Sachsen, dem Herkommen seiner Familie folgend zuerst Theolog, wandte sich später dem Studium der germanistischen Literatur und der Kunstgeschichte zu. Wohl sind ihm vielleicht unter den späteren Anfeindungen Zweifel gekommen, ob dieser Wechsel für ihn und das, was er leisten konnte, ein Glück sei: er gab die Möglichkeit damit auf, durch die Macht seiner Persönlichkeit, seiner wundervollen Redegabe allein zu wirken. Dafür aber wirkte er nun durch seine Werke: seine einzigartige Gemäldesammlung und sein Buch über Goethe's Königsleutnant.

„Σμικρὰ μὲν τάδ', ἀλλ' ὅμως ἄχω“ schrieb er selbst einmal, in seiner großen Bescheidenheit Sophokles' Electra citirend: „'s ist zwar Weniges, aber was ich eben habe.“ Nun, daß dies „Wenige“ kostbar war, wissen heute schon Viele und in Zukunft werden es Mehrere noch inne werden. Das Thoranc-Buch brachte nach vielen Richtungen neues und wichtiges: unerwartet reichhaltige Quellen für „Dichtung und Wahrheit“; für die Frankfurter Lokalgeschichte jener Zeit; für die des siebenjährigen Krieges (der von Thoranc stammende Plan der Ueberrumpelung Frankfurts sei hier allein erwähnt, ohne dessen Beachtung künftige Werke über jene Kriegszeit nicht geschrieben werden können); die Feststellung des Charakters, des Lebenslaufs, ja des Namens des Königsleutnants; für die Kunstgeschichte aber fällt aus diesem Buche ein helles Licht auf die deutschen, bisher mit Geringschätzung behandelten „Darmstädter“ Maler des 18. Jahrhunderts.

Es ist unendlich schade, daß die verschiedenen Pläne, mit denen Schubart sich trug, nun nicht mehr zur Ausführung kommen werden; denn um eben zu literarischer Thätigkeit mehr Muße zu haben, entschloß er sich zum Verkauf seiner Galerie. Manches, was an Material halb durchgebildet sich vorfand, wird ja wohl von anderer, kundiger, feiner Feder verwerthet werden, und in der Zeiten Lauf wird sich auch die Form finden, in welcher seine anmuthvollen, theils heiteren, theils (und meist) aber ernsten und tief ergreifenden Poesien der Welt bekannt werden können. Aber seine eigensten Ideen, seine Ausdrucksweise, gingen mit ihm dahin. Vielleicht auch seine Arbeitsweise. Denn wer nimmt sich die Mühe, gleich Schubart die heterogensten Dinge zu so klassischer Harmonie zusammenreifen zu lassen, wie er's im Thoranc gethan? Da brauchte es freilich Zeit, und Vielen dauerte es zu lange. „Sie schreiben ja das Buch doch nie!“ sagte Hermann Grimm zu Schubart, als sie sich gelegentlich der Gründung der Goethe-Gesellschaft trafen; denn er wußte um die jahrelangen Thoranc-Studien. „Und richtig war's,“ scherzte Schubart später, nach dem Erscheinen des Buchs; „ich hab's auch nicht geschrieben, sondern — diktirt.“

Die vollendete Reife des Werks verleitete Einige, es für zu glatt, zu behaglich und breit zu halten; es sei auch zu viel Aufwand für eine „kleine Biographie eines kleinen Goethe-Philologen“. Aber das ist es gerade nicht,

denn gern hätten etliche Andere sich in die Beute theilen mögen!

Ein Fund, zum mindesten ebenbürtig dem der Thoranc-Reliquien, war die Wiederentdeckung des gänzlich verschollen und verloren gewesenen Silhouetten-Albums von Anthing, welches die schönste Goethe-Silhouette enthalten sollte, von der man wußte, mit einem Vierzeiler, der erhalten war und dessen Sinn unverständlich blieb. Obwohl durch eine Indiskretion Schubarts Fund früher als gewünscht bekannt wurde — oder gerade deßwegen — beeilte sich Schubart erst recht nicht mit der Publikation, da es ihm stets und durchaus nur um die Sache, nicht aber um Personen zu thun war. Freilich, der Tod verhinderte die Vollendung der Anthing- und Silhouettenstudien, deren Veröffentlichung nun in vertrauenswerthester Hand liegt.

Fallen so auf die Kunst des 18. Jahrhunderts durch Schubart neue Lichter, so hat im allgemeinen wohl die Werthung vieler Künstler und ihrer Werke durch seine Sammlungen neue Maße gewonnen.

Zunächst ist hiervon der natürliche Werthmesser, der Kunsthandel, beeinflußt worden: der 23. Oktober 1899, der Tag der Auktion Schubart, war ein Ereigniß von überall fühlbarem Gewicht. Eine so illustre Versammlung von Kennern und Käufern aus allen Theilen Europa's war in München noch nicht gesehen worden. Unter den etwa 80 Theilnehmern befanden sich Männer, wie Dr. Bayersdorfer, Professor Hauser, Professor Weizsäcker, Regierungsrath Dr. Schaeffer, Professor Dehio, Geh. Rath Woermann, Dr. Lehrs, Dr. Friedländer, Dr. Hofstede de Groot, Dr. Chytil, Dr. Bredius, Dr. Schreiber u. A. Von London war vor der Auktion Sir Poynter von der National Gallery zur Besichtigung erschienen, gleich anderen englischen, Pariser und New-Yorker Sammlern und Direktoren. Die Gruppe der Händler wies Namen auf, die sonst nicht eben oft erscheinen, wie Agnew and Sons, Colnaghi u. Co., Murray, Sabin (London), Sedelmayer (Paris), Steinmeyer (Köln), Gutekunst (Stuttgart), Rosenberg (Prag), Betzold (Nürnberg) u. A. m. Von Werken, die von Staatssammlungen erworben wurden, nennen wir: die herrliche „Schleuße" von Rombouts und den v. d. Velde (Straßburg), den berühmten Hobbema (nebst einigen besonders hervorragenden Stichen: Dresden); den Cranach (Leipzig); den Molenaer (Wien); den Bles und den Coningsloo (k. Eremitage, St. Petersburg).

Sie kamen, weil sie wußten, daß nur Werke erster Güte da waren; der Kampf um den Besitz war darum auch von einer unerhörten Lebhaftigkeit, ja theilweise Hartnäckigkeit, die sich z. B. gleich anfangs, bei den Amberger Portraits, zu fieberhafter Gluth steigerte.

Fragt man nach dem Grunde eines solchen Erfolges, so liegt dieser doch zuletzt in der Tüchtigkeit der Arbeit, die Schubart geleistet. Denn derlei erreicht man nur, wenn man die höchsten Ansprüche an sich selbst zu stellen gewohnt ist; daß Schubart dies ohne Ausnahme und von jeher gethan, war schon so lange bekannt; Bode schrieb ihm einmal: „Ich weiß Niemanden in Deutschland, der zur Zeit mit so großen Anforderungen und nach so großen Gesichtspunkten sammelt, wie Sie." Ja, in gewissem Sinne war Schubart selbst Künstler; er kannte die Schmerzen, aus denen das echte Kunstwerk geboren wird. Daher auch die große, man möchte sagen, religiöse Dankbarkeit, mit der er jede wirklich künstlerische Schöpfung begrüßte. Er hat dies einmal in einigen Versen bezeugt:

. . . (Die künstlerische Konzeption)
Ist eine Wonne ohne Gleichen, und
So wie du sagst, des Schauens und Erkennens
Und des Genießens Werk. — Doch die Geburt?
Noch ward kein Menschenkind schmerzlos geboren
Und ohne Schmerzen auch kein Menschenwerk
Der Kunst, der Dichtung! Zeus hat's so gewollt.
Ach schlag' und frage nach in allen Leben,
In allen Herzen, auch der Allerhöchsten,
Gemeldet wird's dir werden und bestätigt:
Aus Herzblut nur und nur aus Wundenschmerzen
Ringt es sich los, was uns zuvor beglückend
Aus Gunst der Götter und der Liebe kam.

In so großartiger Weise den tragischen Grundton der hohen, echten Kunst empfindend, war Schubart ganz von Goethe'schem Geiste durchdrungen. —

Als die Zeitschrift „Pan" mit so ungewöhnlichem Aufwand ins Leben trat, und in größeren Städten eine Art Wandermission dafür wirkte, versagte er es sich und den Bitten der ihm Nächsten nicht, in der betreffenden Versammlung einige Worte — die einzigen aus dem Publikum — zu sprechen. Ich sehe ihn noch; er stand da, wie ein ehrwürdiger Fels, an dem das Neue brandete; aber weit entfernt, Neues um der Neuheit willen zu bekämpfen, schloß er vielmehr mit einem Wunsche, ähnlich dem des Goethe'schen Geistes auf der alten Burg, der „dem Menschenschifflein" da unten gute Fahrt wünscht. — Das Auftreten und Sprechen kostete ihm Ueberwindung; er regte sich auch nicht um kleines. Wenn er aber sprach, so war es ein großer Genuß für Alle; seine reizenden, formvollendeten Vorträge über die von ihm wiederentdeckten Josephsbilder, über die beiden Amberger'schen Portraits aus seiner Sammlung, und andere mehr, wird Niemand vergessen, der sie gehört; auch nicht jener in größtem Kreise gehaltenen zündenden Bismarckrede oder des Toastes auf Eugen Stieler bei dessen Rücktritt.[1])

Mit Recht muß Schubart vor allem als der Sammler seiner unvergleichlichen, nicht allzu zahlreichen, aber wunderbar zusammengestimmten und gesichteten Galerie gewürdigt werden. Seine nunmehr in alle Welt zerstreuten Bilder, über deren hervorragendste schon Bredius 1890, sowie Frimmel 1894 in der „Zeitschr. f. bild. Kunst" berichtete, seine schönen, ihm und Allen, die ihm nahe standen, so theuren Bilder, diese triumphirenden, souveränen Zeugen seines Wissens und Verstehens, seines Findens und Empfindens! Ein jedes hatte seine Geschichte bei ihm, und manche dieser Geschichten sind lehrreich, nicht nur für den Sammler, sondern auch den großen Theil des sonst gebildeten Publikums, der vom Forschen und Sammeln keinen Begriff hat. Hören wir, was Schubart selbst in einer handschriftlichen Notiz uns zu sagen hat:

„Das Verdienst eines privaten Sammlers, besonders eines Sammlers älterer Kunstwerke, wird selten überschätzt, zumeist aber sehr unterschätzt. Ja, wie nahe liegt heterogenen Kreisen die Frage: Wo ist hier überhaupt ein Verdienst? Der Mann nimmt, weil ihn eine eigene Passion dazu bestimmt, sein bißchen Sinn und Verstand, und vor allem sein Geld zur Hand und kauft eben darauf los, was ihm in den Weg kommt und aus diesem oder jenem Grund gefällt! Ist das ein Verdienst? Thut er damit Anderen, oder einer Gemeinschaft, oder gar der Allgemeinheit etwas gutes an? — Das ist die ganz begreifliche Frage aller Banausen, über die ich mich nie verwundert habe, ausgenommen dann, wenn ich bei solcher Frage mit Bedauern sehen mußte, daß zu der genannten Gattung Menschen gehören, die ich höher taxirt hatte. Wohlverstanden: der Kunstsammler echter Art macht

1) Vgl. auch: Zeitschrift des Münchener Alterthums-Vereins, VI. Jahrg., 1894, sowie den Aufsatz über den von ihm aufgefundenen hl. Sebastian in derselben Zeitschrift, 1899.

selbst auch keinen Anspruch auf ‚Verdienst'. Solcher Anspruch, im gewöhnlichen Sinne genommen, ist ihm völlig fern und fremd. Und zwar weil er der Meinung lebt, daß er im Dienste der Kunst mit steht, wenn er Meisterwerke aus oftmals wunderlichster Provenienz zu seinem Besitz macht, um sie, sei es den eigenen Nachkommen, sei es der Nachwelt, überhaupt zu retten, also zu erhalten, und dabei für die eigene Person aus diesen Werken vieles zu schöpfen, was denSeinigen in allem Umfange wiederum zugute kommen und als Erfreuliches und Gedeihliches weiter wirken kann. Denn das Gute, wie das Böse geht vom Einzelnen zu den Nächsten und von diesen in unbegrenztem Maße fort zu den Weitesten; keine Kraft geht verloren, wenn sie eine war."

Man darf hinzusetzen, um eine solche Kraft auszulösen, hat ein Sammler, wie Schubart, eine strenge Schule zu durchlaufen, aber auch all' diesem Lernen und Verstehen gegenüber sein eigenes feines Empfinden so völlig unabgenützt zu erhalten, wie kein Gelehrter und kein Künstler. Ja, der Gelehrte und der Künstler zusammengenommen müßten erst ihr Bestes hergeben, damit ein Kunstgelehrter daraus werde, wie er, dem zugleich in der Geschichte der Kunst wie in der der Literatur mitRecht sein Platz eingeräumt werden soll und wird. Und sind auch die Anlagen, ist auch die Schule da — in dem betäubenden Durcheinander, welchem das Leben, der geistige Kampf Aller gegen Alle, uns aussetzt, wird wenigen Charakteren die Kraft erhalten bleiben, aus der eine solche reife Festigkeit einzig erblühen kann. Trotz seiner umfassenden Kenntniß — weise Beschränkung auf ein besonderes Gebiet; trotz vorsichtigen Abwägens — sicheres, schnelles Zugreifen; trotz bereitwilliger Würdigung des Urtheils Berufener — innere Sicherheit im eigenen Entscheiden; trotz errungener Erfolge — freundlichste, ungekünstelte Bescheidenheit: das sind schöne Tugenden eines Sammlers, die er durch sein Beispiel lehrte — „Schubart als Erzieher" (von Sammlern nämlich); und es wird ein Ehrentitel sein, sagen zu können, „ich habe von Schubart gelernt." — Ein Fachmann schrieb noch jüngst: „Schubart fand oft ohne Beihülfe von Kunsthändlern das Beste; aber auch ohne die der Gelehrten. Er hatte eben Treffblick; und dieser kann und darf nicht als Rüstzeug der Wissenschaft allein gelten, zumal wo diese noch so jung ist." (Die exakte Kunstforschung.) — Ein Anderer sagte mir einmal: „er hatte eben auch enormes Glück." Gewiß, er hatte Glück. Aber zum Erfolg gehört eben beides: nicht nur, daß das Glück einem an den Weg kommt, sondern, daß man es erkennt und faßt: eben jener Treffblick.

Auch hierüber findet sich eine kleine Notiz in seinem Nachlaß, in der er besser, als ein Anderer es könnte, sich erklärt:

„Ich kann mich ungeheuer irren bei Meistern zweiten, dritten Ranges, bei denen der Inhalt des Werkes gering und vielleicht die Technik groß, oder anscheinend groß ist. Aber, Technik hin und her — was ich für mich in Anspruch nehme, ist dies: hinter und durch Formen und Farben sehe ich und weiß, wenn ich gesehen habe, ob ein gottbegnadeter Künstler gesprochen hat, oder nicht."

Ein Kunstwerk

(heißt's im Prolog zu dem Schubart'schen Gelegenheitsstück „Die Pendants")

Spricht für sich selbst, so wahr es Kunstwerk ist;
Die echte Kunst, die stehet fest und klar,
Selbstherrlich und verständlich da. Fürwahr,
In ihrem Reich geht nie die Sonne unter!

Wer so ein volles Maß von Achtung — und in dieser achtunggebietenden Weise — für sein Urtheil fordert, der erweist das Recht dazu auch durch die That. Der packendste Beweis hiefür ist wohl der große Rubens in Schubarts Sammlung.

Des Letzteren Geschichte allein ist ein kleiner kunsthistorischer Roman, zu dem die interessantesten Details, zum Theil von Schubarts Hand, vorliegen, der aber einer eigenen Abhandlung vorbehalten bleiben muß. — Ein zweiter Rubens, Christus zur Erde niederschwebend, eine licht- und farbenvolle Skizze, war ebenfalls in Schubarts Besitz; sie soll ein Entwurf zum Deckengemälde der Jesuitenkirche in Antwerpen sein, und stammt aus der (älteren) Löhr'schen Sammlung (Leipzig). —

Von allen seinen Bildern liebte er eines so zu hängen, daß es ihm ins Auge fiel, wenn er vom Schreibtisch auffsah; ein Bild, in dem ein leiser melancholischer Zug eine gewisse Uebereinstimmung mit Schubarts Charakter aufwies: das „Selbstportrait des Murillo." Ueber diese Bezeichnung sind vor Jahren Zweifel aufgestiegen, und der Kampf der Meinungen war noch nicht entschieden, als Schubart die Augen schloß. Hier war es speziell der Sammler selbst, der energisch an der Bezeichnung Murillo festhielt. Und die Zeit wird ihm wohl recht geben. Denn eine treffendere Bezeichnung vermochte bisher Niemand beizubringen, und die Gründe, die für Murillo's Autorschaft sprechen, sind, alles in allem, doch gewichtiger als die Gründe der Gegner, die wohl anzuzweifeln, aber nichts positives an die Stelle zu setzen wußten. Konstatirt ist, daß Berlin im Kupferstichkabinet ein Blatt besitzt, welches ein Spiegelbild des Schubart'schen Bildes darstellt; die Unterschrift „Franz Hals" ist wegen des „z" (anstatt „s") verdächtig. Der Kopf ist auf dem Stich roher, man möchte sagen gemeiner, brutaler im Ausdruck. Vor allem aber ist eins zu merken: Das Schubart'sche Bild ist ein ersichtlich aus dem Spiegel, über die linke Schulter des Malenden gesehenes Selbstportrait; schon der ernst und scharf prüfende Blick des Dargestellten ist ein echter Malerblick, auf sein Modell bei der Arbeit gerichtet; wer das bezweifelt, ist noch nie gemalt oder gezeichnet worden. Also, es ist das Selbstportrait eines Malers, und zwar, wie von G. Voß hervorgehoben, eine Studie, in ähnlicher Weise und Absicht, wie oft bei Rembrandt. Man darf hinzusetzen, daß, wenn dies zutrifft, etwaige Abweichungen von der gewöhnlichen Malweise des Meisters recht gut aus dem Bestreben erklärt werden können, gelegentlich solcher Studie einmal andere Wirkungen zu probiren. — Bleibt ein gewichtiger Punkt; die Frage nach der Aehnlichkeit. Von dem Berliner Stich, dem Spiegelbild eines Spiegelbildes, darf hiebei abgesehen werden; wir haben ja eine Reihe Originale. Ueber diese und die Aehnlichkeit derselben untereinander äußerte sich Schubart einmal brieflich, da er alle gut kannte, dahin, daß alle voneinander stark abweichen und nur die aus dem mittleren Lebensalter verhältnißmäßig sich am meisten gleichen; er führt dafür das Portrait in Sandrarts Akademie, das in Dohme's „Kunst und Künstler", vor der Lücke'schen Biographie, und das Portrait von Tobar (Madrid) an. Dagegen wußte ihm Hofftede de Groot zu entgegnen, daß das in der Sammlung Keir in Schottland befindliche Bildniß von Tobar erheblich abweiche (s. W. Sterling, Annals of spanish Art, 2. Auflage). — Soll man die Summe ziehen, so muß die Bezeichnung Murillo entschieden bleiben, bis Gegentheiliges bewiesen ist; der Beweis dürfte einestheils ohne zufällige Entdeckungen kaum möglich sein, anderntheils aber wird der etwaige neue Name kein schlechterer sein, als der bisherige, denn ein Meisterwerk bleibt es unter allen Umständen.

Weil wir hier nur von den bedeutendsten Perlen der Sammlung sprechen wollen und auch von diesen nicht alle erwähnen können, so sei nur noch auf den Rembrandt (Kopf eines greisen Mannes) hingewiesen, den Bode etwa ums Jahr 1633 ansetzen zu sollen glaubte, und den Colnaghi (London) um hohen Preis erstand —; auf den reizenden Metsu, den ebenfalls Bode als „eine der liebenswürdigsten Kompositionen des Meisters" bezeichnete (Sedelmayer-Paris) —; Woubermanns herrliche Hufschmiede, seinerzeit gestochen in der Sammlung Moireau, Nr. 57 (nach Holland verkauft) —; Coningsloo's „Latona"; — endlich die beiden Amberger, welche sozusagen mit stürmender Hand, allen Mitbietern zum Trotz, um einen nicht erwarteten Preis von dem Londoner Händler Colnaghi erobert wurden. Schubart hatte sie aus der Sammlung Friesen (Dresden) erworben, wo sie, die als Pendants gemalt und wohl lange zusammengeblieben gewesen, nach kurzer Trennung wieder vereint worden waren. Ueber den Kunstwerth dieser zwei Werke des alten Augsburger Malers ist nie ein Wort gestritten worden: hier war einmal alles einig; von den Bildern aber, wie besonders von dem dargestellten Ehepaar ließe sich ausführlich berichten, und es gäbe eine reizvolle Studie; nur gehört eine solche auf ein anderes Blatt.

Muß also der Stoff zu dieser Studie einstweilen ruhen, so ist es dem Schreiber dieser Zeilen fast noch schwerer zu schweigen über eine Reihe von Vorkommnissen aus Schubarts Sammlerleben, die dem komischen Gebiete angehören, und die — gleich dem einen Erlebniß, welches Schubart zu dem reizenden Einakter „Die Pendants" verarbeitete — alle mehr oder weniger Stoff zu Lustspielen abgeben könnten. Schreibt ihm da ein (nun verstorbener) angesehener Maler: „Sie wissen ja — ich als Mitglied der Ankaufskommission für die Staatsgalerie, weiß doch eben nichts über den Preis von Bildern —; höchstens noch von großen Bildern. . . ." Dabei handelte es sich um ein Bild von respektabler Größe. — Oder ein anderer Scherz: Schubart hatte einmal, wie dies ja jeder ernste Sammler zuweilen thun muß, eine Reihe von Bildern ausgemerzt — ob dann verkauft oder in Tausch gegen besseres gegeben, weiß ich nicht —; nach einem Jahr erschien bei ihm ein Russe, dessen Name einen akademischen „Henkel" hatte, und bat ihn, sich doch eine Kollektion vorzüglicher Bilder anzusehen, die er von seinem in St. Petersburg verstorbenen Bruder „vor Jahren" geerbt. — Schubart kam, sah und lachte. Denn es waren seine verstoßenen Kinder. Aber es muß geschwiegen sein, gerade über die besten Dinge; und da sein eigenes sonores, herzliches Lachen nie wieder ertönt, so sollen auch wir uns an das Ernste halten, an das Große und Schöne, was er uns hinterließ; ernst genug ist doch auch der geistvoll-großzügige Ausdruck in seinem von Lenbach gemalten Bildniß, welches dem Auktionskatalog beigegeben wurde, einem Katalog, nebenbei gesagt, der Schubarts würdig war und der vorbildlich werden kann durch Schönheit, Reichthum und wissenschaftliche Gründlichkeit.

Meister Lenbach ist selten ein Kopf so unvergleichlich gelungen wie dieser, dem etwas vom Geiste eines Velasquez innewohnt; und merkwürdig, auch diesem Bilde gegenüber kann wieder nur ein Goethe'sches Wort ausreichend alles sagen, das des Lynkeus:

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn —
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön!

R. v. Seydlitz.

Aus einer Selbstschriften-Sammlung.

Von Dr. Wilhelm Rolfs.

Die folgenden Briefe entstammen einer mir von befreundeter Seite zur Verfügung gestellten Selbstschriften-Sammlung. Ihr Werth liegt zum größten Theil in dem Umstande, daß sie dem Forscher als Ergänzung und Vervollständigung dienen können. Auch finden sich bekanntlich oft scheinbar nebensächliche Dinge erwähnt, die für die Aufklärung wichtigerer Fragen dienstbar werden.

1. Jena 5 Jul. 98

Sie finden in beiliegendem XIIten Stücke der Horen einige Ihrer Gedichte abgedruckt und ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen für diese schönen Beiträge so wie für Ihre gütige Zuschrift Dank zu sagen. Unter dem Heer von Gedichten, welche dem Herausgeber eines Almanachs von allen Enden unsers versereichen prosaischen Deutschlands zufließen, ist die Erscheinung einer schönen und wahren poetischen Empfindung, so wie sie in mehren Ihrer Gedichte lebt, eine desto angenehmere Ueberraschung und dieses Vergnügen haben mir vorzüglich Ihre Gaben der Götter gewährt. Besonders aber erregten sie mir den Wunsch Ihrer persönlichen Bekanntschaft, und wenn Sie mir dazu einige Hoffnung geben können, so werden Sie mir viele Freude machen.

Zugleich bitte ich Sie, auch meinen neuen Almanach, für den jetzt gesammelt wird, mit einigen Beiträgen zu beschenken, es versteht sich von selbst, daß ich Ihr Geheimniß ehren werde.

Mit vorzüglicher Achtung
Ihr
gehorsamster
Schiller.

2. Dem Direktor des Conservatorium
Herrn J. Kittl
in
bezahlt. Prag.

Liebster Hans!
Sei schönstens gegrüßt!

Von mir möchte ich Dir Nachricht geben, kann aber leider nicht viel Gutes melden. Meine größten Anstrengungen, den Rienzi in Berlin gut herauszubringen, konnten nur zum Theil Erfolg haben, — der Sänger der Hauptpartie, so guten Willen er auch hatte, mußte weit hinter seiner Aufgabe zurückbleiben; die schlimmsten Zerwürfnisse mit dem Berliner Theater-Intendanten, in die ich bei der höchsten Gemeinheit desselben gerathen mußte, hindern vollends die Consequenzen meines mühevoll errungenen Erfolges. Dem Wunsche des Königs von Preußen, meinen Tannhäuser sofort in Berlin aufzuführen, mußte ich geradezu widersprechen: ich sagte ihm aufrichtig, ehe nicht ein besserer Geist in die Verwaltung seines Theaters käme, könnte da nichts Anständiges zu Stand kommen. Warten wir auf bessere Zeiten, — Hoffnung habe ich aber für das Deutsche Theater nicht viel!

Das sollte ich Dir eigentlich nicht sagen, der Du jetzt hoffentlich im Begriffe stehst, die ersten Schritte auf das Theater zu thun. Wie steht es, liebster? Ich denke viel an Deine Oper, und wünschte bald die Nachricht zu empfangen, daß Du damit fertig seist. Ist sie fertig und hast Du nichts besseres damit im Sinn, so hoffe ich, Du schickst sie mir hierher, um vielleicht sie hier zuerst aufzuführen. Nach allen Erfahrungen kann ich Dir die eidliche Versicherung geben, daß wir in Dresden jetzt doch die beste Oper haben: fehlt dies und jenes, ist auch hier die Mehrzahl der Aufführungen wurmstichig, so haben wir dagegen doch Aufführungen besonderer Art, wie man sie uns nirgends nachmacht. Ich gehöre wieder mit vieler Lust und Liebe Dresden an. Gieb also bald Nachricht, oder besser: schicke bald Deine fertige Oper hierher!

In Berlin grüßte mich ein Kammermusikus (ein Böhme) von Dir; — schönen Dank! — Deine Symfonie ist kürzlich mit Beifall in den dortigen Kapell-Soiréen aufgeführt worden; — ich wünsche Glück! —

Mein alter Freund, der hiesige Chordirektor Fischer, liegt mich an, Dich zu bitten, ihm eine bündige Uebersicht der Einrichtungen des Prager Conservatoriums zu geben: wozu? hat er mir selbst verschwiegen; — ist Dir es möglich, in Kürze die gewünschten Notizen zu geben, so wirst Du mich dadurch sehr verbinden.

Nun bin ich auch daran, meine Geldangelegenheiten gehörig in Ordnung zu bringen: ich hoffe, es soll mir durch die Hülfe meines Königs, bei dem ich (ganz unter uns gesagt) um eine bedeutende Gehaltszulage eingekommen bin, nicht zu schwer fallen: bald erhälst Du daher auch in gewissen Beziehungen Nachricht von mir.

Was hast Du zu Mendelssohns Tod gesagt?

Mögen wir beide noch eine Zeitlang leben! — Grüße Deine liebe Schwester; — Euch beide grüßt herzlichst meine Frau. —

Leb wohl u. gieb bald etwas zu hören

Deinem

Dresden, 16. Dez. 47. Richard Wagner.

---

3. Herrn Organist Becker
Wohlgeboren.

Lieber Herr Becker,

Für viele freundliche und schöne Mittheilungen bin ich Ihnen bis heute Dank schuldig geblieben. Senden Sie mir bald nur — fürs erste einen Artikel über das gestrige Oratorium, doch nicht zu lang (1 oder $1^1/_2$ Spalte), da es im nächsten, dem letzten Bogen noch allerhand aufzuräumen gibt. Denken Sie auch an den ersten Bogen des neuen Jahrganges, den man doch immer besonders ausschmücken möchte.

In Hoffnung baldiger guter Mittheilungen

Ihr

ergebener

d. 15. Dec. 1840. R. Schumann.

Marx läßt Sie grüßen; er ist vom Stuttgarter Verein (offiziell) zurückgetreten. Wir müssen uns bald einmal über die weiteren Maßregeln gegen diesen Wicht aussprechen. Hätte ich nur nicht so viel Musik im Kopfe, worüber ich alles andere vergesse.

---

4. [Herrn C. Otto Inkermann
General-Inspekteur der Köllner Dampfschiffahrts-Gesellschaft
in
frei. Cöln.]

Lieber, theurer Freund!

Hoffentlich bist Du — wie ich und Resi von ganzem Herzen wünschen — glücklich und gestärkt nach Cöln zurückgekehrt. Die Trennung von Euch that uns ordentlich weh u. wir wußten bis Carlsruhe diese Mißstimmung nicht zu bewältigen. Wir kamen daselbst noch zeitig genug an, um das neue Schauspielhaus und die Vorstellung eines unbedeutenden Lustspiels (das nicht übel gespielt wurde) betrachten und den weisen Devrient sprechen zu können. Andern Morgens gingen wir nach Baden-Baden, betrachteten Alles sehr genau unter Begleitung eines sündfluthigen Landregens, dinirten sehr kostspielig u flüchteten uns deshalb noch mit dem letzten Zuge nach Basel, ohne unterwegs nur das Geringste von Gegend erblicken zu können. Andern Tages baselten wir weiter nach Zürich u retournirten nach ein paar Tagen gen Schafhausen, wo der eben sehr brillante Rheinfall Ohr, Aug u Sinn entzückte. Es hielt schwer, Frau u Kind von da fort zu bringen! Von da ging's theils zu Land u theils zu Wasser nach Constanz und Lindau, wo die Eisenbahn uns aufnahm u bis München in den goldnen Hirschen (allwo sehr gut logeren!) führte. Bodenstedt, welcher Deine Grüße herzlichst erwiedert, hatte seine Vorlesungen noch nicht geschloßen u so mußten wir eine volle Woche warten, ehe wir insieme nach Tegernsee gehen konnten. Unterdessen machte ich dem Könige meine Dankvisite für den Maxorden, die sehr gnädig aufgenommen wurde u eine Einladung zur Tafel zur Folge hatte, da dieser Orden Hof- u tafelfähig macht u den Rang eines Generallieutenants verleiht. Sakerment, seit der Zeit fühle ich mich ganz anders, so hoch, so martialisch u so **krimmlustig** gestimmt, daß mir mein musicalischer Marschallsstab gar nicht mehr genügen will! — In Tegernsee machte ich mich sogleich an die Arbeit u schrieb 3 Wochen lang unausgesetzt am Goldschmied, so daß ich die Partitur fix u fertig schon gegen Ende Juli nach Wien senden u mich nun all den Vergnügungen ungestört anschließen konnte, die zahlreich genug mit mehreren Münchner Familien Dönniges, Stieler's, Molitors, Montes u. s. w. genoßen wurden. Eine Erkältung hielt mich sogar länger daselbst auf, als ich beabsichtigt hatte u es blieb mir nur geringe Zeit zu einem Besuche bei v. d. Malsburg in Escheberg übrig, wollte ich — wie es wirklich auch geschah — am 15 August richtig hier eintreffen. Nun, der Geschäfte wegen hätte ich recht gut noch 8 Tage ausbleiben können. Aber stets pünktlich zu sein, ist mein Wahlspruch u mein Bestreben. Jetzt amüsire ich mich noch an der fabelhaften Geschäftigkeit meiner Resi, die mit Aus- u Einpacken gar nicht fertig werden kann, u dennoch wird noch viel Wasser des guten, alten Vater Rhein im holländischen Sande versickern, ehe Alles nach ihrem Sinn in Ordnung gekommen sein wird. Nun, die Weiber sind nun 'mal so, nicht wahr Frau Inkermann? Man muß sie eben schalten u walten lassen, dann ist immer schöner, heller Sonnenschein im Hause!

Während meiner Abwesenheit sind Deine Lieder auch fertig geworden, u ich erlaube mir Dir 2 Exempl. davon zu übersenden, mit der Bitte, das 3. u 4. Exemplar an Freund Dumont zu senden.

Daß Benedix, der liebe, gute Kerl in Frankfurt Director geworden ist, freut mich über die Maßen. Grüße ihn von mir tausendmal!

Freund Dietzmann werde ich später einmal schreiben, indessen laß ich ihn herzlichst grüßen, natürl. auch seine Frau.

Dein kleines schnakiges Weibchen aber küsse recht herzlich in unserm Namen u sag ihr, daß Resi ihr nach vollbrachter Herculesarbeit gewiß u wahrhaftig schreiben wird. Will Deine Frau unterdessen den Anfang machen, so wird das sehr liebenswürdig sein u hoch aufgenommen werden.

Jetzt lebe wohl u behalte lieb

Deinen

aufrichtigen Freund

Hannover d. 20. Aug. 55. H. Marschner

der um baldige Nachricht bittet.

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat Mai (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die **Milchstraße** zieht nunmehr in schwach gekrümmtem Bogen vom östlichen zum nordwestlichen Horizont, infolge ihres immer noch sehr tiefen Standes ist sie dort nur in dunklen Nächten sichtbar. Tief im Nordwesten steht das Sternbild des **Fuhrmanns** mit der hellen **Capella**, weiter gegen Westen zu neigen sich die Sternbilder der **Zwillinge** mit den hellen Sternen **Castor** und **Pollux**, in deren Nähe gegenwärtig der Planet **Venus** als Abendstern glänzt, und des **Kleinen Hundes** mit dem Stern erster Größe **Prokyon** dem Untergang zu. Die Sternbilder des **Kleinen** und des **Großen Löwen** stehen im Westen noch ziemlich hoch. Zwischen dem Großen Löwen, in welchem wir den Stern erster Größe **Regulus** bemerken, und den Zwillingen ist das Sternbild des **Krebses** mit dem Sternhaufen der **Präsepe** (Krippe) wahrzunehmen. Nördlich vom Kleinen Löwen steht der **Große Bär**, dessen äußerster Schwanzstern (η Ursae majoris) eben durch den Meridian geht. Nahe bei diesem Stern steht der bekannte schöne Spiralnebel in den **Jagdhunden**, die südlich vom Großen Bären kulminiren.

Im Süden hat das Sternbild der **Jungfrau** mit dem Stern erster Größe **Spica** bereits die Mittagslinie passirt. In geringer Höhe über dem südwestlichen Horizont steht das langgestreckte Sternbild der **Wasserschlange** mit dem hellen

Stern Alphard, etwas höher stehen daselbst die Sternbilder des Bechers und des Raben. Am südöstlichen Horizont ist das Sternbild des Skorpions mit dem schönen, röthlich funkelnden Stern erster Größe Antares (Gegenares = Gegenmars) eben aufgegangen, etwa 5° nördlich von dem zuletzt genannten hellen Stern glänzt gegenwärtig der Planet Jupiter, der trotz seines tiefen Standes alle Fixsterne an Helligkeit weit übertrifft. Zwischen dem Skorpion und der Jungfrau ist das Sternbild der Waage zu bemerken, oberhalb des Skorpions glänzen im Südosten ferner die Sternbilder des Schlangenträgers (Ophiuchus) und der Schlange.

Im Osten steht das Sternbild des Herkules mit dem berühmten, prachtvollen Sternhaufen schon ziemlich hoch; zwischen ihm und den Jagdhunden bemerken wir das prägnante Sternbild der Nördlichen Krone und etwas südwestlich davon, schon nahe dem Meridian, das Sternbild des Bootes mit dem Stern erster Größe Arkturus. Im Nordosten erblicken wir innerhalb und zu beiden Seiten der Milchstraße die Sternbilder des Adlers mit dem Stern erster Größe Altair, des Schwans mit Deneb (der eben aufgegangen ist) und der Leier mit der hellen Wega.

Tief im Norden endlich stehen die Sternbilder Cassiopeja, Perseus, Cepheus, Eidechse und Andromeda.

Die Sonne kulminirt in immer größerer Höhe über dem Horizont; am Anfang des Monats beträgt ihre Mittagshöhe 57°, am Ende desselben nahezu 64°. Die Entfernung der Erde von der Sonne wächst im Verlauf des Monats um 129,000 Meilen, was eine Abnahme des scheinbaren Sonnendurchmessers von 31′ 44″ auf 31′ 32″ zur Folge hat.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Mai	Aufgang			Untergang		
1.	4 h	57 m	früh	7 h	24 m	abends
8.	4	46	„	7	34	„
15.	4	36	„	7	43	„
22.	4	28	„	7	52	„
29.	4	22	„	8	0	„
31.	4	20	„	8	2	„

Die Länge des Tages nimmt hienach während des Monats Mai um 1 Stunde 15 Minuten zu, sie beträgt am Ende des Monats (ohne Dämmerung) 15 Stunden 42 Minuten. Die Zunahme vertheilt sich, wie man der obigen Tabelle direkt entnimmt, auf die Morgen- und Abendstunden völlig gleichmäßig.

Am 28. Mai findet eine totale Sonnenfinsterniß statt, deren Elemente die folgenden sind (in mitteleurop. Zeit):

Beginn der Finsterniß überhaupt	1 h	12.4 m	nachm.
Beginn der totalen Finsterniß	2	14.2	„
Beginn der zentralen Finsterniß	2	14.5	„
Zentrale Finsterniß im wahren Mittag	3	57.0	„
Ende der zentralen Finsterniß	5	33.5	„
Ende der totalen Finsterniß	5	33.7	„
Ende der Finsterniß überhaupt	6	35.6	„

Die Finsterniß ist in Nord- und Zentralamerika, in der nördlichen Hälfte des Atlantischen Ozeans und dem angrenzenden Theile des nördlichen Eismeeres, im nordwestlichen Afrika, in Europa und im westlichen Asien sichtbar. Der Kernschatten des Mondes trifft die Erdoberfläche (bei Sonnenaufgang) im Stillen Ozean, berührt die mexicanische Küste nördlich von Santiago, durchquert den amerikanischen Kontinent in nordöstlicher Richtung, um ihn bei Kap Henry wieder zu verlassen. Er überschreitet dann den Atlantischen Ozean und trifft die portugiesische Küste nahe dem Städtchen Ovar, durchzieht in südöstlicher Richtung Portugal und Spanien, sowie das Mittelländische Meer, berührt nahe bei Algier den Boden Afrika's und verläßt die Erdoberfläche (bei Sonnenuntergang) in der Nähe der Ruinen von Theben in Aegypten. In München (wie in ganz Deutschland) ist die Finsterniß lediglich als eine partielle Sonnenfinsterniß sichtbar; sie beginnt daselbst am westlichen Sonnenrand um 4 Uhr 2.6 Min. nachm. (mitteleuropäische Zeit) und endigt (am östlichen Sonnenrand) um 6 Uhr 4.1 Min. abends. Die größte Phase der Verfinsterung beträgt für München 0.68 Theile des scheinbaren Sonnendurchmessers, es wird also bei uns während der Dauer der größten Verfinsterung von der Sonnenscheibe nur noch knapp ein Drittel sichtbar sein.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Mai sind folgende:

6. Mai	3 h	nachm.	Erstes Viertel
9. „	3	früh	Erdferne
14. „	5	nachm.	Vollmond
21. „	10	nachts	Letztes Viertel
24. „	7	abends	Erdnähe
28. „	4	nachm.	Neumond.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Mai	Aufgang			Untergang		
1.	6 h	15 m	früh	10 h	22 m	nachts
8.	1	30	nachm.	1	48	nachts
15.	8	56	abends	4	50	früh
22.	12	58	nachts	12	36	nachm.
29.	4	54	früh	9	4	abends
31.	6	56	früh	10	30	nachts

Am 17. Mai abends findet eine in unsern Gegenden nicht sichtbare Bedeckung des Planeten Saturn durch den Mond statt.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten gestalten sich auch im Monat Mai relativ günstig.

Merkur durcheilt in rascher rechtläufiger Bewegung die beiden Sternbilder der Fische und des Widders, um gegen das Ende des Monats im Stier anzugelangen. Seine Entfernung von der Erde wächst dabei von 19.8 auf 26.6 Millionen Meilen an, der scheinbare Durchmesser seiner etwa zur Hälfte erleuchteten Scheibe sinkt dementsprechend von 6.8″ auf 5.0″ herab. Merkur erreicht am 7. Mai seine größte südliche heliozentrische Breite und geht am 26. Mai durch den aufsteigenden Knoten seiner Bahn. Am 30. Mai — $1^1/_2$ Tage nach der totalen Sonnenfinsterniß — kommt er in obere Konjunktion mit der Sonne zu stehen; am 31. Mai passirt er die Sonnennähe (das Perihel) seiner Bahn. Merkur geht Anfang Mai etwa $^3/_4$ Stunden vor der Sonne auf, mag also in den ersten Maitagen für kurze Zeit als Morgenstern am östlichen Himmel sichtbar sein; später verschwindet er in den Strahlen der Sonne.

Venus bewegt sich im Lauf des Monats rechtläufig vom Stier zu den Zwillingen. Ihr Abstand von der Erde sinkt dabei von 14.1 auf 9.2 Mill. Meilen, entsprechend dieser beträchtlichen Annäherung steigt der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich zu 40 Proz. beleuchteten (also schon stark sichelförmigen) Scheibe von 24.1″ auf 37.0″ an. Venus kommt am 2. und 31. Mai in Konjunktion mit dem Monde zu stehen, am 31. Mai erreicht sie für dieses Jahr ihren „größten Glanz“. Sie geht im Monat Mai durchschnittlich erst gegen $11^1/_2$ Uhr nachts unter, ist somit fast während der ganzen ersten Hälfte der Nacht am westlichen Himmel als überaus hellleuchtender, dabei in ruhigem weißen Licht erglänzender Abendstern sichtbar. Ihre Helligkeit ist gegen Ende Mai so groß, daß sie nachts Schatten wirft und unter günstigen Umständen selbst bei Tag am Himmel mit freiem Auge wahrgenommen werden kann.

Mars geht rechtläufig vom Sternbild der Fische in das des Widders. Sein Abstand von der Erde nimmt weiter ab, er beträgt am Anfang des Monats 45.7, am Ende desselben 43.1 Mill. Meilen. Der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zu 97 Proz. beleuchteten Scheibe beträgt während des ganzen Monats 4.2″. Obwohl Mars im Monat Mai durchschnittlich über eine Stunde vor der Sonne aufgeht, ist er infolge seiner geringen Helligkeit vorläufig doch nur unter ausnahmsweise günstigen Umständen am östlichen Morgenhimmel sichtbar. Am 26. Mai kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Jupiter bewegt sich im Sternbild des Skorpions im Laufe des Monats um wenig mehr als 1°, und zwar in rechtläufigem Sinne, vorwärts. Er kommt am 15. Mai in Konjunktion mit dem Monde, am 27. Mai in Opposition zur Sonne zu stehen. Seine Entfernung von der Erde, welche am Anfang des Monats noch 89.6 Mill. Meilen be-

trägt, sinkt bis zum 27. Mai, an welchem Tage sie für dieses Jahr ihr Minimum erreicht, auf 87.2 Mill. Meilen herab. Der scheinbare Polardurchmesser der Jupiterscheibe beträgt durchschnittlich 41.5". Jupiter geht im Mai durchschnittlich bereits um $8^1/_2$ Uhr abends auf, er ist daher die ganze Nacht hindurch ziemlich tief am südlichen Himmel sichtbar. Der beständige Wechsel in der Gruppirung der vier helleren Jupitermonde um den Hauptplaneten, ihre Bedeckungen durch den letzteren, ihre Verfinsterungen beim Durchgang durch seinen Kernschatten können ebenso wie die Vorübergänge dieser Monde vor dem Zentralkörper mit mäßigen Fernrohren fast täglich beobachtet werden und bieten besonders dem Laien ein schönes und interessantes Schauspiel dar.

Saturn bewegt sich im Sternbild des Schützen in rückläufigem Sinne um etwa 1° fort. Seine Entfernung von der Erde sinkt im Laufe des Monats von 190.4 auf 183.9 Millionen Meilen, der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe mißt durchschnittlich 16.6", wogegen die scheinbaren Dimensionen seines elliptischen Ringes sind: große Achse 40.4", kleine Achse 17.7". Saturn geht im Monat Mai durchschnittlich um $11^1/_2$ Uhr abends auf, kann also — freilich nur bei recht tiefem Stande am Himmel — während der zweiten Hälfte der Nacht beobachtet werden. Am 17. Mai, abends 8 Uhr, wird er vom Monde bedeckt, doch steht er in unsern Gegenden um diese Zeit noch unter dem Horizont.

Uranus setzt seine langsame rückläufige Bewegung im Sternbild des Skorpions ebenfalls fort. Sein Abstand von der Erde beträgt durchschnittlich 364 Mill. Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe 3.8". Uranus geht um die Mitte des Monats gegen $8^3/_4$ Uhr abends auf, ist also die ganze Nacht hindurch am Himmel sichtbar. Am 16. Mai um 2 Uhr früh wird er vom Monde bedeckt, doch ist auch diese Bedeckung in unsern Breiten nicht sichtbar.

Neptun geht während des Monats Mai im Sternbild des Stiers um knapp zwei Vollmondsbreiten rechtläufig vorwärts. Seine Entfernung von der Erde wächst von 616 auf 621 Mill. Meilen an, der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe beträgt 2.3". Da Neptun um die Monatsmitte bereits gegen 10 Uhr abends untergeht, kann er nur noch kurze Zeit am westlichen Abendhimmel beobachtet werden. Am 2. Mai, nachmittags 3 Uhr — für uns also bei Tag —, wird er vom Monde bedeckt.

Sternschnuppen. Während des ganzen Monats sind ziemlich lebhafte Sternschnuppenfälle zu beobachten, deren scheinbare Ausstrahlungspunkte die hellen Sterne β und ι in der Waage bilden. Außerdem passirt die Erde im Mai die Bahn eines ausgedehnten Sternschnuppenschwarmes, dessen Radiationspunkt in der Nördlichen Krone liegt. -rt-

-r. Denkwürdigkeiten und Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen 1771 bis 1813. Zwei Bände. Stuttgart, Lutz 1899. — Die ausgezeichnete Biographie Meinecke's (Cotta 1899) hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf den großen Genossen von Scharnhorst und Gneisenau gelenkt und das Wesen und Wirken des glühenden Patrioten der Befreiungskriege dem deutschen Volke näher gerückt. Eine glückliche Ergänzung hiezu wird in den „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen" geboten, welche, aus des Feldmarschalls eigener Feder geflossen, in jeder Zeile das Gepräge der hervorragenden Persönlichkeit ihres Verfassers tragen. Wie viele, über ihre Umgebung weit hinausragende Männer, ist auch Boyen von seinen Zeitgenossen nicht voll gewürdigt, sondern erst heute, da die Früchte des von ihm ausgestreuten Samens vorliegen, in seiner ganzen Bedeutung erkannt worden. In seinen Aufzeichnungen hat er sich selbst ein bleibendes Denkmal gesetzt und eine reiche Fundgrube für die Geschichte jener bedeutsamen Zeit erschlossen; am besten und raschesten werden unsre Leser mit seiner geistvollen Persönlichkeit bekannt werden, wenn wir einige seiner Anschauungen über militärisch-politische Verhältnisse aphoristisch mittheilen: „Wenn die Menschen und Völker anfangen, nur allein den Werth auf diese oder jene Form zu legen, so entweicht ihnen unter den Händen der sie ursprünglich beseelende Geist." „Unbestritten hat Vermögen und Besitz eine viel größere Verpflichtung, das Vaterland zu vertheidigen, als der arme Taglöhner, und die Reichen sollen sich nicht mit ein paar hundert Gulden von dieser Pflicht loskaufen dürfen." „Luxussteuern bringen zwar in der Regel wenig ein, sie sind aber ein Anerkenntniß, daß man den Steuerdruck, der doch hauptsächlich auf den unteren Ständen lastet, so gerecht als möglich vertheilen müsse." „Die Natur des Menschen ist, solange Weltverhältnisse ihn noch nicht verderbt haben, in jedem Stande und Volke für bessere Behandlung empfänglich, und man kann durch sie viel besser als durch bloße Gewaltmittel die Ordnung erhalten, den Sinn für edle Ansichten wecken." „Es ist ein fortdauerndes Bedürfniß des menschlichen Geistes, daß er sich gegen Gewalthandlungen, wenn nicht mit offener Kraft, so mit List zu wehren sucht." „Die bewaffnete Macht eines Landes ist im Frieden einer keuschen Jungfrau ähnlich, die sich vor keinem Fremden entblößen soll; nur wenn das Vaterland ruft, soll sie sich in die Arme des Krieges werfen und mit ihm ein Kind, den Sieg, erzeugen." „Man hat zwar ein altes Sprichwort: Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, aber diese an sich löbliche Eigenschaft bis zur Aengstlichkeit ausgedehnt, ist gewiß von Uebel und man kann dann wohl sagen: Besorgniß ist die Mutter der Feigheit."

k. James Bryce: Bilder aus Südafrika. Uebersetzt von Max Kleinschmidt. (464 S.) Hannover, Gebr. Jänecke. — James Bryce, früherer Abgeordneter und Mitglied des Kabinets, ist ein überzeugter Gegner des Krieges in Südafrika und sieht in demselben, wie andere geistige Größen Englands, Herbert Spencer, Wallace 2c., eine schreiende Ungerechtigkeit. Er kennt Südafrika und die Burenstaaten aus eigener Anschauung, welche er auf langen, in Gemeinschaft seiner Frau unternommenen, oft beschwerlichen Reisen kreuz und quer im Lande sich erworben hat. Der Name Bryce wurde jüngst in der Polemik Theodor Mommsens gegen Prof. Sonnenschein in Birmingham genannt. Mommsen schreibt: „Sie berufen sich auf das Buch von Hrn. Bryce über Südafrika, das ich nicht kannte. Ich habe es mir nun verschafft und es gelesen und bin erstaunt, daß Sie an seine Autorität appelliren. Er ist einer der wahren Engländer und verurtheilt die ganze Behandlung der Angelegenheit, wobei er zeigt, wie leicht und nothwendig es war, die Katastrophe zu vermeiden. Er sieht vollkommen ein, daß es absolut unmöglich ist, die Schuld von Cecil Rhodes und seiner Untergebenen von derjenigen nicht Ihrer Nation (ich wiederhole es), sondern Ihrer Regierung zu trennen. ‚Der thatsächlich eingeschlagene Weg,' sagt er treffend, ‚hat den Krieg nicht rechtfertigen können, da für denselben kein Grund, wie ihn der Gebrauch zivilisirter Nationen anerkennt, vorgebracht wurde.' ... Wenn Hr. Bryce an Stelle des Hrn. Chamberlain gestanden hätte, würde der Welt dieses Unglück und England seine Schande erspart worden sein."

In der That, das Buch von J. Bryce ist höchst lesenswerth. Er legt die ganze Transvaal-Frage vor den Leser, schildert, wie erst die Entdeckung der Diamanten, dann die der Goldfelder die Gier der englischen Börsenspekulanten erweckte und wie die Begehrlichkeit der internationalen Hochfinanz nach dem reichsten Goldlande der Erde den Jameson-Einfall hervorrief, dessen Fortsetzung im großen der jetzt geführte Krieg ist. 1897 schrieb Bryce, indem er einen Ausblick in die Zukunft Südafrika's that, deren Gedeihen ihm nur bei Harmonie beider Rassen verbürgt erscheint: „Die Gereiztheit der Kapholländer 1881 und 1896 entstand aus dem Gefühl, daß man ihre Transvaaler Brüder ungerecht behandelt hätte. Sollte dieses Gefühl wieder erwachen, so würde es auf die Haltung sowohl der Kapburen, wie der im Freistaate, einen unheilvollen Einfluß ausüben. Die Geschichte Südafrika's sollte uns warnend lehren, ein wie gefährlicher Faktor das Gefühl, namentlich die Erbitterung über Ungerechtigkeiten, in der Politik werden kann, und wie es oft noch Unheil anrichtet, wenn das erlittene Unrecht längst gesühnt ist." Seine Warnung ist von Chamberlain und seinen Leuten nicht beachtet worden — man hat den Krieg begonnen, der ein Fehler war, schon weil er die klägliche Unfähigkeit des englischen Heeres offenbar machte, dessen Folge aber — er mag ausfallen, wie auch immer — vor allem jenes Gefühl namenloser Erbitterung sein wird, das sich verschärfter noch forterben wird in den

Söhnen und Enkeln der Buren, die bei Colenso und am Spionskop, bei Kimberley und Mafeking für die Freiheit gefallen sind.

Wer Südafrika nicht genügend kennt, wird — abgesehen von diesen politischen Erwägungen — sich aus Hrn. Bryce's Buch vortrefflich unterrichten können über Land und Leute, über das Klima, Flora und Fauna, die Vertheilung der immensen Mineralschätze über das ganze Gebiet und nicht zuletzt über die einzelnen Rassen, die sich in Südafrika gegenüberstehen. Sehr lesenswerth sind auch die Erörterungen über das Problem der Negererziehung, das, da die farbige Bevölkerung jetzt, nach Unterdrückung der völkermordenden Fehden, sich schnell vermehrt, bald zu einer brennenden Frage in Südafrika werden wird. Dem Werke ist eine Karte beigegeben, auf welcher u. a. die Regenzonen eingetragen sind, ein Vermerk, der das Verständniß der klimatischen Verhältnisse dieses Gebietes wesentlich unterstützt.

* Eine Frucht der Berliner internationalen Lepra-Konferenz vom Jahre 1897 ist die Zeitschrift „Lepra, Bibliotheca internationalis“, die jetzt im Verlage von Johann Ambrosius Barth in Leipzig zu erscheinen beginnt. An der Spitze des Unternehmens steht Privatdozent Edward Ehlers in Kopenhagen, der Erforscher der Lepra auf Island, der verdiente Generalsekretär der Berliner Lepra-Konferenz. Als Mitherausgeber stehen ihm Ernest Besnier (Paris), Karl Dehio (Dorpat), Armonier Homsen (Bergen), James Nevies Hyde (Chicago), Jonathan Hutchinson (London) und Albert Neißer (Breslau) zur Seite. Unter den ständigen Mitarbeitern sind Aerzte aus allen Kulturstaaten, durchweg solche, die sich in dem Schriftthum über die Lepra bekannt gemacht haben. Die Zeitschrift, die einen internationalen Charakter trägt und Beiträge in deutscher, französischer und englischer Sprache bringt, stellt sich die Aufgabe, das wissenschaftliche Studium der Lepra in seiner ganzen Ausdehnung zu fördern. Berücksichtigt wird die Bakteriologie und pathologische Anatomie der Lepra, ihre Behandlung und Bekämpfung, Geschichte und Verbreitung u. a. m. Weiterhin werden aber noch die gesetzgeberischen, staatspolizeilichen und humanitären Maßnahmen, die zur Bekämpfung der Lepra getroffen werden, beachtet. In einer einführenden Darlegung schildert Dr. Ehlers anschaulich die Wandlungen, die im Laufe der Zeiten die Anschauung von der Lepra und ihrer Bekämpfung bei den Aerzten und der Gesellschaft durchgemacht hat.

* Auf der dem Kaiser gehörigen Hohkönigsburg haben, wie die „Voss. Ztg.“ meldet, seit drei Wochen die Vorarbeiten zur Wiederherstellung in vollem Umfang begonnen. Unter Leitung des Architekten Bodo Ebhardt sind gewaltige Schuttmassen, die sich seit Jahrhunderten angesammelt haben, an drei verschiedenen Punkten untersucht worden, wobei sich zahllose Gebrauchsgegenstände und Spuren der letzten Belagerung der Burg gefunden haben. Die verschütteten Mauerreste sind zum großen Theil aufgedeckt und werden jetzt zeichnerisch und photographisch mit peinlichster Genauigkeit festgelegt, um damit sorgfältige Grundlagen für eine wahrheitsgetreue Wiederherstellung zu gewinnen.

* **Würzburg.** Mit den Vorlesungen über Strafrecht und Strafprozeßrecht an der hiesigen Universität wurde an Stelle Dr. Oetkers für dieses Sommersemester Privatdozent Dr. Hermann Knapp, Sekretär am kgl. Kreisarchiv, betraut.

* **Breslau.** Dem Privatdozenten in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Otto Jiriczek, der, wie in der gestrigen Nummer gemeldet, mit der Vertretung des Prof. Dr. Einenkel an der Akademie zu Münster beauftragt ist, ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden. — Der Zahnarzt Walther Bruck ist als Lehrer der Zahnheilkunde angestellt worden. Er tritt an die Stelle des Prof. Dr. Sachs, der sich von dem Lehramt zurückgezogen hat.

* **Wien.** Der Romanist Prof. Dr. Moriz Wlassak, der, wie mitgetheilt, aus Straßburg auf die Lehrkanzel des nach Leipzig abgegangenen Prof. Mitteis berufen wurde, hielt heute seine Antrittsvorlesung, in der er u. a. ausführte, daß die Pandektenwissenschaft jetzt in Gefahr sei, das Aschenbrödel der juristischen Disciplinen zu werden. Nur Oesterreich halte noch an der Pandektenwissenschaft fest, dies aber mit vollem Rechte.

* **Belgrad.** Der frühere Gouverneur des Königs Alexander, General Jovano Mischkowic, ist zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt worden.

* Die kgl. belgische geographische Gesellschaft hat den König Alexander von Serbien zum Ehrenmitgliede ernannt im Hinblick auf die Initiative, welche der König zur ökonomischen Regenerirung seines Landes ergriffen habe.

* In **Wien** gelangte, wie das dortige „Extrablatt“ berichtet, dieser Tage die Bibliothek des verstorbenen Kaisers Dom Pedro von Brasilien zur Versteigerung. Der 1155 Nummern zählende Katalog enthielt hauptsächlich Werke über Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften (insbesondere Geologie), Archäologie, Numismatik, bildende Kunst, französische, portugiesische und spanische Literatur. Die meisten von den Werken der sogenannten „schönen Literatur“ fanden sich unaufgeschnitten vor, während die Schriften wissenschaftlichen Inhalts, namentlich die naturwissenschaftlichen, Spuren eifriger Lektüre, hier und da auch Randglossen aufweisen. Auch einige hebräische Bücher befanden sich in dieser Bibliothek, welche in Erinnerung bringen, daß der frühere Herrscher Brasiliens sich einen eigenen Lehrer für die hebräische Sprache hielt und seine Mußestunden der altehrwürdigen Bibelsprache widmete. Als Frucht dieser wissenschaftlichen Beschäftigung ist 1891 ein Büchelchen unter dem Titel: „Poésies hébraico-provençales du rituel israelite comtadin. Traduites et transcrites par S. M. Dom Pedro II. d'Alcantara, Empereur du Brésil“ erschienen. Von diesem Werke fanden sich einige Exemplare vor. Die Käufer der Bücher gelangten auch gleichzeitig in den Besitz von Autographien, denn außer mit dem Reliefstempel „Bibliotheca D. Petro de Coburgo“ (mit Wappen) sind fast alle Bücher der Sammlung mit der eigenhändigen Namensfertigung des Kaisers, viele überdies mit einer Widmung des Autors versehen. Die Auktion versammelte ein Stammpublikum von etwa 30 Personen. Die höchsten Preise erzielten: „Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie und Geologie (1830 bis 1892), 770 Kronen, und La Fontaine „Contes et nouvelles en vers“, ein kleines Oktavbändchen mit Illustrationen aus dem Jahre 1792, 300 Kronen.

* Die an geschichtlichen Werken reiche Bibliothek des bekannten Publizisten und Bismarck-Biographen Dr. Moritz Busch wurde von der Otto'schen Buchhandlung in Leipzig angekauft. Es befindet sich darunter auch eine interessante Sammlung deutscher und französischer Karikaturen und Flugblätter aus dem deutsch-französischen Krieg 1870/71, an dem Busch bekanntlich im Hauptquartier des Fürsten Bismarck theilnahm. Ein Katalog dürfte im Sommer zur Ausgabe gelangen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Das Invalidenversicherungsgesetz vom 13./19. Juli 1899. Textausgabe von Dr. K. Weymann. Berlin, Vahlen 1900. — Dr. J. Marcuse: Bäder und Badewesen im Mittelalter. (S.-A. aus der Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege.) Braunschweig, Vieweg 1900. — Das Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vom 17. Mai 1898 und das preußische Gesetz über die freiwillige Gerichtsbarkeit vom 21. Sept. 1899 erläutert von Julius Rausnitz. 2. Liefg. Berlin, Vahlen 1900. — Dr. Rießer: Die handelsrechtlichen Lieferungsgeschäfte. Berlin, Liebmann 1900. — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. Hggb. von G. Schmoller. 24. Jahrg. 2. Heft. Berlin, Duncker u. Humblot 1900. — Dr. M. Scherer: Erbrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Erlangen, Palm u. Enke 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 4. Mai. Nummer 102.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Der hl. Peter Fourier.[1])

Einer der Heiligen der letzten Tage ist der Pfarrer von Mattaincourt in Lothringen, Peter Fourier, den Leo XIII. um Pfingsten 1898 heilig gesprochen hat, 168 Jahre, nachdem ihn Benedikt XIII., 1730, selig gesprochen hatte. Er ist am 31. November 1565 zu Mirecourt, D. Toul, geboren und zeigte schon als Kind so große Spuren späterer Heiligkeit, daß — will man seinen französischen Lebensbeschreibern Glauben schenken — „in seinem Charakter die Erbsünde keine ihrer schlimmen Folgen hinterlassen zu haben scheint“. Seine Studien machte er auf der 1572 gegründeten Universität Pont a Mousson, die ihre Existenz dem Bestreben des Herzogs Karl III. von Lothringen und seines Oheims, des Kardinals von Guise und damaligen Erzbischofs von Reims ꝛc., verdankte, ein Gegengewicht gegen die Verbreitung der Reformation in Lothringen zu schaffen. Diese mit der Gründung der Universität verbundene Absicht fand auch darin ihren Ausdruck, daß Gregor XIII. bei der Billigung der Universitätsgründung verlangte, daß mindestens siebzig Väter der Gesellschaft Jesu die Lehrstühle in allen Disciplinen, ausgenommen Medizin und Jus, einnehmen sollten. Der hl. Peter Fourier empfing also seine ganze Ausbildung im Geiste der Gesellschaft Jesu, seine wissenschaftliche sowohl wie seine religiöse, denn auch in Pont a Mousson vereinigten die Patres Jesuiten die heranwachsenden Studenten in der marianischen Sodalität, und unser Peter, der natürlich damals schon ein Musterbild jeglicher Tugend und Frömmigkeit war, erlangte auch diese „Gunstbezeigung“ der Aufnahme in die Sodalität und machte sich eine Ehrenpflicht daraus, die Statuten getreuer als alle anderen zu beobachten. Peter Fourier stand so sehr unter der geistigen Beeinflussung der Jesuitenpatres, daß er auch in der Wahl seiner Freunde sich stets der Zustimmung und Gutheißung seines Beichtvaters versicherte.

Im Jahre 1585 trat er als Novize in das regulirte Chorherrenstift Chaumousey bei Epinal ein, merkwürdigerweise schon vor seinem Eintritt in noch so jugendlichem Alter voll Feuereifer, an der geistigen Erneuerung der Augustiner-Chorherren zu arbeiten. Eine Reform hatte diese allerdings sehr nöthig. Im Jahre 1593 empfing er die Priesterweihe und 1597 wurde er als regulirter Chorherr (er hatte 1587 Profeß abgelegt) Pfarrer von Mattaincourt. Als Pfarrer that er, wie seine vita erzählt, sehr viel zur Hebung seiner Pfarrei, die auch, unter kalvinischem Einfluß, natürlich, religiös so verkommen war, daß man sie das kleine Genf nannte. Die Hauptwirksamkeit seines Lebens indeß ist seine Thätigkeit als Ordensreformator und Ordensgründer. Zunächst reformirte er die sehr disciplinlos gewordenen regulirten Augustiner-Chorherren. Die Reform, die schon vorher von Anderen versucht worden war, stieß auf heftigen Widerstand, trug ihm manche Angriffe seiner Ordensbrüder ein; sie nahm auch einen kleinen Anfang. Aber Fourier überwand alle Hindernisse, und als acht Stifte die Reform angenommen hatten, bestätigte Urban VIII. im Jahre 1628 die nach Fouriers Konstitutionen geschaffene Congregatio Nostri Salvatoris und Fourier selbst war von 1631 bis zu seinem im Jahre 1640 erfolgten Tod ihr zweiter General.

Neben dieser Reform stiftete Peter Fourier auch noch 1598 die Augustiner-Chorfrauen von der Kongregation U. L. Frau (Canonicae regulares s. Augustini congregationis B. M. V. sub titulo Dominae nostrae) zum Zweck der Erziehung der weiblichen Jugend, die (zuerst mit Einschränkungen) 1615 und 1616 päpstlich bestätigt wurden. Als „Schwestern de notre Dame“ „französische oder wälsche Nonnen“ wirkten und wirken sie auch in Deutschland und Lothringen.

Die Lebensbeschreibung Fouriers von Kreusch, die in ihrer zweiten Auflage die Akte der Heiligsprechung benutzt hat, sticht zu einem Theil vortheilhaft von dem sonst üblichen Schema römischer Vitae Sanctorum ab, die mit ihrer stereotypen Frömmigkeit, mit dem gleichmäßig hohen Grad der heroischen Tugend, mit ihren oft so einfältigen und kindischen Wundern dem bald zum Ueberdruß werden, der veranlaßt ist, sich mit ihnen zu beschäftigen. Ein Charakteristikum der Darstellung von Kreusch ist, daß sie in einem frischen Ton, in lebhafter Sprache geschrieben ist. So wenig natürlich der Autor über das offizielle Wunder der Heiligen hinauskommt, so geht doch in der Anwendung des Vorbildes des Heiligen auf die religiösen Bedürfnisse unsrer Tage wirklich ein moderner Zug durch den Text. Manche Betrachtungen über das, was an Heiligen gut ist und was heutzutage der römische Christ und vollends Priester im Kampf gegen weltliche Gesinnung braucht, erheben sich zu einem gewissen Grad geistiger Freiheit und selbständig religiöser Anschauung, der sie weit über die ewigen Moralpredigten solcher Heiligenbücher erhöht, der wirklich versucht, sich modernem Denken anzupassen.

An einzelnen Punkten scheint sogar der Verfasser dem Geist seiner Kirche und der kirchlichen Praxis unsrer Tage — sicher wider Willen — entgegen zu treten. So schreibt er (S. 168): „Die Wirksamkeit des hl. Fourier fällt in jene Zeit, da aus dem Verfall des wahren Glaubenslebens ein gräßlicher Wahn entstand, der mehr an den Teufel als an Gott glaubte, überall unmittelbare Beeinflussung des Satans spürte, wo sich etwas auffälliges kundthat, sei es im sittlichen oder auch nur im gesellschaftlichen Verhalten“. Der Hexen-

[1]) Kreusch, E.: Leben des hl. Peter Fourier. II. Aufl., Missionsdruckerei in Steyl, 1899.

und Teufelsglauben, aus dem Verfall des wahren Glaubenslebens stammend, das scheint doch im Munde eines römischen Theologen eine propositio scandalosa, piarum aurium offensiva, mindestens aber temeraria. Denkt da der Verfasser nicht an den Teufel Bitru und Leo's XIII. Stellung zu dieser Affaire und seinen Segen für den Trienter Antifreimaurerkongreß, an Miß Vaughan und den frommen Redakteur des „Pelikan"? Sind ihm die Wemdinger Teufelsaustreibung durch P. Aurelian und die amtlichen Gutachten römischer „Gelehrter" wie des Eichstätter Domherrn Pruner u. a. nicht mehr im Gedächtniß? War das bei all diesen, vorab beim hl. Vater, ein Verfall des wahren Glaubenslebens? Wirklich eine propositio piarum aurium offensiva, heresin sapiens stellt Kreusch hier auf.

Wie gesagt, trotz alles Anpassens der Lebensbeschreibung an die religiösen Bedürfnisse unsrer Tage kommt, wie es sich von selbst versteht, der Verfasser nicht über die stereotypen Grundlagen einer römischen Heiligenbiographie hinaus. Und wie zu erwarten, ist die Darstellung durchzogen von Vorgängen, die ans Wunderbare streifen, die dadurch den heroischen Grad der Tugend des hl. Peter in ein helles Licht setzen. Auch an eigentlichen sogenannten Wundern, richtiger an einem direkten Eingreifen Gottes zugunsten der Wirksamkeit des frommen Gottesmannes fehlt es nicht. Die göttliche Vorsehung half ihm z. B. einmal recht sichtlich aus der Noth. Er brauchte für eine Familie, die am Verhungern war, ein Maß Korn. Da er zum Speicher schicken wollte, erhielt er die Antwort, es sei nichts mehr da, und seine Hoffnung, es könne doch vielleicht noch etwas da sein, wurde von dem Diener mit der Bemerkung niedergeschlagen, es sei sicher nichts da, der Speicher sei gestern erst ausgekehrt worden. „Thut nichts," sagte der Heilige, „geh nur hinauf." Es fand sich daraufhin mehr Getreide vor als die Frau verlangt hatte. So kam der Herr seinem Vertrauen mit einem Wunder zuhülfe.

Auch diese Heiligenbiographie bietet nun Gelegenheit (wie man das bei genauerem Studium, zumal modern-römischer, im religiös-ultramontanem Geist gehaltener Lebensbeschreibungen sog. heiliger Personen überhaupt beobachten kann), zu konstatiren, wie sie durch Umwandlung sozusagen des irdisch-religiösen Menschen in einen überirdisch-heiligen auch die sittlichen Begriffe, die sonst allgemein dem natürlichen, einfach frommen Menschen eigen sind, in ihr Gegentheil nahezu verkehren. Mit der Erhöhung des „Frommen" zu einem „Heiligen" beginnt eine Umwerthung der Tugendbegriffe, die dem nicht heiligen, sondern nur frommen Menschen manchmal so widernatürlich, gekünstelt, manierirt erscheint, wie die ganze Heiligkeit des Betreffenden. Auch aus Fouriers Lebensbeschreibung lassen sich für diese allgemeine Behauptung verschiedene Einzelfälle anführen.

Nehmen wir die christliche oder allgemeine menschliche Tugend der sittlichen Reinheit, wie sie auch ihren Ausdruck findet im Gelübde der Keuschheit. Sittliche Reinheit, Unschuld, Harmlosigkeit des Gemüthes, Lauterkeit des Gedankens ist für den Normalmenschen im jugendlichen Alter das Selbstverständliche, das so von Natur Gegebene, daß das Vorhandensein dieser Tugend — wenn man sie in diesem Alter überhaupt schon Tugend nennen kann — das absolut Natürliche, schlechthin Selbstverständliche ist. Anders bei der römischen Anschauung über die Keuschheit, in diesem Fall über den hohen Grad der Keuschheit des hl. Peter. Es ist doch die volle Umkehrung der sittlichen Anschauung, wenn von Fourier folgendes gesagt wird (S. 11): „So geschah es nun auch, daß in der Familie Fourier Vater und Mutter bald merkten, daß sich ihr Erstgeborener als ein bevorzugtes Kind der Gnade zeigte. Es schien, als ob demselben das Gefühl der Schamhaftigkeit, dieser kostbaren Blüthe der Reinheit, *in den ersten Monaten seines Lebens schon* zum Bewußtsein gekommen sei. Während der Kleine sonst ruhig und still dalag, begann er gleich so laut als möglich zu schreien und zu weinen, wenn man ihn beim Wechseln der Windeln einen Augenblick unbedeckt ließ. Nicht eher verstummten seine wortlosen Klagen, und diese Bemerkung ward oft gemacht, bis man seine Blöße wieder bedeckte. Das Gebahren des Kindes ward zuletzt den Eltern auffällig; bei zunehmenden Jahren ward es ihnen aber erklärlich, als die durch dasselbe angedeutete Tugend in hervorragender Weise den Wandel des Knaben bestimmte".

Wir haben hier in vorstehenden Sätzen eine der denkbar größten Abgeschmacktheiten römischer Hagiographie mit voller Umkehrung der natürlichen Anschauung.

Und mit diesem widersinnigen Keuschheitsbegriff wird dann zum Preis des hl. Peter weiter operirt, der „nur mit Widerstreben die Liebkosungen seiner frommen Mutter erträgt", „dem die schalkhafte Munterkeit seiner Schwester oft kindlichen Kummer bereitet", der mit seinen Kameraden „nie anderswo als unter den Augen der Eltern oder anderer Leute" spielt. Wenn von dem kleinen Kind Peter „eine übergroße Vorsicht bei jedem auch nur entfernten Schein von Sinnlichkeit" gerühmt wird, so fragt sich der natürlich denkende Mensch, woher denn der kleine Peter diese Vorsicht schöpft, und es scheint doch, daß der Autor, oder sagen wir die allgemein römisch-bigotte Atmosphäre der Hagiographie einen recht verderbten, in seiner Reinheit stark anzuzweifelnden Keuschheitsbegriff besitzt. Wie oben gesagt, der Begriff des reinen Herzens ist hier durch die mönchische Keuschheitsidee völlig verunreinigt und auf den Kopf gestellt. Natur wird zur Unnatur. Und in dieser Tonart geht es im Leben des hl. Peter weiter. Abgesehen von den bei der Schilderung der Kinder- und Jugendjahre ganz überflüssigen Deklamationen über Keuschheit und die Gefahren, die sie läuft, Deklamationen die bei einer natürlichen Betrachtungsweise der Dinge ganz deplacirt sind, ist es geradezu einfältig, wie der Kummer des hl. Peter geschildert wird darüber, daß er hört, ein junges Mädchen der Stadt liebe ihn, wie der „Kummer ihn dergestalt martert, daß er nicht mehr schlafen konnte, daß sich seine Gesichtszüge merklich änderten, daß eine Krankheit bei ihm auszubrechen drohte" 2c. Dieselbe von einem recht verderbten Begriff sittlicher Reinheit ausgehende Schilderung sagt von Fourier als Mann: „Um nichts in der Welt hätte er Jemandes Hand berührt, selbst wenn man ihm etwas überreichte. Auch erlaubte er nicht, daß man die seinige berühre; was man ihm darbot, mußte man auf sein Brevier, auf den Tisch, auf seinen Mantel oder auf die Erde legen. Er empfand einen solchen Abscheu wider das der Keuschheit entgegengesetzte Laster, daß er lieber Hunger gelitten, als von Brod oder einem Gerichte gegessen hätte, welches von unreinen Händen gebacken oder bereitet worden."

Eine ähnliche Umkehrung der sittlichen Begriffe und der natürlich menschlichen Anschauung kann man, wie bei allen „Heiligen" so auch bei Fourier beobachten, hinsichtlich einer anderen christlichen Tugend, der Demuth. Sie wird in der Uebung, wie sie der nach Heiligung Strebende betreibt, und unter der Verquickung mit dem heiligen Gehorsam und vollends der Idee der Abtödtung zu einem Zerrbild, zum Hohn auf *die* Demuth, die die Schrift lehrt; aus Natur wird Kunst, aus Natürlichkeit Manierirtheit.

Die geistige Uebung der Demuth wird absolut veräußerlicht, wird in rein mechanische Uebung, die manchmal geradezu einfältig und dumm ist, verflüchtigt. Dafür aus Fouriers Leben folgendes Beispiel (S. 248): „Eines Tages erhielt er vom Primas die Aufforderung, nach Nancy zu kommen, und zu gleicher Zeit wurde an ihn die Bitte gestellt, in Gerbevillers eine Dame zu besuchen und zu trösten. Er fragte seine Novizen um Rath, diese entschuldigten sich höflich und meinten, was er thue, sei wohlgethan, damit gab er sich aber nicht zufrieden; da ging gerade ein Knabe vorbei, der in der Kirche aushalf. Diesen rief er herbei, erzählte ihm die ganze Geschichte und fragte, was würdest du thun (!). Der Knabe weigerte sich auch erst, sprach aber auf Fouriers Drängen: „Ich würde nach Gerbevillers gehen, um die Dame zu trösten.“ Fourier rief ganz froh(!): „Er hat recht, ich muß gleich hingehen.“ Und eine solch unnatürliche Handlungsweise wird dann dazu verwendet, die Demuth des Heiligen zu verherrlichen, die ihn immer nur nach dem Rath Anderer handeln läßt.

Manchmal scheint doch für den natürlichen Menschen diese „Demuth“ an Heuchelei zu grenzen, so, wenn Fourier beim Anblick eines Galgens klagt: „Ich weine, weil ich nicht weiß, welche Strafe mir Gott noch aufbewahrt, da er doch zuläßt, daß solche Leute so schmählich aufgehängt werden, und da er mich am Leben läßt, während ich doch unvergleichlich schlechter bin als sie.“ Da kann von einem gesunden Gefühl der Demuth nicht mehr die Rede sein, das ist gesuchte Selbstwegwerfung oder Heuchelei.

Der Verfasser nennt es mit dem richtigen Namen eine „einfältige Tugend“, als Fourier, da er bei einer Disputation von Jesuitenzöglingen seinen Namen rühmend nennen hört, erschrocken darüber aufspringt, sich auf den Boden wirft und unter der Bank verbirgt. Diese „Demuth“ ist einfach dumm oder raffinirt, in beiden Fällen zieht sie gleichmäßig die Aufmerksamkeit der Leute auf sich und ihr Zweck ist vereitelt.

Dieselbe Widernatürlichkeit des Denkens und Handelns, die unter dem Einfluß mönchischer Ideen großgezogen wird und die von falsch verstandenen religiösen Anschauungen ausgeht, tritt zu Tage, wenn Fourier, der vielgepriesene Armenvater, der für sie alles thut und sein Letztes hergibt, seinen armen Verwandten das Getreide, das sie nothwendig brauchen und um das sie ihn flehentlich bitten nur gegen eine förmliche Schuldverschreibung hergibt, oder wenn ihm die paar Pfennige, mit denen er ihnen geholfen, Gewissensängste machen und er nicht ruht, als bis sein Bruder ihm alles erstattet hat.

Aber bei ihm, wie bei andern Ordensstiftern kann man beobachten, daß, so gern sie die Demuth im Munde führen und so gern sie sich äußerlich vor dem Niedrigsten ihres Ordens verdemüthigen, sie ebenso entschieden den heiligen Gehorsam verlangen und ihn mit allem Nachdruck aufrecht erhalten, daß sie in Erzwingung des Gehorsams unbeugsam sind, daß sie, wie auch Fourier, ihre Untergebenen allen Eigenwillens entäußern, ihre Selbständigkeit gänzlich brechen. Die Demuth wird eben hier einerseits zu einer rein äußerlichen Uebung ohne wirklichen geistigen Gehalt und sittlichen Werth, andrerseits wird sie zur Phrase.

Es wäre natürlich grundfalsch, dem hl. Peter Fourier persönlich einen Vorwurf aus dieser seiner religiösen Gedankenrichtung machen zu wollen. Er ist nur das Objekt, der Gegenstand, das zu dieser Form des Geistes erzogen und modellirt wurde. Die Verantwortung für diese religiöse Verbildung, für diese Umkehrung der sittlich-christlichen Begriffe liegt in dem System und der Erziehungsmethode des modernen religiösen Ultramontanismus. Und der züchtet allerdings seine edelsten Früchte in den Vertretern und Vertreterinnen der mönchischen Frömmigkeit und offiziellen kirchlich wohlerprobten Heiligkeit. Die Charakterbildung des hl. Fourier ist eben auch ein kleines Stück aus dem großen Kapitel, das sich über die Frage schreiben ließe: Wie verhält sich die religiöse Bildung des Ultramontanismus in ihrer Wirkung auf den Einzelnen zur Kultur des individuellen Geistes? Bildet sie ihn, oder verbildet sie ihn, hemmt sie seine fortschreitende Entwicklung, oder ist sie Förderin der geistigen Kultur der Menschen? Die Antwort kann nicht schwer fallen.

Persönlich zeigt Fourier gelegentlich recht achtbare Charakterzüge, besonders da, wo sein Geist selbständig und frei entscheiden kann und nicht unter dem Zwang der römischen Schablone steht. Und das möge folgendes Beispiel beweisen. Karl IV. von Lothringen wollte sich von seiner Frau scheiden lassen und Beatrix von Cusance heirathen. Einige Theologen fanden sich, die die erste Ehe Karls IV. für ungültig erklärten, um ihm das Eingehen der zweiten zu ermöglichen, aber Karl IV. wollte erst Fouriers, den er hoch verehrte, Meinung hören. Zwei Jesuiten P. Abram und Karls IV. Beichtvater P. Cheminot, gingen in dieser Angelegenheit zu Fourier. Fourier fragt sofort, ob der päpstliche Dispens da sei und beklagte, daß ohne diesen der Fürst seinen Willen nicht werde haben können. P. Cheminot (heißt es bei Kreusch S. 305) sah ein, daß er keine zustimmende Antwort erhalten werde und wollte darum wenigstens eine scheinbar günstige erschleichen. —

„Haltet ihr nicht,“ fragte er „Seine Hoheit für einen Ehrenmann?“ — „Ihr seht wohl, was er ist“, war die kurz angebundene Antwort. Der Pater that, als habe er nicht gehört, schob ihm ein Papier hin und sprach: „So unterschreibt, daß Ihr ihn für einen solchen haltet“. Fest antwortete der Heilige „Ich will wohl unterschreiben, daß er es sein soll, aber unterschreiben, daß er es in dieser Angelegenheit ist, davor werde ich mich wohl hüten“.

Die allzu diensteifrigen Gesandten zogen sich zurück.

Fourier hat da unzweifelhaft dem natürlichen Takt seines katholischen Gefühls entsprechend gehandelt, während die Praktiken der frommen Väter der Gesellschaft Jesu mehr als zweifelhaft erscheinen.

Passau. Leopold Karl Goetz.

Hans Meyers neues Kilimandscharo-Werk.

Von H. Singer.

Das Jahr 1898 war das „Jubiläumsjahr“ des Kilimandscharo; denn am 11. Mai jenes Jahres konnte der afrikanische Schneeriese — wir bedienen uns der geheiligten Jubiläumsredensart — auf eine halbhundertjährige Bekanntschaft mit europäischen Besuchern „zurückblicken“. Als wir im Herbst 1897 bei unserer Besprechung des Volkens'schen Werkes über den Kilimandscharo (Beil. 1897, 12. Okt.) auf die bevorstehende 50. Wiederkehr des Tages hinwiesen, an dem sich einst dem deutschen Missionär Rebmann die Majestät der eisgekrönten Kibokuppe enthüllte, konnten wir nicht ahnen, daß im nächsten Sommer kein Geringerer als sein Bezwinger Hans Meyer dem König der afrikanischen Berge in einem neuen Forschungszug eine Art Glückwunschvisite abstatten würde. Thatsächlich ist das, wie bekannt, geschehen. Aus kurzen Vorberichten und einzelnen Aufsätzen Meyers hatte man inzwischen bereits die Gewißheit erhalten, daß der Forscher auch diesmal viel Neues und Interessantes zu sehen in der Lage gewesen war, und nun haben wir das Gesammtresultat in einem verschwenderisch schön ausgestatteten Werk vor uns, das er als Jubiläumsgabe post festum seinem

Kilimandscharo und Allen, die sich für den Berg interessiren, darbringt.[1])

Wir sagen „seinem" Kilimandscharo und acceptiren damit eine Wendung, die Hans Meyer in dem Werk gelegentlich einmal anwendet. In der That besteht ein gewisses Zugehörigkeits- oder Freundschaftsverhältniß zwischen dem Forscher und seinem schönen Forschungsobjekt; denn auf Meyers Forschungen beruhte schon vor 10 Jahren und heute noch mehr, unsre Kenntniß von der Topographie und der physischen Eigenart des Kilimandscharo fast ausschließlich. Wir wollen Niemands Verdienste schmälern und denken weder gering von v. d. Decken und Kersten, die die ersten Besteigungsversuche unternahmen und die ersten Karten entwarfen, noch von Thornton, der die Vulkannatur des Berges ahnte, noch von Thomson, der scharfsinnig ein der Wahrheit ziemlich nahe kommendes Bild von der Entstehung des Kibo und Mawensi entwarf; wir wissen auch die grundlegende floristische Darstellung Volkens, die unübertrefflichen Beobachtungen Widenmanns über die Dschagga-Bevölkerung und die geologische Forschungsthätigkeit Lents zu schätzen — allein trotzdem bleibt Meyer derjenige Forscher, der in rein geographischer Beziehung weitaus das Meiste am Berge geleistet hat. Er mag den Kilimandscharo daher mit Recht „seinen" Berg nennen.

Meyers Reiseprogramm umfaßte mit Rücksicht auf die bereits vorliegenden botanischen Ergebnisse Prof. Volkens in erster Reihe topographische Aufnahmen in den noch unbekannten Bergregionen, Vulkanstudien und Gletscheruntersuchungen: also die Gebiete, die für den Entwurf einer Lebens- und Entwicklungsgeschichte des Kilimandscharo die Grundlagen zu liefern berufen sind. Dieses Programm ist trotz mancher Erschwernisse in so befriedigendem Maße zur Ausführung gekommen, daß Meyer im Vorwort zu seinem Buche mit einigem Recht die allgemeine Erforschung des Schneeriesen als nunmehr abgeschlossen bezeichnen durfte. Der Verfasser hat für sein Werk fast durchweg die altbekannte und noch immer als vortheilhaft bewährte Form der Reiseschilderung gewählt, um seine wissenschaftlichen Ergebnisse in angemessener Fassung auch anderen Kreisen als den Fachgeographen, zugänglich zu machen. Das mag in diesem Falle, da es sich nicht um eine Entdeckungsreise im landläufigen Sinne, sondern in der Hauptsache doch um Spezialforschungen handelte, etwas gewagt gewesen sein. Indessen: wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe, und wenn zwei Afrikareisende dasselbe beschreiben, so kommt damit noch viel weniger dasselbe, d. h. Gleichwerthiges, heraus. Meyer aber hat es eben verstanden, auch oft begangenen Wegen, wie den Routen Tanga-Kilimandscharo und Kilimandscharo-Mombasa, viel Wissens- und Mittheilenswerthes abzugewinnen, so daß man selbst die hievon handelnden Kapitel nicht gern missen würde. Er hat andrerseits seine Beobachtungen in den unbekannten oder ungenügend bekannten Theilen der Bergländer in jener Art, die der klassischen Zeit unserer Afrikaliteratur eigen ist, so geschickt dem Gewebe seiner Reiseschilderung einverleibt, daß der aufmerksame Leser am Schluß ziemlich mühelos die Summe dessen ziehen kann, was der Forscher an Thatsachen mitgetheilt und an Gedanken und Schlüssen den beiden letzten zusammenfassenden Kapiteln vorweggenommen hat. Diese Schlußkapitel geben in wissenschaftlicher Begründung das Resultat der Reise; sie behandeln den Bau des Kilimandscharo-Gebirges und die Geschichte der Vergletscherung des tropischen Afrika, wobei auch noch Fragen universell-geographischen Charakters zur Erörterung kommen.

Auf den äußeren Verlauf der Reise einzugehen, versagen wir uns; es mögen folgende Angaben genügen: Meyer verließ mit dem Maler Ernst Platz Mitte Juli 1898 Tanga und kam Anfang August nach Moschi. Von dort unternahm er eine Umwanderung der Ost-, Nord- und Westseite des Berges mit zwei Abstechern nach dem Kibo und zum Schluß noch einen Aufstieg von Süden, von Kiboscho aus. Ende September war Meyer in Mombasa wieder an der Küste.

[1]) Der Kilimandjaro. Reisen und Studien von Prof. Dr. Hans Meyer. Mit 4 Tafeln in Farbendruck, 16 Tafeln in Lichtdruck, 20 in Buchdruck, 2 farbigen Originalkarten (einer Spezialkarte und einer tektonischen Skizze) und 103 Textbildern. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1900. Gr. 8⁰, XVI und 436. S. — Preis gebunden 25 M.

Die Forschungen am Kilimandscharo hatten fünf Wochen beansprucht. Die topographischen Ergebnisse sind in vollster Ausführlichkeit in einer von P. Krauß in 1:100,000 konstruirten schönen Spezialkarte dem Band beigegeben, und man erkennt ihre Bedeutung sofort aus einem Vergleich mit der älteren Meyer'schen Karte von 1890 (in den „Ostafrikanischen Gletscherfahrten") und der Volkens'schen Karte von 1897 (in dessen Werk „Der Kilimandscharo"). Volkens' Karte war lediglich ein nicht sehr gelungener Auszug aus der erwähnten Meyer'schen Karte mit einigen Aenderungen in der Zeichnung der Gebirgstheile nordwestlich und westlich vom Kibo. Auch Volkens hatte den Kilimandscharo im Norden oberhalb des Gürtelwaldes umwandert, und zwar zum großen Theil wohl auf den Wegen Meyers von 1898; er war jedoch kein Topograph und die reiche Ausbeute seines Begleiters Lent war verloren gegangen, so daß die rothe Linie auf seiner Karte eben nur oberflächlich die Reiseroute andeutet. Dasselbe gilt von Volkens' Aufstieg von Kiboscho aus, den Meyer mit besserem Erfolg bis an die Gletscher wiederholte. Meyers Route um den Berg ist somit fast ihrer ganzen Länge nach als neu zu betrachten. Noch niemals begangen oder aufgenommen war ein Theil der Meyer'schen Route im Osten, ein Vorstoß von Norden her über das Sattelplateau zum Kibo-Krater, wobei dieser von neuem betreten wurde; ferner ein solcher von Westen her an die im Nordwesten entdeckten Gletscher und die Uebersteigung des Schira-Kammes. Außer den Meyer'schen Aufnahmen, die die Grundlage abgaben, sind noch einige unveröffentlichte Routen von Stationsbeamten für die Karte benutzt worden. Das auf diesem Wege gewonnene Kartenbild ist recht befriedigend, bedarf aber natürlich noch des Ausbaues, wiewohl von überraschenden Entdeckungen nicht mehr die Rede sein kann. Erwähnt sei hiebei, daß Meyer an der 1889 von ihm ermittelten Höhe der Kaiser Wilhelm-Spitze — 6010 m — auf Grund seiner jetzigen Messungen festhält. Die Kartographen hatten unter Berücksichtigung anderer, trigonometrischer Berechnungen ihre Höhe etwas reduziren zu müssen geglaubt; doch weist Meyer darauf hin, daß diese Messungen gar nicht die höchste Spitze betroffen haben können, da sie vom Standpunkt jener Beobachter nicht sichtbar sei. Meyers Höhenangabe für den Kibo wird also wohl wieder ihren Platz auf den Karten einnehmen.

Wir wollen nun versuchen, die wesentlichsten Ergebnisse Meyers über den Bau und die Vergletscherung des Berges anzudeuten, müssen es uns aber versagen, auf die Gründe näher einzugehen, die ihn zu seinen Schlüssen veranlassen. Nach einer allgemeinen Charakterisirung des Oberflächenreliefs von Deutsch-Ostafrika, dem tektonische Brüche und Versenkungen und in Verbindung damit Horstgebirge und vulkanische Erscheinungen den Stempel aufdrücken, kennzeichnet Professor Meyer die ganze Basis des Kilimandscharo als ein Schollengebiet, dessen Versenkung durch die hier ineinander laufenden Bruchlinien zur Genüge erklärt wird; Spaltenbildung und Schollenversenkung ist das primäre, die folgende Vulkanbildung das sekundäre Entwicklungsstadium gewesen. Der Kilimandscharo, der sich zum allergrößten Theil aus geflossenen Laven zusammensetzt, gliedert sich in die erwähnte Basis, die beiden Gipfelpyramiden und den Schirakamm. Den Schirakamm kennzeichnet Meyer nach Stübel'scher Definition als ein monogenes Schichtgebirge — was nach der üblichen älteren Definition einer Reihe von Schicht- (Strato-) Vulkanen entspricht. Dementsprechend ist der Mawensi ein monogener Calderaberg, resp. großer einfacher Schichtvulkan, dessen Caldera (Kraterkessel) durch Einbruch mit nachfolgender Erosion zur Hälfte zerstört worden ist, während die weitere Zerklüftung die atmosphärischen Agentien bewirkt haben. Ein tiefer Barranco (Kluft) durchfurcht das nordöstliche Antlitz der Pyramide. Auch der Kibo ist ein einfacher, aus geflossenen Steinmassen erbauter Schichtvulkan, dessen großer Kraterzirkus durch Einbruch infolge Sackung entstanden ist. Wohl ebenfalls auf einen Einbruch, der mit einer Explosion verbunden war, ist die Bildung seines großen Westbarranco zurückzuführen, der bis zu 1000 m tief den Mantel des Kibo zerklüftet. Als eine jüngere — die jüngste — Ausbruchszone ist das im Nordwesten des Kibo hochaufgeschüttete Galumaplateau zu betrachten. Dieses von Volkens schon gekreuzte, von ihm als muldenförmig beschriebene Plateau war eine interessante

Einzelheit im Reiseprogramm Meyers. Referent hatte bei Besprechung des Volkens'schen Buches (a. a. O.) die Vermuthung geäußert, die „Mulde" wäre vielleicht ein Einsturzkrater wie der Kibo, und Meyer hatte sich dieser Vermuthung angeschlossen, ja sie erschien ihm als Gewißheit („Globus" Bd. 72, S. 290). Das oben angedeutete Ergebniß hat natürlich mit dieser Idee aufgeräumt. — Die Ausbruchsstellen des Kilimandscharo, die beiden großen wie die noch sonst vorhandenen kleinen, gruppiren sich fast alle zu Linien oder Streifen, die Rissen oder Spalten entsprechen, und zwar sind zu unterscheiden eine von Ost nach West gehende Mittellinie und mehrere sie in erythräischer Richtung kreuzende Transversalen (so die Kibo- und die Mawensi-Linie).

Von der Entstehungsgeschichte des Berges entwirft Meyer ein seine frühere Anschauung berichtigendes Bild: Nachdem im jüngeren Tertiär die Kruste des jetzigen Kilimandscharogebiets in Schollen eingesunken war, wuchs auf der erwähnten ost-westlichen Bruchspalte aus peripherischen Herden infolge monogener Aufschüttung ein langgestreckter vulkanischer Rücken ohne zentralen Krater empor, der Schirakamm. Nachdem er seine heutige Höhe — bis 4000 m — erreicht hatte, bildete sich zur Pliocänzeit im Osten, wo die Mittellinie eine erythräische Linie schneidet, eine neue Oeffnung, die sich zur Vulkanpyramide erhob — der Mawensi, der dann später seinen Barranco erhielt. Neben dem Mawensi war inzwischen ebenfalls an einer Schnittlinie ein anderer Herd in Thätigkeit getreten und hatte mit dem Mawensi allmählich das breite Basisgebirge aufgeschüttet. Der neue Herd blieb auch, nachdem der Mawensi erschöpft war, in Wirksamkeit bis ins Pleistocän: so thürmte sich der Kibo auf, bis sich die Caldera bildete. — Heute ist von einer direkten Aeußerung des Vulkanismus am Berge nichts mehr zu bemerken, doch deuten auf das letzte Erlöschen desselben noch die dort ab und zu beobachteten Erdbeben hin, die zum Theil vielleicht auf tektonische Ursachen, vorwiegend jedoch auf Explosion, Einsturz von Hohlräumen, Erkaltungs- und Ausdehnungsstöße zurückzuführen sind: die Thätigkeit der aufbauenden Kräfte hat jetzt aufgehört, und die zerstörenden Kräfte — Sonnenhitze, Kälte, Wind und Wetter — haben ihr Werk begonnen.

Meyers Beobachtungen und Studien über die Eisverhältnisse lassen sich etwa in folgenden Schlagworten zusammenfassen: Auffällig ist, daß der Mawensi trotz seiner Höhe von 5360 m keine dauernde Schnee- und Eisdecke trägt, während am Kibo das Eis in dem Barranco bis 4000 m hinunterreicht. Die Gründe dafür sind klimatischer und orographischer Art — so gestattet der Bau des Mawensi mit seinen steilen Wänden, gestattet das zerklüftete, poröse, schüttige Gestein keine bis zu genügender Tiefe gehende Schneegrenze. Am Kibo reichen die Gletscher, wie erwähnt, bis 4000, an anderen Stellen im Westen und Nordwesten bis 5200 und 4700, im Norden allerdings nur bis 5700 m herab. Die Gründe für diese Verschiedenheit sind ebenfalls klimatische — Windrichtung, Niederschläge — und orographische; so ist der Nordabhang sehr steil. Unter anderen Klimaverhältnissen muß jedoch auch im Norden die Eiskappe sich tiefer hinuntergezogen haben. Solche von den heutigen verschiedene Klimaverhältnisse müssen nun in geologisch sehr junger Zeit am Kilimandscharo geherrscht haben; denn Meyer fand am Kibo zahlreiche Beweise einerseits dafür, daß die Eisbedeckung und die Gletscher ehemals mindestens um 1000 m tiefer gestanden haben, und andrerseits dafür, daß noch jetzt dieser Eisschwund sich vollzieht, und zwar sehr schnell. Abgesehen von tiefliegenden Endmoränenwellen, von charakteristischen Abschmelzungsvorgängen (karrenfelderähnlichen Bildungen) spricht für diesen Prozeß die Thatsache, daß Meyer im Kibo-Krater 1889 die Zirkuswände und den Boden noch ganz mit Eis bedeckt vorfand, während neun Jahre später der Boden schon größtentheils eisfrei war. Die Ablation der Gletscher ist also größer als der Zuwachs, die Abschmelzung stärker als die Schneeanhäufung in der Firnregion. — Auch der Mawensi hat sicherlich alte Gletscher gehabt, nur sind die Spuren davon in dem sehr regen Auflösungsprozeß der Flanken des Gipfels verwischt worden.

Aus der Abnahme der Vergletscherung des Berges folgt, daß sein Klima trockener und wärmer geworden ist, und ebenso das Klima anderer großer Theile Ostafrika's. Meyer spinnt dieses interessante Thema der säkularen Austrocknung Ostafrika's und der abflußlosen Gebiete Afrika's überhaupt noch weiter aus, er zieht Veränderungen in der Pflanzen- und Thierwelt, prähistorische Funde hinzu und verbreitet sich zum Schluß seiner Darlegungen über die klimatischen glazialen Folgeerscheinungen auf der ganzen Erde, um dann noch einen Blick auf die Frage nach den Ursachen der Eiszeit zu werfen. Wir können auf diese Dinge nicht eingehen und wollen nur eins bemerken: Wenn man — und zu diesem Ergebniß kommt Meyer — die Eiszeit als eine große Klimaschwankung ansähe, die sich über die ganze Erde zu gleichen geologischen Zeiten ausdehnte, so kämen weder tellurische Ursachen, noch Schwankungen der Präzession der Aequinoktien in Verbindung mit Schwankungen der Excentrizität der Erdachse für die Entstehung der Eiszeit in Betracht; vielmehr könne die Gleichzeitigkeit der diluvialen Erscheinungen — also der Eiszeit — auf dem ganzen Erdball nur aus kosmischen Einwirkungen erklärt werden. Die Schlüsse Prof. Meyers sind jedenfalls der Kritik werth und werden solche auch erfahren; wir haben sie hier nur angedeutet, um zu beweisen, wie werthvoll streng wissenschaftliche Beobachtungen selbst auf engumgrenztem Gebiet für allgemeine Forschungen werden können, und um andrerseits zu zeigen, daß das Werk Meyers, das Werk eines wohl vorgebildeten Naturforschers und Beobachters, sich thurmhoch über anderen Erzeugnissen unsrer älteren und neueren Afrikaliteratur erhebt.

Kolonialpolitiker und Kolonialpraktiker seien noch auf die Stellen aufmerksam gemacht, wo Meyer über Bahnbau und die Erschließung Deutsch-Ostafrika's spricht; man begegnet da ganz unabhängigen, kühlen, aber auch sehr zuversichtlichen Urtheilen, die gewiß nicht immer werden getheilt werden und die auch wir — wenigstens was die von Meyer bestrittene Bedeutung der Zentralbahn anlangt — nicht theilen können. — Das Werk ist, wie schon eingangs hervorgehoben, prächtig ausgestattet und mit Farbendruckbildern, sowie mit sehr schönen klaren Photographien des Verfassers und Zeichnungen des Malers Platz versehen. Diese Abbildungen haben weit höhere Bedeutung als die bloßen illustrativen Schmucks; sie tragen genaue Angaben und begleiten die Ausführungen des Verfassers Schritt für Schritt: sie haben einen wissenschaftlichen Werth bei aller malerischen Schönheit. Alles in allem reiht sich das Buch, um das sich die Verlagshandlung in jeder Weise verdient gemacht hat, würdig Meyers „Ostafrikanischen Gletscherfahrten" an; ja es übertrifft diese ältere Arbeit des Forschers noch durch die Fülle der Beobachtungen und die Tiefe seiner Studien.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ *Emile Faguet:* Politique et moralistes du dix-neuvième siècle. Troisième serie. Paris, Société française d'imprimerie et de librairie 1900. In der dritten (Schluß-) Reihe der französischen Politiker und Moralisten des 19. Jahrhunderts behandelt der jüngste Akademiker Stendhal, Tocqueville, Proudhon, Sainte-Beuve, Renan, Taine. Jeder dieser Namen, jedes dieser Lebenswerke verdient und lohnt selbständiges, tiefeindringendes Studium. Jeder dieser Denker wäre — vielleicht mit Ausnahme Stendhals — einer Monographie werth. Faguets Art und Kunst gibt gleichsam die Essenz der Lieblingsideen, die Leitmotive der Hauptwerke seiner Helden. Bewußt oder unbewußt setzt er Leser voraus, die den Spuren seiner Politiker und Moralisten längst gefolgt sind. Sonst ist es trotz oder just gerade wegen der bündigen Ausdrucksweise Faguets schwer, die Richtigkeit seiner Lehrmeinungen nachzuprüfen. Durchweg anregend, ist er für den Kenner seiner Urbilder nicht immer durchweg überzeugend. Von Natur ein bißchen dogmatisch gerichtet, vermag er trotz aller redlichen Bemühung, sich nicht ganz von vorgefaßten Ansichten loszumachen. Nichts lockender, als Sainte-Beuve von Montaigne abstammen, als Muster moderner Skepsis gelten zu lassen. Und doch, nichts bedenklicher, als sich mit solcher Halbwahrheit zu bescheiden. Ein wenig blenden und verblüffen mag schon hingehen. Allein Kopfschütteln erregt es doch, wenn der Essay über diesen größten französischen

Kritiker des 19. Jahrhunderts mit dem Satz anhebt: „Er war ein fürstlicher, sinnlicher, wißbegieriger und unendlich intelligenter Mensch. Diese Definition wird ihm nicht ganz gerecht; aber diese vier Merkmale sind die wesentlichen und nehmen die Mehrzahl seiner Gesinnungen und Handlungen vorweg.“ Nicht minder schielend ist die geistreichisirende Charakteristik Taine's: La faculté maîtresse de Taine c'était la probité. Taine était une âme correcte. Zum Glück sind diese und ähnliche Thesen nur Ausfluß gewisser Launen und Unarten des Faguet'schen Wesens. Wer die Geduld hat, solcher Idiotismen nicht achtend, diesem gescheiten Gesellschafter bis zu Ende zuzuhören, wird — auch wo er sich zum Widerspruch herausgefordert fühlt — über Mangel an Belehrung nicht klagen können. Der Retter aus dem Bankbruch der modernen Spekulation, den Faguet in der Einleitung herbeisehnt, ist freilich auch in ihm nicht erschienen. In diesem seinem eigensten Programm will Faguet neue oder vielmehr nur alte Heilslehren wieder zu Ehren bringen: Vaterlandsliebe; Abkehr von der (nach Faguet) chimärischen Forderung vollkommener Gleichheit; Erkenntniß der Pflichten des Besitzes für die neue (wahrscheinlich plutokratische) Aristokratie; endlich Neubelebung der scheinbar widerspruchsvollen Schlagworte Liberté, Egalité, Fraternité durch eine — vielleicht doch wieder nur rhetorische, spielerische — Auflösung in einer höheren Harmonie: sie befassen (nach Faguet) das soziale Problem in Thesis, Antithesis, Synthesis; Freiheit und Gleichheit sind kontradiktorisch, aber ihr Antinomie wird durch die Brüderlichkeit versöhnt.“ So lieblich das klingt, die Wahrheit ist es schwerlich.

München. Münchener Anthropologische Gesellschaft. Aus einer früheren Sitzung tragen wir noch den Vortrag nach, den der Frauenarzt Hr. Dr. Arthur Mueller, ehemaliger I. Assistent der Frauenklinik in München, über die Beziehungen zwischen Kopfform und Geburt hielt. Vortragender gab zunächst eine Uebersicht über die verschiedenen von den Geburtshelfern unterschiedenen Kopflagen, bei welchen je verschiedene Abschnitte des Kopfes zur Geburt sich einstellen. Um die Beziehungen, welche diese Lagen zu der Form des kindlichen Kopfes haben können, allseitig erörtern zu können, stellte er folgende Fragen auf. 1. Kann eine schon vorhandene ererbte oder intrauterin erworbene Kopfform von Einfluß auf die Einstellung des Kopfes sub partu sein? 2. Kann die durch irgendwelche Gründe bedingte Einstellung des Kopfes in den Beckeneingang und die Art des Geburtsverlaufs von Einfluß auf die Form des kindlichen Kopfes sein? 3. Kann die in dem Beckenkanale beim Durchtritt erworbene oder schon vorher vorhandene Kopfform von Einfluß auf die Art des Austritts des Kopfes sein? 4. Kann die bei Erwachsenen vorhandene Kopfform noch eine Folge des Geburtsakts sein? — Die Untersuchung der Schädelformen des Neugeborenen ist bisher in schablonenhafter unzureichender Weise durch Messung einer kleinen Anzahl von Durchmessern und Peripherien ausgeführt worden. Diese genügen aber nicht, um die charakteristischen Typen von einander zu trennen. Wie die Anthropologie von der Messung zur Betrachtung von Umrissen und zur Betrachtung des ganzen Schädels fortgeschritten ist, so muß es auch in der Geburtshülfe geschehen, wenn man die Mechanik aller Lagen studiren will. Von den Rassen-Typen, welche in der Anthropologie aufgestellt wurden, kann der Geburtshelfer keinen großen Nutzen ziehen. Der Anthropologe betrachtet den macerirten Kopf, wie er vor ihm auf dem Tisch liegt, oder er ihn in der Hand hält, von oben und berücksichtigt so hauptsächlich den Hirnschädel. Je nach dem Verhältniß des Längendurchmessers des Hirnschädels zum Breitendurchmesser unterscheidet er Langschädel und Kurzschädel. Für den Geburtsmechanismus kommt aber der ganze Kopf und vor allem das Verhältniß der in der Profillinie gelegenen Durchmesser und ihre gegenseitige Gruppirung in Betracht. Wichtig ist vor allem die Richtung, in welcher der längste Kopfdurchmesser überhaupt die Gesichtslinie schneidet. Von diesem Gesichtspunkt aus ist ein Langkopf vorhanden, wenn der längste Kopfdurchmesser die Gesichtslinie in einem spitzen Winkel schneidet, ein Kurzkopf, wenn derselbe annähernd senkrecht zu der Gesichtslinie verläuft. Wenn in dem auf den längsten Kopfdurchmesser senkrecht gelegten größten Querschnitt die Breite den sagittalen Durchmesser übertrifft, so würde dies von anthropologischem Standpunkt ein Kurzkopf, von geburtshülflichem ein Breitkopf sein, im umgekehrten Fall ein Schmalkopf. — Da diese Verhältnisse von den Anthropologen noch nicht berücksichtigt wurden, so ist auch noch nicht direkt bewiesen, daß sie beim Fötus schon vorkommen. Man kann nur fragen, ob ausgesprochene Kopfformen beim Fötus schon sichergestellt wurden. Dies ist für die Langköpfigkeit und Kurzköpfigkeit der Anthropologen durch Prof. Dr. Rüdinger und Andere geschehen. Es läßt sich nun aus mechanischen Gründen, die ausführlich erörtert werden, wahrscheinlich machen, daß die vorhin aufgestellte Langköpfigkeit im geburtshülflichen Sinn zu Hinterhaupts- und Gesichtslagen, die geburtshülfliche Kurzköpfigkeit zu den sogenannten Vorderscheitellagen disponiren. Da die bisherige Unterscheidung der Lagen nicht nach dem Verhältniß des Standes der beiden Fontanellen erfolgte, läßt sich dies aus der bisherigen Statistik, in welcher die verschiedenen Lagen noch nicht scharf getrennt werden, noch nicht für alle Lagen statistisch beweisen. Wie die Lang- oder Kurzköpfigkeit auf die Lage, so kann die Breite oder Schmalheit des Kopfes darauf einwirken, daß das Hinterhaupt sich mehr oder weniger direkt nach vorn oder hinten oder mehr seitlich einstellt. — Wie die Möglichkeit eines Einflusses der Kopfform auf die Lage hauptsächlich theoretisch zu beweisen ist, so ist umgekehrt der Einfluß der Lage auf die Kopfform schon längst empirisch erkannt und anerkannt worden. Aus der Kopfform der Neugeborenen kann man nach langer Zeit die Lage nachträglich erkennen und ist die jeder Lage erfahrungsgemäß zukommende Kopfform dieselbe, welche aus theoretischen Gründen zu derselben disponirt. Ob nun der Kopf unter der Geburt diese Gestalt erhalten hat, „konfigurirt“ wurde, oder ob die entsprechende Kopfform ererbt ist, kann im Einzelfall nur auf Grund der Betrachtung der elterlichen Kopfform und der Dauer derselben nach der Geburt entschieden werden. — Die dritte Frage: ob die der Lage entsprechende Kopfform von Einfluß auf den Geburtsmechanismus, besonders den wichtigsten, den Austrittsmechanismus ist, ist vom Vortragenden zuerst auf Grund von praktischen Beobachtungen an seltenen, noch nicht allgemein anerkannten, resp. wieder in Vergessenheit gerathenen Lagen bejaht worden. Besser als durch Worte läßt sich dies anschaulich machen durch ein kleines Taschenphantom (Lehmanns Verlag 1899), welches Vortragender auf Grund dieser Anschauung konstruirte und welches zeigt, daß jeder Versuch, den Austritt in einer anderen, als der jeder Lage typischen Weise zu gestalten, schädlich oder unmöglich sein muß. Hierin liegt der praktische Werth dieser Anschauung, sowie der feineren Unterscheidung einer größeren Anzahl von Lagen. Wissenschaftlich ist die erleichterte Auffassung des Geburtsmechanismus bei Berücksichtigung der Konfiguration an Stelle des bisher üblichen „Normalkopfes“ wichtig. — Diese Verhältnisse wurden für jede einzelne Lage besprochen. Die für den Anthropologen wichtigste Frage, wie lange die Konfiguration bemerklich bleiben kann, ist noch nicht klargestellt. Die bisherige Annahme, daß schon nach wenigen Tagen der Einfluß der Geburt verwischt sei, ist unhaltbar. Die assymetrischen, bei der Geburt entstandenen Verschiebungen sind noch über die ersten Lebensjahre beobachtet worden, dürften also wohl nie ganz verschwinden. Dementsprechend ist dies auch für die übrigen Konfigurationen nicht unmöglich. Viele der als im Kindesalter durch Druck der Kinen bei Rhachitis erklärten Kopfformen dürften sub partu entstanden sein; manche sind wohl schon intrauterin entstanden durch Druck des Fruchthalters. Wenn man sich gewöhnt, alle Menschen im Profil auf ihre Kopfform zu betrachten, so findet man die Typen aller Lagenschädel häufig vertreten und wird zu der Frage angeregt, ob diese Formen ererbt oder sub partu entstanden sind. Hier gibt es noch viele ungelöste Fragen, an deren Beantwortung mitzuarbeiten jeder Anthropologe und praktische Arzt besonders berufen ist. In derselben Sitzung sprach Hr. Hofrath Dr. M. Höfler aus Tölz über Dämonismus in der Volksmedizin. Bezüglich des Inhalts sei auf den gleichnamigen Aufsatz des Vortragenden in der Beilage (Nr. 215 des Jahres 1899) hingewiesen. Außerdem legte der Vorsitzende Hr. Professor J. Ranke in Verhinderung des Hrn. Prof. Dr. E. Selenka das Schädeldach eines Lamapriesters vor. Da

wie Hr. Professor Kuhn ausführte, die Vernichtung der Leichname in Tibet eine radikale ist, kann das Kremium eines Lama als ein sehr werthvolles Stück betrachtet werden.

Freitag, den 27. April. Der Vorsitzende Professor Dr. J. Ranke eröffnete die Sitzung mit der Mittheilung, daß in der vorausgegangenen Ausschußsitzung Hr. Oberlehrer a. D. Weismann den Rechnungsabschluß für 1899 vorgelegt hat. Der Ausschuß beantragte den verdienstvollen Schatzmeister, der seit 30 Jahren dieses beschwerliche Ehrenamt in mustergültiger Weise versieht, zu entlasten. (Es geschieht.) Hierauf erhielt das Wort Hr. kgl. w. Rath J. v. Schmädel zu seinem interessanten und wichtigen Vortrag „Ueber Lichtwirkung auf den menschlichen Körper mit Rücksicht auf die Kleidung". Der Vortragende gab einen kurzen Ueberblick über die wichtigsten Einwirkungen des Lichts auf den Menschen. Das Licht durchdringt, wie der Vortragende demonstrieren konnte, selbst die Schädeldecke der Menschen. Neben den günstigen Wirkungen des Lichts, stellen sich aber auch, und zwar besonders bei allzu starker Einwirkung, schädliche Folgen ein. Nur wenn die chemischen Wirkungen der Lichtwellen und die von ihnen hervorgerufenen Reaktionen im Gleichgewicht sich befinden, kann eine günstige Wirkung des Lichts erzielt werden. Während alle Lichtwellenkomplexe, welche im Spektrum vor oder zwischen den Frauenhofer'schen Linien A—F liegen, also hauptsächlich die rothen Strahlen, vorzugsweise wärmeerzeugend sind, äußern die zwischen F—H liegenden Strahlen, also die blauen bis ultravioletten, vorzugsweise chemische Wirkungen. Auf Grund der photochemischen Erfahrungen ist der Vortragende der Ansicht, daß durch langdauernde chemische Einwirkungen des Lichts unser Organismus allmählich mit unlöslichen Oxydationsprodukten überlastet wird, welche schließlich der normalen Ausscheidungsthätigkeit desselben unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen, die ferner die normale Widerstandsfähigkeit des Serums gegen Infektionen herabdrücken, Störungen der Blutbildung, Stauungen u. s. w. veranlassen. Auf die Art des Schutzes gegen allzuheftige Einwirkungen der chemisch wirksamen Lichtwellen aber ist von der Natur selbst hingewiesen. Jene Menschenrassen, welche Zonen bevölkern in denen die Intensität des Lichts besonders hochgradig ist, sind mit Hautpigmenten versehen, die infolge ihrer Färbung als außerordentlich wirksame Schutzmittel gegen ein allzuheftiges Eindringen der chemisch wirkenden Lichtwellen bezeichnet werden müssen. Die Natur macht es wie ein Photograph, sie umgibt die Organismen mit einer Art Dunkelkammer, um gefährliche Lichtwirkungen zu paralysiren. Pigmente, deren Farben den blauen und damit verwandten, vorzugsweise chemisch wirkenden Wellenskalen des Spektrums, also jenen Lichtwellen angehören, die sich zwischen und nach den Fraunhofer'schen Linien F bis H befinden, neutralisiren die rothen und die ihnen verwandten, vorzugsweise Wärme erzeugenden Wellen des Spektrums, also jene Lichtwellen, welche sich vor oder zwischen den Fraunhofer'schen Linien A bis F befinden, während jene Pigmente, deren Farben den rothen und den ihnen verwandten, vorzugsweise wärmeerzeugenden Wellenskalen angehören, die blauen und die ihnen verwandten, vorzugsweise chemische Wirkungen erzeugenden Wellen des Spektrums paralysiren. Pigmente von weißer Färbung neutralisiren die Wärmestrahlen, lassen aber die chemisch wirkenden Strahlen ungehindert durch, während die Pigmente von schwarzer Färbung die sämmtlichen chemisch wirkenden Wellen neutralisiren, die wärmeerzeugenden Strahlen aber ungehindert passiren lassen. Der Weiße in den Tropen kann sich diese Erfahrungen zunutze machen, da Stoffe von verschiedenen Farben für die Wärme- und chemischen Strahlen verschieden durchlässig sind. Der Vortragende demonstrirte die Durchlässigkeit der Stoffe für chemische Strahlen, indem er zwischen Chlorsilberpapier und den zu prüfenden weißen oder blauen, einfachen bis fünffachen Stoff, rothe, braune oder gelbe Stoffe mit einer Oeffnung einschaltete. Schon nach 10 Minuten zeigte sich ein der Oeffnung entsprechender starker Chlorsilberniederschlag. Aus diesen Thatsachen ergibt sich, daß es sich für den Weißen, welcher genöthigt ist, in den Tropen oder tropenähnlichen Zonen zu leben, empfiehlt, die Kleidung so zu wählen, daß die nach außen liegenden Flächen durchgehends eine einfache oder gemischte oder gemusterte Färbung erhalten, welche die wärmeerzeugenden Wellen des Lichts reflektirt, während die inneren Flächen durchgehends einfache oder gemischte oder gemusterte Färbung erhalten, welche die chemisch wirkenden Wellen des Lichts neutralisiren. Um den industriellen Wettbewerb in dieser Frage anzuregen, hat Redner die Herstellung kompleter Tropenanzüge nach der von ihm in Vorschlag gebrachten Methode zum Patente angemeldet. Wenn auch das Vorgetragene im Prinzip richtig sein wird, so gilt es doch noch, weiteres Erfahrungsmaterial herbeizuschaffen. Es wird wohl nicht ganz gleichgültig sein, welche Farbe der Wellenkomplexe A—F zur Ausschaltung der chemischen Wellen des Lichts verwendet wird. Es wird ferner zu untersuchen sein, ob die Ausschaltung bei den Gewändern eine totale oder nur eine prozentuale sein soll. An der Diskussion betheiligten sich die HH. Prof. F. Hirth, F. Lindemann, Graf Zichy; sie stimmten auf Grund ihrer Erfahrungen dem Vortragenden bei. — Hierauf sprach Hr. Professor Dr. F. Hirth „Ueber Entstehung und Ursprungslegenden der Malerei in China". Der Vortrag wird ausführlich in der Beilage zum Abdruck kommen. — Es wurden folgende Herren einstimmig gewählt: Vorsitzender Prof. Dr. S. Ranke, Stellvertreter Prof. Dr. Rückert, Schriftführer Privatdozent Dr. Mollier, Stellvertreter Assistent Dr. F. Birkner, Schatzmeister Oberlehrer a. D. Weismann.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Gesammtsitzung vom 26. April. Vorsitzender Sekretär: Hr. Auwers. 1. Hr. Frobenius las über die Charaktere der symmetrischen Gruppe. Die Charaktere der symmetrischen Gruppe eines beliebigen Grades werden berechnet, indem mit Hülfe von passend gewählten Untergruppen gewisse Systeme von Zahlen bestimmt werden, die lineare Funktionen der Charaktere mit ganzzahligen Koeffizienten sind. Aus diesen Verbindungen werden die Charaktere selbst mittelst der zwischen ihnen bestehenden bilinearen Relationen abgeleitet. Die Betrachtung der alternirenden Untergruppe führt zu dem Begriff der assoziirten Charaktere und zur Bestimmung der Charaktere, die sich selbst assoziirt sind. 2. Hr. Hatzidakis, korrespondirendes Mitglied, übersendet eine Mittheilung: Zur Betonung der griechischen Komposita, deren zweiter Theil ein Verbaladjektiv trochäischer Messung ist. Die Betonung wird als ursprünglich auf der drittletzten Silbe liegend angenommen. 3. Hr. Dümmler überreicht den Jahresbericht der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae historica. 4. Hr. van't Hoff übergab ein Exemplar des zweiten Theils der englischen Ausgabe seiner Vorlesungen an der Berliner Universität. (Lectures on Theoretical and Physical Chemistry. Translated by Dr. R. A. Lehfeldt. — Part II. Chemical Statics.) 5. Zu wissenschaftlichen Unternehmungen sind von der philosophisch-historischen Klasse bewilligt: Hrn. Prof. Dr. Leopold Cohn in Breslau zu einer Reise nach Italien zum Zweck der Vergleichung von Handschriften des Philo 850 M.; Hrn. Oberlehrer Dr. Johannes Kromayer in Straßburg i. E. zur kartographischen Aufnahme griechischer Schlachtfelder, namentlich der Cäsarischen und Triumviral-Epoche, 1800 M.; Hrn. Oberlehrer Dr. Wilhelm Schmidt in Helmstedt zu einer Reise nach Italien zum Zweck der Vergleichung von Handschriften des Heron von Alexandria 700 M.

* Ueber eine neue Konstruktion des Telephonographen durch den Dänen Paulsen bringt die „Reform" einige wichtige Mittheilungen. Danach hat dieser statt der unzulänglichen Wachswalze ein biegsames Stahlband zur Uebertragung einer Fernsprechmittheilung benutzt. Der Apparat ist derart eingerichtet, daß ein ganz kleiner Elektromagnet, der in den Stromlauf eines Fernsprechers eingeschaltet ist, auf ein Stahlband wirkt, das über zwei Walzen läuft und von der einen über die andere schnell an dem Elektromagneten vorbeigeführt wird. Wird nun gleichzeitig ins Telephon gesprochen, so wirkt der Elektromagnet auf den Magnetismus des Stahlbandes, so daß, wenn man später das magnetische Stahlband an dem Elektromagneten vorbeilaufen läßt, in dem Stromlauf das Gesprochene wiedergegeben

werden kann. Jede elektrische Schwingung hat nämlich im Stahlband, das am Elektromagneten vorbeigeht, einen entsprechenden Magnetismus hervorgebracht. Hat man die Fernsprechmittheilung vom Phonographen erhalten, so braucht man nur einen Magneten schnell über das Stahlband laufen zu lassen, und im selben Augenblick ist das Gesprochene entfernt. Die Versuche, die in der Ingenieurabtheilung der Kopenhagener Fernsprechgesellschaft, bei der der Erfinder bis vor kurzem angestellt war, stattgefunden haben, sind überraschend gut ausgefallen.

* **Heidelberg.** Wie wir der „Frkf. Ztg." entnehmen, hat der a. o. Professor der Rechte Alfred Seng krankheitshalber Urlaub erhalten; das von ihm angekündigte Kolleg hat Privatdozent Affolter übernommen. — Auch Professor Jellinek hat krankheitshalber sein Kolleg vorerst ausgesetzt. — Da die mit Professor Rathgen gepflogenen Unterhandlungen zur Annahme des Rufs hieher noch nicht zum Abschluß gediehen sind, liest der außerordentliche Prof. Kindermann die von Prof. Max Weber angekündigte „Allgemeine Nationalökonomie". — „Verwaltungsrecht" trägt an Stelle des verstorbenen Geh. Raths Georg Meyer „nach dessen Lehrbuch" der Privatdozent Hatschek vor, dem die juristische Fakultät soeben ein Reisestipendium verliehen hat, das er zum Studium der englischen Verwaltungstechnik anzuwenden gedenkt.

§ **Eisenach.** Der Verein für wissenschaftliche Pädagogik, welcher über 600 Mitglieder zählt und vornehmlich in Deutschland, aber auch in Oesterreich-Ungarn, Rußland, Serbien, Bulgarien, den Niederlanden, der Schweiz und Amerika verbreitet ist, hält unter Leitung seines Vorsitzenden, des Universitätsprofessors Dr. Vogt (Wien) in den Pfingsttagen zu Halle a. S. seine diesjährige Hauptversammlung ab. Die Diskussion erstreckt sich auf die im 32. Jahrbuch des Vereins niedergelegten hochinteressanten Arbeiten, welche folgende Themen umfassen: 1. Franke: Die analogen und ursächlichen Beziehungen zwischen der Gesammt- und Einzelentwicklung in religiöser Hinsicht. 2. Haase: Bemerkungen über den mineralkundigen Unterricht in der Erziehungsschule. 3. Hopf: Zwei Unterrichtsbeispiele aus dem Gebiet der neueren Geometrie. 4. Zeißig: Zillers Ansichten übers Zeichnen in authentischen Darstellungen. 5. Prof. Otto (Eisenach): Die Wunder Jesu in der Schule. 6. Itschner: Lay's Rechtschreibe-Reformen. 7. Falbrecht: Horaz im erziehenden Unterricht. 8. Prof. Vogt (Wien): Zur Behandlung sozialer Fragen im Geschichtsunterricht. — Der „Verein der Freunde Herbartischer Pädagogik in Thüringen", welcher 820 Mitglieder in den verschiedenen thüringischen Staaten und in der Provinz Sachsen umfaßt, tagt am 5. und 6. Mai in Gera. Er gehört dem „Verein für wissenschaftliche Pädagogik" als korporatives Mitglied an. Das Hauptthema seiner Berathungen betrifft die sittliche Entwicklung des Kindes in der Zeit vor der Schule.

* **Dresden.** Dem jeweiligen Rektor der hiesigen technischen Hochschule wurde das Prädikat „Magnifizenz" zuerkannt.

* **Berlin.** In der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität habilitirt sich Dr. med. et phil. Ehrenreich für Völkerkunde.

* **Aus Amerika.** Die Nationalakademie in Washington erkannte Prof. Roentgen die Bernard-Medaille zu, die nur einmal alle fünf Jahre an denjenigen vergeben wird, welcher innerhalb dieses Zeitraums die wichtigste Entdeckung auf wissenschaftlichem Gebiet gemacht hat.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 346. Bosnien u. Herzegowina. 6. Heft. Wien, A. Hölder. — Fünfter Jahresbericht der ersten öffentlichen Lesehalle zu Berlin für das Jahr 1899. Berlin, Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur 1900. — Wie Philosophen sterben. Nachruf für H. Aſtl-Leonhard. Von einem Juden. Wien, Selbstverlag 1900. — F. Naumann: Demokratie und Kaiserthum. Buchverlag der „Hilfe" 1900. — Prof. Dr. G. Steindorff: Die Blüthezeit des Pharaonenreiches. (Monographien zur Weltgeschichte, Nr. X.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1900. — *B. Zsigmond:* A. Nepfajok Sorsa és Más Kerdések. Budapest 1900. — *Giov. Galli:* Come devo guarirmi nelle malattie? Milano, Hoepli 1900. — H. v. Nostitz: Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England. Jena, Fischer 1900. — „Heimath", 1. Bd., Heft 6. 2. Bd., Heft 1. Berlin, G. H. Meyer 1900. — R. Seeberg: An der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Leipzig, Deichert Nachf. 1900. — Dr. med. G. H. Berndt: Buch der Wunder und Geheimwissenschaften. Liefg. 1. Leipzig, Mutze 1900. — Joh. R. Gutheil: Buchführungsunterricht. Kaufmänn. Unterrichtsbriefe. 4. Kursus. Berlin, Gutheil 1899. — Soziale Rundschau. Hggb. vom arbeitsstatistischen Amte im k. k. Handelsministerium. I. Jahrg. Märzheft 1900. Wien, Hölder. — Prof. Dr. A. Schneider: Zur Berechnung der Fristen im römischen Recht. Zürich, Schultheß 1900. — Dr. F. Meili: Das internationale Privatrecht und die Staatenkonferenz im Haag. Ebd. 1900. — F. Dörmann: Zimmerherren, Komödie. Wiener Verlag 1900. — S. Michaelis: Aebelö. Ebd. 1900. — Maria Janitschek: Frauenkraft. Berlin, Vita 1900. — Dr. K. G. Lutz: Kurze Anleitung zum Sammeln und Bestimmen der Pflanzen. Ravensburg, Maier 1900. — K. Graeser: Die Freude am Waidwerk. Eine psychologische Studie. Berlin, Parey 1900. — Dr. Fr. Lindner: Die unehelichen Geburten als Sozialphänomen. (Wirthschafts- und Verwaltungsstudien, hggb. von G. Schanz, Nr. VII.) Leipzig, Deichert 1900. — Die wechselnden Phasen im geschichtlichen Sehkreis und ihre Rückwirkungen auf die Völkerkunde. IV. Berlin, Reimer 1900. — Dr. Fr. Prinzing: Grundzüge und Kosten eines Gesetzes über die Fürsorge für die Wittwen und Waisen der Arbeiter. (S.-A. aus der Zeitschrift für Sozialwissenschaft, III. Bd. 4. Heft. 1900.) — Hans Meyer: Der Kilimandjaro. Berlin, Reimer 1900. — Handelsgesetzbuch mit Kommentar, hggb. von H. Makower. 3. Bd.: Handelsrechtliche Nebengesetze. 12. Aufl. Berlin, Guttentag 1900. — Bennett: Reisehandbuch für Norwegen. Magdeburg, Rathke 1898. — Angerstein und Eckler: Hausgymnastik für Gesunde und Kranke. Berlin, Paetel 1900. — M. v. Tiefenberg: Das Weib. Mysterium in fünf Gesängen. Berlin, Duncker 1900. — Prof. Dr. Stoerk: Der Schutz des deutschen Handels im Seekrieg. Greifswald, Abel 1900. — V. Leo: Die Anklagen gegen die Goldwährung. Berlin, Guttentag 1900. — Ad. Hoffmann: Kammergericht contra Kammergericht. Berlin, Hoffmann 1900. — G. Trockenbrodt: Ascheberger Sprüch. Aschaffenburg, Krebs 1900. — Oberammergau. (Bruckmanns Illustrirter Führer Nr. 108.) München, Bruckmann 1900. — Giov. Verga: Geschichte eines Schwarzblättchens. Wien, Verlag der „Zeit" 1900. — Jahresbericht der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Volks- und Jugendschriften. Frankfurt a. M., Knauer 1900. — M. Wellspacher: Versio in rem. Eine Studie zu den Problemen der Rechtsentwicklung und Gesetzes-Interpretationen. Wien, Manz 1900. — Berichte über Handel und Industrie. Bd. I, Heft 14. Berlin, Heymann 1900. — Dr. K. Siegl: Die Kataloge des Egerer Stadtarchivs. Eger, Verlag der Stadtgemeinde 1900. — E. Kastner-Michalitschke: Psyche. Gedichte. Wien und Leipzig, Braumüller 1900. — M. v. Seydel: Gedichte. 2. verm. Aufl.; Neue Gedichte. 2. verm. Aufl. Tübingen, Freiburg i. B. und Leipzig, Mohr 1900. — Goethe: Elpenor. Fortgesetzt von W. Frhr. v. Biedermann. Leipzig, v. Biedermann 1900. — Die Floia und andere deutsche maccaronische Gedichte. Hggb. von C. Blümlein. (Drucke und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrh. Nr. IV.) — Systematische Zusammenstellung der Zolltarife des In- und Auslandes. Hggb. im Reichsamt des Innern. Berlin, Mittler 1900. — Dr. W. Reuling: Zum Thema des Rechtsschutzes der elektrischen Stromkreise und Betriebsstellen. Berlin, Polytechnische Buchhandlung (A. Seydel) 1900. — *Kelly:* Directory of merchants, manufacturers and shippers of the world 1900. London, Kelly's Directories Limited. — M. Kretzer: Die Kunst zu heirathen. Berlin, Fischer u. Franke 1900. — Zwischen Aerzten und Klienten. Erinnerungen eines alten Arztes. 2. Aufl. Wien und Leipzig, Braumüller 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wahlrecht und Volksvertretung im 20. Jahrhundert.

(Mit besonderer Rücksicht auf Bayern.)

Eine Studie von Dr. J. Unold (München).

I.

Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen!
Der Staat muß untergehen, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.
Schiller „Demetrius“.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern, die aus dem Kindesalter ihres politischen Lebens, aus der Epoche des patriarchalischen oder despotischen Königthums herausgetreten sind, macht sich ein gewisser Gegensatz zwischen Staat (d. i. die organisirte Einheit des Volksganzen) und Gesellschaft (d. i. die natürliche Mannichfaltigkeit der Volksgenossen und ihrer Interessen) bemerkbar. Derselbe gleicht sich zunächst dadurch aus, daß die stärkste, angesehenste Gesellschaftsklasse sich der politischen Organisation, d. h. des Staates bemächtigt und die Regierung in ihrem Sinne und ihrem (Klassen-) Interesse ausübt.

So finden wir überall am Anfang jedes selbständigen politischen Lebens die Aristokratie, die Herrschaft des weltlichen und geistlichen Adels, der in der That damals die leistungsfähigste, gebildetste, bedeutungsvollste und dadurch die herrschende Volksklasse darstellte. Sobald aber die Aristokratie ihre Herrschaftsstellung zur Schwächung oder Beseitigung der Zentralgewalt, zur Unterdrückung oder Niederhaltung der übrigen Volksklassen zu mißbrauchen begann, fingen in lebensfähigen Gemeinwesen die verletzten Staats- und Gesellschaftsinteressen zu reagiren an. Die Idee des Staates suchte und fand ihre Verkörperung in der absoluten Monarchie, welche gegenüber den feudal-aristokratischen Anmaßungen den Grundsatz zur Geltung brachte: Der Staat bin ich! Geschützt und gefördert von dieser Monarchie, konnten nun auch die übrigen Volksklassen, zunächst der Bürger- und Bauernstand, sich heben, der Mündigkeit und Selbstbestimmung entgegenreifen. Kaum war dies geschehen, so erhob der durch Bildung und Besitz ausgezeichnete dritte Stand den Anspruch entweder auf Antheil an der Regierung oder auf Herrschaft über das Ganze, gleichfalls mit der Begründung: „Der Staat bin ich! Der dritte Stand ist alles — das Ganze.“ (Siéyes.) Wo es dem dritten Stand gelang, in unbesonnenem Radikalismus das Bestehende, Adel und Königthum, ganz zu beseitigen (oder wo beide zu schwach oder gar nicht vertreten waren, z. B. in Nord- und Südamerika), da errichtete er eine neue Form der Klassenherrschaft, die bürgerliche Demokratie (in den modernen Republiken).[1] Wo aber der dritte Stand neben Königthum und Adel (I. Kammer) nur einen berechtigten Antheil an der Regierung (II. Kammer) gewann, da bahnte sich der großartigste politische Fortschritt an, den die Menschheitsentwicklung bisher zu verzeichnen hat, nämlich die Herausbildung des modernen Rechts- und Kulturstaates, der, von keiner Klasse beherrscht, in gerechter und besonnener Weise allen berechtigten Interessen, in erster Linie aber dem Wohl und dem Fortschritt des Ganzen zur Geltendmachung und Ausgestaltung verhilft. — Inzwischen hat sich in den modernen Kulturvölkern eine wichtige Neubildung auf dem Gebiete der Gesellschaft vollzogen. In wenigen Jahrzehnten wurde durch die Ausbreitung der Volksbildung und der politischen Rechte eine vorher kaum beachtete Gesellschaftsklasse, der sogenannte vierte Stand der besitzlosen Lohnarbeiter, sich ihrer Interessen und dadurch ihres Daseins bewußt. Aber mit der nämlichen Uebertreibung, wie sie früher Adel und Bürgerthum gezeigt, begnügt sich diese Gesellschaftsklasse nicht mit der Forderung eines ihrer sozialen und politischen Bedeutung entsprechenden Antheils an der Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten, einer gerechten Vertretung ihrer Interessen, sondern sie beansprucht die Herrschaft über das Ganze, die Diktatur des Proletariats, die Auslieferung der gesammten Produktionsmittel an die Gesellschaft (d. i. eigentlich an die Klasse der Nichtbesitzenden) mit der Begründung: „Der Staat oder (nach ihrer ganz und gar unpolitischen Auffassung) die ohne staatliche Zwangsgewalt sich organisirende Gesellschaft sind wir.“

Da nun in jedem, zumal industriellen, Gemeinwesen die Besitzlosen die zahlreichste Gesellschaftsklasse bilden, so hoffen sie — und nicht ohne Grund —, durch die vom Bürgerthum errungenen politischen Rechte, besonders durch das allgemeine gleiche Wahlrecht, in den Besitz der politischen Macht zu gelangen und so eine neue Klassen- bezw. Massenherrschaft aufzurichten. Diesem Ziel würden sie noch rascher sich nähern, wenn nicht ein Theil der Massen in stumpfer Gleichgültigkeit auf die Ausübung des Wahlrechts verzichtete oder aus Gewohnheit den bürgerlichen, sowie aus nicht-politischen Beweggründen den kirchlichen Parteien Gefolgschaft leistete.[2])

Es ist nämlich eine unserm Vaterlande ausschließlich eigene Erscheinung, daß aus Mangel an politischer

---

1) Ueber das „Wesen“ dieser verschiedenen Klassenherrschaften muß der Verfasser auf seine Broschüre „Ein neuer Reichstag“, München 1897, verweisen.

2) Im Reichstag wäre die Sozialdemokratie schon jetzt die zahlreichste Partei, wenn nach der Verfassung 530 statt 397 Abgeordnete gewählt würden.

Bildung und bei der eigenartigen Zuspitzung der konfessionellen Interessen auf Grund der letzteren eine besondere Parteibildung erfolgt, die unter dem Deckmantel religiöser Beweggründe eine Herrschaft des Klerus auf demokratischer Grundlage anstrebt. Demnach steuern wir in Deutschland infolge des allgemeinen gleichen Stimmrechts einer die übrigen Interessen, z. B. des Handwerks, der Bildung, des Handels und der Großindustrie verdrängenden, immer mächtiger werdenden Massenherrschaft in der Form der klerikalen und der sozialen Demokratie zu, die uns von dem mit der Gründung des Deutschen Reiches anhebenden Ideal des Rechts- und Kulturstaates immer weiter abzulenken droht. Ist es nun angesichts der Erscheinungen und der Erfahrungen, welche das allgemeine gleiche Wahlrecht im Reiche[3]) jedem politisch Denkenden vor Augen bringt, angesichts der immer verhängnißvoller sich offenbarenden Verdrängung der Bildung und Einsicht aus dem öffentlichen Leben, angesichts der entsetzlichen Demoralisirung desselben durch Stimmenschacher und Parteikompromisse wünschenswerth, auch auf das politische Leben der Einzelstaaten die nämlichen Folgen herauf zu beschwören? Sollen auch hier die Gebildeten durch die Ungebildeten, die Erfahrenen durch die Unerfahrenen, die Besitzenden durch die Begehrlichen, die Alten durch die Jungen nach und nach vollständig aus der Einwirkung auf die Gestaltung des Gemeinwesens verdrängt werden? Soll der Bürger in den kleineren Städten durch das von geistlichen Demagogen beherrschte Landvolk, in den größeren durch die von weltlichen Demagogen geführten Lohnarbeiter sich vollständig überstimmen lassen? Soll die in Deutschland glücklich verhütete Klassenherrschaft durch eine noch viel unfähigere, den geistigen und wirthschaftlichen[4]) Interessen des Ganzen und der Zukunft noch viel gefährlichere Massenherrschaft abgelöst werden?

Leider scheinen wir gerade durch die doktrinäre Voreingenommenheit der Liberalen nunmehr auch in den Einzelstaaten[5]) einer solchen verhängnißvollen klerikalen und sozialen Massenherrschaft unaufhaltsam entgegenzusteuern. Und doch sollte schon eine geringe politische Einsicht und eine vorurtheilslose Betrachtung der Wirklichkeit jeden Freund des engeren und weiteren Vaterlandes belehren, daß eine solche Massenherrschaft weder eine vernünftige noch gerechte Vertretung des Volksganzen, daß sie weder eine heilsame noch dauernde Verfassungsform ist, vielmehr nothwendig zu einer Verstärkung der Zentralgewalt und zu einer Beseitigung der werthvollsten liberalen Errungenschaften, sei es durch Revolution oder Reaktion führen müßte.

Im Gegentheil sollte ein gründliches Studium der neueren Geschichte und Politik, eine klare Vorstellung der Folgen des allgemeinen gleichen Stimmrechts im Reiche, zunächst die Besten, sodann die Meisten zur Ueberzeugung bringen: „Was wir brauchen und anstreben müssen ist weder Klassen- noch Massenherrschaft, sondern ein kräftiges, gerechtes, geordnetes und einiges Staatswesen, wo weder die Schwachen durch die Starken, noch die Wenigen durch die Vielen unterdrückt werden, wo keine Partei auch nur auf den Gedanken kommen kann, durch Majorisirung die übrigen zu beherrschen, wo für unlautere Volksverführung — sei es durch Versprechen der irdischen oder der himmlischen Glückseligkeit — kein Raum mehr bleibt.

Die größte wichtigste Kulturaufgabe des deutschen Volkes im neuen Jahrhundert, wodurch es nicht nur seinen eigenen Bestand und Fortschritt sichern, sondern auch anderen Nationen zum Vorbild werden kann, ist die Herausbildung eines Staatswesens, wo die Gemeinschaft einsichtsvoller Bürger bei berechtigter Vertretung der eigenen Interessen durch verständige Vereinbarung das Wohl und den Fortschritt des Ganzen fördert. Das politische Ideal ist eine besonnene Ein- und Unterordnung der Einzelwünsche und -bedürfnisse unter die Interessen des Ganzen und dadurch ein harmonisches Gleichgewicht zwischen den Lebensbedürfnissen der Glieder und des Gesammtorganismus, kurz ein über den Klassen und Parteien stehender Rechts- und Kulturstaat! —

Wie kann nun dieses hohe politische Ideal annähernd verwirklicht werden? Auf keinen Fall bloß durch äußere Einrichtungen und wären sie die abstrakt vernünftigsten und gerechtesten, sondern im letzten Grunde nur durch die geistige und sittliche, die politische und wirthschaftliche Bildung der Bürger, die leider in unserm Staate trotz des allgemeinen Stimmrechts ganz und gar vernachläßigt wird und jedenfalls früher oder später durch eine „Deutsche Lebens- und Bürgerkunde"[6]) angebahnt werden muß. Allein äußere Einrichtungen können viel dazu beitragen, die Bürger zu erziehen und sie zu richtiger und tüchtiger Gestaltung ihres Gemeinwesens immer fähiger zu machen. Das allgemeine und gleiche Wahlrecht hat aber offenkundig die Tendenz, die gebildetsten und tüchtigsten Bürger nicht nur von der Volksvertretung, sondern von der Betheiligung am öffentlichen Leben überhaupt auszuschließen und dieses selbst zu einem Tummelplatz unklarer, wüster Leidenschaften, ungeordneter verdeckter Interessenkämpfe und ehrgeiziger Bestrebungen skrupelloser Volksverführer zu machen.

Wie ist nun abzuhelfen? Wie muß das Wahlrecht beschaffen sein, um zu einer wirklichen Volksvertretung (nicht bloß zu einer Klassen- oder Massenherrschaft) und zu einer allmählichen Verwirklichung des modernen Staatsideals zu führen? Für den, der eingehend sich mit Geschichte und Politik beschäftigt hat und der vorurtheilslos ohne Sonderinteresse die politische Sachlage betrachtet, scheint die Lösung der Frage nicht allzu schwierig, zumal wo, wie in den deutschen Einzelstaaten, das allgemeine gleiche Wahlrecht glücklicherweise noch nicht eingeführt ist. Das Bedeutungsvolle, das ethisch wie politisch Berechtigte am allgemeinen Wahlrecht ist seine Allgemeinheit. Der vom Liberalismus ausgebildete mit der Idee des modernen Staates unlösbar verbundene Grundsatz: Jeder Mann ein Bürger, jeder Bürger ein Wähler! muß unverrückbar festgehalten werden; wir können und dürfen weder zu dem nach Steuerquoten bemessenen Klassenwahlrecht, noch zu einem irgendwie berechneten Pluralsystem, das zwischen Bürgern erster Güte mit 3 Stimmen, zweiter Güte mit 2 und dritter Güte mit 1 Stimme unterscheidet, zurückkehren. Der Fehler, den der politische Liberalismus zum größten Nachtheil für sich und für das Staatswesen bei der Auf-

[3]) Ueber den psychologischen und politischen Charakter einer Massenherrschaft vgl. des Verf. Schrift S. 10—12.

[4]) Diese werden durch die soziale, jene durch die klerikale Demokratie aufs ernstlichste gefährdet, dort soll und wird die wirthschaftliche, hier die geistig-sittliche Selbständigkeit aufgehoben.

[5]) In Württemberg und Baden sind die gemäßigten Liberalen über die Folgen des allgemeinen gleichen Wahlrechts schon stutzig geworden, ohne jedoch eine andere Lösung zu finden.

[6]) Ueber die Grundzüge einer solchen vgl. des Verf. „Aufgaben und Ziele des Menschenlebens", Sammlung Teubner 1899.

stellung des allgemeinen gleichen Wahlrechts beging, lag in der Hereinziehung des auf sozialem und politischem Gebiet unwahren und unrichtigen Prinzips der Gleichheit. Gleichheit ist ein hohes ethisches Ideal, vorausgesetzt, daß es als sittliche Gleichheit[7]) gefaßt wird, ein Ziel dem auch das wirthschaftliche, soziale und politische Leben mehr und mehr zustrebt, aber kein Boden, von dem man bei der Beurtheilung und Gestaltung des wirklichen Einzel- und Gemeinschaftslebens ausgehen kann. Im Gegensatz zu der früheren scharfen Gliederung der Gesellschaft in verschiedene Geburtsstände mit politischen Sonderrechten und in verschiedene, die persönliche und wirthschaftliche Entfaltung der Einzelnen hemmende Korporationen (Kirche, Zunft, Gilde u. a.) erstrebte der Liberalismus eine Auflösung der Gesellschaft in lauter freie und gleiche Einzelwesen, in Atome. Allein wenn auch die Beseitigung der Sonderrechte gelang, so blieb doch glücklicherweise als Triebkraft und Bedingung alles sozialen Lebens und Fortschritts bestehen die rege, reiche Mannichfaltigkeit der Sonderinteressen, geknüpft an die Verschiedenartigkeit des Berufes und Besitzes. Darum sind auch die Bürger des modernen Staates nicht Bürger schlechthin, sondern Individuen, gruppirt nach der Gleichheit der Besitz- und Berufsinteressen. Auf diese natürliche soziale Gruppirung hat auch die politische Rücksicht zu nehmen. Ein zweiter Irrthum des doktrinären Liberalismus, der zur gegenwärtigen ebenso unvernünftigen als ungerechten Form des allgemeinen Wahlrechts geführt hatte, lag in der ganz unhaltbaren Vorstellung (Fiktion), als ob jeder Wähler und Abgeordnete nur die Interessen des Ganzen, des Volkes, im Auge habe, nur nach höchsten allgemeinsten Gesichtspunkten die einzelnen Fragen beurtheile und entscheide. Demgegenüber hat die Erfahrung der letzten 30 Jahre unwiderleglich erwiesen, daß je mehr der deutsche Bürger zu selbständiger politischer Meinung erwachte, desto mehr seine beruflichen Anschauungen und Interessen nach Aussprache und Vertretung verlangten. Darum beginnt nach und nach ein bemerkenswerther Umbildungsprozeß der politischen Parteigruppirung sich zu vollziehen. Während früher nur die progressiven oder konservativen Tendenzen in verschiedener Schattirung (radikal oder gemäßigt; feudal oder klerikal) die Krystallisationspunkte zur Parteibildung abgaben, beginnen immer deutlicher wirkliche reale Interessen die Zusammensetzung und Thätigkeit der politischen Parteien zu beeinflussen. Am klarsten tritt dies in der Sozialdemokratie zutage, die, obwohl mit dem Mantel allgemeiner demokratischer Phrasen drapirt, nur die wohlorganisirte Vertretung der Industriearbeiter darstellt. Ebenso streben die Landwirthe, aus dem Dunst konfessioneller Vorurtheile — wodurch sie nur zu Werkzeugen klerikaler Herrschsucht mißbraucht wurden — sich loslösend, einer Vertretung ihrer wirthschaftlichen Interessen zu. Großhandel und Großindustrie suchen noch im Gewande liberaler Schlagworte (jener fortschrittlich, diese gemäßigt) in Presse und Volksvertretung nach einem immer klareren Ausdruck ihrer berechtigten Interessen. Nur das Handwerk sieht sich noch von jeder Vertretung ausgeschlossen. Die Interessen der höheren (geistig-sittlichen) Kultur, des politischen Ganzen und der nationalen Zukunft vermögen in der Volksvertretung nur ganz nebensächlich zur Geltung zu kommen.

So unvollkommen diese rein instinktiven Bestrebungen nach mannichfaltigster Interessenvertretung sich bis jetzt verwirklicht haben, so bieten sie doch dem vorausschauenden Politiker den Fingerzeig, in welcher Richtung sich eine naturgemäße, vernünftige und gerechte Gruppirung der Volksvertretung in Zukunft vollziehen werde und müsse, und der Staatsmann hat die Pflicht, diesem unbewußten Werden zu einer beschleunigten, klaren, brauchbaren Entwicklung zu verhelfen.

Kurzum, an die Stelle der Gruppirung nach Parteischlagworten[8]) wird und muß eine Gruppirung nach wirklichen, berechtigten Berufsinteressen treten. Was jeder Bürger unsres Staates versteht, worüber er mitreden kann und mitreden soll, das sind zunächst nicht Fragen hoher Politik, wie die künftige Organisation der Gesellschaft oder die weltliche Herrschaft des Papstes, sondern das sind in erster Linie die Bedürfnisse und Interessen seines Standes und Berufes.

Darum soll das allgemeine direkte Wahlrecht nicht bloße Zahlenmehrheiten herausbilden, die in der Hand geschickter ehrgeiziger Führer zu rücksichtsloser unfruchtbarer (klerikaler oder sozialer) Massenherrschaft sich verwenden lassen, sondern den natürlichen (sozialen) Gruppen zu einem offenen ehrlichen Ausdruck ihrer wirklichen, berechtigten Interessen verhelfen.

Daher vor allem: allgemeines, gleiches direktes Wahlrecht, aber ausgeübt zunächst von Berufsgruppen und für Berufsinteressen.

Die Bedürfnisse und Interessen jeder Berufsgruppe dürfen und sollen in einer Volksvertretung zum klaren, ehrlichen, unverfälschten Ausdruck kommen; das verlangt einerseits das Gemeinwohl, das sich ja zum größten Theil aus der richtigen Kombination der einzelnen sozialen Berufsinteressen zusammensetzt; das verlangt andrerseits ein geordnetes, gerechtes Regierungsverfahren. Denn nur wenn die Bedürfnisse und Interessen jeder Berufsgruppe von verständigen, würdigen Vertretern derselben klar und energisch dargelegt werden, weiß eine auf Förderung des Ganzen bedachte Regierung, wonach sie sich bei ihren Vorlagen und Reformen zu richten hat und sie wird kein Gesetz durchzubringen suchen, das von sämmtlichen oder den meisten Vertretern der betreffenden Gruppe abgelehnt wird. Damit aber nicht eine oder die andere Berufsgruppe (z. B. Landwirthe, Handwerker oder Industriearbeiter) im Vertrauen auf ihre Zahl in Versuchung komme, die übrigen Gruppen zu majorisiren, muß von vornherein durch Vereinbarung zwischen Regierung und Volksvertretung die Anzahl der Vertreter jeder Berufsgruppe auf eine Reihe von Jahren nach den Ergebnissen der Berufsstatistik, sowie nach Maß-

7) Vgl. hierüber des Verf. „Moderne Lebensanschauung", Leipzig, Hirzel 1896. Kap. IV.

8) Am 31. Juli 1897 (vgl. Allg. Ztg. Nr. 218 vom 8. Aug. 1897) äußerte sich Fürst Bismarck zu dem Vorstand des Bundes der Landwirthe u. a.: „Die Parteiführer sind zugleich Erfinder und Grundlage ihrer Parteien, in denen die große Menge der Mitglieder nur dazu dient, ihnen den nöthigen Rückhalt zu geben. Der Bund der Landwirthe sollte Alle, welche bereit seien, die Landwirthschaft zu schützen, um sich sammeln, ohne Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu den politischen Parteien. Es müßten bei der Vertretung der landwirthschaftlichen Interessen die Parteiunterschiede möglichst hintangestellt werden mit der Parole: „La recherche de la fraction est interdite!" Die Unterschiede der politischen Parteien sind der großen Menge oft ebensowenig bekannt, wie den Angehörigen der verschiedenen christlichen Konfessionen die Unterscheidungslehre derselben. Der Bund der Landwirthe handelt ganz recht, wenn er seine Aufgabe darin erblickt, die wirthschaftlichen Interessen der Landwirthe im politischen Leben wahrzunehmen." — Möchten Kaufleute und Handwerker ihnen bald folgen!

gabe der allgemeinen sozialen und politischen Bedeutung der betreffenden Gruppe festgesetzt werden. Demnach: Wahl einer bestimmten Zahl von Vertretern jeder Berufsgruppe durch die Angehörigen derselben! —

Auf solche Weise kommen wir nicht, wie vielfach befürchtet wurde, zu einer mittelalterlichen Ständevertretung; denn es sind nicht streng geschiedene Geburtsstände, welche als solche (Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern) die Vertretung des Volkes darzustellen sich anmaßen, sondern freie Berufsgruppen in denen jeder Einzelne seine Meinung zu einem gewissen Ausdruck bringen kann. Deßhalb werden auch die bisherigen politischen und konfessionellen Parteigruppirungen in einer Volksvertretung nach Berufen fortleben, aber, wie zu wünschen und zu hoffen ist, werden dadurch politische und konfessionelle Parteigesichtspunkte immer mehr hinter die sachliche und objektive Beurtheilung der wirklichen Berufsinteressen zurücktreten.

Zur Erinnerung an Platens Romantischen Oedipus.

1826 hatte Platen in der „Verhängnißvollen Gabel" die Schicksalstragöden von der deutschen Bühne zu vertreiben unternommen und neben anderem, was auch unsre Zeit beherzigen mag, dies verkündigt:

> Nichts von allem, was das Leben euch vergiftet, fecht euch an!
> Alles taucht die Hand des Dichters in der Schönheit Ozean:
> Nicht allein der Glauben ist es, der die Welt besiegen lehrt,
> Wißt, daß auch die Kunst in Flammen das Vergängliche verzehrt!
> Um den Geist emporzurichten von der Sinne rohem Schmaus,
> Und der Dinge Maß zu lehren, sandte Gott die Dichter aus.

Auf der zweiten italienischen Reise schuf er den Romantischen Oedipus, der in reicherer Ausführung mächtiger und gehaltvoller für den Ernst, die Würde und Hoheit der Kunst eintrat. Daß er, nicht mit zureichendem Grund, Immermann als Repräsentanten der nüchternen Romantik angriff, lasse ich hier ebenso beiseite, wie die Folgen, die der Angriff auf Heine hatte, der sich weder schämte noch grämte, mit vergifteten Pfeilen zu erwidern. Ich möchte gegenwärtig, wo der Theaterparagraph der Wiedererweckung harrt, ein klassisches Beispiel dafür vorführen, mit wie entgegengesetzten Urtheilen über seinen sittlichen Werth jenes 1828 erschienene satirische Lustspiel aufgenommen worden ist.

Die Gräfin-Mutter in Ansbach nahm gegen den Sohn Partei. G. v. Böhm hat 1891 im „Bayerland" mitgetheilt, was die 63jährige Dame an einen Freund ihres Sohnes, den nachmaligen Staatsrath Hermann in München, schrieb. Zunächst war sie der Meinung, der Kampf für die Reinheit und Würde der Kunst habe „für Niemand auf dem ganzen Erdenrund ein Interesse". Weiter aber erklärt sie: „Ich erwartete romantische Scenen aus dem bezauberten Lande, was finde ich? „Spanische Wände, Privatgeschäft, Purganzen, die Sphinx, Hebamme!" In Italien besudelt er seine schöne Feder mit dem erbärmlichen Dichter Immermann; was hat ihm dieser gethan, daß er ihn so schamlos behandelt? „Auch den wirklich feinen und klugen Müllner geißelt er zum zweiten Mal, wenig witziger als in der Gabel, nennt die Dichter, macht sich ohne Noth Feinde, hat gar keine Ehre davon! . . Ich schrieb ihm dieses und der Hitzkopf nahm es sehr, sehr übel."

Diesen Bedenken, die nach der lex Heinze schwer belasten müßten, stelle ich einen Entlastungszeugen gegenüber. Es ist ein frommer sächsischer Theologe, Gustav Gündel, der in den von Minckwitz veröffentlichten Briefen Platens häufig erwähnt wird. Erst Hauslehrer bei dem Kaufmann Frizzoni in Bergamo, stand er im Sommer 1827 in Neapel, im Frühling des nächsten Jahres in Rom und Florenz dem Dichter sehr nahe. Der demnächst erscheinende Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelfranken bringt einen aus der erzgebirgischen Heimath im Jahre 1829 geschriebenen Brief an die ehemaligen Zöglinge, der in weiteren Kreisen interessiren wird und wohl verdient, vollständig mitgetheilt zu werden.

„Nach langer Zeit, liebe Freunde", schreibt Gündel nach Bergamo, „habe ich wieder einen frohen Tag gehabt; ich habe nämlich Platens Oedipus gelesen. Gelesen klingt mir ordentlicherweise matt; so durchaus bewundert habe ich ihn. Und die Bewunderung stieg immer, mit jedem Blatt, so daß ich oft vom Buche mich losriß, berauscht von der immer neuzuströmenden Fülle von Schönheit. Hyperbel ist dies nicht, und Sie selbst reden mir von dem unbeschreiblichen Vergnügen, das Sie bei diesem Gedicht empfunden haben. Platen war noch vor seiner Abreise von Neapel so gut, mir den fertigen ersten Akt und den Anfang des zweiten zu lesen; war ich zerstreut, krank, oder, wie oft, niedergeschlagen: das Gehörte gefiel mir, aber es ergriff mich nicht wie Früheres; es schien mir, als müßte es allzuherbe ausfallen, und dachte schon, die Gabel wäre für die Schicksalspoeten verhängnißvoll genug gewesen. Herbe genug ist auch dieser Oedipus und aller jetzigen literarischen Konvenienz zum Trotz; aber im höchsten Sinne eine Wohlthat. Denn wie allgemein dieses poetische Verderbniß um sich gegriffen, wie schwer seinen gefährlichen Influenzen zu entkommen sei, eben dieser Allgemeinheit wegen habe ich zum Theil selbst erfahren. So weiß ich, daß ich als Student, da ich Müllners Schuld mit angesehen hatte, zwar lästig affizirt, doch mit dem Publikum ganz sentimental nach Hause ging. Später als ich in Bergamo das Bild von Houwald las, mißfiel mir zwar vieles am Ganzen, aber gar manche Stelle hatte sich als gemüthlich bei mir insinuirt. Ich dachte, wenn auch nicht dramatisch, so ist's doch lyrisch; wenn auch nicht Tragödie, doch rührendes Trauerspiel. Wie mich gegenwärtig dies alles ansprechen würde, weiß ich nicht; ich habe seit mehreren Jahren nichts der Art gelesen. Ein wüster Kopf war fast jedesmal die Folge, wenn ich hier gewisse schöngeistige Blätter, die mir ein Bekannter mittheilte, nicht bald beiseite legte, und ich konnte dies nicht allein meiner Krankheit zuschreiben.

Was anfangs unsrer Sprache abgerungen und Geist war, wird später als leere, nichtige Phrase feil geboten; keine Empfindung, keine Gesinnung, kein Charakter, nichts prägt sich selbständig aus und leuchtet ein; so überschwänglich auch in Deutschland über alles dies hin und her geredet und durcheinander gereimt wird. Wie erscheint da Platen? Stolz und im Zorn wie Achilles, doch wie er, Held und Helfer. Ich bin zu voll vom Eindruck des Ganzen, als daß ich Ihnen ein eigentliches Urtheil motiviren könnte.

Ein Wohllaut, jener geistverkörpernde, so noch nicht gehörte, ein Reichthum von Versarten, der nun erst griechischen Rhythmus mehr als ahnen läßt, und italische Melodie zurück ins Ohr zaubert; eine Frische in der Rede, wodurch das gegenwärtig Uebliche als abgewelkt erscheint — wenn ich dies alles sage, so habe ich noch wenig gesagt und das Wahre nicht bezeichnet.

Diese Ironie, aus der Handlung sich entspinnend und durch die Handlung durchgesponnen, keck zum Erstaunen und erhaben wie sie es will; dieser Ernst, der sich im Scherze travestirt; diese Besonnenheit, die auch das Groteskeste und Uebertriebenste zusammenhält; diese Götterkraft, die blitzt und donnert, aber den blauen Olymp im Hintergrunde zeigt — ich müßte selbst zum Dichter werden, um mich mitzutheilen. Einzelnes herauszuheben, davon kann keine Rede sein; eine Schönheit überbietet die andere; es ist Vollendung im ganzen wie im einzelnen.

Leben Sie wohl mit allen den Ihrigen und grüßen Sie mir Platen, wenn Sie an ihn schreiben. Sagen Sie ihm, wie über allen Ausdruck mir sein Oedipus gefallen hat.

Ein glückliches neues Jahr für alle.

Stets Ihr getreuer Freund

Gustav Gündel.

Wer aus Anlaß dieser Kontroverse zwischen Platens Mutter und Freund dem Problem näher treten wollte und den Romantischen Oedipus selbst aufschlagen, freut sich vielleicht eines Wegweisers durch das Gedicht, der von Platen selbst gesetzt ist: man möge unter den Allegorien des Zwischenspiels im Oedipus den Dichter erkennen, in der Jokaste die liebe deutsche Nation, die in ihre Houwalde verliebt ist, in der Sphinx die deutsche Sprache.

Altona. F. Reuter.

Hegelers neuer Roman.

Vielleicht mag mancher Leser schon zu dieser Aufschrift mißbilligend den Kopf schütteln. Ein Buch unter der Flagge des Autors anzukündigen, das gehe doch nur an, wenn dessen Name schon vollen Klang habe, so daß er bloß genannt zu werden braucht, um in dem Leser ganz bestimmte Vorstellungen und Erwartungen zu erwecken. So konnte man „neue Bücher von" Fontane, Freytag, Spielhagen auf die Marke hin anzeigen; bei Wilhelm Hegeler mag dies etwas pretentiös erscheinen. Aber nur bis jetzt. Nach dem Romane „Ingenieur Horstmann"[1]) wird man sich daran gewöhnen, den Namen Wilhelm Hegeler mit unter den Vordersten zu nennen, und nach dieser Kraftprobe wird die Lesewelt den neuen Thaten dieses Autors mit großen und mit berechtigten Erwartungen entgegensehen dürfen. Und dabei hat Hegeler es wahrlich nicht leicht und bequem gemacht, sein Buch zu genießen. Es ist ein ernstes, ein herbes, ein düsteres Buch, in dem vielleicht gegen die künstlerische Oekonomie und Gerechtigkeit dadurch gefehlt ist, daß gar zu viel des Unglücks auf den Helden gehäuft wird, daß in dem dunklen Gemälde alle hellen Töne fehlen. Aber was den Werth des Buches ausmacht, und die hervorragende Stellung rechtfertigt, die ihm nach unsrer Auffassung gebührt, das ist die unerbittliche Lebenswahrheit, die aber niemals zur bloßen Photographie des Wirklichen herabsinkt, da der Autor immer als bewußter und sicherer Künstler arbeitet; das ist, daß wir hier ein tief ergreifendes Menschenschicksal, wie es sich aus den Charakteranlagen der Helden, den Verhältnissen und der Umgebung logisch entwickelt, antheilsvoll, ja förmlich erschüttert mit durchleben. Wir hatten schon mehrfach Gelegenheit, uns in dieser Beilage mit Wilhelm Hegeler zu beschäftigen, und dabei mannichfacher Vorzüge seiner älteren Bücher zu gedenken, des Stimmungszaubers in „Sonnige Tage", des fröhlichen Humors in „Nelly's Millionen", der Gemüthswärme in diesen und anderen Büchern. Mit seinem kraftvollen neuen Buche ist aber Hegeler weit über das hinausgewachsen, was er in seinen früheren war. Er ist mehr als ein anmuthiger, liebenswürdiger, gefälliger Unterhaltungsschriftsteller, es steckt Kraft in ihm und Größe und er hat volle tragische Accente.

„Wie ich's mache, weiß ich nicht, aber ich mach's!" das ist die Devise des Kraft- und Gewaltmenschen, der im Mittelpunkt des Romans steht. In ganz einfachen Verhältnissen aufgewachsen, als Sohn eines Dorfschmiedes, der eisernen Faust des Vaters entlaufen, hatte Gustav Horstmann es durch Willenskraft und Zähigkeit ohne gleichen dahingebracht, daß er trotz der mangelnden Schulbildung, trotz der spät und mühsam erlangten technischen Kenntnisse mit der Zeit zu einem der begehrtesten und berühmtesten Eisenbahningenieure wurde. „Keine Aussicht auf Durchbohrung tiefer Berge, nicht die Nothwendigkeit haushoher Dämme, nicht Flüsse, noch Sümpfe, noch Felsen schreckten ihn zurück. Da wo die Anderen zaghaft wurden, setzte seine Kraft ein. Er verlachte alle Regeln der Schule und richtete eine förmliche Revolution an durch seine Art zu bauen." Mit dem wachsenden Erfolge kam er allmählich auch zu großem Reichthum, und damit stieg sein Ehrgeiz. Als die Regierung ihm den Bau einer großen Eisenbahnbrücke über die Wupper übertrug, die nach der Lage der Berge die kühnste und höchste Brücke in ganz Deutschland werden mußte, da war es ihm eine besonders freudige Genugthuung, daß er gerade den Heimathgenossen, die ihn nur als den entlaufenen Sohn des wilden jähzornigen Dorfschmiedes kannten, zeigen wollte, was er geworden, was er zu leisten imstande war. Denn in Luringen, wo sich der kühne Wunderbau, der Sieg der Technik über die gewaltigsten Hindernisse erheben sollte, war Horstmann geboren. Er nimmt Wohnung in Düsseldorf, in dessen Nähe Luringen liegt, und dort ereilt ihn sein Verhängniß. Er lernt Anna Düsbach, eine gefeierte Düsseldorfer Schönheit, kennen und wird von der ganzen Leidenschaft des Fünfzigjährigen für sie erfaßt, der all sein Lebtag „sich geschuftet und geplagt" und zu nichts anderem als der Arbeit Zeit gefunden hat. Obgleich er das Bewußtsein hat, daß in seinem Wesen und in seiner Erscheinung nichts ist, was ein junges, schönes gefeiertes, den besten Gesellschaftskreisen angehörendes Mädchen anziehen könnte, obgleich er sich auch der Lücken seiner Bildung wohl bewußt ist, wagt er es doch, um sie zu werben. „Ich bin kein schöner Mann, kein eleganter Schwerenöther, wie sie hier herumlaufen. Aber dafür kann ich meiner Frau was bieten, ich kann ihr ein reiches Leben in großem Stil schaffen, wenn sie sich danach sehnt." Also sein Reichthum gibt ihm auch in dieser entscheidenden Lebensfrage das Selbstvertrauen, und sein Reichthum ist es zum großen Theil, der das Mädchen bestimmt, seine Hand anzunehmen, zumal Anna sich und die Mutter am Abgrund weiß, da die alte Regierungsräthin in ihrer Leidenschaft fürs Börsenspiel Schulden auf Schulden gemacht hat und am nächsten Tag der Gerichtsvollzieher erwartet wird. Da er sich selbst zu unbeholfen fühlte, seine Sache zu führen, so hatte er Anna's Jugendfreund, Bert Holleder, als seinen Freiwerber gesandt. Anna fühlt sich tief verletzt, daß gerade Bert sich zu solchem Gang herbeigelassen. Sie war ihm immer gut und sie hätte auch den Muth gehabt, mit ihm ein bescheidenes Loos zu theilen; ihm aber fehlt jeder sittliche Fonds, er ist zu feige, an ein Leben der Arbeit zu denken, ihm war es immer nur ums Liebeln zu thun; daß er Anna heirathen könnte, daran hatte er nie gedacht. So ist es auch lediglich der Verdruß, in den sie durch jene Unterredung geräth, der zugunsten Horstmanns in die Waagschale fällt. Das ist also nicht die sittliche Grundlage für eine richtige Ehe, für ein richtiges Zusammenleben und Zusammenhalten in Freud und Leid! Freilich, solange die Freuden dauerten, solange er ihr jeden Wunsch erfüllen konnte, sie förmlich mit Kostbarkeiten überschüttete, ging alles gut. „Er und sie waren nicht bloß so verschieden, wie Mann und Weib es sind, sondern er war ein Mensch aus einer anderen Gesellschaftsklasse, den eine Welt des Empfindens von ihr trennte. Und trotzdem gestand sie sich, daß sie mit ihm glücklich war." Aber als das Unglück über Horstmann hereinbrach, da war nicht die Frau als Gefährtin, Helferin und Trösterin an seiner Seite, da stand er allein und die Gegensätze zwischen ihm und seiner Frau wurden immer heftiger. Schon vorher war es nicht mehr so zwischen ihnen wie in den ersten Zeiten ihrer Ehe; in Anna hatte sich die Freude am gesellschaftlichen Treiben, der Stolz darauf, ein Haus zu machen, so gesteigert, daß sie darüber manchmal dem Gatten gegenüber ungeduldig wurde und vergaß, ihn mit der Vorsicht und Sorgfalt zu behandeln, die sich in der ersten Zeit ihres Zusammenlebens so bewährt hatten. Wenn sie ihm gegenüber bei Einrichtungsfragen den Geschmack Holleders herausstrich, dann bäumte sich sein ungezügeltes Naturell dagegen auf, und er ließ sich zuweilen zu den heftigsten Aeußerungen hinreißen. Das ganze leichtfertige und schwindelhafte Auftreten von Anna's Schwester und Schwager mußte seinem einfachen und gediegenen Wesen aufs höchste zuwider sein, und als er durch einen Zufall erfuhr, daß Anna's Mutter tief in Schulden stak, da war ihm, „als wenn plötzlich eine dicke Binde von seinen Augen gerissen wäre; er taumelte in diesem neuen Licht wie ein Blinder, der zum erstenmal sieht. Er hatte geglaubt, die Tochter einer angesehenen, in geordneten Verhältnissen lebenden Frau zu heirathen — und was war die Mutter? Eine vor dem Bankerott stehende Person, mit Schulden überhäuft. In diesem Augenblick kam ihm seine Ehe als eine ungeheure Lüge vor, auf Betrug und Schwindel gegründet". In die Zeit dieser ersten großen häuslichen Mißhelligkeiten fällt die Vollendung der Brücke, die durch ein Richtfest für Alle, die beim Bau betheiligt waren, gefeiert wird. Horstmann war der Gegenstand zahlreicher Huldigungen und durfte voll froher Hoffnungen der offiziellen Feier entgegensehen, die zwei Wochen später bei der Eröffnung der neuen Bahnlinie stattfinden sollte und zu der der Minister und zahlreiche andere Würdenträger ihr Erscheinen zugesagt hatten. Mitten in den Festestrubel, in die Ovationen, die dem kühnen Ingenieur dargebracht wurden, erschien, wie die schauerliche Hand beim Gastmahle des Belsazar, ein Telegramm, wonach in Szegedin ein furchtbares Eisenbahnunglück geschehen war: fünfzig Todte hatte der durch den Zusammensturz der Brücke verunglückte Zug in die Wogen der Theiß geschleudert. Horstmann hatte diese Brücke gebaut, und in diesem Augenblick war er sich sofort klar darüber, daß er an Ort

[1]) Berlin, F. Fontane u. Co. 1900.

und Stelle reisen und selbst etwaigen Angriffen begegnen müsse. Es sind schauerliche Eindrücke, die er in Ungarn gemacht, und mit Riesenanstrengung gelang es ihm, in die vor ihm angehäuften Wirrnisse Klarheit zu bringen und sich wenigstens für den Augenblick zu rechtfertigen. Gerade am Mittag des Festtages, der der Einweihung seiner Brücke galt, traf er, ohne Düsseldorf berührt zu haben, bleich und verstört in Luringen ein. Man hatte auf sein Erscheinen bei dem Festmahle nicht gerechnet, und so wird ihm, weit von dem Minister entfernt, auch ganz getrennt von seiner Frau, ein Platz angewiesen. Er, dem das Meisterwerk zu danken ist, wird bei den Ehren und Auszeichnungen, die der Minister verkündigte, übergangen, zweifellos, weil die Regierung unter dem Eindruck des Szegediner Unglücks stand. Von zwingender Gewalt ist die Schilderung, wie da unten, „ganz einsam am unteren Ende der Tafel eine Gestalt sich erhoben hatte, wie ein Riese Alle überragend, mit gelb-grauem Gesicht, aber in ihrer trotzigen Haltung einem empörten Titanen gleich," und wie Horstmann seine Faust nach der Rede des Ministers erhob, „sie mit einem Donnerschlag niedersausen ließ, daß die Damen aufkreischten und die Gläser zu Boden prasselten wie reife Pflaumen" Von da ab wird es immer bitterer und düsterer im Gemüthe Horstmanns. Im Kampf gegen seine Frau und ihre Umgebung läßt er sich zu Gewaltthätigkeiten hinreißen, die ihn ins Irrenhaus bringen. Während dessen führt Frau Anna ein Leben in Saus und Braus, aber mitten in den lauten Freuden und während sie, die Augen schließend, sich dem leichtlebigen Bert Holleder ganz in die Arme wirft, wird es ihr immer deutlicher bewußt, daß Horstmann an Charakter, an Tiefe ihre ganze windige Umgebung überragt. Und ihr Ende, da sie sich, büßend und beichtend, das Leben nimmt, hat etwas versöhnendes. Herb und düster, wie der ganze Roman, ist auch sein Ausklingen, denn auch Horstmann endet durch Selbstmord. Nach allem Haß aber, nachdem sich Beide das Schlimmste zugefügt, kommen sie, da das Leiden sie verfeinert und vertieft hat, doch dazu, wenigstens im Geiste einander die Hände zu reichen. Der Verfasser hat in seinen beiden Hauptfiguren dem Menschlichen, Allzumenschlichen breiten Raum gegeben, und dennoch ist es ihm gelungen, unsre Sympathie, unser Mitgefühl für Beide zu erwecken; für den gewaltigen Menschen, der in seinem Wesen die Härte und Wildheit, aber auch die Ehrlichkeit des Bären aus der Fabel hat, und für jenes überverfeinerte Kulturweib, das bei redlichstem Willen nicht zu wahrem Glück kommen konnte, weil sie ihre Ehe auf einer Lüge aufgebaut hatte. Es wäre dem Verfasser leicht gewesen, Beide edler und liebenswerther zu gestalten, aber er hat Menschen voll Lebenswahrheit mit allen Schlacken des Erdenlebens geschaffen und keine Romanfiguren. Die Nebenfiguren sind plastisch und lebendig dargestellt, die unverbesserliche Börsenspielerin, Frau Regierungsrath Düsbach, vielleicht mit einseitiger Härte, ebenso der Irrenarzt Dr. Sinzheimer. Dagegen ist Dehwitz und seine Frau, auch Lotte, Horstmanns Tochter aus seiner kurzen ersten Ehe, und Holleder dem Leben nachgezeichnet. Nicht nur die Scene bei der Festtafel, auch viele andere zeigen uns die Meisterschaft des Verfassers in der Ausmalung packender und aufregender Situationen. Tief ergreifend ist es dargestellt, wie Horstmann seine Frau, die ihn besucht hatte, in Begleitung Berts auf dem Schiffe sieht und dadurch in heftige Aufregung versetzt wird. Das Wiedererscheinen bei der Maskenscene, die Scene, wie er seiner Frau vor der Eisenbahn auflauert, und noch viele andere sind von großer Wirkung. Gleich das Einleitungskapitel versetzt uns mitten in die Situation, zeigt uns das glänzende Elend im Hause der Heldin. „Ingenieur Horstmann" ist kein erquickliches Buch, aber ein Buch voll Ernst, Wahrheit und Tiefe und unter den Eheromanen der neuen Zeit sicher einer der hervorragendsten.

Sigmund Schott.

Mittheilungen und Nachrichten.

Le Opere di Galileo Galilei. Edizione Nazionale sotto gli auspicii di Suà Maestà il Re d'Italia. Volume IX. Firenze 1899. Tipografia di G. Barbèra. 297 S. gr. 4⁰. Seitdem das italienische Nationalwerk im Erscheinen begriffen ist, haben wir es uns zur Aufgabe gemacht, dessen raschen Fortschritt an diesem Ort zu registriren, und heute sind wir bereits beim neunten Band angelangt. Dieser ist nicht wie seine sämmtlichen Vorgänger, dem Naturforscher, sondern dem Literaten Galilei gewidmet. Es ist ja allgemein bekannt, daß derselbe ein Kenner der Poesie seines Vaterlandes war und sich auch selbst in gebundener Rede versuchte; man führt wohl auch Algarotti's günstiges Urtheil an, der seinem Landsmann ein besonders feines Urtheil über schönwissenschaftliche Fragen zuschrieb; aber genauere Kenntniß des Sachverhalts war bisher nur auf einen engen Kreis beschränkt, dem sich der Berichterstatter nicht zuzählen darf. Hrn. Prof. Favaro's Mühewaltung danken wir es, nunmehr auch über diese Seite im Wirken des unvergleichlichen Mannes volle Aufklärung erhalten zu haben, denn im vorliegenden Band finden sich alle einschlägigen Materialien vereinigt. Die sonst streng eingehaltene chronologische Folge konnte in diesem Fall nicht eingehalten werden, weil von vielen Schriftstücken die genauere Datirung fehlt, und so wurde nur zwischen Prosa und Versen ein äußerlicher Unterschied gemacht. An die Spitze wurden gestellt die beiden Vorträge, welche Galilei vor den Mitgliedern der Florentiner Akademie über Gestalt, Ort und Größe der Hölle in Dante's „Divina Commedia" gehalten hat, und in denen er sich als einen der besten Kenner des genialen Dichters offenbart. Es macht einen eigenartigen Eindruck, das große Kunstwerk einer förmlichen geometrischen Analyse unterworfen zu sehen, aber man weiß ja, daß Dante ein ungewöhnliches exaktes Wissen besaß und es auch gern zur Schau trug, so daß also die Berechtigung einer solchen Skelettisirung für Galilei von vornherein gegeben erscheint. Im Gegensatz zu der gewöhnlichen, auch vor Jahren vom Unterzeichneten vertretenen Ansicht, daß die Unterwelt, „in die leicht hineinzukommen, aus der aber schwer wieder der Rückweg zu finden ist", eine zum Erdball konzentrische Hohlkugel sei, definirt Galilei das „Inferno" als einen hohlen Kreiskegel, dessen Spitze im Erdmittelpunkt gelegen sein und dessen Achse durch die Stadt Jerusalem gehen soll; die Oeffnung des Kegels soll 60⁰ betragen. Sogar die Größe dieser „Höhle" (buca) wird nach bekannten Regeln berechnet. Es ist jedenfalls für die Freunde der großen Dichtung, die einige elementarmathematische Kenntnisse mitbringen, von hohem Interesse, zu sehen, wie an der Hand der einzelnen Angaben die oben geschilderte Auffassung gerechtfertigt wird. Uebrigens will Galilei nicht etwa ganz selbständig vorgehen, sondern er nimmt auf die Erklärungen anderer Kommentatoren allenthalben Rücksicht. — An zweiter Stelle sind die Betrachtungen über Tasso abgedruckt, die aber nur den eigentlichen Literarhistoriker fesseln können, namentlich durch die Vergleiche, welche zwischen diesem Dichter und seinem berühmten Nebenbuhler Ariosto angestellt werden. Für den Fernerstehenden sind die von tiefster Kenntniß der Schönheiten dieser Schöpfungen erfüllten Bemerkungen etwas zu fragmentarisch gehalten. — Mit Ariosto speziell beschäftigt sich eine längere Reihe von „Randglossen" (postille). Haben wir so den Begründer der modernen Naturlehre als Kritiker und gelehrten Erläuterer schwieriger Stellen kennen gelernt, so tritt er uns weiterhin auch als schöpferischer Geist auf diesem anscheinend fremdartigen Gebiet entgegen. Es wird uns der Entwurf zu zwei Lustspielen mitgetheilt, zu deren Ausführung und Vollendung es muthmaßlich an Zeit gemangelt hat, und daran reihen sich Gedichte, Räthsel und sonstige Bruchstücke. Eine sehr merkwürdige Beigabe ist ein von Andrea Salvadori gedichteter Weihegesang auf die Entdeckung der Jupitertrabanten, von Galilei mit eigener Hand niedergeschrieben und mit ausgiebigen Korrekturen versehen. Es sind 27 Faksimile-Seiten, die uns zeigen, mit welcher Energie der große Mann seine Manuskripte angefaßt hat, wenn sie ihm nicht voll genügten; es sind gleich halbe Seiten kreuzweise durchgestrichen. So entstand ein Werk beider Autoren, denn Galilei hat soviel von seinem eigenen hinzu-

gethan, daß das Original Salvadori's stellenweise ganz verschwindet; mit den Widersachern, welche an der Existenz der „Mediceischen Gestirne“ herumnörgelten, wird ziemlich scharf ins Gericht gegangen. Einige Jugendarbeiten philologischer Natur, wie z. B. eine lateinische Interlinearversion zu einem Theile einer Rede des Isokrates, schließen den Band ab, der diesmal etwas weniger dickleibig ausgefallen ist, an die Mühe, Geduld und Sagacität des Herausgebers jedoch gewiß keine geringeren Anforderungen gestellt hat. Mußte er sich doch diesmal in sehr abgelegenen Regionen bewegen, deren Kenntniß durch Vorarbeiten weit weniger aufgehellt war, als dies sonst von den Leistungen eines Galilei, dieser seit dreihundert Jahren als beherrschend anerkannten Persönlichkeit, gesagt werden kann. S. Günther.

* Zeitschrift für deutsche Wortforschung. Herausgegeben von Friedrich Kluge. Straßburg, K. J. Trübner 1900. — Das erste Heft dieser von uns bereits (in Nr. 64 d. J.) angekündigten Zeitschrift ist soeben erschienen und entspricht durchaus den Erwartungen, die in jener Vorankündigung ausgesprochen worden waren. Getreu dem Programm, „eine Sammelstätte zu sein, in dem die Nachträge zu unsern großen Wörterbüchern eine Unterkunft finden bis zu einer endgültigen Aufarbeitung“, bringt das erste Heft u. a. eine wortgeschichtliche Skizze „Der Uebermensch“ (von Richard M. Meyer), „Luthersches“ (von Paul Pietsch), „Sprachliche Kleinigkeiten zu Lessings Jugendwerken“ (von W. Creizenach), eine „Nachlese zu Kluge's Deutscher Studentensprache“ (von Selmar Kleemann) und Mittheilungen des Herausgebers über die ältesten Belege für „Philister“, über „Das Niederländische Lied von 1608“ (ein Beitrag zur Geschichte der Soldatensprache) und über die Namenbildung „Badener oder Badenser“; ferner zwei grammatikalische Untersuchungen von O. Behaghel und schließlich eine Fülle von kleineren, zum Theil sehr interessanten und werthvollen etymologischen Beiträgen, die von Ed. Wölfflin, H. Schuchardt, J. Minor, A. Holder, Erich Schmidt u. A. beigesteuert worden sind. Der Mitherausgeber A. Gombert gibt eine literarhistorische Abhandlung über den Verfasser des „Neuen Froschmäuslers“. — Das ganze Heft macht auf diese Weise einen sehr bunten Eindruck und bietet der verschiedensten Anregungen eine Fülle. Die Wichtigkeit, ein Organ zu besitzen, in dem alle diese, oft recht bedeutungsvollen Kleinigkeiten leicht auffindbar zusammengestellt sind, leuchtet Jedem, der wortgeschichtliche Untersuchungen anstellt, von vornherein ein: Die Materialsammlung für künftige Wörterbücher der deutschen Sprache wird hiedurch wesentlich erleichtert und gefördert; und der Umstand, daß die neue Zeitschrift sich selbst von vornherein nur eine vorbereitende und aufklärende Aufgabe gestellt hat, daß durch sie viele Fragen über die Geschichte unsrer Sprache in der einfachsten Weise zur öffentlichen Diskussion gestellt werden können, wird sicher zu einer Vertiefung wie zur größeren Verallgemeinerung der deutschen Wortforschung wesentlich mit beitragen. Das Interesse an diesen Untersuchungen ist auch unter den Laien auf germanistischem Gebiete größer als man gemeiniglich annimmt. Gar Mancher wird es daher freudig begrüßen, durch diese Zeitschrift eine Art von Wegeführer für seine dilettantische Beschäftigung mit Etymologie und Sprachkunde gewonnen zu haben, und sicher werden auch unsre Tageszeitungen sich die vielen kleinen Aufklärungen über den Ursprung mancher Wörter für ihre Mittheilungen unter dem Strich nicht entgehen lassen.

Felix Dörmann: Warum der schöne Fritz verstimmt war? Novellen. Wiener Verlag (L. Rosner, Sep.-Kto.), Wien 1900. — Wenn man aus der Fremde nach Wien in seine Stadt zurückkommt, ist man ganz verwundert. Man hat immer an Wien als die heitere Stadt des „Frozzelns“ und der Gemüthlichkeit gedacht, und dann, wenn man wieder durch die Straßen geht, in die winkelige innere Stadt oder bei der schlanken Votivkirche vorbei in die Vorstadt, da kommt eine leise Wehmuth über Einen. Fast wie in einer kleinen Stadt, die irgendwo im ruhigen Hügelland liegt, ist die Stimmung. Wenn Einer traurig ist, kann ihm hier kein Lärm der Großstadt, kein Hasten und Eilen der Leute seine Traurigkeit wegnehmen. Er muß langsam durch die Straßen gehen und sich die Anderen ansehen, die es auch nicht allzu eilig haben. Es kann hier Keiner seinen Gefühlen davonlaufen, sie irgendwo verlieren, wie man das in der Großstadt wohl mag. Deßhalb ergeben sich die Menschen auch ihren Gefühlen ganz; kaum daß sie sich wehren. Und Jeder erlebt viele Schicksale, oder er glaubt es wenigstens. Diese Art des Wiener Lebens möchte mancher Wiener Schriftsteller, der dichtet, herausbringen. Der Eine versucht es mit feiner Psychologie (ich habe hier letzthin Felix Saltens Wiener Novellen angezeigt), der Andere mit der Darstellung merkwürdiger Episoden. Das ist dann ein Schwanken zwischen Zartheit und Brutalität, leiser, nichtsverlangender, wenn es nicht so lächerlich klänge, möchte man sagen, platonischer Liebe und dann wieder wilder Erotik. Dieses farbige Bild wienerischen Lebens geben die Novellen und Skizzen Felix Dörmanns. Eine spielt auch in Berlin W, aber es ist doch eine Wiener Novelle, sie berichtet, wie ein Wiener dieses Leben ganz anderer Menschen sieht. Die Geschichten sind alle interessant, stilistisch fein, sehr gut fähig, ein plastisches Lebensbild dem Leser zu geben. Und manchmal darf man sich herzlich freuen, wenn man einen Satz und eine Stimmung findet, die nicht nur fein und gescheit ist, sondern von naiver Gewalt, eines jener Worte, die Einem plötzlich ein Fenster öffnen ins große, so seltsame Leben hinaus. Die kann aber Keiner sprechen, der nur Psychologe ist. Da muß man schon ein Dichter sein. Und daß Dörmann einer ist, das sagen Einem diese Wiener Novellen. Soll man ganz leise die Hoffnung aussprechen, daß er einmal einen Wiener Roman schreibt? Den brauchten wir so sehr.

Wien. W. Fred.

* In der soeben erschienenen Mainummer von Westermanns Illustrirten Deutschen Monatsheften veröffentlicht Heinrich Funck unter dem Titel „Ein neuer Fund über die Persönlichkeit der Frau v. Stein“ eine vorzügliche Charakteristik derselben aus einem noch ungedruckten Briefe des hannoverischen Arztes Zimmermann an Lavater, der noch vor Goethe's Eintritt in Weimar geschrieben ist. Diese Schilderung von Charlotte's Persönlichkeit ist um so werthvoller, als wir nur zwei zeitgenössische Beschreibungen von ihr besitzen, von Schiller und von Knebel. Die Stelle aus Zimmermanns Brief aus Hannover, 25. Nov. bis 12. Dez. (17)74, lautet folgendermaßen: „Frau Kammerherrinn, Stallmeisterinn und Baronesse von Stein aus Weimar. Sie hat überaus große schwartze Augen von der höchsten Schönheit. Ihre Stimme ist sanft und bedrückt. Ernst, Sanftmuth, Gefälligkeit, leidende Tugend und feine tiefgegründete Empfindsamkeit sieht jeder Mensch beym ersten Anblick auf ihrem Gesichte. Die Hofmanieren, die sie vollkommen an sich hat, sind bey ihr zu einer sehr seltenen hohen Simplicität veredelt. Sie ist sehr fromm, und zwar mit einem rührend schwärmerischen Schwung der Seele. Aus ihrem leichten Zephirgang, und aus ihrer theatralischen Fertigkeit in künstlichen Täntzen würdest Du nicht schließen, was doch sehr wahr ist, daß stilles Mondlicht und Mitternacht ihr Hertz mit Gottesruhe füllt. Sie ist einige und dreißig Jahre alt, hat sehr viele Kinder und schwache Nerven. Ihre Wangen sind sehr roth, ihre Haare gantz schwartz, ihre Haut Italiänisch wie ihre Augen. Der Körper mager; ihr gantzes Wesen elegant mit Simplicität.“ Interessant ist es, was Funck ebenfalls festzustellen in der Lage ist, daß die Richtigkeit dieser Schilderung durch ein im Weimarer Goethe-Nationalmuseum befindliches Elfenbeinbildchen von unbekannter Hand durchaus bestätigt wird. — In demselben Heft findet sich eine interessante Charakteristik des Tübinger Juristen Robert v. Mohl von G. Stamper.

* In der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Paris hielt der frühere Kriegsminister de Freycinet einen Vortrag über die Ergebnisse seiner Studien über die teleskopischen Planeten und die Asteroïden des Mars- und Jupiter-Systems. Freycinet hat 428 Sterne der erwähnten Gruppe eingehend studirt und mit Hülfe sehr langwieriger Berechnungen festgestellt, daß die Verlängerung der Umlaufsbahnen derselben um so stärker ist, je kleiner der Winkel, den sie mit dem Sonnenäquator bilden; diese Verlängerung verringert sich ferner, je weiter die Planeten von der Sonne entfernt laufen. Dieses doppelte Gesetz trifft aller-

dings nicht für jedes einzelne der betreffenden Gestirne zu, sondern hat nur Durchschnittsgültigkeit. Hrn. de Freycinet zufolge sind diese merkwürdigen und bedeutsamen Erscheinungen die natürliche Folge der berühmten Hypothese von Laplace über die Bildung des Sonnensystems; zuerst eine gewaltige Nebelmasse, die sich sphäroidisch rundet und von deren Aequator sich konzentrische Ringe ablösen, worauf sich die kosmische Materie dieser Ringe verdichtet, um einen einzigen Planeten zu bilden, oder sich in eine große Menge von Planeten zertheilt, wie man das zwischen Jupiter und Mars und anderweitig beobachtet. — In derselben Sitzung wurde der berühmte österreichische Geologe Professor Sueß zum auswärtigen Mitgliede der Akademie an Stelle des verstorbenen Sir Edward Frankland gewählt.

—r. Luftschifferwesen. Hauptmann Ernst Blanc des kgl. bayer. 2. Fuß-Art.-Regts., mehrere Jahre Angehöriger der bayerischen Luftschifferabtheilung, hat Verbesserungen an der Ballon-Zerreißvorrichtung ersonnen, über welche die „Illustrirten Aëronautischen Mittheilungen“ [1]) nähere Angaben bringen. Die Gefahr bei einer Ballonfahrt, was die Fahrt anlangt, ist heute allerdings sehr gering, aber eine unter allen Verhältnissen gesicherte Landung ist nicht garantirt. Hiebei liegt die Gefahr in der Möglichkeit einer „Schleiffahrt“, bei welcher der Korb mit nahezu voller Windgeschwindigkeit an die Gegenstände der Erdoberfläche anprallt. Durch die von einem Franzosen erdachte, von einem preußischen Luftschiffer-Offizier verbesserte Zerreißvorrichtung erscheint zwar ein entscheidender Fortschritt erzielt: ein Vertikalstreifen der Ballonhülle ist nicht durch feste Nähte, sondern nur durch Leimung mit seinen Nachbarn verbunden, von seiner Spitze hängt innen durch den Hohlraum eine Leine in den Korb herab, vermittelst welcher der Ballon kurz vor der Landung so stark aufgerissen werden kann, daß durch den massenhaften Gasausfluß das Fahrzeug beinahe augenblicklich zum Stillstand gebracht, eine Schleiffahrt sohin vermieden wird. Aber die Schwierigkeit liegt darin, im richtigen Augenblick zu „reißen“. Natürlich wird dies immer Ausbildungs- und Uebungssache bleiben, aber willkommen sind alle jenen technischen Verbesserungen, welche die mechanische Arbeit des Ballonführers auf ein Mindestmaß zurückführen. Hier setzt die Verbesserung Blancs ein. Ihr liegt der Gedanke zugrunde, dem Schlepptau des Ballons das Aufreißen zu übertragen; durch eine sinnreiche und — wenigstens der Beschreibung nach — zuverlässige Zangen- und Hakenverbindung wird das Tau an die Reißleine gekuppelt und dadurch die Thätigkeit des Führers auf einen einfachen Handdruck beschränkt. Wir verkennen nicht, daß die Sache ihre zwei Seiten hat: Die meisten Luftschiffer werden über den Gebrauch des Reißapparats bis zum letzten Augenblick freie Hand behalten wollen und erst dann der „selbstthätigen Zerreißvorrichtung“ sich günstig gegenüberstellen, wenn sie in zahlreichen praktischen Proben als unbedingt gebrauchssicher sich erwiesen hat. Solcher Proben ist der originelle Gedanke Blancs auf jeden Fall werth. Sein zweiter Vorschlag geht dahin, die Verbindung des Reißstreifens mit den anstoßenden Ballonbahnen, an Stelle der nicht immer verlässigen Leimung, durch Druckknöpfe (wie an den Handschuhverschlüssen) zu bewirken. Auch hiezu erscheinen Proben angezeigt; jedenfalls dürften am oberen Ende des Reißstreifens einige Druckknöpfe zur Verstärkung der Verbindung durchaus vortheilhaft sein.

* **Marburg.** Prof. Karl Rathgen hat, wie gemeldet wird, die Berufung auf den zweiten Lehrstuhl für Staatswissenschaft in Heidelberg angenommen. — Der ordentliche Professor für Mathematik an der hiesigen Universität, Fritz Schottky, ist, der „Frkf. Ztg.“ zufolge, zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt worden.

* **Berlin.** Privatdozent Dr. Horn von der hiesigen Technischen Hochschule wurde als etatsmäßiger Professor an die Bergakademie in Clausthal berufen.

* **Aus Oesterreich.** Als Privatdozenten sind bestätigt worden der Privatdozent für politische Oekonomie an der Wiener Universität Dr. Eugen Peter Schwiedland für das gleiche Fach an der Technischen Hochschule in Wien, Dr. Robert Arnold für neuere deutsche Literaturgeschichte und Dr. Franz Koßmat für Geologie an der Universität in Wien und Dr. med. Ignaz Lemberger für Pharmakognosie und Mikroskopie der Nahrungs- und Genußmittel an der Universität in Krakau.

[1]) Jahrgang 1900 Nr. 2.

* **Paris.** Der berühmte Chemiker Edouard Grimaux, der 1835 in Rochefort-sur-Mer geboren war, starb am 3. Mai plötzlich an einem Gehirnschlag. Er war 25 Jahre lang Professor an der polytechnischen Schule und hatte zahlreiche wissenschaftliche Werke veröffentlicht, als er im Jahre 1898 vom Kriegsminister Billot abgesetzt wurde, weil er im Zola-Prozeß als Zeuge erklärt hatte, die Anklage gegen Dreyfus sei aus wissenschaftlichen Gründen unhaltbar. Seit der Gründung der „Liga der Menschenrechte“ war Grimaux einer der zwei Vizepräsidenten derselben.

* **London.** Bisher unbekannte Manuskripte von Tennyson, die Jugendgedichte und eine Anzahl von Briefen, die der Dichter an Arthur Hallan richtete, enthalten, sind von einem Gelehrten in Sheffield entdeckt worden. Ueber die Veröffentlichung ist bisher noch kein endgültiger Beschluß gefaßt worden.

* Preisaufgaben. Die fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft in Leipzig hat folgende Preisaufgaben für die Jahre 1900 bis 1903 gestellt: 1. Für das Jahr 1900: Es wird eine einheitliche Studie über die Ursachen gewünscht, welche die Richtung der Seitenachsen des Sproß- und Wurzelsystems bedingen und herbeiführen. 2. Für das Jahr 1901: Die Theorie der quadratischen Differentialformen ist in einem wesentlichen Punkt zu vervollkommnen. 3. Für das Jahr 1902: Die Gesellschaft wünscht, daß die in der Abhandlung von Poincaré „La méthode de Neumann et le problème de Dirichlet“ 1896 enthaltenen Untersuchungen nach irgendwelcher Seite hin wesentlich vervollkommnet werden. 4. Für das Jahr 1903: Es sollen eingehende, einwandfreie, experimentelle Untersuchungen angestellt werden, die einen wesentlichen Beitrag zur Feststellung der Gesetze der lichtelektrischen Ströme liefern. Der Preis für jede gekrönte Arbeit beträgt 1000 M. — Ausführlichere Mittheilungen über die Preisaufgaben enthält der Jahresbericht der Gesellschaft, der von ihrem Sekretär (für 1900 Prof. Dr. Karl Lamprecht) zu beziehen ist. — Der Allgemeine Deutsche Sprachverein erläßt folgendes Preisausschreiben: „Die deutsche Seemannssprache.“ Es soll der Wortschatz der deutschen Seemannssprache möglichst vollständig gesammelt und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet werden. Für jedes Wort ist der Begriff in einer deutlichen, auch dem Laien verständlichen Umschreibung festzulegen, wenn erforderlich, ist zeichnerische Darstellung zuhülfe zu nehmen. Ferner ist die Herkunft und Ableitung der Wörter zu ermitteln, soweit dies der heutige Stand der Sprachforschung mit größerer oder geringerer Sicherheit gestattet. Schließlich ist auch die Geschichte der einzelnen Wörter zu verfolgen. Das Hauptgewicht ist auf annähernde Vollständigkeit der Sammlung und wissenschaftliche Verarbeitung des Stoffes zu legen, doch soll die Darstellungsweise volksthümlich und gemeinverständlich sein. — Als Preis für die beste der eingehenden Arbeiten setzt der Allgemeine Deutsche Sprachverein die Summe von 1000 M. aus. Die preisgekrönte Arbeit wird Eigenthum des Vereins, der sie drucken läßt. Der Verein behält sich vor, den Preis zu theilen und gegebenenfalls weitere Preise zuzuerkennen. — Die Arbeiten müssen bis zum 1. April 1901 einschließlich an den Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins eingeliefert werden. Jede Arbeit ist mit einem Kennwort zu versehen und ihr ein mit demselben Kennwort bezeichneter Briefumschlag beizufügen, welcher den Namen des Verfassers enthält.

Jahrgang 1900. München, Montag, 7. Mai. Nummer 104.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Wahlrecht und Volksvertretung im 20. Jahrhundert.

(Mit besonderer Rücksicht auf Bayern.)

Eine Studie von Dr. J. Unold (München).

II.

So wünschenswerth und nothwendig es für die Wahrung des inneren Friedens, für die Herausbildung eines gerechten und geordneten Gemeinwesens ist, daß die phrasenhafte willkürliche Parteipolitik einer offenen, wirthschaftlichen Interessenpolitik Platz mache, so wird gegen das vorgeschlagene Wahlverfahren sofort der Einwand erhoben: „Wird eine solche Volksvertretung nicht zu einer ausschließlichen rücksichtslosen Verfolgung der wirthschaftlichen Sonderinteressen führen? Werden sich diese Berufsgruppen nicht noch heftiger und unversöhnlicher bekämpfen als die gegenwärtigen politischen Fraktionen? Wer wird dann noch an das Gesammtinteresse, an die Förderung und Pflege unsrer höchsten nationalen und Kulturgüter denken?“

Gewiß kann keine noch so kluge und maßvolle Abwägung und Harmonie der egoistischen Einzelinteressen, das Volks- und Staatsleben den höchsten Zielen der Politik entgegenführen. Dazu bedarf es höherer geistiger und sittlicher Kräfte als der bloße Einzel- oder Gruppenegoismus besitzt. Dazu bedarf es umfassender geschichtlicher Bildung, weitgehender wirthschaftlicher und politischer Einsicht. Dazu bedarf es eines feinen politischen Taktes, der alle Einseitigkeiten und Uebertreibungen vermeidet. Dazu bedarf es einer hohen, sittlichen Gesinnung, der das Wohl und die Ehre des Staatswesens über alles geht, welche die höchsten und fernsten Kulturinteressen zu fördern versteht und doch die Berechtigung auch des Einzelnen und Kleinen, insofern es zur allseitigen Entfaltung der Volkskraft dient, zu würdigen weiß.

Kurzum, zu Politikern im wahren Sinne, zu wirklichen Volksvertretern taugen nur Männer von höchster Bildung und edelstem Charakter, welche Festigkeit des Wollens mit Feinheit des Empfindens, Schärfe der Einsicht mit Zartheit der Rücksicht, Verständniß des Gegenwärtigen mit Ahnung des Zukünftigen verbinden.

Wo und wie könnten solche Männer von Geist und Charakter je aus allgemeinen gleichen Volkswahlen hervorgehen, in welchen „Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet?“ Woher will die bloße Zahlenmajorität, die große Masse, welche gewohnt ist, von ihren Führern nur verhetzt und mit unerfüllbaren Versprechungen irdischer und himmlischer Glückseligkeit geködert zu werden, je den Maßstab nehmen, um solche Männer zu werthen, die wie Coriolan sich scheuen, um die wankelmüthige Volksgunst zu buhlen? Gewiß, jeder einzelne verständige und tüchtige Arbeiter, jeder einzelne Bauer mit gesundem Sinn trägt in sich ein Gefühl für wahre Menschengröße und echten Menschenwerth; allein sobald sie in Massen beisammen sind, reißt der niedrige Masseninstinkt, die unvernünftige Massenleidenschaft auch die Besten und Besonnensten mit fort, so daß sie über denselben Mann heute „Hosianna!“, morgen „Kreuzige ihn!“ mitschreien.

Darum können — und das ist das Wesentliche an unserm Vorschlag — solche Vertreter der Staats- und Kulturinteressen, welche berufen sind, die Gegensätze der wirthschaftlichen Gruppen-Interessen auszugleichen und durch höhere Rücksichten zu beschränken, nicht von der Masse nach dem allgemeinen gleichen Stimmrecht gewählt werden, sondern im besten Falle und nach jahrzehntelanger Uebung nur von den über den wirthschaftlichen Sonderinteressen stehenden (akademisch und seminaristisch) Gebildeten, von den Angehörigen der geistigen Berufe.

Leider ist bei dem heutigen Stande unsrer politischen Bildung, bei dem gänzlichen Mangel an politischer Unterweisung und Erziehung zunächst nicht allzu viel Aussicht vorhanden, das diese Vertreter der „Intelligenz“, die ein Fünftel aller Volksvertreter ausmachen sollen, alle oder in der Mehrzahl auch intelligente und — was noch werthvoller ist — praktische und charaktervolle, besonnene und tüchtige Staatsmänner seien. Allein die Art, wie sie gewählt werden sollen, bietet die einzige Hoffnung und Möglichkeit, daß eine immer größere Zahl es werden, daß aus ihnen auch nur einige Staatsmänner, wie sie die geistige Aristokratie Englands hervorbrachte, erstehen könnten.

Diese „Unparteiischen“, wie ich sie kurzweg nennen möchte, müßten nach und nach die höchste und reichste politische Bildung sich zu eigen machen. Sie sollten dem Gang unsrer inneren Politik allmählich eine gewisse Sicherheit und Stetigkeit, Ruhe und Würde verleihen, einen wahrhaften geschäfts- und weltkundigen Senat bilden. Sie sollten, wie einst die Patrizier der italienischen und deutschen Städterepubliken, höchste Staatsweisheit und größte Staatskunst[9]) in sich vereinigen, die Politik aus einer Sache des Temperaments und Instinkts zu einer Wissenschaft erheben und so zu einem angesehenen, pflichttreuen, sozial und national gesinnten politischen Geistesadel sich entwickeln, der höchstes ideales Streben mit feinstem praktischen Scharfsinn zu verbinden wüßte. —

Dies wären im allgemeinen die Voraussetzungen und Gesichtspunkte, nach welchen eine wahre, gerechte und würdige Volksvertretung sich bilden sollte, nämlich:

9) In dem großartigen Werke des k. k. Feldmarschallleutnants G. Ratzenhofer: „Wesen und Zweck der Politik“ (Leipzig, Brockhaus 1893) würden sie entsprechende Anleitung finden.

1. Verhütung jeder Art von Klassen- oder Massenherrschaft; 2. klare, offene und energische Vertretung der Interessen der einzelnen bürgerlichen Berufe; 3. objektiv-sachliche, an Stelle der bisherigen subjektiv-parteipolitischen Beurtheilung und Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten; 4. weitblickende und nachhaltige Vertretung der Gesammt- und Kulturinteressen. — Während im Reiche eine Reform des allgemeinen und gleichen Wahlrechts auf absehbare Zeit unmöglich sein dürfte und eine verhängnißvolle Massenherrschaft, die nothwendige Folge desselben, nur durch Beibehaltung der ersten Wahlkreiseintheilung (397 Abgeordnete statt 530) u. a. aufgehalten werden kann: sind die deutschen Einzelstaaten in der glücklichen Lage, die Fehler des allgemeinen gleichen Wahlrechts zu vermeiden und mit Ausdehnung des Stimmrechts auf alle Bürger doch eine zweckmäßigere, gerechtere Volksvertretung anbahnen zu helfen. Für Bayern insbesondere, wo die Vertreter der bäuerlichen und großstädtischen Massen mit Nachdruck auf die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts drängen und leider auch die Liberalen, die Vertreter des gebildeten und besitzenden Bürgerstandes, sich blindlings jener Forderung anschließen, würde auf Grund der vorzüglichen Berufsstatistik von 1895 der Landtag nach den vorher entwickelten Gesichtspunkten und nach Vereinbarung der Regierung mit der jetzigen Volksvertretung sich etwa folgendermaßen zusammensetzen.

Das Königreich Bayern wird nach Maßgabe seiner Bevölkerung von 6 Millionen in 30 Wahlkreise von je 200,000 Seelen getheilt, von denen jeder 5 Abgeordnete (im Ganzen 150 = 1 auf 40,000 Seelen) **nach allgemeinem, direktem Stimmrecht, ausgeübt nach Berufsgruppen, zu wählen hat.**

Der erste Abgeordnete entfällt in jedem Kreise auf die Gruppe der freien und gelehrten Berufe, welche aus ihrer Mitte je einen Vertreter der Gesammt- und Kulturinteressen wählen, im ganzen also 30.

In der weiteren Eintheilung der Wahlkreise ist möglichst nach Sonderung in Ackerbau- und Industrie-, in ländliche und städtische Bezirke zu verfahren.

Da in Bayern der Großgrundbesitz wenig verbreitet und in der Kammer der Reichsräthe genügend vertreten ist, so wären in ländlichen Bezirken je zwei Abgeordnete von den mittleren und kleineren Grundbesitzern zu wählen, je einer von den Handwerkern, Wirthen und Krämern und je einer von den Taglöhnern und Knechten. In den städtischen Bezirken[10]) wären 1—2 Abgeordnete von den Handwerkern, 1 von den Kaufleuten, 1 von den Industrie-Arbeitern und Gesellen, bezw. 1 Abgeordneter von den im Handel- und Verkehrswesen, Post- und Bahndienst Beschäftigten zu wählen. Auf Grund der Berufsstatistik von 1895, sowie der bisherigen Wählerlisten, auf welchen überall der Beruf des Wählers angegeben ist, dürfte es nicht schwer sein, die einzelnen Bürger in die genannten Berufsgruppen einzugliedern; in zweifelhaften Fällen (z. B. bei verschiedenem Haupt- und Nebenberuf) könnte man mit einer gewissen Freiheit verfahren, dem Einzelnen den Beitritt zu diesem oder jenem Berufe freistellen oder ihn, falls in seinem Wahlbezirk kein Vertreter seines Berufes aufgestellt werden kann, einem benachbarten Bezirke zuweisen. Jedenfalls käme so eine größere Anzahl von Staatsbürgern zum Ausdruck ihres Willens und ihrer Interessen als heute, wo z. B. die Gebildeten und Handwerker in kleineren Städten von der unter Führung der Geistlichkeit stehenden Landbevölkerung vollständig überstimmt, d. i. rechtlos gemacht werden, ebenso wie in den großen Städten durch die Fabrikarbeiter.

So würde z. B. die Stadt München mit 400,000 Einwohnern 10 Abgeordnete und zwar 2 Vertreter der Staats- und Kulturinteressen (darunter 1 Vertreter der Kunst), 3 des Handwerks, 3 der Industriearbeiter, 1 der Kaufleute und 1 der im Verkehrswesen Beschäftigten, in die Kammer entsenden, unstreitig eine gerechtere und zweckmäßigere Vertretung der mannichfachen bestehenden Interessen als heutzutage, wo 3 Sozialdemokraten und 3 trotz ihrer verschiedenen Berufsstellung ganz unter der Zwangsgewalt des die ländlichen Massen vertretenden Centrums stehende Gebildete die Interessen der Bewohner der Hauptstadt zum Ausdruck bringen. — Im Kreise Schwaben und Neuburg ferner würden bei 640,000 bayerischen Bewohnern 16 Abgeordnete zu wählen sein; davon würden etwa 3 auf die Angehörigen der gelehrten und freien Berufe, 4 auf das Handwerk, 4 auf den mittleren und kleineren Grundbesitz, 2 auf den Handelsstand (1 auf die Selbständigen, 1 die Unselbständigen), 2 auf die Industriearbeiter, 1 auf die landwirthschaftlichen Taglöhner entfallen.

Der künftige bayerische Landtag würde also bei allgemeinem Wahlrecht, ausgeübt von Berufsgruppen, ungefähr folgende Zusammensetzung bieten: Von den 150 Mandaten würden 30 auf die Vertreter der Gesammt- und Kulturinteressen (gewählt von den Angehörigen der gebildeten Berufe), 48 auf die Vertreter der Landwirthschaft (einschließlich Gärtnerei und Forstwirthschaft und zwar 40 auf den mittleren und kleineren Grundbesitz, 8 auf die ländlichen Lohnarbeiter) entfallen. 50 auf die Vertreter der Industrie (davon 30 auf das Handwerk, 20 auf Fabrikarbeiter und Gesellen), 22 auf die Vertreter des Handels und des Verkehrs (davon entfallen: 12 auf Kaufleute und Krämer, 10 auf die im Handel und Vrkehr Beschäftigten). Selbstverständlich könnte die genaue Festsetzung der Zahl der von jeder Berufsgruppe zu wählenden Abgeordneten nur durch Vereinbarung der kgl. Staatsrgierung mit einem konstituirenden Landtag erfolgen, allein man sollte meinen, daß, wie die an sich viel empfindlicheren Ansprüche der einzelnen deutschen Staaten und Fürsten im Bundesrath einen zahlenmäßigen Ausdruck gefunden haben, so auch die Ansprüche und Interessen der einzelnen Berufsgruppen eine möglichst gerechte und annehmbare Vertretung finden könnten.

Jedenfalls wäre dadurch vermieden, daß die Einzellandtage nur ein Abklatsch des Reichstags mit den nämlichen Parteigesichtspunkten und Persönlichkeiten und dadurch immer unfruchtbarer und überflüssiger würden. Ferner wäre zu hoffen, daß bei solcher natürlichen Zusammensetzung einer Vertretung des Volkes nach den wirklichen Interessen auch die Verhandlungen immer sachlicher und das Verständniß für die Aufgaben und die Wirksamkeit des Staatswesens in allen Kreisen der Bevölkerung immer verbreiteter würde. Endlich bestünde bei einem derartigen Wahlverfahren („jeder Bürger ein Wähler, aber innerhalb seiner Berufsgruppe“), die Aussicht, daß die Gefahren und Ungerechtigkeiten der Klassen- wie der Massenherrschaft[11]) vermieden und unser Staats-

[10]) Auch die Vertretung von Großindustrie und Großhandel ließe sich am besten in die Erste Kammer verlegen, vielleicht mit der Bestimmung, daß die Abgeordneten dieser wichtigen Berufsgruppen das Recht und die Pflicht haben, ihre Interessen im gegebenen Fall persönlich auch in der Zweiten Kammer zu vertreten.

[11]) Die im Reichstag einmal zu einem Staatsstreich von unten oder von oben führen kann und muß. Vgl. Unold: „Ein neuer Reichstag“, S. 82.

wesen immer mehr jenem oben geschilderten Ideal des modernen Rechts- und Kulturstaates angenähert würde.

Da voraussichtlich das Verständniß für die Vorzüge und die Nothwendigkeit einer derartigen gerechten und wirklichen Volksvertretung noch zu wenig vorbereitet und die Forderung des allgemeinen gleichen Wahlrechts auch von denen, die durch dasselbe von der Theilnahme am politischen Leben immer mehr ausgeschlossen werden, z. B. von den Gebildeten und Besitzenden, von Handwerkern und Kaufleuten, blindlings nachgebetet wird, so erwächst für eine einsichtsvolle, weitblickende Staatsregierung unter den vorliegenden Umständen die ernste, hohe Aufgabe: zunächst zu verhindern, daß das gleiche Wahlrecht auch für die Einzellandtage eingeführt werde. Denn wenn es einmal gegeben ist, ist es schwer, fast unmöglich, ohne Rechtsbruch eine vernünftige und gerechte Modifikation desselben vorzunehmen. Und selbst wenn für einige Zeit noch zu hoffen wäre, daß bei dem Vorwiegen der ländlichen Bevölkerung in Bayern die Leitung derselben durch den Klerus sich aufrechterhalten ließe, so ist doch mit Recht zu befürchten, daß bei der beständigen Zunahme der städtischen industriellen Bevölkerung, bei der fortgesetzten agitatorischen Bearbeitung des Landvolkes und bei der unaufhaltsame Ausbreitung der Volksbildung und des demokratischen Geistes, auch unser engeres Vaterland unter dem gleichen Stimmrecht einer unfruchtbaren oder gar revolutionären Massenherrschaft zutreiben würde. Außerdem macht sich aber das berechtigte Streben nach Interessenvertretung bei Landwirthen, Handwerkern und Kaufleuten immer mächtiger und deutlicher bemerkbar, so daß es bald möglich sein dürfte, auf Grund dieses sachlichen Interessestrebens (bei entsprechender Berücksichtigung auch der Gesammt- und Kulturinteressen, deren Vertreter zu einer Milderung der Gegensätze zur Verhütung von ungerechter Majorisirung und zum Schutz der Schwächeren berufen wären), zu einer wirklichen Volksvertretung, zu einer gesunden Realpolitik und zur Ausgestaltung eines Rechts- und Kulturstaates zu gelangen.

Darum: Videant consules ne quid detrimenti res publica capiat!

Entwicklungsgeschichte der alten Trutzwaffen.[1])

Max Jähns, der gelehrte Soldat, der Alterthums- und Sprachforscher, der Verfasser einer der besten Moltke-Biographien, welcher uns erst vor einem Jahre durch die hervorragend gelungene und pietätvolle Herausgabe von Cohausens „Die Befestigungsweisen der Vorzeit und des Mittelalters“ erfreut hat, legt diesmal ein höchst eigenartiges Werk seiner Feder vor, das den in der Ueberschrift genannten Titel trägt und in der wissenschaftlichen Methode, sowie hinsichtlich des Werths eine geistige Verwandtschaft mit der erwähnten Arbeit seines verstorbenen Freundes aufweist.

Trutzwaffen nennt man bekanntlich im Gegensatz zu den vor der feindlichen Waffenwirkung sichernden Schutzwaffen (Helm, Rüstungen, Schilden, Panzerungen) Werkzeuge zur Beschädigung oder Vernichtung des Feindes — also dem Angriffe dienende Hieb- und Stoß-, sowie Schußwaffen.

Mit Recht bemängelt Jähns diese Eintheilung. Denn abgesehen davon, daß gewisse Trutzwaffen auch zur Deckung dienen, also im Sinne von Schutzwaffen gebraucht werden, z. B. Spieß und Schwert, ja selbst jede Feuerwaffe, die heute den Vertheidiger vor dem Angriff schützt, gibt es auch eine Mittelgattung, welche ausdrücklich für beide Zwecke bestimmt ist, so die als Linkshänder oder Schwertbrecher benutzten gezahnten Dolche, so die klingenstarrenden Kampftartschen des 15. Jahrhunderts, ja um recht große Zeitunterschiede zu berücksichtigen, der Schild mit dem Medusenhaupt und der heutige Schumann'sche Fahrpanzer. Dennoch gibt es keine treffendere Bezeichnung, und in Anbetracht der verhältnißmäßigen Seltenheit dieser Zwitterwaffen behält auch Jähns den Namen Trutzwaffe bei.

Noch weniger hält die alte Scheidung der Trutzwaffen in Nah- oder Handwaffen (armes de main, armes blanches) — bekanntlich solchen, deren man sich im Handgemenge, im Kampfe Mann gegen Mann bedient, um mit ihrer Hülfe und durch die Kraft des Armes den Feind unmittelbar wehrlos zu machen — und Fernwaffen, welche aus größerer oder geringerer Entfernung auf den Gegner wirken, um seine Schutzmittel zu zerstören, vor der näheren Prüfung des Verfassers stand, weil sie zweifellos auf einer gründlichen Verkennung der ursprünglichen Verwendungsweise der Waffen beruht. Denn in der Frühzeit dienten die Waffen stets beiden Zwecken, dem Fern-, wie dem Nahgebrauch, ja auch in unsern Tagen ist die wichtigste Feuerwaffe, das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonnet, ein Doppelgebilde, und — wenn auch wenig glücklich — unterscheidet man sogar Nahkampfgeschütze, die zur Abwehr des Sturms bestimmt sind, von den auf große Schußweiten wirkenden schweren Fernkampfgeschützen. Daher haben derartige unklare, wenn auch sehr verbreitete Unterscheidungen und Gattungsbegriffe jedenfalls in einer „Entwicklungsgeschichte“ der alten Trutzwaffen, wie sie uns Jähns gibt, keinen Platz.

Verfasser macht vielmehr den Versuch, jede Erscheinung auf ihre Urgestalt zurückzuführen und die Beziehungen zwischen den einzelnen Formen festzustellen. Die Entstehungsgründe der Waffen, ihre Stoffe und deren Bearbeitung will er würdigen und dann die Waffen selbst, nach ihren durch die Herstellungsgründe bestimmten Entwicklungsstufen, nicht nach der Reihenfolge, in welcher sie in der Geschichte auftreten, d. h. nach bedingten Zeitstufen geordnet, eingehend besprechen.

Es sei mir nun gestattet, an der Hand des schönen Werkes, das außer der Einleitung und den sehr sorgfältigen Inhaltsverzeichnissen 380 Quartseiten Text und 40 trefflich ausgeführte Tafeln mit Waffenabbildungen enthält, seinen Gedankengang zu skizziren, einzelnes dabei besonders hervorzuheben und hier und da vielleicht eine kleine Anmerkung zu machen.

Waffe und Werkzeug sind ursprünglich ein und dasselbe. Griechisch „ὅπλον“ bedeutet ebenso wie das lateinische „arma“ und das urgermanische „wêpno (wapano)“ Geräth. Auch die russischen Wörter „orudie“ (Geräth) und „oruzie“ (Waffe) sind eigentlich ein und dasselbe, und als die Bauern aufstanden, bewaffneten sie sich mit ihrem Werkzeuge, der Sense.

Weder die antike Vorstellung vom Menschen als Urhelden, dessen erste Kraftäußerung bereits das adelnde Gepräge der Kunst trägt — Horaz stellt in seinen Oden die Gabe des Faustkampfes unmittelbar neben die der Sprache —, noch die moderne vom gorillaartigen Vormenschen, dessen ursprüngliche Kampforgane gegen die Thierwelt sich erst allmählich, als er ein im Gegensatz selbst zum höchststehenden Thier werkzeugschaffendes Wesen wurde (a toolmaking animal, wie Franklin sagt), in veredelnder Weise zurückgebildet haben, läßt Jähns gelten. Er nimmt vielmehr an, daß das Schutzbedürfniß und die Waffenlosigkeit unsern Körper zur Erfindung der Werkzeuge und Waffen führte, und damit unsre heutige Gesittung herbeigeführt haben. Wahrscheinlich ist diese Erfindung noch älter als die Zähmung des Feuers.

Die ersten Waffen haben ihre Urbilder in den zum Kampf geeigneten Gliedern des Menschen, sind also durch Selbstbeobachtung und unbewußtes Nachschaffen entstandene Verlängerungen, Verstärkungen oder Verschärfungen leiblicher Organe (Kapps Organprojektion). Arma und Arm sind beide auf die indoeuropäische Wurzel ar = ausgreifen, zurückzuführen. Unsre Lanze ist nichts anderes als eine Verlängerung des Arms. Der Vorderarm mit Faust bildet den natürlichen Hammer, der künstliche ist seine Nachbildung. Der gekrümmte Finger wird zum Haken, die Hohlhand zur Schale und zum Spaten u. s. w. Ein Werkzeug erweist sich

[1]) Mit einem Anhange über die Feuerwaffen von Max Jähns. Mit 40 Tafeln. Berlin 1899. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung.

um so „handlicher", je mehr es die wesentlichen Eigenschaften der schöpferischen Hand, des „Werkzeugs der Werkzeuge" nach Aristoteles, verkörpert.

Eine Menge vorbildlicher Werkzeuge liefert ferner die Nachahmung, d. h. die vergleichende Betrachtung, das Finden und Nachschaffen geeigneter Vorbilder der Umgebung, der Mineral-, Pflanzen- und Thierwelt, wie dies besonders Gustav Klemm lehrt.

So entstanden in fortschreitender Entwicklung natürlich verschiedene Waffentypen, in denen, wie der englische General Lane-Fox geistvoll zeigt, ein und dieselbe Grundform in verschiedener Größe wiederholt und abgewandelt wird, z. B. Dolch und Schwert. Es läßt sich also ein innerer Zusammenhang zwischen den ältesten Anfängen und den Erzeugnissen der heutigen Technik nachweisen. Hiebei waren in älterer Zeit natürlich die Fortschritte langsamer, wobei Sitten und Gewohnheiten der einzelnen Völker wie auch heute noch sehr mitsprachen und oft praktischen Neuerungen den Eingang wehrten.

War ursprünglich das rohe Nützlichkeitsbedürfniß maßgebend, so trat wenig später mit dem Schmuckbedürfniß, diesem mächtigen Kulturförderer, auch die Verfeinerung der Waffen in die Erscheinung. Kein anderes Geräth kommt dem so zuhülfe. Selbst als Kultusgeräthe erscheinen sie, weil der Kampf als Gottesgericht galt. Am meisten und reichsten freilich bethätigte sich der Kunsttrieb am Schilde, der ältesten Schutzwaffe. So finden wir die bunten Schilde der Germanen und die großartigen „Schildereien" der Hellenen, von denen uns Vater Homer in seiner „Schilderung" des Schildes des Achilleus u. a. berichtet: „Im blauen Felde drei leere Schilder" — das war auch das sinnvolle Wappen, das Kaiser Max den Künstlern verlieh. Als höchste Zierde des Mannes galt freilich das Schwert und fordert daher auch rückwirkend seinen Kunsttrieb heraus. Sein Erscheinen bedeutet zugleich den größten Kulturfortschritt. Denn es ist das Abzeichen seßhafter Völker, die von den Uebung erfordernden und hauptsächlich gegen Thiere gerichteten Fernwaffen der Nomadenvölker, der Schleuder des Hirten und dem Bogen des Jägers, sich entfernen und daher auch, weil sie entscheidende, aber kurze, womöglich zwischen Aussaat und Ernte fallende Kriege führen müssen, sich dem Nahkampfe gegen Menschen zuwenden. Das Schwert war ihre Hauptwaffe und ihre Zier, damit hing auch „Ziu", der Name des altgermanischen Schwertgottes, zusammen. Sie haben daher auch die jüngeren Schutzwaffen zwar nicht erfunden, wohl aber doch unter der Gunst einer höher gearteten Lebensführung und für den Nahgebrauch besonders durchgebildet. Im Rigweda z. B. gibt es noch keinen Schild, und Homer gibt den in der Kultur zurückgebliebenen Lokrern noch keine Nah- und Schutzwaffe. Ratzel sagt, daß alle Völker, die in Afrika als bedeutende Staatengründer aufgetreten sind, nicht vorwiegend Bogenschützen waren, wie ja auch die Europäer heute noch den größten Widerstand nur von den wohlgeordneten Horden von Speerträgern im Nahgefecht erfahren. Peschel hält, wo heute Bogen und Pfeil als Hauptbewaffnung auftreten, dies als ein sicheres Anzeichen des Erlöschens einer Menschenrasse. Später freilich, als Staaten entstehen, treten die taktischen Forderungen selbstverständlich in den Vordergrund vor den wirthschaftlichen, und da tauchen dann natürlich auch Schützentruppen mit Fernwaffen wieder auf. Aber es bleibt bemerkenswerth, daß diese Waffen dann nur von den Sklaven und Unterworfenen geführt werden, die von der Ehre des Nahkampfes ausgeschlossen waren.

Es folgt nun eine kurze, aber interessante allgemeine Erörterung über die Entstehung der Rechtshändigkeit des Menschen, die auf den häufigen Gebrauch der rechten Hand als Schwertfaust, der linken als in verhältnißmäßiger Ruhe befindliche Schildhand zurückzuführen ist. Dies hatte auch eine Rückwirkung auf die Beine, die Ausbildung des linken als Stütz-, des rechten als Spielbeines. Der rechte Fuß ist der Tast-, aber auch der bevorzugte Springfuß geworden, wenn auch — infolge einer willkürlichen Vorschrift — unsre Truppen mit dem linken Fuß antreten. Rechts wurde daher auch von altersher bevorzugt, dexter heißt auch gewandt, glückbringend, passend. Recte und rechts leiten ferner auf den Begriff des Rechts über; der „rechte" Weg ist auch der richtige. Solche und ähnliche feinsinnige, oft überraschende sprachliche und Begriffserklärungen, eigenen Forschens oder auf Grimm und Andere gestützt, liebt Jähns, und wir treffen sie daher in Fülle an, wie schon in früheren Schriften des Ehrenmitglieds des Deutschen Sprachvereins. Angesichts der hohen Geltung der Waffen lag es nahe, sie auch bei der Namenwahl von Einzelnen wie von Völkerschaften zu berücksichtigen. Ferner, wer Waffen besaß, verfügte über Rechte und Herrschaftszeichen. Berühmte Waffen werden in den Sagen aller Völker als Geschenke der Götter gepriesen, und zur Mündigkeitserklärung des schwertmäßigen germanischen Jünglings gehörte auch die feierliche Waffennahme. Die, welche das Schwert von demselben Waffenvater erhielten, waren Waffenbrüder. Schildgesellen und Schwertgenossen bildeten das erste angestammte Gefolge eines jungen Fürsten. Nach den Waffen wurde früher wie heute der Mann, besonders in kriegsgeschichtlicher Darstellung, bezeichnet, so einfach als Speerträger oder hasta, Gewehr oder Säbel in unsern Tagen. Dann kam der Begriff der Waffengattung auf, und mit ihm überträgt sich der Name einer Waffe auf ganze Schaaren gleichgerüsteter Krieger, die im Mittelalter sogar ihre eigenen Schutzheiligen hatten. So gehört St. Georg der Reiterei, St. Gereon dem Fußvolk, St. Sebastian den Schützen, die hl. Barbara der Artillerie an und selbst die Pontoniere haben in dem Brückenheiligen Johannes von Nepomuk ihren Patron. Und wie im Leben, so im Tode, bis zum Scheiterhaufen begleiten die Waffen den Mann, sie folgen ihm ins Grab, auch heute noch liegt auf dem Sarge des Offiziers sein treuer Degen!

Absichtlich habe ich bei diesem ersten Kapitel über Entstehung und Bedeutung der Waffen länger verweilt, weil es mir am besten die Eigenart des Werkes wiederzugeben scheint. Kürzer will ich mich nun bei den übrigen fassen.

Der zweite Haupttheil behandelt die Stoffe der Waffen, welche allen drei Naturreichen angehören. Ein eigener Abschnitt „Hütte und Schmiede" widmet sich auch der Metallgewinnung und Verarbeitung in Wirklichkeit, in Sage und Geschichte.

„Die Geräthe aus Knochen und Stein, weit entfernt, ausschließlich nur eine fernabliegende und streng isolirte Zeit zu bezeichnen, bilden eine durchgehende des gesammten vorgeschichtlichen Kulturzustandes, welche mit mehr oder minder bedeutender Beimischung von Bronzegeräthen bis zum Eintritt des allseitigsten Eisengebrauchs hinabreicht." Diesen Ausspruch Lindenschmits nimmt Jähns zur Grundlage seiner Darstellung. Er bemerkt, daß der Eintritt des Eisengebrauchs natürlich in den verschiedenen Weltgegenden je nach den örtlichen Vorbedingungen und der Begabung der Rasse zu sehr verschiedenen Zeiten stattgefunden hat. Im Norden Europa's erhielten sich Steinwaffen, die heute übrigens noch bei den Südseevölkern vorhanden sind, am längsten, und reichten weit in die Metallzeit hinein. Auch das Zeitalter der Bronze ist nicht genau von dem des Eisens zu unterscheiden, wenn wir auch in Bezug auf eine bestimmte Gegend oder Völkerschaft von einer Stein- oder einer Bronzezeit reden dürfen. Galt auch Bronze als das edlere Metall, so siegte doch bald die größere Verwendungsfähigkeit des Eisens. Als z. B. die Germanen in das geschichtliche Leben eintraten, führten sie kaum noch bronzene, sondern vorwiegend schon eiserne Waffen.

Nächst den Urgewerben der Menschheit, Jagd- und Fischfang, Viehzucht und Ackerbau, ist fast die altehrwürdigste Thätigkeit die der Metallbereitung. Goethe hat das in seiner Pandora dadurch zum Ausdruck gebracht, daß er den Urvater dieser Technik, Prometheus, in den Mittelpunkt der Handlung gestellt hat. Unter den Germanen machte das Waffenschmieden — im Gegensatz zu den Römern, wo es nur Sklaven übten — frei, ebenso wie auch die Gelehrten auf hörten, hörig zu sein. Die Tödtung eines Schmiedes wurde strenger bestraft, als die anderer Handwerker. König Geiserich erhebt einen Schmied sogar in den Grafenstand, und die Nichte des Königs Bose vermählte sich mit einem solchen Cyklopen. Ernst Moritz Arndt aber sang einst: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte" — es ist die waffenfrohe deutsche Stimmung und die Lust an der Verherrlichung des Mannesmuths, die ihm diese Worte eingab. Sie gründet sich mit auf die Freude an der Zunahme herrlicher Waffen im Vaterlande.

Das Unterscheidungszeichen der Waffen nach Zwecken und Formen ist gegenüber der nach den augenfälligeren Stoffen das feinere, tiefer führende. Mit ihm beschäftigt sich nun das große dritte Hauptstück des Buches, wobei vier Entwicklungsstufen unterschieden werden. In einer besonderen Einleitung hebt Jähns wieder hervor, daß die Fernwaffen die ältesten sind, denn das Werfen sei die erste Kampfart des Menschen gewesen, der noch nicht die erst durch Erziehung gewonnene Tugend der Tapferkeit, wie sie der Kampf Mann gegen Mann fordert, besaß, sondern beim Herannahen der Gefahr floh und aus dem Versteck heraus warf. So beginnt denn auch die erste Stufe mit dem Schleuderstein und Schleuderstock, wie sie die indo-iranischen Helden, die Heroen Homers und des Nibelungenliedes, auch David dem Goliath gegenüber benutzten und selbst noch von den Sachsen in der Schlacht bei Hastings gegen die Normannen gebraucht wurden. Dann geht Verfasser zur Wurfkugel der Altamerikaner und Altägypter über, aus der sich der Fangstrick oder der Lasso, die erste Steppenwaffe, entwickelt, die schon die alten Arankarier verwandten. Darauf werden die verschiedenen Hämmer behandelt, die ursprünglich stiellos waren und sich von Babylon bis zur Bretagne finden, auch in Troja und Tiryns in großer Zahl gefunden wurden. Selbst der Unterkiefer des Höhlenbären wurde als Hammer benutzt. Daran reihen sich die bearbeiteten Steingeräthe, die so häufige meißelartige Spaltklinge (Celt[is]), welche wieder den Hauptbestandtheil der Beile und Aexte, der Messer und Dolche bildete. Aus letzteren entwickelten sich Hippe und Sichel. Dann kommen der Stock und die aus ihm entstandenen Waffen: die Keule, der Pfriem und der Stieldolch, der Spieß oder Speer, der Haken und die Hacke. Wir erfahren zum Beispiel vom Stock, daß er — da der Mensch nach Noiré ein prügelndes Thier ist — eine große Bedeutung erlangte. Die Schildhalter manches Fürstenwappens führen ihn als Vorbild solcher Bewaffnung in Form einer entwurzelten Tanne und noch heute dient er als Abzeichen der Würde in Gestalt des Scepters, des Marschall- und des Heroldstabes. Aus ihm entwickelte sich vor allem der so wichtige Spieß oder Speer, die älteste Waffe des Jägers und Fischers, in Längen von 4 bis zu 20 Fuß. Von jeher, selbst heute, wo er als Königin der Waffen, als Lanze, die furchtbare Stoßwaffe unsrer Reiterei bildet, zum Nah- wie Fernkampf bestimmt. Die bekanntesten sind die Framea und der Ger, der Wurfspieß der alten Germanen, wie er noch heute bei den Afrikanern als Assagaie vorkommt und auch in der Ilias als ἔγχος erscheint. Berühmt ist namentlich das römische Pilum, das die Hastaten schleuderten, um dann zum Schwert zu greifen. Sehr lang waren die griechischen Spieße, welche in der Sarissa der Makedonier im letzten Gliede zur Diadochenzeit auf die Länge von 16 Ellen oder 7.36 m wuchsen (Polybios). Die römische Hasta war weit kürzer. Dagegen sehen wir dann wieder die Landsknechte im 15. Jahrhundert mit ihren überlangen Spießen oder Pinnen nach Art der griechischen Phalanx den Stoß in die tiefen Sturmhaufen ausführen. Im 17. Jahrhundert erschienen darauf die kurzen Piken für die Pikenire, die das Knochengerüst der damaligen Schlachtordnung bildeten. Auch im vorigen Jahrhundert kämpfte man noch in der Vendée mit dem Spieß. Stets war der Speer das Wahrzeichen des Mannes, seine Verwandtschaft heißt die spermage und germage, die der Frau spillmage und kunkelmage. Bei den deutschen Völkern waren es die von den Freien geführten Waffen, das Sinnbild des Kampfes und der Herrschaft. Die Edda sagt: „Als Odhin den Speer unter das Volk schleuderte, da ward der erste Krieg auf Erden." Aus ihm geht aber der Sieg, aus diesem die Herrschaft hervor. Daher erscheinen auf vielen fränkischen Münzen die Könige mit dem Speer als Zeichen der Herrschergewalt. Die Römer schleuderten die hasta praeusta über die Grenze als Kriegserklärung. Kaiser Otto II. begnügte sich, zum Zeichen seiner Herrschaft, als er siegreich bis Paris vorgedrungen, die von Hugo Capet tüchtig vertheidigte Hauptstadt aber nicht einnehmen konnte, seinen Speer in das Brückenthor zu stoßen.

War in der ersten Stufe eine Zergliederung in Fern- und Nahwaffen charakteristisch, so tritt in der Formenwelt der zweiten auch das Verschmelzen der Urformen hinzu. Es werden die im alten Völkerkreise Asien-Europa's, aber auch heute noch bei den Polynesiern übliche Band- und Stabschleuder, dann die verschiedenen Schlagwaffen zum Zerschmettern des Gegners hervorgehoben, wie die Faustwehren der griechischen und römischen Kämpfer, die Axthämmer der jüngeren Steinzeit, welche dann durch den Hakenhammer und die Spornaxt verdrängt wurden, wie letztere z. B. die Amazonen führten. Aus der Verbindung von Axt und Spieß entstand die im Mittelalter so übliche Helmbarte (Hellebarde), aus der von Keule und Spieß der Dornkolben (plançon à picot), der in der Schlacht von Pevelenberg (1304) eine Rolle spielte. Schleuder und Keule verschmolzen zur Schlachtgeißel, Kettenmorgenstern und Kriegsflegel. Letzterer, eine halb geschleuderte, halb festgehaltene Keule, diente je nach ihrer Grifflänge sowohl der Reiterei wie dem Fußvolk. Besonders interessant ist dann die Kehrwiederkeule (fälschlich Boumerang), welche auf Entfernungen von über 100 Fuß trifft und mit Erhöhung geworfen zum Abwerfer zurückkehrt, sofern sie nicht das Ziel oder einen Gegenstand erreicht hat. In Australien, Indien und im orientalischen Alterthum findet sich diese merkwürdige, im Sanskrit „ástara", d. i. Zerstreuer, benannte Wurfwaffe. Wird die Keule zum Hiebe benutzt, so entsteht die Schneidenkeule, die Pátu-Pátu der Neuseeländer, soll sie stechen, so entwickelt sich als Uebergangsform zwischen Dolch und Spieß die z. B. von den Nubiern benutzte Stoßkeule.

In höchst interessanter und ausführlicher Weise, zum großen Theil auf Wendelin Boeheim gestützt, behandelt dann Jähns die Waffe aller Waffen — das Schwert. Es verbindet die Eigenschaften der Keule, Axt und des Speers. In einschneidiger Form, der älteren, hat diese Blankwaffe zum Ausgangspunkt das Messer, als zweischneidige den Dolch. Das Schwert war stets aus Metall, da so lange Steinklingen nicht herstellbar, auch zu spröde sein würden. Wahrscheinlich hängt seine Erfindung mit der Bronze zusammen. Das älteste ist das einschneidige Hiebschwert, später kam das zweischneidige Stoßschwert auf. Der Gebrauch der Hiebwaffe ist dem Menschen natürlicher, namentlich gilt dies von den Germanen, bei denen wir schon in der ältesten Zeit neben der Francisca nur noch den oft gewaltigen einschneidigen Skramasax antreffen, ein Kurzschwert von 15 bis 900 gr und mehr Gewicht, wie es z. B. im Reihengräberfelde München-Giesing gefunden wurde. Erst in der Schlacht von Göllheim (1298) bedienten sie sich des spitzen Schwertes, in dessen Handhabung die Romanen Meister waren. Jähns führt das Wort Schwert auf die Sanskritwurzel svar = tönen zurück, es bedeutet also genau wie Klinge das Tönende, Klingende, Sausende Schwirrende, daher war es auch zunächst nur die geschwungene Hiebwaffe. In der Hohenstaufen-Zeit finden wir solche Schwerter von 80—100 cm Klingenlänge, ja die Deutschen Ordensschwerter sind noch länger. Die Erfindung des zweischneidigen Stoßschwertes ist ein Kulturfortschritt, zu dem erst eine gewisse Erfahrung, welche die namentlich von Vegetius so gerühmten Vortheile des Stichs vor dem Hiebe, sowie ein Erlernen der Handhabung der neuen Waffen führte. Mit geringen Ausnahmen sind alle europäischen Schwertformen von den Griechen ausgegangen, aber nur langsam verbreitete sich der Gebrauch nach Westen und Norden. Nach Naue unterscheidet Jähns bei den vorgeschichtlichen Bronzeschwertern fünf Entwicklungsstufen. Von dem ägypto-phönikischen Kurzschwert mit sehr einfacher zungenförmiger Klinge bis zu den langen Antennenschwertern mit den Volutenknauf. Dann kommt das Hallstätter Zeitalter, Kurz- und Langschwerter aus einer Mischung von Erz und Eisen umfassend, dann die vorgeschichtlichen Eisenschwerter in drei Gruppen (nach Lindenschmit). Hierauf erscheinen die geschichtlichen Schwerter mit den verschiedensten Namen vom ältesten Kurzschwert der Römer (ensis, später gladius) bis zum Zweihänder der Landsknechte, vom Krummsäbel bis zum Stoßrappier. Das Abendland hat das später zur Daga (Dolch), d. h. Degen, entwickelte gerade Schwert, das durch den Hieb zerschmettern soll. Und so lange die Hiebwaffe das Feld beherrschte, gingen wie in der Waffentechnik, wie in der Fechtkunst die Deutschen allen Völkern voran; das deutsche „Schirmen" für die Art ihres Fechtens ging in alle romanischen Sprachen mit gleicher Be-

deutung über (scherma, esgrima, escrime). Als aber das Stichfechten in den Vordergrund trat, übernahmen Spanien und Italien die Führung, und der Degen bildete sich aus. Er tritt als Haudegen und als Stoßdegen auf und wird zugleich durch Ausbildung des Griffs zum Faustschutz auch Schutzwaffe. Die mehrschneidigen Stoßdegen sind aber niemals Truppenwaffen geworden; sie waren entweder steif — Stecher — oder biegsam — Feder und Rapier, die Lieblingswaffe der Hidalgos, Kavaliere, Studenten und Abenteurer, heute das Würdeabzeichen von Hofleuten und Staatsdienern, allerdings in Form des eigentlichen Stoßdegens. Später führte eine Mischung des Haudegens mit dem Säbel zum Palasch, den besonders die europäische Reiterei, namentlich die Kürassire, auch heute noch führen. Auch die Offiziere des deutschen Fußvolks tragen ihn jetzt, während die Mannschaft heute den Kurzsäbel bezw. das Hüftmesser führt — eine Erneuerung des alten Skramasax.

Aus dem Morgenland kam das Krummschwert, das beim Zurückziehen schneidend wirkt, die volksthümliche Waffe namentlich der Perser und Araber. Zur Zeit der Kreuzzüge im Abendland als Sarassa, d. h. Sarazenenwaffe häufig, erhielt es bei uns die Bezeichnung Sabel, Seibel, Sebel. Noch 1510 wurde der „Säbel“ als ein neumodisches Lehnwort in Bayern verspottet. Stark gekrümmt und oft kostbar ausgestattet sind die türkischen und die ihnen ähnlichen ungarischen Säbel (Klisch), plump und roh die tschechischen (Tesak), eigenartig sind die polnischen (Karabela). Die deutsche Kavallerie hatte früher den leicht gebogenen Säbel, während noch die Husaren des großen Friedrich sehr stark gekrümmte führten. Eine besondere Form des Säbels ist das Sichelschwert, die uralte Etruskerwaffe, welche im Orient unter dem Namen Handschar erscheint.

Das Schwert wurde stets reich geschmückt und in älteren Zeiten entweder an einem Wehrgehänge über der Schulter (Alterthum sowie Morgenland) oder am Gürtel (Mittelalter) oder — im friedlichen Verkehr — als Handstütze oder im Arm (Alterthum, Mittelalter) getragen.

Jähns bespricht nun noch den beilartigen Schwertstab, das Wurfeisen, die Spieße mit veränderter Klinge, darunter die furchtbaren flämischen Goedendags, Stabschwerter, die wiederholt zum Siege über die Franzosen beigetragen, und über deren Aussehen sich die Gelehrten noch streiten, dann die Wurfspeere mit Schleudervorrichtung und das Blasrohr.

Hierauf wendet er sich zur dritten Stufe, in welcher der Mensch zur Beflügelung seiner Fernwaffen sich nicht mehr auf die Spannkraft seiner Muskeln beschränkt, sondern die Elastizität fremder Stoffe, zunächst die Schnellkraft gespannter Bogenarme benutzt. Hier ist außerdem charakteristisch, daß eine Nachahmung irgend eines menschlichen Organs nicht mehr stattfindet und die nun auftauchenden Fernwaffen (doppelte sind, nämlich aus dem außerhalb des Menschen befindlichen Krafterzeuger (dem „Gewehr“ oder dem „Geschütz“) und einem „Geschosse“ bestehen, das in die Ferne geschleudert wird und dort die erzeugte Kraft ausübt. Obwohl der Pfeilbogen unzweifelhaft älter als die bei weitem meisten Waffenformen ist, gehört er hieher, weil er einen anderen und in der Entwicklung höher stehenden Grundgedanken vertritt. Die Erfindung dieser uralten Schußwaffe muß daher auch als eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte der Waffen bezeichnet werden. Sie fällt jedenfalls in die Steinzeit, vielleicht schon in die ältere. Ebenso unbekannt wie die Zeit ist der Anlaß der Erfindung, die gewissermaßen einen elastischen Wurfstock darstellt. Höchst interessant sind die vielseitigen Gesichtspunkte, die bei der Herstellung des Bogens zu beachten sind, und welche Jähns einem Gespräche Eckermanns mit Goethe entnimmt. Es gibt einfache und zusammengesetzte Pfeilbogen; letztere sind schon überaus kunstvolle, überlegt ausgeklügelte Erzeugnisse, trotz ihres hohen Alters. Zum Bogen gehören Pfeile und Köcher. Die Bedienung erfordert außerordentliche Gewandtheit und Erfahrung, sollen nicht Wirkung und Treffsicherheit gefährdet sein. Es bedarf daher sehr langer Uebung, zumal Zielvorrichtungen (Visir und Korn) fehlen. Nach Ratzel sind die Bogenformen Merkmale von Völkergruppen. Am geschicktesten in der Bogenführung waren die Perser, dann die Parther, später die Hunnen. Ihren Gipfelpunkt erreichte aber die Bogenkunst bei den Engländern, unter denen sich — da sie zu Fuß fechten — der kraftvolle, mächtige Langbogen entwickelte. Die Eroberungsschlacht bei Hastings 1066 wurde durch die Bogener der Normannen wesentlich zu ihren Gunsten beeinflußt, und auch im hundertjährigen Kriege gegen Frankreich erfochten die Engländer ihre Siege hauptsächlich durch den kunstvollen Bogengebrauch. Sie schossen bis auf 560 m, und ihre Pfeile durchschlugen auf 200 m ein ein- bis zweizölliges Eichenbrett. Daher war auch später der Widerstand gegen die Einführung der Feuerwaffen nirgends größer als in England. Denn während der Feuerschütze einen Schuß abzugeben vermochte, verschoß der Bogener 36 Pfeile, selbst der Armbruster noch drei bis fünf Bolzen. Auch bei den Türken nahm die Pfeil- und Bogenkunde eine hohe Stelle ein, wovon auch eine umfangreiche Literatur zeugt. Mit am besten sind wir über die afrikanischen Bögen durch Friedrich Ratzel unterrichtet. In Europa erschien der Bogen wohl zuletzt bei den Kalmücken Kaiser Alexanders I. Natürlich spielt diese interessante Waffe in Sagen, Gebräuchen und namentlich in den Dichtungen der Völker, so besonders der Araber, eine große Rolle.

Wird an Stelle des Pfeils eine Kugel verwendet, so entsteht der Kugelbogen, eine Vereinigung von Bogen und Schleuder, die hauptsächlich gegen Thiere auf kleine Schußweiten verwendet wird. Aus dem Pfeilbogen entwickelte sich, wahrscheinlich zuerst bei den Chinesen, wo sie schon im 12. Jahrhundert vor Christi verbreitet war, die Armbrust. Sie besteht aus einem im Querschnitt wesentlich verstärkten Bogen, dem eichenen Schaft mit der Nuß, dem Korn, dem Drücker und der Sehne. Sie verschoß den am Ende viereckigen Bolzen, welcher eine größere Durchschlagskraft hat als der Bogenpfeil, sowie auch Feuerpfeile. Die verschiedenen Arten der Armbrust unterscheiden sich sonst wesentlich nur durch die Spannvorrichtungen. Im Feldkrieg war sie wegen ihrer umständlicheren Handhabung und nicht größeren Treffsicherheit jedenfalls kein besseres Kampfmittel als der Bogen. Da die Armbrust, deren Name Jähns im Gegensatz zu Boeheim aus dem mittellateinischen Arbalista, Arcubalista ableitet, eigentlich die älteste Maschinenwaffe darstellt, so bildet sie den Ausgangspunkt der antiken wie mittelalterlichen Artillerie, der hauptsächlich im Belagerungskrieg verwendeten Katapulten und Ballisten, die nicht mehr zu jenen alten und einfachen Trutzwaffen gehören, denen der Verfasser seine Arbeit gewidmet hat. Alle Bezeichnungen dieser alten Waffen — Zeug, Artillerie — wurden später auf die Feuerwaffen übertragen.

Diesen Feuerwaffen, der vierten Entwicklungsstufe, widmet nun Jähns eine auf Grund seiner „Geschichte der Kriegswissenschaften“ im wesentlichen verfaßte geschichtliche Skizze in Form eines Anhangs zu dem übrigen Text. Auf etwa 40 Seiten wird uns hier ein kurzer, aber höchst interessanter Ueberblick der Verwendung des „Feuers“ als Waffe von den ältesten Zeiten der Chinesen, Indier und Babylonier bis auf unsre Tage der brisanten Sprengstoffe und rauchschwachen Pulver, sowie ein Abriß der Entwicklung der Geschützkunst und der Handfeuerwaffen gegeben. Mit den neuen Sprengstoffen, die nur noch den Namen mit den alten Pulvern gemein haben, in Wahrheit aber eine schier dämonische Gewalt entwickeln, stehen wir am Ausgangspunkt einer ganz neuen Entwicklung unsres Waffenwesens, ähnlich wie die mittelalterliche Welt es einst beim Auftauchen des Büchsenpulvers that. Aber die Geschichte lehrt uns, daß die Tapferkeit und der persönliche Werth des Kriegers auch heute noch die alte Bedeutung haben, daß es auch heute nicht an dem Herakles fehlen wird, der mit den neuen Waffen die alten Götter schützt!

Mit dieser Beruhigung ängstlicher Gemüther klingt das gedankenreiche, in schöner Sprache geschriebene Werk aus, von dem der Verfasser in seiner Einleitung vollauf berechtigt war, zu schreiben: „So hoffe ich, den Freunden der Kulturgeschichte ein einigermaßen vollständiges und befriedigendes Gesammtbild von der Entstehung, dem Wesen und der Bedeutung der alten Trutzwaffen bieten zu können.“ Es sei allen Gebildeten warm empfohlen.

W. Stavenhagen.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Neue strafrechtliche Literatur.** Das Interesse am neuen bürgerlichen Recht hat bei uns im Deutschen Reich während der letzten Jahre die strafrechtliche Literatur in den Hintergrund gedrängt. Durch die Gesetzgebung wurde dem alten Stoff nichts wesentliches beigefügt, die Rechtsprechung bewegte sich in den eingefahrenen Bahnen weiter und die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen hielten in Erwartung günstigerer Zeiten zurück. Auch die im Bundesrath getroffene Vereinbarung über den Vollzug der Freiheitsstrafen, die am 8. November 1899 durch das Zentralblatt für das Deutsche Reich bekannt gegeben wurde, fand in der Literatur so gut wie keine Beachtung. Viel ging bei diesem Uebersehen allerdings nicht verloren. Die einzelnen Bestimmungen dieser Vereinbarung lassen nur erkennen, daß im Bundesrath die idealen Gedanken, daß der Strafvollzug auf die Besserung der Gefangenen abzielen und so schonend als möglich durchgeführt werden müsse, allen schlimmen Erfahrungen zum Trotz noch stets als die leitenden Grundsätze festgehalten werden. Die körperliche Züchtigung, als Strafe schon durch das Reichsstrafgesetzbuch beseitigt, wird nun auch als Disciplinarstrafe in den Strafanstalten nicht mehr gebilligt. Man konnte sich hiefür wohl auf das Vorgehen Bayerns berufen, das die körperliche Züchtigung als Disciplinarstrafmittel in den Zuchthäusern wie in den Gefängnissen gesetzlich ausgeschlossen hat. Das geschah im Jahre 1870, also zu der Zeit, da die Gesetze sich sorgsam den Prinzipien anpaßten, die eben mit tönenden Worten als die allein richtigen Grundlagen für die Regelung des Staatswesens verkündet wurden. Und für das Strafrecht war damals Humanität das bindende Wort. Heute ist man etwas nüchterner geworden. Ein Buch, wie das des Grazer Professors Vargha „Ueber die Abschaffung der Strafknechtschaft", das von Anfang bis zum Ende nur von Humanität redet, muthet in dieser Gefühlsschwelgerei geradezu lächerlich an. Ich habe es im Jahrgang 1896 der Beilage nur zu schonend besprochen. Die Zunahme der Verbrechen trotz aller humanen Besserungsversuche, die Rohheit so vieler Thaten, die durch unsre milden Strafen nicht hinlänglich vergolten erscheint, haben immer wieder die Einführung der körperlichen Züchtigung als Strafmittel nahe gelegt. Einen guten Ueberblick über diese Bewegung, über die Gründe für und gegen diese Strafe und über die Schwierigkeiten ihrer Durchführung selbst bei Anerkennung ihrer Zulässigkeit bietet Dr. Heinrich Krauße in einer kriminalpolitischen Studie „Die Prügelstrafe" (Berlin 1899, Struppe u. Winkler). Es geht ein frischer Zug durch dieses sehr fleißig ausgearbeitete Werkchen; der Verfasser bekundet einen praktischen Blick und ist sichtlich nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt. Er hält die Prügelstrafe trotz aller entgegenstehenden Bedenken für durchführbar und in manchen Fällen angezeigt. Mittelstädts Schrift „Gegen die Freiheitsstrafen" hat ihn unverkennbar in vielen Punkten beeinflußt. — Auf dem entgegengesetzten Standpunkt steht J. George mit seinem Buch: „Humanität und Kriminalstrafen", (Jena 1898, Hermann Costenoble). Er spricht die Hoffnung aus, daß die körperliche Züchtigung (selbstverständlich auch die Todesstrafe) einer späteren Zeit als Strafmittel fremd sein werde. Für die anderen Strafen verlangt der Verfasser, dessen drittes Wort stets Zivilisation und Humanität ist, eine möglichst schonende Durchführung. Der besser gelungene Theil des Buches ist der geschichtliche, der in das Strafensystem früherer Zeiten einen interessanten Einblick gewährt. — Neben der Strafe der körperlichen Züchtigung ist es insbesondere die Deportation, um deren Einfügung in unser Strafensystem lebhaft gestritten wird. Hiezu liegt eine recht gute Arbeit von Oskar Priester: „Die Deportation, ein modernes Strafmittel", vor, die zunächst die bejahenden und verneinenden Aeußerungen über die Möglichkeit der Durchführung dieses Strafmittels zusammenstellt und sich am Schluß mit Wärme für die Durchführung ausspricht. Ob der Vorschlag, Deutsch-Südwestafrika als Verbrecherkolonie zu wählen, glücklich ist, erscheint mir zweifelhaft; eher könnten sich unsre Besitzungen im Bismarck-Archipel dazu eignen, zumal dort keine besonderen Einrichtungen gegen die Flucht der Deportirten nöthig wären. Daß bei der in Aussicht stehenden Revision unsres Strafgesetzbuchs die Deportation eine bedeutsame Rolle spielen wird, läßt sich kaum bezweifeln; es ist gut, wenn die Meinungen bis dahin zu deutlichem Ausdruck kommen. In der nächsten Zeit wird ja die Revision, wie der Staatssekretär der Justiz im Reichstag erklärte, noch nicht erfolgen, obschon sie allzulange nicht mehr aufgeschoben werden kann. Unser Strafgesetzbuch, obschon erst 30 Jahre alt und vor 24 Jahren ausgiebig umgearbeitet, steht nicht auf der wünschenswerthen Höhe. Ich möchte zwar nicht zugeben, was Justus Clemens in seiner gedankenreichen und vielfach sehr treffenden Arbeit: „Strafrecht und Politik" (Berlin 1898, Otto Liebmann), ausführt, daß nicht nur das große Publikum, die öffentliche Meinung, sondern auch ein recht großer Theil, vielleicht die Mehrzahl der Wissenden, unsrer bürgerlichen Strafrechtspflege mißtrauisch, ja absprechend gegenüberstehe; ich glaube auch nicht, daß, wenn dem so wäre, durch eine Reform des materiellen oder formellen Strafrechts gründlich geholfen würde, denn nach meiner Ueberzeugung gilt der Grundsatz „men, not measures" nirgends mehr als gerade auf diesem Gebiet; aber daß unser Strafgesetzbuch wie unsre Strafprozeßordnung der Neubearbeitung dringend bedürfen, sollen sie nicht gegen das Bürgerliche Gesetzbuch und die Zivilprozeßordnung allzusehr zu ihrem Nachtheil abstechen, ist allseits anerkannt. Von anderem Standpunkt aus kann freilich erwidert werden, daß die Grundlagen des Strafrechts in der Gegenwart so sehr im unsteten Fluß begriffen sind, daß Gründe der Zweckmäßigkeit für das Abwarten ruhigerer Zeiten sprechen. Ob wir aber solche Zeiten erwarten können? Die Grundlagen des Strafrechts sind in der Literatur seit hundert Jahren und noch länger umstritten; die Begründungsversuche zu den Sätzen, in denen sich die streitigen Richtungen prägnant ausdrücken: Punitur, quia peccatum est einerseits, punitur ne peccetur andrerseits haben ebensowenig zu zweifellosen Ergebnissen geführt wie die Versuche, zwischen den beiden Richtungen zu vermitteln. Man sehe nur den kurzen Ueberblick, den Professor Kirn in der „Deutschen Revue" (Juni 1897) über die Entwicklung der neuesten Theorien gab. Wie rasch hat die positivistische Schule Lombroso's an Ansehen und Einfluß verloren! Im Jahre 1885 auf dem Kongreß der kriminellen Anthropologie in Rom wurde seine Lehre vom „geborenen Verbrecher" mit lautem Beifall aufgenommen; im Jahre 1892 auf dem Kongreß in Brüssel war man allgemein einig, daß der Begriff des reo nato unhaltbar sei und daß der soziale Faktor bei den Verbrechen ungleich mehr als bis dahin geschehen war, beachtet werden müsse. Seither stehen wir unter dem Zeichen der Betrachtung des Verbrechens als „sozial-pathologische Erscheinung", wie Professor v. Liszt sich in einem Vortrag aus dem Jahre 1898 ausdrückte. (Verlegt bei Zahn und Jaensch, Dresden 1899.) Die Internationale kriminalistische Vereinigung, an deren Spitze Liszt von Anfang stand, hat diesen Grundgedanken erheblich gefestigt und in weitere Kreise getragen. Ich darf hier an die Hauptsätze, die daraus gefolgert werden, kurz erinnern. Sie lauten dahin, daß die Strafe nur eines der Mittel ist, womit der Staat gegen die Kriminalität vorgehen kann, daß sie aber von den anderen sozialen Heilmitteln, insbesondere den Vorbeugungsmaßregeln, nicht getrennt werden darf und daß auch die Strafverfügung und der Strafvollzug in einer Hand liegen müssen; dann, daß zwischen dem Gelegenheits- und Gewohnheitsverbrecher schärfer, als bis jetzt geschehen, zu unterscheiden ist, und daß, während gegenüber dem ersten der Gedanke, ihn zu bessern, selbst bis zur Unterlassung des Strafvollzugs (bedingte Verurtheilung — bedingte Begnadigung) platzgreift, der letztere, sobald seine Unverbesserlichkeit feststeht, ohne Rücksicht auf die Schwere der Strafthat so lange als möglich unschädlich gemacht werden darf und muß. Von den hiezu erschienenen Einzeläußerungen, die sich vorwiegend in der von Liszt und Lilienthal geleiteten „Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft" veröffentlicht finden, habe ich drei als Sonderabdrücke vorliegende Aufsätze zu erwähnen: „Strafensystem auf soziologischer Grundlage" von E. Sichart (Bd. 17), „Beiträge zur Lehre von Schuld und Strafe" vom gleichen Verfasser (Bd. 18), „Betrachtungen über ein Sammeln der verbrecherischen Motive nebst einem Vorschlag, das Motiv mit in das Strafurtheil aufzunehmen" von Andreas Thomsen.

Sichart, Strafanstaltsdirektor in Ludwigsburg, befaßt sich insbesondere mit der Reform der Freiheitsstrafen und vertritt den Gedanken, daß die Strafe als das sozialpolitische Mittel zur Bekämpfung des Verbrechens nach den Gesichtspunkten der Gefährlichkeit des Verbrechens (abstrakte Strafbarkeit) und der Gefährlichkeit des Verbrechers (konkrete Strafbarkeit) zu verhängen sei. Die Zuchthausstrafe soll nur gegen Unverbesserliche, hier aber stets im zulässigen Höchstmaß, angewendet werden. Die Anregung, die Thomsen zum Ausdruck bringt, spricht für sich selbst. Der Verfasser weist nach, daß sie nicht schwer auszuführen ist. Wer die Wirkung der Strafliste zu beobachten Gelegenheit hatte — besonders der Laienrichter ist nur allzu geneigt, den schon oft bestraften Angeklagten ohne Bedenken wieder zu verurtheilen — der muß eine Verbesserung, wie Thomsen sie vorschlägt, willkommen heißen. Es würde genügen, wenn die Motive, die eine That besonders qualifiziren — Diebstahl aus Noth, Körperverletzung auf schwere Kränkung, Brandstiftung aus Bosheit — hervorgehoben würden, während für die Regel eine Angabe unterbleiben könnte. — Nicht im unmittelbaren, aber in einem sehr nahen Zusammenhang mit den besprochenen Werken steht endlich eine kleine Schrift: „Strafrechtsreform oder Sittenpolizei?“ von Rechtsanwalt A. Korn. (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1897.) Sie behandelt das Verhalten des Staats zur Gewerbsunzucht und verlangt eine Verbesserung der bestehenden Vorschriften dahin, daß bei Rückfall wegen Gewerbsunzucht eine Polizeiaufsicht durch Urtheil angeordnet werden könne, durch die außer den nach anderen Bestimmungen des Strafgesetzbuchs eintretenden Wirkungen die Polizeibehörde ermächtigt werde, für solche Personen Vorschriften hinsichtlich ihres Verhaltens in der Oeffentlichkeit zu erlassen, ihnen bestimmte Orte zum Aufenthalt anzuweisen oder sie in Rettungsanstalten (bis zur Dauer von fünf Jahren) unterzubringen. Die jetzt übliche Polizeikontrole, die als „Konzessionirung des Lasters“ erscheint und von der Polizeibehörde ohne vorgängige richterliche Anordnung und ohne geordneten Instanzengang verfügt wird, solle aufhören. Sehr gerechtfertigt ist auch die Ansicht des Verfassers, daß nicht schon beim erstmaligen Betreten eines Mädchens bei Ausübung der Unzucht gegen Entgelt die Strafe der Gewerbsunzucht verhängt werden solle und daß beim Vollzug eine Scheidung der Jugendlichen und der Erwachsenen platzgreifen müsse. Es ist jedem Richter bekannt, daß gerade auf diesem Gebiet durch eine verfrühte Bestrafung und durch einen ungeschickten Vollzug unendlich viel verdorben wird.

Zur japanischen Erdbebenforschung. So eben ist der Erdbebenwarte in Laibach das jüngste Werk, welches eine reichhaltige Sammlung verschiedener auf die exakte Erdbebenforschung bezughabender Abhandlungen enthält, aus Japan zugekommen. Es ist dies der IV. Band dieser Art von Berichten (Jahrgang 1900), welchen die im Jahre 1893 von der japanischen Regierung eingesetzte Erdbebenkommission veröffentlicht hat. — Außer vielen wissenschaftlich gewiß sehr hervorragenden Abhandlungen über verschiedene stärkere Erdbeben, die sich in den Jahren 1891 und 1894 in Japan ereigneten, enthält das kompendiöse Werk eine Reihe exakter Studien, so z. B. über zweckmäßige Häuserkonstruktion für Länder, die häufig von Erdbeben heimgesucht werden, weiter Berechnungen der Elastizitätskonstanten für Felsboden und über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erdwellen. Den Schluß bildet eine äußerst anregende experimentelle Studie über den Bruch und Umsturz von Säulen bei stärkeren Erschütterungen. Das genannte Werk ist in englischer Sprache geschrieben und enthält über 50 große Tafeln und Karten, welche den Text begleiten. Die einzelnen Abhandlungen stammen zumeist aus der Feder der Professoren, welche an der kaiserl. Universität zu Tokio die Lehrkanzel für Seismologie (Erdbebenforschung) bekleiden. -l-

* Für die Zulassung der Realgymnasialabiturienten zum Studium der Heilkunde erklärte sich der Ausschuß der preußischen Aerztekammern. Der „Berl. Aerzte-Korr.“ zufolge wurde bei den einschlägigen Verhandlungen der Hauptantrag, daß das Zeugniß der Reife eines humanistischen Gymnasiums auch fernerhin alleinige Vorbedingung der Zulassung zu den ärztlichen Prüfungen bleiben solle, mit 6 gegen 5 Stimmen abgelehnt.

* **Gießen.** Die bisherigen Neueinschreibungen lassen eine abermalige Zunahme der Besuchsziffer um etwa 10 Proz. wie in den beiden letzten Sommersemestern erwarten, so daß das neunte Hundert voll werden wird. — Dem ord. Professor der Chirurgie Dr. P. Poppert ist die Leitung des Dresdener Krankenhauses angeboten worden.

* **Marburg.** Der ordentliche Professor der Mathematik an der hiesigen Universität Fritz Schottky ist zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt worden.

* **Berlin.** Professor Grübler, Privatdozent an der technischen Hochschule zu Charlottenburg, früher Professor am Polytechnikum in Riga, ist als ordentlicher Professor für technische Mechanik an die technische Hochschule zu Dresden berufen worden. Die ordentliche Professur für Ornamententwerfen an der Dresdener Hochschule ist dem bisherigen Professor an der Kunstakademie und Kunstgewerbeschule zu Leipzig Wilhelm Weichardt übertragen worden.

* **Zürich.** Hier starb der Professor der Philosophie an der hiesigen Universität Ludwig Kym im Alter von 78 Jahren. Er war ein Schüler und Anhänger Trendelenburgs und stand auf dem Boden eines theistischen Monismus. Seine Schriften betreffen hauptsächlich metaphysische Fragen.

* **Stockholm.** Die Schwedische Akademie, die vom nächsten Jahre ab alljährlich den Nobel'schen Preis für Literatur (ungefähr 150,000 M.) vergibt, hat jetzt auf Ersuchen des Königs Oskar ein besonderes Statut für ihre Thätigkeit als Austheilerin des Nobel'schen Literaturpreises ausgearbeitet. In der Erklärung, die die Schwedische Akademie ihrem Statut beifügt, erinnert sie daran, daß schon in den allgemeinen Bestimmungen über die Preisvertheilung erwähnt sei, daß unter dem Begriff Literatur nicht bloß schönliterarische Arbeiten, sondern auch andere Schriften, die durch Form und Darstellungsart hinreichenden Werth haben, zu verstehen wären. Das Statut selbst bestimmt in der Hauptsache folgendes: Das Recht, Preisbewerber vorzuschlagen, haben die Mitglieder der Schwedischen Akademie, sowie die Mitglieder der nach Einrichtung und Aufgabe gleichstehenden französischen und spanischen Akademie, ferner die Mitglieder der humanistischen Klassen anderer Akademien, die Mitglieder solcher humanistischen Institutionen und Gesellschaften, die mit Akademien gleichgestellt sind, sowie die Lehrer in Aesthetik, Literatur und Geschichte an Hochschulen. Kann ein Preis nicht zur Vertheilung kommen, so wird er zu einem besonderen Fonds abgesetzt, dessen Ertrag die Akademie zur Förderung der Zwecke des Nobel-Instituts verwenden darf.

* Der Katalog LXX von L. Rosenthals Antiquariat in München umfaßt eine stattliche Anzahl von Werken, die sich vorzugsweise auf die protestantische Theologie beziehen. Er zerfällt in zwei Abtheilungen; die Nummern 18,195 bis 19,004 (Pfyffer — Reihing) enthalten Schriften der Kirchenväter, Vorreformatoren, Reformatoren und ihrer Gegner, Traktate über Sekten 2c., Kirchenordnungen, Gesangbücher, Bibeln, Bibeltheile, Werke der exegetischen, systematischen, historischen und praktischen Theologie, schließlich die Indices librorum prohibitorum und die darin verzeichneten theologischen Bücher. Die Nummern 19,004—20,073 umfassen speziell auf die französische Reformation bezügliche Werke und sind bei der Besprechung des Katalogs LXXIX von L. Rosenthals Antiquariat eingehender behandelt. Ein ergänzender Anhang (bis Nr. 20,225) bildet den Schluß. -r.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 8. Mai. Nummer 105.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber Erziehung.

Eine Stimme aus Amerika.

ϱ. Rom, 10. April. Allmählich zeigt sich, in welcher Verwirrung der Tod des Kardinals Mazzella die unsere hiesigen Verhältnisse dominirende Partei zurückgelassen hatte. Man kann ja bemerken, daß die Jesuiten selbst durch den Tod dieses ihres einflußreichsten Mitgliedes nicht bloß schmerzlich berührt wurden, sondern daß sie auch gewissermaßen über das Ende eines Mannes aufathmeten, dessen schwere Hand sie selbst in den letzten Jahren oft genug empfanden, und dessen fataler Einfluß in den kirchlichen Angelegenheiten ihnen doch manchmal als verhängnißvoll erscheinen mußte. Gleichwohl war dieser Todesfall ein schwerer Verlust für die Partei der extremen Zelanti, namentlich im Hinblick auf das nächste Konklave. Die Verluste, welche das Sacro Collegio in den letzten Monaten aufzuweisen hatte, vertheilen sich zwar auf die extreme wie auf die gemäßigte Richtung: weit mehr aber auch auf jene, denn auf diese. So kommt es, daß in den hiesigen Kreisen seit den letzten Wochen die Empfindung eingetreten ist, daß die Aktien für den Sieg gemäßigterer Tendenzen in dem zu erwartenden Konklave wieder etwas gestiegen sind. In auffallender Weise wenden sich die Augen der Zuschauer dieser Dinge auf den Patriarchen Sarto in Venedig, der kürzlich hier war, um die ihm angetragene Stellung als Kardinal-Vikar abzulehnen und der gelegentlich Zeichen unzweifelhafter Abneigung gegen das herrschende System gegeben hat. Es ist jetzt auch bekannt, daß der Rücktritt Parocchi's kein freiwilliger war, sondern einer zunehmenden Verstimmung dieses Kardinals gegen die jesuitische Partei zu verdanken ist. Einen Triumph hat freilich die letztere kürzlich wieder zu verzeichnen gehabt: seit Jahren waren ihr die in Toscana sehr segensreich wirkenden und wegen ihrer milden, christlichen und nationalen Gesinnung äußerst beliebten Brüder der Scuole Calasanziane ein Dorn im Auge. Auch für die Thätigkeit dieser ehrwürdigen Kongregation hat jetzt die Todesstunde geschlagen. Nach dem Hingang ihres Generalobern wurde der neue Erzbischof von Florenz, Msgr. Alfonso Mistrangelo, zu seinem Nachfolger ernannt. Damit hört die Selbständigkeit der Scolopi auf und das Vertrauen der städtischen Behörden wird sich voraussichtlich bald von ihnen zurückziehen.

Nächst diesem mehr als zweifelhaften Sieg hat die Partei aber hier in Rom selbst eine ebenso unerwartete als glänzende Niederlage erlebt, die zudem des komischen Beigeschmackes nicht entbehrt.

Diese Niederlage erlebte die Partei in der Predigt, welche der Bischof von Peoria am 21. März in al Gesù (!) hielt und an der die anständige Welt in ganz Rom ihre helle Freude hat.

Msgr. Spalding, der Neffe des berühmten Erzbischofs Spalding, entstammt einer der ältesten und angesehensten Familien katholischen Bekenntnisses, welche aus England nach Nordamerika kamen. Er ist 1840 in Lebanon in Kentucky geboren, und seit 1877 bereits Bischof von Peoria (Illin.). Außer der Biographie seines Oheims verdankt man ihm eine Reihe geistvoller Schriften über Erziehung. Die katholische Universität in Washington verehrt in ihm ihren eigentlichen Stifter, indem auf seinen Anlaß Miß Caldwell (jetzt Marquise de Mérinville) jene großartige Schenkung machte, welche die Errichtung der katholischen Hochschule ermöglichte und damit dem intellektuellen Leben der nordamerikanischen Katholiken ein lange entbehrtes Zentrum schuf. Auch seither hat Msgr. Spalding dieser hochherzigen Stiftung sein Interesse stets bewahrt und in den vielgestaltigen Verhandlungen und Kämpfen, welche der nordamerikanische Katholizismus aufzuweisen hat, erwies er sich als den weitschauendsten, ruhigsten, mit den Forderungen der Gegenwart am vollkommensten vertrauten und charakterfestesten Vertreter der nordamerikanischen Kirche. Mit deutscher Sprache und Literatur in seltenem Maße bekannt, war er in der Lage, auch den Interessen und Wünschen der deutschen Katholiken in den Vereinigten Staaten seine Theilnahme und volles Verständniß zuzuwenden und der einseitigen und übelwollenden Tendenz der antideutschen Irländer vielfach entgegenzutreten.

Dieser ausgezeichnete und hochangesehene Prälat war eingeladen, im Gesù einen sog. Sermon de charité zu halten; er sprach über sein Lieblingsthema, die Erziehung, in ruhiger, gewählter englischer Sprache. Die Predigt ermangelt all des Pathos, all der falschen und den Mangel wirklichen Inhalts zudeckenden Deklamation, an welcher die italienische und französische Kanzelberedsamkeit so reich ist. Aber in ihrer meisterhaften Einfachheit ist und bleibt sie ein Ereigniß, von dessen Bedeutung unsre hiesigen Pharisäer auch heute nicht die entfernteste Ahnung haben.

Mit dem Worte des Erlösers Joh. 6, 26 (der Geist ist es, der lebendig macht . . . was ich zu Euch sprach, ist Geist und Leben) gab der Prediger gleich das Thema seiner Rede an: Religion ist Leben, und nur insofern Gottesverehrung Geist und Leben ist, verdient sie den Namen Religion. Christi ganzes Werk galt der geistigen Belebung der Menschheit. Das Lebensprinzip derselben schließt die höchste Ausbildung des Individuums und des Geschlechts in Entfaltung seiner Kraft, in Erkenntniß, Güte, Schönheit, Liebe in sich. Der Werth all unsrer Institutionen bemißt sich nach ihrem Einfluß auf das Leben. Leben, mehr Leben, stets wachsendes Leben ist das Endziel, wie das absolute Leben Ursache und Anfang aller irdischen Dinge gewesen ist. Die

Welt ist da für den Menschen, der Mensch ist da, um Gott zu erkennen und zu lieben, der materielle Fortschritt ist darum auch gut, insoweit er den geistigen unterstützt. Fortschritt und Entwicklung sind das Grundgesetz der Natur wie des Menschen. Gab Gott der Natur die Fähigkeit steter Selbsterneuerung, so ist nicht anzunehmen, daß er sie seiner höheren, geistigen Schöpfung vorenthielt. Das Wachsthum ist Entwicklung, für beide ist uns als Mittel die Erziehung gegeben. Die besten und nobelsten Individuen, die edelsten Rassen sind stets diejenigen gewesen, welche die beste Erziehung genossen: auch die Religion wird nur durch die Erziehung erhalten. Das Geheimniß aller Macht liegt in der Erziehung, und zwar in der Erziehung all unsrer Fähigkeiten, nicht nur der intellektuellen. Die Wahrheit, welche uns frei macht, macht uns auch stark und liebevoll: sie ist kein todtes Ding. Sie kann nicht wie ein Fossil in einem Museum beiseite gelegt werden; sie ist nicht eine bloße Sammlung von Formeln und Gesetzesbestimmungen: sie ist Leben, sie bildet das Leben der Seele, ihrer Liebe, Schönheit, Güte. Der größte Dienst, den man dem Menschen erweisen kann ist daher, ihm die möglichst reiche physische, intellektuelle, moralische und religiöse Erziehung zu geben: und das gilt nicht bloß von dem Manne, sondern auch von dem Weibe. Welche Hoffnung auf wahren Fortschritt kann es geben, wenn wir die Frau unerzogen lassen? Ist das Weib unwissend, so ist es ohne weiteres leichtfertig und sinnlich. Ist seine Religion nichts mehr als Aberglaube, so wird es skeptisch und frivol. Wollen wir ein starkes, braves Geschlecht erziehen, so müssen wir dem Weibe die denkbar beste Erziehung angedeihen lassen. Es hat das gleiche Recht wie der Mann, alles zu wissen, was wissenswerth ist, alles zu thun, was gut und edel ist. Die Seele hat kein Geschlecht. Lassen wir die Hälfte der Menschheit in Unwissenheit, wie dürfen wir hoffen, die andere Hälfte derselben zu dem Lichte der Wahrheit und Liebe hinaufzuheben? Man lasse den Geist des Weibes sich entwickeln, seinen Einfluß zunehmen, so wird es erst recht dem Manne eine Genossin in allen Kämpfen des Lebens werden. Je höher die Bildung der Frau sein wird, desto mehr wird sie sich der selbstlosen Betheiligung an allem Guten und Schönen erschließen.

Nachdem der Bischof in solcher Weise die grundsätzliche Vernachlässigung der geistigen Ausbildung, wie sie uns in den Klosterschulen der romanischen Welt durchschnittlich entgegentritt, aufs schärfste gegeißelt hat, wendet er sich gegen diejenigen, welche den Namen der Kirche mißbrauchen, um die wissenschaftliche Ausbildung zu schädigen und hintanzuhalten. Der Christ, sagt er, wird das absolute Recht der Kirche zur Unterrichtung im Glauben und zur religiösen Beeinflussung des ganzen Erziehungswerkes nicht verkennen und der historischen Kirche in dieser Hinsicht ihr Recht erhalten wissen wollen. Dabei besteht vollkommen, daß Christus den Aposteln nur den Auftrag ertheilt hat, religiöses Erkennen zu vermitteln. Wie er selbst weder Literatur noch Philosophie, weder Geschichte noch exakte Wissenschaften gelehrt hat, so hat er auch nach dieser Richtung seiner Kirche keinerlei Auftrag hinterlassen. Er ist Stifter einer Religion, nicht einer Akademie. Non in dialectica complacuit Deo salvum facere populum suum. Er ließ daher die Thätigkeit der einzelnen Individuen und Völker nach dieser Seite vollkommen frei. Er kam uns zu erlösen und uns die Lehren der Offenbarung zu geben; das Gebiet der Wissenschaft hat er durch sein ganzes Verhalten als außerhalb der göttlichen Heilsökonomie erklärt. Plato und Aristoteles beherrschten drei Jahrhunderte vor Christus die philosophische Welt: er hat sich ihnen gegenüber ganz passiv verhalten, sie weder gelobt noch getadelt. Die Lehrer der Weisheit hat er nie verklagt; was der Herr verklagt, sind die Formalisten, welche sich streng an den Buchstaben des Gesetzes halten, Observanzen auf Observanzen häufen, dabei aber den Geist der Religion gänzlich verloren haben und von der unendlichen Liebe Gottes total abgefallen sind. Er kam, um uns ewigen Glauben, Hoffnung und Liebe zu lehren, aber kein Wort ging von ihm aus, welches uns zu der Unterstellung berechtigt, als habe er Literatur, Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft als Hindernisse wahrer Gottesverehrung betrachtet. Er wendet sich gegen Gleichgültigkeit und Herzenshärtigkeit, aber nirgend warnt er vor dem Streben nach Erkenntniß, nach Verbesserung unsrer irdischen Lage, nach jener Gottähnlichkeit, wie sie sich in Ausgestaltung unsrer Kräfte, im Gewinn von Weisheit, ästhetischer Durchbildung bewährt. Christus belehrt uns wohl, daß wir Gott und dem Mammon nicht zugleich dienen können, aber er spricht nirgend von einem Konflikt zwischen Glauben und Wissen. Und in der That kann es zwischen dem Schöpfer des Universums und dem Urheber der übernatürlichen Ordnung keinen Widerspruch geben. Wahrheit kann nicht gegen Wahrheit stehen, da beide denselben Gott, das ist die absolute Wahrheit, zum Ausgang haben. Die Welt ist, was sie ist, und Gott gab uns die Vernunft, um zu sehen, was sie ist. Im Namen der Wahrheit kann kein Irrthum gelehrt oder empfohlen werden. Alle Wahrheit ist orthodox, sie komme uns zu auf dem Wege der Offenbarung oder einer zuverlässigen wissenschaftlichen Erkenntniß. Die Kirche muß ebenso wie der Mann der Wissenschaft einräumen, daß Vernunft der Vernunft nicht widersprechen kann. Erkenntniß und Glaube sind Faktoren, die uns beide auf Gott hinführen: es gibt keinen wirklichen Gegensatz beider Prinzipien: was immer dazu dient, uns zum Dienst unsres Nächsten bereitwilliger und geschickter zu machen, das ist heilig und preisenswerth. Wer in rechter Meinung dem Durstigen eine Schale Wasser reicht, vollzieht einen Gottesdienst, und so ist auch die geduldige, sich aufopfernde Erforschung der Quellen unsrer Leiden und Krankheiten, das Bemühen uns vor Epidemien zu schützen oder unbewohnbare Regionen zu saniren, eine Arbeit im Dienste Gottes. Dazu gehört aber, daß des Menschen Geist frei sei; daß er das Recht habe, alles was erforschbar ist, zu untersuchen und kennen zu lernen. Will die Kirche Prinzip des Lebens und der Wohlfahrt der modernen Welt sein, so muß der Katholik nicht bloß die Freiheit haben zu lernen, sondern auch die zu lehren. Der Geist des Menschen ist kein todter Mechanismus, und wenn er mechanischen Geboten unterworfen wird, die seine Aktivität hemmen, so wird er schwerfällig und unfruchtbar und versinkt allmählich in Impotenz. Ein serviler Geist kommt jener Wahrheit nie nahe, welche innerlich befreit. Christus gründete seine Kirche nicht, um philosophische, naturwissenschaftliche oder historische Fragen zu lösen — diese sind und bleiben menschlicher Forschung anheimgegeben: die Katholiken dürfen sich der Betheiligung an dieser Arbeit nimmer entziehen, und man soll sie darin nicht entmuthigen, sondern unterstützen. Ihre Schulen sollen sich den besten zur Seite stellen. Versäumen wir das, indem wir uns isoliren, so steigen wir von dem Niveau der höheren Kultur herab und verfallen der Inferiorität. Eine Institution, welche von ihren besten und tüchtigsten Männern keinen Gebrauch macht, sie zurückstößt, ist sicherem Verfall preisgegeben. Was insbesondere die historischen Studien anlangt, so gilt dies in der Kirche wie in

der Welt: Weizen und Unkraut sind gemischt; aber was Gott zugegeben hat, daß es geschah, das darf auch gewußt und erforscht werden. Und das gilt von der Geschichte der Kirche wie von derjenigen der Bibel. Das Prinzip des Glaubens kann kein Grund sein, auf Erkenntniß verzichten zu wollen. Die Geschichte beweist im Gegentheil, daß das menschliche Leben sich nur da vollauf zu entwickeln vermag, wo der Mensch in freier und edler Weise sich selbst bewähren kann: versinkt er in geistige Lethargie, so ist sein Verfall und Ruin sicher. Wie kann man von der Kirche erwarten, sie solle alles segnen, nur nicht die ehrliche geistige Arbeit? Ehrt die Kirche diese Arbeit nicht, so kehrt sich dieselbe nothwendig nach einer Seite, wo sie gewiß ist, Anerkennung zu finden. Bringen wir die Meister um, wie sollen wir hoffen, hingebende Schüler zu finden? Neue Zeiten verlangen neue Männer; currit verbum Dei, und, setzt Paulus hinzu, weh mir, wenn ich nicht predige. Wahrheit ist Leben: wer das Leben in seinen berechtigten Aeußerungen heute schädigt und zurückhält, der dient aber nicht mehr der inneren Befreiung und Vergeistigung der Menschheit, nicht mehr dem großen Ziel jeglicher Erziehung. Wer die geistige Energie der Menschheit unterminirt, trägt die Schuld daran, wenn diese sinnlicher Verweichlichung oder krankhaftem Skeptizismus anheimfällt und sich schließlich für kein Ideal mehr erwärmen kann. Das ist das Schicksal zerfallender Rassen, absterbender Zivilisationen und dahinsinkender Religionen. Solche Völker strecken die Hand noch aus nach Gold und Genuß, aber sie vergessen, daß alle Wahrheit orthodox ist, und daß hinter jeglicher Wahrheit Gottes Wahrhaftigkeit und Allmacht steht, die sich in den Gesetzen der Wissenschaft ebenso kundgibt, wie in der Herrlichkeit der Natur. Wie anders dachte S. Augustin, als er den Ausspruch that: wer immer Wahrheit sucht, sucht sie mit Hülfe Gottes, der die Wahrheit selbst ist. Der gläubige und erleuchtete Geist sieht alle Dinge in ihrer Harmonie und Schönheit, zu Füßen des ewigen Vaters. Erkenntniß bestätigt den Glauben, Glaube fordert Erkenntniß. Religion nährt die Sittlichkeit, und Sittlichkeit reinigt die Religion. Die Kunst strahlt die ewige Schönheit wieder, die Wissenschaft verhilft uns zu einer tieferen Auffassung von Gottes Weisheit und Macht, indem sie uns lehrt, daß alle Dinge dem Gesetz unterworfen sind. Selbst der materielle Fortschritt entspricht dem Willen des Schöpfers, indem er alle Dinge menschlicher Erkenntniß und Energie unterwirft. Am stärksten freilich offenbart sich die Macht des Geistes in der Religion, denn diese ist im Grund nichts anderes als Gottes Gegenwart in unsrer Seele. Unser tiefstes Erkennen soll in Harmonie mit der religiösen Wahrheit stehen, und diese soll nicht nur unser Trost und unsre Stütze, sondern auch Schutz und Schirm unsrer irdischen Interessen und Güter sein. Die Kirche als Vermittlerin dieser Religion soll uns daher nicht in Form einer Karikatur entgegengebracht werden, wir müssen die Ueberzeugung gewinnen, daß alles darauf ankommt, daß uns ein rechtes Herz geschaffen werde, dem gegenüber alles irdische Können und Erkennen doch nur vergängliches Theaterwerk ist. Von den Christen soll die Welt erkennen, daß ein Mann werth ist, was die Dinge werth sind, welche er erkennt und liebt, daß das Leben nicht in dem besteht, was wir besitzen, sondern in dem, was große Seelen leben und thun: aller Pomp und alle Zeremonie bedeutet demgegenüber gar nichts. Der Christ von heute soll, wie einst der Christ des Alterthums in dem Studium griechischer und römischer Philosophie und Literatur seine geistige Kultur fand, so auch er in der Philosophie, Literatur, in der Wissenschaft der Gegenwart zuhause sein und aus ihr seine höhere Erziehung gewinnen. Es gilt hier vorwärts zu streben: ein jedes Reich muß entweder Neues erobern oder es muß zugrunde gehen. Eine geistige Macht muß neue Ideen entwickeln, oder sie fällt der Mißachtung anheim. Wer nicht wagt der neuen Zeit ins Gesicht zu schauen, versinkt vor ihr in Nichts. Die Gefahr des Irrthums kann kein Grund sein, dem Suchenden zu zürnen. Wenn es Christenpflicht ist, dem Menschen in seinem Elend und seiner Sünde die Theilnahme zu bewahren, wie dürfen wir sie dem verweigern, welcher dem Irrthum unterworfen ist? Wir Alle sind mehr krank und blind als böse — laßt uns also gern an den guten Willen der Anderen glauben: das ist doch, worauf alles ankommt. Der Begriff des Katholizismus, schließt er nicht die Allgemeinheit unsrer Liebe, unsrer Theilnahme für Alle, auch den Irrenden, in sich? Er schließt in sich die Verpflichtung, das Beste in allen Menschen und Völkern anzuerkennen und zu pflegen: laßt uns nicht glauben, todte Einförmigkeit sei das Heil. Laßt uns mit Paulus die Verschiedenheit der Gaben und die Verschiedenheit der Wege Gottes anerkennen. So angesehen gewinnt das Werk jedes echten Denkers, Dichters, Künstlers seine Beziehung zur Religion. Der Theologe, der diese Dinge nicht kennt, ermangelt der inneren Kultur, der intellektuellen Kraft, der Erschließung und Beweglichkeit des Geistes, ohne die man heute einem so hochgebildeten Zeitalter die Wahrheiten des christlichen Glaubens nicht mehr nahe bringen kann. Wie es denn auch nicht hinreicht, daß der Diener der Religion ein reines, frommes Gemüth und einen disciplinirten Geist mitbringt: er muß auch ein ganzer Mann, ein Gentleman sein. Gute Manieren sind bei ihm nicht zu verachten: sie sind der Ausdruck inneren Werthes, die Blüthe hohen und reichen geistigen Lebens. Christus war der erste Gentleman der Welt, und wer in seinem Geiste wirken will, muß wieder ein Gentleman sein. Er soll eine gebildete Sprache reden und es nicht für Eitelkeit halten, das Wort Gottes in würdiger, korrekter, vornehmer Weise zu verkündigen; wie wir es ja auch nicht für Eitelkeit halten, den Tempel Gottes ehrbar und würdig auszustatten. Wer mit der Unwissenheit zufrieden ist, hat kein Herz für die Wahrheit. Wohl wählt Gott das Schwache, um das Starke zu beschämen, aber er bedient sich auch, wie das Beispiel eines heil. Paulus zeigt, außerordentlicher und bedeutender Männer. Das Uebernatürliche hat die Natur nicht annullirt, und Offenbarung kann sich nur an vernünftige Wesen wenden. Uns das Denken zu verbieten, heißt uns mit der gebildeten Welt in den tiefsten Gegensatz bringen: Gehorsam für ein denkfaules Prinzip zu fordern, hieße das ganze religiöse Leben zusammenbrechen machen, hieße uns Katholiken in ein geistiges Ghetto einmauern. Die Jugend der Zukunft kann nur durch die höchsten Ideale gewonnen werden: ihr mit Verachtung von dem Fortschritt unsres Jahrhunderts, von der vertieften kritischen Erkenntniß der Gegenwart sprechen, heißt ihr Herz abkehren; wovor man sie warnen soll, das ist der Geist der Halbheit, des Dilettantismus, des Mangels an Ehrfurcht; aber diese Dinge bekämpft man nicht mit dem Deklamiren gegen die wissenschaftliche Erkenntniß. Man dringt aber auch zur vollen Wahrheit nicht durch ohne klare Einsicht in die Natur und Geschichte des Menschen. Solche Erkenntniß mag uns nöthigen, manche bisher behauptete Position als unhaltbar aufzugeben: aber der Glaube selbst leidet damit keinen Schaden, er erhält neue Bekräftigung und wird etwas innerlich erlebtes. Die Seele braucht, wie der Körper, stets neue Nahrung, sonst wird auch sie schwach und hinfällig. Danach hat sich unser

Erziehungswerk, vorab auch in den Gymnasien, Seminarien, Universitäten einzurichten. Die Unzulänglichkeit unsres kirchlichen Lehrstandes war eine der fünf Wunden der Kirche, über welche bereits Rosmini klagte: die Tendenz, den theologischen Unterricht ausschließlich in die Seminarien zu verlegen, kann nur darauf hinauslaufen, dies Uebel noch zu verschlimmern, und das einseitige Zurückgreifen auf eine Scholastik, die weder Hebräisch noch Griechisch verstand, den Aristoteles selbst nur unvollkommen kannte und die geschichtliche Vergangenheit ignorirte, entspricht dem heutigen Zustand wissenschaftlicher Erkenntniß auch nicht mehr. Ebensowenig vermag uns eine rein äußerliche Erziehung und halbe Erkenntniß aus unsrer Gleichgültigkeit und Somnolenz herauszureißen. Was wir brauchen, sind nicht neue Andachten und Wallfahrtsorte, sondern ein neuer Geist, der Geist des Lebens und der feste Wille, mit Zuhülfenahme aller neugewonnenen Erkenntniß und Wissenschaft Christus zu dienen und in ihm allen Kindern Gottes. Nur wer auf der Höhe solcher Erkenntniß steht, ist heute imstande, mit Erfolg die Lehren der geoffenbarten Religion zu vertreten. Es liegt am Tage, daß das bisher beliebte Erziehungssystem hinter dieser Aufgabe weit zurückbleibt. Es ist Zeit, fruchtlose Kontroversen beiseite zu lassen und uns ernstlich mit dem Geiste der heiligen Schrift zu erfüllen, der ein Geist des Lebens und zwar höchsten Lebens ist. Verläßt man diese Quelle religiöser Inspiration, so verfällt man einer mechanischen und geistlosen Frömmelei, welche religiöse Uebungen an die Stelle der Religion setzt, Gottes Stimme nicht mehr vernimmt, Individualität und Charakter der Einzelnen, wie ganzer Völker zerstört. Der Prediger, welcher sich auf die Empfehlung von Zeremonien und Uebungen, auf homiletische Gemeinplätze beschränken wollte, würde aufhören, Gewalt über die Geister zu üben. Die große Wahrheit steht heute fest, daß die Frömmigkeit des Christen mehr durch den Sieg der Ideen, als durch die die Aktivität der Seele hemmende Prädominanz geistlicher Personen bedingt ist. Die Aktion des Priesters darf sich heute nicht mehr auf Altar, Kanzel und Beichtstuhl beschränken. Er soll dem Gläubigen vielmehr Vorbild und Führer auf dem Gebiete des gesammten geistigen Lebens, nach der Richtung der Erkenntniß, der Freiheit, der Reinheit und der Verklärung des Lebens werden. Das Volk soll ihm folgen wie einst dem Erlöser — nicht in die engen Räume der Synagoge, sondern hinaus auf die See und hinauf auf die Berge und in die freie Wüste, um Worte des Lebens zu vernehmen. Der Priester wird am besten seines Amtes walten, wenn er sich allerwegen als einen Nachfolger des milden, zum Dienst der Menschheit gekommenen Erlösers erweist, er soll sich nicht in Klostermauern verschließen und sich auf eine rein theologisch-asketische Bildung zurückziehen, sondern bemüht sein, diese durch eine öffentliche Meinung beherrschte Welt mit ihren Bestrebungen und Idealen in Uebereinstimmung mit der Wahrheit und Liebe in Christo zu bringen. Um Menschen zu gewinnen, muß man mit ihnen Sympathie haben: nur so wird der Laie wieder aktiven Antheil an den Interessen der Kirche gewinnen und in eine der Sache der Religion dienliche Kooperation mit dem Klerus treten.

Am Schluß seines Vortrags sagte der Bischof, er habe wesentlich als Amerikaner und zu Solchen gesprochen, welche durch die Gemeinsamkeit der englischen Sprache eine verwandte Auffassung der Dinge haben. In den Ländern dieser Zunge, fügt er hinzu, sei der Sieg und die Herrschaft freiheitlicher Institutionen allenthalben gesichert, und es sei hier auch, abgesehen von der Anomalie der anglicanischen (etablirten) Kirche das Prinzip der Trennung von Staat und Kirche durchgeführt und zweifellos für alle Zukunft festgestellt. Ueberall hier könne Jeder unbehindert schreiben, publiziren, diskutiren, organisiren, die Katholiken englischer Zunge hätten unumwunden und ohne Mentalreservation dies System angenommen, und es habe ihnen eine Energie des Gedankens und der Aktion zugebracht, welche die besten Früchte gezeitigt habe. Unter der Herrschaft dieses Prinzips seien aus einer Handvoll armer, bedrückter, in jeder Hinsicht zurückstehender Katholiken in England und Nordamerika mehr als 20 Millionen geachteter, glücklicher Bürger geworden, welche an neuen Schulen, Kirchen, Klöstern, charitativen Anstalten wahrscheinlich mehr als die übrigen 200 Millionen Katholiken der alten Welt in diesem Jahrhundert errichtet haben. Wir haben Verluste zu verzeichnen gehabt, gewiß, aber im großen und ganzen ist die Geschichte der Kirche in der englisch sprechenden Welt dieses Jahrhunderts eine Geschichte wirklichen und großen Fortschritts. Wir dürfen das Vertrauen haben, daß auch die Zukunft uns günstig sein wird, wenn Laien und Priester Vertrauen, Muth, Eifer und loyale gläubige Gesinnung sich bewahren. Aber dazu gehört freilich, daß auch die Kirche nicht bloß ein Haus des Gebets, sondern auch eine Heimath der Erkenntniß, eine Schule der Weisheit und verständiger Ausbildung aller Kräfte, wie eine Quelle des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe sei.

Als der Bischof von Peoria die Kanzel verlassen, wurde er in der Sakristei von P. Brandi, dem bittersten Feinde des „Amerikanismus", empfangen. Was mag sich der Spiritus rector der „Civiltà cattolica" bei dieser Gelegenheit gesagt haben! Lebte Pasquino noch, er hätte seine helle Freude an dieser Ironie des Schicksals gehabt, welche das erste mächtige Auftreten der neuen Zeit und des echten Amerikanismus — nicht des von P. Brandi und den Seinigen erfundenen — mitten in dem Heiligthum der Kirche al Gesù zuwege brachte — gerade da, wo seit drei Jahrhunderten ungefähr das gerade Gegentheil von dem vorgetragen wurde, was heute Msgr. Spalding seiner tief ergriffenen Zuhörerschaft verkündete.

Seither hat der Bischof am Osterfest wieder gepredigt, und zwar in S. Silvestro, wo er in gewaltiger Sprache ein Zeugniß seines innigen Glaubens, seiner warmen Menschenliebe, seiner apostolischen Mission ablegte. Er sprach vom Vater Unser und zeigte, wie weit wir von der wahren Erfassung seines Inhalts sind. Hier schied er die Politik von der Religion, wie die Böcke von den Schafen und geißelte die Hohlheit einer Zivilisation, die nur dem Namen nach christlich ist, in Wirklichkeit nur in Neid und Mißgunst den Kampf ums Dasein führt. Das war ein abermaliges Ereigniß für eine stadtrömische Kanzel: dieser offene Protest gegen den politischen Katholizismus.

Als vor einem Jahr Msgr. Keane an derselben Stelle über die Bergpredigt gesprochen, denunzirte man das, was der Erzbischof über die „Armen im Geiste" gesagt, als einen Angriff auf die weltliche Herrschaft des Papstes. Man fand dann die Gesundheit Msgr. Keane's zu angegriffen, um ihm das weitere Predigen in S. Silvestro zu gestatten, und es bedurfte des entschiedenen und muthigen Eintretens des Kardinal-Protektors dieser Kirche (Dank und Ehre sei ihm dafür), um den

edlen amerikanischen Prälaten wieder zu Ostern der Kanzel von S. Silvestro und seiner begeisterten Zuhörerschaft zurückzugeben. Msgr. Spalding verläßt dieser Tage die ewige Stadt und es wird ihn wenig kümmern, wie viel Fensterscheiben er in den Häusern der Pharisäer zerbrochen hat. Uns Anderen aber, die auf einen amerikanischen Bischof warten mußten, um das zu hören, was zu verkündigen längst Anderer Pflicht war, beschleicht die für einen Insassen der alten Welt recht betrübende Empfindung: daß auch diesmal die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten im Reiche Gottes sein werden.

Das türkische Schattentheater.

Bei dem Titel „Türkische Literaturgeschichte in Einzeldarstellungen", den ein vor uns liegendes erstes Heft einer Sammlung als allgemeine Ueberschrift trägt,[1] wird Dieser oder Jener vielleicht zuerst etwas stutzig werden. Was in Europa von türkischer Literatur bekannt ist, geht hauptsächlich auf v. Hammers vierbändiges Werk zurück, ist aber alles, ehrlich gesagt, nicht viel werth. Eine Nachbetung der persischen Form, verbunden mit einem auffälligen Mangel an Originalität, kennzeichnet die türkische Kunstpoesie, welche den Hauptbestand der ganzen Literatur ausmacht und bei v. Hammer allein vertreten ist. Zwar haben die Türken in der Prosa auf dem Gebiete der Geschichtschreibung vortreffliche Leistungen aufzuweisen, doch würden hier literarische Studien erheblich weniger nöthig sein als Quellenforschungen. Nun, die vorliegenden „Einzeldarstellungen" werden sich wohl überhaupt nicht mit den Kunstprodukten der älteren Literatur befassen, sondern sie werden wahrscheinlich Schöpfungen des Volksgeistes und sodann besonders die türkische Moderne behandeln, die einen ungleich beträchtlicheren Werth hat. Das erste Heft ist dem Schattentheater gewidmet. Wenn ein Mann wie G. Jacob, der ein bei Gelehrten keineswegs allzu häufig sich findendes Verständniß und Interesse für Realien mit einer außerordentlichen Gelehrsamkeit und Belesenheit verbindet, sich einem derartigen, mitten im warmen Menschenleben stehenden Gegenstande zuwendet, so kann man von vornherein erwarten, daß etwas dabei herauskommen wird. Und das ist denn auch im hohen Grade der Fall. Jacob hatte das Verständniß des Karagözspiels (nach dem Haupthelden des Schattentheaters benannt) bereits durch eine ganze Reihe Publikationen wesentlich gefördert, jetzt faßt er seine eigenen wie die Untersuchungen Anderer zu einer eingehenden Charakteristik des Spiels zusammen, die sehr anziehend zu lesen ist.

Gleich zu Anfang seiner Abhandlung beklagt er die Vernachlässigung, welche die türkischen Studien seit einer Reihe von Jahren auf den deutschen Universitäten erleiden. In Rußland und Ungarn stand es in dieser Beziehung schon längst anders; Ungarn ist soeben durch Gründung einer eigens den ural-altaischen Sprachen gewidmeten Zeitschrift („Revue orientale") noch einen bedeutsamen Schritt weiter gegangen. Ein derartiges Unternehmen würde für Deutschland allerdings kein Bedürfniß sein, zumal alle deutschen Gelehrten der neuen Revue als Mitarbeiter willkommen sind und ihre Arbeiten in ihr in deutscher Sprache veröffentlichen können. Aber eine Belebung des Studiums des Türkischen, welches wie das noch viel wichtigere Neupersische an deutschen Universitäten bisher eigentlich nur von Semitisten im Nebenfach betrieben wird, wäre doch sehr wünschenswerth. Gewiß stehen Türkisch wie Neupersisch den Bedürfnissen des täglichen Lebens im Grunde meist fern, das Gleiche gilt aber nicht minder, ja oft sogar noch weit mehr von anderen Sprachen, die trotzdem liebevoll gefördert werden. Aegypten hat während der Zeit seiner Größe stets ein starr in sich abgeschlossenes Dasein geführt; wo andere Völker Keime aus ihnen entnommen haben, haben sie diese Keime zu dem, was sie dann wirklich der Menschheit genützt haben, erst selbst, fern von dem Ursprungslande, auf anderem Boden entwickeln müssen. Und solche Fälle sind dazu noch recht selten. Was hat dagegen Persien alles auf seinem ureigenen Grunde Eigenes geschaffen und anderen Völkern fertig übermittelt! Es hat viele Jahrhunderte hindurch als Förderer in der Weltkultur — wobei wir an Kulturerrungenschaften denken, die nicht nur dem Volke, das sie schuf, sondern einem großen Theile der Menschheit zugute gekommen sind — eine Arbeit geleistet, der viele Nationen nichts nur entfernt gleichwerthiges zur Seite zu stellen haben.[2] Eine eingehende Kulturgeschichte der persischen Heroenzeit auf Grund von Firdausi's Schâhnâme, das im wesentlichen die Zustände der Epoche der Sassaniden wiederspiegelt, oder eine Darstellung des Seldschukenreiches, welche allerdings erst durch langwierige Durchforschung meist persischer Quellen ermöglicht werden könnte, würden Ergebnisse liefern, die sich den entsprechenden Darstellungen aus Aegyptens Vorzeit sicherlich an die Seite stellen könnten und dabei den Vorzug hätten, weit mehr im Mittelpunkt der Weltgeschichte zu stehen, als das isolirte Aegypten. Aber wer soll derartige weitausschauende Arbeiten unternehmen? Für Turkologen oder Iranisten gibt es keine Professuren in Deutschland, für die Aegyptologie ist zu den bereits vorhandenen in Berlin, München, Leipzig, Bonn, Straßburg, Heidelberg soeben noch eine neue in Göttingen gegründet bezw. eine früher bestehende dort wieder erneuert worden. Des Lebens Güter sind eben ungleich vertheilt. Fern sei es, den Besitzenden ihren Besitz zu mißgönnen — das würde ja schon gar nicht einmal etwas nützen — zumal sie mit den ihnen zur Verfügung gestellten Mitteln Vortreffliches leisten. Aber Jacobs Bedauern über das Brachliegenmüssen anderer nicht minder berechtigter Disciplinen verdient einen starken Nachhall in der gelehrten Welt.

Das türkische Schattenspiel knüpft sich, wie schon bemerkt wurde, an den Namen eines seiner Hauptfiguren, des Karagöz („Schwarzauge"), der in letzter Linie der ägyptische Staatsmann Karakusch des 12. Jahrhunderts sein wird. In gewisser Weise läßt es sich unserm Kasperletheater vergleichen (genauer entspricht es dem Marionettenspiel, das aber in Deutschland als Volksbelustigung nicht mehr populär ist). Wie dieses im allgemeinen weniger den Beifall der Gebildeten findet, so hat auch Karagöz seine Hauptfreunde unter dem gemeinen Volke. Wenn man in Konstantinopel einem gebildeten Menschen von Karagöz spricht, so rümpft er wohl die Nase und erklärt die Stücke im allgemeinen für zu dumm. Nun, auch bei uns werden nicht viel Gebildete an Till Eulenspiegel dauernd Geschmack finden, der Witz ist meist zu dürftig und auf ziemlich anspruchslose Gemüther berechnet. Anders wird es allerdings in einer fremden Sprache. Hier macht man schon infolge der geringeren Vertrautheit mit ihr weniger hohe Ansprüche, das Neue ist hier an sich interessant, auch wenn es in der eigenen Sprache als zu unbedeutend gelten würde. Ich habe in Stambul Karagöz-Stücke stets mit großem Interesse gelesen, wenn ich auch meinen türkischen Lehrer öfter wider seinen Willen dazu drängen mußte. Denn ohne Hülfe kann man einen Schattenspieltext mit seinen zahlreichen Anspielungen auf rein lokale, vorübergehende Verhältnisse und den dialektischen, oft in keinem Wörterbuche verzeichneten Ausdrücken nicht bewältigen. Auch Türken selbst verstehen bisweilen die Pointe nicht. So vermochte mir Niemand, den ich darum befragte, die Bedeutung der Redensart: „Ueber das Trottoir von Akseraï (ein Stadtviertel Stambuls), kann man nicht springen", zu erklären (gibt es dort keins? oder ist es zu schlecht?), und dasselbe Ergebniß hatten manche andere Nachforschungen. Jacob hat sich durch die Uebersetzung mehrerer Stücke ein außerordentliches Verdienst erworben. Ein kürzlich von ihm veröffentlichtes, das er in Brussa hatte ausschreiben lassen, bietet ein höchst interessantes Gegenstück zu Konstantinopeler Drucken, in denen sich ein viel höher entwickelter Witz und eine weit gesteigertere Situationskomik zeigen. Es läßt sich vorläufig wohl noch nicht entscheiden, ob hier eine größere Ursprünglichkeit oder etwa eine nachträgliche Entartung anzunehmen ist.

Jacob analysirt die einzelnen Faktoren, welche die starke Wirkung des Schattenspiels hervorbringen, eingehend und mit

---

[1] Türkische Literaturgeschichte in Einzeldarstellungen von Dr. Georg Jacob. Heft 1: Das türkische Schattentheater. Berlin, Mayer u. Müller 1900.

[2] Ich erlaube mir hiefür auf einen Aufsatz: Was verdanken wir Persien? zu verweisen, der demnächst in „Nord und Süd" erscheinen wird.

feinem Verständniß. Daß er Karagöz gegen die Beschuldigung übertriebener Unanständigkeit in Schutz nimmt, ist gerechtfertigt; immerhin fehlt die Zote in ihm wohl nie. Ich weiß nicht, ob mein Lehrer in diesem Punkte besonders findig war, aber er machte mich doch ziemlich häufig auf einen Doppelsinn von recht starkem Hautgoût aufmerksam, der mir sonst entgangen wäre. Jacob hat wohl nicht alle derartigen Anspielungen hervorgehoben. Nicht selten findet man volksthümliche Prägungen, die sozusagen international sind. So entspricht die Bezeichnung „Bettlerdampfer" für einen Bosporusdampfer, der alle Stationen auf beiden Ufern anläuft und so beständig zwischen Asien und Europa hin und her kreuzt, genau unserm „Lumpensammler" für Lokalzüge, die ebenfalls an jeder Station anhalten. Wenn dem Karagöz, der die verschiedensten Handwerke, von denen er gar nichts versteht, betreibt, ein Kunde ohne Bezahlung durchbrennt, so sagt er (weil nun wieder ein neuer Kunde kommen kann): „Wir machen ein großartiges Geschäft", ganz wie der bei den Türken ebenso populäre Hodscha Nasreddin Effendi seine Waaren unter dem Einkaufspreise abgibt, nur damit die Leute sehen, „wie lebhaft sein Geschäft gehe" (er hat gar nicht die Absicht, damit etwa zukünftige Käufer zu animiren, sondern es kommt ihm nur auf die augenblickliche Wirkung an). Diese Einfalt, die man nicht für Raffinirtheit nehmen darf, macht den Karagöz bei aller seiner Salonunfähigkeit doch wieder sympathisch. Der lose Vogel hätte es sich wohl nicht träumen lassen, daß man ihn einmal wissenschaftlich so gründlich behandeln würde. Jacob hat ihn, trotz aller verschiedenen Gesichter, die er hervorkehrt, zu einem wohlumrissenen Bilde fixirt; wir wünschen seiner anregenden Studie viele Leser.

Paul Horn.

Literarische Nachlese zum „Buren-Krieg".

-r. Der Streit in Südafrika hat eine umfangreiche Literatur gezeitigt, welche, wie in solchen Fällen stets, neben zahlloser Spreu nur wenige werthvolle Körner enthält. Blinde Parteinahme meist für die Buren und gegen die Engländer, Beurtheilung der Kriegsereignisse allein nach dem Erfolg, erstaunliche Unkenntniß über die allgemeinen Verhältnisse im Krieg und gänzliche Nichtberücksichtigung der Eigenart des Kriegsschauplatzes und der kriegführenden Parteien, Unzulänglichkeit und Einseitigkeit der Quellen, Flüchtigkeit und Kritiklosigkeit bei ihrer Benutzung — dies alles hat vielfach zu recht mangelhaften Arbeiten geführt, deren Studium nur verlorene Zeit bedeutet. Andrerseits liegen aber auch Veröffentlichungen größten und dauernden Werthes vor, bei denen sich Gründlichkeit der Arbeit mit Sachlichkeit des Urtheils verbindet. Und zwischen den beiden Extremen macht sich die gewaltige Masse der Mittelmäßigkeit breit. Das Bedürfniß nach einer guten Darstellung des auch das deutsche Volk in Spannung erhaltenden Krieges ist deßhalb groß, weil die Kriegsberichterstattung der Tagespresse infolge der, sagen wir „eigenartigen" Nachrichtenübermittlung durch die englischen Preßzensoren erheblich erschwert ist. Manchen unsrer Leser dürfte daher die kurze Besprechung einiger der uns zugekommenen Kriegsbroschüren nicht unwillkommen sein.

Einen Typ „leichtester Waare" stellen dar: Karl Hron: Der Kampf um Südafrika. Eine militärisch-politische Studie, und Der Transvaalkrieg und die deutsche Reichspolitik, beide bei Schalk, Wien 1899, erschienen. Die in der ersten dieser Gelegenheitsschriften vertretenen Ansichten dürften heute in ihrer Gesammtausdehnung vom Verfasser selbst nicht mehr aufrecht erhalten werden; darum lasse die Schrift ungelesen, wer sie erst jetzt in die Hand bekommt. Die gleich zu Anfang breit ausgesponnene Polemik gegen die „Neue Freie Presse" läßt den Standpunkt des Verfassers dahin erkennen, daß natürlich die englischen Goldwucherer den Krieg angezettelt haben, während ein ruhiges Urtheil den Krieg allerdings als wirthschaftliche Nothwendigkeit, aber nothwendig auch für die Buren, erklären muß. Ob der bei Erörterung der militärischen Verhältnisse entwickelte Scharfblick den Verfasser erheblich über die von ihm stark geschmähten, in militaribus „machenden" Mitarbeiter der „N. Fr. Pr." erhebt, möchten wir seiner durch die thatsächlichen Vorgänge erleichterten Selbsteinschätzung überlassen und ihn nur daran erinnern, daß nicht nur die Beschaffenheit des Kriegstheaters, sondern auch die innere Beschaffenheit des Heeres eine gegebene Größe ist. Den halsstarrigen Buren — wo sind die Bauern dies nicht? — eine ihrer Denkungs- und Fechtweise fern liegende Kriegführung zumuthen und unter Berufung auf zeitlich und örtlich nicht passende Beispiele anempfehlen zu wollen, läßt ein tieferes Vertrautsein mit den Grundgesetzen der Kriegswissenschaft nicht ersehen.

Schärfer noch muß das Urtheil über die zweite Veröffentlichung des Verfassers ausfallen. Dem Zweck gegenwärtiger Besprechung ist es fremd, den gegen die gegenwärtige „deutsche Reichspolitik" gerichteten Angriffen, zu welchen der Haupttitel „Transvaalkrieg" die Gelegenheit abgeben muß, die verdiente Abfertigung zu ertheilen, und Hr. Hron mag auch weiter in dem Glauben verharren, daß „Oesterreich, im Vergleich zu Deutschland, für Rußland der gefährlichere Feind — besonders wegen seines veralteten Artilleriematerials! — und der zuverlässigere Freund — wegen der Tschechen oder wegen der Polen? — ist;" bleiben wir beim Transvaalkrieg! Die zahllosen Flüchtigkeitsfehler, z. B. bei der Schreibweise der englischen Worte seien übergegangen und nur folgende Fragen aufgeworfen: Glaubt Hr. Hron heute noch, daß „eine hohe Stufe der Technik der Truppenführung im Burenheer vorhanden und daß sie auf ausländische Offiziere zurückzuführen ist, welche den Burenkommandanten jetzt Adjutantendienste leisten?" Daß „der Befehlsgebungsmechanismus, der Verbindungsdienst, das Zusammenwirken getrennter Kolonnen, die Marsch- und Gefechtstechnik des Burenheeres auch für die Durchführung schwieriger Operationen ausreichen?" Daß „der Vortheil der inneren Linien" auch von dem lose gefügten und locker geführten Milizheere voll ausgenützt werden könne, so, wie etwa von einem Napoleon mit seinem besten Heere? Vor dem Soldaten hat Hron sich durch den Satz gerichtet: „Für die Millionenheere eines europäischen Krieges ist allerdings die Schablone zum Theil unentbehrlich geworden, weil sich da auch schon die Technik der Truppenführung zu einer Kunst ausgestaltet hat." Schablone und Kunst? Kurz, wir unterschreiben das anläßlich einer anderen Schrift über den Verfasser gefällte Urtheil der „Kölnischen Volkszeitung": „Daß er ein Mann von Kenntnissen ist, geben wir zu; aber seine Schwäche liegt im Urtheilen!" —

Zum „Mittelgut" rechnen wir etwa folgende Broschüren: Faller: Der Krieg in Südafrika 1899/1900. Jänecke. Hannover 1900. — Das kleine, vorurtheilsfrei geschriebene Büchlein wird denen willkommen sein, die einen raschen Ueberblick über die Ereignisse gewinnen wollen. Der Verfasser ist sichtlich nur guten Quellen gefolgt, bringt zahlreiche anschauliche Skizzen, eine Abbildung des viel genannten Heliographen, Uebersichten über die Stärke- und Verlustverhältnisse, die annähernd das Richtige treffen dürften, Nachrichten über die beiderseitige Bewaffnung und eine Zeitfolge der Vorgänge bis Mitte Februar. Nicht einverstanden sind wir mit der Rechtfertigung der Buren wegen Unterlassung jeder Verfolgung; ein deutscher Offizier kann dies doch kaum „gerechtfertigt" finden — „erklärlich", bei ihrer Fecht- und Anschauungsweise, ja! —

Kunowski-Fretzdorff: Der Krieg in Südafrika. I. Theil: Vorgeschichte und Ereignisse bis Ende 1899. II. Theil: Ereignisse im Januar und Februar 1900. Zuckschwerdt. Leipzig 1900. — Die beiden Verfasser, durch eine gute Darstellung des japanisch-chinesischen Krieges bereits vortheilhaft bekannt, geben eine ausführliche Darstellung der Vorgänge zunächst bis zum Eingreifen des Lord Roberts. Allerdings verlieren sie sich dabei auch in minder wichtige Einzelheiten, die überdies bei der bekannten Art englischer Berichterstattung nicht durchweg richtig sein können. Es will uns überhaupt scheinen, als ob die Verfasser die Fundgrube brieflicher Mittheilungen, wie sie namentlich einige holländische Zeitungen boten, nicht gründlich genug ausgebeutet hätten. Gut gelungen ist die Darstellung der verwickelten Kämpfe Bullers am oberen Tugela. Die Verwendbarkeit der Karten und der „Kriegsgliederungen" wird leider durch zahlreiche Druckfehler beeinträchtigt. Endlich vermissen wir häufig den nachdrücklichen Hinweis auf die besondere Eigenart dieses Krieges und Betrachtungen über solche Vorgänge, die zur kritischen Besprechung

bereits genügend geklärt sind. Eine gewisse Zurückhaltung der Kritik ist ja zweifellos noch lange Zeit geboten, aber die Kritik darf nicht gänzlich fehlen, sonst bleibt dem Leser zu viel überlassen. Hoffentlich bringt ein baldiges, besonderes Heft „Betrachtungen" das Vermißte.

v. Müller: Der Krieg in Südafrika 1899/1900. I. Theil: Vorgeschichte und Ereignisse bis zum Eintreffen des englischen Expeditionskorps. II. Theil: Der Oranje=Modder=Feldzug. Stormberg und Colesberg. Der Tugela=Feldzug. III. Theil: Die englischen Rüstungen im Dezember und Januar. Die Ereignisse bis Mitte Februar 1900. Liebel, Berlin 1900. — Selbstverständlich bringt jede der zahlreichen Darstellungen, die über diesen gleichen Gegenstand erschienen sind, etwas ihr eigenthümlich gutes. Hier ist es die fesselnde Darstellungsweise, die klare und übersichtliche Gruppirung des Stoffes, die Reichhaltigkeit des Kartenmaterials, die Genauigkeit der Namenwiedergabe, welche einen sehr vortheilhaften Eindruck erwecken. Anzuerkennen ist auch der Versuch, eine Kriegsgliederung der Burenstreitkräfte zu Beginn des Krieges aufzustellen. Aber auch einer tiefergehenden Untersuchung hält die Arbeit meist stand. Offenbar von der Voraussetzung ausgehend, daß seine Leser die Zeitungen der letzten Wochen gelesen haben, beschränkt sich Müller bei Erzählung der Thatsachen auf das Wesentliche und ist dafür in seinen „Betrachtungen" um so ausführlicher. Man braucht ja nicht mit allem einverstanden zu sein, z. B. vermögen wir sein günstiges Urtheil über die obere englische Führung bei Colenso nicht zu theilen, aber meist deckt sich Müllers Auffassung mit jener nüchternen Auffassung der Verhältnisse, welche diejenigen, die sich stets dazu bekannten, vor Enttäuschungen bewahrt hat.

Müllers Schrift bildet den Uebergang zu den hervorragenderen Erscheinungen auf diesem Gebiete:

Wójcik: Ueber den Krieg in Südafrika. Seidel, Wien 1900. — Mit lebhaftem Interesse haben wir die ausgezeichnete Arbeit des österreichischen Generalstabshauptmanns gelesen, welche nach Sichtung und Gruppirung des Stoffes, nach Verläßlichkeit und Klarheit der Darstellung, nach Schärfe und Ruhe des Urtheils den gründlichen und erfahrenen Fachmann verräth; die Ausstattung mit Karten und sonstigen Beilagen ist vorzüglich. Heft I enthält die Vorgeschichte des Krieges, eine geographische Uebersicht, beide kurz gefaßt, eine ausführliche, auf den besten Quellen aufgebaute Beschreibung der Wehrkräfte beider Parteien und zu diesen Kapiteln zusammenfassende Schlußbetrachtungen. Heft II schildert die englischen Seetransporte, den beiderseitigen Aufmarsch, die Kriegsereignisse in Natal und auf den anderen Kriegsschauplätzen bis Ende Dezember 1899. In den Schlußbetrachtungen zu diesem Heft wird u. a. auch die englische Legende von den unglaublichen Heldenthaten ihrer Truppen und von ihren „in der Kriegsgeschichte unerhörten" Verlusten auf das richtige, bescheidene Maß zurückgeführt. Dankenswerth ist die Darstellung der Seetransporte, wie wir sie in ähnlicher Ausführlichkeit in deutschen Veröffentlichungen bisher noch nicht gefunden haben. Alles in allem — ein Werk für das Studium des Fachmanns!

Wie Seidel in Wien, so hat natürlich auch Mittler in Berlin eine allererste Kraft für sich gewonnen: v. Estorff: Der Burenkrieg in Südafrika. Mittler, Berlin 1900. — Das Werk des preußischen Generalstabsmajors, von welchem uns leider nur die erste, bis zur Krisis um Mitte Dezember reichende Lieferung vorliegt, bildet in jeder Hinsicht ein würdiges Gegenstück zur Leistung des österreichischen Kameraden, vor der es noch einen bedeutsamen Vorzug besitzt: Estorff gehört aus eigener Anschauung zu den ersten Kennern der südafrikanischen Verhältnisse und der dortigen Kriegführung. Seine jahrelange rühmliche Thätigkeit in Deutsch=Südwest=Afrika, seine hervorragende Betheiligung an den Kämpfen gegen Witbooi befähigen ihn zu zuverlässigem Urtheil. Und merkwürdig! Der Mann, der alles so genau kennt und sich daher ein freies Wort erlauben darf, er bleibt immer maßvoll im Lobe wie im Tadel. Bemerkenswerth ist seine Charakteristik des Burenheeres: „Mit einem Milizheere Europa's hat es nur einige Züge gemein, man könnte es eher vergleichen mit den germanischen Kriegsvölkern. Scharfe Angriffe, die große Einsätze wagen, um große und rasche Erfolge zu erringen, vermag es nicht zu leisten. Starke Verluste ohne Erschütterung zu ertragen, ist es nicht imstande, es muß durch eine Summe kleine Erfolge die Waage langsam zu seinen Gunsten sinken machen."

v. François (Major a. D., früher Landeshauptmann von Deutsch=Südwestafrika): Lehren aus dem südafrikanischen Kriege für das deutsche Heer. Mittler, Berlin 1900. — Dieses hervorragende kleine Werk (71 Seiten) kann der Beachtung der militärischen Leserwelt nicht warm genug empfohlen werden. Wie der Titel andeutet, handelt es sich hier in erster Linie nicht um eine Darstellung des südafrikanischen Krieges, sondern um die aus diesem Kriege abzuleitenden Nutzanwendungen, insbesondere für das deutsche Heer. Nur ein erfahrener „Afrikaner" kann heute schon zu solch klarer Beurtheilung aller Verhältnisse sich durchgerungen haben und in der geistigen Verarbeitung der gewonnenen Eindrücke so weit gekommen sein, daß er den Niederschlag seiner Beobachtungen und Gedanken schon sozusagen als taktisches Lehrbuch der Allgemeinheit vorlegen kann. Er bespricht u. a.: die Nothwendigkeit gründlicher taktischer Ausbildung der Offiziere im Gegensatz zu der einseitig sportlichen Ausbildung der englischen Offiziere; die Aufklärung vor und in dem Gefecht aus Anlaß ihrer gänzlichen Unterlassung bei Colenso; die englische Vorliebe für nächtliche Unternehmungen, denen der Grad der englischen Truppenausbildung auf keinen Fall entspricht; die Nothwendigkeit, daß der Angreifer gegen burische Vertheidigungsstellungen sich ausreichend staffelt und tief gliedert; das sprungweise Vorgehen der Schützen im feindlichen Feuer, welches oft zu einem „Vorkriechen" werden müsse; das Bedürfniß, die Schießfertigkeit unsrer Infanterie noch weiter zu steigern; die Thatsache, daß weder die Engländer, noch die Buren für richtige Artillerieverwendung genügendes Verständniß besitzen. Ueber den Werth des Studiums dieses Krieges für unsre Verhältnisse äußert sich v. François: „Unter dem Einfluß der durch das afrikanische Klima geschaffenen schwierigen Wasser= und Verpflegungsverhältnisse muß freilich manches anders gemacht werden als bei uns; sobald aber die beiden Parteien vor dem Kampfakte stehen, bleibt Taktik eben Taktik."

Mittheilungen und Nachrichten.

Ein „Schriftsteller"=Jubiläum. In Nr. 88 dieser Beilage habe ich mir erlaubt, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Bettelei hinzulenken, welche aus Anlaß des angeblich bevorstehenden 25jährigen Schriftsteller=Jubiläums des Herrn Spiridion Gopcević, alias Leo Brenner in Lussinpiccolo von Frau „Fanny Manora" — seiner Gattin — in Scene gesetzt wurde. Das ehrenwerthe Ehepaar hat rascher, als ich es nach den bisher gemachten Erfahrungen erwartet hatte, geantwortet — natürlich, wie vorauszusehen war, nicht etwa mit sachlichen Widerlegungen, sondern mit — Schimpfereien. Als Stilprobe und gleichzeitig als Muster Gopcević'scher Verdrehungskunst sei es mir gestattet, den Inhalt einer von Frau Gopcević an mich gerichteten Postkarte hier mitzutheilen. Er lautet wörtlich wie folgt:

> „Mein Herr! Glauben Sie nicht, daß nur die gemeine Natur eines ganz verkommenen Subjekts imstande ist, eine wehrlose (sic!) Frau, die ihm nie nahegetreten ist, zu beschimpfen?
> Fanny Manora=Gopcević."

Daß ich auf diesen zarten Erguß „einer wehrlosen Frau" ebensowenig reagiren werde, wie auf die nicht minder duftigen Schimpfereien ihres Gatten, des Hintertreppenromanschreibers (man lese seine „Beata" oder mache wenigstens einen Versuch, dies zu thun) und Geschäftsastronomen Gopcević, alias Leo Brenner, brauche ich wohl nicht weiter zu versichern. Ich begnüge mich damit, die schlaue Fiktion, daß ich Frau Gopcević „beschimpft" hätte, gebührend zu brandmarken, denn auch ihr Gatte, Hr. „Leo Brenner" hat bezeichnenderweise in einem an die Leser seiner „Astronomischen Rundschau" gerichteten Zirkular seiner Entrüstung über „pöbelhafte Angriffe einer gemeinen Natur auf eine wehrlose Frau — auf die von Allen, die sie kennen, hochgeachtete Frau Manora (sic!)" Ausdruck gegeben. Daß die „hochgeachtete Frau Manora" seine Ehefrau ist, daß die in Rede stehenden Angriffe nicht dieser, sondern ihm selbst galten, hat Hr. Gopcević seinen Lesern wohlweislich verschwiegen, ebenso hütet er sich,

den Letzteren den Ort anzugeben, wo diese Angriffe erfolgt sind. Im übrigen wird die „hochgeachtete Frau Manora“ es sich wohl oder übel gefallen lassen müssen, daß ihr ein wenig auf die Finger geklopft wird, wenn sie auf nicht ganz einwandfreien Manipulationen sich ertappen läßt. Hr. Gopcević hat ferner — immerhin ein kleiner Erfolg — auf die Ehrengabe, welche aus den Ergebnissen der von seiner Frau veranstalteten Sammlung angekauft werden sollte, großmüthig Verzicht geleistet und die angeblich zahlreich eingegangenen Liebesgaben wieder zur Verfügung der Absender gestellt. Er will von der ihm nun offenbar etwas unbequem gewordenen Bettelei seiner Frau natürlich gar nichts gewußt haben; wer aber sein lediglich auf Reklame und Gelderwerb gerichtetes öffentliches Treiben seit einiger Zeit verfolgt hat, wird den Werth dieser Versicherung vollkommen zu würdigen wissen. — Sapienti sat! Dr. K. Oertel.

-nn- Die Vorarbeiten für das von der Berliner Akademie der Wissenschaften in Aussicht gestellte Wörterbuch der deutschen Rechtssprache haben dem an die Akademie erstatteten Bericht der Kommission zufolge im Jahre 1899 erfreulichen Fortgang genommen. Die wissenschaftliche Leitung des Werkes und zugleich die Hauptarbeit liegt in den Händen des Heidelberger Rechtshistorikers Geheimrath Prof. Richard Schröder, der von einer stattlichen Reihe von Mitarbeitern in den verschiedenen deutschen Landestheilen unterstützt wird. Diesen liegt hauptsächlich die Sammlung des zu verarbeitenden Materials ob. Sie durchforschen die Rechtsdenkmäler und die Nebenquellen der Rechtsgeschichte, wobei sie die vorkommenden Rechtswörter mit ihren Belegstellen excerpiren. Für ihre Thätigkeit ist eine besondere Instruktion ausgearbeitet. Bis jetzt sind bereits ca. 150 Quellen oder Quellengruppen für das Rechtswörterbuch ausgebeutet. Weitere umfassende Beiträge stehen von den verschiedensten Seiten zu erwarten. Neben der systematischen Bearbeitung des gedruckten Materials — ungedrucktes kann selbstverständlich nur vereinzelt herangezogen werden — erweist sich auch die Sammlung aller da und dort verstreuten, gelegentlich aufgefundenen Notizen für die Zwecke des Unternehmens als dringend wünschenswerth. Mit solchen Beiträgen könnten auch weitere Kreise, namentlich Archiv- und Bibliotheksbeamte, die Sache unterstützen. Die hierauf sich beziehende Bitte der Kommission sei hiemit den Lesern der „Beilage zur Allgem. Zeitung“ unterbreitet. Auch aus den Kreisen der Germanisten rechnet man auf Beihülfe und Förderung des Unternehmens, so namentlich durch die kürzlich hier erwähnte, von Professor Kluge (Freiburg i. B.) begründete „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“.

CO Le roman de l'énergie nationale. L'appel au soldat. Par *Maurice Barrès*. Paris, Eugène Farguelle. Bibliothèque Charpentier 1900. „Irrungen, Wirrungen“ wäre der richtigste Titel dieser weitschweifigen, autobiographischen Aufzeichnungen von Maurice Barrès. Kaum verschleiert durch romanhafte Zuthaten, schildert Barrès seinen Werdegang in dem Schicksale eines Doppelgängers Namens Sturel. Im ersten Band dieses Cyklus hat er seine Verbildung durch die Obstruktionen eines Philosophieprofessors (Burdeau?!) im Gymnasium zu Nancy, seine ersten, verfehlten Versuche auf dem Pariser Boden als Publizist, seine Hinneigung zu Taine's Ideen, seine Bezauberung durch die napoleonische dämonische Gewalt vergegenwärtigt. In diesem zweiten Bande berichtet er fast tagebuchmäßig seine Begegnungen mit Boulanger, das rasche Aufsteigen dieses Abenteurers in der Volksgunst, den Tag der triumphalen Ehren, mit denen ihn die Menge bei seiner Abfahrt nach Clermont heimsuchte, das jähe Verlöschen der anfangs so hoffnungsreichen Boulange. Als Zeugenaussage eines aufgeregten Zuschauers, der bekanntlich sogar auf das Boulanger'sche Programm in die Kammer gewählt wird, mag Barrès' Erzählung kritischer Analyse nicht ganz unwürdig sein. Für den vorurtheilslosen Leser nehmen sich die Hauptfiguren dieser Tragikomödie, Boulanger mit seiner Geliebten, Madame de Bonnemain, Naquet, Déroulède, Rochefort, Sturel-Barrès 2c. freilich nicht entfernt so verklärungswürdig aus wie im Roman de l'énergie nationale. Auch das erste gepredigte Evangelium Barrès': Abkehr vom Pariser Zentralismus und Rückkehr zum Heimathboden der lothringischen Mutterlande, wird nüchternen Lesern nicht so unbedingt einleuchten, wie den Parteijüngern der Revanche, welchen in dem umfangreichsten Kapitel des Buches (La vallée de la Moselle, 260—397) mit Metzer Eindrücken und Racheschwüren aus dem Herzen oder nach dem Munde geredet wird. Sittlicher tiefer Ernst ist Barrès selbst nicht anzumerken: inmitten all seiner scheinbar hitzigen Parteinahme für die Boulange und ihre Folgen, den Panama- und Dreyfus-Kampf, hat er Zeit zu einem regelrechten, affektirt verbuchten Ehebruchsroman. Wie weit er noch die Dinge in Wahrheit führen will, wird der Schlußband der Serie — Leurs figures — und mehr noch die politische Zukunft von Barrès offenbaren.

* Der Geschichtsforscher auf dem Zweirade. Seit einigen Tagen beherbergt Wien eine interessante Persönlichkeit, den französischen Historiker Eduard Gachot, welcher von dem Prinzen von Eßling (Herzog Rivoli) mit der Spezialmission betraut wurde, behufs Abfassung einer weit ausgreifenden Biographie des Marschalls Massena historisches Material in Oesterreich zu sammeln, insbesondere die Schlachtfelder, auf denen Massena kämpfte, genau zu studiren. Herr Gachot hat nun mit Hülfe seiner Bicyclette, seiner ständigen Begleiterin, bereits seit Monatsfrist sämmtliche Heerstraßen-Routen und Schlachtfelder von Augsburg bis Znaim besucht, welche der berühmte napoleonische Marschall und erste Herzog von Rivoli im Jahre 1809 an der Spitze des IV. französischen Armeekorps passirte. Auf diese Weise ist es dem radfahrenden Gelehrten gelungen, eine Reihe kriegstaktischer Fragen, die von der Studirstube aus nicht zu lösen waren, in wünschenswerther Weise aufzuhellen.

* **Berlin.** Zum leitenden Arzte der inneren Abtheilung des Krankenhauses Bethanien ist als Nachfolger des vor kurzem verstorbenen Sanitätsraths Dr. v. Steinau-Steinrück Dr. Wilhelm Zinn, Privatdozent an der Universität, und zuletzt Assistent an der zweiten medizinischen Chariteeklinik unter Prof. Gerhardt, gewählt worden.

* **Rostock.** Der bisherige außerordentliche Professor der Rechte, Heinrich Geffcken, ist zum ordentlichen Professor befördert worden.

* **Aus Norwegen.** Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Christiania wählte in ihrer letzten Jahressitzung den Botaniker Professor Schwendener und den Geographen Ferdinand Frhrn. v. Richthofen von der Universität Berlin, den Botaniker Professor Pfeffer (Leipzig) und den Professor für Deutsches Recht Karl Lehmann (Rostock) zu Mitgliedern.

i. **Spanien.** Die spanische Akademie der Wissenschaften hat beschlossen, auf ihre Kosten eine Auswahl aus den „gallizischen Liedern“ (cantares gallegos) der Dichterin Rosalia Castro veranstalten zu lassen, während gleichzeitig die Familie der verstorbenen Dichterin eine Gesammtausgabe ihrer Werke vorbereitet. — Zu ihrem Vertreter bei dem spanisch-amerikanischen Kongreß hat die Akademie D. Manuel del Palacio ernannt. — Aus den im Madrider Stadtarchiv liegenden mehr als 40 unedirten Werken des Ramon de la Cruz (geb. 1731) soll eine Auslese von 16 sogen. Sainetes (Einaktern) mit Kommentar des Madrider Stadtbibliothekars D. Carlos Cambronero veröffentlicht werden, ebenso ein Band gleichfalls unedirter Autos sacramentales (biblische Stücke) von Calderon. — Zur wissenschaftlichen Beobachtung der am 28. Mai eintretenden totalen Sonnenfinsterniß, die für Spanien als solche in einer Zone von 20 spanischen Meilen Breite zu beobachten ist, sind schon verschiedene Körperschaften angemeldet. Die Kommission des Madrider Observatoriums hat sich bereits zu dieser Beobachtung nach Plasencia begeben, der Direktor des Observatoriums von Meudon bei Paris, Jansen, und der erste Astronom dieses Observatoriums, Deslandres, observiren in Argamasilla, in Tobarra (Albacete) der Chef des Pariser Observatoriums, Bigourdan. Nach Plasencia begeben sich Grubb von Dublin und die Kommission des Nautical Almanach von England. Flammarion und die Kommissionen der Observatorien von Toulouse und Montpellier veranstalten die Beobachtung in Elche.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 9. Mai. Nummer 106.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Heinrich Siegel.

Ein Bild seines Lebens und Wirkens (1830—1899).

Entworfen von Dr. Alfred v. Wretschko, Professor der Rechte an der Universität Innsbruck.[1]

Am 4. Juni 1899 starb in Wien unerwartet Heinrich Siegel. Durch seinen Tod hat die deutsche Rechtswissenschaft einen großen Verlust erlitten. In wehmüthiger Erinnerung an die siebzigste Wiederkehr seines Geburtstages wollen wir im folgenden ein Bild von dem Leben und Wirken dieses gefeierten Rechtslehrers entrollen, der durch mehr als 40 Jahre die germanistische Lehrkanzel an der Wiener Universität in ehrenvollster Weise bekleidet hatte.

I.

Heinrich Siegel entstammte einer alten, angesehenen Bürgerfamilie der heute zum Großherzogthum Baden gehörigen Stadt Bruchsal. Bis in das 16. Jahrhundert zurück können wir Bürger dieses Namens in der erwähnten deutschen Stadt nachweisen, die lange Zeit hindurch den Bischöfen von Speyer als Residenz gedient hatte, späterhin zur Kurpfalz gehörte und dreimal von den Franzosen niedergebrannt worden war. Einzelne Träger des Namens Siegel wandten ihre Sorge der Stadtverwaltung zu; wir finden sie namentlich als Schultheiße im Stadtgericht oder als Räthe am Stadtregimente betheiligt.

Aber nicht in Bruchsal, sondern in dem zum Mannheimer Kreis gehörigen Neckarstädtchen Ladenburg erblickte Heinrich Siegel am 13. April 1830 das Licht der Welt. Er war der zweite Sohn des damals daselbst als Kreisphysikus angestellten Dr. Joseph Siegel, zugleich Enkel des zuerst kurpfälzischen, späterhin badischen Hofrichters Dr. Bernhard Siegel.

Großvater und Vater erfreuten sich verdientermaßen des größten Ansehens. Bernhard Siegel galt als ein Mann von gediegener juristischer Vorbildung, von unbeugsamem Rechtssinn und eiserner Pflichttreue. Rasch war er die richterliche Laufbahn vom kurpfälzischen Rathsaccessisten bis zum Oberhofgerichtskanzler, späterhin zum Hofrichter in Mannheim, zuletzt zum Kreisdirektor daselbst emporgestiegen, als ihn im Jahre 1819 seine Vaterstadt in den ersten badischen Landtag als ihren Abgeordneten entsandte, und das Vertrauen seiner Genossen ihn zum Präsidenten der Zweiten Kammer des Landtages erkor. In dieser Eigenschaft eröffnete er die erste Sitzung mit einer Ansprache, die uns das beste Zeugniß für seine hervorragenden Charaktereigenschaften, namentlich auch für seine ernste politische Ueberzeugung gibt.

Auch Heinrichs Vater hatte schon vor dem Jahre 1830 seinem Vaterlande treue Dienste geleistet. Kurze Zeit nach Vollendung seiner medizinischen Studien an der Universität Heidelberg trat er 1812 in die badische Armee als Militärarzt ein, und schon wenige Wochen darauf rückte er in das Feld. Sein Bataillon hatte den Befehl erhalten, den Trümmern der aus Rußland zurückeilenden napoleonischen Armee zuhülfe zu kommen. Auch 1813 kämpfte er für Frankreich, dem damals noch die Rheinbundfürsten huldigten. Auf französischer Seite machte er zahlreiche Gefechte, zuletzt die Schlacht an der Katzbach und die Völkerschlacht bei Leipzig mit, nahm aber späterhin, als sein Landesfürst, der Großherzog von Baden, nach Auflösung des Rheinbundes der Allianz gegen Napoleon beigetreten war, an den Feldzügen gegen Frankreich (1814 und 1815) theil. Nach dem Friedensschlusse trat er in den badischen Zivilstaatsdienst über und wurde noch 1815 Physikus in Neckarbischofsheim, von wo er 9 Jahre später in gleicher Eigenschaft nach Ladenburg kam, um dann kurze Zeit nach der Geburt seines zweiten Sohnes Heinrich das Physikat in Bruchsal zu erlangen.

So verbrachte Heinrich Siegel die Kinderjahre in der Stadt seiner Ahnen. Von seinen Eltern empfing er eine tüchtige Erziehung; namentlich war es die Mutter Magdalena, geb. Heiligenthal, die sich ganz ihren Kindern widmete, während der ärztliche Beruf den Vater oft dem Hause ferne hielt. Hier wurden in den Sinn des Kindes jene Keime gelegt, die späterhin als glänzende Eigenschaften des Charakters und des Herzens den Mann zierten und schmückten. In der Stadt, die eine bedeutende ereignißvolle Vergangenheit hatte, erwachte in ihm gewiß schon früh das Interesse für die großen Thaten der Vorfahren, und unmerklich wurde ihm der Sinn für geschichtliches Wesen eingeflößt.

Nach der ersten Schulbildung in Bruchsal gab der Vater ihn an das Gymnasium daselbst, hernach legte er in Heidelberg die zwei Klassen des großherzgl. badischen Lyceums zurück und wurde auf Beschluß des badischen Oberstudienrathes vom 3. September 1849 zur Universität zugelassen. Schon während dieser Zeit interessirte er sich lebhaft für das höhere Studium, und in schulfreien Stunden hörte er bereits an der Universität Vorlesungen über Geschichte, Literatur und Philosophie, die damals von Schlosser, Gervinus und Reichlin gehalten wurden.

Mit dem Wintersemester 1849/50 bezog er zunächst in Heidelberg die Universität, wandte sich daselbst dem Studium der Rechte zu, ging aber zwei Semester später nach Bonn. Hier trat er mit dem Verbindungswesen in Fühlung. Er wurde in die Burschenschaft Franconia aufgenommen, und sie wählte ihn schon für das

[1] Dieser Aufsatz erscheint gleichzeitig als selbständige Broschüre mit Anmerkungen.

Sommersemester 1851 zu ihrem Sprecher; doch im Herbste kehrte er wieder nach Heidelberg zurück, um hier seine Studien zu vollenden.

An beiden Hochschulen wirkten damals ausgezeichnete Gelehrte, die auf Siegels empfänglichen Geist einen tiefen, nachhaltigen Einfluß übten. In Bonn vor allem der bekannte Germanist Ferdinand Walter, in Heidelberg neben dem Romanisten Vangerow und dem Staatsrechtslehrer Robert v. Mohl, der Professor der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte H. Zöpfl, ferner K. Mittermaier, damals anerkannt der erste Kriminalist, der auch Vorlesungen, über deutsches Privatrecht hielt. Außerdem war für Siegel jedenfalls Richtung gebend Robert Karl Sachße, der zu jener Zeit als Extraordinarius in Heidelberg Vorträge über deutsches Privatrecht hielt, mit unermüdlichem Eifer und gründlicher Sachkenntniß das deutsche Rechtsleben in seiner historischen Entwicklung verfolgte, und vor allem der tieferen Erkenntniß des Sachsenspiegels seine Aufmerksamkeit widmete.

Schon während seiner Studienzeit fühlte Siegel ein stetig wachsendes Interesse für die Erforschung des älteren deutschen Rechtes und wurde dort schon früh in jene Bahnen gewiesen, die er dann in so glänzender Weise zu verfolgen berufen war. Als nämlich die Heidelberger Juristenfakultät als Preisaufgabe eine Darstellung des deutschen Erbrechtes nach den beiden großen Rechtsbüchern des Mittelalters ausschrieb, trat auch Siegel mit einer großentheils schon in Bonn, in lateinischer Sprache abgefaßten Dissertation als ernster Bewerber auf. Am 22. November 1851 erhielten er und noch ein Zweiter als Preis die im Jahre 1807 vom Großherzog Karl Friedrich für die Universität Heidelberg gestiftete goldene Medaille, da die Fakultät beide Arbeiten als so vorzüglich erachtete, daß sie ausnahmsweise den Antrag auf Doppelverleihung des Preises stellte.

Ermuthigt durch diesen schönen Erfolg, den hervorragendes Talent und ernstes Streben schon in so jungen Jahren aufzuweisen hatten, wandte sich Siegel nun ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten zu und beschloß, die akademische Laufbahn einzuschlagen. Zunächst galt es ihm, die Preisarbeit ins Deutsche zu übertragen und durch Heranziehung anderer Rechtsquellen zu vertiefen und zu erweitern. Er wollte das Erbrecht nach Landrecht und zwar für die Zeit darstellen, in der „die alten Völkergesetze und Kapitularien ihre Kraft als geschriebenes Recht verloren, während frei von jedem fremden Einflusse aus dem Volke heraus ein herrliches Gewohnheitsrecht erstand und sich fortentwickelte". Da es in ungetrübter Reinheit im Sachsenspiegel erscheint, so war dieses Rechtsbuch auch für die erweiterte Untersuchung der willkommene Ausgangspunkt. Daran reihte er jedoch Citate aus anderen, namentlich auch aus solchen Rechtsquellen, die bereits vom römischen Rechte beeinflußt waren. Während Untersuchungen vor ihm diesen Stoff immer lediglich beschreibend behandelt, die einzelnen Rechtssätze äußerlich aneinander gereiht hatten, erfaßte er zum erstenmale den inneren Zusammenhang derselben, schied alle dem Erbrechte fremden Probleme, die seine Vorgänger noch damit vermengt hatten, aus, und so entstand in streng juristisch-konstruktiver Weise aufgebaut Siegels erste durch den Druck veröffentlichte Arbeit: das deutsche Erbrecht nach den Rechtsquellen des Mittelalters in seinem inneren Zusammenhange dargestellt. Heidelberg 1853. In ihr sind eine Reihe neuer Grundgedanken enthalten. Das deutsche Erbrecht tritt uns da als ein vom römischen, seinem ganzen Wesen nach verschiedenes Recht entgegen, das nicht nur Erbfolgerecht ist, sondern als Wartrecht des Erben bereits bei Lebzeiten des Erblassers besteht, seine Verfügungsfreiheit beschränkt, um beim Tode desselben sofort seinen vollen Gehalt anzunehmen. Was aber die Erbfolgeordnung anbelangt, so versuchte Siegel, der seit dem Beginn des Jahrhunderts herrschenden Parentelenordnung entgegenzutreten und für den entfernteren Verwandtenkreis lediglich die Gradesnähe als entscheidend hinzustellen.

Mit dieser Arbeit, die nach dem Vorwort im September 1852 abgeschlossen war, erwarb Siegel am 30. November 1852 an der hessischen Universität Gießen den juristischen Doktorgrad. Dorthin hatte er sich gewendet, um schneller sein Ziel zu erreichen, da die juristische Fakultät daselbst eben eine durchgreifende Erneuerung erfahren hatte. Im folgenden Jahre schon erwirkte er an derselben Hochschule auf Grund einer zweiten Untersuchung die Zulassung als Privatdozent. Es war dies: die germanische Verwandtschaftsberechnung mit besonderer Beziehung auf die Erbenfolge. Gießen 1853. Die schon im „Erbrecht" allerdings nur für die Zeit der Rechtsbücher behandelte Frage nach der Erbfolgeordnung der Verwandten wurde hier zum Gegenstand einer ebenso eingehenden wie scharfsinnigen Untersuchung gemacht. Die Rechtsquellen, die Siegel bis in die germanische Zeit zurück verfolgte, bestätigten ihm die im „Erbrecht" ausgesprochene Anschauung, und er wies weiter nach, daß die Gradberechnung von der germanischen Auffassung bestimmt werde, die sich an das Bild des menschlichen Körpers anschließt, daß daher das Gelenk, an dem zwei Kollateralen gleichmäßig zu beiden Seiten ständen oder aber der von dem gemeinschaftlichen Stammvater Entferntere unter ihnen sich befände, ihre Nähe bestimme. An dieser Ansicht hat Siegel zeitlebens festgehalten, trotzdem gegen dieselbe mancherlei Bedenken erhoben wurden.

Wir treffen Siegel vom Sommersemester 1854 an als Privatdozent des deutschen Rechtes in Gießen. Etwa um dieselbe Zeit wurde sein Vater, der mehr als 23 Jahre in Bruchsal als stets bereiter Helfer der Kranken gewirkt und sich die Liebe und Anhänglichkeit der ganzen Stadt erworben hatte, unerwartet von seinem Fürsten zur Leitung des militärischen Sanitätswesens berufen und zum Generalstabsarzt der badischen Armee ernannt, in welcher Eigenschaft er im Laufe von zehn Jahren mannichfache Neuerungen und Verbesserungen durchführte und sich des vollsten Vertrauens seines Landesherrn und der obersten Militärbehörde, der Werthschätzung aller seiner Berufsgenossen erfreuen konnte, bis er 1864 vielfach ausgezeichnet in den Ruhestand übertrat, den er dann noch körperlich und geistig vollkommen frisch durch sechs Jahre genoß. Am 23. März 1870 bereitete der Tod seinem thätigen und an Erfolgen so reichen Leben, wenige Monate vor Erreichung des 80. Jahres, ein plötzliches Ende.

In Gießen hielt Siegel vor allem die Hauptkollegien über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte und über deutsches Privatrecht mit Einschluß des Handels-, Wechsel- und Seerechts; daneben erörterte er in Spezialvorlesungen die eben damals als kostbares Unterpfand der so lange ersehnten deutschen Rechtseinheit erlassene allgemeine Wechselordnung, erklärte ausgewählte Stellen des Sachsenspiegels und behandelte im Anschlusse daran eine Reihe von Fragen des älteren deutschen Rechtes; so las er über die formelle Entwicklung des deutschen Rechts, über die Wahrzeichnung im deutschen Rechtsleben, endlich über älteres deutsches Gerichtsverfahren. Gleichzeitig arbeitete er über das letztgenannte Thema eine eingehende Monographie aus.

Siegel wirkte in Gießen an der Seite des bedeutenden Germanisten Ludwig Wasserschleben. Hier lernte er auch als Kollegen Georg Sandhaas kennen, der gleich ihm seit 1849 in Gießen Privatdozent war, und da wurde jener Bund aufrichtiger Freundschaft und gegenseitiger Werthschätzung geschlossen, der die beiden Männer bis zu Sandhaas' frühem Tode vereinigte. Siegel erfreute sich, obwohl er nicht viel mehr als 25 Jahre zählte, bereits eines bedeutenden Rufes als Lehrer und Forscher. Er erhielt den Antrag, als Professor nach Königsberg zu gehen, der aber alsbald zurückgezogen wurde, nachdem man in Erfahrung gebracht hatte, daß Siegel katholischer Religion sei. Ein neues Feld fruchtbarsten akademischen Wirkens und bahnbrechender literarischer Thätigkeit eröffnete sich ihm, als er, erst im 28. Lebensjahre stehend, im Sommer 1857 die Aufforderung erhielt, die neugeschaffene Lehrkanzel für deutsches Recht an der Wiener Universität anzutreten.

II.

Mit der Pflege des deutschen Rechtes war es in Oesterreich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts sehr schlecht bestellt. Im Gegensatz zu den übrigen deutschen Bundesstaaten, in denen der Aufschwung im geistigen Leben der Nation seit den Befreiungskriegen eine mächtige Regung des historischen Sinnes gezeitigt, und die Forschung sich auch der geschichtlichen Erfassung des Rechtes bemächtigt hatte, zog Oesterreich sich immer mehr auf sich selbst zurück. Die juristischen Fakultäten schlossen sich von dem anderwärts auf deutschem Boden mächtig pulsirenden Geistesleben ab, und die Rechtslehre beschäftigte sich vorwiegend mit der Exegese des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches und der Pflege eines zur Einleitung bestimmten Natur- oder Vernunftrechtes. Man erblickte in den juristischen Fakultäten eigentlich immer noch Abrichtungsanstalten für den Staatsdienst und setzte ihnen als einziges Ziel die Heranbildung brauchbarer Beamten. Erst als die Stürme des Jahres 1848 an diesen vormärzlichen Einrichtungen gerüttelt, bereitete sich eine völlige Umwälzung des Universitätslebens vor. Die Lehr- und Lernfreiheit wurde eingeführt, den Universitäten wurde nach deutschem Vorbilde ein gewisses Maß von Selbstverwaltung, Einfluß auf die Besetzung der Lehrstühle, Freiheit in der Lehrmethode gewährt, die Semestralprüfungen aus den juristischen Disciplinen wurden abgeschafft und an ihre Stelle, dem neuen wissenschaftlichen Geiste Rechnung tragend, theoretische Staatsprüfungen gesetzt. Aber die Staatsprüfungsordnung vom 30. Juli 1850 gewährte dem deutschen Rechte, das damals dank der begeisterten Forschung an den deutschen Universitäten bereits als akademische Disciplin zu schöner Blüthe gelangt war, in Oesterreich noch keinen Raum. Die Entwicklung der Dinge ließ sich jedoch nicht mehr aufhalten. Es wurde, anfangs freilich in für Lehrer und Schüler unverbindlicher Weise, der Versuch gewagt, Vorlesungen über deutsches Recht zu halten. Zuerst war dies in Innsbruck der Fall, wo Georg Phillips, der eben aus München berufen worden war, im Jahre 1849 neben den Vorlesungen über katholisches Kirchenrecht, zu deren Abhaltung er verpflichtet war, aus freien Stücken ein Kollegium über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte ansetzte. Dasselbe that er seit 1851 in Wien, wohin er von Innsbruck aus übergesiedelt war, während in Innsbruck Baron Moy de Sons das begonnene Werk fortsetzte, den die Fakultät nach Phillips Abgang ebenfalls aus München nominirt hatte. Dank diesen Versuchen wurde in Oesterreich erfreulicherweise die Voreingenommenheit gegen das Studium der deutschen Rechtsgeschichte gebannt, und das Ministerium Thun entschloß sich, der Lehre des deutschen Rechtes und seiner Geschichte an den österreichischen Universitäten Eingang zu gewähren. Schon gelegentlich einer an der Wiener Universität am 11. Mai 1852 sub auspiciis Imperatoris vorgenommenen Doktorpromotion sprach Graf Leo Thun sein Reformprogramm öffentlich aus. Ihren ersten offiziellen Ausdruck fand diese Absicht in einer amtlichen Denkschrift des Jahres 1853, welche die Neugestaltung unsrer Universitäten behandelte. Fortan sollte an den rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten in der Behandlung der streng juristischen Disciplinen an die Stelle der rationalistischen Richtung die historische Methode treten, und wie in Deutschland vor dem einheimischen Rechte allgemeine Rechtswissenschaft gelehrt werden, die sich nicht nur mit dem römischen Rechte zu befassen, sondern auch auf deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte und auf das deutsche Privatrecht zu erstrecken hätte. Mit Allerhöchster Entschließung vom 25. September 1855 wurde dann das deutsche Recht gesetzlich in den neuen Lehrplan der juristischen Fakultäten in Oesterreich eingereiht, gleichzeitig die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte als Gegenstand für die neu eingeführte rechtshistorische Staatsprüfung neben dem römischen und kanonischen Rechte festgesetzt.

Nun mußte die Regierung daran gehen, für diese neue Disciplin erprobte Lehrkräfte zu erwerben. Zunächst wurde die Lehrverpflichtung der drei Kanonisten in Wien, Innsbruck und Prag — an letzterer Universität wirkte seit 1854 Johann Friedrich Schulte — auf das deutsche Recht ausgedehnt. Alsbald schritt Graf Leo Thun an die Berufung von Fachgelehrten, die ihre ganze Kraft ausschließlich der neuen Disciplin zu widmen hätten, und es gelang ihm, die beiden Freunde Georg Sandhaas und Heinrich Siegel von der Universität Gießen zu gewinnen. Ersterer wurde für Graz bestellt, wo bis dahin deutsches Privatrecht noch gar nicht, deutsche Rechtsgeschichte nur aushülfsweise von dem Sprachgelehrten Karl Weinhold vorgetragen worden war. Heinrich Siegel aber wurde mit Allerhöchster Entschließung vom 18. Oktober 1857 zum außerordentlichen Professor der deutschen Reichs- und Rechsgeschichte und des deutschen Privatrechts an der Wiener Universität ernannt. Noch mit dem Wintersemester 1857/58 begann Siegel in Wien sein Amt. Oesterreich sollte ihm zur zweiten Heimath werden, sollte den Boden bilden, auf dem er fortan seine wissenschaftliche Thätigkeit in so glänzender Weise fortsetzen konnte. Wir Oesterreicher müssen die Stunde glücklich preisen, die einen so gediegenen Charakter, einen so ernsten Forscher zu dem Unsrigen gemacht hat.

III.

Im folgenden möchte ich darlegen, welch bedeutenden Platz Siegel in Wien eingenommen hat. Fassen wir zunächst seine Lehrthätigkeit näher ins Auge! Siegel hielt in Wien über 40 Jahre zuerst als außerordentlicher, seit 19. April 1862, nachdem er einen Ruf nach Tübingen abgelehnt hatte, als ordentlicher Professor Jahr um Jahr die Hauptkollegien. Er las über deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, anfangs neben Phillips, nach dessen Tode als erster Vertreter dieses Faches. Vom Wintersemester 1859/60 an trug er aber auch — zunächst eine Reihe von Jahren neben

Unger — deutsches Privatrecht vor. Späterhin theilte sich mit Heinrich Siegel in die Vertretung des deutschen Rechts an der Wiener Hochschule Joh. Adolf Tomaschek, nach dessen Rücktritt die Fakultät Otto v. Zallinger aus Innsbruck berief. Neben den Hauptkollegien schob er dann von Zeit zu Zeit, vielfach im Anschlusse an selbständige wissenschaftliche Untersuchungen, Spezialvorlesungen über Geschichte des deutschen Strafrechts, des gerichtlichen Verfahrens, des Erbrechts ein, oder widmete seine Zeit im Seminar, das er mit Vorliebe „germanistische Gesellschaft“ nannte, der Erklärung dieser oder jener Rechtsquelle, wobei für ihn namentlich der Sachsenspiegel und das österreichische Landrecht immer von neuem eine unerschöpfliche Fundgrube bildeten.

In formvollendeter, freier, bilderreicher Sprache schilderte er in seinen Vorträgen lebendig und anschaulich den Entwicklungsgang, den die staatlichen Einrichtungen auf deutschem Boden in einem Zeitraum von fast zwei Jahrtausenden genommen haben, zeigte die mächtigen Wandlungen, welche daselbst die Staats- und Rechtsidee im Strome politischer, sozialer und wirthschaftlicher Faktoren erfahren hat, wies auf Zeiten des Aufschwunges, auf Zeiten des Niederganges hin, und erweckte so, den Zweck voll und ganz erfassend, den diese Disciplin im Rahmen des akademischen Lehrplanes zu erfüllen hat, in dem jugendlichen Hörer Sinn für die Vergangenheit, für geschichtliche Fortbildung und Entwicklung, erhöhte und erleichterte ihnen aber auch wesentlich das Verständniß der modernen Verhältnisse. Der Geschichte des Privatrechts sich zuwendend, brachte er — ein Meister juristischer Kritik — das deutsche Recht in seiner reinen Gestalt zur Darstellung, wie es nahezu unbeeinflußt von fremden Rechten nur aus des Volkes Bewußtsein hervorgegangen war, wies auf dessen poetische Natur, die tiefen ethischen Gedanken hin, auf die große Bedeutung, die Sitte und Brauch für das Rechtsleben jener Tage hatten, bis jenes von langer Hand vorbereitete Ereigniß eintrat, das — wie Siegel es zeitlebens auffaßte — dem Volke ein fremdes, seinem Bewußtsein so wenig entsprechendes Recht aufdrängte und so die Fortbildung des nationalen Rechts auf Jahrhunderte hinaus hemmte. Bei der systematischen Behandlung des deutschen Privatrechts wollte er dem Hörer zum Bewußtsein bringen, daß das deutsche Recht trotz der Rezeption der fremden Rechte doch nie und nimmer erloschen, daß es nicht zur Antiquität geworden sei, sondern ein lebendiges Recht sei, das, der Fortbildung durchaus fähig, seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dank der eifrigen wissenschaftlichen Pflege als ein dem römischen Rechte ebenbürtiges System dastehe. Schritt für Schritt beleuchtete er, der es in hohem Maße verstand juristisch auf deutsche und volksthümliche Weise zu denken, diese Renaissance des deutschen Rechtes, wies dabei nach, wie viel deutschen Rechtsstoffes in den großen Kodifikationen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts enthalten sei, ermunterte uns, „aus oft scheinbar singulären Sätzen unsrer Rechtsquellen mit Hülfe des Ahnungsvermögens selbständige Grundsätze zu erkennen“, die in den modernen Verkehrsverhältnissen und Einrichtungen wirksamen einheimischen Grundgedanken nach allen Seiten hin auszudenken, und so aus dem tiefen Schatze bewußten oder unbewußten Handelns das deutsche Recht zu heben und zu klären.

So regte Siegel eine große Zahl von Hörern zu ernstem Nachdenken über die Entwicklung des deutschen Volkes, seines Staats- und Rechtslebens an. In dem deutschen Studenten erweckte er Liebe zum eigenen Volksthume, bei den Nichtdeutschen Achtung vor der deutschen Kultur. Er förderte die juristische und politische Bildung des Einzelnen, wirkte dazu auf Charakter und Gemüth und übte so auf den aufmerksamen Zuhörer einen Einfluß, der weit über die Universitätsjahre hinaus vorhielt. Der sittliche Gehalt dieses volksthümlichen Rechtes, die herrliche Symbolik und Plastik desselben, treffende Sinnsprüche und Redewendungen der Quellen prägten sich dem Gedächtnisse der Hörer ein, dienten ihnen gar oft als Richtschnur in der Erfassung des geltenden Rechtes, nützten aber auch noch dem längst der Universität Entwachsenen in der Praxis des Amtslebens.

Dazu kam die Persönlichkeit Siegels. Von stattlichem Wuchse, den scharfgeschnittenen Kopf von blondem, späterhin etwas ergrautem Haar umrahmt, fiel auch schon dem nur flüchtigen Beobachter die elegante, vornehme Erscheinung auf. Sie wurde jedoch weit überragt durch den inneren Menschen. Treffliche Eigenschaften des Charakters und des Herzens hatten sich in ihm einander zugesellt. Strengster Rechtssinn, lebendigstes Ehrgefühl, seltene Pflichttreue, begeisterte Hingabe an seinen schönen Beruf, an die Wissenschaft des deutschen Rechtes, treue Anhänglichkeit an das Land, das ihm zur zweiten Heimath geworden war, echte deutsche Gesinnung, die er infolge seiner politischen Enthaltsamkeit ferne dem rauschenden Getriebe des Alltags nur auf wissenschaftlichem Gebiete, hier aber um so kräftiger und lauterer bethätigte, diese Eigenschaften zeichneten den Mann vor Vielen aus und gestalteten ihn zum leuchtenden Vorbilde der Jugend, zu einer Zierde der Wiener Hochschule. Durchdrungen von der Höhe und den Anforderungen des akademischen Lehrberufes, dem er sein Leben gewidmet hatte, war er stets bereit, mit aller Entschiedenheit für die Ehre und den Glanz der Universität, für die akademische Freiheit einzutreten. So flößte sein vornehmer, allem Kleinlichen fremder Geist Jedem, der mit ihm verkehrte, Hochachtung ein, brachte ihm die aufrichtige Schätzung der Kollegen, mochten manche auch sachlich seine Gegner sein, verschaffte ihm die treue und warme Anhänglichkeit, die dankbare Verehrung seiner Schüler. Sprach doch aus seinen Worten, die er gelegentlich an Einzelne oder Mehrere richtete, aus seinem Vorgehen, das er als gerechter, stets wohlwollender Prüfer bei Rigorosen und Staatsprüfungen im langen Wandel der Zeiten immer gleich an den Tag legte, das Gefühl väterlicher Freundschaft und aufrichtiger Antheilnahme an den Bestrebungen und Interessen der Jugend. Gar nicht zu reden von der Unterstützung und Förderung, die er Jenen angedeihen ließ, welche die Pflege der Wissenschaft des deutschen Rechtes zur Lebensaufgabe erwählt hatten, um im Laufe der Zeit selbst als wissenschaftliche Forscher thätig zu sein.

Mit wohlberechtigter Genugthuung konnte Siegel darum auf den Wirkungskreis zurückblicken, den er in Wien als Lehrer gehabt, konnte sich darüber freuen, daß er als einer der Ersten in Oesterreich für das deutsche Recht Schule gemacht hat; denn abgesehen von nach auswärts berufenen Männern erblicken nicht weniger als fünf der jetzt in Oesterreich wirkenden Germanisten, nämlich A. v. Luschin in Graz, H. M. Schuster in Prag, S. Adler und E. Baron Schwind in Wien, endlich Schreiber dieser Zeilen in Innsbruck dankbar in Siegel ihren Lehrer und Meister.

Die schöne Wechselbeziehung zwischen Professor und Hörer, dieses zarte persönliche Band erhielt sich aber auch in dem weiteren Schülerkreise lang über die Universitätsjahre hinaus, und groß ist die Zahl jener Getreuen, die längst der schönen Zeit der Hochschule entrückt, im Sturm

und Drang des Lebens stehend, sich stets noch mit freudigem Bewußtsein zu Siegels Schülern zählen. In rührender Weise bekundete sich diese aufrichtige Ergebenheit für den hochverdienten Meister der deutschen Rechtswissenschaft, als ein kleiner Kreis im Frühjahre 1890 daran ging, Siegel anläßlich seines 60. Geburtstages mit einer Festgabe, einem Album mit Photographien und Unterschriften seiner Schüler, zu begrüßen. Aus den verschiedensten Berufszweigen wetteiferten da die Studiengenossen von mehr als 30 Jahrgängen dem verehrten Lehrer noch einmal ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit zu bezeigen. Für Siegel war diese sinnige Gabe eine Quelle reinster, stets sich erneuernder Freude.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Dramenliste Schillers.

Von Ernst Müller (Tübingen).

Im „Historischen Museum der Völkerschlacht und der Zeit Napoleons I.“ in Leipzig-Napoleonstein, das seit 10 Jahren besteht, befindet sich ein halbes Quartblättchen, 20½ Centimeter lang und 14 Centimeter breit, von Schillers Hand beschrieben. Darauf stehen folgende zwölf Dramentitel, und zwar untereinander: „Die Erbschleicher“; „Der Fähndrich“, „Der Barbier von Sevilla“, „Der Hausvater“, „Graf Essex“, „Der offene Briefwechsel“, „Macbeth“ (umzuarbeiten), „Offene Fehde“, „Die väterliche Rache“, „Die Holländer“, „Der Hofmeister“ (umzuarbeiten), „Marianne“ von Gotter. Wir hätten also hier ein neues Verzeichniß von Dramentiteln Schillers vor uns. Bis jetzt sind nur drei solcher Listen bekannt. Eine weitere wäre von hohem Interesse. Allein ist das wirklich eine solche? In einem Aufsatz über das Leipziger Museum der Völkerschlacht im „Schwäbischen Merkur“ vom 14. April d. J. (Nr. 173) von E. D. (?), durch den ich die erste Kunde erhielt von dieser Schiller'schen Reliquie, ist diese Ansicht vertreten: „Mit eigener Hand . . . hat der Dichter die Namen von zwölf dramatischen Stoffen eingetragen, die er zu bearbeiten wünscht.“ Der Verfasser, dem wir für seine Mittheilung zu großem Dank uns verpflichtet fühlen, ist zu dieser Anschauung offenbar durch den zweimaligen Zusatz „umzuarbeiten“, der bei „Macbeth“ und „Der Hofmeister“ steht, gekommen. Und nicht ohne Grund. Den „Macbeth“ hat Schiller bekanntlich umgearbeitet — am 14. Mai 1800 war die erste Aufführung in Weimar —, aber daß er den „Hofmeister“ bearbeiten wollte, war bis jetzt, so viel ich finde, nicht bekannt. Doch welchen „Hofmeister“? Sicherlich wohl nicht das so betitelte Drama Kotzebue's, das am 12. März 1800 in Weimar gespielt wurde, sondern das von J. M. R. Lenz. Aus dem Nachlaß des Letzteren hat Schiller einzelnes in seine Horen (1797, 4. und 5. Stück) und in seinen Musenalmanach für 1798 aufgenommen. Von seinem Interesse für den „Hofmeister“ von Lenz zeugt sein Brief an Cotta vom 25. April 1796, in dem er schreibt: „Wenn dieser Brief Sie noch in Leipzig antrifft, so haben Sie die Güte, die auf beyliegendem Blättchen bezeichneten Artikel für mich einzukaufen. . . . Der Hofmeister und Die Soldaten von Lenz möchten sich vielleicht rar gemacht haben, aber ich denke, daß Weygand der Verleger war und daß da noch Exemplare zu haben seyn werden. Vielleicht finden sie sich auch beym Antiquar.“ Wozu Schiller den „Hofmeister“, den er an erster Stelle nennt, wollte, das sehen wir jetzt erst aus dem Leipziger Blättchen, das also eine Ergänzung zu dem Brief an Cotta bildet. Wenn Schiller nicht dazu kam, seine Absicht auszuführen, so nimmt uns das nicht wunder. Denn auch Schröder hatte schon 1778 das Stück ohne Erfolg für die Bühne eingerichtet. (Vgl. Erich Schmidt in der Allg. deutschen Biographie 18, 275.)

Noch ein anderes Stück enthält die Liste, das er, wie wir aus seinem größten Dramenverzeichniß wissen, bearbeiten wollte, nämlich den „Hausvater“. Außer diesem steht auch Macbeth auf einer der schon bekannten Listen. Sonst haben sie nichts gemeinsames. Wie verhält es sich aber mit den anderen Titeln des neuen Verzeichnisses? Da ist zunächst die Thatsache zu konstatiren, daß sie fast sämmtlich Titel von Dramen anderer Dichter sind: „Die Erbschleicher“ und „Marianne“ sind von Gotter. Nach Burkhardt (das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethe's Leitung 1791—1817) wurde ersteres Stück am 7. Februar 1792 in Weimar aufgeführt, das andere Stück ist bei ihm nicht erwähnt. Der Fähndrich (oder: Der falsche Verdacht) von Schröder ist am 20. Juli 1791 zuerst in Weimar aufgeführt. Auch in Schillers Kalender ist das Stück verzeichnet. (Vergleiche meine Ausgabe Seite 236.) Der Barbier von Sevilla, von Einsiedel bearbeitet, wurde am 19. Oktober 1799 gespielt. Der Hausvater sollte wohl auf den „Deutschen Hausvater“ Gemmingens zurückgehen. Graf (von) Essex, Trauerspiel von J. G. Dyk nach Banks; am 2. Juni 1791 aufgeführt. Auch Thomas Corneille hat einen Graf Essex geschrieben. (Vergl. Lessings Hamburger Dramaturgie, 22. Stück.) „Macbeth“ in Schillers Bearbeitung wurde am 14. Mai 1800 zuerst gegeben. „Offene Fehde“, Lustspiel von Huber, am 3. November 1800 zuerst aufgeführt, ist auch in Schillers Kalender verzeichnet (S. 277). „Die Holländer“, Lustspiel von Bock, am 24. Januar 1792 aufgeführt. „Der Hofmeister“, von Lenz ist bei Burkhardt nicht erwähnt, nur der von Kotzebue, am 12. März 1800. Zwei Titel allein: „Der offene Briefwechsel“ und „Die väterliche Rache“, finde ich überhaupt nicht, weder bei Burkhardt, noch im Kalender angegeben. Aber doch scheint es mir unzweifelhaft, daß auch dies Titel bereits vorhandener Dramen sind.

Sollte nun Schiller wirklich einmal im Ernst daran gedacht haben, lauter vorhandene Dramen, zum Theil von noch lebenden Autoren, zu bearbeiten? Sicherlich nicht. Was bedeutet dann aber diese Liste? Ich glaube, die Frage löst sich wohl am einfachsten, wenn wir annehmen, daß das Blatt aus der Zeit stammt, in welcher Schiller auf Goethe's Wunsch die Theaterleitung in Weimar übernommen hatte. Ich sehe also in dem Verzeichniß eine Liste aufzuführender Stücke, die Schiller für sich selbst oder Goethe notirt hatte. Der zweimalige Zusatz „umzuarbeiten“, scheint diese Auffassung zu bestätigen. Schiller wollte eben für die Aufführung die erwähnten Stücke noch besonders bearbeiten, wie es ja thatsächlich bei „Macbeth“ der Fall war. Ob diese dann nachher wirklich aufgeführt wurden, kann natürlich hier nicht in Betracht kommen.

Wann Schiller diese Notizen niedergeschrieben, läßt sich wohl nicht so leicht bestimmen. Da der „Macbeth“ anfangs 1800 von Schiller umgearbeitet wurde, so müßte dieser Zettel früher geschrieben sein.

So viel vorläufig über diese bisher unbekannte Schiller-Reliquie, die aus dem Besitz des bekannten Berliner Autographensammlers Albert Cohn durch Kauf an das Leipziger Museum gekommen ist.

Schließlich danke ich auch hier der Direktion des Museum, Hrn. M. Bertsch, für die Gefälligkeit, mit der mir auf verschiedene Fragen bereitwilligst Auskunft ertheilt wurde.

Zur Hydrographie des österreichisch-ungarischen Occupationsgebietes.

Bosnien und die Herzegowina gehören ihrer ganzen Ausdehnung nach, höchstens verschwindend kleine Gebiete im Nordosten ausgenommen, der sogenannten Karstformation an, welche vom Südostabhang der Julischen Alpen bis zum Kap Matapan hinabreicht und für die ganze Westseite der Balkanhalbinsel charakteristisch ist. Als die österreichisch-ungarische Monarchie sich hier festsetzte, trat sofort die Nothwendigkeit großer wirthschaftlicher Meliorationen hervor, und unter diesen mußten wieder die Wasserbauten besonders wichtig werden. In dem Baurath Ballif fand die Regierung des Ministers v. Kallay den richtigen Mann für die Ausführung solcher Arbeiten, und nachdem derselbe nun eine längere Reihe von Jahren auf diesem Gebiet thätig gewesen ist, hat er seine umfassenden Erfahrungen in einem stattlichen, zweibändigen Werk[1]) niedergelegt, welches nicht etwa bloß den Hydrotechniker, sondern auch den Geographen, Geologen und Meteorologen zu interessiren geeignet ist. Jedenfalls verlohnt es sich, einem größeren Leserkreise Nachricht von einer literarischen Leistung zu geben, die sonst vielleicht der Gefahr verfällt, ausschließlich in technischen Fachzeitschriften einer eingehenderen Betrachtung gewürdigt zu werden.

An die Spitze des ersten Bandes ist eine allgemeine Uebersicht über das Karstphänomen gestellt. Wir besitzen ja zahlreiche Untersuchungen über das letztere, unter denen die Monographie des Belgrader Professors Cvijić besonders hervorzuheben ist, aber unter dem spezifisch hydrographischen Gesichtspunkt war noch Niemand an die Sache herangetreten. Vor allem mußten die „Poljen“ (mundartlich hier und da auch „Blato“ genannt) die Aufmerksamkeit des Ingenieurs auf sich ziehen, denn gerade diese eigenthümlichen Thalbildungen, welche fast durchaus des oberirdischen Abflusses entbehren und nur durch die als „Ponore“ bekannten Abzugslöcher entwässert werden, tragen am meisten dazu bei, Ueberschwemmung und Versumpfung in der Karstregion herbeizuführen. Diese Poljen gründlich zu studiren, hat sich denn auch der Verfasser, als ihm die Regulirung des Wasserhaushalts des Landes übertragen worden war, in erster Linie angelegen sein lassen; nehmen doch im Occupationsgebiet die trockenen Poljen bloß 61,540, die periodisch inundirten dagegen 95,720 ha in Anspruch. Jeder Einzelfall will übrigens, so viele gemeinsame Züge auch vorhanden sein mögen, für sich allein gewürdigt sein, und so theilt denn unsre Vorlage eine genaue Individualcharakteristik sämmtlicher Poljen mit, wie sie natürlich nur das Ergebniß mühevollster örtlicher Studien sein kann. Neben der Bodenbeschaffenheit fällt dann weiter die vom Klima abhängige Vertheilung der atmosphärischen Niederschläge ins Gewicht. Ein westlicher Abschnitt des Gebirgslandes nimmt noch an den Eigenthümlichkeiten des subtropischen Erdgürtels theil, zu denen vor allem die sommerliche Trockenheit gehört; in der Gegend von Livno bahnt sich der Ausgleich an, und östlich von der großen Wasserscheide, die im Karst selbstredend nicht so deutlich und bestimmt wie anderwärts sich abhebt, wird die Regenvertheilung eine ziemlich gleichmäßige. Daß aber sowohl Bosnien, wie auch die Herzegowina ein exzessives Klima haben muß, erhellt leicht aus dem kontinentalen Charakter der Balkanhalbinsel. Wald ist verhältnißmäßig noch recht viel vorhanden, im ganzen 37 Prozent der Bodenfläche, und seitdem das Land der Kultur gewonnen ist, hat der Bestand noch zugenommen, indem der rücksichtslosen Abschwendung, welche sich im türkischen Reich von selbst versteht, ein Ziel gesetzt wurde. Die Wiederaufforstung hat zumal bei Mostar und überhaupt allenthalben da mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, wo die Bora über das öde Kalkgestein dahinbraust und die zarten Pflanzenkeime mit Vernichtung bedroht. Darin, daß menschliche Arbeit auch die Karstterritorien befruchten kann, stimmt Hr. Ballif mit Ami Boué überein, einem jener Geologen, welche am frühesten diese unwirthlichen Gebiete durchforscht haben; ebenso wie der Mensch, das ist die sich immer mehr verbreitende Ansicht, für das Fortschreiten des Verkarstungsprozesses mit verantwortlich zu machen ist, ebenso kann er auch zur Heilung der entstandenen Schäden sehr viel beitragen.

Dieser allgemeinen Einleitung folgt die Beschreibung einzelner Verbesserungsarbeiten. Am wichtigsten erschien es, die verstopften Naturabzugskanäle — Katavothren im Griechischen — gründlich zu reinigen, so daß die Rückstauung, welche vorzugsweise Ueberschwemmungen bedingte, vermieden wurde. Es gelang auch, Ponorspalten, die ganz außer Aktion getreten waren, wieder ihrem ursprünglichen Zwecke dienstbar zu machen. Im Polje von Livno benutzte man den Wasserüberfluß, um einen Theil davon für Bewässerungsanlagen zu verwenden und so neues Terrain urbar zu machen. Schlimmer noch stand es um das Polje von Gacko, um dessen trostlose Zustände sich hie und da sogar die türkische Verwaltung bemühte; hier bestand die Hauptaufgabe darin, den Wasserabfluß eines wilden, oberirdischen Gebirgsflusses, der Musica, durch ein Staureservoir zu reguliren, und es wurde demzufolge eine Thalsperre nach dem System des französischen Ingenieurs Krantz aufgerichtet. Die Thätigkeit der österreichischen Wasserbaumeister erstreckte sich auch über die Grenze hinweg in das theilweise bereits zu Dalmatien gehörige Mladethal, wo es nicht allein darauf ankam, zu entsumpfen und Ueberfluthungen hintanzuhalten, sondern auch der in vorerwähnter Weise aus den klimatischen Verhältnissen sich ergebenden Sommerdürre zu begegnen. Es ist überaus bemerkenswerth, daß, wie der Verfasser nach Urkunden mittheilt, im Jahre 1659 die hier wohnenden Slaven die Ponore absichtlich verbaut haben, um den Türken die Niederlassung in den Morästen zu erschweren.

Der zweite Band hat die Aufgabe, die Flußbauten und Wasserleitungen zu schildern, welche seit zwei Jahrzehnten in reicher Menge entstanden sind. Es wurde die untere Drina, an der ja auch das Nachbarland Serbien ebensosehr interessirt ist, gründlich korrigirt, so daß wohl an eine baldige Schiffbarmachung dieser Flußstrecke gedacht werden darf; es wurde der regellosen Miljačka, welche durch die Hauptstadt Sarajewo strömt, ein kanalisirter Weg, durch Quaibauten eingefaßt, angewiesen; es wurden bei Golubić in der Una große Felssprengungen vorgenommen; es wurden endlich Siel- und Schleusenanlagen in der Save-Niederung (Posavina) durchgeführt. Die Wasserversorgung gehört in einem Gebirgsterritorium, dessen Quellen gewöhnlich nur in ganz tiefen Horizonten austreten, zu den ernstesten Pflichten der Landesverwaltung. Sarajewo, Travnik, Mostar und Dervent haben Wasserleitungen aus Hochquellenbehältern, zum Theil von beträchtlicher Längenausdehnung, erhalten. Durch vorzügliche Tafeln und Karten ist sowohl das landschaftliche Relief als auch die Gesammtheit der hydrotechnischen Maßnahmen, deren man bedurfte, dem Leser möglichst nahe gebracht worden.

Um den hydrographischen Dienst zu sichern, mußte auch ein Netz meteorologischer Stationen organisirt werden, und so liefern denn auch bereits 49 bosnische und 14 herzegowinische Stationen Niederschlagsberichte, mit deren Hülfe der Zugang meteorischen Wassers kontrolirt werden kann, und das ist die erste Bedingung für die Aufstellung eines richtigen Wasserbudgets. Freilich wird, wie man nach neueren Aufschlüssen vermuthen darf, auch eine sehr starke Verdunstung angenommen werden müssen. Welchen Antheil die größeren Flüsse — Drina, Bosna, Una, Narenta — an der Abfuhr der vom Regen zugeführten Flüssigkeitsmassen nehmen, schätzt der Verfasser ebenfalls ab, insoweit dies angesichts des Umstands thunlich erscheint, daß die Mündungsstellen sehr häufig dem Auge entzogen sind. Hrn. Ballif gebührt auch das Verdienst, die Begründung einer meteorologischen Hochstation veranlaßt zu haben, welche sich seit einiger Zeit auf dem Gipfel der Bjelašnica, 2067 m über dem Adriatischen Meere, erhebt. Aus diesen unsern Darlegungen wird man ersehen haben, wie ungemein viel geschehen ist, um das einst trostlose Karstland wirthschaftlich zu heben und andrerseits die physische Geographie nach den verschiedensten Seiten hin zu fördern, und so darf das erwähnte Werk einem allseitigen Studium angelegentlich empfohlen werden.

S. Günther.

---

[1]) Ph. Ballif, Wasserbauten in Bosnien und der Herzegovina. Wien 1896, A. Holzhausen. 1. Band, V u. 92 S., 25 Tafeln; 2. Band, VIII u. 163 S., 31 Tafeln. 4⁰.

Mittheilungen und Nachrichten.

August Leverkühn: Jugendgedichte. Leipzig, Verlag von Eduard Avenarius 1900. 8°. X und 265 S. — Kein Dichter von Beruf, aber ein berufener Dichter bietet in diesem Bande eine Auswahl seiner Jugendgedichte dar, die geeignet sind, vielen Lesern Freude zu bereiten. Hr. A. Leverkühn ist Amtsrichter in Lübeck; die poetische Blumenlese widmet er seinem Bruder Paul, dem wissenschaftlichen Berather des Fürsten Ferdinand von Bulgarien, der den Lesern der Beilage durch seine natur- und volkskundlichen Berichte aus der Balkanhalbinsel wie aus seinen Reisebriefen über Finnland wohlbekannt ist. Hat ihn dieser Bruder zum Hervortreten mit seinen Poesien ermuntert, so kann man ihm dafür nur Dank wissen. Der Inhalt ist mannichfaltig und knüpft sich an vieles Interessante aus Geschichte und Gegenwart; auch die Töne des eigenen Herzens erklingen wahr und warm und nicht ohne Leidenschaft in manchem der Gedichte; andere wieder athmen gesunden Humor. Auf „Liebeslieder" folgen „Vermischte Gedichte", „Reisebilder", „Zeitstimmen", „Erzählungen", „Uebertragungen" älterer Originale (Horaz) wie moderner: englischer, französischer, dänischer. Den Schluß macht eine „Corolla carminum latinorum", auch darunter treffliche Uebersetzungen. Ein wohlthuender, lebensfroher und doch ernster Geist spricht aus dem Dichter. Keine Spur von dem zur Schau getragenen verbitterten Pessimismus so vieler Moderner. Die Sprache ist rein, glatt und in seltenem Grade edel. Einzelnes hätte eingehendere Kritik vielleicht zu beanstanden; dies und jenes könnte fehlen, ohne den Werth des Buches zu beeinträchtigen. Das Ganze darf als willkommener Beitrag zur deutschen Dichtung der Gegenwart begrüßt und allen Lesern, deren Gaumen nicht durch gepfefferte Kost verwöhnt ist, zuversichtlich empfohlen werden. S—r.

* Von dem Bischof Dr. A. Ch. Bang sind zu Christiania „Dokumente und Studien zur Geschichte des lutherischen Katechismus im Norden" erschienen. Der erste Band war bereits 1893 als Festgeschenk der theologischen Fakultät Christiania an die schwedische Kirche zu deren 300jähriger Jubelfeier ausgegeben worden.

-r. **Geographische Gesellschaft in München.** Am 2. Mai d. J. fand sich im Festsaal der Akademie eine glänzende Versammlung ein, um einem Vortrag Sr. kgl. Hoh. des **Prinzen Rupprecht von Bayern** beizuwohnen. Es waren fast sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen erschienen, ferner Vertreter des diplomatischen Korps und die Spitzen der Behörden. — In den Begrüßungsworten wies der erste Vorsitzende Prof. Dr. Oberhummer auf das erfreuliche Wachsthum der Geographischen Gesellschaft hin und gab die Namen folgender neuernannter korrespondirender Mitglieder bekannt: Prof. Dr. **Bergeat** in Clausthal, Prof. **Giuseppe dalla Vedova** in Rom, **Lucien Gallois** in Paris, Generalleutnant **Frhr. von der Goltz** in Berlin, **John Scott Keltie** in London, **Ant. Miliarakis** in Athen, Prof. Dr. **Mystakidis** in Konstantinopel, Prof. Dr. **Ed. Pechuel-Loesche** in Erlangen, **Joachim Graf Pfeil** in Friedersdorf, Prof. Dr. **Fritz Regel** in Würzburg, Excellenz Dr. **Eugen Graf Zichy** in Budapest, Prof. Dr. **Heinrich Zimmerer** in Ludwigshafen. — Nachdem der Vorsitzende dankend der steten Förderung gedacht, welche der Geographischen Gesellschaft von Seite ihres hohen Ehrenpräsidenten Prinzen Ludwig, sowie aller Mitglieder unsres erlauchten Herrscherhauses geworden, ergriff Se. kgl. Hoh. Prinz Rupprecht das Wort, um über seine **Reise nach Kaschmir und Radschputana** zu berichten. In lebhaften Farben schilderte der hohe Vortragende das Thal des oberen Dschelun, wie die anfängliche Einförmigkeit der Gegend allmählich einer reichen Vegetation weicht. Von hohem Interesse war namentlich die eingehende Schilderung der Bevölkerung Kaschmirs. Einfachheit, ja Aermlichkeit der Tracht findet sich bei der männlichen wie weiblichen Bevölkerung; letztere trägt als Schmuck nur silberne Armreife. Die herrschende Klasse, die Pandits, ist schon äußerlich durch ihre Kastenabzeichen erkennbar. Der Charakter der dortigen Bevölkerung ist keineswegs rühmenswerth; eine oft erstaunliche Feigheit ist den Bewohnern Kaschmirs eigen — nahmen doch Manche mit den Zeichen größter Angst vor dem kleinen Foxterrier der Reisegesellschaft Reißaus —, dem Europäer gegenüber tragen sie tiefste Unterwürfigkeit zur Schau, während sie ihm doch feindlich gesinnt sind. Ihre religiösen Vorstellungen gestatten das Schlachten des Viehs nicht, früher war sogar die Todesstrafe auf dieses Vergehen gesetzt. In den Gebirgsthälern dienen ihnen einfache Blockhäuser als Wohnstätten, während in ebeneren Landstrichen der Steinbau herrscht. Die Hauptnahrung bildet der Reis, der Preis der Lebensmittel ist gering. Die Vorführung eigenartig gestalteter Tempelbauten gab dem Vortragenden Anlaß, der Frage näherzutreten, inwieweit ein Einfluß der antiken Kunst, insbesondere der Baukunst, in Indien nachweisbar ist. Erst unter dem Einfluß der Kultur des Westens verließ der Inder den Holzbau; griechischer Einfluß macht sich insbesondere rechts des Indus bemerklich. Se. kgl. Hoheit wies auch auf gräko-buddhistische Darstellungen hin, die Gegenstände beider Kulturen vermengen. Eine Anzahl mit persischen und türkischen Inschriften gezierter Gefäße zeigte edle, der Antike verwandte Formen. Was die Tempelbauten Kaschmirs betrifft, so ist ihre Entstehung in jüngere Zeit zu setzen, sie dürften der Mehrzahl nach frühestens im 7., spätestens im 12. Jahrhundert entstanden sein. — Es sei uns gestattet, noch in Kürze auf die Ausführungen Sr. kgl. Hoheit über Ratschputana hinzuweisen. Der Name der Landschaft leitet sich von den Ratschput — der Kriegerkaste — her, die dort ihre frühere Vorherrschaft zu behaupten verstanden hat. Sowohl die Tapferkeit der Bewohner, wie die Unwirthlichkeit des Landes verhinderte ein Eindringen der Mohammedaner. Herrliche Bilder charakteristischer Burgen und Städte schufen dem Zuhörer ein klares Bild, so sei auf das Schloß von Ambar, auf Dschaipur mit seinen Palästen und seiner Citadelle, auf Adschmir u. s. w. hingewiesen. Als eigenartige Votivbauten seien die gewaltigen Thürme „des Ruhmes" und „des Sieges" erwähnt; letzterer ist innen und außen mit Tausenden von Figuren geschmückt. Auch gewaltige Stau-Seen, die Eigenthümlichkeit Indiens, die Hindu wie Mohammedaner schufen, fehlten nicht zur Vervollständigung des Bildes. — Unter den zahlreichen Darstellungen, die uns Sitte und Lebensweise der betreffenden Völker vor Augen führten, fand sich auch eine Scene, die einer Antilopenjagd entnommen war. Man verwendet zu dieser Art von Jagd Leoparden, die das Wild durch einen Biß in den Nacken tödten. — Eine Reihe trefflicher Projektionsbilder, von Hrn. Rath Uebelacker vorgeführt, erhöhten die Klarheit und Wirkung des Vortrags. Der lebhafte Beifall aber, der dem hohen Redner gezollt wurde, entsprang jenem Gefühl, das Graf Eugen Zichy in einer Depesche in die Worte gekleidet hatte: „Glücklich und beneidenswerth jenes Volk, an dessen Spitze sich die Berufensten als Kämpfer für Fortschritt, Wissenschaft und Aufklärung bewähren!"

* **Klaus Groths Wohn- und Sterbehaus** wurde, dem „Berl. Lok.-Anz." zufolge, von des Dichters Erben für 58,000 M. an Baron Blome in München verkauft. Klaus Groths Wohn- und Kajüteneinrichtung wurde, wie schon berichtet, von seinen Verehrern für das Kieler städtische Museum für 10,000 M. erworben.

* **Raub von Antiquitäten.** Aus **Transkaukasien** werden, nach dem „Petersburger Herold", alte Denkmäler, besonders Tafeln mit Inschriften, geraubt und ins Ausland gebracht. Das transkaukasische Gebiet ist reich an Antiquitäten aus der Zeit vor Christi Geburt, und als besonders werthvolle Stücke gelten ca. 25 Nameninschriften der Zaren von Wan, die sie in verschiedenen Gegenden zum Andenken an ihre Eroberungszüge hinterlassen haben. Eine der werthvollsten Antiquitäten ging am Fuß des Ararat mit der Inschrift des Zaren Menna, in welcher die Geschichte der von dem Zaren ausgeführten Eroberung dieses Gebiets niedergelegt war, verloren. Die Vorsitzende der Moskauer archäologischen Gesellschaft, Gräfin N. S. Uwarowa, wurde benachrichtigt, daß ein Ausländer die Inschrift aus dem Felsen ausgebrochen und ins Ausland mitgenommen habe. Denkmälerraub ist schon seit 20 Jahren im Kaukasus verübt worden. Aber auch im Turkestan-Gebiet kommen solche Unthaten vor. Kürzlich brachte ein Schwede Martin eine ganze Kollektion werthvoller Antiquitäten, u. a. kunstvoll gearbeitete Thüren des Grabmals von Tamerlan, fort. — Auch aus **Italien**

wird von einem Kunstraub gemeldet, und zwar handelt es sich um einen echten Raphael. In der Pfarrkirche der Gemeinde Ponto bei Acqui existirte ein Altarbild, Mariä Verkündigung darstellend, und von Raphael gemalt. Bei einer genauen Revision stellte sich nun, wie die „Sera" schreibt, heraus, daß das Original durch ein werthloses Pastell, denselben Gegenstand darstellend, ersetzt war. Von den Thätern oder den Helfershelfern fehlt bis jetzt jede Spur.

oem. Mit der deutschen Rechtschreibung wird sich die zu Pfingsten d. J. in Köln tagende Vertreterversammlung des deutschen Lehrervereins zu beschäftigen haben, um zur Herbeiführung einer einheitlichen deutschen Rechtschreibung mitzuwirken. Der geschäftsführende Ausschuß des Vereins hat nämlich folgenden Antrag gestellt: „Die Vertreterversammlung des Deutschen Lehrervereins hält es für dringend nothwendig, daß für Schule und Leben eine einheitliche, auf übersichtlichen Grundsätzen folgerichtig aufgebaute Rechtschreibung Geltung hat. Als Schritte zu diesem Ziele betrachtet sie: 1. die Aufhebung derjenigen Erlasse der Reichs- und Staatsbehörden, welche die Anwendung der in den Schulen gelehrten Rechtschreibung im amtlichen Verkehr der Behörden untereinander verbieten; 2. eine Weiterbildung dieser Rechtschreibung nach der Richtung hin, daß eine weitere Vereinfachung und konsequente Durchführung der Regeln platzgreife."

B. **Heidelberg.** Die siebente Versammlung süddeutscher Laryngologen, verbunden mit einer Ausstellung chirurgischer Instrumente, wird an den Pfingstfeiertagen dieses Jahres in unsrer Stadt tagen. Bisher haben bereits Referate angemeldet: Avellis (Frankfurt a. M.), Jurasz (Heidelberg), Killian (Freiburg i. Br.), Magenau (Heidelberg), Müller (Heidelberg), Seifert (Würzburg), Hedderich (Augsburg), Denker (Hagen i. W.) und Werner (Mannheim).

* **Straßburg.** Wie die „Straßburger Post" erfährt, ist an den außerordentlichen Professor der Theologie an der hiesigen Universität Dr. Johannes Ficker eine Berufung an die Nachbaruniversität Basel ergangen.

* Der von der Holtzendorff-Stiftung ausgeschriebene Preis von 1600 M. für die beste Arbeit über das Thema: „Anwendungsgebiet und rationelle Gestaltung der Privatklage" ist, wie die deutsche Juristenzeitung mittheilt, vom geschäftsführenden Ausschuß auf Grund der Gutachten der Schiedsrichter einer von dem Rechtsanwalt Dr. Thiersch in Leipzig eingereichten Arbeit zuerkannt worden.

* **Jena.** Der Professor für Kirchenrecht an unsrer Universität, Paul Schön, hat, wie die „Voss. Ztg." meldet, einen Ruf an die juristische Fakultät in Göttingen erhalten, wird aber in seinem hiesigen Lehramt verbleiben. Auch der Mathematiker Prof. Gutzmer hat einen Ruf nach auswärts abgelehnt.

* **Göttingen.** Ein Angehöriger der Universität, der nicht genannt sein will, hat der hiesigen Gesellschaft der Wissenschaften 10,000 M. für wissenschaftliche Zwecke geschenkt. Die Summe soll für die von Professor Kehr geleiteten Forschungen über Papsturkunden verwandt werden.

oem. **Breslau.** Der außerordentliche Professor der Landwirthschaftskunde Dr. Otto Auhagen hat einen Ruf an das Generalkonsulat in St. Petersburg erhalten und angenommen.

* **Wien.** Dem außerordentlichen Professor der Propädeutik der Baukunst, des architektonischen Zeichnens und der malerischen Perspektive an der hiesigen Technischen Hochschule, diplomirten Architekten Karl Mayreder, wurde der Titel eines ordentlichen Professors verliehen.

R. S. **Rom,** 7. Mai. Das Deutsche Archäologische Institut veröffentlicht soeben (im Verlage von Löscher u. Co. hierselbst) den ersten Band des von dem Bibliothekar, Prof. August Mau, verfaßten Katalogs der Instituts-Bibliothek. Obwohl zunächst für den Gebrauch in der Bücherei selbst bestimmt, wird das Werk auch als bibliographisches Hülfsmittel der Archäologie von Nutzen sein. Der 431 Seiten starke erste Band enthält außer Encyklopädischem, Zeitschriften und Sammelwerken alle vorhandenen Schriften, welche die Alterthümer nach ihrem Orte behandeln. Es sollen folgen die nach den Klassen der Alterthümer geordneten Schriften, sowie diejenigen, welche dieselben nach ihrem Inhalte behandeln, ferner epigraphische, numismatische und als Anhang ausgewählte antiquarische Schriften und solche über christliche Alterthümer. Außer selbständigen Werken sind die auch in Sonderdrucken verbreiteten Abhandlungen der Akademien aufgenommen, dazu die Aufsätze der „Monumenti antichi" der Accademia dei Lincei, die Originalbeiträge verschiedener Verfasser in einem und demselben Werke und aus gesammelten Schriften desselben Verfassers solche, die auch selbständig erschienen sind.

o. **Neapel.** Das Ministerium des öffentlichen Unterrichts hat angeordnet, daß beim hiesigen Nationalmuseum die Untersuchung und Veröffentlichung der im dortigen Museum befindlichen Papyrusrollen aus Herculanum wieder aufgenommen werden soll, nachdem die Arbeit daran lange Zeit geruht hatte. Es handelt sich um eine Sammlung von 800 Papyrusrollen, die 1752 aufgefunden wurden und von denen erst gegen 200 untersucht und veröffentlicht sind. Mit der schwierigen Aufgabe wurde der Prof. Emilio Martini betraut.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

K. Voll: Die Werke des Jan van Eyck. Straßburg, Trübner 1900. — W. Götz: Zinzendorfs Jugendjahre. Leipzig, Jansa 1900. — E. Reichel: Die Gaben und Aufgaben der Brüdergemeine im Licht des 16. Sept. und 13. Nov. 1741. Rede. Ebd. 1900. — J. Th. Müller: Zinzendorf als Erneuerer der alten Brüderkirche. Festschrift. Ebd. 1900. — Dr. Th. Benda: Nervenhygiene und Schule. Berlin, Coblentz 1900. — Fr. Ritter v. Zimmerauer: Die land- und forstwirthschaftlichen Schulen in Oesterreich. Wien 1900. — Die Domäne Ploschkowitz. Wien 1900. — H. Barth: Italienischer Schenkenführer. Oldenburg u. Leipzig, Schwartz 1900. — *Raoul Chélard:* La Civilisation française dans le développement de l'Allemagne. Paris, Mercure de France 1900. — Die bayerischen Landesgesetze und Verordnungen zur Ausführung und Ergänzung der Zivilprozeßordnung und des Zwangsversteigerungsgesetzes. Zusammengestellt und erläutert von Dr. F. Schierlinger. 3. Aufl. 1. Theil. Text-Zusammenstellung. Tübingen, Mohr 1900. (Sammlung der landesrechtlichen Zivilprozeß-Normen. II.) — O. Hentig: Deutsches Recht. Gesammtausgabe. Leipzig, Reinboth 1900. — Baumbachs Illustrirtes Briefmarken-Album. Leipzig. — Ed. Bertz: Philosophie des Fahrrades. Dresden und Leipzig, Reißner 1900. — Fr. Schmidt: Die Anfänge des welfischen Geschlechts. Hannover, Schaper 1900. — Dr. Otto Frommel: Frommels Lebensbild. 1. Band. Berlin, Mittler 1900. — Dr. M. Cartellieri: Philipp II. August, König von Frankreich. 3. Buch: Philipp August und Heinrich II. von England. Leipzig, Fr. Meyer 1900. — E. Tierschak: Die Photographie im Hochgebirge. Berlin, G. Schmidt 1900. — F. Tönnies: Die Erweiterung der Zwangserziehung. (Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, Bd. 15, Heft 3/4.) Berlin, C. Heymann.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 10. Mai. Nummer 107.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Heinrich Siegel.

Ein Bild seines Lebens und Wirkens (1830—1899).

Entworfen von Dr. Alfred v. Wretschko, Professor der Rechte an der Universität Innsbruck.

(Fortsetzung.)

Nicht allein als Lehrer hat Siegel in Wien bahnbrechend gewirkt, er entfaltete daselbst auch eine rege literarische Thätigkeit. Die Wissenschaft verdankt ihm aus dieser Zeit manch' schöne Arbeit, nicht minder auch eine Reihe werthvoller Anregungen. Noch im Oktober 1857 veröffentlichte er den 1. Band seiner Geschichte des deutschen Gerichtsverfahrens, Gießen 1858, der mit großem Beifall aufgenommen wurde; denn zum erstenmal wurde hier der Versuch gewagt, den altdeutschen Rechtsgang als ein durchaus einheitliches und konsequentes Verfahren in seinem inneren Zusammenhange darzulegen.

Leider ist diese Arbeit ein Bruchstück geblieben. Die Entwicklung des deutschen Gerichtsverfahrens behielt Siegel jedoch auch weiterhin im Auge. In zwei Abhandlungen, die Motloch mit Recht als nach Form und Inhalt unübertroffene Kabinetsstücke echten Gelehrtensinnes bezeichnete, wandte Siegel dem äußerst merkwürdigen Formalismus des mittelalterlichen Prozesses sein Augenmerk zu, jenem silbenstecherischen Verfahren, jener „Gefahr" vor Gericht und im Rechtsgange, und gewährte uns gleichzeitig Einblick in die Mittel, diesen drohenden Nachtheilen zu begegnen, wozu in erster Linie das Institut der Fürsprecher, dann aber die Möglichkeit diente, „die gesprochenen Worte des Sachwalters ungesprochen zu machen, und die zuvor unzweckmäßig oder unrecht gegebene Erklärung abermals und besser zu geben," eine Einrichtung, welche die sächsische Rechtssprache des Mittelalters „Erholung und Wandelung" nennt. In diesem Sinne betitelte Siegel diese beiden Untersuchungen: die Erholung und Wandelung im gerichtlichen Verfahren, Wien 1863 und die Gefahr vor Gericht und im Rechtsgang, Wien 1866.

Die mittelalterliche Einrichtung, daß auf den Jahrdingen bekannt oder ruchbar gewordene widerrechtliche Vorfälle dem Gerichte bei unterbliebener Klage zu rügen waren, veranlaßte ihn 25 Jahre später zur Veröffentlichung einer Untersuchung, für die ihm namentlich die Weisthümer ein reiches Material lieferten. Der Titel derselben lautet: Das pflichtmäßige Rügen auf den Jahrdingen und sein Verfahren. Wien 1892. Der Ursprung dieser Einrichtung, Inhalt und Zweck derselben, endlich der Gang des Verfahrens wird darin erörtert und so ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der außerordentlichen Verfahrensarten in Deutschland geboten, der jetzt durch v. Zallingers Forschungen über das Verfahren gegen die landschädlichen Leute in Süddeutschland eine wesentliche Ergänzung und Erweiterung erfahren hat. —

Seit seiner Berufung nach Wien fühlte Siegel sich verpflichtet, auch der Erforschung des älteren österreichischen Rechtes, seines Zusammenhanges mit dem Rechte anderer deutscher Lande näher zu treten, und erhöhte Aufmerksamkeit den einheimischen Rechtsquellen der altösterreichischen Gebiete zuzuwenden. Den ersten Anlaß hiezu brachte ihm die beifällig aufgenommene Absicht einer Reihe von Wiener Gelehrten, in deren Kreis Siegel bald nach seiner Berufung freundliche Aufnahme gefunden hatte, die Wende des Jahres 1858 zur Veröffentlichung von Sylvesterspenden zu benutzen. Siegel betheiligte sich daran mit einer kurzen Abhandlung: „Zwei Rechtshandschriften, des Wiener Stadtarchivs". Er gibt uns darin eine kurze Beschreibung von zwei Handschriften, die beide schon aus dem Grunde unser Interesse in Anspruch nehmen, weil sie, inhaltlich ziemlich übereinstimmend, doch in verschiedener Anordnung den sog. Schwabenspiegel, das Wiener Stadtrechtsbuch und eine Reihe von Verordnungen enthalten, welche Rechtsverhältnisse in der Stadt Wien regeln.

Alsbald zog Siegel das österreichische Landrecht, jenes interessante Denkmal deutschen Rechtes in Oesterreich, in den Kreis seiner Forschungen. Ueber die Entstehung dieser Rechtsquelle war damals ein reger Meinungsaustausch im Gange. 1856 hatte F. v. Zieglauer die erste eingehende Untersuchung über dieses Rechtsdenkmal veröffentlicht und darin namentlich für die Entstehungszeit desselben einige wichtige Winke gegeben. Kurze Zeit darauf vertrat A. v. Meiller die Auffassung, daß die Landrechtshandschriften in zwei Gruppen zu scheiden seien, die zwei verschiedene selbständige Kompilationen des österreichischen Gewohnheitsrechtes, eine ältere und eine jüngere enthalten, und gab dann im 10. Bande des Archivs für österreichische Geschichtsquellen einen Abdruck beider Fassungen.

Auf diesen Arbeiten aufbauend, die Landrechtshypothese durch zwei Abhandlungen in die richtigen Bahnen gewiesen und wesentlich gefördert zu haben, ist Siegels Verdienst. In unanfechtbarer Weise stellte er nämlich fest, daß wir es gar nicht mit zwei voneinander abweichenden Fassungen einer und derselben Urkunde, sondern mit zwei in formeller Hinsicht gänzlich verschiedenen Urkunden zu thun haben. Das eine Denkmal erschien Siegel als eine Aufzeichnung des Rechtes, wie es in bestimmter Zeit galt, das andere dagegen als Entwurf zu einer Landesordnung, in der von einer höheren Macht gesetzt

und geboten wird, was in Hinkunft Rechtens sein solle. Aeußerst scharfsinnig und mit guten Gründen versetzte Siegel die schlichte Aufzeichnung des geltenden Gewohnheitsrechts in das Jahr 1237, in jene Zeit, wo Herzog Friedrich II. geächtet wurde, der Kaiser in Wien die beiden Herzogthümer als dem Reich heimgefallene Lehen behandelte, und von nah und fern Alles erschien, um sich von dem neuen Herrn die alten Rechte und Freiheiten bestätigen zu lassen. Damals seien auch die österreichischen Landherren und Landleute daran gegangen, eine Vorlage zu beschaffen, in der das bis dahin noch ungeschriebene Recht zusammengestellt wurde, um dafür die Bestätigung des Kaisers erlangen zu können. Mit wenigen Ausnahmen hat Siegels Meinung über die Entstehungszeit des ersten Entwurfes bei allen späteren Forschern Zustimmung gefunden. Um so heftigeren Widerspruch aber erfuhren seine die erweiterte Fassung dieser Urkunde betreffenden Ausführungen. A. v. Luschin und neuestens auch A. Dopsch sprachen sich dagegen aus und stellten selbständige Ansichten auf; aber bis heute haben wir es hier mit einer ungelösten Streitfrage zu thun.

Siegel trug sich auch mit dem Gedanken, eine kritische Ausgabe des österreichischen Landrechtes zu veröffentlichen und die in so vielfacher Richtung interessanten Bestimmungen dieser Urkunde näher zu erläutern und zu erklären. Mannichfache Vorarbeiten wurden zu diesem Zwecke eingeleitet, die erhaltenen Handschriften eingehend verglichen, nebenher für den Kommentar das nöthige Material gesammelt und gesichtet, als unerwartet 1867 Hasenöhrl mit einer Ausgabe hervortrat, an die sich auch eine systematische Darstellung des Rechtsstoffes anschloß. Gegenüber dieser vortrefflichen Arbeit, die uns in so manchem Punkte willkommenen Aufschluß über den älteren österreichischen Rechtszustand gewährt, brach Siegel sein Vorhaben ab.

Auch noch in der Folgezeit erweckte jedoch das österreichische Landrecht in ihm stetig neues Interesse. Gegenüber der abweichenden Meinung A. v. Luschins, der die erweiterte Fassung für einen um 1298 ausgearbeiteten, von Herzog Albrecht jedoch nicht genehmigten Gesetzentwurf hält, blieb er seiner Behauptung treu, und war auch der Arbeit von Dopsch gegenüber ablehnend, die darin eine Landesordnung Ottokars II. aus dem Jahre 1266 erblicken wollte.

Seinen reichen Materialien entnahm er später den Stoff für seine Abhandlung: die rechtliche Stellung der Dienstmannen in Oesterreich im 12. und 13. Jahrhundert, Wien 1883. Nachdem einmal O. v. Zallinger für Süddeutschland die tiefe rechtliche Scheidung innerhalb der unfreien Ritterschaft richtig erfaßt und erklärt hatte, glang es Siegel in dieser Arbeit, der eigenartigen sozialen und rechtlichen Stellung der österreichischen Ministerialität gerecht zu werden, die ja bekanntlich, obwohl persönlich unfrei, hier unter der Gunst äußerer Umstände rasch emporgewachsen, die Macht im Lande in der Hand hatte und so die Führerrolle im politischen Leben einzunehmen berufen war. Er wies dabei vor allem nach, daß die Dienstmannen in Oesterreich außer den Hof- und Ehrendiensten die Kriegsdienstpflicht in ganz eigener Weise zu verrichten hatten, indem viele von ihnen wie die an Zahl geringe freie ritterliche Bevölkerung als Bannerherren mit einem Gefolge eigener Kriegsdienstleute ins Feld zogen. Sie waren es, die neben den Grafen und freien Herren die Burgen damals im Lande besaßen, auf ihren Gütern anfangs die niedere, seit dem Interregnum auch die hohe Gerichtsbarkeit, über Kirchen und Klöster die Vogtei ausübten, für ihre Person vor dem Landesfürsten einen bevorzugten Gerichtsstand genossen und schon früh das Recht erlangten, auf die Landesangelegenheiten einen maßgebenden Einfluß zu nehmen. So gewährt uns diese Arbeit mit ihren selbständigen Ergebnissen ein erwünschtes Bild der mittelalterlichen Standesverhältnisse auf österreichischem Boden, das jetzt durch eine Reihe neuer Untersuchungen wesentlich erweitert und vervollständigt ist.

Noch in den sechziger Jahren erwuchs Siegel ein neues Feld ergiebigster Arbeit, zugleich auch die Möglichkeit, an der kritischen Herausgabe und Bearbeitung österreichischer Rechtsquellen in bestimmender Weise mitzuwirken, dadurch, daß die kais. Akademie der Wissenschaften in Wien in richtiger Würdigung seiner hervorragenden Begabung und Tüchtigkeit ihn zunächst am 28. Mai 1862 zum korrespondirenden, und schon nach Jahresfrist zum wirklichen Mitglied erwählte. Siegel schenkte da seine Aufmerksamkeit zunächst den Weisthümern und Banntaidingen der bäuerlichen Hofrechte, deren große Bedeutung für die Erforschung des Rechtslebens der Vergangenheit er gleich Anderen richtig erkannt hatte. Dafür war in Oesterreich noch sehr viel zu thun. Schon J. Grimm hatte im Jahre 1840 eine Sammlung deutscher Weisthümer begonnen und im Laufe von drei Jahren 3 Bände (1840—42) mit Rechtsweisungen aus allen Theilen Deutschlands gefüllt. Das hiedurch allseits geweckte Interesse förderte aber in der Folge derartige Urkunden in solcher Zahl zutage, daß noch bei Lebzeiten Grimms die in der Münchener Akademie der Wissenschaften eingesetzte historische Kommission im Jahre 1859 die Fortsetzung der Grimm'schen Sammlung beschloß. Bereits im Jahre 1863 erschien sohin der 4. Band dieser Ausgabe; während aber Grimm selbst in den ersten Bänden auch aus den österreichischen Landen einzelne Stücke aufgenommen hatte, sollten fortan die höchst wichtigen und interessanten österreichischen Weisthümer nicht mehr berücksichtigt werden, da die große Zahl derselben eine eigene Ausgabe erforderte. Eine solche Sammlung in Oesterreich einzuleiten, beantragte Siegel in der Sitzung der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie am 9. Dezember 1863. In der Begründung dieses Antrages wies er auf das hin, was in Oesterreich bereits von einzelnen Gelehrten in dieser Richtung geschehen war, wie namentlich Karajan, Kaltenbaeck, Meiller und Zahn, aber auch Rößler und Chlumecky theils mit der Verzeichnung, theils auch schon mit der Ausgabe solcher Rechtsdenkmäler begonnen hätten. Er betonte aber sodann mit vollem Rechte, daß bei aller Achtung vor diesen Einzelversuchen zum Nutzen und Frommen der Wissenschaft das schon bekannte Material, das an so vielen Orten zerstreut in den seltensten Fällen durch den Druck allgemein zugänglich gemacht war, in einer einheitlich und systematisch aufgebauten Sammlung vereinigt und mitgetheilt werden müsse, daß aber darüber hinaus noch in allen Kronländern eingehende Nachforschungen anzustellen seien, von denen sich die Hebung ungeahnter Schätze mit aller Sicherheit erwarten ließe; ein großartiges Unternehmen, das die Kraft und Mittel des Einzelnen weit übersteigend, nur von der Akademie ausgeführt werden könne.

Zur Begutachtung dieses Antrages wurde eine Kommission eingesetzt, der Karajan, Meiller, Miklosich, Pfeiffer und Siegel angehörten. Innerhalb derselben wurde Meiller zum Obmann,

Siegel zum Berichterstatter erwählt. Einmüthig würdigte die Kommission den hohen Werth, den derartige Urkunden für die Sprach- und Rechtsgeschichte, für die Erschließung des inneren Lebens und der sozialen Verhältnisse der Völker früherer Zeiten hätten, wozu in Oesterreich noch das besondere Moment träte, daß diese lokalen Quellen in Ländern mit gemischer Bevölkerung in sicherer Weise die Sprachgrenze und Rechtsscheide anzeigen würden. So wurde in der Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 7. Januar 1864 dank jener Anregung Siegels die Sammlung und Herausgabe der österreichischen Weisthümer zum Beschlusse erhoben, was der Wissenschaft zum Frommen, der Akademie selbst aber zur größten Ehre gereichte. Die erwähnte Kommission wurde mit der Ueberwachung und Leitung des ganzen Unternehmens betraut. Siegel gehörte ihr bis zu seinem Tode an und nahm an der Durchführung dieser großartigen Arbeit stets den regsten Antheil.

Gleichzeitig besorgte er selbst die Herausgabe des ersten Bandes und zwar, da die Arbeiten sehr zur Förderung des wissenschaftlichen Charakters jeweils gemeinschaftlich einem Rechtsgelehrten und einem Sprachforscher aufgetragen wurden, im Vereine mit Pfeifer, an dessen Stelle bald Karl Tomaschek trat. Diese beiden Männer veröffentlichten 1870 die Salzburger Taidinge. Abgesehen von der sorgsamen Textkritik zeichnet sich dieser Band gegenüber früher erschienenen ähnlichen Sammelwerken auch noch durch Zugaben historisch-topographischer Natur, sprachliche Glossen und ein aus der Feder Siegels stammendes Sachregister aus, wodurch der Werth und die Brauchbarkeit dieser Rechtsquellen wesentlich gehoben wurde. In ähnlicher Weise sind dann später unter der Leitung der Weisthümer-Kommission sieben weitere Bände bearbeitet worden, die das Material aus Steiermark, Kärnten, Tirol, und Niederösterreich enthalten, ohne daß das Werk damit schon zum Abschluß gebracht worden wäre.

Siegel beschäftigte sich außerdem lebhaft mit anderen Fragen der äußeren Rechtsgeschichte. Schon im Jahre 1862 erschien von ihm eine kleine Studie: die Lombarda-Kommentare. In ihr versuchte er die Ansichten der beiden Gelehrten Joh. Merkel und Aug. Anschütz, die sich eifrig und mit Erfolg der wissenschaftlichen Fortbildung des langobardischen Rechtes im Mittelalter zugewendet hatten, in einigen Punkten zu berichtigen. Es gelang ihm nämlich nachzuweisen, daß die Lombarda-Kommentare, die man gemeiniglich den beiden berühmtesten langobardischen Juristen des 12. Jahrhunderts Ariprand und Albertus zuschrieb, gar nicht von diesen herrühren, sondern daß wir es da mit Kollegienheften von Scholaren zu thun haben, die den mündlichen Vorträgen der auf die Glossen verschiedener Autoren, zumal auch der beiden großen Juristen zurückgehenden Kommentatoren in Bologna nachgeschrieben wurden. Eine Handschrift der Wiener Hofbibliothek erweckte ihm das Interesse für einen darin enthaltenen gereimten Ordo judiciarius, als dessen Verfasser sich Eilbert von Bremen nennt. Eine kleine Abhandlung: Ueber den ordo judiciarius des Eilbert von Bremen mit Berücksichtigung der ecclesiastica rethorica, Wien, 1867 sollte einige Bemerkungen über den Verfasser, aber auch über das Werk selbst bringen, dasselbe zur Rhetorica ecclesiastica und zu anderen Prozeßschriften des 12. und 13. Jahrhunderts in Vergleich setzen und so eine Lücke in unseren Kenntnissen über die Literatur des kannonischen Prozesses jener Zeit ausfüllen. Die Mittheilungen, die uns Siegel da brachte, sind sehr interessant, und mit vollstem Recht konnte er betonen, daß „die Kunde von diesen beiden Werken von hohem Werthe für die Wissenschaft der Gegenwart sei."

Auf Siegel geht auch das Interesse zurück, das die Wiener Akademie den beiden großen Rechtsbüchern des deutschen Mittelalters entgegenbringt. Ueber seine Anregung wurde nämlich von der Kommission für die Savignystiftung, der Siegel seit ihrer Gründung (1864) angehörte, Ludwig v. Rockinger in München im Jahre 1871 mit der Abfassung einer kritischen Ausgabe des sog. Schwabenspiegels, andrerseits Emil Steffenhagen in Kiel im Jahre 1877 mit der Erforschung und Edition der Sachsenspiegelglosse beauftragt. Freilich sind beide Arbeiten lange noch nicht zu Ende geführt, aber die Wissenschaft verdankt doch diesen beiden Gelehrten bereits mehrfache werthvolle Untersuchungen über die erwähnten Rechtsdenkmäler.

Ueber dieser kräftigen Antheilnahme an der Bearbeitung und Herausgabe deutscher und österreichischer Rechtsquellen wurde auf die wissenschaftliche Erkenntniß privatrechtlicher Materien nicht verzichtet, und es gebrach Siegel trotz seiner vielseitigen Inanspruchnahme nicht an der nöthigen Muße, auch hier Gediegenes zu leisten. Die treue Anhänglichkeit an seinen am 2. April 1865 in Graz so früh dahingegangenen Freund Georg Sandhaas bestimmte ihn, die eben im Druck befindlichen Forschungen desselben über eheliches Güterrecht mit einer Vorrede zu versehen. Noch in demselben Jahre verfaßte er für die kritische Vierteljahresschrift in München eine ausführliche Besprechung zu Homeyers Arbeit: der Dreißigste, brachte dabei aus den Weisungen des Hofrechtes eine Reihe interessanter Nachträge und konnte auf die eigenartige Bedeutung hindeuten, die diese Einrichtung im Kreise des bäuerlichen Lebens erfahren hatte.

Dann aber vertiefte sich Siegel in ein Thema des modernen Rechtes, in die Frage nach der verpflichtenden Kraft eines Versprechens nach heutigem Rechte. Das Ergebniß liegt uns in jener Arbeit vor, die, so gering sie auch an Umfang ist, mit Recht als sein wissenschaftliches Meisterwerk bezeichnet werden darf: Das Versprechen als Verpflichtungsgrund im heutigen Recht. Eine germanistische Studie. Berlin, Vahlen, 1873. Der Grundgedanke dieser Schrift drängte sich Siegel zum erstenmale auf, bald nachdem er begonnen hatte, sich in das Studium der deutschen Rechtsquellen zu vertiefen. Schon ein Vortrag, den er in einem wissenschaftlichen Vereine zu Gießen im Jahre 1854 über die „Auslobung" hielt, lieh diesem Gedanken Ausdruck, und darum begrüßte Siegel mit großer Freude Kuntze's Werk über die Inhaberpapiere, das zum erstenmale für die juristische Konstruktion dieser Werthpapiere von der Existenz eines Vertrages absah und als Grundlage der Verpflichtung einen einseitigen Rechtsakt aufstellte. Aber noch lange währte es, und oft wurde die Gedankenarbeit unterbrochen, bis die Studie endlich 1873 fertig gestellt war.

Dem Werke wurde sofort eine große Bedeutung zuerkannt; nur vereinzelt rief es Widerspruch hervor, fast überall erfuhr es lebhafte Zustimmung und gab einer nachhaltigen literarischen Bewegung kräftigen Anstoß. So einleuchtend und einfach erschienen die Ergebnisse, daß gar Mancher sich und Anderen einreden wollte, das habe er auch schon früher gewußt, ihm seien die Worte gleichsam aus dem Munde genommen worden. Von den zahlreichen Besprechungen wollen wir hier zwei erwähnen. Unger, der gefeierte österreichische Zivilist, widmete dem Gedankengange Siegels im ersten Band der eben damals begründeten Grünhut'schen Zeitschrift eine ausführliche kritische Abhandlung, in der

er namentlich dem besonderen Theile dieser Schrift sein Augenmerk zuwandte, für die meisten der von Siegel angeführten Institute in der That eine Gebundenheit des Versprechenden durch seine einseitige Willenserklärung nachweisen und so die Ereignisse als einen großen Fortschritt für die wissenschaftliche Erkenntniß und Durchdringung des Obligationenrechtes bezeichnen konnte. Andrerseits regten Siegels fruchtbare Gedanken den leider so früh uns entrissenen geistvollen Romanisten Franz Hofmann zu einer selbständigen Untersuchung der Grundlagen des Obligationenrechtes an, in der er, unter voller Anerkennung der verpflichtenden Kraft des Versprechens im modernen Rechte, für den Vertrag als normalen Entstehungsgrund der Schuldverhältnisse eintrat, den Vertragsbegriff auf seine philosophische Grundlage zurückführte und vor den Uebertreibungen warnte, zu denen Siegels Lehre zwar nicht bei dem Meister, der ganz auf dem Boden des geltenden Rechtes stand, aber bei unbesonnenen Nacheiferern in der Richtung führen könnte, daß man dem Versprechen zuliebe den Vertrag als Ueberbleibsel früherer Zeit ganz aus dem Obligationenrecht entfernen möchte.

Gelobt wurde an Siegels Abhandlung die allen seinen Arbeiten eigene musterhafte deutsche Rechtsprosa, die sinnige und fesselnde Schreibweise, die Knappheit der Darstellung, vor allem aber die Gediegenheit des Inhalts. Letztere tritt namentlich darin zutage, daß Siegel es in meisterhafter Weise als unbefangener Beobachter verstand, den Verhältnissen des täglichen Verkehrs den rechtlichen Gehalt abzulauschen, aus dem Leben unmittelbar und frei von den Fesseln theoretischer Gebilde die Rechtsgedanken zu gewinnen. Da fiel ihm nun auf, daß das Verkehrsleben der Gegenwart im Gegensatze zur römischen Doktrin in einer Reihe von Fällen nicht einem Vertrage, sondern einem bloßen Versprechen auch ohne Annahme bindende Kraft beilegt, und richtig erkannte er, daß hier ein der germanischen Rechtsanschauung, dem germanischen Treuegedanken entnommenes Problem vorliege. Als solche Rechtsinstitute führte er uns näher vor die Vertragsofferte an Abwesende, die Offerte mit Bedenkzeit, die Auslobung, das Steigerungsgebot, das Wechselaccept und das Schuldversprechen an den Inhaber, die Verträge zugunsten Dritter, endlich die sogenannten hinkenden Geschäfte. Er zeigte uns, wie wir, das Leben richtig verstehend, in diesen Fällen nicht etwa mit einer stillschweigenden oder fingirten Annahme operiren dürfen, sondern sie alle auf die einfache Rechtsbildung des einseitigen Versprechens zurückführen müssen.

Siegel faßte aber auch die Wirkung derartiger Versprechen näher ins Auge, und da führten ihn die Quellen auf den bedeutsamen Unterschied zwischen dem Haltensollen und dem Leistensollen. Indem er, allerdings nur für das Versprechen, als der Erste diesen Unterschied, der dem deutschen Rechtsbewußtsein eigen ist, richtig erkannte, leistete er der Forschung einen großen Dienst; denn dasselbe muß, wie neuestens P. Puntschart nachgewiesen hat, auch von den Schuldverträgen gesagt werden. Schon eine Reihe mittelalterlicher Rechtsquellen unterscheidet scharf diese beiden Wirkungen des Schuldvertrags, ja für beide kann getrennt und darum möglicherweise auch eine verschiedene Haftung begründet werden. Endlich hob er auch für das ältere Recht zum erstenmale den Unterschied zwischen dem Bestande und der Wirksamkeit eines Rechtsgeschäftes hervor und zeigte, daß ein Vertrag geschlossen, ein Versprechen gegeben sein, demnach rechtlichen Bestand haben konnte, ohne noch wirksam zu sein, ohne „eine Gebundenheit an das Wort", ein Haltensollen zu erzeugen, solange eben noch ein Reuerecht geltend gemacht werden konnte.

Hat uns Siegel in seiner Studie eine Reihe von Grundlehren des deutschen Obligationenrechts angedeutet, so wurde seither der Gedanke von der verpflichtenden Kraft des einseitigen Versprechens auch in der Gesetzgebung mit klarem Bewußtsein zur Anwendung gebracht, insbesondere hat das neue bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich von ihm sich leiten lassen in der gesetzlichen Regelung, die der Offerte, den Inhaberpapieren, den Verträgen zugunsten Dritter und der Auslobung zutheil geworden ist. Vor allem aber ordnet es ganz im Geiste Siegels an, wie neuestens H. Schuster hervorgehoben hat, daß bei jedem Vertragsabschlusse dem Antragenden gegenüber die Annahme nicht erklärt zu werden braucht, wenn eine solche Erklärung nach der Verkehrssitte nicht zu erwarten ist.

Der große Erfolg, den Siegel mit seinem Versprechen als Verpflichtungsgrund erzielt hatte, ermunterte ihn — freilich erst nach langer durch anderweitige Arbeit ausgefüllter Pause — den Versprechensbegriff noch weiter zu verfolgen. In der Abhandlung: das erzwungene Versprechen und seine Behandlung im deutschen Rechtsleben, Wien 1893, wurde die ganz neue Frage aufgeworfen, wie es sich mit einem ohne die erforderliche Willensfreiheit abgegebenen Versprechen nach älterem deutschen Rechte verhalte, und die Rechtsanschauung aus den Quellen dahin gewiesen, daß auch ein erzwungenes Versprechen ein Versprechen gewesen sei, aber in der Regel ein unverbindliches, dessen Bestand überdies noch, sei es im Wege einer Einrede gegen die Klage auf Erfüllung, sei es selbständig mittelst Klage angefochten und aufgehoben werden konnte.

Ein Jahr später veröffentlichte er einen längeren Aufsatz: Der Handschlag und Eid nebst den verwandten Sicherheiten für ein Versprechen im deutschen Rechtsleben, Wien 1894. In dieser Arbeit, welche die erste tief eindringende, auf ein sehr reiches Quellenmaterial gestützte Behandlung der Sicherungsmittel eines Versprechens bringt, gelangte Siegel zu dem Ergebnisse, daß Handgelübde, Handschlag und Ehrenwort wie der Eid im deutschen Rechtsleben des Mittelalters den Zweck haben, „ein Versprechen und die damit übernommene Verbindlichkeit zu sichern, zu befestigen oder zu bekräftigen". Siegel trat so, wie ich meine, mit vollem Rechte, gegen die damals herrschende Lehre auf, die für die Zeit der Rechtsbücher einem schlichten Versprechen jegliche Gültigkeit und Wirksamkeit abspricht. Indem er nach eingehender Prüfung der Quellen die Meinung einiger älteren Schriftsteller wieder aufnimmt, zeigt er uns neuerlich, daß Treugelöbniß und Eid nur als Bestärkungsmittel dienten. Durch sie sollte eine Gewähr geboten werden, daß das Versprechen gehalten und erfüllt werde. Denn der besondere Einsatz der Treue oder der Schwur hatten die Wirkung, daß die Nichterfüllung einen rechtlichen strafbaren Treu- bezw. Eidbruch in sich schloß. Siegel hat so ganz richtig erkannt, was von der herrschenden Lehre ganz übersehen wurde, daß hier neben das Schuldversprechen ein „Einsatz der Treue" tritt. Dieser „Einsatz der Treue" erschien ihm jedoch noch als Bestärkung, er brachte noch das Treugelöbniß mit der Nichterfüllung der Schuld zusammen, weil er den Unterschied zwischen Schuld und Haftung, den Brinz zuerst für das römische Recht und späterhin v. Amira für die nordischen Rechte betont hatten, für das mittelalterliche Recht noch nicht berücksichtigte. War aber dies — wir verdanken es P. Puntschart — ein-

mal versucht worden, dann ließ sich erst das Wesen des Treugelöbnisses richtig erfassen, als eines rechtsförmlichen Aktes, durch den neben der aus dem Schuldvertrag oder Versprechen hervorgehenden Verbindlichkeit des Schuldners eine persönliche Haftung des Gelobenden begründet wird. Die Ehr- und Rechtlosigkeit, die als Folge des Treubruches von den Rechtsquellen angesetzt wird, erscheint nunmehr als Strafe für die Vereitlung der persönlichen Haftung. Dasselbe werden wir wohl auch für das eidliche Gelöbniß annehmen müssen.

Endlich wollen wir noch kurz einer anderen Arbeit privatrechtlichen Inhalts Erwähnung thun. Im Jahre 1881 veröffentlichte nämlich Siegel als kleinen Beitrag zur Geschichte des ehelichen Güterrechtes einen Aufsatz: das Güterrecht der Ehegatten im Stiftslande Salzburg. Das Material dazu ergab sich ihm aus den von ihm im Verein mit K. Tomaschek gesammelten Salzburger Taidingen, und wir lernen daraus mancherlei Eigenthümlichkeiten des salzburgischen Rechtszustandes kennen, der sonst im allgemeinen als Abzweigung des bayerischen Stammesrechtes erscheint.

Seit den achtziger Jahren trug sich Siegel mit dem Plane, die langjährige Gedankenarbeit, die er in seinen Vorträgen entwickelt hatte, in einem Lehrbuche niederzulegen. 1886 erschien die erste Auflage seiner „Deutschen Rechtsgeschichte", Berlin, Vahlen. Ihr folgte schon 1889 eine zweite und 1895 eine dritte Auflage, ein Beweis für den großen Absatz, den das Buch, das bei den Studenten sehr beliebt ist, gefunden hat. In erster Linie dem Rechtsunterrichte gewidmet, und da als Behelf neben ausführlichen Kollegien gedacht, ist die Fassung eine nur zu knappe und kurze, aber doch stets einfache und verständliche, die Sprache eine selten schöne, gewählte und volksthümliche. Es wird darin die auch in Siegels Vorträgen hervorgetretene Scheidung in äußere und innere Rechtsgeschichte festgehalten, wobei die erstere sich wesentlich in der Darstellung der Rechtsbildung und der Rechtsquellen erschöpft, während letztere in verschiedenen Abschnitten die Verfassungsgeschichte, die Geschichte des Privat-, des Kriminalrechts und des Rechtsverfahrens bringt.

Die Schilderung von Siegels Wirken im Dienste der Wissenschaft würde unvollständig sein, wollten wir nicht noch in Kürze der regen Thätigkeit gedenken, die er im Bureau der Akademie der Wissenschaften in Wien entfaltete. Nachdem J. Vahlen infolge seiner Berufung nach Berlin die Geschäfte eines Sekretärs der philosophisch-historischen Klasse zurückgelegt hatte, betraute die Akademie Siegel am 29. Oktober 1874 mit diesem Amt, und erkor ihn noch vor Jahresfrist nach dem Tode A. v. Schrötters zu ihrem Generalsekretär. Bis zum 19. Dezember 1890, durch mehr als 15 Jahre bekleidete Siegel dieses Amt „mit unermüdlichem Eifer in strenger Verfolgung der Aufgaben, welche ihre Statuten der kais. Akademie vorzeichnen und in zielbewußter Vertretung der Interessen der Akademie". Alljährlich gab er in der feierlichen Sitzung in einem aus seiner Feder stammenden Berichte offenes Zeugniß von den großen Aufgaben, denen die Gesammtakademie und die philos.-hist. Klasse im letzten Jahre ihr Augenmerk zugewendet hatten, welchen Fortschritt die wissenschaftlichen Unternehmungen unter ihrer Leitung und Führung aufzuweisen hätten, genügte aber auch den Statuten gemäß zugleich der Pflicht, die Thätigkeit und die allgemeine Bedeutung jener Gelehrten zu schildern, die der Tod dem Verbande der Akademie entrissen hatte. Gerade hierin erwies sich Siegel als Meister. Wer diese Berichte liest, wird sich wundern, mit welch' weitem Blick und welcher Lebendigkeit Siegel oft nur in wenigen Worten den Fortschritt der Wissenschaft charakterisirte, die Lebensschicksale und die Arbeit schilderte, welche die Verstorbenen am Webstuhle der Wissenschaft geleistet haben, mochten sie engere Fachgenossen des Berichterstatters gewesen sein, oder ganz andere Zweige des wissenschaftlichen Lebens verfolgt haben, mit welcher Geschicklichkeit er es verstand, fremde Forschungen klar und übersichtlich darzulegen. Ich erinnere nur an die Trauerreden für Homeyer (1875), den Dichter Gabriel Seidl (1876), die Geschichtsschreiber Palácky (1877), Aschbach (1882) und L. v. Ranke (1886), den Romanisten v. Arndts (1878), den Sprachgelehrten K. Tomaschek (1879), und für den 1888 verstorbenen großen Reformator des österreichischen Unterrichtswesens Grafen Leo Thun. Würdig schließt sich diesen Nekrologen die Festschrift an, die er zur Centenarfeier K. Fr. Eichhorns, des gewaltigen Begründers der germanistischen Rechtswissenschaft, am 20. November 1881 in den Wiener Juristischen Blättern veröffentlichte.

(Schluß folgt.)

Der Wald als Quellenspender.

Von Dr. Karl v. Fischbach, fürstl. hohenzoll. Oberforstrath in Sigmaringen.

Die in Nr. 72 und 73 dieses Blattes veröffentlichten wohlberechtigten und mit beweiskräftigen Thatsachen unterstützten Mahnungen zur Erhaltung und schonender Benutzung einer genügenden Bewaldung verdienen in den weitesten Kreisen, besonders bei unsern leitenden Staatsmännern und Gesetzgebern die vollste Beachtung und können deßhalb auch nicht oft genug wiederholt werden in einer Zeit, wo das Jagen nach augenblicklich hohem Gewinn fast das ganze Erwerbsleben beherrscht und dadurch die Interessen der Zukunft ungebührlich zurückgedrängt werden.

Da diese Vorschläge in allen ihren wesentlichen Punkten übereinstimmen mit den von mir in Nr. 4 des Jahrganges 1893 dieser Blätter veröffentlichten, und da ich schon früher in Beilage Nr. 225 zum Jahrgang 1856 aus Anlaß des vom Kaiser Napoleon III. aus dem Bade Plombiers an den Minister der öffentlichen Arbeiten gerichteten Briefes vom 19. Juli 1856 auf das zur Abwendung von Hochwasserschäden wirksamste Mittel, auf die Wiederbewaldung der Berge im Gegensatz zu den vom Kaiser empfohlenen Thalsperren und Sammelteichen, nachdrücklichst hingewiesen habe, so darf ich hier wohl eine Lücke in den eingangs erwähnten Abhandlungen ergänzen, weil dadurch die Wirkung des Waldes in ein noch weit günstigeres Licht gestellt wird. Es handelt sich dabei um eine wesentliche Förderung der Quellenbildung und -Speisung durch das verwesende Wurzelgewebe der Waldbäume, die umsoweniger übersehen werden darf, als sie bei keiner anderen Benutzungsart des Bodens vorkommt. Demungeachtet ist dieselbe vor meinen Veröffentlichungen in Nr. 4 dieses Blattes von 1893 und in der dort citirten vom Jahre 1889 im „Centralblatt für das gesammte Forstwesen" noch nirgends erwähnt und beachtet worden, obgleich gar viele und namentlich auch die in Nr. 72 und 73 dieses Jahrgangs ganz unzweifelhaft darauf hinweisen.

Die unterirdischen Theile des Baumes treten zwar nicht so deutlich vor Augen, aber doch läßt sich leicht er-

kennen, daß die Hauptstränge der Wurzeln mit ihren vielen Verzweigungen bis zum feinsten Fasernetz die ihnen zugänglichen, oft sehr tief liegenden Bodenschichten nach allen Richtungen hin durchdringen. Stirbt nun ein Baum ab oder er wird gefällt, so verwesen die Wurzeln und in den dadurch entstehenden Kanälen finden die Meteorwasser Zutritt in weit größere Tiefen als bei allen sonstigen Kulturarten. Schon bei dem ganz sich selbst überlassenen Walde vermindert sich mit fortschreitendem Alter die Zahl der Bäume, weil sie zu ihrer regelmäßigen Entwicklung von Jahr zu Jahr einen größeren Raum bedürfen. Im pfleglich behandelten Nutzwalde sind es die in Pausen von 5 bis 10 Jahren wiederkehrenden Durchforstungen, bei denen die überzähligen Stämme herausgenommen werden. Die zurückbleibenden Stöcke verlieren beim Laubholz infolge von ungenügendem Licht ihre Ausschlagfähigkeit schon nach ein oder zwei Jahren und ihr ganzes Wurzelsystem verfällt dann der Verwesung; beim Nadelholz tritt dieser Zustand schon unmittelbar nach der Fällung des Stammes ein.

Mit Beginn der Verwesung löst sich zunächst die Rinde von dem Holzkörper der Wurzel und schon hiedurch wird dem Wasser ein erleichterter Weg in die Tiefe eröffnet. Die fortschreitende Fäulniß greift später auch das Holz an, von dem die widerstandsfähigeren Gefäßbündel sich zwar am längsten erhalten, demungeachtet aber frühzeitig schon aus ihrer festen Verbindung sich lösen, weil das zwischenliegende verbindende Zellgewebe rascher in Fäulniß übergeht, wodurch dem einsickernden Wasser zahlreiche neue Wege in weitere, ihm seither verschlossene Tiefen geöffnet werden. Mit fortschreitender Verwesung wird die Verbindung immer lockerer, es erweitern sich diese Zuleitungskanäle, und wenn auch nicht gerade anzunehmen ist, daß nach jeder verfaulten Wurzel eine gleich weite Röhre offen bleibt, sondern daß der leere Raum sich allmählich wieder ausfüllen wird — theils durch die Veränderungen, welche der Winterfrost in den ihm zugänglichen Bodenschichten hervorbringt, theils durch chemische Verwitterungsvorgänge, die der Verwesungsprozeß hervorruft oder begünstigt, theils durch das einsickernde Wasser und die sich ausbreitenden Wurzelsysteme der lebenden Bäume, durch Regenwürmer, Käferlarven rc. und vielleicht noch durch manche anderen Ursachen, welche nach und nach die entstandene Röhre wieder verschwinden machen —, so ist es doch auch ebenso sicher, daß keine dieser Ursachen für sich allein, oder im Zusammenwirken mit den anderen ein sofortiges plötzliches Verschwinden der freigewordenen Gänge herbeiführen kann; dieses erfordert stets eine längere Zeit, und während dieser Zeit bleibt dem einsickernden Wasser jedenfalls sein wesentlich erleichterter Zugang in die tieferen Schichten frei. Diesen hat es nur den eingedrungenen Baumwurzeln zu verdanken, welche ja bekanntlich auch bei den sogenannten flachwurzelnden Bäumen in Tiefen sich erstrecken, die von anderen Gewächsen niemals erreicht werden. Und gerade darin liegt die hauptsächlichste Bedeutung dieser dem Tageslicht entzogenen und deßhalb bisher noch gar nicht beachteten Funktion des Waldes.

Obgleich nun Jedermann weiß, daß ein Wald aus vielen Bäumen besteht, so wird es doch zu näherem Verständniß der behandelten Frage dienlich sein, hiefür noch einige Anhaltspunkte in Zahlen zu geben. Der aus Naturbesamung hervorgegangene Bestand zählt im Alter von 15 Jahren oft mehr als 30,000 und 40,000 junge Stämmchen auf einen Hektar. Im hiebsreifen 100 jährigen Bestande genügen je nach der Bodengüte und Holzart 600 bis 1000 Stämme, um die Flächeneinheit vollständig zu bestocken und auszunützen. In einer künstlich angepflanzten Jungkultur kamen früher bis zu 12,000 und 16,000 Pflänzlinge zur Verwendung; neuerdings begnügt man sich meistens mit 5000 bis 6000. Davon müssen also auch noch 4000 bis 5000 allmählich herausgenommen werden, deren Wurzeln im Boden zurückbleiben und in der geschilderten Weise die Wasserzuleitung in die tieferen Schichten erleichtern. Wenn nun auch von den ungezählten einzelnen Wurzelsträngen der allmählich ausscheidenden Bäume ein Theil die geschilderte Wirkung nicht sollte äußern können, so bleiben immer noch reichlich genug übrig, um jenen günstigen Einfluß auf das unterirdische Wasserregime zu sichern.

Da hiebei allerdings auch noch andere Verhältnisse mitwirken, insbesondere die Beschaffenheit der Boden- und Gebirgsarten, die Lagerung und das Einfallen der Gesteinsschichten, so läßt sich die geschilderte Wirkung der Baumwurzeln für sich allein durch keine beweiskräftigen Thatsachen konstatiren; doch sind außer den in Nr. 73 angeführten überzeugenden Beispielen für die außerordentlich günstige Beeinflussung der Quellen durch eine wohlgepflegte Bewaldung auch noch besonders zu erwähnen die mit aller Sorgfalt und wissenschaftlicher Umsicht angestellten Beobachtungen von Rob. Lautenburg, Ingenieur in Bern, (vergl. dessen „Einfluß der Wälder", Bern, K. J. Wyß 1878), deren Ergebniß in folgenden Sätzen zusammengefaßt wird, deren erster sich scheinbar allerdings auf die offenen oberirdischen Wasserläufe bezieht, demungeachtet aber doch auch einen Rückschluß auf die Leistungen der in einem Flußgebiete vorhandenen Quellen zuläßt. Der Verfasser sagt auf Seite 40 wörtlich: „Während überhaupt selbst die wilderen Gewässer unsrer Waldgebiete keine größeren Schwankungsgrenzen aufweisen als solche im Verhältniß von 1:100, unterliegen die analogen Gewässer im waldlosen Gebiet Schwankungen von 1:450 und mehr (wie z. B. die dem kahlen und undurchlässigen Granitgebirge entspringende Gotthard-Reuß bei Andermatt, welche von 0.4 bis 463 Kubikmeter, also ums Tausendfache schwankt). Ebenso sind wir im allgemeinen bei den tiefliegenden Waldquellen an Schwankungen von 1 zu 1½ gewöhnt, haben aber bei den ständigeren Quellen aus waldlosen Gegenden Schwankungen von 1 bis 10, ja unter Umständen von 1 bis 100 oder gar ein öfteres Verschwinden beobachtet."

Die aus genauen Untersuchungen hervorgegangenen Zahlenangaben, welche am Schluß dieser Schrift tabellarisch dargestellt sind, bestätigen die Richtigkeit obiger Schlußfolgerungen, und es kann somit nicht mehr bezweifelt werden, daß der Wald auch noch in dem durch seine Bewurzelung von ihm beherrschten unterirdischen Gebiet eine wahrscheinlich weit einflußreichere Wirkung ausübt auf die gesammte Wasservertheilung und Wasserspendung als jede andere Kulturart. Darum sei auch jetzt wieder Berth. Auerbachs Mahnung (Allg. Ztg. 1870 Nr. 147) hier erneuert: „Hüte deinen Wald für dich und die Welt!" oder wie es schon Virgil ausgedrückt hat: Tu quoque intactam transmitte nepotibus umbram.

Mittheilungen und Nachrichten.

S. S. **Eine Neuausgabe von Julius Mosens Hauptwerken.** Einem einzigen Gedichte den Ruhm, die Popularität zu danken, das ist ein schönes, ein neidenswerthes, ein eigenthümliches Glück für den Dichter. So oder ähnlich hat sich, wenn wir uns recht erinnern, Theodor Fontane einmal irgendwo in seinen Erinnerungen ausgesprochen. Für die Popularität und die Verbreitung eines Gedichtes oder Liedes will es noch viel mehr sagen, wenn es Vielen in Fleisch und

Blut übergegangen ist, die von dem Verfasser nichts wissen und nie etwas wußten. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", das kennt jeder Deutsche, der über die Kinderjahre hinausgewachsen ist, aber nur sehr Wenige wissen den Namen des Verfassers, und ähnlich geht es mit dem Lied, das mit den Worten anfängt: „Zu Mantua in Banden der treue Hofer war." — In früheren Zeiten stand es in allen Schulbüchern, aber auch heute hat es an seiner Verbreitung noch nichts eingebüßt. Es gibt überhaupt wenige Gedichte in der ganzen deutschen Literatur, in denen der schlichte, zu Herzen gehende Volkston so getroffen ist, wie in diesem „Andreas Hofer" und dem „Trompeter an der Katzbach". Ein anderes Lied Julius Mosens hat in seiner sangbaren Weise gewirkt, wie eine politische That, das Polenlied: „Die letzten Zehn vom vierten Regiment". Der Erfolg war ungeheuer, denn die erste Auflage wurde in einem Tage, die zweite, zweitausend Exemplare umfassend, in drei Tagen verkauft, und so ging es weiter. Ein Zeitgenosse erzählt, daß in Leipzig, „wo man ging und stand, auf allen Wegen und Ecken das Lied gelesen wurde, und daß ein polnischer Oberst sagte, daß das Gedicht für die Sache der Aufständischen mehr werth gewesen sei, als ein ganzes Regiment". Auch in zahlreichen anderen Gedichten hat Mosen bewiesen, daß er ein berufener, ein begnadeter Dichter gewesen. Und ein ganzer Mann war er auch, dessen wackere und tapfere Gesinnung in seinen Schriften wie in manchen seiner Worte hervortritt. Jahrzehntelang von unheilbarem Siechthum ergriffen, erregte er in den Jugendjahren des Referenten weithin schmerzliches Mitgefühl und in jenen Tagen des nationalen Ringens wurde des patriotischen Dichters allerwärts mit großer Wärme gedacht. — Die Schriften Mosens haben schon verschiedene Auflagen erfahren (1863 und 1880). Eine gute Auswahl bietet die von Dr. M. Zschommler, Gymnasiallehrer in Plauen, veranstaltete Ausgabe in vier Bänden, erschienen im Verlage von Arwed Strauch in Leipzig in schöner Ausstattung, geschmückt mit den Bildern Mosens, seiner Gattin, seines Denkmales und anderen. Sie bringt eine Biographie Mosens von dem Herausgeber und ein Geleitswort von Dr. Reinhard Mosen, Oberbibliothekar in Oldenburg, dem Sohne Julius Mosens. — Die Gedichte sind in der vorliegenden Sammlung vollständig enthalten, ebenso die schönen „Bilder im Moose", in denen die reiche Phantasie des Dichters, sowie seine Begeisterung für die Helden der Musik, namentlich für Beethoven hervortritt. Auch die tiefen und heute noch keineswegs veralteten Epen „Ahasver" und „Ritter Wahn" und ebenso die Dramen werden uns gegeben. Das Schönste sind die herrlichen Erinnerungen Mosens, denen allerdings die organische Struktur, der Zusammenhang fehlt, die aber so viel Gemüth, Phantasie und Poesie enthalten, daß man sie mit wahrem Genuß lesen wird. Wie prächtig ist die Geschichte von der abenteuerlichen Heirath seines Großvaters, wie hübsch sind dessen Waidmannsschnurren, wie schön ist das eingestreute Märchen! Daß die Geschichte in Arabesken „Georg Venlot" weggeblieben ist, darüber wird man sich leicht hinwegsetzen, da sie heute nur noch schwer verständlich ist. Dagegen vermissen wir mit Bedauern den tüchtigen Roman Mosens „Der Kongreß von Verona". Sollte es nicht möglich sein, daß der Auswahl noch ein fünfter Band beigegeben wird, der diesen Roman bringen könnte? Andernfalls hätte vielleicht in der Vorrede ein Wort darüber gesagt sein sollen, welche von Mosens Werken weggeblieben sind und warum.

Fr. Ascheberger Sprüch'. Gedichte in Aschaffenburger Mundart von Gustav Trockenbrodt. Mit Zeichnungen von Adalbert Hock. Zweite vermehrte Auflage. Aschaffenburg, C. Krebs'sche Buchhandlung (Wilhelm Hausmann) 1900. XI und 72 Seiten. — Man hört neuerdings oft, in literargeschichtlichen Aufsätzen und Handbüchern nicht minder als von Kennern und Freunden mundartlicher Poesie, die Thatsache konstatiren, letztere sei quantitativ, ganz besonders aber qualitativ seit Jahren arg im Niedergang begriffen. Auffällig berührt's dabei immer nur, wie wenig in unsrer Zeit, die doch der volksthümlichen Form des Dichtens ebenso Rechnung zu tragen verlangt wie der „Popularität" von Stoff, Idee und Stimmung, wo man eine neue „Heimathskunst" hervorzuzerren sich abplagt, einer vernünftigen Pflege der weithin verstreuten Keime deutscher Dialektliteratur das Wort geredet wird. Soweit die familiäre und sonstige triviale Gelegenheits-Versemacherei in halb volksmäßigem, halb mit Provinzialismen durchsetztem Alltagsidiom darunter gemeint ist, beklagt es kein Einsichtiger. Aber leider gehen in der heutigen, fast allgemeinen Unlust am Schriftthum der Mundart genug wohlgelungene Ansätze eines verjüngten, moderner erfaßten Betriebs verloren. Daher geziemt es, auf neu hervortretende Proben eines solchen an einem möglichst weit sichtbaren Forum hinzuweisen und muthige Debutanten aufzumuntern. Ein frisches Reis am Baume süddeutscher Dialektdichtung stellt das schmucke Bändchen des Rechtskonzipienten Gustav Trockenbrodt dar, das unter dem obengenannten Titel innerhalb des kurzen Zeitraums von Weihnachten bis Ostern eine zweite Auflage erreicht hat: sie ist vom Verfasser zur Erweiterung um wohl vier Nummern, von dem Verleger zur Beigabe ernster und heiterer Bilder, sowie Arabesken und Initialen von der Hand des tüchtigen Malers Adalbert Hock benutzt worden. Die Sammlung von nunmehr 30 Gedichten ist beim ersten Erscheinen in engeren und weiteren Kreisen begrüßt worden, unter denen, die „Aschebergerisch" reden, sintemal ihnen der „Schnabel" so gewachsen, und solchen, die sich nur an diesem Ohrenschmaus ergötzen, weil ihnen durch längere Ansäßigkeit im westlichen Unterfranken oder Verkehr mit Eingeborenen aus Bayerns Nordwestecke die Gemüthlichkeit, der zutrauliche Ton, die bald harmlose, bald leicht satirische Laune lieb und werth geworden. Nicht immer spricht sich die stärkere Wallung des Bluts, die allenthalben rege Beweglichkeit des scherzenden Witzes so ungezwungen, so ganz unaufdringlich aus wie hier. Die „Fliegenden Blätter" gaben im verflossenen Winter zweimal Gelegenheit, die reine Naivetät, die sich der anmuthenden Ungeschminktheit des „Ascheberger" Dialekts gattet, von seiner erfreulichsten Seite, der Wiedergabe von Alltagsscenen, kennen zu lernen: in einem knappen poetischen Herzergusse und in einem anekdotisch hingeworfenen Schwank aus der Aera, da Aschaffenburg Grenzzollstation war, der sich an „de ronde Kopp", eine stadtbekannte Wirthschaft, lokalisirte. Sollten diese beiden nicht Trockenbrodts Feder entstammen, so gehören sie doch jedenfalls in seine Sphäre, sei es vielleicht sogar in die Gesellschaftsschicht, die seit ein paar Jahren zu den höchst ansprechenden Deklamationen des jungen Dialektrhapsoden verdientes Bravo zu klatschen gewohnt ist. Wie stark fast dasselbe Milieu, in dem sich Trockenbrodts äußerst glücklich pointirte Gemälde aus dem Leben und Treiben typischer Menschen und dem Schaffen der werkthätigen Leute bewegen, dazu diese leicht verständliche — übrigens vom Dichter bei allen irgend zweifelhaften Wörtern und Ausdrücken sorgsam erläuterte — Sprachgestalt auch auf ferner stehendes Publikum zu wirken vermag, bewies Ostern 1898 auf dem Münchener Realschulmännertag Rektor Dr. Recknagels urwüchsiger Vortrag einer um Großgerau krystallisirten Humoreske. Bei Trockenbrodt kommt nun noch eine feinkomische Ader hinzu, die auch bei beabsichtigten drastischen Schlagern kaum fehlgreift, und der andere „Ascheberger", der Künstler, der sich ihm gesellte, steigert, gleich verständnißvoll, die energischen Eindrücke dieser Muse. Ihre reifen Erzeugnisse, durch zwei gewinnende Vorworte glücklich eingeführt, können auch dem Völkerpsychologen und dem Germanisten vielfach dienen.

* Wie wenig die politischen Grenzen der Balkanländer sich mit ihren ethnographischen decken, hat mit Bezug auf Rumänien und Serbien neuerdings der bekannte Balkanforscher G. Weigand auf einer Reise durch Nordserbien, die sogenannte Krajna, feststellen können, worüber er im letzten Heft des „Globus" unter dem Titel „Die Rumänen in Serbien" interessante Mittheilungen macht. Wenn sich auch die Sprachgrenze zwischen beiden Völkern seit der Mitte des Jahrhunderts im Westen und Süden zugunsten der Serben verschoben hat, so ist doch das ganze Gebiet nördlich und östlich vom Homolja-Gebirge rumänisch. „Wenn man eine Linie von Golubac an der Donau über Petrovac im Mlava-Thale nach Zaječar am Timok zieht, so umfaßt diese im Verein mit der Donau im Norden das ganze rumänische Sprachgebiet in Serbien, innerhalb dessen nur wenig anderssprachige Dörfer sind." Die Zahl dieser rumänischen Bevölkerung gibt

Weigand — allerdings nach Angaben serbischer Beamten — auf 150,000—180,000 an, während es 1857 nur etwas über 100,000 waren. Die Meisten davon sind aus der kleinen Walachei und dem Banat eingewandert, und zwar zu Anfang des Jahrhunderts infolge der Bedrückung der Bauern durch die Grundherren, besonders nach Einführung des organischen Statuts im Jahre 1831. Doch beweisen viele bulgarische Ortsnamen, daß schon vor langer Zeit Rumänen in Serbien eingewandert sein müssen, als die Krajna noch bulgarisch war.

P. **Neustadt a. H.**, 9. Mai. Eine Hallstatt-Nekropole, ähnlich der durch die Ausgrabungen Nessels im Hagenauer Forst und Hennings im Brumather Wald bekannten, wurde jüngst im „Binsenloch“ bei Speyerdorf — gelegen zwischen Neustadt a. H. und Speyer a. Rh. — festgelegt und zum Theil ausgegraben. Dem Spaten unterlagen von 12 Tumulis 6. Von diesen wiesen je 3 Skelettgräber in Erdhügeln, je 3 Leichenbrand in solchen auf. Zwei der letzteren Hügel wiesen Steinkisten in ihrem Innern auf, während einer zwei Leichenbrandstellen ohne Steinsetzung barg. — Die Skelettgräber waren sehr verschieden mit Beigaben ausgestattet, während die Lage der Skelette in den drei Grabhügeln dieselbe war, nämlich von Nord nach Süd. — Ein Skelett, nach Dr. Schäfer eine mehr als 40jährige Frau, wies reichen Schmuck auf. Derselbe bestand in zwei eleganten Bernsteinringen, die sich am obersten Halswirbel fanden und nach Dr. Köhls Ansicht als Halsschmuck zu deuten sind. Jeden Oberarm zierte ein Bronzereif von kreisförmigem Querschnitt. Die Taille umgab ein Bronzegürtel mit eingepreßten Ornamenten, bestehend in erhabenem Ring und hervorstehendem Buckel. Dieser Bronzegürtel ist identisch mit dem von Professor Henning in einem Tumulus des Brumather Waldes gefundenen Bronzeband (Nr. 20. Vgl. Mittheilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß, II. Folge, Band XX, 1. Lief., IV. Tafel, Fig. 2e) und gehört der zweiten Hallstatt-Periode an, die nach Dr. Naue's Bestimmung um 700—400 v. Chr. anzusetzen ist (allerdings für Oberbayern; vergl. „l'epoque de Hallstatt en Bavière“, Paris 1895, Fig. III, 20 und Text, S. 13, Nr. 7). Die Knöchel schmückt ein ovaler Fußring. Die Beigefäße waren von schwarzer und rother Farbe, lassen jedoch eine spätere Nachbestattung mit zertheiltem Bronzereif vermuthen (Tumulus V). Die übrigen drei Skelettgräber (Tumulus VI und VII) hatten nur Gefäße als Beigaben, keine Metallgegenstände. — Charakteristisch ist auf der anderen Seite der Leichenbrand in Tumulus III. In diesen standen zwei Steinkistengräber, jedes bestehend aus fünf Buntsandsteinbrocken. Im ersten, nach Norden gelegenen, standen drei Gefäße, nämlich 1. eine liraförmige, gelbe Urne, bedeckt mit einer rothfarbigen Schale. Die Urne enthielt kalzinirte Knochen. Daneben stand ein schwarzer, elegant geformter Becher mit Einschnitt im Zentrum des Fußes. — Das zweite, nach Süden gelegene Steinkistengrab enthielt neben einigen Scherbchen nichts als die Reste eines menschlichen Schädels, woraus auf theilweise Incineration zu schließen wäre. — Tumulus IX mit Leichenbrand ohne Steinkistengrab enthielt außer zahlreichen Gefäßstücken eine Bronzenadel mit verdicktem Kopfe (vergl. Naue a. a. O. S. 11, Fig. III, 11 „deuxième période de Hallstatt“). In den Leichenbrandgräbern fand sich ferner dasselbe Ornament — parallel gezogene Kannelüren! — und derselbe feinformige Becher, den man im Jahre 1899 in der Hallstatt-Nekropole fixirt hatte, welche westlich von Speyerdorf auf dem Königsberg gelegen ist (vgl. „Beilage“ 1900, Nr. 38, S. 5). — Das Königsberger Grabfeld enthält ferner nur Leichenbrand und Beisetzung der Knochen in ebenfalls schwarzen, gelben und rothen Gefäßen unter Steinhügeln, wie solche die Natura loci nothwendig gemacht hat. — Beide Hallstatt-Nekropolen gehören zu den nördlichsten, die man bisher im Mittelrheinland festgelegt hat. Eine andere liegt bei Ramsen im Stumpfwalde westlich von Grünstadt; sie ist jedoch noch nicht hinlänglich durchforscht. — Beide, die Königsberger und Speyerdorfer, zeigen die gleichen Kulturerscheinungen, hier Uebergang von Bestattung zum Leichenbrand, dort nur Leichenbrand. Hier wie dort die gleichen Gefäße nach Form, Farbe und Ornament. Hier wie dort Sicherung der Leichenreste unter Hügeln, die man im Mons Vosagus aus Fels und Stein, in der Ebene des Speyerbaches aus Findlingen, aus Letten und Rasen errichtet hat. Ihre Erbauer werden wohl die Nemetes, „die Waldler“, gewesen sein, die Cäsar und Tacitus hier kennen und nennen. — Die Ausgrabungen geschehen auf Kosten der Pollichia, des naturwissenschaftlichen Vereines der Rheinpfalz, unter Leitung des Vorstandsmitgliedes, Prof. Mehlis.

* **Freiburg i. B.** Der Professor der Chemie Dr. A. Claus, der vor kurzem von seiner Lehrthätigkeit an der hiesigen Universität wegen Krankheit zurücktrat, ist im Alter von 60 Jahren auf seinem Gute in Horheim gestorben.

* **Jena.** Die kgl. rumänische Akademie der Wissenschaften in Bukarest und die Philosophische Gesellschaft in Manchester haben Professor Ernst Haeckel zu ihrem Ehrenmitglied ernannt.

* **Leipzig.** Der Verband der Deutschen neuphilologischen Lehrerschaft wird hier vom 4. bis 7. Juni l. J. seine neunte Hauptversammlung abhalten. Es werden im ganzen an drei Tagen vier allgemeine Sitzungen stattfinden, von denen die des ersten und dritten Tages für je vier Vorträge bestimmt sind, während der zweite Tag der Verhandlung über die von Wendt aufgestellten Leitsätze für den neusprachlichen Unterricht vorbehalten bleibt. Von den acht Vorträgen werden drei rein wissenschaftlichen Charakter tragen, nämlich der von Prof. Meyer-Lübke „Vom Ursprung der romanischen Sprachen“, von Dr. Friedwagner über „Frau v. Staëls Antheil an der romantischen Bewegung in Frankreich“ und von Dr. John Koch über „den gegenwärtigen Stand der Chaucer-Forschung“.

* **Berlin.** Der Assistent am Philologischen Proseminar des Instituts für Alterthumskunde Dr. Richard Heinze ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Friedrich Wilhelms-Universität ernannt worden. — Der Geh. Medizinalrath Prof. Brieger hat im Auftrage des Kultusministeriums eine auf mehrere Monate berechnete Studienreise nach Wien und Würzburg angetreten und daher seine Vorlesungen für das Sommersemester eingestellt. — Zum Nachfolger des verstorbenen Geheimraths Hauchecorne ist, wie jetzt der „Reichs-Anzeiger“ meldet, Oberbergrath Schmeißer in Clausthal zum ersten Direktor der Geologischen Landesanstalt und Direktor der Bergakademie in Berlin ernannt worden.

* **Rostock.** Der Extra-Ordinarius für klassische Philologie an der hiesigen Universität Dr. phil. O. Kern ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät und der seitherige Privatdozent Dr. J. Binder aus Würzburg zum außerordentlichen Professor bei der juristischen Fakultät bestellt worden.

* **Aus Oesterreich.** Der Privatdozent an der Universität in Wien, Dr. Stephan Bernheimer, wurde zum ordentlichen Professor der Augenheilkunde an der Universität in Innsbruck ernannt und dem außerordentlichen Professor der Augenheilkunde an der Universität in Graz, Dr. Alois Birnbacher, der Titel und Charakter eines ordentlichen Professors verliehen.

* **London.** Die Kuratoren des Britischen Museums haben soeben ein Verzeichniß der Inschriften in Keilschrift veröffentlicht, dessen Aufstellung 14 Jahre in Anspruch nahm und von dem jetzigen Professor der Assyriologie in Heidelberg, Dr. Karl Bezold, besorgt wurde. Die als Koyunjik-Sammlung bekannten 23,000 Keilinschriften auf Ziegelsteinen haben ihren Namen von dem Schutthügel auf der Stätte der alten assyrischen Stadt Ninive, wo sie zuerst 1843 von Layard entdeckt wurden. Sie füllen fünf Bände und geben einen guten Begriff von der Literatur vor Herodot, an deren Bestehen lange gezweifelt worden ist. Der fünfte Band des im Buchhandel für fünf Guineen erhältlichen Sammelwerkes enthält ein vollständiges Verzeichniß der Inschriften, nach Gegenständen geordnet.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 11. Mai. Nummer 108.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Volkshochschulbewegung in Deutschland.[1])

Von Professor Dr. Carl Johannes Fuchs (Freiburg i. B.).

Die „Erziehung des Volkes auf dem Gebiete der Wissenschaft“ und die diesem Zwecke dienende „Volkshochschulbewegung“ ist in Deutschland erst eine Sache der allerjüngsten Zeit, aber sie hat in dieser auch hier rasch einen ziemlichen Umfang angenommen. Wir haben aber dabei zwei Formen der Volkshochschulbewegung zu unterscheiden:[2]) die Thätigkeit der bestehenden Hochschulen oder ihrer Lehrer für das Volk und die Schaffung von besonderen neuen Organisationen neben jenen und nach ihrem Muster, also von eigenen „Volkshochschulen“ oder „Volksuniversitäten“.

Wir müssen uns aber auch vor allem darüber klar werden, was wir in diesen beiden Fällen unter „Volk“ verstehen? Da meine ich nun, wir dürfen hier nicht nur den engeren Sinn der unteren, lohnarbeitenden Klassen damit verbinden, sondern müssen alle Klassen darunter verstehn, die nur Volks- und Mittelschulbildung genossen haben, die der akademischen Bildung nicht theilhaftig geworden sind — alle, die nicht zur Universität kommen konnten und können, und zu denen daher die Universität kommen muß.

In allen diesen Klassen besteht heute auch in Deutschland — das beweisen unwiderleglich die Frequenzziffern sowohl der akademischen Hochschulkurse (die Kurse für Kaufleute wie die volksthümlichen) als der anderen Einrichtungen wie Humboldt-Akademie, Vorlesungen der Oberschulbehörde zu Hamburg ꝛc. — ein lebhaftes Bedürfniß nach Erweiterung ihrer Bildung, ja zum Theil, und dies hauptsächlich bei den unteren Klassen, ein wahrer Bildungshunger. Die ersten Vorträge werden allenthalben aufgesogen wie Wasser von einem trockenen Schwamm, wie ein Berichterstatter sagt.

Dieses Bildungsbedürfniß zu befriedigen, ist die große Aufgabe, um die es sich hier handelt — eine Aufgabe von eminent sozialer Bedeutung, da, wie heute allgemein anerkannt wird, speziell in unserm deutschen Volk die Unterschiede der Bildung schärfer trennen, als die des Besitzes. Sie muß gelöst werden, ohne Scheu vor dem Vorwurf, daß dadurch nur eine verderbliche „Halbbildung“ erzeugt oder befördert werde.

Diese Gefahr der Halbbildung wird meines Erachtens überhaupt viel zu sehr überschätzt. Man verkennt dabei, daß auch die eigentliche akademische Bildung nicht viel mehr als Halbbildung ist und sein kann — denn die volle Bildung gibt immer erst das Leben mit der Bildung des Charakters —, und daß die Frage gar nicht mehr ist: sollen diese Klassen und wieder insbesondere die unteren Klassen nur volle Bildung oder besser überhaupt gar keine erhalten? Denn sie gebrauchen ja heute schon alle täglich ein Bildungsmittel, das ihnen aber eben kaum Viertels- oder Achtelsbildung, sondern meist nur Verbildung gibt — ich meine die mittlere und untere Tagespresse, die Parteipresse und die Sensationspresse, die an die niedrigsten Instinkte der Massen sich wendet; sie von dieser höchst bedenklichen „Belehrung“ zu emanzipiren,darauf kommt es an. Mag es immerhin nur halbe Bildung sein, was man ihnen durch die Volkshochschulbewegung dafür geben kann, jedenfalls kann es die ganze Wahrheit sein, anstatt der halben Wahrheit oder ganzen Unwahrheit, die sie dort finden!

Zur Lösung dieser Aufgabe sind zweifellos in erster Linie die Universitäten resp. Hochschulen berufen als die Träger des geistigen Nationalkapitals, als die „Meistbesitzenden“ im Reiche der Wissenschaft. Sie haben, wie Schmoller mit Recht betont hat, die soziale Pflicht, die Unterschiede der Bildung überbrücken zu helfen.

Und zwar sage ich mit Absicht ausdrücklich: die Universitäten, resp. Hochschulen, und nicht nur die Hochschullehrer — denn darüber gehen die Ansichten noch auseinander —, und darum erscheint es mir auch nach wie vor als das Ideal der Organisation dieser akademischen Volkshochschulthätigkeit, daß, wie inWien, die Universität selbst die Organisation der Kurse ꝛc. übernimmt. In diesem Fall scheint mir auch eine staatliche Geldsubvention durchaus unbedenklich, so lange wir überhaupt noch die Lehrfreiheit an unsern deutschen Hochschulen genießen. Wo aber aus Gründen irgendwelcher Art Organisation durch die Universität selbst nicht möglich ist — und der gedruckte Vorbericht zeigt, daß es in Deutschland bis jetzt nirgends dazu gekommen ist —, da ist es dann allerdings die Pflicht der einzelnen Hochschullehrer, die sich dazu eignen, sich dieser Aufgabe zu widmen.

Daß sie sich überhaupt dazu eignen, bedarf, glaube ich, obwohl es häufig bestritten wird, keines eingehenderen Beweises. Dafür zeugen deutlich die in Oesterreich und Deutschland erzielten Erfolge. Wer überhaupt ein guter Lehrer ist, muß seine Wissenschaft auch ganz populär darstellen können, und zwar, wie mit Recht auf der diesjährigen Hochschullehrerkonferenz am 21. d. M. betont wurde, so ziemlich jedes Fach. Und da eine solche populäre Behandlung gerade die höchste Beherrschung

1) Referat, gehalten auf der Konferenz der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen in Berlin am 23. April.

2) Siehe den gedruckten Vorbericht (Schriften der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen Nr. 18, Berlin 1900); hier ist alles mir zugängliche Material zusammengestellt, und zwar absichtlich so ausführlich wie möglich, weil es mir werthvoll schien, das im einzelnen schon bekannt Gewordene an einer leicht zugänglichen Stelle zusammenzufassen, und weil gerade hier sehr viel auf die Details der Ausführung — Wahl der Themata, Zahl der Stunden, Zeit, Höhe des Eintrittsgeldes ꝛc. — ankommt.

des Stoffes zur Voraussetzung hat, so kann die berufsmäßige Lehrthätigkeit des Betreffenden darunter auch unter keinen Umständen leiden, sondern dadurch nur gewinnen.

Aber freilich hängt das Maß des Erfolges solcher akademischen Volkshochschulkurse sehr von dem Wie? ihrer Einrichtung ab. Der gedruckte Vorbericht zeigt in dieser Beziehung nun für das Deutsche Reich eine ganz außerordentliche Buntscheckigkeit und Mannichfaltigkeit der äußeren Organisation: fast überall ist es wieder anders gemacht worden, da ist dies besser gemacht worden, dort jenes, so ziemlich überall kann man irgend etwas lernen.

Und da erhebt sich mir nun zunächst die erste Frage: kann das Bildungsbedürfniß jener verschiedenen Klassen der Bevölkerung, die wir oben als bildungsbedürftig bezeichnet haben, prinzipiell gemeinsam befriedigt werden? Ich glaube nun, diese Frage muß, mehr als bisher geschehen ist, verneint werden. Dem sog. „gebildeten Mittelstand", Kaufleuten, auch kaufmännischen Angestellten und Arbeitern kann derselbe Gegenstand m. E. nicht in der gleichen Weise, insbesondere Form, vorgetragen werden, jedenfalls nicht immer: eine für jene noch genießbare, nicht zu elementare Form ist wenigstens nur für eine Elite der Arbeiterschaft geeignet, und diese ist nur in großen Städten, wie z. B. Berlin, Wien zahlreich genug, nicht aber in kleinen.

Daher scheint mir im allgemeinen eine Gruppirung und verschiedene Organisation mit Rücksicht auf die Vorbildung (worunter natürlich nicht nur die Schulbildung zu verstehen ist) das Richtigere und zwar entweder eine Drei- oder eine Zweitheilung: „Gebildete" (Beamte, Lehrer, Private, Offiziere, Damen ohne Beruf &c.), Kaufleute und Arbeiter. Die beiden ersteren Gruppen werden meist unschwer zusammenzufassen sein; ihre Vorbildung und Anschauungsweise ist doch verwandt. Eine solche Scheidung erscheint mir durchaus nicht als antisozial: eine Brücke über eine große Kluft muß mehrere Bogen haben, um fest zu sein.

Auf diese Weise wäre dann vor allem auch ganz leicht der verschiedenen Zahlungsfähigkeit durch verschieden hohe Eintrittspreise Rechnung zu tragen, während mir die verschiedene Bezahlung derselben Kurse je nach dem Beruf, wie in München und Leipzig, sehr bedenklich erscheint.

Eine vor allem wichtige Vorbedingung dauernden Erfolges ist aber weiter namentlich die genaue Kenntniß des Bedürfnisses, das befriedigt werden soll. Zu diesem Zweck muß eine enge Fühlung mit denjenigen bestehen, für welche diese Vorträge bestimmt sind. Dies gilt ganz besonders von den Arbeiterklassen, insbesondere den klassenbewußten sozialdemokratischen Arbeitern. Wo es in Deutschland gelungen ist, diese in erheblichem Maß heranzuziehen, gelang dies nur durch besondere persönliche Beziehungen zu ihnen, zu einem „Spar- oder Bauverein" u. dergl., oder durch Betheiligung derselben an der Organisation, wie in Leipzig, Karlsruhe, Freiburg i. B. Und da ersteres immer nur die Ausnahme sein kann, wird letzteres die Regel bilden müssen. Die Mißachtung dieses Moments hat hauptsächliich den Mißerfolg der ersten Leipziger Unternehmung herbeigeführt.

Die Frage sodann, ob Kurse oder Einzelvorträge, wird m. E. auch nicht so ausschließlich wie es bisher vielfach geschehen ist, prinzipiell zugunsten der ersteren zu entscheiden sein. Auch Einzelvorträge können nicht nur Anregung, sondern wirklich bleibende Belehrung geben, wenn das Thema nur klein genug ist, und stellen an ein noch ganz ungeschultes Publikum doch geringere Anforderungen. Es scheinen mir also beide nebeneinander in richtiger Arbeitstheilung nothwendig zu sein. Für die Dauer des einzelnen Kurses scheinen, wie verschiedentlich erprobt, sechs Abende das nicht gut überschreitbare Maximum zu sein, wogegen dann allerdings „Kursringe" nach dem Wiener Beispiel möglich sind, d. h. Serien von Kursen, die, im einzelnen selbständig, unter sich zusammenhängen und Fortsetzungen bilden.

Von großer Wichtigkeit ist, daß an den Vortrag sich eine Diskussion unter Benutzung eines Fragekastens anschließt und dadurch ein wirklich persönlicher Kontakt zwischen Lehrer und Hörern entsteht. Man hat damit überall nur gute Erfahrungen gemacht. Auch Vertheilung eines gedruckten, nicht zu kurzen Grundrisses mit Literaturangaben ist sehr wünschenswerth.

Die Höhe des Eintrittsgeldes muß bei ganz volksthümlichen, für die Arbeiterklassen bestimmten Vorträgen und Kursen niedrig sein, braucht aber doch wohl nicht unter 1 M. zu sinken, so daß bei guter Betheiligung nicht nur die Saal- und Druckunkosten gedeckt werden, wenn dabei städtische oder staatliche Behörden auf eine eigentliche Saalmiethe verzichten, sondern die Dozenten auch ein wenn auch nur geringes Honorar bekommen. Dies scheint mir im Prinzip das Richtige: der Arbeiter, namentlich der intelligente, klassenbewußte, will kein Almosen, auch kein geistiges.

Was den materiellen Umfang der Vorträge anlangt, so sind gewisse Schranken nothwendig, die mir am besten in den Satzungen des Karlsruher Vereins gezogen zu sein scheinen mit den Worten: „Wissenschaftliche, politische und religiöse Streitfragen dürfen in den Vorträgen nicht zur Behandlung kommen. Aus den einzelnen Gebieten soll vielmehr nur dasjenige gebracht werden, was als feststehendes Resultat wissenschaftlicher Forschung und praktischer Erfahrung angesehen werden darf."

Aber nun erhebt sich die weitere Frage: sollen und können die Universitäten, resp. Hochschulen, allein diese Aufgabe lösen?

Darauf ist m. E. zu antworten: sie sollen es nicht, denn die Aufgabe ist von solcher Bedeutung, daß alle dazu geeigneten Kräfte dabei willkommen sein sollen, und das können sehr oft ebensogut Privatgelehrte, Volks- und Mittelschullehrer und Männer und Frauen aus dem praktischen Leben sein. Darum sind Einrichtungen, wie die Humboldt-Akademie, die Vorlesungen der Oberschulbehörde zu Hamburg, der Ausschuß für Volksvorlesungen zu Frankfurt a. M. &c. neben der akademischen Volkshochschulbewegung durchaus berechtigt und nöthig. Wir wollen uns gegenseitig nicht bekämpfen, sondern unterstützen.

Die Hochschulen können es aber auch gar nicht allein: zum Theil aus geographischen Gründen, weil der Sitz vieler Universitäten in kleinen Städten ist und große industrielle und kommerzielle Zentren ohne eine solche sind, das Hinausgehen aus der Universitätsstadt in andere benachbarte Städte aber doch nur in begrenztem Maße möglich ist. Dazu kommt die noch kaum in Angriff genommene Aufgabe, mit solcher Belehrung auch aus den großen und mittleren Städten hinauszugehen in die kleinen Landstädte, zu der ländlichen Bevölkerung, was, wie Stadtrath Dr. Flesch mit Recht gezeigt hat, auch durchaus nothwendig ist, soll die Volkshochschulbewegung nicht die „Flucht vom Lande" in die Stadt noch steigern.

Dann aber, weil überhaupt Zeit und Arbeitskraft der Hochschullehrer dafür auf die Dauer nicht ausreichen würde, auch noch diese Arbeit zu thun, außer an den wenigen ganz großen Universitäten, wo ein großer Stab von weniger durch Lehrthätigkeit in Anspruch genommenen

Privatdozenten besteht. Bei den kleineren und mittleren ist das ganz anders.

Wenn daher eine bleibende umfassende Einrichtung einer derartigen Volksbildung geschaffen werden soll, wird man meines Erachtens wohl doch über kurz oder lang an eine ganz andere Organisation denken müssen, bei der die Universitäten, resp. Universitätslehrer nur mehr indirekt diese Aufgabe lösen, indem sie zunächst nur die Lehrer ausbilden, die solche Vorträge und Kurse in Städten und auf dem Lande abhalten.

Das können theils die Volks- und Mittelschullehrer sein — und für erstere ist ja schon ein Anfang in dieser Richtung in Jena und neuerdings in Breslau durch besondere Kurse für Volksschullehrer gemacht worden — theils besondere, nur dieser Aufgabe sich widmende Wanderlehrer, denen in irgend einer Weise ein späteres Einrücken etwa in die akademische Lehrthätigkeit zu ermöglichen wäre. Wir hätten damit eine vorzügliche Praktikantenzeit für die künftigen akademischen Lehrer.

Doch dies sind Zukunftspläne, von deren Verwirklichung wir wohl noch weit entfernt sind, vorläufig — für die erste Einbürgerung der ganzen Sache — haben zweifellos die Hochschulen und die Hochschullehrer die Hauptaufgabe zu lösen und die Entwicklung der jüngsten Zeit zeigt, daß sie in genügender Zahl auch dazu bereit sind.

Aber auf eines muß zum Schluß noch hingewiesen werden: der Hunger, der in weiten Kreisen des Volkes auch bei uns heute nach Erweiterung ihrer Bildung vorhanden ist, genügt nicht, und auch daß ihnen die wissenschaftliche Speise in richtiger Form, Menge und Güte dargeboten wird, thut's nicht — sie müssen auch die Fähigkeit haben, sie zu verdauen, mit anderen Worten ihre Existenzbedingungen, also bei der großen lohnarbeitenden Klasse, die Bedingungen ihres Arbeitsverhältnisses, müssen so gestaltet sein, daß sie zu solcher Erziehung auf dem Gebiete der Wissenschaft überhaupt körperlich und geistig fähig sind. Es darf also vor allem die Arbeitszeit nicht zu lang sein, und sie müssen in materieller Beziehung über die stete Sorge um die Existenz von Tag zu Tag hinaus sein. Wer also für die „Erziehung des Volkes auf dem Gebiete der Wissenschaft (und Kunst", wie ich wohl hinzusetzen darf) eintritt, muß vor allem auch dafür eintreten, daß die großen lohnarbeitenden Theile unsres Volkes die äußeren Lebensbedingungen erhalten, welche die nothwendige Voraussetzung dafür bilden.

Und so gehören auch Volkshochschulbewegung und soziale Reform aufs engste zusammen!

Heinrich Siegel.

Ein Bild seines Lebens und Wirkens (1830—1899).

Entworfen von Dr. Alfred v. Wretschko, Professor der Rechte an der Universität Innsbruck.

(Schluß.)

IV.

Liegt auch die echte Befriedigung für ein wahres Gelehrtenleben in dem Bewußtsein, mit ganzer Kraft der Wissenschaft gedient, mit Eifer und Hingebung an dem Fortschritte derselben gearbeitet zu haben, so fehlte es Siegels Wirken doch auch nicht an mannichfacher äußerer Ehrung und Anerkennung. Das Vertrauen seiner Kollegen erwählte ihn für die Studienjahre 1867/68 und 1873/74 zur Führung des juristischen Dekanats, seit 1873 fungirte er bis zu seiner Pensionirung als erster Vizepräses der rechtshistorischen Staatsprüfungskommission in Wien, der er schon seit seiner Berufung nach Wien als Mitglied angehört hatte, und im Studienjahre 1878/79 bekleidete er die höchste akademische Würde, das Amt des Rektors der Wiener Universität.

Zum erstenmale mit den Insignien dieses ehrenvollen Amtes geschmückt, sprach er in seiner Inaugurationsrede über die wissenschaftliche Pflege des deutschen Rechtes in Oesterreich, zumal an der Wiener Hochschule, pries dabei vor allem den großen Aufschwung, den das wissenschaftliche Leben überhaupt und insbesondere die Geschichte des deutschen Rechtes seit der Wiedergeburt der deutschen Nation dank der gewaltigen Kraft und bewunderungswürdigen Ausdauer K. Fr. Eichhorns und seiner Jünger genommen, zeigte uns, wie dieser Prozeß auf Oesterreich zurückgewirkt, wie auch hier unter dem Zusammenwirken von berufenen und selbständig gereiften einheimischen Gelehrten der germanistischen Rechtswissenschaft vielfältige und nachhaltige Förderung zutheil geworden ist, wie in kürzester Frist Söhne des Landes herangebildet wurden, die bereit waren, alsbald selbstthätig einzugreifen und an der Weiterführung erfolgreich mitzuarbeiten. Er wies darauf hin, wie gerade dadurch der Ausbildung für die praktische Berufsthätigkeit eine wesentliche Förderung zutheil geworden war, daß das Verständniß der österreichischen Gesetzgebung durch entsprechende historische Vorstudien wesentlich erhöht und erweitert wurde.

In dieser Rede äußerte sich Siegels wohlberechtigte Genugthuung über sein eigenes Wirken in Wien, über seinen Antheil an dem großartigen Aufschwung des Universitätslebens in Oesterreich, den mitzumachen er stets als ein besonderes Glück empfunden hatte. In ihr brachte er aber auch die tiefbegründete und durch seine und Anderer Arbeiten erprobte Anschauung zum Ausdrucke, worin die Aufgabe der germanistischen Rechtswissenschaft für das Recht der Gegenwart angesichts der Rezeption der fremden Rechte bestehe. „Noch fortwährend gilt es," sagte er da, „innerlich uns frei zu machen von den Gebilden römischer Vorstellung und römischen Lebens, und aus den zerstreuten und vereinzelten, oft scheinbar singulären Sätzen unsrer Rechtsquellen mit Hülfe des Ahnungsvermögens selbständige Grundsätze zu erkennen, in Verkehrsverhältnissen mit verschiedenen Zwecken die Verkörperung desselben allgemeinen Begriffes aufzuweisen und die in unsern Einrichtungen wirksamen einheimischen Grundgedanken von allen Seiten auszudenken, kurz für das Recht, der Eigenart unsres Denkens und unsrer Verhältnisse entsprechend, das zu leisten, was die Juristen des alten Rom in seinem Geiste und bei seinen Lebensgestaltungen mit so bewunderungswürdigem Geschicke vollführt haben." Seither ist dieser Prozeß wesentlich fortgeschritten. In einer Reihe von Materien hat sich das neue Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich die Ergebnisse der germanistischen Rechtswissenschaft zu eigen gemacht, aber noch immer ist viel vom fremden Rechte geblieben, was dem deutschen Gefühl und Bedürfniß nicht entspricht, und sobald die Interpretation des neuen Gesetzwerkes einigermaßen Zeit zu neuen Forschungen läßt, wird die deutsche Rechtswissenschaft unablässig fortfahren müssen, die fremden Sätze, wenn sie dem Volk nicht zu eigen geworden sind, als solche zu bezeichnen, die deutschen Rechtsgedanken weiter auszugestalten und einer künftigen Gesetzgebung vorzuarbeiten, vermöge der die Rezeption der fremden Rechte zwar als ein groß-

artiger historischer Prozeß, aber dereinst als ein überwundenes Stadium in der Entwicklung des deutschen Privatrechtes dastehen sollte.

In die Zeit seines Rektorates fielen für Oesterreich denkwürdige Tage. Zunächst die Besitznahme von Bosnien und der Herzegowina. Zum erstenmale rückte da ein Theil des Heeres in seiner neuen Verfassung ins Feld, und auch Angehörige der Hochschule waren unter die Fahnen gerufen worden. Unter den Zurückgebliebenen bildete sich mit Beginn des Wintersemesters 1878/79 ein Komitee, das sich die edle Aufgabe setzte, die im Felde stehenden Kommilitonen mit Liebesgaben zu versehen, für die Verwundeten zu sorgen und den zurückkehrenden mittellosen Kollegen durch Verschaffung von Beschäftigung eine Unterstützung zu gewähren. Alle Gegensätze wurden vergessen und einig trat die Studentenschaft der drei Wiener Hochschulen mit ihrem Unternehmen vor die Oeffentlichkeit. Das Protektorat über diese patriotische Veranstaltung wurde Heinrich Siegel als Rektor der Universität übertragen. Ein zweiter Anlaß zur Kundgebung ihres patriotischen Sinnes bot sich der Universität in dem erfreulichen Ereignisse der silbernen Hochzeit Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich. Der akademische Senat brachte die ehrfurchtsvollsten Glückwünsche, die treue Ergebenheit und Huldigung der Universität in einer Adresse zum Ausdruck; die Studentenschaft aber betheiligte sich an dem denkwürdigen Festzuge der Stadt Wien. Sie hatte die ehrenvolle Aufgabe, den Zug zu eröffnen, und mit begeistertem Jubel brachte da die akademische Jugend Oesterreichs Herrscherpaare ihre Huldigung dar, während die spezifisch studentische Feier in einem vom Korps Saxonia veranstalteten solennen Kommerse ihren schönen Ausdruck fand.

Auch zwei Gedenkfeste beging die Universität unter Siegels Rektorat. Am 9. Dezember 1878 wurde für den deutschen Sprachforscher Karl Tomaschek, der in den Ferien verstorben war, im Senatssaale der Universität eine würdige Trauerfeier gehalten, bei der Prof. Schenkl das getreue Lebensbild des Verstorbenen der Versammlung vor Augen führte. Das zweite galt der Erinnerung an den großen Meister der Rechtswissenschaft Karl Friedrich v. Savigny, dessen 100. Geburtstag am 21. Februar 1879 auch von der Wiener Universität festlich begangen wurde, wobei Professor Fr. Maaßen die bahnbrechende und fortwirkende Bedeutung dieses Mannes, insbesondere auch für Oesterreich, schilderte.

Kurze Zeit nachdem Siegel vom Rektorate zurückgetreten war, verlieh ihm Seine Majestät mit Allerh. Entschließung vom 11. November 1879 „in Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen in der Wissenschaft und im Lehramte“ den Titel und Charakter eines Hofrathes. Nachdem er das 60. Lebensjahr überschritten hatte, wurden seine Verdienste neuerlich durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Leopoldordens ausgezeichnet. Wissenschaftliche Vereine und Anstalten wetteiferten, Siegel in ihren Kreis aufzunehmen. Schon 1860 wurde er zum ordentlichen Mitglied des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums in Nürnberg, 1873 zum korrespondirenden, 1886 zum auswärtigen Mitglied der historischen Klasse der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften erwählt, im April 1877 wurde er Ehrenmitglied der Royal Historical Society in London, im Mai 1879 erkor ihn die kgl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften in Prag zu ihrem auswärtigen Mitglied, und 1890 ernannte ihn die hist.-stat. Sektion der k. k. mähr.-schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde zu ihrem Ehrenmitglied.

Mit Allerhöchster Entschließung vom 2. April 1891 wurde Heinrich Siegel neben einer Reihe anderer hervorragender Persönlichkeiten auf Lebensdauer in das Herrenhaus des österreichischen Reichsrathes berufen. Aber einen aktiven Antheil an der Politik nahm er hier ebensowenig, als im niederösterreichischem Landtage, wo er die mit dem Rektorate verbundene Virilstimme ausübte. Nie trat er aus der wissenschaftlichen Sphäre heraus, in der, wie er selbst es fühlte, seine Charaktereigenschaften am reinsten und vollsten zum Ausdrucke kamen. Im Landtage hatte er nie, im Herrenhause nur einmal am 16. Januar 1897 als Redner das Wort ergriffen, und auch da nur im Dienste der Wissenschaft anläßlich der Generaldebatte über die Regierungsvorlage zum Gesetze, das die Bezüge der Hochschulprofessoren regeln, gleichzeitig aber die Kollegiengelder verstaatlichen sollte. Da war es Siegel, der als erster Redner gegen die Vorlage sprach, die sachliche Bedeutung des Kollegiengeldes, sein Verhältniß zum ganzen Universitätswesen hervorhob, das Kollegiengeld als einen untrennbaren Bestandtheil der Unversitäten bezeichnete, wie sie bei uns nach dem Jahre 1848 ins Leben gerufen worden waren, an denen Lehre und Forschung in inniger Wechselbeziehung zu einander stehen und miteinander betrieben werden sollen. Er erhob seine Stimme dagegen, daß dieser Stein, der, wie er es auffaßte, ein Grundstein sei, aus dem mächtigen Bau unsrer Universitäten herausgenommen werde. Denn das Kollegiengeld erschien Siegel als der Urheberlohn, der dem Lehrer von seinen Schülern entrichtet werde, weil er in seinen Vorträgen nicht einfach einen nach Inhalt und Form allgemein bekannten Stoff wiedergebe, sondern weil er darin das Beste, was er zu leisten vermöge, die Ergebnisse eigener Forschung und selbständiger Kritik bringe, also eine individuelle geistige Thätigkeit leiste, wie der Schriftsteller, der sein Geistesprodukt der Oeffentlichkeit im Wege des Buchhandels übergebe. Und so hegte er die Befürchtung, daß nach der Beseitigung dieser Einrichtung leicht eine Zeit kommen könne, wo das fruchtbare mit den Universitäten verbundene und denselben eigenthümliche, auf der Wechselwirkung von Forschung und Lehre beruhende wissenschaftliche Leben von jener Höhe langsam herabgleiten würde, zu der es sich in einem wunderbaren Aufluge der Geister in so kurzer Zeit emporgehoben habe. — Diese Rede war um so bedeutsamer, als ja Siegel bereits damals entschlossen war, von der Lehrkanzel zu scheiden.

Nicht nur seine ganze lehramtliche und literarische Thätigkeit fesselte Siegel seit 1857 an Oesterreich, mit ihm verband ihn auch seit 1864 ein inniges Band persönlicher Natur, seine überaus glückliche Ehe mit der Tochter Rosa des vaterländischen Dichters und Politikers Dr. Ludwig Edlen v. Loehner, einer geistig hochstehenden Frau, die ihn voll verstand, ihm in allen Lebenslagen eine treue, aufopfernde Gefährtin und Stütze war, und ihm ein so liebes Heim schuf. In dieses glückliche Familienleben geschah der erste Riß, als der Tod im Jahre 1887 Siegel im fernen Süden seinen hoffnungsvollen Sohn Edgar raubte, wo er von schwerer Krankheit Heilung erhofft hatte. Diesen Verlust konnte Siegel nicht mehr verwinden, mochten auch die Gattin und die ihm gebliebenen drei Kinder wetteifern, ihm durch ihre Liebe das Verlorene zu ersetzen. Dazu gesellte sich bald nach der Ueberschreitung des 60. Jahres eine leider zunehmende Kränklichkeit. Das oft rauhe Wiener Klima erschwerte ihm immer häufiger die Ausübung seines Lehrberufes. Freilich fand er alljährlich in seiner Hei-

math, wo er die Osterferien bei seinen Geschwistern zu verbringen pflegte, Stärkung und Kräftigung, aber dem aufmerksamen Beobachter konnte es doch nicht entgehen, daß Siegel ein tieferes Leiden habe. Dieses steigerte sich, als noch der Seelenschmerz um den Verlust seines Bruders, des badischen Geh. Oberregierungsraths Karl Siegel hinzutrat, der als Landeskommissär bei der Ueberschwemmung in Freiburg im März 1896 mit der Brücke von den reißenden Fluthen davongerissen, und so ein Opfer seines Berufes wurde.

Dies alles brachte in Siegel den Entschluß zur Reife, sich von seinem Lehramte zurückzuziehen. Hoffte er doch bei nöthiger Schonung Linderung seines Leidens und die nöthige Muße zur Vollendung lang gehegter Arbeiten zu gewinnen. Für das Wintersemester 1897/98 bat er zunächst um Enthebung von der Abhaltung der Vorlesungen und schritt dann im Januar 1898 um seine Versetzung in den Ruhestand ein, die ihm von Seiner Majestät mit Allerhöchster Entschließung vom 20. Juli 1898 unter gleichzeitiger Verleihung des Komthurkreuzes des Franz-Josephs-Ordens mit dem Sterne gewährt wurde. Die Mitglieder der Fakultät, an der er durch mehr als 40 Jahre in ausgezeichneter Weise gewirkt hatte, gaben ihrem aufrichtigen Bedauern um den Verlust ihres schätzenswerthen Seniors und Kollegen durch Ueberreichung einer Adresse Ausdruck. An demselben Tage, an dem Siegel pensionirt wurde, genehmigte Seine Majestät die Wahl Siegels zum Vizepräsidenten der Wiener kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Während des Winters 1898/99 führte Siegel den Vorsitz in den Sitzungen der philosophisch-historischen Klasse der Akademie, im Frühjahr 1899 ging er wieder wie alljährlich nach dem Schwarzwalde, kam anscheinend recht erholt zurück und vollendete noch seine Studie: die deutschen Rechtsbücher und die Kaiser Karls-Sage, die er als Ausschnitt aus einem geplanten größeren Werke über die Sage von Kaiser Karls Recht und Gericht gedacht hatte. Diese Arbeit war eben im Drucke erschienen und sollte den Fachgenossen zugesendet werden, als ganz unerwartet nach kurzem Krankenlager am 4. Juni 1899 nachmittags der Tod ihn uns für immer entriß. Am 6. Juni, einem herrlichen Vorsommertage, wurde seine irdische Hülle in der Schottenkirche eingesegnet, und sodann in der großen Wiener Todtenstadt für immer gebettet. Freunde und Verehrer gaben ihm in großer Zahl das letzte Geleite, und am Grabe wurde in ergreifenden Reden sein Charakter, sein Wirken und sein Antheil am Geistesleben Oesterreichs von berufener Seite gewürdigt. Seine reiche Büchersammlung widmete die Wittwe, im Sinne des Verewigten handelnd, der Wiener Universitätsbibliothek.

Schon grüßt uns sein Bild im Empfangszimmer des Rektors, bald wird auch seine Büste in den Arkaden zur Aufstellung gelangen. So ehrt die Universität das Andenken an eine ihrer hervorragendsten Zierden, an einen treuen Mitarbeiter für ihr Emporblühen und ihren mächtigen Aufschwung. Ein herrliches Denkmal hat sich Siegel auch in den Herzen seiner Freunde und Schüler gesetzt; aber dauernder als diese pietätvolle Erinnerung sind die Lettern, mit denen der Verstorbene selbst seinen Namen eingegraben hat in die Ehrentafeln der Wissenschaft. Sein Geist und sein Name wird fortleben in seinen Werken, und so lange deutsches Recht in Oesterreich gepflegt wird, wird Heinrich Siegel mit Stolz unter die Ersten gereiht werden, welche die wissenschaftliche Pflege des deutschen Rechtes und seiner Geschichte in Oesterreich begründet und so mächtig gefördert haben.

Zur archaischen Forumsinschrift.

Daß die im Mai des vorigen Jahres auf dem Forum Romanum gefundene Inschrift [1]) von sakralen Dingen handelt, wird kaum von Jemand bezweifelt. Im einzelnen gehen aber die Vermuthungen über den Inhalt der ehrwürdigen Urkunde weit auseinander und entbehren der festen Grundlage. Eine solche verschafft uns vielleicht das Wort *KAPIA*. Man hat darin eine Form des Verbums capere sehen wollen und eine solche, etwa mit Hinzuziehung des folgenden DO, rekonstruirt. Ich denke, bevor wir zu einem solchen Auskunftsmittel greifen, müssen wir untersuchen, ob der durch Trennungspunkte als vollständiges Wort charakterisirte Buchstabenkomplex nicht an sich eine Deutung zuläßt. Aus dem Lateinischen ist uns das Wort kapia allerdings nicht bekannt, wohl aber hat Hesychios uns die Glosse *κάπια · τὰ σκόροδα . Κερυνῆται* erhalten. Im Arkadischen gab es also ein Wort *κάπια* = Knoblauch. Wenn uns nun dieses Wort in einer lateinischen Inschrift begegnet, so brauchen wir es kaum als Fremdwort anzusehen, sondern können es mit dem fast gleich lautenden Plural von caepe — caepia (Zwiebeln) identifiziren: der Knoblauch ist ja auch ein Zwiebelgewächs. Es erhebt sich die weitere Frage, welche Bedeutung Knoblauch und Zwiebeln im römischen Kultus hatten. Die Schriftquellen lassen uns hier nicht im Stich: vgl. Ovid. fast. III 287 ff., bes. 333 bis 344, Plut. Numa 15, Arnob. adv. nat. V 1. Ein recht albernes Märchen von einem Gespräch Numa's mit Jupiter berichten uns die drei Schriftsteller. Arnobius citirt den Annalisten Valerius Antias als Quelle, und auf diesen scheint auch Ovid zurückzugehen; Plutarch ist am ausführlichsten und weicht in Einzelheiten von den beiden Anderen ab; er hat wohl mehrere Quellen benutzt. (Vgl. .... *ἔνιοι δὲ* ... *φασίν.*) Numa soll auf Jupiters Rath durch Opferung von Zwiebelköpfen, menschlichen Haaren und kleinen Fischen Blitze sühnen. Aus der Art, wie dieses erzählt wird, geht deutlich hervor, daß hier an einen symbolischen Ersatz für ursprüngliche Menschenopfer gedacht ist: die Zwiebelköpfe sollen Menschenköpfe, die Haare den ganzen Menschen, das Leben eines Fisches das rein physische Leben des Menschen vertreten. Die Umdeutung der *κεφαλαὶ ἀνθρώπων* in *κεφαλαὶ κρομύων* (Plut.), des caput humanum in caput caepicium (Arnob.) und die Gleichsetzung von caput und caepe bei Ovid (vgl. V. Hehn, Kulturpflanzen u. s. w.[6] S. 193 f.) verräth uns vielleicht das Bestreben der alten Priester, durch Zweideutigkeit des Ausdrucks die Ersetzung roher Religionsbräuche durch stellvertretende Opferspenden den primitiven Menschen plausibel zu machen. Nach einer anderen Auffassung verdanken wir die Beziehung auf frühere Menschenopfer der grübelnden Tüftelei römischer Antiquare, während in Wirklichkeit Menschenopfer dem römischen Kultus fremd gewesen seien. Weßhalb sollten aber gerade bei den Römern auf einer primitiven Kulturstufe diese grausamen Opfer, von denen sich bei verwandten Völkern zahlreiche Spuren finden, nicht vorgekommen sein? Die Blitzsühnung durch Zwiebel 2c. scheint noch in der Kaiserzeit üblich gewesen zu sein (Plut. l. l. *τὸν ἐπὶ τοῖς κεραυνοῖς .... καθαρμόν, ὅς ποιεῖται μέχρι νῦν διὰ κρομύων καὶ τριχῶν καὶ μαινίδων*). Die Einführung dieses Opfers wurde natürlich auf den mythischen Begründer des römischen Religionswesens zurückgeführt. Wenn auf unsrer Inschrift ein solches blitzsühnendes Zwiebel- oder Knoblauchopfer gemeint ist, so würde das zu der Annahme stimmen, daß das in der Nähe gefundene sacellum ein Bidental war. Eine in Stein gegrabene Vorschrift über Blitzsühnung wäre in der unmittelbaren Nachbarschaft eines alten Blitzmales ganz am Platze. Nach der Verschüttung der ganzen Anlage hat das Volk vielleicht an den geheimnißvollen Ort das Grab des sagenhaften Gründers der Stadt verlegt,

---

[1]) Die Inschrift lautet nach der Lesung der italienischen Gelehrten (vgl. Berliner philologische Wochenschrift 1899, Sp. 1003 und die Bemerkungen von Hülsen dazu) folgendermaßen:

Quoi hoi ..... | ..... sakros es | edsor .....
.... iasias | recei lo ..... | .... evam | quos ri ....
.... m kalato | rem hap ..... | ..... ciod iouxmen | ta kapia dotav...
m ite ri .... | .... m quoi ha | velod nequ .... | ... od iovestod
.. oivoviod.

worauf man gewisse Nachrichten beziehen könnte (vgl. O. E. Schmidt, Neue Jahrb. 1900, S. 50 f.). Hatte sich zugleich eine Erinnerung an das alte Bidental erhalten, so konnte durch Vermischung von Wahrheit und Dichtung die Sage entstehen, Romulus sei vom Blitz erschlagen worden.

Ich bin von der Voraussetzung ausgegangen, daß unsre Inschrift wirklich das Wort kapia enthält. Nun haben allerdings deutsche Gelehrte, z. B. Hülsen, die Richtigkeit dieser Lesung der Italiener angezweifelt. Mir scheint, schon die sakrale Bedeutung der Zwiebelköpfe spricht für die Richtigkeit der Lesung. Alle Zweifel müssen aber schwinden, wenn sich der zu den Zwiebelgewächsen gehörende Knoblauch in unsrer Inschrift noch einmal findet; und das ist der Fall. Das Wort HAVELOD ist offenbar der alte Ablativ von alum, einer Nebenform von allium, die bei Plin. XIX, 116 in der Bedeutung „wilder Knoblauch" vorkommt. Spuren vom h des Wortes alum scheinen sich handschriftlich erhalten zu haben, vgl. Georges halus, und der Zusammenhang mit hālare, stinken, ist schon längst vermuthet worden. Im übrigen verhält sich havelod zu alod genau wie mavelo zu malo. So stützen sich denn kapia und havelod gegenseitig, und daß es sich um ein Knoblauchopfer handelt, ist mehr als wahrscheinlich.

Nicht so sicher ist die Beziehung auf die Blitzsühnung; denn ein Zwiebelgewächs, und gerade der Knoblauch, wurde auch den Lares Compitales und ihrer „Mutter" Mania geopfert. Vgl. Macrob. Sat. I, 7, 34 f.: „qualem nunc permutationem sacrificii, Praetextate, memorasti, invenio postea *Compitalibus* celebratam, cum ludi per urbem in compitis agitabantur, restituti scilicet a Tarquinio Superbo *Laribus ac Maniae* ex responso Apollinis, quo praeceptum est, ut *pro capitibus capitibus supplicaretur.* Idque aliquamdiu observatum, ut pro familiarium sospitate pueri mactarentur Maniae deae, matri Larum, quod sacrificii genus Junius Brutus consul pulso Tarquinio aliter constituit celebrandum. nam *capitibus alii* et papaveris *supplicari* iussit ut responso Apollinis satis fieret de nomine capitum, remoto scilicet scelere infaustae sacrificationis: factumque est ut effigies Maniae suspensae singulorum foribus periculum, si quod immineret familiis, expiarent. Die Bedeutung der Laren ist noch nicht ganz aufgeklärt, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie ursprünglich als heroisirte Geister der Verstorbenen gedacht und verehrt wurden. Vgl. Arnob. adv. nat. III, 41, Fest. p. 121 und 237 M. Dafür spricht auch ihre Zusammenstellung mit der Mania, die doch von den manes nicht getrennt werden kann. Die Beziehung zum Todtenkult leugnet, wie mir scheint, mit Unrecht, Wissowa, Roschers Lex. Sp. 1874 und 1889. In ältester Zeit mag man den Laren wirklich Menschen geopfert haben (pueri Sklaven?), wie der Seele des Patroklos bei Homer zwölf junge Troer geschlachtet werden. Rohde, Psyche S. 14 ff. (Vgl. die merkwürdige Notiz bei Serv. zu Verg. Aen. III, 67). Später wären dann symbolische Spenden dafür eingetreten. Bezieht sich das Knoblauchopfer unsrer Inschrift auf die Feier der Kompitalien, so ist die Möglichkeit zuzugeben, daß sich bei Macrobius eine Erinnerung an die alte Urkunde erhalten hat. Die Namen Tarquinius und Brutus werden freilich Zuthaten einer späteren Zeit sein, die sich darin gefiel, die Einführung der schrecklichen Opfer dem blutdürstigen Tyrannen und ihre Abschaffung dem hehren Gründer der Republik zuzuschreiben. In Wirklichkeit gehören regelmäßige Menschenopfer wohl einer grauen Vorzeit an, die weit hinter den Tarquiniern zurückliegt. Es ist daher auch gar nicht nöthig, daß ihre Ablösung durch symbolische Spenden auf unsrer Inschrift ausdrücklich erwähnt war.

Aber was sollen die vor den kapia auf der Inschrift genannten iouxmenta bedeuten? Gewiß ist iouxmenta = iumenta; aber daß darunter Thiere zu verstehen sind, ist mir zweifelhaft geworden. Opferthiere pflegen doch in sakralen Vorschriften genauer bestimmt zu werden, während iumenta Pferde, Esel, Maulthiere und Stiere sein könnten. So würden denn die iumenta nur in ihrer Eigenschaft als Zugthiere erwähnt sein; in diesem Fall müßten wir zwischen iouxmenta und kapia einen größeren Satzeinschnitt annehmen. Doch sollte das Wort hier nicht eine andere, später verschollene Bedeutung haben? Iouxmentum konnte ursprünglich heißen: „das Verbindungsmittel, d. h. das Band" oder „das Verbundene". Die zweite Bedeutung liegt dem „klassischen" iumentum zugrunde, die erste ist vielleicht an unsrer Stelle anzunehmen. Vgl. Nonius Marcellus s. v. strofium: Strofium est fascea brevis, quae virginalem horrorem cohibet papillarum ..... Varro Sesqulixe Suspendit Laribus manias, mollis pilas, reticula ac strofia. Den Laren wurden also auch Busenbänder dargebracht: es scheint mir nicht unmöglich, daß unter den iouxmenta strofia gemeint sind.

Zu den Opferspenden vermissen wir jetzt ein Verbum: der Anfang eines solchen ist wohl in DOTAV erhalten, das ich zu dotavise ergänze. Es wird also geboten „[Binden und?] Zwiebelköpfe zu spenden." Vgl. sacerdos, sacer*dot*-is „Opferspender". Wegen des aoristischen Infinitivs genügt es, auf Schmalz, Synt.[1] S. 489 zu verweisen.

Von den übrigen Worten der Inschrift, soweit sie verständlich sind, widerspricht wohl keines meinen Vermuthungen. In LO steckt vielleicht der Anfang einer Form von loidos (vgl. Macrob. l. l. ludi ... agitabantur), worauf sich quos beziehen könnte; [D?]EVAM könnte Mania sein. NEQV gegen Ende der Inschrift dürfte vollständig NEQVOLET gewesen sein, mit nachfolgendem oder zu ergänzendem facere, so daß der Sinn des Relativsatzes quoi havelod neqvolet (facere) wäre: „Wer Knoblauch nicht opfern will". In den letzten Worten muß dann ein vollgültiger Ersatz (iovestod) für das Knoblauchopfer angegeben gewesen sein. Ein solcher Zusatz war vielleicht für ängstliche Gemüther nothwendig, denen die verlangten Opfergaben zu gering erschienen. In oivoviod mag etwas von einem Schafopfer stecken.

Die Beziehung unsrer Inschrift auf ein Todtenfest findet eine Stütze durch die Resultate, zu denen v. Duhn bei seiner archäologischen Prüfung der Fundumstände und der mit der Inschrift zusammen aufgedeckten Funde gelangt ist. Aus der Beschaffenheit der Aschenschicht („Opferschicht") und der Gegenstände, die man in der Nähe der Denkmälergruppe gefunden hat, schließt er, daß an dieser Stelle lange Zeit Todtenopfer dargebracht worden sind. In der ganzen „Opferstelle" vermuthet er den ältesten, außerhalb der palatinischen Stadt gelegenen Verbrennungsplatz der Römer, „in dessen Nähe auch die ältesten Begräbnißstellen des römischen Volkes anzusetzen sein." (Vgl. den Bericht in der Wochenschrift für klassische Philologie 1900, Nr. 11 Sp. 309 [nach dem Aufsatz in der N. Preuß. Kr.-Z. Nr. 94]). An einem solchen Platz trafen gewiß mehrere Straßen zusammen, so daß wir dort schon aus diesem Grunde ein sacellum der Lares Compitales voraussetzen dürfen (ein „compitum"). Waren die Kompitalien aber ursprünglich ein Todtenfest, so gab es für eine auf dieses Fest bezügliche Inschrift und für ein sacellum der Lares Compitales gewiß keinen besseren Platz als eben diesen.

München. Dr. R. Frese.

Mittheilungen und Nachrichten.

Nochmals „Eine neue Dramenliste Schillers". In dem genannten Aufsatz in Nr. 106 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung bespricht Ernst Müller die in der neuaufgefundenen Dramenliste Schillers angeführten Dramen hinsichtlich ihrer Verfasser und ihrer Aufführung in Weimar. Nur zwei davon, die den Titel „Der offene Briefwechsel" und „Die väterliche Rache" tragenden Dramen, vermag er nicht festzustellen, doch fügt er die Vermuthung bei, daß auch dies Titel bereits vorhandener Dramen seien. Und diese Vermuthung bestätigt sich in der That. Wie nämlich aus den Inhaltsangaben des im vorigen Jahr erschienenen trefflichen Werkes „Archiv und Bibliothek des großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim", Band 2 („Die Theaterbibliothek"), herausgegeben von Dr. Friedrich Walter, zu ersehen ist, hat das erstgenannte Stück, „Der offene Briefwechsel", ein Lustspiel in fünf Akten, den Schriftsteller Johann Friedrich Jünger (geboren in Leipzig am 15. Februar 1759, gestorben am 25. Februar 1797) zum Verfasser, der nach Goedeke's Angabe seinerzeit mit Schiller in Gohlis zusammenlebte. Es ist im 2. Band von Jüngers „Lustspielen", die 1785—1789 in fünf Bänden herauskamen, mit anderen Dramen zusammen gedruckt worden, aber wie aus oben genanntem Regestenwerk über das Mannheimer Theater hervorgeht, schon 1784 in Wien als

Einzeldruck erschienen, den Goedeke nicht anführt, und wie es scheint, auch als solcher schon einmal 1785 in Leipzig bei dem Verleger (Dyk) der „Lustspiele". In Mannheim gehörte das Buch zum Bestand der Theaterbibliothek, ist aber dort, wenigstens in der Zeit von 1779—1803, nicht aufgeführt worden. Das zweite Stück dagegen, „Die väterliche Rache", ein Lustspiel in vier Akten, ist in der genannten Zeit, und zwar zuerst am 16. Oktober 1783, zuletzt am 19. November 1793, 14mal gespielt worden. Es ist eine deutsche Bearbeitung von William Congreve's (geboren ums Jahr 1670, gestorben am 29. Januar 1729 in London) Meisterstück „Love for love", das 1694 geschrieben und am 30. April 1695 zum erstenmal zur Eröffnung des neuen Theaters zu Lincoln's Inn Fields aufgeführt wurde. Die hier in Frage kommende deutsche Bearbeitung ist 1784 in Wien erschienen und rührt von Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (geboren am 26. Januar 1758, gestorben am 1. September 1840), dem bekannten Mitarbeiter des Göttinger und Hamburger (Vossischen) Musenalmanachs, und dem Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder (geboren 3. November 1744, gestorben am 3. September 1816) her, den Meyer nach Goedeke's Angabe (die nicht richtig sein kann, da Schröder zu dieser Zeit längst wieder in Hamburg war), um 1790 in Wien kennen lernte, aber hienach wohl schon früher gekannt haben muß, wenn die kurze Angabe des Repertoireverzeichnisses der Mannheimer Bühne richtig ist und diese jene Ausgabe von 1784 besaß. Goedeke führt das Werk übrigens weder bei Schröder noch bei Meyer an.

Leipzig. Dr. Max Mendheim.

R. D. „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins", herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission. Neue Folge. Band XIV (der ganzen Reihe 53. Band). Karlsruhe, Bielefelds Verlag 1900. — Der Bericht über die „Oberrheinische Zeitschrift" ist auch in diesem Jahre eine recht erfreuliche Aufgabe. Der gesammte Apparat wird von den beiden Redakteuren (Archivdirektor Prof. Dr. Wiegand in Straßburg für den elsässischen Theil und Archivrath Dr. Obser in Karlsruhe für den badischen Theil) in der besten Weise gehandhabt. Die „Literaturnotizen" in Verbindung mit der Zeitschriftenschau sind erschöpfend, so daß die Berichte über die Geschichtsliteratur gleichsam als Index dazu gelten können. Uebrigens ist die Uebersicht über die badische Literatur für 1898 von Alfred Winkelmann vortrefflich. Die Aufsätze sind von großer Mannichfaltigkeit und theilweise von entschiedenem Werthe. Schlumberger versucht, anknüpfend an sein Werk über „Cäsar und Ariovist", das Schlachtfeld, auf dem Cäsar den Germanen so vernichtend getroffen, in der Nähe des heutigen Lachapelle-sous-Rougemont zu verlegen, freilich im Gegensatz zu der gesammten modernen Forschung und unabhängig von deren Resultaten. Dergleichen Aufgaben sind immer undankbar, und Wiegands Ansicht wird die Richtschnur bieten, daß Sicheres darüber nicht zu ermitteln ist. — J. Becker gibt in dem Aufsatz über die „Reichsdörfer der Landvogtei und Pflege Hagenau" eine Fortsetzung seiner Arbeiten auf diesem Gebiete. — Der Streit über die Fälschungen Grandidiers ist noch immer nicht zu Ende. In dieser Sache ergreift Breßlau das Wort, während Bloch, der die Frage einst in Fluß gebracht, einen Bericht über die „Ueberlieferung des ersten Straßburger Stadtrechts" bringt. Hier sei auch gleich die Arbeit von Cahn über den „Straßburger Stadtwechsel" erwähnt, die sich auf die im Baseler Staatsarchiv befindliche Kopie einer „Straßburger städtischen Wechselordnung" aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stützt. — Mit dem Elsaß, mit Straßburg und Straßburger Persönlichkeiten beschäftigen sich ferner die Aufsätze von Kaiser, Knod, Krieger, Pfannenschmied, Holländer und Otto Winckelmann. Die beiden Letzteren bringen über Sleidans Leben und Kommentare viele werthvolle Nachrichten. — Für die Konstanzer Geschichte sind von Wichtigkeit die Aufsätze von Cartellieri, Schneider und Beyerle: Letzterer stellt die Persönlichkeit des Konstanzer Konzilschronisten Ulrich von Richenthal auf Grund von Karlsruher Archivalien fest. — F. L. Baumann veröffentlicht nach einem Funde im Kloster Stams die Eintragungen in das Todtenbuch des Klosters Salem, die ein werthvoller, wenn auch nicht vollgültiger Ersatz für das verbrannte Nekrologium sind. — Eine fleißige und warmherzige Studie über „die Kaisergräber in Speyer" bringt S. Praun, der den Wunsch ausspricht, durch „Augenschein und Befund zur endlichen Sühne der Frevel von 1689 und zur Ehrung der gewaltigen Herrscher der deutschen Vorzeit beizutragen". — Wille liefert in dem Briefwechsel Balthasar Neumanns mit Kardinal Schönborn eine interessante Ergänzung zu seiner reizvollen Studie „Bruchsal", die eben in zweiter Auflage erschienen ist. — Wild schließt seine Ausführungen über den Sturz Boyneburgs ab, von dem er zugleich eine Denkschrift aus dem Jahre 1669 über die Errichtung eines polytechnischen Instituts in Mainz veröffentlicht. — Nach Mainz führt uns ferner eine Publikation Obsers über die „Zusammenkunft des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden mit Napoleon". Das Tagebuch bleibt freilich an Aeußerlichkeiten haften, während Obser in seinen Ausführungen in die Tiefe geht und nachweist, daß hier bereits vorbereitende Besprechungen über den Rheinbund stattgehabt, die freilich unter den damals obwaltenden Umständen ein Resultat noch nicht haben konnten. Gleich dankenswerth ist Obsers Betrachtung über „die badische Presse in der Rheinbundzeit". Nirgends tritt uns Napoleons Argwohn, das Unsichere seiner Gründung klarer entgegen als in seinem Verhältniß zum Preßwesen. Ein Pendant zu der ersteren Arbeit Obsers bilden die von B. v. Simson gegebenen interessanten Mittheilungen über den „Aufenthalt der verbündeten Monarchen in Freiburg i. B. im Winter 1813/14". — Ich kann nicht schließen ohne Hinweis auf den von Weech erstatteten Bericht der Badischen Historischen Kommission, der zeigt, wie eifrig und planvoll dieselbe an der Arbeit ist.

Dr. Achilles Rose: Die Griechen und ihre Sprache seit der Zeit Konstantins des Großen. X und 332 S. Leipzig, W. Friedrich 1898. — Das Buch kündigt sich schon äußerlich durch den das griechische Wappen tragenden Umschlag als eine Nachgeburt des Philhellenismus an. Wer die „Aussprache des Griechischen" von Ed. Engel, „Hellenisch als allgemeine Gelehrtensprache der Zukunft" von Aug. Boltz, sowie die inzwischen sanft entschlafene Zeitschrift „Hellas" in Amsterdam kennt, der weiß auch, was der Verfasser dieses Buches will: nämlich für den in Europa abgewirthschafteten Philhellenismus in Amerika auf Stimmenfang ausgehen. Warum aber das ursprünglich englisch verfaßte Buch wieder den Deutschen aufgetischt wird, dazu noch in so ungenießbarer Uebersetzung, ist nicht recht einzusehen. Man kann ja für die heutigen Griechen auch nach dem „débâcle" von 1897 noch Sympathie haben, diese aber in die verschossenen Kleider einer längst in ihrem historischen Irrthum enthüllten Generation zu stecken, damit ist den Griechen selbst am wenigsten gedient, die vor allem von dem Banne ihres verhängnißvollen unhistorischen Historismus befreit werden müssen. — Was in dem Buche noch am erträglichsten ist, sind die historischen Kapitel (3—7). Besonders dankenswerth wäre das Kapitel über die Byzantiner, die von den Philhellenen bisher mit gänzlicher Verachtung gestraft waren, wenn nur das über sie Vorgetragene etwas gehaltvoller und überzeugender wäre und wenn der Verfasser, auch darin Dilettant, sich nicht statt auf die Forschungen Krumbachers auf eine kleine, veraltete Schrift des Griechen Vikelas stützen würde. Und gerade eine geschickte Popularisirung von Krumbachers Forschungsergebnissen wäre höchst wünschenswerth. So aber kommt Rose über ein allgemeines, widerspruchsvolles und unklares Raisonnement nicht hinaus, weil er selbst über die Dinge nicht im klaren ist. Am lesbarsten, weil positivsten, ist immer noch der geschichtliche Ueberblick von der Türkenzeit bis heute, wenn auch hier das Apologetische sich stark bemerkbar macht. In einem besonderen Kapitel wird schließlich noch die Leidensgeschichte Kreta's dargestellt. K. D.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen am 3. Mai. I. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. Hr. Brunner las über die erbrechtliche Stellung der Weiber bei Langobarden, Westgothen und Salfranken. Im Gegensatz zu neuerdings ausgesprochenen Ansichten wird auszuführen versucht, daß im langobardischen Volksrecht die ursprüngliche Zurücksetzung der Weiber nur abgeschwächt worden sei, daß bei den Westgothen unter Eurich die Töchter

hinsichtlich des Grundbesitzes zurückgesetzt waren und daß Lex Salica 59 nur die Erbfolge der Muttermagen, und zwar nach Analogie der Erbfolge der Vatermagen, geregelt habe. — II. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Klein spricht über: Die neueste Vermehrung der Mineraliensammlung der kgl. Friedrich Wilhelms-Universität. Durch den auch von der kgl. Akademie befürworteten Ankauf der v. Janson-schen Mineraliensammlung hat die hiesige Sammlung eine Bereicherung von über 10,000 Stück Mineralstufen ersten Ranges erfahren und ist damit in die Reihe der großen europäischen Sammlungen eingetreten. Eine Aufstellung der besonders hervorragenden Stücke hat in der Schausammlung stattgefunden. 2. Derselbe legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. Rinne an der kgl. Technischen Hochschule in Hannover vor: Beitrag zur Petrographie der Minahassa in Nord-Celebes. In der Arbeit werden die in jenem Gebiet vorkommenden alten und jungen Eruptivgesteine geschildert, von denen besonders die letzteren außerordentlich verbreitet sind.

* Der soeben erschienene Jahresbericht der Deutschen Orient-Gesellschaft theilt, wie wir einem in der „Deutsch. Litt.-Ztg." gegebenen Auszug entnehmen, von den Grabungen auf dem Ruinenhügel Kasr bei Babylon über die Wandverkleidungen aus Faïence mit, daß bis jetzt bereits über 5000 buntglasirte und reliefirte Ziegelbruchstücke gesammelt worden sind, sämmtlich zu Darstellungen von Löwen (weiße Löwen mit gelber Mähne und gelbe Löwen mit grüner Mähne) gehörig, welche die auf der Krone der Ostmauer der Königsburg sich hinziehende breite Straße zu beiden Seiten umrahmten, und Aussicht vorhanden zu sein scheint, wenigstens einige dieser farbigen Ziegelreliefs durch Zusammensetzung wieder zu gewinnen. — Auch die Erwartung der Auffindung von Urkunden für die politische und Kultur-Geschichte des babylonischen Reiches sowie der benachbarten Länder hat sich erfüllt. Die Skulptur, welche drei babylonische Gottheiten und einen Adoranten darstellt, enthält eine ausgedehnte Inschrift, die einen Einblick gewährt in die mannichfache Thätigkeit des babylonischen Statthalters vom Lande Suchu für die Sicherheit und kulturelle Wohlfahrt der ihm unterstellten Gebiete. Im August 1899 wurde eine den hettitischen Blitz- und Donnergott darstellende Stele mit einer auf der Rückseite eingemeißelten hettitischen Inschrift von etwas mehr als 6 Zeilen Länge entdeckt, welche die bis jetzt verhältnißmäßig nur geringe Zahl hettitischer Schriftdenkmäler durch eine in mehrfacher Hinsicht besonders lehrreiche Urkunde vermehrt. Es ist ferner aufgefunden worden ein leider ringsum zerbrochener schwarzer Doleritblock mit neubabylonischer Inschrift; nach dem, was lesbar ist, hat sie offenbar geschichtlichen Inhalt. Auch eine assyrische, trotz ihrer Kürze außerordentlich interessante Schrifturkunde fand sich in der Umgebung der chaldäischen Königsburg: sie entstammt dem Palast eines assyrischen Königs, nämlich Adadnirari II., und nennt diesen wie seinen Vater Asurdan II. und seinen Großvater Tiglathpileser II. „König von Kissati, König von Babylon". Ueber die übrigen dabei entdeckten Schriftdenkmäler wurde bereits Beil. Nr. 85 berichtet.

* **Straßburg.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität haben sich Dr. Landolt für Augenheilkunde und Dr. Funke für Geburtshülfe und Gynäkologie habilitirt.

* **Marburg.** Dem akademischen Musiklehrer an der hiesigen Universität, Universitäts-Musikdirektor Gustav Jenner, ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Jena.** Professor Ernst Haeckel beabsichtigt, im nächsten Herbst eine neue Forschungsreise nach Ostindien zu unternehmen. Der rüstige Gelehrte, der jetzt 66 Jahre zählt, gedenkt den Winter auf Java und Celebes zuzubringen.

* **Berlin.** Der Geheime Medizinalrath Professor Dr. Eulenburg, früher Ordinarius in Greifswald, ist zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden. — Dem Bibliothekar an der königlichen Bibliothek Dr. Gustav Kossinna ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Greifswald.** Bezüglich der auch in diesem Sommer an der hiesigen medizinischen Fakultät abzuhaltenden Aerztekurse theilt die „Nat. Ztg." mit, daß die beiden neu ernannten Ordinarien der Fakultät, Prof. Krehl und Prof. Strübing, Kurse abhalten werden. Die Veröffentlichung des Programms erfolgt Anfang Juni. Die Korrespondenz geht durch die Verwaltung der hiesigen medizinischen Klinik.

* **Zürich.** Der Erbauer des Landesmuseums, Stadtbaumeister Gustav Gull, ist vom Bundesrathe zum Professor der Architektur, insbesondere der Ornamentik, Stillehre und Komposition am eidgenössischen Polytechnikum ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

E. Oberhummer: Aus Nordgriechenland und Arkadien. Drei Besprechungen. Leipzig, Reisland 1900. — Dr. D. Feitelberg: Die Einkommenbesteuerung nicht physischer Personen. (Staatswissenschaftliche Studien. Bd. 6, Heft 7.) Jena, Fischer 1900. — G. Steinlein: Die praktische Verwendung der Marmore im Hochbau. München, Pohl 1900. — Der Opernführer. Textbuch der Textbücher. Herausgegeben von W. Lackowitz. 2. vermehrte Auflage. Leipzig, Reinboth 1900. — *C. Levi:* Letteratura Drammatica. Milano, Hoepli 1900. — Bur und Lord. Tagebuch eines englischen Offiziers aus dem Transvaalkrieg. Heilbronn, Salzer 1900. — Nina Meyke: Auf einsamer Höhe. Roman. 2 Bände. Leipzig, List 1900. — Guy de Maupassant: Ein Abenteuer in Paris. Berlin, Goldschmidt 1900. — K. v. Hase: Handbuch der protestantischen Polemik. 7. Aufl. Lfg. 4. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — Imm. Kants Kritik der reinen Vernunft. Hggb. von B. Erdmann. 5. revidirte Aufl. Mit einem Anhang: Zur Geschichte und Revision des Textes. Berlin, Reimer 1900. Deutsche Kunst und Dekoration. Darmstadt, A. Koch 1900. — H. Muthesius: Architektonische Zeitbetrachtungen. Festrede, geh. im Architekten-Verein zu Berlin. Berlin, Ernst u. Sohn 1900. — Dr. Werner-Hagen: Schicksale eines deutschen Katholiken. (S.-A. aus den „Preußischen Jahrbüchern", Bd. 100, Heft 2.) Berlin, Stilke 1900. — *Pierre de Coubertin:* L'avenir de l'Europe. Bruxelles, Deverver-Deweuwe 1900. — Nothschrei eines wissenschaftlichen Hülfslehrers an den preußischen Landtag, die Behörden und das Publikum. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Fischer 1900. — F. Klein: Ueber die Neueinrichtungen für Elektrotechnik und allgemeine technische Physik an der Universität Göttingen. Leipzig, B. G. Teubner 1900. — L. Michaelis: Innenleben. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — A. Sonnenfels: Ein Thronerbe. Roman. Ebd. 1900. — O. Schubin: Peterl. Eine Hundegeschichte. Berlin, Paetel 1900. — Ad. Richter: Tiefbrand-Arbeiten. Ravensburg, O. Maier 1900. — Frhr. v. Helfert: Zur Lösung der Rastatter Gesandtenmord-Frage. Stuttgart und Wien, J. Roth 1900. — Prof. Dr. H. Albrecht: Soziale Wohlfahrtspflege in Deutschland. Berlin, Sittenfeld 1900. — Moderne Meister. (Kaiserl. Gemäldegalerie in Wien.) Lfg. XIV. Wien, Löwy 1900. — A. Hoderlein: Anleitung zum Krokiren und Kartenlesen. 2. vollst. neubearb. Aufl. Würzburg, Bauer 1900. — P. J. Möbius: Zum kapitolinischen „Aischylos". (S.-A. aus den Neuen Jahrbüchern für das klassische Alterthum 2c. 3. Jahrg. Heft 1.) Leipzig, B. G. Teubner 1900. — Das Nordseebad Wyk auf der Insel Föhr. 7. Aufl. 1900. — J. Frey: Gesammelte Dichtungen. (Bibl. Deutscher Schriftsteller aus Böhmen. 10. Bd.) Prag, Calve 1899. — Dr. W. Lermann: Athenatypen auf griechischen Münzen. München, Beck 1900. — S. Merzbacher: Gebührenordnung für Rechtsanwälte. Ebd. 1900. — v. Löbells Jahresberichte über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. 26. Jahrg. 1899. Berlin, Mittler. — M. Schneidewin: Die Unendlichkeit der Welt nach ihrem Sinn und nach ihrer Bedeutung für die Menschheit. Berlin, G. Reimer 1900. — K. E. Schmidt: Paris. Illustrirter Führer. Paris und Leipzig, F. Krüger 1900. — A. Grohmann: Suggestion durch Briefe. Zürich, Rascher 1900. Der Schwachsinnige und seine Stellung in der Gesellschaft. Ebd. 1900. — Fr. Matsch: Bildende Kunst und deren Schule. Wien, A. Schroll 1900.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 12. Mai. Nummer 109.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Kann unsre Jugend einer Unterweisung in den Rechtsbegriffen entrathen?

Von Dr. Karl Raab (St. Louis, Mo.).

„Ethik“, sagt Bain, „ist eine Wissenschaft derart widersprechender Auffassungen, daß ihre Grundlagen nur einen Theil der höheren Erziehung bilden können. — sie wird da in der Regel mit der Denklehre verbunden —, während ihre praktischen Vorschriften Theil des weitverbreiteten geistigen Besitzes des Volkes sind und im Wege der sogenannten sittlichen Erziehung auf allen Lebensstufen eingeprägt werden.“

Gilt nicht, was hier über die im Volke weitverbreiteten praktischen Vorschriften der Ethik gesagt ist, bis zu einem gewissen Grade auch von den Begriffen des Rechtes? Ist es für den sittlichen Zustand und die Intelligenz des Volkes gleichgültig, wie weit die Verbreitung dieser Begriffe reiche und wie es mit ihrer Richtigkeit bestellt sei? Geht das Streben nicht heute wieder dahin, durch Geschworenengerichte und ein öffentlich-mündliches Verfahren vor den Gerichten das Volk für Fragen des Rechtes zu interessiren und es auf diesem Wege durch Verbreitung von Rechtskenntniß intelligenter in Handhabung seiner bürgerlichen Angelegenheiten und unabhängiger von Rechtshülfe zu machen? Niemand wird die Wichtigkeit dieser Fragen übersehen; wohl aber werden viele, herkömmlichen Anschauungen folgend, sich sträuben, Rechtslehren eine Stelle im Elementarunterrichte einzuräumen, wie wir es hier vorschlagen werden. Man reformirt viel auf dem Gebiete des Unterrichtes, und vielfach mit wahrem Erfolge. Allein etwas von dem alten Trivium- und Quadrivium-Gedanken, um mich so auszudrücken, steckt noch stark in unserm Schulwesen. Die Schulsysteme unsrer Tage sind noch lange nicht nach modernen Ideen und Gedanken moderner Zweckmäßigkeit geformt. Eine Reihe von Vorstellungen mit rein historischer Begründung beherrschen uns noch heute. Unsre Frage steht ebenfalls unter dem Banne solcher Vorstellungen. In Wahrheit sind die Grundbegriffe des Rechtes nicht schwieriger zu fassen als die der Sittlichkeit. Letztere in früher Jugend einzuprägen und verständlich zu machen hat nie Jemand ein Bedenken getragen. Wie sollte ein solches erhoben werden können, wenn wir Knaben von dreizehn bis vierzehn Jahren mit den Grundlehren des Rechtes vertraut machen wollen, da doch zwischen Recht und Moral so große Verwandtschaft besteht! Man darf nur zwei Dinge nicht vermengen: Die Rechtsbegriffe und Typen der Rechtsverhältnisse und auf der anderen Seite die Gesetze. Die meisten der ersteren sind heute noch so einfach und leicht zu fassen wie vordem, nur mit den letzteren könnte es dem Volksschüler zuweilen so gehen wie dem Schüler in Goethe's Faust. Man vergleiche mit dem Gesagten Herbarts Aeußerung in den „Aphorismen zur Pädagogik“: „Leichte Elemente der Fakultätswissenschaften nehmen auf der Universität eine kostbare Zeit weg, da sie doch von Zöglingen einer guten Schule längst auf den Schulen selbst hätten gefaßt werden können. Wie leicht sind z. B. die Anfangsgründe des positiven Rechts! Leichter selbst als die sogenannte Mathesis pura.“

Es ist bekannt genug, daß die große Kluft zwischen Volksdenken und Rechtshandhabung durch Einführung des römischen Rechtes entstand. Die Folgen waren schwere: Es wurde damit dem Volke ein weites Feld der Bethätigung seiner Intelligenz genommen. Nicht alle Gesetze von heute sind wirklich schwer verständlich, aber die Befähigung, Rechtsfragen zu überdenken, ist eine geminderte. Dieselbe wird wiederkehren, und ein Rechtsunterricht in der Volksschule würde nicht wenig dazu beitragen, dies zu beschleunigen. Ein Beispiel wahrhaft gesunder Auffassung in unsrer Frage zeigt ein altes Gesetz der Legislatur („Court“) von Massachusetts aus dem Jahre 1642, einem Rechtsgebiet, wo gelehrte Juristen nicht fehlten, aber Volksrecht weiterzubilden, statt es zu zerstören halfen. Dieses Gesetz bestimmte u. a., daß die „Selectmen“ (Stadtoberen) in jeder Stadt darauf sehen sollten, daß die Kinder lesen könnten, die Grundlagen des Glaubens und die Hauptgesetze des Landes verstünden und irgend einer nützlichen Arbeit zugeführt und dazu angehalten würden. Was ist mit den Gesetzen des Lande gemeint? Die „Freiheiten“ der „Massachusetts Bay Colony“ vom Jahre 1641, ein für so frühe Zeit ganz einziges Gesetzbuch. Der Werth dieser Gesetzessammlung liegt nicht allein darin, daß hierin das den kolonialen Verhältnissen angepaßte „Common Law“ Englands kodifizirt erscheint, sondern auch in dem sichtlichen Bestreben, grundlegende Wahrheiten des Rechtes, der Moral und der Wirthschaft einleuchtend zu machen. Der Gedanke, die Jugend mit den Grundsätzen des Rechtes vertraut zu machen, wurde auch im neunzehnten Jahrhundert in Massachusetts nicht aufgegeben. Dies beweist eine Reihe von Lehrbüchern, so eines vom Jahre 1830, eingeleitet von George B. Emerson, einem angesehenen Schulmanne seiner Zeit, und ein anderes vom Jahre 1835, betitelt „The Legal Classic oder des jungen Amerikaners Fibel seiner Rechte und Pflichten. Bestimmt für Schulen und den Privatunterricht“. Diese älteren Lehrbücher enthalten noch Belehrungen über Privatrecht und Staatsrecht nebeneinander, die seit dem Bürgerkriege erschienenen aber nur die Anfangsgründe der politischen Erziehung und schließen leider Lehren des Privatrechtes ganz aus. Es ist dies zu bedauern, weil sich eine gute politische Erziehung gerade am besten auf dem Fundamente der Begriffe des Zivil- und Strafrechtes aufbauen läßt, ebenso wie die Beziehungen selbst, denen das Recht

normirend folgt, das Familien= und Nachbarverhältniß, den Unterbau für diejenigen von Gesellschaft und Staat bilden.

Wir haben bereits eine Stelle aus Herbarts Schriften angeführt, die zeigt, wie er über unsre Frage dachte. Unsre Anschauung findet eine weitere Stütze in Worten eines englischen Juristen, Sir James F. Stephens, der sich in einer Adresse folgendermaßen äußerte: „Es ist schon seit langem meine Anschauung, daß Gegenstände, wie Strafrecht, das Recht der Verträge und der zivilrechtlichen Delikte, in sich selbst ebenso interessant sind als Volkswirthschaft; und ich dächte, ein Versuch, das Recht in eine faßbare Form zu bringen, würde nicht allein eine bedeutende Förderung des Volksinteresses bedeuten, sondern auch einen neuen Zweig in die Literatur und Volkserziehung einführen." Bain, welcher diese Stelle in seinem Buche „Die Erziehung als eine Wissenschaft" citirt und dem ich sie verdanke, fügt hinzu, eine solche Unterweisung in den Rechtsbegriffen würde voreiliges Schließen in Bezug auf die Schuld unter Verdacht einer Uebelthat Stehender hintanhalten und im allgemeinen den Sinn für Gerechtigkeit in unsern bürgerlichen Beziehungen befördern. „Gelänge es," fährt Bain fort, „diese Lehren aus dem Wuste von Einzelheiten, die nur der berufsmäßige Rechtsbeistand zu wissen braucht, herauszuschälen und in einer Darstellung von kurzem Umfange darzubieten, so würden dieselben als ein liberales Studium einen hohen Rang einnehmen." Allein die neueren Schulmänner der Vereinigten Staaten, Frankreichs, der Schweiz und Englands sind etwas anderer Anschauung und lehren in den Schulen und Fortbildungskursen fast ausschließlich „Civics", d. h. Verfassung und Verwaltung nach kleinen Lehrbüchern, voll von Definitionen und einer ziemlich weitgehenden Systematik.

Wie sehr es auch zu wünschen ist, daß die öffentlichen Einrichtungen und Pflichten im Volke wohl gekannt seien, glaube ich doch, daß so abstrakte Lehren wenig Früchte tragen können. Diese Gegenstände werden am besten in Verbindung mit der Landesgeschichte erklärt. Dagegen liefert für die Begriffe des Civil= und des Strafrechtes der Verkehr des täglichen Lebens reichlich Beispiele. Wird die Jugend in der Schule früh darauf hingelenkt, Vorgänge des Lebens unter Rechtsbegriffe zu subsumiren und zu den Lehren der Sittlichkeit in Beziehung zu setzen, so wird sie bei ihrem Eintritte ins Leben besser zur Erfüllung der Bürgerpflichten angeleitet und angeregt sein, als durch ein Jahr Belehrung über Verfassungsfragen. Die auf anderem Wege erlangte Befähigung, mit Erfolg Fragen des Erwerbes zu lösen, wird eine zweite ausreichende Quelle eines Interesses fürs politische Leben sein. Wir haben somit allen Grund, unsern auch von Herbart, Sir James F. Stephens und Bain getheilten Standpunkt festzuhalten, und wollen nur, bevor wir aufs Detail der Frage eingehen, zwei Vorfragen erledigen. Die eine ist die: Ob nicht vielleicht etwas, das für das Verbreitungsgebiet des englischen Rechtes richtig ist, für die Reiche, in denen die kontinentalen Gesetzeswerke in Geltung sind, seinen Werth verloren habe? Wir haben schon eingangs bemrkt, daß die Einführung der Geschworenengerichte und des öffentlich-mündlichen Verfahrens, mag das letztere ganz oder theilweise durchgeführt sein, das Verhältniß des Volkes zum Rechte in neue Bahnen gelenkt hat. Die neueren Tendenzen in der Richtung des Versicherungswesens, der gewerblichen Schiedsgerichte und der Regelung der Arbeitskontrakte ziehen auch auf dem Kontinente immer weitere Kreise des Volkes in das Interesse an Rechtsfragen und schaffen damit einen gesellschaftlichen Zustand, der dem der Völker englischer Nationalität immer ähnlicher wird. Die Schwerfälligkeit Rechtsverhältnisse zu überblicken und sicher zu behandeln, die fdüher oft die Energie eines gesundenGeschäftslebens beeinträchtigt hat, schwindet mehr und mehr, ganz besonders auch unterEinwirkung der Fortschritte im Bank= und Kreditwesen. Wird es da nicht von Werthe sein, in der Schule in zweifacher Weise vorzuarbeiten, einerseits durch Einführung in die Fragen des Rechtslebens, andrerseits durch nachdrückliche Betonung der sittlichen Grundlagen als Kontrole unsrer Rechtsbeziehungen. Wie werthvoll ein in diesem Sinne ertheilter Unterricht wäre, wird am besten an den Vorurtheilen und irrigen Vorstellungen gezeigt, die noch vielfach im Volke bestehen und durch solchen Unterricht beseitigt werden sollen. Einige dieser irrigen Anschauungen mögen hier erwähnt werden.

In erster Linie wird selten der Unterschied zwischen Moral und Recht verstanden, soweit ein solcher besteht, und häufig dem Rechte als einer Juristenerfindung zur Last gelegt. Man begreift nicht, daß das Recht nicht wie die Moral dem individuellen Falle bis ins kleinste folgen kann, daß es nur Typen unter seine Normen zu subsumiren vermag und nur dasjenige als rechtlich relevant ansieht, was sich im Rahmen dieses Typus bewegt. Die Volksauffassung scheitert ferner häufig an der Beweisfrage. Es ist ein Hauptgrundsatz des bürgerlichen Rechtes, daß die Parteien im Rechtsstreite frei über die Beweismittel verfügen können, daß im Beweismateriale der Richter weder etwas hinzufügen noch etwas weglassen kann, das über Parteihandlungen hinausgeht. Die eine Partei mag ein Beweisfaktum übersehen, die andere eines voreilig zugegeben oder Gründe gehabt haben, eines zurückzustellen. Auf diese Weise kommt es, daß der Zivilprozeß nur sogenanntes formales und nicht materielles Recht schafft, während in der Moral, deren Lehren dem Volke geläufiger sind, natürlich nur das letztere gilt. Dies führt zu ungerechter Beurtheilung des Richter= und des Anwaltstandes. Weiter legt das Recht in manchen Fällen der Form von Rechtshandlungen eine Bedeutung bei, die im Volke nicht genügend gewürdigt wird. Das Volk im großen kennt nur zwei Dokumente wohl: Das Testament und den Schuldschein. Es legt auch oft nicht genügendes Gewicht auf den Unterschied von Vorbesprechung, Vorvertrag und eigentlichen Vertrag. Alles dies fließt oft in Gemüthlichkeit ineinander über und das Ende ist ein Rechtsstreit. Auch mit der Zeit wird oft leichtsinnig umgegangen; so läßt man Rechte und Klagen verjähren, Rechtsansprüche gegen sich erwachsen, wird sachfällig, straffällig. Man ist ungeübt in der Auslegung neuer Gesetze und Verordnungen und nimmt dadurch Schaden. Man ist unvorsichtig in Aeußerungen und beleidigt dadurch in strafbarer Weise. Man vergißt, daß fremdes Eigenthum fremdes Eigenthum bleibt, mag es, von der eigenen Besitzsphäre aus gesehen auch noch so gering erscheinen. Man trägt sein Urtheil über den moralischen Werth seines Nachbars in die rechtlichen Beziehungen hinein und vergißt, daß nothwendigerweise Rechtssphäre Rechtssphäre bleibt, ob dieselbe nun dem frommen Fridolin oder dem bösen Dietrich zugehört, und daß man daher rechtlich den Letzteren und seine Wiese gerade so respektiren muß wie den Ersteren und die seinige. Man ist, allgemein ausgedrückt, häufig zu rasch, unachtsam im Handeln, zu ungenau und unbestimmt im Ausdrucke, hält wenig Buch über seine bürgerlichen Verhältnisse, ist weichmüthig, wo man entschieden, und unduldsam, wo man nachgiebig sein sollte, glaubt sich auf seine Moralität etwas zugute thun zu können, wo man ein Rechtsverhältniß schleuderisch behandelt hat, wird ein andermal überklug und umgeht das Recht, wo die bürgerliche Ehrbarkeit dessen Erfüllung gefordert hätte.

So wird weder dem Recht, noch der Moral genügt. Im Grunde zeigte nur ein Stand, abgesehen vom juristischen Fachmanne, bessere Schulung in dieser Richtung, der Kaufmannsstand. Derselbe hätte bei seinem ausgebildeten Kreditsysteme kaum die Naivetät im bürgerlichen Rechte an den Tag legen dürfen, die das Volk im allgemeinen charakterisirte. Hat dem Kaufmannsstande diese bessere Kenntniß von Rechtsfragen im moralischen Sinne geschadet? Das kaufmännische Kreditsystem ist undenkbar ohne Voraussetzung großer Ehrenhaftigkeit dieses Standes.

Ist also von besserer Rechtskenntniß im Volke für die Moral nichts zu fürchten und liegen die Verhältnisse für das deutsche Rechtsgebiet durchaus ähnlich wie die des englischen, so bleibt noch die zweite Vorfrage zu besprechen, nämlich die, ob nicht etwa das Recht als eine durchaus praktische, auf Zweckmäßigkeit gerichtete Disciplin einer humanistischen, der sittlichen Veredlung zugewandten Erziehung abträglich sei, ob nicht eine frühe Beschäftigung mit demselben altklug mache und die naive Schönheit der jugendlichen Gemüther schädige? Kein Zweifel, daß dies das Resultat einer unverständigen Behandlung dieses Gegenstandes sein kann. Aber wir wollen uns doch lieber zutrauen, ihn verständig und mit den Grundsätzen der Erziehung im Einklange stehend zu behandeln. Und dies ist möglich. Man wird dem Schüler weder Pandektenvorlesungen halten, noch seinen Scharfsinn an einer entwickelten Kasuistik tummeln. Der Hauptgrundsatz wird sein müssen, das Recht von der Pflichtseite darzustellen; die andere Seite kommt bei dem sich natürlich entwickelnden Egoismus im späteren Leben nicht zu kurz. Die Umkehrung gelingt leicht, während das Kapitel „de officiis“ recht eigentlich eine Behandlung in der Schule auch von der Rechtsseite verdient. So kann also die Humanität in der Erziehung durch eine Rechtsunterweisung nicht Schaden nehmen; im Gegentheil.

Welches wird die Methode sein, die wir bei diesem Unterrichte einzuschlagen haben? Nicht angehen würde es, einen Rechtssatz des bürgerlichen und des Strafrechts nach dem andern vorzunehmen, zu erklären und Beispiele zu geben. Das wäre viel zu akademisch. Wir glauben, ein kleines Lesebuch würde die Grundlage zu bilden haben, vielleicht auch nur eine Abtheilung des allgemeinen Lesebuches. Erzählungen, die einen oder mehrere Rechtssätze veranschaulichten, würden sich in guter Gliederung aneinanderreihen, Bibelsprüche, Rechtssprichwörter oder besonders treffende Rechtsregeln des römischen oder deutschen Rechtes als Motto oder Schlußsatz aufweisen. Im Anhange zum Lesebuche mögen noch parallele Sprüche oder Regeln aufgeführt oder auf Erzählungen oder Literatur verwiesen oder Fragen gestellt sein. Der Lehrer wird, von einem Lesestücke ausgehend, sich über angrenzende Rechtsgebiete und bürgerliche Beziehungen verbreiten, die Schüler selbst solche finden lassen und so das ganze Gebiet derselben, ihre Forderungen und Störungen, soweit Sittlichkeit und Recht in Frage kommen, in den einfachsten Umrissen umspannen. Ein Beispiel einer solchen Erzählung zu geben, läßt der Raum nicht zu. Wohl aber können wir eine Gruppirung des im Lesebuche zu gebenden Stoffes versuchen.

Man könnte mit Erzählungen beginnen, die L e b e n s m a x i m e n veranschaulichen, hiebei die Bibel ziemlich reichlich benützend. Eine kleine Auswahl solcher Maximen möge hier folgen: „Wahrheit ist der kürzeste und nächste Weg zu unserm Ziele“. — „Vertrauen erobert die Herzen der Menschen.“ — „Sei wahrhaft, sei ehrenhaft, sei treu!“ — „Charakter steht höher als Geist.“ — „Thuet Ehre Jedermann. Habt die Brüder lieb. Fürchtet Gott. Ehret den König.“ — „Sei gerecht.“ — „Jedem das Seine bildet das Fundament des Rechts.“ — „Sei versöhnlich.“ — „So laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder.“ — „Ein Mann ein Wort.“ —

Erzählungen, den Werth der L e b e n s k l u g h e i t zeigend, mögen folgen, mit Devisen wie diese: „Ueberlege und dann handle.“ — „Bediene dich allerwege einer klaren und bestimmten Ausdrucksweise.“ — „Schreibe es nieder, wo du deinem Gedächtnisse nicht trauen kannst.“ „Gib Mittheilungen stets die natürlichste Auslegung“. — „Sei nicht unentschlossen!“ — „Sei vorsichtig, aber nicht mißtrauisch.“ — „Sei genau, auch im Kleinen.“ — „Sende nicht nach einem Beile um ein Ei zu öffnen.“ — „Rufe das Gericht nicht an, wo du dich vergleichen kannst.“ — „Hänge deine Rechtshändel nicht an die große Glocke.“ u. a. Es ist natürlich nicht gemeint, daß jeder solchen Regel je eine Erzählung entsprechen müsse. Sie sind hier erstlich nur beispielsweise aufgeführt, und zweitens können mehrere in einer und derselben Erzählung Anwendung finden, oder sonstwie vom Lehrer besprochen werden.

Von R e c h t s b e g r i f f e n und R e c h t s g r u n d s ä t z e n genüge hier folgende Auswahl: Strenges Recht und billiges Recht. — Strenges Recht kann zur höchsten Unbilligkeit werden. — Vor dem Gesetze sind Alle gleich. — Unkenntniß des Gesetzes entschuldigt nicht. — Gesetze wirken nicht zurück. — Die Rechtsgewohnheit. — „Wo kein Kläger, kein Richter.“ — Wer ein Recht behauptet, muß es beweisen.

Es hätten sich nun Erzählungen anzureihen, die r e c h t l i c h r e l e v a n t e T h a t s a c h e n u n d U m s t ä n d e veranschaulichen, wie Zeit, Alter, Verwandtschaft, Rechts- und Handlungsfähigkeit, Ort, Irrthum, Betrug, Zwang, Fahrlässigkeit, Form; dann solche über die Gegenstände des Rechtsverkehrs, über Besitz und Eigenthum. Die letztgenannten zwei Begriffe erfordern, vom Vertrage abgesehen, die verhältnißmäßig ausführlichste Behandlung. Es muß noch bemerkt werden, daß bei Erklärung von Rechtsregeln, wofür sich eine Erzählung schwer erfinden läßt, oder nicht nöthig ist, in maßvoller und der Altersstufe angepaßter Weise die von Ihering in seinem Buche „Die Jurisprudenz des täglichen Lebens“ eingeführte Methode angewendet werden kann. Zu kulminiren hätte aber dieser Unterricht in der Lehre vom Vertrage. Hier darf nichts wichtiges zu beleuchten vergessen werden. Erzählungen werden sich leicht erfinden lassen, wobei natürlich die ethische Seite nie übersehen werden darf. Die Perfektion des Vertrages, seine Erfüllung, die Modifikation des Vertragstypus durch Nebenberedungen und Bedingungen muß klar gemacht werden. Vor den einzelnen Verträgen verdienen der Kaufvertrag, der Auftrag und der Lohnvertrag besondere Beachtung. Der volksthümliche Irrthum betreffs der Natur der Schenkung soll erwähnt werden. Die außerkontraktlichen Verpflichtungsgründe sind nicht zu übergehen, insbesondere nicht der Schadenersatz. Dagegen halte ich es weder für nothwendig noch auch passend, auf das Familien- und das Erbrecht einzugehen. Von einigem Werthe, besonders in Landschulen, wären einige aufklärende Winke über Jagd-, Fischerei- und Wasserrecht. Soviel wird aus dem Zivilrecht genügen müssen.

Ueber den Rechtsschutz und die Rechtsmittel im Zivilrechte wird nur weniger gesagt werden können. Man erwähne die Möglichkeit des außergerichtlichen Vergleiches und erläutere die Natur des Beweises. Von Bedeutung ist weiter die Zeugenpflicht.

Verhältnißmäßig leichter zu behandeln als die privaten Rechtsverhältnisse ist das S t r a f r e c h t. Hier ist die Beziehung von Sittlichkeit und Recht der

Jugend von vornherein leichter verständlich; und mit allen Strafrechtstheorien braucht man sie glücklicherweise nicht bekannt zu machen. Warum nur wenige Delikte der Strafverfolgung durch den Beschädigten überlassen sind, kann leicht einleuchtend gemacht werden, und zwar durch die Bemerkung, daß das Strafrecht im Schutze des Einzelnen den Rechtsschutz der Gesellschaft im Auge hat, und daß nur in wenigen Fällen das öffentliche Interesse so gegen das private zurücktritt, daß die Strafverfolgung dem Beschädigten überlassen ist. Hier kann auch Gelegenheit genommen werden, die Stellung des Richters und der Parteien im Zivil- und im Strafprozesse zu erklären und volksthümliche Irrthümer in dieser Richtung zu beseitigen. Man betone im weiteren viel mehr die Natur des Unrechts als die Abstufung desselben nach Uebertretung, Vergehen und Verbrechen; man lege auf den Unterschied von Vorsatz und Fahrlässigkeit Gewicht, von erhöhter Verantwortlichkeit in gewissen Lebenslagen und Lebensstellungen. In Behandlung der einzelnen Gesetzesübertretungen beginne man mit den Eigenthumsdelikten; zeige hierauf an Erzählungen mit klar hervorspringender Moral die Verwerflichkeit der Delikte des Vertrauensbruches und des Betruges; berühre kurz, aber in eindringlicher Weise, die Delikte der Gewaltthätigkeit an der Person und verweile ausführlicher auf den Vergehen der Ehrenkränkung. Die Vergehen gegen die Sittlichkeit sind absolut zu übergehen; die gegen die öffentliche Autorität müssen in einer takt- und maßvollen, das Verhältniß des Einzelnen zum Staate aufklärenden Weise besprochen werden.

Damit stehen wir am Schluß unsres Planes für ein kleines Rechtslesebuch. Alles, was die Jugend, die eine Volks- oder Bürgerschule besucht, an Staats- oder Völkerrecht zu wissen braucht, muß im Zusammenhange mit der Geschichte gelehrt werden und wird in seinem Maße gerade davon abhängen, wie viel Raum man dem geschichtlichen Unterrichte gönnen will.

Wir können von dem Gegenstande nicht Abschied nehmen, ohne uns über die Frage auszusprechen, ob und wie weit Rechtslehren einen Raum im Mittelschulunterrichte finden sollten oder könnten? Man erwarte nicht den Schluß, daß wir einen solchen Unterricht für die Mittelschule umsomehr befürworten, da wir ihn für die Volksschule als wünschenswerth erklärt haben. Wir wünschen ihn auf dieser Stufe bezüglich Zivil- und Strafrecht weder wiederholt noch erweitert, also gar nicht. Haben die Grundbegriffe des Rechtes in der Jugend durch einen darauf gerichteten Unterricht in der unteren Stufe Wurzel geschlagen, dann ist alles erreicht, was wir erreichen wollten. Dagegen möchten wir auf dieser Stufe jenem Gedanken des französischen und amerikanischen Systems einigermaßen Rechnung tragen. Es ist im hohen Grade wünschenswerth, daß das Interesse für öffentliche Aufgaben über die Kreise der Juristen, Großindustriellen und Kaufleute hinausgehe, daß dasselbe ferner nicht bloß emporspringe, wie die Hämmer eines Klaviers, d. h. nur dann rege werde, wenn die Taste eines Sonderinteresses berührt würde. Mit der Höhe der Bildungsstufe erhöht sich auch die Verpflichtung intelligenter und pflichttreuer Betheiligung an den öffentlichen Aufgaben. Eine Unterweisung in den Elementen des Verfassungs- und des Völkerrechtes wird daher auf der Mittelstufe kaum entbehrt werden können. Dieser Gedanke erhöhter öffentlicher Pflichten mit erhöhter Bildung im allgemeinen liegt auch den Bemühungen der amerikanischen Schulmänner zugrunde, die in ihren Lehrbüchern der Geschichte auf Verfassungsfragen viel Gewicht legen. Ob aber „Civics" ein selbständiger Gegenstand sekundärer Schulbildung sein solle, ist auch in den Vereinigten Staaten noch eine der Diskussion unterworfene Frage. Im Bericht des U. S. Commissioner of Education für 1889/90, II. Vol. finden wir einen Plan einer allgemeinen High School („Mittelschule" oder „Bürgerschule"), den ein Komitee im Auftrage des National Council of Education unter anderen ausgearbeitet hat. Als ein Lehrgegenstand werden hier griechische, römische Geschichte und die Epochen der modernen Regierungsformen empfohlen. Ausführlicher wurde diese Frage in dem Bericht des Zehner-Komitees für Gegenstände des sekundären Unterrichtes von 1892 behandelt (Ber. des Commissioner of Education, 1892/93 II. Vol. S. 1415 ff.). Eine von den Spezialkonferenzen beschäftigte sich mit dem Unterricht in Geschichte, Verfassungsrecht und politischer Oekonomie an High Schools. Sie sprach sich gegen das Lehren von Volkswirthschaft, dagegen für einen Unterricht in „Civics" aus. Sie wünschte, daß die modernen Regierungsformen in vergleichender Darstellung gelehrt würden, und zwar im letzten Jahrgange. Doch ist dieser Gegenstand noch nicht unter die für Zulassung zu einem „College" oder einer „University" erforderlichen aufgenommen worden. Soviel ist sicher, daß man in den Vereinigten Staaten über politische Erziehung und das Lehren von „Civics" sowohl auf der Mittel- als auch auf der Oberstufe günstig denkt und selbst da, wo man diesen Gegenstand nicht verselbständigt, im Geschichtsunterrichte vor äußerer Staatengeschichte einen gewissen Vorzug gibt. Wenn man in einem Reiche, wie die Vereinigten Staaten, wo schon der Schulknabe Zeitungen liest und das Interesse an politischen Fragen ein allgemeines ist, diesen Gegenstand noch nicht so recht als selbständigen auf der Mittelstufe einzuführen vermocht hat, möchten wir dies doch, abgesehen von äußeren Gründen, der Schwierigkeit zuschreiben, die derselbe dem jugendlichen Fassungsvermögen deßhalb bereitet, weil er, abstrakt und kompendiös gelehrt, eben kein Interesse einzuflößen vermag.

So bleibt also nur ein Weg übrig, das allerdings gewünschte Ziel in der Mittelschule zu erreichen: Eine Umgestaltung des Geschichtsunterrichts. Die Methode, Geschichte zu lehren, hat schon manche Verbesserungen erfahren. Nicht nur, daß sie in enge Beziehung zu Geographie und Verkehrspolitik gesetzt, daß der Kulturgeschichte weiterer Raum gegönnt wurde, hat man auch durch Einfügen von Quellenlektüre mehr und mehr dem Gegenstande den Charakter des bloß Gedächtnißmäßigen zu nehmen gesucht. Ich denke, man kann noch einen Schritt weiter gehen und durch Verbindung der historischen Auffassung mit der juristischen den Werth dieses Bildungsmittels ums Doppelte erhöhen. Was wir hier vorschlagen, deckt sich nicht mit einer Verbindung der allgemeinen Geschichte mit der Rechtsgeschichte. So würde zwar viel mehr von dem Stoffe, den wir für werthvoll halten, in den Geschichtsunterricht eingeführt. Allein das Wesen unsres Vorschlages würde damit nicht getroffen. Es liegt in etwas anderem. Aufgabe der Geschichte ist die Darstellung von Veränderungen unter Ergänzung der Ursachen derselben. Das Beharrende findet in der Geschichte nur so weit eine Darstellung, als es den Bildern der Veränderungen Hintergrund gibt. So kommt es, daß uns oft die Landkarte oder die statistische Tabelle zuhülfe kommen muß, wenn wir uns das Verhältniß der Veränderungen zum Bleibenden vergegenwärtigen wollen. Ganz besonders schwierig wird es, ein Gesammtbild des Gleichzeitigen zu erhalten, wenn wir von der äußeren zur inneren Staatengeschichte übergehen, und um so schwieriger, je mehr wir in der kulturellen Entwick-

lung vorschreiten. In alten Zeiten ergriff jede äußere Veränderung auch aufs tiefste den Staatskörper im Innern; Regierungsformen wechselten, Dynastien lösten einander ab. Heute bleibt selbst bei feindlicher Invasion der staatliche Organismus in der Hauptsache unberührt; Verwaltung und Justiz funktioniren weiter. So weist also das innere staatliche Leben in seiner Breite große Stabilität auf; Veränderungen in einem Zweige der Verwaltung ergreifen nicht sofort auch einen anderen. Gänzliche Umwälzungen begegnen selten. In der Periode wird hier verändert, in einer anderen dort, selten gleichzeitig an vielen Stellen. Da nun die Geschichte nur von den Veränderungen Notiz nimmt, gelingt es schwer, an der Hand der Geschichte ein Gesammtbild eines Zeitpunktes im Querschnitte zu erhalten. Hier ist es, wo der juristische Standpunkt werthvoll wird. Der Jurist hat es mit der Handhabung der Rechtsnormen als gleichzeitig wirkend zu thun. Sein Zurückgehen auf Thatsachen und Satzungen der Vergangenheit ist keine eigentliche Historiker-Arbeit. Für ihn ist wesentlich, was in der Gegenwart zu Recht besteht. Wo er die Methode des Historikers befolgt, geschieht es nur, um zu ergründen, ob etwas, was heute zu Recht bestehen soll, aber den Rechtstitel aus der Vergangenheit herleitet, in derselben als Recht wirklich zu Dasein gelangt ist, oder um in die Vergangenheit zurückreichende Thatsachen und Rechte richtig auslegen zu können. Selbst als Rechtshistoriker muß der Jurist stets nach Querschnitten vorrücken; isolirte Erscheinungen, wenn er sie auch nach rückwärts zu verfolgen vermag, taugen ihm wenig; ihm handelt es sich nicht bloß um Kausalität, sondern auch um weitgehende Relation des Gleichzeitigen und um Einblick in die Wirkungen von Rechtsnormen auch da, wo sie in Stille verlaufen und in der Geschichte keine Spuren zu hinterlassen scheinen. Die Einführung des juristischen Gesichtspunktes in den Geschichtsunterricht der Mittelschule würde von der wohlthätigsten Wirkung sein. Vieles, was jetzt im Unterrichte zu sehr im Vordergrund steht, müßte gegen werthvolleres zurücktreten. Detaillirte Darstellungen der Türkenkriege oder der Raubkriege Ludwigs XIV. müßten Hugo Grotius' „De Jure Belli et Pacis“ Platz machen, eine ausführliche Darstellung der Greuel der französischen Revolution, der amerikanischen Verfassung von 1787 und viele Details der Geschichte des 19. Jahrhunderts, dem Inslebentreten der deutschen Verfassungen und der Genfer Konvention. Nicht nur, daß dadurch der Unterricht den objektiven Werthverhältnissen in der Kulturentwicklung mehr gerecht würde als bisher, auch die intellecktuelle Schulung der Jugend würde gewinnen, und wir rückten dem Ziele aller modernen Erziehung: eine sittliche, freie Persönlichkeit hervorzubringen, die muthig an die Aufgaben des Lebens herantritt, weil sie dieselben intellecktuell und sittlich bewältigen zu können hoffen darf — wieder um einen Schritt näher.

Die neue Aufgabe, die mit Einführung unsres Gegenstandes nach den zwei Seiten, die wir dargelegt haben, den Volks- und Mittelschullehrern erwachsen würde, wäre eine lohnende: Alles, was den Unterricht frischer und anregender machen kann, ist eine Erquickung für Lehrer und Schüler zugleich. Ein Erforderniß wäre, daß die Schulverwaltungen damit begännen, bei Heranbildung der Lehrer beider Kategorien durch Beseitigung manches Traditionellen diesem werthvollen neuen Gegenstande genügend Raum zu schaffen.

Platens Tagebücher.[1]

Als vor drei Jahren der erste Band[2] der vorliegenden Tagebücher erschien, hatte die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Dichter hingelenkt. Inzwischen hat die Lyrik wahrlich nicht Bahnen eingeschlagen, die sich den seinen nähern. Und doch gehört Platen auch heute nicht zu den Vergessenen, wie so mancher seiner Zeitgenossen. Er vertritt eine Eigenart — das Streben nach Formvollendung —, die in der deutschen Literatur vielleicht seltener ist als in der anderer Völker, und sein Bestes wird wohl noch lange zum eisernen Bestand unsrer Literatur gehören, wenn so mancher Stürmer und Dränger der Gegenwart vergessen sein wird.

Allein, wie immer man über Platens Bedeutung als Dichter denken mag, der Werth des vorliegenden starken Bandes wird nicht wesentlich davon berührt, denn das Interesse, das er gewährt, ist ein allgemein menschliches, freilich — wird man finden — zum Theil pathologisches. Die kleinen Romane, die er uns mit großer Offenheit, ja mit einer Art von Freude, in Wunden zu wühlen, erzählt, dürften wohl den Anlaß mancher späteren Arbeit für Spezialisten bilden; für den Laien unterscheiden sie sich in ihren verschiedenen Stadien und in ihrer gelegentlichen Tragikomik von den normalen nur durch ihre Gegenstände.

Daß die Schwärmereien Platens wenig Erwiderung fanden, liegt in der Natur der Dinge, allein die Schlußfolgerungen, welche die Vorrede aus diesem Umstand zieht, dürften wohl nicht ganz zutreffend sein. Wenn nur die voll befriedigte Liebe die Quelle der Dichtung wäre, müßten wir die Perlen unsrer Lyrik in Hochzeitscarmina und Taufgedichten suchen. Allein von der Lyrik bleibt wohl immer wahr, was ein berühmter französischer Lyriker davon sagte: „Et l'amour malheureux est le plus beau des amours.“ Platen fehlte es keineswegs an Empfindung, ja auch nicht an tiefer Empfindung; daß diese Empfindung nicht getheilt werden konnte, mag ihm persönlich schmerzlich gefallen sein, allein seine Lyrik hat gerade diesem Zwiespalt eine Reihe ergreifender Momente entnommen. Uebrigens ist die Liebe nicht die einzige Quelle der Lyrik. Kaum minder wichtig ist der Natursinn und die Gabe der Stimmung. Daß Platen die letztere in großem Maß besaß, bekundet fast jede Seite der vorliegenden Blätter.

Das Tagebuch ist vom Anfang bis zum Ende in einem auffallend guten Stil geschrieben — mit einer Sorgfalt, und einer steten Beachtung der Form, welche es offenbar auf den künftigen Leser abgesehen hatten. Den ersten Theil des vorliegenden zweiten Bandes füllen außer den schon erwähnten kleinen Romanen, insbesondere die Berichte über die gepflogene Lektüre. Platens Belesenheit war eine erstaunlich große. Sein Geschmack bildet sich frühe an Mustern aus allen Literaturen, und schon das Urtheil seiner jungen Jahre überrascht durch Schärfe und Richtigkeit. Nichtsdestoweniger liegt es nicht an der Oberfläche, welche der zahllosen Dichter, mit denen er sich näher befreundete, auf sein eigenes Schaffen bestimmend einwirkten.

Der zweite Theil des vorliegenden Bandes dient der Schilderung der italienischen Irrfahrten des Dichters. Dieser Theil — wir müssen darin der Vorrede recht geben — gewährt allerdings einige Enttäuschung. Nicht als ob nicht auch er eine Fülle trefflicher Schilderungen,

---

1) **Die Tagebücher des Grafen August v. Platen.** Aus der Handschrift des Dichters herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler. II. Band. Stuttgart, Cotta 1900.

2) Beilage Nr. 53 vom 6. März 1897.

guter Kunsturtheile, kulturhistorischer Einzelheiten enthielte — allein das Persönliche tritt hiebei zu sehr in den Hintergrund und eine, wenn auch noch so gute Beschreibung Italiens — zu den vielen hunderten, die wir besitzen — vermag uns hiefür nicht zu entschädigen.

Wenn sich das unstäte Durchwandern Italiens seiner literarischen Produktivität weniger zuträglich erwies als er erhoffte, so war aber sicher hieran viel weniger „der Mangel an Liebe“, als der Mangel an Konzentration schuld, deren die Dichtung nicht minder bedarf als die Wissenschaft. Es dürfte kaum ein Beispiel dafür geben, daß ein Dichter Hervorragendes leistete, der ohne näheren Zusammenhang mit der Heimath ein unstätes Wanderleben führte. Platen selbst ist sich dessen allmählich bewußt geworden, wie so manche Stelle seines Tagebuches verräth: „Ich gehe nach Venedig und kann dort bleiben, so lange ich will; allein ich fühle mich im ganzen doch sehr unruhig, da ich doch nach und nach meinen Aufenthalt für einige Jahre irgendwo fixiren muß, wenn ich meine poetischen Arbeiten fördern will, die bei diesen beständigen Reisen nicht gedeihen.“ (Padua, den 14. Okt. 1829.) „Dieses ganze Jahr ist für mich das unfruchtbarste, dessen ich mich entsinne, und in acht Monaten habe ich nicht mehr als drei oder vier Gedichte und einige Epigramme geschrieben.“ (Venedig, 1. September 1833.) „Mit dem verlaufenen Jahr kann ich insofern wenig zufrieden sein, als ich so viel als gar nichts hervorgebracht habe. Meine Reisen waren zum Theil daran schuld.“ (Florenz, 1. Januar 1835.)

Das Leben des Dichters ist im übrigen äußerlich fast gänzlich ereignißlos. Außer den bereits erwähnten kleinen Romanen fehlt es durchweg an besonders hervortretenden Momenten, die erste Aufführung von „Treue um Treue“ in Erlangen etwa ausgenommen, welche Platens einziger dramatischer Erfolg bleiben sollte. Von Interesse sind außerdem seine Beziehungen zu berühmten Männern und solchen, die es später werden sollten. Von Seite Schellings erfuhr er Zeit seines Lebens thatkräftige Förderung; Goethe und Jean Paul brachten ihm Wohlwollen entgegen. Die Wallfahrten zu den beiden Letzteren sind ausführlich beschrieben. Es war auf einer Reise nach Göttingen und Jena im Jahre 1821, daß Platen auch Weimar berührte. „Ich fühlte mich in der That bewegt, als wir in Weimar einfuhren, das durch den gelben Anstrich seiner kleinen Häuser ein eigenes Aussehen gewinnt.“ „Das Theater ist nicht groß, aber freundlich und einfach.“ „Ueberall findet man Erinnerungen an die großen Dichter.“ Major v. Knebel erwirkte Platen und seinen Freunden eine Audienz bei Goethe, der seine Ghaselen gelobt hatte. Sie hatten bei Goethe's Buchdrucker gespeist. „Da kam ein Bedienter Goethe's und sagte uns, daß wir den Geheimrath um drei Uhr sprechen könnten. Wir waren in banger Erwartung, bis die Stunde kam.“ „Goethe wohnt außer der Stadt, am botanischen Garten. Seine Aussicht beschreibt er selbst einmal im ‚Divan‘. Das Haus hat von außen etwas alterthümliches; innen ist es winklicht, die Treppe äußerst schmal. Das Eckzimmer, das er bewohnt, ist geräumig und ganz ohne Prunk.“ „Von Goethe's Person wage ich kaum etwas zu sagen. Er ist sehr groß, von starkem, aber gar nicht ins Plumpe fallendem Körperbau. Bei seiner Verbeugung konnte man ein leichtes Zittern bemerken. Auch auf seinem Angesicht sind die Spuren des Alters eingeprägt. Die Haare grau und dünn, die Stirne ganz außerordentlich hoch und schön, die Nase groß, die Form des Gesichts länglich, die Augen schwarz, etwas nahe beisammen, und wenn er freundlich sein will, blitzend von Liebe und Gutmüthigkeit. Güte ist überhaupt in seiner Physiognomie vorherrschend. Er ließ uns auf das Sopha sitzen. . . . Bei der Feierlichkeit, die er verbreitet, konnte das Gespräch nicht erheblich werden und nach einiger Zeit entließ er uns wieder.“

An mehreren Stellen der Tagebuchblätter kehrt auch der Name Ignaz Döllingers wieder. Sie hatten sich im Juni 1818 zu Würzburg kennen gelernt; die gleichen Sprachstudien führten sie zusammen, aber ihren Beziehungen fehlte die gegenseitige Sympathie. Beide hatten viel aneinander auszusetzen. „Döllinger tritt nun bald in ein geistliches Seminarium; auch konnte ich höchstens mit ihm studiren, aber sein flaues, laues Wesen paßte wenig zu den meinigen.“ (Würzburg, 31. August 1818.) „Diesen Abend hatte ich kein unwichtiges Gespräch mit Döllinger. Er sagte, daß er mich erst heute zum klaren Bewußtsein gebracht hätte, und mir meine Fehler sagen wollte. Ich wäre nämlich unfriedlich, rechthaberisch und ein wenig Misanthrop, oder vielmehr, was die Italiener ritroso nennen.“ (5. Juli 1818.) Sie entzweiten sich und versöhnten sich wieder. „Je n'étais jamais son ami, mais je l'estimais“, schließt Platen die Berichterstattung darüber.

Eine Rolle spielte auch Justus Liebig im Jugendleben Platens. „Liebig zeigte sich in allem klar, bestimmt und solide. Wir machten später noch einen Spaziergang, und nachdem ich ihm meine Wohnung gezeigt hatte, führte er mich in die seinige, wo wir den Abend zusammen zubrachten. Hier lernte ich ihn auch von Seiten seines Herzens kennen. Er zeigte sich sehr offenherzig, vertraute mir manche Lebensverhältnisse, auch die Geschichte seiner chemischen Bildung, die mir sehr merkwürdig schien, und gab mir Beweise einer so plötzlichen und entschiedenen Zuneigung, daß ich wirklich darüber in eine Art von Erstaunen gerieth. So viel Liebe hatte mir noch Niemand, am wenigsten nach einer so kurzen Bekanntschaft bewiesen.“ (17. März 1822.) Und ein Jahr später schreibt Platen: „Da es morgen ein Jahr ist, seit ich Liebig kennen lernte, so erneute ich mir dessen Bild auf das lebhafteste. Er war der Einzige, dessen Umgang mir einen reichlichen Gewinn verschafft haben würde, der Einzige, dem ich meine Poesien, auch die an ihn gerichteten, mittheilen konnte, der Einzige, der mich mit wahrer inniger Liebe liebte.“ Auch dieses Verhältniß blieb nicht ohne Trübung. „Liebig beklagt sich, nicht ganz mit Unrecht, über das Wankelmüthige meiner Gemüthsart.“ (6. August 1824.) Und wenige Tage später: „Von Liebig habe ich wieder einen wunderlichen Brief erhalten . . . er sammle schon lange Beiträge, um meine Biographie zu schreiben, und hätte mich künstlicherweise in manche Lage gebracht, wodurch sich mein Wesen annäherungsweise erkennen ließe. Dies ist freilich auf der einen Seite eine sonderliche Art von Freundschaft und auf der anderen verdiene ich so vielen Antheil nicht.“

Diese Stelle erklärt den baldigen Bruch zwischen den auch räumlich getrennten Freunden wohl genügend, und es darf kaum wundernehmen, daß Platen sich nicht veranlaßt sah, dem jungen Chemiker weiteres Beobachtungsmaterial über sich zu senden.

Man kann den beiden Herausgebern nicht dankbar genug sein, die Siegel von diesen Tagebuchblättern genommen und Bedenken zurückgedrängt zu haben, die unsrer Zeit nicht würdig wären. Die deutsche Literatur hat nicht viele Selbstbekenntnisse von dieser Bedeutung, und der Werth dieses Werkes ist kein vergänglicher. Bietet es doch den Werdeprozeß eines hervorragenden Talentes, das Bild eines eigenartigen, reinen Charakters, eine Fundgrube für die Literaturgeschichte. Die mit vorzüg-

lichen Registern und einer Fülle gelehrter Anmerkungen versehene Ausgabe ist tadellos und die dagegen erhobenen Einwendungen sind unbegründet. Möchten die beiden verdienten Verfasser ihre erprobte Kraft nur recht bald auch an die Herausgabe des Briefwechsels Platens wenden! B=m.

Mittheilungen und Nachrichten.

Le droit au produit intégral du travail par *Anton Menger,* traduit par *Alfred Bonnet,* Paris, V. Giard & E. Brière 1900. — Die von mir vor wenigen Monaten besprochene englische Uebersetzung des Anton Menger'schen Buches hat auf französischem Boden ein interessantes Seitenstück gefunden. Von der Bibliothèque internationale d'économie politique, welche Alfred Bonnet derzeit herausgibt, bildet „Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag“ in einer vom Herausgeber nach der zweiten Auflage sorgfältig ausgeführten Uebersetzung die zweite Nummer. Wenn man von der englischen Ausgabe sagen kann, daß sie durch Professor Foxwells literaturgeschichtliche Einführung und bibliographische Beigaben den Werth eines neuen Werkes besitzt, so hat andrerseits auch die französische Ausgabe durch ihre „introduction“ an Interesse nur gewonnen. Charles Andler, der Verfasser dieser Einleitung, macht zunächst den interessanten Versuch, mit Heranziehung des Menger'schen Buches „Ueber das bürgerliche Recht und die besitzenden Volksklassen“ ein System der gesammten Sozialphilosophie seines Autors in leider nur zu kurzen und flüchtigen Zügen zu entwerfen. Sodann bestrebt sich Andler, die Summe der seitherigen Forschungen zu ziehen und dem vorliegenden Buche gegenüber eine positiv kritische Stellung einzunehmen. Auf Grund des neuen Werkes von Aftalion über Sismondi reklamirt der französische Kritiker für Sismondi's Werke jene Bedeutung einer gemeinsamen Quelle, welche Anton Menger bekanntlich der Thompson'schen Inquiry gegenüber den Gedankenkreisen eines Marx und Rodbertus zuschreibt. Auch verwerthet Andler die Forschungen von Effertz zur theoretischen Kritik des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag und verlangt als theoretische Basis jeder gerechten Vertheilung des nationalen Ertrages eine „Tarifikation“ des Güterwerthes mit Berücksichtigung nicht bloß der Arbeitsmengen, sondern auch der in den Gütern enthaltenen Rohstoffquantitäten und der Arbeitsqualitäten. Es ist zu bedauern, daß Andler auch diese Ideen, die zu einer Synthese des Saint=Simonismus, Fourierismus und Marxismus führen sollen, nicht ausführlicher entwickelt hat. Das Buch selbst dürfte in Frankreich um so anregender wirken, als die Uebersetzung sich nicht nur formal wie ein Originalwerk liest, sondern auch inhaltlich erst recht den geistigen Zusammenhang des Autors mit Frankreich hervortreten läßt. Viele Stellen lesen sich wie in und für Frankreich geschrieben; ich erinnere nur beispielsweise an jene bekannte Stelle des Schlußkapitels, in welcher vor der Schaffung neuer arbeitsloser Einkommen mit Worten gewarnt wird, die jetzt geradezu wie auf spezifische Uebelstände Frankreichs gemünzt erscheinen. Prof. Dr. Feilbogen (Wien).

Das Komische. Eine Untersuchung von Dr. Karl Ueberhorst, ord. Professor der Philosophie an der Universität Innsbruck. (Bd. II: Das Fälschlich=Komische. Besondere Erscheinungen des Komischen. Witz, Spott und Scherz. Nachträge zur Lehre vom Wirklich=Komischen.) XVI, 824 S. Leipzig, Georg Wigand 1900. — Referent hat bereits früher (vgl. Beil. Nr. 117 vom 26. Mai 1898) darzulegen versucht, daß und warum er die Eintheilung, die dem Ueberhorst'schen Buche zugrunde liegt, für verfehlt hält. Da aber der Verfasser trotz so vieler ablehnender Stimmen an seiner Eintheilung festhält und sogar „sich nicht fürchtet, zu sagen, daß spätere Zeiten sein Werk denen der Bahnbrecher der Wissenschaft, eines Copernikus, Galilei, Descartes, Harvey, Jussieu und Linné, Adam Smith, Lavoisier, Bopp, Fechner und Anderer zuzählen werden“, sei auf diese Einwände nochmals hier eingegangen. Ihr Kern ist, daß es ein „scheinbar“ oder „fälschlich“ (!) Komisches für die psychologische Analyse überhaupt nicht gibt. Das Komische ist doch nicht eine absolute Qualität, die einem Seienden irgendwie objektiv inhärirte, sondern zunächst ein psychisches Erleben, auf welches, wie auf alle direkten psychischen Erlebnisse, die Kategorien von Wahr und Falsch, Schein und Wirklichkeit u. s. f. gar nicht angewandt werden können. Freilich wird der Begriff des Komischen sekundär auch auf objektive Geschehnisse übertragen, in Konsequenz eines ganz allgemeinen Bestrebens zur Objektivation unsrer Bewußtseinserlebnisse. Diese Objektivation ist praktisch unschädlich und aus Gründen der Zweckmäßigkeit vollkommen berechtigt; nur der Philosoph, zu dessen Aufgaben doch die Zerlegung des „Objektiven“ in seine subjektiven Elemente gehört, darf ihr eben nicht zum Opfer fallen. Wenn uns „ein und derselbe“ Thatbestand das eine Mal als komisch, das andere Mal auf Grund neuer Erfahrungen als „nur scheinbar komisch“ erscheint, so liegen in Wahrheit zwei wesentlich verschiedene Erlebenszusammenhänge vor, von denen nur der erste mit dem Merkmal des Komischen ausgestattet ist und daher allein in einer Psychologie der Komik behandelt werden darf. Was würde man zu einer Zoologie sagen, die die Fische in „wirkliche“ und „scheinbare“ Fische eintheilen und zu letzteren etwa die Walfische rechnen wollte? Im übrigen zeigt dieser Band, wie der erste, Eigenthümlichkeiten, die den Verfasser in der That berechtigen, sein Buch den „eigenartigen, von der gewöhnlichen Schablone abweichenden Geistesprodukten“ beizuzählen. Er bringt, wie der erste, ein Minimum sachlicher Ausführungen, wird dagegen zu vier Fünftel von „Beispielen des Scheinbar=Komischen“, zumeist aus der Literatur, ausgefüllt; Prinzip für die Auswahl dieser Beispiele ist dabei, im Zusammenhang mit der im ersten Bande gegebenen „Ethik als Tugendlehre“, die wiederum das Buch eröffnende Definition: „Ein Fälschlich=Komisches ist jeder auf eine andere Person fallende, jedoch von uns als solcher erkannte falsche Schein eines Zeichens einer schlechten Eigenschaft, vorausgesetzt, daß derselbe keine uns unangenehm berührenden schlimmen Folgen für sie hat oder hatte und daß uns an uns selbst kein Zeichen eben jener schlechten Eigenschaft zum Bewußtsein kommt und auch nicht scheinbar ein solches bei uns vorhanden ist.“ Auch der kaum lesbare Stil und die merkwürdigen Vorreden sind beiden Bänden gemeinsam: dort bestreitet Ueberhorst, daß er in Innsbruck zum „Satrapen“ Roms geworden sei, hier wendet er sich, neben einer massiven Polemik gegen einige seiner Kritiker, gegen die wider ihn ausgesprengte Verdächtigung des Antisemitismus. — Ueberhorst spricht die Ueberzeugung aus, daß seine Arbeit „schließlich in allen ihren Theilen (sie enthält, wie gesagt, zu gut vier Fünftel Citate aus der schönen Literatur) als die richtige Lösung des Problems Anerkennung finden wird“ und betrachtet sie „als eine erste Arbeit zur Begründung einer exakten Aesthetik“. (!) Den Beifall des Referenten hätte er mehr, wenn er, statt diese Art Selbstkritik zu üben, das auch von ihm hoch gerühmte Beispiel Friedrich Theodor Vischers nachahmte, der seine Lehre vom Komischen bekanntlich noch im hohen Alter als irrig erkannt und zurückgenommen hat.

Erlangen. Karl Schneider.

Verner v. Heidenstam: Klassizität und Germanismus. Einige Worte über den Weltkampf. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von E. Steine. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben 1900. — Dieser Betrachtung ist es mit Vielem, was heute unter dem Einfluß modernster Kulturphilosophen geschrieben wird, gemeinsam, reich an Feinheiten und hübschen Einzelheiten, aber aphoristisch, in den Aufstellungen, vielleicht hier und da auch in der Kenntnißgrundlage und allzu unentschlossen zu straffer, ergebnißklarer Gedankenführung zu sein. Der müde Untertitel „Einige Worte“ ist bezeichnend für das Ganze. Für einen „Franzosen des Nordens“, der zugleich ein feingebildeter Mann von Weltkenntniß ist, mußte es anziehend, wenn nicht eine Art Gewissenssache sein, die Kulturparteien des sinkenden Romanenthums und des Germanenthums, dessen Triumph er doch vielleicht noch überschätzt, abwägend und kritisch ins Auge zu fassen. Denn wesentlich das neuere Romanenthum ist es, was der Verfasser unter dem Ausdruck der Klassizität faßt, umsomehr, als er den Romanismus der Kirche gänzlich aus dem Spiele läßt, das Christenthum vielmehr als mit dem Germanismus verschmolzen ansieht. Im Gegensatz zu jener

auf Objektivität und aristokratische Ehrfurcht vor dem Schönen gerichteten Kultur, die am gesammeltsten im Hellenenthum zur Erscheinung kam, aber auch Rom berührte und ihre Jünger in den romanischen Völkern besitzt, ist der Germanismus subjektiv, und anstatt im reinen Schönheitsempfinden hat er seine Hauptwirksamkeit in den weitumfassenden Bethätigungen des ihm angeborenen Humors. Sind dies im großen und ganzen — das Verhältniß zum Christenthum näheren Unterscheidungen vorbehalten — alt anerkannte Wahrheiten, so wird man sich doch vielfach im Gegensatz zu den darauf basirten weiteren Ausführungen und ihrer Logik befinden. Zum Beispiel ließe sich dem Satze „Der Freisinn ist Gallier, die Demokratie Deutsche" das Umgekehrte gegenüberstellen: „Die Nivellirung ist gallisch-romanisch und eben auch eine Erscheinungsform des Objektivismus; die Individualität und ihr stetes Durchkreuzen der Vereinheitlichung ist germanisch." Und man würde dabei über bessere Belege verfügen, als die Hinweise (nicht Beweise), die der Verfasser für seine These hat. Indessen kommt es im Grunde offenbar weniger auf das Demokratische als auf das Plebejische an, als den rechten Gegensatz gegen das Aristokratische. Das klingt ja gröber, aber erst wenn man sich dies klar macht, gewinnen manche Ausführungen des Verfassers an Stichhaltigkeit. Unbestreitbar schreibt er uns, seine Landsleute immer in erster Linie miteingeschlossen, manche zutreffende Beobachtung ins Stammbuch, z. B. den echt plebejischen Hang zum Geltendmachen von Standesunterschieden. Ich wähle dieses Beispiel als besonders geeignet, daran zu erinnern, daß plebejisch und demokratisch durchaus nicht dasselbe ist. Man sieht zugleich, daß sich die Erörterungen über den germanischen Demokratismus auf viel zu scharfer Schneide bewegen, um durch oftmals so verfehlte Behauptungen, wie die folgende, gefördert zu werden: „Bundschuh! Bundschuh! Bundschuh! war jederzeit das Feldgeschrei, das tausendfältig in den Schaaren der Germanen wiederhallte, und immer noch wird auf ihren flatternden Tüchern, wenn auch überstickt von Schildern und Adlern, das Abzeichen des volksthümlichen Bundschuhes bewahrt." — Das Schriftchen wird schwerlich irgend Jemand zu einer Gegenbeweisführung gegen das Mancherlei, was darin schief und unhaltbar ist, herausfordern oder zu einer revanchirenden Ergänzung. Anregend genug ist es, wenn auch oft nur in dem Sinn, daß man sich klar macht, vielmehr das Gegentheil würde zutreffend sein und sich besser begründen lassen. Ed. Heyck.

Wesen und Bedeutung des modernen Realismus. Kritische Betrachtungen von Dr. Bernhard Maydorn. Leipzig, Ed. Avenarius 1900. — Dies Büchlein soll „ein Zeugniß sein, wie viele andere, von dem, was über die moderne Richtung in der Kunst im Publikum gedacht und gesagt wird, damit dem Erfreulichen desto mehr Anerkennung werde, das Aergerliche aber nicht unwidersprochen bleibe." Diese Absicht ist gewiß lobenswerth, wennschon ich, offengestanden, von derlei kritischem Dilettantismus gerade kein Freund bin. Was der Verfasser zu sagen hat, ist bekannt. Daß er den Realismus der Moderne in Bausch und Bogen ablehnen zu müssen glaubt, das geht zu weit. Das Büchlein könnte flotter im Stil, präziser und konziser in der Gedankenentwicklung sein. Sätze wie: „der Begriff der Schönheit steht eben heute auf einem anderen Brette als früher, und jedes Ankämpfen dagegen ist eine Donquichoterie ...." sind doch gar zu nichtssagend und schlecht ausgedrückt. Merkwürdig berührt es, wenn er von dem Realismus im Götz oder den Räubern sagt: „Jener jugendliche Realismus unsrer Dichtergrößen ist daher wohl zu ertragen, aber nicht zu beschönigen" ... und ihm weiterhin die Existenzberechtigung abspricht. Und Kabale und Liebe und die Volksscenen im Egmont, sind die auch nur zu ertragen und nicht zu beschönigen? ... Die Verknüpfung des modernen Realismus mit der realistischen Periode Goethe's und Schillers, der Sturm- und Drangperiode überhaupt, scheint Maydorn zu ignoriren. Solcher Rügen wären noch manche zu ertheilen, wenn wir den strengkritischen Maßstab nicht lieber in der Tasche lassen würden. Jedenfalls: halb so lang und besser in Form und Gedanken! Dann möchte Maydorns Expektoration wohl als ein Theilchen der vox populi Geltung beanspruchen dürfen.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

* **Aus Oesterreich.** Der Honorardozent der deutschen technischen Hochschule in Prag, Ludwig Storch, wurde zum außerordentlichen Professor der physikalischen Chemie an der genannten Hochschule ernannt.

* **Paris.** Die Akademie der Medizin wählte den Professor der Chemie an der Berliner Universität, Fischer, einstimmig zu ihrem auswärtigen Mitglied.

* **Aus Italien.** In der diesjährigen Versammlung der italienischen laryngologischen Gesellschaft, welche in Neapel stattfand, wurden die Laryngologen Prof. Paul Heymann (Berlin) und v. Schrötter (Wien) zu Ehrenmitgliedern ernannt.

* **Aus Rußland.** In Moskau starb der Universitätsprofessor Valerian v. Schaeffer im 36. Lebensjahr. Er wirkte von 1889—1892 als Privatdozent und seit 1892 als außerordentlicher Professor für altrömische Literatur an der Universität Moskau. — Die drei Universitäten Moskau, St. Petersburg und Kijew haben den Geh. Justizrath Prof. Dr. H. Dernburg zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum zum Ehrenmitglied ernannt.

* Wie die „Kölnische Zeitung" berichtet, sind Professor Dr. Behrens aus Göttingen und der frühere Chefarzt der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika, Dr. Arning, in Konstantinopel eingetroffen, um die letzten Vorbereitungen für eine wissenschaftliche Reise nach Anatolien und Mesopotamien zu erledigen. Es sind vor allem botanische Forschungen ins Auge gefaßt. Professor Behrens hat gleichartige Studien schon in der Sahara und ihren Schotts gemacht und will jetzt die Flora der großen kleinasiatischen Salzsteppe erforschen.

* Die 25. Wanderversammlung der südwestdeutschen Neurologen und Irrenärzte findet, wie uns berichtet wird, am 26. und 27. Mai in Baden-Baden statt. Nach den Begrüßungsansprachen werden die Professoren Dr. Erb (Heidelberg) und Dr. Fürstner (Straßburg) Bericht über die Leistungen der Versammlungen während der 25 Jahre ihres Bestehens erstatten. Bisher sind 18 Vorträge angemeldet.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. med. Middendorp: Die Beziehung zwischen Ursache, Wesen und Behandlung der Tuberkulose. Vortrag, gehalten auf dem Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit in Berlin am 25. Mai 1899. — Der Anspruch der Beamten aus dem Supernumerariat im Eisenbahnabfertigungsdienst und seine öffentliche Behandlung. Berlin, Preuß 1900. — A. H. Fried: Die Haager Konferenz, ihre Bedeutung und ihre Ergebnisse. Berlin, Bermühler 1900. — Sigurd Alfar: Zwei Königskinder. Rhapsodie. Höchst a. M., Apollo-Verlag. — Die taktische Schulung der preußischen Armee durch Friedrich den Großen (1745—1756). (Kriegsgeschichtliche Einzelheiten, hgb. vom Großen Generalstabe. Heft 28/30.) Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — Ed. Tönnies: Leben und Werke des Würzburger Bildschnitzers Tilmann Riemenschneider (1468—1531). (Studien zur Deutschen Kunstgeschichte, Heft 22.) Straßburg, Heitz 1900. — Beiträge zur Darstellung der Wirthschaftsverhältnisse des Kleingrundbesitzes in Oesterreich. Hggb. vom Exekutivkomité für die Oesterreichische Landwirthschaftliche Ausstellung in Paris 1900. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1900. — L. Calmoleone: König Enzio. Dramatisches Gedicht. Triest, Schimpff 1900. — A. N. Apuchtin: Das Archiv der Gräfin D. Breslau, Schottländer. — G. de Vinci: Hilda. Ebd. — A. Schilling: Dunkelwege. Ebd. — A. Meebold: Allerhand Volk. Berlin, Vita. — Rich. Braungart: Uebergänge. Junge Lieder. Dresden u. Leipzig, Pierson 1900. — Dr. Ernst Gystrow: Die Soziologie des Genies. Berlin, Verlag der Sozialist. Monatshefte 1900. — Zwenger: Das Feldhaubitzmaterial 98. Berlin, Liebel 1900. — Ed. Löwenthal: Der Bankrott der Darwin-Haeckel'schen Entwicklungstheorie und die Krönung des monistischen Gebäudes. Berlin, Ebering 1900. — Zwei Berichte des Marine-Stabsarztes Dr. Matthiolius und acht Berichte der Aerzte der vom Zentralkomitee der Deutschen Vereine vom Rothen Kreuz auf den südafrikanischen Kriegsschauplatz entsandten Sanitätsabordnungen. Ebd.

Jahrgang 1900. München, Montag, 14. Mai. Nummer 110.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Tetzel.

Johann Tetzel gehört zu jenen geschichtlichen Gestalten, denen um ihrer selbst willen keine Aufmerksamkeit geschenkt werden würde, sondern die ihr Fortleben in der Geschichte dem Umstande verdanken, daß sie plötzlich in eine weltgeschichtliche Konstellation gerückt werden, aus der sie nicht mehr zu entfernen sind. Der Dominikanermönch, der die unmittelbare Veranlassung zu Luthers Auftreten gab, unterscheidet sich weder im Guten noch im Schlechten von zahllosen Ablaßpredigern, die Deutschland durchzogen. Aber gerade dadurch, daß er es war, der, ohne es zu wollen, den Stein ins Rollen brachte, ist er aus einer einzelnen unbedeutenden Persönlichkeit zu einem Typus geworden, und man kann ihn, nach dieser Richtung, mit anderen typischen Gestalten des Reformationszeitalters, etwa mit Faust vergleichen, wobei selbstverständlich die grundsätzliche Verschiedenheit der geistigen Gebiete, die sich in den erwähnten Persönlichkeiten gewissermaßen verdichten, nicht vergessen werden darf. In der That ist Tetzel zu einer Gestalt geworden, auf die zahlreiche Züge anderer Ablaßprediger und Mönche, wie sie damals in Deutschland umliefen und mit Behagen weiter erzählt wurden, übertragen worden sind. Weil durch den Ablaßstreit sein Name erhalten blieb, wurde er unwillkürlich zum Helden der zahlreichen Schwänke, in denen Ablaßverkündiger eine meist wenig beneidenswerthe Rolle spielten. Dabei braucht man noch keineswegs an böswillige Erfindung zu denken; man hat es vielmehr mit einem Zuge der Sagenbildung zu thun, wie er in allen Zeitaltern bis auf unsre Tage hinab beobachtet werden kann. Daß es aber auch an manchen absichtlichen oder doch wenigstens leichtfertig nachgesprochenen Verleumdungen nicht fehlte, kann man im 16. Jahrhundert nicht für unwahrscheinlich halten; ist es doch in dieser Zeit etwas ganz gebräuchliches, dem Gegner böse Dinge nachzureden; keine der Religionsparteien des 16. Jahrhunderts erweist sich in diesem Punkte als ganz einwandfrei. So ist denn Tetzels Leben, von dem wir ohnehin nicht allzuviel wissen, vielfach durch Legendenbildung entstellt worden, und der Versuch ist gewiß durchaus gerechtfertigt, einmal allen diesen mehr oder weniger legendarischen Zuthaten zuleibe zu rücken und zu untersuchen, ob sie einen irgendwie haltbaren Kern enthalten oder nicht. Eine andere Aufgabe ergibt sich aus der Nothwendigkeit, die Art, in der Tetzel den Ablaß verkündigte, zu prüfen, zumal auch hier die sagenbildende Kraft den Thatbestand nicht selten verdunkelt hat. Nach beiden Richtungen hin verdanken wir dem verdienten katholischen Forscher N. Paulus bereits werthvolle Aufschlüsse, welche in einer lesenswerthen Arbeit im Jahrbuch der Görres-Gesellschaft niedergelegt sind; man darf daher eine von ihm jetzt dargebotene zusammenfassende Studie über diesen Gegenstand mit Freude willkommen heißen. Seine Biographie Tetzels (Johann Tetzel, der Ablaßprediger. Von Dr. Nikolaus Paulus. Mainz. Kirchheim 1899) stellt denn auch den Stoff mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit vortrefflich dar. In der Beurtheilung der religiösen Verhältnisse zeigt der Verfasser das löbliche Streben nach Unparteilichkeit, das schon in seinen früheren Arbeiten wohlthuend berührte; daß in der Auffassung sein Standpunkt streng katholischer Anschauung sich geltend macht, wird gewiß Jedermann nur billig finden und als das gute Recht des Autors betrachten. Andrerseits nehmen wir natürlich ebenso auch für uns das Recht in Anspruch, unsre abweichende Ansicht in der Beurtheilung einzelner in Betracht kommender Fragen zum Ausdruck zu bringen.

Joh. Tetzel ist in Pirna, nicht, wie man einige Zeit annahm, in Leipzig, wohl um 1465 geboren, bezog im Wintersemester 1482/83 die Leipziger Universität, wo er 1487 zum Baccalaureus der freien Künste promovirt wurde. Sehr bald darauf wird er wohl in den Dominikanerorden eingetreten sein, doch ist über Ort und Zeit, sowie über seine theologischen Studien und die erste priesterliche Thätigkeit nichts bekannt. Im Jahre 1509 wurde er vom Ordensgeneral Cajetan zum Inquisitor ernannt; diese Thatsache, sowie die von Cajetan ertheilte Erlaubniß, sich zum Doktor der Theologie promoviren zu lassen, scheint darzuthun, daß es mit seinen Kenntnissen doch besser stand, als man gewöhnlich annimmt. Als Tetzel das Amt eines Inquisitors erhielt, war er Mönch im Kloster zu Glogau. Das sind die wenigen Nachrichten, die sich über die ins 15. Jahrhundert fallenden Lebensjahre Tetzels beibringen lassen; wirkliches Licht fällt eigentlich nur auf sein späteres Leben. Zwar daß er schon im Jahre 1502 als Ablaßprediger aufgetreten sein soll, läßt sich nicht quellenmäßig erweisen; seine Thätigkeit in dieser Eigenschaft ist mit Sicherheit erst seit 1504 festzustellen. Und zwar war er zunächst zur Verkündigung des Ablasses thätig, der, für den deutschen Orden zum Zweck eines Zuges gegen die Russen ausgeschrieben, seit 1503 genehmigt worden war, aber infolge des Todes Alexanders VI. erst 1504 wirklich in Angriff genommen werden konnte. Tetzel hat nun bei der Verkündigung dieses Ablasses unzweifelhaft schon eine bedeutende Rolle gespielt. Er wurde für ganze Diözesen Generalkommissär, erscheint daher in den Jahren 1504 bis 1510 in den verschiedensten Landschaften. 1504 bis 1506 war er in den Diözesen Merseburg und Naumburg thätig. Dabei führte ihn sein Weg nach Leipzig (Ende 1505 und Anfang 1506) und nach Zwickau. Aus seinem Aufenthalt in der letztgenannten Stadt besitzen wir ein urkundliches Zeugniß in einem Schreiben Tetzels an Kurfürst Friedrich den Weisen, worin der Ablaßprediger sich beschwert, daß der Zwickauer Syndikus

Dr. Koch ihn „schändlich gescholten" habe. Es wird sich dabei um einen jener Konflikte zwischen den antikurialen Neigungen einzelner weltlicher Obrigkeiten und den Bettelmönchen gehandelt haben, die durch Tetzels Auftreten noch verschärft worden sein mögen. Jedenfalls muß Tetzels Aufenthalt in Zwickau großes Aufsehen hervorgerufen haben, denn noch später wußte man im Volke davon anekdotische Züge zu erzählen. Es sind die bekannten Schwänke, wie man sie von geldgierigen, aufschneiderischen Ablaßkrämern zu berichten pflegte. Man wird Paulus darin unzweifelhaft recht geben, daß die Wahrheit dieser beiden Erzählungen keineswegs als erwiesen betrachtet werden kann. Nur soviel kann man wohl daraus folgern, daß Tetzels Auftreten in Zwickau allgemein aufgefallen ist, so daß die Persönlichkeit des Mannes, vielleicht auch seine marktschreierische Art, den Leuten in der Erinnerung geblieben ist. Nach der Verlängerung des Ablasses predigte Tetzel in Köln, Aachen und Lüttich; dann war er Anfang 1508 in Sachsen, wo er mit dem Bischof von Meißen eine Vereinbarung traf. Er kam in jener Zeit nach Meißen, Freiberg, Annaberg und Dresden; Ende 1508 gelangte er über Bautzen nach Görlitz. Ein Zeugniß über Tetzel in den durch den Stadtschreiber Joh. Haß geschriebenen Görlitzer Rathsannalen verliert durch Paulus' einleuchtende Darlegungen sehr an Werth. 1509 sehen wir Tetzel dann in Bautzen; Ende des Jahres begab er sich über Schwaben nach Straßburg, wo er wieder als Kommissär thätig war. Er scheint dann die wichtigsten fränkischen und schwäbischen Städte aufgesucht zu haben und erschien dann Juli 1850 wieder in Annaberg. Aus dieser Zeit stammt der Bericht, den Friedrich Mykonius über Tetzel gegeben hat; die allbekannte Erzählung, wie der junge Schüler als Armer einen Ablaßbrief umsonst beansprucht habe und von Tetzel abgewiesen sein soll, ist unzähligemal nacherzählt worden. Paulus bemüht sich, die Unrichtigkeit der ganzen Erzählung nachzuweisen; indessen sind die von ihm aufgedeckten Unwahrscheinlichkeiten doch nicht so groß, daß man dadurch gezwungen würde, die von Mykonius berichteten Thatsachen ohne weiteres abzuweisen. Zugegeben mag werden, daß sich in seinem Gedächtniß manches verschoben und er daher im einzelnen gelegentlich Irriges berichtet hat. Auch hat man meines Erachtens keinen Grund, an seiner Glaubwürdigkeit zu zweifeln. In den Jahren 1510 bis Anfang 1516 läßt sich Tetzel überhaupt nicht nachweisen; auch Vermuthungen über seinen etwaigen Aufenthalt sind kaum aufzustellen. Er tritt erst wieder auf, als der Ablaß zum Zweck des Ausbaues der Peterskirche ausgeschrieben wurde. Tetzel war zuerst im Dienst des zum Ablaßkommissär ernannten Italieners Johann Angelus Arcimbold; er erscheint als Vertreter Arcimbolds in Meißen und Wurzen. Dann aber trat er Ende 1516 oder Anfang 1517 in die Dienste des Erzbischofs Albrecht von Mainz, der bekanntlich den Ablaß für Deutschland unter der Bedingung übernommen hatte, daß ihm die Hälfte des Ertrages zufließen sollte. Es handelte sich um ein ganz gewöhnliches Geldgeschäft, bei dem selbst das kleinste religiöse Deckmäntelchen fehlte. Nach Mykonius' Bericht, den ich auch hier trotz gelegentlicher Ungenauigkeiten in seinem Kerne nicht für irrig halten möchte, hat sich Tetzel Albrecht als Kommissär angeboten; die Thatsache ist gewiß bei dem bekannten Wesen Tetzels nicht unwahrscheinlich. Ende Januar 1517 war Tetzel in Eisleben und gerieth hier mit einem der Räthe des Grafen von Mansfeld, Johann Ruhel, in Zwist. Dieser scheint sich ungünstig über Tetzel geäußert zu haben, worauf Tetzel ihm einen Brief schrieb, der zwar schon 1730 gedruckt worden, aber bisher so gut wie völlig unbekannt geblieben ist. Das Schreiben ist im höchsten Maße interessant, weil es uns ein ungemein lebendiges Bild von der Persönlichkeit des Mannes gibt, der uns als ein eingebildeter, anmaßender und auf seine Kenntnisse und Würden pochender Mensch erscheint. „Der Ruhm meines Namens," schreibt er, „ist durch Italien und viele Reiche und durch das ganze Deutschland verbreitet; auch habe ich die Ströme der Theologie und des geistlichen Rechtes angesichts der Universitäten des gesammten Deutschland ausgegossen, und keine von ihnen hat mich jemals verachtet." Von Eisleben kam Tetzel nach Leipzig, wo ihm indessen durch Herzog Georg die Ablaßpredigt verboten wurde; daß Tetzel schon vorher sein Erscheinen und seine Ablaßverkündigung in der ebenfalls zum Herzogthum Sachsen gehörenden Stadt Annaberg angekündigt habe, halte ich nicht für ausgeschlossen und sehe daher keinen Grund, das diese Thatsachen bezeugende Schriftstück mit Paulus als zum Theil unecht abzuweisen. Dagegen ist Tetzels Aufenthalt in Wittenberg in das Gebiet der Fabel zu verweisen, während sein Auftreten in Berlin bezeugt ist. Vorher war er in Jüterbogk gewesen, und hatte durch seine Predigten Luther die Veranlassung zu seinen Thesen gegeben.

Es folgt nun Tetzels Auftreten gegen Luther, seine im Interesse der Polemik erfolgte Doktorpromotion an der altgläubigen Frankfurter Universität, und die Wendung, die dann infolge des Erscheinens Miltitzens eintrat. Bei der Stellung, die Miltitz unter dem Eindruck der Volksstimmung gegen Luther einnahm, sah er sich andrerseits genöthigt, gegen Tetzel einzuschreiten, und er that das in einer Weise, die in uns ein unwillkürliches Mitleid mit dem Delinquenten erweckt. Indessen entriß diesen bald der Tod allen Leiden. Während die Leipziger Disputation begann, die nunmehr Luthers Bruch mit der katholischen Kirche endgültig feststellen sollte, starb Tetzel, dessen letzte Tage durch freundlichen Trost, den ihm Luther brieflich spendete, vielleicht verschönt worden sind. Auch für diesen Abschnitt hat Paulus werthvolle neue Aufschlüsse gegeben. Namentlich halte ich es für wahrscheinlich, daß die Behauptung, Tetzel sei wegen Ehebruchs von Maximilian I. zu Innsbruck zum Tode durch Ertrinken verurtheilt, von Friedrich dem Weisen aber losgebeten worden, nach Paulus' Untersuchungen sich nicht mehr aufrecht erhalten läßt. Auch darin wird man dem kundigen Verfasser zustimmen, daß die von Militz über Tetzel berichteten Thatsachen an sich noch keine Glaubwürdigkeit verdienen. Ueberhaupt wird man namentlich für das 16. Jahrhundert, wo fortgesetzt die ärgsten Verleumdungen über den Gegner ausgestreut wurden, gut thun, die äußerste Vorsicht walten zu lassen und jedenfalls Berichte über das sittliche Leben nicht eher als richtig anzunehmen, bis sie durch die unverdächtigsten Zeugnisse dargethan sind. Das ist hier nicht der Fall, und darum thut man am besten, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Der wichtigste Abschnitt in Paulus' Schrift beschäftigt sich mit Tetzels Ablaßlehre. Hier hat der Verfasser eine ungemein ausgebreitete Belesenheit entfaltet, und man muß für seine lehrreichen Darlegungen dankbar sein, ohne daß man sich deßhalb in jeder einzelnen Frage auf seinen Standpunkt zu stellen braucht. Das Gesammtergebniß seiner überaus sorgfältigen Forschungen hat Paulus selbst zusammengefaßt, und es wird sich daher empfehlen, es mit seinen Worten wiederzugeben: „Was Tetzels Ablaßlehre betrifft, so muß man, um dieselbe richtig beurtheilen zu können, genau unterscheiden zwischen dem Ablaß für die Lebenden und dem Ablaß für die Verstorbenen. Bezüglich des ersten Ablasses hat

Tetzel durchaus korrekt gelehrt, und der Vorwurf, er habe den Ablaß um Geld verkauft, ohne Reue zu fordern, ist unberechtigt. Anders steht es mit der Anpreisung des Ablasses für die Verstorbenen; daß der Dominikaner wenigstens dem Inhalte nach die Lehre vorgetragen habe: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt", ist keinem Zweifel unterworfen. Er konnte sich dabei auf eine Schulmeinung stützen, die von hervorragenden Theologen vertreten wurde, eine Schulmeinung, die zwar ganz unsicher ist, die jedoch Ablaßpredigern, denen es nur darum zu thun war, viel Geld zu sammeln, zu ihrem Zweck trefflich diente. Daß aber bei Tetzel die Absicht, „Geld auszugewinnen", zu sehr in den Vordergrund trat, hat ihm selbst ein Zeit- und Ordensgenosse zum Vorwurf gemacht."

Man kann von Tetzel nicht sprechen, ohne sein Verhältniß zu Luther zu berücksichtigen. Paulus untersucht die Gründe für Luthers Auftreten und legt an diese den Maßstab der katholischen Theologie an. Unter diesen Umständen wird Jemand, der die Dinge vom rein geschichtlichen Standpunkt aus zu betrachten gewohnt ist, wiederholt Gelegenheit haben, gegen das ausgesprochene Urtheil Einspruch zu erheben. So würde ich kein Gewicht auf die gelegentliche Aeußerung Luthers in den Resolutionen zu den Ablaßthesen legen (1518), wo behauptet wird, der Papst könne auch unbußfertigen Sündern Ablaß, d. h. Nachlassung der kirchlichen Bußstrafen ertheilen. Es ist das eben noch einer von den zahlreichen Resten der mittelalterlichen Anschauungen, wie sie sowohl in den Thesen wie in den Resolutionen unmittelbar neben den neuen religiösen Erwerbungen stehen, mit denen sie thatsächlich ganz unvereinbar sind. Ebenso scheint mir Paulus Luthers Worte zuweilen zu stark zu pressen. Wenn Luther den Ablaßpredigern vorwarf, daß sie das Volk in eine fleischliche Sicherheit einwiegten, so will Paulus aus Luthers Lehre den Nachweis führen, daß Luther zu einem derartigen Vorwurf kein Recht hatte. Er zieht zu diesem Zweck eine Aeußerung an, die Luther von der Wartburg im Sommer 1521 an Melanchthon richtete: „Sei ein Sünder und sündige tapfer, aber noch tapferer glaube und freue dich in Christus, welcher ein Besieger der Sünde, des Todes und der Welt ist. Es muß gesündigt werden, so lange wir hienieden leben. . . . Es genügt, daß wir das Lamm erkennen, welches die Sünde der Welt hinwegnimmt. Von diesem Lamm wird uns die Sünde nicht losreißen, wenn wir auch tausendmal an einem Tage Buhlerei treiben oder ebenso viele Todtschläge begehen." Wer Luthers Ausdrucksweise kennt, weiß, daß in diesen Worten, allerdings in etwas übertriebener und paradoxer Weise, der Grundgedanke zum Ausdruck kommt: der Mensch wird immer ein Sünder bleiben und kann sich vor der Sünde und ihren Folgen nur durch das unbedingte Vertrauen auf Christus retten. Wo Luther sich an die Oeffentlichkeit wandte, hat er derartige schroffe Ausdrucksweisen stets vermieden; da er aber hier zu dem mit seinem Gedankenkreise innig vertrauten Herzensfreunde spricht, bei dem ein Mißverstehen völlig ausgeschlossen war, so wird man es begreiflich finden, daß er seine Anschauungen so scharf als möglich zuspitzte. Daß ihm die möglichen Konsequenzen einer derartigen Lehre, wie sie Paulus voraussetzt, völlig fern lagen, lehrt die tiefe Entrüstung, mit der er später Joh. Agricola zurückwies, als dieser fast mit denselben Worten seinen Angriff gegen die Gültigkeit der Gesetzespredigt richtete. — Ein ähnliches Urtheil muß man auch über die nachfolgende Aeußerung fällen. Paulus sagt: „Hätte Luther sich begnügt, die thatsächlich vorgekommenen Mißbräuche in gebührender Weise zu rügen, so würde er wohl den Beifall aller rechtlich denkenden Menschen gefunden haben." Den Beifall aller rechtlich denkenden Menschen? Gewiß! Aber sicherlich nicht den der damaligen Kirche und ihrer Vertreter. Denn die Mißbräuche der kirchlichen Praxis hingen so eng mit dem ganzen System zusammen, daß Luther auch dann auf gerechte Beurtheilung von jener Seite nicht hätte rechnen dürfen.

Dagegen wird man Paulus durchaus recht geben, wenn er Luthers Auftreten gegen Tetzel nur als ein Symptom der schon in ihm begonnenen Abwendung von der katholischen Kirche bezeichnet. Wenn Luther später die bekannte Aeußerung that: „Ich war der Welt abgestorben, bis daß es Gott Zeit däuchte und noch Junker Tetzel mit dem Ablaß trieb," so erklären sich diese Worte aus begreiflicher Selbsttäuschung. Viel besser drückt eine von Paulus auch in diesem Sinn angeführte Stelle aus dem Trostbrief an Tetzel Luthers damaligen Standpunkt aus: „Er solle sich unbekümmert lassen, denn die Sache sei von seinetwegen nicht angefangen, sondern das Kind habe viel einen anderen Vater." In der That: die Entwicklung der Gnadenlehre, die vor 1517 in Luthers Seele vorgegangen war, hatte ihn, natürlich unbewußt, schon vielfach in Gegensatz zu den dogmatischen Grundsätzen des damaligen kirchlichen Systems gebracht, und es ist eine Folge der neugewonnenen Grundanschauungen, wenn er, allerdings noch schwankend und unsicher, den ersten Streich gegen den Ablaß führt. G. E.

Sterblichkeits- und Gesundheitsverhältnisse während der drei Wintermonate Dezember 1899, Januar und Februar 1900.

Br. So wenig der Norm entsprechend die Witterung während der ersten elf Monate des Jahres 1899 war, so wenig entsprach auch der letzte Monat des Jahres 1899 dem Durchschnitts-Dezember. Der Monat Dezember war überwiegend kalt, und zwar war der zu wiederholtenmalen auftretende starke Frost um so empfindlicher, weil der vorausgegangene Monat November bekanntlich überaus warm gewesen war. In den ersten Tagen des Monats noch ziemlich warm, bildete sich am 7. über das nordöstliche Europa ein Maximum aus, das den niedrigen Luftdruck nach Süd und Südwesten drängte; der Wind ging nach Nordwest, in Bayern bis nach Nordost, und unter sinkender Temperatur erreichte die Luftwärme bei steigendem Luftdruck um den 10. und 11. herum eine seltene Tiefe (in München und in Berlin zeigte der Thermometer unter — 18.0° C.). Als das Maximum von Deutschland weg nach Osten gedrängt wurde, blieb das Wetter unter dem Einfluß östlicher und nordöstlicher Winde und unter Begünstigung starker Schneefälle in Mitteldeutschland bis zum 16. ein mildes. Die Luftwärme stieg bis zum 19. Dezember derartig, daß sie am 16. 15° höher war als 24 Stunden vorher. In Süddeutschland blieb das Wetter bei vorherrschenden Nordostwinden kalt (der Thermometer zeigte in München den 18. Dezember bis 19.1° C. Minus), während es in Mitteldeutschland erst vom 20. an wieder empfindlich kalt wurde, so daß bei vorwiegend östlichen Winden bis zum 23. Dezember in ganz Deutschland strenger Frost herrschte, der erst am 25. nachließ, wo unter Umgang des Windes nach Südwest und bei fallendem Barometerstand Thauwetter eintrat, das mit geringen Unterbrechungen bis zu Ende des Jahres anhielt. Das neue Jahrhundert begann mit einem überaus trüben, überwiegend milden Monat. In den ersten Tagen des Januar herrschte bei meist südöstlichen, in Bayern südwestlichen Winden warmes, von starken Niederschlägen begleitetes Wetter. Gegen den 6. (in München gegen den 7.) Januar trat leichter Frost ein, der in Mitteldeutschland um den 8. herum mit wärmerem Wetter wechselte, bis zum 12., wo wieder kaltes Wetter mit bedecktem Himmel vorwaltete und strenger Frost, in Berlin bis —11.9° C., in

München bis —15.4° C. herrschte. Den 16. und 17. gewann ein von Westen vordringendes Minimum wieder Ausbreitung, während sich der hohe Luftdruck nach dem äußersten Nordosten zurückzog. Das Wetter wurde mild und es erfolgten reichliche Niederschläge (in München allein am 16. 22 mm). Am 19. trat wohl etwas Frost ein, aber die Minima im Westen behielten die Herrschaft, das Wetter blieb bis zum Monatsschluß warm, anhaltend trüb und reich an Niederschlägen. Erst zu Ende des Monats (in München schon am 28.) wurde es infolge eines im Norden Europa's auftretenden Maximums wieder kälter, und es erfolgten bei meist nördlichen und nordöstlichen Winden reichliche Schneefälle. Auch der Februar war überwiegend gelind und trüb, wenn auch nicht so vom Normalen abweichend wie der Januar. In der ersten Monatshälfte waren kalte Tage vorherrschend (in München sank die Luftwärme bis über —5° C., in Berlin den 16. bis —8.9° C.); in der zweiten Monatshälfte stieg die Temperatur langsam, so daß sie gegen Ende des Monats eine ungewöhnlich warme war (in München zeigte der Thermometer den 25. und 26. Febr. über 17.0° C., in Berlin den 25. über 16°, den 26. über 15.0° C.). Unter vorherrschend östlichen Winden sank im Anfang des Monats die Temperatur unter 0, am 3. wurde das Wetter gelind und blieb so bis zum 6. (in München bis zum 8.), wo bei nördlichen Winden wieder trübes Wetter zu herrschen begann. Am 12. (in München schon am 11.) trat Thauwetter ein, das von vorübergehendem Frostwetter unterbrochen wurde. Um Mitte des Monats (in München am 14. und 15., in Berlin am 16.) erschien ein tiefes Minimum vom Westen her, das, nach Osten fortschreitend, ganz ungewöhnlich starke Schneefälle bei starkem Ostwind brachte und die Temperatur besonders in Mitteldeutschland stark sinken machte. Das Unwetter ließ den 16. abends nach, der Wind drehte nach West und Südwest, es trat unvermittelt Regen und Thauwetter ein. Nach einigen warmen regnerischen Tagen mit sehr tiefen Barometerständen trat am 22. nach kurzer Abkühlung bei schnell steigendem Luftdruck Aufklärung und Erwärmung ein, so daß die Tage vom 24. bis 27. Februar (in München bis zum 28.) sonniges Frühlingswetter brachten. Am Schluß des Monats brachte jedoch ein westliches Minimum wieder kühleres und trübes Wetter. Diese Wintermonate zeichneten sich ganz besonders durch starke, oft unvermittelte Uebergänge von mildem Thau- zu starkem Frostwetter und umgekehrt aus, und namentlich der Januar und Februar zeigten ganz hervorragend niedrige Barometerstände. Der durchschnittliche Barometerstand blieb im Dezember um 0.7 mm. hinter dem normalen, im Januar um mehr als 4 mm, im Februar um 8.4 mm zurück. Solche anhaltend niedrigen Barometerstände sind selten und haben nachgewiesenermaßen eine bedeutende, und zwar nicht gerade günstige Einwirkung auf den menschlichen Gesundheitszustand. Insbesondere sind es unsre Athmungsorgane, die zunächst unter der Einwirkung der unvermittelten Witterungsübergänge leiden. Wenn man bedenkt, daß die Temperatur von einem zum nächstfolgenden Tage so anstieg, daß sie in dem Zeitraum von 24 Stunden (wie es am 15. und 16. Dezember der Fall war) um 16° C. höher war als tags zuvor, so ist es einleuchtend, wenn, nach physikalischen Gesetzen, die Schleimhäute unsrer Athmungsorgane leiden und rissig oder brüchig werden. Dies ist schon bei geringeren Kältegraden im Winter durch das unvermittelte Uebergehen warmer, oft überheizter Lokale in die kalte Außenluft der Fall, und gesellt sich dazu noch der niedrige Druck der Luft, der den regelmäßigen Gasaustausch in den Lungen und Blutgefäßen des Körpers ungewöhnlich stark behindert, so ist das Entstehen von Erkrankungen in den Schleimhäuten unsrer Athmungsorgane eine unumgängliche Folge, sei es, daß diese selbst in entzündliche Prozesse übergehen oder dem Eindringen bazillärer Schädlichkeiten von außen die geeigneten Eingangspforten darbieten. Wir sehen deßhalb fast in jedem Winter akute Entzündungen der Athmungsorgane in größerer Zahl auftreten, die sich in den vorliegenden Wintermonaten durch den außergewöhnlich niedrigen Luftdruck nur noch bedeutend steigerten. Wir finden daher, daß in allen den Städten und Staaten, in denen die meteorologischen Verhältnisse den in Deutschland vorherrschenden entsprachen, auch akute Entzündungen der Athmungsorgane in großer Menge auftraten und in ansehnlich gesteigerter Zahl zum Tode führten, dagegen in den Städten und Ländern, deren meteorologische Verhältnisse früher oder erst später den unsern ähnlich wurden, diese Krankheitsformen auch erst früher oder später zum Vorschein kamen. Als im Dezember die wiederholten Wärme- und Kälte-Veränderungen der Lufttemperatur eintraten, haben in den deutschen und den westlich und südlich gelegenen Staaten (den holländischen, französischen, englischen und italienischen Städten) fast allgemein akute Entzündungen der Athmungsorgane zugenommen, während in den östlichen und skandinavischen Städten (mit Ausnahme von Moskau und St. Petersburg) die Zahl der Opfer an diesen Krankheitsformen geringer wurde. Als im Januar und Februar (in welchen Monaten speziell Deutschland sich durch niedrigen Luftdruck auszeichnete) die Zahl der Sterbefälle in deutschen Orten sich vielfach steigerte, wurde auch aus den skandinavischen und russischen Orten bei sinkendem Luftdruck eine Steigerung dieser Krankheitsformen ersichtlich, sie zeigten aber im Februar in den letzteren Ortschaften bei steigendem Luftdruck eine Abnahme, während in den deutschen Städten und in denen des Westens und Südens, wo der Luftdruck noch geringer als im Januar war, die Zahl der Sterbefälle noch weiter anstieg. Aber auch in den deutschen Städten war das Ansteigen nicht ganz gleich. In vielen Orten (Augsburg, Würzburg, Düsseldorf, Duisburg, Elberfeld, Essen, Dresden, Leipzig, Stuttgart, Lübeck, Straßburg i. E. u. a.) war im Januar schon eine Abnahme, in München, Hannover ein nur geringes Ansteigen ersichtlich, während in den meisten Orten Deutschlands die Zahl der Opfer im Januar erheblich gesteigert, im Februar fast verdoppelt war. Allerdings trug zu dieser Verdoppelung der Todesfälle an diesen Krankheitsformen auch das Auftreten der Influenza bei, die besonders in den deutschen, englischen, französischen, holländischen, aber auch in Städten des europäischen Südens (Italien, Spanien), im Februar auch in New-York epidemisch, mit vielen Opfern im Gefolge, zum Vorschein kam. Verschweigen wollen wir an dieser Stelle nicht, daß vielfach für das Entstehen der Influenza-Epidemie, der Mangel an Sonnenschein, wie es im diesjährigen Winter in auffälliger Weise geschah, verantwortlich gemacht wird. Es würden dadurch die chemisch auf Bazillen wirkenden Strahlen vermindert und das Wachsen der Bazillen dadurch wenig gehindert werden. Ob es sich in Wirklichkeit so verhält, ist mit Sicherheit bis jetzt noch nicht festgestellt. Der diesmalige Gang der Influenza-Epidemie, die sich in diesem Jahre durch bösartiges Verlaufen nicht gerade günstig auszeichnete, dürfte sich am besten durch Angabe einiger Zahlen der Todesfälle, die sie veranlaßte, veranschaulichen lassen. So erlagen im Dezember v. J. in 13 deutschen Städten je 1, in Barmen, Breslau, Stettin, Cöthen je 2, in Elberfeld 3, in Braunschweig 4, in Hamburg 5, in Berlin 28 Personen der Influenza; in Warschau 1, in Kopenhagen und Wien je 2, in Paris und New-York je 20, in Moskau 23, in St. Petersburg 26, in Amsterdam 54, in London 242. Im Januar kamen aus 14 deutschen Orten je 1, aus 5 (darunter Landshut) je 2, aus Bremen, Lübeck je 3, aus Altona, Hannover je 4, aus Elberfeld, Frankfurt a. M. je 6, aus Danzig und Stettin je 7, aus Köln 9, aus Hamburg 17, aus Berlin 47, aus Prag und Wien je 1, aus Budapest 2, aus Bukarest 3, aus Kopenhagen 5, aus Stockholm 7, aus St. Petersburg 17, aus Moskau 25, aus New-York 32, aus Paris 77, aus Rom 90, aus Amsterdam 203, aus London 1125 Todesfälle zur Meldung. Im Februar wurden aus 13 deutschen Städten je 1, aus 5 je 2, aus 4 je 3, aus 8 (darunter Landshut) je 4, aus 5 je 5, aus Bromberg, Hanau je 6, aus Elbing, Potsdam, Prenzlau je 8, aus Köslin und Mainz je 9, aus Lüneburg 10, aus Greifswald, Oldenburg je 12, aus Breslau, Frankfurt a. O., Darmstadt je 13, aus Magdeburg 15, aus Krefeld 16, aus Stettin und Braunschweig je 17, aus Charlottenburg und Stralsund je 18, aus Aachen und Barmen je 22, aus Frankfurt a. M. und Schwerin i. M. je 25, aus Hannover 29, aus Bremen 31, aus Elberfeld 34, aus Altona 51, aus Danzig 55, aus Köln 63, aus Hamburg 136, aus Berlin 275, aus Budapest und Prag je 1, aus Moskau 5, aus Wien 11, aus Amsterdam 12, aus Moskau 19, aus St. Petersburg 26, aus Kopenhagen 27, aus New-York 118, aus London 231, aus Paris 277 Todesfälle zur Kenntniß

gebracht. Auch aus Spanien kam, besonders aus Barcelona und Madrid, die Meldung von häufigen Influenzafällen. Auffallend ist es, daß aus den bayerischen Städten wenig Opfer an Influenza gemeldet wurden. Es gelangten nur im Januar aus Landshut 2, im Februar aus Bayreuth und Fürth je 1, aus Landshut 4 Todesfälle zur Meldung, und nur aus Nürnberg kamen zahlreiche Erkrankungen daran, besonders im Januar und Februar (210, bezw. 891), zur Mittheilung. Auch während dieser Epidemie war die Zahl der Gestorbenen überwiegend unter Personen der höheren Altersklassen (über 50 Jahre) zu suchen; als Folge- oder Begleitkrankheiten kamen vielfach Anginen und Ohrenleiden zur Kenntniß. — Die Zahl der Todesfälle an Lungenschwindsucht war, wie immer in den Wintermonaten, gesteigert. — Die Betheiligung des Säuglingsalters an der Gesammtsterblichkeit war eine nur mäßige und zeigte in den Wintermonaten keine wesentliche Veränderung. Von je 10,000 Einwohnern starben, auf das Jahr berechnet, im Dezember: in Hamburg 41, in Berlin 50, in Stuttgart 52, in Dresden 55, in München 84. In derselben Reihenfolge der Städte waren die diesbezüglichen Zahlen im Januar: 37, 50, 39, 52 und 93, und im Februar 45, 47, 70, 49 und 112. Diese im allgemeinen nur unwesentliche Veränderung beruht auf dem relativ seltenen Vorkommen von akuten Darmkrankheiten, das in den Wintermonaten gewöhnlich nicht häufig ist und hier nur wenig im Februar gesteigert erscheint. Auch in den größeren Städten des Auslandes zeigten sich akute Darmkrankheiten als Todesursachen seltener, nur im Januar war ein geringer Anstieg ersichtlich, der im Februar wieder zurückging. — Es ist selbstverständlich, daß mit dem Anwachsen der Todesfälle an akuten Entzündungen der Athmungsorgane auch die allgemeine Sterblichkeit stieg und die Sterblichkeit nicht mehr die günstigen Verhältnisse der vorangegangenen Monate aufwies. Die Zahl der deutschen Orte mit sehr geringer Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer unter 15.0 pro Mille), die im November 77 betragen hatte, ging im Dezember auf 28 herab, stieg im Januar auf 32, sank aber im Februar wieder auf 29. Von bayerischen Städten erfreuten sich Landau in allen drei Monaten, Aschaffenburg (Dezember, Januar), Kaiserslautern (Januar, Februar), Erlangen (im Dezember), Ansbach und Bayreuth (im Februar) einer solch niedrigen Sterblichkeit. Auch in Deutsch-Wilmersdorf, Groß-Lichterfelde und Schöneberg war in allen drei Monaten, in Neunkirchen, Wilhelmshaven, Hagenau, Cöthen, Coburg in mehreren, in Flensburg, Kassel, Kreuznach, Münden, Rheydt, Rixdorf, Quedlinburg, Meißen, Karlsruhe, Ludwigsburg, Reutlingen, Baden-Baden, Weimar u. a. O., die Sterblichkeit in einzelnen Monaten sehr gering. Dagegen hat die Zahl der deutschen Städte mit hoher Sterblichkeit (über 35.0 pro Mille) zugenommen. Sie stieg von 3 im Dezember auf 5 im Januar und 12 im Februar. Das Maximum erreichte im Dezember Beeck (mit 47.9), im Januar Grabow a. O. (46.2) und im Februar wieder Beeck (mit 55.9). Außer in diesen Orten stieg im Dezember die Sterblichkeitsziffer in Grabow und Herne, im Januar in Danzig, Grabow, Wanne und Lipine, im Februar in Danzig, Duisburg, Eberswalde, Greifswald, Meiderich, Prenzlau, Styrum, Wanne, Augsburg, Kempten, Werdeu auf über 35.0 pro Mille. — Die Zahl der deutschen Orte mit günstiger Sterblichkeit (Sterblichkeitsziffer 15.0 bis 20.0 pro Mille), die im November 119 betrug, ging im Dezember auf 97 zurück, stieg im Januar auf 108, sank aber wieder im Februar auf 82. Aus der Zahl derselben seien hier nur genannt aus dem Dezember: Amberg, Bayreuth, Hof, Ingolstadt, Kaiserslautern, Ludwigshafen, Neustadt a. H., ferner Aachen, Altona, Berlin, Barmen, Charlottenburg, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Görlitz, Hannover, Kiel, Koblenz, Liegnitz, Magdeburg, Neumünster, Paderborn, Schleswig, Thorn, Dresden, Leipzig, Heilbronn, Stuttgart, Ulm, Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt, Mainz, Braunschweig, Bremen, Weimar, Dessau, Hamburg, Metz, Budapest, Christiania, Edinburg, Kopenhagen, Stockholm, Wien, New-York. Im Januar und Februar erfreuten sich von bayerischen Städten Hof, Passau, Pirmasens, Würzburg, im Januar auch Bayreuth und Erlangen, im Februar Aschaffenburg, Bamberg, Frankenthal, Neustadt a. H. einer solch günstigen Sterblichkeit. Von anderen Orten seien noch aus dem Januar: Barmen, Berlin, Bonn, Düsseldorf, Elberfeld, Frankfurt a. M., Halberstadt, Halle, Hannover, Kassel, Kiel, Koblenz, Krefeld, Liegnitz, Magdeburg, Merseburg, Paderborn, Potsdam, Rixdorf, Thorn, Wiesbaden, Annaberg, Dresden, Freiberg i. S., Leipzig, Plauen, Eßlingen, Heilbronn, Ludwigsburg, Stuttgart, Ulm, Baden-Baden, Karlsruhe, Mainz, Bernburg, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Lübeck, Metz, Straßburg i. E. und aus dem Februar: Bromberg, Charlottenburg, Frankfurt a. M., Görlitz, Münster, Osnabrück, Saarbrücken, Weißenfels, Chemnitz, Dresden, Leipzig, Cöthen, Dessau, Zeitz, Metz und von nichtdeutschen Städten Christiania, Odessa, Stockholm, Wien, New-York (aus dem Januar), Amsterdam, Stockholm, New-York (aus dem Februar) erwähnt.[1])

Die Befürchtungen, die man in Europa im verflossenen Jahre bezüglich der Weiterverbreitung der Pest nach den europäischen Staaten hegte, sind glücklicherweise nicht eingetroffen, nicht zum wenigsten wohl infolge der von allen Staaten auf das strengste durchgeführten Vorsichts- und Aufsichtsmaßregeln, besonders den von verseuchten Gegenden kommenden Schiffen gegenüber. So ist es gelungen, die Seuche auf Porto zu beschränken. Nachdem schon im November und Dezember v. J. die Zahl der Pestfälle in Porto stetig abgenommen hatte, sind im Januar noch vier Fälle, der letzte am 23. Januar, tödlich verlaufen. Den 12. Februar wurde jedoch wieder ein unzweifelhafter Pestfall festgestellt. Am 26. Dezember kam eine Erkrankung an Pest in Lissabon zur Kenntniß; sie betraf einen Soldaten, der in Porto auf Urlaub war. In Orten anderer europäischen Staaten sind in diesen Monaten Pestfälle nicht beobachtet oder gemeldet worden. Doch darf die Vorsicht nicht außer acht gelassen werden, da sowohl in Aegypten, wie in der asiatischen Türkei immer noch Pestfälle vorkommen und, durch örtliche Verhältnisse begünstigt, weitere Verbreitung finden können. So wurde im Januar aus Assyr (Türkei) gemeldet, daß in Beni Schehir (Yemen) die Pest aufgetreten sei, und auch aus Aden (Aegypten) kamen im Februar sechs Pestfälle zur Meldung. — In Britisch-Indien herrschte die Pest im November, Dezember und Januar mit wechselnder Steigerung und Abnahme der Todesfälle. Anfang bis Mitte Dezember zeigte die Epidemie in Bombay, Kalkutta, in den Zentralprovinzen, ferner im Punjab, sowie in der Provinz Madras weitere Abnahme. In der zweiten Dezember-Hälfte nahm die Zahl der Opfer namentlich in Hyderabad, in den Zentralprovinzen, sowie in Bombay wieder zu, so daß in letzterem Ort im Januar die Zahl der Todesfälle an Pest viel größer als in dem entsprechenden Monat der beiden letzten Vorjahre war. Vereinzelte Fälle wurden auch in Behar (Dezember) und in Rangun (Birma) im Januar festgestellt. — In China herrschte die Seuche in Niutschwang und wurde von da zunächst nach Nordformosa und von da (Ende November) nach Hakata verschleppt. Von hier verbreitete sich die Epidemie durch Einschleppung nach Japan, wo sie im Dezember und Januar in Kobe, Osaka, Hamaniatsu eine größere Zahl von Erkrankungen und Todesfällen hervorrief. Vereinzelte Fälle zeigten sich auch in Urakami (bei Nagasaki), Hirosima und mehreren anderen Ortschaften. Von der japanischen Regierung sind strenge Maßregeln zur Abwehr erlassen worden. In Kobe soll seit Mitte Januar kein weiterer Pestfall vorgekommen sein. In Swatau (China) scheint die Epidemie erloschen zu sein; dagegen wird aus der portugiesischen Kolonie Makao der Ausbruch von Pest gemeldet; auch wurde auf den Sandwich-Inseln in Honolulu eine ganze Zahl von Erkrankungen an Pest (besonders bei den Chinesen) Ende Dezember und Anfang Januar festgestellt. In Südamerika kamen im Januar aus Sao Paulo (Brasilien) mehrere, in anderen Orten, sowie in Rio de Janeiro selbst nur vereinzelte Pestfälle vor, doch waren dieselben um Mitte und in der zweiten Januar-Hälfte meist leichterer Art und blieben vereinzelt. Sao Paulo wurde am 12. Februar für rein erklärt. In Asuncion (Paraguay), wo die Epidemie im Oktober und November in größerer Verbreitung vorkam,

---

[1]) Die beigegebene Uebersichtstabelle zeigt, welche von den größeren Städten des In- und Auslandes in diesen drei Monaten sich einer günstigen Sterblichkeit erfreuten.

zeigte dieselbe Ende Dezember eine erhebliche Abnahme, doch war sie im Januar noch nicht erloschen, wenn auch zu Ende des Monats nur noch vereinzelte Erkrankungen und Todesfälle gemeldet wurden. In Argentinien erfolgte am 27. Januar in Rosario der Ausbruch der Pest; bis 8. Februar kamen 27 Erkrankungen und 18 Todesfälle zur Feststellung; bis 15. Februar kamen nur wenige Fälle zur Meldung; doch gaben die infolge der ganz ungewöhnlichen Hitze am 3. und 4. Februar in Masse erfolgten Todesfälle an Hitzschlag, zumal die Gesichter der Verstorbenen ganz dunkel gefärbt erschienen, Veranlassung zum Gerücht, daß der „schwarze Tod" (Pest) dort eingezogen sei. Die Befürchtung, daß es sich um eine ansteckende Krankheit gehandelt habe, konnte zurückgewiesen werden. Am 30. Januar kam in Port Townsend (im Staate Washington am Stillen Ozean) ein Schiff an, das zwei anscheinend an Beri-Beri leidende Personen an Bord hatte. Als der eine dieser Kranken starb, wurden in der Leiche bakteriologisch Pestbazillen festgestellt. Auf dem Schiff wurden im ganzen 17 Erkrankungen und 3 Todesfälle beobachtet. Auch auf den Philippinen (besonders in Manila) kamen im Laufe des Januar verschiedene pestverdächtige Erkrankungen und Todesfälle vor. In Mauritius herrschte die Seuche seit August besonders in Port Louis, ließ aber in den heißen Monaten November, Dezember erheblich nach, so daß, ebenso wie in Madagascar, wo die Epidemie seit Ende Dezember erloschen sein soll, jetzt reine Pässe ertheilt werden. In Madagascar war nur der Ort Magude stärker ergriffen, in Tamatave kamen nur vereinzelte Fälle zum Vorschein. Auch in Réunion sind seit 25. Januar weitere Pestfälle nicht mehr gemeldet worden. In Sansibar ist um Mitte Dezember auf einem deutschen Schiff ein Todesfall an Pest vorgekommen. In Neu-Caledonien war um Mitte Januar die Epidemie noch nicht erloschen; aus Numea kam noch im Februar eine größere Zahl von Pestfällen zur Kenntniß; als besonderes Merkmal wurde von dort gemeldet, daß man daselbst viele todte Ratten gefunden habe. Anfang Februar hat jedoch die Epidemie dort abgenommen. Aus Australien wurde um Mitte Januar aus Adelaide, aus Neu-Südwales (Sydney) Ende Januar je ein Pestfall mitgetheilt. — Bezüglich der Ausbreitung der Cholera in der Türkei liegen nicht ganz zuverlässige Nachrichten vor. In Maskat herrscht seit Oktober v. J. eine bösartige Epidemie, die von den Eingeborenen Aaun genannt wird, was sowohl Pest wie Cholera bedeuten kann. Nach Arabistan und weiteren Gebieten Persiens soll sich, von Karachi (Ostindien) eingeschleppt, die Cholera weiter verbreitet haben. In Oman (Arabien) herrscht Cholera. Vom Persischen Golf und vom Golf von Mosena soll die Seuche, vom Südosten kommend, Beludschistan und Persien durchziehend, nach Jask und von da nach Oman gekommen sein. Auch in Hai (Vilajet Bagdad) und in benachbarten Dörfern zeigten sich im November und Dezember schon vordem vereinzelte Cholerafälle, doch soll Ende Dezember die Cholera in Mesopotamien erloschen sein. In Maskat, Matia, auch in Bender Buschir (Hafen am Persischen Golf) herrscht Cholera. Im Heimathsorte der Cholera, in Kalkutta, erlagen derselben vom 19. November bis 17. Februar 424 Personen. Im Februar trat die Epidemie in Kalkutta wieder heftiger auf. Auch aus Saigon (Cochinchina) wird von Mitte Dezember der Ausbruch der Cholera gemeldet. — Das Gelbfieber zeigte sich in den Monaten Dezember und Januar in Sao Paulo, Casa Branca in vereinzelten, im Februar in häufigeren Fällen, in Baranquilla, San Jago, Havana, Vera Cruz im Januar und Februar in sehr beschränkter Zahl, in einzelnen südamerikanischen Orten (Panama und anderen) in nur wenigen Fällen. Dagegen wüthete das Gelbfieber im Januar und Februar in Sorocaba recht heftig, mit über 50 Proz. tödlichem Verlauf. Der größte Theil der ca. 20,000 Einwohner zählenden Stadt war geflohen. Auf der Fahrt nach Bordeaux erkrankte am 19. Oktober auf einem französischen Schiffe eine weibliche Person an Gelbfieber, die auch in Bordeaux (auf dem Schiffe) starb; weitere Erkrankungen sind nicht vorgekommen. Im Hafen von Key West hat die Zahl der Gelbfieberfälle im November und Dezember bedeutend abgenommen, so daß im Januar nur noch vereinzelte Fälle vorhanden waren.

Von den bei uns epidemisch auftretenden Infektionskrankheiten blieben Masern, Scharlach und Diphtherie in allen drei Monaten in großer Verbreitung. Vor allem zeigten sich jedoch Masern nicht bloß in vielen größeren Orten Deutschlands und des Auslandes in ausgedehnter Weise, sondern sie kamen auch in einer größeren Zahl von Landbezirken in vielen Fällen zur Anzeige, so in den Reg.-Bez. Düsseldorf, Erfurt, Hildesheim, Königsberg, Posen, Schleswig, Stettin, Wiesbaden u. a. Masern zeichneten sich in diesem Winter vielfach durch ihren bösartigen Charakter aus. Die Zahl der Opfer war im Dezember in Fürth, Nürnberg, Würzburg, wiewohl in der Abnahme, doch noch sehr groß. Masern rafften ferner in Bamberg (30), Berlin, Breslau, Danzig, Düsseldorf, Essen, Frankfurt a. M., Köln (72), Plauen, Offenbach viele Kinder dahin. Im Januar traten Masern in München, Danzig und Köln recht bösartig auf, während sie in Berlin, Breslau, Essen, Nürnberg abnahmen. Im Februar zeigten sie in Erlangen, München (111 Todesfälle), Kaiserslautern, Barmen, Breslau eine weitere Steigerung, in Berlin, Danzig, Köln, Nürnberg eine Verminderung der Sterbefälle. Auch aus Budapest, Glasgow, London, Odessa, St. Petersburg, Warschau, Wien und besonders in New-York wurden viele Todesfälle gemeldet. Im Januar und Februar stieg auch in Paris, im Januar in Moskau und Rom die Zahl der Sterbefälle an Masern erheblich. — Auch das Scharlachfieber zeigte sich in zahlreichen Orten des In- und Auslandes, sowie in den Reg.-Bez. Arnsdorf und Düsseldorf, doch trat es im allgemeinen weniger heftig auf als die Masern. Eine größere Zahl von Sterbefällen kamen im Dezember aus Berlin, Duisburg, Elberfeld, Herne, Inowrazlaw, Magdeburg, Budapest, London, Moskau, St. Petersburg, Warschau, New-York zur Anzeige. Im Februar war meist ein Nachlassen ersichtlich, nur in Eisleben, Elberfeld, Königsberg, Glasgow, Moskau, Odessa, St. Petersburg, Wien, New-York war ein Ansteigen ersichtlich. Das Nachlassen hielt sowohl in deutschen wie in ausländischen Orten im Februar an, nur Charlottenburg, Dortmund, Glasgow und Christiania meldeten etwas mehr Todesfälle. — Die Sterblichkeit an Diphtherie und Croup zeigte gleichfalls im Vergleich zu den vorhergegangenen Monaten im allgemeinen eine Abnahme. Im Dezember war wohl noch die Zahl der durch die Diphtherie hervorgerufenen Todesfälle in Aschersleben, Berlin, Görlitz, Kalk, Krefeld, Magdeburg, München, Plauen, Pforzheim, London, Moskau, St. Petersburg, Warschau, Wien, New-York eine nennenswerthe. Im Januar ging aber die Zahl der Opfer in den meisten Großstädten zurück, nur in Aachen, Budapest, Kopenhagen, London, Moskau, St. Petersburg, New-York nahm sie zu und blieb auch im Februar eine überwiegend kleinere als im Januar, nur in Bismark i. W. (früher Braubauerschaft), Brandenburg, Charlottenburg, Tilsit, Moskau war die Zahl der Todesfälle etwas gesteigert. Neue Erkrankungen gelangten aber aus den meisten Großstädten in ansehnlicher Zahl zur Berichterstattung. — Das Vorkommen des Unterleibstyphus in deutschen Orten blieb ein beschränktes. Eine größere Zahl von Sterbefällen (in allen drei Monaten zusammen 29) kamen aus Königsberg i. Pr. und im Februar aus Göppingen (in Württemberg) zur Mittheilung, wo aus der Landerer'schen Irrenanstalt 13 Todesfälle an Typhus berichtet wurden. Von den größeren Städten des Auslandes kamen Erkrankungen und Todesfälle an Typhus aus London, Paris, St. Petersburg, New-York im Dezember in mäßiger Zahl zur Meldung. Sie stieg aber im Januar in Brüssel, Budapest, Paris, St. Petersburg, Warschau, New-York, während sie in London abnahm. Im Februar nahm die Zahl der Todesfälle in Paris zu, zeigte dagegen in Brüssel, London, St. Petersburg, Warschau, New-York und in Rom (Januar) eine weitere Abnahme. — Flecktyphus zeigte sich in den Wintermonaten in deutschen Orten sehr selten. Aus den Reg.-Bez. Posen und Hannover kamen im Dezember vereinzelte (je 1) Erkrankungen, aus Ratibor 1, aus Wanne 3 Todesfälle (2 im Dezember, 1 im Januar) zum Bericht. In größerer Zahl trat diese Krankheitsform jedoch in St. Petersburg und Warschau zutage, von welchen Orten aus den Krankenhäusern in den drei Monaten 45 bezw. 66 Erkrankungen und aus Warschau 8, aus St. Petersburg 4, ferner aus Moskau 7 Todesfälle berichtet wurden. — Der Keuchhusten herrschte in Berlin in den drei Monaten sehr heftig, in London, Glas-

gow, Paris, New-York blieb die Zahl der Opfer eine mäßig hohe. — Häufiger kamen dagegen Erkrankungen an Genickstarre, besonders im Januar und Februar, aus deutschen Orten zur Kenntniß, doch blieben sie meist vereinzelt; in beschränkter Epidemie zeigte sich Genickstarre nur in Kopenhagen, in größerer in New-York. Im Dezember kamen aus Breslau, Chemnitz, dem Reg.-Bez. Düsseldorf und aus Kopenhagen je 1, aus dem Reg.-Bez. Schleswig 2 Erkrankungen zur Meldung; im Januar wurden aus Frankfurt a. M., Hamburg und aus den Reg.-Bez. Minden, Schleswig, Stade je 1, aus Nürnberg und dem Reg.-Bez. Wiesbaden je 2, aus dem Reg.-Bez. Stettin je 3, aus Kopenhagen 7 Erkrankungen, im Februar aus Hamburg und aus den Reg.-Bez. Düsseldorf und Lüneburg je 1, aus München, Nürnberg und aus den Reg.-Bez. Arnsberg und Wiesbaden je 2 Erkrankungen zur Anzeige gebracht. Todesfälle an Genickstarre wurden im Dezember aus Moskau, St. Petersburg je 1, aus New-York 19, im Januar aus Moskau und St. Petersburg je 1, aus Kopenhagen 6, aus New-York 16, im Februar aus Kopenhagen und Moskau je 1, aus New-York 27 gemeldet. — Das Vorkommen von Pocken blieb in den deutschen Orten ein seltenes. Die gemeldeten Fälle waren meist vereinzelt und kamen vorzugsweise in den an Rußland grenzenden Provinzen (in der Regel durch Einschleppung hervorgerufen) vor. So kamen im Dezember 1 Erkrankung im Reg.-Bez. Königsberg i. Pr., im Januar in den Reg.-Bez. Düsseldorf und Hildesheim je 1, aus Hamburg 4, aus dem Reg.-Bez. Königsberg 11, im Februar aus den Reg.-Bez. Marienwerder und Posen je 1, aus dem Reg.-Bez. Düsseldorf 2 Erkrankungen zur Feststellung. Todesfälle an Pocken wurden aus Königsberg 2 (je 1 aus dem Dezember und Januar), ferner aus Ingolstadt 1 (Windpocken), aus Hamburg 1, aus Berlin 4 (Windpocken) aus dem Januar zur Mittheilung. Im Februar ist aus deutschen Städten kein Todesfall gemeldet worden. In den ausländischen Städten zeigten sich Pocken häufiger; so wurden in den drei Wintermonaten aus Budapest 1, aus New-York 16, aus London 21, aus Antwerpen 66, aus Paris 108, aus Warschau 57 (Krankenhäuser), aus St. Petersburg 463 Erkrankungen (Krankenhäuser) gemeldet. Todesfälle an Pocken gelangten in den drei Monaten aus Bukarest, Stockholm, Rom und New-York je 1, aus London 2, aus Podgorze 3, aus Athen und Paris je 8, aus Krakau 10, aus Lyon 11, aus Odessa 18, aus Antwerpen 23 (einschließlich Varicellen), aus Warschau 50, aus St. Petersburg 61 zur Anzeige. In Madrid und Rio de Janeiro herrschten Pocken in sehr ausgedehnter Weise; auch gelangten aus den Vereinigten Staaten von Amerika zahlreiche Pockenfälle zur Kenntniß. Vom 29. Dezember bis 9. Februar waren aus 30 Staaten 2025 Erkrankungen mit 67 Todesfällen bekannt geworden. Außer diesen wurden noch viele aus anderen Staaten und vereinzelte Fälle festgestellt. — Von den bei uns seltener vorkommenden Infektionskrankheiten kamen aus Posen (im Dezember) 2 Erkrankungen an Tollwuth vor, die nach Berlin in das Institut für Infektionskrankheiten gebracht wurden, sowie je 1 Todesfall aus Athen, Bukarest, Mailand, St. Petersburg, aus Moskau 2, aus Bukarest 4 und aus Rom (November) 1. An Milzbrand wurden im Februar aus dem Reg.-Bez. Arnsberg 2 Erkrankungen bekannt, sowie aus Rom je 1 (im November und Dezember), aus Wien, Hamburg je 1 (Januar und Februar), aus Moskau 3, aus New-York 5 Todesfälle mitgetheilt, an Rotz aus St. Petersburg (Januar und Februar) je 1 Erkrankung, an Lepra aus Hamburg (Februar) und aus Rio de Janeiro (Dezember) je 1 Todesfall.

Vergleichende Uebersicht der Sterblichkeit in den Wintermonaten Dezember 1899, Januar und Februar 1900.

(Nach den Veröffentlichungen des kaiserlichen Gesundheitsamts.)

Namen der Städte	Dezember	Januar	Februar
Augsburg	24.3	24.4	38.3
München	23.9	27.7	29.2
Nürnberg	26.3	24.3	23.8
Würzburg	24.0	16.7	18.6
Altona	17.2	21.0	27.2
Berlin	19.1	19.3	20.9
Breslau	23.7	24.2	24.8
Frankfurt a. M.	16.6	16.0	17.6
Hannover	17.7	15.7	19.5
Köln	23.6	23.6	27.0
Königsberg	23.8	26.4	30.4
Magdeburg	18.8	18.0	20.3
Stettin	21.6	23.3	23.7
Wiesbaden	20.0	19.6	23.8
Dresden	19.1	18.7	15.0
Leipzig	18.6	15.6	15.9
Stuttgart	19.3	16.8	20.6
Karlsruhe	15.1	16.0	14.4
Braunschweig	19.1	17.6	23.2
Hamburg	17.3	17.7	21.5
Straßburg i. E.	21.7	19.9	18.4
Metz	17.1	16.9	16.5
Amsterdam	22.6	27.7	17.0
Antwerpen	20.5	19.6	21.9
Brüssel	24.6	20.3	25.0
Budapest	18.7	20.7	24.9
Christiania	15.2	15.3	20.8
Edinburg	19.7	23.2	25.5
Glasgow	23.4	24.2	32.4
Kopenhagen	18.8	20.4	20.9
London	27.8	27.9	21.1
Lyon	25.4	25.4	36.4
Moskau	26.7	27.1	28.0
Odessa	21.4	19.6	21.0
Paris	21.8	21.8	27.5
St. Petersburg	26.9	29.1	29.3
Prag	24.0	23.8	23.8
Rom [1]	14.7	22.9	27.0
Stockholm	17.1	19.8	19.3
Triest	38.1	32.1	32.7
Venedig	27.2	28.1	28.5
Warschau	25.1	21.7	22.7
Wien	19.6	19.7	20.7
New-York	18.0	18.8	22.8

[1] November, Dezember, Januar.

Mittheilungen und Nachrichten.

Δ „Heimath“ nennt sich eine neue Zeitschrift, die alle vierzehn Tage bei G. H. Meyer in Berlin herauskommt, ein schmuckes, kräftig klar gedrucktes Heft um den Preis von 40 Pfennigen. Der Name dieser Veröffentlichung ist zugleich ihr Programm. An Mitarbeitern treten hervor Fritz Lienhard mit kernigen und zornigen Worten über die Gefahren der Großstadt für eine volksthümliche Kunst, Rudolf Huch mit einer Erzählung „Teufelslist“, in der alterthümelnd anheimelnden Art unsres Trautmann, Karl Söhle mit einer prächtigen Musikantenschnurre, der hochverdiente Heinrich Sohnrey mit der Schilderung niederdeutscher Taufbräuche, Adolf Bartels mit kritischen und poetischen Beiträgen, der frischen Burenlieder Lienhards nicht zu vergessen. Die verstandesmäßige Kunst Ibsens, auch Hauptmanns, Halbe's wird abgelehnt, ebenso die jüngstdeutsche Literaturgeschichtsklitterung Richard Meyers und die Ehebruchnovellistik eines Familienblattes, aber auch die Literaturposse Otto Ernsts. Rilke, Flaischlen, Wallpach werden freundlich ermunternd, Philipp Wolfram, der Komponist des Weihnachtsoratoriums, besonders herzlich begrüßt, der greise Pichler kommt zu Wort, auf den schlicht vornehmen Polenz wird hingewiesen, Paul Heyse in einfachen, treffenden Worten gehuldigt. Ob Dreyer ganz in diesen Kreis paßt, wird seine weitere Entwicklung lehren, wenn er einer solchen fähig ist; der rohen Skizze der Clara Viebig begegnet man ungern, zumal sie schon längst gedruckt ist. Was der Zeitschrift annoch fehlt, ist ein Mann wie Rosegger, der ihr ein Gepräge aufdrücken würde. Ein reichsdeutscher „Heimgarten“ wäre eine erfreuliche Bereicherung unsrer Zeitschriften. Jedenfalls ist dem Unternehmen Gedeihen zu wün-

schen; seine Ziele sind gut, ja nothwendig, mögen sie noch so gehässig von Uebelwollenden mißdeutet werden. Wenn man einen Rath geben darf, so sei es der: möglichst wenig Kritik (das besorgt der Kunstwart, dessen Richtung die „Heimath" folgt, geeigneter), größte Vorsicht mit Halbdialektgeschichten — sie sind fast ausnahmslos unkünstlerisch — schonungslose Ablehnung von Beiträgen, von denen die Gesinnung löblicher ist, als die künstlerische Form. Mögen die neuen Anzengruber, Brinckmann, Niebergall nicht ausbleiben!

* **Freiburg i. Br.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. Wahl aus Mannheim als Privatdozent für Geschichte habilitirt.

B. **Heidelberg.** Die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" hält hier am 19. und 20. Mai ihre 30. Generalversammlung ab. Am ersten Tage findet eine öffentliche Versammlung statt, in welcher Reichstagsabgeordneter Rickert über „Die Volksbildung und Kriminalstatistik, bezw. der Antheil der Volksbildung an der sittlichen Entwicklung des Volkes" und Prof. Rein (Jena) über Volkshochschulkurse referiren werden. In der auf den zweiten Tag angesetzten Mitgliederversammlung sprechen Prof. Dr. Kühn (Wiesbaden) „Ueber den Verkauf guter und billiger Volksschriften" und Landwirth Grünewald (Lengfeld) über „Die Bildungsarbeit auf dem Lande".

* **Gießen.** Der jüngst zum ordentlichen Professor und Direktor der chirurgischen Klinik hierselbst ernannte Dr. P. Poppert hat den bereits in Beil. Nr. 104 gemeldeten Antrag, die Leitung des Dresdener Krankenhauses zu übernehmen, abgelehnt.

* **Berlin.** Den Professoren an der hiesigen Technischen Hochschule Geh. Regierungsrath Prof. Georg Meyer, mit dessen Vertretung Regierungsbaumeister Anger beauftragt worden ist, sowie dem Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Rüdorff, dessen Vertretung der Dozent Prof. Dr. Stavenhagen übernommen hat, ist ein Erholungsurlaub für das Sommersemester ertheilt worden. — Prof. Edmund Lesser von der hiesigen Universität ist zum korrespondirenden Mitglied der französischen Gesellschaft für Hautkrankheiten gewählt worden. — Medizinalrath Dr. Lindner, der seit 1891 als Nachfolger Ernst Küsters die chirurgische Abtheilung des hiesigen Augusta-Hospitals leitete, ist zufolge der „Berl. klin. Wochenschrift" zum dirigirenden Arzt der ersten chirurgischen Abtheilung des Stadtkrankenhauses zu Dresden berufen worden und wird dem Rufe folgen.

* **Graz.** Der außerordentliche Professor der Augenheilkunde an der hiesigen Universität, Dr. Alois Birnbacher, wurde zum ordentlichen Professor ernannt.

* **Kopenhagen.** Von hier hat sich eine aus den beiden Naturforschern Prof. Ussing, Vorsteher des mineralogischen Museums, und dem Kandidaten Bøggild bestehende Expedition nach Grönland begeben, um im Gebiete von Julianehaab wissenschaftliche Forschungen auszuführen. Es gibt dort u. a. eine Gesteinsart mit Namen Nephelinsyenit, die reich an seltenen Mineralien zu sein pflegt, wie dies beispielsweise im Christiamafjord der Fall ist, wo sie gleichfalls auftritt. Man hofft daher, in Grönland eine reiche wissenschaftliche Ausbeute zu finden. — In Gjentofte bei Kopenhagen starb der unter dem Pseudonym Carit Etlar weltbekannte dänische Novellist und Romanschriftsteller Johann Karl Christian Brosböll nach kurzer Krankheit, beinahe 84 Jahre alt. Carit Etlar zählte in Dänemark zu den am meisten gelesenen und populärsten Schriftstellern der Gegenwart.

* In der letzten Generalversammlung des Naturwissenschaftlichen Vereins in Karlsruhe hielt Hofrath Dr. Lehmann einen Vortrag über die neueste Fortsetzung seiner Studien an flüssigen Krystallen. Es ist ihm gelungen, alle möglichen Uebergangsstufen zwischen festen und flüssigen Krystallen herzustellen, indem er feste und flüssige Krystalle, bezw. die Stoffe, aus denen sie bestehen, in verschiedenen Verhältnissen mit einander mischte. Am meisten wurde mit dem schon genannten Azoxyphenetol gearbeitet, mit Zusätzen der gerade noch als fest zu bezeichnenden Krystalle von Cholesterylbenzoat. Die verschiedene Lichtbrechung und die verschiedene Elektrizitätskonstante in den Achsenrichtungen gewähren die Möglichkeit, auf die Stellung der Moleküle in den flüssigen Krystallen zurückzuschließen. Der Redner erläuterte dies an Modellen. Die schräge Stellung der Moleküle an der Oberfläche ergibt sich daraus, daß die in einer spezifisch gleich schweren Flüssigkeit schwimmenden Krystalltropfen unter dem Einfluß einer Strömung sich drehen, und zwar je nach der Lage ihrer Achsen in verschiedenen Richtungen. Dabei entstehen Verschiebungen in der Struktur der Krystalle, die sich durch spiralförmige Verdrehung der Polarisations- und Interferenzkreuze kundgeben. Der Redner konnte auch Krystalle aus verschiedenen Stoffen zu neuen Gebilden vereinigen, die dann nicht rund, sondern eiförmig wurden, ja sogar merkwürdige Gebilde von drei, vier, fünf und sechs (jedoch nicht mehr!) flüssigen Mischkrystallen lassen sich bilden und wurden vorgeführt.

w. **Der letzte Ausbruch des Vesuv.** Es ist in dieser Beilage schon zweimal berichtet worden, daß die Thätigkeit des Vesuvkraters in langsamer Steigerung begriffen sei. Am 4. Mai erfolgte plötzlich der Ausbruch. Während früher die kleinen Ausbrüche in Zwischenräumen von zwei bis vier Minuten sich folgten, warf jetzt der Krater alle 20 bis 30 Sekunden große glühende Massen in die Höhe, die sich oft bis gegen 400 m über den Kraterrand erhoben und eine weite Fläche im Niederfallen bestrichen. Zuerst wurde das auf der pompejanischen Seite gelegene Führerhäuschen zertrümmert, dann lenkte das Element seinen Zorn auf die von Kook angelegte Drahtseilbahn. Die obere Station erlag bald den Auswurfmassen, der Eisenweg ward ganz unter Geröll verschüttet und als gar einzelne Steine die untere Station berührten, wurde sie sofort von ihren Bewohnern verlassen und dem Schicksal preisgegeben. Doch gerade in dem Augenblick — es war in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai — ließ die Arbeit des feurigen Kessels nach und ging schnell wieder auf das gewöhnliche Maß der Thätigkeit zurück. Das Merkwürdigste an diesem Ausbruche ist, daß ein Ausfließen der Lava ausblieb; wenn die „Agenzia Stefani" das Gegentheil versicherte, so ging dies auf unbeglaubigte Gerüchte zurück. Hätte der Ausbruch länger angehalten, so wäre die Lava vielleicht an einer Stelle im Atrio del Cavallo zum Vorschein gekommen, denn dort hat sich eben in diesen Tagen eine vulkanische Dämpfe aussendende Mündung geöffnet. Als der Ausbruch der glühenden Steine im Rückgang begriffen war, stellte sich ein gewaltiger Aschenregen ein, der bis über das Observatorium hinausreichte und nicht ganz ohne Schaden anzurichten vorüberging. Am 6., 7. und 8 Mai wurden in der ganzen Vesuvgegend heftige, zumeist vertikale Erdstöße verspürt. Dadurch ist die Bevölkerung in große Aufregung versetzt worden, und die Verwirrung wuchs, als die Behörden in übertriebener Vorsicht bereits die Räumung einiger höher gelegenen Landstriche anordneten. Vielfach hat das Volk unter Anrufung der Schutzheiligen die Nacht im Freien zugebracht. Einige Aengstliche waren sogar schon mit Hab und Gut ausgezogen. Umso willkommener ist Allen die schnelle Beruhigung, und nach den Versicherungen des Leiters des Vesuvobservatoriums, des Professors Tascone, ist die jetzt eingetretene Ruhe des Kraters für eine dauernde zu halten. Das nächtliche Schauspiel war besonders am 6. und 7. Mai sehr anziehend, wenn auch durch schlechtes Wetter etwas gestört.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 15. Mai. Nummer 111.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zur Ignorabimusfrage.

Von Dr. Hans Kleinpeter.

Vor nicht gar zu langer Zeit[1]) war an dieser Stelle davon die Rede, wie wenig Haeckels Naturphilosophie den Anspruch erheben darf, als eine Lösung der Welträtsel, speziell auch der von E. du Bois-Reymond aufgestellten Ignoramus und Ignorabimus angesehen werden zu können. So berechtigt diese Abweisung an sich auch ist, berührt es dabei doch einigermaßen sonderbar, du Bois-Reymonds einstens allerdings sehr berühmt gewesene Problemstellungen in einer Weise hingestellt zu sehen, als bestünden sie noch heute zu Recht. Es ist allerdings wahr, daß auch die heutige Naturwissenschaft eine Lösung derselben im Sinne ihres Urhebers nicht gefunden hat und auch gar nicht zu finden hofft; die Probleme haben aber dessenungeachtet als solche zu existiren aufgehört. Es ist nämlich noch eine zweite Methode, sie zu beseitigen möglich, die darin besteht, daß man das Unpassende ihrer Formulirung einsehen lernt. Was wir von einer Naturerklärung zu verlangen haben, besteht nach W. K. Cliffords Ausführungen vor der British Association (1872) darin, „daß es auf jede vernünftige Frage eine verständliche Antwort gibt“. Und daß die Fragen, welche du Bois als ewig unbeantwortbare hingestellt hat, nicht zu diesen „vernünftigen“ Fragen zählen, das ist von Seite jener Naturforscher, die sich speziell mit erkenntnißkritischen Fragen befassen, längst erkannt worden. Vor allem ist dies durch Mach geschehen, und zwar vor schon ziemlich langer Zeit, wovon u. a. die Ausführungen in der Entwicklungsgeschichte der Mechanik (1883) und in der Festrede über die ökonomische Natur der physikalischen Forschung (1882)[2]) Zeugniß geben. In gleicher Weise wie Mach, der den Namen du Bois' nicht nennt, an denselben aber nach seiner eigenen (privaten) Aussage bestimmt gedacht hat, spricht sich auch K. Pearson in seinem 1890 erschienenen Buche „The grammar of science“ sehr klar über die Unzulässigkeit der bezüglichen Fragestellungen aus. Gewiß hat auch Clifford in denselben keine Rätsel gesehen; und J. B. Stallo in seinem leider zu wenig gekannten, aber für die Erkenntnißtheorie der Naturwissenschaft hochwichtigen und sehr interessanten Werke „The concepts and theories of modern physics“ erörtert unter wiederholter Bezugnahme auf E. du Bois-Reymond die Unhaltbarkeit der Grundlagen seiner Anschauungen. Hätten sich Kirchhoff oder Hertz über diesen Punkt geäußert, es hätte auch in keinem anderen Sinne erfolgen können, als in dem ihrer hier genannten Gesinnungsgenossen auf erkenntnißkritischem Gebiete.

Die Auflösung der von E. du Bois-Reymond aufgestellten Rätsel, insoweit sie sich auf die Unerklärlichkeit gewisser Verhältnisse beziehen, gestaltet sich, wie dies bei einer jeden wirklichen Aufklärung der Fall ist, ziemlich einfach. Die Voraussetzungen, von denen der Vortrag „Ueber die Grenzen des Naturerkennens“ ausgeht, sind nämlich ganz und gar nicht richtig, denn es ist nicht wahr, daß „Naturerkennen Zurückführen der Veränderungen in der Körperwelt auf die Bewegung von Atomen ist, die durch deren von der Zeit unabhängige Zentralkräfte bewirkt werden, oder Auflösung der Naturvorgänge in Mechanik der Atome.“ Atome hin, Atome her, Atome hat noch Niemand gesehen, was gehen sie uns an? Sind sie Zweck, Selbstzweck oder Mittel zum Zweck? Heißen wir das wirklich Naturerkennen, oder erblicken wir nicht vielmehr dasselbe in der Kenntniß der Naturerscheinungen? Bedeutet das Coulomb'sche oder Ohm'sche Gesetz oder der zweite Hauptsatz der Thermodynamik keine Naturerkenntniß? Was wissen wir da von Atomen und „ihren“ Kräften! Das was wir von der Physik verlangen und was uns vollauf genügt und alle möglichen Ansprüche befriedigt, ist die Kenntniß der Naturerscheinungen in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit, insbesondere die Kenntniß der Abhängigkeit aller anderen Naturerscheinungen von denen, die uns zur Definition der Zeit dienen, d. h. die Abhängigkeit der Erscheinungen von der Zeit, die Kenntniß des Vergangenen und Zukünftigen. Auf welche Weise wir das erfahren, das kann uns herzlich gleichgültig sein. Nothwendig ist es hiezu, die Naturerscheinungen zu beschreiben und als Hülfsmittel hiezu hat sich bisher in vielen Fällen die Atomvorstellung als nützlich erwiesen. Daraus folgt aber durchaus nicht, daß dies auch in anderen Fällen stattfinden müßte. Eine arge Verkennung der Sachlage liegt aber darin, wenn wir das, was bloßes Mittel zum Zweck ist, zum Sebstzweck erheben. „Das ‚Ding‘ ist,“ wie Mach ausführt, „ein Gedankensymbol für einen Empfindungskomplex von relativer Stabilität. Nicht die Dinge (Körper), sondern Farben, Töne, Drucke, Räume, Zeiten (was wir gewöhnlich Empfindungen nennen) sind eigentliche Elemente der Welt.“ Und an einer anderen Stelle vergleicht Mach denjenigen, der den „Denkmitteln der Physik, den Begriffen Masse, Kraft, Atom, welche keine andere Aufgabe haben, als ökonomisch geordnete Erfahrung wach zu rufen“, eine Realität außerhalb des Denkens zuschreibt, mit demjenigen, der die Welt vom Theater her kennend, in der Erforschung des Schnürbodens alles gewonnen wähnte. „So dürfen wir auch,“ schließt Mach, „die intellektuellen Hülfsmittel, die wir zur Aufführung der Welt auf der Gedankenbühne gebrauchen, nicht für Grund-

1) In Nr. 58 dieser Beilage vom 10. März 1900.

2) Wieder abgedruckt in den „Populärwissenschaftlichen Vorlesungen“.

lagen der wirklichen Welt halten." Wenn also du Bois-Reymond darüber klagt, daß wir niemals das Wesen von Materie und Kraft erforschen werden, so ist darauf zu antworten, daß das Prinzipielle dieser Frage bereits längst gelöst ist. Materie und Kraft sind bloße Begriffe, Abstraktionen, aber nicht im Raume existirende Wesen. Durch diese Auffassung fallen die Widersprüche von selbst hinweg, die du Bois zwischen diesen Begriffen bemerkt hat. Die Lösung des Problems der Materie läuft also, wie auch Hertz hervorgehoben hat, darauf hinaus, einen passenden Begriff derselben aufzustellen. Damit erledigt sich das erste Ignorabimus.

In der Ueberschätzung des begrifflichen Werthes der Atomvorstellung liegt der Grund für das Auftauchen eines zweiten, für unlösbar erklärten Problems. Zwecks Beschreibung einiger Erscheinungen leistet die Atomvorstellung annehmbare Dienste; mit welchem Recht wollen wir aber von ihr verlangen, daß sich durch sie alle Erscheinungen beschreiben, ausdrücken lassen müßten? „In der richtigen Erkenntniß der Unterordnung des Spezialwissens unter das Gesammtwissen," sagt Mach, „liegt eine besondere Philosophie, die von jedem Spezialforscher gefordert werden kann. Ihr Mangel äußert sich durch das Auftreten vermeintlicher Probleme, in deren Aufstellung schon, einerlei, ob man sie als lösbar betrachtet oder nicht, eine Verkehrtheit liegt. Ein solches Ueberschätzen der Physik gegenüber der Physiologie, ein Verkennen des wahren Verhältnisses spricht sich in der Frage aus, ob es möglich sei, die Empfindungen durch Bewegung der Atome zu erklären?" Und nachdem Mach darauf hingewiesen, daß die Empfindungen das uns unmittelbar Gegebene, die Atome aber eine künstliche Hülfsvorstellung bedeuten, fährt er fort: „Es hieße also wohl das Einfachere und näher Liegende durch das Komplizirtere und ferner Liegende erklären, wollte man aus Massenbewegungen die Empfindungen ableiten, abgesehen davon, daß die mechanischen Begriffe ökonomische Mittel sind, welche zur Darstellung mechanischer und nicht physiologischer oder psychologischer Thatsachen entwickelt wurden. Bei richtiger Unterscheidung der Mittel und Ziele der Forschung, bei Beschränkung auf die Darstellung des Thatsächlichen, können solche falsche Probleme gar nicht auftreten." Und an einer anderen Stelle äußert sich Mach wie folgt: „Wie sollte es aber möglich sein, aus den Atombewegungen des Hirns die Empfindung zu erklären?" So hören wir fragen. Gewiß wird dies nie gelingen, so wenig als aus dem Brechungsgesetz jemals das Leuchten und Wärmen des Lichts folgen wird. Wir brauchen eben das Fehlen einer sinnreichen Antwort auf solche Fragen nicht zu bedauern. Es liegt gar kein Problem vor." ... „An unsern Abstraktionen können wir in die Psychologie zwar nicht hinauf- wohl aber hinunterklettern." Man sieht, wie sehr Mach bei diesen Worten das zweite Ignorabimus vorgeschwebt hat und wie gut es ihm gelungen ist, die ganze Fragestellung als eine durchaus verkehrte ad absurdum zu führen. Die Existenz des Bewußtseins ist einfach eine Thatsache, die als solche — wie jede Thatsache — einer „Erklärung" weder fähig noch bedürftig ist. Erst vom Standpunkt einer bestimmten Theorie erhält dieses Wort „Erklärung" überhaupt eine Bedeutung. Eine Nothwendigkeit, eine Erklärung auf Grund der Atomtheorie zu geben, ist nicht vorhanden; denn diese Theorie dient zur Erklärung physikalischer, nicht aber psychologischer Thatsachen, wofür sie allerdings gar nicht geeignet ist. Damit ist auch das zweite Rätsel gelöst.

Was die anderen Aufstellungen von E. du Bois-Reymond betrifft, so betreffen sie Probleme, welche die heutige Wissenschaft zwar nicht gelöst hat, vielleicht auch in Zukunft nicht lösen wird. Dies letztere zu behaupten, besitzen wir indessen gar kein Recht, da sie jedenfalls nicht außerhalb des Rahmens der Wissenschaft fallen, infolgedessen keine Unverständlichkeiten bieten.

Das ist die Aufklärung, welche die erkenntnißkritische Erfassung naturwissenschaftlicher Lehren zu bieten vermag; man sieht, daß diese Methode in der Lösung wissenschaftlicher Fragen von zum Theil anscheinend sehr schwieriger Natur mitunter nicht minder fruchtbar ist, als die gewöhnliche, auf direkte Beantwortung gerichtete Arbeit des Naturforschers.

Monumentale Geschichtschreibung.

Erst spät ist mir die Beilage der Allg. Ztg. vom 20. Dezember 1899 zur Hand gekommen, in der Herr E. St. die neue Auflage des 3. Bandes von Ludwig Pastors Geschichte der Päpste anzeigt. Weit hinausgreifend über sein eigenes kunstgeschichtliches Arbeitsgebiet, hat Herr E. St. eine allgemeine Würdigung des Werkes versucht: wir erfahren, daß es sich um eine der monumentalsten Leistungen deutscher Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert handelt, daß der jetzt endlich völlig durchschlagende Erfolg des Werkes sich in dem raschen Aufeinanderfolgen der Auflagen zeige, und überhaupt, daß man in diesem Buche nicht nur beglaubigte Thatsachen und gesicherte Urtheile, sondern auch die Grundlagen für ein selbständig zu bildendes Urtheil finde, daß die Gewissenhaftigkeit der Quellenzusammenstellung dem Pastor'schen Werke einen einzigartigen Werth verleihe. Mit einem „Gefühl der Ehrfurcht für die ernste nimmermüde Forschungskraft des Verfassers, und des Stolzes, daß es die deutsche Wissenschaft gewesen ist, welche ein so eigenartiges Stück neuerer Geschichte und Kultur der Mit- und Nachwelt in allen ihren Erscheinungen erschlossen hat", will Herr E. St. das Buch aus der Hand gelegt haben.

Wäre nicht der Ort zu berücksichtigen, an dem diese Ausführungen erschienen, so würde es sich kaum verlohnen, ihnen entgegenzutreten, die jedenfalls mit der deutschen Geschichtswissenschaft in keinem engeren Zusammenhang stehen. Herr E. St. lebt fern von der deutschen wissenschaftlichen Welt in Rom: er hat es wohl kaum verfolgen können, wie die führenden Organe der deutschen Geschichtswissenschaft das Pastor'sche Werk aufgenommen haben. Die Urtheile, die in der „Historischen Zeitschrift", der „Historischen Vierteljahrsschrift", den „Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung" mit ausführlicher Begründung ausgesprochen worden sind, ließen jedenfalls nicht vermuthen, daß es sich um eines der monumentalsten deutschen Geschichtswerke des 19. Jahrhunderts handle. Und es waren nicht etwa nur protestantische Kritiken, die sich scharf gegen Pastor richteten: genau so scharf, so ablehnend ist die Besprechung, die Franz Xaver Funk, der Professor der katholischen Theologie in Tübingen, in der „Litt. Rundschau für das kathol. Deutschland" (1896 Nr. 10) hat erscheinen lassen.

Wir sind es ja leider gewöhnt, tagtäglich in ein rasch arbeitendes Rezensententhum hineinzusehen: wer nur eben eine Inhaltsangabe zustande bringt, pflegt mit dem Lobe nicht zu kargen. Im Hinblick auf die über Pastors Werk erschienenen Rezensionen darf man behaupten: die wenigen Besprechungen von katholischer wie protestantischer Seite, die wirkliche Sachkenntniß, eine gründlichere Beschäftigung mit den einzelnen Fragen und eine höhere Vorstellung von den Aufgaben der

Geschichtsschreibung zeigten, haben das Werk bei aller Anerkennung des darauf verwendeten Fleißes auf das bestimmteste abgelehnt. Sind wir Anderen nun Ignoranten und von Vorurtheilen erfüllt oder mangelt Herrn E. St. der rechte Maßstab zur Beurtheilung eines solchen Geschichtswerkes? Man mag es in den angeführten, sehr ausführlichen Besprechungen nachlesen, was man dem Pastor'schen Werke als Mängel vorwirft: nicht etwa nur die ultramontane Tendenz, die Herr E. St. nach einem beliebten Schema feststellt, ehe er lobt, sondern vor allem das starke Mißverstehen der Renaissance, die in eine heidnische (böse!) und eine christliche (gute!) Hälfte zerlegt wird, das Absehen von jeder geschichtlichen Entwicklung in kirchlichen und religiösen Angelegenheiten, die verschiedenartige Bewerthung der Persönlichkeiten je nach ihrer kirchlichen Stellung, das unmethodische Verwenden der Quellen, das ganz zwecklose Häufen gelehrter Citate, die nicht einwandfreie Art des Citirens, die mosaikartige Darstellung — Mängel, die doch wohl den „monumentalen“ Eindruck des Werkes erheblich beeinträchtigen.

Es gibt kein Buch in der deutschen Literatur — und wäre es das allerschlechteste— das nicht die lobendsten Besprechungen fände und neue Auflagen erlebte. Es gehört freilich kein tiefer Blick dazu, um solche Erfolge in ihrer Nichtigkeit zu erkennen. Wir müssen es aber immer von neuem erleben, daß uns Besprechungen, deren Werthlosigkeit der Forscher sogleich erkennt, als Zeugnisse echter vorurtheilsfreier Wissenschaftlichkeit vorgehalten werden. Eine für jedes Scherflein dankbare, das grobe wie das zaghafte Lob eifrigst und unterschiedslos sammelnde Parteipresse erzählt davon den „urtheilsfähigen“ Gläubigen im Lande. So wird es auch gewiß gedruckt werden, daß Herr E. St., ein „protestantischer Theologe und Kunsthistoriker“, dem Pastor'schen Werke „vorurtheilsfrei“ den gebührenden Platz zugewiesen habe, hoch oben auf den Gipfeln der deutschen Geschichtswissenschaft.

Es ist ein köstlicher Scherz des Herrn E. St., den durchschlagenden Erfolg des Werkes in der steigenden Zahl der Auflagen zu erkennen — welche vertrauensvolle Unbekanntschaft mit dem ultramontanen Verlagsgeschäft und seinem so tadellos arbeitenden Absatzmechanismus! Von diesem Standpunkt aus betrachtet, kann sich Ranke freilich nicht mit Johannes Janssen messen: Ranke's Päpste haben es nur auf neun, seine Reformation auf sieben Auflagen gebracht, während Janssens Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters von ihrem 4. Bande an gleich in der 1. bis 12. Auflage erscheinen konnte!

Was für ein Erfolg! Nur ist allerdings ein kleiner Unterschied, ob man in der Bibliothek jedes geistlichen Herren steht oder ob man mit seinen Ideen in die Köpfe der führenden Geister eines Volks eingezogen ist. Es ist derselbe Unterschied, wie zwischen dem Glauben an eine todte Formel und der selbsterworbenen lebenschaffenden Ueberzeugung.

Die Ablehnung einer Besprechung, wie sie Herr E. St. gegeben hat, reizt zu weiterem Ausblick. Wovon sich Herr E. St. hat täuschen lassen, ist der Nutzen, den die wissenschaftliche Kleinarbeit ja unzweifelhaft an der oder jener Stelle von diesen Zusammenstellungen, von diesen oft unendlich fleißigen Stoffanhäufungen, von kritischen Einzeluntersuchungen auf neutralem Gebiete hat. Die Hauptfrage wird aber doch immer bleiben, was unsre Wissenschaft im großen, was unsre Erkenntniß bei diesen Werken gewinnt. Und diese Frage verallgemeinert sich zu der Prüfung des Gesammtergebnisses der Richtung, die man als ultramontane Geschichtsforschung zu bezeichnen pflegt. Was hat sie für die deutsche Geschichtswissenschaft geleistet? Hat sie Einfluß gewonnen auf die Behandlung der wissenschaftlichen Probleme? Hat sie das Urtheil über vergangene Zeiten geklärt, — in ihrem Sinn verändert?

Das Neuentstehen der ultramontanen Geschichtsbetrachtung im 19. Jahrhundert zu verfolgen, ist eine überaus lehrreiche Aufgabe: ihre Wurzeln lassen sich jetzt wohl deutlich bloßlegen, seit uns so tiefe Einblicke in das Leben von Görres, Döllinger, Böhmer (des Protestanten!), Janssen, Reichensperger gewährt sind; wir sehen ihre Zusammenhänge mit der Romantik, mit den politischen Verhältnissen der Zeit nach dem Befreiungskrieg, mit dem Aufschwung gelehrter Thätigkeit innerhalb der katholischen Theologie. Ein Theil der geistigen Bewegung des 19. Jahrhunderts spiegelt sich darin, freilich nur ein Theil, ein Nebengebiet mit ganz eigenen Daseinsbedingungen und Erfolgen, seitwärts liegend von dem großen Kampfplatz der Zeit. Ein Idyll, kein folgenschweres Ereigniß, wichtig fast ausschließlich für die Geschichte des deutschen Katholizismus im 19. Jahrhundert; denn die geistige Bewegung des deutschen Volks im ganzen ist ganz unberührt davon ihren Weg gegangen.

Für die Abschätzung des Werthes dieser ultramontanen Geschichtsforschung ist ein äußeres Kennzeichen der Vorgang des stetigen Abfalls in den eigenen Reihen, genau so, wie ihn mit Nothwendigkeit der ganze moderne jesuitisch beeinflußte Katholizismus aufweist, der vergebens gegen die übermächtigen, gerade seine besten Geister immer wieder bezwingenden Kräfte einer kirchlich ungebundenen Wissenschaft und einer nicht von der Kirche in Formeln gebrachte, sondern aus dem Innern der Menschenseele geschöpften Religiosität kämpft. Die fruchtbare geistige und sittliche That bedarf der Freiheit. So liegt es im Wesen dieser ultramontanen Geschichtsforschung, daß sie schulbildend, die starken Geister dauernd fesselnd nicht wirken kann, nur die unselbständigen, trotz aller Fruchtbarkeit unproduktiven vermögen dauernd zu ihr zu stehen. Das große Beispiel dieser Schule und ihre Unzulänglichkeit für tiefere Geister bleibt immer Döllinger: einst einer ihrer Begründer und dann in zögernder Entwicklung unter tausend Kämpfen weit darüber hinauswachsend — in die deutsche Wissenschaft hinein. Und mit ihm zieht in das Land wissenschaftlicher Freiheit eine ganze Generation von Historikern, die den Nachwuchs streng katholischer Geschichtsauffassung bilden sollten und ihr alle verloren gingen: ihre Leistungen stellten sich, mit reichen Erfolgen, in den Dienst der deutschen Geschichtswissenschaft, und ärmlicher als je stand die ultramontane Richtung da. Aber sie brachte es dennoch wieder zu einem gewissen Aufschwung: Johannes Janssen schuf ein umfangreiches Werk, das die Verwirklichung eines großen Programms bedeuten sollte, Organisationen zur Förderung dieser Richtung wurden geschaffen — die Möglichkeit einer neuen erfolgreicheren Schule schien gegeben. Und das Ergebniß? Ich glaube, man kann auch heute, nach zwei Jahrzehnten der Entwicklung, wieder feststellen: das Ergebniß ist der Abfall. Wirklich Schule hat Janssen nur bei Solchen gemacht, denen wir eine Förderung unsrer Erkenntniß in irgendwelcher größeren Hinsicht bisher nicht zu danken haben. Aber die Mehrzahl derjenigen, die mehr oder minder durch diese Schule hindurchgegangen sind und jetzt Vertreter des Dogmas sein sollten, die selbständigen, thatkräftigeren Naturen gehen mit zunehmender Offenheit einen Weg, der nicht mehr in der Bannmeile Janssen'scher Auffassung liegt. Die Beilage dieser Zeitung hat in der letzten Zeit mehrfach die Bei-

spiele dafür gewährt! Andere verstehen es beredt zu schweigen oder sich auf so neutralem Gebiet zu bethätigen, daß irgend eine Parteistellung außer Frage bleibt und die „Schule“ jedenfalls keinen Gewinn von ihnen hat. Noch Andere, die einst enge zu Janssen standen, haben den Bruch radikal, mit unantastbarer Ehrlichkeit der Gesinnung und der Arbeit, vollzogen. Was übrig bleibt: Pastor, Michael, Grisar u. s. w., gehört zu zwei Dritteln der Gesellschaft Jesu an und ordnet sich deßhalb wohl am besten unter die Rubrik „Kampf gegen allen Nichtjesuitismus“ ein. Wer aber mit den Problemen unsres Daseins ernsthaft und eine starke Seele einsetzend ringt, wer die wissenschaftliche Arbeit ohne kirchliche oder sonstige parteiische Voraussetzungen und im Zusammenhang mit der geistigen Entwicklung unsrer Zeit betreibt, wird immer, wenn auch andere Eindrücke zunächst auf ihn gewirkt haben, den gleichen Weg zu gehen haben, den Döllinger als Gelehrter gegangen ist, und so ist der Abfall, der immer neue Abfall das nothwendige Ergebniß einer Richtung, die sich mit den Vorbedingungen der Wissenschaft und unsres gesammten geistigen Lebens absichtlich in Widerspruch setzt.

Es bedarf kaum noch der Frage, was diese Richtung für die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft bedeutet hat. Das schroffe Urtheil wird zu Recht bestehen dürfen: unsre neuere deutsche, so tief in das Leben unsrer Nation eingreifende Geschichtswissenschaft zeigt an keiner Stelle auch nur den geringsten Einfluß der streng katholischen Richtung. Alle Ausbildung ihrer Methode, die Erweiterung der Forschungsgebiete, die Auffassung der Vergangenheit ist entstanden, ohne daß die katholische Richtung sich irgendwie selbständig dabei bethätigt hätte, sie hat nur oft genug die historisch-kritische Methode Ranke's in ähnlicher Weise mißverstanden und vergröbert, wie die allermodernste historisch-statistische: Methoden, deren ganzer Werth abhängig ist von dem Feingefühl des Forschers! Und wo im Einzelfall die Maßstäbe einer eigenartigen, durch die katholisch-kirchlichen Forderungen bedingten Anschauung an die Vergangenheit angelegt werden sollten, da hat sich ebenfalls stets das Unzulängliche dieser Betrachtungsweise gezeigt, wenn sie auch auf Tausenden von Seiten vorgetragen und von einer dienstfertigen Presse in alle Welt getragen wurde. Nur eine sehr unzureichende Kenntniß der heutigen geschichtlichen Wissenschaft kann behaupten, daß Janssen, wie man einst prophezeite, die Anschauungen über Reformation und Gegenreformation, Pastor über die Renaissance, oder nun gar Michael über das spätere Mittelalter beeinflußt habe. Dankbar haben wir diesen Forschungen nur deßhalb zu sein, weil sie eine thatkräftige Reaktion hervorgerufen haben: eine erneute Prüfung und erneute Betonung derjenigen Ergebnisse, die an Tiefe der Auffassung und an Sicherheit der Forschung jeder kirchlich bedingten, also unwissenschaftlichen Betrachtung der Vergangenheit stets überlegen sein werden. Wer, wie z. B. Pastor, das eigentliche Lebenselement der italienischen Renaissance: die vollkommene Vermischung von Heidenthum und Christenthum, wer den geschichtlichen Werth dieser Vermischung nicht zu verstehen, wer Freiheitsdrang und Persönlichkeitsstreben der Renaissancemenschen nicht als eine große geschichtliche Erscheinung zu begreifen und infolgedessen keine dieser Persönlichkeiten ganz aus sich selbst zu erfassen vermag, wird schwerlich Einfluß auf schon vorhandene, viel tiefer in die geschichtliche Entwicklung eindringende Anschauungen gewinnen.

Abfall in den eigenen Reihen und Einflußlosigkeit im wissenschaftlichen Leben — das ist das Kennzeichen der Observanten dieser Richtung. Mit Seelenruhe darf die deutsche Geschichtswissenschaft ihnen zusehen, ja wir sehen's mit Vergnügen, wie sie doch in letzter Linie wieder pour le roi de Prusse arbeiten. Die tieferen Geister aus dem eigenen Lager planmäßig hinauszutreiben, das ist ein Kunststück, das ihnen kein Gegner nachzumachen versteht. Das bezeichnendste Beispiel aus den letzten Zeiten ist die Schmähschrift, die Michael mit unnachahmlicher Unwürdigkeit über Döllinger geschrieben, und das unbedingte Lob, das Pastor diesem Machwerk in einer Besprechung gezollt hat — das richtet diese Schule und ihren Geist genugsam, wissenschaftlich und moralisch.

Wir blicken auf Döllinger und Alle, die in seinem Geist der Wissenschaft gedient haben, um uns bewußt zu bleiben, was katholische Forscher für die deutsche Geschichtswissenschaft geleistet haben und worin die gegebene Sonderaufgabe derjenigen, die von Haus aus zufällig katholisch sind, zu bestehen vermag. Es ist ein weiter Unterschied zwischen einem Meistern der Geschichte nach kirchlichen Wünschen und jenem tieferen, feinfühlenderen Verstehen katholischen Lebens der Vergangenheit, worin der geborene Katholik dem Protestanten fast immer überlegen sein wird.[1] Die Forderung der Wissenschaft, die geschichtliche Entwicklung in ihrer inneren Nothwendigkeit zu verstehen, bleibt für Alle die gleiche; aber die Möglichkeit, sich erfolgreich zu bethätigen, ist eine verschiedene: nur in dieser Hinsicht wird das zufällige Bekenntniß des Forschers von einer gewissen Bedeutung sein. Wo aber das Bekenntniß in seiner modern zugespitzten jesuitisch-katholischen Form zum Maßstab der Vergangenheit gemacht wird, da darf man von ultramontan im Gegensatz zu katholisch sprechen und die nach Vorurtheilsfreiheit strebende Wissenschaft hat Recht und Pflicht zur schroffen Ablehnung.

Leipzig. **Walter Goetz.**

[1] Ich erinnere nur an die großen Verdienste, die sich in den letzten Jahren katholische Gelehrte um die Dante-Forschung erworben haben!

Die erste Ersteigung des Kenia.

A. S. Bereits in der diesjährigen Uebersicht über die Fortschritte der Afrikaforschung (Beilage 27. Februar) wurde kurz des schönen Erfolges gedacht, den im September v. J. **H. J. Mackinder**, Professor der Geographie in Oxford, mit seiner völligen Ersteignng des Kenia, des zweithöchsten der afrikanischen Bergriesen, errungen hatte. Mittlerweile ist im Maiheft des „Geographical Journal“, des Organs der Londoner Geographischen Gesellschaft, der mit Karten und Abbildungen ausgestattete erste genauere Bericht Mackinders erschienen, der auch bereits einen vorläufigen Ueberblick über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition bietet. Einige Mittheilungen aus jenem Berichte dürften von Interesse sein, nicht zum wenigsten auch im Hinblick auf die ein Jahr vorher beendete Untersuchung des Kilimandscharo und den somit ermöglichten Vergleich der Verhältnisse auf den beiden Schneebergen Ostafrika's.

Der Entdecker des Kenia ist der deutsche Missionär Krapf, der ihn im Jahre 1849 von Nord-Ukambani aus erblickte. Krapf erklärte den Kenia für einen Schneeberg, wie sein Kollege Rebmann ein Jahr vorher den Kilimandscharo. Beiden Entdeckern wollte man nicht glauben, und Beider Behauptungen wurden durch den späteren Gang der Forschung gerechtfertigt. Der Kilimandscharo wurde seit von der Decken mehrfach aufgesucht und das Ergebniß war eine verhältnißmäßig eingehende Kenntniß des Berges schon mit Abschluß von Hans Meyers Reise von 1889. Dagegen vernachlässigte die Forschung den Kenia in auffallender Weise; denn erst 34 Jahre nach seiner Entdeckung berührte ein wissenschaftlicher Reisender, der schottische Geologe Thomson, seine Flanken. Sehen wir ab von einzelnen Jägern und Reisenden, die dann ab und zu in

die Nachbarschaft des Berges kamen, aber andere Ziele als die nähere Erforschung desselben verfolgten —, so sind bis auf Mackinder nur drei Namen zu nennen, mit denen ein Fortschritt unsres Wissens über den Kenia sich verknüpft: Graf Teleki, Dr. Gregory und Dr. Kolb. Graf Teleki, der Führer der erfolgreichen österreichisch-ungarischen Expedition nach dem Rudolf-See, unternahm 1887 von Westen, von Leikipia aus einen Besteigungsversuch, der ihn bis zu einer Höhe von 4680 m, d. h. über den Waldgürtel hinaus bis in die Nähe der Gletscher führte. Er sah vor sich in geringer Entfernung die höchste Spitze und erwähnt einen Kraterkessel von 3—4 km Durchmesser, der den Gipfel einzunehmen schien. Graf Teleki's Begleiter, v. Höhnel, leitete aus diesem Besteigungsversuch und aus eigenen trigonometrischen Messungen vom Fuße aus für den Berg eine Höhe von 5800 Meter ab. Einen erheblichen Schritt weiter kam der englische Geologe Dr. Gregory. Auf den Pfaden Teleki's vordringend, gelangte er 1893 etwa bis zur Höhe von 4900 m; abgesehen davon aber gewann er eine klarere Erkenntniß von dem Bau des Gebirges und von seiner jetzigen und früheren Vergletscherung, wiewohl er die heutigen Gletscher nicht näher untersuchen konnte und ihm in der Kennzeichnung der ehemaligen, tiefer reichenden Vergletscherung Irrthümer mit untergelaufen sein dürften. Der deutsche Arzt Dr. Kolb endlich kam 1895 oder 1896 — genauere Zeitangaben enthält der dürftige Bericht des inzwischen verunglückten Reisenden in „Peterm. Mitth." (1896, S. 221, mit Karte) leider nicht — von Nordwesten her in die Nähe der höchsten Spitze, die er „Victoriaspitze" zu nennen für gut befand. Ob er irgendwelche Messungen vorgenommen hat, ist nicht bekannt; seine Karte gibt einige neue topographische Einzelheiten an, die man in Ermangelung von etwas besserem auch angenommen und bis jetzt benutzt hat, obwohl sie von zweifelhaftem Werth erscheinen. Trotz Teleki, Gregory und Kolb aber war bis auf diesen Tag unser Wissen von dem Berge, vor allem was die Topographie anlangt, sehr unbefriedigend und weit geringer als von seinem Nachbarn, dem Kilimandscharo.

Mackinder hat nun auf seiner kurzen vorjährigen Reise in jeder Beziehung mehr geleistet, als alle seine Vorgänger zusammen: so viel lassen schon der erwähnte, bis jetzt vorliegende kurze Bericht und seine Karten erkennen. Mackinders Begleiter waren C. B. Hausburg, der sich mit ihm in die Kosten der Unternehmung theilte, ein naturwissenschaftlicher Sammler, ein Ausstopfer und zwei Alpenführer aus Courmayeur. Die Uganda-Bahn beförderte die ganze Expedition bis Nairobi, das etwa 130 km südlich vom Kenia liegt. Am 28. Juli brach die 170 Mann starke Karawane von dort auf, und am 15. August langte sie nach einem beschwerlichen Zuge durch größtentheils noch unbekanntes Land am oberen Sagana an, wo Mackinder am Südwestabhange des Kenia in einer Breite von 0° 20′ S. sein Standlager aufschlug. Da das Gebiet am Berge von ansässigen Stämmen nicht bewohnt ist, so hatte er mit dem südlicher wohnenden Häuptling der Wagombe ein Abkommen auf Lieferung von Nahrungsmitteln für seine Karawane getroffen für die Zeit, da er selbst mit den Forschungen auf dem Kenia beschäftigt wäre. Am 19. August bereits begann Mackinder mit den beiden Schweizern seinen ersten Besteigungsversuch, und zwar von Westen her, wie vor ihm Graf Teleki und Dr. Gregory. Drei Tage erforderte das oft allein durch Buschmesser und Axt ermöglichte Passiren des nur von Elefantenpfaden durchzogenen, 20 km breiten Gürtelwaldes, worauf man am 22. August eine Höhe von 4200 m erreichte. Von hier wurde jedoch Mackinder ins Saganalager zurückgerufen, da dort die Nahrungsmittel ausgegangen waren. Nachdem die Schwierigkeiten vorläufig behoben und eine Karawane zum Einkauf von Proviant nach dem Naivascha-See geschickt worden war, unternahm Mackinder mit Hausburg und den Schweizern am 30. August auf demselben Wege einen zweiten Versuch. Man erreichte den Lewisgletscher, überschritt diesen nach Nordwesten und kam abends nahe am Fuße der höchsten Spitze („Central Peak") an eine Felswand, die weiterem Vordringen vorläufig Halt gebot. Hier brachte man in 5130 m Höhe eine Nacht zu, die Mackinder folgendermaßen schildert: „Erst um 10 Uhr begann der Ostwind, der bis dahin durch die Spalten der Felswand hinter uns stöhnte und kreischte, uns zu fassen und mit Schlägen kalter Luft zu überfallen, so daß uns die Knie zitterten und wir uns enge aneinander schmiegten. Der Himmel war wolkenlos und die Sterne, die unbeweglich wie Lampenlichter schienen, verbreiteten Helle genug, um uns die kleinen Seen des Zweitarn-Col im Westen vor uns zu zeigen. Um 3 Uhr nach Mitternacht ging der Mond auf, der sein kaltes Licht auf das Wolkendach von Kikuyu warf und mit seinem diffusen Schein den im Schatten 1500 Fuß unter uns liegenden Darwingletscher erhellte." Am nächsten Morgen versuchte man, zu der Spitze zu gelangen, wurde aber von einer den Gipfel durchsetzenden Spalte daran gehindert: es blieb nichts anderes übrig, als nochmals Kehrt zu machen.

Während nun Hausburg mit den Schweizer Führern eine Tour rund um die Bergspitze unternahm, ging Mackinder nach dem Saganalager hinunter. Hier war die Noth so bedenklich geworden, daß Mackinder es für räthlich hielt, Hausburg vom Berge zurückzurufen und den Abmarsch zum Naivascha anzuordnen. Diese Maßnahme hätte den ganzen Erfolg des Unternehmens in Frage gestellt; sie konnte aber glücklicherweise unterbleiben, da die vorhin zum Naivascha gesandte Karawane mit Nahrungsmitteln noch rechtzeitig genug zurückkehrte, und so war es Mackinder möglich, am 12. September mit den Schweizern noch einen dritten Versuch zur Bezwingung des Berges zu machen. Und dieser gelang; Mackinder ging auf einem westlicheren Wege an die Spitze heran, wobei mühsam Hunderte von Stufen in das Eis des Darwingletschers gehauen werden mußten, und am 13. September mittags stand er auf dem höchsten, damals schneefreien Gipfel. Er blieb indessen, um nicht von den nachmittags einsetzenden gefährlichen Stürmen überrascht zu werden, nur 40 Minuten oben, um die nöthigsten Messungen vorzunehmen (Temperatur 4.5° C.), dann umging er den Gipfel auf einer dreitägigen Wanderung in weiterem Umkreise, als es vorher Hausburg gethan, und traf am 20. Sept. im Lager ein. In den letzten Tagen des September war Mackinder in Nairobi, und von hier trug der Draht die Meldung von der ersten Ersteigung des Kenia zu den noch in Berlin versammelten Mitgliedern des Geographentages. Am 30. Oktober war Mackinder in London.

Von den Resultaten der Reise heben wir zunächst die topographischen hervor. Mit einem ziemlich dichten Netz von Routen wurde der Gipfel nebst dem Gebiet der Gletscher überzogen, so daß ein von der bisherigen Darstellung stark abweichendes, aber zweifellos richtigeres Bild entsteht. Auf Mackinders Spezialkarte, die uns in der Reproduktion im „Geogr. Journ." allerdings ein wenig schematisch und mit Uebertreibungen erscheint, ist der auf unsern Karten bis dahin angegebene große Kraterkessel, auf dessen Rand sich die höchste Spitze in Gestalt eines Zackens erheben soll, verschwunden und man erblickt statt dessen mehrere sich kreuzende und verzweigende Grate mit theilweise mit rundlichen Seen erfüllten Thälern dazwischen. Die drei höchsten Gipfel erheben sich auf dem von Nordwest nach Südost streichenden Grate; es sind das der sich in zwei Spitzen — Batian und Nelion — theilende Central Peak und der Lenana, 1 km südöstlich davon. Nach beiden Seiten hin, nach Südwesten und Nordosten, gehen von diesem Grat die Gletscher aus; es sind im ganzen 15, von denen Mackinder die größten „Lewis-Gletscher" ($1^1/_4$ km lang) und „Gregory-Gletscher" (1 km lang) benannt hat. Zwei andere hat Mackinder zu Ehren Krapfs und Kolbs getauft und auch sonst ist er mit der „Verewigung" von Afrika-Forschern und Männern der Wissenschaft am Berge sehr freigebig gewesen — was jedenfalls sein Entdeckerrecht war und wogegen auch nichts einzuwenden ist. Für die beiden höchsten Spitzen schlägt Mackinder, wie angedeutet, die Bezeichnungen Batian und Nelion vor nach alten, sagenhaften Häuptlingen des Massaistammes, der seinen Ursprung mit dem Berge in Verbindung bringt; diese Bezeichnungen erscheinen uns passender als das zum Uebermaß auf den Karten vorkommende „Victoria" Kolbs, und wir hoffen, daß sie Eingang finden. Die Höhe des Batian ermittelte Mackinder durch Aneroid- und Siedepunktbeobachtungen auf 5520 m; die des Nelion dürfte um 10—12 m geringer sein. Ueber jene Zahl entspann sich übrigens in der Sitzung der Londoner Geographischen Gesellschaft vom 22. Januar d. J. eine Kontroverse, indem Gregory, der nicht selbst anwesend war, in einem Schreiben an der von ihm adoptirten v. Höhnel'schen Höhe

von 5800 m festhalten zu müssen glaubte. Da indessen v. Höhnel selbst zugegeben hat, daß infolge zu kurzer Basis seine Messung nicht volles Vertrauen verdient und andrerseits Kapitän Smiths trigonometrische Messung von der Ebene aus ziemlich genau das von Mackinder ermittelte Ergebniß gehabt hat, so wird man an der Höhenzahl von 5520 m für den Kenia festhalten müssen. Die Batian-Spitze gleicht einem abgestumpften, aus ruinenartig aufgeschichteten Felsmassen herausragenden Thurm und besteht aus krystallinischem Gestein. — Sieht man von den Gletschern und den Seen ab, so erinnert Mackinders kartographische Darstellung des Kenja-Gipfels an die des Mawensi, der Ostspitze des Kilimandscharo. Der Krater ist offenbar zum größten Theil eingestürzt, so daß die ursprüngliche Form völlig verwischt ist, und die weitere Zerklüftung ist ein Werk der Erosion, der Gletscher, von Regen, Kälte und Hitze. Auffällig erscheint auf den ersten Blick die Thatsache, daß der Kenia eine so reiche Gletscherwelt zeigt, der ebenso hohe Mawensi aber nicht; es läßt sich das am einfachsten daraus erklären, daß sich auf dem Kenia Hochthäler vorfinden, die den Schnee festhalten trotz aller sonstigen Zerklüftung des höchsten Theiles, am Mawensi aber nicht. Die sonstigen Beobachtungen Mackinders erweisen, daß ebenso wie der Kilimandscharo auch der Kenia in geologisch neuerer Zeit stärker vergletschert gewesen ist als heute. Alte Moränen fand Mackinder in 3660 m Höhe, während Gregory solche gar in 3050 m Höhe zu erkennen geglaubt hatte. Ungefähr dieselbe Zahl, die Mackinder für den Kenia festgestellt hat, gibt Meyer auch für die ehemalige Vergletscherung des Kibo an. Heute reichen die Kenia-Gletscher im Durchschnitt bis zu 4425 m herunter. In diesen Beobachtungen liegt eine neue Stütze für den von Meyer in seinem letzten Werk geführten Beweis, daß das Klima Ostafrika's trockener und wärmer geworden ist.

Von den sonstigen Beobachtungen heben wir noch folgende hervor: Charakteristisch für das Kenia-Gebiet sind die dichten Nebel, die den Berg selbst sehr oft verhüllen und ihm den Namen gegeben haben sollen: Kenia ist eine Korruption des Massaiwortes für Nebel. Für die Kerbe zwischen Batian und Nelion wendet Mackinder darum das Wort „Nebelthor" an. Jene Nebelschicht, die sich damals Tag und Nacht über die Landschaft im Süden ausdehnte, bezeichnet Mackinder als das „Wolkenbach" von Kikuyu. Besonders früh morgens geht noch von diesem „Kikuyubach" eine Nebelzunge weiter nach Nordwesten, nach Leikipia. Einmal sah Mackinder von den Höhen des Kenia 130 km weit über die Oberfläche jener weißen, wolligen Nebelwolken hinweg, aus denen Inseln gleich die Kuppen des Donyo Lamuyu fern im Süden sich erhoben. — Wie erwähnt, sind die Abhänge des Kenia unbewohnt, doch wird der Berg bis zu erheblicher Höhe zeitweise von dem Jägerstamm der Wandorobbo aufgesucht. Mackinder traf einen Trupp von ihnen in über 3660 m Höhe an; bis 3050 m fanden sich vielfach Reste von Grashütten, Feuerstellen und Fußspuren dieser Jäger. Die Wandorobbo gehen in diesen Höhen dem Großwild nach; es fand Mackinder nämlich noch in 3500 m Höhe Elefantenspuren, in 4425 m Höhe Büffelspuren und in 4270 m Höhe sah er einen Leopard. — Ueber gewisse Punkte, wie Vulkanismus, Verbreitung und Vertheilung der Lava, geologischen Aufbau gibt der uns vorliegende Bericht Mackinders nur wenig Aufschluß, doch läßt er erkennen, daß die Expedition ein reiches naturwissenschaftliches Material heimgebracht hat. Ein großer Theil der getrockneten Pflanzen ist leider verloren gegangen.

Im ganzen gewinnt man von dieser rein wissenschaftlichen Zwecken dienenden Forschungsreise ein sehr erfreuliches Bild, wenn auch die nähere Untersuchung der mittleren Höhenlagen des Berges noch sehr dankbare Aufgaben stellt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Nochmals zur archaischen Forumsinschrift: Die treffliche Erklärung des Hrn. Dr. R. Frese (Beilage Nr. 108 vom 11. Mai), daß die archaische Forumsinschrift auf die Compitalien Bezug haben möge und diese zu Anfang wohl ein Todtenfest waren, geht von der Ansicht aus, daß die Laren ursprünglich als heroisirte Geister der Verstorbenen gedacht und verehrt wurden. Dr. Frese hält dies nun für nicht unwahrscheinlich; ich möchte für den infernalen Ursprung der Laren und ihren Zusammenhang mit dem Todtenkult noch einiges aufführen, was ich in dem Buch von Attilio de Marchi „Il culto privato di Roma antica", Milano 1896, bereit finde. De Marchi hat vier Reihen Gründe für den Zusammenhang des Larenkultus mit den für Verstorbene: 1. die Texte; außer den von Frese bereits aufgeführten. Apulejus nennt (de deo Socr. 15) denjenigen Lar familiaris, welcher unter den Geistern der Verstorbenen oder den Lemuren die Sorge um seine Nachkommen erlangt hat und als sanfter und ruhiger Schutzgott im Hause waltet. Ebenso Martianus Capella (de nup. 2.40), wo die Laren ob virtutes in vita, manent etiam in morte animae. 2. Die Riten. Auf die uralten Menschenopfer, die Macrobius Sat. I, 7.34 zugrunde liegen, hat Frese schon hingewiesen. Ein symbolischer Hinweis auf Menschenopfer liegt auch in den Puppen aus Wolle, die bei den Festen der Lares Compitales aufgehängt wurden, damit die Gottheit durch das Menschenabbild versöhnt, den Menschen verschone. Endlich wurden bei Todesfällen im Hause der Laren Schweineopfer gebracht, die sonst nur unterweltlichen und tellurischen Gottheiten dargebracht wurden. 3. Die Mutter Mania = die Göttin der Manes, auch Lala, Lara, Larunda, Muta, Acca Larentia genannt (s. die dazugehörigen Stellen bei de Marchi S. 35 ff.). 4. Neigt der menschliche Geist ganz natürlich dazu, die Geister der Verstorbenen sich als gegenwärtig und mit übermenschlicher Kraft begabt zu denken. So heißt es bei Livius 3. 58: manesque Verginiae per tot domos ad petendas poenas vagati 2c. Aus diesem Kult der Laren ging wohl die Notiz bei Servius ad. Aen. 5. 64 hervor, daß die Römer von altersher die Gewohnheit hatten, die Todten im Hause zu begraben. Aber daß auch wirklich etwas daran war, zeigt das Verbot des alten Zwölftafelgesetzes: hominem mortuum in urbe ne sepelito neve urito. Und gerade als Begräbnißstätten mögen die Compita den Lares heilig gewesen sein, wie in Griechenland die trivii dem Hermes Enodios und der Hecate Enodia als Unterweltsgötter heilig waren und der Spuk der Kreuzwege sich bis in das späteste Mittelalter erhalten hat. Frese's Schlußfolgerungen scheinen mir daher auf einer festen Grundlage zu beruhen: die Compitalia waren ein Todtenfest, die Laren heroisirte Geister der Verstorbenen. Auch alium und caepe, die später mit Eindringen des Isisdienstes in Rom noch eine größere Rolle spielten, sind in der Inschrift wohl am Platze. Dagegen will jouxmentum-strophium nicht recht einleuchten. Schon im ältesten Latein wurde Stroppus für strophion gebraucht (Festus 313), und zwar schon in der Bedeutung „Kopfbinde des Priesters", wie das Wort auch eher für Larenspenden paßt als in der Bedeutung „Busenbinde", umsomehr, als die bei Varro mitgenannten pilus und reticulum auch Kopfbedeckungen sind; denn sie sollen die capita repräsentiren. Jan ad Makr. I. 7. 35. Jouxmenta werden doch wohl Opferthiere sein; das Gespann = zwei Thiere würde zu dem Bidental passen. Denn bei Nonius Marcellinus 54 M heißt es: Nigidius Figulus dicit, bidental vocari quod *bimae* pecudes immolentur. Und die Erinnerung an das alte Bidental weist ja Frese nicht zurück.

M.

Anton E. Schönbach: Ueber Lesen und Bildung. Umschau und Rathschläge. Sechste, stark erweiterte Auflage. Graz, Leuschner u. Lubensky 1900. — Ein so gut aufgenommenes Buch wie das vorliegende bedarf an dieser Stelle weder einer Inhaltsangabe, noch einer Empfehlung mehr. Zwar sind über die neuere Literatur, durch die, wie durch das moderne geistige Leben überhaupt, das Buch ein Führer sein will, neuerdings einige durchaus beachtenswerthe Darstellungen erschienen und man ist infolgedessen nicht mehr, wie namentlich zur Zeit des Erscheinens der ersten Auflage, auf Schönbachs Buch angewiesen; aber Schönbachs Buch ist von so hohem Standpunkt aus und — was heutzutage sehr ins Gewicht fällt — mit solcher Unparteilichkeit geschrieben, daß es auch eingehenderen Darstellungen der neueren Literaturperiode gegenüber seinen Werth behauptet. Einer der darin vereinigten Essays hat Emersons geistige Individualität zum Gegenstand; und in der That wird man durch Form und

Inhalt lebhaft an die Art dieses vornehmen Geistes erinnert. Daß man mitunter ein Urtheil des Verfassers auffällig finden kann — so die ungemein hohe Schätzung Sudermanns, die wenig günstige Conrad Ferdinand Meyers —, ist selbstverständlich. Sozusagen persönlich gefreut hat es den Referenten, daß Schönbach für den von Publikum und Kritik unverdientermaßen so vernachlässigten Karl Bleibtreu Worte der Anerkennung hat; wenn übrigens von dessen Schlachtnovellen die Rede ist, dürfte neben dem vielgelesenen „Dies Irae" auch das prachtvolle Stück „Cromwell bei Marston Moor" Erwähnung finden. In sprachlicher Hinsicht fallen bei einem so gediegen geschriebenen Buche einige nicht sehr glückliche Verdeutschungen von Fremdwörtern, wie „Umgrund" für „Milieu", „Leserei" für „Lektüre" auf; übrigens dürfte auch der Druckfehler, vermöge dessen „die große Tour", die im vorigen Jahrhundert der Mann von Stande zum Abschluß seiner Erziehung zu machen pflegte, als „jene grande tour" erscheint, in der nächsten Auflage verschwinden.

Erlangen. Karl Schneider.

H. S. Heft I des neuen Jahrgangs der „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten" enthält zunächst Bemerkungen Gesserts zur Harmattan-Frage (vgl. die Besprechung von Heft I 1899 in der Beilage vom 18. Okt. v. J.) auf Grund seiner Beobachtungen in Südwestafrika; es sei auf seinen Erklärungsversuch — Elektrizität — verwiesen. Hauptmann Kannenberg berichtet über eine Wanderung von Mpuapua nach Südwesten zum Kisigo, dem nördlichen Quellfluß des Rufidschi (Febr. 1899); sie führte durch noch nicht begangenes Gebiet und ergab, daß jener Fluß dort südlicher verläuft als unsre Karten angeben. Beigefügt ist dem Bericht eine Routenkarte in 1:300,000. Ferner bringt das Heft Mittheilungen über den Fortgang der Pendelexpedition Dr. Kohlschütters in Deutsch-Ostafrika. Aus den bis zum 9. Dezember v. J. reichenden Briefen geht hervor, daß im August und September an den beiden Rändern des Rikwagrabens die in Kamsamba begonnenen Beobachtungen fortgesetzt wurden. Hierauf begab man sich nach Westen zum Tanganika, nach der deutschen Station Kassanga (Bismarck-Burg), um auch am Tanganikagraben Erdschweremessungen vorzunehmen. Das geschah in Kassanga selbst und dann am belgischen Ufer bei Moliro. Von dort begab sich die Expedition nach Udschidschi, wo sie am 10. Oktober eintraf. Leider ging auf der Fahrt ein Routenbuch Dr. Kohlschütters verloren und damit das Ergebniß einer Arbeit von $1\frac{1}{2}$ Monaten (über die Gegend von Utengule). Der Plan, auch in der Breite von Udschidschi auf dem westlichen, belgischen Ufer Pendelbeobachtungen vorzunehmen, konnte nicht zur Ausführung kommen, da infolge der Siege der Rebellen im Congostaat die Stimmung der Bewohner des Westufers erregt war. Aus diesem Grund hatte auch der Handelsverkehr von Udschidschi über den See völlig aufgehört. In der Nähe von Udschidschi wurde noch mehrmals Station gemacht, dann ging es nach Tabora, wo Anfang Dezember Beobachtungen vorgenommen wurden. Am 9. Dezember gedachte Kohlschütter nach Nordosten zum Eiassisee aufzubrechen. Leider hat die Expedition mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, indem Instrumente schadhaft wurden und die Beobachtungen nicht immer dort angestellt werden konnten, wo es am vortheilhaftesten gewesen wäre; auch störte mitunter der Mangel an Zeit. Mehrfach ist von den Theilnehmern auf neuen Wegen der Rikwagraben gekreuzt worden und man fand dabei auf der Grabensohle neben den Gras- und Buschsteppen auch ausgedehnte Sandwüsten, in denen der Wind gewaltige Sandhosen auftrieb. Durch diese Fortbewegung des Sandes ist die Grabensohle allmählich geebnet worden. Im Anschluß hieran sei aus einem an anderer Stelle des Heftes abgedruckten Bericht des Bergassessors Dr. Dantz erwähnt, daß der Rikwagraben geologisch nicht sehr alt sein dürfte, und daß im Norden des Nyassa, wo jener Graben mit dem ostafrikanischen Graben zusammentrifft, sich Anzeichen einer ehemals sehr erheblichen vulkanischen Thätigkeit vorfinden. — Weiterhin sei kurz einer Dampferfahrt des Gouverneurs Schnee an der bislang wenig bekannten Südküste Neu-Pommerns gedacht. Die beigegebene Skizze ermöglicht einen Vergleich mit der heutigen, nur auf flüchtiger Rekognoszirung beruhenden Küstenzeichnung. Südlich vom Rügen-Hafen bis zum Südufer der Weiten Bucht war das Ufer ganz unbewohnt; dann folgten zahlreiche Niederlassungen bis zum Endpunkt der Fahrt, der Jacquinot-Bai. An nur wenigen Stellen war ein Verkehr mit den mißtrauischen und scheuen Eingeborenen möglich, die noch im Urzustande zu leben schienen: wenigstens kannten die Leute bei Kap Orford noch nicht das Feuergewehr und seine Wirkung, und der Ton der Dampfpfeife veranlaßte alles zu wilder Flucht. Charakteristisch für die unglaubliche Zersplitterung der dortigen Sprachen und die Abgeschlossenheit der kleinen Stämme ist der Umstand, daß Eingeborene, die man aus dem Orte Mochlon (Weite Bucht) an Bord genommen hatte, 50 km weiter südlich nicht mehr verstanden wurden. Die Küstenstämme südlich der Weiten Bucht hatten mit den Stämmen der Gazelle-Halbinsel keine Aehnlichkeit. Im Boot versuchte Schnee einige Küstenflüsse hinaufzufahren, doch hörte die Schiffbarkeit immer bald auf. — Im übrigen enthält das Heft noch Bemerkungen des Leutnants Baumstark über die Warangi, ethnographische Notizen über den Bezirk Bukoba von Hauptmann Richter und Meteorologisches aus Jaluit.

* Ueber die Kapazität von 918 Tirolerschädeln, welche aus alten Beingrüften stammten, berichtet der „Globus" nach einer Untersuchung, die Franz Tappeiner angestellt hat. Unter ihnen befanden sich 904 Exemplare mit gut gemessener Kapazität, von denen 557 Männern angehörten und 367 von Weibern stammten. Unter den Männern haben 12 eine große Kapacität (1 mit 1990, 2 mit 1860, 3 mit 1840, 4 mit 1820, 2 mit 1810 ccm), 6 eine kleine (2 mit 1200, 1 mit 1180, 1 mit 1160, 1 mit 1100 und 1 mit nur 990 ccm). Unter den Weibern sind 16 mit großen Kapazitäten von 1760 bis 1620 ccm, 8 mit kleiner von 1200 bis 1100 ccm hinab. Die mittlere Kapazität aller Männerschädel ist 1508 ccm, die der Weiber 1345. Die Ultra-, Hyper- und Brachycephalen weisen eine größere Kapacität auf als die Meso- und Dolichocephalen. Das Hauptergebniß der Untersuchungen über die Messungen der Kapazität dieser Tirolerschädel gipfelt in den beiden Sätzen, daß ihre stark brachycephalen Schädel eine auffallend große Kapazität zeigen, und daß mit steigendem Längenbreitenindex auch gesetzmäßig die Kapazität steigt. Als anthropologische Merkwürdigkeit verdient erwähnt zu werden, daß das kleine Land Tirol von allen Kontinenten der ganzen Erde nahezu den größten und den kleinsten Männerschädel mit dem Maximum der Kapazität von 1990 und dem Minimum von 990 ccm aufweist, soweit unsre Kenntnisse bis jetzt reichen. Als höhere Ziffer ist nur bekannt 2010 ccm von einem Männerschädel aus einer Südsee-Insel in Neu-Britannien und als niedrigere ein Weiberschädel mit 870 ccm Kapazität.

* Ausgrabungen bei Korinth. Wie der „Voss. Ztg." mitgetheilt wird, haben die bei dem alten Korinth vorgenommenen Ausgrabungen verschiedene wichtige Funde ergeben. So entdeckte man eine große Basis von einer Statue mit bildlicher Darstellung auf der einen Seite, während die beiden anderen Seiten Verzierungen aufweisen. Die Darstellung zeigt eine mit dem Peplos geschmückte Frau in sitzender Stellung; ihr gegenüber steht ein Jüngling, hinter dem ein Tropaion aus Schilden und ein Helm aufgestellt ist; neben ihm steht ein bärtiger Mann mit gekreuzten Händen. Die Technik des Reliefs ist einfach und der römischen Epoche angehörig. Neben der Basis fand man die Kolossalstatue eines Jünglings in zwei Stücken. Er trägt auf dem Haupt einen phrygischen Helm, einen kurzen Chiton über einem langen Untergewand, das mit einem größeren Knopf auf der Brust zugeknöpft ist, und hat wallendes Haar. Die linke Hand ruht auf dem Unterleib, die rechte ist ausgestreckt (erhalten nur bis zum Ellbogen). Die Statue ist von den Knieen ab verstümmelt. Der aufgefundene Torso hat eine Höhe von 2 m, die Brust eine Breite von 0.76 m. Die Technik ist römisch. Bei fortgesetzten Grabungen an derselben Stelle fanden sich endlich auch die übrigen Theile der Statue mit Ausnahme eines Stückes der rechten Hand und der Wade; es ergibt sich als Höhe der Statue 3.80 m. Außerdem entdeckte man eine andere Statue, ähnlich der ersteren, die jedoch nur bis zu den Schenkeln erhalten ist; ferner fehlt die linke Hand vom Ellbogen ab. Wahrscheinlich dazu ge-

hörig, fand man noch eine Basis mit einer Reliefdarstellung, auf der ein Jüngling mit einem Tropaion vor sich, ihm gegenüber eine geflügelte Nike, die einen Kranz auf das Tropaion legt, sichtbar ist. Schließlich fand man zwei bronzene Schlangen, zusammengeringelt, die wahrscheinlich von einer Gorgo-Darstellung herrühren. — Im Dorfe Chrysovitsa bei Agrinion fand ein Bauer bei zufälligen Grabungen über 200 Thonidole, darunter 100 Statuetten von vorzüglicher Technik. Die meisten stellen junge Mädchen mit einem Krug auf dem Haupte dar; die vorzüglich ausgeführten Gesichter sind im Stil des Phidias gehalten und ähneln den in Thermon beim Tempel des Apollo gefundenen Statuen. Außerdem befinden sich unter den Funden 100 Gefäße verschiedener Art, fast sämmtlich von kleinen Ausmessungen und mannichfacher Form. Beachtenswerth ist eine Lekythos von vorzüglicher Technik, deren ursprüngliche Bemalung noch erhalten ist.

* Tropfsteinhöhle in Bosnien. Der Kustos des Landesmuseums in Sarajevo, Hr. Othmar Reiser, hat vor einigen Tagen anläßlich eines wissenschaftlicher Forschung gewidmeten Ausflugs eine neue Tropfsteinhöhle entdeckt und untersucht. Die Höhle bildet einen bisher völlig unbekannt gewesenen ausgedehnten Nebenraum der „Bijam Bara" bei Cevljanovic und zeichnet sich besonders durch ihre großartigen, abenteuerlichen Tropfsteinbildungen aus. Die Bildungen sind vielfach sägenförmig gestaltet, eine Form, die bisher nur höchst selten beobachtet wurde. Die Höhle liegt drei Wegstunden von Cevljanovic entfernt in herrlicher Waldgegend und ist auch zu Pferd leicht erreichbar.

-rt- Der Planet (433) Eros ist, wie Prof. Pickering aus Boston telegraphisch mittheilt, Ende April, also volle 6 Monate vor seiner nächsten Oppositon, auf der Arequipa-Sternwarte in Peru neuerdings wieder aufgefunden worden. Dieser interessante kleine Planet, den Hr. G. Witt von der Urania-Sternwarte in Berlin vor 2 Jahren zufällig entdeckt hat, gibt wegen seiner zeitweise erfolgenden, sehr beträchtlichen Annäherung an die Erde ein Mittel an die Hand zu einer alle bisher angewandten Methoden an Genauigkeit ganz erheblich übertreffenden Bestimmung der Sonnenparallaxe. In dieser Hinsicht wird die nächste, am 30. Oktober stattfindende Opposition des Planeten auf eine Reihe von Jahren hinaus die günstigste sein. Die größte Annäherung des Planeten an die Erde (und damit das Maximum seiner parallaktischen Verschiebung am Himmel für zwei Beobachtungsstationen) wird erst gegen das Ende des gegenwärtigen Jahres (26. Dezember) eintreten. Sein Abstand beträgt dann rund 0.3 Erdbahnhalbmesser; seine Helligkeit, die gegenwärtig etwa der Sterngrößenklasse 13.5 entspricht, wird bis dahin zu der eines Sterns 8.5. Größe ansteigen.

E. Gegen die Aenderung der amtlichen Rechtschreibung in Preußen hat die Hauptversammlung des gegenwärtig in Leipzig tagenden „Börsenvereins der deutschen Buchhändler" einstimmig folgende Resolution beschlossen: „Die Hauptversammlung ... erfährt mit tiefem Bedauern aus der dem Vorstand ertheilten Antwort des preußischen Kultusministeriums, daß in Preußen eine Aenderung der seit 1880 in den Schulen amtlich eingeführten Rechtschreibung im Werke ist. Sie beauftragt den Vorstand, in jeder zulässigen Weise gegen diese Absicht vorstellig zu werden. Nachdem unter dem Vorgange Preußens nahezu gleiche Vorschriften in allen deutschen Schulen eingeführt worden sind, ist es völlig unverständlich, daß dem deutschen Volke abermals eine andere Schreibweise zugemuthet werden soll. Die wünschenswerthe Einheit der Rechtschreibung kann lediglich dadurch herbeigeführt werden, daß die Regeln von 1880 da zur Geltung gebracht werden, wo ihnen solche Geltung bisher versagt worden ist, insbesondere in den Reichs- und anderen Behörden. Alles Schwanken ist vom Uebel. Der Buchhandel glaubt nicht nur die Sache des Buchgewerbes zu vertreten, sondern auch die des gesammten deutschen Volkes, insbesondere des deutschen Schriftthums, der Schule und der Lehrerschaft, weit über die Reichsgrenzen hinaus, wenn er gegen jede mit obrigkeitlichem Zwang einzuführende Aenderung der geltenden Schreibweise hiemit nachdrücklichst Widerspruch erhebt." Der Börsenverein wird gemeinschaftlich mit der Deutschen Verlegerkammer und dem Deutschen Buchdruckerverein Ermittelungen anstellen, in welcher Ausdehnung die Rechtschreibung von 1880 Eingang in Literatur und Presse gefunden hat.

* **Bonn.** Mit der Vertretung des beurlaubten ordentlichen Professors für romanische Philologie an der hiesigen Universität Geh. Regierungsraths Dr. Wendelin Förster ist der Oberlehrer am hiesigen städtischen Gymnasium Dr. Karl Buscherbruck für das laufende und das nächste Semester betraut worden.

* **St. Petersburg.** Die russische orientalische Wissenschaft hat kurz hintereinander zwei ihrer besten Vertreter verloren, W. W. Bolotow, Professor für russische Kirchengeschichte, und durch seine Studien über die Geschichte der altchristlichen Kirche, speziell der koptischen, syrischen und äthiopischen, auch als Orientalist bekannt. Als Spezialist für Chronologie war er auch Delegirter bei der Kommission behufs Einführung des gregorianischen Kalenders. Bolotow war erst 46 Jahre alt. — Ferner starb hier der Orientalist Prof. W. P. Wassilieff, dessen Arbeitsgebiet speziell das Chinesische war und der auch ein Werk über den Buddhismus verfaßte. — Die militärmedizinische Akademie errichtet mit der vom Finanzministerium zur Bekämpfung des Alkohols zur Verfügung gestellten Summe von 44,000 Rubel eine neue Alkoholikerklinik. — Auf Anordnung des Ministeriums für Volksaufklärung wird von der Moskauer archäologischen Gesellschaft der zwölfte Archäologenkongreß nach Charkow für die Zeit vom 15.—27. August n. St. 1902 berufen.

* Fortbildungs-Ferienkurse in Jena. Auch in diesem Jahre sollen Ferienkurse abgehalten werden und zwar vom Montag, dem 6. August, ab. Die Kurse umfassen: 1. Allgemeine Kurse für Herren und Damen und zwar über Botanik, Geologie, Physiologie, Kulturgeschichte, Religionsgeschichte, Literaturgeschichte, Diakonie. 2. Pädagogische Kurse. 3. Sprachkurse und Literaturkurse für Ausländer. 4. Besondere Fortbildungskurse für Lehrer der Naturwissenschaften an höheren Schulen und Lehrerbildungsanstalten. 5. Theologische Kurse für Geistliche. Ein Theil dieser Kurse umfaßt je 6 Vorlesungen, ein anderer je 12, wieder ein anderer je 24. Programme, die alles Nähere enthalten, werden versendet durch das Sekretariat, Frau Dr. Schnetger, Gartenstraße 2, Jena.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Paul Hassel: König Albert von Sachsen. 2. Theil: König Albert als Kronprinz. Berlin, Mittler u. Sohn. Leipzig, Hinrichs 1900. — Dr. L. v. Bar: Der Burenkrieg, die Russifizirung Finnlands, die Haager Friedenskonferenz und die Errichtung einer internationalen Akademie zur Ausgleichung von Streitigkeiten der Staaten. Hannover, Helwing 1900. — Dr. E. Schultze: Volksbildung und Kneipenleben. Vortrag. Stettin, Dannenberg 1900. — Rudolf Steiner'sche Masken und Mummenschänze. Eine Demaskirung von Dr. Arthur Seidl. (S.-A. aus dem ersten Maiheft der „Gesellschaft", 1900.) — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 347. Bosnien und Herzegowina. 6. Heft. Wien, Hölder 1900. — Rudolf Falbs Wetterkalender. 2. Halbjahr 1900. Berlin, H. Steinitz. — Hoppenstedt: Taktisches Hülfsbuch im Gelände und bei taktischen Arbeiten. Auf Grund der Felddienstordnung vom 1. Januar 1900. Berlin, Mittler 1900. — Dr. Ad. Arndt: Können Rechte der Agnaten auf die Thronfolge nur durch Staatsgesetze geändert werden? Berlin, Häring 1900. — E. Franz: Religion, Illusionen, Intellektualismus. Cöthen, O. Schulze 1900. — Künstler-Monographien, Nr. 40: M. v. Munkacsy. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1900. — H. Meyer: Kaiserin Augusta-Verein für für deutsche Töchter und Kaiserin Augusta-Stiftung. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — Bauer: Fuhrkolonne, Motorfahrzeug und Feldbahn. Ebd. 1900. — Ed. Naville: Die Transvaalfrage. Genf, Imprimerie Suisse 1899. — Sankt Georg. Illustrirte Zeitschrift für Sport und Gesellschaft. 1. Jahrg., Heft 2—4. Berlin, Verlag St. Georg 1900. — Zeitschrift für deutsche Wortforschung, hgg. von Fr. Kluge. 1. Bd., 1. Heft. Straßburg, Trübner 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 16. Mai. Nummer 112.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Psychologie am Ausgang des Jahrhunderts.

Von Dr. Ernst Gystrow.

I.

Die Krisis der Psychologie.

Im Jahre 1897 veröffentlichte ein streitbarer Schüler von Avenarius, R. Willy in Bern, eine Reihe von Aufsätzen über „Die Krisis in der Psychologie“. Die pessimistische Auffassung dieses Gelehrten vom jetzigen Zustand der Psychologie, die in Wahle's hitzigen Angriffen sich potenzirte, schien durch den Münchener Psychologenkongreß, den man nicht mit Unrecht als einen Jahrmarkt bezeichnet hat, nur bestätigt zu werden. Nach allen Windrichtungen divergirten hier die Grundideen der namhaftesten Forscher. Und wenn auch heute keine Disciplin ihr Daseinsrecht sich logisch und thematisch wegbeweisen läßt, so muß man doch Willy's Feststellung beitreten: die Psychologie steht in einer Krisis. Nur ist es eine andere, als die Avenarianer meinen. Sie besteht nicht in scharfen Auseinandersetzungen innerhalb der Fachkreise, auch nicht in Angriffen von außen her: alles das würde viel eher auf jugendfrisches Leben deuten. Aber die psychologische Forschung ist in ein Stadium der Stagnation getreten. Und davon soll in dieser Studie die Rede sein. Ich will versuchen, Aetiologie und Pathogenese des schleichenden Leidens darzulegen, und so weit es angeht, eine Prognose zu stellen. Dazu bedarf es zunächst eines gedrängten Ueberblicks über die Vergangenheit der Psychologie.

War von Aristoteles bis zu Descartes die Psychologie ein untergeordnetes Kapitel der Philosophie gewesen, so gewann sie in den Schriften der englischen Empiristen zuerst selbständige und tiefere Bedeutung; noch heute müssen wir Berkeley's Theorie des räumlichen Sehens, Hume's Assoziationslehre bewundernswerthe Leistungen nennen. In Deutschland schied Wolff leider nur in der Theorie die empirische von der rationalen Psychologie; in Goethe's unglücklicher Farbenlehre fanden sich erstaunlich feine sinnespsychologische Beobachtungen; in Herbart endlich vollzog sich der Aufbau eines psychologischen Systems, einer mit ungeheurem Scharfsinn erdachten Mechanik des geistigen Lebens, die in der Vorstellung das einzige Element des Psychischen sah, also als radikaler Intellektualismus auftrat. Sie errang schnell die Herrschaft, die sie jahrzehntelang diktatorisch ausgeübt und auch heute noch nicht ganz verloren hat.

Indessen kam die moderne Psychologie von einer ganz anderen Seite. Zwei Naturforscher, Lotze, der Verfasser der „Medizinischen Psychologie“, gab glänzende Beiträge zu den Fragen des Raumsinnes, und E. H. Weber entdeckte sein Gesetz vom Verhältniß zwischen Reiz und Empfindung. Auf den Schultern des genialen Fechner, der die Tragweite des Weber'schen Gesetzes erkannte und es in eine allgemeine Fassung brachte („die Empfindung wächst proportional dem Logarithmus des Reizes“), ruht dann lange Zeit das Schwergewicht psychologischer Arbeit. Er schuf die vier Maßmethoden der Psychophysik, die in der Debatte mit G. E. Müller mit mathematischer Peinlichkeit ausgestaltet und von Fehlerquellen gereinigt wurden. Man fühlte sich der zahlenmäßigen Formulirung aller Geheimnisse des Seelenlebens schon sehr nahe, als der Stern Helmholtz am Himmel der Naturforschung aufging. Mit ihm kam die moderne Physiologie der Sinnesorgane, wie sie heute, wenn auch vielfach überholt und korrigirt, in seinen klassischen Werken „Lehre von den Tonempfindungen“ und „Physiologische Optik“ vorliegt. Man wurde sich damit der Thatsache bewußt, daß jeder geistige Inhalt uns erst durch das Medium der Sinnesorgane zugeführt werden müsse, und daß eine exakte Sinnesphysiologie die unbedingte Grundlage jeder wissenschaftlichen Psychologie sei. Die später von Stumpf fortgesetzten Forschungen über Tonphysiologie begannen mit einer wahren Revolution durch Helmholtz' Genie. Der Hautsinn, früher unklar und vieldeutig als „Gefühl“ bezeichnet wurde, nach Weber vornehmlich von Blix und Goldscheider, neuestens von v. Frey bearbeitet, und in Tast-, Druck-, Wärme-, Kälte- und Schmerzsinn aufgelöst. Arbeit und Kampf aber konzentrirten sich förmlich auf dem Gebiet des Sehsinnes, wo Helmholtz und Hering ungeahnte Funde schöpften, die aber bald auch die Spaltung der Sinnesphysiologie in zwei um jene beiden Führer sich scharenden Lager veranlaßte, deren Kampfobjekte vor allem die Farbenlehre und die Raumvorstellung waren.

1862 war aus Helmholtz' Arbeitsstätte in Heidelberg ein Buch seines Assistenten Wilhelm Wundt hervorgegangen: „Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmung.“ Man ahnte damals wohl noch nicht, daß dem Verfasser die Lebensarbeit beschieden sein sollte, auf der Grundlage der Fechner'schen Psychophysik und der exakten Sinnesphysiologie der Psychologie ihre systematische Ausgestaltung zu geben. Diese im einzelnen zu verfolgen, muß einer künftigen Geschichtsschreibung der Psychologie überlassen bleiben. Wir müssen uns damit begnügen, das Ergebniß der in Wundt verkörperten Entfaltung der modernen Psychologie zusammenzufassen, so wie es in den „Grundzügen der physiologischen Psychologie“ (1893, 4. Aufl.) und in dem kleinen „Grundriß der Psychologie“ (1899, 3. Aufl.), einem Buch von feinster Architektonik und vollendeter Darstellung, niedergelegt ist. Dieses Ergebniß umfaßt drei Gebiete: die Sinnesphysiologie, die Psychologie im

engeren Verstand, und die philosophischen Erweiterungen und Konsequenzen des Erworbenen.

In der Sinnesphysiologie bestand die revolutionärste Auflehnung Wundts gegen seinen Lehrer Helmholtz darin, daß jener die von Johannes Müller geschaffene, von Helmholtz bis zu den extremsten Konsequenzen getriebene Lehre von den spezifischen Sinnesenergien anfangs vorsichtig, allmählich aber mit wachsender Schroffheit bekämpfte, bis in ihm schließlich die gesammte Opposition gegen diese Hypothese ihren schärfsten und konsequentesten Ausdruck fand. Die Young-Helmholtz'sche Theorie des Farbensehens, die wohl die bekannteste Anwendung jener allgemeineren Lehre darstellt, hatte ja mittlerweile durch Hering eine bedeutsame Kritik und in Herings Vierkomponenten-Theorie eine namentlich von ophthalmologischer Seite begeistert unterstützte Gegnerin gefunden. Wundt, der mit Hering in der Bekämpfung der Helmholtz'schen Anschauungen sich zusammenfand, fühlte sich durch die neue Hypothese doch nicht befriedigt, und zog die Konsequenz seines diametralen Gegensatzes zur Lehre von den spezifischen Energien in seiner Stufentheorie, die, auf Herings blendende Geistreichheiten verzichtend, streng wissenschaftliche Form sich wahrte, aber bei der Mehrzahl der Physiologen nur wenig Anklang fand.[1]) Das Raumproblem, das von Helmholtz experimentell ungeheuer erweitert worden war, und von ihm und Hering — neben vielen Anderen — auch hypothetisch erfaßt wurde, fand auch durch Wundt eine zweifellos geistvolle und scharfsinnige Formulirung in der Verschmelzungstheorie.

Die zweite Gruppe der Arbeiten Wundts betrifft die im engeren Sinne psychologischen Probleme, und hierin liegt naturgemäß der Schwerpunkt der gewaltigen Lebensarbeit des Leipziger Forschers. Um die Zeit, als Wundt in die Psychologie eintrat, beherrschte die geistreiche Vorstellungsmechanik Herbarts noch alle Kreise, die sich nicht mit der englisch-amerikanischen Assoziationspsychologie oder gar, wie die Theologen zumeist, mit der alten Vermögenspsychologie begnügten. Vor dem Richterstuhl des gesunden Ueberlegens und der exakten Forschung konnten diese drei Abstufungen einer einseitig intellektualistischen Psychologie nicht bestehen. Es war, abgesehen von den Methoden der Forschung, das Entscheidende an der neuen Psychologie, daß sie voluntaristisch auftrat. Nicht etwa in dem Sinne, als ob sie nun in ähnlich einseitiger Weise nur den Willensakten, wie jene Lehren den Vorstellungen, Realität zugesprochen hätte; sondern sie betonte nur, daß das gesammte Gefühlsleben und die Willensvorgänge neben den Vorstellungen eine koordinirte Stellung zu beanspruchen hätten, und — was das wichtigste war — daß das Wesen der Vorstellung nicht Substantialität, sondern Aktualität sei, daß man sich die Vorstellungen nicht als Objekte, sondern als Vorgänge, analog den Willenserscheinungen, zu denken habe, und daß es um keine Reproduktion, sondern um eine bleibende Disposition der Zentralorgane für bestimmte Erregungen sich handle, wenn man von Erinnerungsbildern spreche. Es hat lange gedauert, ehe diese den herrschenden so sehr jede Berechtigung bestreitenden Anschauungen sich durchzusetzen vermochten; in wissenschaftlich-psychologischen Kreisen ist es ihnen gelungen, und Herbarts Lehren fristen heute nur noch in vereinzelten pädagogischen Schriften ihr Dasein. Weniger vollkommener Zustimmung auch in den Kreisen der Berufspsychologen begegnete eine zweite Hauptlehre Wundts, in der sich der scharfe Gegensatz zur Assoziationspsychologie aussprach: die Apperceptionstheorie. Namentlich jüngere Forscher erblickten als radikale Experimentalpsychologen in dieser Lehre einen Rückfall in die Spekulation, ein Zurückgreifen auf geheimnißvolle, der Seele immanente Kräfte, ja ein Aufwärmen der Seelenvermögen. Wundt selbst erkannte übrigens seine Theorie als durchaus der Kritik und Verbesserung bedürftig an, und hat sie im Laufe der Jahre so erweitert und fortentwickelt, daß sie heute einer Anfechtung weit schwerer zugänglich geworden ist, von dem früher nicht ganz unberechtigten Vorwurf der Spekulation aber sicherlich nicht mehr erreicht wird.

Die kritische Sichtung des erworbenen Wissens, die im modernen Sinne philosophische Verarbeitung des wissenschaftlichen Stoffes füllt schließlich nicht den kleinsten Theil von Wundts Thätigkeit aus. Seine „Logik" ist ein monumentaler Versuch, das Gesammtgebiet der Forschung in seinen Zielen und Wegen vor uns zu entrollen. Für die Psychologie kommt vornehmlich die neue Definition als „Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung" gegenüber der Naturwissenschaft als „Wissenschaft der mittelbaren Erfahrung" in Betracht. Diese Definition hat seit ihrem ersten Erscheinen zahllose Debatten veranlaßt, in denen die Wundt'sche Gegenüberstellung theilweise, ja meistens aufs entschiedenste befehdet ward. Wir brauchen auf diesen Punkt vorläufig nicht näher einzutreten, da er für die Krisis nur partielle Bedeutung besitzt; weiter unten werden wir noch auf ihn zurückkommen müssen.

Vergegenwärtigen wir uns somit den Gesammteindruck, den man von der gegenwärtigen Psychologie erhält, so wird man sich etwa so fassen dürfen: Die sinnesphysiologische Forschung steht immer noch im Vordergrunde; namentlich der Gesichtssinn ist das vielbeackerte Feld geblieben. Daneben tritt das Vorstellungs- und Willensgebiet, wie die Reaktionsversuche es zum Vorwurfe haben, relativ stark in den Hintergrund. Das Gefühlsleben ist bis heute die große terra incognita, wenn auch hier in allerjüngster Zeit namentlich von dem dänischen Forscher Lehmann beachtenswerthe Beiträge geliefert worden sind.[2]) Die ganze Thätigkeit aber trägt den Stempel fleißiger Detailarbeit, die sich ganz in den von Wundt geschaffenen Bahnen vollzieht. Es ist eine stille, emsige Aufhäufung von Wissensstoff über ältere Probleme. Jeder Psychologe aber, der nicht bloß Detailarbeiter ist, sondern den lebendigen Zusammenhang mit dem großen Ganzen der realen Erkenntniß sich bewahrt hat, wird das Gefühl einer gewissen Zwecklosigkeit der augenblicklich geleisteten Arbeit empfinden. Wir häufen Thatsachen auf Thatsachen, Zahlenreihen auf Zahlenreihen, Kurven auf Kurven — aber wir fühlen deutlich, daß wir der Lösung der Probleme nicht näher rücken. Wir sind gewiß, daß auch die sinnesphysiologische Periode der modernen Psychologie uns nicht weiter zu bringen vermöchte als bis an die Pforten des Seelenlebens. Und dieses Bewußtsein, von keinem ganz offen bekannt, ist es, das seit längerer Zeit sich dämpfend über die Arbeitsfreudigkeit namentlich der jungen Generation legt. Wir vermochten uns selbst nicht volle und klare Rechenschaft über die Ursachen zu geben, bis im Mai 1898 es Hering vorbehalten war, durch seine in der Leipziger Universitätsaula gehaltene Antrittsvorlesung über „Theorie der Nerventhätigkeit" die Situation blitzartig zu beleuchten.

[1]) Helmholtz: Physiologische Optik, sowie zahllose Publikationen seiner Schüler in Zeitschriften; Hering: Zur Lehre vom Lichtsinn, 4/5 Mitthlg.; Wundt: Philosophische Studien IV.

[2]) Alfred Lehmann: Legemlige. Kjöbenhavn 1898. Das Buch wird leider nicht übersetzt werden.

Es ist immer ein äußerst bedeutsames Symptom, wenn ein Forscher, der nahezu alle Einzelprovinzen seiner Wissenschaft mit neuen Thatsachen bereichert, mit genialen Ideen befruchtet hat, der in der mühvollen Detailarbeit, wie in der kritischen Zusammenfassung des Gewonnenen in gleichem Grad ein Meister genannt werden muß — wenn der schließlich auf der Höhe seines Schaffens beim Skeptizismus anlangt. Hering ging zurück auf jene Definitionen der Psychologie, die den überschwänglichen Hoffnungen der Epoche du Bois-Reymonds ihre Formulirung verdanken. Physiologie faßte man damals auf als Physik des Lebenden; man meinte, es müsse gelingen, die noch so komplizirten Erscheinungen der Lebewesen restlos auf die Gesetze der Physik und Chemie zurückzuführen. Wie lange diese Zeit der Selbsttäuschung gewährt hat, ist unmöglich zu sagen. Kein plötzliches Ereigniß hat sie beendet; ganz allmählich, einfach mit der unaufhörlichen Vermehrung des thatsächlichen Wissens verblaßten die Hoffnungen, und heute durfte Hering eine Revision der Begriffsbestimmung der Physiologie fordern, nach der diese Wissenschaft die Aufgabe hätte, „die Lebenserscheinungen möglichst genau zu beschreiben, und da, wo sie sich kompliziren, so weit es angeht, in einfachere Vorgänge zu zerlegen“.

Dieser Skeptizismus müßte die biologische Forschung lahmlegen, wenn er die Bedeutung hätte, daß mit solcher Erkenntniß die Grenzen unsres Erforschens des Weltzusammenhangs abermals um eine Riesenstrecke verengt würden. Das ist aber nicht der Fall. Falsch war eben die Idee, daß die Wissenschaft es mit der Ergründung der Ursachen des Geschehens zu thun habe. Falsch war die hieraus erwachsene Unterscheidung erklärender und beschreibender Wissenschaften. Das hätte ein Blick auf die vollendetste aller Wissenschaften, die Mechanik, und ihre erstaunliche Anwendung in der Astronomie längst lehren können. Die Forschung endet schließlich bei der Hypothese; und das Ganze der modernen Naturwissenschaften ruht auf einer Hypothese, die so wenig innere Nothwendigkeit aufweist, daß der Streit zwischen Atomistik und Energetik entbrennen konnte, ohne die Forschungsergebnisse, die Methoden, die heuristischen Prinzipien auch nur zu berühren. Wir mögen die Thatsachen in noch so glatte Gleichungen bringen — mehr als Thatsachen werden sie dadurch nicht. Daß nicht Erforschung von Endursachen („Kräften“) oder Ergründung des „Wesens“ der Vorgänge, sondern exakte Beschreibung möglichst einfacher Erscheinungen Aufgabe der Forschung sei: diese von Kirchhoff zuerst klar ausgesprochene Erkenntniß mußte eines Tages auch über die biologischen Kreise kommen. Es war gut, daß ein Hering ihr rückhaltlosen Ausdruck lieh, und es war anerkennenswerth. Denn skeptischer Verzicht ist eine schwerere Probe auf den Muth des forschenden Geistes, als optimistischer Sturm und Drang.

Wir mußten darauf eingehen, weil es das hervorragendste, wenngleich nicht das einzige Moment zum Verständniß der physiologischen Krisis darstellt. Denn keine der divergenten Richtungen, von denen weiterhin noch zu sprechen sein wird, ist sich über die Grenzen klar, die der Forschung gesteckt sind. Nehmen wir nur die von Wundt so lebhaft betonte Aktualitätslehre. Sie ist gewiß ein fruchtbarer metaphysischer Gedanke über das Wesen des Geistigen; aber wissenschaftlich kommt sie höchstens als heuristisches Prinzip in Frage, etwa wie der Materialismus in den Naturwissenschaften. Die Psychologie hat als Wissenschaft über das Wesen der Seele so wenig zu reflektiren wie die Mechanik über die Materie. Man beachte den Unterschied: in der Naturforschung hat die Frage: energetische oder kinetische Naturerklärung heftige Stürme gezeitigt. Aber die Physik und Chemie Ostwalds ist darum doch auch diejenige Boltzmanns geblieben. In der Psychologie werden analoge Fragen trennend; die wissenschaftliche Arbeit hängt von ihnen ab. Mit Geringschätzung und Ironie blicken die Psychologen aufeinander herab, verspotten ihre Methodik wechselseitig. Es herrscht eben noch das Dogma auf allen Seiten; man hat sich noch nicht zu der Skepsis durchgerungen, die Kirchhoff für die Mechanik begründete, Hering jetzt für die Physiologie aussprach. Der Dogmatismus in der Wissenschaft muß aber stets mit Enttäuschung enden, und Enttäuschung bedeutet meist Stagnation.

Die eigenartige historische Entwicklung der modernen Psychologie, ihr Ursprung aus der Naturwissenschaft, ihre ganze naturwissenschaftliche Methodik verschuldeten schon die erdenklichsten Mißverständnisse. Wundt hatte den ganz unanfechtbaren Satz ausgesprochen, Psychologie sei die Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung; und hatte, von der Thatsache ausgehend, daß die Naturwissenschaft die uns gegebenen Erfahrungsinhalte auf Grundlage einer Abstraktion, der Abstraktion von den subjektiven Komponenten verarbeite, die Psychologie, die „diese Abstraktion und alle aus ihr entspringenden Folgen geflissentlich wieder aufhebe“, die strenger empirische Wissenschaft genannt. Es ist unbegreiflich, wie dieses Wort mißdeutet werden konnte; aber es geschah. Man bildete sich ein, mit dieser Definition sei eine Erniedrigung der Naturwissenschaften, eine gleichzeitige Aristokratisirung der Geisteswissenschaften, die nach Wundt spezielle Projektionen der allgemeinen Psychologie sein sollten, vollzogen. Der unbedingteste Anhänger Wundts, der Heidelberger Psychiater Emil Kraepelin, erklärte in dem Geleitwort zu seinen neubegründeten „Psychologischen Arbeiten“, die „Experimentalpsychologie sei nur ein Theil der Physiologie“. Und die ihr koordinirte Völkerpsychologie? Wohin soll die gestellt werden? Sind nicht ganze Abschnitte, wie die Lehre von den assoziativen und apperzeptiven Verbindungen, von den Trieben und Willensakten, erst durch völkerpsychologische Betrachtung erklärlich? Bringt nicht die Völkerpsychologie erst das darwinistische Ferment hinzu, ohne das heute jede im weitesten Sinn biologische Disciplin ein Chaos, wenn auch ein scheinbar systematisirtes von Einzelthatsachen, Zahlen und Formeln bleibt? Unter die Physiologie fallen freilich die Methoden, deren sich die Experimentalpsychologie bedient; ihre Ergebnisse aber — und die machen doch die Wissenschaft aus, für die die Methode gewaltiger Fortschrittshebel, aber nie Selbstzweck sein kann — bilden mit denen der Völkerpsychologie ein untrennbares Ganze, das man unmöglich noch der Physiologie subsumiren kann, ohne dieser eine willkürliche Ausdehnung zu geben; das eben unser Wissen vom Bewußten, den Inhalt der unmittelbaren Erfahrung ausmacht.

Man begreift, daß bei solchen Fehden um die Definition die Einheit der psychologischen Forschung eine Chimäre ist. Wenn Wahle die Auffassung Wundts „mythisch“ findet, wenn Ziehen ihm vorwirft, seine (Wundts) „Physiologische Psychologie“ sei physiologisch nur auf dem Titelblatt und allenfalls im ersten Band und dann mit nicht zu verkennender Entschiedenheit die reine, empirische Wissenschaftlichkeit für sich in Anspruch nimmt, wenn Kraepelin in seiner Definition mehr zu

ziehen neigt, im übrigen aber mit schwach verhüllter Bezugnahme auf den Jenenser Kollegen von der Unmöglichkeit spricht, Psychologie zu lehren und zu schreiben, ohne je in einem Laboratorium experimentirt zu haben; wenn weiterhin Wundt und seine Anhänger an der Hypothese des psychophysischen Parallelismus festhalten, so weit dieselbe ohne Benöthigung einer neuen Substanzhypothese zwei parallele Standpunkte der Erfahrungsbetrachtung als möglich und thatsächlich hinstellt, während Stumpf die Parallelismustheorie über Bord zu werfen räth; und wenn Alle zusammen mit einer gewissen unsicheren Spannung dem zweiten Band der Ebbinghaus'schen „Psychologie" entgegensehen, in dem die zusammenfassende Darstellung der Ansichten dieses in Veröffentlichungen sehr kargen Forschers enthalten sein soll: ich sage, alles dies ergibt das Bild einer völligen Multivergenz jener Grundanschauungen, in denen die Vertreter einer Disciplin bei aller Selbständigkeit in den einzelnen Fragen sich unbedingt zusammenfinden müssen, weil sonst eine Bearbeitung von Problemen unmöglich wird. Es gibt dann keine Polemik mehr über tiefere Fragen, weil es keine — gemeinsamen tiefen Fragen gibt, weil Jeder die Aufgabe der Wissenschaft anderswo sucht; die Diskussion haftet an unbedeutenden methodisch-technischen Details. Das ist Stagnation, Krisis. Und es stimmt sehr gut dazu, daß eine Gruppe von Psychologen den theoretischen Boden verläßt, um in praktischer Anwendung der Psychologie auf die Pädagogik sich zu bethätigen; man hofft damit am besten der Arbeitsunlust, der Stagnation zu entrinnen. Man braucht nur die Bände von Wundts „Philosophischen Studien" durchzublättern, um den Unterschied zwischen freudiger Arbeit im großen Stile, wie die erster Jahrgänge sie zeigen, und kleiner Detailforschung wahrzunehmen. Die „Zeitschrift für Psychologie" von Ebbinghaus-König gibt dasselbe Bild. Zwischen rein philosophischen und rein physiologischen Aufsätzen fehlen mehr und mehr die psychologischen von einiger Bedeutung. Das sind Thatsachen, die offen zutage liegen, wenn es auch genug Leute in den psychologischen Laboratorien gibt, die vor ihnen die Augen schließen.

Die Prognose dieses Zustandes könnte danach wohl nur als eine sehr zweifelhafte, ja ziemlich hoffnungslose gestellt werden. In jeder Krisis freilich kann ein unerwartetes Ereigniß, ein neuer großer Befund, rettend sein. Indeß, in der Psychologie gibt es nicht, wie in den Naturwissenschaften, blendende Entdeckungen; diese Hoffnung wäre also sehr schwach.

Und doch gibt es eine Hoffnung; aber sie liegt auf einer ganz anderen Seite. Die Psychologie, die in einer Krisis steht, ist die Psychologie der zweiten, sinnesphysiologischen Periode. Langsam, von wenig beachteten Anfängen ausgehend, ist eine neue psychologische Methodik an ihre Seite getreten; immer deutlicher ist ihr Anwachsen in jüngster Zeit zu bemerken, und es ist kaum ein Zweifel für mich und viele Andere, daß sie in nicht ferner Zeit mit junger Kraft den Schwerpunkt der psychologischen Forschung in ihre Kreise ziehen und damit der stagnirenden Wissenschaft einen mächtigen Strom lebenswarmen Blutes zuführen wird. Die Psychologie steht nicht bloß in einer Krisis, sondern sie ist im Begriffe, in neue Bahnen geführt zu werden; ihre dritte Periode ist angebrochen, die Periode der Psychopathologie. Wieweit für sie die Pfade schon geebnet sind, und welchen nächsten Zielen die pathologische Psychologie zueilen wird, soll der Gegenstand einer zweiten Studie sein.

Neue Beiträge zu einer Heine-Biographie.

I.

Ueber die am 28. Juni 1825 vorgenommene Taufe Heine's haben sich in den nachgelassenen Papieren des Superintendenten Magister Gottlob Christian Grimm, Pfarrers zu St. Martini in Heiligenstadt, Aufzeichnungen gefunden, die 1877 in Nr. 1 der Gartenlaube unter dem Titel „Die Taufe des deutschen Aristophanes" von W. T. mitgetheilt worden sind. Strodtmann (Heine's Leben und Werke I, S. 699) gibt den Taufakt in dem Wortlaut wieder, in dem er sich im Kirchenbuch der evangelischen Gemeinde zu Heiligenstadt findet. Nach Grimms Aufzeichnungen lautete das Taufzeugniß folgendermaßen: „Nachdem der zu Düsseldorf, den 13. Dezember 1799 (!) geborene, in Göttingen die Rechte studirende Herr Heinrich Heine am heutigen Tag in Gegenwart des Herrn Superintendenten Dr. Bonitz aus Langensalza über die Hauptlehren des Christenthums geprüft worden ist und aus der Prüfung sich ergeben hat, daß er die Wahrheiten des Christenthums richtig erfaßt habe und mit denselben vertraut sei, er auch sehr vortheilhafte Zeugnisse über sein sittliches Verhalten beigebracht hatte, so ist derselbe heute, als am 28. Juni 1825, in Gegenwart des Herrn Dr. Bonitz als Zeugen von mir getauft worden, und hat mit Beibehaltung des Familiennamens Heine in der Taufe die Namen Christian Johann Heinrich empfangen." Ueber das Vorleben des Täuflings hatte Grimm sorgfältige Erkundigungen eingezogen, welche sehr günstig ausgefallen waren. Vor allem gehörten dahin folgende von dem „Proselyten" vorgelegten Zeugnisse: 1. Testimonium der Juristenfakultät zu Berlin vom 23. Dezember 1823 über mit ununterbrochenem Fleiß gehörte Vorlesungen; 2. Testimonium für den Studiosus juris Harry Heine d. d. Berlin, 24. Dezember 1823. Vom Rektor der Universität, Hoffmann, daß derselbe am 24. April 1821 immatrikulirt und sich während seines Aufenthalts auf der Universität gesittet betragen; 3. Testimonium morum unterzeichnet Bonn, den 14. September 1820, Königl. Preuß. Rhein-Universität Augusti h. t. Rector: daß Heine's sittliches Betragen vom Herbst 1819 an, wo er die Universität bezogen, stets untadelhaft gewesen sei; 4. Ein Dekanatszeugniß von demselben dato der Juristenfakultät über gehörte Vorlesungen; 5. Ein Zeugniß des Direktors des Gymnasiums zu Düsseldorf Kortüm vom 16. September 1819, daß Harry Heine, ältester Sohn des Kaufmanns Heine zu Düsseldorf, vom Jahre 1809 bis Michaelis 1814 auf dem Lyceum in Hinsicht seines Fleißes und seines Betragens zu den vorzüglichsten Schülern gehört habe; 6. Zeugniß des Prorektors Tychsen zu Göttingen vom 9. Februar 1821: daß Heine vom 4. Oktober 1820, der Zeit der Aufnahme unter die Bürger der Universität, an sich durchaus lobenswerth betragen habe, aber am 23. Januar 1821 wegen intendirten Pistolenduells mit dem Consilio abeundi auf ein halbes Jahr bestraft worden sei; 7 bis 9 drei Zeugnisse der Aufnahme unter die akademischen Bürger, Bonn, 13. Dezember 1819, Göttingen, 14. Oktober 1820 (renovirt 30. Januar 1824) und endlich Berlin a. d. IV mensis Aprilis 1821.

Diese Beilagen sind von der Forschung noch nicht in der Weise benutzt, daß sie nicht noch eine genaue Prüfung und Verwerthung verdienten. Das an fünfter Stelle angeführte Zeugniß des Gymnasialdirektors Dr. Kortüm, der als Nachfolger Schallmayrs 1813—1823 Lyceum und Gymnasium zu Düsseldorf leitete und 1859 als Ge-

heimer Oberregierungsrath starb, ist für die Frage, wie lange Heine das Lyceum besucht hat, von entscheidender Bedeutung. Diese Frage habe ich vor kurzem nach Hüffers Vorgang in der Beilage zum Jahresbericht des königl. Gymnasiums zu Düsseldorf[1]) erwogen. Als Jahr der Aufnahme wird von Beiden 1807 bezeichnet, weil Heine ausdrücklich sage, daß er sämmtliche Klassen des Lyceums durchgemacht habe, in denen Humaniora gelehrt worden und weil dem A. Hellingrath, der 1813 mit Heine die philosophische Klasse besucht, im November 1807 eine Freikarte für die damals neueingerichtete Vorbereitungsklasse ausgestellt wurde. Kortüms Zeugniß, von dem man annehmen muß, daß es dem damals noch vorhandenen Schüleralbum entnommen ist, befindet sich mit der obigen Annahme dann in Uebereinstimmung, wenn Heine der Vorbereitungsklasse des Professors Asthöver anderthalb bis zwei Jahre angehörte und er 1809 in die untere Klasse des Lyceums eintrat. Er kann sehr wohl schon im Herbst 1809 in die mittlere, Herbst 1810 in die obere Klasse versetzt worden sein. In dieser Klasse begegnen uns in einem Prämienverzeichniß vom 23. September 1811 die meisten seiner Mitschüler, die 1812/13 zusammen mit ihm die philosophischen Vorlesungen Schallmayrs hörten. Sie sind noch ein zweites Jahr in der oberen Klasse geblieben, was mit der 1811 erfolgten Einrichtung einer neuen Klasse zusammenhängt. Daß in Kortüms Zeugniß 1809 für 1807 verschrieben ist, braucht man, die Richtigkeit der vorstehenden Erwägung vorausgesetzt, nicht anzunehmen. Das Fehlen eines ordnungsmäßig geführten Albums macht sich auch bei der Lösung der Frage fühlbar, wann Heine das Lyceum verlassen hat. Nach Hüffers Ausführungen in diesem Blatt 1898 Nr. 129 (Beilage) können ernstlich nur 1814 und 1815 in Betracht kommen. Hüffer hat sich für das Jahr 1815 entschieden, obschon von der Bonner Immatrikulationskommission Heine's Namen die Bemerkung hinzugefügt war: „war bis 1814 auf der Schule zu Düsseldorf." Der verdiente Forscher wurde zu seiner Annahme durch die Analogie des Abganstermins seiner Mitschüler und durch eine Aeußerung bestimmt, die Heine in seinem am 26. April 1825 an die Philosophische Fakultät der Universität Göttingen gerichteten Promotionsgesuch macht: er habe das Gymnasium verlassen beim Herannahen des zweiten französischen Krieges, als die oberste Klasse beinahe aller ihrer Schüler beraubt worden sei, da der größte Theil, darunter er selbst, dem Vaterland seine Dienste angeboten habe. Daß dies thatsächlich eine ungewöhnlich große Zahl von Schülern gethan habe, lasse sich aus den Gymnasialakten darthun. Dazu komme, daß die „Wünnebergiade", eine Satire auf einen Mitschüler, erst im Frühjahr 1815 verfaßt sein könne, da Wünneberg erst Januar 1815 und der zusammen mit diesem genannte Zernial Ostern desselben Jahres in das Gymnasium aufgenommen worden seien. Demgegenüber sei bemerkt, daß es nicht unbedingt nothwendig ist, daß Heine, als er sich für den freiwilligen Heeresdienst zur Verfügung stellte, und das angeführte Spottgedicht verfaßte, noch auf der Schule war. Die Beziehungen zu dieser wurden mit seinem Abgang nicht abgebrochen. Zwei Brüder Gustav und Max wurden Neujahr 1815 ins Gymnasium aufgenommen, Heine verkehrte nach wie vor mit seinen Freunden Pelmann, Sethe, Zuccamaglio, die erst später das Gymnasium verließen, und Professor Schallmayr war mit seinen Eltern befreundet. Auch das Studium der neuen Sprachen kann er im Zusammenhang mit dem Gymnasium betrieben haben, an dem nach dem Programm von 1814 die englische und italienische Sprache, jede in einem einjährigen Kursus gelehrt wurde. Mit gewissem Recht konnte sich Heine auch 1815 als Schüler bezeichnen. Angesichts des von Kortüm ausgestellten Zeugnisses müssen wir also dabei bleiben, daß er Michaelis 1814 die Schule verlassen hat, zusammen mit A. Lottner, der bei öffentlichen Prüfung in einer von ihm selbst verfertigten Rede über die Vaterlandsliebe sprach. So versteht man auch besser, daß von Kortüm in Heine's Schriften keine Rede ist, als wenn er noch bis Ostern 1815 unter der Einwirkung des vortrefflichen Mannes gestanden hätte. Einen besonderen Eindruck hat dessen Persönlichkeit und strengere Zucht auf Heine nicht gemacht; im Gegentheil spricht er mit einer unverkennbaren Abneigung von den neuen „Grammatiken und Kompendien mit ihrem schwindsüchtigen Berliner Deutsch und dem abstrakten Wissensjargon, der den jungen Intelligenzen minder zugänglich war als das leichtfaßliche, natürliche und gesunde Jesuitenlatein". Heine hatte seit Januar 1814 Gelegenheit genug, den neuen Geist und die neuen Lehrpläne kennen zu lernen. — Die von dem Dichter 1825 in Heiligenstadt vorgelegten Zeugnisse bekunden übereinstimmend seine gute Führung. Wenn Kortüm bescheinigt, daß Heine nach Fleiß und Betragen zu den vorzüglichsten Schülern gehört habe, so schweigt er vielleicht absichtlich von seinen Leistungen, weil Heine für die eigentlichen Gymnasialfächer, Sprachen und Mathematik, niemals eine außergewöhnliche Begabung gezeigt hatte. Dazu stimmte, daß er in der Prüfung, die er 1819 in Bonn behufs Zulassung zu dem Universitätsstudium ablegt, mit 60 von 71 Prüflingen die Zeugnißnummer III erhielt. Hoffentlich gelingt es, auch die verloren gegangenen Schulzeugnisse nebst dem Schüleralbum wieder aufzufinden.

II.

Der Düsseldorfer Freundeskreis des jungen Heine ist uns theils aus seinen Gedichten, theils aus den 1816 aus Hamburg an Christian Sethe gerichteten Briefen bekannt.[2]) Zu ihnen gehörte außer dem vortrefflichen Sethe, der sich wie sein Vater im Staatsdienst als charakterfester Mann bewährte, der weniger bekannte August Lottner aus Düsseldorf, einer der besten Schüler der obersten Lycealklasse (1811 erhielt er zweimal den ersten Preis), der als Beamter im Finanzministerium starb, ferner Gustav v. Unger, Sohn eines Kreisdirektors aus Dorneburg, mit seinem Bruder Karl seit Neujahr 1815 Schüler des Gymnasiums. Der Erstere zog 1815 als Freiwilliger in den Krieg, wurde bei Waterloo — in den Gymnasialakten heißt es Belle-alliance — schwer verwundet und nahm nach seiner Genesung Neujahr 1816 die unterbrochenen Studien in Düsseldorf wieder auf. Er widmete sich seit Michaelis 1818 in Heidelberg dem Studium der Jurisprudenz und schloß eine ehrenvolle Laufbahn als Kammergerichts- und Geheimrath in Berlin. Die auf dem Lyceum angeknüpften Beziehungen zu Pelmann und Zuccamaglio hat Heine noch lange fortgesetzt.[3]) Anton Pelmann, auf der Schule zwei Klassen hinter Heine, öfters sein Helfer in finanziellen Nöthen, starb 1869 als Appellationsgerichts-

[1]) Das Düsseldorfer Lyceum unter bayerischer und französischer Herrschaft (1805—1813), woselbst S. 30 auf die in den Beilagen zu dieser Zeitung 1899 Nr. 240 fg. veröffentlichten Angaben Bezug genommen wird.

[2]) Mitgetheilt von H. Hüffer, Aus dem Leben Heinrich Heine's. S. 1, fg.

[3]) Hüffer, a. a. O., S. 14, fg.

rath in Köln; Franz v. Zuccamaglio ließ sich nach Betheiligung am Freiheitskampf der Griechen in Kurland nieder, wo er in Mitau 40 Jahre lang als Präsident des Gerichts- und Verwaltungswesens einen angesehenen Posten verwaltete. Auch Ludwig Schopen (geboren Oktober 1799), im Jahre 1813 Schüler der 3. Klasse, abgegangen 1817, später Professor und Gymnasialdirektor in Bonn, hat Heine als Schüler des Lyceums und als Student nahegestanden. Es ist ein Freundeskreis, der dem übelberufenen Dichter alle Ehre macht. Zu ihm dürfen wir auch, was bisher unbeachtet geblieben, Wilhelm Brewer rechnen. Geboren am 29. März 1795 zu Düsseldorf als Sohn eines pfalzbayerischen Beamten, besuchte er das Lyceum und befand sich 1813 zusammen mit Heine in der philosophischen Klasse. Dem Aufruf des Generalgouverneurs Justus v. Gruner folgend, trat er Ende November 1813 in die Schaar der freiwilligen Jäger ein, erhielt aber wegen Kränklichkeit schon am 5. Januar 1814 den Abschied. Darauf bei der Zoll- und Steueradministration beschäftigt, wurde er beim Ausbruch des französischen Krieges im Mai 1815 als Proviantmeister zum Kriegskommissariat kommandirt und verblieb in dieser Stellung bis Februar 1816. Er war später Steuerempfänger in Mülheim a. d. Ruhr, wo er in den 70er Jahren gestorben ist. Brewer pflegte zu erzählen, daß er viel mit Heine verkehrt habe, und daß sie zusammen mit anderen Freunden an den Karnevalstagen in den Straßen Düsseldorfs umhergezogen seien und zu den Klängen eines Leierkastens von Heine verfaßte humoristische Lieder vorgetragen hätten. Seine etwas jüngere Schwester Therese war ebenfalls mit Heine befreundet. Sie erzählte von diesem mit Vorliebe eine Anekdote, die, weil sie für seinen Rechtlichkeitssinn spricht, vor dem Vergessen bewahrt zu werden verdient.[4]) Therese Brewer hatte um das Jahr 1812 von ihrer Mutter ein Kattunkleid geschenkt erhalten, das diese bei der Mutter Heine's gekauft und der Kontinentalsperre halber theuer bezahlt hatte. Als Therese Brewer ein Läppchen wusch und die Farbe völlig verging, klagte sie ihr Leid ihrem Spielgenossen. Dieser ließ sich den ganzen Kleiderstoff geben, schleppte eine Butte mit Wasser auf den Hof, wusch darin den Stoff, der gleich die Farbe verlor, ging darauf mit der anwesenden Therese Brewer zu seiner Mutter und sagte ihr, er gebe nicht zu, daß die Therese betrogen werde, worauf die Mutter an Stelle des farblos gewordenen Stoffes ein neues waschechtes Kleid herausgab.

III.

Bekannt und mit Recht bewundert sind die zahlreichen Stellen, in denen Heine den Gefühlen kindlicher Pietät gegen seine Eltern Ausdruck gibt. Der Vater hatte, wie Heine in den Memoiren mittheilt, als junger Mensch die Gunst des Prinzen Ernst von Cumberland, des nachmaligen Königs von Hannover, gewonnen, und ihn zu Anfang der französischen Revolution auf seinem Feldzuge nach Flandern in der Eigenschaft eines Proviantmeisters oder Kommissarius begleitet. Heine bezeichnet den Vater an anderer Stelle als Soldaten, und die Prinzessin della Rocca legt ihm schlechthin Offiziersrang[5]) bei. Nachdem er sich mit Betty van Gieldern verheirathet hatte, gelangte er in Düsseldorf zu einigem Ansehen. Als hier die Nationalgarde ins Leben trat, wurde er zum Offizier derselben ernannt. „Wie glücklich war der Vater, als er die dunkelblaue, mit himmelblauem Sammetaufschlägen versehene Uniform tragen und an der Spitze seiner Kolonnen an unserm Hause vorbeidefiliren konnte!" Heine erzählt in den Memoiren weiter, daß er auch mit dem Amte eines Armenpflegers betraut war, daß er als solcher an einem großen Tische zu sitzen pflegte, der mit Gelddüten jeder Größe bedeckt war, von denen die größten aber aus seiner eigenen Kasse versorgt wurden. Statt der silbernen Leuchter mit Wachskerzen, deren er sich gewöhnlich bediente und womit er, „dessen Herz so viel Takt besaß", vor der Armuth nicht prunken wollte, standen jetzt auf dem Tisch zwei kupferne Leuchter mit Talglichtern, „die mit der rothen Flamme des dicken schwarzgebrannten Dochtes gar traurig die anwesende Gesellschaft beleuchteten".

Den Freunden des Dichters wird es willkommen sein, zu erfahren, daß sich im Staatsarchiv zu Düsseldorf[6]) ein „Verzeichniß der bei der Bürgermiliz angestellten Herren Offiziere" findet. Es ist ohne Datum; da aber die Miliz durch Edikt vom 11. Dezember 1806 organisirt wurde, so ist es in diese Zeit zu setzen. Diesem Verzeichniß entnehmen wir folgende Stelle:

3. Füsilier-Kompagnie.

1er Capitain	Hr. D. Meese,
2er „	„ Sturm,
Oberlieutenant	A. Marßet,
Unterlieutenants	J. Schulten,
	Samson Heine.

In demselben Staatsarchiv finden sich „die gedruckten Jahresberichte der Allgemeinen Armenversorgungsanstalt für die Jahre 1806, 1807, 1808, 1810".[7])

Dem Jahresbericht für 1806 ist ein Verzeichniß der Armenbezirke und Pfleger beigegeben, aus dem sich ergibt, daß in der That die Juden zu Armenpflegern genommen wurden, wie

3. Bezirk:	David Aron Cohn,
	Moyses Horn,
6. „	Mayer Landau.

Der Name Samson Heine fehlt in diesem Verzeichniß, was allerdings dessen Bestellung zum Armenpfleger in einem späteren Jahre als 1806 nicht ausschließen würde.

J. Asbach.

---

[4]) Das Folgende beruht auf einer mündlichen Mittheilung eines Freundes des Verstorbenen, des Rechnungsrathes Tambel in Düsseldorf.

[5]) R. Proelß, Heinrich Heine, Stuttgart 1886, S. 7, fg.

[6]) Großherzogl. Berg, Stadt Düsseldorf, Nr. 69. Die Kenntniß des Schriftstückes verdanke ich der Güte des Herrn Archivrathes Dr. Sauer.

[7]) Armen-Anstalten 53.

Mittheilungen und Nachrichten.

Handbuch für Untersuchungsrichter als System der Kriminalistik. Von Dr. Hanns Groß. Dritte Auflage. Leuschner und Lubensky, Graz 1899. — „Dies Buch hat einer geschrieben, der in einer langen Reihe von Jahren, in denen er mit Leib und Seele Untersuchungsrichter war, zur Erkenntniß gekommen ist, daß der Untersuchungsrichter in seinem Amte mehr braucht, als ihm seine Gesetzbücher, deren Kommentare und wissenschaftliche Bearbeitungen zu sagen vermögen." Aus diesen Worten, die der Verfasser seinem Buch vorausschickt, ergibt sich viel. Eine lange Reihe von Jahren Untersuchungsrichter sein und dieser Aufgabe mit Leib und Seele obliegen, setzt nicht nur eine ungewöhnliche Pflichttreue, sondern auch ein hervorragendes Maß von allseitigem Wissen und nicht zuletzt eine große Charakterstärke voraus, die insbesondere darüber hinweghelfen muß, daß die Thätigkeit des Untersuchungsrichters nach außen viele An-

feindung und sehr seltene Anerkennung findet. Wer über diese Eigenschaften nicht verfügt, der bleibt nicht lange Untersuchungsrichter oder ist es jedenfalls nicht mit Leib und Seele. Es trifft völlig zu, was Groß weiter zu Beginn seines Buches sagt: „Vom Untersuchungsrichter wird jugendliche Kraft und frischester Eifer, ausdauernde, rüstige Gesundheit, umfangreiches, stets gegenwärtiges juridisches Wissen nicht nur in strafrechtlichem, sondern auch im zivilrechtlichen Fache verlangt, er muß Menschenkenntniß und gewandtes Benehmen, offene Sinne und Energie haben; Takt ist unerläßlich, wirklicher Muth in vielen Fällen nothwendig, und stets muß der Untersuchungsrichter bereit sein, erforderlichenfalls Gesundheit und Leben einzusetzen, wenn er es mit gefährlichen Verbrechern zu thun hat, wenn er anstrengende Reisen unternehmen, Infektionskranke verhören oder bei bedenklichen Obduktionen anwesend sein muß. Außerdem treten an ihn Fragen aus allen nur denkbaren Kreisen menschlichen Wissens heran; er soll Sprachen kennen und zu zeichnen vermögen, er soll wissen, was ihm der Arzt sagen kann, was er ihn fragen soll; er muß die Schliche des Wilddiebes so gut kennen wie die des Börsenspekulanten; er soll klar sehen, wie ein Testament gefälscht wurde und wie es bei einem Eisenbahnunglück zugegangen ist, er muß wissen, wie es die Falschspieler getrieben haben, wie eine Kesselexplosion erfolgte und wie der Roßtäuscher sein Pferd jung gemacht hat; er muß sich in kaufmännischen Büchern zurechtfinden, soll die Gaunersprache verstehen, soll Chiffrirtes entziffern können und soll auch die Arbeitsweise und die Werkzeuge aller Handwerker kennen." Ein Mann, der so klar die Grenzen dessen zieht, was er in seinem Amt braucht, der wird auch in der Lage sein, von dem, was er sich in langer Thätigkeit erworben, an Andere mitzutheilen. Das Buch bestätigt diese Vermuthung. Ich stehe nicht an, es als weitaus das beste zu bezeichnen, das auf diesem Gebiet geschrieben wurde; ja ich glaube, daß es in seiner Reichhaltigkeit, seiner anschaulichen Darstellung und der Menge umsichtiger Rathschläge kaum zu übertreffen ist. Nicht nur jeder Untersuchungsrichter, jeder Kriminalist, sei seine Stellung hoch oder nieder, sollte das Buch kennen; es gehört zu den Werken, nach deren Durcharbeiten man sich erfreut sagen kann, daß man um Vieles reicher geworden ist. Dazu ist das Durcharbeiten, dank dem beneidenswerthen Geschick des Verfassers, auch entfernt liegende Dinge durch seine klare und jedem Prunk abholde Wiedergabe anschaulich und vertraut zu machen, keine Mühe, sondern ein Genuß. Hanns Groß gehört nicht zu jenen Juristen, die glauben, ihrer wissenschaftlichen Würde etwas zu vergeben, wenn sie nicht ihre Werke möglichst abstrakt und gemessen im Tone halten. Er hat eben sein Wissen nicht bloß in der Studierstube, sondern in erster Linie bei praktischer Arbeit gesammelt. Das merkt man auf jeder Seite seiner Bücher. Ein Beispiel, am rechten Ort angebracht, sagt oft mehr als zehn Seiten Theorie; und die besten Beispiele kann der geben, der selbst viel erfahren hat. Ihm steht aus der eigenen Erinnerung ein reiches Material zu Gebote und er weiß auch zu schätzen und zu verwerthen, was ihm von anderer Seite zugeht. Groß ist ein vortrefflicher und zielbewußter Sammler; das Grazer Kriminalmuseum, eine eigenartige, in ihrer Bedeutung noch nicht allerorts richtig erkannte Einrichtung, gibt Zeugniß davon. Auch seine Bücher beweisen es; sie wirken gerade durch die Fülle des thatsächlichen Materials, aus dem sich dann, dank der geschickten Anordnung, die vom Verfasser gezogenen Schlüsse überzeugend und geradezu selbstverständlich ergeben, außerordentlich anregend und instruktiv. Ich habe das schon, als ich das prächtige Werk des gleichen Verfassers über Kriminalpsychologie besprach, hervorgehoben und freue mich heute wie damals, bei dieser Gelegenheit der leider kurz bemessenen Stunden persönlichen Verkehrs mit dem trefflichen Manne zu gedenken, dessen Bild uns aus diesen Werken so überaus gewinnend entgegentritt. Franz Riß.

* Unter dem eigenthümlichen Titel „La Charpente" (Das Balkenwerk) ist ein neuer Roman von J. H. Rosny erschienen,[1]) der in Paris einiges Aufsehen macht, weil er in stark sozialistischem Sinne gehalten ist. Schon das Inhaltsverzeichniß gibt Aufschluß über die Bedeutung des Titels, denn das erste Buch trägt die Ueberschrift „Die Bourgeoisie," das zweite „Die Aristokratie" und das dritte „Das Volk". Das „Balkenwerk" ist also das der modernen Gesellschaft. Das Unterfangen ist kühn, in einem Romane gewöhnlichen Umfangs ein Bild von drei Gesellschaftsschichten zu entwerfen. Es fehlt dafür dem Verfasser zwar nicht an umfassenden Vorstudien. Er hat sich alles angeeignet, was hervorragende Philosophen und Soziologen über die Frage geschrieben haben. Die unausbleibliche Folge seiner kühnen Unternehmung war aber, daß sein Roman so viele belehrende Abhandlungen enthält, daß für Handlung- und Charakterzeichnung wenig Raum übrig bleibt. Für Romanleser freilich, die nicht nur unterhalten, sondern auch zum Denken angeregt sein wollen, wird „La Charpente" eine sehr anziehende Lektüre bilden, besonders wenn sie, wie der Verfasser, die französische Aristokratie für eine verrottete Bande, die Bourgeoisie für nervös überreizt und entmuthigt ansehen und nur im Arbeiterstande einige gute Keime finden. Diese Tendenz Rosny's ist in der Schilderung des erbgesessenen Adels, wozu er auch die seit zwei oder mehr Generationen im Reichthum lebenden Bürgerfamilien zählt, so klar, daß sie dem Zwecke eher schaden muß. Dünkel, Heuchelei, Unverstand, schmutziger Geiz, der durch die Regeln des Anstands nur mühsam gezügelt wird, das sind nach Rosny die Merkmale der französischen Aristokratie von heute. Etwas besser kommen immerhin die Bourgeois weg. Ihnen gehört der Verleger geographischer Werke Duhamel an, welcher der Held der Geschichte ist. Er ist ein wohlmeinender Philosoph, der seine Arbeiter besser stellt als alle anderen Verleger und sich zum Tröster seines Freundes Delafon und dessen Gattin macht, die darüber nahezu verrückt werden, daß sie keine Kinder haben. Zola's „Fécondité" hat offenbar Rosny auf diese Spur gebracht, aber er behandelt das Thema von der Entvölkerung Frankreichs doch etwas philosophischer als Zola. Duhamel hat um so größeres Verdienst, die Anderen aufzurichten, als er selbst mit einer unfruchtbaren Frau, die ihn weder liebt, noch versteht, verheirathet ist und insgeheim die junge Schwester der Frau Delafon liebt, die er gewissermaßen geistig groß gezogen und zur gelehrigen Schülerin gewonnen hat. Durch einen Landaufenthalt kommen die Duhamel und die Delafon fast wider ihren Willen mit den Aristokraten der Umgegend in Verkehr. Die eitle Frau Duhamel findet hier einen Verehrer, der sich durch diese Courmacherei an der geistigen Ueberlegenheit Duhamels rächt. Die Entdeckung des Ehebruchs gestattet aber Duhamel die Scheidung und die Vermählung mit der geliebten Schülerin. Was das kinderlose Ehepaar betrifft, so wird es durch die Adoption zweier Waisenkinder aus dem Arbeiterstande gerettet, die ihnen Duhamel zuführt, nachdem er sie in der Wohnung eines braven Arbeiters entdeckt hat, der sie mit seinen drei eigenen Kindern ernährt, ohne über sein Schicksal zu klagen. Ein eigenthümlicher, aber richtiger Zug ist dabei, daß Duhamel aus Rücksicht auf bürgerliche Vorurtheile eine List gebraucht. Er verwandelt die Bettelkinder zuerst in sauber gekleidete kleine Bourgeois, die er als eigene Verwandtschaft ausgibt, bevor er Frau Delafon die Adoption vorschlägt. Mit dieser kleinen Komödie schließt dieser ernste soziale Roman in beinahe humoristischer Weise.

[1]) Editions de la Revue Blanche.

* **München.** Akademie der Wissenschaften. Mai-Sitzungen. In der philosophisch-philologischen Klasse machte Hr. v. Wölfflin Mittheilungen über den Beginn des Druckes des Thesaurus linguae Latinae; Hr. Krumbacher legte mit kurzen Erläuterungen das neue Doppelheft IX, 2 und 3 der „Byzantinischen Zeitschrift", Hr. Furtwängler sein neues Werk „Antike Gemmen" vor, zu dessen Vollendung die Klasse dem Verfasser ihren Glückwunsch aussprach. Hr. Kuhn überreichte im Auftrag des Verfassers die Ausgabe des Dhammapada von V. Fausböll. Hr. Krumbacher hielt einen Vortrag über: „Die Moskauer Sammlung mittelgriechischer Sprichwörter", der in den Sitzungsberichten gedruckt wird. — In der mathematisch-physikalischen Klasse überreichte Hr. R. Hertwig den Jahresbericht des Ornithologischen Vereins für die Jahre 1897 und 1898, herausgegeben vom derzeitigen Vorsitzenden Dr. med. Parrot. Hr.

Seeliger legte eine Abhandlung des Professors Max Wolf in Heidelberg: „Außennebel der Plejaden" (mit zwei Tafeln) vor, deren Aufnahme in die Denkschriften erfolgen wird. Hr. Finsterwalder machte unter Vorzeigung von Karten eine Mittheilung: „Ueber die Konstruktion von Höhenkarten aus Ballonaufnahmen". Der Vortrag wird in den Sitzungsberichten erscheinen. Hr. Lindemann legte eine Abhandlung von Dr. Joh. Göttler, Privatdozenten an der Universität München, vor: „Konforme Abbildung der Halbebene auf einem Flächenstück, welches von einer zirkularen Kurve dritter Ordnung oder einer bizirkularen Kurve vierter Ordnung begrenzt wird"; ihre Aufnahme in die Sitzungsberichte wird genehmigt. Hr. P. Groth legte drei aus seinem Institut hervorgegangene Arbeiten vor: 1. von Frl. Kelly: „Ueber Konchit, eine neue Modifikation des kohlensauren Kalks", 2. von Privatdozent Dr. E. Weinschenk: Chemisch-geologische Studien; zur Kenntniß der Graphitlagerstätten, II. alpine Graphitlagerstätten, und III. die Graphitlagerstätten der Insel Ceylon. Die erste Abhandlung wird in den Sitzungsberichten, die zweite und dritte in den Denkschriften erscheinen. — In der historischen Klasse hielt Hr. Grauert einen Vortrag: „Vom papa angelicus", der in den Sitzungsberichten gedruckt wird.

* **Frankfurt a. M.** Unsre Stadtbibliothek hat eine neue höchst werthvolle Zuwendung erhalten, indem sie durch Hrn. Theodor Stern in den Stand gesetzt wurde, die berühmte Dürer-Bibliothek G. A. Cornill-D'Orville's von dessen Erben anzukaufen. Die „Dürer-Bibliothek" enthält in den denkbar prachtvollsten Exemplaren eine Kollektion fast aller von Dürer in Buchform herausgegebenen Werke, sowie alle jene, zu denen Dürer Blätter beigesteuert hat, außerdem eine große Literatur über Dürer. Eine weitere Zuwendung des Hrn. Th. Stern ermöglichte es dem Direktor unsrer Stadtbibliothek, Professor Dr. Ebrard, die erste lateinische „Apokalypse" von 1498 und „Maximilians Triumphzug" von 1523 zu ersteigern.

* **Bonn.** Die Privatdozenten Dr. Loeb und Dr. Binz sind als freiwillige Assistenten des chemischen Instituts für physikalische Chemie und für technische Chemie zugelassen worden. An demselben Institut wurde der bisherige Hülfsassistent Max Peschkes zum vierten Unterrichtsassistenten für analytische Chemie ernannt.

* **Berlin.** Bei der Zoologischen Sammlung des königlichen Museums für Naturkunde ist der Assistent Dr. M. Meißner zum Kustos ernannt worden. — Hier starb plötzlich an den Folgen eines Unglücksfalles der Anglist Prof. Immanuel Schmidt im Alter von 77 Jahren. Schmidt hat sich besonders durch seine englische Grammatik, sowie seine Bearbeitung des Muret'schen Wörterbuches verdient gemacht.

* **Greifswald.** Der Bibliothekar an der hiesigen kgl. Universitätsbibliothek Dr. Wilhelm Altmann ist in gleicher Eigenschaft an die kgl. Bibliothek zu Berlin versetzt worden.

* **Königsberg.** Dem Privatdozenten in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Oskar Samter ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Paris.** Der Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Köbner ist zum korrespondirenden Mitglied der Gesellschaft für Dermatologie ernannt worden.

* **Budapest.** Die kgl. ungarische Akademie der Wissenschaften hat in ihrer am 4. Mai d. J. abgehaltenen allgemeinen Sitzung den Professor Dr. K. Krumbacher in München zum auswärtigen Mitglied gewählt.

* In Gothenburg in Schweden wird diesen Sommer, vom 15. Juli bis 1. September, zur Feier des 500jährigen Jubiläums von Gutenberg eine Bücherausstellung stattfinden. Diese soll so vollständig als möglich das Buch darstellen, wie es entstanden ist und sich entwickelt hat. Die Ausstellung umfaßt drei Hauptabtheilungen: Buchdruck (von der ältesten bis zur jetzigen Zeit), Bucheinband und Zeichnungen im Original für Illustrationen, zugleich mit graphischer Kunst und Clichés. Außerdem will man in der Ausstellung zwei vollständige Buchdruckereien einrichten: die eine alterthümlich, im selben Stil wie die Gutenbergs, und dicht daneben eine moderne Druckerei mit amerikanischen Setzmaschinen und der allerletzten Form einer Rotationspresse. An dieser Ausstellung dürften sich nicht nur Schweden, sondern auch die skandinavischen Nachbarländer, sowie Amerika und vor allem Deutschland betheiligen.

Stele mit dem Namen des Demosthenes. In der Sitzung der Académie des inscriptions et belles lettres vom 26. Januar 1900 (siehe das jetzt erschienene Bulletin Janvier-Mars 1900) hat Théodore Reinach die Photographie einer attischen Stele vorgelegt, die aus der Sammlung Nani in Venedig in das Museum von Avignon gekommen ist. Reinach konnte das Datum, 339 v. Chr., und den Inhalt entziffern. Der Text enthält ein Dekret der Proxenie (Staatsfreundschaft) für drei megarische Heerführer. Das interessanteste aber ist, daß der Name des antragstellenden Redners auf dem Steine noch gelesen werden konnte. Es ist der des Demosthenes. M.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

K. Weller: Württemberg in der deutschen Geschichte. Stuttgart. Kohlhammer 1900. — Führer durch Paris und Umgebung. 5. Aufl. (Woerls Reisehandbücher.) Leipzig, Woerl. — Mittheilung Nr. X der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Prag 1900. — K. Wild: Leibniz als Politiker und Erzieher nach seinen Briefen an Boineburg. (S.-A. aus den Neuen Heidelberger Jahrbüchern, Bd. IX, S. 201—234.) — Beiheft zum Militär-Wochenblatt, hgb. von v. Frobel 1900, 3. Heft. Berlin, Mittler u. Sohn. — A. v. Boguslawsky: Armee und Volk im Jahre 1806. Berlin, Eisenschmidt 1900. — W. Jensen: Nacht- und Tagesspuk. Zwei Sommernovellen. Dresden u. Leipzig, C. Reißner 1900. — C. Bulcke: Triebsand. Roman. Ebd. 1900. — E. Gnade: Nordlicht. Roman. Ebd. 1900. — S. Hochstetter: Bis die Hand sinkt. Roman. 1900. — Prof. Dr. W. Lotz: Verkehrsentwicklung in Deutschland 1800—1900. (Aus Natur und Geisteswelt, 15. Bändchen.) — Vorbeugung der sexuellen Genußsucht. Ein Gebot der Moral, Gesundheit und Menschenliebe. Von einem 80jährigen Forscher. Leipzig, Aug. Schulze 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 17. Mai. Nummer 113.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Psychologie am Ausgang des Jahrhunderts.

Von Dr. Ernst Gystrow.

II.

Neue Bahnen.

Wenn, wie ich gegen den Schluß meiner vorangegangenen Darlegungen behauptete, die Psychologie heute im Begriffe steht, ja bereits begonnen hat, in den pathologischen Problemen neue Befruchtung zu suchen, so folgt sie nur dem Beispiele der Biologie überhaupt, die um die Mitte des Jahrhunderts aus sich heraus eine wissenschaftliche Pathologie schuf — nicht zu ihrem eigenen Schaden. Kann nun die Irrenheilkunde, die ja ein Theil der Medizin ist, der Psychologie, die der Biologie im weitesten Sinne sich einordnet — nach Wundt ist das Psychische eine Einzelerscheinungsgruppe am Lebenden — ähnliche Bahnen des Fortschritts erschließen? Ehe wir der positiven Beantwortung dieser Frage nähertreten, müssen wir uns kurz den Bestrebungen zuwenden, die ebenfalls eine Belebung der Psychologie durch die psychiatrische Forschung anstrebten, ihrer verfehlten Auffassung oder totalen Unkenntniß des Wesens der Psychologie halber jedoch bestenfalls wirkungslos blieben, zum Theil recht verwirrenden Einfluß übten. Sie knüpfen sich vornehmlich an die Namen Forel, Flechsig und Hallervorden.

Als in den achtziger Jahren die Invasion des Spiritismus von Amerika her sich vollzog, und auch die bis dahin materialistischen wissenschaftlichen Kreise sich mit den dunklen Fragen des Seelenlebens zu beschäftigen anfingen, erfuhren besonders die Thatsachen der Hypnose und Suggestion eine intensive Beurtheilung. Neben Wetterstrand, Moll, Vogt u.A. war es besonders Forel, der in der Hypnotismusforschung allein eine wahre und fruchtbare Experimentalpsychologie erblickte. Der Gedanke zündete so, daß eine Zeit lang das Publikum hypnotische und psychologische Forschung einfach identifizirte, bis Wilhelm Wundt in einer klassischen Studie die Bedeutung der Suggestionsforschung für die Psychologie abgrenzte. So verdienstlich vielfach jene Spezialarbeit seitdem gewirkt hat, so hat es die Zeit doch auch erwiesen, daß die Psychologie von dieser Seite auf keine nachhaltige Befruchtung zu rechnen hatte.

In der gleichen Periode stellte sich in den Brennpunkt der psychiatrischen Interessen die von Meynert machtvoll geförderte und durch die neue Färbetechnik der Weigert, Nissl, Golgi, Ramón y Cajal und Anderer überraschende Erfolge zeitigende Gehirnanatomie. Gegenüber maßvollen Hoffnungen und vorsichtiger Skepsis proklamirte der Enthusiasmus Flechsigs das völlige Aufgehen aller Psychologie in gehirnanatomischen Forschungen und errichtete auf zweifellos bedeutsamen Einzelbefunden ein mehr als kühnes System von Hirnprovinzen, in denen das geistige Leben lokalisirt sein sollte. Der immer allgemeinere Widerspruch hat seitdem Flechsig nur gestachelt, diese neue Phrenologie bis zu 49 Provinzen durchzuführen, so daß nun glücklich alle noch so verwickelten geistigen Vorgänge in Ganglienzellengruppen vertheilt und eingesperrt sind; leider verstand er es auch, in Laienkreise diese Hypothesen zu lanciren, wo sie kritiklos als Thatsachen verbreitet worden sind. Für die Psychologie ist natürlich die Frage der Gehirnlokalisation ganz gleichgültig, und sie brauchte sich daher mit Flechsigs Ideen keinen Moment ernsthaft zu beschäftigen. Der wahre Berührungspunkt psychologischer und hirnanatomischer Interessen liegt in ganz anderen Fragen, auf die wir noch zurückkommen werden.

Die „klinische Psychologie“, die der geistreiche, aber unglaublich verbitterte und in allen grundlegenden Fragen völlig unklare Hallervorden begründete, bedarf keiner ernsthaften Diskussion. Sie hat sich schon durch den unqualifizirbaren Ton, in dem sie vorgetragen wurde, durch die maßlosesten Angriffe auf verdiente Irrenärzte völlig unmöglich gemacht.

Diesen Bestrebungen gegenüber, die aus einer mißverstandenen Auffassung von den Aufgaben der Psychologie hervorgingen, war es ein erfreuliches Symptom, als Th. Ziehen in Jena seine Vorlesungen über physiologische Psychologie begann und sie auch als „Leitfaden“ herausgab. Ziehen ist wenigstens ehrlich bestrebt, der Psychologie ihr Recht werden zu lassen. Nur denkt er sich die psychologischen Probleme viel zu einfach. Als Assoziationspsychologie reinsten Wassers, thut er die Apperzeptionsfrage mit einer Nonchalance ab, die alles andere, nur nicht wissenschaftlich ist. Irgendwie neues hat er der Psychologie bisher nicht hinzugefügt. Weit bedeutender ist das Bestreben von Sommer in Gießen, die in der Wundt'schen Schule ausgebildete Methodik der Psychiatrie nutzbar zu machen, wie er es in einem ausgezeichneten Buche über die psychopathologischen Methoden ausgesprochen hat. Da es sich aber dabei nur um eine praktische Verwendung des bisher von der Psychologie Geschaffenen, nicht aber um eine Rückwirkung auf die Psychologie handelt, so können wir auf ein weiteres Eingehen darauf verzichten.

Diesen theils bedenklichen, theils gleichgültigen, theils erfreulichen Symptomen steht nun der bahnbrechende Versuch großen Stils gegenüber, der die Psychologie an die Psychiatrie ketten, jede durch die andere befruchten will, und der sich an den Namen des Heidelberger Psychiaters Emil Kraepelin knüpft. Schon in seinem engeren Kreise, der Psychiatrie, hatte dieser Forscher als Revolutionär gewirkt. In der ersten

Auflage seiner „Psychiatrie" (1887) betont er mit Nachdruck, daß er willens sei, einer klinischen Psychiatrie den Weg zu bahnen. Heute hat er nach eigenem Ausspruche „den letzten entscheidenden Schritt" gethan. Seit der fünften Auflage ist der alte Kram über Bord geworfen; vergebens sucht man nach den vertrauten Eintheilungen der Geistesstörungen, die entweder anatomisch oder symptomatisch oder ätiologisch und darum einseitig und unzureichend waren. Ein klinisches System, das jene drei Prinzipien zusammenfaßt, steht vor uns, und mit einer sprachlichen Meisterschaft, die in der medizinischen Literatur wohl nur in Billroths Chirurgie ein Seitenstück aufweist, hat Kraepelin die einzelnen klinischen Krankheitsbilder dargestellt.

Für uns aber ist von größerem Interesse ein viel dünnleibigeres Buch Kraepelins, das unter der Ueberschrift „Ueber die Beeinflussung einfacher psychischer Vorgänge durch einige Arzneimittel" den Anfang einer neuen Epoche der Psychologie bedeutet.

Der anspruchslose Titel läßt den Laien nicht sogleich ahnen, welche Perspektiven in ihm gegeben sind. Die Wirkung der Medikamente scheint ja eine recht abgedroschene Sache zu sein, und die Pharmakologie hat in der modernen Medizin sehr viel von ihrem alten Ansehen eingebüßt. Und doch war die Beeinflussung der geistigen Funktionen durch pharmazeutische Substanzen, mit dem Maßstabe exakter Forschung gemessen, eine terra incognita. Nur in der oberflächlichsten Weise verfolgte man am Kranken, und hier und da wohl auch an Gesunden, die Wirkung der Arzneistoffe — dabei aber bediente man sich keines anderen Registrators, als der eigenen, auf Selbstbeobachtung fußenden Angaben der Versuchsperson. Diese „reine", durch nichts kontrolirbare Selbstbeobachtung ist seit A u g u s t C o m t e 's Angriffen sonst und später am nachdrücklichsten von Wundt in ihrer totalen Werthlosigkeit an den Pranger gestellt worden, so daß über die exakte Geltung so gewonnener Ergebnisse kein Wort zu verlieren ist. Und doch mußte zweifellos die pharmakologische Veränderung der geistigen Vorgänge von höchstem Werthe sein, wenn sie erst einmal exakt gemessen wurde. Denn dann handelt es sich um nichts geringeres, als um die Einführung des chemischen Experiments in die Psychologie. Die physischen Prozesse, die den geistigen parallel gehen — um uns ganz unverfänglich auszudrücken — sind nach der geistvollen Nervenmechanik, die Wundt in seiner „Physiologischen Psychologie" dargelegt hat und die selbst den Beifall eines Gegners wie Ziehen fand, chemischer Natur, nämlich Spaltungen komplexer Verbindungen in einfachere (Herings „Dissimilation") oder umgekehrt Verkettung einfacher Verbindungen zu Komplexen (Assimilation). In den pharmako-psychologischen Versuchen bot sich nun die Gelegenheit, zu beobachten, wie mit bestimmten, von uns bewirkten Veränderungen der chemischen Prozesse bestimmte Abweichungen der geistigen Funktionen von der Norm Hand in Hand gehen, und damit stellte sich der physikalischen Psychophysik, die sich mit dem Verhältniß zwischen Reiz und Empfindung beschäftigt hatte, eine chemische an die Seite, die in gewisser Beziehung der umgekehrten Aktions- und Reaktionsanordnung sich bediente. Denn wenn dort die Sinnesorgane in bestimmter Weise gereizt und die entsprechenden Empfindungen als Urtheile der Versuchsperson registrirt wurden, so kommt man hier durch Einverleibung chemischer Stoffe in den Kreislauf den zentralen Organkomplexen unmittelbar bei und registrirt die Veränderung, welche die nunmehr den Sinnesorganen zugeführten Reize infolge jener Fremdstoffeinschaltung erleiden. Man hat es also hier in der Hand, alle Veränderungen, von den einfachsten sinnesphysiologischen bis zu den komplizirteren, denen die höheren geistigen Funktionen unterworfen sind, exakt festzustellen, und damit ergibt sich die weit größere wissenschaftliche Bedeutung des chemischen Experiments für die Psychologie im Vergleich zum physikalischen.

Wir müssen uns damit begnügen, diese allgemeine Würdigung des bedeutsamen Gegenstandes versucht zu haben, ohne der speziellen Ausführung, die Kraepelins Buch enthält, näherzutreten. Drei hervorstechende Züge sind es, die ich als auch dieser Schrift eigen hervorhebe: die unerbittliche Schärfe der methodischen Kritik und Selbstkritik, die begeisterte Hoffnungsfreudigkeit beim Erschließen eines bisher dunklen Gebiets, und die künstlerische Eleganz der Darstellung, die bei einem scheinbar so spröden Stoff zu immer neuer Bewunderung herausfordert. In der Widmung an Wundt liegt am besten der psychologische Charakter des Buchs ausgedrückt.

Immerhin wäre kaum einzusehen, daß in dieser Veröffentlichung mehr gegeben sein sollte, als eine hervorragende Bereicherung der experimentalpsychologischen Methodik. Die hier noch verhüllte Idee hat in der That ihre volle Aussprache erst gefunden, als Kraepelin 1897 das erste Heft der „Psychologischen Arbeiten" der Oeffentlichkeit übergab. Die Einleitung, die der Heidelberger Forscher als Programm seinem Unternehmen voranstellte, enthält eine geradezu einzigartige Darlegung der Beziehungen zwischen Psychiatrie und psychologischer Forschung und eine völlig ausgearbeitete Methodik für deren experimentelle Verwerthung.

Es ist natürlich ausgeschlossen, hier auch nur eine Uebersicht über alle Einzelheiten zu geben, mit denen Kraepelin in diesen Darlegungen die experimentelle Psychologie bereichert. Wir beschränken uns vielmehr auf jenes bedeutendste Kapitel, das die Ueberschrift „Künstliche Geistesstörung" trägt.

Wie die experimentelle Pathologie dadurch geschaffen wurde, daß man begann, leichtere Krankheiten am Menschen selbst, schwerere an Thieren zu erzeugen und sich damit über Aetiologie und Pathogenese genauere Aufschlüsse zu verschaffen, so würde naturgemäß eine experimentelle Psychopathologie die Möglichkeit einer künstlichen Hervorrufung von Geistesstörungen voraussetzen, die fast ausschließlich auf den Menschen beschränkt wäre, da für alle höheren geistigen Funktionen das Thierexperiment natürlich versagen müßte. Unter diesen Begriff faßt nun Kraepelin jene vorübergehenden Veränderungen der Psyche zusammen, die wir willkürlich erzeugen können, die zwar im Verlauf eine veränderte, nämlich auf Stunden oder Tage zusammengedrängte Aufeinanderfolge der Symptome zeigen, so daß ein verkürztes Bild bestimmter Geisteskrankheiten gegeben ist. So führt das Durchwachen einer Nacht z. B. zu einem Komplex von Erschöpfungssymptomen, der ziemlich genau dem des Kollapsdeliriums gleicht, das ja in einem Zusammenbruch der Kräfte durch langdauernde Ueberanstrengung seine Grundlage hat. Von viel größerer Bedeutung ist aber die Einverleibung gewisser Medikamente in den Stoffwechsel, und so sehen wir hier Kraepelin aus seinen früher besprochenen Untersuchungen die Konsequenzen ziehen. Die Wirkung des Alkoholrausches ist ja so bekannt, daß ich auf sie nur hinzuweisen brauche; und in ähnlicher Weise hatte man in der Medizin praktisch schon verschiedentlich ein Zusammenfallen künstlich hervorgerufener Symptomenkomplexe mit in der Wirklichkeit gegebenen beobachtet — oft zu sehr unangenehmem Erstaunen; als man z. B. darauf verfiel,

die vom tuberkulosen Knochenfraß ausgehenden „Kongestionsabscesse“ mit Injektion von Jodoformlösung zu behandeln, sah man zahlreiche Patienten an akut manischen Zuständen erkranken, die in einzelnen Fällen sogar rasch zum Tode führten. Auch die Neuropathologen hatten ja in der Bleivergiftung und der sogenannten Ergotin-Tabes, d. h. einer durch Vergiftung mit dem Alkaloid des Mutterkorns hervorgerufenen kombinirten Systemerkrankung, die ebenso wie die echte Rückenmarksschwindsucht in der grauen Entartung der Hinterstränge im Rückenmark gipfelte, Gelegenheit gehabt, ähnliches zu studiren. Die Frauenärzte kennen in der gefürchteten Eklampsie der Gebärenden eine Erscheinungsgruppe, die der Physiolog Landois als besondere Form der Urämie hinstellte, welche letztere wieder den Internisten als Zurücktritt von Harnbestandtheilen in den Stoffwechsel mit fast immer tödlichem Ausgang unter charakteristischem psychischen Symptomenbilde nur zu wohlbekannt ist. Wissenschaftlichen Werth konnten aber diese zerstreuten Beobachtungen erst gewinnen, wenn sie in Experimente verwandelt wurden, in denen dann die Möglichkeit gegeben ist, solche Dosen der Substanz einzuführen, die die Aufrechterhaltung der zu psychologischen Registrirungen nöthigen Leistungsfähigkeit gewährleisten. Und diesen Schritt der Verwandlung empirischer Beobachtung in exakte Durchforschung hat eben Kraepelin mit jenem oben besprochenen Buche gethan. Die Ergebnisse sind nach zwei Seiten hin von Interesse. Einmal für die praktische Psychiatrie — so weist Kraepelin auf die Beziehungen hin, die zwischen der Alkoholwirkung und den epileptischen Zuständen beobachtet wurden, ferner auf jene Geisteskrankheiten, die mit gewissen im Stoffwechsel kreisenden Substanzen innig zusammenhängen, etwa nach Art jener Verblödungsprozesse, deren Ursache das Fehlen des von der Schilddrüse ausgeschiedenen Jodothyrins ist, und die den Chirurgen beim Aufkommen der Schilddrüsenoperation als nachträglich entstehendes „Myxödem“ entgegentraten. Dann aber vor allem für die Psychologie. Denn fassen wir es noch einmal knapp zusammen: das normalpsychologische Experiment führt der selben psychischen Disposition — das Gleichbleiben der Bewußtseinslage und die Ausmerzung diesbezüglicher Fehlerquellen ist ja eine Hauptsorge unsrer Experimentirenden — abgestufte, nach Qualität, Intensität oder Gefühlston abgestufte Reize zu. Das psychopathologische Experiment im Sinne Kraepelins verändert willkürlich die Bewußtseinsdisposition und vergleicht ihre Reaktion auf zugeführte Reize oder die in ihr möglichen Leistungen mit derjenigen der normalen Disposition. Daraus ergibt sich, welch ungeheure Erweiterung in dieser Versuchstechnik liegt; eine Erweiterung nicht nur der Methodik, sondern der psychologischen Erkenntnißgrenzen. Denn hier wird ein im engsten Sinn psychologischer Versuch — Messung psychischer Leistungen erst in fruchtbarer Anwendung möglich, während die normale Psychologie sich mit dem sinnesphysiologischen Experiment, mit den Reaktionen auf sinnliche Reize, begnügen mußte, da für eine Beobachtung der Leistung nur noch der Zustand der Ermüdung in ihre Breite fiel, für den Ebbinghaus seine Methode der kombinirenden Vervollständigung einzelner Wortsilben zu sinnvollen Sätzen geschaffen hatte. Die Erschöpfung dagegen fällt schon in den Bereich des psychopathologischen Experiments.

Die künstliche Geistesstörung durch chemische Stoffe bietet aber noch eine zweite Perspektive, die Kraepelin nur flüchtig angedeutet hat. Sie begegnet nämlich der wissenschaftlichen Histologie des Zentralnervensystems, der es in jüngster Zeit gelang, auch für pathologische Affektionen kennzeichnende Färbemethoden zu erfinden, wobei vor allem der Name Weigerts genannt sein möge. Nun hat das Färben histologischer Präparate nicht nur technische, sondern auch rein wissenschaftliche Bedeutung. In der normalen Zelle schon zeigte sich ein ganz bestimmtes Verhältniß zwischen Ermüdung und Erholung einerseits und der Reaktion der Chromatinsubstanz des Zellkernes andrerseits. Hier bietet sich also ein vielverheißender Einblick in den Zusammenhang zwischen Zellchemismus und Zellfunktion; denn wenn auch heute der chemische Prozeß, der das Chromatin in seiner Eigenart reagiren läßt, noch völlig dunkel ist, so dürfen wir bei den staunenswerthen Fortschritten der modernen Chemie — ich erinnere nur an die Alkaloid- und Zuckersynthesen Fischers, an die Jodothyrinforschungen Baumanns — der Lösung solcher Probleme wohl mit der größten Zuversicht entgegensehen. Es liegt aber auf der Hand, welche Fülle neuer bedeutsamer Fragen sich erhebt in dem Augenblicke, wo es uns möglich wird, die wissenschaftliche Arbeitskonvergenz zwischen dem psychopathologischen Versuch — der chemischen Veränderung der Funktion — und der histologischen Forschung — der chemischen Wandlung des anatomischen Substrats — zu erzielen. Hier eröffnet sich, wenn auch vorläufig in weiter Ferne, der Ausblick auf eine Psychophysik, der eine ganz andere Bedeutung für unser Wissen von den Wechselbeziehungen zwischen Stofflichem und Geistigem zukommt, als der älteren Schwester, unter deren Scepter die erste Periode der Psychologie stand und die in dem malthusianischen Nachklange des Weber'schen Gesetzes ihre Hauptleistung aufwies.

Im Vergleich zu der gewaltigen, vorläufig noch latenten Fruchtbarkeit, die in diesen Arbeiten Kraepelins für die wissenschaftliche Psychologie schlummert, sind einige andere Bestrebungen zwar nicht von gleicher Bedeutung, wenigstens heute noch nicht, ohne daß ich jedoch ganz darauf verzichten darf, ihrer zu gedenken, zumal sie zu den Ideen des Heidelberger Forschers gewissermaßen das ergänzende Seitenstück bilden. Ich meine den Versuch, auch die Völkerpsychologie vom Standpunkt pathologischer Problemstellung aus zu beleuchten.

Mit den psychopathologischen Erscheinungen des Gemeinschaftslebens wird ja im allgemeinen ein unglaublicher Unfug in feuilletonistischen Essays getrieben. Im Gegensatz dazu ist die Ausbildung einer wissenschaftlichen Sozialpsychopathologie noch recht im Rückstand. Material über einzelne Fragen, die in dies Gebiet gehören, findet sich in Menge, an grundlegenden Gedanken aber, das psychopathologische Problem überhaupt mit völkerpsychologischem Rüstzeug zu bearbeiten, fehlte es bisher fast gänzlich. Hier scheinen mir nun vielverheißend die Betrachtungen zu sein, die der Mannheimer Nervenarzt Max Friedmann über die Entstehung der Wahnideen veröffentlicht hat.[1])

Wahnideen und Wahnsysteme sind bis heute die meist umstrittene Frage der Irrenheilkunde. So viel läßt sich behaupten, daß der Wahn aus zwei Vorgängen sich zusammensetzt: dem qualitativen der Urtheilsfälschung und dem quantitativen der Urtheilsschwächung. Dieser weist zum Theil auf psychologische Prozesse hin, seit der Zusammenhang geistiger Rückbildung mit dem Mangel oder dem Dasein bestimmter Substanzen im Körper durch die Forschungen über Kretinismus und

---

[1]) „Neues zur Entstehung der Wahnideen“ in Wernecke-Ziehens Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie, Bd. I, 1897.

Paralyse aufgedeckt ist. Jener dagegen ist ein psychologisches Problem, zu dessen Aufhellung Friedmann die Völkerpsychologie zu Rathe zieht. An der Hand anthropologisch-ethnologischen Materials beleuchtet er die primitiven Denkprozesse in ihrer allmählichen Komplikation. Mit diesen Andeutungen müssen wir uns hier begnügen; es sollte eben nur auf Friedmanns Verdienst hingewiesen sein, eine wichtige psychiatrische Frage mit der Völkerpsychologie in Beziehung gesetzt zu haben. Daß freilich beim Betreten dieser Bahn auch leicht ein fundamentaler Irrthum sich einschleichen kann, beweist ein anderer vielbeachteter Versuch in der ähnlichen Richtung: des dänischen Psychologen Alfred Lehmanns Buch über „Aberglauben und Zauberei".

Lehmann hat mit bewunderungswerthem Fleiß in den drei ersten Abschnitten seines interessanten Werkes ein erstaunliches Material aus der Geschichte der menschlichen Irrthümer zusammengetragen. Und die psychologische Bearbeitung, die der vierte Abschnitt diesem Material gibt, vereinigt glänzende experimentalpsychologische Methodik mit außerordentlich geistreicher Verwerthung ihrer Ergebnisse. Erst am Schlusse merkt der aufmerksame Leser, daß er eigentlich vergebens auf etwas gewartet habe. Lehmann läßt uns manchen Abweg der Psyche des Menschen verstehen; aber wir erhalten keine Antwort auf die Frage, wie der Mensch die Menschheit auf seine Abwege ziehen konnte — also auf das eigentlich völkerpsychologische Problem. Die Hysterie, die Narkose, die Suggestion, die Lehmann auszunützen sucht, erhellen sehr schön eine große Anzahl psychopathologischer Erscheinungen am Individuum; sie sagen nichts über die Möglichkeit des epidemischen Irrthums — und damit erst wäre doch das Gebiet der Völkerpsychopathologie beschritten! Das Lehmann'sche Buch hat für diese Fragen schönes Material gegeben; über sie selbst schweigt es.

Damit wären vorderhand die Versuche erschöpft, die Psychologie und Psychopathologie in engerer Fühlung miteinander bringen wollen, als es bisher der Fall war. Man wird vielleicht überrascht sein, daß diese Anläufe erst von wenigen Autoren ausgehen, und daß ich daraus den Eintritt der Psychologie in eine neue Periode ableite. Mag es nicht viel eher scheinen, als sei eine solche für die Psychiatrie angebrochen? Das soll zugegeben werden; aber für die Psychologie ebensogut. Die psychologische Forschung ist seit längerer Zeit und heute ganz besonders, sinnesphysiologische, und bedient sich einer bereits sehr ausgenützten Methodik, deren Fortbildung fast ausschließlich auf technische Kleinigkeiten beschränkt ist. Kraepelin hat sich für seine Ziele eine ganz neue, ihrem Wesen nach neue Methodik geschaffen. Und wenn er selbst zugesteht, daß die praktische Bedeutung der psychologischen Erkenntniß in der Psychiatrie eine sehr geringe sein wird, so wird man, diesen Satz zu der ganzen Sachlage hinzugenommen, behaupten dürfen, daß die Ergebnisse der neuen Forschung zunächst eine wesentliche Bereicherung der Psychologie darstellen werden.

Eine Bereicherung und Belebung auch noch in anderer Hinsicht als der rein ideellen. Der an sich unbestreitbare Satz Wundts, daß die Psychologie unmittelbarer auf die Philosophie vorbereite, als die Naturwissenschaft, findet ein sehr bedenkliches faktisches Seitenstück in der Thatsache, daß es noch keine deutschen[2]) Professoren der Psychologie, sondern nur solche der Philosophie gibt, deren psychologischer Standpunkt in vielen Fällen der spekulative ist. Bis auf den heutigen Tag ist das Leipziger Institut das einzige in größerem Stile geblieben; und auch hier wird mit verhältnißmäßig beschränkten Mitteln gearbeitet, wenn man die geradezu luxuriöse Ausstattung vieler naturwissenschaftlich-medizinischen Institute, z. B. der erst neuerdings entstandenen für physikalische Chemie, in Betracht zieht. Kraepelin hat dagegen nicht bloß den theoretischen Satz ausgesprochen, daß die Experimentalpsychologie ein Theil der Physiologie sei, sondern auch praktisch an die Heidelberger Irrenklinik ein psychologisches Laboratorium angegliedert. Dieses Beispiel, das nur befolgt zu werden verdient, kann von größter Bedeutung werden. Wenn die Psychologie eine Wissenschaft geworden ist — und wer bezweifelt das noch — so gehört sie eben nicht mehr als Unterabtheilung in die Philosophie, sondern es gebührt ihr der Anspruch auf eigene Lehrstühle und eigene Institute. Durch die Anfänge einer Beschäftigung mit Psychologie seitens medizinischer Gelehrten ist die Hoffnung gegeben, daß vielleicht in der medizinischen Fakultät der Psychologie gewährt wird, was in der philosophischen ihr versagt blieb. Damit würde denn der Eintritt unsrer Wissenschaft in eine neue Periode auch praktisch erfreulich und zu Hoffnungen berechtigend ausfallen. Schließlich kehrt die psychologische Forschung damit nur dahin zurück, woher sie gekommen ist. Medizinische und naturwissenschaftliche Forscher waren es, ein Weber, Lotze, Fechner, die eine experimentelle Psychologie schufen. Ein medizinischer Gelehrter, Helmholtz, gab ihr dann die entscheidende Wendung, und aus der Medizin ist der hervorragendste Psychologe unsrer Zeit, ist Wundt hervorgegangen — freilich auch allmählich herausgetreten. Heute leitet ein Irrenarzt die Psychologie in die medizinische Atmosphäre zurück. Es ist gut so.

Die Atmosphäre der modernen Medizin mit ihren großartigen biologischen Perspektiven, wie die Experimentalpathologie namentlich sie eröffnet hat, ist rein und frisch, und mag das kriselnde Stocken der Psychologie mit belebendem Hauch heilen. Daß die Psychologie nicht zur Unterabtheilung der Physiologie wird, dafür ist schon gesorgt. Mag sie ruhig später einst dorthin zurückkehren, wo ihr Platz ist: an die Spitze der Geisteswissenschaften — heute muß sie erst einmal in der naturwissenschaftlichen Umgebung wieder gesunden, wieder freudig und in großem Stil arbeiten lernen. Sie in diese Bahnen, die Kraepelin als Erster vorgezeichnet hat, zu geleiten, ist die große Aufgabe der jungen Generation, einer medizinisch-naturwissenschaftlichen Generation von Psychologen, im neuen Jahrhundert.

[2]) Dies gilt für Deutschland, Oesterreich, die Schweiz und die Ostseeprovinzen.

Die totale Sonnenfinsterniß am 28. Mai.

Noch ist das reiche Beobachtungsmaterial, das gelegentlich der letzten totalen Sonnenfinsterniß am 22. Januar 1898 in Indien gewonnen wurde, nicht vollkommen verarbeitet, und schon rüstet sich wieder eine beträchtliche Anzahl von Berufs- und Liebhaberastronomen zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß, die am 28. Mai d. J., also in wenigen Tagen, stattfinden wird.

Eine totale Sonnenfinsterniß? Eigentlich eine Contradictio in adjecto, von einer solchen zu sprechen! Denn unser strahlendes Tagesstirn kann als selbstleuchtender Himmelskörper niemals „verfinstert" werden, es müßte denn vollkommen erstarren und erlöschen. Dergleichen kann innerhalb unsres Sonnensystems lediglich beim Erdmond und bei den Monden der übrigen Planeten eintreten, wenn sie durch den Schattenkegel ihres Hauptplaneten hindurchgehen. Nicht die Sonne also, sondern unsre Erde wird bei „Sonnenfinster-

nissen" (theilweise) verfinstert. Es wäre deßhalb richtiger, von einer totalen oder partiellen Bedeckung der Sonne durch den Mond zu sprechen, als von einer Sonnenfinsterniß.

Eine Sonnenfinsterniß im allgemeinen kommt bekanntlich dann zustande, wenn die Mittelpunkte von Sonne, Mond und Erde in der hier eingehaltenen Reihenfolge vollständig oder doch sehr nahe auf einer geraden Linie liegen; es wird demnach, beiläufig bemerkt, der Mond zur Zeit einer Sonnenfinsterniß stets in der Phase „Neumond" stehen. Soll die Finsterniß eine totale sein, so tritt als weitere Bedingung hinzu, daß die Entfernung des Mondes von der Erde so klein bleibt, daß der Kernschatten des Mondes noch die Erdoberfläche trifft. Dies wird dann der Fall sein, wenn zur Zeit der Sonnenfinsterniß der Mond nicht allzu weit von seiner Erdnähe (dem Perigäum) entfernt ist.

Aus der letzteren Bedingung geht noch hervor, daß die totale Verfinsterung der Sonne nur für dasjenige stets sehr engbegrenzte Gebiet der Erdoberfläche sichtbar ist, über welches der Schattenkegel des Mondes während der Verfinsterung hinwegschreitet.

Zur Zeit des nächsten Neumondes, am 28. Mai nachmittags, nun sind die soeben aufgestellten Bedingungen erfüllt; es wird somit um diese Zeit eine totale Sonnenfinsterniß stattfinden, deren Daten die folgenden sind:

	Mitteleuropäische Zeit			Länge	Nördliche Breite
Beginn der Finsterniß überhaupt . . .	1 h	12.4 m	nachm.	261° 24'	9° 43'
Beginn der totalen Verfinsterung . . .	2	14.2	„	243 10	17 43
Beginn der zentralen Verfinsterung . .	2	14.5	„	242 48	17 40
Zentrale Finsterniß im wahren Mittag	3	57.0	„	315 0	44 57
Ende der zentralen Verfinsterung . . .	5	33.5	„	32 11	25 8
Ende der totalen Verfinsterung	5	33.7	„	31 49	25 11
Ende der Finsterniß überhaupt	6	35.6	„	13 16	17 13

Für diejenigen Erdorte, für welche die Finsterniß der Reihe nach in die einzelnen Phasen eintritt, sind die geographischen Koordinaten (die Längen östlich von Greenwich) oben beigesetzt.

Die totale Verfinsterung der Sonne wird demnach auf einem zwar sehr langen, aber verhältnißmäßig schmalen Streifen der Erdoberfläche sichtbar sein. Im Stillen Ozean, westlich der mexicanischen Küste, bei Sonnenaufgang beginnend, trifft die Totalitätszone den nordamerikanischen Kontinent etwa 60 km nordwestlich von dem Städtchen Santiago (Mexico), sie berührt dann, in nordöstlicher Richtung fortschreitend und an Breite beständig zunehmend der Reihe nach die mexicanischen Ortschaften Rio Grande, China, Hidalgo; den Golf von Mexico und die im Gebiet der Vereinigten Staaten liegenden Städte New-Orleans, Mobile, Stockton, Greenville, Columbus, Union Point, Lancaster, Raleigh, Nashville und Gatesville. Bei Kap Henry an der Chesapeake-Bay verläßt der Mondschatten das amerikanische Festland; er überschreitet nunmehr zwischen dem 37. und 45. Breitengrad den Atlantischen Ozean und trifft ganz nahe dem portugiesischen Städtchen Ovar, etwa 40 km südlich von Oporto, die Iberische Halbinsel, die er in südöstlicher Richtung durchzieht. Hier liegen die Städte Ovar, Vizeu, Plasencia, Navalmoral, Puente, Navahermosa und Elche der Zentrallinie der Finsterniß sehr nahe. Bei dem Kap Santa Pola, südlich von Alicante, verläßt dann die Schattenspur des Mondes Europa, um nach Ueberschreitung des Mittelländischen Meeres in nächster Nähe von Algier den Boden Afrika's zu betreten. Nachdem der Mondschatten hier noch Algerien, Tunis, Tripolis und die lybische Wüste durchquert hat, erreicht zur Zeit des Sonnenuntergangs die zentrale Finsterniß bei den Ruinen von Theben in Aegypten, die totale an den Küsten des Rothen Meeres ihr Ende.

Die Breite der Totalitätszone ist verhältnißmäßig gering, sie beträgt in Mexico durchschnittlich 65, bei New-Orleans 70, am Kap Henry 100 km; ferner bei Ovar 81, bei Plasencia 78, bei Santa Pola 72 und bei Algier etwa 65 km.

Die Zeitdauer, während welcher eine Sonnenfinsterniß total ist, kann im Maximum (wenn zur Zeit der Finsterniß gleichzeitig die Entfernung Erde-Sonne ihren größten und die Entfernung Erde-Mond ihren kleinsten Werth besitzt) bis zu 8 Zeitminuten betragen. Da der Mond diesmal bereits am 24. Mai, abends 7 Uhr seine geringste Entfernung von der Erde (das Perigäum) und diese letztere hinwiederum erst anfangs Juli ihre größte Entfernung von der Sonne (das Aphel) erreicht, ist die Totalitätsdauer bei der in Aussicht stehenden Finsterniß dem obigen Grenzwerth gegenüber wesentlich kürzer. Sie beträgt im Maximum 2 Minuten 14 Sekunden und es findet dieses Maximum bei 315.0° östlicher Länge (v. Grwch.) und 44° 57' nördlicher Breite, also im Atlantischen Ozean statt; während für die wichtigsten in der Nähe der Zentrallinie liegenden Festlandstationen die Totalitätsdauer folgende Beträge erreicht:

Amerika:		Europa, Afrika:	
In Mexico	1 Min. 10 Sek.	In Ovar	1 Min. 33 Sek.
bei New-Orleans	1 „ 18 „	bei Talavera . .	1 „ 29 „
„ Union Point .	1 „ 32 „	„ Santa Pola	1 „ 18 „
„ Kap Henry . .	1 „ 46 „	in Algier	1 „ 9 „

Von allen Festlandsstationen hat somit die längste Totalitätsdauer Kap Henry an der Ostküste Amerika's.

Als partielle Finsterniß ist die zu erwartende Sonnenfinsterniß auf einem sehr beträchtlichen Theil der Erdoberfläche sichtbar, nämlich in Nord- und Zentralamerika, in der nördlichen Hälfte des Atlantischen Ozeans, im nördlichen Eismeer bis hinauf zum Pol, in ganz Europa, im nordwestlichen Afrika und in den westlichen Theilen Asiens.

In München beginnt die Finsterniß (am westlichen Sonnenrand) um 4 Uhr 3 Min. nachmittags und endigt um 6 Uhr 4 Min. abends. Die größte Phase der Verfinsterung beträgt hier 0.68 Theile, also über zwei Drittel des scheinbaren Sonnendurchmessers. Für einige andere bayerische Städte gelten folgende, auf mitteleuropäische Zeit und auf den scheinbaren Sonnendurchmesser bezogene Daten:

	Anfang			Ende			Größte Phase
Ansbach	4 h	1 m	nachm.	6 h	2 m	abends	0.65
Aschaffenburg .	3	59	„	6	1	„	0.64
Augsburg . . .	4	2	„	6	4	„	0.67
Bamberg . . .	4	0	„	6	1	„	0.64
Bayreuth . . .	4	1	„	6	1	„	0.64
Erlangen . . .	4	1	„	6	1	„	0.65
Hof	4	1	„	6	0	„	0.63
Kaiserslautern	3	58	„	6	2	„	0.68
Kempten	4	2	„	6	5	„	0.69
Landshut . . .	4	3	„	6	3	„	0.67
Lindau	4	2	„	6	7	„	0.69
Nürnberg . . .	4	1	„	6	2	„	0.65
Passau	4	0	„	6	3	„	0.65
Regensburg . .	4	3	„	6	3	„	0.66
Speyer	3	59	„	6	2	„	0.67
Ulm	4	1	„	6	4	„	0.67
Würzburg . . .	4	0	„	6	1	„	0.65

Wie man dieser Tabelle entnimmt, sind die einzelnen Daten innerhalb Bayerns, einschließlich der Pfalz, nicht sehr verschieden. Aber auch innerhalb Deutschlands sind, von der Phasengröße abgesehen, die Verschiedenheiten nicht sehr groß. So erhält man für

	Anfang			Ende			Größte Phase
Berlin	4 h	1 m	nachm.	5 h	55 m	abends	0.56
Hamburg . . .	3	56	„	5	54	„	0.57
Königsberg . .	4	4	„	5	49	„	0.47
Konstanz . . .	4	1	„	6	5	„	0.70
Straßburg . .	3	58	„	6	4	„	0.69

Die Aufgaben, welche die Astronomen während der kurzen Dauer der totalen Verfinsterung der Sonne zu lösen bemüht sein werden, sind auch diesmal sehr zahlreich. Ein großer Theil der Beobachter, darunter jedenfalls die meisten Liebhaberastronomen, wird bestrebt sein, mit Hülfe von größeren oder kleineren Instrumenten den Gesammtanblick der total verfinsterten Sonne, insbesondere der Corona, auf stark empfindlichen photographischen Platten festzuhalten, wobei, wie schon vor zwei Jahren, auch diesmal wieder einige Kinematographen zur Verwendung gelangen werden.[1] Zum speziellen Studium der Sonnen-Corona — jenes intensiv weißen oder gelblichen Strahlenkranzes, der bei totalen Sonnenfinsternissen

[1] Die schöne, bisher einzige Reihe von Aufnahmen, die Rev. Bacon vor zwei Jahren in Indien mit seinem Kinematographen erhielt, ist ihm, wie man sich vielleicht erinnert, bei der Ankunft in London gestohlen worden und seitdem spurlos verschwunden.

die verdunkelte Sonnenscheibe nicht nur stets als leuchtender Hof umgibt, sondern gewöhnlich auch in einzelnen starken Strahlenbüscheln sich weit hinaus in den dunklen Himmelsraum erstreckt — beabsichtigen amerikanische, englische und französische Astronomen theils photographische Aufnahmen des Spektrums derselben mit dem Spektrographen, theils direkte Beobachtungen dieses Spektrums mit dem Spektroskop auszuführen. Die gleichen Instrumente sollen ferner auch dazu dienen, das Spektrum der obersten Schichten der Sonnenatmosphäre[2]) zu studiren, welches nur in den Momenten des Verschwindens des direkten Sonnenlichtes am östlichen und des Wiederaufblitzens desselben am westlichen Sonnenrand erlangt werden kann. Auch photometrische Beobachtungen des Coronalichtes werden in einzelnen Fällen ausgeführt werden.

Photometrische Beobachtungen besonderer Art sind von Prof. Müller vom Astrophysikalischen Institut in Potsdam vor kurzem vorgeschlagen worden. Die von demselben bisher erlangten photometrischen Beobachtungen des Planeten Merkur konnten sämmtlich nur bei sehr großen Phasenwinkeln dieses Planeten, der sich bekanntlich niemals weiter als 27° von der Sonne entfernt und deßhalb stets bei Tag und meist in geringer Höhe über dem Horizont beobachtet werden muß, ausgeführt werden. Zur Zeit der nächsten totalen Sonnenfinsterniß wird nun der Planet Merkur sehr nahe bei der Sonne stehen und nur einen Phasenwinkel von etwa 7° besitzen, während bei den bisherigen Beobachtungen der Phasenwinkel zwischen 50° und 120° betrug, der Planet also meist schon stark sichelförmig erschien. Prof. Müller macht deßhalb den Vorschlag, während der totalen Verfinsterung der Sonne photometrische Messungen des Planeten Merkur auszuführen, was um so eher möglich ist, als der Planet Venus, der gegen den Schluß des Monats im größten Glanz leuchtet, zur Zeit der Sonnenfinsterniß nur etwa 40° von der Sonne entfernt ist und daher mit größtem Vortheil bei den geplanten Beobachtungen als Vergleichsobjekt benutzt werden kann. Prof. Müller selbst wird in Portugal seinen Vorschlag zu realisiren suchen; es steht zu hoffen, daß dieser letztere auch anderwärts entsprechende Beachtung findet.

Um eine weitere Nummer wurde das diesmalige Beobachtungsprogramm durch einen originellen Vorschlag des Direktors der Harvard-Sternwarte in Cambridge (Amerika), Prof. Edward Pickering, bereichert, der auf die eventuelle Auffindung eines intramerkuriellen (also sehr sonnennahen) Planeten abzielt. Von der Erfahrung ausgehend, daß die Helligkeit des Himmelshintergrundes in der Nähe des Polarsterns drei Minuten, nachdem dieser Stern zweiter Größe abends dem bloßen Auge sichtbar geworden ist, etwa die gleiche photographische Intensität besitzt, wie bei totalen Sonnenfinsternissen die Helligkeit des Himmelsgrundes in der Nähe der Sonne, wurden an der Harvard-Sternwarte mit einer gewöhnlichen Landschaftslinse von 3 Zoll Oeffnung Photographien des gestirnten Himmels in der Nähe des Himmelspoles bei verschieden langer Belichtungsdauer aufgenommen. Es zeigte sich hiebei, daß drei Minuten nach dem ersten Sichtbarwerden des Polarsterns bei einer Belichtungszeit von einer Minute die Platte durch das Licht des Himmelsgrundes zwar etwas verschleiert wurde, daß aber dessen ungeachtet Sterne bis zur achten Größenklasse sich auf ihr vollkommen deutlich abbilden. Falls also, wie ja in der That von Vielen angenommen wird, ein intramerkurieller Planet wirklich existirt, so müßte derselbe auf einer während der Dauer der totalen Sonnenfinsterniß exponirten Platte eines Weitwinkelapparates eine Spur hinterlassen, wenn seine Helligkeit nur wenigstens der eines Sterns achter Größe gleichkommt. Auch Prof. Pickering wird, seinem Vorschlag gemäß, während der totalen Verfinsterung der Sonne entsprechende photographische Himmelsaufnahmen zu erlangen suchen.

Was die Vertheilung der Beobachter auf die Totalitätszone anlangt, so werden die amerikanischen Astronomen vorausschließlich die besonders in meteorologischer Hinsicht am günstigsten gelegenen Stationen in den Vereinigten Staaten besetzen, während die deutsche und einige englische Expeditionen in Portugal und mehrere englische und französische Expeditionen in Spanien und Algier das in Aussicht stehende Phänomen zu beobachten beabsichtigen.

Außer diesen rein wissenschaftlichen Expeditionen werden diesmal nicht nur von verschiedenen Amateur-Vereinigungen, sondern auch von den bekanntesten Reisebureaux (Cook, Stangen) unter wissenschaftlicher Leitung mehrere Privat-Expeditionen (Gesellschaftsreisen) zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß nach Portugal, Spanien und Afrika unternommen werden, an denen theilzunehmen Jedem freisteht. Ueber die von dem Stangen'schen Reisebureau unter Leitung des Hrn. Archenhold (Treptow) geplante Reise nach Algier (Abreise von Berlin am 21. Mai) ist in dieser Beilage bereits kurz berichtet worden.

Schließlich möge noch die Bemerkung Platz finden, daß die nächste, der Beobachtung bequem zugängliche totale Sonnenfinsterniß erst am 30. August 1905 stattfindet. Diese Sonnenfinsterniß ist deßhalb wesentlich günstiger als die demnächst zu erwartende, weil die Totalitätsdauer bei ihr $3\frac{3}{4}$ Minuten beträgt; sie wird ebenfalls in Nordamerika und Spanien beobachtet werden können. Eine am 18. Mai 1901 eintretende totale Sonnenfinsterniß (Total.-Dauer 6.5 Minuten) ist nur auf den Sunda-Inseln, eine andere, am 9. September stattfindende (Total.-Dauer 8 Min.) nur auf dem Stillen Ozean sichtbar.

Dr. K. Oertel.

[2]) Von den Engländern Flash- (Blitz-)Spektrum genannt.

Mittheilungen und Nachrichten.

γσ. In der Aprilsitzung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin hielt Professor Dr. Hans Steffen aus Santiago de Chile einen interessanten Vortrag über seine Reisen in den Patagonischen Anden. Nach der Beendigung der chilenischen Bürgerkriege im Jahre 1891 konnte Dr. Steffen in Begleitung seiner deutschen Landsleute Oscar de Fischer, Gräf v. Schulenburg, Dr. Krüger und R. Krautmacher alljährlich während der in den südlichen Sommer fallenden Ferien Forschungsreisen in die Region der patagonischen Cordillere mit Unterstützung der chilenischen Regierung unternehmen, und es ist ihm geglückt, die Kenntniß des morphologischen Baues dieses fast unbekannten Erdraums nicht unwesentlich zu fördern. Die Expeditionen begannen 1891/92 und hatten zugleich den praktischen Zweck, Material für die Grenzregulirung zwischen Chile und Argentinien zusammenzubringen. Südlich des 41. Parallels folgte man zuerst dem Lauf des Rio Petrohue stromaufwärts bis zu dessen Ursprungsgletscher in die Gegend des hohen Monte Tronador, um von hier aus einen Ausblick auf die Gebirgswelt nach Süd- und Südwest zu gewinnen. Im Jahre 1893 bis 1894 wurde dann der Palena-Fluß stromaufwärts vom 44. Parallelkreis an befahren und in seinen Verzweigungen bis nach Norden zum Nahuelhuapi-See verfolgt und kartographisch aufgenommen, auch über die Stromverhältnisse der Nebenarme des Rio Corcovado, südlich vom 43. Parallel gelangte man zur Klarheit; 1894 bis 1896 ward der Rio Puelo und der Rio Manso südlich des Tronador erforscht, an dessen Ufern schon die Jesuiten des 17. Jahrhunderts Waldpfade geschlagen haben, die später durch Indianer wieder zerstört worden sind. Für 1896 bis 1898 hatte Dr. Steffen sich die Erkundung des südlichen Gebiets der patagonischen Cordillere vorbehalten. Der Palena auf dem 44. Parallelkreis mit seinen Zuflüssen; der Rio Aisen südlicher wurde befahren, und man versuchte in den dazwischen liegenden Abschnitt der Cordillere einige Klarheit für die topographische Anschauung zu bringen. Den zwischen Palena und Aisen gelegenen Rio Cisnes gelang es bis zur Wasserscheide gegen den Atlantischen Ozean hin zu verfolgen. Dr. Steffen wollte nach Uebersteigung der Wasserscheide noch zum La Plata-See vordringen, ein Versuch, der jedoch mißlang. Auf dieser Expedition, die durch Ungunst des Wetters ungemein erschwert wurde, wo man schrittweise nur mit Hülfe des Waldmessers durch den Urwald vordrang, litt die Forschungskarawane schwer und gelangte nach viermonatigem Aufenthalt im Urwaldgebiet zu österreichischen Kolonisten am Rio Senguer. Die letzten Forschungsreisen des Vortragenden waren dem Stromgebiet des größten der patagonischen Ströme, des Rio

Baker, gewidmet, dessen Mündungsfjord auf dem 48. Parallelkreis gelegen ist. Vom Isthmus von Ofqui, der die Halbinsel von Taitao mit dem westpatagonischen Litoral verbindet, fuhr man südwärts durch den Golf von Peñas und gelangte zur Mündung des Rio Baker, an dessen Fjord Inlandeis beobachtet wurde. Der Rio Baker wurde hinauf bis zu seinen Ursprungsseen, den Lago Buenos Aires und den Lago Cochrane befahren. Der erstere umfaßt das Doppelte des Bodensees, während der Lago Cochrane an Größe etwa mit dem Garda-See zusammenzustellen ist. Auch der Ursprungssee des südlichen Nebenflusses vom Rio Baker, des Pascua, der See von San Martin wurde besucht. Diese Reisen haben dazu geführt ein Bild von der orographischen und hydrographischen Gestaltung Patagoniens zu liefern, das sich in folgenden Zügen zusammenfassen läßt. Im Westen erhebt sich aus dem Pacific eine sehr reich durch Fjorde und kleine Buchten getheilte Küste, der größere und kleinere Inseln vorgelagert sind und an der sich auch Halbinseln finden. Die Gebirge, die im nördlichen Patagonien dicht an die Küste heranreichen, sind als Fortsetzung der Chile-Cordillere anzusehen. Im Süden begleitet Urwald von Cypressen häufig die Küste. Glimmerschiefer und krystallinisches Gestein sind das Baumaterial des Litorals. Die Taitao-Halbinsel bietet der Gletscherforschung die mannichfachsten Aufgaben, wie überhaupt die Gletscher, die noch in die Seen zum Theil hineinragen, in welche die zahlreichen Ströme sich in ihren Oberläufen ausweiten, für die ganze Küstenbildung von Wichtigkeit sind. An dem Gletscher des Sees von San Rafael, auf dem die Halbinsel von Taitao mit dem Kontinent verbindenden Isthmus von Ofqui konnte Dr. Steffen einen seit längerer Zeit eingetretenen Stillstand der Bewegung mit Zuhülfenahme von historischen Angaben über diesen Gletscher aus dem 16. und aus dem 18. Jahrhundert konstatiren. Die Erscheinung, daß abgestorbener Wald sich an den Küsten des Meeres und der Seen bisweilen unterseeisch fortsetzt, will Dr. Steffen durch eine Niveauverschiebung erklären, die in der Bewegung der westpatagonischen Gletscher ihren Ursprung hat. Diese Küste hat wenig Häfen. Zur Zeit der Conquista bestanden Indianer-Ansiedelungen an den Mündungen der großen Ströme, heute sind nur noch Reste der Eingeborenen im Süden des Peñas-Golfes anzutreffen, auf die schon Fitzroy hingewiesen hat. Die Insel Chiloé und die Region des noch nördlicher gelegenen Reloncavi-Golfs sind für moderne Ansiedelungen geeignet. In Segelschaluppen gehen die Chiloten familienweise noch heute dorthin zum Seehundfang. Dagegen ist die Küste von der Mündung des Palena-Stroms auf dem 44. Parallel bis zum Ultima Esperanza-Fjord unbesiedelt. Der Urwald von Cypressen und Alerzetannen längs des südlichen Litorals wird vielfach gerodet. In den Gebirgen Patagoniens ist Viehzucht an Rindvieh und namentlich an Schafen verbreitet; auch Kartoffeln gedeihen dort. Viele eßbare Muscheln werden an der Küste gefunden. Das Innere der patagonischen Kordillere weist in seinen Ketten vielfach Thalöffnungen und Felsenthore, sogenannte abras, auf. Die Felsenthäler verengen sich in ihrem Laufe und führen in das Gebiet der östlichen subandinen Thäler. Das Gebirge selbst, für das in diesem Theile der Name „Kordillere" kaum paßt, zeigt infolge der sich gegenseitig durchkreuzenden Streichungen in der Richtung Nordwest-Südost und Südost-Nordwest den Charakter einer großen Zerstückelung, und die Fragen nach dem Zusammenhang der patagonischen Anden mit den Gebirgszügen Chile's und Argentiniens sind noch nicht völlig gelöst. Ostwestliche Thalzüge sind in Patagonien selten, und kurze Ketten herrschen infolge der Zerklüftung des Gebirges vor. Die Kordillere Patagoniens erreicht nicht die Höhen der mehr nördlichen Anden. Im Norden des Landes stellt sich das Massiv des Monte Tronador mit 3458 m Höhe als die höchste Erhebung dar. Die höchsten Höhen im Süden reichen bis 3870 m. Die Thäler westlich von der Wasserscheide zum Atlantischen Ozean sind wenig über 200—300 m hoch und die Seebecken sind früher weit größer gewesen. Wir finden hier Anzeichen für eine rezente Einbeziehung ursprünglich atlantischer Ströme in die pacifische Sphäre; namentlich der hakenförmige Verlauf der Flüsse ist so zu erklären. Die andine Region selbst mit sterilen Tafelländern am Ostrande ist für die Kultur wenig günstig. Im oberen Palena-Thal sind 1896 durch die Offiziere Mureno und Fontana Kolonien angelegt worden, über die Argentinien sich die Hoheitsrechte vorbehalten hat. Gruppen von Siedelungen finden wir einmal im Norden des Landes, um den Nahuelhuapi-See und dann im Süden, vom Hafen von Punta Arenas bis nordwärts zum Rio Santa Cruz; hier im Süden herrscht vornehmlich Schafzucht, die von englischen Kompagnien betrieben wird. Auf den estanzias des nördlichen Patagoniens leben auch deutsch-chilenische Ansiedler. Die weltferne Lage dieser Siedelungen hindert ihr Aufkommen, und die Anlegung von Wegen nach der Westküste ist eine Lebensfrage für diese Thäler im Norden, während das Kolonisationsgebiet im äußersten Süden leichter zugänglich ist. Durch den Betrieb schottischer, deutscher, spanischer und englischer Schafzüchter in dem Magellans-Gebiet ist der Hafen von Punta Arenas zur Blüthe gelangt. Zwischen dem Rio Santa Cruz und dem Palena-Stromgebiet gibt es, in einem Raume von 6 Meridianen, keine Kolonisten. Die 1500 m hohen Basalttafelländer hindern hier die Siedelung durch den Mangel an Humus und infolge des geringen Schutzes gegen die Stürme. Die zahlreichen Flußthäler hält der Vortragende in ihrem mittleren und oberen Laufe für kulturfähig wegen ihrer Holzbestände, die oft durch Feuer zerstört worden sind; insbesondere ist das Thal des Rio Baker einer Kolonisation günstig, doch ist die östliche Region, die den größten praktischen Werth besitzt, noch nicht genügend erforscht. Die Darlegungen des Referenten wurden durch dessen Originalkarten im Maßstabe von 1:250,000, sowie durch eine Reihe scharfer und guter Photogramme veranschaulicht.

* Erdbeben im Monat April 1900. a) Beobachtungen an der Erdbebenwarte in Laibach.[1] Am 11. April gegen $17^h\ 14^m$ und $17^h\ 25^m$ traten leichte Zitterbewegungen am Kleinwellenmesser auf. Am 25. April gegen $0^h\ 25^m$ verzeichneten alle Instrumente der Warte eine mäßig starke, von einem fernen Bebenherde kommende seismische Bewegung in der Richtung O.-W., die bis $0^h\ 34^m$ anhielt. Unmittelbar darauf setzte eine zweite Bewegung, von einer anderen Weltrichtung kommend und von einem ganz verschiedenen Bewegungscharakter, ein. Seit dem Bestande der Erdbebenwarte (1897) ist dies der erste Fall, daß von verschiedenen Erdbebenherden kommende Bodenbewegungen zeitlich so nahe zusammentrafen. Thatsächlich wird berichtet, daß am selben Tage im Departement Oran (Algerien) 20 Erdstöße verspürt wurden, die theilweise erheblichen Schaden anrichteten. Die Aufzeichnungen der Instrumente, das obige Beben betreffend, weisen nach Richtung und Entfernung auf diesen Herd hin, so daß man schließen darf, daß diese Aufzeichnungen eine Wirkung des algerischen Bebens sind. Vom Herde des ersten Bebens steht vorläufig noch jede Nachricht aus. Obige seismische Bewegungen wurden auch an allen italienischen Erdbebenwarten beobachtet. Am 7., 8. und 9. April wurden starke Windbewegung und ferner Seegang vom Horizontalpendel und Kleinwellenmesser aufgezeichnet. In der That herrschte in Süd-Dalmatien, von Lissa angefangen, insbesondere am 9. April, ein so starker Scirocco, daß stellenweise der Schiffsverkehr eingestellt werden mußte. Am 15., 16. und 17. April neuerlich starker Windgang. — b) Auswärtige Berichte. Nach den Berichten der Bebenwarten-Centrale in Rom, nach denen der inländischen Tagespresse und Privatmittheilungen an die Warte sind obige instrumentelle Beobachtungen der Laibacher Erdbebenwarte noch in folgender Weise zu ergänzen: Am 3. April um $11^h\ 30^m$ leichte Erschütterung in der Adelsberger Grotte (Krain). Am 5. April um $23\frac{1}{2}^h$ Erdbeben V. Grades (stark) in Cuneo und IV. Grades (mittelstark) in Tossano e Centallo (Cuneo). Am 7. April um $2\frac{1}{2}^h$ Erdbeben III. Grades (schwach) in Susa, $21^h\ 45^m$ ein solches IV. Grades in Narni und Terni (registrirt in Rocca di Papa). Nach einer Stunde wiederholte sich das Beben ebendort in gleicher Stärke. Am 8. April um $9^h\ 10^m$ ein schwaches Beben in Rudolfswert (Krain), Richtung S.—N. Am 15. April um $5\frac{1}{2}^h$ Beben V. Grades in Bagni di Vinadio und II. Grades (sehr leicht) in Tossano

[1] Seit 5. April besteht an der Erdbebenwarte in Laibach eine vollständige Telegraphenstation zum Zwecke direkter telegraphischer Zeitsignalgebung von der Triester Sternwarte aus.

(Cuneo). Am 17. April um 13 h 40 m Erdbeben in Pistoja. Am 18. April um 2 h ein Beben IV. Grades in Reggio Calabria und um 22 h 15 m seismische Aufzeichnungen an den Instrumenten in Mineo und Messina. Am 21. April um 8 h örtliches Beben in Aquila. Am 22. April um $1\frac{1}{2}$ h Beben III.—IV. Grades in Porto Maurizio und um $3\frac{3}{4}$ h ein solches IV. Grades in Gemona (Udine). Am 26. oder 27. April gegen 3 h zwei leichte Erdstöße in Lyon (Broteaux). Am 29. April um 7 h ziemlich starkes Beben in der Richtung von N. — W. in Trebelno bei Nassenfuß (Krain).

Prof. Albin Belar, Leiter der Erdbebenwarte.

* Bei den 20 Universitäten des Deutschen Reichs und der Akademie zu Münster waren zufolge dem Ascherson'schen Universitätskalender im vorigen Halbjahre 33,353 Studirende eingeschrieben. Davon gehörten 11,522 den philosophischen Fakultäten an. 9804 studirten Rechtswissenschaft, Cameralia und Forstwissenschaft, 8066 Heilkunde und Pharmazie. Die Zahl der evangelischen Theologie-Studirenden belief sich auf 2413, diejenige der Studirenden der katholischen Theologie auf 1548. Was die Besuchszahl der einzelnen Universitäten angeht, so steht obenan Berlin mit 6478 eingeschriebenen Hörern. Es folgt München mit 4049, sodann Leipzig mit 3481 eingeschriebenen Hörern. Ueber 1000 Hörer hatten noch zehn Universitäten. Es sind, bei absteigender Ordnung der Besuchszahlen: Bonn (1886), Halle (1636), Breslau (1618), Tübingen (1361), Heidelberg (1250), Göttingen (1238), Freiburg (1235), Würzburg (1215), Straßburg (1105), Marburg (1041). Nahezu 1000, 974 eingeschriebene Hörer hatte Erlangen. Die übrigen Universitäten wiesen die folgenden Besuchszahlen auf: Königsberg 840, Gießen 802, Greifswald 759, Kiel 757, Jena 655, Rostock 464. Die Akademie zu Münster hatte 620 eingeschriebene Hörer.

* **Straßburg.** Der bisherige Privatdozent für innere Medizin an der hiesigen Hochschule Dr. Felix Klemperer hat auf die venia legendi verzichtet.

* **Dresden.** Der Assistent und stellvertretende Direktor an der kgl. sächsischen pflanzenphysiologischen Versuchsstation zu Tharand, Dr. Lorenz Hiltner, ist zum Mitglied des Gesundheitsamtes in Berlin ernannt worden.

* **Berlin.** Den Bibliothekaren an der kgl. Bibliothek zu Berlin Dr. Wilhelm Altmann und Dr. August Blau ist der Titel „Ober-Bibliothekar" und den Kustoden an der Biologischen Anstalt Dr. Clemens Hartlaub und Dr. Ernst Ehrenbaum das Prädikat „Professor" beigelegt worden. — Der Hülfsbibliothekar an der kgl. Bibliothek Dr. Julius Lippert ist zum Bibliothekar am Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin ernannt worden.

* **Wien.** Der Professor der Architektur am hiesigen Polytechnikum, Hofrath Prof. W. v. Doderer, ist einem Schlaganfall erlegen. Doderer stand im Alter von 75 Jahren.

* **Florenz.** Hier starb der Geograph G. Marinelli, Professor an der hiesigen Hochschule.

* **Aus Schweden.** Der „Voss. Ztg." meldet man aus Stockholm: Daß ein Volksschullehrer zum Ehrendoktor ernannt wird, ist sicher ein seltener Fall. Diese Auszeichnung wurde dem hiesigen Volksschullehrer Gustav Flink durch die Upsalaer Universität zutheil. Erst lange nachdem er Volksschullehrer geworden war, besuchte Flink an der hiesigen Hochschule Vorlesungen in Chemie und Mineralogie. 1883 nahm Flink an der Nordenskiöld'schen Grönlandexpedition theil, blieb aber auf Island, um dort mineralogische Studien zu treiben. Nach dem Ural unternahm er im ganzen sieben Forschungsreisen, und seine letzte Reise hatte wiederum Grönland zum Ziel. Das Ergebniß seiner Forschungen sind umfassende Sammlungen von Mineralien und eine Menge wissenschaftlicher Abhandlungen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Archiv für gewerbliche Rechtspflege. Herausgegeben von Dr. Ad. Beckmann. 1. Bd., 2. Heft. München und Leipzig, Oldenbourg 1900. — Prof. Lic. Ad. Metz: Max Müller und sein Brief an die Deutschen. Hamburg, Herold 1900. — Jahresbericht des Bayerischen Gewerbemuseums in Nürnberg für das Jahr 1899. Nürnberg, Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei. — G. Pauli: Kunsturtheil und Kunstgefühl. Bremen, A. v. Halem 1900; Einiges über Kunstgenuß. Ebd. 1900. — G. Th. Fechner: Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. 4. Aufl. Hamburg u. Leipzig, L. Voß 1900. — G. Cohn: Das neue deutsche bürgerliche Recht in Sprüchen. I. Allgemeiner Theil. 2. Aufl. Berlin, O. Liebmann 1899. — Dr. Paul Schellhas: Die gerichtliche Aktenkunde. Ebd. 1900. — Dr. S. Löwenstein: Einlegung und Begründung der Revision in Strafsachen. Ebd. 1900. — J. Günther: Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung. II. Theil. Ebd. 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Schillers „Jungfrau" und die vereinfachte Scene im Prinz-Regenten-Theater.[1]

Nach längerer Unterbrechung ist im Münchener Hoftheater wieder zweimal auf der vereinfachten Scene gespielt worden, die man mit nicht ganz zureichender Begründung „Shakespeare-Bühne" genannt hat. Bei der Leitung hat also in der Flucht wechselnder theatralischer Erscheinungen, Versuche und Glücksfälle sich der Gedanke lebendig erhalten, eine Reform im Geiste der Hochmeister des Dramas anzubahnen. Man gab „Romeo und Julie" und in jüngster Zeit „Viel Lärmen um nichts". Die Zuhörer zeigten sich lebhaft angeregt, obwohl an ersterem Abend nicht alle Mitwirkenden ihr volles Können einsetzten, obwohl durch einen stilwidrigen Einbau in der Balkonscene wieder Veranlassung zu dem hergebrachten geflöteten Opernduett der Liebenden gegeben und zugleich die Einheit der Bühnenarchitektur, die Harmonie der neuen theatralischen Konvention empfindlich gestört war, obwohl schließlich im großen Hause vieles naturgemäß grob und überlaut herauskam, was bei früheren Darstellungen der Tragödie auf der reformirten Scene in dem kleinen Residenztheater stimmungsvoll abgetönt war. Aber wenn auch die zierliche Fee Mab in Holzpantoffeln über die Bretter polterte: man fühlte sich doch vom Athem des Dichters angeweht. Die Sprache der Leidenschaft strömte im rechten Zeitmaß, Sinne und Seele mit fortreißend, dahin und in der Fülle schnell vorübergleitender, durch keine abgeschmackten Verwandlungspausen zerrissener Lebensbilder gewahrte man die zusammenfassende zwingende Kraft der großen Kunst.

Es ist bedeutungsvoll, daß gerade gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde der vereinfachten Scene von neuem zugewendet wird. Jenseits der Isar soll binnen kurzem das Prinz-Regenten-Theater erstehen, das ebenso dem musikalischen Drama wie dem klassischen Schauspiel bedeutenden Stils als Heimstätte zu dienen bestimmt ist. Im Regenten-Theater, bei dessen Ausführung endlich der heilsame Bruch mit der unschönen, zweckwidrigen, bisher von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gedankenlos übernommenen Anlage des für das Zeremoniell kleiner Fürstenhöfe längst vergangener Tage geschaffenen italienischen Logenhauses entschieden vollzogen werden wird, hat man also auch das *erste deutsche Schauspielhaus* zu begrüßen! Dieses Haus verpflichtet. Es verpflichtet zu einer Inscenirung und Darstellungsart, die mit dem hohlen Pomp und der albernen dekorativen Spiegelfechterei der gleichfalls auf die altitalienische Prunkoper zurückzuführenden „Luxusscene" gründlich aufräumt; es verpflichtet zur Aufstellung und Durchführung eines Spielplans, der auch auf dem Gebiet der gesprochenen Tragödie dem deutschen Volk die deutsche Kunst gibt. Weg mit der zwischen Halbheiten und Mißverständnissen geborenen, in ihrer „historischen" Färbung mit all ihrem Beiwerk und den Sonderrechten ihres Publikums doch nun einmal schlechterdings nicht nachzuahmenden, dafür aber mit sinnwidrigen Zugeständnissen ausgefütterten „Shakespeare-Bühne"! Das Regenten-Theater sei vor allem eine Schiller-Bühne — auf der ja dann auch der stammverwandte Shakespeare ein ausgedehntes Gastrecht genießen möge. In allem und jedem muß sich die deutsche Kunst auf eigene Füße stellen. Richtet man nun die Schiller-Bühne im Prinz-Regenten-Theater auf, so lasse man sich nicht mehr auf schwächliche Kompromisse zwischen einem geläuterten Geschmack und den Schmarotzerkünsten der Meininger Ausstattungsscene ein, begnüge sich vielmehr mit einem einheitlich geschlossenen, sich an deutsche Baustile anlehnenden architektonischen Gerüst, verzichte endgültig auf Seitencoulissen, Laubrankenbögen und ähnlichen Verlegenheitströdel und schließe die zweckmäßig erhöhte Mittelbühne nicht durch die Schaustücke glänzend gemalter Prospekte, welche die Aufmerksamkeit der Zuschauer wieder vom Wesentlichen, von Spiel und Rede abziehen, sondern durch einfach skizzirte Hintergründe, die, indem sie den Ort der Handlung lediglich andeuten, die Phantasie des Hörers am besten zu mitschaffender Thätigkeit anregen. Der würdige Rahmen für die Schöpfungen Schillers, Goethes und Kleists ist der in vornehmen Formen gehaltene, auf innerliche Theilnahme an einer ernsten Kunstübung gestimmte Zuschauerraum, aber nicht der bunte Kram, durch dessen Vernutzung und spielerische Ausbildung findige Maschinendirektoren die landläufigen Opern- und Schauspielhäuser zu erweiterten Puppentheatern mit guter, schlechter oder gelegentlich wegfallender Musikbegleitung heruntergedrückt haben.

Zu wiederholtenmalen ist nun eingewendet worden, daß wohl Shakespeare, aber nicht Schiller des opernhaften Brimboriums und der Meiningerei entrathen könne. Er kann dies jedoch sehr wohl — wenn nur für die Aufführung seiner Tragödien der einheitliche ideale Ton festgehalten, der richtige Darstellungsstil gewonnen wird. Wie dies von ungefähr zu geschehen habe, soll im folgenden versuchsweise an einem Beispiel erläutert werden. Schillers „Jungfrau von Orleans" ist vielleicht dasjenige Werk des Meisters, dessen Charakter bisher von den Regisseuren der deutschen Bühnen am meisten verkannt wurde. Theils pflegten sie das ungeachtet alles Schlachtengebrauses und Waffenklirrens zartgliederige Stück in kernfester, derber, etwa für die Wiedergabe der Historien Shakespeare's passender Holzschnittmanier anzupacken, theils es von den melodramatischen Wogen

[1] Vgl. Beilage zur Allg. Ztg., Jahrg. 1898, Nr. 135, 136, 137.

überströmen zu lassen, die sich von altersher über unsre Bühnen ergießen, wenn ein Dichter der scenischen Lyrik ein Fest bereitet.

* * *

Für den, welcher in der Kunst die höchste Vergeistigung, die zarteste Verinnerlichung des Lebens erblickt, bedeutet wohl die „Jungfrau“ den Gipfel des Ideals, zu welchem die dramatische Muse des Dichters emporstieg. Am „Wallenstein“ blieben die Spuren des gewaltigen Ringens noch erkennbar, welches der aus eigener Machtvollkommenheit formende und beseelende Genius mit der starken, zähen, nie völlig bis zum restlosen Aufgehen im rein Poetischen zu bezwingenden Historie zu bestehen hat. „Maria Stuart“ ist als dramaturgisches Meisterwerk großartiger denn als dramatisches: die Auftheilung einer mit unabänderlichen Voraussetzungen beim ersten Aufgehen des Vorhanges bereits gegebenen Katastrophe in die hergebrachten fünf Akte; eine Virtuosenaufgabe, die sich der als Architekt in aufwachsenden Steigerungen des Dramas unter den Deutschen unübertroffene Schiller auch einmal ausnahmsweise gestatten konnte — deren nothgedrungen einseitige Pflege durch die Hauptmann und Sudermann hinwiederum das beschränkte Können solcher Talente am deutlichsten offenbart. Endlich der „Tell“: ein riesenhaftes Landschaftsgemälde der Phantasie, durch einen Anderen, durch Goethe suggerirt — so erstaunlich groß, daß die Charaktere fast zur Staffage heruntergedrückt werden. Dazu, mit aller schuldigen Ehrerbietung bemerkt, in einer Reihe sich öfters gegenseitig aufhebender „Operneffekte“ ein Zugeständniß an die weniger vornehmen Theaterinstinkte der Menge. Hingegen in der „Jungfrau“: eine kühne, mit höchster Entschiedenheit vorgenommene, absolute Scheidung von der Welt der Geschichte; ein Wunder in spannender Vorbereitung und besonnener Auslösung einer äußerliches Geschehen und seelisches Erleben untrennbar verschwisternden Handlung; ein weihevolles, von tiefstem Empfinden genährtes Spiel freier Phantasie, bei dem kein Charakter ein Mehr oder Minder an Licht und Farbe von irgendwelchem stückweis zusammengezimmerten Milieu sich zu erborgen nöthig hat. Eines der wenigen Stücke in der Weltliteratur, deren reine Flamme über alles weit emporschlägt, was das ewig sich wiederholende trostlose Einerlei und Miteinander von gespreizter Wichtigthuerei auf- und dumpfer Befangenheit vor der Scene in sich begreift — welches man zusammenfassend „Theater“ zu nennen pflegt.

Ein geistreicher und verstandesscharfer norddeutscher Kritiker nannte einmal die „Jungfrau“ „ein meisterliches Gemälde des französischen Mittelalters“. So erschien es von ungefähr in dem bunten Oeldruck, den die Meininger zum Familien- und Philistergebrauch davon anfertigten. Sie thaten dem Stück noch mehr Gewalt an, als dem „Julius Caesar“, dem „Kaufmann von Venedig“ und dem „Wallenstein“. Der sich nicht selten in einseitiger Abstraktion verlierende Gymnasialunterricht hatte das, was an natürlich naiver Anschauungsfähigkeit im Deutschen steckt, zugleich mit der ererbten Liebe zu den Klassikern, wenigstens moralisch, hinausgeprügelt; es ließen sich daher etliche Entschuldigungsgründe dafür geltend machen, daß man, unter dem Vorgeben, Goethe, Schiller und Shakespeare dem Volk wieder „näher zu bringen“, es durch eifriges Schwenken von bunten Fähnchen zu seinen natürlichen Bildungsquellen zurückzulocken vorgab. Es stand jedoch dem nichts entgegen, daß das Volk den Weg zu seinem Nationalheiligthum „in seinem dunklen Drang“ selbst zurückfand — wobei sich noch der Vortheil ergeben haben würde, daß viele Gebildete der jetzigen und der ihr vorangehenden Generation die großen Dichter in ihrer schlichten Treue und Wahrhaftigkeit zu lieben und zu verehren gelernt hätten, anstatt daß sie, infolge der Bestrebungen der Meininger und ihrer Nachfolger, ihr Bild — um einen Ausdruck Shakespeare's anzuwenden — im Habit „geflickter Lumpenkönige“ anzustaunen sich gewöhnten. Je mehr nun die Eigenart eines klassischen Dramas allem grob oder seicht Theatralischen in der Aufführung widerstrebte, umsomehr hatte es unter einer Art der Wiedergabe zu leiden, die gleichsam den natürlichen Duft einer Blüthe durch starke künstliche Wohlgerüche erstickte.

Eine „romantische Tragödie“ nennt Schiller seine „Jungfrau“. Dieser Titel ist so ziemlich das Einzige an ihr, was sie mit der Gattung des Theaters verknüpft, die für große Worte einen weitgespannten Resonanzboden erfordert. Romantische Tragödie heißt in diesem Fall: deutsches Märchenspiel. Und zwar — ohne das feine Ineinanderweben von Lyrik und Reflexion in Grillparzers „Traum ein Leben“, ohne Raimunds tiefsinnige Volksbühne gering zu schätzen — das einzige Märchenspiel von überragend klassischer Bedeutung, welches für die deutsche Schauspielscene bisher geschrieben wurde. Grillparzer hat schwächere Nachfolger gefunden, Schiller nicht einmal solche: denn auch um dem Märchenpoeten Schiller nachzueifern, muß man geborener Dramatiker sein. Die „Jungfrau von Orleans“ ist ebensowenig an Denk- und Anschauungsweise des Mittelalters gebunden, wie sie der altfranzösisch zugestutzten und mit altfranzösischen Stadt- und Dorfschildereien überdeckten Coulissen bedarf. Reims und Orleans liegen hier im Lande Nirgendwo; die in homerischen Wellen „prächtig strömende“ Loire durchfließt hier arkadische Gefilde. Vom Minnehof König René's her fällt das sanfte Dämmerlicht der „fabliaux“, des trauten „es war einmal“ in nicht so südlich vielfarbiger, aber deßhalb nicht minder schöner Strahlenbrechung über die sich wechselweise verschlingenden und lösenden Gruppen der Sieger und Besiegten. Ein Königskind — anmuthvoll, jugendfrisch und mit dem beneidenswerthen Vorrecht der Märchenprinzen ausgestattet, seinen Mangel an Energie und Thatendurst durch Liebenswürdigkeit vergessen zu machen — hat seine Krone verloren; eine Schäferin bringt sie ihm wieder, muß aber zugrunde gehen, weil sie die Worte der hehren, gütigen Beschützerin, die ihr im Traum erschien, nicht getreulich befolgte. Vier wackere Männer — so recht ein volksmäßig märchenhafter, in einer strengen, auf Wahrscheinlichkeit angelegten „Tragödie“ so gut wie unmöglicher Zug — umwerben sie fast gleichzeitig. Der „Böse“, welcher ebenfalls ganz nach Art des schlichten Spieles nicht viel Worte zu machen und keine besonders argen Teufeleien auszuüben braucht, um sich als höllischen Versucher zu offenbaren, bringt ihr Gemüth ins Schwanken; ihr Herz neigt sich gerade dem von den Vieren zu, der einer der argen Kronenräuber ist. Und will man etwa Isabeau als Vertreterin eines vollwerthigen tragischen Gegenspieles ansehen? Sie ist mit ihrem absichtlich ohne vermittelnde Uebergänge recht schwarz und recht drastisch aufgetragenen Kolorit, nichts mehr und nichts weniger als die ungute, unfrohe Königin, die „Stiefmutter“ des Märchens. Der „hunderthändige“ Talbot erinnert an die ungefügen Riesen alter Sagen. Vater Thibaut, der im Prolog so gescheit spricht, und bei seinem zweiten Auftreten, in der Scene vor dem Dom sich jach in blinde Wuth hineinredet, stammt gleichfalls aus dem Land, wo sich die Leute meist im scharfen Pro-

fil zeigen, wo es nur brave und schlimme Menschen gibt, auch die braven über Nacht zu schlimmen werden und umgekehrt. Johanna's Frömmigkeit ist die einer naiv lauteren Natur, wie die Gretchens im „Faust“, wie die eines lobsingenden Engels des Fra Angelico; der feierliche Ton ruhiger Ensemblescenen verschwebt in leisen Klangwellen — ähnlich wie in alten Weihnachtsmysterien. Karl und Agnes Sorel: ein Liebes- und Schäferidyll jenseits von Gut und Böse, wie man es im Reich der souveränen Phantasie hinnimmt, ohne nach Anfang und Aufhören zu fragen. Johanna's Tod und Verklärung endlich ist nicht nur im Gegensatz zu dem historischen Vorgang, sondern auch zur harten Nothwendigkeit der auf unerbittlich straffe Motivirung gestellten Tragödie in reiner, zarter Bildwirkung von solch lichten Tönen gehalten, daß man fast vom herkömmlichen guten Ende des Märchens sprechen darf.

Welche besonderen Vortheile böte nun die mit ehrlicher Konsequenz durchgängig vereinfachte, vor einem Zuschauerraum von mäßiger Ausdehnung befindliche Scene für die Aufführung dieses Märchens? Sie würde bei engerem Zusammenschluß von Bühne und Amphitheater die Intimität geistiger und seelischer Wechselbeziehungen zwischen Spieler und Hörer gewährleisten, welche für die rechte Wirkung einer nicht zum wenigsten auf den Reiz des „Fabulirens“ gestellten Kunst unentbehrlich ist. Sobald die Handlung beginnt, müßte den Zuschauer ein Gefühl überkommen, ähnlich dem, das in ihm rege wird, wenn er im Leben das seltene Glück erfährt, einem lieben Menschen zu begegnen: er müßte die Empfindung hegen, als ob ihm diese Gestalten schon von altersher vertraut seien. In der Entwicklung der Charaktere schiene ihm dann kaum noch etwas sprunghaft oder fremdartig: denn jede Figur des Stückes hielte die Vorstellung aufrecht, daß sie mit größter Wahrhaftigkeit über ihren inneren Werdegang berichte. Johanna wäre dann nicht mehr die herkömmliche, Furcht und Mißbehagen einflößende Riesendame, die halb Opernprimadonna und halb Ueberweib, mit der Wucht ihres andauernd festgehaltenen Brusttones Freund und Feind erbarmungslos zermalmt. Ebensowenig aber wäre sie freilich eine nach den Rezepten der Modernen in zerfahrenem Stimmungsgesäusel hinschmachtende Nervenprinzessin; vielmehr etwa ein aus dem Lyrischen ins Dramatische aufsteigendes „Mädchen aus der Fremde“, Jedem in holdseliger Natürlichkeit vertraulich nahend und doch ehrfürchtige Scheu um sich verbreitend: denn ihre Heimath ist das verlorene Paradies reinen, von jedem irdischen Begehren freien Empfindens. Ihre Reinheit ist der Zauber, welcher sie stark macht und zur Ausübung der Wunder befähigt: das gleiche Grundmotiv, welches sich durch Wagners Tannhäuser- (Elisabeth), Lohengrin- und Parsival-Dramen zieht. Die ideal verklärte Weiblichkeit rückt Johanna in die Sphäre des Erhabenen, des Göttlichen, der Madonna. Sie ist keine Kraftnatur, sondern Gottesstreiterin, Vollzieherin des höheren Willens. Sie bannt mit dem Auge, ehe ihr Schwert trifft: also nur keine Bühnenduelle nach allen Regeln der Fechtkunst, sondern eine kurze, hoheitsvolle, den Kampf in einen Schlag zusammendrängende Bewegung. Diese gewissermaßen symbolische Machtäußerung ist, in ihrer geheimnißvoll bestrickenden Wirkung auf den Zuschauer, auf einer knapp angelegten Scene, welche nicht durch Darstellung einer bestimmten Oertlichkeit das historische Gewissen und die rationalistische Kritik des Hörers zur Unzeit wachruft, ungleich besser zu versinnbildlichen, als auf einer weitgespannten Dekorationsbühne, der gegenüber die Phantasie mit einem kunstgeschichtlichen Umweg über den gothischen Stil der Kathedrale von Reims leicht wieder auf das hier verbotene Feld der „Geschichte“ hin abgelenkt wird. Noch mehr als dem Spiel käme die vereinfachte Scene der Rede Johanna's zugute. Denn sie ermöglichte es weit besser, die gedämpfte, mystische Klangfarbe des Ausdrucks zu treffen, welche, schon im rein musikalischen Sinne genommen, jeden überhaupt noch für den Zauber des tönend beseelten Wortes Empfänglichen bestricken und im Reiche der Wunder festbannen muß. Johanna's Erzählung von ihrer Vision: „Und einstmals, als ich eine lange Nacht“ ist in ähnlich geheimnißvollem Piano zu beginnen wie Lohengrins: „Im fernen Land, unnahbar euren Schritten“. Schillers „schöne Sprache“ ist in der „Jungfrau“ ganz anders gefärbt wie im „Wallenstein“ und in der „Braut von Messina“: das kann man allerdings besser als Musiker heraushören denn mit Schulmeistergründen beweisen. Dort jedoch, wo Johanna für Augenblicke in das Leben zurücktaucht, in dem ihre Kinderjahre beschlossen waren, also in den Scenen mit ihren Schwestern und mit Raimond, soll sie um alles in der Welt nicht etwa „Französin aus dem Mittelalter“, sondern deutsches Mädchen sein, in frischer Anmuth und herber Grazie Goethes Klärchen eher näher verwandt, als Schillers Luise und Thekla. Auch ihre Monologe werden auf der vereinfachten Scene viel eindrucksvoller, mehr aus dem Herzen des Dramas quellend erscheinen, als auf der Prunkbühne, und insgleichen wird dort das strophische Gerüst dieser in reichen Kunstformen aufgebauten Selbstgespräche vom warmen Gemüthston unmittelbarer, seelischer Mittheilung besser gedeckt werden. Es ist bisher noch nicht betont worden, daß überhaupt der von den Jüngstdeutschen prinzipiell heftig befehdete Monolog seine Verwendung auf einem mehr intimen, den Ort der Handlung nur andeutenden Schauplatz ungleich eindringlicher rechtfertigt, als auf der Luxusscene, die ihrerseits den äußerlich glänzenden, gewaltsam herausgepreßten „Abgang“ begünstigt und den Darsteller zu Kraftproben der Lunge und rhetorischen Konzertleistungen verführt, während doch der Dichter an solchen Stellen lediglich mit knapperen Worten, als sie der Dialog gestattet, einen Einblick in das innere Triebwerk der Handlung geben will.

Auch das „Wunderbare“ im Drama der „Jungfrau von Orleans“, welches die dämonische Kontrastfarbe zeigt, fügt sich innerhalb eines bescheidenen scenischen Rahmens glücklicher in den Märchenton des Ganzen ein. Gustav Freytag, der bei seinem hausväterlich klugen, aber ein wenig nüchternen Wesen sich von dem Stück nicht übermäßig angezogen fühlte, erklärt den „schwarzen Ritter“ als „störende Zuthat“, und meint zudem: „die Rolle ist übrigens auch in Tracht und Rede nicht vortheilhaft ausgestattet“. Nun: Schiller hatte eben keinen zähnefletschenden Opernteufel, nicht einmal ein „nordisches Phantom mit Hörnern, Schweif und Klauen“ im Sinne. Sein böser Geist ist, wie Johanna sagt, ein „doppelzüngig falsches Wesen“, das mit wenigen, sorgsam gewählten Worten die Jungfrau verwirrt — vielleicht durch den Einfluß der ersten Hexenscene des „Macbeth“ hervorgerufen, an deren Uebertragung der Dichter nicht lange vorher besondere Kunst gewendet hatte. Schiller konnte, wo es darauf ankam, auch mit Worten kargen. In einem Briefe an Goethe hebt er ausdrücklich hervor, daß die Partie „mit einer gewissen Monotonie gesprochen werden könne und wenig Bewegung verlange“. Für die Oekonomie des Stückes aber ist der schwarze Ritter keineswegs Zuthat, sondern im Gegentheil: Nothwendigkeit. Er soll nicht im Zuschauer Grausen hervorrufen, sondern wird als Hebel verwendet, um

uns einen Einblick in die Seele Johanna's just dann zu ermöglichen, als der erste Zweifel in ihrer Brust aufsteigt, ob sie der himmlischen Sendung bis zur völligen Erfüllung ihrer Aufgabe gerecht werden könne. Bedingt ließe sich das, was Lessing vom Geist im „Hamlet" sagt, auch auf den schwarzen Ritter der „Jungfrau" anwenden: „Das Gespenst wirkt auf uns mehr durch ihn (durch Hamlet), als durch sich selbst. Der Eindruck, den es auf ihn macht, geht auf uns über." Und wieder ist zu bemerken: je anspruchsloser die Scene zugerüstet ist, auf welcher Schillers „Gespenst" erscheint, umsoweniger wird man versucht sein, sich nach dem von Freytag vermißten pathetisch-romantischen Opernapparat umzusehen, um so schärfer wird sich nach Schillers Willen der zweideutige Orakelspruch mit seinen lakonischen Worten in die Seele des Hörers eingraben. Ueberdies schreibt Schiller ausdrücklich vor, daß die für diesen Auftritt zu verwendende Dekoration von der Sonne beleuchtet sei; erst mit dem Verschwinden des Ritters soll für einen Augenblick „Nacht" eintreten. Die auf der Ausstattungsbühne erscheinenden Gespenster hingegen pflegen es ohne eine Kreuzung von himbeerfarbenem, veilchenblauem und giftgrünem Rampenlicht nicht zu thun.

Damit jedoch die Freunde theatralischen Brillantfeuerwerks einigermaßen auf ihre Rechnung kommen, kann man ja auf der Rückseite des Theaterzettels unter sorglichster Verwerthung des von allen Regisseuren jetzt so liebevoll gepflegten „historischen Lokalkolorites" eine von einer wissenschaftlichen Kommission nachgeprüfte Abbildung der schrecklichen Begebenheit bringen, wie das heldenmüthige Mädchen von Orleans am 30. Mai 1431 auf dem Scheiterhaufen elendiglich verbrannt wurde — wobei zur unzweifelhaften Erhöhung der Wirkung das Datum in altfranzösischen Lettern zu geben, sowie über die Behandlung der „Pucelle" bei Voltaire und Shakespeare, über die von deutschen und französischen Gelehrten durchstudirten, die Unschuld der Jungfrau verbürgenden Akten, sowie endlich über den Kanonisationsprozeß derselben und die ihr in ihrem Vaterlande errichteten Standbilder Fußnoten beizufügen wären. Wem dann das wahre Verständniß Schillers noch nicht aufgeht, dem ist schlechterdings nicht zu helfen. Den dürfte insgleichen eine aus der Feder eines bewährten Strategen stammende Abhandlung nur mäßig erbauen, die auf das genaueste nachwiese, welche Haupt- und Grundsätze der Taktik bei den Kämpfen zwischen Franzosen und Engländern im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts vorwiegend zur Anwendung kamen und was davon für die Inscenirung der „Jungfrau von Orleans" unbedingt zu verwerthen sei. Ungründliche Idealisten möchten sich auch damit einverstanden erklären, wie man etwa im „alten Burgtheater" solche Bühnenschlachten zu arrangiren pflegte. Nur ganz wenige Statisten auf beschränktem Bühnenraum, die aber, vortrefflich eingeschult und im richtigen Augenblick eingreifend, das erreichten, was mit einer entsprechenden Pantomime auf dem Theater überhaupt zu bewerkstelligen ist: nämlich eine sinngemäße A n d e u t u n g des Vorganges zu geben. Schickt man statt dieser zwanzig künstlerisch gut disciplinirten Leute zweihundert aus der Coulisse, dann fängt der Zuschauer erst an, unruhig zu werden, seine Manöverkenntnisse auszukramen und für die zweihundert zweitausend zu fordern. Daß man übrigens bereits zu Schillers Zeiten selbst einen bescheideneren Ausstattungsluxus, wie er damals bei Aufführungen des Stückes entfaltet wurde, als stilwidrig empfand, dafür ist der alte weimarische Kapellmeister **Eberwein** — ein Schüler Zelters — ein vertrauenswürdiger Bürge. Er sagt in seinen Memoiren: „Der famose Krönungszug behagte mir aus dem Grunde nicht, weil hier der G a r d e r o b i e r u n d d e r M a s c h i n i s t d e n D i c h t e r v e r d r ä n g t e n und die Aufmerksamkeit der Zuschauer allein für sich in Anspruch nahmen." Goldene Worte!

Eberwein fährt dann fort: „Schiller ... wählte in der fraglichen Scene einen Marsch aus „Medea" von Benda wegen seines religiösen Charakters, und ließ ihn piano spielen." Also: zu einem nach der Ausdehnung dieser Komposition bemessen nur relativ kurzen Aufzug ein Tonsatz, der sich als solcher beileibe nicht vordrängen darf. Denn auch die tiefeingewurzelte Meinung ist unrichtig, daß die Musik in einem Schauspiel, bei dem romantische Saiten angeschlagen werden, ihrerseits stärker auftragen und sich überhaupt gemächlicher ausbreiten könne. Man muß vor der Musik im Drama auf der Hut sein: gibt man ihr den kleinen Finger, so ergreift sie die ganze Hand. Dazu sind, ästhetisch genommen, die gesprochene Tragödie und die Musik, welche gemäß ihrer eigenen Logik in Stimmenführung und orchestraler Entwicklung vorschreitet, zwei völlig anders geartete und nur einmal ausnahmsweise eine Berührung gestattende Welten. Ferner werden zwei künstlerische Individualitäten selten oder nie ein verwandtes Temperament besitzen; je bedeutender jede dieser Individualitäten ist, umsoweniger werden sich in der Regel solche Temperamente gegeneinander ausgleichen können. Nichts herrlicheres als die Entreakte zum „Egmont"; aber der in der Elegie wie in der Leidenschaft stets pathetische Beethoven las, seiner Natur gemäß, in Goethe sicherlich ein gut Theil Schiller hinein. Goethe wird erst im fünften Akt der Tragödie pathetisch; dort will Klärchen die Freiheit für Egmont, für den gefesselten Genius, Beethoven die Freiheit für die gefesselte Menschheit. Die Gedanken Beider sind erhaben, doch sie decken sich nicht. Ebenso zeigt eine Sommernachtstraum-Aufführung mit der vollständigen Musik für den etwas schärfer Hörenden die starke Verschiedenheit der künstlerischen Temperamente Shakespeare's und Mendelssohns: Shakespeare schafft wie die Natur, Mendelssohn setzt sich vor sie hin und malt sie als moderner Meister. Auch der oft in die Pose verfallende Weltschmerz Byrons und die schwerblütige tieftonige Romantik Schumanns geben im „Manfred" keinen vollharmonischen Einklang; man darf sich nicht durch die Gewohnheit verführen lassen, das als innerlich miteinander verwachsen anzusehen, was man in der Reihe der Jahre oftmals zusammen hörte. Schiller hat für seine „Jungfrau" keine instrumentalen Zwischenspiele angeordnet. Zur Begleitung des Krönungszuges ist Musik vorgeschrieben; ebenso soll sie während des zweiten Monologs der Johanna einigemale diskret ertönen. Außerdem ist im dritten Aufzug noch eine kurze Schlachtmusik vorgesehen, damit zwischen zwei Verwandlungen die Stimmung nicht verfliege. Das wäre alles, was der Dichter wollte. An einigen deutschen Theatern ist bei der Aufführung des Stückes die vergilbte Partitur des alten B. A. Weber noch in Gebrauch; an anderen etwas weniger fossile, aber inhaltlich kaum bessere Kapellmeistermusik. Wer von den heutigen, in der orchestralen Wiederspiegelung jedweder poetischen Anempfindung so gewandten Komponisten es über sich gewönne, sich mit Geschmack unterzuordnen, der könnte sich hier als feinsinniger und pietätvoller Helfer bethätigen. Sich bei der „Giovanna d'Arco" Verdi's oder der „Jungfrau von Orleans" Tschaikowsky's Raths zu erholen, davor braucht wohl nicht ausdrücklich gewarnt zu werden; hingegen böte die wenig bekannte, sehr fesselnde „Jeanne

d'Arc au bûcher" von Franz Liszt — eine Soloscene mit Orchesterbegleitung, welche die geniale Marianne Brandt ihrerzeit hinreißend vorzutragen wußte — eine gute Vorlage für das Studium mannigfaltiger zu verwendender Klangfarben. Die obengenannten Tonsätze ließen sich allenfalls durch ein kurzes, aber ja nicht formell steifes symphonisches Vorspiel und durch eine Folge getragener Schlußaccorde beim letzten Sinken des Vorhanges ergänzen. Nur falle man Schiller nicht ins Wort, sobald er zu reden begonnen hat. Auch jeder überflüssige Takt Musik vor der Scene ist hohler Pomp, aufgeklebter Zierath, Fälschung des Kunstwerkes — mit einem Wort: Ausstattungströdel.

Nicht stichhaltig wäre die Einwendung, daß das dramatische Phantasiestück, das Märchen, als solches der Unterstützung der Ausstattungsvirtuosen nicht entrathen könne. Man hat sich daran gewöhnt, Märchen mit „Feerie" zu verwechseln. Die Feerie, der für Engländer des 19. Jahrhunderts erfundene kindische Mischmasch von Posse, Ballet und Melodram, hat im Lande ihrer Entstehung sich im Drama Shakespeare's festgenistet; wo steht geschrieben, daß ein solches Schlingkraut deßhalb auch in Deutschland das Theater Goethes und Schillers überwuchern müsse? So lange man bei uns noch nicht zum „Doktor der Coulissenkunst" ernannt werden kann, so lange wollen wir doch wenigstens unsre einheimischen Klassiker gebührenderweise in Ehren halten. Auf der Bühne machen nur dann Kleider Leute, wenn diese Leute im Naturzustande schief und bucklig ausschauen. Da thut dann wohl eine gleißende, die angeborenen Leibesschäden liebedienerisch verdeckende Hülle noth. Mit Taschenspielereien des Reimes, mit altdeutschen Anempfindeleien und einer hausbackenen Moral schreibt man freilich höchstens Märchen für die Millionärsviertel moderner Großstädte. Wer aber im phantastischen Spiel tiefe Wahrheiten verkünden, Freiheit und Menschenrechte feiern, auf die Vergänglichkeit aller irdischen Größe hinweisen will: der muß auch aus den goldgeränderten Wolken des schönen Scheines wahrhaftige, echtbürtige Charaktere auftauchen zu lassen vermögen. Dessen waren die Dichter eines „Sturmes", eines „Käthchen von Heilbronn", einer „Jungfrau von Orleans" fähig. Diese Meister sind Griechen der Weltliteratur: den prachtvollen Gliederbau solch hochaufragender Gestalten aber soll man nicht durch altjungfernhaft schämige Faltendraperien und läppischen Flittertand verhunzen. Bedarf doch nicht einmal ein einfach sinniges Idyll der lügnerisch dick aufgetragenen Bühnenschminke — geschweige denn das Kunstwerk, in dem der Dichter von Gottes Gnaden den ganzen Geistes- und Gemüthsschatz seines Volkes wie in einem Brennpunkt sammelt. Als man damit begann, die schönsten deutschen Hausmärchen zu „illustriren", raubte man dem Kind sein Bestes: die Gabe, sich klopfenden Herzens, glänzenden Auges aus dem Nichts ein Königreich zu erträumen. Man frage doch einmal bei Meister Humperdinck an, wie er sich die Inscenirung seines „Hänsel und Gretel" denke. Aber wessen sind die schuldig, welche uns Aelteren, die wir in Mühen und Sorgen befangen eine Hoffnung, eine „Lebenslüge" nach der anderen begraben, die höchste, befreiende, durch die Alltrösterin Kunst gewährte Illusion mit täppisch plumper Faust vernichten?

Paul Marsop.

Nekrologie.

Schriftsteller, denen nicht etwa über der Gewohnheit, in allen Dingen das Wort und die Feder zu führen, ihr Beruf zur rein mechanischen, seelenlosen Fertigkeit geworden ist, werden an die Aufgabe, Nekrologe zu schreiben, in der Regel nicht ohne Bedenken und Zweifel herantreten. Sie werden in der Nekrologie vielleicht den schwierigsten, sicher aber den verantwortungsvollsten und undankbarsten Theil der ohnehin nicht leichten biographischen Kunst erblicken. Handelt es sich dabei doch um Personen, die noch nicht in historische Perspektive gerückt sind, wirken doch unmittelbar nach dem Eintritt des Todes die beirrenden Momente, die bei Beurtheilung des Lebenden gestört haben, noch mit unverminderter Stärke fort und treten außerdem angesichts des offenen Grabes neue Rücksichten in Kraft, die eine objektive Würdigung fast zur Unmöglichkeit machen. Die Majestät des Todes pflegt alles zu verklären, was ihr verfallen ist. Wir sind Verstorbenen gegenüber mild und versöhnlich gestimmt; denn sie nehmen, von allen irdischen Verhältnissen — oft nach überstandenen schweren Leiden — losgerissen, unser Mitleid in Anspruch. Wir übersehen willig ihre Untugenden, übertreiben ihre Tugenden; denn beide vermögen uns nicht mehr zu kränken, nicht mehr zu schädigen. Wir neigen also zum Idealisiren. Das ist eine Gepflogenheit, die unserm Menschenthum gewiß alle Ehre macht. Aber die historische Wahrheit hat den Schaden davon. Dazu kommt, daß es sehr häufig gute Freunde der Verstorbenen sind, von denen die Nekrologe verfaßt werden. Das hat seine unleugbare Berechtigung. Denn nur wer mit einem Menschen persönlich genau bekannt gewesen ist, wer an ihm jene unzähligen kleinen Züge beobachtet hat, die erst die Individualität ausmachen, vermag ein scharf umrissenes Bild seiner Persönlichkeit zu entwerfen. Aber andrerseits hat der Freund den Heimgegangenen mit Freundesaugen betrachtet oder wird zum mindesten über seine Fehler und Schwächen beide Freundesaugen zudrücken. Überdies wird er zumeist nicht bloß mit dem Verblichenen selbst, sondern auch mit dessen Familie in Verbindung gestanden haben. Der Wittwe, den Kindern in ihrem frischen Schmerze eine Wohlthat zu erweisen, ihnen durch einen schönen Nachruf linderndes Oel in die zuckenden Wunden zu träufeln, wird er als die Erfüllung einer heiligen Pflicht ansehen. Oft genug wirken die Anverwandten sogar unmittelbar auf die Gestaltung von Nekrologen ein, indem sie den Autoren das Material nicht allein zum äußeren Lebensgang, sondern auch zur Charakteristik liefern.

Die Rücksicht auf die Hinterbliebenen ist ohne Frage ein Haupthinderniß ehrlicher Nekrologie. Wer möchte es auch über sich gewinnen, mit Strenge den Grundsatz aufzustellen oder gar durchzuführen, daß ihre Gefühle keine Schonung verdienen? Man weiß, mit welcher Begierde von ihnen die Nachrufe erwartet, verschlungen, studirt, begutachtet, gesammelt werden. Sie sind schon verstimmt, wenn nach ihrer Meinung das Lob zu kärglich bemessen, etwas rühmenswerthes übergangen ist. Die vorsichtigste Andeutung von Fehlern kann sie tödlich verletzen. Auch dann, wenn sie solche selbst anerkennen oder doch vor dem Todesfall anerkannt und darunter gelitten haben. Das ist jetzt vorbei und vergessen, zum mindestens aber wollen sie nicht derartige Dinge von fremder Hand an die Oeffentlichkeit gezerrt wissen. Sie möchten vielmehr, daß der Verblichene jetzt aller Welt in derselben vollkommenen Gestalt erscheine, die sie sich von ihm zurecht gemacht haben.

Wenn also auch der Nekrologist die Grenzen des Herkömmlichen nicht wohl überschreiten kann, so kommt doch immer noch viel auf seinen persönlichen Charakter an, vor allem darauf, wie ausgeweitet sein Gewissen, wie ausgebildet sein Geschmack ist. Ernsthafte Männer wer-

den sich nicht leicht auf starke Uebertreibungen und Schönfärbereien, noch weniger auf positive Unwahrheiten einlassen. Freilich entsteht auch schon durch bloßes Verschweigen ein ganz einseitiges Bild. Man lobt beispielsweise das hohe Können eines Künstlers, deckt aber den oft mißbrauchten Mantel christlicher Liebe über seine niedrige Kriecherei vor den Großen dieser Erde, über seine schamlose Bettelei um Knopflochzierathen. Oder man preist die tiefe Gelehrsamkeit eines Gelehrten, geht jedoch schonend über seinen schmutzigen Geiz hinweg. Wer es mit der Wahrheit noch weniger genau nimmt, braucht sich nur der bereit liegenden schönen Phrasen zu bedienen, mittelst deren der Sachverhalt verschleiert, wenn nicht fast in sein Gegentheil verkehrt wird. Einen trockenen und ledernen Bureaukraten, der es als seinen Lebenszweck betrachtet hat, sich selbst und seinen Untergebenen die Tage unnöthig sauer zu machen, wird nachgerühmt, daß er seinen höchsten Stolz darein gesetzt habe, nie einer anderen Gottheit als der Pflicht zu dienen, und für einen anderen Beamten, der als notorischer Faulpelz durch sein Leben und Amt gewandelt ist, findet man die schmeichelhafte Wendung, er sei niemals ganz in seinem Berufe aufgegangen, sondern habe diesem noch Zeit für die Pflege alles Edlen und Guten abgewonnen. Die Gedankenlosigkeit noch niedrigerer Naturen schreckt auch vor wirklichen Unwahrheiten nicht zurück. Da hebt der gerührte Nekrologist an dem Kassierer eines großen Instituts, der als Lebender durch seine klassische Grobheit selbst die unverfrorensten Leute eingeschüchtert hatte, seine sich immer gleichbleibende Freundlichkeit im Verkehr mit dem Publikum hervor. In einem solchen Gehirn verwischt sich einfach der Unterschied zwischen dem, was Einer gewesen ist und was Einer hätte sein sollen. Auf diese Weise werden Nekrologe nicht selten für Eingeweihte Quellen der Belustigung, und gewiß würde mancher Todte, wenn er das noch könnte, herzhaft über alle die geistigen und moralischen Vorzüge lachen, die ihm nachträglich beigelegt werden.

Trotz ihrer mangelhaften Glaubwürdigkeit tragen die Zeitungsnekrologe verhältnißmäßig noch das unbefangenste Gepräge. Noch weniger können die Leichenreden als zuverlässige historische Quellen gelten. Von unsern Geistlichen verlangt man vor einem Grabe außer oratorischen Künsten nichts anderes als Takt. Erlaubt sich einmal ein Diener Gottes irgend eine Andeutung über Schattenseiten eines Todten zu machen oder gar — den Ueberlebenden zur Warnung — von seinen Sünden in unverblümter Weise zu reden, so erhebt sich alsbald ein gewaltiger Aufschrei über die Taktlosigkeit jenes Priesters. Diese Auffassung hat ja ihre Berechtigung, drückt aber jedenfalls die Leichenpredigten auf das Niveau des Konventionellen herab. Was vollends andere Sprecher, Vertreter von Liederkränzen oder sonstigen Vereinen und Gesellschaften, bei Begräbnißfeiern vorbringen, ist — mit seltenen Ausnahmen — in den Kreis banalster Redensarten gebannt und einem Lexikon entnommen, das nur verherrlichende Superlative führt. Wenn man solche Ergüsse hört oder liest, kann man sich eines gewissen Stolzes nicht erwehren, daß unser Planet so viele brave und tüchtige Männer trägt, womit sich freilich ein Gefühl des Bedauerns vermischt, daß es so schwer hält, sie, so lange sie in unsrer Mitte weilen, in ihrer ganzen Vortrefflichkeit zu erkennen.

Kurz die Nekrologe aus erster Hand sind fast durchweg auf den panegyrischen Ton gestimmt und verdienen gewöhnlich nur in der Darstellung des äußeren Lebensgangs, nicht aber in der Beurtheilung der Persönlichkeit und ihres Charakters Glauben. Für den späteren Biographen, für den Historiker und Kulturhistoriker sind nun aber eben jene primären Nachrufe häufig die einzigen, stets aber die hauptsächlichsten Quellen. Aus ihrer Beschaffenheit ergibt sich, wie große Vorsicht er walten lassen muß, wie er den Versuch zu machen hat, zwischen den Zeilen zu lesen, wie er von dem gespendeten Lob von vornherein einen starken Prozentsatz abzuziehen hat.

Nur den ganz Großen gegenüber liegen die Verhältnisse günstiger. Da steht das Charakterbild in allen seinen wesentlichen Zügen schon zu Lebzeiten fest. Da erheben sich so viele und so mancherlei Stimmen, berufene und unberufene, befangene und unbefangene, daß es nur tigen Durchschnitt zu ziehen. Neben den überschwänglichen Verehrern kommen auch die Feinde und Neider, an denen es ja glücklicherweise bedeutenden Männern niemals fehlt, ausgiebig zu Wort. Dem Historiker fließt das Material von den verschiedensten Seiten reich genug zu, daß er, wenn anders er das Talent dazu hat, der objektiven Wahrheit über seinen Helden ganz nahe kommen kann. Anders steht es bei Menschen, die nicht wahrhaft Großes, aber innerhalb ihrer Kreise doch so Tüchtiges geleistet haben, daß ihre Namen auf die Nachwelt gebracht werden dürfen. Hier ist der Historiker meist auf eine beschränkte Anzahl von einseitigen und mehr oder weniger trüben Quellen angewiesen, wie sie oben geschildert worden sind.

Etwas Erhebliches wird sich an diesen Zuständen kaum bessern lassen. Zum mindesten müßte sich vorher die Menschheit auf die Höhe der Gesammtmoral emporgeschwungen haben, daß sie den Dienst der Wahrheit über alle anderen Rücksichten stellt. Aber schon das ist nicht ohne Werth, sich der Thatsachen klar bewußt zu werden. Sie sprechen deutlich genug, um Jedermann zur äußersten Vorsicht zu mahnen.

Rudolf Krauß.

Legt man den Maßstab, der in den obenstehenden Zeilen für eine ernsthafte Nekrologie niedergelegt ist, an den kürzlich erschienenen dritten Band des von Anton Bettelheim (im Verlag von Georg Reimer, Berlin 1900) herausgegebenen „Biographischen Jahrbuchs und Deutschen Nekrologs", so wird man immerhin zufrieden sein dürfen. Die Todten des Jahres 1898, um die es sich in dem neuen Jahrgang handelt, sind uns freilich noch lange nicht in eine historische Perspektive gerückt, aber dieses als nützlich allgemein anerkannte Unternehmen wäre von vornherein unmöglich, wenn die Zeit historischer Objektivität abgewartet werden müßte. Und wer sagt uns denn, wann sie für jeden Einzelnen gekommen ist? Wohl mag auch für manchen dieser Nekrologe der Tod verklärend gewirkt haben, aber ich schlage den etwa dadurch herbeigeführten Schaden nicht so hoch an. Daß die Beischaffung biographischen Materials durch Personen, die dem Todten nahestanden, in vielen, in den meisten Fällen nicht zu umgehen ist, wer wollte es leugnen! Aber dieser Mißstand wird gerade die Biographien minder bedeutender Persönlichkeiten mehr beeinträchtigen als die großer Männer, deren Lebensumstände meist schon vorher aller Welt offen liegen. Und wie viele Männer von Bedeutung hat gerade das Jahr 1898 dahingerafft; mit dem größten, Bismarck, beginnt der stattliche Band. Seinem Biographen, Alexander Meyer, kann man allzu blinden Enthusiasmus gewiß nicht vorwerfen. Im Gegentheil: die an sich tüchtige Arbeit ist nicht ohne deutschfreisinnige parteipolitische Färbung, die sich direkt störend übrigens nur einmal, in der Be-

sprechung der Caprivi'schen Aera, bemerkbar macht. Der nächste große Artikel ist Konrad Ferdinand Meyer gewidmet; er ist von Adolf Frey verfaßt und ganz vortrefflich. Die Bildnisse K. F. Meyers und Th. Fontane's, welch Letzteren Paul Schlenther biographisch schildert, schmücken den Band. Der Herausgeber selbst ist diesmal durch einen liebevollen Nachruf auf den edlen Frhrn. v. Ebner-Eschenbach vertreten, dessen Wittwe bekanntlich die größte unter den lebenden Schriftstellerinnen ist: Marie Ebner-Eschenbach. Dankbare Leser erinnern sich noch ihrer an dieser Stelle veröffentlichten Erinnerungen an ihren Gatten. Auch ein Theil des Nekrologs auf Kalnoky von Heinrich Friedjung ist vordem in diesen Blättern erschienen. Zu den großen österreichischen Todten gehört noch Kaiserin Elisabeth, der Eduard Wertheimer einen sehr eingehenden Artikel widmet. Wir Münchener finden nicht ohne Wehmuth u. A. Georg Ebers (von Eduard Meyer), Wilhelm Riehl (von Georg v. Mayr) und den unvergeßlichen Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung Julius Jolly (von K. Obser). In den Nachträgen hat u. A. der Sprachforscher Daniel Sanders einen verspäteten, etwas dürftig ausgefallenen biographischen Artikel (von Franz Brümmer) erhalten, in dem allerdings dann verschwiegen bleiben durfte, daß Sanders das Andenken an sein gewaltiges Lebenswerk, das „Wörterbuch der deutschen Sprache", selbst getrübt hat, indem er noch bei Lebzeiten das Manuskript mit allen Verbesserungen und Nachträgen um einen hohen Preis nach England verkaufte — eine Mittheilung, die seinerzeit großes Aufsehen erregt hat, aber leider unwidersprochen geblieben ist. Zum erstenmal ist dem Buch die lang schon versprochene Todtenliste beigegeben, die Bibliothekar Dr. Georg Wolff wenigstens für das Jahr 1896 geliefert hat. Der nächste Band soll die Listen für 1897—1899 bringen. Der Herausgeber darf mit Befriedigung auf dieses nützliche, aus der periodischen Literatur kaum mehr wegzudenkende Werk echt deutschen Gelehrtenfleißes blicken. Die Fortschritte von Jahrgang zu Jahrgang sind unverkennbar. Sie werden dem so schön begonnenen Unternehmen hoffentlich dauernde Fortsetzung sichern. Alfred v. Mensi.

Mittheilungen und Nachrichten.

Das Komische. Eine Studie zur Philosophie des Schönen von Dr. Johannes Ziegler. Leipzig, E. Avenarius 1900. — Die Inkongruenz zwischen Vorstellung und Anschauung, auf welche Schopenhauer das Lächerliche zurückführt, bildet auch bei Ziegler die Grundlage seiner Erklärung des Komischen. Allein der Ausbau seiner Definitionen dürfte nicht ganz widerspruchslos bleiben. Um das Komische des Vorganges zu erklären, sucht er an einigen Beispielen nachzuweisen, daß die letzte Ursache in einer Zweckverkehrung bestehe, welche aber den Eindruck einer Zwecksetzung mache. Zum Beispiel ein Bäckerjunge, der ein Blech mit Teigwaaren trägt, stolpert auf der Straße und tatscht mit den Händen in die Teigwaaren hinein. Hier tritt zunächst statt der Vorstellung, daß der Junge die Teigwaaren trägt, ein ganz anderes Faktum ein; eine ganz unerwartete Anschauung. Daß dies aber nun komisch wirkt, kommt nach Ziegler daher, daß diese Störung, diese Aenderung an Stelle des eigentlichen Zweckes einen ganz anderen unerwarteten Zweck setzt. Der Bäckerjunge sollte die Teigwaaren tragen; statt dessen erhalten wir den Eindruck, daß er „die Waaren gierig packe". Noch drastischer wirkt die scheinbar neue Zwecksetzung, wenn der Junge auf die Waaren zu sitzen kommt. „Diese Zweckverkehrung ist nicht sinnlos, sondern sie trägt das augenscheinliche Gepräge der Zwecksetzung. Die zufällige unbewußte Zweckverkehrung, die der rein mechanische Vorgang bewirkt, nimmt sich genau aus, wie eine bewußte Zwecksetzung. Dieser Eindruck ist nicht selten so mächtig, daß wir den Kobold zu sehen und zu hören glauben, der das Unheil angerichtet hat." Diese Erklärung, welche Ziegler dann auch auf das Komische der Erscheinung und der Handlung ausdehnt, dünkt mich doch etwas zu subjektiv, um als das „wesentliche Moment" des Komischen gelten zu können. Ich kann diesen Eindruck einer scheinbaren neuen Zwecksetzung in der Zweckverkehrung haben; ich muß ihn aber nicht haben. Die Ausdehnung dieser Theorie auf das Komische der Erscheinung nöthigt Ziegler zu absurden Behauptungen. Zum Beispiel, wenn er das Lächerliche in der Erscheinung eines Dicken zu begründen sucht und sagt: „Das Unbewußte, Zwecklose ist der Naturvorgang der Anhäufung von Fett, die Zweckverkehrung besteht in der Ablagerung des Stoffes an einem Platz, der dafür nicht geschaffen ist, die Zwecksetzung in der Versenkung der Glieder in der Fettmasse, bezw. in der durch die Auseinanderzerrung der einzelnen Theile angedeuteten Absicht derselben, unabhängig vom Ganzen und entgegen ihrer natürlichen Bestimmung ihren eigenen Weg zu gehen." Wie steht es mit dieser geschraubten Definition, wenn wir nun die komische Wirkung erklären wollen, welche die Spiegel eines Lachkabinets hervorbringen? Hier ist es doch einfach der Kontrast, die Diskrepanz zwischen der Vorstellung unsres Körpers, wie sie uns gang und gäbe und dem unerwartet verzerrten Spiegelbild, was komisch anmuthet. Und dieser Kontrast wird wohl auch bei der komischen Wirkung, die ein überaus dicker Mann hervorbringt, die eigentliche Ursache sein, mit welcher wir uns begnügen dürfen, ohne zu Spitzfindigkeiten greifen zu müssen. . . . In gewissem Sinne darf man aber Ziegler beipflichten, wenn er zum Schlusse sagt: „Es ist nur eine besondere Art der Verkehrung der zweckmäßigen Welt, eine eigenthümliche Umwerthung der Formen, in denen sich für gewöhnlich das bewußte Handeln abspielt." Gewiß, für die ästhetische Totalanschauung des Lebens zeigt sich das Komische am letzten Ende als eine solche Art der Verkehrung. Aber von diesem Gesammteindruck ästhetischer und philosophischer Natur rückschließend eine psychologische Erklärung des Wesens des Komischen festlegen zu wollen, muß zu zeitweiligem Gedankenzwang führen. Im übrigen scheint mir Schopenhauer in B. 1 § 13 und B. 2 § 8 seiner „Welt als Wille und Vorstellung" das Wesen des Lächerlichen und Komischen weit natürlicher und ungezwungener zu erläutern als Ziegler, der Schopenhauer in seiner Studie vornehm ignorirt.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

fr. Rechtsencyklopädie für Forstmänner. Von Professor Karl Frhr. v. Stengel. München, Karl Haushalter 1900. — Die bayerischen Forstkandidaten haben nach ihrem Lehrplan auch eine Vorlesung über Rechtsencyklopädie zu hören, in der ihnen gedrängt eine Uebersicht über die wichtigsten, für sie einschlagenden Materien des privaten und öffentlichen Rechts vorgetragen wird. Die Vorlesung war, als ich Gelegenheit zur Beobachtung hatte, auch von anderen Hörern als Forstkandidaten gern besucht. Sie hätte es, wenn den Angehörigen der verschiedenen Fakultäten ihre Zweckmäßigkeit für das spätere Leben klar gewesen wäre, noch viel mehr sein müssen. Eine bedauerlich große Zahl der Personen, die auf eine akademische Bildung zurücksehen, legt auf dem sie doch alltäglich auf Schritt und Tritt berührenden Gebiete des Rechts eine staunenswerthe Unwissenheit zutage, obschon doch heute bei dem regen Wellenschlag des öffentlichen Lebens fast keine Zeitung ohne juristische Vorkenntnisse richtig gelesen werden kann. Die Bücher, in denen ein Auszug des juristischen Wissens zusammengestellt ist, sind zwar zahlreich, aber meist werthlos. Es ist nur zu begrüßen, wenn auch einmal ein Lehrer des Rechts vom hohen Stuhle herabsteigt und es nicht unter seiner Würde findet, eine Rechtsencyklopädie, die ja ihrer Natur nach kein tiefgründiges Werk sein kann, zu verfassen. Wenn das Buch nur das Wesentliche vom Bedeutungslosen richtig abscheidet und das, was es darstellt, klar und leichtverständlich zur Anschauung bringt, erfüllt es seinen Zweck. Das thut das Buch Stengels. In erster Linie für Forstleute bestimmt, eignet es sich gleichwohl für Jedermann, der ohne viele Mühe sich den Ueberblick über unsre Rechtsordnung, speziell in Bayern, verschaffen will, der zur allgemeinen Bildung unentbehrlich ist.

-rt- **Atlas der veränderlichen Sterne.** Bei F. L. Dames in Berlin sind vor kurzem die beiden ersten Theile eines größeren Kartenwerkes erschienen, welches von den zahlreichen Liebhaber-Astronomen, die sich mit der Beobachtung des Lichtwechsels von veränderlichen Sternen befassen, mit großer Freude begrüßt werden dürfte. Es ist dies der „Atlas Stellarum Variabilium“, über dessen Inangriffnahme der Direktor der Georgetown-Sternwarte in Washington, Prof. J. G. Hagen, S. J., der vor nicht ganz vier Jahren in Bamberg abgehaltenen Astronomenversammlung Bericht erstattet hatte. Der damals von dem Genannten vorgetragene und zur Diskussion gestellte Plan für die Ausführung dieses Kartenwerkes ist in den beiden erschienenen Theilen unverändert zur Anwendung gekommen. Der ganze Atlas besteht hienach im ganzen aus fünf Serien von Karten, von denen die ersten drei diejenigen Veränderlichen enthalten, die bei Eintritt ihres Minimums sehr lichtschwach sind; die vierte Serie diejenigen, deren Minima noch mit kleineren (dreizölligen) Instrumenten beobachtet werden können; die fünfte Serie endlich die übrigen Veränderlichen, die während des ganzen Verlaufes ihres Lichtwechsels mit freiem Auge oder mit dem Operngucker verfolgt werden können. Jede der erschienenen Karten enthält die in der engeren und weiteren Umgebung eines Veränderlichen vorkommenden Sterne bis zur Größenklasse 13.5; am Rande findet man außer dem Namen des Sternes Angaben über dessen Positionen (Rectascension und Deklination), Farbe, Spektraltypus und Helligkeitsschwankungen (Größe im Maximum und Minimum). Das Zustandekommen des verdienstvollen Werkes ist nur dadurch ermöglicht worden, daß die stets hülfsbereite Wohlthäterin und Freundin der Astronomie, Miß Catherine Bruce, einen erheblichen Theil der Herstellungskosten übernommen hat; infolgedessen konnte der Preis des Kartenwerkes auf 1 M. pro Blatt festgesetzt werden.

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 10. Mai. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Hr. Diels legte eine neue Ausgabe der pseudo-aristotelischen Schrift de Melisso Xenophane Gorgia vor und sprach über den Archetypus und die Zeit der Abfassung dieser Schrift. Der Archetypus, der aus dem Lipsiensis (S. XIV) und Vaticanus 1302 (S. XIV) zu rekonstruiren ist, scheint etwa dem 10. Jahrhundert anzugehören. Die Abhandlung rührt vermuthlich von einem Peripatetiker des ersten Jahrhunderts n. Chr. her. 2. Derselbe legte von den Commentaria in Aristotelem Graeca vol. V p. 2. vor Themistii in Aristotelis Physica Paraphrasis Ed. *H. Schenkl.* Berol. 1900.

* **Stuttgart.** Hier ist der Oekonomierath an der thierärztlichen Hochschule, Friedrich Mayer, im Alter von 77 Jahren gestorben.

* **Straßburg.** Wie wir hören, hat Prof. Dr. Ficker, der, wie mitgetheilt, vor kurzem einen Ruf an die Universität Basel erhielt, erfreulicherweise sich entschlossen, diesem Rufe nicht Folge zu leisten, sondern seinem hiesigen Wirkungskreis treu zu bleiben.

* **Karlsruhe.** Die Regierung beabsichtigt in Freiburg und Heidelberg besondere Pestlaboratorien zu errichten, denen die Feststellung pestverdächtiger Krankheitsfälle und andere Untersuchungen mit Pesterregern übertragen werden sollen. Die Laboratorien sollen im Anschluß an die hygienischen Institute der beiden Universitäten erstellt werden. Die Kosten für die beiden Laboratorien sind auf 10,000 M. und für die innere Einrichtung auf 8000 M. veranschlagt.

* **Heidelberg.** Wie die „Frankf. Ztg.“ erfährt, hat man im Nachlaß von Geh. Rath Georg Meyer ein umfangreiches druckfertiges Manuskript über das „Wahlrecht“ aufgefunden, das in rechtsvergleichender Behandlung die Anforderungen der verschiedenen Gesetzgebungen vor allem an den Aktivwähler zu Parlament und Gemeindevertretung darstellt.

* **Berlin.** Prof. Dr. Goldscheider ist zum Ehrenmitglied der Gesellschaft der Aerzte Finnlands erwählt worden.

* **Königsberg.** Medizinalrath Prof. Dr. v. Eiselsberg wurde zum Doctor chirurgiae honoris causa von der medizinischen Fakultät in Leiden ernannt.

* **Krakau.** Die Jagellonen-Universität hat anläßlich des Jubiläums ihres 500jährigen Bestandes zu Ehrendoktoren ernannt: den Kardinal Ledochowski, den Botschafter Nigra, den ehemaligen italienischen Unterrichtsminister Baccelli, den Präsidenten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften Baron Roland Eötvös, den österreichischen Unterrichtsminister Dr. v. Hartel, ferner Emil Roux, Rudolf Virchow, sowie zahlreiche andere Gelehrte tschechischer, deutscher, russischer, englischer und französischer Nationalität. — Ferner habilitirte sich Dr. Ignaz Lemberger für Pharmakologie und Mikroskopie.

* **Aus Rußland.** Der Akademiker Korshinski erhielt den Auftrag, die Bearbeitung der Flora Rußlands zu beginnen. Dem Gelehrten soll es überlassen bleiben, nach eigenem Ermessen zu der Arbeit andere Botaniker heranzuziehen. Die Arbeit wird die Flora des europäischen Rußland, Sibiriens, Turkestans, des Kaukasus und der Krim umfassen. Zur Bearbeitung der Flora Sibiriens hat der Kaiser aus eigenen Mitteln vorläufig 21,400 Rubel angewiesen.

* Der Verein zur Förderung des Unterrichts in der Mathematik und den Naturwissenschaften hält seine diesjährige Hauptversammlung in den Tagen vom 4. bis 7. Juni in Hamburg ab; der Verein, der mit fast 900 Mitgliedern gegenwärtig wohl den dritten Theil der an den höheren Schulen Deutschlands wirkenden Lehrer der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer in sich schließt, hat bereits mehrfach einen erkennbaren Einfluß auf die Gestaltung des Lehrbetriebs in diesen Fächern ausgeübt. Auf der bevorstehenden Versammlung wird er sich mit Aufstellung eines Lehrplans für die darstellende Geometrie, d. i. den für die Anwendung auf die Technik besonders in Betracht kommenden Zweig der Mathematik beschäftigen und damit der Erziehung der künftigen Techniker und Ingenieure schon auf den für den Hochschulunterricht vorbereitenden Schulen voraussichtlich wirksame Dienste leisten. Neben einer Reihe von Experimentalvorträgen stehen auf dem Programm ein Vortrag von Schotten (Halle) über das Verhältniß von Wissenschaft und Schule, zwei Vorträge von Schwalbe (Berlin) über den internationalen naturwissenschaftlichen Katalog und über die Erhaltung der naturwissenschaftlichen Merkwürdigkeiten auf deutschem Boden.

* **Preisaufgabe.** Die Naturforschende Gesellschaft zu Danzig setzt den bei der Feier ihres 150jährigen Bestehens von der Provinzialkommission zur Verwaltung der Westpreußischen Provinzialmuseen ihr zur Verfügung gestellten Betrag von „Eintausend Mark“ als Preis für die beste neue Arbeit aus, die einen in sich abgeschlossenen wesentlichen Beitrag zur Kenntniß der norddeutschen Diluvialgeschiebe, mit besonderer Berücksichtigung des in Westpreußen vorkommenden Materials, liefert. Zum Wettbewerb werden nur unveröffentlichte Arbeiten zugelassen; sie sind bis zum 1. April 1902 an den Sekretär für auswärtige Angelegenheiten der Naturforschenden Gesellschaft, Prof. Conwentz, in Danzig einzusenden.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 19. Mai. Nummer 115.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber das kunsthistorische Studium.[1])

Von Karl Voll.

Man hat lange Zeit geglaubt, die Rätsel der Kunstgeschichte dadurch lösen zu können, daß man die Kulturgeschichte möglichst ausgiebig zu Rathe zog; besonders Anton Springer und Jakob Burckhardt sind auf diesem Wege zu sehr schönen Resultaten gekommen. Aber wenn es auch wahr ist, daß die Kunstgeschichte einen Theil der Kulturgeschichte bildet, so kann sie doch nur dann in völlig zweckentsprechender Weise behandelt werden, wenn sie als Geschichte der Kunst an sich betrachtet wird.

Nehmen wir ein möglichst flagrantes Beispiel, die Geschichte der Florentiner Malerei im 16. Jahrhundert und die der gleichzeitigen Venetianer. Beide hatten viele matriell gut gestellte Künstler und ließen viel arbeiten; der gleichen Rasse angehörig, huldigten sie dem gleichen künstlerischen Geschmack im allgemeinen. Warum kam nun die Florentiner Kunst im 16. Jahrhundert immer mehr herunter, sowohl in Florenz selbst, wie in Rom, der künstlerischen Filiale von Florenz? Warum kam Venedig so sehr in die Höhe? Aus politischen und kulturgeschichtlichen Momenten allein kann man das nicht erklären, wohl aber, wenn man sich auf den Boden der Kunst an sich stellt und sich sagt, daß die kalte akademische Luft, die damals in Florenz wehte, alles fortschrittliche künstlerische Leben erstickt hatte, während Venedig, ob es gleich im allgemeinen denselben Stil und Geschmack pflegte, doch eine lebendige Kunst hervorbringen konnte und mußte, weil es eben neue malerische und technische Ideen aufgeworfen hatte. So werden wir uns im Verlauf dieser Gespräche wenig Aufklärung aus der Kulturgeschichte holen, sondern an dem Grundsatz festhalten dürfen, daß die Entwicklung der Malerei in erster Linie abhängig ist von der Entwicklung der künstlerischen Probleme, aber nicht etwa der Probleme, die das Sujet inhaltlich bietet.

Es ist auch in der alten Malerei für die rein künstlerische Betrachtung nicht in erster Linie zu untersuchen, was der Künstler gemalt hat; die wichtigste Frage bleibt auch bei den Alten das Wie, sowohl der Auffassung wie der Ausführung. Wir haben die Epochen nicht zu gliedern nach ihren Darstellungskreisen, deren Erforschung freilich höchst dankenswerthe Aufschlüsse ertheilt, sondern nach ihren malerischen Prinzipien. Die holländische Malerschule des 17. Jahrhunderts nimmt doch gewiß nicht deßwegen eine so hohe Stellung in der Kunstgeschichte ein, weil sie mit Vorliebe Bauern- und Kneipscenen darstellte, sondern weil sie eben malen konnte, wie kaum eine zweite. Oder aber Velazquez ist nicht deßwegen der große Maler, weil er fast nur Könige und adelsstolze Hofleute zu portraitiren hatte — diese Aufgabe hatten Hunderte seiner Zeitgenossen auch —, sondern weil er den König Philipp und seine Granden besser malte, als irgend ein Anderer.

Man glaube jedoch nicht, genug gethan zu haben, wenn man die Entstehung, Entwicklung und Abwicklung der einzelnen Probleme aufgedeckt, wenn man die einzelnen Stilarten zergliedert hat. Es ist ja wahr: jeder Meister ist ein Produkt seiner Zeit und er dankt dem eben herrschenden Stil vielleicht die besten Anregungen; aber wenn der Stil das Ausschlaggebende wäre, dann könnten innerhalb des gleichen Stils nicht die bekannten großen Verschiedenheiten bestehen. Man nehme Albrecht Dürer und vergleiche Hans v. Kulmbach mit ihm. Der Zeitstil ist bei Beiden gleich; warum ist aber Hans v. Kulmbach ein Zwerg neben Dürer? Doch nur wegen der persönlichen Unterschiede zwischen beiden Männern. Und darauf kommt es nach meiner Ansicht doch besonders an. Wir haben es, sowie wir rein künstlerische Fragen untersuchen, nicht mehr mit dem allgemeinen Stil allein zu thun, sondern mit den individuellsten Aeußerungen einer bestimmten Persönlichkeit. Man gehe in die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts und vergleiche Moritz v. Schwind mit einem beliebigen Zeichner jeder Zeit. Wenn man ehrlich urtheilen will, so muß man sagen: „gekonnt“ hat der eine so wenig wie der andere. Warum ist aber Schwind ein so entzückender und so echter großer Künstler? Er hat sich gewiß nicht über den Stil seiner Zeit erhoben, hat in technischer Beziehung gar nichts neues geschaffen und hat auch keine neuen Stoffgebiete erschlossen; aber er war eine Persönlichkeit, und das spricht sich überall bei ihm in so gewinnender Weise aus. Was wir hier in diesen Gesprächen zu thun haben, ist also ein Doppeltes: die Erforschung der formalen und malerischen Probleme, die in den einzelnen Epochen aufgeworfen waren und die Untersuchung des persönlichen Verdienstes der einzelnen Maler.

Wir werden dabei eine Thatsache finden, daß seit nahezu fünf Jahrhunderten die Malerei beständig vorwärts schreitet, daß sie ihre Aufgabe immer mehr vertieft, derart, daß die Maler des 17. Jahrhunderts sich nicht nur wesentlich andere, sondern wesentlich schwierigere Aufgaben gestellt hatten, als die des 15. Dieser Fortschritt bewegt sich im allgemeinen nach e i n e r Richtung. Die Malerei soll die Dinge geben, nicht wie sie absolut sind; denn es gibt nichts Absolutes in der Erscheinung. Licht, Luft und Umgebung verändern die Erscheinung der Dinge fortwährend. In den ersten Zeiten hat die Malerei auf solche Nuancen keine Rücksicht genommen. Ein Portrait der altniederländischen Schule gibt nicht die Tageserscheinung, es zeigt den betreffenden Menschen in abstrakter Auffassung. Es ist unglaublich individuell, ver-

[1]) Diese Betrachtungen unsres Hrn. Kunstreferenten bildeten die Einleitung zu einer Vorlesung über die niederländische Malerei, die er an der hiesigen Universität in diesem Semester abhält.

zeichnet jede Falte und jede Bewegung; aber etwas gebundenes, etwas unwahres sogar, wenn man will, jedenfalls etwas unfreies ist doch in der Bewegung. Die Portraitisten des 17. Jahrhunderts haben nichts mehr von dieser Unfreiheit — man denke z. B. an Rembrandt mit seinen reich belebten Portraits — und doch ist auch in diesen Werken etwas, das für uns unwahr wirkt. Auch hier walten künstliche Mittel des Arrangements und der Lichtführung ob, noch immer wird viel vom Thatsächlichen geopfert, zugunsten einer schönen malerischen Wirkung. Die Kunst kann jedoch noch weiter gehen; sie kann das Momentane und Thatsächliche in der schärfsten Weise betonen und dabei die rein malerische und schöne Wirkung im Auge behalten. Das war die Aufgabe, die das ausgehende 19. Jahrhundert der Malerei gestellt hat.

Aber, wenn wir nun auch einerseits finden, daß der Fortschritt im allgemeinen stetig ist, so wird uns doch andrerseits nicht entgehen, daß die Leistungen der verschiedenen Epochen deßwegen doch nicht im gleichen Verhältniß an Werth steigen. Das hängt eben damit zusammen, daß der Zeitstil nicht das Wesentliche an einem Kunstwerk ist. Man nehme z. B. eine Madonna des Fra Angelico und eine des Albertinelli. Die Frage nach den größeren Kenntnissen ist schnell erledigt. Albertinelli wußte entschieden mehr als Fra Angelico. Er war in jeder Hinsicht weiter vorgeschritten; nur in e i n e m Punkt ist er der Schwächere: im künstlerischen Gefühl. So ein echter schöner naiver Fra Angelico ist bei aller Unkenntniß doch etwas ganz anderes, steht viel höher als ein noch so gelehrt durchgeführter Albertinelli. Die künstlerische Empfindung, die künstlerische Erfindung ist eben die Hauptsache. Ihr werden wir immer nachzugeben haben.

Hiemit kommen wir aber zu einem ganz besonders wichtigen Punkt. Das künstlerische Empfinden spricht sich klar faßbar nur im Original aus. Keine Kopie eines Gemäldes, auch die beste, gibt vom Original mehr, als eine Inhaltsangabe von einem Drama geben kann. Kopien tragen immer etwas fremdes in ein Werk, auch wenn der Meister des Originals selbst die Kopie gemacht hat. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dafür sind die beiden wunderbaren Venusbilder des Tizian im Prado, wo die üppige Frau in herrlicher Parklandschaft ruht, während ihr Freund seinem Instrument zarte Liebesweisen entlockt. Beide Darstellungen sind von Tizian eigenhändig geschaffen, aber offenbar ist nur die eine nach dem Leben gemalt, während die zweite eine Kopie nach dem ersten Gemälde ist. Die zwei Bilder sind nun etwas grundverschiedenes. Wenn am eigentlichen Original, das auch Tizians Inschrift trägt, die Zeichnung von einer selbst bei diesem Künstler seltenen Feinfühligkeit zeugt, so ist bei der Wiederholung ein Glanz der Farbe aufgeboten, der zu den großartigsten Genüssen gehört, die uns die Malerei gewähren kann. Da nun der Künstler selbst nicht imstande ist, sein Werk zum zweitenmal durchaus gleich zu schaffen, so ist der Kopist natürlich noch weniger imstande dazu, nur daß er nicht, wie wir das bei Tizians Venus gesehen haben, Vorzug mit Vorzug vertauscht, sondern mit Schwächen und Mißverständnissen. Nirgendwo aber erweist sich die Unzuverlässigkeit der Kopien mehr, als wenn es sich um die Wiedergabe von Werken handelt, deren Bedeutung zum großen Theil in der Ausführung beruht, bei denen Stoffwahl und Komposition nicht oder nicht viel mitsprechen. Das ist nun ganz besonders bei den alten Niederländern der Fall. Ein Beispiel hiefür bietet uns die Madonna mit dem Stifter Pala von Jan van Eyck in der Akademie von Brügge. Es gibt eine sehr treue Kopie davon, noch aus alter Zeit stammend, von der sogar behauptet wird, sie sei so gut gewesen, daß man sie neben dem Original aufhing. Nun gut: diese Kopie ist das langweiligste Bild, das man sich denken kann, und doch ist sie eine sehr gute Reproduktion des geistreichsten aller altniederländischen Gemälde. Das ist ein Grund, warum wir so viel Werth darauf legen müssen, ob ein Kunstwerk Original ist oder nicht. Heute hat man freilich wenig Freude mehr an solchen Untersuchungen: die Kunstgeschichte beginnt zu stolz zu werden, um solche Vorarbeiten für Aesthetik noch gerne zu leisten. Aber es hilft nun doch nichts. Die Nüsse sind da und sie müssen geknackt werden. In der Geschichte der altniederländischen Schule herrscht noch eine verzweifelte Unsicherheit. Ehe diese beseitigt ist, können wir nicht vorwärts gehen; es gibt hier keinen anderen Weg, als den der strengsten, unbarmherzigsten Kritik.

Es besteht aber noch ein anderer Grund, warum wir die Frage nach der Originalität mit größter Energie behandeln müssen. D a s i s t d a s G e f ü h l d e r V e r a n t w o r t l i c h k e i t, die die Wissenschaft dem praktischen Leben gegenüber hat. Die Wissenschaft ist zwecklos, wenn sie nicht dem Leben dient. Wir dürfen nicht zugeben, daß schlechte Bilder, bloß weil sie einen hohen Namen mit Unrecht tragen, zu horrenden Preisen verkauft werden. Wir dürfen nicht zugeben — und das ist vielleicht das heikelste an der Sache —, daß diejenigen, die in unsre Museen gehen und die die kunsthistorischen Werke lesen, auf Treu und Glauben ihr noch unreifes Urtheil an unechtem Material bilden. Nehmen wir wieder ein Beispiel: Im Louvre hängt eines der edelsten Meisterwerke des Leonardo da Vinci, schwer beschädigt zwar, aber köstlich und erhaben zugleich: die Madonna in der Felsengrotte. Die Nationalgalerie in London besitzt eine Replik davon, wesentlich besser erhalten, aber grob, spitz, unfreundlich und geschmacklos. Die pedantische, saubere Ausführung jedoch, die sich gar keine künstlerische Extravaganz gestattet und die bessere Erhaltung sicherten diesem Bild eine günstige Aufnahme, zumal es als Kopie eines prachtvollen Werkes eben doch auch noch Einiges vom Geiste des großen Meisters wiederspiegelt. So kam es denn, daß die Besucher der Londoner Galerie im guten Vertrauen auf ihre Lehrer sich an der sehr mittelmäßigen Kopie enthusiasmirten, während die Besucher des Louvre die Nase rümpften über das Original, das doch eines der herrlichsten Meisterwerke der Kunst ist. Damit hatte die Sache noch nicht ihr Bewenden. Auf Grund einiger obendrein nicht sehr belangvoller Aehnlichkeiten mit dem Londoner Bild schrieb man in Berlin eine recht unbedeutende Arbeit dem Leonardo da Vinci zu, so daß auch in dieser Galerie die unkundigen Besucher — übrigens bis auf den heutigen Tag — irregeführt werden. Daran würde nun an und für sich nicht gar viel liegen, wenn nur nicht der Autoritätsglauben und seine Folgen dabei ins Spiel kämen. Es ist eigentlich in unsrer sonst so selbständigen Zeit ein recht schlimmer Mißstand, daß in künstlerischen Dingen so wenige Leute ein eigenes Urtheil haben, so wenige Leute ein eigenes Urtheil zu erlangen sich bemühen. Wenn ein Werk einen großen Meisternamen trägt, dann ist es der Bewunderung von Seiten der meisten Besucher sicher. Das ist nun an sich schon schlimm genug, daß unrecht getaufte Bilder so sehr bewundert werden, lediglich weil sie auf den Namen eines großen Meisters gehen; aber die Sache wird dadurch so gefährlich, daß eben viele Beschauer die Fehler instinktiv doch herausfinden, aber dann weitergehen und in der Beurtheilung anderer Kunstwerke dann keine Sicherheit mehr haben. Das aber müßte die wichtigste Aufgabe der Erforschung der alten Kunst sein, d a ß s i e e i n e n

sicheren Geschmack heranbilde, auf daß vom Publikum Jeder auch seiner zeitgenössischen Kunst etwas besseres entgegenzubringen vermöge, als Geschmacksurtheile, die nicht zu begründen sind. Meinungsgleichheit kann nirgends hergestellt werden, auch auf den sogenannten ästhetischen Gebieten nicht; aber die horrende Unsicherheit, die heute herrscht, könnte beseitigt werden, sie muß sogar beseitigt werden. Es gibt nicht leicht einen so unrichtigen Spruch als den, daß man über den Geschmack nicht rechten könne. Der oberflächlichen Betrachtung und vor allem der Bequemlichkeit wird durch diese Maxime großer Vorschub geleistet; aber das ist ja das Gefährliche. Es gibt bei Beurtheilung der Kunstwerke doch auch gewisse Anhaltspunkte an positive Thatsachen, die mit dem Auge gesehen werden können und zu deren Konstatirung es weder des Geschmacks noch einer philosophisch ästhetischen Bildung bedarf. Vor allem leicht zu beurtheilen ist für ein geschultes Auge die Ausführung; eben ihretwegen müssen wir die Frage nach der Originalität immer wieder erheben. Es gibt kein besseres Mittel zur Schulung des Auges und Erziehung des Geschmackes als der Vergleich zwischen Kopie und Original. Die Kunstgeschichte würde nur halbe Arbeit thun, wenn sie diesen Punkt nicht nachdrücklich betonen wollte; denn sie würde dabei ja die wichtigsten Aufgaben versäumen, die Heranziehung einer zur Selbständigkeit im Geschmack gebildeten Generation. Während sie noch dem bis vor nicht gar zu langer Zeit ausschließlich geltenden Betrieb huldigte, die Vorstellungskunst und das Herz ihrer Schüler mit schönen Empfindungen zu erfüllen, die bald sozusagen verdunsteten, verabsäumte sie, die Schüler mit einer sicher arbeitenden Fertigkeit zu versehen, die nicht mehr verlernt werden kann und die im Laufe ihrer Bethätigung jene schönen Gedanken und Empfindungen selbst ergibt. Es handelt sich aber nicht allein darum, daß wir uns an der alten Kunst erfreuen, und sie genießen in all ihrer Schönheit, daß wir das Verständniß für ihre Entwicklung erlangen, sondern daß wir aus diesem Studium noch die Gabe mitnehmen, dem, was um uns herum vorgeht, mit eigenem Urtheil gegenüberzustehen, daß wir die Fähigkeit erhalten, helfend einzugreifen mit klarem Wort und richtiger That, wo bis jetzt nur ödes Theegeschwätz, träge Indolenz oder stumpfsinnige Gehässigkeit walteten. Es ist ein feiner Genuß, das Studium der Kunstgeschichte, aber auch eine ernste Thätigkeit, die uns befähigen soll, mitzuschaffen auf dem edelsten Arbeitsfelde des menschlichen Geistes.

Aus Westindien und Nordamerika.[1])

Reiseskizzen eines Naturforschers.

Von Dr. Franz Doflein.

XV. Der Columbia-Fluß und seine Fischereien.

Wir Deutsche könnten uns glücklich preisen, wenn wir unter unsern Kolonien Gebiete besäßen von ähnlicher natürlicher Beschaffenheit, wie sie die nordwestlichsten Staaten der Union, Oregon und Washington, aufweisen. Und doch haben die Amerikaner diese Territorien erst spät in ihrem Werth schätzen gelernt. Noch vor wenigen Jahren absorbirten das Goldland Californien und die Silberterritorien die Kräfte des Westens fast vollständig, so daß die Naturschätze des Nordwestens, welche nicht so leichten, aber dauernden Gewinn versprachen, zunächst ungehoben blieben. Das ist jetzt anders geworden. Durch die ungeheuren Wälder Oregons ziehen Eisenbahnen, weite Bestände sind gefällt und auf den Lichtungen dehnen sich schon unabsehbare Getreidefelder.

Der Regenreichthum Oregons ist in den Vereinigten Staaten fast sprichwörtlich; er ist aber nur im westlichen Theil des Landes vorhanden. Der östliche Theil ist wüst und trocken, wie ja überhaupt der größte Theil des Gebiets zwischen Felsengebirge und Küstencordillere. Die große Ueppigkeit der Waldgebiete ist hauptsächlich eine Eigenthümlichkeit der Gebirgsregion und der Flußthäler. Oregon ist reich an Flußläufen und einige davon sind schiffbar und von gewaltigen Dimensionen, so vor allem der Columbia-River, welcher die Nordgrenze des Staates bildet und sein Nebenfluß, der Willamette. An diesen Strömen und ihren Nebenflüssen sind denn auch alle Zentren der beginnenden Kultur des Landes entstanden.

Im Unterlauf des Willamette ist Portland zu einer blühenden Stadt geworden, indem es trotz seiner vom Meer entfernten Lage den ganzen Handel des Staates in seinen Mauern vereinigt. Hieher strömen fast alle Produkte, um von hier aus ihre Reise in die Welt anzutreten. Alle Geschäfte, deren Zweigniederlassungen im Lande die Versendung selbst besorgen, besitzen wenigstens ihre Zentralstelle in Portland. So ist es nicht zu verwundern, daß die Stadt sich sehr ansehnlich zu beiden Seiten des Willamette ausdehnt, stattliche Straßen, große öffentliche Gebäude und fast das Getriebe einer Großstadt aufweist. Die Stadt baut sich malerisch auf Hügeln auf, viel Grün, welches überall hervorlugt; die großen, zum Theil in bunten Steinen errichteten Handelshäuser und die mächtigen Lände- und Uferbauten geben ihr einen gefälligen Anstrich, trotz des Rauchs der vielen Schornsteine. Der Fluß selbst ist von mehreren Brücken überspannt und von zahlreichen Schiffen belebt. Außer den Flußdampfern befahren auch viele Seeschiffe seine Gewässer, welche vom Stillen Ozean heraufkommen. Portland besitzt auch eigene Werften und während meines Aufenthalts lagen auf dem Willamette zwei Torpedoboote, welche von einer Firma mit deutschem Namen dort gebaut worden waren. Am Sonntag fand zu der Baustelle eine wahre Wallfahrt statt, denn es war zur Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges und der amerikanische Patriotismus in lebhaftester Wallung. Die beiden Torpedoboote waren zur Vertheidigung der Küste bestimmt; denn Jedermann hatte die Spanier überschätzt und befürchtete einen Angriff auf die Hafenstädte am Stillen Ozean.

Der Fluß ist also die Quelle der gegenwärtigen und noch mehr der zukünftigen Größe von Portland; ihm verdankt es Portland, daß es nicht, wie andere Ansiedelungen Oregons, nach der Goldgräberperiode des Staats zur gänzlichen Bedeutungslosigkeit zurücksank. Die große Krisis, welche Portland mit ganz Oregon in den 70er Jahren durchmachte, half die Fruchtbarkeit und der Holzreichthum des Landes bald überwinden, und die Optimisten haben damals recht behalten, welche Portland immer mehr zur Metropole des Nordwestens werden sahen. Mittlerweile hat es seine Stellung so sehr gefestigt, daß das Emporblühen anderer Städte, wie von Tacoma am Jagetsound, statt ihm zu schaden, ihm vielmehr Nutzen bringt. Ueber die Entwicklung des Landes und die vielfach höchst amüsanten Zustände während der frühen Entwicklungsstadien, seine ersten weißen Bewohner kann man sich in der anregendsten Weise im

[1]) Vergl. Nr. 267 u. 282 der Beilage v. J. 1898 u. Nr. 10, 57, 66, 88, 107, 115, 150, 169, 178, 224 u. 294 d. J. 1899 u. Nr. 84 d. J. 1900.

zweiten Band der Reisebilder und Skizzen aus Amerika von dem Deutsch-Amerikaner Theodor Kirchhoff unterrichten. Wie merkwürdig muß seinerzeit den Reisenden die mürrische unangenehme Bevölkerung von Oregon berührt haben, da doch sonst im freien Amerika kecke, unternehmende und fröhliche Menschen wohnen. Heutzutage gibt es in Oregon keine „Webfeet" mehr; die Bewohner sind angenehme, gastfreie Menschen, ihr Land ist trotz seiner fast siebenmonatlichen Regenzeit ihr Stolz, und mit berechtigter Zuversicht sehen sie seiner Zukunft entgegen.

Sie können dies umsomehr, als das Land sich nicht nur durch seine aufblühende Industrie immer mehr von den Nachbarstaaten und dem Osten unabhängig macht, sondern auch einen stetig wachsenden Ausfuhrhandel besitzt. Außer den Produkten seiner Wälder und Weizenfelder exportirt Oregon auch in ungeheuren Mengen die Fische seiner Flüsse. Dieser ganze große Handel hat in Portland so viel Reichthum versammelt, daß man bei all dem Komfort und Luxus glaubt in einer alten, längst kultivirten Gegend zu sein.

Verläßt man aber die Grenzen der Stadt und begibt sich in das Land hinaus, so wird man bald gewahr, daß man sich im „fernen Westen" befindet. Selbst bei einer Flußfahrt auf dem Willamette und Columbia tritt diese Thatsache einem entgegen, obwohl die Flüsse, wie leicht denkbar, die Straßen der Kultur sind.

Die Flußschiffahrt wird von hohen Heckraddampfern besorgt, von demselben Typus wie sie früher auf dem Mississippi üblich waren. Vorläufig sind es noch kleine Schiffe; sie bringen ja auch nur den Verkehr nach Portland von kleinen Nestern, vermitteln nicht zwischen großen Städten wie auf jenem Fluß. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß der Verkehr und mit ihm die Schiffe sehr bald zu jenen Dimensionen anwachsen werden; aber im Verlauf der Jahre wird es vielleicht auch noch dahin kommen.

Man besteigt den Dampfer, indem man auf Treppen einen hohen Aufbau am Ufer ersteigt; wenn er sich in Bewegung setzt, wühlt das große Rad an seinem Hintertheil mächtige Schaummassen auf, während die Wellen des Flusses sich in eigenthümlichen radiären Linien anordnen, ganz anders, als wir es bei unsern zweiräderigen Flußdampfern oder den Schraubendampfern des Meeres gewohnt sind. Vor dem Schiff öffnet sich eine der mächtigen Brücken, deren mehrere als weitere Zeichen der wachsenden Kultur den Fluß überspannen; es geschieht dies, indem um einen Pfeiler das weitausladende Eisengerippe sich dreht, bis es zur ursprünglichen Richtung im rechten Winkel steht. Nachdem unser Dampfer die entstandene Lücke passirt hatte, schloß sie sich fast lautlos und in glatter Bewegung wieder.

Wir fuhren den Fluß abwärts, den Hügelzüge begleiteten; dieselben waren von grünen Wäldern, meist Nadelhölzern, bedeckt, welche hier und da bis zum Flußufer herantraten. Vielfach aber waren die Ufergelände von Farmen und Ansiedelungen eingenommen; weidendes Vieh näherte sich da und dort der spiegelnden Fläche des Wassers.

Bald aber änderte sich die Scenerie; die Ansiedelungen wurden seltener; in tiefster Einsamkeit schien hier und da eine solche auf eine Waldlichtung beschränkt zu sein. Dann aber traten die Hügel weiter zurück, Laubwald mit hohen Bäumen säumte die sumpfigeren Ufer des Flusses ein, zwischen dem dichten Buschwerk schimmerte hier und da der Spiegel eines Nebenarmes des Willamette hindurch; das Gewässer floß nun durch eine weite Niederung dahin, deren ausgedehnte Sumpfwälder einen undurchdringlichen Saum bilden, so daß die menschlichen Niederlassungen nicht an den Fluß herandringen können.

Vor uns tauchte eine Landspitze auf, wie das Ende einer Insel im Fluß; die gefährliche Ecke war durch ein Leuchthaus auf hohen Pfählen, das mitten im Wasser stand, gekennzeichnet. Auf beiden Seiten trat Wald bis nahe ans Wasser heran, so daß man wie durch eine breite Pforte hinausfuhr ins freie Wasser, in einen weiten See; dieser See war die Fläche des Columbia-Rivers. Der Dampfer wandte sich mit scharfer Wendung flußaufwärts, indem er der Mitte des Flußbettes zustrebte. Nach allen Seiten traten die Ufer weit zurück, auf der einen Seite sah man die Uferwälder ihr saftiges Grün im Wasser spiegeln, das andere Ufer war so fern, daß seine Gelände in blauem Dunst verschwammen. Langsam wälzte der Strom seine gewaltigen Wassermassen westwärts, dem nahen Meere zu. Eine dunstige Morgenstimmung lag über dem graugrünen Wasser, glatt und eintönig dehnte sich die Fläche; nur im Kielwasser unsres Dampfers boten die kleinen tanzenden Wellen dem verhaltenen Sonnenschein ihren Spiegel.

Indem wir ostwärts den Fluß hinauffuhren, hatten wir das südliche Ufer zur rechten Seite. Die Dampfer fahren ziemlich rasch, und so war die Oeffnung in der Uferwaldung, welche die Einmündung des Willamette bezeichnet, bald weit hinter uns verschwunden. Noch sollten wir das nördliche Ufer nicht kennen lernen; denn zunächst näherte sich unser Dampfer wieder dem Südufer; Wir kamen so nahe, daß wir im Schatten der hohen Pappeln dahinfuhren; das Gebüsch war aus ähnlichen Gesträuchen zusammengesetzt, wie etwa auf den Auen unsrer einheimischen Flüsse: Erlen, Pappeln, Weiden. Ich suchte mit dem Auge in das Dunkel einzudringen, um etwas von der reichen Vogelwelt wahrzunehmen, welche sich dort tummelte. Enten und reiherartige Vögel waren häufig; viele Bäume waren mit Nestern bedeckt; über dem Flusse sah man Kormorane und Möven fischen, während in der Höhe ein Fischadler seine Kreise zog.

Plötzlich bog der Dampfer mit scharfer Biegung auf das nördliche Ufer zu; wir erreichten Vancouver, die Hauptmilitärstation am unteren Columbia. Das Städtchen bietet nichts bemerkenswerthes, wenigstens beim flüchtigen Anblick vom Dampfer aus. Die Gegend besitzt hohen landschaftlichen Reiz. Das nördliche Ufer des Stromes ist hügeliger als das südliche in dieser Gegend, Nadelholzbestand tritt bis an das Wasser heran. Derselbe mehrt sich auch bald auf dem anderen Ufer, beide Gestade beginnen sich mehr zu erheben, der Fluß wird etwas eingeengt, ohne dabei an Majestät einzubüßen. Sein Wasser ist lebhafter bewegt und die Abtönung zeigt ein tieferes Grün. Ueberhaupt war das Bild mit dem Vorrücken der Sonne farbenreicher geworden. Die Sonne war durch den Dunst durchgedrungen, der Himmel hatte sein Blau entschleiert, welches von massigen weißen Wolken gehoben wurde. Im Hintergrunde, also flußaufwärts, erschienen jetzt immer höher anwachsende Berge, welchen die Ferne starke blaue und violette Tinten verlieh.

Was man von Ansiedelungen am Ufer sah, war in weiten Abständen verstreut, in das ungeheuere Waldland waren nur geringe Lücken geschlagen. Hier ist noch Raum für ein großes Volkswachsthum. Es ist das auch noch das Land, wo der Farmer ein romantisches Leben führen kann wie Jene, von denen wir in der Jugend so gerne lasen. Zwar vom rothen Manne wird er wenig zu leiden haben; die wenigen Reste von Indianerstämmen, welche hier noch hausen, sind harmlose Fischer, unkräftig und

ohne kriegerische Anwandlungen. Sie waren auch niemals auf einer Kulturstufe, welche sie zu Freiheitsdrang und Thatendurst befähigt hätte wie ihre östlichen Verwandten. Diejenigen, welche ich bei Portland sah, glichen in Aussehen und Sitten mehr den Zigeunern Europa's; sie waren scheu und gedrückt, mürrisch und wortkarg, obwohl sie ganz gut englisch sprachen. Sie waren aus ihrer Reservation mit Korbwagen heruntergekommen, handelten mit Flechtereien und Körben, flickten solche, und ihre Frauen weissagten den jungen Damen der Stadt aus der Hand und aus Karten. Am Fluß selbst habe ich keine Indianer zu Gesicht bekommen.

Je weiter wir stromaufwärts kamen, desto romantischer wurde die Scenerie. Konnte man sich vorher auf den Spiegel eines großen Sees im Flachland versetzt wähnen, so begann jetzt die Landschaft immer mehr an die malerischen Bilder unsrer Gebirgsseen zu erinnern. Zu beiden Seiten stürzten die Ufer in steilen, ja senkrechten Abhängen ab; sie waren nun beide gut im Bereich des Auges; denn wir näherten uns mehr und mehr der Gegend, wo der eingeengte Strom sich durch die Cascade Mountains seinen Weg bahnt. Die Berge waren mit dichtem Nadelwald bestanden. Auf vorragenden Felsenkuppen erhoben sich nicht selten jene steilen vom Sturm zerzausten Nadelhölzer, welche für die Landschaften im Norden der Vereinigten Staaten so charakteristisch sind. Sie gleichen im Aussehen am meisten den Lärchen der südlichen Alpen, welche nicht selten ebenso sturmzerrissen in die Lüfte ragen. Das Grün der Nadelbäume und die röthlichen und grauen Felsen spiegelten sich in dem hier munter dahinziehenden Wasser. Nur die Strömung erinnerte daran, daß man sich nicht auf einem See befand; besonders wenn durch eine Biegung des Flusses der Ring der Berge geschlossen erschien, war die Täuschung eine vollkommene. Nicht selten stürzten von den Bergen Wasserfälle zum Columbia hinab, einer davon, welcher hoch am Berg entsprang, löste sich im Fall zu einem vollkommenen Staubfall auf; die Amerikaner nennen ihn den Brautschleierfall.

Der Himmel hatte mittlerweile bald sich mit Wolken bezogen, bald die Sonne frei strahlen lassen. Als mit einemmale die Wolkenschicht sich wieder öffnete, blickte aus erhabener Höhe der Schneegipfel des Mount Hood auf den Wasserspiegel hernieder. Es war ein Anblick von großartiger Pracht. Später auf der Rückfahrt bekamen wir auch noch den Mt. Rainier zu Gesicht, und als ich am Abend in Portland wieder ankam, bekam ich von einer Anhöhe auch noch die drei anderen Riesen: Mt. St. Helens, Mt. Adams und Mt. Jefferson im rothen Schimmer der Abendsonne zu sehen. Ich muß gestehen, trotzdem ich einige Monate vorher die großen Vulkane Mexico's gesehen hatte, die gewaltigen Schneeriesen Washingtons und Oregons haben mir von allen Bergen, welche ich bisher sah, den größten Eindruck gemacht. Mag es sein, weil die hin und her ziehenden Wolkenschleier ihre Schönheit mit dem Reiz des Geheimnißvollen umgaben, oder weil sie, vom Wasserspiegel gesehen, ihre ebenmäßigen Kegel zu kaum schätzbaren Höhen zu erheben schienen.

Wir waren schließlich an einer Stelle angelangt, wo der Strom zu beiden Seiten von Felsen stark eingeengt wurde. An der einen Seite fiel der Felsen aus einer bedeutenden Höhe senkrecht in das Wasser ab; seine Masse ließ deutlich die vulkanische Entstehung erkennen, in der Nähe des Wasserspiegels waren sogar die einzelnen sechsseitigen Prismen des Basalts, ähnlich wie bei der Fingalshöhle, zu erkennen. Dieser Felsen ist das berühmte Kap Horn des Columbia. Hier — erzählen die Indianer — habe sich einstmals eine natürliche Brücke über den Strom gespannt, die erst zerstört wurde, als die Götter der großen Berge miteinander in Streit geriethen.

Offenbar haben wir es mit den Zeugen einer gewaltigen vulkanischen Thätigkeit in längst vergangener Zeit zu thun. Durch diese harten Gesteine mußte sich der Fluß mit Mühe seinen Weg bahnen, um für das staunende Auge des Reisenden diese schöne Landschaft zu schaffen.

Die Flußscenerie am mittleren Columbia gehört zu den größten Naturschönheiten Nordamerika's. Wie den Hudson, so hat man auch den Columbia oft mit dem Rhein verglichen. Das ist nur richtig, wenn man damit sagen will, daß beide im reichsten Wechsel idyllische und romantische Landschaften bieten; der Vergleich hat wohl seinen Ursprung darin, daß Deutsche, Engländer und Amerikaner durch eine Fahrt auf einem großen, schönen Fluß der nördlichen Zone nur an den Rhein als Vergleichsobjekt erinnert werden. Sonst besitzen beide Ströme in ganz entgegengesetzter Beziehung ihren Hauptreiz: wie beim Rhein die Werke von Menschenhand, die Spuren einer uralten Kultur, so steigert beim Columbia der Hauch der Unberührtheit und Jungfräulichkeit den Eindruck der Naturschönheiten. Außerdem ist aber der Columbia in allen seinen Dimensionen viel, viel größer als der Rhein, und die Berge im Hintergrund erheben ihre vulkanischen Gipfel bis zu 3500 Meter.

Leider war meine Zeit so beschränkt, daß ich die Fahrt flußaufwärts nicht weiter fortsetzen konnte; in der Nähe des Kap Horn kehrte ich um. Vorher aber besichtigte ich noch eine jener berühmten Lachsfaktoreien, in welchen die Büchsenlachse eingemacht werden.

An allen Flüssen und Buchten der Nordwestküste von Amerika werden alljährlich ungeheure Mengen von Lachsen gefangen; es ist auf diesen Fischfang eine blühende Industrie begründet, welche für die Gegend so charakteristisch ist, daß es sich wohl verlohnt, mit einigen Worten darauf einzugehen. Die Salm- oder Lachsfischerei spielt auf dem Columbia eine solche Rolle, daß man unter „Fischen" dort überhaupt nur das Lachsfischen versteht. Es werden zwar auch Störe gefangen und etwas Caviar gewonnen; das hat aber kein Gewicht neben den vielen Millionen von Dollars, welche die Lachsfischerei einträgt.

Originell und vielgestaltig sind die Methoden des Lachsfischens: von dem Fischspießen der Indianer bei den Stromschnellen, bis zu dem raffinirten „Fischrad". Das letztere ist ein Wasserrad, das entweder an einem Fahrzeug oder fest am Ufer angebracht ist; es trägt vier flache Netze, welche beim Eintauchen ins Wasser fischen und die Beute beim Umdrehen seitwärts auf ein Brettergestell werfen. Dieser Fischfang durch „Pumpen", wie es ein Amerikaner genannt hat, ist natürlich nur in einem so ungeheuer fischreichen Gewässer möglich. Die anderen Methoden sind mehr den auch an den europäischen Küsten üblichen ähnlich, es werden Handnetze, große stabile und gezogene Netze angewandt. Ingeniös sind die großen Reusennetze angelegt, indem die üblichen Zugstraßen der Lachse von weither mit den Netzen umgeben werden, um schließlich an einer bequemen Stelle nahe dem Ufer in die Falle zu führen.

Es sind fünf Arten von Lachsen, welche den Columbia-Fluß aufwärts zum Laichen wandern. Die größte Bedeutung hat von diesen der Chinooksalm: Oncorhynchus chouicha. Die verschiedenen Arten erscheinen in der Zeit vom Februar bis Oktober im Fluß; die gesetzliche Fangzeit erstreckt sich vom 1. April bis zum 1. August, so haben die Thiere im Fluß doch März, August und

September als Schonzeiten. Die Massen aber, welche während der Frühlings- und Sommermonate gefangen werden, sind ganz enorm. Die Fischräder sind in ihrer Thätigkeit so erfolgreich, daß es vorkam, daß ein einzelnes Rad an einem Tag 13,935 Lachse fing, im Gewicht von 85,000 engl. Pfund. Ganze Tons von Stören werden oft ebenfalls an einem Tag von einem einzelnen Rad gefangen. Mit vier Stück der gewöhnlichen Handnetze wurden an einem Tag bei The Dalles 22,000 engl. Pfund gefangen, in einer Saison 800,000 Pfund. Es kommt vor, daß ein Boot im Mündungsgebiet an einem Tag 500 Fische heimbringt, welche in den Faktoreien das Stück etwa für einen Dollar den Fischern abgenommen werden; es sind allerdings die Ausrüstungskosten des Fischers nicht gering, die meisten derselben haben die gesammten Apparate von der Faktorei und müssen einen entsprechenden Antheil des Gewinns an dieselbe abgeben. Die Fischer sind Indianer (wenige), Amerikaner und zum großen Theil Nordeuropäer (Russen und Skandinavier), Chinesen sind merkwürdigerweise bei der Fischerei nur wenig beschäftigt, umsomehr in den „Canneries", den Faktoreien, wo die Lachse in Zinnbüchsen konservirt werden.

Eine solche Cannery ist meist auf Pfählen weit in den Fluß hinausgebaut: durch den Bretterboden kann man den Wasserspiegel erblicken. Eine lange Pfahlbrücke verbindet die Anstalt mit dem Land. Ich habe nur eine kleine Cannery besucht, aber da war es mir schon des Gemetzels genug.

Man tritt ein und sieht vor sich einen großen Haufen der schönen silberglänzenden Fische liegen, von denen manche einen hochgewachsenen Mann an Länge erreichen. Die kleine Faktorei beschäftigte nur eine Serie von Arbeitern wie die großen Etablissements deren eine ganze Anzahl aufweisen. Zwei Männer heben die Fische auf und legen sie einem dritten Chinesen auf einer Bank vor. Alle Arbeiter bei dem blutigen Geschäft sind Chinesen; nur Aufseher, Verwaltungsbeamte, Zahlmeister u. s. w. sind Weiße. Der dritte Mann also faßt den Fisch, legt ihn richtig vor sich hin und entfernt mit einigen geschickten Hieben Kopf, Schwanz und Flossen. Sein Hackmesser saust nur so durch die Luft und die abgetrennten Theile fliegen in einen Holztrichter, aus dem ein unablässiger Regen von blutigen Fischtheilen zum Fluß hinab stattfindet. Ein geschickter Arbeiter vermag in dieser Weise an einem Tag 1700 Lachse zu erledigen.

Von ihm aus fliegen die Fische über die Bank dem nächsten Chinesen zu; der schlitzt den Leib auf und reißt mit einem Griff die sämmtlichen Eingeweide aus der Leibeshöhle heraus, um sodann den Fisch in einen Bottich mit fließendem Wasser zu schleudern. Aus diesem holt ihn ein anderer hervor, welcher mit größter Geschwindigkeit die Niere vom hinteren Theil der Leibeshöhle wegkratzt, worauf der gereinigte Fischleib von neuem in fließendes Wasser kommt. Hierauf kommt jeder einzelne Lachs in die Schneidmaschine, in welcher eine Reihe parallel stehender Messer ihn in einzelne gleich dicke Scheiben zerlegen. Diese Scheiben werden von einem weiteren Chinesen je nach der Größe des Thieres mit einem gewöhnlichen Messer zerschnitten, um in die Zinnbüchsen eingepaßt zu werden. Die Fische werden also nicht geschuppt, höchstens einigemale mit dem Messer überschabt.

Die gefüllten Büchsen häufen sich auf einem Tisch an, doch nur für wenige Minuten; dann werden sie entweder mit der Hand, was für sicherer gilt, oder mit einer Maschine zugelöthet. In geschlossenem Zustand werden sie sodann nach Prüfung der Dichtigkeit in Salzwasser gekocht. Man wählt Salzwasser, weil dieses auf ein höhere Temperatur gebracht werden kann als gewöhnliches Wasser. Nachdem sie fünfviertel Stunden gekocht worden sind, werden sie herausgenommen und angebohrt; dabei treibt der Druck alle Luft heraus. Die Büchsen werden schnell wieder gelöthet und sodann von neuem auf 1½ Stunden der hohen Temperatur des Salzwassers ausgesetzt. Dann wird nochmals die Dichtigkeit des Verschlusses geprüft, die Büchse lackirt, etikettirt und sofort verpackt. Im allgemeinen ergeben drei Lachse vom Durchschnittsgewicht eine Kiste mit 48 Pfundbüchsen.

Die ganzen Verrichtungen gehen mit einer solchen Geschwindigkeit von statten, daß innerhalb einer Viertelstunde der Salm noch leben und schon im kochendem Wasser sich befinden kann. Die ganze Prozedur, von dem Moment, wo der Lachs in die Faktorei gebracht wird, bis er in der Kiste ins Magazin wandert, nimmt höchstens vier Stunden in Anspruch. Dabei geht alles recht reinlich her, die blutigen Reste verschwinden sofort im Fluß, oder vielmehr in den hungrigen Mägen von Hunderten von Fischen, welche sich unterhalb des Pfahlbaues der Faktorei angesammelt haben. Dort ist das Wasser so dick voller Fische, daß man ohne das Wasser zu sehen, durch eine Ritze des Bodens eine Angel herunterlassen und sofort mit einem zappelnden Fisch heraufziehen kann. Es sind dies hauptsächlich Forellen und einige andere kleinere Raubfische.

In den 80 er Jahren existirten etwa 30 Canneries am Columbia, welche über 600,000 Kisten produzirten im Gesammtwerthe von 3 Millionen Dollars. In den letzten Jahren hat die Produktion etwas abgenommen und zwar infolge der Konkurrenz von Alaska, welches billiger zu liefern vermag. Dafür ist die Ausfuhr von gefrorenen Fischen kolossal gewachsen. Wie ich hörte, kommen jetzt Columbia-Lachse und -Störe in gefrorenem Zustand in großen Mengen sogar nach Europa. Dazu sind besondere Fabriken mit Gefriermaschinen eingerichtet worden und nach den östlichen Staaten gehen ganze Eisenbahnzüge mit besonderen Eiswaggons voller Fische. Außerdem werden noch gesalzene und geräucherte Fische exportirt. Die Hauptmenge wird in Astoria an der Mündung des Stromes verschifft. Dort sind auch die größten Canneries.

Es ist begreiflich, daß ich aufathmete, als ich aus der Cannery mit ihrer unheimlichen Thätigkeit wieder in die schöne Natur hinaustrat. Unwillkürlich mußte ich daran denken, ob nicht in wenigen Jahrzehnten die Ufer baumlos sein würden und die Gewässer fischleer und leblos infolge dieser fürchterlichen Industrie. Die amerikanischen Fachleute sind anderer Ansicht: sie halten zur Schonung die Sonntagsruhe und die Schonmonate für genügend — neben der Thätigkeit der künstlichen Fischzucht. Indem ich von ihrer Hoffnungsfreudigkeit angesteckt wurde, ließ ich mir das zarte kräftig rothgefärbte Fleisch der Fische gut schmecken so oft ich es haben konnte, und werde es weiter thun so oft mir die bekannten Zinnbüchsen begegnen. Habe ich mich doch selbst davon überzeugt, daß es bei der Fabrikation reinlich hergeht.

Mittheilungen und Nachrichten.

D. Albert Hauck: Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Begründet von J. J. Herzog. 3. Auflage. Bd. VII. Gottesdienst. — Heß, Leipzig. J. C. Hinrichs. 1899. gr. 8°. 804 S. — Noch im selben Jahre mit dem VI. Bande der Hauck'schen, ehemals Herzog'schen Theologischen Enzyklopädie erschien der vorliegende Band VII, der

das große Werk in seiner dritten, vielfach verbesserten und vermehrten Auflage vom Artikel „Gottesdienst" bis zu „Heß (Salomo)" weiterführt. In zweiter Auflage reicht der siebente Band bis zu dem Stichworte „Kirchenstrafen", die Lebensskizze von Johann Jakob Heß — eine kurze Notiz über dessen Neffen Salomo ist diesmal neu eingefügt — findet sich im fünften Bogen des sechsten Bandes; die Editio princeps war mit Band VII bereits bei „Köln" angelangt. Von dem neuesten Bande der 3. Auflage sei nur kurz anerkannt, daß er den hohen Erwartungen entspricht, welche seine sechs Vorgänger erweckten. Man kann ihm kein höheres Lob aussprechen! Viele neue Artikel sind hinzugekommen. Eine große Anzahl von Artikeln ist überdies den Fortschritten der Forschung gemäß ganz neu bearbeitet, anderen ist durch ihre ersten Verfasser oder durch jüngere Kräfte mit sichtlichem Erfolge zeitgemäß nachgeholfen. Ueberall sind die literarischen Nachweise bereichert und übersichtlich an den Anfang der einzelnen Aufsätze gestellt. Aus der Nachlese zur 2. Auflage ist, was in den Rahmen dieses Bandes gehörte, an seinem Platze eingereiht. Daß dies auch mit Theodor Kolde's ausführlicher Arbeit über die „Heilsarmee (Salvation Army)" geschehen, die 1888 im XVIII. Bande unter den Nachträgen erschien, ist für die Heilsarmee selbst reichlich viel Ehre. Aber allerdings wird gerade eine solche Auskunft über einen Faktor des modernen religiösen Lebens, mit dem gegenwärtig auch in den größeren Zentren Deutschlands zu rechnen ist, manchem praktischen Geistlichen willkommen sein. Der Preis gebührt diesmal wie in den vorangegangenen Bänden den kirchen-historischen Beiträgen, was den mitwirkenden Kräften zu gerechtem Lobe gereicht, zugleich aber in Aufgabe und Anlage eines solchen weitherzigen Sammelwerkes seine Erklärung findet. Eine ganze Reihe kleinerer Artikel, die aber in dem, was sie bieten, wie in der selbstverleugnenden Beschränkung überall den Meister zeigen, hat der Herausgeber selbst theils überarbeitet, theils neu beigesteuert. Von den übrigen hebe ich, ohne anderen zu nahe treten zu wollen, hervor die Arbeiten von Loofs über die kappadokischen Gregore von Nazianz und von Nyssa, bei denen vielleicht nur etwas mehr auf den inneren Zusammenhang mit den philosophischen Zeitideen des Neoplatonismus hätte eingegangen werden mögen — von Mirbt über die Gregore unter den mittelalterlichen Päpsten, den VII. und IX. besonders —, von Max Lenz über Gustav Adolf (ganz neu), von Deißmann über das hellenistische Griechisch (neu mit Berücksichtigung des bisherigen Aufsatzes von Reuß). Neben den früheren Artikeln von Friedrich über Döllinger (Band IV) stellt sich hier der über den Bischof Hefele von Hegler. Auch der umfassende Abriß der biblischen Hermeneutik von Heinrici fußt wesentlich im historischen Gebiete, freilich ohne ganz darin aufzugehen. Vom altsächsischen Heliand, der bisher in der Enzyklopädie noch nicht eigens behandelt war, berichtet dessen bester lebender Kenner Sievers. S-r.

Karl Baron Torresani: Von der Wasser- bis zur Feuertaufe; Werde- und Lehrjahre eines österreichischen Offiziers. Zwei Bände. Leipzig, E. Pierson. — Es gibt zwei große Klassen von Autobiographien. In die erste, wichtigere gehören jene, die gewissermaßen eine geschichtliche Nothwendigkeit sind und dokumentarischen Werth besitzen; Aufzeichnungen, deren Fehlen eine empfindliche Lücke in unserm Wissen bedeuten würde. Der zweiten, unverhältnißmäßig größeren Klasse gehören jene an, die, ohne den Werth eines historischen Dokuments zu erlangen, mehr einer pietätvollen Erinnerung, dem geschichtlichen Interesse engerer Kreise und dem Unterhaltungsbedürfniß eines gewählteren Publikums dienen. Baron Torresani wird wohl kaum etwas dagegen haben, wenn ich sein fleißiges, umfangreiches Werk ohne Bedenken in die zweite Klasse einreihe. Der temperamentvolle, vom Schicksal in aller Welt herumgeworfene Autor, ein Vollblutaristokrat südtiroler Abkunft und schneidiger Offizier, hat es hier unternommen, seine Jugend bis zu jenem bedeutsamen Moment zu schildern, in welchem es ihm vergönnt war, zu zeigen, daß seine Erziehung einen ganzen Mann und tüchtigen, todesmuthigen Offizier aus ihm geschaffen. Sein Stil ist, um dies gleich hier vorwegzunehmen, von großer Frische und Anschaulichkeit; es liegt etwas urgesundes, männlich-kraftvolles darin; es ist, um es kurz zu sagen, der Stil des poetisch empfindenden Soldaten. Fast scheint es, als ob in diesem Worte ein unlösbarer Widerspruch enthalten sei; aber gerade Männer wie Torresani beweisen, daß das rauhe, wechselvolle Soldatenleben dichterische Instinkte nicht erstickt, sondern oft in sehr eigenartiger und frischer Weise ausbildet. Der Vergleich mit unserm Liliencron liegt vielleicht am Wege; aber während bei diesem die poetische Vollnatur die Ereignisse ganz und gar in dichterische Werthe umsetzt und uns die meisterhafte Gestaltung des Stoffes fast ganz allein in Athem hält, stehen bei Torresani der Dichter und der Chronist in annähernd gleichem Verhältniß zu einander; ja, letzterer wird sehr häufig, vielleicht mehr als es für die einheitliche Wirkung des Ganzen gut ist, zum Causeur und Anekdotenerzähler. Unterhaltend ist ja das Buch dadurch sicherlich in hohem Grade geworden, aber etwas weniger wäre nach meinem Empfinden auch hier mehr gewesen. Freilich, die wahrhaft glänzende Darstellung läßt diese Seitensprünge gern und leicht vergessen. Um den Inhalt des Buches kurz wiederzugeben: Torresani schildert im ersten Bande sehr ausführlich die Schicksale der Familie, speziell des Großvaters, des General-Polizeidirektors der Lombardei, und des Stiefvaters, des nachmaligen Feldmarschall-Leutnants Mollinary; der Mailänder Aufstand 1848 ist eines der besten und anschaulichsten Kapitel dieses Bandes. Besonders eingehend und mit vielem Behagen wird dann die erste Jugendzeit in Riva und Kloster-Neuburg und der — erfolglose Aufenthalt in der Theresianischen Ritterakademie in Wien und in der Stella Matutina in Feldkirch behandelt. Sehr ergötzlich werden dabei die verschiedenen Lehrer und Vorstände geschildert; die Qualifikation der eigenen Person dagegen fällt nicht gerade glänzend aus; ja, Torresani geht sogar in der rückhaltlosen Verurtheilung seiner damaligen Aufführung so weit, sein Zeugniß als — Ultimus der 3. Klasse des Theresianischen Gymnasiums in Faksimile beizugeben. Der zweite Band behandelt dann die wilde Zeit in der Neustädter Militär-Akademie, deren spartanisches Erziehungssystem mit drastischem Humor geschildert wird. Den buntbewegten Abschluß des Ganzen bilden dann die ersten Leutnantsjahre in den wechselvollen Zeiten des italienischen Krieges 1866; als Gipfelpunkt dieses Theils brillirt ein unglaublich waghalsiges Reiterstücklein, das ihm die langersehnte Feuertaufe und eine hohe Auszeichnung einbrachte. — Der beliebte, ritterliche Autor wird mit diesem Buch, wenn man es auch literarisch nicht allzu hoch einschätzen mag, sich gewiß viele neue Freunde zu den zahlreichen alten erwerben.

Richard Braungart.

Zum griechischen Physiologus. Als zweites Heft des Byzantinischen Archivs, dieser Ergänzung der jetzt den neunten Jahrgang beginnenden byzantinischen Zeitschrift, in der unter K. Krumbachers Leitung die mittelgriechischen und byzantinischen Studien ihren Brennpunkt und ihre Vereinigung gefunden haben, ist jetzt, nachdem erst vor etwa $1\frac{1}{2}$ Jahren Dieterichs „Untersuchungen zur griechischen Sprache von der hellenistischen Zeit bis zum 10. Jahrhundert" den Reigen der Archivveröffentlichungen eröffnet hatten, wiederum eine interessante und gediegene Publikation erschienen: „Der Bilderkreis des griechischen Physiologus, des Kosmas Indikopleustes und Oktateuch nach Handschriften der Bibliothek zu Smyrna bearbeitet von Joseph Strzygowski in Graz mit 40 Lichtdrucktafeln und 3 Abbildungen im Text". Der Physiologus, der volksthümliche Nebenbuhler der wissenschaftlichen Zoologie, das naturwissenschaftliche Haus- und Handbuch des Mittelalters, ist bekanntlich eine Beschreibung von wirklichen und fabelhaften Thieren, Pflanzen und Steinen, die nach ihren wahren oder angeblichen Eigenschaften religiös-symbolisch gedeutet, d. h. als Typen für Christus, den Teufel, die Kirche oder den Menschen aufgestellt werden. (Krumbacher, Byzant. Literaturgesch. 2. S. 873 ff.) Wenn auch heutzutage ohne wissenschaftlichen Werth, so ist doch alle mittelalterliche Naturforschung im Sinne des Physiologus gehalten. Für uns hat er aber nicht allein Werth für die Geschichte der Religion und der Naturwissenschaften, sondern, wie Evans (Animal Symbolism in ecclesiast. architecture) nachwies, auch für die mittelalterliche Kunst und Kunstgeschichte. Die im Archiv publizirte Handschrift stammt aus Eski Fodscha bei Smyrna, der Stätte des alten Phokaea, ist gegen 1100 zu datiren und

gehört zu den ältesten Handschriften des Physiologus (eine aus dem 10. Jahrhundert hat Dr. Franz Boll in der Ambrosiana nachgewiesen). Die Smyrna-Handschrift enthält vier Kapitel, die sonst im Physiologus nicht vorkommen, über den Moschus, das Einhorn, den Schweinselefanten und das Flußpferd. Das kommt daher, daß der Physiologus in den vorliegenden Handschrift mit dem Indienfahrer Kosmas aus Justinians Zeit verknüpft ist, der, lucus a non lucendo, gar nicht in Indien war. Aus der christlichen Ortskunde des Kosmas sind die Schilderungen der vier neuen Thiere entnommen. — Das Steinbuch handelte von der Gewandung des Hohepriesters, beschreibt die zwölf Steine am Brustschild desselben und beantwortet die Frage, inwiefern Salomo als letzte Quelle der Naturforschung zu betrachten ist. — Der Bilderkreis des griechischen Physiologus war bis jetzt unbekannt, denn die in der Plantin'schen Offizin 1588 erschienene illustrirte Physiologus-Ausgabe hat keinen näheren Bezug zur byzantinischen Kunst. — Die Smyrnaer Handschrift enthält 106 Miniaturen zum Physiologus, 11 zum Steinbuch, 31 zu Kosmas Indikopleustes. Zu jedem der 53 Kapitel des Physiologus gehören zwei Miniaturen, eine, welche das Thier und seine Eigenschaften vorführt, und eine zweite, welche die sinnbildliche Ausdeutung in ein Bild faßt. So zeigt zum Beispiel Miniatur 21 das Einhorn zu Kapitel 10, während die Miniatur zu Kapitel 26 die Art, wie es gejagt wird, darstellt: „Eine reine Jungfrau wird ihm geschmückt ausgesetzt, das Thier springt ihr auf den Schooß; sie bemächtigt sich seiner." Das Einhorn wird auf Christus gedeutet, der sich im Leib der Jungfrau Maria niederließ. Der Körper des byzantinischen Einhorns ist pferdeartiger, das Horn gewundener als beim Boecklin'schen. Nur ein Theil der in der Handschrift enthaltenen Abbildungen ist in der Strzygowski'schen Publikation wiedergegeben, im ganzen 40 Tafeln, die der Teubner'schen Offizin alle Ehre machen. Sie erinnern in der Technik der Wiedergabe an die trefflichen Abbildungen zu Appollonios von Kition. Eine im Jahr 1898 erschienene deutsche Uebersetzung des Physiologus von Peters kann zur Ergänzung der Archivpublikation dienen, für die dem Grazer Gelehrten und nicht minder dem Herausgeber des byzantinischen Archivs und dem Verleger zu danken ist. M.

G. **Eine interessante alte Handschrift.** Der Herzog von Aumale hatte bei Lebzeiten in seinem Schloß Chantilly eine Menge Erinnerungen an den Connetable Anne de Montmorency gesammelt, der das Schloß in ein prachtvolles Museum verwandelt hatte. Aus Pietät für den Herzog von Aumale hat nun jüngst das Institut de France, in dessen Besitz bekanntlich das Schloß durch das Vermächtniß des Herzogs übergegangen ist, vom Grafen d'Haussonville für das Condé-Museum eine der schönsten Handschriften der Bibliothek des Connetable „les Heures d'Anne de Montmorency" erworben. Wir entnehmen der von Delisle in der „Revue de l'Art ancien et moderne" veröffentlichten Geschichte und Beschreibung dieser kostbaren Handschrift, daß sie ein sehr schöner Pergamentband von 118 Blättern ist. Jede Seite schmücken illuminirte Initialen; auch enthält der Band 14 große Bilderverzierungen. Man schrieb diese Malereien früher dem Jean Cousin zu; doch sieht man auf den ersten Blick, daß die 14 Miniaturen dieses Gebetbuchs nicht sämmtlich von einer Hand stammen; die einen verrathen italienischen Einfluß, die anderen den der vlämischen Schule. Uebrigens sind fast alle diese Miniaturen wunderbar ausgeführt. Nicht weniger interessant ist der Text, namentlich ein Gebet an den heiligen Christoph. Dieser war der Schutzheilige von Chantilly; darum empfahl sich auch Anne de Montmorency in schwierigen Lebenslagen ganz besonders seinem Schutz. In diesem lateinischen Gebet bittet der Connetable den Heiligen, er möge ihn gegen seine Feinde beschützen: „Der du gewürdigt warst, die leichte Last Christi auf deinen Schultern zu tragen, lindere die Last meiner Sorgen und Nöthe, der bösen und verworfenen Ränke, der falschen Zeugnisse und Lügen, der offenen und geheimen Absichten, mit denen meine Feinde meine Ehre angreifen." Dieses Gebet drückt die Empfindungen aus, die den Connetable gegen das Ende der Regierung des Königs Franz I. beunruhigten, als er, beim König in Ungnade gefallen und von seinen Feinden verleumdet, nach seinem Schloß d'Ecouen verbannt worden war. Zu der Zeit, da das Manuskript vollendet wurde (1549) und Franz I. längst todt war, lebte der Connetable unter Heinrich VI. wieder am königlichen Hof.

-rt- **Preisstiftung für Luftschiffer.** Ein nicht genannt sein wollendes Mitglied des Aéro-Klub in Paris hat, wie die englische Zeitschrift „Nature" mittheilt, behufs Aufmunterung zu aëronautischen Studien die ansehnliche Summe von 100,000 Fr. mit der Bestimmung gestiftet, daß diese Summe dem Erfinder einer wirklich brauchbaren Flugmaschine, bezw. eines lenkbaren Luftschiffes als Preis zufallen soll. Den Beweis für die Brauchbarkeit seiner Flugmaschine hat der Erfinder dadurch zu erbringen, daß er von dem Klubanwesen oder von den Hügeln von Longchamps aus nach dem Eiffelthurm und wieder zurück fliegt. Und zwar wäre diese im ganzen (hin und zurück) etwa 11 km lange Strecke in wenigstens 30 Minuten zurückzulegen. Der Wettbewerb um diesen Preis ist international und das Angebot desselben bleibt zunächst auf die Dauer von fünf Jahren offen. Die Zinsen der Preisstiftung bleiben inzwischen zur Verfügung des Aéro-Klub und werden von diesem alljährlich zu kleineren Preisen für bemerkenswerthe Leistungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Luftschiffahrt verwendet werden. Detaillirtere Auskunft ertheilt an Interessenten der Sekretär des Aéro-Klub, Mr. Emmanuel Aimé, 48 Rue du Colisée, Paris.

* **Greifswald.** Der bisherige Hülfsbibliothekar an der kgl. Universitäts-Bibliothek Dr. Edmund Lange ist zum Bibliothekar an derselben Bibliothek ernannt worden.

* **Königsberg.** Professor Dr. Brinkmann wird, wie das „Berliner Tageblatt" mittheilt, aller Wahrscheinlichkeit nach einem an ihn ergangenen Rufe nach **Marburg** entsprechen.

* Die Universität Greifswald hat auch für dieses Jahr einen Ferienkursus eingerichtet, der vom 16. Juli bis zum 4. August stattfinden soll und Jedem, besonders aber Lehrern und Lehrerinnen, Gelegenheit zur Fortbildung bieten will. Unter den in Aussicht genommenen Vorlesungen und Uebungen seien hier nur die naturwissenschaftlichen hervorgehoben: Prof. Landois: Ueber Bau und Thätigkeit der Stimm- und Sprachorgane; Prof. Credner: Ueber die Kolonien des deutschen Reiches und neuere Forschungen auf dem Gebiete der physischen Erdkunde; Prof. Richarz: Ueber Methodik des Experimentirens, demonstrirt an den wissenschaftlichen Grundlagen der Elektrotechnik, im Anschluß an diese Vorträge praktische Uebungen unter Leitung der Doktoren Ziegler und Starck; Dr. Rosemann: Ueber Bau und Verrichtungen des menschlichen und thierischen Körpers; Prof. Schütt: Ueber die innere Organisation der Pflanzen. — Anfragen diesen Kursus betreffend, sind an die Adresse „Ferienkurse, Greifswald" zu richten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Riesser: Die Neuerungen im deutschen Aktienrecht. Berlin, O. Liebmann 1899. — Dr. C. Stoos: Chirurgische Operation und ärztliche Behandlung. Ebd. 1898. — Ad. Weißler: Kommentar zum Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vom 17. Mai 1898. Ebd. 1900. — Dr. H. Spitta: Mein Recht auf Leben. Tübingen, Freiburg u. Leipzig, Mohr 1900. — Dr. Franz Walter: Die Propheten in ihrem sozialen Beruf und das Wirthschaftsleben ihrer Zeit. Freiburg, Herder 1900. — Jahresbericht des Vereins für siebenbürgische Landeskunde für das Vereinsjahr 1898/99. Hermannstadt, Krafft 1900. — Die kgl. preußische landwirthschaftliche Akademie Bonn-Poppelsdorf. Bonn 1900; Satzungen der kgl. landwirthschaftlichen Akademie zu Bonn-Poppelsdorf. Ebd. 1900. — Dr. R. Steiner: Lyrik der Gegenwart. Minden, Bruns 1900. — P. Spelter: Die Pflanzenwelt im Glauben und Leben unsrer Vorfahren; Prof. Dr. Hancke: Das Bourbonenthum in Spanien; Ferd. Blumentritt: Die Philippinen. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. N. F. Bd. XIV, Heft 335, 336, 337/38.)

Jahrgang 1900. München, Montag, 21. Mai. Nummer 116.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung
„Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Oskar Bulle** in München.

Uebersicht.

Der gegenwärtige Stand der Limes-Forschung.

Im Jahre 1892 wurde in diesen Blättern (Nr. 113, 23. April, Morgenblatt) die Einsetzung der Limes-Kommission besprochen und ihre Aufgabe dargelegt. Seitdem haben die ursprünglich auf fünf Jahre berechneten Arbeiten, deren Frist im Frühjahr 1897 verlängert wurde, ununterbrochen ihren Verlauf genommen und sind nunmehr, soweit die Forschung im Gelände in Betracht kommt, ihrem Ende nahe. Vorbehaltlich von Nachuntersuchungen werden im neuangetretenen Etatsjahr die Grabungen entlang der ganzen Linie der römisch-germanischen Grenzwehr zum Abschluß kommen, die Aufnahmen wurden im Zusammenhang mit den Ausgrabungen gemacht, und so ist der am meisten in die Augen fallende Theil der Aufgabe, die Beschaffung des Stoffs, zum Ziel gelangt. Aber wenn Haue und Spaten jetzt allmählich zur Ruhe kommen, so treten umsomehr Feder und Zeichenstift in Arbeit, und des Materials, das damit zu bewältigen ist, hat sich nicht wenig aufgehäuft. Zwar haben die Publikationen, da wo die Forschung im Boden mit für sich abgeschlossenen Gegenständen zu thun hatte, d. h. bei den Kastellen, schon seit 1894 begonnen; es sind 25 Kastellbeschreibungen in zehn Lieferungen veröffentlicht und weitere werden demnächst erscheinen, es ist ferner — abgesehen von den Ausgrabungsberichten in der Tagesliteratur — in dem Organ der Kommission, dem „Limes-Blatt“, das mit bis jetzt 32 Nummern als Beilage der „Westd. Zeitschrift für Geschichte und Kunst“ erschienen ist, über den Verlauf der Arbeiten fortwährend Bericht erstattet worden, endlich haben jedes Jahr diejenigen, welche als „Dirigenten“ die Oberleitung der Ausgrabungsthätigkeit haben, in dem vom Deutschen Archäologischen Institut veröffentlichten „Archäologischen Anzeiger“ eine Uebersicht über das in jedem Jahr Vollbrachte gegeben, aber es ist noch die Mehrzahl der Kastelle im Stadium des Rohmaterials, diejenigen Abtheilungen des Hauptwerks, welche den Limes-Lauf mit dem unmittelbaren Zubehör der Linie, Thürmen und kleinen Kastellen, sowie die Straßen beschreiben soll, kann jetzt erst, da eben der ganze Lauf zu übersehen ist, in Angriff genommen werden, und die zusammenfassende Würdigung nach Zweck und technischer Anlage, sowie die geschichtliche Beleuchtung des ganzen Werks ist selbstverständlich erst am Ende möglich. Aber auch diese noch rückständigen Aufgaben sind so weit vorbereitet, daß ein Schlußtermin in Aussicht genommen werden kann, nur freilich nicht in der erwünschten Nähe. Unter diesen Umständen, da einerseits die Forschung weit genug gediehen ist, um eine Uebersicht zu gewähren, andrerseits die bisherige Gelegenheit, im Anschluß an die Arbeiten zu berichten, ausgehen wird, das Ziel der Veröffentlichung aber noch ferner liegt, mag es vielleicht Manchem erwünscht sein, einen Einblick in die bisherigen Arbeiten, ihre Methode und ihre Ergebnisse zu erhalten und die Probleme, die dabei aufgetaucht sind, kennen zu lernen. Dies wird sich wohl in dem in diesen Blättern zu Gebot stehenden Raum erreichen lassen. Dagegen wird es unmöglich sein, die Fortschritte der Arbeiten so darzulegen, daß die Verdienste der einzelnen Forscher überall namentlich hervorgehoben werden können. Dies kann nur die Fachliteratur thun, und es ist deßhalb hiefür auf diese zu verweisen.

Die Organisation des Unternehmens — mit einer die betheiligten Staaten vertretenden Kommission, einem geschäftsführenden Ausschuß, zwei, später drei Dirigenten als Leitern der Arbeiten im ganzen Bereich und Leitern auch der Publikationen, dann der großen Zahl derer, welche die Erforschung der einzelnen Strecken übernahmen, der sog. Streckenkommissäre — ist fortwährend dieselbe geblieben. Der Ausschuß hat sich nach Bedürfniß erweitert, die Vermehrung der Zahl der Dirigenten um einen war dadurch bedingt, daß die Arbeiten an der Linie des Limes so viele Ergebnisse archäologischer Natur lieferten, daß der dem Plan nach mit der Bearbeitung der Kastelle beauftragte Archäologe dies nicht auch übernehmen konnte, während der militärische Dirigent neben seiner speziellen Fachaufgabe in der Erforschung des Straßennetzes ein stets sich erweiterndes Gebiet zu bewältigen hatte. Die Personalverhältnisse im Streckenkommissariat haben sich erfreulicherweise vorherrschend der Zahl nach verändert. Die meisten Mitarbeiter sind, einmal beigetreten, fortwährend thätig geblieben, wenn auch einige ihre Mitwirkung nur in den nächsten lokalen Grenzen oder für einzelne Aufgaben zur Verfügung stellen konnten; ein sehr wesentlicher Gewinn aber war es, und spricht gewiß für das Interesse der Sache, daß im Verlauf der Arbeit eine Anzahl von Meistern der archäologischen Forschung im weitesten Sinn, angezogen von der Bedeutung dieser vaterländischen Aufgabe, zu dem Stamm der von früherer Zeit her vorhandenen Limes-Forscher hinzutrat und in thatkräftigster Weise mit eingriff. Im ganzen ist die Zahl derer, welche in irgend einer Weise bei der Limes-Forschung sich betheiligten, auf mehr als 50 gestiegen, und die verschiedensten Lebensstellungen sind dabei vertreten. Einige schwere Verluste hat der Tod gebracht: die Kommission verlor den Veteranen der Limes-Forschung v. Cohausen, aus den Kreisen der Streckenkommissäre wurden weggenommen Apotheker Kohl von Weissenburg a. S., Prof. Hölder aus Rottweil, Forstmeister Prescher in Heidenheim, die zwei Letzteren um die Arbeit für die Römerreste ihres Wohnorts verdient, Kohl mit den Ergebnissen seiner bayerischen Strecke weit über diese hinaus bedeutsam.

In dem Programm, das im Jahre 1892 dem Reichstag vorgelegt wurde, steht unter den Zielen des Unter-

nehmens voran die Feststellung des Laufes der Grenzsperre, genaue Untersuchung der zum Limes gehörigen Baulichkeiten, namentlich der Kastelle, Nachweisung der mit dem Limes zusammenhängenden Straßennetze. Diese drei Aufgaben wurden auf allen Strecken gleichzeitig in Angriff genommen und fortwährend in paralleler Thätigkeit durchgeführt, schon aus dem Grunde, weil so das Interesse überall gleich angeregt und erhalten wurde. Aber auch deßhalb empfahl sich dieses Verfahren, weil so, was an einer Strecke neues und allgemein wichtiges gefunden wurde, noch bei währender Arbeit für die andere verwendet werden konnte, während bei successiver Erledigung der Strecken die Uebertragung späterer Entdeckungen auf schon abgeschlossene Arbeitstheile viel schwieriger gewesen wäre.

Wenn die Feststellung des Laufes der Grenzsperre gegenüber von dem, was man vorher schon wußte, in befriedigender Weise erzielt werden wollte, so mußte man Vollständigkeit erstreben, nicht etwa nur so, daß man die noch auf der Oberfläche sichtbaren Reste in Karten einzeichnete, die Lücken durch ideale Linien ausfüllend, sondern im Sinne monumental nachgewiesener Vollständigkeit, und dies war nur zu erreichen durch Nachforschung unter dem Boden. Indem man aber diesen Weg einschlug, gelangte man nicht bloß zur Vollständigkeit, sondern zu einem neuen und größeren Resultat, dem Nachweis einer Succession verschiedener Systeme der Grenzwehr.

Die erstrebte Vollständigkeit erstreckte sich zunächst auf das, was man bisher in jeder der zwei in Frage kommenden einstigen römischen Provinzen als einziges Werk kannte. Beim Beginn der Forschung stand fest, daß, was man über dem Boden als Rest der alten Grenzsperre sah und wovon man wußte, daß es da, wo nicht ein Fluß die Grenze des Römerreichs bildete, als Limes im Sinn einer trockenen Grenze die Gebiete scheiden sollte, in der Provinz Obergermanien ein Wall mit vorliegendem Graben gewesen war, in der Provinz Rätien aber eine fortlaufende in Mörtel gefügte Mauer ohne Graben. Daß es sich in letzterem Fall um eine Mauer, nicht eine gemauerte Grenzstraße handelte, war früher Gegenstand der Kontroverse gewesen, wurde aber jetzt nicht mehr bestritten. Bei dieser Mauer nun konnte man von vornherein hoffen, Vollständigkeit des Laufes zu erzielen, weil von einer Mauer, wenn man unter der Oberfläche suchte, doch immer noch einige Reste, und wären es auch nur Mörtelbrocken, aufzufinden sein mußten, zumal bei einer im allgemeinen zum voraus gegebenen Richtung. Dagegen für den obergermanischen Wall lag, wo dieser eingeebnet war, die Sache schwieriger. Aber da half der dem Wall vorliegende große Graben. Der war vielfach, wenn auch meist in schwachen Spuren, noch sichtbar, an einigen Stellen nicht nur für sich, sondern mit dem Wall zusammen, und wenn man nun an solchen Stellen bemüht war, durch Ausheben der Füllung das ursprüngliche Grabenprofil herzustellen, so fand man, daß nach Entfernung der Füllerde die alten Böschungen sich bis zum Grunde klarstellen ließen, und dies konnte man nun überall sich zunutze machen, auch wo Wall und Graben vollständig eingeebnet waren, da ja der ideale Zug durch Anschlußstücke hergestellt werden konnte. Mit dieser Methode wurde in der That die Vollständigkeit des Zugs der Linie erreicht. Eben noch im Sommer 1899 gelang es Prof. Löschcke in Bonn, sie auch in der Beziehung zu erzielen, als die Befestigung, welche die Anfangsstelle des obergermanischen Limes am Rhein bei Rheinbrohl bezeichnet, gefunden wurde in einem kleinen Kastell mit Mauer und doppeltem Graben. An der Stelle, an welcher der rätische Limes an der Donau endigt, bei Hienheim, 6 Kilometer oberhalb Kelheim, wurde bis jetzt ein ähnliches Werk nicht gefunden; dagegen gelang es dem Streckenkommissär Major z. D. Steimle, schon im ersten Jahr die Stelle nachzuweisen, an welcher — zwischen Gmünd und Lorch in Württemberg — die rätische Mauer und der obergermanische Erdwall zusammenstoßen. Auch bei den Thürmen, welche die Grenzlinie in kurzen, die Sicht von einem zum anderen gestattenden Distanzen begleiten und bei den kleinen, an Durchgangspunkten liegenden Kastellen, den sog. Zwischenkastellen, war möglichste Vollständigkeit zu suchen, doch ist sie hier von nebensächlicher Bedeutung und hinsichtlich der Thürme kamen bald andere Fragen dazwischen.

Wall und Mauer galten, wie bemerkt, als identisch mit der Grenzsperre überhaupt, wie sie die Römer von Anfang an gewollt hatten und so lange behielten, als sie diese Grenzen behaupteten. Gelehrte und Ungelehrte kannten nur d e n „Pfahl" oder „Pfahlgraben" und d i e „Teufelsmauer". Aber bei der Aufmerksamkeit, die man den Gräben zuwandte, kam die Forschung in eine neue Richtung. Es war zuerst im Taunus, daß die HH. Jacobi und Soldan ein Gräbchen beobachteten, das wenige Meter vor dem großen, dem Wall vorliegenden Graben diesem parallel lief. Man erinnerte sich nun an eine ähnliche Beobachtung, welche schon vor 70 Jahren der bayerische Limes-Forscher, Pfarrer Mayer, auf seinem Gebiet gemacht, und die auch den HH. Dahm und Wolff im Jahre 1883 bei Hanau sich aufgedrängt hatte. Daß das Gräbchen zur Grenzsperre gehörte, schloß man aus der parallelen Richtung an den betreffenden Stellen; aber was sollte es bedeuten? Jacobi sah darin die Terminations- oder Markirungslinie der römischen Feldmesser, mit der sie die Richtung der äußersten Grenze bestimmten und von welcher aus dann die Richtung von Wall und Mauer fixirt worden wäre, und er entwickelte von da aus seine Auffassung von dem technischen Verfahren bei Errichtung der Anlage. Dabei wurde ein anderer Bestandtheil der die Linie begleitenden Erscheinungen herangezogen, kleine, künstliche Hügel, bei deren Aufdeckung man im Grund Pfostenlöcher fand, die einen Aufbau verriethen, Hügel, welche Jacobi als Grenzmale und zugleich Hülfsmittel der Orientirung, als Fixpunkte der Standlinie der Agrimensoren definirte. Diese Auffassung, so scharfsinnig sie ausgeführt war, konnte jedoch die Zustimmung der Mitforscher, die sie anfangs gewonnen, nicht bewahren, weil weitere Beobachtungen sowohl in Bayern, als an der Abschlußstrecke am Rhein eine anderweitige Aufklärung gaben. An der bayerisch-württembergischen Grenze bei Mönchsroth fand der oben genannte Apotheker Kohl im Jahre 1894 in dem Gräbchen ganze Linien von Palissaden erhalten und an der rheinischen Strecke fand in demselben äußersten kleinen Graben Prof. Löschcke aus Bonn wenigstens die verkohlten Reste von Pfosten. Die bayerische Palissadenlinie war so gut erhalten, daß man noch die Verbindung der Pfähle durch Querhölzer sah, und bald war man sich darüber klar, daß man es hier mit nichts anderem als der bekannten, in der Biographie des Hadrian, Kap. 12, erwähnten, von diesem Kaiser angeordneten Palissadensperre zu thun hatte, wie dies auch General Popp in der „Westd. Zeitschr.". 1894, S. 225, sofort aussprach. Natürlich galt es nun, diese Entdeckung auf der ganzen Linie zu konstatiren, und man kann sagen, daß dies jetzt überall gelungen ist. Gleichzeitig wurde aber auch konstatirt, daß die Linie des Gräbchens nicht überall und damit auch nicht grundsätzlich der Mauer und dem Wall parallel lief, sondern sich mit ihnen kreuzte, unter ihnen

durchlaufend, d. h. daß die beiden Linien nicht gleichzeitig entstanden sein konnten. Ferner die Hügel, welche sich an der Linie finden, decken nicht einen Feldmesserapparat, sondern sind Wachthürme, welche im Grund zwischen den Pfosten, die den Oberbau tragen, eine Steinpackung haben, im übrigen aber ganz von Holz waren, und sich durch die größere Einfachheit der Konstruktion gegenüber den steinernen Thürmen, die man bisher allein kannte, als ältere kennzeichneten. Mit diesen Funden war also unmittelbar ein Unterschied älterer und jüngerer Anlage gegeben und die Limes-Forschung darauf gewiesen, das bisher als einheitliches Werk Gedachte in das Licht einer geschichtlichen Entwicklung zu setzen. Anlaß zur Annahme eines geschichtlichen Verhältnisses hatte man allerdings auch schon früher gehabt; man kannte eine trockene befestigte Grenzlinie vom Main zum Neckar, von Wörth a. M. über den Odenwald herüber nach Wimpffen, die durch Kastelle, Steinthürme und eine Heerstraße bezeichnet war, aber weder Erdwall noch Mauer hatte; sie ging aus von einer nassen Grenze und mündete in Wimpffen am Neckar wieder in eine solche ein, die von da, durch Kastelle gedeckt, neckaraufwärts lief. Es lag nahe, dies als eine ältere, beschränktere Grenze aufzufassen, und es war auch, wenn auch nicht einstimmig, so gefaßt worden. Jetzt jedoch war man an der äußersten Grenze selbst auf verschiedene Perioden gestoßen und hatte zugleich einen festen chronologischen Punkt gewonnen, indem man das, was gegenüber von Wall und Mauer eine ältere Anlage bezeichnete, als von Kaiser Hadrian herrührend erkannte. Nun aber war von diesem Kaiser bezeugt, daß er da, wo er eine Palissadenlinie anlegen ließ, bereits limites, d. h. eine künstliche befestigte trockene Grenze traf, die er nur durch Zufügung von Palissaden verstärken wollte, man hatte also sofort mindestens drei Perioden, eine vorhadrianische, die hadrianische Palissadenlinie und eine dritte spätere, in welcher man hinter den Palissaden in Obergermanien noch jenen Erdwall einlegte und — wahrscheinlich etwas später — in Rätien jene durch eine Mauer ersetzte. Denn daß die Palissaden neben dem Erdwall blieben, dagegen, als die rätische Mauer gebaut wurde, vor dieser herausgerissen wurden, ist in jüngster Zeit durch den Dirigenten Prof. Fabricius wahrscheinlich gemacht worden. Inzwischen war aber an die Stelle der Odenwaldlinie mit der anschließenden Neckar- und Remsthalstrecke ein weiter auswärtsliegender Grenzzug getreten, welcher den Main erst bei Miltenberg verließ und von da in schnurgerader Richtung über Berg und Thal nach Lorch im Remsthal lief, um dort in die rätische Grenze einzumünden. Daß die Odenwaldlinie daneben bestehen blieb, steht fest, aber die Einlegung eines Walls wurde auf sie nicht ausgedehnt, während die Palissadenbefestigung bei ihr zur Anwendung gekommen war. Ein weiteres Ergebniß ist, daß zur Zeit, da Hadrian die Provinzen Obergermanien und Rätien besichtigte, die Grenzsperre bei beiden dieselbe war und zunächst nach ihm gleich blieb; denn seine Anordnung galt für beide Provinzen gleichmäßig, wie denn wahrscheinlich unter seinem Vorgänger die Einrichtung der rätischen Grenze nördlich der Donau gleichzeitig mit der des rechtsrheinischen Obergermaniens geordnet worden war.

Es ist die Aufgabe der Spezialforschung, auf Grund dieser monumentalen Ergebnisse nun die Geschichte der römisch-germanischen Grenze von der Occupationszeit an durch die verschiedenen Modifikationen des Grenzschutzes hindurch zu verfolgen und in Kombination zu bringen mit dem, was Schriftsteller und Inschriftzeugnisse über die römisch-germanische Kriegsgeschichte bieten, mit den Fundergebnissen der in diesem Gebiet befindlichen Kastelle und mit der aus den Inschriften zu ersehenden Disposition der Truppen. Hier sei nur auf zwei Momente aufmerksam gemacht, welche für diese historische Forschung von besonderer Bedeutung sind. Es war bereits die Rede von dem Ersatz der einfacheren Holzthürme durch Steinthürme; es ist schwerlich anzunehmen, daß dies eine Maßregel war, die auf einmalige Anordnung überall gleichzeitig vorgenommen wurde; man wird diese Verbesserung wohl allmählich durchgeführt haben. Wenn aber an der zuletzt eingerichteten Strecke Miltenberg-Lorch ebenfalls Holzthürme sich finden, so folgt daraus noch nicht, daß diese Linie zu einer Zeit besetzt wurde, in der man sich noch allgemein mit Holzthürmen begnügte, denn man könnte die einfachere Form dieser Stationen für die wachthaltende und arbeitende Mannschaft auch nur provisorisch anwenden während der Zeit der Anlage der Strecke. — Ein anderer wichtiger Punkt betrifft ein in jüngster Zeit bedeutsam gewordenes Mittel der monumental-chronologischen Forschung. Man hat schon längst, um in das Dunkel der prähistorischen Zeiträume einiges chronologisches Licht zu bringen, die Funde von Gebrauchsmaterial des Alltagslebens, die man aus Wohnstätten und Gräbern erhielt, zeitlich zu bearbeiten unternommen und durch Vergleichung von Stoff, Form, Technik und Verbreitung Entwicklungsperioden zu gewinnen gesucht. Aber während es sich in der Prähistorie um Zeiträume von Jahrhunderten handelt, ersteht hier die Aufgabe zu sehen, wie man mit den Gefäßen oder Gefäßscherben und den Gewandnadeln, wie sie am Limes in den Kastellen, Thürmen, Gräben, bürgerlichen Wohnstätten und Gräbern zusammen mit Münzen sich finden, zur Bestimmung von Jahrzehnten oder gar Jahren gelange. Dies macht die Archäologie der Kleinfunde zu einer historischen Hülfswissenschaft, die bei der Dürftigkeit der schriftlichen Zeugnisse fortwährend zur Anwendung kommt. Sie kann aber wirkliche Erfolge nur gewinnen, wo das Material in einer gewissen Masse, um nicht zu sagen Vollständigkeit zur Verfügung steht, und natürlich hat auch diese Wissenschaft ihre eigenen methodischen Regeln. Uebrigens ist bereits in den zur Herausgabe gelangten einzelnen Kastellbeschreibungen diese Bedeutung der Kleinfunde berücksichtigt und zur zeitlichen Bestimmung der Fundstätten verwendet. Welch großen Reiz aber die ganze neue Aufgabe der chronologischen Erforschung der Limes-Aufgaben der Untersuchung im Terrain gegeben hat, wissen Alle zu würdigen, welche die jetzige Methode des Ausgrabens handhaben oder an Ort und Stelle beobachten.

Daß die Untersuchung der Limes-Linie außer der Folge der verschiedenen Anlagen, die im allgemeinen an dieselbe Grenzrichtung sich halten, noch eine Reihe von Detailfragen in sich birgt, die Anlage der Durchgänge und der Flußübergänge, die gerade Richtung der jüngsten Anlage von Miltenberg zur rätischen Grenze, an der rätischen Mauer das Verhältniß der Thürme zum Verband der Mauer, lokale Korrekturen der Richtung und dergleichen, kann hier nur angedeutet werden, die Fachliteratur zeigt, daß man diesen Fragen nicht aus dem Wege ging; es ist aber auch leicht zu ersehen, daß man, weil solche Probleme immer an einem großen Zusammenhang geprüft werden müssen, in definitiver Weise davon erst reden kann, wenn das ganze Beobachtungsmaterial zur Verfügung steht; glücklicherweise wird dies bald der Fall sein.

Das zweite Hauptgebiet der Forschung bilden die Kastelle, von denen jedes für sich seiner Lage und Einrichtung nach zu erforschen und seiner lokal-militärischen

Bedeutung nach zu würdigen ist, die aber auch in ihrem Zusammenhang nach den verschiedenen Typen die sie darstellen, nach Größe, Belegungsfähigkeit und thatsächlich zu konstatirender Belegung in Betracht kommen und schließlich in ihrer Vertheilung über die ganze Linie zu beurtheilen sind. Die Probleme, die sich hier ergeben, sind zum großen Theil schon erörtert von dem Leiter dieses Theils der Limes-Forschung, Prof. Dr. Hettner in Trier, in dessen Vortrag über den damaligen Stand der Limes-Untersuchungen auf der Kölner Philologenversammlung vom Jahre 1895. Zunächst kommen die an der Grenze entlang in Entfernungen von halben Tagemärschen gelegenen Festungen in Betracht, da aber die zum Limes führenden Heerstraßen ebenfalls mit Kastellen versorgt waren, so erschien es zweckmäßig, wenigstens einige von diesen rückwärts liegenden Etappenkastellen hereinzunehmen, und was sich aus diesem ganzen vom Limes gebotenen Material ergibt, reiht sich ein in ein großes Vergleichungsgebiet von anderen Grenz- und Straßenkastellen in anderen Provinzen des Römerreichs. Freilich geben unsre germanischen Limes-Kastelle lange nicht die architektonische Ausbeute, wie die am afrikanischen und syrisch-arabischen Limes, aber ihre Bearbeitung wird doch durch die große Zahl und die gegenseitige Ergänzung sehr ins Gewicht fallen für die Feststellung der Kastelltypen. Selbständig für sich steht die Saalburg im Taunus, selbständig nicht bloß deßhalb, weil ihre Ausgrabung längst vor Beginn der Limes-Forschung begonnen wurde und fortwährend mit großen Mitteln fortgeführt werden konnte und kann, sondern auch weil hier die Fundergebnisse in ihrer Verwerthung ein Ganzes bilden, das von dem seit mehr als 25 Jahren hier wirkenden Baurath Jacobi in der Aufdeckung und Darstellung der Kastellreste zu einem Modell von Ausgrabung gestaltet worden ist, und in dem aus den Fundstücken gebildeten Museum in einziger Art auch dem Laien den Betrieb des Lebens in und bei einem Limes-Kastell vermittelt.

Die Zahl der Kastelle war in dem Programm auf rund 60 angeschlagen, jetzt sind — die an den Etappenstraßen mit eingeschlossen — mehr als 80 Kastellorte bekannt, und an mehreren Orten sind zwei Kastelle nachgewiesen. Sie bieten sich dem Forscher dar als aufgebaut mit steinernen Umfassungsmauern und Steinbauten im Innern, eingerichtet als dauernde Garnisonen, bei welchen zwar mehrfach verschiedene Bauperioden oder Wiederaufbau nach Zerstörung zu sehen ist, die aber als Steinbauten einen Zeitzusammenhang repräsentiren. Aber auch hier sind Fälle älteren und jüngeren Systems entdeckt worden. Vor dem Steinkastell liegt das Erdkastell, die erste Stufe vom vorübergehenden Marschlager aus, an dieses unmittelbar sich anschließend. Diese Stufe kennt nur Erdwälle mit Palissaden und Innenbauten einfachster Art, zum Theil sogar mit Wohngruben der Soldaten statt der Baracken. Dieses Stadium des Erdkastells liegt im größten Maßstab vor in dem Legionslager von Rottweil, in dem kleineren Maßstab des Kohortenkastells hat Hr. Jacobi in den Taunus-Kastellen Zugmantel, Saalburg und Kapersburg diese Form unter den späteren Steinkastellen gefunden, ebenso die HH. Hettner und Nägele in dem Etappenkastell Waldmössingen bei Rottweil. Es ist überall als die erste Stufe nach der Occupation anzusehen. So sind die Drusus-Festungen am Rhein zu denken, und so denke ich mir eine ähnliche Reihe von Erdfestungen der Donau entlang, so lange diese die Nordgrenze der Provinz Rätien bildeten. Diese ursprünglichen Rhein- und Donau-Stationen sind eingeebnet und nicht durch später übergebaute Steinkastelle ersetzt worden; dieselben wurden theils durch Vorschieben der Grenze überflüssig, theils wurden sie, soweit jene Ströme auch später die Grenze bildeten, durch die großen Lager ersetzt; aber wie am Rhein da und dort neuestens Drusus-Kastelle nachgewiesen sind, so wird solcher Nachweis vielleicht am südlichen Donau-Ufer möglich sein, nur ist er hier besonders schwierig. Wenn es richtig ist, daß die Linie Cannstatt-Aalen schon von Vespasian besetzt wurde, so wären wohl auch im unteren Remsthal Erdkastelle anzunehmen.

Zu den schwierigsten Aufgaben gehört die Nachweisung des mit dem Limes zusammenhängenden Straßennetzes. Von vornherein mußte man hiebei absehen von der Analogie derjenigen Straßenkarten, welche jede Spur eines Verkehrswegs aufnehmen, und sich beschränken auf die Vollstraßen, die dem Verkehr der Limes-Kastelle mit ihren Hauptquartieren dienten, also Heerstraßen im engeren Sinn und als solche mit Etappenkastellen versehen waren. Die Forschung ist hier in einzelnen Theilen, wie namentlich der Wetterau und in Bayern, so ziemlich abgeschlossen, in anderen Gebieten noch im Zuge. Eine Uebersicht und Disposition des bis jetzt Erreichten hat jüngst der Leiter dieser Forschungen, Generalleutnant z. D. v. Sarwey, in der „Westdeutschen Zeitung", 1899, Heft 1 und 2, gegeben.

Bei jedem Limes-Kastell war eine Niederlassung, zunächst nur für Händler und dergleichen Volk, zur Besorgung des Unterhalts der Truppen, dann für Ansiedler, welche das umliegende Feld bebauten und den Schutz des befestigten Platzes genossen, öfter — namentlich bei Straßenfestungen — war das Kastell an schon bestehenden Orten mit alteinheimischer Bevölkerung angelegt. Bei den Vorverhandlungen über die Limes-Forschung, welche in den Protokollen einer im Dezember 1890 in Heidelberg gehaltenen Konferenz zum Ausdruck kamen, war die Wichtigkeit dieser Wohnstätten für die historische und antiquarische Erkenntniß lebhaft betont; sie sind es ja, die vorherrschend die Reste der Gebrauchswaaren des täglichen Lebens bieten, in ihnen liegen die religiösen Baulichkeiten, die Weihdenkmäler für die Götter, die Aeußerungen des Gemeindelebens, die Zeugnisse für die wirthschaftlichen Zustände u. dergl., und von Anfang an war man geneigt, auch die Erkundung dieser Art von Niederlassungen in den Plan aufzunehmen. Aber man erkannte bald, daß, um diese Aufgabe zu lösen, ganz andere Ansprüche an Geld, Zeit und ausführenden Kräften zu machen wären, als irgend zu erreichen war. So wurde denn in dem Programm nur im allgemeinen gesprochen von Untersuchung der „zum Limes gehörigen Baulichkeiten" und dieser Begriff zunächst auf die Kastelle und Kastellbäder, womöglich auch die Begräbnißstätten beschränkt, im übrigen aber nur Lage und Umfang der Lagerdörfer zu bestimmen gesucht und auf weitere Ausgrabung dieser Bestandtheile der Limes-Stationen verzichtet. Auch auf diesem Gebiet hat die Saalburg eine Sonderstellung, sie zeigt aber auch, mit welchen Summen man bei einem gründlicheren Eingehen auf diese Aufgabe zu rechnen hat. Hier hat die Alterthumsforschung der Zukunft noch ein großes Feld vor sich, das direkt hinüberführt zu dem weiteren Ziel einer Darstellung der allgemeinen Kultur- und wirthschaftlichen Zustände in den vom Limes geschützten römisch-germanischen Provinzen.

Noch bleibt, wie im Eingang bemerkt, in der Publikation der Ergebnisse, der Zusammenstellung der Fundstücke und der sonstigen die Resultate sichernden Fürsorge den Limes-Forschern ein gutes Stück Arbeit übrig und sind schwerwiegende Fragen erst in der Erörterung begriffen, aber es wird nicht an Kräften fehlen, welche im-

stande sind, die Forschung zum Ziele zu führen. Es wurde jüngst von unbetheiligter Seite der Limes-Forschung in diesen Blättern bezeugt, daß sie vor keinem Problem, das sich ihr bot, zurückgeschreckt sei, ein solches Zeugniß wird dankbar empfunden. Daß aber auch die Erfassung des ganzen Problems nicht nutzlos war, zeigt die Nachfolge, welche das deutsche Limes-Unternehmen in der österreichischen Limes-Kommission gefunden hat, die soeben ihre Arbeiten zu veröffentlichen beginnt. In der That wird die Sammlung so vieler Kräfte mit dem Namen eines Theodor Mommsen an der Spitze um ein klar begrenztes, und doch nach Forschungsmitteln und -zwecken vielseitiges Unternehmen, wird die dabei erzielte Schärfung der Methode monumentaler Untersuchung in ihrem Zusammenhang mit den literarischen Zeugnissen, wird der Sinn für alles das, was der Boden an historischem Zeugniß birgt, wird die Hingabe an eine nicht bloß wissenschaftlich, sondern auch vaterländisch bedeutsame, im Auftrag des Deutschen Reiches übernommene Aufgabe nicht ohne vorbildliche Kraft sein, wenn auch nicht alles, was bei der ersten wagemuthigen Aufstellung des Planes erhofft wurde, erreicht werden wird.

Tübingen. E. H.

Eine historisch-kritische Entwicklung der Prinzipien der Wärmelehre.

Ein schönes Buch begrüßen wir bei seinem zweiten Erscheinen nach Verlauf von wenigen Jahren. Es ist das Werk von **Ernst Mach**, Professor der Philosophie an der Universität Wien.[1]) Unter denjenigen Forschern, welche mit Erfolg bewiesen haben, daß die Erkenntniß der geschichtlichen Entwicklung der physikalischen Ideen von größter Wichtigkeit für den weiteren Ausbau der Wissenschaft ist, haben wir als einen der berufensten Ernst Mach zu nennen. Sein Werk: „Die Mechanik in ihrer Entwicklung historisch-kritisch dargestellt" schlug schon dieselbe Richtung der Untersuchungen ein wie das Werk von dem wir hier sprechen wollen.

Es ist bemerkenswerth, daß die Grundbegriffe der Wärmelehre in ihrer strengen Bedeutung so lange auf eine scharf zergliedernde, kritische Untersuchung warten mußten.

Der Verfasser beginnt mit einer Betrachtung von großer Bedeutung: „Eine Ansicht, deren Entstehungsgeschichte wir kennen, ist uns wie eine mit Bewußtsein selbst erworbene Ansicht vertraut und doch in ihrem Werden erinnerlich. Sie gewinnt nie dieselbe Unveränderlichkeit und Autorität wie jene, die uns anerzogen ist, die wir fertig übernommen haben. Wir ändern die selbsterworbene Ansicht leichter."[2])

Die Entwicklung der Wärmelehre hatte einen viel langsameren Gang als z. B. die der Bewegungslehre, der Mechanik. Hier sind es zwei Sinne: der Gesichts- und Tastsinn, mit welchen wir die Bewegungserscheinungen in ihrem ganzen Verlaufe verfolgen können. Die Wärmeerscheinungen hingegen sind nur einem einzigen Sinne zugänglich und viel weniger anschaulich. Um diese Erscheinungen unsrer Wahrnehmung zugänglich zu machen und deren eingehende Untersuchung zu ermöglichen, müssen intellektuelle Mittel in größerem Maße angewendet werden.

Der Verfasser beginnt nun mit einer historischen Entwicklung der Thermometrie und zeigt, wie langsam und allmählich die für die Thermometrie nothwendigen Thatsachen entdeckt wurden, wie die Messung von Wärmemengen möglich gemacht wurde, jene Größe, welche ein wichtiges Grundmoment in der Wärmelehre ist, gleich der Masse in der Mechanik. Es folgt nun eine kritische Erörterung des Temperaturbegriffs, nach welchem der Verfasser zwei kurze Abschnitte erkenntnißtheoretischen Inhalts einschaltet, die zur Erläuterung des Folgenden dienen: über die Bedeutung von Namen und Zahlen, besonders bei der Bestimmung der Temperaturgrade, ferner über das Kontinuum, welche für das System der Wärmezustände durch die Erfahrung nicht widerlegt wird.

Es folgt hierauf eine historische Uebersicht der Lehre von der Wärmeleitung und Wärmestrahlung, mit einer klaren Darstellung der Fourier'schen Theorie, welche er als physikalische Mustertheorie bezeichnet und mit der Galilei-Newton'schen Gravitationstheorie an Werth vergleicht.

In ähnlicher Weise wird für die Wärmestrahlung die Entstehung des Gesetzes über die Proportionalität der Emission und Absorption dargestellt, welches Kirchhoff mit scharfem Blick aus andeutenden Erfahrungen von Vorgängen entdeckt hat.

Die Darstellung wendet sich nun zur Entwicklung der Kalorimetrie. Der Verfasser entwickelt hier in seiner sorgfältigen kritischen Weise die sich langsam bildenden und aufklärenden Begriffe über die Wärmemenge und Wärmekapazität. Es werden die Untersuchungen Boerhave's, Richmanns und besonders die Blacks, den er einen Denker von Gottes Gnaden nennt, dargestellt. Black hat dieses Gebiet der Wärmelehre durch seine überzeugenden, klassischen Experimente und die aus diesen gezogenen Schlüsse in überraschender Weise gefördert, wie dies des Verfassers kritische Behandlung der kalorimetrischen Begriffe in schlagender Weise darthut.

Es folgt hierauf der wichtigste Theil des Buches: die Entwicklung der Thermodynamik mit der Aufstellung des Carnot'schen Prinzips. Die Aussprüche einzelner Forscher, wie z. B. Huygens, Lavoisiers und Laplace's, reichen an die Wahrheit heran; Rumford zeigte im Münchener Militärzeughause die bedeutende Wärmeentwicklung beim Kanonenbohren, Davy machte sein überzeugendes Experiment mit den geriebenen Eisstücken, welche ihn zur Ueberzeugung brachten, daß das Schmelzen des Eises nicht der Wärme der Umgebung verdanke, daß es bloß durch die Reibung zustande komme. Sadi Carnot steht in seiner grundlegenden Arbeit: „Sur la puissance motrice du feu" (Paris 1824) nahe an den Prinzipien der heutigen Wärmetheorie, jedoch die Vorstellung der Wärme als materielles Agens hinderte ihn, die Lösung des Problems zu finden.

Julius Robert Mayer und Joule haben die Verwandlung von Wärme in Arbeit und von Arbeit in Wärme klar ausgesprochen und die Verwandlungszahl sicher bestimmt. Dadurch war jedoch bloß eine sehr vage mechanische Theorie der Wärme aufgestellt worden. Die Entwicklung der Thermodynamik lag jedoch noch in weitem Felde. Carnot hatte (1824) dargethan, daß bei der Leitung der Wärme von einer höheren zu einer tieferen Temperatur Arbeit erzeugt werde, und Mayer und Joule (1842—1843) zeigten das Verschwinden der Wärme bei Arbeitsleistung. Dabei hatten die drei genannten Forscher, sowie auch Helmholtz sich ausdrücklich auf die Unmöglichkeit eines Perpetuum mobile berufen. Es fehlte bloß das Verbinden dieser Prinzipien. Dies schien jedoch vorderhand unerreichbar, so daß selbst der große englische Physiker William Thomson (Lord Kelvin) schier unüberschreitbare Hindernisse in einer den neuen Erfahrungen entsprechenden Theorie erblickte. — Es war dem scharfen, kritischen Denkprozeß Clausius' vorbehalten, im Jahre 1850 den erlösenden Schritt zu thun. Er durchschaute zuerst, daß durch eine Aenderung des Carnot'schen Satzes dieser mit den Mayer-Joule'schen Resultaten in Einklang gesetzt werden könne und machte hiedurch die Bahn frei für die Entwicklung der neuen Wärmetheorie.

Den Schluß des Mach'schen Werkes bildet eine Reihe kleinerer Betrachtungen, von denen Jemand glauben könnte, daß sie mit dem Hauptinhalt des Buches in keiner wesentlichen Verbindung stehen. Wir möchten jedoch diese Kapitel beileibe nicht missen. Wir können, um den Umfang dieser Besprechung nicht zu überschreiten, leider keine eingehendere Diskussion über diese höchst interessanten erkenntnißtheoretischen Abschnitte geben, welche uns überall in die tiefen Auffassungen des Verfassers blicken lassen.

Wir begrüßen nach allem die zweite, einigermaßen erweiterte Auflage von Machs Werk und wollen hiemit dasselbe als die Geistesarbeit eines im wahrsten Sinne des Wortes hervorragenden Naturphilosophen einem möglichst großen Kreise von denkenden Lesern empfehlen.

Budapest. **Prof. August Heller.**

---

[1]) Die Prinzipien der Wärmelehre, historisch-kritisch entwickelt von Dr. E. Mach, Professor an der Universität Wien. 2. Aufl. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth 1900.

[2]) Einleitung S. 1.

Mittheilungen und Nachrichten.

Die Kulturfragen der Gegenwart vom ethischen Standpunkt besprach kürzlich Dr. F. W. Foerster, der Sekretär des ethischen Bundes, in Zürich in einem Vortragscyklus von vier Abenden, der sich eines stets wachsenden Besuches und regsten Interesses von seiten der auch aus den höheren Gesellschaftskreisen sich rekrutirenden Zuhörer erfreute. „Inmitten der Auflösung alter Lebensformen und Glaubenssymbole sehen wir heute unverkennbar ein neues Bewußtsein persönlicher Verantwortlichkeit und menschlicher Solidarität langsam zum Durchbruch kommen. Es wächst empor auf dem Gebiete der Völkerbeziehungen trotz aller Gewalt und Leidenschaft; es kündigt sich an in dem Ringen der Frauen um neue Pflichten und neue Rechte; es wird immer sichtbarer in der großen Bewegung der arbeitenden Klassen und in der Verfeinerung des sozialen Gewissens in den Kreisen der Gebildeten. Die internationale ethische Bewegung betrachtet es als ihre Aufgabe, dieses neue Kulturbewußtsein allmählich aus seinen Unklarheiten, Zweifeln und Widersprüchen zu befreien, um auf einem reicheren Wissen von den Thatsachen und Gesetzen der menschlichen Natur und der sozialen Gemeinschaft das neue Gewissen der Menschheit begründen zu helfen." — Daß es über den Machtkämpfen der Nationen und der Parteien, der Klassen und Konfessionen noch höhere Gesichtspunkte für die Behandlung menschlicher Angelegenheiten gibt und daß sich ohne solche Gesichtspunkte die Schwierigkeiten der modernen Kultur immer trostloser verwirren müssen — dies zu zeigen hatte sich der Vortragende auch als Zweck seines Cyklus vorgesetzt, der als eine Begründung und Programmdarlegung für die Thätigkeit der Gesellschaften für ethische Kultur betrachtet werden kann. Da die Kirche diese ideelle Seite der menschlichen Lebensbeziehungen als ihr Gebiet zu betrachten und zu behaupten sucht, legte er in der Einleitung dar, wo die Grenze der Thätigkeit beider liegt: dem mystischen Bedürfniß nach einer Verknüpfung mit einer höheren oder jenseitigen Welt, nach einer Antwort auf die letzten Rätsel des Lebens konnten die ethischen Gesellschaften nie genügen. Aber nicht Alle hängen mehr am Glauben, und sollen diese nicht der sittlichen Kultur verloren gehen, dann bedarf es eines diesseitigen wissenschaftlichen Nachweises, der sie überzeugt, daß mit dem Glauben nicht die in der Menschennatur und Menschenentwicklung begründeten sittlichen Grundlagen fallen, und daß andrerseits auf dem Bewußtsein des Zusammenhanges aller menschlichen Beziehungen, von Schuld und diesseitiger Sühne allein eine Heilung der Gebrechen unsrer Zeit denkbar sei. Könnte die Politik je solchen ethischen Prinzipien Gehör schenken? Jedenfalls nur, wenn es gelänge, zu zeigen, daß schließlich die Ethik nur eine realere Realpolitik sei. Diese Ueberzeugung müsse man aber bekommen, denn die Vernachlässigung aller idealen Faktoren in den Menschenbeziehungen sei eben doch nur ein Außerachtlassen eines durchaus thatsächlichen Moments. Dampf und Elektrizität haben die ganze Welt umgestaltet, da könne nicht die Routine der Staatsmänner die alte, plumpe bleiben; sie verliere die innere Verbindung mit dem Umschwung in allen Lebensverhältnissen. Das Verderblichste ist aber, daß die Grundsätze, die wir nach außen vertreten, die Gewaltbetonung, das Mißtrauen, der Mangel an Großmuth, zurückwirken auf das innere Volksleben; es gibt keine Scheidewand im Gewissen. Das Massenproblem sei durch mangelnde Einsicht in das, was lebende, was sterbende Rassen sind und was für Rücksichten die höhere Eigenentwicklung von den überlegenen Rassen verlangt, mit einer verderblichen Stümperei betrieben worden. Die weiße Rasse werde sich nie überall allein durchsetzen können — dafür sei schon ihre Konstitution ungeeignet —, deßhalb sei es nicht nur ethisch, sondern auch praktisch richtig, die Kulturkräfte in den niederen Rassen durch Schonung und Sympathie zu wecken und zu verwerthen; wenn diese auch nicht eine leitende Stellung einnehmen werden, so würden sie doch einen bedeutsamen Kulturwerth darstellen. Es läge hier gerade der große Irrthum vor, daß die Humanität ein Zeichen der Dekadence sei, geeignet, die Menschheit in ihrer Anpassung an die Natur aufzuhalten. Ist der Beste der Brutale oder derjenige, der die meiste Sympathie und Einsicht für die gesammte Menschheit hat? Die Selektion galt nur, als jeder Starke jeden Schwachen, ein Stamm den anderen vernichtete, ausrottete. Im Augenblick, wo dieser nur in Sklaverei geschleppt wurde — da wirkten die Unterlegenen, die Schwachen, zurück auf die Starken. Könnte man das Mitgefühl, ja nur das Gefühl der Brandbarkeit auch der Schwachen einfach ausrotten aus der menschlichen Biologie, dann könne man jenes Prinzip anwenden. So aber gehört dieses Gefühl eben mit zu den Eigenschaften der Menschheit, es ist nöthig für deren auf Genossenschaft ruhendes Leben, und deßhalb wird deren allgemeines Beste gefördert, je intensiver und feiner entwickelt das Mitgefühl wird. Auf ihm beruht der ganze Unterschied der menschlichen und thierischen Entwicklung, hier ein dumpfer Mechanismus des Entstehens und Vergehens, dort eine Polarisirung der dumpfen Gewalten durch die Vernunft, den Willen, die geistig-sittliche Gesammtkraft. Nietzsche habe nur in tiefster Seele den Zwiespalt zwischen dem lähmenden Mitgefühl und dem leidenschaftlichen Bedürfniß nach Selbstbehauptung aufs schroffste empfunden und deutlicher als irgend Einer geschildert — aber er sei nicht zu einer Lösung vorgedrungen, sondern nur zurückgefallen in den alten Irrthum, das Mitgefühl sei eine Schwäche; es ist eine Kraft. In der Arbeiterfrage liegt ein ähnlicher Irrthum in den Theorien von Marx und Engels. Sie glaubten nur an wirthschaftliche, nicht an die ethischen Faktoren, sie meinten, in den alten Formen der menschlichen Gesellschaft einen neuen Geist erstehen machen zu können. Und doch zeigt es sich klar z. B. aus Bismarcks Eifern gegen die Idealisten, wo die Hauptkraft für die Umgestaltung ihrer Lage zu suchen ist. Die Frauenemanzipation bedeute ein Freiwerden einer bisher fast brachliegenden Kraftquelle des Mitgefühls für unsre Gesammtkultur, nicht eine Zertrümmerung derselben. Pflicht gegen unsre Kinder sei es, ihnen eine geistesreife, nicht eine geisteserdrückte Erzieherin zu geben. Und welchen Rückschluß muß man denn auf die Männer ziehen, die als Lebensgefährtin Jemand haben wollen, der wie ein Lastthier, ein besserer Dienstbote neben ihnen ungebildet und unklar dahinlebt? Sehr interessant waren die Ausführungen über die katholische Kirche. Die ethischen Bestrebungen sollten einen neuen Boden schaffen, auf dem die Anhänger aller Konfessionen der Religion wie des Atheismus sich in den ewigen Fragen der Menschheit finden könnten. Da möchte er vor allem zeigen, daß es noch ein Problem da gibt, wo so Viele absprechen und fertig zu sein glauben. Nicht äußere Macht sei es, welche die katholische Religion, die tausendmal todt gesagte, inmitten des modernsten Lebens, gerade z. B. in Amerika, immer wieder neue Anhänger gewinnen läßt, sondern ihre Tiefe und Weite, die alle schwache wie starke Naturen anspricht und ihre künstlerische, gefühlsmäßige Auffassung der Religion, die nicht die Dogmen abhängig macht von ihrer wissenschaftlichen Richtigkeit, sondern in ihnen nur den unangreifbaren Ausdruck, das Symbol eines inneren Erlebnisses sieht. Deßhalb werde sich auch die katholische Kirche späterhin vielleicht eher mit der weltlichen Ethik aussöhnen können, und ihre Priester werden durch deren Aufnahme entlastet werden von dem Druck, der auf ihnen in Voraussicht jeder neuen wissenschaftlichen Errungenschaft lastet, welche die religiöse Begründung des Sittlichen umzustoßen geeignet wäre. In der Jugenderziehung möchte der Religionsunterricht ganz ausgemerzt werden; diese abstrakten, tiefsinnigen Begriffe sagten dem Kinde nichts, die Religion sei nicht die Wurzel, sondern die Blüthe des menschlichen Lebens. Ein weltlicher Moralunterricht aber sei nöthig, denn das Leben erzieht nicht, doch wenn er von Erfolg sein solle, dann müßte er nicht abstrakte Regeln geben, sondern die alte Weisheit übersetzen in die Sprache des alltäglichen Lebens, dem Kinde das Leben verständlich machen, ihm Pietät und Mitgefühl und guten Willen praktisch durch Anwendung der Prinzipien auf seine speziellen Lebensverhältnisse lehren. — Die kurzen Andeutungen können natürlich kein klares Bild von der Eigenart der Vorträge geben, die gerade durch die geistvoll ausgewählten Einzelheiten und die lichtvollen Beispiele bedingt waren. Der Autor soll die Absicht haben, die Vorträge in Buchform erscheinen zu lassen — das entspräche einem allgemeinen Wunsche.

Dr. N.

J. N. Ausgrabungen auf der Akropolis in Knossos in Kreta. Als Ergänzung des Berichts über die von Dr. Arthur J. Evans auf der Akropolis in Knossos

vorgenommenen Ausgrabungen (Beilage z. Allg. Ztg. Nr. 91) mögen folgende, uns soeben von dem unermüdlichen und glücklichen Forscher gewordenen Mittheilungen aus Knossos dienen: Das in dem Bericht erwähnte große und vorzügliche Fresko des Mädchens mit der Vase ist deßhalb sehr wichtig, weil es die erste authentische mykenische Geschichtsbildung wiedergibt. Von neuen Funden sind zu verzeichnen: mehrere interessante Fragmente von Frauengruppen in bewegten Stellungen, die in einem Raum neben dem Badezimmer entdeckt wurden. Auf einigen dieser Fragmente sind Theile von Säulen und Wände eines Zimmers, in dem sich die Frauen unterhalten, sichtbar. Die hier dargestellten weiblichen Figuren sind sehr klein und erinnern merkwürdigerweise an spätere griechische Vasenmalereien. Der schönste Fund der letzten Wochen ist eine marmorne Brunnenröhre in Form eines Hundskopfs; wohl die beste, bisher entdeckte mykenische Skulptur. — Beschriebene Täfelchen kommen noch vor, daneben die Abdrücke mykenischer Siegelstempel, mit denen die Kästen versehen waren, welche die Archive der Thontäfelchen enthielten. Einige dieser in noch feuchtem Thon hergestellten Abdrücke rühren von sehr schön geschnittenen Steinen her und tragen neben Signaturen noch Gegensignaturen in prähistorischer Schrift; gewiß ein außerordentliches Zeichen einer hohen Zivilisation. — Der Palast mit seinen zahlreichen Räumen war, wie Dr. Evans feststellen konnte, auf einer großen neolithischen Niederlassung errichtet. In dem 7 m tiefen und aus Lehm bestehenden Grund wurden zahlreiche polirte Gefäßfragmente der frühesten Zeit gefunden, die mit vertieften und mit Kreide ausgefüllten geometrischen Ornamenten verziert sind. Auch Reste von Gefäßen, die den Uebergang zu der frühesten bemalten Keramik, der sogenannten Kamáraes-Klasse bilden, kamen zum Vorschein. Steinbeile sind sehr zahlreich, auch viele Knochenwerkzeuge sind gefunden. Ein primitives schwarzes Thonidol mit vertieft eingeritzten Linien erinnert an Butmir (Bosnien). Aller Wahrscheinlichkeit nach ist aber die neolithische Niederlassung auf der Akropolis in Knossos älter als Butmir, da das Spiralornament noch nicht auftritt. Erst in der frühesten Periode der bemalten Gefäße der Kamáraes-Klasse, die hier als die letzte vormykenische Periode zu bezeichnen ist, sehen wir dasselbe verwendet.

Dr. Fassano's Viaggio a Roma, Sprachführer für Deutsche in Italien, ist vor kurzem in fünfter Auflage von dem Neffen des Verfassers, Cassan in Bozen, herausgegeben worden (Berlin, Herbig 1899). Das „Vokabular des Reisenden“ und die „Redensarten und Eigenthümlichkeiten der italienischen Umgangssprache in Gesprächsform“ bieten noch mehr als diese Ueberschriften versprechen, indem sie, zumal in den werthvollen Anmerkungen, auch nicht bloß sprachlich interessante Dinge berühren. So können sich die Romfahrer, und vor allem die Künstler unter ihnen, abgesehen von Heckers „italienischer Umgangssprache“, die jedoch gründlichere Sprachkenntnisse voraussetzt, keinen besseren Sprachführer wählen. Nur die Bezeichnung der Aussprache sollte auf Seite VIII verbessert und durch das ganze Büchlein, wie es jetzt oft, besonders in Wörterbüchern geschieht, in der Weise durchgeführt werden, daß durch einfache Zeichen offenes und geschlossenes e und o, stimmloses und stimmhaftes s und z unterschieden würden. h.

h. Juchheidi! Neue durstige Lieder von Julius Meyer. Leipzig, Maeder. — Diese Gedichte, die „Lieder“ darunter befinden sich sehr in der Minderheit, sind so bierehrlich wie der Titel, aber gar nicht übel. Ludwig Eichrodt würde sie mit innigem Behagen in seinen Hortus deliciarum gepflanzt haben. Und sie stehen auch Eichrodt näher als Scheffel. Manchem werden sie Vergnügen machen; nur hoffen wir, daß sie den texthungrigen Komponisten entgehen. Es werden schon viel zu viel langathmige Baumbach'sche, Jul. Wolff'sche u. A. Balladen auf den Kneipen gesungen. Man sollte wieder Lieder singen, nicht immer die humoristischen Verarbeitungen von Stacke's Deutscher Geschichte oder von kulturgeschichtlichen Anekdoten.

w. Aus der kürzlich von der italienischen Regierung veröffentlichten Uebersicht über die Todesfälle in Italien im Jahre 1898 ergibt sich, daß dieses Jahr gegenüber den vorhergehenden eine auffallend geringe Sterblichkeit aufweist. Im Jahre 1862 kamen auf je 1000 Einwohner 31.06 Todesfälle, im Jahre 1870 29.84, im Jahre 1880 30.84, im Jahre 1897 26.47, dagegen im Jahre 1898 nur 23.19. Das hängt wesentlich von zwei Punkten ab, einmal von der Sorge für gutes Trinkwasser und dann von den Schutzmaßregeln gegen die ansteckenden Krankheiten. So z. B. starben im Jahre 1887 an den Pocken 16,249 Menschen, im Jahre 1898 hingegen 420, in demselben Zeitraum sind die Opfer der Diphtheritis von 28,206 auf 7808, die des Typhus von 27,800 auf 17,412, die des Malariafiebers von 21,033 auf 11,378 zurückgegangen. Während die Zahl der Todesfälle der Kinder unter fünf Jahren zurückging (1882—1886 durchschnittlich 94 Fälle auf 1000 Kinder, aber 1898 nur 71), mehrte sich die Zahl der im hohen Alter Gestorbenen. Wie insbesondere die großen Städte ein vorzügliches Gesundheitswesen besitzen, soll demnächst an der Hand der Tafeln erläutert werden, welche in der hygienischen Ausstellung zu Neapel ausgehängt wurden.

* **Jena.** Als Privatdozent habilitirte sich hier Dr. Hartmann für Chirurgie.

* **Leipzig.** An der hiesigen Universität habilitirten sich Dr. Bielschowsky und Dr. Birch-Hirschfeld für Augenheilkunde. — Der Architekt und Lehrer an der hiesigen Kunstakademie und Kunstgewerbeschule Prof. Karl Weichardt hat einen Ruf an die Technische Hochschule nach Dresden erhalten und angenommen.

* **Berlin.** An der hiesigen Universität habilitirt sich Gerichtsassessor Dr. jur. Martin Wolff für deutsche Rechtsgeschichte und bürgerliches Gesetzbuch. — Am Ersten Chemischen Institut der hiesigen Universität ist der Assistent, Privatdozent Dr. Karl Dietrich Harries, zum Abtheilungsvorsteher ernannt worden. — Das Seminar für orientalische Sprachen hat wieder eine Erweiterung erfahren, und zwar in Bezug auf die Realien. Neben dem naturwissenschaftlich-technischen, dem tropenhygienischen und tropenbotanischen Unterricht ist noch ein neuer Lehrgegenstand hinzugekommen: Geschichte und wirthschaftliche Verhältnisse der deutschen Kolonien. Als Vertreter dieses Faches wurde Prof. Dr. G. Adler gewonnen. Für das Japanische ist an Stelle von Dr. Tajima jetzt Hr. Rin Ichi-Matika als Lektor thätig. Der nach Leipzig berufene Bibliothekar und Sekretär Prof. Dr. A. Fischer hat in Prof. Dr. J. Lippert einen Nachfolger erhalten. — Das Komitee für Krebsforschung, das sich hier am 18. Februar bildete, hat sich durch Zuwahl von namhaften Gelehrten und Aerzten verstärkt. Der Vorstand besteht aus den HH. Geheimräthen v. Leyden und Kirchner als Vorsitzenden, Dr. George Meyer als Schriftführer. Der Kongreß für innere Medizin hat in das Komitee die HH. Medizinalrath Merkel (Nürnberg) und Geheimrath Naunyn (Straßburg), die deutsche Gesellschaft für Gynäkologie die HH. Geheimräthe Gusserow und Olshausen als Delegirte entsendet. Der Kongreß für innere Medizin und die Landesversicherungsanstalt Berlin (Vorsitzender Dr. Freund) haben als Beihülfe zu den Arbeiten des Komitees je 500 M. beigetragen. Die Berathungen über den Plan der Sammelforschung und deren Organisation nehmen ihren Fortgang.

* **Halle.** An der hiesigen Universität habilitirte sich Dr. Schieck für Augenheilkunde. — Die Deutsche Anthropologen-Gesellschaft, die bekanntlich in diesem Herbst in unsrer Stadt zu tagen beschlossen hat, hat jetzt für diese Zusammenkunft endgültig die Zeit vom 24. bis 27. September festgesetzt.

* **Göttingen.** Wie die „Straßburger Post“ berichtet, ist der a. o. Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität Eugen Meyer zum etatsmäßigen Professor an der Technischen Hochschule in Berlin ernannt worden.

oem. **Breslau.** Die wissenschaftlichen Fortbildungskurse für Lehrerinnen, welche sich bereits in Berlin, Bonn, Göttingen und Königsberg trefflich bewährt haben, sind nunmehr auch hierselbst ins Leben getreten, und zwar sind schon jetzt Sonderkurse in evangelischer und katholischer Religion, Deutsch, Französisch und Englisch zustande gekommen; außerdem hören einige Damen Universitätsvorlesungen in Geschichte und Naturwissenschaften, da für diese Fächer noch keine Sonderkurse eingerichtet werden konnten.

Die wissenschaftliche Vortragsweise in diesen Fortbildungskursen für Lehrerinnen ist dieselbe, wie in den Vorlesungen und Seminaren für studirende Herren. Jedoch bieten die Damenkurse, vorläufig wenigstens, den großen Vortheil, daß einmal bei der geringeren Zahl der Theilnehmerinnen jede einzelne derselben durch den Dozenten viel besser gefördert zu werden vermag, als in den allgemeinen Vorlesungen und Seminaren, ferner aber dadurch, daß es den Damen ermöglicht wird, einen bestimmten, für sie nöthigen Cyklus von Vorlesungen in kürzerer Zeit zu hören, als ihnen dies sonst möglich wäre. Daß die studirenden Damen sich außer den Sonderkursen auch durch Universitätsvorlesungen, die von ihnen gerade mit Vortheil gehört werden können, fortbilden, ist selbstverständlich.

* **Paris.** Der Philosoph Ravaisson-Mollien, Mitglied des Pariser Instituts, ist gestorben.

* **Moskau.** Hier ist am 14. d. M. der bekannte russische Nervenpathologe und Psychiater Prof. Sergei Korsakow im Alter von 50 Jahren gestorben. Viele seiner Arbeiten hatte Korsakow in der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie" publizirt und sich besonders eingehend mit der Trunksucht und den durch die Trunksucht hervorgerufenen Geisteskrankheiten beschäftigt.

* Bädeckers Reisehandbuch für Paris wird soeben in 15., völlig neu bearbeiteter Auflage ausgegeben. Es berücksichtigt die Verhältnisse im Augenblick der Eröffnung, ja zum Theil nach der Eröffnung der Weltausstellung. So ist z. B. die im Januar begonnene Neuordnung der Kunstsammlungen des Louvre bis Anfang Mai fortgeführt. Außerordentlich reichhaltig und genau sind die Angaben über Hotels, Restaurants, Theater und andere Vergnügungsetablissements, ebenso diejenigen über die Verkehrsmittel, die zum Theil in den letzten Monaten starke Veränderungen erfahren haben. Von allgemeinem Werth sind die kunstgeschichtlichen Abschnitte, nicht nur die Uebersicht über die französische Kunst von Dr. Walther Gensel, die die neueste Zeit mit behandelt, sondern auch die vielfach auf der Mitwirkung von Fachgelehrten beruhenden Beschreibungen im eigentlichen Text des Buches.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Eremita: Streiflichter auf moderne Kunst und Bildung. Gr.-Lichterfelde-Berlin. E. Runge. — Th. Sommerfeld: Die wirthschaftliche Thätigkeit der Kirche in Deutschland. I. Bd. Leipzig, Weber 1900. — Erzherzog Ludwig Salvator: Ramleh als Winteraufenthalt. Leipzig, Woerl 1900. — Paris und die Weltausstellung 1900. (Griebens Reisebücher, Band 21.) Berlin, Goldschmidt. — N. M. Orlow: Der Deutsche in Paris 1900. Dresden und Berlin, Stengel 1900. — Offizieller Gesammt-Text des Oberammergauer Passionsspiels. Oberammergau, Korff 1900. — Prof. W. F. v. Mülinen: Wieland in Bern. (S.-A. aus der Sonntagsbeilage des „Berner Tagblatt".) Bern 1900. — H. Ommen: Die Kriegführung des Erzherzogs Karl. Berlin, Ebering 1900. — F. Böré: Wie mich die Heimath grüßte. Magdeburg, Neumann 1900. — Dr. Walter Kinkel: Beiträge zur Erkenntnißkritik. Gießen, Ricker 1900. — Dr. Fr. Ritter v. Haymerle: Der weibliche Fachunterricht und dessen Organisirung. Wien, Hölder 1900. — Die Lage des Kleinhandels in Deutschland. Hggb. von der Handelskammer zu Hannover. 2. Bd. Berlin, Siemenroth u. Troschel 1900. — O. Guttmann: Schieß- und Sprengmittel. Braunschweig, Vieweg 1900. — K. v. Hase: Handbuch der protestantischen Polemik. 7. Aufl. Lfg. 5. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — *K. Waliszewsky:* L'héritage de Pierre le Grand. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1900. — Elsa Asenijeff: Ist das die Liebe? 3. Aufl. Leipzig, W. Friedrich. — M. Hartmann: Chronik des Vereins für neuere Philologie zu Leipzig 1888—1900. Leipzig, Dürr 1900. — Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Hggb. von Dr. H. Braun. 15. Bd., 3. u. 4. Heft. Berlin, Heymann 1900. — Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. 3. Aufl. von Lennings Encyklopädie der Freimaurerei. 2.—4. Lfg. Leipzig, M. Hesse 1900. — Dr. K. Weiß: Hohentwiel und Ekkehard. 1. Lfg. Leipzig u. St. Gallen, Wiser u. Frey. — Dr. P. H. Gerber: Goethe's Beziehungen zur Medizin. Berlin, Karger 1900. — Reisehandbuch für die christliche Familie. Berlin, Stadtmission. — E. Kühn: Ausgewählte Essais von Montaigne. Straßburg, Heitz. — Ad. v. Wenckstern: Heimathpolitik durch Weltpolitik. Reden zur Flottenvorlage 1900. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — Immanuel: 225 taktische Aufgaben für Uebungen aller Art und Kriegsspiel. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — G. v. Pelet-Narbonne: Der Felddienst der Kavalleristen. Ebd. 1900. — H. v. Kietzell: Der Unterführer. Leitfaden für die theoretische und praktische Ausbildung der Unteroffiziere und des Unteroffizier-Ersatzes der Infanterie. Ebd. 1900. — Dr. A. Michelitsch: Haeckelismus und Darwinismus. Graz, „Styria" 1900. — Senior D. Behrmann: Nikolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf. Hamburg 1900. — Rudyard Kipling: Unser Tagewerk. 1. Folge. Berlin, Vita. — Rad-Rundfahrten in Deutschland. Heft 16: Maingegend. Berlin W., Ebhard u. Co. — H. Meyer: Protokoll und Urtheil im Zivil- und Strafprozeß. Berlin, Vahlen 1900. — Ad. Stölzel: Schulung für die zivilistische Praxis. 1. Theil. 4. Aufl. Ebd. 1900. — Dr. H. Neumann: Handausgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich. 1. Bd. 2. verm. und verb. Aufl. Ebd. 1900. — Paul Lindenberg: Paris und die Weltausstellung 1900. Minden, Bruns 1900. — Ad. Grabowsky: Sehnsucht. Ein Menschenbuch. Berlin, Fischer u. Franke. — Das Gesetz über das Gebührenwesen. Ergänzungsband. München, Beck 1900. — Feldkirch in Vorarlberg und seine Umgebung. Feldkirch, Unterberger 1900. — R. v. Gottschall: Zur Kritik des modernen Dramas. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur 1900. — J. L. Wittwer: Die politische Polizei und das französische Polizeikommissariat. Straßburg 1900. — Henle und Schneider: Die bayerischen Ausführungsgesetze zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Handausgabe. München, Beck 1900. — Otto E. Ehlers: Samoa, die Perle der Südsee. 4. Aufl. Berlin, Paetel 1900. — F. Heinemann: Der Richter und die Rechtspflege in der deutschen Vergangenheit. (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, hggb. v. G. Steinhausen.) Leipzig, E. Diederichs 1899. — H. Fraungruber: Bei uns dahoam. Gedichte in steirischer Mundart. Stuttgart, Bong 1900. — v. Krones: Oesterreichische Geschichte (Sammlung Göschen, 105. Bd.); Halm: Harmonielehre (ebd. 120. Band); Möhler: Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik (ebd. 121. Bd.). — H. Weiße: Meeres- und Lebenswellen. Gedichte. Leipzig, W. Friedrich. — A. Heine: Auf der Schwelle. Berlin, Paetel 1900. — A. Meinhardt: Allerleirauh. Ebd. 1900. — H. Blum: Heitere Erzählungen aus dem Leben. Ebd. 1900. — H. Hoffmann: Irrende Mutterliebe 1900. — M. Lenz: Die großen Mächte. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert. Ebd. 1900. — L. Würzburg: Der Unbezwingliche. Historisches Genrebild. 3 Bde. Berlin, O. Janke 1900. — Monumenta Germaniae Paedagogica. Hggb. von K. Kehrbach. Bd. 20. Berlin, Hoffmann u. Co. 1900. — M. Platen: Die neue Heilmethode. Heft 1 u. 2. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. — G. Riat: Paris. (Berühmte Kunststätten Nr. 6.) Leipzig, Seemann 1900. — M. Maeterlinck: Aglavaine und Selysette. Leipzig, E. Diederichs 1900. — W. Haacke und W. Kuhnert: Das Thierleben der Erde. 1. Lieferung. Berlin, M. Oldenbourg. — Sechsundzwanzigster Jahresbericht der Israelitischen Allianz zu Wien. Wien, M. Waizner u. Sohn 1900.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 22. Mai. Nummer 117.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber Entstehung und Ursprungslegenden der Malerei in China.[1])

Von Friedrich Hirth.

I.

China mit seiner mehr als dreitausendjährigen Literatur könnte ein wahres Tummelfeld für Kulturhistoriker sein, wenn nicht die Schwierigkeit seiner Sprache uns auf Schritt und Tritt ein wohlbegründetes „Festina lente“ entgegenrief.

Mehr als irgend ein anderes asiatisches Volk haben die Chinesen von jeher das Bedürfniß empfunden, über ihre Kultur nachzudenken, ihre Entwicklung in den wichtigsten Etappen durch Literatur-Aufzeichnungen festzuhalten und ihre Ausbreitung bis in die Neuzeit hinein in einfach sachlicher Weise zu beleuchten. Ohne der Kulturgeschichte als solcher die Stellung eines besonderen Wissenszweiges einzuräumen, haben die chinesischen Gelehrten frühzeitig angefangen, das Material dazu methodisch zu ordnen. Das Zusammenstellen von Thatsachen aller Art führte auch früh zum Nachdenken über die Anfänge der Kulturerscheinungen, so daß schon im 11. Jahrhundert ein Werk über diesen Gegenstand erscheinen konnte. Unter dem Namen Schï-wu-k'i-yüan, d. h. „Anfang und Ursprung der Realien“, ursprünglich in den Jahren 1078 bis 1086 niedergeschrieben, wurde es durch spätere Nachträge erweitert und bildet es jetzt ein stattliches Werk in zehn Büchern. Es war jedoch keineswegs die erste Arbeit ihrer Art, da ein darin des öfteren citirtes kleines Werk namens Schï-schï, d. h. „die Anfänge der Dinge“, vermuthlich schon vor dem Jahre 618 n. Chr. vorhanden war.

Wir dürfen diesen lediglich der damals vorhandenen Literatur entnommenen Aufzeichnungen in den meisten Fällen ebensoviel Vertrauen entgegenbringen wie dem Material, das zum Aufbau unsrer eigenen Kulturgeschichte gedient hat. Die der historischen Zeit angehörigen Thatsachen tragen oft den Stempel der Wahrscheinlichkeit an sich. Wo sich Widersprüche herausstellen, hat sich der Scharfsinn einheimischer Kritiker dieselben selten entgehen lassen. Der Treppenwitz spielt selbstverständlich auch in der chinesischen Geschichte seine unvermeidliche Rolle; aber im großen Ganzen haben wir keinen Grund, ihrer Ueberlieferung weniger zu trauen als den Quellen unsrer europäischen Geschichtsschreibung.

Was nun aber für China und seine Literatur charakteristisch ist, stellt sich auf den ersten Blick heraus bei der Behandlung prähistorischer Thatsachen. Für die chinesischen Gelehrten gibt es keine Vorgeschichte in unserm Sinne. Wo nicht der naiven Anschauung des Volkes Rätsel aufgegeben wurden, deren Lösungsversuche die Phantasie zu den unsichtbaren Geistern der Lüfte und der Tiefen führte, wie das zur Waffe des Donnergottes gestempelte prähistorische Steinbeil, werden die Anfänge aller historisch nicht fixirbaren Kulturerscheinungen in die legendenhafte älteste Geschichte eingereiht, an deren Spitze der Urkaiser Fu-hi als Nachfolger eines zeitlich unbegrenzten Götterregimentes und Gründer der menschlichen Gesellschaft gestellt worden ist. Der Kaiser Fu-hi steht in den chronologischen Tabellen trotz seines notorisch mythischen Charakters an der Spitze der gesammten Zeitrechnung. Es werden seiner Lebenszeit etwa 115 Jahre zugeschrieben, die von Einigen in die Zeit von 2953 bis 2838 v. Chr. verlegt werden, nach Anderen um 100 Jahre später, was jedoch, da es sich zweifellos um eine rein legendenhafte Chronologie handelt, nicht schwer ins Gewicht fällt. Fu-hi sowohl wie seine unmittelbaren Nachfolger besitzen Fleisch und Blut wie die Geschichtsschreiber, deren Phantasie sie ihre Entstehung verdanken; sie werden als Kaiser mit regelrechtem Hofstaat geschildert, umgeben von Ministern und Gehülfen aller Art. Diese vorgeschichtlichen mythischen Herrscher nun werden zu den Schöpfern der späteren chinesischen Kultur. Alles, was nicht anderweitig einen durch die Literatur beglaubigten historischen Anfang genommen hat, reicht in diese Periode hinauf, deren Grenze zu bestimmen lediglich dem individuellen Gefühl des nachweltlichen Kritikers überlassen bleibt.

Für uns sind diese mythischen Urkaiser von Bedeutung gewissermaßen als Symbole für die älteste Entwicklung der Kultur, wie sie sich in den Köpfen ihrer Erfinder vielleicht im Anschluß an uralte Ueberlieferung wiederspiegelte. Da in der Reihenfolge der hauptsächlichsten Entwicklungsstadien eine gewisse Logik nicht zu verkennen ist, so begehen wir vielleicht kein allzugroßes Wagniß, wenn wir die Namen der alten Urkaiser, ohne uns an die landläufige Chronologie zu binden, lediglich als Vertreter der jeder Kulturgeschichte vorausgehenden vorbereitenden Perioden des Volkslebens betrachten.

Wenn von Fu-hi berichtet wird, daß er das bis dahin thierisch dahinlebende Volk, das sich noch in Felle kleidete, rohes Fleisch genoß, an der Mutter hing, ohne nach dem Vater zu fragen und die Ehe nicht kannte, aus diesem Zustande der Wildniß herausriß, indem er Jagd, Fischfang, Viehzucht, Zeitrechnung, Ehe und Kochkunst einführte, so bedeutet dies für uns weiter nichts, als daß wir mit seinem Namen die Periode des Jäger- und Hirtenlebens bezeichnen können.

Fu-hi's Nachfolger, der zweite mythische Kaiser Schön-nung, dessen Lebenszeit bei ebenfalls schwanken-

[1]) Nach einem in der Sitzung vom 27. April 1900 vor der Anthropologischen Gesellschaft in München gehaltenen Vortrag.

den Jahresangaben in die Jahre 2838 bis 2704 v. Chr. verlegt wird, ist der Erfinder des Pfluges und seines Gebrauches. Ihm wird auch die erste Kenntniß der medizinischen Eigenschaften vieler Pflanzen zugeschrieben. Wir betrachten ihn als den Vertreter der Periode des Ackerbaues.

So naturgemäß der Fortschritt vom Jägerleben zum Ackerbau ist, so finden sich doch im Einzelnen gelegentlich Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten, wie z. B. die angebliche Erfindung der Seidenzucht durch Fu-hi, die sich mit dem Jäger-, Hirten- und Fischerleben seines Volkes schlecht zu vertragen scheint. Einsichtigere Legendenerfinder haben deßhalb die Gemahlin des dritten Urkaisers Huang-ti (2704 bis 2595 v. Chr.) zur Gründerin des Seidenbaues gemacht, als welcher ihr noch heute in einem besonderen Tempel von der Kaiserin geopfert wird.

So prosaisch die Literatur von diesen Urkaisern zu erzählen weiß, so sind doch auch einzelne Berichte voll von überschwänglichem Beiwerk. Die alten Kaiser werden darin als ganz andere Geschöpfe geschildert. Fu-hi erhält einen geschuppten Fischschwanz als Unterkörper, während Brust und Kopf noch menschliche Gestalt bewahren. So findet er sich dargestellt in einem Steindenkmal des 2. Jahrhunderts n. Chr.

Dem ersten Urkaiser Fu-hi wird nun die Erfindung und Einführung von mancherlei Kulturerscheinungen zugeschrieben, von denen wir annehmen müssen, daß sie als in ihren Anfängen historisch nicht nachweisbar in die von ihm vertretene Periode des Jäger-, Hirten- und Fischerlebens verwiesen wurden.

Zu diesen Kulturerscheinungen gehört unter anderen auch die Schrift. In ihrer ältesten Gestalt bestand die chinesische Schrift aus Hieroglyphen, was ja ein Zeichnen, wenn nicht Malen von Naturobjekten voraussetzt. So ist es zu erklären, daß im Schï-wu-k'i-yüan, dem den Anfängen der Realien gewidmeten Werke des 11. Jahrhunderts, der Ursprung der Malerei auf Fu-hi zurückgeführt wird, der sich in Ermangelung der Schrift genöthigt sah, die Namen der Dinge durch ihre bildliche Darstellung zu bezeichnen.

Malerei und Schrift entspringen nach dieser Auffassung derselben Quelle. Mit den zahlreichen Modifikationen, denen die legendenhafte Ueberlieferung über die Entstehung und Entwicklung der Schrift unterworfen ist, geht daher auch die Ursprungs-Theorie der Malerei Hand in Hand. Jedem der führenden Geister in jener Urzeit, mag er nun Fu-hi, Schön-nung, Huang-ti oder Ts'ang Kié heißen, wird dabei seine Rolle zuertheilt. Ueber Ts'ang Kié sind verschiedene Legenden im Umlauf. Nach Einigen war er der Nachfolger des Fu-hi im 29. Jahrhundert v. Chr., nach Anderen nur ein Minister des Huang-ti. Er soll vier Augen gehabt haben. Damit wird in einer Stelle des ältesten Historikers, des Schu-king, ein Mensch bezeichnet, der mehr als der gewöhnliche Sterbliche sieht, also einen hohen Grad von Intelligenz besitzt. Heutzutage nennt man in Canton „Ssi-ngan- fan-kwai", d. h. den „vieräugigen fremden Teufel", einen Brilletragenden Europäer, womit der chinesische Janhagel durchaus nichts schmeichelhaftes sagen will. Die Schrift soll Ts'ang Kié insofern verbessert haben, als er an Stelle der bis dahin gebrauchten Knotenschrift, die sich mit primitiven, aus Stricken und Knoten zusammengesetzten Symbolen begnügte, bestimmte Schriftzeichen erfand, die er den im Sande zurückgebliebenen Fußspuren verschiedener Vögel nachbildete.

Bei allen diesen sich im einzelnen oft widersprechenden Ursprungslegenden handelt es sich zweifellos um die Entstehung der alten chinesischen Hieroglyphen-Schrift, die sich in vielfach veränderter Gestalt zum Theil auf die heutige Schrift, vererbt hat, während von der alten Knotenschrift, die ja auch anderen asiatischen Urvölkern zugeschrieben wird, sich keine Spur erhalten hat.

Wie die ältesten, von den Urkaisern und ihren Zeitgenossen gebrauchten Hieroglyphen aussahen, darüber fehlt uns jede Andeutung. Was wir jetzt noch an hieroglyphischen ältesten Schriftformen besitzen, stammt aus den Original-Inschriften, die auf bronzenen Glocken und Opfergefäßen der Dynastie Schang zu lesen waren. Dieselbe fällt in die Zeit von 1783 bis 1122 v. Chr. Es liegt daher zwischen der Entstehungszeit der ältesten jetzt bekannten Hieroglyphenformen und der angeblichen Erfindung der Hieroglyphenschrift durch Fu-hi, wenn wir diesen Mythus zugrunde legen wollen, ein Zeitraum von etwa anderthalb Jahrtausenden. Dies ist auch nicht gerade unwahrscheinlich, da sich schon in den ältesten erhaltenen Schriftdenkmälern Bildungen mittels kombinirter Symbole mit übertragenen Bedeutungen finden, die auf ein Entwicklungs-Stadium von sehr vielen Generationen schließen lassen.

Die Bronze-Inschriften der Dynastie Schang, denen sich die hieroglyphischen Denkmäler der nächsten, von 1122 bis 249 reichenden Dynastie Tschóu anreihen, sind schon frühzeitig, als jene ältesten Denkmäler der chinesischen Kunst noch in bekannten Sammlungen vorhanden waren, Gegenstand der archäologischen Forschung gewesen, so daß es uns nicht sowohl an Abbildungen der betreffenden Glocken und Gefäße, wie auch der Inschriften selbst fehlt. Letztere verdienen deßhalb besonderes Vertrauen, weil sie durch das bekannte Bausverfahren der Chinesen, die sogenannten „Rubbings", von hervorragenden Kennern gewissermaßen faksimilirt wurden. Zu den Gelehrten, die sich die größten Verdienste um das Sammeln und die Beschreibung alter Bronzen und ihrer Inschriften erworben haben, gehört ein in erster Linie als Maler bekannter Schöngeist des 10. Jahrhunderts n. Chr. Namens Li Lung-mién, der nicht nur in China, sondern auch in Japan, wo sein Name als Ri-riu-min unsterblich ist, mehr als irgend ein anderer Meister seiner Zeit Schule gemacht hat. Selbst Besitzer bedeutender Bronzeschätze, war Li Lung-mién einer der fleißigsten Mitarbeiter an der ältesten, jetzt vorhandenen größeren Beschreibung alter Bronzen, dem in den Jahren 1086 bis 1094 veröffentlichten Werke K'au-ku-t'u, zu dessen Illustrationen er eine große Anzahl Zeichnungen lieferte. Diesem Werke folgte einige Jahrzehnte später die Veröffentlichung des großen Quellenwerkes Po-ku-t'u-lu.

In diesen Werken sind uns die faksimilirten Inschriften einer großen Anzahl alter Bronzegefäße aufbewahrt, von denen einige datirt sind und in die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. zurückgehen.

Dies ist nun allerdings schon längst nicht mehr die Zeit der rein ideographischen Schrift, die ihrer Zeit zu den ersten Versuchen zur Nachzeichnung von Naturobjekten geführt haben soll; aber es haben doch noch recht viele Zeichen ihren hieroglyphischen Charakter bewahrt, so daß wir aus einigen Beispielen auf die ursprüngliche Bilderschrift Schlüsse ziehen und hier und da den Uebergang vom Urbild zu der Form des modernen Schriftzeichens nachweisen können. Bekannt sind ja Zeichen wie „Sonne", jï, ⊙, ein Kreis mit einem Punkt im Zentrum, woraus gewissermaßen durch Quadratur

des ursprünglich runden Bildes das jetzige Zeichen 日 (jï, Sonne, Tag) entstanden ist. Die Hieroglyphe für „Mond", D, glich einem großen lateinischen D mit einem Strich in der bauchigen Einfassung und läßt die daraus entstandene moderne Form 月 (yüé, Mond, Monat) leicht wiedererkennen.

Ein übersichtliches Handbuch der chinesischen Hieroglyphen des vorchristlichen Alterthums, bestehend in der methodischen Zusammenstellung von Glocken- und Gefäßinschriften aus diesem Zeitabschnitt wurde 1804 von dem hochverdienten Staatsmann und Archäologen Yüan Yüan herausgegeben. Es ist betitelt Tschung-ting-i-k'i-k'uan-schï, d. h. „die Inschriften der Glocken" (tschung), Weihkessel (ting), Weihbecken (i) und [sonstigen] Gefäße (k'i), und umfaßt alle bekannten, von der Kritik für echt gehaltenen Werke der ältesten Perioden dieser merkwürdigen Epigraphik, also etwa von der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. bis zur Dynastie Tsin im vierten Jahrhundert n. Chr. Ich habe vor einigen Jahren gemeinschaftlich mit Georg Ebers eine Anzahl dieser ältesten Hieroglyphen der Chinesen zum Zwecke der Vergleichung mit den ägyptischen analysirt mit dem Ergebniß, daß es schwerlich je gelingen wird, an den beiderseitigen Schriftsystemen einen Kulturzusammenhang nachzuweisen.

Wenn wir bedenken, daß selbst das älteste jetzt vorhandene Material zur Kenntniß der chinesischen Hieroglyphik aus einer Periode stammt, in der die Schrift in ihrer Entwicklung reichlich Zeit zur Bildung eines konventionellen Systems gehabt haben muß, so dürfen wir die ersten Versuche zur Nachbildung von Naturobjekten ohne Zwang mit den Legendenerfindern in eine um tausend und mehr Jahre ältere Zeit, also die durch den Namen Fu-hi bezeichnete Periode des Jäger-, Hirten- und Fischerlebens verlegen. Was also die chinesischen Kunsthistoriker behaupten, daß die Entstehung der Malerei in die uralte Zeit der Kulturanfänge zurückreiche, ist bei der Eigenart der chinesischen Schrift und ihres Ursprungs durchaus nicht unwahrscheinlich. Die chinesische Malerei ist somit recht eigentlich die Zwillingsschwester der Schreibkunst. Was sie ihrer Entstehung nach war, ist sie im Verlaufe ihrer Entwicklung geblieben. Hand in Hand mit der Kalligraphie als Schwesterkunst hat sie vom Kulturkreise der Völker Ostasiens Besitz ergriffen; mehr als in irgend einem Lande des Westens ist sie Gemeingut der Nation geworden, wie wir auch von unserm so durchaus verschiedenen Standpunkte über ihre Denkmäler denken mögen. Die chinesische Malerei verdient es schon deßhalb, ganz abgesehen von ihrem ästhetischen Werthe, dessen Schätzung immerhin eine Frage des subjektiven Gefühls bleiben mag, in ihrer Entwicklung als Kulturerscheinung in den Bereich europäischer Forschung gezogen zu werden.

Es ist schwer zu sagen, wo in den zahllosen Berichten des Alterthums, die auf eine an die Malerei erinnernde Kunstübung schließen lassen, die Legende aufhört und wo die einigermaßen glaubhafte Geschichte anfängt. Wenn die Schriftversuche des Fu-hi immer noch als ein Mittel zum Zweck im sprachlichen Ausdruck des Gedankens gelten müssen, das später von Ts'ang Kié zu einer gewissen Vollkommenheit ausgebildet wurde, der ja von Einigen geradezu als Erfinder der Schrift betrachtet wird, so wird die Rolle eines Erfinders der Malerei als eines von der Schrift getrennten, um ihrer selbst willen geübten Kunst, einem Zeitgenossen des Ts'ang Kié Namens Schï Huang zugeschrieben. Nach einer anderen Ueberlieferung war Schï Huang nur ein Beiname des Ts'ang Kié.

Die Legendenbildung ist im chinesischen Alterthum nicht minder fruchtbar gewesen als bei Griechen und Römern. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn wir neben den mitgetheilten Versuchen, die Entstehung der bei den Chinesen wirklich volksthümlichen Kunst zu erklären, noch mancherlei andere Ursprungs-Erklärungen finden. Es handelt sich dabei meist um Thatsachen, die erst nachträglich zum Theil in verhältnißmäßig später Zeit erfunden und niedergeschrieben wurden.

Charakteristisch ist vielleicht das Schweigen der Literatur über jede malerische Thätigkeit in der langen Zeit, die der angeblichen Erfindungsepoche folgte. Aus den Dynastien Hia (2205 bis 1766) und Schang (1766 bis 1122) besitzen wir keinerlei Andeutungen über das Ausüben der Kunst ihrer selbst wegen. Allerdings setzt die Darstellung von Sonne, Mond und Sternen, Bergen, Drachen und sonstigen Phantasiegeschöpfen, sowie der symbolischen Figuren, die der Kaiser Schun (regierte von 2255 bis 2206) auf die Uniformen seiner Minister in bunten Farben zu sticken befahl, das Zeichnen von Mustern voraus; und wenn wir uns die große Menge kunstvoll verzierter Opfergefäße vergegenwärtigen, die während der Dynastien Schang und Tschóu, also von der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. an gerechnet, eine hochentwickelte Blüthezeit der altchinesischen Bronzeindustrie darstellen, so zeugen auch sie von der schaffenden Thätigkeit der zeichnenden Kunst. Irgendwie mußten die Modelle dazu entworfen werden; doch ist es immerhin denkbar, daß Bronzegießer und Modellzeichner in einer Person vereinigt waren; es ist sogar anzunehmen, daß derselbe Künstler auch die aus jener Zeit vorliegenden Gefäß-Hieroglyphen eingrub, und so als ein frühes Beispiel für die Vereinigung der zeichnenden und der schreibenden Kunst zu betrachten ist. Wäre in dieser Zeit überhaupt gemalt, das heißt mit Erfolg gemalt worden, so daß wir im ersten und zweiten Jahrtausend v. Chr. eine selbständige, wenn auch nur mäßige Entwicklung voraussetzen könnten, so müßten sich Spuren einer solchen Entwicklung der Malerei selbst auf den erhaltenen Bronzedenkmälern wiederfinden. Die glyphische Kunst wäre angesichts nennenswerther Leistungen der Malerei nicht bei den starren, dem Griffel des Modelleurs sich anbequemenden Formen der Metallgefäße stehen geblieben. Eine Thatsache, für welche im Leben der Völker vielleicht keine Parallele zu finden ist, wäre neben der freien Entfaltung malerischer Leistungen vielleicht unmöglich geworden, nämlich jener auffallende Konservativismus, der die älteste jetzt bekannte chinesische Kunst während eines Zeitraumes von reichlich anderthalb Jahrtausenden vor jedem eingreifenden Geschmackswechsel bewahrt hat. Denn thatsächlich ist es ohne die Kenntniß der geheimen Kennzeichen der Kritik, die sich erst nach längerem vergleichenden Studium der Ornamentik unter der keineswegs zu verachtenden Führung einheimischer Archäologen wie Wang Fu, Föng Yünp'öng oder Yüan Yüan, kundgeben, durchaus nicht leicht an Form und Ornamentik ein Gefäß aus dem 3. Jahrhundert seinem Stile nach von einem solchen des 17. Jahrhunderts v. Chr. zu unterscheiden.

Es wäre für die Geschichte der chinesischen Kunst vom höchsten Interesse, wenn sich eine höhere Entwicklung der Malerei im 10. Jahrhundert v. Chr. nachweisen ließe. In diese Zeit fällt nämlich die Regierung eines Monarchen, des Königs Mu von der Dynastie Tschóu (1001 bis 946), der wegen seiner ausgedehnten Expeditionen in die zentralasiatischen Gebiete bekannt ist. Daß

der König Mu eine historische Persönlichkeit war, geht aus den Aufzeichnungen der vertrauenswürdigsten Texte hervor. Auch seine Reisen werden darin flüchtig berührt. Ein Ausflug in die Länder des Tarimbeckens könnte recht gut Gelegenheit zur Berührung mit westasiatischen Reisenden geworden sein. Hier könnte sich ein Ausgangspunkt für fremde Einflüsse finden, der das Auftauchen einer neuen Kunst erklären würde, wenn Spuren davon nachzuweisen wären. Aber es scheint, daß alles, was in dieser Zeit von dem Auftreten eines „Malers", Namens Föng-mo gesagt wird, den Paléologue in seinem Werke l'Art Chinois (p. 252 f.) für den ältesten mit Namen genannten chinesischen Maler hält, lediglich auf der mißverstandenen Uebersetzung einer schlecht überlieferten Stelle im Texte des von den Reisen des Königs handelnden alten Werkes Mu-T'ién-tzï-tschuan beruht. Thatsächlich ist an jener Stelle von einem Maler nicht die Rede, und der Name Föng-mo stellt sich bei kritischem Eingehen auf die Ueberlieferung als ein Mißverständniß heraus.

Nicht viel besser steht es mit einer zweiten Persönlichkeit, die neben Föng-mo von Paléologue als „Maler" des 10. Jahrhunderts genannt wird, einem gewissen Yen-schï. Mit Unrecht tadelt Hr. Paléologue die chinesilichkeit, die neben Föng-mo von Paléologue die chinesischen Historiker, wenn bezüglich der angeblichen beiden ältesten Maler, er sagt: „ils ont négligé de nous donner aucun renseignement sur le genre de leur peinture, ni sur les procédés qu'ils employaient." Dies trifft sicher nicht bei Yen-schï zu, dem Schutzpatron aller Schauspieler und Theaterleute. Yen-schï war nämlich überhaupt nicht Maler, sondern Marionettenfabrikant. Er wird zum erstenmal in der chinesischen Literatur vom tauistischen Philosophen Lié-tzï erwähnt, der im 4. Jahrhundert lebte, und alles, was spätere Anekdotensammler über diesen als Vater der Schauspielkunst in China verehrten, eigenartigen Künstler berichten, stammt aus dieser Quelle. Im Texte des Lié-tzï, wo übrigens dergleichen Geschichtchen nicht um der historischen Thatsache willen, sondern mehr als Ausgangspunkt für gewisse tendenziöse Auseinandersetzungen des Philosophen mitgetheilt werden, findet sich folgendes niedliche Sittenbild aus der Zeit des Königs Mu, d. i. des 10. Jahrhunderts v. Chr.

Auf der Heimreise von seinen Jagd- und Vergnügungszügen in Zentralasien stieß der König auf einen vermuthlich nichtchinesischen Künstler, Namens Yen-schï, der vor versammeltem Hofe eine Vorstellung mit Marionetten veranstaltete. Dem König und seinen Chinesen war dies ein früher unbekanntes Vergnügen. Die Figuren des Yen-schï konnten die Augen verdrehen und geberdeten sich so natürlich, daß der König, der die Puppen für wirkliche Menschen hielt und in dem Wahne befangen war, sie hätten sich erdreistet, mit seiner jungen Gattin und den Hofdamen Blicke zu wechseln, erzürnt die Hinrichtung des Schauspieldirektors befahl. Um seine Unschuld zu beweisen, trennte Yen-schï die Marionetten auseinander. Der König konnte sich nun von ihrer Harmlosigkeit überzeugen, denn sie waren, wie es im Urtexte des Lié-tzï heißt, „aus Leder, Holz, Leim und Lack hergestellt und mit schwarzen, weißen und bunten Farben bemalt".

Sonstige Beziehungen zur Malerei gehen aus dem kurzen Bericht nicht hervor. Yen-schï kann daher wenigstens nicht als Maler im landläufigen Sinne betrachtet werden. Er ist wohl überhaupt eine legendenhafte Persönlichkeit, und das ihm zugeschriebene Erlebniß mag vom Philosophen des 4. Jahrhunderts nur erfunden worden sein, um einen philosophischen Satz, wie er es so gern thut, durch ein Beispiel zu illustriren. Allenfalls können wir aus dem Berichte schließen, daß bemalte Marionetten schon im 4. Jahrhundert v. Chr. in China bekannt gewesen sind.

Viel eher läßt eine Anekdote auf das Vorhandensein von Malern schließen, die uns von dem Philosophen Tschuang-tzï aufbewahrt ist. „Als Yüan, Herzog von Sung, der 518 v. Chr. starb, ein Bild malen lassen wollte, gingen alle Meister zu ihm, machten ihre Verbeugung und blieben stehen, leckten an den Pinseln und mischten Tusche. Halbwegs draußen aber stand ein Meister, der zu spät gekommen war, und ganz gemächlich, ohne sich zu beeilen, seine Verbeugung machte, um sich sogleich wieder zu entfernen. Der Herzog schickte Abgesandte, die sich nach ihm erkundigen sollten. Dieselben trafen ihn in seiner Wohnung an, wo er sich soeben entkleidet hatte und im Négligé mit überschlagenen Beinen dasaß." Als der Fürst dies hörte, rief er aus: „Der versteht es, denn das ist ein echter Maler!"

Es ist fraglich, ob die Stelle nicht interpolirt ist, und wenn sie es nicht ist, wie weit wir dem Philosophen, der wie Lié-tzï seine Allegorien gern durch scheinbar historische Anekdoten illustrirt, als Quelle für dergleichen Thatsachen trauen dürfen. Wer darüber nicht allzu skeptisch denkt, mag immerhin annehmen, daß es bereits im 6. Jahrhundert v. Chr. in Nord-China Kunstmaler gegeben hat und daß schon damals der „echte" Meister an seinem unabhängigen Auftreten kenntlich war.

Uebrigens fehlt es für diese Zeit keineswegs an Andeutungen, die auf eine Art Malerei im Sinne des Handwerks schließen lassen, was besonders bei der Darstellung symbolischer Ornamente in dem ganz im Zeremoniell aufgehenden Hofleben der alten Kaiser und ihrer Würdenträger zur Geltung kommt. Nach allem, was wir aus den Schilderungen des Tschóu-li, d. h. „das Zeremoniell der Tschóu", einem angeblich im Anfang des 11. Jahrhunderts v. Chr. niedergeschriebenen Werke, schließen dürfen, wurden Drache, Tiger, Phönix, Schildkröte und dergleichen symbolische Figuren auf Flaggen, und ein axtförmiges Ornament, fu, auf einem seidenen Wandschirm dargestellt. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß es sich dabei nicht um Malereien, sondern eine Art Mosaikzeichnung durch aufgenähte Seidenflicken handelte. Färber und Dekorationsmaler waren sicher vorhanden, können aber nur Handwerker gewesen sein. Ueberhaupt hinterläßt die Literatur der Tschóu den Eindruck, daß der Malerei als einer freien Kunst, von der zweifelhaften Anekdote vom Herzog Yüan von Sung abgesehen, keinerlei Interesse zugewendet wurde. Einige wenige Beispiele von Versuchen zur Kunstübung, die sich für die Periode der Tschóu in späteren Texten erwähnt finden, sind sporadischer Natur und haben, selbst wenn sie historisch sind, wohl kaum in die Geschichte der Malerei eingriffen.

Ueber den Ursprung des Schmuckes.[1]

Die Bekleidung verdanken wir den ältesten ästhetischen Regungen des menschlichen Geschlechts, und insofern die Verehrung des Schönen veredelnd auf uns wirkt, förderten auch jene Regungen die Erziehung des Menschen. Umgekehrt stellte sich mit dem Verfall strenger Sitten im alten Rom eine Mißachtung der Anstandsvorschriften ein. Das Bedürfniß, sich zu kleiden, erwacht erst mit dem Bewußtsein einer höheren

[1] Mit besonderer Rücksicht auf das Werk von Prof. Emil Selenka: „Der Schmuck des Menschen." Mit 40 Textfiguren. Berlin, Vita, Deutsch. Verlagshaus 1900.

Würde und verkündet uns das Bestreben, die Scheidewand zwischen Mensch und Thier zu erhöhen. Nicht bloß Eitelkeit ist es, die etwa den Verlust von Jugendreizen in höherem Alter den Blicken zu entziehen sucht, sondern noch viel früher regt sich der Wunsch, einen Schleier zu werfen über alle gleichsam unverdienten Erniedrigungen, die uns der Haushalt unsres thierischen Leibes auferlegt, und vor Anderen zu erscheinen, als seien wir so rein und sehenswürdig wie die Lilien in der Sprache der Evangelien. Trotz aller Sonderbarkeiten des Schamgefühls hat doch die überwältigende Mehrzahl der Völker immer genau gewußt, was eine Hülle am meisten bedürfe. Mit dieser Ausführung sucht Oskar Peschel (Völkerkunde) gegenüber den unleugbaren kulturhistorischen Abweichungen und Gegensätzen, die auch hier uns entgegentreten, gewisse grundlegende, allgemeine Motive für die Entwicklung des Schamgefühls in der Menschheit festzustellen; nahe verwandt damit ist ein anderes Problem, das des Schmuckes, das ebenfalls durch die ethnologischen Ermittelungen eine ganz andere Beleuchtung erhalten hat als früher. Wir müssen uns sorgfältig hüten, unsre speziellen Anschauungen und Voraussetzungen einer hochgesteigerten Kultur in die primitive Empfindungswelt des Naturmenschen zu versetzen, wollen wir nicht groben Täuschungen verfallen; andrerseits bedarf die Betrachtung, um zu einem irgendwie befriedigenden Abschluß zu gelangen, immer gewisser maßgebender Gesichtspunkte von möglichst unbeschränkter Geltung.

E. Selenka, Verfasser des vorliegenden Buches, bereits bekannt durch die ostasiatischen Skizzen: „Sonnige Welten,“ unterscheidet sehr originell zwischen konventionellen und natürlichen Sprachen; zu jenen gehört die eigentliche lautirende Sprache, die Geberden und das Tasten, wozu auch alle Liebesäußerungen (Kuß, Nasenberührungen 2c.) zu zählen seien. Die letztere Gruppe besteht aus der völlig internationalen Mimik und aus dem Schmuck, eine allgemeine natürliche Sprache, wie es heißt, geeignet, dem Nächsten von unsern Vorzügen bildlich zu berichten. Die genannten Verständigungsmittel: Laut-, Geberden-, Tast-, Antlitz- und Bekleidungssprache (fährt Selenka fort) sind sicherlich in Gebrauch gewesen, so lange denkende Menschen existiren. Mag der Einsiedler oder der auf eine einsame Insel Verschlagene ihrer entrathen können — der mit Seinesgleichen verkehrende Mensch muß diese Sprachen sprechen, und zwar alle fünf, je nach Sitte, Bedürfniß, Lebensalter und Temperament die eine oder andere hintansetzend oder bevorzugend. Selbst der Weltverächter, der sich in seinem Gefühl der „Wurschtigkeit“ von der Mitwelt abschließen möchte, wird die fünf internationalen Weltsprachen pflegen, wenn auch nur in seiner Weise, halbbewußt und widerwillig: durch Schlappheit, durch lässige Haltung, durch Mimik und Raisonniren wird er seine Maximen zum Vortrag bringen. Noch manche andere Hülfsmittel der Verständigung hat der Geist des Menschen erfunden, und er erfindet immer wieder neue; doch gestatten sie insgesammt nur eine beschränkte Anwendung, weil sie den Charakter konventioneller Geheimschrift tragen und nur von den Eingeweihten verstanden werden. Dahin gehören die Signalzeichen, mittels deren die Seefahrer sich rasch zu verständigen vermögen. Die Blumensprache der Japaner ist ebenfalls eine Art konventioneller symbolischer Mittheilung, indem durch eine bestimmte Pflanze ein bestimmter Sinn vorgestellt wird. Auch die Schreibschriften gehören zu den konventionellen Darstellungen der lautirten Sprachen, sofern sie nicht, wie großentheils die chinesische Schreibschrift, eine echte Bilderschrift darstellen. Gefrorene Lautsprachen hat man daher unsre Buchstabenschriften scherzweise genannt. Im Gegensatz zu solchen willkürlich erfundenen und daher sehr veränderlichen Mittheilungsformen ist die Schmucksprache (gleich der Antlitzsprache) eine in ihren Grundformen unveränderliche, weil sie den Normen des Menschenkörpers entlehnt ist; sie konnte daher nur entdeckt werden. Schmuck ist, was gesetzmäßig gewisse Eigenschaften der Gestalt günstig hervorhebt. Damit ist der Kodex dieser Ausdrucksmittel gegeben. Selenka sucht mit diesem Zusatz gewisse Zierathe und Ornamente, vor allem aber alle unserm Schönheitsgefühl widerstrebende groteske Dekorationsstücke (von den eigentlich unnatürlichen Verstümmelungen mancher Naturvölker noch ganz abgesehen) von der engeren Sphäre des eigentlichen Schmuckes abzugrenzen (obwohl vielfach u. E. die Unterscheidungen ineinander übergehen). Maßgebend ist jedenfalls die Tendenz, sich irgendwie vor Seinesgleichen hervorzuthun, sei es durch Verschönerung unsres Körpers, sei es durch Betonung einer sozial bevorzugten Stellung. Dort haben wir es mit mehr ästhetischen Regungen zu thun, Eitelkeit, Putzsucht, diesen unverwüstlichen Trieben des Menschengeschlechts; hier gelangt das Vollgefühl persönlicher Ueberlegenheit (zugleich der Keim des späteren Standesbewußtseins) höchst energisch zum Ausdruck. Einige Beispiele mögen das Gesagte veranschaulichen.

Halsbänder und Armringe, einerlei zunächst aus welchen Stoffen, der bisweilen phantastische Putz von Tänzerinnen, der lokale Farbenschmuck (am Kopf oder durch Blumenguirlanden am ganzen Körper), dann die eigentlichen Festgewänder zu besonders feierlichen Gelegenheiten u. s. w. entspringen jenem ursprünglichen Gefallen des Menschen, sowohl des Mannes als des Weibes, an seiner eigenen Erscheinung. Etwas anders steht die Sache schon bei einem in vollem Waffenschmuck uns gegenübertretenden Häuptling; denn einerseits ist der Aufzug berechnet auf Erzeugung von Furcht und Schrecken beim Gegner und andrerseits ist er ein Abzeichen der Würde. Das gilt nun vollends von allen eigentlichen Symbolen der Macht, wie schöngeformten Waffen, gewissen Emblemen 2c. Ebenso ist die ursprünglich ungemein weitverbreitete Sitte des Tätowirens nicht bloß rein ästhetisch, sondern ebenso sehr auch sozial bedingt; denn diese kunstvollen und höchst mühsam zu vollführenden Handzeichnungen bezeichnen in erster Linie die Stammeszugehörigkeit, die siegreichen Schlachten, welche ihr Träger mitgemacht, und die Kaste, welcher er angehört — abgesehen von der rein praktischen Bedeutung, Insektenstiche durch die aufgetragenen Farben abzuwehren. Außerdem tritt aber auch die Völkereigenthümlichkeit in ihre Rechte; ein Jeder kennt den steifen Stil assyrischer und ägyptischer Ornamentik, neben der sich die ausdrucksvolle und zugleich graziöse hellenische Kunst (so in der virtuosen Behandlung des Gewandes) wirkungsvoll abhebt. Ueberreiches Prunken treffen wir in Indien, während in Japan, wie Selenka aus eigener Erfahrung berichtet, uns selbst der Mangel an Schmuck beim weiblichen Geschlecht frappirt. Kein Halsgehänge, kein Ringschmuck, weder des Kopfes noch der Arme, kein Fingerring, keine Agraffe ist zu entdecken. Höchstens daß Kinder und junge Mädchen eine Papierblume im Haar oder eine einzelne glänzende Nadel in den künstlich frisirten Haarknoten tragen, oder daß Damen der Halbwelt von ihren Privilegien Gebrauch machen und sich durch eine ganze Sonne funkelnder Haarnadeln als käufliche Waare kennzeichnen. Und dennoch sind die Japaner die kunstsinnigste aller Nationen, so zwar, daß ihr Kunstgefühl sich zur endemischen Tugend entwickelt hat. Bei näherer Prüfung stellt sich auch dann heraus, daß ganz Japan einem wirkungsvollen Nationalschmuck huldigt: das talarähnliche Obergewand mit seinen langen und weiten herabfallenden Aermeln ist nichts geringeres als ein Behangschmuck, der, zumal die Frau, zu zierlichen, gemessenen Bewegungen nöthigt. Denn zur sanften und fügsamen Dienerin will der japanische Ehemann seine Frau erziehen, und darum gab er ihr eine graziöse Fessel, welche dem im Formalismus erstickenden Geselligkeitston entspricht.

Von diesem ganzen überquellenden Reichthum künstlerischen Schaffens ist uns Epigonen leider herzlich wenig übrig geblieben; die große Befreierin von der Sklavenkette, welche die Natur den unmündigen Völkern auferlegt, die moderne Naturwissenschaft, hat auch mit diesen Aeußerungen unsres Schönheitsgefühls unbarmherzig aufgeräumt und die geringfügigen Reste, welche sie uns noch gnädig überlassen, fristen unter dem launenhaften Regiment der immer wieder zur Karikatur entarteten Mode ein kümmerliches unerfreuliches Dasein. Alles ist nach demokratischem Schnitt in ein unterschiedsloses Einerlei, in ein mattes, charakterloses Grau abgestumpft, alle lebhaften Farben streng verpönt (welcher Gegensatz z. B. zu der im stärksten Sinnesrausch schwelgenden Renaissance!) und nur durch unförmliche Prunkstücke sucht Einer den Anderen auf dem Parketboden zu überbieten. Das lärmende Schlagwort: praktisch und billig übertönt bei uns meist alle zartere Rücksicht. Nur in entlegenen Erdenwinkeln, wo die nivellirende Zivilisation noch nicht ihren Einzug gehalten, und in den Museen vermögen wir noch die

Entwicklung des Schmuckes bei den verschiedenen Völkern und in den einzelnen Epochen anschaulich zu studiren. Aber für diesen Verlust haben wir, wie der Verfasser ausführt, auf der anderen Seite einen nicht zu unterschätzenden Gewinn eingetauscht, die Freude an der Natur, die unsern Vorfahren kaum recht aufgegangen war. Motive ästhetischer Freude, die früher nur von auserwählten Geistern, von Künstlern gewürdigt wurden, sind heute Gemeingut der Menschheit geworden. Für unsre geschulten Augen und unser naturwissenschaftliches Verständniß ist die Landschaft nicht mehr ein buntes Bild geblieben, sondern sie stellt sich uns dar als ein selbstgewachsenes Kunstwerk, in welchem der Zusammenhang von Ursache und Wirkung zum Ausdruck gelangt. In den Gipfeln und Schluchten des Hochgebirges, in seinen Gneis- und Dolomitkegeln sahen unsre Vorfahren nur grauenvolle Naturspiele, indeß wir in diesen Gestalten die versteinerten Riesengedanken früherer Schöpfungsperioden erkennen, die Altersrunzeln auf dem Antlitz der Erde. Und mit Siebenmeilenstiefeln durchmessen wir den Erdball, um seine Wunder mit einer patentirten Verschönerungsbrille zu betrachten. — Wir können die vornehm ausgestattete, mit vorzüglichen Illustrationen versehene und noch dazu populär und anregend gehaltene Schrift nur angelegentlich empfehlen; wir sind sogar überzeugt, daß der Leser noch häufig zum Buch zurückgreifen wird.

Mittheilungen und Nachrichten.

Untersuchungen zum Kulturproblem der Gegenwart von Dr. Julius Goldstein, Jena, Raßmann, 1899. — Die vorliegende Schrift ist als eine „Vorarbeit zu einer Kulturphilosophie des Verfassers“, zugleich als ein „selbständiger Beitrag zum Verständniß und zur Klärung der geistigen Kämpfe der Gegenwart“ gedacht. Wie weit sie dem ersteren Zwecke genügt, muß die Zukunft lehren; dem letzteren dient sie trotz des geringen Umfangs in hervorragender Weise. In fünf Abschnitten: „Einleitung“, „Das psycholog. Kulturproblem“, „Die Unhaltbarkeit des physiolog. Kulturproblems“ „Das metaphysische Kulturproblem“ und „Das Kulturproblem der Gegenwart“ erörtert der Verfasser Sinn, Bedingungen und prinzipielle Lösungsmöglichkeiten des Kulturproblems in eindringender Gedankenschärfe. Aus dem reichen Inhalt der kleinen Arbeit sei auf folgende Punkte, welche besonders hervortreten, hingewiesen. — Rousseau ist der Erste, der nicht nur besondere Theile der Kultur, sondern die Kultur als Ganzes zum Problem erhoben hat. Umwälzung des Naturbildes und historischer Sinn lassen uns seine Lösung, wie sie sich in dem retournons à la nature komprimirt, als ausgeschlossen erscheinen. Das Problem aber bekam hiedurch einen völlig neuen Sinn. Dr. Vierkandt, an dessen Werk „Natur- und Kulturvölker“ Verfasser seine eigenen Gedanken kritisch entwickelt, hat das Problem, den Grundbegriffen der Psychologie Wundts folgend, mit anerkennenswerthester Beherrschung des ethnologischen Materials ins Psychologische gewandt. Mit treffenden Gründen — nach Meinung des Referenten — weist der Verfasser diese Methode als unsachgemäß zurück. Die Idee Vierkandts, daß bei Naturvölkern die assoziativen, bei Kulturvölkern die apperceptiven Vorstellungsverbindungen vorwiegen, setzt an Stelle des inhaltlich-qualitativen Gegensatzes, wie er zwischen Kultur- und Naturstufe vorliegt, einen bloß formal-quantitativen Gegensatz der beiden Stufen. Der Wesensunterschied, den Vierkandt zwischen Natur- und Kulturvölkern selbst zugesteht, indem er auf die Thatsache einer geistigen Güterwelt, welche innerhalb der Kulturstufe zum Maß für alles Handeln wird, hinweist, kann eine psychologische Erklärung nicht finden, wenn nicht die Erklärung das zu erklärende Problem selbst vernichten soll. So wird das Kulturproblem nothwendig eine metaphysische Frage. In der Behandlung derselben, wie sie der vierte Abschnitt bietet, sucht der Verfasser sowohl den älteren, spekulativen Begriff von Metaphysik, wie ihn die Systeme der deutsch-klassischen Philosophie repräsentiren, als den neueren, wonach die Metaphysik nur eine „Ergänzung der Erfahrung“ sein soll, durch ein Vorgehen zu vermeiden, das die Einseitigkeiten dieser beiden Richtungen zu einer Synthese bringen möchte. Ohne die Annahme einer „kosmisch-zentralen Stellung des Geisteslebens“ wäre die Kultur, wie sie die Arbeit der Jahrhunderte als ein Ganzes relativ-selbständiger Lebenskreise aufgebaut hat, nur eine „vorübergehende, sinnlose Störung des Naturprozesses“. Die immanenten, über das bloße psychische Sein hinausweisenden Forderungen, wie sie sich specialiter im logischen Urtheil, in der sittlichen Werthung, insbesondere aber auch in den religiösen Lebensfunktionen als bauende Mächte des Kulturkreises erweisen, verlangen, sofern sie nicht unverstanden in der Luft schweben sollen, eine Verankerung in einer umfassenden Welt substanziellen Geistes, deren Dasein die Voraussetzung für den Werth aller Spezialgebiete menschlicher Kulturthätigkeit ist. — Dieses Resultat wird im letzten Abschnitt der Schrift zu den geistigen Mächten der Gegenwart, vor allem zu den Lehren der Positivisten, Soziologen (besonders Ludwig Stein) und biologischen Kulturtheoretikern, sowie zur Lehre Friedrich Nietzsche's in geistreiche Beziehungen gebracht. Besonders das religiöse Gebiet ist es, dem Verfasser hier sein Augenmerk zuwendet. Die Versuche eines Balfour, Kidd 2c., die Religion nicht als ein selbständiges Lebensgebiet, sondern als Schleppenträgerin, sei es sozialer, sei es biologischer Interessen zu begründen, wird treffend zurückgewiesen. Besonders fein sind nach des Referenten Ansicht die Ausführungen über Friedrich Nietzsche. Gleich weit entfernt von der Geistlosigkeit der Entrüsteten und der Extase kritikloser Anbeter sucht Goldstein zu zeigen, daß Nietzsche einer der wenigen Denker gewesen ist, welche im Gottesglauben nicht bloß eine Frage theoretischer Spitzfindigkeit oder eine Frage nach einem mehr oder minder plausiblen Korallarium zur Ethik (Kant) gesehen haben, sondern die einschneidendste Kulturfrage, deren Lösung der modernen Menschheit obliegt. Thurmhoch überragt Nietzsche in dieser Hinsicht die Plattheit des älteren Atheismus materialistischen und positivsten Gepräges, indem er nicht der ungeschichtlichen Meinung nachhängt, es ließe sich die Größe „Gott“ ohne wesentliche Veränderung der thatsächlichen Werthschätzungen aus dem geschichtlichen Leben der Menschheit ausschalten wie ein zu Null gewordener Faktor einer Gleichung. Darum wird ihm „der Tod Gottes“ zu dem „größten neueren Ereigniß“ und in seinen Konsequenzen zu einer „Umwerthung aller Werthe“. Indem der tiefernste, muthige, unglückselige Denker den Naturalismus als Erster nicht nur dachte, sondern erlebte, hat er ihn zugleich ad absurdum geführt, für diejenigen wenigstens, welche die von ihm geforderte „Umwerthung“ für ein allen historischen und psychologischen Erfahrungen ins Gesicht schlagendes Unternehmen halten. Referent will nicht verschweigen, daß er die in diesem Gedanken gegebene Würdigung Nietzsche's für diejenige hält, welcher, wenn sich Haß und Liebe zukünftig abgeklärt haben, es beschieden sein dürfte, zu endgültigem Durchbruch zu kommen. Natürlich soll dieser Satz nur Geltung beanspruchen für die große These der Nietzsche'schen Philosophie, nicht für die vielfältigen ästhetischen und psychologischen Reize seiner Schriften, welche der Natur der Sache nach wechselnder Beurtheilung unterliegen müssen. — So können wir, im ganzen geredet, die interessante und gedankenreiche Arbeit Allen aufs beste empfehlen, die in dem Kampf der Geister um die letzten Grundlagen unsrer Kultur ein besonnenes Wort zu hören geneigt sind. Auch hoffen wir, der Verfasser werde uns in Bälde eine breiter angelegte Einarbeitung seiner hier gegebenen Grundgedanken in die Anzahl der Spezialprobleme, an welchen dieser neueste Abzweiger philosophischer Arbeit, die Kulturphilosophie, ganz besonders reich ist, zutheil werden lassen. M. S.

fr. Mit der Besprechung der handelsrechtlichen Literatur bin ich seit längerer Zeit im Rückstande; gleichwohl habe ich nicht sehr viel nachzutragen. Ein Theil davon hat in der Handelsabtheilung des Hauptblatts seine Erledigung gefunden. Die Kommentare zum Handelsgesetzbuch sind noch unvollendet. Am weitesten ist Staub, der in geradezu staunenswerther Weise die Zeit für seine vielseitige Beschäftigung zu gewinnen versteht, mit seinem großen Werk vorangekommen; die siebente Lieferung reicht bis zum § 372 (Berlin, J. J. Heine). Zum Ruhme dieses Buches brauche ich nichts zu sagen; es hat einen beispiellosen Erfolg

zu verzeichnen gehabt. In sieben Jahren sieben Auflagen, sagt viel bei einem solchen Werk, und sagt doppelt viel, wenn bedacht wird, daß schon vor ihm vortreffliche Erläuterungen zum Handelsgesetzbuch erschienen waren. Vielleicht bietet sich die Gelegenheit, nach Abschluß des Werkes das Geheimniß dieses Erfolges etwas näher zu untersuchen. — Von Makowers Kommentar liegen vier Lieferungen vor, die bis § 291 reichen, außerdem das von Loewe bearbeitete Seehandelsrecht (Berlin, J. Guttentag). Neben Staub muthet das Buch etwas unmodern an; der Gediegenheit seines Inhalts thut das aber keinen Eintrag. — Gespannt kann man auf die weitere Entwicklung des Kommentars von Düringer und Hachenburg sein, von dem bis jetzt nur drei Lieferungen eingingen (Mannheim, J. Bensheimer). Hachenburgs geistvolle Vorträge über das bürgerliche Gesetzbuch habe ich schon früher besprochen; sie erscheinen derzeit in der zweiten Auflage. Eine Beurtheilung des Kommentars schiebe ich auf, ebenso wie eine Besprechung des Kommentars von Goldmann, von dem erst eine Lieferung vorliegt (Berlin, Franz Vahlen). — Fertig gestellt ist nur ein Kommentar zum Aktienrecht von Albert Pinner (Berlin, H. W. Müller), der für die zufolge der Rechtsänderung nothwendig gewordene Revision der Gesellschaftsverträge sehr erwünscht erschien und, wie ich vernahm und auch sehr glaubhaft finde, dabei gute Dienste leistete, daß die im gleichen Verlag herausgegebene Erläuterung der Wechselordnung von Rehbein, meines Erachtens, trotz der von Staub bearbeiteten, die beste die wir haben, nun die sechste Auflage erreicht hat, sei hier ebenfalls sofort erwähnt. — Von den ziemlich zahlreichen Handausgaben des Handelsgesetzbuchs ist nur die von H. Könige, ein recht praktisches Büchlein, eingegangen. — Systematische Darstellungen liegen vor von Engelmann, dessen ausgezeichnetes Werk „Das alte und das neue bürgerliche Recht Deutschlands“ (Berlin, J. J. Heine) ich schon besprochen habe und gern wieder erwähne, zumal das hier zu besprechende Werkchen ganz im gleichen Sinn gehalten ist und knapp, aber deutlich das Nothwendigste zusammenfaßt, sowie v. Fuld: Das Recht der Handlungsgehülfen (Hannover, Helwing), und Bloch: Der kaufmännische Lehrvertrag (München, Schweitzer). Zu meinem Bedauern gelange ich erst ziemlich spät dazu, die beiden letzteren Arbeiten, die schon geraume Zeit erschienen sind und allgemein die verdiente Anerkennung gefunden haben, hier zu nennen. Als interessanter Abschluß dieses Ueberblicks sei eine kleine Schrift über das Wechselrecht der Araber von Richard Graßhoff angeführt (Berlin, Otto Liebmann). Der Verfasser führt darin, gestützt auf gründliche Kenntniß arabischer Schriften, den Nachweis, daß die Araber schon im 8. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung einen lebhaften Wechselverkehr hatten und daß das Institut des Wechsels vermuthlich durch den Levantehandel von ihnen auf uns überging.

* In Heidelberg tagte am 19. und 20. d. M. die 30. Hauptversammlung der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. Nach einem Bericht des Vorsitzenden über die Thätigkeit der Gesellschaft, besonders in Bezug auf die Begründung von Volksbibliotheken, ergriff Prof. W. Rein das Wort zum ersten Referat über Volkshochschulkurse. Redner führte etwa aus: Die Kraft einer Nation ruht in ihrer geistigen und materiellen Kultur. Welchem dieser beiden Gebiete der Vorrang gebührt, ist eine strittige Frage. Die Vererbung geistiger und materieller Güter ist ungleich; die ersteren lassen sich nur durch eigene Arbeit in Besitz nehmen. Natürliche und künstliche Schranken verhindern die gleichmäßige Vertheilung der geistigen Güter. Redner unterscheidet drei Bildungsschichten, denen die öffentlichen allgemeinen Bildungsanstalten (Volksschule, Realschule, höhere Lehranstalt) entsprechen. Auf der höheren und mittleren Stufe bestehe ein lückenloser Bildungsgang bis zum Eintritt in den Beruf, auf der unteren Stufe leider nicht. Hier gelte es zu ergänzen und auszubauen. Dem werde von gewisser Seite, angeblich im Interesse des Arbeiters selbst, in Wirklichkeit aber wohl aus egoistischen Gründen, widersprochen und statt einer Erweiterung der Bildung des Arbeiterstandes eine Rückschraubung derselben empfohlen. Eine solche sei aber unmöglich. Die wirthschaftlichen Verhältnisse, die allgemeine Wehrpflicht, das allgemeine Wahlrecht verlangen gebieterisch eine Erweiterung derselben. Der Protestantismus könne auch aus kirchlichen Rücksichten einer künstlichen Zurückhaltung der Bildung niemals zustimmen.

Was haben nun Gesellschaft, Staat und Kirche für die Fortbildung der arbeitenden Klassen gethan? Die allgemeine obligatorische Fortbildungsschule ist in Preußen noch ein frommer Wunsch. Auch die Kirche hat nur in bescheidenem Umfange an der sittlichen Bildung der Jugend zu arbeiten vermocht. Etwas mehr ist seitens der Gesellschaft durch freiwillige Bildungseinrichtungen geschehen. In diese Arbeit sind neuerdings auch die Universitäten eingetreten. Vorangegangen sind die englischen Hochschulen, die ihre Isolirung im Volksleben stärker fühlten als die deutschen Institute. Der dort zuerst gemachte Versuch, vorwiegend die Arbeiter zu belehren, habe dahin geführt, immer mehr an die mittleren Klassen sich zu wenden. Von 1000 Theilnehmern an den englischen Hochschulkursen seien nur etwa 70 Fabrikarbeiter. In Deutschland sei der umgekehrte Weg eingeschlagen worden; man habe sich zuerst an die früheren Akademiker, dann an die Volksschullehrer und schließlich an die arbeitenden Klassen gewandt. Die Universitäten Marburg, Greifswald, Kiel, Jena, Göttingen, Berlin, Breslau und Heidelberg sind in die Arbeit eingetreten.

Ist dieses Vorgehen der Universitäten zu billigen? Aufgabe der deutschen Universitäten sei die wissenschaftliche Forschung und die Lehre. Letztere bedürfe einer weiteren Ausdehnung auf die im praktischen Leben stehenden Volkskreise. Die Universität trete damit in lebhaftere Beziehung zum Leben, auch ergebe sich eine vorzügliche Gelegenheit zur pädagogischen Schulung der jüngeren Dozenten. Unzutreffend sei der Einwand, daß die Hochschulkurse Halbbildung verbreiten. Sie schulen die Denkkraft und rufen damit geistige und sittliche Kräfte wach. Neben einer Reihe von Universitäten sind die Humboldt-Akademie in Berlin und viele Volksbildungsvereine in dieser Richtung thätig. Es sei nöthig, das Arbeitsgebiet zwischen diesen Organen sachgemäß zu begrenzen. Die geringe Betheiligung der Arbeiterschaft an den Kursen habe sowohl wirthschaftliche als politische Gründe (lange Arbeitszeit, unzureichende Löhnung, das durch die Führer genährte Mißtrauen). Trotzdem werde die Bewegung, die nicht künstlich hervorgerufen sei, weitergehen, und es sei eine Pflicht der Universitäten, daran mit ganzer Kraft theilzunehmen.

Auf diesen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag folgten noch einige ergänzende Ausführungen des Stadtraths Dr. Flesch (Frankfurt a. M.), die sich besonders gegen den akademischen Betrieb der Kurse richteten und vielmehr eine Organisation auf breitester, volksthümlicher Basis empfahlen, damit wieder die weitesten Kreise sich als ein Ganzes fühlen lernten. Diesen Vorschlag präzisirte schließlich noch Prof. Dr. Fuchs (Freiburg) dahin, daß im weiteren Verlaufe der Bewegung die Hochschulen sich darauf beschränken könnten, die große Zahl von Lehrern, insbesondere von Volksschullehrern, vorzubilden, die übrigen Kurse aber anderen Kräften überlassen könne, und daß zu den die Kurse veranstaltenden Körperschaften die Arbeiterschaft hinzugezogen werden müsse. — In der zweiten Sitzung erstattete zunächst Generalsekretär Tews (Berlin) den Jahresbericht. Daraus entnehmen wir, daß der gegenwärtige Mitgliederbestand sich auf 1800 Körperschaften und 3432 persönliche Mitglieder beläuft. Die Thätigkeit der Gesellschaft erstreckte sich besonders auf Gründung und Unterstützung von Volksbibliotheken, von denen 1899 allein 352 neu errichtet wurden, ferner auf die Förderung des öffentlichen Vortragswesens, von Hochschulkursen, Volksunterhaltungsabenden und anderen Fortbildungseinrichtungen. Das Vermögen beläuft sich auf 386,000 M.

Hieran schlossen sich drei Vorträge, von denen besonders der des Vorsitzenden Abg. Rickert über den Antheil der Volksbildung an der sittlichen Entwicklung des Volkes von allgemeiner Bedeutung ist. Referent weist zunächst an der Hand von statistischen Angaben die Unhaltbarkeit der Ansicht zurück, daß die Volksbildung die Zahl der Verbrecher erhöhe. Gerade in den östlichen Provinzen, wo die Schulbildung am mangelhaftesten ist, sei die Kriminalität am größten. Einen starken Einfluß auf diese übten ferner ungünstige wirthschaftliche und soziale Verhältnisse aus, wie hohe Preise der Lebensmittel und der Alkoholismus,

von denen namentlich die Bekämpfung des letzteren ein dankbares Feld biete für die Wirksamkeit der Gesellschaft. — Der zweite Vortrag des Prof. Dr. Kühn (Wiesbaden) handelte über den Verkauf guter und billiger Volksschriften und empfahl zur Bekämpfung der Schundliteratur das dänische und besonders das Schweizer System des Vertriebs guter Unterhaltungsliteratur. Die sich daran knüpfende Debatte beklagte vor allem das geringe Interesse des gebildeten Bürgerthums in Deutschland für diese Art Volksbildung. — In dem dritten Vortrage des Landwirths G. Grünwald (Leipzig) über Bildungsarbeit auf dem Lande wurde die soziale Nothwendigkeit einer guten ländlichen Bildung betont, weil davon Verminderung der Landflucht zu hoffen sei. Es müßten auch hier Volksbibliotheken gegründet werden, deren Inhalt dem ländlichen Leben entsprechen müsse. Sie seien im Schulhause oder noch besser in einem eigenen „Volksheim“ unterzubringen, in denen zugleich Volksunterhaltungsabende abzuhalten seien. Wie jetzt jedes Dorf ein Schulhaus habe, so müsse daneben ein Volksheim entstehen. — Nach einigen daran geknüpften Bemerkungen wurde die Versammlung geschlossen.

m. **Aus der Pfalz,** 15. Mai. Prof. Karl Schumacher zu Karlsruhe handelt im neuesten Heft der „Heidelberger Jahrbücher“ (1900; Verlag von Gustav Köster in Heidelberg) über „Die Handels- und Kulturbeziehungen Südwestdeutschlands in der vorrömischen Metallzeit“, und zwar 1. über die Bronzezeit.[1]) Er knüpft an die bezüglichen, leider nicht vollendeten Studien von Undset („Westdeutsche Zeitschrift“, V. Jahrg.) an und berücksichtigt die Forschungen der Bahnbrecher: Lindenschmit, Naue, Montelius, Tischler, sowie die der Lokalforscher: Bißinger, Mehlis, Nessel, Schnarrenberger, Tröltsch, Keller, Leiner u. A. Schumacher geht bei der Beantwortung der Frage von archäologischen Provinzen der Bronzezeit in Südwestdeutschland ganz richtig nach dem Muster von Ratzel, Kutzen u. A. von physikalisch-geographischen Erwägungen aus, welche das Mittelrheinland einerseits mit dem Westen (Nahe), andrerseits mit dem Osten (Main und Neckar) in direkte Verbindung setzen, die sich nach Süden bis zum Alpenkamm ausdehnt, während im Norden der saltus Hercynius entgegensteht. Auf Grund der nicht verschleppten[2]) Funde von Schwertern vom Ronzano- oder Möriger-Typus, von Dolchen vom Peschiera-Typus (Pfahlbauten), von Messern und Palstäben, besonders der bekannten celtes à talons, ferner von Sichelformen, von den bekannten Radnadeln, die sich in der Pfalz und besonders, was Schumacher anzuführen vergaß, in der Umgegend von Worms (vgl. Paulus-Museum) theils aus Grabhügeln, theils als Einzel- und Depotfunde nachweisen lassen, sucht der Verfasser die Handelswege zu bestimmen. Gefestigt werden deren Spuren durch zahlreiche Bronzegußstätten, die vom Bodensee und vom Rheinkreis hinab bis Mainz und Rüdesheim reichen und ganz besonders zahlreich am Ostrande des Hartgebirges nachgewiesen sind (vgl. Mehlis, „Studien zur älteren Geschichte der Rheinlande“, III. Abth., S. 33—51 und VIII. Abth., „Archäologische Karte der Rheinpfalz und der Nachbargebiete“). Auf Grund dieser Thatsachen scheidet Schumacher die verschiedenen Einflußsphären aus, welche auf Handel und Verkehr in der jüngeren Bronzezeit am Rhein, Main und Neckar gewirkt haben: 1. Der schweizerisch-oberitalische Typus in den Metallfabrikaten findet sich besonders in der Bodenseegegend und längs des oberen und mittleren Rheinthales bis zum Taunus und Hunsrück (bel âge de bronze der Schweizer Archäologen). 2. Die Donaukultur (Ungarn und Oberbayern) verbreitet sich nach Norden über die Alb und bis zum Bodensee, ja, wie die beim „Goldenen Herd“ von Schifferstadt gefundenen Keltformen beweisen (ungarischer Typus mit spitz zusammenlaufenden Rändern), die im Nationalmuseum zu München liegen und seinerzeit von Ohlenschlager, Naue und dem Referenten untersucht wurden, bis in das Herz der mittelrheinischen Ebene zwischen Noriomagus (= Speyer) und dem Ostabfall des durch seine Passagen ausgezeichneten Hartgebirges. 3. Das Mittelrheinland selbst erzeugte die Formen der hier heimischen Radnadel und des Absatzkeltes und bringt mit diesem rheinauf bis Hagenau, den Neckarstrand aufwärts bis Kocher und Jagst, hinauf den Main, ja hinab die Altmühl und Naab bis nach Böhmen und Ungarn. Andrerseits dringen diese Formen über den hercynischen Rücken hinab die Fulda und Weser bis ins Bernsteinland des Pytheas an der Elbemündung. Umgekehrt wandern ungarische Schwerter und oberbayerische Palstäbe in das Mittelrheinland ebensogut aus dem Osten, wie der Bernstein von Norden her in Gestalt von Ringen und Perlen in das Mittelrheinland ein. — So erklärt sich naturgemäß die Blüthe dieser „Wonnegauen“ am Mittelrhein schon zur Zeit, als von den hyperboräischen Barbaren keine Namen und Sagen den klassischen Völkern vermeldeten. — Einen weiteren Handelsweg sucht Schumacher an der Neckarmündung diesen Fluß aufwärts in der Richtung auf Hall aus Fundstellen dieser ersten Metallzeit nachzuweisen. Diese Straße brachte von Osten das Salz an den Mittelrhein. Aus diesem Zwielicht vorgeschichtlicher Dämmerzeit erschienen so „in schwachen Umrißlinien“, erhellt von der Fackel archäologischer Forschung, die archäologischen Provinzen der Bronzezeit, und zwar am Bodensee, im Mittelrheingebiet an den Hängen und auf den Plateau's der „Rauhen Alb“, und endlich im Gebiet zwischen Jagst und Main, im späteren Ostfrankenland. Mögen Schumachers archäologische Feldzüge auch die Verkehrssphären und Handelswege der Hallstatt- und la-Tène-Periode der Kulturgeschichte erschließen!

[1]) S. 256—272 mit Typentafel.

[2]) Für Gegner der Archäologie ein beliebtes Schlagwort.

* **Straßburg.** Wie ein hiesiges Blatt meldet, hat auch das reichsländische Ministerium die Verfügung getroffen, daß für Elsaß-Lothringen die Hochschule zu Freiburg in der Schweiz nicht mehr als Universität anerkannt und infolgedessen die an dieser Hochschule verbrachte Studienzeit bei der Meldung zu Prüfungen nicht mehr angerechnet wird. Es sollen nicht einmal die Semester angerechnet werden, die bisher schon in Freiburg zugebracht worden sind. Wann die reichsländische Regierung diesen Beschluß gefaßt hat, theilt das Blatt, dem wir überhaupt die Verantwortung für diese Notiz überlassen müssen, nicht mit.

* **Berlin.** Der deutsche Anthropologen-Kongreß findet in diesem Jahre in Halle vom 24.—27. September statt. Er ist wegen der vielen wissenschaftlichen Kongresse, die in Verbindung mit der Pariser Weltausstellung tagen sollen, auf dieses späte Datum gesetzt worden.

* **Aus Oesterreich.** Es wurden folgende Privatdozenten bestätigt: Dr. Adolf Elzholz für Psychiatrie und Neurologie an der Universität in Wien, Dr. Heinrich Pawek für Elektrochemie an der Technischen Hochschule in Wien, Dr. Gottlieb Matejka für allgemeine Kunstgeschichte an der böhmischen Technischen Hochschule in Prag, Dr. Jaroslav Bukovsky für Dermatologie und Syphilidologie an der böhmischen Universität in Prag, Dr. Michael Siedlecki für Zoologie an der Universität in Krakau und Dr. Wilhelm Bruchnalski für polnische Literaturgeschichte an der Universität in Lemberg.

* **Aus Rußland.** In Charkow starb am 13. d. M. der Universitätsprofessor Morosow; er war 1835 geboren und wirkte seit 1867 als Professor für physikalische Geographie an der Universität Charkow.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

W. Fred: Die Prä-Raphaeliten. Straßburg, Heitz 1900. — H. Wüscher-Becchi: Italische Städtesagen und Legenden. Leipzig, W. Friedrich. — Deutsche Universitätslehrer über die Flottenvorlage. Verlag der Berliner Wissenschaftlichen Korrespondenz — G. Hermann: Der „Simplicissimus“ und seine Zeichner. Berlin, Welt am Montag. — W. Stavenhagen: Die geschichtliche Entwicklung des österreichisch-ungarischen Militär-Kartenwesens. (S.-A. d. Zeitschrift d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin. Bd. 34, Heft 6 [März]). — Dr. W. Martens: Johann Gutenberg. Karlsruhe, Lang 1900. — Vierzigster Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der Deutschen Schiller-Stiftung. Vorort Weimar, März 1900. — *F. Scheibler:* Sette anni di caccia grossa e Note di Viaggio in America, Asia, Africa, Europa. Milano, Hoepli 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 23. Mai. Nummer 118.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Des Himmelfahrtsfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Freitag.

Uebersicht.

Neues über die Anfänge der Fugger.

Von Aloys Schulte.

Die älteste Geschichte des Fugger'schen Hauses besitzt eine scheinbar ganz vorzügliche Quelle, eine Familienchronik, die auf den ersten Blick bis auf die Angabe der Jahreszahlen herab in Ordnung zu sein scheint. Ihr Verfasser ist Hans Jakob Fugger, der 1546 das „Geheim Ernbuch des Fuggerischen Geschlechtes“ schrieb, an das sich später allerhand andere Nachrichten ankrystallisirten. Und dieser Chronist beruft sich noch dazu auf die besten Quellen, die denkbar sind, auf die Steuerbücher der Stadt.

Meine Arbeiten zur Geschichte des Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien brachten so viele unbekannte Dokumente zur Geschichte dieses Hauses in meine Hand, daß eine nähere Verarbeitung mit der Geschichte des Fugger'schen Hauses mir immer wünschenswerther erschien. Bei archivalischen Forschungen im Stadtarchiv in Augsburg lernte ich auch die herrliche Serie der Steuerlisten kennen und begann zunächst von zehn zu zehn Jahren oder aus den Jahrgängen, zu denen Register bereits hergestellt waren, mir die Steuerbeträge aller Fugger zu notiren. Und da stellte sich mir sofort mit voller Klarheit heraus, daß die bisher im wesentlichen stets auf jene Geschlechtschronik zurückgehende Darstellung sehr viele grundfalsche Züge enthält und die wahrsten und besten Quellen zur ältesten Geschichte des Hauses überhaupt noch nicht benutzt sind; daß jene Chronik wohl diese Quellen genannt hat, sie ernsthaft benutzt zu haben aber nur vorgibt. Ich bin dann noch einmal nach Augsburg zurückgekehrt und habe auf dem Stadtarchiv in aller Hast, unterstützt durch die große Güte der dortigen Herren Archivbeamten, die Notizen über die Steuern der Fugger zusammengerafft und klopfte auch auf dem fürstlichen Archive an. Nicht ganz umsonst; aber schließlich war das Ergebniß doch sehr gering. In so alte Zeiten gehen die Papiere des Archivs, das für die Glanzzeit des Hauses reich ist, nicht zurück. Noch gibt es eine Quelle, die mir Ertrag versprach; aber ich konnte nicht daran denken, die wunderbare Reihe der Baumeisterbücher, der Stadtrechnungen durchzuarbeiten. Standen mir doch kaum so viel Tage zur Verfügung, wie Wochen nothwendig gewesen wären. Da mein Zweck mehr die Anregung und die rasche Gewinnung der großen Ergebnisse war, verzichtete ich auf alle feinere, liebevolle Nacharbeit und Revision. Ich glaube, die Züge der ältesten Geschichte des Hauses so wie so festlegen zu können. Jede weitere Arbeit wird mich erfreuen.

Für die Geschichte der Fugger haben uns die letzten Jahre ja glänzende Studien gebracht; Ehrenberg (das Zeitalter der Fugger, Jena 1896) und Häbler (Geschichte der Fugger'schen Handlung in Spanien. Weimar 1897) haben auch bereits mit einiger schwachen Skepsis sich gegen den Familienchronisten gewendet, während Geiger (Jakob Fugger, Regensburg 1895) noch ganz gläubig seine Berichte hinnimmt.

Die Grundforderung ist die, für die Zeit vor 1500 die Chronik überhaupt nicht zu benutzen, sondern zunächst ausschließlich den echten, primären Quellen zu folgen, und an dieses Gerippe mit großer Vorsicht die Nachrichten der Chronik zu hängen. Man verliert damit eine Menge von Namen, namentlich von den Frauen, aber wer wie ich versucht, diese Widolf, Gevattermann, Meißner in den Steuerlisten aufzusuchen, wird sich überzeugen, daß diese Namen keine Wirklichkeit haben.

In der Steuerliste von 1368 ist mit den Worten: Fucker advenit das Jahr gegeben, wo der erste Fugger nach Augsburg einwanderte und daß er vom Graben auf dem Lechfelde kam, mag richtig sein, da später die Familie den Grundbesitz dort festhielt. 1382 bezw. 1383 sind es zwei Fucker, Hans und Utz, jener erste Fugger war aber Ulin oder Utz (beides Koseformen zu Ulrich), denn in dem Achtbüchlein steht ein Eintrag zu diesem Jahre über: „Ulin Fuggers des langen des webers knecht.“ Dasselbe Büchlein bringt noch zwei weitere bisher unbekannte Nachrichten, beide über Mordthaten. 1379 ward Hartmann der Steiger erschlagen und um ihn als ihren Oheim klagten Hans Fucker, Haintz, Liutold und Peter Fries. War Hartmann der Steiger Hansens Oheim, so muß seine Mutter diesem Geschlechte angehört haben, während die Chronik ihm eine Maria Meißner zur Mutter gibt, in einer Zeit, wo der Name der Gottesmutter noch von Niemand getragen wurde. Hans hatte das Unglück, neben seinem Oheim auch seinen Bruder durch eine Gewaltthat zu verlieren. 1394 erschlug der Bleicher Konrad Kistler Ulrich den Fucker, um den seine Wittwe Agnes, seine Brüder Hans und Claus und sein Sohn Konrad klagten.

Seit 1396 enthalten die Steuerlisten außer den Einträgen der Namen der Steuernden auch die Angabe des Steuerbetrages und da wird uns wieder eine Ueberraschung zu theil. Zwar die Söhne des Ulrich Fugger, des zuerst angesiedelten, dann ermordeten, entrichten keine hohe Steuer, aber Hans zahlt eine Reihe von Jahren hindurch 26 fl., 1398 gar 38½ fl. Die Annahme, als seien die Fugger in ihrer ersten Augsburger Zeit so gar arm gewesen, ist damit eben als eine Legende erwiesen. Jener Hans war gewiß nicht mehr ein Webermeister, der mit seiner Frau allein am Webstuhl saß, wir

möchten uns da schon eine größere Zahl von Gesellen und einen kaufmännischen Betrieb denken.

Die Augsburger Steuerlisten haben den großen Vorzug, auch die Wohnung innerhalb, allerdings nicht ganz genau bestimmter Gegenden anzugeben. So steht die älteste Wohnung unter der Bezeichnung: vom hailig crutzertor gen Werttachbrugg oder Salta Slüderlinstor oder ad portam hinter dem hl. cruze, jedenfalls stand die älteste Wohnung also in jenem stillen Reviere, das sich hinter der hl. Kreuzkirche nach auswärts hin ausdehnt. Von 1397 an wohnte jedoch Johannes Fugger „Am Ror", d. h. in der Gegend des Rathhauses, an der Ecke des Judenberges, also schon damals zogen die Fugger in eine gute Geschäftslage, sie wohnten jetzt bereits mitten zwischen den Geschlechtern und Kaufleuten, dem Weberhause gerade gegenüber.

Die Nachkommen Ulrichs, die in kleinen Verhältnissen stecken blieben, sollen uns fortan nicht weiter beschäftigen. Johann Fugger starb, wie aus den Steuerlisten hervorgeht, 1408 oder 1409, seine Wittwe hielt bis 1436 das Vermögen, also das Geschäft zusammen, nur in den letzten Jahren erscheint daneben ihr Sohn. In diesen Jahren wuchs das Vermögen ja nicht, aber sie behauptete doch ihre Stellung, und schon übertrafen die Fugger die Welser, die doch zu den Geschlechtern gehörten. Im Jahre 1417 zahlte Bartholomäus Welser 23 fl., die Fuggerin aber 24½. Mit 1440 erscheinen dann miteinander verbunden die Gründer der beiden Linien des Hauses, der Fugger vom Reh und der Fugger von der Lilie, Andreas und Jakob; jenen läßt die Chronik 1408, diesen 1410 geboren werden. Beide waren sicher wenigstens etwas älter. Ihr Vater hatte in der Familie damit begonnen, seinen Kindern Apostelnamen zu geben, dieser Sitte blieb auch die nächste Generation getreu, nur wurde auch dem hl. Bischofe von Augsburg Ulrich und dem hl. Ritter Georg zu Ehren ein Sohn benannt. 1454 trennten sich die beiden Brüder und führten fortan gesondert ihre Geschäfte, wenn sie auch zunächst noch im selben Hause wohnten. Von vornherein versteuerte Jakob, der Ahnherr aller heute noch lebenden Fugger, mehr als sein Bruder (Jakob zahlte 1455 fast 24 fl., Andreas 18½).

Die chronologische Ueberlieferung steht damit wiederum im Widerspruch. Andreas sei ein hoffärtiger, übermüthiger Mensch gewesen, der durch glücklichen Handel sich ein bedeutendes Vermögen erworben habe, so daß man ihn im Gegensatz zu seinem Bruder Jakob den „reichen Fugger" genannt habe. Von einem Gegensatz zwischen beiden Brüdern kann nicht wohl die Rede sein; denn nur drei Jahre lang haben die Beiden ihre Geschäfte getrennt geführt. Schon 1457 ist Andreas gestorben, und nun trat zunächst bei den Fuggern vom Reh die für die Geschichte der Fugger im 14. Jahrhundert charakteristische Verwaltung durch Witwen ein. Andreas Fuggerin repräsentirt nun bis 1476 das Haus, seit 1466 erscheint mit ihr, seit 1472 selbständig neben ihr, ihr Sohn Lukas. In dieser Periode hat das Vermögen dieser Linie nur in der letzten Zeit zugenommen. Die Sachlage ist nicht so leicht zu erkennen, da mir die Steueransätze nicht bekannt sind, aber eine ziemliche Sicherheit hat man, wenn man mehrere Vermögen zugleich verfolgt und dann nur die niedrigsten Steuerjahrgänge berücksichtigt, also jene Jahre, in denen sicher nur die einfache Steuer erhoben wurde. Eine ganz exakte Untersuchung, welche den Steuerfuß jeden Jahrganges feststellt, wird auch die anderen Jahrgänge nützlich machen können. Wenn die Wittwe 1460: 17½ fl. 5½ gr. 10 Pfg. zahlte, so kehrt dieser niedersteSteuerfuß überhaupt nicht wieder, aber der doppelte von 1458 mit 35 fl. 11 gr. mit vielen Jahrgängen, so 1471: 32½ fl. 13½ gr. In ihrem letzten Lebensjahre zahlte die Wittwe und ihrSohnLukas in zwei Posten zusammen: 58 fl. 12½ gr. Nach dem Tode ihres Mannes war dieWittwe von ihremSchwager fortgezogen und wohnte nun bis 1463 „vom Jörig Aunsorg," dann bis zu ihrem Tod Clebsattlergasse — das ist die Armenhausgasse und ein Theil der Maximilianstraße, während ihr Sohn seit 1473 „vom Ulrich Arzat" wohnte. Daß das Stammhaus der andern Linie verblieb, spricht dafür, daß die Fugger von der Gilge der ältere Zweig sind, entgegen der Ueberlieferung. Die Tradition bezeichnet eine Barbara Stammler als die Frau des Andreas, Gründe, die dafür oder dagegen sprächen, habe ich in den Quellen nicht gefunden. Eine Stammlerin ist mir in den Listen von 1434 und 1441 begegnet in der Clebsattel-Gasse, sie zahlte 8 bez. 6 fl. 1538 wurde diese Familie, gleich den Fugger, Rehm, Imhof, Arzt, Langinger, Menting und Baumgartner, mit denen die Fugger in Verwandtschaft traten, in die Reihe der Geschlechter aufgenommen.

Doch wenden wir uns zunächst dem anderen Aste zu. Jakob Fugger war die elterliche Wohnung „amRor" oder „am Rathhaus" — das heute mit einer Inschrift bezeichneteHaus an derEcke desJudenberges — verblieben. Das ist in der That das echteste Fuggerhaus; von 1398 bis 1497 spielte sich die Geschichte der Fugger von der Lilie in diesen Räumen ab. Auch Jakob Fugger hat kein allzu hohes Lebensalter erreicht, er starb im Jahre 1468 und nun folgte auch bei dieser Linie eine lange Zeit, in der die Mutter das gesammte Geschäft vertrat, erst 1480 sondert sich der erste Sohn Ulrich ab; aber die alte Mutter kann man bis 1496 verfolgen. Sie muß eine hervorragende Frau gewesen sein. Sie hatte — ich vertraue hier den Angaben der Chronik — in den Jahren 1441 bis 1461 ihrem Gemahle 11 Kinder geschenkt und beim Tode des Vaters lebten davon sicher noch acht, zwei Söhne und eine Tochter waren schon gestorben. Von den acht Kindern waren fünf Söhne: der älteste, Ulrich, war beim Tode des Vaters schon 27 Jahre alt, der jüngste Sohn, der große Jakob Fugger, zählte 9 Jahre. Aber im Hause lebten auch Verwandte der Frau; denn die Familie, aus der sie hervorgegangen war, hatte Unglück gehabt. Nach den Steuerlisten wohnten eine Zeitlang bei den Fuggern Jörg Bäslinger, dann Ulrich Bäsinger. Ganz mit Recht gibt also die Ueberlieferung diesem Jakob Barbara, die Tochter des Münzmeisters Franz Bäsinger, zur Frau. Der Schwiegervater, von Haus aus Goldschmied, daneben ein Spekulant mußte 1444 seine Zahlungen einstellen. Er hatte auf Fardell — also wohl auf Barchent oder doch Textilballen — spekulirt, schuldete in der Stadt bei 10,000 fl., außerhalb bei 28,000 fl. Er erwirkte vom Könige ein Moratorium. Doch verlor er das Recht und wurde gefangen gesetzt. Seine Freunde erreichten aber einen Accord, sie waren mit zwei Drittel zufrieden. Bäsinger zog nach Schwaz, und man erzählte sich in Augsburg, eigentlich sei die Stadt an dem Unglück des Münzmeisters schuld. Sie habe ihm zugesagt, man wolle münzen und er solle sich vorsehen; dann aber sei die Absicht geändert worden. In den Steuerlisten fand ich Franz 1434 mit der sehr erheblichen Steuer von 25 fl. 17 gr. 4 Pf., 1441 zahlte er jedoch nur 8 fl. 54 Pf. Franz Bäsinger wurde Münzmeister in Tirol und er ist es wohl gewesen, der dem Fugger'schen Handel die entscheidende Richtung gab; denn im Jahre 1448, also in einer Zeit, wo sich die Gebrüder noch nicht getrennt hatten, erscheinen sie als Gewerken bei dem Bergbau von Schwaz in Tirol.

Wenn bis dahin bei den Fuggern der Vertrieb der Augsburger Barchente der Kern des Geschäftes gewesen war, so begann jetzt schon die Zeit der Verbindung mit dem Bergbau auf Edelmetalle. Daraus erwuchs der Lieferungsverkehr mit den Münzen, der Abschluß von Anleihen, kurzum der Geldhandel.

Zuerst erwarb der Zweig des Andreas ein Wappen, 1462 verlieh Kaiser Friedrich III. Jakob Fugger und seinen Brüdern eine güldene Rehhündin in blauem Felde. Die Chronik sieht darin wieder eine Kränkung der anderen Linie, aber ich habe unter den Wappenbriefen selten solche gefunden, wo auch für die Vettern mitgesorgt wird. Immerhin mag für die Fugger vom Reh ein Haschen nach äußerem Glanze bezeichnend sein. Die Chronik gibt ihrem Stifter vier Söhne: Lukas, Jakob, Matthäus und Johannes. In den Steuerlisten begegnet zuerst 1472 Lukas, der wohl der älteste war, 1479 Jakob, 1480 Matthäus, Johannes jedoch, der nach der Chronik „valiert hat und auf S. Anna-Berg wohnen müssen" habe ich in Augsburg nirgends gefunden. Er war nach Nürnberg verzogen, wo er 1495 Safranschauer war. Der Safran ist heute aus der Küche verdrängt, ich habe in einem nicht kleinen Kolonialwaarengeschäft nur eine kleine Probe vorräthig gefunden, damals aber war Safran das Hauptgewürz und im Handel Hauptspekulationsartikel. Nürnberg setzte sehr früh eine eigene, bald weit berühmte Schau ein, um die sehr beliebten Fälschungen zu verhindern. Hans Fugger sollte übrigens den Safran seiner Vettern nicht schauen. Er gab 1499 sein Bürgerrecht in Augsburg auf. Seine Wittwe ist wohl jene Veronika, die 1510 ihre Tochter, „die schöne Hester", an Lukas Sitzinger von Augsburg vermählte, die Hochzeit ward mit Rücksicht auf Jakob Fugger, der als Gast gekommen war, auf der Stadtwaage gehalten. Auch noch weiter läßt sich diese Linie der Fugger vom Reh verfolgen.

Die übrigen Brüder blieben in Augsburg, sie haben — so scheint es — sich Alle in großen Spekulationen versucht, um schließlich Alle Unglück zu haben. Lukas und Matthäus sind mir vielfach in Italien begegnet, sie haben geradzu eine Zeitlang in Mailand gesessen und 1475 und 1479 wurden für diese Beiden, „unsre Bürger und Kaufleute von Mailand", von der Herzogin-Wittwe von Mailand besondere Geleitsbriefe ausgestellt. Sie erscheinen 1472 auch unter jenen Kaufleuten, welche beim Herzog Galeazzo Maria von Mailand die Errichtung eines Kaufhauses für die Deutschen — ein Gegenstück des Fondaco dei Tedeschi in Venedig — befürworteten. Nach der Chronik hat Matthäus sehr gewagte Spekulationen gemacht, er hatte dabei bedeutende Verluste und hatte das Unglück, daß bei einem Ritte nach Mailand, am Gestade des Comersees, sein Pferd scheute, so daß Roß und Reiter ertranken. Auch diese Angaben können nicht völlig richtig sein. Noch 1491, ein Jahr nach dem Tod des Matthäus, zahlte die Wittwe die gewohnte Steuer, dann allerdings begann die Noth, aber gleichzeitig mit der des Lukas, der später noch einmal für seine Schwägerin mit die Steuer entrichtet.

Weit vermögender als Matthäus war in seinen guten Tagen Jakob, er zahlt 1491 41 fl., während Lukas sich noch höher hinaufgearbeitet hat, er zahlt 1491: 93 fl. In diesem Jahre, unmittelbar vor ihrem Sturze, zahlten die Fugger vom Reh an Steuer zusammen 164 fl. 17 gr. 34 Pf., während die von der Lilie zusammen 335 fl. entrichteten. Bleiben wir bei Lukas! Im Jahre 1474 stellte er in Mailand als seinen Bevollmächtigten Andreas de' Buonsignori de Busti — einen angesehenen Kaufmann auf und da dieser sich im nächsten Jahre an der Pacht der Silbergruben des Herzogthums Mailand betheiligte, mag auch Lukas Fugger an diesem Unternehmen Antheil gehabt haben. Nach der Chronik betrieb er einen ausgedehnten Handel mit „Spezerey, Carmasyn, seiden und wüllen gewand, von Venedig auß, auf Nuernperg, Leybzig und an die Reinische See, auch auff Anttorf und widerumb herauf mit wullen gewandt", er habe sich ein bedeutendes Vermögen erworben. „Es hat aber dieser Herr Lukas Fugger des Raths der statt Augspurg, in seinem Allter ein schwern Uhnfahl erlitten, daß er hat der statt Lewen in Brabant 10,244 fl. vnnd 13 Stiber in dreyen Posten, auf genugsam Verschreibung . . . . gegeben." Diese Verschreibung sei aber nicht gehalten worden, an Lukas sei keine Bezahlung erfolgt und er habe jahrelang um sein Recht, schließlich am Kammergericht kämpfen müssen, endlich sei nur wenig von dem Hauptgute wieder erlangt worden. Auch habe er für einige große Bürgschaften eintreten müssen. Diese Angaben können richtig sein, jedenfalls verschweigen sie manches. Noch 1489 genoß Lukas Fugger so viel Ansehen in seiner Vaterstadt, daß, als diese ihre Mitbürger wegen der gefährlichen Läufe von der Frankfurter Messe heimbeorderte, sie den Befehl an Hieronymus Welser und Lukas richtete. In Venedig ist der Bankrott 1494 zum Ausbruche gekommen, dort hatte Lukas seinen Kredit auf das äußerste angespannt. Er selbst wie sein Sohn Markus und ein betheiligter Sensal flüchteten und erst im Februar 1499 wurde ein Vergleich der Mehrheit der venetianischen Gläubiger mit dem Schuldner für alle aus Venedig verbindlich gemacht. Dem eignen Bankrotte war unmittelbar der Heinrich Stammlers, der mit Lukas durch dessen Mutter verwandt war, voraufgegangen, auch er war von Venedig geflohen. Aus den Steuerlisten geht hervor, daß die erste Unklarheit schon 1492 eintrat und zwar gleichmäßig bei allen Fuggern vom Reh. 1493 bezahlte Lukas für sich, seinen Bruder Jakob, seine Schwägerin, die Wittwe des Matthäus, seinen Sohn Lukas und zwei angeheiratheten Verwandte, noch einmal die Steuern, dann erscheinen die Posten Aller dieser Linie fast stets ohne Zahlung, nur die Frau von Lukas und sein Sohn Stephan erscheinen mit kleinen Zahlungen, auch Jakob rettete einiges aus dem Zusammenbruch, der allem nach ein gründlicher gewesen sein muß. Lukas hatte seit 1486 seine Wohnung im Stadttheil „Vom Schusterhaus", d. h. in der Maximilianstraße am Abhange zum Lech hin.

Ein Antonius Fonger oder Fouges, der Sohn eines Andreas, war bei der Gesellschaft der Vöhlin von Memmingen Faktor und zwar in Italien; war er wirklich ein Fugger, so muß er ein unehelicher Sohn des Stammvaters der Fugger vom Reh gewesen sein.

Am sichersten war die Ueberlieferung natürlich bei den Fuggern von der Lilie, denen 1473 dieses Wappen verliehen wurde, mit ihnen hat sich auch die neuere Forschung am meisten beschäftigt.

Von den Söhnen des Stifters der Lilienlinie sind nach der Chronik Andreas und Hans in jungen Jahren in Venedig gestorben. Johannes in einem Alter von 16 Jahren, also Beide gewiß als Lehrlinge; denn Venedig war die Stadt, wo damals die oberdeutschen Kaufleute die Handelschaft erlernten. Von den weiteren Söhnen waren Ulrich, Peter und Georg zur Kaufmannschaft bestimmt. Ulrich Fugger erscheint zuerst 1480 in den Steuerlisten selbständig neben seiner Mutter, 1489 folgen Georg und Jakob. Georg kann ich 1486 in Italien, 1487 1488 und 1492 in Nürnberg nachweisen, wo er mit Kilian Auer associirt war. Ein anderer Nürnberger, Hans Kramer, war mit Ulrich, Jörg und

Jakob zu einer Gesellschaft verbunden, die sich Oktober 1486 auflöste. Das Vermögen der Gesellschaft belief sich auf 4628 fl. Jakob war gleich seinem älteren Bruder Markus zum geistlichen Stande bestimmt. Dieser Markus war durch päpstliche Provision zum Domherrn in Augsburg gemacht, allein das Kapitel hatte ihn zurückgewiesen und 1478 starb der 30jährige in Rom. Nach der Chronik war Jakob bereits Kanonikus im Kollegiatstifte von Herrieden im Bisthum Eichstätt, als nach dem 1473 erfolgten Tode seines Bruders Peter, die Brüder in ihn drangen, sich der Kaufmannschaft zu widmen. Nachforschungen in den Archivalien von Herrieden könnten wohl leicht Klarheit schaffen. In Venedig begann der 14- oder 18jährige seine Thätigkeit als Lehrling. Wir wissen, daß dort 1484 die Gesellschaft des Heinrich (offenbar Ulrich) Fugger und seiner Brüder eine Kammer im Fondaco eingeräumt erhielt, die ihnen 1489 für immer zugestanden wurde.

Das Vermögen der Fugger von der Lilie, bei dem Tode Jakobs (I.) schon recht erheblich, wuchs ohne Rückschläge unter den Händen seiner Söhne.

Da für die Zeit von 1475 bis 1520 Buff auch den Steuerfuß festgestellt hat, läßt sich für diese Zeit der wahre Steuerbetrag in einen normalen umrechnen, der Vergleichungen der Jahre zuläßt. Hätte in Augsburg stets der Steuerfuß 1 fl. von 100 fl. Mobiliarbesitz, ½ von 100 fl. Immobilarbesitz betragen, so hätten nach Ausweis der wirklichen Zahlungen die Steuern der Familienglieder sich in folgender Weise gesteigert, ich gebe nur die Jahre mit Veränderungen an.

	Mutter	Ulrich	Jörg	Jakob	Zusammen	
1475	80	—	—	—	80	fl.
1480	100	51	—	—	151	„
1486	„	93	—	—	193	„
1488	132	93	8	40	273	„
1489	„	„	60	40	325	„
1490	„	„	70	„	335	„
1492	„	100	75	40	347	„
1493	160	170	„	120	525	„
1495	„	„	140	„	590	„
1497	„	142½	„	„	562½	„
1499	?	„	„	160	?	„
1500	230	228	190	182	830	„
1501	„	225	„	„	827	„
1504	251	1000 (Ulrich, Jörg, Jakob zusammen)			1251	„
1513	2062 (zusammen)				2062	„
1516	2400				2400	„ gesetzte Steuer.

Das Vermögen stieg von 1475 bis 1500 diesen Steuerbeträgen nach um 1037 Proz., von 1500 bis 1513 um 248 Proz.

Die Steuerabgaben waren in der That nicht stets so hoch wie oben angegeben ist, von 1509 bis 1520 wurde nur die Hälfte bezahlt, so zahlte Jakob also 1513 für die ganze Familie 1031 fl.

Diese Ziffer erscheint enorm; sie gewinnt aber doch erst einen rechten Werth, wenn wir sie mit andern vergleichen. Augsburg besaß damals eine große Zahl von enorm reichen Kapitalisten. Nach den Fuggern folgen sich 1513 die Wittwe Sigmund Goßenbrots mit einer Steuer von 348 fl., Hans Baumgartner 296 fl., Jörg Höchstetter mit seinen Söhnen Wilhelm und Siegmund 265 fl., Endres Grander 222 fl., Philipp Adler 182 fl., Ambrosi Höchstetter 167, Christoph Herwart 161 fl., die Söhne der Honoldin 154 fl., Antoni Welser 153 fl., Franz Baumgartners Kinder 151 fl., Conrad Rehlinger 146 fl. u. s. w. Wir wissen auch welche Vermögensziffer dieser Steuer der Fugger entsprach; denn nach der Abrechnung vom 14. Februar 1511 betrug das Vermögen aller Fugger von der Lilie: 245,463 fl., Ulrich Fuggers Erben gehörten 87,583, Georgs Erben 76,881, während Jakob 80,999 fl. besaß.

Seit 1488 wohnte Ulrich „vom Rappolt", die drei Brüder hatten das Haus von der Wittwe Felicitas Großlin gekauft und verbauten viel darauf. 1494 verließ auch Jörg das väterliche Haus, um „vom Ulrich Arzat" ein Quartier zu beziehen. Diese beiden bilden die berühmte goldene Schreibstube, die im vorigen Jahre leider umgebaut wurde (zwischen Philippinen- und Annenstraße). Hier waren also in der Hochblüthe des Hauses die Komptoirs und Waarenlager. Der Klügste aller Fugger, Jakob, der ehemalige Chorherr von Herrieden, räumte, als der Letzte, 1497 das elterliche Haus, um das Heim zu beziehen, aus dessen Erweiterung das heutige fürstlich Fugger'sche Palais erstanden ist. 1498 hielt er hier seine Hochzeit mit der an Lebensjahren weit jüngeren Sibylla Arzt.

Die Geschichte der Fugger ist nun besonders dadurch charakterisirt, daß die Gesellschaft, welche sie bildeten, unzertheilt blieb und nicht wie die andern Gesellschaften auch fremdes Blut in sich aufnahm. Die feste Führung der Geschäfte wurde dadurch möglich. Die anderen Gesellschaften hatten ferner nicht allein sehr bald Ritter, die Männer ihrer Töchter, als Mitgesellen, sie konnten es auch nicht verhindern, daß einzelnen von den Söhnen der Handel bald mißfiel und solche sich zum Ritterstand wendeten, dabei auf das Land übersiedelnd. Dieser Versuchung haben die Fugger trotzen können. Man darf dabei eins nicht übersehen. All die andern Gesellschaften des Spätmittelalters, die diesen Uebergang zum Adel nicht verhindern konnten, waren von Mitgliedern der Geschlechter gebildet und geleitet; diese Kreise hatten viel eher Zutritt zu den Turnieren und den Vergnügungen des Adels, für die Fugger war diese Welt verschlossen. Sie suchten sich aber auch nicht hineinzudrängen. Trotz ihres Reichthums hat kein Fugger von der Gilgen vor den Söhnen Georgs je die Hand einer Patrizierstochter geheischt. In dieser Generation heirathete Raymund eine Thurzo und das war die Tochter des Compagnons in den großen Bergwerksunternehmungen, während Anton sich mit einer aus den Geschlechtern Rehlinger vermählte. Um die Töchter der Fugger bewarben sich längst die Junker vom Lande. Die Geschichte des Fugger'schen Hauses wurde von den Nachkommen bis heute respektirt. Auch nach ihrer Erhebung in den Grafenstand hielten sie zunächst an dem bürgerlich kaufmännischen Gewerbe fest. Wie der Adel von Genua und Venedig traten sie dem Satze praktisch entgegen, daß der Adel die Kaufmannschaft ausschließe. Und die späteren Generationen sind nie auf den Gedanken gekommen, wie es so viele adelige Familien gethan haben, über die ersten Anfänge ihres Hauses sorglich einen Schleier zu breiten. Das ist ja die größte Lehre der Fugger'schen Geschichte, daß sie vom einfachen Webstuhle zur Fürstenkrone führt durch Arbeit und Mühe und wieder durch Mühe und Arbeit.

Ueber Entstehung und Ursprungslegenden der Malerei in China.

Von Friedrich Hirth.

II.

Für die den Tschóu folgende Periode der Ts'in findet sich eine merkwürdige Legende, die sich an die Thronbesteigung des berühmten Schï Huang-ti 221 v. Chr.

knüpft. In diesem Jahre wurde dem Kaiser aus einem fremden Lande namens K'ién-siau als Tribut ein Künstler zugeschickt, der aus Nephrit Figuren zu schnitzen verstand und im Malen geschickt war. Es handelt sich also jedenfalls nicht um einen Chinesen. Was ihm zugeschrieben wird, klingt so fabelhaft und stammt außerdem aus einer Zeit, in der die Legendenbildung über die Vergangenheit so stark betrieben wurde, daß es uns schwer wird diesem J („Barbar"), nach Einigen „Lié-i" („verdienstvoller Barbar"), genannten Bildner und Maler historische Bedeutung beizumessen. Er bespie mit seinen Farben den Boden, der sich alsbald mit Geistern und allerhand Truggestalten belebte. Groß war er auch im Herstellen von Thierfiguren aus Nephrit mit Haaren, ganz als ob sie echt wären. Diesen pflegte er auf der Brust die Zeichen für Sonne und Mond als Marke einzugraben. Er verstand es, mit dem Finger auf der Erde eine tausend Fuß lange Linie zu ziehen, die so gerade war, als ob sie mit der Schnur gezogen wäre; und wiederum zeichnete er in den Raum eines Quadratzolles ein Kartenbild, das die vier Ströme, die fünf heiligen Berge und die dazwischen liegenden Länder, mit andren Worten ein Bild der ganzen damals bekannten Welt, enthielt. Ferner malte er Drachen und Phönixe, die sich in die Lüfte erhoben, als ob sie fliegen könnten. Nur durfte er diesen Geschöpfen keine Augen aufmalen; that er es dennoch, so flogen sie auf und davon. Der Kaiser rief erstaunt aus: „wie ist es möglich, daß diese in Stein geschnittenen und gemalten Gestalten hinwegfliegen können?" Er befahl dem Künstler zweien seiner aus Nephrit gemeißelten Tiger mit reinem Lack je ein Auge aufzumalen. Der Künstler gehorchte, aber kaum waren zehn Tage vergangen, als die beiden Steinfiguren spurlos verschwanden. Draußen in den Bergen aber hatte man zwei einäugige weiße Tiger sich umhertreiben sehen, von gleicher Haarfarbe, und zwar nicht von der landläufigen Art. Im folgenden Jahre wurden von einem Lande des Westens zwei weiße Tiger als Tribut eingesandt, die ebenfalls nur je ein Auge hatten. Als der Kaiser sie im Käfig besichtigte, kam ihm der Verdacht, dies müßten die verlorenen Nephrit-Figuren sein. Er ließ sie tödten, und siehe! auf der Brust fanden sich Sonne und Mond, die Marken des Künstlers, der die verschwundenen Nephrit-Tiger verfertigt hatte. Es scheint, daß sie nunmehr wieder in Miniatur-Ornamente zurückverwandelt wurden, denn der Berichterstatter fügt hinzu, daß die beiden Tiger noch bis zum Ausgang der Dynastie Weï, d. i. zum 6. Jahrhundert n. Chr., als Schwertgriffe gedient haben.

Der mitgetheilten Legende mag zwar ein geschichtlicher Kern zugrunde liegen, denn der Kaiser Schï Huang-ti, dem der lächerliche Versuch zugeschrieben wird, die gesammte vor seiner Zeit entstandene chinesische Literatur zu verbrennen, huldigte dem unsinnigsten Köhlerglauben und ist thatsächlich von manchem Cagliostro seiner Zeit in unglaublicher Weise betrogen worden; aber für das Vorhandensein einer Malerkunst beweist sie nichts. Für uns ist jedoch darin von Interesse, das erste Auftreten einer im chinesischen Alterthum immer und immer wiederkehrenden Legende, wonach das Auge bei der bildlichen Darstellung von Drachen, Götzenbildern und Menschen das belebende Element bildet. Der gewöhnliche Sterbliche darf schon ein Bild mit Augen versuchen, dem echten Meister aber ist Vorsicht anzurathen. Denn in dem Moment, in dem er dem sonst fertigen Portrait das Auge, den Spiegel der Seele, hinzufügt, hat er ein lebendes Wesen geschaffen. Dies ist eine Anschauung, die sich gern in den Legendenkreis mischt, der selbst von der anerkannt historischen Zeit unzertrennlich ist, und als deren ältestes Beispiel die Erzählung von den Nephrit-Tigern des Schï Huang-ti gelten darf.

Zahlreiche Belege besitzen wir für Malereien aller Art unter der Dynastie Han (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.), doch sind wir auch hier meist im unklaren über den künstlerischen Werth der Gemälde. Daß unter dem kunstsinnigen großen Kaiser Wu-ti, unter dessen Regierungszeit (140 bis 86 v. Chr.), wie ich in einer Studie über fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst nachzuweisen versucht habe, ein Umschwung im gesammten Kunstleben der Chinesen zu verzeichnen ist, auch Anregungen zu malerischer Thätigkeit gegeben wurden, ist sehr wahrscheinlich. Gab es doch schon damals ein besonderes „Kabinet (Pi-ko) zum Sammeln von Gemälderollen". Wenn aber der Kaiser, der sich für alles Seltene, besonders auch exotische Kuriositäten interessirte, überhaupt Gemälde sammelte, so liegt die Vermuthung nahe, daß die verschiedenen Gesandtschaften, die in den Ländern Westasiens nach Kunstschätzen für den chinesischen Hof suchten, gelegentlich auch Werke der Malerei für die kaiserliche Galerie mitbrachten. Damit ist jedenfalls die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß griechische Gemälde in den Besitz des Kaisers gelangten, so sehr es uns auch an direkten Beweisen dafür fehlt. Viel weniger problematisch, scheint es, ist die auf diesem Wege erfolgte Einführung griechischer Kunstelemente auf dem Gebiete der Bronze-Industrie. Die Ornamentik gewisser, der Zeit des Wu-ti zugeschriebener Metallspiegel, von denen sich einige merkwürdige Proben im Münchener Ethnographischen Museum befinden, zeigt, daß wenigstens in diesem einen Kunstzweig Entlehnungen aus den hellenistischen Kunstschöpfungen des Westens stattgefunden haben.

Selbst von der Einführung westasiatischer oder griechischer Gemälde ganz abgesehen, kann sich das Auge der zeichnenden Künstler an den vorhandenen Bronzedenkmälern, die bei dem intimen Verkehr mit den baktrischen Grenzgebieten, in den chinesischen Sammlungen sicherlich reich vertreten waren, gebildet haben. Zwar beschränken sich die jetzt vorhandenen Belege für hellenistische Einflüsse auf die in den sogenannten Traubenspiegel-Mustern dargestellten Figuren. Aber es ist doch in höchstem Grade wahrscheinlich, daß mit dem Tauschmittel der Gold- und Silbermünzen vor allen Dingen viele von den noch heute bewunderten Medaillonportraits baktrischer und indoskythischer Regenten nach China gelangten, deren Anblick die einheimische Portraitmalerei beeinflussen konnte. Thatsächlich fängt dieser Zweig der Kunst gerade im 1. Jahrhundert v. Chr. an, eine Rolle zu spielen.

Als rein historisch dürfen wir die Thatsache betrachten, daß der Kaiser Süan-ti, der von 73 bis 48 v. Chr. regierte, aus Freude darüber, daß er nach langen Kämpfen die Länder Asiens von Korea bis zum Kaspischen Meer unter seinem Scepter vereinigt sah, und besonders darüber, daß selbst der Khan der Hiung-nu, jenes seit Jahrhunderten gefürchteten Erbfeindes, der Vorfahren Attila's und seiner Hunnen, im Jahre 51 v. Chr. den chinesischen Hof als Vasall besucht hatte, die Portraits der an diesem Werke betheiligten Heerführer und Staatsmänner für das Ki-lin-ko malen ließ. Diesen Tempel, dessen Name „Pavillon des Kirin" bedeutet, hatte Wu-ti zur Erinnerung an das Erscheinen eines Kirin erbauen lassen, des von den Chinesen nächst dem Drachen und dem Phönix besonders hochgehaltenen mythischen Vierfüßlers, der sich der Welt nur zeigt, wo

ein großer Monarch auf dem Throne sitzt. Aus der Art, wie dieses Ereigniß in der offiziellen Staatsgeschichte, dem Tsʼién-han-schu, mitgetheilt wird, dürfen wir schließen, daß im Jahre 51 v. Chr. das Malen von Portraits nichts ungewöhnliches war. Da jedoch im Anschluß daran keine Künstlernamen genannt werden, müssen wir annehmen, daß die alten Chronisten immerhin die Werke ihrer Träger nicht für bedeutend genug hielten, um sie uns aufzubewahren.

Dagegen muß nur wenige Jahre später die Kunst eine gewisse Blüthezeit erreicht haben. Der Kunsthistoriker Tschang Yen-yüan, dem wir das hauptsächlichste Quellenwerk für die Geschichte der chinesischen Malerei von den ältesten Zeiten bis auf seine Zeit, das 9. Jahrhundert n. Chr. verdanken, nennt für die Zeit der älteren Han-Dynastie sechs Maler, die gleichzeitig in einer genau definirbaren kurzen Periode wirkten, und zwar in den Regierungsperioden Yung-kuang und Kién-tschau, womit die zehn Jahre 43 bis 33 v. Chr. bezeichnet werden. Die Quelle zu dieser Mittheilung findet sich im Anfang des zweiten Buches des Si-king-tsa-ki, einer in zahlreichen Ausgaben vorhandenen, oft citirten Sammlung von Miscellen über die Hauptstadt Tschang-an zur Zeit der Han-Dynastie. In diesem Werke ist uns ein gutes Stück Hofklatsch aus der besten Zeit der Han aufbewahrt. Was damals nicht wichtig genug erschien, um den offiziellen Annalen einverleibt zu werden, gewinnt nach Jahrtausenden oft hohen kulturgeschichtlichen Werth. So für uns der Klatsch vom Kaiser Yüan (regierte 48 bis 32 v. Chr.), dessen Harem solche Dimensionen angenommen hatte, daß er keine Zeit mehr fand, seine Palastdamen in Audienz zu empfangen, um sich die gewünschte Favoritin auszusuchen. Um das Verfahren abzukürzen, ließ er sie malen. Nur Modelle schöner Portraits wurden zur Audienz befohlen. Es wurde infolgedessen bald genug Sitte, die Hofmaler zu bestechen, die von den ehrgeizigen Palastdamen Unsummen erhielten, damit das kritische Portrait recht schmeichelhaft ausfiel. Nur eine war zu stolz, um ihre Schönheit auf so niedrige Weise zur Geltung zu bringen. Wang Tsiang, auch unter dem Namen Tschau-kün bekannt, gerade die Schönste von allen Schönen in der Umgebung des Kaisers, weigerte sich, den geforderten Malertribut zu entrichten. Ihr Portrait fiel dementsprechend so ungünstig aus, daß sie nicht zur Audienz befohlen wurde, wie sie es wohl verdient hätte. Bald darauf traf eine Gesandtschaft vom Tartarenhofe der Hiung-nu ein, die für ihren Khan eine schöne Chinesin von Geblüt als Königin erbitten sollte. Die Wahl des Khans war auf die schöne Palastdame Tschau-kün gefallen, und da der Kaiser sie nur nach dem vorgelegten schlechten Portrait kannte, gab er seine Zustimmung zu der Heirath mit dem Türken-Fürsten. Erst als er sie zur Abschiedsaudienz empfing, bemerkte er seinen Irrthum. So sehr er nun auch sein gegebenes Versprechen bereute, so war doch der Umtausch gegen eine andere Dame unmöglich, da die Verhandlungen bereits gegen strenge Bürgschaft abgeschlossen waren. Die an dieser Hofintrigue betheiligten Maler wurden infolgedessen sämmtlich unter Einziehung ihres sehr bedeutenden Vermögens auf Befehl des Kaisers hingerichtet.[2])

Die Namen der geldgierigen Hofmaler sind uns nebst einigen flüchtigen Andeutungen über die von ihnen kultivirten Spezialitäten aufbewahrt. Sie hießen: 1. Mau Yen-schóu aus Tu-ling, d. i. der Hauptstadt Tschang-an; er malte hauptsächlich naturgetreue Portraits, gleichviel ob schön oder häßlich, alt oder jung; ferner Tschʼön Tschang, Liu Pai und Kung Kuan, die sich mehr in der Darstellung von Rindern, Pferden und fliegenden Vögeln auszeichneten, im Portraitfach aber an Mau Yen-schóu nicht heranreichten; endlich Yang Wang, der zwar auch Maler war, dessen besonderes Geschick aber nur im Auftragen der Farben (etwa auf die von Anderen gezeichneten Konturen) bestand, und der in gleicher Richtung begabte Fan Yü. Nachdem diese sechs Maler an einem Tage hingerichtet worden waren, wurde die Kunst der Malerei nur noch wenig ausgeübt.

So lautet der Bericht des Si-king-tsa-ki, den der genannte Kunsthistoriker mit unbedeutenden Varianten wiedergibt. Die darin erwähnten sechs Maler sind die einzigen in seiner Kunstgeschichte für die Zeit der älteren Han, d. i. bis zum Jahre 9 n. Chr. Mau Yen-schóu, der Portraitist, war augenscheinlich der bedeutendste unter ihnen.

Ein Portrait der Margaretha von Parma.

Von Wilhelm Schmidt.

Kürzlich berichtete ich über ein Bildniß des Kurfürsten Albrecht von Mainz. Von einem fast noch interessanteren Portrait, dessen Trägerin dem Deutschen durch Goethe (Egmont) und Schiller (Geschichte des Abfalles der Vereinigten Niederlande) dichterisch verklärt erscheint, soll nun im folgenden die Rede sein.

Der Verfasser dieses erwarb das lebensgroße Brustbild einer Dame; dieselbe ist drei Viertel nach rechts gewandt, das Gewand ist dunkel und zeigt schwarze, vermuthlich sammetne Längsstreifen, die braunrothen Haare gehen in einen von Bändern durchflochtenen, auf das Haupt gelegten Zopf aus. Das Gemälde trug den Namen Margaretha von Parma und als Künstler war genannt Giovanni Battista Moroni († 1578) aus Bergamo. Leider ist es nicht ganz gut erhalten, das Gesicht ist einmal zu stark geputzt worden, weßhalb es einige Härten bekam, auch sonst bedurfte es der Nachhülfe des Restaurators.

Der Name Margaretha von Parma bestätigte sich vollkommen. Dieselbe war bekanntlich die uneheliche Tochter des Kaisers Karl V., die er im Jahre 1522 von Johanna van der Gheynst erhalten hatte. Sie heirathete im Jahre 1536 Alessandro de' Medici und 1538 Ottavio II. Farnese, Herzog von Parma. Im Jahre 1559 wurde sie durch Karl V. zur Statthalterin der Niederlande ernannt und ihr als Berather der weltgewandte und geschäftskundige Kardinal Granvella beigegeben. Aus dieser Zeit, ohne Zweifel nicht lange nach Margaretha's Regierungsantritt, besitzt die kaiserliche Galerie zu Wien ihr Konterfei von Anthonis de Moor, dem bevorzugtesten niederländischen Portraitmaler jener Tage. Die Prinzessin legte mittelst Schreibens vom 9. Dezember 1567 ihre Statthalterei nieder, begab sich zu ihrem Gatten nach Italien und kam um die Mitte Februar 1568 in Piacenza an. Gicht und die flandrischen Kümmernisse hatten ihre Gesundheit untergraben, so daß man ihr rieth, die Nebel der Po-Tiefebene mit der stärkenden und klaren Gebirgsluft der Abruzzen zu vertauschen. Am 23. Oktober 1568 reiste sie von Parma weg, um sich in Aquila ständig niederzulassen.

---

[2]) Wir haben keinen Grund, an der Glaubwürdigkeit der hier mitgetheilten Ereignisse zu zweifeln; jedenfalls findet sich die Thatsache der Abtretung einer chinesischen Haremsdame Namens Wang Tsiang, genannt Tschau Kün, an den Khan der Hiung-nu bei Gelegenheit eines mit China abgeschlossenen Allianzvertrags im Jahre 33 v. Chr. in den offiziellen Annalen der Dynastie Han mitgetheilt. Vollkommen entstellt wurde der einfache, wenn auch an dramatischen Effekten reiche Thatbestand in der Darstellung eines Dichtwerkes, das von Sir J. F. Davis unter dem Titel „Han Koong tsew, or the Sorrows of Han, a Chinese tragedy" (London 1829) in englischer Uebersetzung veröffentlicht wurde. Wenn auch über den Zusammenhang des von Davis übersetzten Dramas mit unsrer Maleranekdote kaum ein Zweifel bestehen kann, so wird sich der Leser der übrigens unvollständigen und mangelhaften englischen Version davon überzeugen können, wie bedeutend die Abweichungen sind, die wir genöthigt sind, auf Rechnung der poetischen Licenz zu setzen.

In der Zwischenzeit, also von Februar bis Oktober, muß unser Portrait, das deutlich eine venezianische Malart (in weiterem Sinne) zeigt, entstanden sein. Margaretha kam ja allerdings zu ihrem zweiten Aufenthalt in den Niederlanden im März 1580 und dann auf der Rückreise im Oktober 1583 wieder nach Parma und Piacenza, aber sie verweilte da immer nur wenige Tage.

Die Fürstin ist also mit 45 Jahren dargestellt. Damit stimmt auch überein, daß ihre Haare noch keine graue Beimischung verrathen. Im übrigen sieht sie leidend aus, und in den müden, fahlen Zügen spiegeln sich ihre herben Enttäuschungen; die hoffnungslose Entsagung, die sich darin ausspricht, ist mit psychologischen Blicken wiedergegeben. Zu dieser schwermüthigen Stimmung paßt auch die einfache Tracht. Beides in vollem Gegensatz zu dem Wiener Bild, das noch ein lebensfrohes Gesicht und reichverzierte Gewandung zeigt. Die Aehnlichkeit unsres Portraits mit den Zügen Karls V. auf Tizians Bild in der Münchener Pinakothek ist frappant. Dieser Vater konnte die Tochter nicht verleugnen. Von der Prinzessin gibt es noch einige scheußliche Kupferstichportraits, die jedoch alle sie aus ihrer niederländischen Zeit darstellen. Das Gemälde in der Galerie zu Parma (Nr. 1012) ist eine, noch dazu später angestückte Kopie aus dem 18. Jahrhundert und geht auf ein anderes Vorbild zurück.

Mittheilungen und Nachrichten.

Gaston Paris: Le Roman du Comte de Toulouse. (Extrait des annales du Midi t. XII) Paris u. Toulouse, 1900. 32 S. — Ehe Gaston Paris seinen am 8. April des verflossenen Jahres in der Schlußsitzung des Congrès des Sociétés Savantes zu Toulouse gehaltenen Vortrag: Le Roman du Comte de Toulouse dem Druck übergab, hat er seiner Gewohnheit gemäß den reichen Inhalt durch eine Fülle unentbehrlicher Anmerkungen ergänzt, die er mit dem schlichten Zusatz begleitet: J'y joins les notes qui peuvent seules lui donner quelque valeur pour l'histoire littéraire. In der That wird die beträchtliche Zahl von Anmerkungen, welche diesmal den eigentlichen Inhalt an Umfang überwiegt, von dem engeren Kreise der Fachgenossen als besonders werthvolle Zugabe begrüßt werden müssen. Dieselbe ist nicht nur durch die eminente Belesenheit des unermüdlichen Forschers bedingt, sondern auch von dem weitverzweigten Thema direkt abhängig. Les vents et les oiseaux ont dispersé par le monde une semence de poésie qui avait germé dans une terre féconde entre autres: j'ai voulu rassembler les fleurs qui en sont nées et qui, sous les cieux les plus divers, se sont richement épanouies, et les rapporter en hommage au sol dont elles sont originaires. Die Legende von der Kaiserin, die von Verleumdern des Ehebruchs beschuldigt, durch ein Gottesurtheil ihre Unschuld bekräftigen soll und unerwartet einen heldenmüthigen Vertheidiger ihrer Ehre findet, der sich nicht sofort zu erkennen gibt, spiegelt sich Jahrhunderte hindurch in Vers- und Prosabearbeitungen der Catalanen, Franzosen, Engländer, Deutschen, Dänen und Italiener. G. Paris stellt nun drei successive Phasen der Evolution des interessanten Themas fest. Die älteste primitive Gestalt weist die catalanische Gruppe auf: ihr fehlt das Liebesmotiv. Psychologisch weit tiefer ist die englische Bearbeitung, der ein verloren gegangenes französisches Gedicht zu Grunde liegt, ausgefallen. Fürstin und Befreier verknüpft hier bereits aus früheren Zeiten das Band gegenseitiger Sympathie. In dieser wie in allen folgenden Versionen, jedoch mit Ausnahme des französischen Prosaromans „Palanus", bildet eine Heirath den durch den später erfolgten Tod des Fürsten ermöglichten glücklichen Abschluß. Interessant fällt auch die Parallele hinsichtlich der immer komplizirteren Motivirung der Verleumdung durch zwei, schließlich einen Verräther aus. Ganz offenkundig steckt hinter dieser wechselnden Behandlung des einfachen Stoffes ein Stückchen Völkercharakteristik und sich vervollkommnender Dichtertechnik. Nicht minder werthvoll ist der zweite Kern des Vortrags: die geschichtliche Analyse. Die Befreierrolle ist **Bernard**, dem Grafen von Toulouse, dem Sohn des gefeierten Nationalhelden **Guillaume**, zugefallen, der historisch nachweisbar in eigenthümlichen Beziehungen zu Judith, der zweiten Gemahlin Ludwigs des Frommen, gestanden hat. Diese Gemahlin Ludwigs wurde thatsächlich im Jahre 830 von einer Partei, an deren Spitze die beiden Grafen „Hugon et Matfrid" standen, des ehebrecherischen Einverständnisses mit Bernard, „camérier" des Palastes seit 824, angeklagt, gezüchtigt und eingekerkert. Erst im Februar des folgenden Jahres (831) wurde ihr vergönnt, sich in Aachen vor einer feierlichen Versammlung durch einen Eidschwur zu rechtfertigen. Ihre Gegner aber verdankten nur der Milde des Kaisers ihre Begnadigung. Bernard kehrte in seine Heimath (comtés de France et d'Espagne) zurück, wo die ihm ergebene Bevölkerung im unerschütterten Glauben an die Unschuld der Kaiserin verharrte. Der Triumph Judiths in Aachen über die Verleumder, die Bereitwilligkeit Bernards mit Jedem, der diese Anschuldigung aufrecht zu halten wage, in die Schranken zu treten, umwob sich bald, fern von dem eigentlichen Schauplatz der Ereignisse, mit den wuchernden Ranken der Phantasie. Der Volksmund stempelte den Grafen zum Vertheidiger der Kaiserin, der sich unerkannt (weil der Kaiser ihm grollt) zum Zweikampf einstellt, um sie von dem ungebührlichen Verdacht zu reinigen, daß sie nicht etwa mit ihm, sondern mit einem Dritten, Unbekannten die Ehe gebrochen habe. Bernard erscheint als „l'incarnation du plus noble idéal chevaleresque". — Warmer Dank gebührt somit dem unermüdlichen Gelehrten, der mit feinstem Verständniß diese kleine interessante Familienepisode aus der Karolingerzeit auf den verschlungenen Irrwegen der Völkerpoesie verfolgt hat, bis sie schließlich in Voltaire's Tragödie Tancrède vor Anker läuft. Denn bekanntlich hat der junge Arouet den Stoff zu seinem Prototyp des romantischen Dramas aus der Bearbeitung Mme. de Fontaine's geschöpft, die unter dem Titel: la comtesse de Savoie, Bandello's italienischer Novelle ein französisches Gewand verlieh. Ainsi la ramification légendaire qui s'était jadis étendue sur toute l'Europe a poussé une dernière branche jusque dans la littérature presque contemporaine. Dr. **Minckwitz**.

-rt- **Wissenschaftliche Schenkungen in Amerika.** Aus Amerika kommt die Nachricht von dem vor kurzem in New-York erfolgten Tode der unermüdlichen Mäcenin Miß **Catherine Bruce**, die zu Lebzeiten in hochherzigster Weise nicht nur verschiedenen amerikanischen Sternwarten ihre reichen Mittel zur Verfügung gestellt hat, sondern auch über Amerika hinaus bemüht war, durch Zuwendung von Geldmitteln astronomische Arbeiten und Untersuchungen zu fördern. Es sei in dieser Hinsicht nur auf den von Prof. **Hagen** zum größeren Theil auf ihre Kosten herausgegebenen „Atlas Stellarum Variabilium" und auf den photographischen Doppelrefraktor hingewiesen, welchen sie der von Prof. **Max Wolf** geleiteten astrophysikalischen Abtheilung der großherzoglichen Landessternwarte auf dem Königsstuhl bei Heidelberg zum Geschenk gemacht hat. — Ferner hat der frühere Präsident der Philadelphia- und Reading-Eisenbahn-Gesellschaft der **Akademie für Naturwissenschaften in Philadelphia** zwei Millionen Mark und außerdem eine Sammlung von botanischen Büchern und ein Herbarium hinterlassen. Das **Bowdoin-College** erhielt 600,000 M. von General **Hubard** für ein neues Bibliothekgebäude. Mr. **Cudahy** hat 200,000 M. für die Sammlung gezeichnet, die Erzbischof **Keene** zwecks Errichtung einer **katholischen Universität in Washington** aufzubringen hofft und die eine Höhe von 1 Million Dollars erreichen soll. — Ein **Lehrstuhl für Marine-Ingenieur-Wesen** ist an der **Universität New-York** geschaffen worden; an der Spitze des betreffenden Instituts steht Prof. **Thomas**.

* In der letzten Sitzung der Pariser „Académie des inscriptions" machte **de Mély** bemerkenswerthe Mittheilungen über den Zustand des **Thurms zu Babel** im Jahre 355 n. Chr. In einer bisher unbekannten griechischen Handschrift, die er soeben im Auftrag der „Académie des sciences" herausgegeben hat, findet sich die Beschreibung eines chaldäischen Tempels, den Harpokration besucht und sehr genau gemessen hat, nachdem er seine geographische Lage bestimmt hatte. Seine Identität mit Birs-Nemroud, dem **Thurm der Sprachenverwirrung oder „Thurm zu Babel"**,

ist, wie er sagt, unbestreitbar; es ist dies die einzige wichtigere Urkunde, die von dem ältesten Baudenkmal der menschlichen Kultur auf uns gekommen ist. Der Thurm war im 6. Jahrhundert v. Chr. durch Nebukadnezar erneuert worden; dieser theilte in der Inschrift, die er anbringen ließ, mit, daß er 42 Generationen vor ihm errichtet worden wäre. Dank den Aufzeichnungen Harpokrations wissen wir jetzt, daß er noch im 4. Jahrhundert n. Chr. eine Kultusstätte war; vor 380 wurde er jedoch aufgegeben. Der Thurm war 94 km von Ktesiphon, südlich von Babylon, entfernt; er setzte sich zusammen aus einem sehr breiten, 75 Fuß hohen Unterbau, dessen Seiten 184 m maßen. In der Mitte desselben erhob sich ein viereckiger Thurm, der aus sechs übereinander liegenden Absätzen gebildet wurde, von denen jeder 28 Fuß hoch war; auf dem obersten erhob sich ein kleines Heiligthum von 15 Fuß Höhe. Diese sieben Stockwerke hatten 67 m Höhe. Der erste Absatz hatte auf der Fläche des Unterbaues 43 m Seitenlänge. Man stieg zum Heiligthum auf 365 außenliegenden Stufen empor, von denen 300 von Silber und 65 von Gold waren; diese Zahl stellte die 365 Tage des Jahres dar. Die Eintheilung in sieben Geschosse entsprach den sieben Tagen der Woche. Diese Beschreibung bestätigt genau die Vermuthungen, die Oppert auf Grund seiner Forschungen aufgestellt hatte.

* **Würzburg.** Für den neu errichteten Lehrstuhl für klassische Philologie an der hiesigen Universität ist Professor Stangl vom Luitpold-Gymnasium in Aussicht genommen.

* **Heidelberg.** Mit der am letzten Samstag erfolgten dritten Immatrikulation hat die Ruperto Carola mit 1556 Studirenden den höchsten Stand seit ihrem Bestehen erreicht. Es studiren jetzt außer vielen Hörerinnen 4 immatrikulirte Damen (1 phil., 3 med.) hier. Die badischen Hochschulen im ganzen haben demnach 9 Damen (5 in Freiburg) in ihren Matrikeln verzeichnet.

* **Berlin.** In den Lehrkörper der hiesigen rechtswissenschaftlichen Fakultät ist der Gerichts-Assessor Dr. jur. Martin Wolff als Privatdozent eingetreten. — Im ersten chemischen Institut ist die Stelle eines Abtheilungsvorstehers geschaffen und dem langjährigen ersten Assistenten Professor Dr. Siegmund Gabriel übertragen worden.

* **Aus Oesterreich.** Der Wiener Universität ist, nach Meldung dortiger Blätter, eine Erbschaft in Höhe von 450,000 Kronen zugefallen. Die Hofrathswittwe Frau Wilhelmine Biela hat ihre beiden Häuser, die zusammen diesen Werth darstellen, der Universität testirt. Aus dem Zinsenerträgniß sollen Stipendien errichtet werden. Die Hälfte soll Juristen, je ein Viertel Medizinern und Philosophen zugute kommen.

VII. Allgemeiner Deutscher Journalisten- und Schriftstellertag in Mainz. Vom 21. bis 23. Juni d. J. wird in Mainz der VII. Allgemeine Deutsche Journalisten- und Schriftstellertag abgehalten, zu dem bis jetzt folgendes Programm festgesetzt ist: Donnerstag, den 21. Juni, abends 8½ Uhr, in der Stadthalle: Begrüßung durch die Stadt Mainz und den Mainzer Journalisten- und Schriftstellerverein. Bewirthung durch die Stadt Mainz. Freitag, den 22. Juni, vormittags 9 Uhr, in der Stadthalle: Delegirtentag des Verbandes Deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine. 1 Uhr nachmittags Festbankett daselbst. 3 Uhr nachmittags: Allgemeiner Deutscher Journalisten- und Schriftstellertag. Abends 8 Uhr: Gartenfest (Konzert mit Feuerwerk) in der Neuen Anlage. Samstag, den 23. Juni: vormittags 9 Uhr in der Stadthalle: Hauptversammlung der Münchener Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller; 11½ Uhr: Besichtigung der Champagnerfabrik von Kupferberg (Rheinisches Sektfest). An demselben Tage nehmen die Feierlichkeiten zum 500jährigen Geburtstag des Erfinders der Buchdruckerkunst ihren Anfang.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

M. Schmidt: Der Schutzgeist von Oberammergau. Reutlingen, Enßlin u. Laiblin. — E. A. Schäfer: Die Erziehung der deutschen Jugend im Ausland. Leipzig, R. Gerhard 1900. — A. Börckel: Gutenberg und seine berühmten Nachfolger im ersten Jahrhundert der Typographie. (Klimsch's Graphische Bibliothek, V.) Frankfurt a. M., Klimsch u. Co. 1900. — *W. S. Churchill:* London to Ladysmith via Pretoria. London, Longmans, Green and Co. 1900. — Dr. F. Kaizl: Finanzwissenschaft. 1. Theil. Wien, Manz 1900. — G. Keben: Die Eselsbrücken der Sittlichkeit. Berlin, Minuth 1900. — J. Gaulke: Sittliches allzu Sittliches. Breslau, A. Bergmann. — Dr. G. Marcuse: Die Heilkunde bei den alten Germanen. (S.-A. aus der Allgem. Medizinischen Zentral-Zeitung 1900, Nr. 33 u. 34.) — Dr. K. Bormeng: Geschichte des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschthums im Auslande. Berlin, Reimer 1900. — Ad. Pichler: Die deutsche Flotte; P. Rosegger: Ein verhängnißvolles Laster unsres Volkes. (Schriften des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Heft 1 und 2.) Ebd. 1900. — E. Thomas: Die letzten zwanzig Jahre deutscher Literaturgeschichte 1880—1900. 2. Aufl. Leipzig, W. Fiedler 1900. — Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer zu Chemnitz 1899. I. Theil. Chemnitz 1900. — Conze: Römisch-germanische Forschung. (S.-A. aus dem Jahrbuch des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts.) — Elisabeth Dauthendey: Vom neuen Weibe und seiner Liebe. Berlin und Leipzig, Schuster u. Loeffler 1900. — Franz Servaes: Theodor Fontane. Ebenda 1900. — Kurt Frhr. v. Reibnitz: Torso. Ebd. 1900. — Detlev v. Liliencron: Nebel und Sonne. Ebd. 1900. — P. Lorenz Leitgeb: Des Rekruten Begleiter auf dem Wege zur Kaserne. Wien, Opitz. — Literaturbilder Fin de siècle. Hggb. von A. Breitner. (V. Bändchen: Rettenbacher.) Leipzig, Baum 1900. — Baedekers Paris. 15. Aufl. Leipzig, Baedeker 1900. — H. v. Haag: Das bayerische Gesetz vom 15. April 1900, die Pferdeversicherungs-Anstalt betreffend. München, Beck 1900. — R. Woerner: Henrik Ibsen. In zwei Bänden. 1. Bd.: 1828—1873. Ebd. 1900. — O. Promber: Herzmuscheln. Sinngedichte. Leipzig, Hamann 1900. — Dr. H. Hoeppe: Physikalische Chemie in der Medizin. Wien, Hölder 1900. — Dr. Meuzen: Deutsches Bürgerbuch. 1.—3. Lfg. Berlin, Dümmler 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Demokratie und Kaiserthum.

Die Presse aller Parteien hat sich in den letzten Wochen mit einem Buche beschäftigt, das Fr. Naumann geschrieben hat. Das Buch ist ein politisches Programm nebst Begründung; die Urtheile darüber gehen demgemäß weit auseinander. Doch ist mir fast keine Besprechung zu Gesicht gekommen, welche der Persönlichkeit des Verfassers nicht Sympathie entgegenbrächte, fast keine, welche nicht in seiner Gabe eine zum Nachdenken über die wichtigsten Probleme innerer Politik äußerst anregende Arbeit begrüßte.

Auch ist dies begreiflich. Das öffentliche Leben Deutschlands hat während der letzten zehn Jahre keine Persönlichkeit hervorgebracht, die wärmeres Interesse zu erwecken geeignet wäre, als der begeisterte Theolog, dessen soziales Gewissen, zuerst von Stöcker geweckt, ihn zu selbständigem Studium von Politik und Volkswirthschaftslehre hintrieb, der dann, als er auf Grund dieser Studien erkannt, daß es keine Lösung der sozialen Frage gebe, außer einer solchen, welche die Arbeiter mündig mache, von Stöcker sich trennte und schließlich, um unbehindert seiner gewonnenen Ueberzeugung dienen zu können, sein Pfarramt zum Opfer brachte, nicht um seinen religiösen Anschauungen zu entsagen, sondern um der Pfarrer einer größeren Gemeinde zu werden, die ihre Mitglieder im ganzen deutschen Reiche hat, und, wie man mit Recht bemerkt hat, heute allein unter allen Parteien einen wahren Ueberfluß an jungen Talenten aufweist. Man hat Naumann einen Schwarmgeist genannt, und freilich, wem jedes selbstlose Verfolgen eines Ideals unverständlich geworden, dem muß er als Schwarmgeist erscheinen. Wer dagegen der Meinung ist, daß ohne Sichselbstvergessen niemals Großes geleistet worden ist, wird wegen seiner „Schwärmerei“ nicht den Stab über ihn brechen. Und wer Gelegenheit gehabt hat, Naumann zu hören und zu beobachten, wird sogar von dem überwiegend Verstandesmäßigen seiner Beanlagung überrascht. Ein eminent praktischer Taktiker, ist er allem abhold, was — mag es im Augenblick noch so prickelnd erscheinen — nur unfruchtbaren Beifall zu erwecken imstande wäre. Bei aller Begeisterung für sein Ziel hat er stets nur den nächsten Schritt im Auge, der diesem näher zu führen geeignet scheint. Bei hinreißender Beredsamkeit eine stets überlegte, im Zaum gehaltene Sprache. Mitunter läßt seine kluge Nüchternheit ihn geradezu kalt erscheinen. Aber dabei allerdings rücksichtslose Hingebung an das, was er als seine Lebensaufgabe im Interesse des deutschen Vaterlandes erachtet, eine Hingebung, die von Mühen und Entbehrungen reichlich begleitet ist.

Was aber ist Naumanns Ideal? Es ist die alle übrigen Völker überschattende Größe der deutschen Nation. Er ist vor allem deutsch-national bis in die Knochen. Wie aber dieses Ideal verwirklichen? Als praktisch denkender Politiker sieht er die einzige Möglichkeit in einer Politik auf Grundlage der historisch gegebenen Thatsachen. Diese Thatsachen, über die er nicht weiter rechnet, noch weniger sich sentimental ergießt,, die er, weil gegeben, einfach als nothwendig hinnimmt, sind einmal die Monarchie und zweitens die fortschreitende Industrialisirung Deutschlands und das dem entsprechende konstante Anwachsen der gewerblichen Arbeiterklasse und ihrer wirthschaftlichen und politischen Bedeutung. Das Verhältniß zwischen diesen beiden grundlegenden Faktoren des heutigen Deutschlands ist der Gegenstand seines Buches. Und die Art und Weise, wie er dieses Verhältniß untersucht, wie er alles erörtert, was dasselbe beeinflußt, das Thatsachenmaterial, das er zur Illustration seiner Ausführungen beibringt, und die kluge Art, wie er es deutet, läßt das Urtheil begreifen, das aus Anlaß des Naumann'schen Buches nicht nur über seine Person, sondern nicht minder über das, was dieses gibt, von den entgegenstehenden Blättern gefällt wird. Nicht als ob nicht sämmtliche Besprechungen von ihm in diesem oder jenem Punkte und zwar in sehr Wichtigem abwichen. Allein die glänzende, hinreißende Sprache, mit der Gesichtspunkte, die leider Vielen noch immer neu sind, behandelt werden, fascinirt. Gerade wer das Bedürfniß fühlt, da, wo er dissentirt, seinen Dissens gegenüber dem Verfasser zur Geltung zu bringen — und auch ich gehöre zu diesen — huldigt, indem er dies thut, der Bedeutung des Buches.

Entsprechend den beiden Grundthatsachen, die das heutige deutsche Leben beherrschen, heißt Naumanns Buch „Demokratie und Kaiserthum“.[1] Der Zweck seiner Darlegung ist, zu zeigen, daß sie nicht im Gegensatz stehen, sondern einander ergänzen. Etwas umständlich führt er den Sozialdemokraten zu Gemüth, daß sie niemals Aussicht hätten, durch Gewalt in den Besitz der Macht zu gelangen. Diese Darlegung war vielleicht überflüssig, nachdem schon Bernstein den Sozialdemokraten klar gemacht, daß sie, selbst wenn ein Gewaltstreich ihnen gelänge, nie imstande sein würden, sich in der Gewalt zu erhalten, und auch die Sozialdemokraten orthodoxer Observanz, wie Naumann selbst hervorhebt, an gewaltsame Besitznahme der Macht nicht denken. Eine politische Partei aber, die nur nach Macht, nicht aber nach der Macht strebt, hat keine Zukunft. Die deutschen Arbeiter müssen danach streben, in Besitz der Macht zu gelangen. Geht dies aber nicht auf dem Wege der Gewalt, so gibt es keinen anderen als den Hand in Hand

[1] Demokratie und Kaiserthum. Ein Handbuch für innere Politik von Fr. Naumann. Buchverlag der „Hilfe“. Berlin-Schöneberg 1900.

mit den herrschenden Machtfaktoren: also Zusammengehen der Arbeiterklasse mit der Monarchie.

Der Gedanke, daß Monarchie und Demokratie sich nicht ausschließen, ist keineswegs neu. Er ist vielleicht älter als Naumann bekannt ist. Wer freilich unter Monarchie die Willkürherrschaft eines Einzelnen versteht, desgleichen, wer sich unter Demokratie nichts anderes vorstellen kann als eine auf breitester Grundlage beruhende Republik, wird die Verbindung von Monarchie und Demokratie als unmöglich abweisen. Aber abgesehen von den Kreisen, in denen geflissentlich irrige Vorstellungen aufrecht erhalten werden — es sind dies nicht bloß niedere, sondern nicht minder hohe, ja mitunter sehr hohe — gibt es heute wohl nur Wenige, die von der Demokratie so ungebildete Vorstellungen hegen. Die Unterschiede von feudaler, bürgerlicher, demokratischer Monarchie sind uns heute geläufig und damit auch die Thatsache, daß Demokratie mit jedweder formaler Verfassungsform vereinbar ist.

Ja nicht nur, daß Monarchie und Demokratie sich keineswegs ausschließen! Bereits in einer Aufstellung J. J. Rousseau's ist der Gedanke enthalten, daß je größer die Zahl derjenigen ist, die an der Gesetzgebung theil haben, desto geringer die Zahl der Personen sein muß, in denen die Exekutive sich konzentrirt. Thiers hat dann eine Konsequenz dieses Gedankens umgekehrt ausgedrückt, indem er sagte, daß „eine Aristokratie besonders für Republiken nothwendig ist", und die Zeit der eigentlichen Parlamentsherrschaft in England ist eine treffende Illustration zu dieser Formulirung. Der Prätendent Louis Napoleon hat dagegen in der Schrift über seinen Oheim die andere Konsequenz desselben Gedankens in die Worte gefaßt, „daß es in der Natur der Demokratie liege, sich in einem Manne zu personifiziren." Die Sache ist eben die, daß die Masse selbst nicht herrschen kann; sie kann nur die Gesichtspunkte angeben, nach denen sie geherrscht zu sehen wünscht und muß dem, in welchem sie die Verkörperung ihrer Aspirationen erblickt, die Verwirklichung derselben anvertrauen; ihr selbst bleibt dann bloß die Kontrole, um den Vertrauensmann zu wechseln, sobald der bisherige ihr Vertrauen nicht länger rechtfertigt. Man vergleiche das Verhältniß der Arbeiterparteien aller Länder zu ihren Führern.

Somit erscheint die Herrschaft eines Einzelnen geradezu als nothwendige Begleiterscheinung der Demokratie; diese führt nothwendig zu weitgehender Konzentration der Exekutive in einer Person; weit entfernt, daß Monarchie und Demokratie gegensätzlich sind, kommt es vielmehr nur darauf an, daß der Monarch die leitenden Zielpunkte seiner Politik den Interessen der Massen entnehme und diese die Möglichkeit haben, Kontrole zu üben, damit dieses geschehe. Hinsichtlich der letzteren Frage enthält Naumanns Buch eine Lücke. Es ist vielleicht nicht uninteressant, kurz dabei zu verweilen, inwiefern die Entwicklung des 19. Jahrhunderts die Rousseau'sche Anschauung bewahrheitet hat und in welcher Weise bei den verschiedenen Völkern den Wählermassen jene Kontrole gesichert erscheint.

Bereits in der auf dem allgemeinen Stimmrecht beruhenden Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist dem Gedanken Rousseau's Rechnung getragen, indem nach derselben ein Präsident durch Plebiscit auf 4 Jahre gewählt wird. Dieser Präsident ist während seiner Amtsdauer weit unabhängiger vom Kongreß als die britische Krone vom Parlament; genügt er den Anforderungen der Mehrheit der Wähler nicht länger, so wird er nicht wieder gewählt; außerdem kann er nach seiner Amtsdauer zur Rechenschaft für seine Amtsführung gezogen werden.

Von demselben Gedanken waren auch die Verfassungen Napoleons I. und III. getragen; nur daß sie das Unmögliche versuchten, bei ungeheuerer persönlicher Machtfülle das Prinzip der Verantwortlichkeit des Kaisers mit dem der Erblichkeit zu verbinden. Und derselbe Gedanke gelangte nach dem Sturze des zweiten Kaiserreiches in der alles zurückdrängenden Machtstellung Gambetta's, in dem eben die französische Demokratie sich personifizirte, zum Ausdruck, während das Fehlen einer solchen Persönlichkeit seit seinem Tode die französische Exekutive lahmgelegt hat.

In England ist mit dem zunehmenden Einfluß der Massen auf das Staatsleben dieselbe Entwicklung eingetreten, nur hat sie bei der unendlich elastischen, jedem Entwicklungsbedürfnisse sich anschmiegenden Verfassung Englands sich allmählich, von selbst, von Vielen kaum bemerkt vollzogen. Die parlamentarische Regierung im alten Sinne hat in England aufgehört, und an die Stelle derselben ist die Herrschaft des leitenden Ministers getreten, der persönlich das Vertrauen der Wählermassen genießt, der aus diesem, statt aus dem Vertrauen des Parlamentes hervorgeht, indem das Parlament auf seinen Namen oder gegen denselben gewählt wird, und welchem das Parlament sein Mißtrauen nur dann zu erklären wagt, wenn er das Vertrauen der Wählermassen verloren hat. Bereits unter Palmerston zeigten sich die Anfänge dieser neuen konstitutionellen Entwicklung. Aber mit zunehmender Deutlichkeit tritt sie erst seit der Parlamentsreform von 1867 hervor, im ersten Ministerium Gladstone, im Ministerium Disraeli, dann stärker noch im zweiten Ministerium Gladstone und dessen Sturz im Herbste 1886. Infolge der Agitation Gladstone's und auf Grund des persönlichen Vertrauens zu ihm wurde damals die Mehrheit gewählt, über die Gladstone ziemlich unumschränkt regierte. Die Wahl einer anderen Mehrheit i. J. 1886 und der Sturz Gladstone's hatten die Bedeutung eines persönlichen Mißtrauensvotums der Wählermasse gegen den leitenden Staatsmann. Als er dann nochmals ans Ruder kam, geschah es abermals, weil die Parlamentsmehrheit auf seinen Namen gewählt worden, nicht weil er aus dieser hervorging; und als nach seinem Abgang die liberale Partei eines Mannes entbehrte, in dem in ähnlicher Weise die Aspirationen der Wählermassen sich verkörperten, fiel sie zusammen, während heute Joseph Chamberlain, unmittelbar auf die Popularität seiner Bestrebungen gestützt, die Geister und Geschicke des englischen Volkes leitet.

In dem auf dem gleichen Stimmrecht gegründeten Deutschen Reiche können wir dieselbe Entwicklung beobachten; nur bietet die deutsche Verfassung nicht die gleiche Leichtigkeit, wie die englische, die der historischen Machtstellung der Krone und den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Form für die Vereinigung der Prinzipien der Erblichkeit und Verantwortlichkeit aus dem Leben herauszubilden. Unter Wilhelm I. und Friedrich III. herrscht thatsächlich Bismarck als Inkarnation der Aspirationen der Mehrheit der deutschen Wählermassen; die Mehrheit des Parlaments erscheint als auf seinen Namen gewählt; allein ein großer Unterschied gegen England: wenn dort ein Wechsel in der Politik eintritt, wechselt auch der leitende Staatsmann; hier bleibt er und schafft sich in der auf seinen Namen gewählten Mehrheit eine Mehrheit entsprechend seiner veränderten Politik. Seit mit der Thronbesteigung Wilhelms II. der Kaiser sein eigener Reichskanzler geworden ist, ist darin nothwendig eine Aenderung eingetreten;

nun herrscht der Kaiser und fühlt sich als Verkörperung des Deutschen Volks; allein nur die äußere Politik kann er unabhängig bestimmen und, was damit zusammenhängt, bedarf der Unterstützung der Mehrheit des Volkes zu seiner Durchführung; diese ist nur unter Berücksichtigung ihrer Interessen in Fragen der inneren Politik zu erlangen, und so wird ein Wechsel in der inneren Politik unvermeidlich, je nachdem die einen oder anderen Interessen im Innern sich geltend machen. Die Stellung des Kaisers aber ist eine zu exponirte, als daß er selbst dafür die Verantwortlichkeit tragen könnte, und so ist die Stellung des formellen Reichskanzlers nothwendig gesunken; er ist nothwendig zum Puffer zwischen Kaiser und Mehrheit der Wählermassen geworden; er trägt die Verantwortlichkeit für die innere Politik, die der Kaiser vermöge der Erblichkeit seines Amtes niemals übernehmen kann, und wechselt je nachdem die wechselnde Mehrheit der Wähler einen Wechsel in der inneren Politik nothwendig macht, um die zur kräftigen Fortführung der äußeren Politik nöthigen Mittel zu erlangen. Ja wir sehen die Stellung des Reichskanzlers noch weiter sinken, insofern Ressortminister, die entsprechend den Wünschen der einflußreichen Wählermassen ernannt werden, zu vorher nicht gehabter Bedeutung gelangten. Der Kaiser als Personifikation einer Wählerdemokratie wählt sie entsprechend den Aspirationen der Wählermassen; so erlangen diese einen Einfluß auf die Ziele wenigstens der inneren Politik und eine Kontrole über ihre Durchführung; aber bei der überwiegenden Bedeutung der von der Krone allein bestimmten äußeren Politik ist dafür unentbehrliche Voraussetzung, daß nur die Wählermassen berücksichtigt werden, welche die Mittel zur Durchführung der von der Krone für richtig erachteten äußeren Politik garantiren; daher auch das Streben der inneren Politik, diesen Wählermassen die Mehrheit zu erhalten.

Dieses Ueberwiegen der Gesichtspunkte der äußeren Politik über die innere ist nichts unnatürliches. Selbst Gladstone, dessen politisches Wirken doch unbestritten in der inneren Politik seinen Schwerpunkt hatte, hat es für die wichtigste Aufgabe des Premierministers erklärt, jeden Tag vor allem die äußere Lage des Reiches zu prüfen. Gewiß wollte er damit nicht sagen, daß die äußere Politik wichtiger als die innere sei. Besteht sie doch lediglich um der inneren willen. Allein eben weil in der inneren Politik nur das möglich ist, was die Sicherung der Wohlfahrt des Landes gegenüber dem Ausland zuläßt, eben um der inneren Politik willen erscheint die äußere so prädominirend. Daher denn die Unmöglichkeit derjenigen, denen die Fürsorge für die äußere Politik obliegt, die innere Politik entsprechend den Wünschen derjenigen zu gestalten, welche die zur Durchführung der als richtig erkannten äußeren Politik nöthigen Mittel verweigern.

Hier nun ist der Punkt, bei dem Naumanns Ausführungen gegen die Sozialdemokratie einsetzen.

Er geht von der Auffassung aus, daß auf die Dauer nothwendig diejenigen Klassen die im Staatsleben maßgebenden werden, in denen jeweilig der wirthschaftliche Schwerpunkt des Volkes liegt und welche den Hauptttheil der öffentlichen Lasten tragen. Das haben schon zahllose bedeutende Schriftsteller lange vor Marx gesagt und um dieser Anschauung willen wäre es daher nicht nöthig, sich zu ihrer Uebertreibung in der sog. materialistischen Geschichtsauffassung zu bekennen. Vom Standpunkt jener Anschauung aus erscheint es aber als Anomalie, daß während im heutigen deutschen Reiche die industrielle Bevölkerung die ackerbautreibende bereits an Zahl übertrifft und unbestreitbar den größeren Theil der Steuerlast trägt, ja, was Naumann noch etwas deutlicher hätte aussprechen können, sogar die größere Zahl der Landesvertheidiger stellt, die innere Politik nicht mit Rücksicht auf ihre Interessen, sondern auf die entgegenstehenden der agrarischen Bevölkerung geleitet wird. Die Anomalie erklärt sich, sobald wir die dargelegte Abhängigkeit der inneren Politik von der äußeren und die Stellung der sozialdemokratischen Arbeiterschaft zur Bewilligung der Mittel für die Durchführung der äußeren Politik ins Auge fassen. So lange die Gesellschaftsklasse, welche durch die fortschreitende wirthschaftliche Entwicklung in den Vordergrund getreten ist, nicht zu der Einsicht durchdringt, daß Armee und Flotte in der heutigen Weltlage unentbehrlich sind, um ihr ihre eigenen Existenzbedingungen zu sichern, sieht sich die Regierung genöthigt, in ihrer inneren Politik mehr als wünschenswerth die Interessen derjenigen zu berücksichtigen, welche ihr die Mittel zur Landesvertheidigung zu bewilligen bereit sind. Daraus entstehen dann so widerspruchsvolle Verhältnisse wie das, daß die Flottenvorlage von denen bewilligt wird, denen die Flotte, wenn sie ihren Zweck erreicht, auf die Dauer nicht zu gut kommen wird, und daß, um deren Zustimmung zu erlangen, Konzessionen gemacht werden müssen, welche gerade jene Förderung des Außenhandels, in welcher die wirthschaftliche Begründung der Flotte ruht, zu neutralisiren bezwecken. Hat man sich doch veranlaßt gesehen, diejenigen, welche mit Rücksicht auf die große Bedeutung der Flotte für die wirthschaftliche Zukunft des deutschen Volkes begeistert für diese eingetreten sind, in amtlichen Organen zu ermahnen, über ihre wirthschaftliche Bedeutung künftig sich auszuschweigen. Derartige innerlich unwahre Zustände können unmöglich lange bestehen. Sie hindern die Zunahme des Nationalreichthums, auf welche das deutsche Reich für die Aufrechterhaltung seiner Machtstellung und nicht minder die Arbeiterklasse für die Sicherung ihres weiteren Fortschreitens angewiesen sind, und führen zur periodischen Wiederkehr jener krampfhaften Versuche der reaktionären Parteien, durch Zuchthausvorlagen dieser oder jener Art das naturgemäße Aufsteigen der arbeitenden Klassen zu hindern. Beides ist sowohl gegen das Interesse des Deutschen Reichs, wie der deutschen Arbeiterklasse. Diese beiden sind auf einander angewiesen. Beide können nur zusammen gedeihen. Beide haben zu beherzigen, daß auch für die politische Entwicklung der Satz Baco's von Verulam gilt, daß nur der die Natur zu beherrschen vermag, der ihr zu gehorchen versteht. Weltpolitik und Sozialreform müssen, wie E. Francke dies so treffend dargelegt hat, im deutschen Reiche Hand in Hand gehen. Dazu aber ist unentbehrlich, daß die deutsche Arbeiterklasse die Nothwendigkeit anerkenne, die zur Durchführung der äußeren Politik des Deutschen Reiches unentbehrlichen Mittel zu bewilligen.

In beredter Sprache trägt dies Naumann der deutschen Arbeiterklasse vor. So weit ist er im Recht. Aber was ich beklage, ist, daß er bei aller Beredsamkeit nicht die Argumentationsweise gefunden hat, um sich bei ihr Gehör zu verschaffen. Er ist in den Fehler jener Flottenfreunde verfallen, deren Reden nur an bereits Ueberzeugte sich wenden, aber ganz außer Stand sind, solche, die anderer Meinung sind, zu sich herüberzuziehen. Sonst gilt es doch als eine der elementarsten Klugheitsmaßregeln, daß man zu Jemand, den man überzeugen will, nicht von einem Standpunkt aus redet, der nicht der seine

ist, sondern mit Argumenten, die seiner Denkweise zugänglich sind. In der Art und Weise, wie er z. B. die Flotte empfiehlt, hat Naumann sich völlig vergriffen. Er redet als Gewaltsverherrlicher, als seien es Mitglieder des Alldeutschen Verbandes, an die er sich wendet, und nicht Sozialdemokraten. Und nicht nur, daß es eine wunderliche Zumuthung ist, von Personen, deren von der Gewalt geschlagene Wunden noch kaum vernarbt sind, die Verherrlichung der Gewalt zu verlangen, Naumann widerstrebt mit seiner Gewaltverherrlichung einer bei allen Völkern in den breiten Volksschichten, nicht bloß bei den Sozialdemokraten, tief wurzelnden ethischen Anschauung. Was den gemeinen Mann bei allen Völkern beherrscht, ist das natürliche Rechtsgefühl. Nichts was seiner Seele mehr entspräche als die Worte Stauffachers von den ewigen Rechten,

„die droben hangen unveräußerlich
und unzerbrechlich wie die Sterne selbst".

Nun ist gewiß die Methode, aus der natürlichen Gleichheit politische Postulate abzuleiten, eine längst überwundene; allein daß ein Jeder ohne Ausnahme berufen sei, alle seine Anlagen nicht zu gleicher, wohl aber zur größtmöglichen Entfaltung zu bringen, ist eine Hoffnung, die das Volk nie sich wird rauben lassen. Wie sie vor Zeiten dem Siege des Christenthums die Wege geebnet hat, heißt es das Beste in der heutigen sozialen Bewegung verkennen, wenn man, wie Naumann dies thut, ihr zumuthet, diese ihre Grundanschauung aus ihrem Gedankenschatze zu streichen. Die Arbeiterklasse wird und kann niemals auf sie verzichten. Und aus eben diesem Grunde werden auch niemals Argumentationen zugunsten der Flotte bei der Arbeiterklasse verfangen, welche diese nur als das Mittel erscheinen lassen, andere Völker anzugreifen, um sie aus ihrem derzeitigen Besitzstand zu vertreiben. Der westeuropäische Arbeiter hat heute ein zu starkes Gefühl von der Solidarität der Interessen der Arbeiter aller zivilisirten Länder, als daß er für einen Kampf für solche Ziele sich begeistern ließe, und selbst dem englischen Arbeiter, der heute, entgegen den Besten unter seinen Führern, den Krieg gegen die Buren billigt, hat man zu dem Zweck vorlügen müssen, die Engländer kämpften für Recht und Freiheit gegenüber schnöder Bedrückung. Dagegen sind unsre Arbeiter gleich denen aller übrigen Länder äußerst empfindlich, wo es um eine Vergewaltigung nationalen Rechts sich handelt. Hier sind sie, wie Naumann wiederholt äußerst richtig hervorhebt, jederzeit bereit, begeistert die Waffen zu ergreifen. Warum hat er bei seiner Empfehlung der Flotte nicht da angeknüpft? Oder sind unsre Rechte und damit die deutschen Arbeiterinteressen nicht aufs äußerste bedroht, so lange das internationale Seerecht noch das Recht des zur See Stärkeren ist? Warum knüpft man nicht an an die seit Friedrich dem Großen traditionelle Politik Preußens, die Sicherung des Privateigenthums zur See zu erlangen? England ist es, welches diesem Verlangen stets widerstanden hat, weil es sich das Recht wahren will, gelegentlich eines Seekrieges den Handel seiner Rivalen zu vernichten. Weil es uns bisher an einer Flotte gebrach, mit der wir England mit der Zufügung des gleichen Schadens, den es uns zugedacht, drohen konnten, haben wir das Postulat des großen Königs noch nicht durchsetzen können. Dies gilt es, der Arbeiterklasse klar zu machen; es gilt, ihr zu zeigen, wie, so lange das Privateigenthum im Seekrieg nicht ebenso gesichert ist, wie im Landkrieg, der Absatz der Produkte, von deren Herstellung unsre Arbeiter leben, jedweder Vergewaltigung ausgesetzt ist; wie eine starke Flotte unentbehrlich ist, um diesen in ihrem Interesse dringend nothwendigen Fortschritt des Rechts herbeizuführen und, nachdem seine Anerkennung durchgesetzt ist, seine Durchführung zu sichern. Naht man dem deutschen Arbeiter von diesem Standpunkt des Rechts und seiner Interessen, so dürfte man für deutsche Weltpolitik und die dazu nöthigen Mittel leichter bei ihm Gehör finden, als mit jenen Argumenten einer „Machtpolitik", die auch Naumann sich zu eigen gemacht hat.

Es gibt noch andere Ausführungen Naumanns, die zu erheblichen Einwendungen Anlaß geben. So, daß er, der sich zum Freihandel bekennt, den Agrariern hinsichtlich der Fleischeinfuhr Konzessionen macht, welche für die deutsche Arbeiterklasse ebensowenig erträglich sind, wie für die deutsche Ausfuhr, die Naumann doch fördern will. So wenn sich bei ihm Anklänge an die Ausführungen jener Kolonialfanatiker finden, deren Ideal vom geschlossenen Handelsstaat er sonst bekämpft. So wenn er allzu unkritisch jener Lehre von den drei Weltreichen folgt, welche Prof. Heinrich Dietzel neuerdings so zutreffend in der „Nation" bekämpft. So seine m. E. unzutreffende Charakteristik des Centrums als einer nothwendig antidemokratischen Partei, während die demokratischen Tendenzen im Centrum mehr und mehr überwiegen. Allein all das wären relativ untergeordnete Ausstellungen. Ich habe geglaubt, nur bei dem verweilen zu sollen, was als das Wesentliche seines Buches erscheint. Da muß ich denn sagen, so richtig der Grundgedanke des Naumann'schen Buches ist, so richtig es ist, daß die Demokratie mit der Monarchie zusammengehen muß, wenn sie zur Macht gelangen will, so nothwendig es ist, daß zu diesem Zweck alle Parteien „von Bassermann bis Bebel", wie Naumann sich auszudrücken pflegt, zusammengehen, so unentbehrlich ist es im Interesse des Reichs wie der Arbeiterklasse ist, daß das erstere „sozial", die letztere „national" werde, so kann die Arbeiterklasse dem nationalen Gedanken doch nur dann gewonnen werden, wenn er ihr vom Standpunkt ihrer ethischen Grundanschauungen nahegebracht wird. Die Grundidee der von Naumann erhofften vereinten Linken kann nur die Rechtsidee, nie der nackte Machtgedanke sein. Vermöge des letzteren wäre sie ihren Gegnern ausgeliefert. Nur vom Standpunkt des Rechts und als Vertreter höherer ethischer Anschauungen hätte sie werbende Kraft und Aussicht auf Sieg.

Naumann wäre vermöge seiner ganzen Persönlichkeit vielleicht wie Keiner berufen, die divergirenden Parteien der Linken dem Ziel, das ihm vorschwebt, näher zu bringen. Eben deßhalb erscheint es als so bedauerlich, daß er in dem vorliegenden Buch nicht den Gedankengang gefunden hat, um gerade diejenigen, an die er besonders sich wendet, die deutsche Arbeiterschaft, zu gewinnen. Allein, noch erachte ich nicht, daß er in den Punkten, die ich hier dissentirend berührt habe, sein letztes Wort gesprochen habe. Es wäre im Interesse der Zukunft des deutschen Vaterlandes dringend zu wünschen, daß ein Mann, der, so wie er, zum Führer der Massen und der Jugend geboren ist, den Zugang zum Ohr der aufstrebenden Klassen fände. Denn er gehört zu den seltenen Männern, die das Zeug in sich haben, auf das Leben ihres Volkes umgestaltend zu wirken, es auf eine höhere Stufe zu heben, indem sie es mit höheren Idealen erfüllen und zugleich den Weg weisen, es der Verwirklichung dieser Ideale näher zu bringen. Unser öffentliches Leben hat in der letzten Zeit solcher Männer entbehrt.

Lujo Brentano.

Ausgrabungen in Aetolien.

In den letzten Wintersitzungen des Kaiserlich Deutschen archäologischen Instituts in Rom sprach, wie bereits kurz gemeldet, Dr. Georgios Sotiriadis, Gymnasialdirektor und Ephoros der Alterthümer in Athen und gegenwärtig auf einer Studienreise durch Italien begriffen, über seine höchst wichtigen Ausgrabungen, die er 1897—1899 auf dem Boden des alten Thermos in Aetolien angestellt hat. Bereits im Winter 1898/99 hatte Sotiriadis im Atheniſchen Institut Bericht über seine Ausgrabungen in griechischer Sprache erstattet, während er sich in Rom des Deutschen bediente, das er vollständig beherrscht. Die folgenden Darlegungen bilden aus seinem Vortrag einen Auszug, den Gymnasialdirektor Professor Uhlig aus Heidelberg im letzten Doppelhefte des „Humanistischen Gymnasium“ veröffentlichte. Hr. Sotiriadis selbst hat uns ein Exemplar dieses Abdrucks zur Verfügung gestellt.

Der Vortragende verbreitete sich zunächst über geographisch-topographische Fragen und entwarf ein Bild von der Schönheit des Landes, welches von den Haupttouren der archäologischen Reisenden keineswegs so weit abliegt, als man zu meinen scheint. Von Patras fährt man mit dem Schiffe in einer Stunde nach der ätolischen Küste hinüber (Eisenbahnstation Kryonéri an der mächtigen Felsenpyramide Waráſſowa, in alter Zeit Chalkis genannt). Von da fährt man mit der Bahn über Messolongi und an den Ruinen von Kalydon und Pleuron vorbei nach Agrinion, der heutigen Hauptstadt Aetoliens, in etwa zwei Stunden. Die weiten, sehr fruchtbaren Ebenen und die Berge, die Lagunen von Messolongi und Aetolikon bieten ein überaus schönes, wechselvolles Landschaftsbild. Bei Angelokastron unweit des Acheloos tritt man in die ausgedehnten Ebenen Aetoliens und Akarnaniens ein. Auf der Linken bleibt der Acheloos-Fluß mit den waldigen akarnanischen Vorbergen, gegenüber sieht man von weitem die Anhöhen, welche die mächtigen Peribolosmauern der Stadt Stratos einnehmen, rechts breitet sich der See, *λίμνη τοῦ Ἀγγελοκάστρου*, aus. Einen großen Eichenwald durchschneidend, zieht sich dann die Bahn durch die reichen Gefilde bis Agrinion. Einen großen Theil der ätolischen Ebene nehmen die beiden Seen ein, der kleine *τοῦ Ἀγγελοκάστρου* und der größere *τοῦ Ἀγρινίου* (alt *Τριχωνῖτις*, 100 m tief, 60 m über dem Meeresspiegel). Waldige Berge, südlich der Zygos (alt *Ἀράκυνθος*), nördlich das Panätolikon mit dem Schneegipfel Kyra-Wjena (aus *Κυρία Εὐγενία*) umschließen die Ebene, welche ungemein reich an Früchten und sehr gut kultivirt ist (große Tabakpflanzungen). Am Fuße des Panätolikon auf der kleinen, in den See vorspringenden Ebene wachsen große Citronen- und Orangenbäume. An beiden Ufern des Sees führen meist gut erhaltene Fahrwege bis Kephalówryſon auf das 420 m hohe Plateau, auf welchem Thermos liegt (etwa vier Stunden zu Wagen von Agrinion entfernt). Ueberall öffnet sich ein schöner Blick auf Berg und Thal, von überall her genießt man eine weite Aussicht auf See und Ebene. Von allen Seitenthälern des Panätolikon rieseln das ganze Jahr hindurch wasserreiche Bäche hinunter.

Dann zu seinem Thema übergehend, gab der Vortragende folgenden Bericht: Es war Mitte Februar 1897, als ich von der griechischen archäologischen Gesellschaft den Auftrag bekam, eine archäologische Inspektionsreise nach Aetolien zu unternehmen, wo ich gleich in erster Linie Thermos ins Auge faßte, und dies wegen der Wunderdinge, welche Polybius darüber erzählt. Ueberrascht durch den Anblick der großartigen Mauerruinen, die namentlich am nördlichen Seeufer mehrfach zu sehen sind, stellte ich mir zunächst die Aufgabe, die Lage des alten Thermos zu bestimmen, was auch nicht schwer fiel. Polybius nämlich entwirft im 5. Buch, K. 7 ff., ein so anschauliches Bild von der Expedition, welche Philipp V. von Makedonien im Jahre 218 gegen die Hauptstadt der Aetoler, eben gegen Thermos, unternahm, daß man, seinem Berichte folgend, noch heutzutage vom Acheloos bei Stratos ausgehend, genau den Weg am südlichen Seeufer über Angelokastron (*Κωνῶπη*), Dorf Gawalu (*Τριχόνιον*) durch die *στενά* (heute *ὁ Δαφνιᾶς*) und dann an dem Berg *Ἀγριελῆά* entlang (bei Polybius *ὁδὸς ἑκατέρωθεν ἔχουσα κρημνούς*) bis Thermos zwischen den Dörfern Petrochóri und Kephalowryſon finden kann.

Im Februar 1897 konnte ich hier den Spaten noch nicht ansetzen. Erst nach dem Kriege, im Monat Juli, unternahm ich einen kleinen Versuch indem ich an einer von einem Bauern gezeigten Stelle nach Inschriftensteinen grub. Bald kam ich hier aber auf die Spuren einer langen Säulenhalle und einer Reihe von Postamenten, die ursprünglich Statuen getragen haben. Die letzteren erinnerten mich an Polybius, nach dessen Bericht Philipp V. bei der Zerstörung von Thermos zweitausend Standbilder umgestürzt haben soll, und an die von ihm erwähnten Säulenhallen und den sonstigen reichen Schmuck — ich fand viele architektonische Glieder und Stücke von Bronzestatuen —, und so konnte ich denn schon wagen, die Arbeit kräftiger in die Hand zu nehmen.

Mit genügenden Geldmitteln von der griechischen archäologischen Gesellschaft ausgestattet und hauptsächlich vom Generalephoros Hrn. Kawwadias aufs thatkräftigste unterstützt, setzte ich die Grabung im Oktober und November desselben Jahres fort, deckte die ganze Front der Säulenhalle auf (173 m lang) und fand an den Postamenten einige Inschriften, von denen eine auch aufs schlagendste bewies, daß wir uns wirklich in Thermos (*ὁ Θέρμος* bei Polybius, *τὰ Θέρμα* in der einzigen Stelle Strabo's) befanden.

Im Frühjahr und Sommer 1898 habe ich dann die Reste des Tempels ausgegraben, von welchem nicht zu zweifeln ist, daß er der von Polybius erwähnte des Apollo ist. Das Heiligthum war dem Apollo geweiht, wie denn das Ganze nicht etwa den Charakter einer Stadt hat, sondern einfach den eines heiligen Bezirks. Derselbe ist ummauert und hat eine Länge von 340 m und eine Breite von 200 m; an drei Seiten sind die 2.50 m dicken Mauern bis zu Mannshöhe über der Erde erhalten und bestehen aus großen, bearbeiteten Steinblöcken. Der Bezirk und das ganze Plateau sind gut bewässert; die Aecker sind Maisfelder oder Wiesen. Durch das Grundwasser und die Bewässerung wird die Ausgrabung sehr erschwert. Kaum waren einige Steine von antiken Gebäuden hier und da in den Wiesen und Maisfeldern des Bezirks zu sehen. Die im Tempel gefundene Inschrift auf einer bronzenen Säule — ein Vertrag zwischen Aetolern und Akarnanen etwa von 270 v. Chr. — nennt das Heiligthum des *Ἀπόλλων Θέρμιος*.

Die Steinreste des Tempels machen keinen imponirenden Eindruck. Fundamente haben die Mauern nicht und die Steine sind offenbar größtentheils den von Philipp V. zerstörten Monumenten entnommen. Es stellte sich heraus, daß der durch Feuer zerstörte alte Tempel (wohl im Jahre 218 oder im Jahre 206 v. Chr. nach Polybius' Angaben) kurz darauf nothdürftig restaurirt worden ist. Ursprünglich war der Bau ein hölzerner. Einige Basen des Stylobats machen es evident, daß darauf ursprünglich hölzerne Stützen standen. Eine dicke Schicht von Kohlen, verkohltem Holz mit einer großen Masse von Dachziegeln und verschiedenen gemalten Terrakotten bedeckte den Boden; dabei große Nägel zur Befestigung der Terrakotten, welche zur Verkleidung des Holzbaues dienten. Bei der Restauration sind die Holzstützen durch steinerne ersetzt.

Der Tempel ist ein Peripteros mit 15 × 5 Säulen und einer langen, schmalen Cella, die eine Mittelsäulenstellung hat. Länge des Tempels etwa 33 m, Breite etwa 12 m, Lichtweite der Cella 4.60 m. Zwei Thüren zu beiden Seiten einer Säule führten in die Cella; Wände eines Pronaos sind nicht vorhanden; der Hinterraum (Opisthodom) ist gegen die Schmalseite des Tempels offen. Der Tempel ist fast genau nach Norden orientirt.

Unter ihnen befanden sich die Mauern eines älteren Tempels und die Basen einer Peristasis mit Holzstützen in elliptischer Form. Die unterste Schicht besteht in der ganzen Länge und Breite des Tempels aus Asche mit einer enormen Menge von verbrannten Thierknochen. Große Gefäße (*πίθοι*) finden sich in dieser Schicht, mit Erde und eingemengten verbrannten Thierknochen gefüllt. In derselben Schicht fanden sich unbedeutende Scherben geometrischer Vasen und bronzene Menschen- und Thierfigürchen, wie die bekannten aus Olympia. Es ist sicher, daß in uralter Zeit hier ein großer Altar war; dann wurde ein Tempel gebaut; in einer späteren Zeit, aber nicht nach dem 6. Jahrhundert v. Chr., wurde das Heiligthum errichtet, das von Philipp V. zerstört wurde.

Zu dem älteren Tempel gehören höchst wahrscheinlich

zwei mächtige Deckziegel mit hochalterthümlichen Köpfen als Antefixen. Dem zweiten Tempel, dessen Erbauung ich etwa in das 7. Jahrhundert setzen möchte, gehört die übrige große Masse der Dachziegel mit Antefixen und der gemalten Terrakottaplatten.

Die Köpfe sind entweder archaische Frauen- und Silenenköpfe oder Frauen- und Männerköpfe nach Typen des fünften Jahrhunderts. Das Gorgoneion findet sich darunter nicht. Der ganze Maskenschmuck ist übrigens sehr nüchtern im Vergleich zu dem reichen ähnlichen Schmuck, den z. B. die Ausgrabungen von Conca bei Rom zutage gefördert haben. Wenn dieser letztere einen entschieden jonischen Charakter verräth, so ist derjenige von Thermos vielleicht dorisch zu nennen. Die Frauenköpfe tragen in Thermos durchweg einen Polos. Wasserspeier sind nur die Silene oder die Löwenköpfe. Die Antefixe lassen sich durchaus nicht mit denjenigen des Museo Campano in Capua oder denen von Conca und den etruskischen Städten vergleichen. Deck- und Flachziegel sind der Größe und Form nach denen von Neandria ähnlich. Der Thon findet sich in Thermos. Die Köpfe tragen auf dem Kern des unreinen Thons eine dicke Schicht des gutgeschlemmten gelbweißen Materials, welches sich bei Korinth findet. Darauf wurden die Farben aufgetragen. Auch einige Formen haben sich in Thermos vorgefunden.

Die architektonischen, zur Verkleidung dienenden Terrakotten zeigen, was die gemalten Ornamente anbelangt, große Aehnlichkeit mit denen der sicilischen Kunst des 6. Jahrhunderts. Geisa, Simen, Firstziegel haben sich gefunden, auch verschiedene Stücke von Reliefs aus Terrakotta, auch von freistehenden Terrakottafiguren. Von Kapitellen und Triglyphen keine Spur. Auch kein Akroterion außer einer Sphinx, welche sicher Eckakroterion war. Ein Terrakottatriglyphon fand sich an einer anderen Stelle des Bezirks und gehörte sicher einem anderen Gebäude an.

Die Metopen waren gemalte Terrakottaplatten, etwa 1 m im Quadrat und 5—7 cm dick. Aus den Fragmenten sind einige Platten fast vollständig zusammengesetzt. Eine stellt ein archaisches Gorgoneion dar, eine zweite einen Jäger, der ein Tragholz mit seiner Jagdbeute schultert, eine dritte den fliehenden Perseus mit der Kibisis und dem Medusenhaupt darin auf dem Rücken, eine vierte drei sitzende Gottheiten, eine fünfte zwei Frauen, auf einer dieser letzteren steht in rückläufiger Schrift das Wort *χελιδον*.

Alle sind umrahmt mit einem Rosettenornament, die Ränder der Platten waren dazu bestimmt, ins Holz eingefalzt zu sein.

Der Thon ist roth mit eingesprengten schwarzen Steinchen. So findet er sich in natürlichem Zustand zu Thermos. Darauf ist eine papierdünne Schicht gelbweißen Thones aufgetragen, auf welchem der Maler zunächst die Umrisse der Figuren einritzte. Die Farben sind roth, schwarz und an einer Stelle weiß.

Was die Zeit und die Provenienz dieser Metopen anbelangt, so glaube ich, daß sie nicht zu weit in das 6. Jahrhundert herabdatirt werden können und daß sie korinthischen Ursprungs sind. Die Buchstabenform der Inschrift *χελιδον* ist sicher nicht jonisch, sondern korinthisch. Bedenken wir, daß das Jota noch die gebrochene Linie zeigt, während die gerade Linie dieses Buchstabens schon gegen Mitte des 6. Jahrhunderts auch da Eingang gefunden hat, wo die Buchstaben E und Σ ihre alterthümliche Form noch behalten (vgl. das Fragment einer Exekiasvase: *Ἐπαίνετος μ' ἔδωκε Χαρόποι*), so können wir daraus schließen, daß unsre Inschrift eher in die erste als in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts zu setzen ist, obgleich die charakteristischen Zeichen des altkorinthischen Alphabets für das E in ihr fehlen. Die Rosetten andrerseits finden sich als ausschließliches Ornament nur auf altkorinthischen Vasen, auf anderen nur sporadisch (eine Ausnahme siehe bei Gerhard A. V. I, 241). Das Gorgoneion mit dem Bart fand sich ganz ähnlich nur am Henkel einer altkorinthischen Kelebe im Museo Gregoriano. Die Umrisse des Jägers zeigen ferner Aehnlichkeit mit einer Männerfigur auf einer altkorinthischen Tafel (aus Pente-Skouphia in Berlin). Der Typus der Figuren ist derjenige der entwickelten archaischen Kunst. Er ist vorgeschrittener als auf den besseren melischen Vasen, bleibt aber hinter demjenigen einer guten altkorinthischen Schale zurück, welche in der *ἀρχαιολογικὴ ἐφημερίς* 1885, Tafel 7,1 abgebildet ist. Der Perseus, der mit Flügelschuhen und Schwert (nicht *ἅρπη*) versehen ist, trägt den Pileus. Der Medusenkopf, den er in der Kibisis trägt, während er eilenden Schrittes davonläuft, ist ein schöner Typus mit halbgeschlossenen, sterbenden Augen. Die Männerfiguren tragen einen spitzen Bart (schwarz mit rothem Gesicht). Das Haar hängt in drei Strähnen schwalbenschwanzartig herab. Die Platte, auf welcher die drei thronenden Personen, wohl Gottheiten, dargestellt sind, gehörte wahrscheinlich dem Giebel an, war also keine Metope. Dieselbe zeigt eine Uebermalung, welche kaum älter ist als das dritte Jahrhundert.

Bei der Ausgrabung, die im Juli des vorigen Jahres wieder aufgenommen werden konnte und bis zum September dauerte, kam ein anderes Gebäude zum Vorschein mit reicher Terrakottaverkleidung und einigen gemalten Metopen, auf denen die Inschriften *Χάριτες* und *Εἶρις* zu lesen sind. Eine ziemliche Anzahl von Proxeniedekreten, hauptsächlich aus dem Ende des dritten und dem Anfang des zweiten Jahrhunderts, ist außerdem die Frucht dieser letzten Grabung. Ein bald zu errichtendes Museum in Thermos selbst wird die Inschriften und die schwereren Terrakotten aufnehmen. Alles übrige kommt oder ist schon nach Athen gekommen.

Auch für die mächtige Akropolis von Vlochos bei Agrinion an einem Vorberge des Panätolikon, die man früher für Thermos hielt, hat sich der Name gefunden. Ich war schon vorher überzeugt, daß dieselbe nur die von Polybios erwähnte *πόλις Θεστιέων* sein könne, als ich nach einer kleinen Grabung an den Fundamenten einer kleinen Kapelle des Orts eine Inschrift entdeckte, die meine Vermuthung zur Gewißheit erhob.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. In meine letzte Besprechung strafrechtlicher Literatur ließ sich eine Reihe von Werken nicht einfügen. Es handelt sich zum Theil um Neuauflagen, die ich, einem alten Recht der Berichterstattung zufolge, nur kurz zu berühren brauche. Die Erwähnung der Thatsache, daß eine neue Auflage nöthig wurde, bedeutet ja ohnehin ein günstiges Urtheil. Die kleine Ausgabe des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich von Daube, die bei den Praktikern wegen der sorgfältigen Anführung der reichsgerichtlichen Entscheidungen sehr beliebt ist, hat es schon bis zur 7. Auflage gebracht; in der letzten sind auch die am 1. Januar 1900 in Kraft getretenen Aenderungen des Strafrechts berücksichtigt. (Berlin, H. W. Müller.) — Nicht sowohl in neuer Auflage, als in neuer Bearbeitung ist das Formularbuch zu den deutschen Prozeßordnungen, zunächst zur Strafprozeßordnung, von Vierhaus, in zweiter Auflage besorgt von Weizsäcker, wieder erschienen (Berlin, Reinhold Kühn). Es enthält die in Preußen üblichen Formulare (im ganzen 268) mit kurzen zweckmäßigen Anmerkungen. Solche Bücher sind werthvoller als man ihnen auf den ersten Blick ansieht. Nicht nur der Beamte, der im Strafprozeß arbeitet, greift nach ihnen mit Vorliebe, wenn er formelle Bedenken hat — und die formellen Bedenken sind oft genug viel schwerer zu überwinden als die materiellen — auch dem Studirenden sind sie ein willkommener Mentor, wenn die abstrakte Darstellung der Lehrbücher ihn nicht zum klaren Erfassen, wie die einzelnen Vorschriften in der Wirklichkeit sich ausgestalten, gelangen läßt. — Aehnlich angelegt, nur noch ausgesprochener den Bedürfnissen der Studirenden angepaßt, sind die Aktenstücke zur Einleitung in das Prozeßrecht von Stein und Schmidt (Leipzig, C. L. Hirschfeld). Sie stellen sich die Aufgabe, die Entwicklung des Prozesses an einem praktischen, möglichst reichhaltigen Beispiel anschaulich zu zeigen. Die Abtheilung für Zivilprozeß liegt derzeit in vierter Auflage vor. — Zunächst für die Studirenden bestimmt ist auch das Buch von Apt: Die grundlegenden Entscheidungen des deutschen Reichsgerichts auf dem Gebiete des Strafrechts (Zweite Auflage, Berlin, J. J. Heine). Die Kenntniß gewisser Entscheidungen des Reichsgerichts ist, so sehr der übertriebene Präjudizienkultus verworfen werden

muß, schlechterdings unentbehrlich; unsre Strafgesetze bedürfen der Entscheidungen nothwendig zur Begleichung der offen gebliebenen Zweifel und Lücken. Diese Kenntniß muß schon auf der Universität erworben werden. Ich weiß kein Buch, das hiefür besser geeignet wäre als das erwähnte. — Eine Verarbeitung der ganzen einschlagenden reichsgerichtlichen Judikatur verspricht das Lexikon des deutschen Strafrechts von Stenglein zu bringen, dessen Erscheinen vom Verlag Otto Liebmann in Berlin angekündigt ist. Der gleiche Verlag hat seinerzeit schon die von Stenglein besorgte Erläuterung der strafrechtlichen Nebengesetze des Deutschen Reichs, eine Arbeit von höchstem Werth für die Praxis, herausgebracht und legt nun ein monumentales Werk in den ersten Bänden vor: Die Strafgesetzgebung der Gegenwart in rechtsvergleichender Darstellung, herausgegeben von der internationalen kriminalistischen Vereinigung. Nach dem groß angelegten Plan soll in fünf Bänden das Strafrecht sämmtlicher Kulturstaaten zur Behandlung gelangen. Die beiden fertig gewordenen Bände bringen die derzeit gültigen Strafgesetze in systematischer Darstellung; die drei ausstehenden Bände sollen der Vergleichung gewidmet sein. Schon im jetzigen Bestand kann das Werk mit berechtigtem Stolz von sich sagen, daß es das europäische und außereuropäische Strafrecht in einer bisher auch nicht annähernd erreichten Vollständigkeit wiedergebe. Das Strafrecht der europäischen Staaten ist in dem 1893 ausgegebenen ersten Band enthalten und wird durch einen, dem nunmehr erschienenen zweiten Band beigefügten Nachtrag bis zum Jahr 1898 ergänzt. Der zweite Band bringt das Strafrecht der außereuropäischen Staaten; es fehlen nur Persien und Siam. Eine ungeheure Arbeit ist hier bewältigt. Soweit es anging, wurden Hülfskräfte aus den Staaten, deren Recht zur Darstellung kam, gewonnen; das Titelblatt zählt nicht weniger als 40 Mitwirkende außerhalb des Deutschen Reichs, darunter 15 außerhalb Europa's auf. Die Leitung des Ganzen liegt in den bewährten Händen Liszts. Das bedeutet, daß das Werk mit Umsicht und Energie gefördert wird. Ein äußerst tüchtiger Mithelfer steht ihm in Crusen zur Seite. Leider ist, wie der Verlag berichtet, der Erfolg der Subskription hinter der Erwartung zurückgeblieben und steht die Weiterführung des Werkes in Frage. Die Liste der Subskribenten läßt allerdings bedauerliche Lücken wahrnehmen. So findet sich keine der drei bayerischen Universitäten und, vom Justizministerium abgesehen, nicht eine bayerische Justizbehörde darunter. Der naturgemäß etwas hohe, aber durchaus nicht übertriebene Preis — die erschienenen Bände berechnen sich für die Subskribenten auf 52 Mark — sollte nicht abhalten, wenn es gilt, ein Werk zu fördern, das, wie das vorliegende, der deutschen Strafrechtswissenschaft weit über die Grenzen des Reiches hinaus Ehre zu machen im Begriffe steht. Der erste Band ist bereits in das Französische und Spanische übersetzt worden. Die Strafgesetzgebung des Deutschen Reichs hat Professor Seuffert in Bonn behandelt; seine Arbeit ist auch als Separatabdruck erschienen. Im gleichen Verlag ist von Seuffert ferner eine gerade in der Gegenwart sehr interessante Schrift über Anarchismus und Strafrecht herausgekommen, in der unter Bezugnahme auf die französische, italienische und spanische Gesetzgebung gegen den Anarchismus in leidenschaftsloser, aber eindringlicher Weise die Nothwendigkeit eines Ausnahmegesetzes gegen den Anarchismus dargelegt wird. Der Entwurf eines solchen Gesetzes ist beigegeben, ebenso — ein Zeichen, auf welchem Gebiete der Verfasser die Wurzel des Anarchismus sucht — der Entwurf eines Gesetzes zum Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses. Daß man den anarchistischen Fanatikern nur mit milden Besserungsversuchen entgegentreten dürfe, ist ein zum Glück überwundener, einer falschen Humanität entsprungener Gedanke. Man darf Heine's Wort nicht vergessen, daß der Fanatismus ein ansteckendes Uebel ist, das sich unter den verschiedensten Formen verbreitet und am Ende gegen uns alle wüthet. — Eine andere Art des Fanatismus schildert eine kleine Schrift des russischen Hofraths Löwenstimm über den Fanatismus als Quelle der Verbrechen (Berlin, Johannes Räde). Sie befaßt sich mit den russischen Sekten, die im religiösen Irrwahn die scheußlichsten Verbrechen als gottgefällige Handlungen verüben. Der Verfasser ist schon durch eine frühere Arbeit über Aberglauben und Strafrecht vom psychologischen Standpunkt aus in den deutschen Juristenkreisen gut eingeführt. — Einen Beitrag zur gerichtlichen Psychologie hat auch der nimmermüde Ferriani in seinem neuen Buch: Schlaue und glückliche Verbrecher (übersetzt von Ruhemann, Leipzig, Cronbach) vorgelegt. Ferriani's Bücher sind bei uns noch zu wenig beachtet. Das kommt wohl von dem Mißtrauen, mit dem seit Lombroso's Verirrungen die italienischen Kriminalisten bei uns angesehen werden. Wir thun unrecht damit. Auch bei Lombroso müssen wir den Weizen von der Spreu sondern und das viele Gute, das seine Schriften enthalten, trotz ihrer Irrthümer dankbar anerkennen. Noch viel mehr aber müssen wir bedenken, daß das Vaterland Beccaria's neben Lombroso auch andere selbständige Kriminalisten aufweist, die zum Theil sogar unsrer Auffassung vom Strafrecht wie unsrer ganzen Denkungsart sehr nahe stehen. Dazu gehört Ferriani. Er ist ein Praktiker; das Vorwort seines neuen Buches erwähnt eine 15jährige Thätigkeit als Staatsanwalt in Como. Und während dieser Zeit hat er mit Eifer und Geschick beobachtet und gesammelt. Seinem sehr lesenswerthen Buch über minderjährige Verbrecher hat er Wahrnehmungen von 2000 Minderjährigen zugrunde gelegt. Die neue Untersuchung befaßt sich mit den Verbrechern, denen es gelingt, der verdienten Strafe zu entgehen. Das Land der Maffia hat ja Beispiele genug von solchen; es wäre aber grobe Selbsttäuschung, wollten wir behaupten, daß sie bei uns fehlten. Auch wir deutschen Kriminalisten können aus den Darstellungen Ferriani's über die verschiedenen Wege, welche die geriebenen Verbrecher einschlagen, um ihre Richter zu täuschen, viel lernen; auch seine Beispiele von glücklichen Verbrechern, die ohne viel Zuthun durch den Irrthum der Gerichte straflos blieben, verdienen Beachtung. — Von einem solchen, mehr glücklichen als schlauen Verbrecher handelt eine schließlich zu erwähnende kleine Studie von Ernst Lohsing über den Fall Ziethen. Sechzehn Jahre sind jetzt seit der Verurtheilung Ziethens verstrichen und doch kann die rätselvolle Sache nicht zur Ruhe gelangen. Lohsing kommt aus den ihm zur Verfügung stehenden Berichten über den Mord an Frau Ziethen zu der Anschauung, daß nicht Ziethen, sondern der trotz seines Geständnisses freigelassene Lehrling Wilhelm der Thäter war. Ob sein Material vollständig ist, darf wohl in Zweifel gezogen werden. Der Scharfsinn, mit dem er es verwerthet, verdient unter allen Umständen Anerkennung. Vielfach verräth sich, daß Lohsing bei Hanns Groß gelernt hat, in dessen Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik (Leipzig, Vogel) die Studie auch erschienen ist. Einen besseren Lehrer konnte er allerdings kaum finden.

K. Bbg. Ein Kapitel aus der Geschichte der deutschen Forstwirthschaft und Besiedelung. Die verdienstvollen Bemühungen des Würzburger National-Oekonomen Schanz, in seinen „Wirthschafts- und Verwaltungsstudien mit besonderer Berücksichtigung Bayerns" eine Sammelstelle zu schaffen für einschlägige Arbeiten, zumeist über süddeutsche Gebiete, haben schon reiche Frucht getragen und allseitige Anerkennung gefunden. Hier soll in kurzem auf die jüngste Veröffentlichung der Sammlung, die untenbezeichnete Studie[1]) Kmioteks, eines Schülers von Georg Schanz, aufmerksam gemacht werden. — Der Verfasser will die Geschichte der Besiedelung und Bewirthschaftung des Salzforstes im nördlichen Unterfranken darstellen. Jetzt führt den Namen Salzforst nur noch ein mäßiger Waldbestand westlich von Neustadt a. S. In der karolingischen Zeit aber — so weit reichen unsre ältesten Nachrichten über den Salzforst zurück — überzogen seine stolzen Buchenhallen so ziemlich die ganze Fläche der heutigen bayerischen Rhön, ein Areal von etwa 425 qkm. Nicht weniger als acht Jahrhunderte, die Zeit vom Jahre 1000 bis ca. 1750 zieht Kmiotek in den Bereich seiner Ausführungen. Der umfangreiche Stoff ist übersichtlich in vier

[1]) Dr. Bruno Kmiotek, Siedelung und Waldwirthschaft im Salzforst. Ein Beitrag zur deutschen Wirthschaftsgeschichte. Mit einer Karte des Salzforstgebiets. X u. 194 S. Bd. VIII der „Wirthschafts- und Verwaltungsstudien mit besonderer Berücksichtigung Bayerns, herausgegeben von Professor Dr. Georg Schanz in Würzburg." Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme) 1900.

Theile gegliedert. Die Einleitung behandelt die Schenkung des Salzforstes an das Bisthum Würzburg durch Kaiser Otto III. mit Urkunde vom 15. Mai 1000. Der erste Theil beschäftigt sich mit dem Nachweis der Niederlassungen um den Salzforst in der vorkarolingischen und karolingischen Epoche. Eine zweite Kolonisationsperiode wird in das 11. bis 12. Jahrhundert verlegt. Eigene Kapitel versuchen einen Einblick in die Art der ältesten Forstverwaltung und der Forstnutzung zu ermöglichen, nämlich der Jagd, Fischerei, Weide, Eichelmast und Holzverwerthung. Diesen Zweigen der Forstwirthschaft, sowie der Bienenzucht widmet der Verfasser auch im zweiten und wieder im vierten Theil besondere, sehr belehrende Abschnitte. — Im Jahre 1291 setzt der Würzburger Bischof erbliche Forstmeister im Salzforst ein. Ihre unbeschränkte Herrschaft füllt die zweite Epoche der Waldgeschichte von 1291 bis 1520 aus. Kmiotek versucht in dieser Periode neben den sachlichen Grundzügen der Wirthschaft schon das persönliche Moment, das individuelle Wirken der Forstmeister und ihres Personals zu erkennen und wiederzugeben. Die Quellen für diesen ersten und zweiten Theil sind fleißig zusammengetragen und ausgenützt. Freilich sind sie recht ungleicher Art. Daß der codex diplomaticus Fuldensis Dracke's, für seine Zeit eine hochachtbare Leistung, jetzt längst nicht mehr befriedigen kann, erfährt zu seinem Bedauern jeder Benutzer. Möge die Neuausgabe eines Fuldaer Urkundenbuchs von Tangl nur nicht allzulange auf sich warten lassen! Nicht besser wie mit dem codex diplomaticus Fuld. steht es mit den Regesta Boica Langs und seiner Nachfolger. Auch sie vertragen oft nicht eine gründliche Nachprüfung. Kmiotek hat unter anderen auch ein handschriftliches „Ortslexikon von Unterfranken" von Dr. Carl Roth im Würzburger Kreisarchiv benutzen können. Es ist kein Zweifel, daß dies Verzeichniß der Feder eines hervorragenden Kenners der Lokalgeschichte Nordfrankens entstammt. Gibt er aber auch immer die Quellen für seine Aufstellungen an? In dem Zitat bei Kmiotek wenigstens über Burgwallbach und seine Gründung (S. 25) ist keine Belegstelle genannt. Ganz unzuverlässig in seinen historischen Angaben ist das S. 24 angezogene „Topo-geogr.-statist. Lexikon von Bayern von Eisenmann und Hohn". Der Zustand unsrer Quellen ist also ein derartiger, daß für die älteste Zeit, ja auch noch für die zweite Epoche bis zum Ende des Mittelalters gar oft Vermuthungen, Reflexionen und Analogieschlüsse die Stelle bestimmter Angaben ersetzen müssen. Dazu bereitet manches Beiwerk große Schwierigkeiten. So ist dem Verfasser durchaus kein Vorwurf daraus zu machen, daß sich in die Münzreduktionen (S. 62 u. a.) mehrfach irrthümliche Ansätze eingeschlichen haben. Es fehlt in dieser Hinsicht gänzlich an brauchbaren Vorarbeiten. Sonst zeigt Kmiotek oft genug, daß er auch den gewöhnlich mit aller Behutsamkeit umgangenen metrologischen Problemen herzhaft zuleibe geht. — Mit dem dritten Theil, der die Beseitigung der Mißwirthschaft der Erbforstmeister im Salzforst durch die Würzburger Bischöfe im 16. Jahrhundert zu schildern unternimmt, betritt der Verfasser gesicherteren Boden. Es ist ganz unverkennbar, wie sehr damit die Untersuchung an Frische und Anschaulichkeit, an Tiefe und Klarheit gewinnt. Die nämlichen Vorzüge sind dem vierten, umfangreichsten und gehaltvollsten Theil, der die Geschichte des Salzforstes unter dem ausschließlich bischöflichen Regime 1568 bis ca. 1750 enthält, in noch erhöhtem Maße nachzurühmen. Ganz besonders gelungen und werthvoll erscheinen die Ausführungen Kmioteks über Gründung und Entwicklung von Siedelungen im Salzforstgebiet während des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein statistischer Anhang über die Bevölkerungsbewegung in 46 Orten der bayerischen Rhön in den Jahren 1574 bis 1748 und ein Vergleich mit dem Bevölkerungsstand von 1895 ist ein geradezu glänzendes Zeugniß für den unermüdlichen Fleiß Kmioteks, seine sichere Beherrschung eines weitschichtigen archivalischen Materials und seine eindringende Gründlichkeit. Die Arbeit Kmioteks — dies darf wohl das Endurtheil sein — bedeutet in ihrer schlichten, gefälligen Form und ihrer inneren Tüchtigkeit eine entschiedene und freudig zu begrüßende Förderung der fränkisch-deutschen Wirthschaftsgeschichte.

* **Köln.** Dr. Oskar Minkowsky, Professor an der Universität Straßburg, ist als leitender Arzt der inneren Abtheilung und Dr. Heinrich Hochhaus, Professor an der Universität Kiel, als Oberarzt an das hiesige städtische Krankenhaus berufen worden.

* **Berlin.** Mit dem Eintritt des Geh. Medizinalraths Prof. Dr. v. Michel an Stelle von Schweigger hat in der Klinik und Poliklinik für Augenkrankheiten ein Personalwechsel stattgefunden. Die bisherigen klinischen Assistenten Dr. Dütschke und Dr. Neumann, sowie der poliklinische Assistent Dr. Schultz sind ausgeschieden und neben dem neuen Direktor wirken jetzt als poliklinischer Assistent Dr. Helbronn und als klinischer Dr. Hethey.

* **Krakau.** Anläßlich der 500jährigen Jubelfeier der Krakauer Universität (vgl. Beil. Nr. 114) haben den Doktortitel honoris causa außer Prof. Virchow noch folgende deutsche Gelehrte erhalten: Oberregierungsrath Duemmler (Berlin), Prof. Commer (Breslau), Prof. Regelsberger (Göttingen), Prof. Krumbacher (München), Prof. Kuhn (Halle), Prof. Klein (Göttingen), Dr. Kuiot, Propst in Westpreußen; aus der Stadt Posen: Weihbischof Likowski und Frauenarzt Dr. Heliodor v. Swiecicki.

* Für den Mittelrheinischen Aerztetag, der am 5. Juni (Dienstag nach Pfingsten) in Bad Homburg abgehalten wird, sind folgende Vorträge angemeldet: Professor Dr. W. A. Freund (Straßburg): Ueber das Krankheitsbild der von Myomen ausgehenden Auto-Intoxikation. — Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Küster (Marburg): Ueber einige neue Fortschritte in der Nierenchirurgie. — Prof. Dr. Heidenhain (Worms): Krankenvorstellung. — Prof. Dr. Herm. Freund (Straßburg): Ueber Extrauterinschwangerschaft (mit Demonstrationen). — Prof. Dr. v. Büngner (Hanau): Welche Fälle von Gallensteinkrankheit eignen sich für interne Therapie, besonders für Behandlung in Bade-Orten? — Prof. Dr. Hoffa (Würzburg): Die Trichterbrust und ihre Behandlung. — Dr. Laquer (Frankfurt a. M.): Höhlenbildung im Rückenmark (mit Krankenvorstellung). — Dr. Schütz (Wiesbaden): Ein eigenartiges Symptomenbild des Magencarcinoms. — Oberarzt Dr. Herxheimer (Frankfurt): Krankenvorstellung. — Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Riegel (Gießen): Thema vorbehalten. — Dr. Heil (Darmstadt): Zur Frühdiagnose der Schwangerschaft. — Prof. Dr. Rehn (Frankfurt): Ein Beitrag zur Behandlung der Frakturen. — Dr. Bücheler (Frankfurt): Gebärmutterkrebs und Arzt. — Dr. Scherk (Homburg): Die Aetiologie des Diabetes. — Die Vorträge beginnen von 1 Uhr ab. Vorher findet die Besichtigung der Quellen, des Kaiser Wilhelms-Bades und des Saalburg-Museums statt.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 26. Mai. Nummer 120.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Nikolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf.

Ein Erinnerungsblatt zu seinem Geburtstag vor 200 Jahren den 26. Mai 1700.

Von W. Breutel.

In den Bekenntnissen einer schönen Seele nennt Goethe den Grafen Zinzendorf ein psychologisches Problem. In der That, eine Analyse dieses seltsamen Mannes, der seinerzeit weite Kreise Deutschlands bewegte, dessen Einfluß über das Weltmeer sich erstreckte, dessen Name mit dem Beginn des religions- und kulturgeschichtlich so wichtigen Werkes der Heidenmission unaufhörlich verknüpft ist, ist nicht ganz leicht. Die Wogen des leidenschaftlichen Kampfes um seine Person sind abgeflossen, die schier unübersehbare Masse von Streitschriften ruht friedlich im Staube der Büchereien, aber selbst heute noch, da 140 Jahre verflossen sind, seit er auf dem wunderbar idyllischen Friedhof seiner Gründung Herrnhut beigesetzt wurde, ist die Beurtheilung dieses von der Parteien Gunst und Haß getragenen Mannes sehr verschieden.

Ein verzückter Schwärmer, barok in seinen Gedanken, anstößig in seinen Liedern, ein Geist, in dem nach Goethe's bekanntem Worte „die Lust zum Paradoxen" besonders tief steckte, nennen ihn die Einen. Ist er eine historische Kuriosität, lächerlich und gefährlich zugleich, oder eine geschichtliche Erscheinung, die verdient, ernst genommen zu werden, „der weltberühmte Graf", der die mystische Flucht vor den Kreaturen durch greifbare Symbole ersetzte, der religiösen Phantasie eine grobsinnliche Nahrung bot und die evangelische Liederdichtung in den Sumpf der Geschmacklosigkeit verlockte? Und doch, Tausende liebten und verehrten ihn, Tausenden hat er sich in ihr Herz gesungen, Tausende segnen sein Andenken auf dem ganzen Erdenrunde. In seinem patriotischen Archiv schreibt K. v. Moser, ein bekannter Pandektist und Darmstädter Minister: „Als Gott in unsern Tagen durch den seligen Grafen v. Zinzendorf die Brüdergemeinde sammelte und dieser Sauerteig den ganzen Teig des Protestantismus zu durchsäuern angefangen, so waren Könige und Fürsten, Lords, Staatsmänner, Generäle, Soldaten, Juristen, Aerzte, Philosophen von der Göttlichkeit des Werks überzeugt." Solcher geradezu widersprechender Urtheile ließen sich viele anführen.

Zinzendorf ist eine der hervorstechendsten Erscheinungen in der Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. Ein in jeder Hinsicht vor vielen ausgezeichneter Geist, ein von flammender Liebe zum „Heiland" erfülltes Herz, ein mächtiger Wille, der sich in einer beinahe unübersehbaren Thätigkeit für die Ausbreitung seiner Idee in aller Welt, von Asien und Afrika nach Amerika und Europa ein Wirkungsfeld geschaffen hat, eine Universalität, die alles umspannte, was für die Ausbreitung des christlichen Gedankens nur irgend geleistet werden konnte, eine einzigartige Mischung von klarer Nüchternheit und phantastischer Schwärmerei, in welchem anderen Manne sehen wir das wieder vereinigt? Er war eine durchaus originelle Natur, zu Extremen geneigt, vor allem auf das Gefühl gestimmt, voll sprudelnden Geistes, dessen Aeußerungen sehr oft in sprachlich wunderlicher Form sich darstellen. Er ist der Vertreter einer idealen Philanthropie, der von sich sagen konnte: „Unsre Reis' durch Schnee und Eis geht auch um eine Seele gar." Er ist der letzte Gründer einer Kirche, die noch fortbesteht und segensreich arbeitet unter Christen und Heiden in aller Welt. In ihr wollte Zinzendorf die ihm eigenthümliche Idee einer die Jesusreligion allein zum Gegenstand machenden, undogmatischen, überkonfessionellen freien Kirche verwirklichen. Er will alle wahren Gläubigen „als Anbeter des Lammes" in seiner Gemeinde vereinigen. Daher sein Drängen auf Gemeinschaft, die das „Christenthum konstituirt", daher seine Abweisung der lutherischen Orthodoxie bei aller Anhänglichkeit an die Reformationskirche. Das mußte ihn in Kämpfe mit der lutherischen Geistlichkeit verwickeln, die ihm gegenüber ihre Macht zu zeigen keinen Augenblick zögerte. So ist sein ganzes Leben unter Streit und Anfechtung verflossen, ohne daß er sich hätte zur Nachgiebigkeit bringen lassen. Er ist ein „bewußter Kirchenstifter", eine religiös ausgeprägte Persönlichkeit von eigenthümlicher Art.

Zinzendorf gehört dem Pietismus an, denn seine Familie, ein aus Oesterreich durch die Gegenreformation vertriebenes Adelsgeschlecht, vertritt in Lebenshaltung und Weltanschauung Spencer'sche Gedanken. Dem Knaben, früh verwaist, wurde das Bild des Vaters, der im Aufblick zu dem Gekreuzigten Trost und Vertrauen in vielfachem Leiden gefunden hatte, tief eingeprägt. So erwachte in der empfindsamen, träumerisch angelegten Kindesseele, der in der Einsamkeit des lausitzischen Herrensitzes Hennersdorf viel auf sich angewiesen war, eine schwärmerische, mystische Hinneigung zu Christus, die etwas frühreifes, unkindliches zeigte. Aber das Gefühl der Verbundenheit mit dem „Martermanne" wurde ihm so gegenständlich, daß es ihn ganz beherrschte und daß sich darin das Thema seines ganzen Lebens anzeigte: „Ich habe nur eine Passion, das ist Er." Aus diesem Umgang mit dem Heiland schöpfte aber Zinzendorf von frühester Jugend bis zur Todesstunde die heitere Gewißheit göttlicher, direkter Leitung, die in dem häufigen Losgebrauch ihren Ausdruck fand. (Nebenbei bemerkt ist der Losgebrauch in der Herrnhuter Brudergemeinde, entgegen vielen Angaben in Kirchengeschichten und populären Darstellungen, lange aufgegeben.) Früh erwachendes Dichtertalent, reiche Gestaltungskraft stellte er in den Dienst dieses Gedankens. Es ist nicht wahr, daß seine Lieder, die in unerschöpflicher Fülle ihm zufließen, durch-

weg geschmacklos sind, viele sind formvollendet und schlicht religiös. Zu dieser frühzeitig entwickelten Frömmigkeit gesellte sich sein starker Erkenntnißtrieb. Sein kritisches Denken warf sich auf das Objekt seiner Liebe, auf Christus, ihn zu erfassen in seiner geschichtlichen Größe, sich über ihn aufklären zu lassen, hielt er für eine Aufgabe des immer mehr zu schärfenden und aufzuklärenden Verstandes. Daher ist es kaum verwunderlich, daß er schon sehr früh und mit großer Entschiedenheit den Entschluß zum geistlichen Beruf faßte. Und wirklich, sein Wirken hat gezeigt, wie richtig diese klare Selbstbestimmung des Kindes war. Dennoch lehnte der Familienrath sich gegen die so deutlich sich zeigenden Neigungen des Knaben auf und der Zwang, Jurist zu werden, brachte Zinzendorf in schwere Konflikte hinein.

Halle, damals das Zentrum der pietistischen Wirksamkeit, wurde vom Vormund zum Aufenthaltsort Zinzendorfs für die folgenden Jahre bestimmt. Das Pädagogium, ein Theil von Francke's „Erziehungsstadt", war ein Gymnasium mit pietistischem Zuschnitt, vom sächsischen Adel viel besucht. Zinzendorf trat 1710 dort ein. Die Erziehung war eng, asketisch und rauh, aber die Bildung vortrefflich. Eine gute humanistische Durchbildung wurde ihm zutheil, aber das Verdienst Francke's an Zinzendorfs religiöser Entwicklung ist sehr gering. Merkwürdig ist, wie gradlinig sie weiterschreitet. Für den „Herrn und das Lamm" zu wirken, that er sich mit einigen Altersgenossen zusammen. Ueber die gewöhnliche Dauer der Jugendfreundschaft hinaus hat sich der Bund des „Senfkornordens" erhalten, läßt sich doch aus den noch vorliegenden feierlich unterschriebenen Bundesstatuten der Gedanke, später eine praktisch-religiöse Missionsthätigkeit zu beginnen, leicht erkennen. Zugleich erhellt ganz überraschend aus den knabenhaften Unternehmungen ein Organisationstalent in eminentem Sinn.

Dem Wunsch seiner Familie entsprechend, wandte er sich als ein Sechzehnjähriger dem Studium der Rechte auf der Universität Wittenberg zu. Aus Pflichtgefühl betrieb er Jurisprudenz, aus Wissenstrieb beschäftigte er sich eifrig mit Philosophie, wie seine Betheiligung an der populär-philosophischen Kontroverse im „Dresdener Sokrates" beweist, seine innerste Neigung aber gehörte der Theologie. Der junge Mann nahm durch hervorragende Begabung und Reinheit des Charakters eine bedeutende Stellung unter seinen Kommilitonen ein, er war bei den öffentlichen Disputationen durch sein glänzendes Opponiren berühmt und ein guter Fechter und Reiter. In den letzten Monaten seiner Universitätszeit ertheilte er juristische Repetitorien und versuchte sich in juristischen Gutachten. Dennoch fühlte er sich nicht befriedigt. Seine „Schrullen", wie man seine religiöse Haltung nannte, wurden vom Familienrath lebhaft verurtheilt, so daß er sich in stetem Konflikt mit ihm befand. Ja, seine Mutter und sein Stiefvater verwiesen ihm sehr energisch seine Betheiligung an dem theologischen Streit zwischen Halle und Wittenberg. Zinzendorf gab nach und mit starkerSelbstüberwindung fügte er sich dem elterlichen Gebot.

Um den Sohn, der viel zu sehr in theologische Bahnen eingelenkt war, von seinen kirchlichen Liebhabereien vollends zu heilen, beschloß man, ihn auf Reisen zu schicken, galt doch ein Besuch im Haag und in Paris damals für die weltmännische Ausbildung adeliger Söhne für unerläßlich. Doch statt dieser erhofften Umwandlung brachte die 1719 und 1720 unternommene Reise dem Jüngling erst recht eine tiefgreifende Bereicherung seiner religiösen Interessen. Im Lutherthum aufgewachsen, hatte er die traditionelle Abneigung gegen den Calvinismus in sich aufgenommen. In Holland errang er sich im Verkehr mit den Reformirten einen selbständigen Standpunkt über die verschiedenen Denominationen. Subjektive Religiosität galt ihm mehr als die Macht christlicher Institutionen. Mit weitherziger Vorurtheilslosigkeit bei aller Festigkeit der eigenen Ueberzeugung beurtheilte er die katholische Kirche. Zinzendorf ist eine bewunderungswürdige Vielseitigkeit der Interessen eigen, mit Leichtigkeit fand er sich in anderen Gedankenkreisen zurecht, ohne sich dabei von dem eigenen Standpunkt einer steten Beziehung auf die Person Christi abbringen zu lassen. Er wurde in Paris der Vertraute des Kardinals Noailles, verkehrte mit Freidenkern und Deisten, mit Jansenisten und strengen Römlingen. Ihnen gegenüber vertrat er eine Frömmigkeit, die auf inniger persönlicher Liebe zu Christus beruhte. Gereift in seinen Anschauungen, aber nicht umgewandelt in seinem festen Entschluß einer praktisch-religiösen Thätigkeit sich selbst zu weihen, kehrte Zinzendorf in das Vaterland zurück und trat in ein Staatsamt ein. Als Ort seiner geistlichen Wirksamkeit bestimmte er das Gut Berthelsdorf in der Oberlausitz zwischen Löbau und Zittau.

Bald nach der Vermählung des Grafen mit Erdmuthe Dorothea Gräfin Reuß-Ebersdorf wurde 1722 der Grundstein zu des Grafen wichtigster Gründung Herrnhut gelegt, eigentlich ohne sein Zuthun. In Mähren und Böhmen hatte sich eine evangelische Kirchengründung um 1460 vollzogen, deren Wurzeln in der husitischen Bewegung liegen. Mit dieser uralten, ganz evangelischen Kirche, die beinahe fünf Sechstel der Bevölkerung Böhmens umfaßte, hatte die Gegenreformation um das Jahr 1630 beinahe völlig aufgeräumt. In Mähren hatte sich die Ueberlieferung trotz des Druckes erhalten bis um das Jahr 1720. Sie drohte aber auszusterben, da das ältere Geschlecht ausstarb. Ein Zimmermann, Christian David, durch mehrfache Besuche in Deutschland mit Protestanten in Verbindung gekommen, hatte zur Auswanderung gerathen, die in verschiedenen Abtheilungen 1722 erfolgte. Es waren alles Nachkommen evangelischer Mähren, Mitglieder der alten Brüderkirche. Zinzendorf hatte mehr aus humanitären Gründen, ohne von der alten Kirche etwas zu wissen, ihre Ansiedelung auf Berthelsdorfer Gebiet erlaubt. Im Juni 1722 wurde der Anfang gemacht, zu Weihnachten kam er mit seiner Gemahlin aus Dresden an, er wunderte sich bei der Vorbeifahrt die Ansiedelung Herrnhut schon so weit gefördert zu sehen. So hatten sich zwei Elemente zusammengefunden, mehr durch Zufall zusammengeführt; dieMähren und der Graf zu höchst bedeutungsvollem gemeinsamen Wirken. In der Brüderkirche ward dem Grafen das Mittel gegeben, seine Ideen einer Gemeinschaft interkonfessionellen Gepräges durchzuführen, und die Mähren fanden in ihm was sie brauchten, einen Organisator, der auf dem Fundament alter kirchlicher Ueberlieferung die zerstreuten Theile zu einem Ganzen zusammenfügte. So ward Zinzendorf ein Kirchenstifter und die Mähren Träger seiner Ideen.

Eine gewaltige Aufgabe hatte Zinzendorf in dem Augenblick übernommen, als er an die Spitze des aufblühenden Gemeinwesens trat. Zahlreiche Auswandererkolonnen stellten sich nach und nach ein. Häuser und Straßen mußten angelegt, Beschäftigung für die ausnahmslos mittellos Ankommenden, die zum Theil werthvolle Höfe zurückgelassen hatten, gefunden werden. Die Verfassung, die er dem neuen Gemeinwesen gab und die 1727 ihre endgültige Gestalt erhielt, war der der alten Brüdergemeinden nachgebildet: eigenthümlich organisirte, man könnte sagen, auf ganz religiöser Grundlage

beruhende Republiken mit weitgehender Selbstverwaltung, bei der Zinzendorf sich als „Herrschaft“ ein Oberaufsichtsrecht wahrte. Das Leben im Herrnhut der ersten Jahre war rauh, streng und eng. Tanz und Spiel waren natürlich verboten, es wurde auf gute Zucht gehalten und genaue Aufsicht geführt. Konfessionell wünschte Zinzendorf, daß Herrnhut eine lutherische Parochie bliebe, aber mit eigenen, der geschichtlichen Herkunft entsprechenden Einrichtungen. Auch eine Erziehungsanstalt für Söhne des Adels, ein Waisenhaus nach Halle'schem Muster wurden begonnen. So hatte Herrnhut, kaum daß es bestand, eine Wirksamkeit in religiösem und philanthropischem Geiste begonnen.

Diese wurde in den folgenden Jahren noch weiter ausgedehnt. Die Heidenmission, ein gewaltiges Werk, wenn man auf das kleine Herrnhut sah, kam 1732 dazu. Zinzendorf wurde damit der Begründer der missionirenden, aber auch kulturell und sozial wirkenden, weitgreifenden Wirksamkeit, deren Werth in immer steigendem Grade anerkannt wird, auf evangelischem Boden. Herrnhut betreibt auch jetzt noch das größte, ausgedehnteste Missionswerk; auf dem europäischen Festland hat keine andere Gesellschaft so viele Stationen und Gemeinen wie Herrnhut. Das Werk hat furchtbare Opfer gekostet, aber der weltüberwindende Glaube an die Göttlichkeit ihrer Sendung hat einen rührenden, oft überwältigenden Heroismus gezeitigt, der weder vor Kerker noch vor Sklaverei zurückschreckte, wie das Beispiel der ersten Missionäre auf der dänischen Insel St. Thomas beweist. Und solchen Heroismus hat Zinzendorf selbst bewiesen, ihn nicht bloß von Anderen verlangt.

Durch mancherlei Verdächtigungen war die sächsische Regierung auf Herrnhut aufmerksam geworden, zumal auch kirchenpolitisch schwerwiegende Bedenken laut wurden. Seine Familie, der hohe Adel, die Geistlichkeit waren seine erklärten Gegner, vor allem hat pietistische Gegnerschaft von Halle aus gegen ihn gewirkt. Da that denn Zinzendorf den entscheidenden Schritt, als er 1734 sich zum Geistlichen ordiniren und 1737 sich in Berlin mit Zustimmung des Königs zum Bischof der Brüderkirche durch Daniel Jablonsky, den Oberhofprediger in Berlin, der als Erbe des letzten großen Brüderbischofs Joh. Amos Comenius die Weihe erhalten hatte, „auf Hoffnung einstiger Wiederbelebung“ weihen ließ. Zu gleicher Zeit traf ihn das Ausweisungsdekret aus Sachsen. „Wo für den Heiland das meiste zu thun ist, das wird unsre Heimath,“ schrieb er mit ruhiger Heiterkeit des Gemüthes. Von jetzt an wurde „die Welt das Arbeitsfeld“. Er weilte bald in Holland und England, bald in Livland und in romantisch seltsamer Gesellschaft von Zigeunern und Landstreichern, missionirend und sie unterstützend, auf der Ronneburg in der Wetterau. In Berlin hielt er seine berühmten Berliner Reden, die eine weitreichende, sogar bis zur Königin, der sie gewidmet sind, sich erstreckende Bewegung hervorriefen. Auch in Genf erregte die Beredsamkeit des Grafen bedeutendes Aufsehen. Die meisten seiner sehr zahlreichen religiösen Reden sind im Druck erschienen. Sie muthen uns sehr seltsam an, da Zinzendorf ein sehr geringes Gewicht auf die äußere Form legte. Eine Wunderlichkeit seiner Sprache ist die Vermengung des Deutschen mit französischen, lateinischen und griechischen Brocken. Der Bilderreichthum wird oft störend, da des Redners lebhafte Phantasie in Ausmalungen, Vergleichungen die Grenze des Aesthetischen und Zulässigen überschreitet. Was aber doch wiederum anzieht, ist die Fülle von Geist und Wärme, die überraschende Sicherheit in der Art, wie er immer wieder eine andere Seite dem Gegenstande abzugewinnen und ihn fruchtbar zu machen weiß. Die Hauptsache in der Religion ist die Verehrung des Heilandes. Die Aufmerksamkeit gilt vor allem der vorbildlichen, menschlichen Persönkeit Jesu. Es wird der Versuch gemacht, ein historisches Verständniß Jesu zu suchen, auch das beschränkte Menschliche der neutestamentlichen Persönlichkeiten wird oft hervorgehoben. Wir dürfen in dieser Betrachtungsweise den ersten Anfang der modernen Auffassung sehen, die alles geschichtlich Gewordene aus den Bedingungen heraus verstehen will, unter denen es sich entwickelt hat. Das Dogmatische tritt zurück hinter dem Bedürfniß des Individuums, der theologische Lehrsatz hinter die immer neu zu machende Erfahrung der religiösen Wahrheit. Polemisch wird der Redner nie; durch alle Vorträge, Predigten, Homilien und Betrachtungen geht ein Zug weitherziger Duldung. So ist er auch als Kanzelredner eine für seine Zeit höchst ungewöhnliche Erscheinung, man könnte ihn den Vorläufer der Richtung nennen, die Christus historisch und nicht methaphysisch zu begreifen sucht (vergl. auch D. Becker: Zinzendorf in seinem Verhältniß zur Philosophie und Kirchenthum seiner Zeit).

Wie sehr Zinzendorfs Gedankengang und Anschauungsweise dem Bedürfniß seiner Zeitgenossen entgegenkam, erhellt aus dem ungeahnten Aufblühen der Brüderniederlassungen. In der Wetterau entstand der Herrenhag, binnen drei Jahren ein Ort von über tausend Einwohnern, Herrnhut wuchs und in Deutschland, England und in Amerika, wohin Zinzendorf 1741 reiste, entwickelten sich mehr als fünfzig Gemeinen, in denen das soziale Leben nach religiösen Grundsätzen auf eine eigenartige Weise sich gestaltete. Nüchterne Besonnenheit paarte sich mit einer beinahe schwärmerischen, opferfreudigen Glaubensbegeisterung, so daß die mährischen Brüder als Kolonisten und Kaufleute ebenso sehr geschätzt wurden, wie als fromme Leute angestaunt. Dies führte zu einer unumwundenen Anerkennung der Brüderkirche durch die preußische, sächsische und englische Regierung, die übereinstimmend in ihrer Werthschätzung den Mähren religiöse und politische Freiheiten gewährten, trotz einer sehr starken Opposition der offiziellen Kirche. Diplomatisches Geschick in diesen Verhandlungen von 1744 bis 1749 hat Zinzendorf in hervorragendem Grade bewiesen. Er war, wie einst Calvin, Staatsmann und Kirchengründer zugleich.

Mit dem Jahre 1750 ist Zinzendorfs Thätigkeit als Organisator kirchlicher Gemeinschaften abgeschlossen. Seine letzten Lebensjahre — er starb 1760 — galten dem Ausbau des Begonnenen. Sein Ansehen in kirchlichen Kreisen festigte sich mehr und mehr, da der Sturm der Entrüstung und der Feindschaft sich gelegt hatte. Gerade in den Kreisen, die ihm am meisten gram gewesen waren, unter dem sächsischen und schlesischen Adel gewann er die treuesten Anhänger, so daß viele in der Brüdergemeine selbst Aemter übernahmen. Viele Tausende religiös gleichgestimmter Seelen sahen in ihm ihren Führer, anderen Tausenden wurden die Gemeinorte Ruheplätze nach schweren inneren Kämpfen. Den Erziehungsanstalten der Herrnhuter entwuchsen Geschlechter von sorgfältig gebildeten, ernst, vielleicht eng denkenden, aber pflichtbewußten Männern, bewährt im Dienst von Staat und Kirche, eins nach dem andern nun schon seit 150 Jahren. Sie haben den alten Ruf der Schulen stets neu befestigt und als bestes Stück ihrer Erziehung gerühmt, eine fromme, ernste Lebensauffassung dort gewonnen zu haben, wie der große Theolog Schleiermacher es bezeugt: „Wohin hätte es mit mir kommen können, wenn nicht die Gemeine gewesen wäre!“

So also wirkt Zinzendorf noch fort in einem kleinen

aber für die kirchliche Entwicklung bedeutsamem Kreise, der durch Missionsarbeit, Erziehungsthätigkeit und Pflege der inneren Mission noch heute Zinzendorfisches Erbe pflegt. Vor allem aber als Vertreter toleranter, weitherziger Duldung, als Darstellung einer Union inmitten des traurigen Konfessionshaders, als Hüterin einer undogmatischen, persönliche Gemeinschaft mit Christus suchenden Religiosität, kann seine Gründung, die herrnhutische Brüdergemeine wohl noch Anspruch auf selbständige Bedeutung in der evangelischen Kirche machen.

Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher.

Von Paul Holzhausen.

VII.[1]

Bonaparte's Verhältniß zu Kunst und Wissenschaft.

Ein Blick in die erste beste französische Literatur- oder Kunstgeschichte wird darüber belehren, daß weder die Revolution, noch Konsulat oder Kaiserthum zu den fruchtbarsten — wenigstens an Werken von bleibendem Werth fruchtbarsten — Epochen derselben gehören. Die ungeheure Präponderanz der politischen Interessen während der ersteren, der Materialismus und die vorwiegende Entfaltung militärischer Kräfte in den beiden letzteren konnte dem heiteren Spiel der Musen im ganzen nur abhold sein. Auch den literarisch gebildeten Männern eines benachbarten Volkes mußte das auffallen, und nur mit Unbehagen vermochten die Reichardt und Genossen nach den geistreichen Tagen des 18. Jahrhunderts auf die gegenwärtige Literatur der Franzosen zu schauen, der auch Domherr Meyer ein lautes Klagelied singt. Wie gering die Freude, die man über ihre Erzeugnisse empfunden, gewesen sein muß, ersehen wir aus manchen Besprechungen der „Französischen Miscellen“, und das Journal Schweighäusers liefert uns zugleich eine Erklärung: ist es doch, ein paar erfrischende Oasen ausgenommen, ein Bild trauriger Oede, das die Literaturberichte und zumal Theaterbesprechungen dieser Zeitschrift enthüllen. Auch der mächtige Herrscher war nicht imstande, dieser Unfruchtbarkeit Abhülfe zu bringen; ja, in gewissem Sinn hat seine Natur nicht unwesentlich beigetragen, den geschilderten Zustand zu verschlimmern.

Gewiß sind Kunst und Dichtung von der gewaltigen Persönlichkeit dieses Mannes auch schon zu dessen Lebzeiten — denn alles Spätere kommt hier nicht in Betrachtung — keineswegs unberührt geblieben. Ein Schwall von Tageserzeugnissen, Spektakelstücke auf gewonnene Schlachten, Prachtoden Lebruns, Dithyramben auf den Helden und Epigramme mit oder ohne Stachel wider seine Gegner, alles das trägt aber doch überwiegend den Charakter des Offiziösen, vieles gar den harten Stempel des offiziell Befohlenen an der Stirne und ist auch von den Verständigeren unter den zeitgenössischen Beurtheilern dieser Eigenschaften halber meist kurz abgethan worden. Von höherer literarischer Bedeutung war indeß die Richtung, die Napoleon dem französischen Drama auf das Klassisch-Heroische gab, wieder mit dem besonderen Zusatz, daß an Stelle antiker Freiheitshelden, die zur Revolutionszeit die Bühne bevölkert hatten, Herrschergestalten, ein Cyrus, Karl der Große, Zar Peter, auch Hektor und Andere traten, unter deren Masken den Parisern ein weit bekannteres Gesicht entgegenblickte. Wiewohl die meisten dieser Heldentypen erst zur Kaiserzeit geschaffen wurden, fiel doch die Vorliebe des neuen Herrschers für die hohe Tragödie schon während des Konsulats allgemeiner auf und wurde, wovon das Gespräch mit Kotzebue zeugt, als etwas merkwürdiges empfunden und hervorgehoben.[1] Der heroische Geschmack im Sinn eines Corneille und der Römer spielt auch dabei seine Rolle. Reichardt hat dem Konsul geradezu vorgehalten, daß er die Griechen, deren Sprache auch in seiner Schulordnung zu kurz kam, nicht genug ästimire und statt ihrer dem großen Zeitgenossen der Fronde über Gebühr seine Gunst zuwende. Wie so oft, findet auch in dieser Sache der Staatslenker in Voß einen literarischen Rechtsbeistand.[2] Dem erscheint die Verehrung des großen Peter Corneille dem Römerideal mehr zu entsprechen, von dem der Konsul des neuen Freistaats durchglüht sei. Nebenbei bemerkt, hat Voß auch die Ossian-Schwärmerei Bonaparte's — ein Erbstück der Rousseau-Werther-Periode — vertheidigt.

¹) S. Beilage Nr. 260, 261 u. 274 v. J. u. Nr. 4, 34, 55, 79 u. 80 d. J.

Aus seiner Vorliebe für den klassisch-heroischen Stil allein würde man wohl dem Konsul schwerlich einen Vorwurf haben machen können — wenn es sich dabei um eine bloße Geschmacksrichtung gehandelt hätte. Wie stand es denn nun aber überhaupt um seinen künstlerischen Geschmack, und was hat man damals darüber gedacht? Schon an einer früheren Stelle war bemerkt worden, daß manche Zeitgenossen den Staatslenker für einen großen Kunstkenner hielten. In der That ließ Bonaparte während seines früheren wie auch späteren Lebens selten eine Gelegenheit vorüberstreichen, wo er sich als Kunstkenner und -Kritiker zeigen, vielleicht auch ein wenig als solchen aufspielen konnte. Daß er den „Werther“ siebenmal, sogar im Schatten der Pyramiden gelesen, berichtet Bourrienne, und aus Goethe's eigenem Munde weiß man, daß der Kanonenkönig dem Dichterkönige gegenüber nicht bei des Schusters Leisten geblieben ist. Auch als Konsul besuchte er fleißig die Premièren, ließ sich im Tuskulum von St. Cloud neue Stücke vorlesen, pfuschte den Autoren und Censoren selber ins Handwerk und putzte beispielsweise den Dichter Lemercier, dem er wegen seines Mangels an hofmännischer Geschmeidigkeit auch sonst gern am Zeuge flickte, nach einer Aufführung des „Agamemnon“ einmal gründlich herunter.[3] „Das Stück,“ sagt Kollege Kotzebue, „hat wirklich mehrere verrenkte Schönheiten und schöne Gräßlichkeiten. Bonaparte hat dem Dichter eine sehr richtige Kritik darüber gemacht.“[4] Nicht immer war sein Lob oder Tadel so berechtigt wie bei Lemerciers „Agamemnon“, und eine Stelle in Sodens „Französischem Merkur“[5] könnte vielleicht als Beweis dafür angeführt werden, daß es dem Konsul nicht darauf ankam, auch einer poetischen Geschmacklosigkeit gegenüber ein Auge zuzudrücken, wenn politische Interessen ins Spiel kamen. Trotzdem dürfen wir sagen, daß der Kunstsinn diesem Manne nicht so ganz gefehlt hat. Wohl besaß er ihn nicht in dem Maße wie Friedrich II., der übrigens als Künstler von Einseitigkeit gleichfalls nicht frei und, wie alle Welt weiß, gegen die Literatur seiner eigenen Landsleute höchst ungerecht war. Wir wollen es Reichardt

¹) Kotzebue, Erinnerungen, 111, v. Chézy, Unvergessenes, I, 281.

²) (v. Voß), Beleuchtung, 208.

³) Oefter erwähnt, auch in den Briefen der Agenten Ludwigs XVIII, Remacle, a. a. O., 438. Ueber das Verhältniß Bonaparte's zu Lemercier vergl. *Welschinger*, Censure und *Remacle*, Relations secrètes pssaim (die Stellen im Register), sowie *Rambaud*, Histoire de la Civilisation contemporaine en France, 42, 184.

⁴) Kotzebue, Erinnerungen, 135.

⁵) Jahrg. 1800, II. Heft, 175 ff. Der „Franz. Merkur“ des Grafen Julius v. Soden gehört zu den Fundgruben für die Geschichte der damaligen Kultur Frankreichs, konnte aber für unsre Zwecke nur wenig gebraucht werden, da er meist Auszüge u. dergl. aus französischen Originalberichten giebt und sich eigentlich deutsche Urtheile wenig darin finden. (Exemplare der Jahrgänge 1800, 1801 und 1803 auf der Kgl. Bayer. Hof- und Staatsbibl. zu München, Per. 139).

nicht übel nehmen, wenn er in einem Vergleiche zwischen König und Konsul, der auch sonst zu Ungunsten des Letzteren ausfällt,[1]) dem Kunstsinn und der feinen Sinnlichkeit des großen Friedrich vor der in dieser Hinsicht gröberen Organisation des Korsen den Vorzug giebt. Aber auch in Napoleon steckte ein Künstler, ein gewaltig großer klassischer Künstler, und wir müßten unsre Darstellung für völlig verfehlt halten, wenn die übrigens sattsam bekannte Thatsache nicht auch aus diesen wenigen Blättern herabschiene. Nur braucht ja der Staatskünstler noch immer keine dichterische Ader zu haben, und, wenn wir auch die poetischen Kräfte dieses gigantischen Phantasiemenschen, soweit sie in Heeres- und Staatenschöpfungen sichtbar werden, noch so hoch anschlagen, so ist immerhin damit die Frage noch nicht beantwortet, ob der geniale Beherrscher der realen Dinge auch für das reine Reich des Schönen ein echtes Verständniß gehabt habe. Da ist es denn nun merkwürdig, daß der Konsul, nicht ganz unähnlich Friedrich dem Großen, gerade für die bedeutendsten Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur seines eigenen Landes am wenigsten Interesse gezeigt, ja, deren Vertretern, einem Chateaubriand und der Frau v. Staël, im ganzen fremd oder feindlich gegenübergestanden hat. Und jedesmal war es bei ihm die Politik, die die Verhältnisse bedingte. Das Lächeln der Huld, das der eitle Verfasser des Génie du Christianisme den Mienen des Imperators entlockte, verdankte nur der Zeit des Kirchenfriedens sein flüchtiges Dasein; als Staëls „Delphine“ erschienen war und Cäsars Verdikt auf Beschlagnahme des Buches und Verbannung seines Autors lautete, wurde von einem deutschen Zeitgenossen die Ansicht ausgesprochen,[2]) die Tochter Neckers sei bestraft worden, weil die in ihrem Werke enthaltenen Schilderungen ehelicher Verhältnisse geeignet wären, das Familienleben Bonaparte's in häßlichem Licht erscheinen zu lassen. Auch das wäre freilich ein äußerer Grund gewesen, der mit der Poesie als solcher kaum etwas zu schaffen gehabt hätte. In Wahrheit aber waren es wohl rein politische Motive, die den Konsul zu seiner Handlungsweise bestimmten: der Individualismus und das Freiheitsgefühl der schönen Genferin, ihr Verhältniß zu dem lästigen Tribunen Benjamin Constant, die Epigramme, die in ihrem Salon gegen den „Robespierre zu Pferde“ geschleudert wurden und — last not least — Vater Neckers politische Ketzereien in seinem letzten Buche: Dernières vues de politique et de finances.

Wir hielten es nicht für ganz überflüssig, darauf hinzudeuten, daß Napoleon Bonaparte, wiewohl in seiner Art selbst eine große Künstlernatur, nicht eigentlich aus innerer Freude am Schönen, nicht im Sinne des Kantischen „reinen uninteressirten Wohlgefallens“ verfuhr, wenn er die Künste und ihre Vertreter, je nachdem, förderte oder ihrer Förderung in den Weg trat. Gewiß hat er das erstere reichlich gethan und, um noch einmal auf Reichardts Vergleich mit dem großen Friedrich zurückzukommen, er hat es in einem Maße gethan, das, rein materiell betrachtet, den Aufwand des sparsamen Königs sicherlich weit überstieg. Aber es geschah, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend, um die politischen und persönlichen Zwecke eigener Größe und Verherrlichung zu erreichen.

So ist es denn auch nicht etwa Zufall, daß unsre deutschen Berichte den kunstliebenden Konsul vor allem in seinem Verhältniß zum Theater geschildert haben.[3]) Cäsar gehört zu den circensischen Spielen und diese zu jenem.

[1]) Reichardt, Vertr. Briefe, I, 298—303.
[2]) Diesmal ist es kein Besucher von Paris, sondern der Berliner Publizist Hans v. Held (Sendschreiben, 44—46).
[3]) Le théâtre occupait Napoléon presque autant que la politique, sagt Welschinger, l. c., 235.

Er kann sich bei ihnen dem Volke zeigen, und nicht selten wird er neben dem agirenden Mimen eine Rolle spielen, die über die passive des Zuschauers um ein gutes Stück hinauswächst. Wenn unsre deutschen Freunde in den Reihen des Théâtre-Français saßen, mit Spannung den Moment erwartend, wo die sonoren Alexandriner des großen Corneille über die Bühne rauschen würden, da sahen sie oftmals den kleinen Mann mit dem blassen Gesichte in der prächtigen Loge einkehren, deren goldener Stern den Verfasser der Klingsberge an den Glücksstern des Konsuls erinnerte.[1])

Und wenn dann der „Cinna“ auf den Brettern erschien und in den ersten hoffnungsreichen Tagen des Konsulats der Vers gesprochen wurde:

Rome tient des consuls sa gloire et sa puissance,

dann erregte neben dem auf der Bühne gespielten noch ein zweites merkwürdiges Schauspiel ihre Aufmerksamkeit. Dann richteten sich im Parterre alle Köpfe nach der Loge mit dem Stern, und ein lautes Klatschen folgte den Worten des Histrionen. Gar erst, wenn in der Zeit nach dem 3. Nivôse die Stelle kam:

Un tas d'hommes perdus de dettes et de crimes,
Que pressent de mes lois les ordres légitimes,
Et qui, désespérant de les plus éviter,
Si tout n'est renversé, ne sauraient subsister,

so bewies ihnen die Tonfülle langanhaltender Beifallssalven, daß dieser Applaus nicht allein den schönen Versen des alten Peter Corneille von Rouen galt.[2]) Weiter wollten sie bemerkt haben, daß der Mann mit der Cäsarenmaske in der Konsulloge, der ihnen an solchen Abenden als ein lebendes Abbild des Kaisers Augustus erschien, an dem Stücke einen warmen inneren Antheil nahm und das soyons amis, Cinna! ihn „sichtbar erschütterte“. „Er beklatschte es mit Enthusiasmus,“ sagt der selbst recht stark enthusiasmirte Domherr Meyer,[3]) „eine Aeußerung, die wohl mehr werth war als die Thränen, welche der große Condé bei dieser Stelle vergoß.“ Auch Kotzebue legt sich bei dieser Gelegenheit die Frage vor, „ob er (Bonaparte) nicht in einer ähnlichen Lage ebenso sagen werde wie Corneille's Augustus“.[4])

Noch mehr. Das Benehmen des Publikums im Theater wird den Fremden zum Barometer der Stimmungen seiner Pariser gegenüber dem „Obervolksberather“, wie er in seltsamer Verdeutschung seines Amtstitels von Campe genannt wird. Daß sie bei beziehungsreichen Stellen der „Mysterien der Isis“, Mozarts „Zauberflöte“, in eisigem Schweigen verharrten, gilt dem guten alten Kanonikus als ein recht bedenkliches Symptom innerer Abkühlung,[5]) deren Grund er, nicht so ganz mit Unrecht, in dem Senatuskonsult über das lebenslängliche Konsulat finden will. Aber es kam noch Aergeres vor. Die Incroyables des Parterre, im Benehmen oft ebenso unglaublich wie ihr Anzug und Name, pflegten zur Bekämpfung unliebsamer Autoren und Stücke schrille Pfeifen ins Theater mitzubringen, deren greller Mißton auch an solchen Abenden durch den Musentempel fuhr, an denen der „strenge Vormund“ des französischen Volkes oben in seiner Loge saß. Einer unsrer Berichterstatter meldet, daß sich der Gefürchtete das anfangs ruhig gefallen ließ. Merkwürdig. Empfand auch er, wie der Bekämpfer alles Zwanges, Voltaire, jenen tiefen Respekt vor der Weltmacht des Pariser Theaters? Aber es konnte

[1]) Kotzebue, Erinnerungen, 111.
[2]) London und Paris, VII (1801), 301.
[3]) Meyer, Briefe, I, 147.
[4]) Kotzebue, Erinnerungen, 487—488.
[5]) Campe, a. a. O., 33, 115—116.

nicht immer so bleiben. Als im Winter von 1802/3 bei dem bühnengeschichtlich bekannten Georges-Duchesnois-Skandal,[1] der wie weiland der Kampf zwischen Berg und Gironde das große Paris in zwei feindliche Lager theilte, die Leute des Parterre ein derartiges Getobe verführten, daß die Vorstellungen unterbrochen werden mußten, da zeigte der Löwe seine Tatzen; Gardisten erschienen im Musentempel, Polizeiagenten packten die Rädelsführer am Kragen, und die jungen Herren der polytechnischen Schule, die sich an dem Lärm betheiligt hatten, erhielten die Androhung des Karzers, der consigne. Diesmal scheinen die Deutschen, die gallischer Zuchtlosigkeit gegenüber das damals noch nicht erfundene Wort von der „ersten Bürgerpflicht" schon im Blute fühlten, ziemlich einmüthig auf Seiten des Konsuls gestanden zu haben.

Uebrigens bemerkten sie bald, daß es mit der angeblichen Sorglosigkeit gegen die Theaterkönige, deren sich der neue Staatslenker berühmt hatte, nicht allzuweit her war. Als das im vorigen Kapitel erwähnte Stück Duvals, „Edouard en Ecosse", das den jakobitischen Prätendenten in England zum Helden hatte, von den Royalisten in staatsgefährlicher oder mindestens recht taktloser Weise zu politischen Demonstrationen benutzt wurde, verließ Kunstfreund Bonaparte aufgebracht das Theater und das Stück ward verboten. Auch hiegegen fand man billigerweise nichts einzuwenden, obwohl die harmlose Dichtung an sich das strenge Verfahren der Regierung keineswegs herausgefordert hatte.[2] Als aber die konsularische Theaterzensur dem Schaffen des Künstlers immer engere und engere Schranken zog, als beispielsweise eine anscheinend harmlose Operette, Dupaty's „Vorzimmer" (l'Antichambre ou les valets entre eux), in der man verdächtige Anspielungen entdeckt haben wollte, ihren Verfasser auf ein Haar ins Exil nach

[1] London und Paris, XI (1803), 54 ff.

[2] Das erhellt aus der Lektüre des verschollenen Schauspiels, dessen kurze Analyse wir zur Erläuterung beifügen wollen. Prinz Eduard Karl Stuart, der Enkel Jakobs II., hat eine (historische) Landung in Schottland gewagt. Nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Culloden kommt er als Flüchtling auf das Schloß eines Anhängers König Georgs III., des Lord Dathol, dessen edelmüthige Gattin und deren gleichgesinnte Nichte Miß Malvina Macdonald die Abwesenheit des Hausherrn benutzen, um den Prinzen zu retten. Den Gästen des Schlosses, englischen Offizieren, wird er als der abwesende Lord vorgestellt, und als dieser selbst zurückkehrt, stimmt er in den Plan seiner Gattin ein und läßt sich an Stelle des Prinzen verhaften, der dadurch Zeit gewinnt, auf die Flotte der verbündeten Franzosen zu entkommen. Das in künstlerischer Hinsicht mittelmäßige Stück ist in einem durchaus patriotischen Sinne geschrieben, und die warme Anerkennung, die Eduard der Tapferkeit seiner Freunde, der Franzosen, zollt, war auf die Ohren des Pariser Theaterpublikums nicht übel berechnet. Ja, eine Stelle, wo Lady Dathol von den traurigen Folgen der Parteiwuth redet, scheint geradezu für den Konsul geschrieben, der eingestandenermaßen dem Zwist der Fraktionen in seinem Lande ein Ende machen wollte. Gewiß hätte auch dieser in dem Stücke nichts anstößiges gefunden, wenn nicht der unglückliche Name „Prätendent" von den Royalisten in ihrem Sinne ausgebeutet und auf jenen anderen Prinzen bezogen worden wäre, den schon damals seine Anhänger als Ludwig XVIII. zu bezeichnen wagten. Einen wahren Skandal erregte eine Stelle in der sechsten Scene des dritten Aufzugs. Bei einem Trinkgelage der englischen Offiziere wird der Pseudo-Lord Dàthol, Prinz Eduard, von einem Obersten in brüsker Weise aufgefordert, auf das Wohl König Georgs und den Tod der Anhänger Stuarts zu trinken. Mit Festigkeit entgegnet er: Je ne bois à la mort de personne. Diese männlichen Worte waren das Signal für ein lautes Beifallsgeschrei der Royalisten, und als bei der zweiten Vorstellung von der Zensur die Stelle gestrichen und durch eine bezeichnende Pantomime des Schauspielers ersetzt war, wurde die Sache nicht besser, und der Herzog von Choiseul von der Emigrantenpartei hielt es für taktvoll, durch unbändiges Klatschen den Zorn des im Theater anwesenden Konsuls zu erregen. Hierauf erfolgte das Verbot des Stückes, dessen Verfasser sich nach Rennes zurückzog und auf die Nachricht von dem im Text erwähnten Mißgeschick seines Kollegen Dupaty sogar nach Rußland flüchtete, von wo er nach einiger Zeit mit Erlaubniß des ersten Konsuls zurückkehrte. Vgl. Œuvres complètes *d'Alexandre Duval*, Paris 1822, IV, 395 ff.; Allg. Ztg. 1802, Nr. 63, 78; London und Paris, IX (1802), 142, 152; *Remacle*, Relations secrètes, 35.

St. Domingo gebracht hätte, da regten sich nicht nur die Reichardt und Schlabrendorf über dies Verfahren auf; auch ein beredter Anwalt der Konsularregierung wie Kotzebue spricht die Befürchtung aus, daß diese „einen der gültigsten Ansprüche auf den ehrenvollen Ruf der Liberalität verlieren würde, was jedem Weltbürger schmerzlich sein müsse".[1]

Doch das war nicht das Einzige. Auch sonst liebte es der Löwe, mit dräuenden Pranken den bunten Reigen der leichtgeschürzten Theaternymphen zu stören. Wie einst die von der alten Regierung unterstützten großen Schauspielhäuser unter der Oberdirektion der gentilshommes du Roi gestanden, so kamen sie jetzt unter die préfets du palais, die an dem neuen Hofe an die Stelle jener getreten waren. „Es soll keine neue Oper, kein neues Ballet gegeben, keine neue Decoration gemacht werden," sagt Reichardt,[2] „ohne daß der erste Consul nicht vorher seine ausdrückliche Einwilligung dazu gegeben." „Das heißt noch Selbstregieren!" ruft er ärgerlich aus, „und all diese Detailbeschäftigung für ein Schauspiel, das den ersten Consul nicht nur im mindesten nicht interessirt, sondern ihm sogar zuwider ist."

Dies war etwas zu viel gesagt, aber es bleibt auffallend, daß unsre Quellen keine einzige größere Oper zu nennen wissen, für die Bonaparte eine tiefere Theilnahme gezeigt hätte, weder für Glucks Iphigenie, noch für Cherubini's Wasserträger oder Méhuls Euphrosyne[3]) oder auch nur für eines der großen Ballette, die damals in unvergleichlicher Ausführung in Paris gegeben wurden und das allgemeine Entzücken aller Ausländer erregten, auch derjenigen, denen das laute Schreien der Sänger und Sängerinnen auf der großen Oper zuwider war und die dem rhetorischen Pathos der tragischen Bühne der Franzosen keinen Geschmack abzugewinnen vermochten. Er war wirklich, wie Reichardt behauptete, unmusikalisch und zumal für die große französische Oper ohne Verständniß. Etwas mehr Geschmack fand er an der komischen Oper des Theaters Feydeau, und es steht ja fest, daß er noch in späteren Jahren sein Vergnügen daran hatte, Couplets aus Vaudevilles und Operetten mit falscher Stimme vor sich hinzuträllern. Aber eigentlich stand doch nur ein kleines Winkelchen im Stahlherzen dieses Kriegers der edlen Frau Musika offen, und dieser Theil seines Herzens schlug für die Accorde seiner sangesreichen Heimath — Italien. Unsre deutschen Freunde wissen gar viel von dem Antheil zu erzählen, den der Mann des Schlachtfeldes an den Leistungen der italienischen Sängergesellschaft der Opera buffa genommen habe, auf deren Theater die Meisterwerke Domenico Cimarosa's und Païsiello's aufgeführt wurden, Païsiello's, der, von Bonaparte selbst nach Paris berufen, in der Schloßkirche der Tuilerien die Messe dirigiren mußte, auch wohl mal eine Probe aus einer seiner neuen Opern dem Konsul in St. Cloud vortragen durfte und wie Lemercier dessen kritische Anmerkungen in den Kauf bekam. Obwohl der Stern einer Strina Sacchi an ihrem Himmel leuchtete, war die Opera buffa bei den Parisern wenig beliebt; da soll denn, wie Helmina und Andere versichern, der Konsul mit leichtem Stirnrunzeln gesagt haben: „So will ich ihr Publikum sein."[4]) Uebrigens bekamen auch die Mitglieder dieser seiner Lieblingsgesellschaft die schwere Hand des Machthabers zu fühlen, und Reichardt[5]) erzählt nicht

[1] Kotzebue, Erinnerungen, 132. Vgl. Reichardt, Vertr. Briefe, I, 261, Napoleon Bonaparte, 147; vgl. auch London und Paris, IX (1802), 152, Chaptal, Souvenirs, 387—388.

[2] Reichardt, Vertr. Briefe, II, 122.

[3] Für Spontini's Prachtopern hat er später Vorliebe gezeigt, hauptsächlich wohl, weil er sie für passende Illustrationen seiner glanzvollen Kaiserherrschaft ansah.

[4] v. Chézy, Unvergessenes, I, 189, 288; Franz. Misc., IV, 145. Vgl. auch Campe, a. a. O., 33, 243.

[5] Reichardt, Vertr. Briefe, I, 491—492.

ohne Behagen von einem „komischen Streite“ zwischen den Sängern und der Regierung, die jene bei einer Zahlungseinstellung ihrer Unternehmerin zwang, noch vierzehn Tage vor fast leerem Hause weiterzuspielen.

Welchen Eindruck empfingen die Besucher von dem Verhalten Bonaparte's gegenüber den anderen Künsten? Von seinem Verhältniß zur Architektur, seinen Verschönerungen der Stadt Paris ist schon im zweiten Kapitel andeutungsweise gesprochen worden. Auch von dem Vorahnen der Kaiserzeit, das die Besucher anwehte, war dort die Rede. Die ersten Bauten des Konsulats waren vornehmlich Nützlichkeitsbauten, neben schönen Brücken, deren praktischer Werth den Realisten Campe begeisterte, auch der Ourcq-Kanal, der die große Stadt mit frischem Trinkwasser versorgen sollte und mit den römischen Aquädukten verglichen wurde.[1]) Anderes war und blieb noch auf dem Papier stehen, zumal die Wiederaufrichtung der von den rohen Fäusten der Jakobiner zerschlagenen Kunstwerke Zeit und Geld in Anspruch nahm. So wird die Herstellung des prächtigen Portals der Notre-Dame-Kirche erwähnt. Ganz besonders aber entzückte fromme Gemüther der Plan einer Restauration der herrlichen Kathedrale von St. Denis,[2]) jenes mit unsäglichem Vandalismus zerstörten Gotteshauses, dessen ehrwürdige Trümmer keiner der Fremden besuchte, ohne mit Fluch und Verwünschung gegen die sanskulottischen Barbaren zu scheiden. Auch bei den Bauten und noch mehr bei den Plänen erscheint den Beobachtern der cäsaristische Charakter des neuen Herrschers ahnungsvoll im Hintergrunde. Noch lagen die Vendômesäule und der Triumphbogen im Schoße der Zeiten, aber schon hat ein scharfsinniger Geist wie Sierstorpff es ausgesprochen, daß man die Vervollkommnung der Architektur als „Stimmungsmittel“ und „Volksblende“ zu benutzen suchte.[3])

Fast noch schärfer ist ein imperialistischer, zugleich ein stark individualistischer Zug in dem Verhalten des Konsuls gegenüber der Malerei ausgeprägt, und es finden sich in den Niederschriften der deutschen Besucher Stellen, die errathen lassen, daß sie auch dies, wenn nicht deutlich begriffen, so doch dunkel empfunden haben. Für uns sind das alles längst keine Geheimnisse mehr. Schon vor mehr als dreißig Jahren hat Julius Meyer in seiner geistvollen „Geschichte der modernen Französischen Malerei“ an Beispielen erwiesen, daß der Konsul und Kaiser bei der Begünstigung der Bildnerei fast ausschließlich selbstische Interessen verfolgte. Soll er doch die Ausführung der im Nanteser Museum begrabenen Skizze von Jean Antoine Gros' Schlacht bei Nazareth nur aus dem Grunde verhindert haben, weil er an Junots Sieg keinen Theil gehabt hatte![4]) Wie stark er sein Selbst in den Mittelpunkt künstlerischer Interessen geschoben wissen wollte und welche Rolle er sich für die eigene Person vorbehielt, das hat er einmal in der Naivetät des Stolzes dem Maler David verrathen, als dieser ihn bat, für die berühmte Darstellung des Alpenüberganges zu sitzen: Certainement Alexandre n'a jamais posé devant Apelle. Personne ne s'informe si les portraits des grands hommes sont ressemblants. Il suffit que leur génie y vive.[5])

Und so malte denn Jacques Louis David seinen Uebergang über den St. Bernhard, neben der schon 1797 vollendeten Schlacht bei Arcole von Gros, Guérins Bonaparte-Portrait und Isabey's Zeichnung „Der erste Konsul in la Malmaison“ wohl das bedeutendste Napoleon-Bild der Frühzeit; er malte es, ohne daß der Held dem Künstler gesessen. Alle Welt ist darin einig, daß der Kopf dem des Konsuls so wenig wie möglich gleiche.[1]) „Aehnlich ist es vollends gar nicht,“ sagt August v. Kotzebue,[2]) und Reichardt[3]) nennt das Bild „eine meisterhafte Karrikatur“, Schlabrendorf[4]) gar „ein ächtes Capriccio“. Aber nicht darauf kommt es hier an, wo von dem Verhältniß zwischen Kunst und Konsul die Rede ist. Julius v. Voß[5]) hebt den „überaus hohen Angriff des Gegenstands“ und den „pittoresken Odenschwung“ hervor. Der Ausdruck ist treffend: Davids Bild erschien denen, die es zuerst sahen, als eine gemalte Prachtode Lebruns. „Der Künstler hat die Darstellung idealisirt,“ sagt Domherr Meyer,[6]) „und sein Bild durch einen dichterischen Zug gehoben.... Alles ist kraftvolles Leben an dieser Gruppe, unbesiegter Muth, allen Gefahren und Hindernissen trotzende Kühnheit der Karakter des Mannes.“ Das ist's, man erkannte ganz richtig das Typische dieses Bildes — ein Typus, der auch schon in Gros' Schlacht bei Arcole auftritt — die Darstellung eines idealischen Helden, wie ihn auch deutsche Republikaner Anno 1796 und 1797 in Bonaparte leibhaftig zu sehen geglaubt hatten. Nachdem dieser Wahn aufgehört hatte, als Dogma zu gelten, konnte man ihn sich als Gegenstand künstlerischen Schaffens immerhin noch eine Weile gefallen lassen.

Einen wesentlich anderen Eindruck rief Isabey's Zeichnung hervor, die den Konsul auf der Terrasse von Malmaison darstellte. „Bonaparte,“ bemerkt derselbe Meyer,[7]) „steht auf diesem vier und zwanzig Zoll hohen Blatt in seinem Hauskleide, der grünen Guidenuniform, auf der Terrasse seines Malmaison, in der ihm eigenen Stellung, die eine Hand im Busen, die andere in der Rocktasche. Nicht der alles ergreiffende und unternehmende Muth des kühnen Helden, sondern die stille, einfache Würde des Mannes spricht aus diesem Bilde.“ „Ruhige Würde, tiefes Geistesfeuer, edles Selbstgefühl drückt dies Gesicht aus,“ sagt Helmina. Vielleicht haben diesmal die beiden Schwärmer eher zu wenig als zu viel gesehen; vielleicht steckt in Isabey's Zeichnung neben dem Privatmann Bonaparte auch ein Stück von dem Staatsmanne, der über weit ausgreifende Pläne sinnt, wohl gar von dem Feldherrn, dessen Ohr in der Ferne Kanonendonner vernehmen mag. Aber nicht das ist die Hauptsache. Für uns ist einzig von Interesse, daß schon diese Zeitgenossen ahnend begriffen, wie hier ein zweiter Typus künstlerischer Darstellung Bonaparte's geschaffen war, ein Typus, welcher der Phantasie des Volkes tief sich einprägen und in späterer Zeit auch literarisch vielfache Verwerthung finden wird.

Wir wollen kurz noch eines dritten künstlerischen Typus gedenken, der am Vorabend der Kaiserzeit ans Licht trat, während das ihn vertretende Bild seinem Gegenstand nach in die Zeit des Generalats zurückweist: „Napoleon bei den Pestkranken zu Jaffa“ von dem schon erwähnten Maler Gros. In neuerer Zeit hat Julius Meyer[8]) die ausnehmend glückliche Wahl des Motivs an diesem Kunstwerke hervorgehoben, das nicht, wie Davids Alpenübergang lediglich den Helden, nicht wie Isabey's Zeichnung nur den Menschen, sondern den Helden und Menschen zugleich darstellt, jenen, wie er dem Tode trotzt, diesen, wie er an dem

---

[1]) Hierüber: (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 337—338.
[2]) v. Halsler, Leben und Kunst in Paris, I, 66 ff.
[3]) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, I, 370.
[4]) Julius Meyer, Geschichte der modernen Französischen Malerei, Leipzig 1867, 111.
[5]) *Armand Dayot*, Napoléon raconté par l'image, 94. Aus Delécluze, David et son temps, entlehnt.

[1]) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, I, 475; Kotzebue, Erinnerungen, 120, 418 u. a.
[2]) Kotzebue, Erinnerungen, 418.
[3]) Reichardt, Vertr. Briefe, I, 310.
[4]) Napoleon Bonaparte, 405. Auch diese Wendung mag von Reichardt stammen.
[5]) (v. Voß), Beleuchtung, 71.
[6]) Meyer, Briefe, I, 97.
[7]) ib., I, 101—102.
[8]) Julius Meyer, Gesch. d. Franz. Malerei, 112.

Elend seiner Soldaten persönlichen Antheil nimmt. Etwas davon scheinen auch schon die ersten Beschauer empfunden zu haben, wenigstens wurde das Bild, das 1804 in der Gemäldeausstellung des Louvre erschien, mit stürmischer Begeisterung aufgenommen. Eine lange und keineswegs schlechte Besprechung durch Helmina v. Hastfer[1]) zeugt nicht allein von dem Werthe, den man diesem Kunstwerke beimaß; eine Stelle scheint mir auch zu beweisen, daß die Verfasserin die Tendenz des Gemäldes wirklich erkannt hat. Es ist da, wo sie sagt, daß die orientalische Pracht des Bildes und die Buntheit seiner Gestalten den Blick immer wieder auf den hellsten Punkt im Gemälde, Napoleon, zurückführen. Ja, der Referent des Journals „London und Paris“[2]) gesteht, bei dem Anblick von der Angst und Besorgniß angesteckt zu sein, die aus all den gemalten Gesichtern für das kostbare Leben des Oberbefehlshabers hervorleuchte. Und noch eins lernen wir aus diesem Bilde und den Besprechungen, die es gefunden hat. Wie es, selbst schon ein Kind der Legende, wiederum legendebildend wirkt, beweist eine Bemerkung Johann Georg Schweighäusers,[3]) welcher wissen will, daß Bonaparte, der in Wirklichkeit den Unglücklichen nur einen Besuch abgestattet hatte, nicht allein, wie des Künstlers Schöpfung sagt, die Pestkranken berührt, sondern mit eigener Hand einen an der Seuche Verstorbenen hinausgeschafft habe!

(Schluß folgt.)

[1]) H. v. Hastfer, Leben und Kunst in Paris, I, 98.
[2]) „London und Paris“, XIII (1804), 225.
[3]) Franz. Misc., VIII, 2.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Robert Kochs neueste Malariaforschungen.** In Nr. 17 der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ veröffentlicht Prof. Koch den dritten Bericht über die Thätigkeit der unter seiner Leitung stehenden Malariaexpedition, speziell über die Untersuchungen in unsrer Kolonie Deutsch-Neu-Guinea. Die ersten Untersuchungen wurden in Stephansort vorgenommen und ergaben, daß hier mindestens 25 Proz. der Bevölkerung als malariakrank anzusehen sind. Sehr interessant ist die Vertheilung der Erkrankung auf die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung. Es zeigte sich nämlich, daß unter 21 untersuchten Europäern 12, d. h. nicht weniger als 57.1 Proz., malariakrank waren; auf 240 Chinesen kamen 63 (26.3 Proz.) malariakranke, auf 209 Malayen 53 (25.3 Proz.), auf 264 Melanesen 29 (10.9 Proz.). Dabei trat auch unter den angeworbenen Chinesen und Malayen ein ganz auffälliger Unterschied hervor, indem die später Angeworbenen in einem bedeutend höheren Prozentsatz erkrankten als die in früheren Jahren angeworbenen. Unter den Eingeborenen von Kaiser Wilhelms-Land konnte Prof. Koch von neuem die Thatsache bestätigen, die er schon in Java beobachtet hatte, daß in manchen Orten die Kinder eine außerordentlich hohe Malariafrequenz zeigten. Im Orte Bogadjin waren 80 Proz. der Kinder unter 2 Jahren, 41.6 Proz. der Kinder von 2 bis 5 Jahren erkrankt, dagegen wurde unter 86 Personen von 5 bis 55 Jahren nicht eine einzige als malariakrank befunden. Prof. Koch sieht deßhalb als das einzig sichere Kennzeichen für Malariafreiheit das Verschontbleiben der Kinder an. Eine Erklärung für die auffällig hohe Zahl der Erkrankungen unter den Kindern bieten die Verhältnisse, wie sie bei uns hinsichtlich der Diphtherie u. s. w. herrschen. Ueber die Häufigkeit der Malaria auf Kaiser Wilhelms-Land ist Prof. Koch der Ansicht, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die gesammte Küste von Kaiser Wilhelms-Land infizirt ist, dagegen scheinen die benachbarten Inseln zum Theil malariafrei zu sein. Wovon die mehr oder weniger große Häufigkeit der Malariafälle in den einzelnen Orten abhängt, ist noch nicht festgestellt. — Neue Malariaexperimente werden von zwei englischen Aerzten, Sambon und Low, von Beginn des nächsten Monats an in der Campagna bei Rom angestellt werden. Es handelt sich um die Erbringung neuer Beweise für die Ausbreitung der Malaria durch den Biß von Mosquitos. Es ist dafür ein besonders geeigneter Platz an der Eisenbahnlinie zwischen Rom und Tivoli ausgesucht worden, nur eine halbe Stunde von Rom bei der kleinen Eisenbahnstation Cervellata, wo eine kleine Kolonie von Lombarden ansässig ist. Mit Bezug auf die Malaria soll dies der denkbar schlimmste Platz in ganz Italien und daher für die Untersuchungen besonders geeignet sein.

oem. Die Zulassung zur Doktorpromotion in der philosophischen Fakultät ist nach einer in der letzten Nummer der „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik“ veröffentlichten Abhandlung an den verschiedenen deutschen Universitäten in einer nicht gerade an eine Einheit des Deutschen Reiches gemahnenden Weise geregelt. An allen 21 deutschen Universitäten werden die Gymnasial-Abiturienten in allen Fächern der philosophischen Fakultät zur Promotion zugelassen, während die Zulassung der Abiturienten der Realgymnasien und Oberrealschulen selbst an Universitäten desselben Bundesstaates sehr verschieden gehandhabt wird. Die Realgymnasial-Abiturienten werden an 12 (darunter 6 preußischen) Universitäten in allen Fächern, an 8 Universitäten nur in neueren Sprachen, Mathemathik und Naturwissenschaften, an 1 Universität (Erlangen) sogar nur in Mathematik und Naturwissenschaften zugelassen. Die Oberrealschul-Abiturienten werden an 1 Universität (Greifswald) in allen Fächern, an 5 Universitäten nur in Mathematik und Naturwissenschaften, an 10 (darunter 6 preußischen) Universitäten überhaupt nicht zugelassen, während bei 2 Universitäten noch keine diesbezügliche endgültige Entscheidung getroffen ist. Voraussetzung der Zulassung ist an allen Universitäten akademisches Triennium und kann Dispens hievon in Preußen nur der Kultusminister, in den meisten anderen Bundesstaaten die betreffende Fakultät ertheilen. Eine Anrechnung von mehreren auf technischen Hochschulen zugebrachten Semestern findet bei etlichen nichtpreußischen Universitäten in den mathematisch-physikalischen Fächern statt, doch dürfte hierin auch in Preußen eine Aenderung gemäß der neuen Lehramts-Prüfungsordnung eintreten, nach welcher drei Semester Besuch technischer Hochschulen auf das für die Zulassung zur Prüfung erforderliche Triennium in den mathematisch-physikalischen Fächern angerechnet wird. Ein Dispens von der mündlichen Prüfung kann in Gießen auf Grund einer gut abgelegten Lehramtsprüfung erfolgen.

* **Bonn.** Der bisherige Assistent der Universitäts-Sternwarte, Privatdozent Prof. Dr. Mönnichmeyer ist zum Observator derselben, und der Privatdozent Prof. Dr. Philippson zum korrespondirenden Mitglied des kaiserlich Archäologischen Instituts ernannt worden.

* **Aus der Schweiz.** Der Professor der französischen Literatur an der Universität Lausanne, Georges Renard, wird seine dortige Lehrthätigkeit aufgeben, um an dem reorganisirten „Conservatoire des arts et métiers“ in Paris die neu errichtete Professur für „Geschichte der Arbeit“ zu übernehmen.

Jahrgang 1900. München, Montag, 28. Mai. Nummer 121.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Allgemeine Deutsche Biographie.

Exegi monumentum!

Mit dem 45. Bande ist vor kurzem eines der bedeutendsten Sammelwerke der heutigen deutschen Literatur, die „Allgemeine Deutsche Biographie“ zu vorläufigem Abschluß gebracht worden. Vorläufig: denn es liegt im Begriff und Wesen des großartigen Unternehmens, daß es nicht still stehen kann, sondern, eben am Ziele angelangt, seinen Gang von neuem beginnen muß. „Da von der Aufnahme in die A. D. B. alle noch Lebenden ausgeschlossen sind, liegen von Jahr zu Jahr ihren Scheuern neue Garben bereit, nachdem der Erntewagen bereits vorübergefahren ist.“ Aber es ist doch ein Großes, daß die mühevolle Arbeit nunmehr, in gerade 25 Jahren von A bis Z wirklich und stattlich durchgeführt, alle Erwartungen erfüllend, ja übertreffend, vor uns liegt.

Ein schönes Jubiläum; um so schöner, da wir an ihm nicht nur des Werkes selbst uns erfreuen, sondern auch den ehrwürdigen Leiter, dem dessen Gelingen vom ersten Beginn an in erster Stelle anvertraut war, persönlich beglückwünschen dürfen! Die Vollendung der A. D. B. ist ein neues Blatt in dem reichen Ehrenkranze des Frhrn. Rochus v. Liliencron, den dieser vielseitige, fleißige deutsche Edelmann und Gelehrte auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft in seinem bald 80 jährigen Leben sich erwarb. Theolog und Jurist nach seinen Jugendstudien, Forscher in deutscher Sprach- und Kulturgeschichte nach späterer Wahl, hochangesehener Kenner der Musik und Musikgeschichte, seiner bewegten Laufbahn nach bald akademischer Lehrer in Bonn und Jena, bald als Kämpfer und Staatsmann im Dienste seiner engeren schleswig-holsteinischen Heimath, bald als Rathgeber und Vertreter geistiger Interessen an Fürstenhöfen bewährt, und zuletzt neben der halbgeistlichen Würde des Klosterpropstes und Prälaten im heimischen Schleswig im Vollsinne des Wortes Wirklicher Geheimer Rath seines mit der Tochter des angestammten Herzogshauses vermählten Kaisers und Königs: wer konnte besser als dieser Mann an die Spitze eines Werkes gestellt werden, bei dem es darauf ankam, alle Seiten des geistigen Lebens und Strebens der deutschen Nation in seinen namhaften Vertretern mit gleicher, gerechter Würdigung zu erfassen? Es war eine glückliche Wahl der königlich bayerischen historischen Kommission, gerade dieses ihr Mitglied mit der bedeutsamen Aufgabe seit 1869 zu betrauen; und, wenn auch des auf seinen eigenen Wunsch ihm seit 1873 beigegebenen Genossen Franz Xaver Wegele († 1897) nicht vergessen werden darf und soll, so ist und bleibt doch Liliencrons Name für alle Zeiten am engsten mit der A. D. B. als der des eigentlichen Redaktors und „Rector magnificus“ verbunden. Nicht bloß als dem Ueberlebenden gebührt und gilt ihm der erste Ehrengruß bei Abschluß des großen Alphabetes. Er darf sagen, was oben vorangestellt ward: Exegi monumentum! und er wird es sagen, wenngleich gewiß nicht ohne Rücksicht auf den genannten wie auf alle anderen Mitarbeiter und nicht im stolzen Sinne des heidnischen Dichters, sondern nach seiner frommen Art in dankbarem Aufblick zu der gütigen Vorsehung, die ihm so Schönes gelingen ließ.

Wie bereits angedeutet, ist die A. D. B. im letzten Grunde der Historischen Kommission zu danken, welche König Maximilian II. von Bayern im Jahre 1858 auf seines Lehrers Leopold Ranke Anregung hin der Münchener Akademie der Wissenschaften beiordnete. Nach der Vorrede, mit der 1875 R. v. Liliencron und F. X. Wegele den ersten Band aussandten, trug diese aus zwanzig erlesenen Mitgliedern bestehende Kommission sich bereits seit Beginn ihrer Arbeiten mit dem Gedanken, durch ein biographisches Nachschlagewerk für Deutschland eine längst gefühlte Lücke in der deutschen historischen Literatur auszufüllen. Angesichts anderer Arbeiten mußte der Plan einstweilen zurückgestellt werden. Erst 1868 in ihrer Jahressitzung nahm sie auf Antrag ihres Vorsitzenden L. v. Ranke und des Reichsrathes Ignaz v. Döllinger den Plan ernstlich in Aussicht und betraute R. v. Liliencron mit den nöthigen Vorarbeiten. Auf Grund seiner Vorschläge wurden sodann in der Jahressitzung von 1869 die Grundzüge des Unternehmens berathen und festgestellt. Man sieht: neben dem sorgsamen Vater und Pfleger darf die A. D. B. sich noch auf erlauchte Ahnen berufen, und zwar auf solche, die es der Beilage zur Allgemeinen Zeitung zur besonderen Pietätspflicht machen, ihre glückliche Durchführung als ein festlich frohes Ereigniß zu feiern. Für die Art der Ausführung stellte man den doppelten Zweck als maßgebend fest, das Werk zugleich für den wissenschaftlichen Gebrauch des Gelehrten und für das Bedürfniß der Gesammtheit der Gebildeten zu berechnen. Damit war geboten, die Biographien soweit wie möglich auf den Kreis der Männer der Wissenschaft, auch der Spezialisten ihrer einzelnen Zweige, auszudehnen und zugleich thunlichst von allen bedeutenden Männern und Frauen Kunde zu geben, in deren Thaten und Werken die Entfaltung des deutschen Geistes in jedem Zweige des öffentlichen und des Kulturlebens von den ältesten Zeiten bis an die Schwelle der Gegenwart sich darstellt.

Dieses Programm war klar und deutlich. Aber wie manches blieb innerhalb seiner Grenzen noch im einzelnen festzustellen. Es ist anzuerkennen, daß dies mit feinem Takt geschah. Zunächst die zeitliche Grenze. Gewiß richtig verzichtete man darauf, diese nach einem Normaljahr zu bestimmen und acceptirte dafür den Kanon, alle Lebenden auszuschließen, allen Verstorbenen

dagegen, wenn ihr Anspruch sonst anzuerkennen war, die Aufnahme zuzugestehen. Jedes andere Verfahren hätte einerseits die ruhige Sachlichkeit der Auswahl wie der Begrenzung der Lebensbilder getrübt und andrerseits die Gefahr uferloser Ausbreitung des Ganzen herbeigeführt. Schwieriger war die Abgrenzung in anderer Hinsicht. Sich an die jeweiligen, im Laufe der Geschichte wechselnden Grenzen des alten oder an die des heutigen Deutschen Reichs zu halten, ging nicht an. Jenes hätte zu weit über den eigentlichen Strom des deutschen Lebens hinausgeführt, dieses das Merkmal „deutsch" zu sehr eingeengt. Eine kurze Formel war hier nicht zu finden. Das Kriterion mußte mehr innerlich, in dem Standpunkt der einzelnen Personen zur deutschen Geschichte und Kultur, gesucht werden. So kam man dahin, z. B. Calvin — vielleicht allzu streng — und Herzog Alba auszuschließen, Prinz Eugen von Savoyen und Granvella, Vater wie Sohn, zuzulassen. Die Niederländer als solche mußten danach seit 1648 weichen, während die deutschen Schweizer und die baltischen Deutschen, soweit ihre Laufbahn und Thätigkeit nicht auf Rußland oder Schweden sich beschränkt, ihren Platz darüber hinaus behaupten. Auch der Gefahr war vorzubeugen, daß die deutsche Biographie nicht bei den Männern der Wissenschaft zur deutschen Bibliographie auswüchse und der Umfang dadurch zum Schaden des Ganzen übermäßig anschwölle. Man entschied sich, bei Schriftstellern auf bibliographische, bei Künstlern auf ikonographische Vollständigkeit zu verzichten und stellte nur die Aufgabe, neben Erwähnung des Wesentlichen dem Nachschlager zur Erlangung des Weiteren die Wege zu zeigen und die Hülfsmittel nachzuweisen. Selbst der Angabe der Quellen mußten im Interesse des Ganzen gemessene Grenzen gesteckt werden. — Für eigentliche biographische Monographien meinte man auch bei den Sternen erster Größe Raum nicht gewähren zu dürfen. Man stellte daher für den Umfang der Biographien im allgemeinen vier Klassen auf, denen je nach der — allerdings nicht immer leicht abzuschätzenden — Bedeutung der einzelnen Personen ein ganzer, ein halber Druckbogen, zwei und bis zu einer Seite bewilligt wurde.

Nach diesem, hier nur flüchtig in einigen Umrissen wiedergegebenen Plan hoffte man mit 20 Bänden zu je 50 Bogen in großem Oktavformat und sparsamem, aber deutlichem, leicht lesbarem Satz auszulangen. In diesem Umfang übernahm der rühmlich bekannte Verlag von Duncker u. Humblot in Leipzig Druck und Vertrieb des Werkes in verständnißvoller Würdigung seines nationalen Charakters.

Der Rahmen hat sich nun allerdings im Laufe der Zeit als zu eng erwiesen. Aus den geplanten 20 Bänden sind 45 geworden; und immer schwieriger erwies es sich, den Eifer der Mitarbeiter, wo es sich um wirklich bedeutende Gestalten der deutschen Geschichte handelte, zu zügeln. Das hat zweifellos seine Nachtheile gehabt. Der Verbreitung des Werkes bis in kleinere, auch private Büchereien ist sein im Fortschreiten anschwellender Umfang nicht günstig gewesen. Zu raschem Nachschlagen und Orientiren sind die umfassenden Arbeiten, deren Zahl in den späteren Bänden zunimmt, minder geeignet. Aber das ist leicht zu kritisiren; schwer ist, zu sagen, wie die Leiter dem hätten wehren sollen. Es mußte ihr Wunsch sein, recht viele berufene Mitarbeiter anzuwerben, denen der Stoff aus eigener, frischer Arbeit zu Gebote stand. Es gelang nach Wunsch. Unter den 1418 Mitarbeitern, deren gar mancher schon selbst nachher einen Ehrenplatz in der A. D. B. fand, glänzen die besten Namen anerkannter Fachmänner. Ihnen den Zaum zu eng anlegen, hätte geheißen, auf ihre werthvollen Beiträge überhaupt verzichten. Man lese die ebenso liebenswürdige wie überzeugende Rechenschaft, „die Hr. v. Liliencron im Vorwort zum Schlußband" über diese Schwierigkeiten gibt. Ich will hier lieber auf sie verweisen, als sie ausschreiben. Ueberdies stieg während der Arbeit die Zahl der zu bewältigenden Namen von den 18,000 des anfänglichen Ueberschlags auf mehr als 23,000. Hätten die 5300 neuen Namen nicht aufgenommen oder die zuletzt hinzugetretenen hinter den ursprünglich angenommenen zurückstehen sollen? Ich möchte meinem Vorsatz nicht untreu werden, jede namentliche Anführung einzelner Arbeiten zu vermeiden, die in ungemessene Weiten und doch nur zu Willkür und Unbilligkeit führen würde. Nur eine Ausnahme sei mir gestattet: hätte dem Aufsatz über Kaiser Wilhelm I., der allerdings das anfangs aufgestellte Maß weit überschreitet, die A. D. B. verschlossen werden dürfen?

Nehmen wir denn das vornehme Werk, wie es nun fertig dasteht, dankbar auf als das, was es ist: es ist ein neues, laut redendes Zeugniß dafür, daß gottlob! im neuen Deutschen Reich bei aller herrlichen Machtentfaltung nach außen, bei allem gewaltigen Aufschwung der wirthschaftlichen Interessen, daß auch unter dem Zeichen des Verkehrs die ernste stille Geistesarbeit ihren alten Ehrenplatz in Deutschland zu behaupten weiß. So ist das Werk ein hochbedeutsamer Beitrag zur Festigung und Vertiefung des Gefühls geistiger Einheit und geistiger Kraft unsres Volkes.

Möge es in immer weiteren Kreisen dankbar benützt werden! Mögen ihm nie auch in fernerer Zukunft einsichtige Hände fehlen, die es im Sinn seiner Urheber fortsetzen und dem Strom der Zeiten nachführen. Vor allem: erhalte Gott dem ehrwürdigen Leiter der A. D. B. noch lange Kraft und Gesundheit! Soeben vernehmen wir, daß der rüstige Greis einem neuen großen nationalen Unternehmen, der Herausgabe der Denkmäler deutscher Tonkunst, seine leitende Hand zu leihen sich entschloß. Sei es ihm vergönnt, daran noch viele Freude zu erleben, wie namentlich das neue Alphabet, die Nachlese der A. D. B., siegreich zu Ende zu führen, für das unter seiner umsichtigen Fürsorge bereits alle Zurüstungen getroffen sind. Besseres und Schöneres können wir dem verehrten Mann nicht wünschen. Quid enim — das gilt heute wie vor zweitausend Jahren: quid enim est jucundius senectute stipata studiis juventutis? quid honestius quam serere arbores quae alteri saeculo prosint?

Sander.

Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher.

Von Paul Holzhausen.

VII. (Schluß.)

Bonaparte's Verhältniß zu Kunst und Wissenschaft.

Wir gestehen, ein wenig vom Thema abgewichen zu sein, indem wir der Verlockung, einen kleinen Ausflug in das bunte Reich der zur Konsulatszeit entstandenen Bonapartebilder zu unternehmen, nicht widerstehen konnten. Soviel dürfte aus den angeführten Stellen ersichtlich sein: unsre deutschen Landsleute hatten für die Richtung der napoleonischen Kunstepoche, soweit sie auf die Vergötterung des Helden abzielte, kein schlechtes Verständniß. Daß sie im übrigen auch die imposante Kraft der Einwirkung dieses Heldenlebens auf die französische Kunst anstaunten und bewunderten, wird man begreifen, und es ist ihnen schwerlich zu verdenken. Schweighäuser, Frau v. Hastfer

und die Korrespondenten des Journals „London und Paris“ werden nicht müde, in sorgfältigen Detailbesprechungen die endlosen Reihen von Schlachtenbildern, Staatsaktionen und Kriegerportraits zu durchmustern, die die David und Gros, die Isabey, die Carlo Vernet und Gérard, ja, selbst ein bekannter Romantiker wie Girodet auf den Markt brachten und an denen sich vollends die mittelmäßigen Talente, ein Lejeune und so viele, viele Andere jahraus, jahrein abquälten. Hierin war, wie in so vielem, die Konsulatsepoche nur die Vorstufe der Kaiserzeit.

Auch als Pfleger der Wissenschaften hatte der General Bonaparte seit Jahren gegolten, und die Protektorrolle, die er deren Vertretern gegenüber während des italienischen Feldzuges gespielt, hatte ihm schon damals zahlreiche Herzen gewonnen. Auch aus der Konsulatszeit hören wir hierüber manche Urtheile, die indeß zum Theil von den früheren nicht unerheblich abweichen. Daß er und seine Regierung keine Freunde der abstrakten Spekulation waren, konnte den Verehrern Kants und der Aufklärung nicht sonderlich behagen; einiges hierüber ist schon bei Gelegenheit des Konkordats angemerkt worden. Seine notorische Bevorzugung der exakten vor den humanen Wissenschaften war auch nicht nach Jedermanns Geschmack, und wir werden bei Besprechung seiner Schulordnung sehen, daß namentlich in dem Reichardt-Schlabrendorf'schen Werke in dieser Richtung herbe Vorwürfe gegen den neuen Staatslenker erhoben wurden. Andere bringen nach ihrer geistigen Richtung und Veranlagung gerade dieser Seite seines Wesens Sympathie entgegen, und aus den ebenso umfangreichen wie sorgfältigen Besprechungen der Fortschritte der exakten und technischen Wissenschaften in Frankreich, die wir in den „Franz. Miscellen“ und bei praktischen Denkern, wie Sierstorpff und Campe, finden, aus der Bewunderung, die sie für die auf diesen Feldern gemachten Erfindungen und Verbesserungen aussprechen, besonders aber aus der Anerkennung, die der ermunternden Beihülfe der Regierung, vor allem wieder dem Ministerium Chaptal von ihnen gezollt wurde, läßt sich ein günstiges Urtheil für den Chef dieser Regierung auch da folgern, wo es nicht ausdrücklich ausgesprochen ist.[1])

Auch die liberale Unterstützung, die der Staatslenker den gelehrten Kennern dieser Disciplinen, einem Monge, Berthollet, Cuvier, Lacépède, Laplace und vielen Anderen gewährte, drängt sich zwischen die Zeilen der deutschen Geistesverwandten. Seitenlange Exkurse über ihre Arbeiten und Entdeckungen zeugen von der Verehrung, die man diesen Männern zollte, zugleich von der Stellung, die der Held des Schlachtfeldes den Helden der Forschung in seinem Staate anwies. In diesem Punkt war der republikanische Despot liberaler als die meisten der gekrönten Häupter. Freilich spielt auch hier sein Individualismus eine große Rolle. Wer es bei ihm verdarb, wie Lalande oder der alte Laharpe, der bekam rücksichtslose Grobheiten zu hören, wer gefiel, dem war das rothe Band der Ehrenlegion ebenso sicher, wie dem Hauptmann, der eine Batterie genommen hatte.[2]) Manchem der gelehrten Herren kam es bei dem Konsul trefflich zu statten, daß sie seine Begleiter im Pharaonenlande gewesen waren. Wir erwähnten schon den Einfluß der ägyptischen Expedition auf Kunst und Leben; es fiel auf, daß unter den historischen Wissenschaften die Aegyptologie in dem General Bonaparte, der sie als das Kind seiner ruhmreichen Heerfahrt betrachtete, einen eifrigen Protektor fand. Denons Studien über das Wunderland und das Verhältniß ihres Verfassers zu dem Konsul werden vielfach vermerkt, und das mit Unterstützung der Regierung in Angriff genommene große Werk über Aegypten, dessen Vollendung erst das Kaiserreich sah, erregte schon damals Aufsehen.[1])

Wir können uns nicht versagen, hier noch zwei kleine Züge zu notiren, die für das wissenschaftliche Interesse, das man bei dem Konsul fand oder voraussetzte, nicht ohne Bedeutung sein dürften. Die eine Sache betrifft Friedrich Schlegel. Wer sich wundert, seinem Namen in diesen Blättern so selten zu begegnen, den verweisen wir auf ein Wort seiner Hausgenossin Helmina, woraus hervorgeht, daß der Dichter in seinen Aeußerungen über den Staatsmann äußerst zurückhaltend war.[2]) Daß er ihm nicht freundlich gesinnt war, steht fest, im Winter 1804 begann er, nach derselben Zeugin, Bonaparte „herabzusetzen“ und in einem Briefe des folgenden Jahres nennt er ihn den „Allerwelts-Brentano“. Man versteht, was damit im Jargon der romantischen Schule gemeint war. Nun fragt dieser schweigsame und dem Konsul so wenig geneigte Bewohner der Weltstadt Paris im Januar 1803[3]) seinen Bruder August Wilhelm um Rath über eine projektirte Ausgabe provençalischer Gedichte, die er auf Subskription herausgeben will und deren finanzielle Seite dem mit chronischer Geldnoth kämpfenden Schriftsteller Kopfschmerzen macht. Gegen Ende des Schreibens heißt es wörtlich: „Den Konsul möchte ich mir gern für bessere Gelegenheiten aufsparen, aber im Nothfalle wär' er wohl auch mit fast sicherem Erfolg zu gebrauchen.“ Jeder Kommentar dürfte die Wirkung dieser Stelle aus dem Briefe eines fremden und dem französischen Staatslenker feindseligen Literaten nur abschwächen. Ein Miniaturbild ähnlicher Art glauben

[1]) Der rastlosen Arbeit der Pariser Gelehrten auf dem Felde der Mathematik und Naturwissenschaften zollt v. Sierstorpff seine Anerkennung (II, 407). Ueber die Unterstützung der Regierung „in allem, was nur auf Wissenschaft und Künste Beziehung hat“ vgl. ib., II. 410, über Chaptals Thätigkeit in dieser Richtung: ib., II, 411. Auch Kleist und Wilh. v. Humboldt sprechen über den Flor der französischen Wissenschaft.

[2]) Einer der obengenannten Gelehrten, der berühmte Naturforscher Lacépède, wurde sogar Großkanzler des Ordens, Laplace Kanzler des Senats. Die Royalisten rümpften über solche Ernennungen natürlich die Nasen (Remacle a. a. O., 412).

[1]) Die „Description de l'Egypte“, vgl. Franz. Misc. V, 192.

[2]) v. Chézy, Unvergessenes, I, 263. Helmina behauptet geradezu, daß Schlegel vor dem Winter 1804 in ihrer Gegenwart nie eine Meinung über Bonaparte geäußert habe.

[3]) Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, herausgegeben von Dr. Oskar F. Walzel, Berlin 1870, S. 506. In dem ganzen Briefwechsel wird Bonaparte überhaupt nur zweimal erwähnt; das zweite Mal bei Gelegenheit der Rückkehr von Elba. Fast ebenso schweigsam ist Schlegels Dorothea, die doch sonst über die „dummen Franzosen“ und die „närrischen Franzosen“ ganz artig zu plaudern weiß. Freilich mochten diese der geistreichen Nation zugetheilten Attribute auf den Herrscher des Volkes denn doch nicht so recht anwendbar sein. Wie Dorothea über ihn dachte, geht übrigens aus einem Briefe an Friedrich Schlegel vom 2. Mai 1804 (Raich, Dorothea v. Schlegel, I, 119—120) und einer Tagebuchnotiz (Raich, I, 130—131) hervor, wo der Heldenmuth Carnots, der im Tribunal allein gegen die Kaiserwürde geredet hatte, überschwänglich gefeiert wird. Selbst bei einem Mann wie Wilhelm v. Humboldt sucht man nach Auslassungen über den Konsul vergebens, und auch an der Stelle, wo er seinem Schwiegervater über das veränderte Aussehen Frankreichs nach dem 18. Brumaire berichtet (Gabriele v. Bülow, S. 17), wird der Name des Schöpfers dieser neuen Dinge nicht einmal genannt. Auch Rahel Levin hat sich während ihres Pariser Aufenthaltes (1800 bis 1801) über den Konsul gründlich ausgeschwiegen. Nicht minder Heinrich v. Kleist, der in den „Briefen an seine Braut“, selbst in denen, die unmittelbar aus Paris kamen (Sommer 1801), die Geliebte und deren Schwester Louise v. Zenge auch nicht mit einem einzigen Wort von dem merkwürdigen Manne unterhält. (In den „Briefen an seine Schwester Ulrike“ findet sich auch nur eine einmalige Erwähnung Bonaparte's in Nr. 15, aus Thun vom 19. Februar 1802: „Der Allerwelts-Konsul“.) Es ist doch auffallend, wenn auch nicht unverständlich, wie wenig sich im Gegensatz zu den mehr praktischen Denkern die deutschen Schöngeister um diese phänomenale Erscheinung gekümmert oder wenigstens darüber ausgelassen haben. Unsre Forschungen ergeben bis zur Kaiserzeit, im ganzen genommen, immer wieder dieselben negativen oder doch recht spärlichen Ergebnisse.

wir in einem etwas längeren Artikel des Journals „London und Paris“[1]) vor uns zu haben, das einen Besuch Bonaparte's mit Frau und Stieftochter in der Nationalbibliothek bespricht, zu dem der vielseitige Staatsmann trotz der schweren Bürde und des ungeheuren Umfangs seiner Geschäfte noch Zeit findet. Freilich fehlt hier der charakteristische Zusatz nicht, daß Cäsars und Alexanders Münzen den nachstrebenden Helden mehr als alle die anderen Herrlichkeiten der gewaltigen Büchersammlung anzogen und beschäftigten.

Wie dieser neue Cäsar auch in der Gelehrtenrepublik zu schalten gedachte, bewies die vielbesprochene Behandlung des von den deutschen Denkern hochverehrten Nationalinstituts und die Herstellung der alten königlichen Akademien. Einst war es in deutschen Versen gefeiert worden, daß der junge General von der ehrwürdigen Gesellschaft zum Mitglied erkoren worden, und mit Jubel hatten unsre Zeitungen gemeldet, daß der Befreier Italiens dem palmengestickten Frack vor dem Ehrenkleid des Kriegers den Vorzug gebe. Als der Konsul jetzt durch ein souveränes Machtgebot die Aufhebung der Abtheilung der sciences morales et politiques verfügte und gefährliche politische Köpfe in der harmlosen Ehrenklasse der Sprache und Literatur unterzubringen wußte, brach Reichardts Unmuth in die bitteren Worte aus:[2]) „So ist, um nur Ein Beispiel von der neuen Vertheilung der alten Institutmänner anzuführen, der unruhige Sieyes, der sich von jeher mit nichts als Staatsökonomie und Gesetzgebung beschäftigt, in die Akademie oder Klasse de la langue et de la littérature française gekommen und kann nun sein Müthchen an der Grammatik kühlen. Da sitzt er nun neben den alten zurückgekehrten Kernakademikern Laharpe, Suard, Delille, Morellet, Boufflers und kann von ihnen Mores lernen.“

Wieder war der gute Wille des Konsuls verdächtig geworden. Und nicht allein durch seine Behandlung eines an der Spitze stehenden Instituts; auch sein Eingreifen in das Leben im bescheidenen Schulzimmer reizte zu lebhaftem Widerspruch. Wer dem Wissen und der Bildung gegenüber liberal empfindet, der wird auch für die Ausbreitung beider im weiten Kreise und, soviel an ihm liegt, für eine möglichst sorgfältige Erziehung des Menschengeschlechts mitzuwirken bestrebt sein. Ein Staatsmann, der also denkt, muß ein großes Herz für die Schulen haben. In welchem Lichte sahen nun unsre deutschen Freunde den ersten Konsul als Schulmeister? An dieser Stelle kann natürlich nur von der Schulordnung des Jahres 1802 die Rede sein; denn der Ausbau des Ganzen, die Einrichtung des französischen Unterrichtskörpers, der Université, liegt jenseits der Zeitspanne des konsularischen Regiments.[3])

Auch in den Räumen der Erziehungshäuser hatte der neue Herrscher ein reiches, ein überreiches Arbeitsfeld vorgefunden. Die Revolution hatte die Schule der Geistlichkeit und den Klöstern entrissen. Aber der Versuch des Staats, den Unterricht in die Hand zu nehmen, war bisher kläglich gescheitert. Freilich hatte, nachdem der Sturm der Schreckenszeit ausgerast, der Minister François de Neufchâteau rühmlich zu arbeiten begonnen, und wenigstens eine große Schulschöpfung, die polytechnische (Hoch-) Schule, war fertig geworden und hatte sich in sehr kurzer Zeit einen Ruf auch im Ausland erworben. Aber die (niederen) Primär- und

[1]) London und Paris, IX (1802), 416 ff.
[2]) Reichardt, Vertr. Briefe, II, 146—147.
[3]) Auch über das kaiserliche Schulsystem, das sich gegen das konsularische in seiner Art noch vervollkommnet hatte, besitzen wir sehr werthvolle Zeugnisse in den Aufzeichnungen eines freilich unfreiwilligen deutschen Wanderers. Wir meinen die im Jahre 1824 zu Halle erschienenen „Beobachtungen auf einer Deportationsreise nach Frankreich im Jahre 1807“. Ihr Verfasser ist der Kanzler August Hermann Niemeyer. Taine hat dieses deutsche Werk geschätzt und eifrig benutzt.

Sekundärschulen bestanden kaum, und auch das buntscheckige Mittelding zwischen Universität und Gymnasium, die republikanische Centralschule, fristete aus Mangel an Mitteln und geeigneten Lehrkräften ein betrübliches Dasein. Die Sache war so verzweifelt, daß wir im zweiten Kapitel die in der Geschichte eines hochzivilisirten Volkes geradezu einzig dastehende Erscheinung einer bei fast völligem Mangel an Schulbildung groß gewordener Jugend zu registriren hatten. In allen Zweigen des Civil- und Militärdienstes fehlte es an ausreichend vorgebildeten Individuen, und zahlreiche Offiziere der „großen Armee“ — ein klassisches Beispiel ist der durch seine reizvollen Memoiren bekannte Hauptmann Coignet — lernten erst in reiferem Alter lesen und schreiben. Ein Versuch, „den Bau des Thurmes an der Spitze anzufangen“ und unter Vernachlässigung der Elementarkenntnisse die Jugend gleich zu Cuviers und Laplaces auszubilden, konnte einsichtsvollen Männern, einem Roederer in Frankreich wie einem Joachim Heinr. Campe, höchstens ein mitleidiges Lächeln abgewinnen.[1]) Ein Pädagog wie Campe wußte, daß man keine „Sternforscher zu Thorschreibern und Scheidekünstler zu Steuereinnehmern machen“ konnte, sondern ganz von vorn beginnen mußte. Mit großer Spannung hatte man daher in Deutschland der Entwicklung der Dinge zugesehen; denn auch auf diesem Gebiet waren die Interessen deutscher Landsleute auf das empfindlichste in Mitleidenschaft gezogen, in den Rheinlanden, wo über die Vernachlässigung der Schulen nicht minder laut als über die Mauth und die französische Gerichtsbarkeit gejammert wurde. Aber auch an den Schulverhältnissen im Innern der großen Republik nahmen die kosmopolitischen Geister der Zeit einen lebhaften Antheil, und in schmetternden Tönen war die Fanfare ihres Lobes erklungen, als die Konsularregierung mit der Neugestaltung des Unterrichts Ernst zu machen begann. Wie gern und freudig erkennt der Baron v. Sierstorpff jeden Fortschritt beim Wiederaufleben des höheren Unterrichts an und vertheidigt ihn sogar gegen die Urtheile einheimischer Franzosen![2]) Der alte Campe, der „Kindermann“, hat die Erziehung in den französischen Landen „im Ganzen so schlecht gefunden, daß wir in Deutschland, ohne an Ort und Stelle gewesen zu sein, uns Gottlob! gar keinen Begriff davon machen können“. Mit Freuden begrüßt er und begrüßen Andere mit ihm die Thatsache, daß der Konsul treffliche Männer, vor allem einen Cuvier, den Stolz und die Krone des wissenschaftlichen Frankreich, in die Unterrichtskommission berufen hat.[3])

Da fällt wie der Reif in der Frühlingsnacht in die Seele dieser deutschen Idealisten das Schulprogramm des Autokraten. Was darin über die Volksschulen zu finden war, fand merkwürdigerweise in der uns vorliegenden Literatur weniger Beachtung als man bei der Bedeutung des Gegenstandes vermuthen sollte,[4]) und den militärischen Zu-

[1]) Campe, a. a. O., 33, 132—133.
[2]) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 215 ff.
[3]) Campe, a. a. O., 33, 133—134.
[4]) Eine Besprechung des Volksschulwesens in den Departements bei Meyer (II, 46 ff.) bezieht sich auf die Zeit vor der Neuregelung des Unterrichtswesens. Im übrigen gilt das oben Gesagte nur von den Besuchern der Stadt Paris, denen aus mancherlei Gründen Interesse oder Gelegenheit fehlen mochte, um die Wirkungen des Bonapartischen Schulgesetzes auf die Gemeindeschulen zu studiren. Aus den Rheinlanden erschollen schon zur Konsularzeit laute Klagen. Vergl. außer der im vor. Kapitel namhaft gemachten Literatur: „Mainz. Ztg.“ vom 21. Dez. 1802, 17. Jan. u. 12. Okt. 1804. Vergl. auch in Hennings' „Genius d. 19. Jahrh.“, V. Bd. (1802), 8 St., 339 ff. den Aufsatz: „Oeffentlicher Unterricht“. Der Hauptvorwurf war und blieb, daß die Regierung den Unterhalt der niederen Schulen der politischen Gemeinde überließ, sich finanziell so gut wie gar nicht um sie kümmerte, auch für tüchtige Lehrer und deren Ausbildung nicht genügend sorgte. Wenn schon in Städten wie Mainz hierüber geklagt wurde, so erwuchsen vollends auf dem Lande aus dieser Vernachlässigung des Volksschulwesens vielfach

schnitt mancher Spezialschulen, z. B. des Pariser Prytaneums und der polytechnischen Schule, ließ man sich ohnehin gefallen und fuhr fort, die einmal anerkannten Leistungen namentlich des letztgenannten Instituts und zugleich Chaptals treue Sorge um ihr Gedeihen zu rühmen.[1]) Aber nun kam das Gymnasium an die Reihe, die Lieblingsanstalt dieser klassisch gebildeten und in den humanen Studien großgewordenen Deutschen. Die Lycealordnung nach der konsularischen Schablone: Mathematik und Latein, Latein und Mathematik, daneben etwas beschreibende Naturwissenschaften, Geographie, Mythologie und etwas Geschichte! sie war Allen ein Greuel. Zwar sind die Abstufungen in den Urtheilen wieder zahlreich, und ein eigentlich nicht zu unsrer Literaturgruppe gehöriger deutscher Schriftsteller, der Berliner Friedrich Buchholz,[2]) hält sogar die „Vereinfachung" der Unterrichtsgegenstände im Grunde für eine „richtige Idee". Aber seine Ansicht steht völlig vereinzelt da. In heller Entrüstung schreien die Anderen über diese unerhört klingende Schulordnung: verbannt ist die von ihnen über alles hochverehrte Sprache der Hellenen, alle anderen Humaniora, auch der vom alten Schlabrendorf noch so sehr geschätzte Unterricht in der „Dichtkunst" aus den Bildungsanstalten verwiesen![3]) Die Schriftsteller sollen in sorgfältig kastrirten Ausgaben erscheinen, die ein- für allemal für jedes Jahr und für jede Klasse feststehen. Man ahnt eine Zukunft, in der ein Minister seine Uhr aus der Tasche ziehen wird, um festzustellen, an welchem Verse der Aeneide die sämmtlichen Schüler der sämmtlichen Gymnasien des großen französischen Reichs sich in dieser Stunde ihre jungen Köpfe zerbrechen! Die Schulbibliotheken sind alle aus je 1500 Normalexemplaren hergerichtet, alle über einen Leisten geschlagen. Die Lyceen — und hier wird der Pferdefuß am deutlichsten sichtbar — werden völlig militärisch organisirt; die Internate sind Kasernen, die Schüler in Kompagnien eingetheilte kleine Soldaten, mit Exerzirmeistern, Instruktoren, militärischen Belohnungen und militärischen Strafen, Arrest, Karzerstrafen bis zu drei Monaten! Trommelwirbel, der die Bärenmützen der Garde auf den Kasernenhof ruft, wird auch den Beginn der Stunden verkünden, in denen der Quartaner seinen Cornelius kennen lernt! Das war denn doch zu viel für deutsche Idealisten; die den säbelschwingenden Helden auf dem Carrouselplatz bewunderten, für den Schulmeister Bonaparte mit dem Korporalstock vermochten sie sich nicht zu erwärmen. Eine wahre Revolte bricht in ihren Reihen aus. Nur schüchtern wagt Julius v. Voß[1]) der neuen Einrichtung unter Hinweis auf den (praktischen) Vortheil des Staats das Wort zu reden. Baron v. Sierstorpff tadelt die Abrichtung der Zöglinge zum Soldatenstand,[2]) Reichardt findet die Ordnung in den Lyceen „wie in Sparta". Aber was würden die Athener zu dem Schulreglement des neuen Perikles gesagt haben?[3]) Weit schärfer noch klingen die Vorwürfe im „Napoleon Bonaparte",[4]) dem wir auch die obige Schilderung der Lyceen ihrem Stoff nach größtentheils entnahmen. Wieder hören wir den Grafen Schlabrendorf reden, der mit der ganzen Fülle seiner natürlichen Beredsamkeit gegen das neue Programm zu Felde zieht. Daß er dabei in seiner Leidenschaft das Kind mit dem Bade ausschüttet, wird schwerlich geleugnet werden können. Die von der Regierung zur Ausarbeitung eines besseren Schulprogramms ernannte Kommission gilt ihm als „eitel Spiegelfechterei"; der auch von Campe tief beklagte Rücktritt eines Cuvier scheint ihm hiefür besonders zu sprechen. Der Konsul soll alles allein gemacht haben; er, „der selbst von Pfaffen erzogen und unterrichtet worden, hat auch seinerseits die Schule den Pfaffen ausgeliefert, zu deren Gunsten er das Concordat geschlossen". Diese Verquickung der Schulordnung mit dem Konkordat ist, wie man sieht, der schwache Punkt in der Schlabrendorf'schen Kritik. Wodurch sie veranlaßt wurde, ist leicht festzustellen. Indem Napoleon einerseits bei der Anstellung von Lehrern und Lehrerinnen vielfach auf Ordenspersonen zurückgriff, wozu er durch den Mangel an geeigneten Lehrkräften einfach gezwungen war, andererseits auch in den Lyceen den Ansprüchen der „katholischen Gewissen" mehr und mehr entgegenkam, und er den Schein auf sich, das zu thun, was Schlabrendorf ihm vorgehalten hat. Hören wir den alten Grafen noch einmal reden: „Die funfzehnhundert Bände starke Bibliothek (der Schulen) werden die geschichtlichen und mathematischen höchst bändereichen Werke der Jesuiten anfüllen, und so wird die Jugend des neuangehenden Jahrhunderts zu ihrem künftigen Unterricht und ihrer vollkommenen Aufklärung alle Mittel in Händen haben, um eben so aufgeklärt zu werden wie ihr Consul, dem es in seiner Jugend-Militärschule auch nicht besser geboten worden ist." Der letzte Theil dieses langausgedehnten Satzgebäudes enthält etwas mehr Wahrheit als der erste. Die geistige Kargheit seiner eigenen Kadettenhauserziehung ist neben der auf die Erreichung praktischer Ziele gerichteten Geistesanlage des Autokraten gewiß eine Ursache mit gewesen, weßhalb der Mann, der den Musen ihren Tempel nur gönnte, sofern sie sich gutwillig vor seinen Triumphwagen spannen ließen, ihnen den Raum im Schulzimmer und in den Köpfen der heranwachsenden Jugend so spärlich zutheilte.

Die Nützlichkeitstendenz seiner Regierung hat sich auch in der Fixirung des als brauchbar und nothwendig erachteten Lehrstoffs der Fakultäten bewiesen. Doch scheint dieses zu der von uns besprochenen Zeit noch weniger aufgefallen zu sein, wenigstens haben wir keine erheblichen Klagen darüber, wohl aber manche lobende Erwähnung einzelner Einrichtungen in den Rechts- und Arzneischulen gefunden. Als Hauptsache bleibt bestehen: die Beschränkung des Unterrichts, die schablonenhafte Zurichtung und den militärischen Charakter des höheren Schulwesens konnten

---

geradezu groteske Verhältnisse. In den Rheinlanden wurde der Wirrwarr noch dadurch gesteigert, daß die französischen Schulinspektoren, z. B. der Lütticher, der für das Roerdepartement fungirte, kein Wort deutsch verstanden. (Vergl. hierüber die lesenswerthe Abhandlung von H. Milz, Die Kaiserstadt Aachen unter franz. Herrschaft, II, 38, Schulprog. d. Kgl. Gymn. zu Aachen f. d. Schuljahr 1871—72.) Bonaparte selbst hatte kein Verständniß für die großen Aufgaben des Volksschulunterrichts. Die Forderung des damals in Paris anwesenden Pestalozzi, einen die allgemeine Volksbildung betreffenden Artikel in die Verfassung aufzunehmen, lehnte er im Jahre 1802 mit den Worten ab, „er könne sich nicht in das A B C - lehren mischen". (Morf, Zur Biographie Pestalozzi's, II, 147). Wenn irgendwo, so tritt sicherlich hier ein starker Mangel in seiner eigenen Jugendbildung und die Rückwirkung der corsischen Verhältnisse seiner Knabenzeit zutage, ein Punkt, der uns bei der Beurtheilung dieses Großen keineswegs immer genügend berücksichtigt zu sein scheint.

1) Ueber das Prytaneum: (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 416; Kotzebue, 389 u. a. Ueber die polytechnische Schule und Chaptals Fürsorge: (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 213 ff.

2) Der neue Leviathan, 179.

3) Man muß Napoleon die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, ähnlich wie in Douanesachen, Licenzen gestattete, um örtlichen Wünschen und Bedürfnissen entgegenzukommen. So wurde beispielsweise das Griechische nicht allein auf der Kölner Sekundärschule gelehrt (Ennen, Zeitbilder, 232), sondern auch am Lyceum zu Mainz bestanden für diese Sprache wie für Alterthümer, Deutsch und Englisch sogen. außerordentliche Kurse (Bockenheimer, a. a. O., 313—14). Auch eine Klage über den Mangel an Unterricht in der Philosophie auf den Lyceen finden wir in der zeitgenössischen Literatur. Der Grund, weßhalb der Verächter der „Ideologen" sich um die philosophische Bildung seiner künftigen Unterleutnants und receveurs nicht viel gekümmert hat, dürfte sich von selbst ergeben.

1) (v. Voß), Beleuchtung, 128 zu Reichardt, Vertr. Briefe, I, 103—104.

2) (v. Sierstorpff), Bemerkungen, II, 416.

3) Reichardt, Vertr. Briefe, I, 386.

4) Napoleon Bonaparte, 109 ff., 305 ff.

die deutschen Besucher dem Konsul nicht vergeben. Und doch thaten sie ihm unrecht. Denn über der sicherlich betrübenden Thatsache, daß der Schulmeister Napoleon die Weisheit seiner Buben mit der Elle maß und wissenshungrigen jungen Köpfen den Lernstoff mit der Schere zuschnitt, vergaß man sein unbestreitbares Verdienst, der Baumeister gewesen zu sein, welcher der Jugend Frankreichs und der damals von ihm abhängigen Länder ein neues Schulhaus gezimmert oder das gänzlich verfallene wieder unter Dach und Fach gebracht hatte.

So sind wir denn auf der Wanderung durch die Tage unsrer Urgroßväter zum Ziele gekommen. Ueberschauen wir noch einmal aus der Vogelperspektive die bunte Reihe vielfach sich kreuzender und einander widersprechender Beurtheilungen des Konsuls, so dürfte sich ergeben, daß — die Sache ganz allgemein betrachtet — trotz zahlreicher Gegenäußerungen in den uns vorliegenden Quellen eine optimistische Auffassung der Persönlichkeit Bonapartes gegenüber der pessimistischen entschieden noch vorwiegt. Etwa zu zwei gegen ein Drittel, wenn es erlaubt sein sollte, im Gebiete der Geisteswissenschaft arithmetische Formeln zu verwenden. Wir haben dabei die Qualität der Urtheile nicht außer acht gelassen. Ja, man sieht die Waagschale zu Bonaparte's Gunsten noch tiefer sinken, sobald nur der Gedanke auftaucht, daß eine plötzliche Gefahr, etwa ein Mordanschlag, den Faden dieses werthvollen Lebens durchschneiden könnte. Gleich ist alle Welt darin einig, daß das um keinen Preis geschehen dürfe. Glühende Republikaner, wie Cramer und sogar Görres, theilen diese Ueberzeugung mit dem bedächtig urtheilenden, besonnenen Hegner und selbst mit dem Rückschrittsfanatiker Gottlob Benedikt Schirach, dem Herausgeber des Hamburger „Politischen Journals“. Mit Erstaunen liest man, wie der Erstgenannte, ein enragirter Demokrat und Gegner aller grausamen Justizmaßregeln, nach dem Höllenmaschinenattentat des 3. Nivôse sich ernstlich die Frage vorlegt, ob gegen Ungeheuer, die sich an diesem Leben zu vergreifen gewagt hätten, nicht doch die qualifizirte Todesstrafe am Platze sein möchte.[1])

Nach den gelieferten Materialien glauben wir auf die Angabe weiterer Zeugnisse verzichten zu dürfen.[2]) Die Beschränkung dieser Untersuchung auf Männer, die als Besucher der damaligen Welthauptstadt den Konsul Bonaparte fast ausnahmslos persönlich kennen gelernt, wenigstens gesehen haben, diese Beschränkung mußten wir uns bei der breiten Masse zeitgenössischer Urtheile über den ersten Konsul schon aus Gründen der Oekonomie unsrer Arbeit auferlegen, während bei den früher veröffentlichten „Literatur- und Stimmungsbildern“[1]) ein Gleiches nicht geboten schien. Beide Arbeiten wollen, wie der Leser errathen haben wird, nur als flüchtige Skizzen zu einem Gesammtbilde aufgefaßt sein, das Bonaparte im Spiegel des deutschen Geistes darstellen wird. Eine Zusammenstellung von Urtheilen über eine historische Gestalt von dieser Bedeutung kann wohl nur dann von irgendwelchem Werth sein, wenn, wie auch hier versucht wurde, die beisammengetragenen Aeußerungen organisch verbunden erscheinen und der literarische Napoleon gleichsam aus dem Geiste der Mit- und Nachwelt hervorwächst. Nur ein kleines Bruchstück der Beurtheilung eines Bruchstückes der Laufbahn dieses Gewaltigen konnte auf diesen Blättern geliefert werden; doch hoffen wir, eine nicht unwichtige Sache schon hier klargestellt zu haben. Schon in dieser frühen Zeit liegen die Wurzeln zweier mächtiger Bäume: der napoleonischen Legende auf der einen, der — wir scheuen uns nicht, sie so zu nennen — antinapoleonischen Legende auf der anderen Seite. Die erste ist bekannt genug, unter der letzteren verstehen wir jene in ihren letzten Auswüchsen bis ans Groteske streifende ultrapessimistische Auffassung, die namentlich in dem Staatsmann Bonaparte am liebsten eine Art von politischem Struwwelpeter sehen möchte.

Sie erscheint um so verdächtiger, als sie sich, worüber erst neuerdings ein junger Schweizer Andreas Fischer in seiner gehaltvollen Studie über „Goethe und Napoleon“ seine Verwunderung ausgesprochen hat,[2]) ihre Urtheile mit Vorliebe aus den Memoiren der Rémusat und gesinnungsverwandter Geister zu holen pflegt, deren Aufzeichnungen manche Napoleonforscher noch immer mit bibelfester Gläubigkeit anhangen. Diese Richtung beginnt heute wissenschaftlich überwunden zu werden. Es dürfte auch wahrlich an der Zeit sein, jetzt endlich, nach hundert Jahren, das nicht mehr „von der Parteien Gunst und Haß verwirrte“ Bild des merkwürdigsten Mannes der neueren Geschichte festzustellen, eine große Aufgabe, die das Zeitalter der Mechanik und Technik auf dem Felde der Geisteswissenschaft noch immer zu lösen hat.

---

[1]) Schon 1800 hatte es Görres trotz seiner Abneigung gegen den neugebackenen Konsul als ein „hohes Unglück für Frankreich“ bezeichnet, „wenn Gewaltthätigkeit Bonaparten von der Laufbahn hinwegriffe, die er betreten hat“. („Resultate meiner Sendung nach Paris“, 77.) Ein wahres „Bardengebrüll“ gegen die Mordbuben des 3. Nivôse stimmte der Klopstockianer Cramer in einem höchst originellen Aufsatz an, der unter dem Titel „Der Höllenböller“ in Reichardts „Frankreich“ 1801, I, 137 ff. erschien. Auch Schirach, der eifrige Revolutionsgegner, den, wenigstens damals, schwerlich Jemand der Vorliebe für den Konsul bezichtigen konnte, ließ sich um die Zeit des 3. Nivôse von einem seiner Korrespondenten aus Paris einen Brief schreiben, in dem die Stimmung nach dem Mordanfall in einem für Bonaparte theilnehmenden Ton besprochen wurde. (Pol. Journal, 1801, 1. St. 41 ff.)

[2]) Die deutschen Reiseberichte dürften hier ziemlich erschöpfend behandelt sein. Der außerordentlichen Gefälligkeit der Herren Plon und Nourrit in Paris, die mich seit Jahren durch Uebersendung ihrer Novitäten und durch literarische Nachweise und Auskünfte in der denkbar liebenswürdigsten Weise bei meinen napoleonischen Studien unterstützt haben, verdanke ich ganz neuerdings den Besitz eines Buches: Les Anglais en France après la paix d'Amiens, impressions de voyage de *Sir John Carr*, étude etc. par *Albert Babeau*, Paris, Plon, 1898, dessen Herausgeber in sehr schätzbaren Noten die Literatur der zahlreichen englischen Reiseberichte aus jener Zeit zusammengestellt hat. Einigermaßen beschämend mußte für einen deutschen Forscher, der lange Zeit nach diesen Zeugnissen heimischer Literatur gesucht hat, die Wahrnehmung sein, daß in einer dieser Anmerkungen auch ein ihm unbekannt gebliebenes Werkchen genannt wird, das zwar in französischer Sprache abgefaßt ist, aber einen deutschen Verfasser hat. Es sind die „Souvenirs d'un séjour à Paris durant l'hiver de 1802 à 1803“ ein anonymes Buch, das zuerst ohne Ort und Jahr, dann in zweiter Auflage 1858 in Freiburg erschienen ist. Schreiber dieser „Erinnerungen“ ist der österreichische Staatsmann Frhr. Joh. Philipp v. Wessenberg-Ampringen, Bischof Wessenbergs Bruder. Das Büchlein konnte dem Suchenden freilich um so leichter entgehen, als es nie in den Handel gekommen, daher äußerst selten, auch in den deutschen Bibliographien (Heinsius und Kayser) nicht zu finden ist. Ein Exemplar der zweiten Auflage wurde mir durch die Verwaltung der Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg, in der sich Wessenbergs Büchersammlung heute befindet, in dankenswerther Weise zugänglich gemacht. Nach eingehendem Studium der wenig umfangreichen, übrigens recht geschmackvollen Schrift kann versichert werden, daß sich kein irgendwie wesentlicher Zug zur Charakteristik der besprochenen Zeit, geschweige denn ihres Helden, darin findet, der nicht von uns erörtert und beleuchtet wäre. Insofern war es mir eine interessante Kontrole für die (immerhin relative) Vollständigkeit meiner Schilderung. Wessenberg (näheres über ihn in Wurzbachs Biogr. Lexikon) war ein feingebildeter Mann, der in seinem Werkchen eine Reihe zierlicher Miniaturbilder der Pariser Gesellschaft, darunter wohlgelungene Portraits der Staël und Tallien, Rémusat und Récamier, gezeichnet hat, auch Skizzen des Kunst- und Theaterlebens und des Lebens am Hofe des ersten Konsuls. Von Letzterem spricht er im ganzen wenig, doch war auch dieser spätere Gegner ein Bewunderer des Genies, das Frankreich aus Schutt und Trümmer zu neuem Glanze erstehen ließ: Quant à moi, j'avais été tout ce temps en admiration sincère de tout ce que faisait le premier consul pour régénérer la France.

[1]) Beil. z. Allg. Ztg. 1898, Nr. 191, 234; 1899, Nr. 33, 64, 86, 87.

[2]) Andreas Fischer, Goethe und Napoleon, 40.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tz- H. L. Strack: Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit. Mit besonderer Berücksichtigung der „Volksmedizin“ und des „jüdischen Blutritus“. (Nr. 14 der Schriften des Institutum Judaicum in Berlin.) 5. bis 7. Aufl. München, Beck, 1900. — Das vorliegende Buch ist ursprünglich aus der praktischen Untersuchung einer rechtlichen Frage hervorgegangen, der Frage, ob die Juden wirklich, wie man es ihnen seit sieben Jahrhunderten vorwirft, Blut, insbesondere Christenblut, zu rituellen Zwecken verwenden. Daß diese Arbeit, zu der der gelehrte und bewährte Kenner der jüdischen Literatur, Professor der Theologie in Berlin, hervorragend befähigt erscheint, weit über den Rahmen einer rein akademischen Erörterung hinausgreift, beweist die Thatsache, daß sie binnen zwei Jahren, 1891 und 1892, — damals unter dem Titel „Blutaberglaube in der Menschheit, Blutmorde und Blutritus“ — in vier Auflagen erschien. Ein weiteres Zeugniß für die vielseitige Antheilnahme an der für unser Kulturleben und die allgemeine Bildung unsres Volks höchst wichtigen Sache ist die nicht gerade zahme Polemik, in die der Verfasser in jenen Jahren verwickelt wurde, und aus der er, wie uns scheint, als Sieger über seine durch den rücksichtslosesten, nur allzu oft und zu leicht über gegebene Thatsachen sich hinwegsetzenden Antisemitismus verblendeten Gegner hervorgegangen ist. Unmittelbaren Anlaß zu der gegenwärtigen Neubearbeitung gab wiederum ein Mord, den man mit aller Gewalt, obgleich ohne thatsächliche Beweise, als ein rituelles Verbrechen darzustellen suchte, die Ermordung der Agnes Hruza in Polna in Böhmen. Völlige Aufklärung herrscht ja bis jetzt über diese Angelegenheit, über die das Verfahren demnächst wieder aufgenommen wird, noch ebensowenig, wie über das furchtbare, noch räthselvollere Konitzer Verbrechen, für dessen Beurtheilung die Lektüre des Buches von größtem Interesse sein dürfte. Aber noch nach einer anderen Seite hin ist das Buch sehr wichtig und nützlich, für das Gebiet der Volkskunde. Der Verfasser weist nach, daß die meisten sogenannten Ritualmorde, falls nicht ersichtlich noch andere, leicht erkennbare Gründe vorliegen, auf alteingewurzelte und weit verbreitete abergläubische Vorstellungen über die Heil- und Zauberkraft des Blutes, namentlich des Menschenblutes, sowie von Leichen und Leichentheilen zurückzuführen sind. Anmuthig ist das Lesen der beigebrachten Einzelausführungen keineswegs, aber es ist lehrreich. Denn aus den verschiedensten Zeiten und Gebieten trägt der Verfasser seine Zeugnisse, Belege, Beispiele und Urkunden zusammen, und zwar stets, was besonders werthvoll ist, unter genauer Quellenangabe. Was er vorbringt, ist eine stattliche Fülle und vollkommen ausreichend, wenngleich von erschöpfender Behandlung, die mit Recht weder beabsichtigt scheint noch so leicht möglich wäre, natürlich nicht die Rede sein kann. Von der engeren Literatur über seinen Gegenstand hat der Verfasser die kleine kulturgeschichtliche Studie von G. A. Paetsch „Menschenblut“ (Konitz 1897) übersehen. Einzelheiten und neue Zeugnisse ließen sich noch viele nachtragen, namentlich aus den neueren volkskundlichen Zeitschriften. Das Bestehen des Blutaberglaubens, der sich, wie bei allen Völkern, auch bei den Juden, bei diesen aber gerade in besonders beschränktem Maße, findet, ist natürlich längst bekannt, aber Stracks Verdienst ist es, ihn zum erstenmal zusammenhängend und ausführlich behandelt zu haben. — Der zweite Theil des Buches untersucht dann genau die Feststellungen des jüdischen Religionsgesetzes über Blutgenuß und Benutzung von Leichentheilen. Aus den einschlägigen Vorschriften der Bibel, des Talmud und der anderen maßgebenden Bücher ergibt sich, daß die so häufig ausgesprochenen „Blutbeschuldigungen“ völlig jedes sachlichen Hintergrundes entbehren, und ebenso zeigt eine kritische Prüfung der sogenannten historischen Blutmorde der Juden, daß die dabei angewandte Beweisführung mangelhaft und befangen und daß in Wirklichkeit nie ein derartiges Verbrechen als zweifellos nachgewiesen ist. Auf der anderen Seite dagegen führt der Verfasser eine Fülle von Zeugnissen und Erklärungen an, die fromme und gelehrte Juden, eifrige Proselyten, hoch angesehene und in der jüdischen Literatur heimische christliche Gelehrte unter Eid, öffentlich und ohne Zwang dafür abgegeben haben, daß die „Blutbeschuldigung“ eine Fabel sei, für die die jüdischen Religions- und Gesetzbücher auch nicht den geringsten Anhalt böten. — Es wäre an der Zeit, daß diese Ausführungen und Aufklärungen eines Kenners allgemeine Verbreitung fänden, und darum ist dem Buche auch in dieser neuen Gestalt dieselbe wohlverdiente günstige Aufnahme zu wünschen, die ihm schon früher zutheil geworden ist.

P. R. „Das Oberammergauer Passionsspiel auf Grund des offiziellen Gesammttextes in seinen Vorbildern und Handlungen“ geschildert und erläutert von Dr. Korbinian Ettmayr, kgl. geistlicher Rath, Ehrenkanonikus und Stadtpfarrer in München. 1900, Oberammergau, Heinrich Korff. München, C. v. Lama's Nachfolger: Heinrich Korff. — Eine wahre Sturmfluth von Werken und Werkchen der verschiedensten Art, alle jedoch einzig und allein auf das Passionsspiel in Oberammergau bezüglich, ist, wie regelmäßig von zehn zu zehn Jahren, auch diesmal wieder über den Büchermarkt hereingebrochen. Das Unglaublichste und das Alleralltäglichste wagt es hier, sich breit zu machen. Um so angenehmer überrascht ist man da, wenn unter all der Unmenge gerade ein ganz kleines, in das bescheidenste Gewand gehülltes Büchlein sich als diejenige Arbeit über das Oberammergauer Passionsspiel erweist, welche in der That eine Lücke ausfüllt und geradezu auftaucht aus der Hochfluth der Literatur über Oberammergau. Wohlthuend wirkt die ganze Art und Weise, wie Dr. Ettmayr den gegebenen, nichts weniger als leichten Stoff behandelt. Ohne sich persönlich irgendwie vorzudrängen, weiß der sehr gelehrte Verfasser seine reichen theologischen und ästhetisch-dramatischen Kenntnisse so feinsinnig und zartfühlend zu verwerthen, daß sie in dem sorgfältig geschriebenen Büchlein keineswegs selbstgefällig prahlend auffallen, sondern bescheiden, aber sicher das Oberammergauerspiel in ein ideales Licht setzen. Was Dr. Ettmayr in seiner Vorrede wünscht, daß sein Büchlein den vielen Passionsbesuchern und sogar Nichtbesuchern ein Führer werden möge, erfüllt sich gewiß in vollstem Maße. Auch seine Absicht: „gerade im Anschluß an die Oberammergauer Passionsdarstellung Liebe und Sinn für das Zentralmysterium des Christenthums zu heben und zu fördern“, wird nicht ohne Folge bleiben. Sachlich und gemeinverständlich, wie der durchaus nicht ruhmlose Verfasser sein im Umfang zwar kleines, im Werthe jedoch sehr bedeutendes Werkchen abfaßte, ist es für jedes Bekenntniß, für alle Gesellschaftskreise, für sämmtliche Schichten des Volkes eine Gabe, welche trotz ihrer äußeren Schlichtheit die gesammte Oberammergauer Passionsliteratur himmelhoch überragt, weil sie dauerndes Leben in sich trägt.

* **Gießen.** Der mit der Leitung der chirurgischen Poliklinik dahier beauftragte a. o. Professor Dr. Ferdinand Fuhr ist, durch Gesundheitsrücksichten veranlaßt, um seine Pensionirung eingekommen.

* **Hannover.** Dem etatsmäßigen Dozenten an der hiesigen Thierärztlichen Hochschule Adam Olt ist das Prädikat „Professor“ verliehen worden.

* **Göttingen.** Der bisherige Privatdozent in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität, Prof. Dr. August Cramer ist zum ordentlichen Professor in derselben Fakultät ernannt worden.

* **Berlin.** An die kgl. Akademische Hochschule für die bildenden Künste ist der Kunstgelehrte Dr. Paul Schubring als kommissarischer Nachfolger des verstorbenen Professors Dr. Eduard Dobbert berufen worden.

* **Breslau.** Der außerordentliche Professor der philosophischen Fakultät, Professor Dr. Heinrich Zimmern, hat einen Ruf als Ordinarius für Assyriologie an die Universität Leipzig erhalten.

* **Königsberg.** Dem Privatdozenten in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität, Dr. Hermann Ehrenberg, Archivar am kgl. Staatsarchiv, ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

dt. **Christiania,** 24. Mai. Vom Nobel-Komitee. Die erstmalige Vergebung des Nobel'schen Friedenspreises (im Betrage von 300,000 Kronen) wird nach dem definitiven Beschluß des zur Verwaltung des Friedenslegates eingesetzten Kuratoriums am 10. Dezember nächsten Jahres stattfinden.

Zur Erledigung der speziellen Vorarbeiten hatte das Wahlkomitee des Storthings einen Fünfmänner-Ausschuß unter Vorsitz des Staatsministers Steen designirt, welchem als Mitglieder die bekanntesten und angesehensten Vertreter der politischen Welt und des norwegischen Schriftthums angehören sollten. Zwei der Gewählten — nämlich der Staatsrath Lövland, deßgleichen Björnstjerne Björnson — hatten sich jedoch gleich im Anschluß an den Storthingsbeschluß dahin geäußert, das ihnen zugedachte Mandat nicht annehmen zu können: Lövland aus persönlichen und Berufsgründen, Björnstjerne Björnson aus — politischem Ehrgeiz, oder, wenn man die boshafte Anspielung eines konservativen Blattes acceptiren will: weil der Dichter-Politiker sich in Ansehung seiner warmen Befürwortung der internationalen Schiedsgerichts-Idee selbst gewissen Erwartungen in Bezug auf den Nobel-Preis hingegeben hat. Das Wahlkomitee ließ indessen die Einwendungen jener beiden Herren nicht gelten, sondern empfahl eine nochmalige Neuwahl derselben. Bei der gestern in dieser Angelegenheit abgehaltenen Plenardebatte im Thing wurde von dem Abg. Prahl der aufsehenerweckende Antrag eingebracht, das Nobel-Komitee möge wenigstens theilweise auch mit Ausländern besetzt werden, um allen Mißdeutungen bei der bevorstehenden Vergebung des großen Friedenslegats aus dem Wege zu gehen. Die Nobel'schen Stiftungen seien ihrer ganzen Tendenz zufolge von so ausgesprochener internationaler Eigenart, daß die Heranziehung nicht norwegischer Juroren aus Gründen der Billigkeit gerechtfertigt erscheine. Verschiedene Redner der Hojre und Venstre, darunter der Führer der Konservativen, früherer Staatsminister Stang und der zur radikalen Linken gehörige Präsident des Storthings, Viggo Ullmann, traten der Prahl'schen Anregung mit großer Wärme bei. Der Venstre-Abgeordnete Berner betonte, daß die Berufung von hervorragenden, für die Friedensidee interessirten Ausländern in den Fünfmänner-Ausschuß nicht nur auf dem Continent lebhaften Wiederhall erwecken würde, sondern auch in praktischer Hinsicht nicht zu unterschätzende Vortheile an die Hand gebe. Die Folge dieser Erörterungen war, daß die Neuwahl an Stelle der zurückgetretenen Mitglieder Lövland und Björnstjerne Björnson einstweilig ausgesetzt und dem Wahlkomitee anheimgegeben wurde, mit geeigneten Vorschlägen bezüglich ausländischer Jury-Mitglieder hervorzutreten.

O. M. **Eine Universität in Konstantinopel.** Wie man uns aus Konstantinopel meldet, hat der Sultan, dortigen Blättern zufolge, die Errichtung einer Universität in der türkischen Hauptstadt angeordnet. Diese Hochschule wird in zwei Sektionen eingetheilt werden, in welchen, wie verlautbart wird, „die Wissenschaften und Künste, den Bedürfnissen der Verwaltung des Reiches entsprechend", gelehrt werden sollen.

* **Versteigerung der Bibliothek Tessier.** Die soeben zu Ende gegangene Auktion der Bibliothek Tessier bewies, daß sich München auch als Markt für literarische Schätze die erste Stelle in Deutschland erstritten hat. Die Amateure fast der ganzen europäischen Literaturwelt haben sich daran betheiligt. Zahlreiche Aufträge lagen auch aus Amerika vor. Wir wollen einige der erzielten Preise hier anfügen. Die Nr. 6, eine Regel des Augustiner-Ordens auf Pergament geschrieben, ging für 455 M. nach Paris. Nr. 21, ein Tableau „Ablässe für den Karmeliter-Orden", erzielte 301 M., Nr. 23 das Viaticum des Constantinus Africanus aus dem 14. Jahrhundert, 152 M., die Nr. 36, das Manuskripten-Fascikel des P. Giovanni degli Agostini, erzielte 775 M., Nr. 43, Legenda der hl. Vanna, 480 M., die Nr. 71, ein reizendes Miniaturmanuskript, brachte nur 455 M. Ein heißer und interessanter Kampf entspann sich um die Nr. 149, Dante, gedruckt zu Jesi anno 1472. Das herrliche und höchst seltene Stück erzielte 6520 M. Dagegen brachte ein Prachtexemplar der ersten Ausgabe des Sueton (1470) nur 460 M. Die Nr. 286, Alberti Ecatonphyla, ging für 350 M. nach Paris, ebenso die Nr. 314, Atta vanti, zu 230 M. Um die Nr. 318, Beniveni, führten Berlin und Paris einen heißen Kampf. Schließlich blieb Paris mit 800 M. Sieger. Die Nr. 323, Biblia vulgare historiata, die sog. Mallermi-Bibel, mit ihren unvergleichlich schönen Holzschnitten, ging gleichfalls nach Paris und erzielte nicht weniger als 7550 M., ein Preis, wie er in Deutschland für ein Buch selten bezahlt wird. Nr. 326, die berühmte erste Ausgabe der italienischen „Biblia pauperum" brachte 710 M. und ging nach Berlin. Der höchst merkwürdige venezianische Calendario Lunario (Nr. 342) wurde, trotz seiner mangelhaften Erhaltung, zu 2010 M. für Paris erstanden. Ebendorthin ging auch die Nr. 348, Celestina, zu 255 M. Ein Exemplar von Como's Chyromantie vom Jahre 1513 erwarb ein Münchener zu 495 M. Nr. 411, Giardino di Oratione, erstand Paris zu 360 M. Lev. Opusculum de Nola Patria (427) brachte 255 M. und geht ebenfalls nach Paris. Nr. 435, Monte de la Oratione, erwarb London zu 410 M. Berlin zu 175 M. das reizende Büchlein von Niger (Nr. 437). Die Nr. 485, Savonarola mit einem herrlichen florentinischen Holzschnitt, wanderte zu 470 M. wieder nach Paris, nach London dagegen die Nr. 506 zu 3250 M., ein Prachtexemplar der ersten Ausgabe des Valturius, in Verona 1472 gedruckt. Der Vivaldus (Nr. 512) mit einem prachtvollen Metallschnitt brachte 280 M. und geht nach Florenz. Nr. 528, ein französisches Gebetbuch (Livre d'heures), erzielte 475 M. und geht nach England. Unter den Kunst-Bucheinbänden erzielte die Nr. 543 200 M., Nr. 556 525 M. und Nr. 564 1100 M. Bei der Abtheilung „Musik" betheiligte sich u. A. das musikalische Konservatorium zu Brüssel. Die Nr. 607 erzielte 460 M., Nr. 621 265 M., Nr. 622 235 M., Nr. 626 900 M. Bei letzterem mußte Paris gegen Brüssel unterliegen. Die höchst seltene Ausgabe der Oeuvres de Molière (Nr. 726) von 1674—1675 brachte 355 M. Nr. 952, S. Sebastian, ein prächtiger frühflorentinischer Kupferstich, stieg auf 1000 M., und die letzte Nummer (992), ein kostbares militärisches Manuskript, erzielte 1305 M.

* **13. Internationaler medizinischer Kongreß in Paris** (vom 2.—9. August 1900). Wir stellen nachstehend nochmals einige wichtige Punkte betreffend Theilnahme an dem Kongreß zusammen: 1. Anmeldungen zur Mitgliedschaft werden bis spätestens 15. Juli erbeten. Deutsche Aerzte wollen sich, unter Einzahlung des Beitrags (20 M. 50 Pf.) bei Karl Stangens Reisebureau, Berlin, Friedrichstraße 72, anmelden. 2. Anmeldungen von Vorträgen müssen bis zum 1. Juni bewirkt werden, falls sie noch im offiziellen Programm Platz finden sollen; dieselben werden vom Generalsekretär des Kongresses, Dr. A. Chauffard, 21, rue de l'Ecole de Médecine, Paris, oder vom Schriftführer des Deutschen Reichskomitees, Prof. Dr. Posner, Berlin SW., Anhaltstraße 7, entgegengenommen. 3. Jedes Mitglied muß sich für eine bestimmte Sektion einschreiben. Die Mitgliedschaft berechtigt zum Empfang eines Exemplars der Referate der gewählten Sektion, einer Schrift über die französischen Mineralwässer und klimatischen Kurorte, einer Schrift über Medizinal- Rettungs- und Unterrichtswesen in Paris, sowie eines Führers durch Paris und die Ausstellung; nach Schluß des Kongresses zum unentgeltlichen Bezug eines Generalberichts über die Arbeiten des Kongresses, eines Berichts über die allgemeinen Sitzungen, eines Berichts über die Sitzungen der gewählten Sektion; Berichte über andere Sektionen können zum Preis von 4 Fr. bezogen werden. 4. Die Mitgliedschaft berechtigt ferner zur Theilnahme an allen Sektionssitzungen, zum Besuch sämmtlicher den Kongressisten gegebener Feste, zum freien Eintritt in die Weltausstellung, zur Preisermäßigung von 50 Proz. auf den französischen Bahnen. 5. Zur Sicherung von Wohnung in Paris wolle man sich mit dem Reisebureau von Karl Stangen in Verbindung setzen, welches auch über alle übrigen die Reise betreffenden Fragen Auskunft ertheilen wird.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 29. Mai. Nummer 122.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Thierkreisbilder.

Von Schenkling-Prévôt.

I.

Der Widder, der Stier, das Zwillingspaar,
Der Krebs, der Löwe leuchten klar,
Sammt Jungfrau und der Wage;
Der Skorpion ohne Stachel und Gift,
Der Schütze, dessen Pfeil nicht trifft —
Sieh' dir den Steinbock, den Wassermann,
Die Fische mit glänzenden Schuppen an,
Sie stehen bis ans Ende der Tage. —

Dieses Verschen wird wohl dem und jenem aus seinen Schultagen noch in Erinnerung sein und es ist hier vor einen Beitrag gestellt, welcher einiges über die Entstehung und Bedeutung der Thierkreisbilder bringen soll.

Bei Betrachtung einer Sternkarte drängt sich wohl Jedem die Frage nach dem Ursprung der Sternbilder auf, von denen die meisten ihre Entstehung irgend einem im Anfang des 17. Jahrhunderts lebenden Astronomen verdanken. Anders ist es mit den Sternbildern, durch welche die Sonne ihren jährlichen scheinbaren Lauf nimmt. Man nennt sie Thierkreisbilder, weil ihre Namen größtentheils von Thieren entlehnt sind. Vielfach sind schon Versuche gemacht worden, die Bedeutung derselben zu erklären — bis jetzt noch ohne den gewünschten Erfolg.

Bevor wir hier auf die vermuthliche Entstehung dieser Sternbilder eingehen, sei erst einiges über den Thierkreis selbst vorausgeschickt.

Zieht man 10° nördlich und südlich von der Ekliptik, d. i. der Sonnenbahn, zwei zu ihr parallele Kreise, ähnlich wie die Parallelkreise zum Aequator, so bekommt man am Himmelsgewölbe einen Gürtel, in dessen Mitte sich die Ekliptik hinzieht. Dieser Gürtel ist ein größter Kreis, der an zwei Stellen den Aequator schneidet, so daß seine eine Hälfte nord- und die andere südwärts vom Aequator liegt. Innerhalb des Gürtels gehen sämmtliche Bewegungen der Sonne, des Mondes und jener Wandelsterne vor, die bereits den Alten bekannt waren. Diese Gestirne durchschreiten in der Richtung von Westen nach Osten ihre Bahn. Und nach dem Namen der in diesem Gürtel liegenden Sternbilder nannten ihn die Alten eben Thierkreis (Zodiacus, griech. ζῴδιον = Thierchen; ζωδιακὸς κύκλος = Thierkreis) und theilten ihn und mit ihm die Ekliptik in zwölf gleiche Theile, deren jeder einem Sternbild entsprach. Die Namen derselben sind:

Widder ♈, Stier ♉, Zwillinge ♊ (Frühlingszeichen)
Krebs ♋, Löwe ♌, Jungfrau ♍ (Sommerzeichen)
Waage ♎, Skorpion ♏, Schütze ♐, (Herbstzeichen)
Steinbock ♑, Wassermann ♒, Fische ♓ (Winterzeichen).
(Aries — Taurus — Gemini; Cancer — Leo — Virgo;
Libra — Scorpius — Sagittarius; Capricornus — Aquarius — Pisces.)

Jedes dieser Zeichen theilten sie wiederum in dreißig Grade und gaben die Stellung eines Wandelsterns, z. B. der Sonne, in der Weise an, daß sie das Sternbild und den Grad desselben bezeichneten, in dem sich der betreffende Himmelskörper befand. Statt also zu sagen: die Entfernung der Sonne vom Frühlingspunkt in der Ekliptik beträgt 100°, sagte man 10° im Krebs und schrieb ♋ 10°. Von diesen Zeichen, welche in manchen Kalendern noch Anwendung finden, sind die Namen entlehnt: Widderpunkt für Frühlingspunkt, Wendekreis des Krebses, so viel wie nördlicher Wendekreis, Wendekreis des Steinbocks, so viel wie südlicher Wendekreis u. s. w. Zwischen den Zeichen des Thierkreises und den gleichnamigen Sternbildern ist wohl zu unterscheiden. Die ersteren sind sämmtlich gleich groß, jedes 30°, die letzteren ungleich und unregelmäßig begrenzt. Ueberdies sind beide gegeneinander, wie man auf der Sternkarte sehen kann, nahezu um die Länge eines ganzen Zeichens am Himmel verschoben. Das Zeichen des Widders fällt ziemlich mit dem Sternbild der Fische, das Zeichen des Stieres mit dem des Widders zusammen 2c.

Bei dem Glauben der alten Völker an den Einfluß der Gestirne auf irdische Lebenserscheinungen und bei der sich daraus entwickelnden göttlichen Verehrung der Gestirne war es unausbleiblich, daß sie den von ihnen geschaffenen Thierkreisbildern eine Bedeutung beilegten, welche mit ihrem religiösen Kultus eng zusammenhing, und so mußte natürlich das Dunkel, was auf diesen noch liegt, auch den hier vorliegenden Gegenstand treffen.

Während ein Theil der Astronomen die erste Bildung von Thierkreisbildern den Indern zuschreibt, ein anderer die Entstehung derselben bei den Aegyptern sucht, dürfte wohl eine dritte Richtung recht behalten, welche die Chaldäer als die Aufsteller dieser Sternbilder hinstellt. Man will nämlich, daß die Namen der zwölf Sternbilder des Thierkreises theilweise von Namen chaldäischer Gottheiten abstammen, oder auch Witterungserscheinungen, Ereignisse des täglichen Lebens u. dergl. bezeichnen. Während des Frühlings schreitet die Sonne durch die Sternbilder des Widders, des Stieres und der Zwillinge ehemals Ziegen); diese Thiere bringen in den Frühlingsmonaten ihre Jungen zur Welt. In den Sommermonaten steht die Sonne im Krebs, im Löwen, in der Jungfrau. Der Krebs bedeutet das Rückwärtsgehen, das Umwenden der Sonne zum Aequator, der Löwe vielleicht die brennende Hitze des Juli; die Jungfrau ist das Zeichen der Ernte; sie trägt ein Aehrenbüschel

in der Hand. Die Waage ist wohl das Symbol der Gleichheit von Tag und Nacht; Andere, welche die Jungfrau als Göttin der Gerechtigkeit auffassen, betrachten die Waage zu ihren Füßen als Attribut derselben. Der Skorpion deutet auf die pestartigen Krankheiten des Spätsommers und des Herbstes hin; der Schütze ist ein Sinnbild der Jagd, der Steinbock das Bild der vom südlichen Wendekreis wieder aufsteigenden Sonne; der Wassermann bezeichnet die Regenzeit des Februar und die Fische kündigen die Zeit des Fischfanges an. Das alles sind indeß nur Vermuthungen.

Um die Aufstellung der Sternbilder durch die Chaldäer zu verstehen, ist es unerläßlich, einen Blick auf die Beschaffenheit ihres Landes und die daraus hervorgehenden Anschauungen des Volkes zu werfen.

Die Chaldäer bewohnten Babylonien, die Ebene zwischen Euphrat und Tigris. Das Land gehört der regenlosen Zone an, daher ist seine Fruchtbarkeit von den Ueberschwemmungen jener beiden Ströme abhängig. Die ungeheuere Landmasse, die sich von Babylonien über Syrien, Arabien und das nördliche Afrika ausspannt, bewirkt eine derartig hohe Temperatur, daß der aus der ewigen Regenzone und den umliegenden Meeren aufsteigende Wasserdampf sich nicht zu Wolken verdichten kann, was bekanntlich nur bei geringerer Temperatur stattfindet. Der Luftstrom erkaltet erst, wenn er an die sich durch sehr rauhes Klima charakterisirenden armenischen Plateaus gelangt; hier setzt er seinen Wassergehalt dann auch in den heftigsten Entladungen ab, in Gewittern und Hagelschauern, wie wir sie uns hierlands nicht träumen lassen können. Am heftigsten sind die Erscheinungen im März und April, zu welcher Zeit jene Gebirgsgegenden noch mit Schnee bedeckt sind. Je weiter die Sonne nach Norden herauf kommt, um so nördlicher findet die zu einem Niederschlage nöthige Abkühlung statt und es tritt auch in den Gebirgen von Kurdistan und Armenien die trockene Jahreszeit ein.

Von diesen Niederschlägen in den nördlichen Gebirgen ist das Wohlergehen Babyloniens abhängig. Sie führen den genannten Zwillingsströmen nicht nur überreiche Wassermengen zu, so daß fast das ganze Land überfluthet wird, sondern bringen aus dem Gebirge auch fruchtbares Erdreich mit sich, das sich in der Ebene niederschlägt. Ist das Wasser verlaufen, so entwickelt der Boden eine ungemein üppige Vegetation, von welcher aber nur das frühzeitig Reifende zur Reife gelangt, denn schon vom Juli ab welkt unter den sengenden Sonnenstrahlen und bei dem vollständigen Mangel an Regen alles wieder dahin. Während in den Monaten September und Oktober eine angenehme Temperatur herrscht, wird das Land dann so ungemein nebelig, daß die Sonne von den Nebeln fast verdeckt wird.

So sahen die Chaldäer diese Verhältnisse jährlich mit dem höheren und niederen Stande der Sonne wechseln und man schrieb diesem Gestirne den wechselnden Einfluß zu. Man sah in ihr das Walten verschiedener Kräfte und Gottheiten und verehrte in der Frühlingssonne, welche neues Leben aus der Erde lockte und den Menschen mit ihren milden Strahlen erfreute, den Adonis. In der hochstehenden Sommersonne, welche durch ihre Gluth wieder alles zu verderben drohte, was die Frühlingssonne geschaffen, verehrte man den Moloch, dem zu Ehren bekanntlich auch junge Kindlein verbrannt wurden. In der Wintersonne mit ihrem tiefen Stande, welche zur Zeit der kurzen Tage und der kalten, verdunkelnden Nebel herrschte, sah man den Kaivan. Mylitta, d. i. die Gebärende, war die Göttin der Erde. Die Befruchtung der Erde war aber nicht nur ihr Werk, sondern auch ein solches des Wassers, welches aber als der Erde zugehörig angesehen wurde, zumal in Babylonien, wo es nicht regnete, sondern das Wasser, aus den Gebirgen des Nordens kommend, die Flüsse nicht nur bis zu den Ufern füllte, sondern auch übertreten ließ, daß sie das Land in befruchtender Weise überflutheten. So stand Mylitta nicht nur der Erde, sondern auch dem Wasser vor, und es waren ihr nicht nur Bäume, wie die Cypresse, die Bachweide und die Fichte heilig, sondern auch die kaltblütigen Schuppenträger der Fluthen.

So das Leben auf der Erde in ein aufblühendes, verwelkendes und erstorbenes unterscheidend, machte man auch bald in diesen Perioden kleinere Abschnitte. Man fand, daß in der Zeit jeder Mondwanderung andere Blumen blühten, andere Früchte reiften und andere Sterne am Himmel auf- und untergingen — man brachte also den scheinbaren Zusammenhang des irdischen Lebens später auch mit den nächtlichen Gestirnen in Verbindung. Und war das ein Wunder? Wir hätten wohl an Stelle der Chaldäer keinen anderen Gedanken gehabt und alle Naturvölker haben sich in diese Gedankenrichtung drängen lassen. So sagten die alten Aegypter ebenfalls: „Unter dem Einfluß der Sterne blüht und verwelkt die Natur."

Es sei hier angeschlossen, daß die kühnen Spekulationen, welche man vor Jahren an eine ägyptische Darstellung des Thierkreises aus dem Vorhof eines Tempels zu Denderah knüpfte, welche 1821 nach Paris gebracht wurde, durch das nachgewiesene Alter des Bildes hinfällig geworden sind — es entstammt der römischen Kaiserzeit anstatt der erträumten altägyptischen; durch welchen Nachweis wohl auch die Entstehungsfrage für den Thierkreis bei den Aegyptern erledigt sein dürfte.

Die Beobachtung des gestirnten Himmels wurde für die Chaldäer bald eine wichtige Beschäftigung. Sie zeichneten die größeren, für sie das ganze Jahr hindurch sichtbaren Sterne auf, und aus dem Stand derselben nach oder vor Untergang der Sonne konnten sie mit Beihülfe ihrer Sternkarten erkennen, inmitten welcher Sterne die Sonne in jedem Mondenjahre stand. So fanden sie den ganzen Sternkreis, welchen die Sonne auf ihrer jährlichen Bahn durchzog. Da sie den Sternen, welche die Sonne während eines Mondjahres durchlief, einen Einfluß auf die Sonne oder wohl richtiger eine Mitwirkung mit der Sonne zuschrieben, wodurch jeder Monat den ihm eigenthümlichen Charakter erhielt, so vereinigten sie die Sterne, welche während eines Monats in der Nähe der Sonne standen, zu einem Sternbilde. Der erste Mondenlauf, den sie seiner Länge nach bestimmten, war der s y n o d i s c h e, d. h. diejenige Zeitdauer, welche verfließt, wenn der Mond von einem bestimmten Punkte der Sonne gegenüber wieder bis zu demselben zurückgekehrt war. Dieses geschah in 29½ Tagen, deßhalb gab man dem einen Monat 29, dem anderen 30 Tage und so abwechselnd weiter. Diese natürlich unvollkommene Beobachtung führte zu dem Resultate, daß der Mond zwölf Umläufe machte, ehe die Sonne ihren ganzen Sternenkreis durchlaufen hatte, und so theilte man, für jeden Monat ein Sternbild schaffend, den ganzen Sternenkreis für den jährlichen Lauf der Sonne in zwölf Bilder, von welchen jedes seine besonderen Eigenschaften haben und von Einfluß auf das Erdenleben sein sollte. Diesen Sternbildern wurden dann die Namen beigelegt, die oben angeführt wurden. Ursprünglich scheint man, wie das wenigstens in Indien und China geschehen ist, die größeren Sterne durch Linien verbunden und auf diese Weise geometrische Figuren gebildet zu haben, welche man später zur Bezeichnung ihrer Bedeutung mit den betreffenden Bildern versah. Sehr zweifelhaft ist es,

ob wir die Thierkreisbilder in ihrer ersten Gestalt und Bedeutung haben. Verschiedene alte Völker zeigen darin zum Theil fast völlige Gleichheit, zum Theil Abweichungen, die aber wiederum so ähnlich sind, daß sie auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hindeuten, und dieser ist noch nicht gefunden. Darum läßt sich auch die Zeit nicht angeben, zu welcher ungefähr die Sonnenbahn in zwölf Bilder getheilt worden ist.

Die ältesten Angaben über Stellung von Planeten in den Thierkreisbildern sind nichts als kosmologische Ideen und so hypothetischer Natur, daß dieselben nicht geeignet sind, als Basis für Untersuchungen dienen zu können. Dies gilt namentlich für die Ueberlieferung, daß der Mond am Anfang der Welt im Krebs, die Sonne im Löwen, Merkur in der Jungfrau, Venus in der Waage, Mars im Skorpion, Jupiter im Schützen und Saturn im Steinbock gestanden haben soll, welcher Angabe Albumassar widerspricht, der behauptet, daß bei der Erschaffung der Welt die Planeten im ersten Grad des Widders gestanden hätten. Dieser Sage liegt eine Idee zugrunde, welche mit der Schöpfungsgeschichte der Chaldäer und mit ihren Opferbräuchen übereinstimmt und gleichsam das Sternbild des Widders als erstes hervorhebt.

Der chaldäische Schöpfungsmythus ist dem biblischen überraschend ähnlich und diese Aehnlichkeit läßt sich leicht erklären. Die Bibel erzählt von einer Wanderung der nachmaligen Bewohner Palästina's aus Mesopotamien, aus dem Lande zwischen Euphrat und Tigris nach Kanaan — lange vor den Beziehungen zu Aegypten und der Zeit des Mose. Und an den ägyptischen Aufenthalt der Juden gemahnt auch in der That kein Zug der mosaischen Kosmogonie. Die Aegypter, deren Nil-Strom periodisch schwoll, aber eben dadurch zum Wohlthäter des Landes wurde, besaßen naturgemäß keine Sintfluthlegende, in der die Ueberschwemmung als Schreckensbild erschien. Also wies schon die Wahrscheinlichkeit die Entstehung dieser Sage nach Babylonien — in das bedrohte Flachland zwischen zwei Strömen, den berufenen Ort zur Ausbildung von verheerendem Fluthensturm, vor dem den Eingeschlossenen kein Ausweg blieb. Der unerwartetste Erfolg sollte dieser Vermuthung recht geben. Im ersten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts entzifferte ein junger deutscher Gymnasiallehrer, Grotefend, zum erstenmal einzelne, bereits aus der Geschichte bekannte persische Königsnamen (Darius, Xerxes) in der sogenannten Keilschrift, d. h. den keilförmigen Schriftzeichen auf den Ruinen von Persepolis, Babylon u. s. w. aus der Zeit der assyrischen und persischen Reiche. Allmählich folgte dann völlige Beherrschung der eigenartigen Schrift, mit der sich eine neue Welt aufthat. Ganze Bibliotheken, unzerstörbar in Thontafeln und Thonzylindern eingebrannt, spendeten ihr Wissen und der moderne Forscher schaute auf einmal hell in die Literatur einer Zeit, die selbst dem gebildetsten Griechen der klassischen Tage schon sagenhaft erschienen war. Unter dem gewaltig sich häufenden Material aber erschien als Krone gleichsam der altbabylonische Schöpfungsmythus. Mit ihm hatte man die Quelle der hebräischen Legende unzweideutig in der Hand.

In grauer Vorzeit sind die Semiten — aus unbekanntem Lande — in das Euphrat-Tigris-Gebiet eingewandert. Sie fanden dort schon eine reiche Kultur. Ob sie mit ihr — erobernd zugleich und eingesponnen doch in das kulturelle Netz ihrer Unterjochten wie nachmals die Römer bei den Griechen — auch schon den Schöpfungsmythus vorfanden, stehe dahin. Jedenfalls nahm der semitische Zweig, der später Palästina bewohnte, die Grundzüge seiner kosmogonischen Bilder von dort mit und prägte sie nur noch im Sinne monotheistischer Auffassung individuell um.

Auch der babylonische Keilschrifttext, wie er uns überliefert ist, wurde niedergeschrieben wohl sicher nicht früher, als der sich über Jahrtausende hinaus erstreckende Bibeltext im angeblichen ersten Buch Mose. Inhaltlich reicht er aber thatsächlich weit über Mose selbst hinaus, bis jenseit von 2000 v. Chr. Aus den Bruchstücken, die aus dem babylonischen Sintfluthmythus erhalten geblieben sind, schallt uns eine urälteste Stimme entgegen, vor der die Bibel jung wird und der nur die Pyramiden Aegyptens allein noch standhalten. Es würde uns zu weit führen, auf den Wortlaut einzugehen, wie interessant diese Abschweifung auch wäre.

Man kennt die Schöpfungssage der Buschmänner und anderer australischer Völker, die der afrikanischen Negerstämme und der Indianer, der Südseevölker und der Eskimos: alle haben sich unabhängig voneinander gebildet, aber die babylonische und die hebräische Sintfluthsage sind so übereinstimmend, daß die direkte Abstammung dieser von jener unverkennbar ist. Der babylonische Schöpfungsbericht war längst durch Vermittlung einer antiken Quelle (in den Fragmenten des Berossus, der kurz nach Alexander des Großen Zeit drei Bücher chaldäischer Geschichte schrieb) bekannt, man glaubte aber in Anbetracht der verdächtig späten Quelle an Beeinflussung durch den biblischen Text. Inzwischen ist aber auch hier der echte babylonische Keilschrifttext (1872 durch George Smith) in den Besitz der Forschung gelangt, dessen hohes Alter den Streit, wem der Vortritt gebühre, endgültig gelöst. Als Werk einer an der Natur genährten dichterischen Gestaltungskraft steht der babylonische Sintfluthmythus eben so hoch über dem biblischen wie an Alter. Die Ebräer der Königszeit waren ein zur Ausmalung von Sintfluthvorstellungen höchst ungeeignetes Volk. Der düstere nackte Salzsee ihres „Toten Meeres“ bot so wenig Ueberschwemmungsbilder, wie das von tiefen Thälern durchfurchte, gebirgsreiche Land, das in allem das Gegentheil jener flachen, dem Meere offenen Lehmebene im Euphratlande darstellt, wo der babylonische Mythus aus greifbar deutlichen Naturbildern seine Kraft gesogen hat. Als Episode in ein großes Nationalepos verflochten, tritt die Sintfluthlegende der Babylonier uns entgegen, in direkter Rede, als Erzählung des Archenerbauers, der nach seiner Rettung unter die Götter aufgenommen wurde und unsterblich an der „Mündung der Ströme“, d. h. an der Euphrat-Tigris-Mündung im Persischen Meerbusen auf einer Art „Insel der Seligen“ fortlebt.

Die babylonische Schöpfungsgeschichte, welche, wie bereits gesagt, nur ein Abbild der während eines Jahres aufeinander folgenden wichtigsten Naturerscheinungen des Landes ist, erzählt aber folgendes.

Im Anfang herrschte Finsterniß und Wasser, das von allerlei Ungethüm bewohnt war: diese Periode entspricht der Zeit der Ueberschwemmung, in der dichter Nebel über dem Lande lag und die Sonne verdunkelte. Aus diesem Zustand entwickelte sich alles; das Wasser verlief, das Trockene wurde sichtbar; die Nebel schwanden; die Sonne wirkte kräftiger und der Himmel erglänzte im schönsten Blau: das war die zweite Periode, von der die Babylonier sagen: „Da erschien Belus (Lichtgott) und schied das Weltei in zwei Hälften — aus der einen entstand die Erde, aus der anderen entstand der Himmel.“ Später als die Tagesnebel verschwanden die Nachtnebel und dann erschienen die Gestirne am nächtlichen Himmel: das war die dritte Periode der Schöpfung. In der Sonne verehrte man später den Lichtgott. Man

dachte sich den Lichtstoff, die Leuchtkraft in der Urmaterie, mit dem Erd- und Wasserstoff vermischt und nahm an, durch die Uebergänge in der Natur dazu geleitet, daß der Lichtstoff zertheilend auf Erde und Wasser gewirkt, sich selbst aber in der Sonne vereinigt und so die verschiedenen Schöpfungsperioden herbeigeführt habe. Beim Erscheinen des Tageslichtes trockneten die aus der ersten Periode noch bestehenden Sümpfe und Moräste vollends aus, die Thier- und Pflanzenformen, welche ihnen angehörten, starben dahin, aber unter dem mächtig gewordenen Einfluß der Sonne erzeugte der nunmehr gänzlich ausgetrocknete Boden eine neue Fauna und eine neue Flora: das war die vierte Schöpfungsperiode, von der es heißt: „Belus ordnete die Welt und unter seinem Einfluß bildeten sich Thiere, welche das Licht vertragen konnten; die es nicht vertragen konnten, gingen alle unter." Nachdem Thiere und Pflanzen vorausgegangen waren, erschien der Mensch. Das ist eine für ein Ackerbau treibendes Volk ganz natürliche Anschauung. Von dieser fünften Periode heißt es: „Zuletzt schlug sich Belus das eigene Haupt ab, und die Götter mischten das triefende Blut mit der Erde und bildeten den Menschen." Der bereits erwähnte Berossus fügt hinzu, daß durch das Blut des Belus die Menschen göttlicher Eigenschaften theilhaftig geworden seien. Diesem Chronisten verdanken wir aber auch die Kenntniß von Sagen über den Weltuntergang: die Ursache desselben wird das Feuer sein, wenn sich die Planeten und die Sonne im Sternbild des Krebses vereinigen; durch Wasser wird die Welt untergehen, wenn diese Vereinigung im Sternbild des Steinbocks stattfindet. Da nun die größte Hitze auf den Zeitpunkt der Sommersonnenwende folgt, müßte zu damaliger Zeit die Sonne Ende Juni und im Juli im Krebs gestanden haben. Von dem Krebs bis zum Steinbock ziehen sich aber sechs Sternbilder, also mußte die Sonne Ende Dezember bis Ende Januar im Steinbock gestanden haben, und diese Zeit geht in der That der Zeit des steigenden Wassers vorher. Die Größe der Präzession gibt uns hiefür die Zeit von ungefähr 500 v. Chr. als diejenige an, welcher dieser Zustand des Himmels angehörte. Und wenn wir auf jene Ansicht der Chaldäer zurückkommen, daß bei der Erschaffung der Welt die Planeten im ersten Grad des Widders vereinigt waren, so deuteten sie damit nur ihre Beobachtung an, daß sich die Welt mit der Herrschaft des Widders erneue. Das neue Naturleben beginnt in Babylon etwa im März, und die Sonne stand zu dieser Jahreszeit im Widder, ungefähr 500 Jahre vor unsrer Zeitrechnung.

General-Feldmarschall v. Steinmetz.

Vorwärts sehen, vorwärts streben,
Keinen Raum der Schwäche geben —
Dabei wahr und treu wie Gold,
Schön'm und Edlem allzeit hold!

So lautet der Denkspruch, durch den General-Feldmarschall v. Steinmetz in der Handschriftensammlung des Germanischen Museums zu Nürnberg sich verewigt hat. Wie bezeichnend ist der Spruch für das ganze Leben und Wesen dieses eigenartigen Mannes!

„Vorwärts sehen, vorwärts streben" — einer verarmten Soldatenfamilie entstammend und frühzeitig des Vaters beraubt, bahnt er sich in fünfzigjähriger Arbeit durch eigenes Verdienst vorwärts den Weg zur höchsten Stelle, die ein Soldat erringen kann; vorwärts sieht, vorwärts strebt auch der „Löwe von Nachod", als er dem Preußenheere den Weg aus den schlesischen Bergen in das Böhmerland eröffnet.

„Keinen Raum der Schwäche geben" — schwere Schicksalsschläge treffen den Vater, den Gatten und machen ihn zum einsamen Manne: „Nun hab' ich nur noch Gott und den Dienst" ruft er aus; sie treffen den Feldherrn und stoßen ihn von der Spitze seines siegreichen Heeres: „Gott hat mir so viel Gnade beschieden, warum soll nicht auch einmal eine Wolke, wenn auch eine recht dicke, aufziehen!"

So, nach den beiden ersten Zeilen des Denkspruchs, ist der alte Steinmetz durch sein Leben und Wirken der Allgemeinheit seit Jahren bekannt und vertraut; daß aber auch die folgenden Worte auf ihn passen:

Dabei wahr und treu wie Gold,
Schön'm und Edlem allzeit hold,

ist nunmehr durch eine neue Veröffentlichung überzeugend dargethan worden. Sein Schwager, der kgl. preuß. Major a. D. Hans v. Krosigk[1]) hat aus Tagebuchblättern und Briefen des Generals ein Lebensbild zusammengestellt, welches uns besonders den inneren Menschen in einer für die Welt völlig neuen und ungemein wohlthuenden Beleuchtung zeigt. „Der ganze Mann mit seinen charaktervollen Tugenden und Fehlern gehört in die Geschichte hinein, in seiner Königstreue, seiner selbstlosen, unermüdlichen Hingabe und seinem thatkräftigen Streben ihn den Nachkommen lebendig zu erhalten, kann zum Wohl des Vaterlandes und der Armee nur wünschenswerth sein."

Durch Generationen hat Soldatenblut in den Adern der Familie Steinmetz gerollt. Der Großvater des Feldmarschalls fiel als Oberstleutnant im bayerischen Erbfolgekrieg, sein Vater starb als Leutnant, sein Onkel focht als General mit Auszeichnung in den Befreiungskriegen, sein Bruder starb als Fähnrich an einer bei Leipzig erhaltenen Wunde, und er selbst, der als Leutnant 1813 und 1814 gegen die Franzosen, 1848 als Regimentskommandeur gegen die Dänen, als kommandirender General 1866 gegen die Oesterreicher, als Armee-Oberbefehlshaber 1870 wiederum gegen die Franzosen im Felde gestanden, er „umfaßte die Kriegserfahrung des ganzen Zeitalters".

Geboren am 27. Dezember 1796 zu Erfurt und im Kadettenkorps erzogen, trat er zu Anfang des Jahres 1813 als Leutnant in die Armee und machte beim Korps York alle Kämpfe und Siege der Befreiungszeit mit. „Von kleiner, zarter Statur, aber voll Leben, Nerv und Zähigkeit, durch Anlage klug und voll Gemüth, durch Schicksalsführungen ernst und den Verstand vorwalten lassend, ein schon fester, zielbewußter Charakter, reif über seine 16 Lebensjahre," so zeigt sich der junge Offizier in seinen schlichten Aufzeichnungen aus jener Zeit. Können diese auch keinerlei neue Gesichtspunkte für damalige Geschehnisse oder Verhältnisse vermitteln, so sind sie doch für das Studium seiner Charakterentwicklung ungemein werthvoll. Wie erweist er sich treffend im Urtheil: „Der auf seinen Füßen unbeholfen schlürfende Ludwig XVIII. ist kein König für die Franzosen"; eifrig im Lernen: wo er im Quartier eines Buches habhaft werden konnte, las er es; sparsam im Haushalt: aus Mangel an Geld und geeignetem Schuhwerk versagt er sich einen Ball; liebevoll zu den Seinen, deren Lage er, selbst arm, zu verbessern sucht.

---

1) General-Feldmarschall v. Steinmetz. Aus den Familienpapieren dargestellt von Hans v. Krosigk. Berlin, Mittler u. Sohn 1900.

Seine zunehmende Reife bekundet sich in der Premierleutnantszeit 1819—1829: „Eine gute Predigt ist ein hoher Genuß, stimmt zur Andacht und erweckt gute Gefühle; eine schlechte Predigt setzt die Verehrung Gottes zu einem einmal eingeführten Gebrauch herab und verwirrt die Ansichten.“ „Bei längerem Frieden wird das Paradewesen immer mehr überhand nehmen; schon jetzt sind wir unmündige Kinder, welche von dieser Amme an zwei Gängelbändern: Richtung und richtige Intervalle wie an Fesseln gehalten werden.“ Interessant ist auch ein aus dieser Zeit stammendes Urtheil des Generals v. Müffling über den zum topographischen Bureau kommandirten Premierleutnant v. Steinmetz: „Hat sich als vorzüglicher Kopf gezeigt, könnte aber etwas Geschmeidigkeit brauchen.“ In die gleiche Zeit fällt auch seine Verehelichung mit Julie v. Steinmetz, Tochter des „Onkel-Generals“, eine reine Neigungsheirath, die zu 38jähriger, überaus glücklicher Ehe führte.

Die je 10 Jahre Hauptmann und Major (1829 bis 1839 bis 1849) gestalteten sich erst am Schlusse ereignißreich. Sein bedeutendes, auf Kriegserfahrungen aufgebautes und durch eifrige Friedensarbeit stetig erweitertes Können und Wissen, die ihm angeborene, durch Lebensfügungen entwickelte Zähigkeit, die auch vor Konflikten nicht zurückscheute, um das durchzusetzen, was er für recht und nothwendig hielt, kurz seine ganze ersprießliche Thätigkeit hatte die Aufmerksamkeit des Königs auf ihn gelenkt. Am 21. März 1848 wurde ihm das Kommando über das 2. Infanterie-Regiment anvertraut, an dessen Spitze er gegen die Dänen marschirte und am 23. April sich durch kühne Selbstthätigkeit die ersten Führer-Lorberen holte. Der unerquickliche Verlauf des Feldzugs gab ihm auch Gelegenheit, sich in mißlicher Lage zu bewähren: „Es ist keine Kunst, Soldat im Glück zu sein; auch im Unglück muß man den Kopf hoch zu halten wissen.“

Mit diesem Kriege hatte sich Steinmetz weiteren Kreisen der Armee vortheilhaft bekannt gemacht und für einen Posten, der besondere Klarheit, Energie und Selbständigkeit erheischte, vorzugsweise geeignet erwiesen. Außer der Reihe wurde er am 11. November 1848 zum Kommandeur des 32. Infanterie-Regiments und wenige Monate später zum Oberstleutnant befördert. Die Mobilmachung des Jahres 1850 führte ihn nach Hessen, wo ihm die Unentschlossenheit der preußischen Regierung manch bitteres Wort abgerungen haben mag; ein Briefwechsel deutet sein „patriotisches Mißbehagen“ an.

Die Jahre 1851 bis 1854 finden Steinmetz als Oberst und Kommandeur des Kadettenkorps. Hier stand er am richtigen Platz, denn seine frühzeitige Neigung, über erzieherische Fragen nachzudenken, hatte sich mit der Zeit nach Tiefe und Umfang weiter entwickelt und war getragen von warmem Wohlwollen für die Jugend. Mit eisernem Besen kehrte er eingerissene Mißstände aus: „Entfernt man übelthuende Kadetten aus der Anstalt, so werden die Eltern gestraft, wir haben aber die Aufgabe, die Jungen, so lange sie keine schlechten Streiche machen, zu erziehen, nicht sie los zu werden, was freilich bequemer.“ „Die Erziehung der Kadetten muß mehr dem Verfahren mit liebender Sorgfalt über ihren Kindern wachender Eltern entsprechen, wird also den von wahrer Liebe untrennbaren Ernst nothwendig brauchen und die Strafe zur rechten Zeit nicht ausschließen, darf aber auch hiebei der Liebe nie ermangeln, sonst würden die Kadettenhäuser aus Erziehungs- entweder Verziehungs- oder Strafanstalten.“ Ueberhaupt zeigte Steinmetz mitunter eine bei seinen sonstigen schroffen Eigenschaften merkwürdig milde Auffassung; so brachte er „die unerlaubte Entfernung“ als mildere Form „der Fahnenflucht“ in das Militärstrafgesetzbuch hinein.

Der erste schwere Schicksalsschlag traf ihn als Generalmajor und Kommandant von Magdeburg (1854 bis 1857): es starb sein heißgeliebtes einziges Kind im Alter von 26 Jahren. Dieser Verlust drohte sein geistiges Gleichgewicht zu stören und brachte ihn in einen eigenthümlichen Zustand psychischer Erkrankung, über die er sich selbst wenige Monate und noch viele Jahre später in Briefen mit aller Ausführlichkeit und Klarheit geäußert hat. Gerade diese Briefe sind es, welche überraschende Einblicke in das Geistesleben des Mannes vermitteln und unter rauher Schale ein warmes Herz, rege Phantasie, tiefe Frömmigkeit und rührenden Familiensinn aufdecken. Wir haben alle Ursache, Hrn. v. Krosigk für die unverkürzte Wiedergabe des entscheidenden Schriftstücks dankbar zu sein, da hiedurch das nach außen meist streng und schroff sich erweisende Charakterbild des Generals durch einen menschlich nahebringenden, anmuthenden Zug vervollständigt wird.

Ende 1857 zog Steinmetz als Kommandeur der 1. Division nach Königsberg und wurde hier im folgenden Jahre Generalleutnant. Nun fand sich auch ein Wunsch erfüllt, der ihm bisher versagt geblieben war: seine Zuneigung zur Kavallerie praktisch bethätigen zu können. Schon als junger Kadett war er vor den König getreten mit der Bitte, statt zum Infanterie- doch zum Husarenoffizier ernannt zu werden, und diese Vorliebe zur Kavallerie verließ ihn auch in späteren Jahren nicht. Geht doch überhaupt ein kavalleristischer Zug durch sein ganzes Wesen: kurzer Entschluß — Drängen nach vorwärts — Bevorzugung des Angriffs.

Im Jahre 1862 wetterleuchtete zum erstenmal ein allmählich krankhaft gewordenes Selbstgefühl, welches 8 Jahre später zur Katastrophe führen sollte; er kam um seinen Abschied ein, weil er „sich nicht in der Stelle befände, welche er nach seinem Lebens- und Dienstalter, sowie nach seiner Kriegserfahrung einnehmen sollte“. Der König lehnte jedoch das Gesuch ab mit dem Bemerken, daß er sich wegen „der Vorhaltungen über Anciennitätsverhältnisse und persönliche Verdienste, wegen Inhalt und Form des Schreibens unangenehm berührt fühle, jedoch wegen eines, wie er hoffe, nur momentanen Verkennens der eigenen Stellung sich nicht seiner guten Dienste berauben wolle“. Schon am 29. Januar 1863 erfolgte die Ernennung zum kommandirenden General des II. Armeekorps, ein Jahr später die Versetzung zum V. Armeekorps unter alsbaldiger Beförderung zum General der Infanterie.

Noch in Stettin hatte den General der zweite schwere Schlag getroffen: er verlor seine getreue Lebensgefährtin und sah sich nun im Alter völlig verwaist. Getreu seinem Spruch:

> In des Lebens allertrübsten Stunden
> Lindert Thätigkeit des Herzens Wunden,

widmete sich Steinmetz nunmehr ausschließlich dem Dienst und brachte die ihm unterstellten Truppen auf jene hohe Stufe der Kriegsfertigkeit, welche sich im Jahre 1866 so glänzend bewährte.

Dieser Krieg bedeutete den Gipfelpunkt des Lebens und der Ehren des Generals. Leider ist gerade der hierauf bezügliche Abschnitt des „Lebensbildes“ recht dürftig ausgefallen, da dem Verfasser nur wenig eigene Niederschriften des Generals zu Gebote standen; zu privaten Auslassungen fehlte Steinmetz die Zeit und — nach dem Tode seiner Frau — der richtige Adressat. Mit dem gegebenen Material war allerdings ein abgerundetes Bild der Thätigkeit des Generals in seinen großen Tagen nicht

zu schaffen, warum aber nicht durch ausgiebige Heranziehung dienstlicher Schriftstücke die gebotene Ergänzung erfolgte, vermögen wir nicht recht einzusehen, zumal ja das dienstliche Gebiet doch betreten wurde durch die Wiedergabe des bereits in Moltke's Werken veröffentlichten, für Steinmetz nicht gerade vortheilhaften Briefwechsels mit Moltke.

Zu den wohlverdienten äußeren Ehren, welche sich nach dem Kriege über den siegreichen General ergossen, trat auch noch ein inneres Glück: in Begeisterung für den Helden und in herzlicher Zuneigung verlobte sich mit ihm die jugendliche Else v. Krosigk (1867) und schmückte sein verödetes Heim. Alle diese Erfolge mögen wohl den eisernen General darüber hinweggetäuscht haben, daß das Greisenalter allmählich auch ihn zu bezwingen begann; je mehr seine körperliche Leistungsfähigkeit nachließ und insbesondere seine durch das Alter verursachte Schwerhörigkeit zunahm, desto schroffer, reizbarer, argwöhnischer wurde er gegen seine Umgebung, und so kam es, daß das Jahr 1870 nicht den „alten", sondern einen recht „gealterten" Steinmetz vorfand. Er muß es selbst gefühlt haben, denn statt daß ihn der Beweis allerhöchsten Vertrauens, das ihn neben zwei Hohenzollern-Prinzen an die Spitze einer Armee berief, mit Befriedigung erfüllt hätte, „zeigte er sich theils still und nachdenklich, theils erregt und beunruhigt". Nach oben argwöhnt er überall Mißtrauen und Mißgunst, „zerlegt den Begriff der obersten Heeresleitung in den König einerseits, dem er gehorcht, und in das große Hauptquartier, d. h. Moltke, andrerseits, dessen Anweisungen er für diskutabel ansieht"; nach unten wittert er Ueberhebung bei seinem Stabe und stört die Freudigkeit des Arbeitens. Zwar war er nie ein bequemer Vorgesetzter und Untergebener gewesen, jetzt aber vergriff er sich in Handlungen und Unterlassungen doch derartig, daß sich Zweifel erheben mögen, ob er so viel Disciplin im Leibe hatte, um als „Typus eines preußischen Offiziers" gelten zu können.

Seine erste unangenehme Empfindung war wohl, sich von einem völlig neuen Stabe umgeben zu sehen, auf dessen Zusammensetzung er keinen Einfluß gehabt hatte. Dieser Punkt gibt auch heute noch zu denken. Bekanntlich formiren sich die Stäbe der Armee-Oberkommandos bei der Mobilmachung neu, und es erscheint daher nicht völlig ausgeschlossen, daß auch künftighin Personen zusammenkommen, die sich nicht kennen und nicht zu einander passen. „Unglückliche Ehen" zwischen Armeeführer und Generalstabschef, überhaupt persönliche Verhältnisse pflegen aber bei den Ereignissen eine größere Rolle zu spielen, als aus der nachherigen Kriegsdarstellung gewöhnlich bekannt wird. Eine Sicherstellung dagegen auf organisatorischem Wege dürfte geboten und möglich sein.

Auch die abwartende Rolle, welche der I. Armee anfänglich zufiel, sagte Steinmetz durchaus nicht zu und er suchte — wie 1866 vergeblich — die oberste Heeresleitung zu Maßnahmen zu drängen. Auffallen mag auch die Sorglosigkeit, mit welcher er sich in Postbriefen an seine Frau über beabsichtigte Operationen, Stärkeverhältnisse u. s. w. ausspricht, und es dünkt uns die „höheren Orts" geübte Vorsicht (über die er sich beklagt), Briefe von der Armee nicht gleich zu befördern, durchaus nicht unangebracht.

Und seltsam, der Mann, der in seiner guten Zeit die verkörperte Selbstthätigkeit gewesen, der auch jetzt noch vor Thatendrang glüht und sogar die gebotene Einfügung in den größeren Rahmen als beengende Fessel empfindet, er will ähnliche Regungen bei seinen Untergebenen durchaus nicht gelten lassen und ist geradezu empört über die „Kampflust" eines Generals, der am 14. August spät nachmittags die abziehenden Franzosen „ohne Erlaubniß" angriff. Bald wurde offenbar, zu welch' gewaltigen Erfolgen diese Eigenmächtigkeit den Keim legte, aber Steinmetz nannte eigensinnig noch 1872 den Kampf am 14. August „ein nutzloses Menschenopfer". Auch sein Antheil an der Schlacht bei Gravelotte erscheint nach seinen Privatbriefen in geschichtlich unrichtigem Lichte, und heute darf es wohl als ausgemacht gelten, daß seine Ernennung zum Armeeführer ein nicht ganz glücklicher Griff gewesen. Nach oben und unten sich nicht immer verstanden fühlend, das Persönliche oft vor das Dienstliche stellend, körperlich leidend und daher gegen jede Unannehmlichkeit überempfindlich, trieb er dem Konflikte zu, welcher zu dem bekannten Abschluß seiner Laufbahn führte. Mögen auch von anderer Seite Fehler begangen worden sein, Steinmetz hat zuerst und schwerer gefehlt, als von dem alten Soldaten zu erwarten stand: „er hat sich diejenige Fügsamkeit nicht anzueignen vermocht, ohne die der beste General in der Gliederung einer Armee unmöglich ist," wie der König in der Abberufungsordre aussprechen mußte. Es ist ein besonderes Verdienst des Verfassers, daß er die Verfehlungen seines berühmten Schwagers, die dieser auch später nie zugab, durchaus einräumt, und wenn er sie vorwiegend aus körperlichen Gebrechen erklärt, so hat er sicherlich das Richtige getroffen. Den ganzen Vorgang nach Art einer gewissen Presse dazu auszunützen, den sonst so hochverdienten General wegen seiner nahezu formalistischen Verstöße mit Meuterern gleichzustellen, können nur Leute „mit gefälschtem Gewissen" fertig bringen.

Den unmittelbaren Anlaß zur Abberufung hat Steinmetz dadurch gegeben, daß er dem Prinzen Friedrich Karl, dem er während der Einschließung von Metz unterstellt war, eine persönliche Meldung vorenthielt, weil er wegen früherer Vorkommnisse die persönliche Berührung mit dem Prinzen vermeiden wollte. Er ging nun als Generalgouverneur nach Posen, und als nach dem Fall von Metz seine Hoffnung auf Wiederverwendung vor dem Feinde zunichte wurde, kam er, aufs tiefste gekränkt, um seine Verabschiedung ein. Aber der König, dessen gütige und große Denkungsweise, dessen wahrhafte Dankbarkeit für früher geleistete hervorragende Dienste bei all diesen Anlässen im hellsten Lichte strahlt, lehnt ein Gesuch ab, „das Steinmetz später gewiß bereuen würde, da er unstreitig über einen preußischen Offizier, der aus anderen als Gesundheitsrücksichten während des Krieges aus der Armee scheiden wollte, den Stab bräche", und gewährt sein Gesuch erst unterm 8. April 1871, indem er ihm gleichzeitig den Charakter als General-Feldmarschall verleiht.

Noch einige Jahre stillen Ausruhens und ein rascher, schmerzloser Tod waren dem greisen Krieger beschieden; in der Nacht vom 3. zum 4. August 1877 verschied er plötzlich zu Bad Landeck in Schlesien am Herzschlag und „so ruht denn der alte Feldmarschall von der Arbeit und den Kämpfen, die ihm das Leben reichlich gebracht, in Frieden aus". Nochmals wärmsten Dank für das prächtige Denkmal, das der Verfasser dem Helden von Nachod in seinem Werke gesetzt hat! Wir schließen mit den Worten, die der von Steinmetz sehr geschätzte Oberst von der Esch, sein früherer Stabschef, allerdings in anderem Zusammenhang und nicht über ihn, gebraucht hat:

Geringe Schatten bei vielem Lichte!

—r.

Mittheilungen und Nachrichten.

Ein neugriechisches Sprichwörterkorpus.[1]) Der Name Politis ist in den folkloristischen Kreisen Deutschlands nicht unbekannt, wenn auch noch lange nicht so bekannt, wie er es verdiente. Das liegt einmal daran, daß fast alle seine bisherigen Publikationen in griechischer Sprache abgefaßt und darum dem „europäischen“ Publikum schwer zugänglich sind, sodann aber auch daran, daß es dem rastlosen Sammler und Organisator der neugriechischen Volkskunde bisher nicht vergönnt war, seine umfassenden Sammlungen folkloristischen Materials zu veröffentlichen, aus Mangel an materieller Unterstützung, der sich wieder erklärt aus dem geringen Interesse der maßgebenden Kreise für alles Volksthümliche, weil sie nur das als wirklich national ansehen, was der Stärkung schwächlichen Epigonenthums dient. Und dabei bleibt für die Pflege des so reichen und urwüchsigen neugriechischen Volksthums, d. h. für eine unbefangene, systematische und echt wissenschaftliche Pflege, wenig übrig. Ein trauriger Beweis dafür ist, daß es in Griechenland kein Organ für Volkskunde gibt, wie z. B. in Serbien und Bulgarien; das einzige, das wenigstens zum Theil diesem Zwecke diente, das „Jahrbuch der historischen und ethnologischen Gesellschaft Griechenlands“, ist leider vor kurzem aus Mangel an Unterstützung eingegangen, nachdem es sich mühsam 15 Jahre lang gehalten hatte. In diesem hatte auch Politis, dessen Erstlingswerk über „Neugriechische Mythologie“ schon vor 26 Jahren erschienen ist, einige seiner grundlegenden Untersuchungen niedergelegt, z. B. die Studie über das Lied vom todten Bruder, das jetzt durch den bulgarischen Folkloristen Schischmanow eine abschließende Behandlung erfahren hat, ferner einige kleinere Abhandlungen über mittelgriechische Sprichwörter, die aber methodisch von der größten Bedeutung sind, weil sie die Wichtigkeit der neugriechischen Sprichwörter für die Erklärung der byzantinischen erweisen, und vor allem darum, weil sie sich als Vorläufer ankündigten für jenes monumentale Werk, dessen erster Band nun fertig vorliegt und für dessen Zustandekommen sich doch noch ein Patriot gefunden hat, der es in die nach ihm benannte, ursprünglich zur Uebersetzung bedeutender ausländischer Geschichtswerke (Curtius, Droysen, Krumbacher, Nibbeck, Macaulay) bestimmte Bibliothek Marasli aufnahm, in der es nun die werthvollste Erscheinung bildet. Denn wie Hatzidakis die neugriechische Sprache, so hat Politis — das darf man schon jetzt sagen — durch diesen ersten Band seines Werkes die neugriechische Volkskunde mit einem ihrer wichtigsten Zweige, der Spruchweisheit, in die europäische Wissenschaft eingeführt. Nicht nur in der Art der Bearbeitung entspricht dieser Band den strengsten Anforderungen exakter philologischer Forschung, sondern auch die Anlage des Werkes sichert ihm von selbst einen bleibenden Platz in der vergleichenden Volkskunde. Ist doch das Ganze nichts geringeres als ein vollständiges Korpus der neugriechischen Sprichwörter (deren es 25,000 umfassen soll) nebst allen bisher erreichbaren lokalen Varianten auf vergleichender Grundlage. Eine umfassende Sprach- und Literaturkenntniß hat es dem Verfasser ermöglicht, zu den meisten neugriechischen Sprichwörtern das ganze Gefolge ihrer europäischen, sogar auch außereuropäischen Verwandten zu gesellen und damit sein Werk aus ursprünglich nur lokaler zu internationaler Bedeutung zu erweitern. So hat Politis nicht weniger als 79 ausländische Sprichwörtersammlungen benutzt. Die hochwichtigen kulturhistorischen Schlüsse aus dieser vergleichenden Methode zu ziehen, mußte sich der Verfasser freilich bis zum Schluß des Werkes aufsparen, auf den man daher mit Recht gespannt sein darf, wenn auch noch Jahre darüber hingehen werden. Denn der vorliegende, 600 Seiten starke Band — das Material ist nach Stichwörtern alphabetisch geordnet — führt nur bis zu *αλ*, umfaßt also noch lange nicht den Buchstaben *α* vollständig. Das eigentlich neugriechische Sprichwörterkorpus beginnt allerdings erst auf S. 135. Vorauf geht eine aus handschriftlichen Sammlungen gewonnene Auslese noch unbekannter volksthümlicher Sprichwörter aus byzantinischer Zeit, die dadurch um fast hundert vermehrt werden. Also auch für die byzantinischen Studien bietet Politis werthvolle Ergänzungen. Wir können hier nicht näher auf Einzelheiten des epochemachenden Werkes eingehen, müssen uns vielmehr darauf beschränken, es allen Folkloristen dringend zur Anschaffung zu empfehlen, zumal der Preis des Bandes für deutsche Verhältnisse erstaunlich niedrig und außerdem jeder Band einzeln käuflich ist. Man kann nur wünschen, daß es dem noch auf der Höhe seiner Kraft stehenden Verfasser vergönnt sein möge, nicht nur dieses Werk zum glücklichen Abschluß zu führen, sondern auch vor allem das so dringend nöthige Korpus der neugriechischen Volkslieder bald folgen zu lassen. K. D.

[1]) *Ν. Γ Πολίτης, Μελέται περὶ τοῦ βίου καὶ τῆς γλώσσης τοῦ ἑλληνικοῦ λαοῦ. Παροιμίαι. Τόμος Α'. (Βιβλιοθήκη Μαρασλῆ, ἀρ.* 68—71.) *Ἐν Ἀθήναις* 1899.

a-t. Die Abstammung des fürstlichen Hauses Löwenstein-Wertheim und dessen angebliches Nachfolgerecht in den wittelsbachischen Stammlanden. Ueber diese in früherer Zeit viel erörterte und viel umstrittene Frage ist man endlich an der Hand der Quellen und einer unbefangenen Kritik zum wahren Sachverhalt durchgedrungen. Wir erhielten dieser Tage Einsicht in die Aushängebogen eines von fachmännischer Seite über diesen Gegenstand geschriebenen, zur Veröffentlichung bestimmten Buches, dessen Ergebnisse auch diejenigen, welche mit der Geschichte und Literatur der Frage vertraut sind, nicht weniger überraschen werden, wie die zunächst Betheiligten. Nachdem in den 30er Jahren der Erbprinz der katholischen Linie selbst mit der Angelegenheit sich beschäftigt und die bedeutendsten damaligen deutschen Staatsrechtslehrer Klüber (1837), Zachariä und Zöpfl (Beide 1838) zu eingehenden und scharfsinnigen Untersuchungen veranlaßt hatte, schien die Sache mit den hiebei erzielten, überaus günstigen Gutachten endgültig klargestellt und entschieden. In Wahrheit war sie jedoch nur vertagt. Man hatte allgemein das Hauptgewicht auf die Ansprüche gelegt, die nun heute doppelt gegenstandslos geworden sind. Anders verhält es sich mit der Vor- und Hauptfrage, der Herkunft, in deren delikates und diskretes Dunkel Licht zu bringen, der modernen Geschichtskritik vorbehalten war. Selbst Weidenbach, der noch 1870 ausführlich darüber geschrieben, hätte sich nicht träumen lassen, welch' wichtige Aktenstücke zu seiner Zeit noch unter der Bank lagen, und in welch' völlig veränderter Beleuchtung der Thatbestand durch sie und ihre unparteiische Prüfung gerückt würde. Mehr von Schmeichlern als von fachmännisch geschulten Forschern belehrt, haben sich die Enkel des „bösen Fritz“ über die näheren Umstände ihres Herkommens in falsche Sicherheit wiegen lassen; das Fallen des Schleiers wird um so ernüchternder wirken, je unzweideutiger und unanfechtbarer die Sprache der neugefundenen Dokumente lautet. Gestützt auf diese historische Deduktion war es nicht schwer, auch die Ungereimtheit und Unhaltbarkeit der v. Löwenstein-Wertheim nach den Grundsätzen des privaten Erbrechts beanspruchten Handhabung des Thronfolgerechts im Hause Wittelsbach ebenso scharf wie schlagend darzuthun.

* Eine historische Kant-Silhouette wird im neuesten Heft der „Altpreußischen Monatsschrift“ abgebildet. Silhouetten Kants sind nicht häufig; die soeben bekannt gegebene ist aber noch von besonderem Interesse, weil sie Kant vorgelegen hat und von ihm begutachtet worden ist. Sie stammt, wie Arthur Warda hiezu mittheilt, aus Hippels reichhaltiger Sammlung von Bildnissen, die sich jetzt zum größten Theil in der Stadtbibliothek zu Königsberg befindet. Das Original ist auf ein 14 cm breites und etwa 16½ cm hohes Blatt schlechten alten Büttenpapiers aufgeklebt und mit der von unbekannter Hand verfertigten Unterschrift versehen: „Immanuel Kant, Prof. Log. & Metaphysices“. Auf diese Silhouette bezieht sich ein Schreiben Kants an Hippel vom 15. März 1784, das zum erstenmal in der von der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin veranstalteten Ausgabe von „Kants gesammelten Schriften“ abgedruckt ist und folgendermaßen lautet: „Beyliegende mir von Herrn Buck zugeschickte Silhouetten habe die Ehre Ew. Wohlgeboren verlangen gemäß zu übergeben, ob ich zwar zweifle, daß sie genau genug abgenommen seyn; beyde fehlen in Ansehung der mir angedichteten Fettigkeit unter dem Kinne (dem sogenannten Kader), welche man vielleicht vermittelst der Scheere verbessern könnte.“ Bei der jetzt veröffentlichten Silhouette scheint der gerügte „Kader“ bereits mit der Scheere beseitigt worden zu sein.

* Ausgrabungen in Griechenland. Seit einiger Zeit sind, wie der „Voss. Ztg." mitgetheilt wird, die diesjährigen Ausgrabungen an den verschiedenen Punkten Griechenlands mit Eifer wieder aufgenommen worden. Von den griechischen Gelehrten arbeitet Hr. Staïs auf dem Vorgebirge Sunion in der Nähe des Tempels, der nunmehr sicher als dem Poseidon zugehörig erwiesen ist. Hr. Tsountas beginnt Ausgrabungen in Mykenai, wo aller Wahrscheinlichkeit nach weitere Schätze gefunden werden dürften; Hr. Leonardos wird in Oropos beim Tempel des Amphiaraos graben, Hr. Philios seine Arbeiten in Eleusis, Hr. Kavvadias solche in Kephallenia fortsetzen. Das deutsche Institut in Verbindung mit Baron Hiller v. Gärtringen wird weitere Ausgrabungen in Paros und Thera machen, welche Inseln sich bisher so reich an archäologischen Schätzen erwiesen haben.

* Der einzige noch lebende Sohn des Dichters Joseph v. Eichendorff, Geh. Regierungsrath a. D. Hermann Frhr. v. Eichendorff, früher Mitglied der kgl. Regierung zu Aachen, ist in Bonn im Alter von 84 Jahren gestorben. Er hinterläßt zwei Söhne, von denen der eine Hauptmann im 7. Jägerbataillon zu Bückeburg und der zweite Oberleutnant in der 11. Gendarmerie-Brigade zu Fulda ist, sowie zwei Töchter, von denen die ältere Konventualin im Benediktinerinnenstift zu Frauen-Chiemsee in Oberbayern ist.

* **Tübingen.** Privatdozent Dr. Küttner, Assistenzarzt an der hiesigen chirurgischen Klinik, der mit einer deutschen Ambulanz zu den Buren entsendet worden worden war, wird demnächst den Kriegsschauplatz verlassen und gedenkt etwa am 20. Juni wieder in Tübingen zu sein.

* **Jena.** Für ein neues Universitätsgebäude bewilligte die Karl Zeiß-Stiftung 500,000 M., ein ungenannter Bürger 100,000 M., die Stadt Jena 150,000 M.

* **Berlin.** Der außerordentliche Professor der Augenheilkunde, Dr. Julius Hirschberg, ist zum ordentlichen Honorarprofessor in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden. — Der Vorsitzende der hiesigen Anwaltskammer, Geh. Justizrath Theodor Lesse, ist aus Anlaß seines 50jährigen Dienstjubiläums von der Berliner juristischen Fakultät zum Ehrendoktor ernannt worden.

* **Rostock.** Dem Senatspräsidenten a. D. Strempel ist aus Anlaß seines 50jährigen juristischen Jubiläums der juristische Doktortitel honoris causa verliehen worden.

* **Aus der Schweiz.** Der „Frankfurter Zeitung" zufolge ist in Zürich Fräulein Selma v. Lengefeld, die erste Dame, die sich dem Archivfach zugewandt, nach Ablegung eines Examens in Geschichte, Sanskrit und Diplomatik, verbunden mit Archivlehre, Paläographie und Chronologie, zum Dr. phil. promovirt worden. — Der derzeitige Rektor der Universität Genf, Professor der Physik Charles Soret, hat aus Gesundheitsrücksichten seinen Rücktritt vom Lehramt erklärt. — Auf den Lehrstuhl des Strafrechts an der Universität Bern ist der Straßburger Professor van Calcker berufen worden.

* **Amsterdam.** Anläßlich des 500jährigen Jubelfestes der Universität Krakau wurde der Rembrandt-Forscher Dr. Bredius zum Dr. phil. honoris causa ernannt. Dr. Bredius ist bereits Ehrendoktor der Universität Gießen.

* **Aus Schweden.** Schweden hat, wie der „Vossischen Zeitung" mitgetheilt wird, seinen ersten weiblichen Doktor der Medizin erhalten. Im Karolinischen Institut zu Stockholm vertheidigte Fräulein Anna Steckſén ihre Abhandlung behufs Erlangung des medizinischen Doktorgrades. Die Abhandlung betraf „Studien über Curtis' Blastomycet vom geschwulst-ätiologischen Gesichtspunkt aus".

* Der dritte internationale Ornithologen-Kongreß wird Ende nächsten Monats in Paris tagen. Den Vorsitz führt Dr. Oustalet, während der Ehrenpräsident, Prof. Milne-Edwards, leider kürzlich gestorben ist. Als Mitglieder des Kongresses werden Delegirte der französischen und auswärtigen Regierungen theilnehmen. Die Arbeiten werden in fünf Sektionen vorgenommen, die folgende Gegenstände behandeln: systematische Vogelkunde, Anatomie und Paläontologie; geographische Vertheilung und Wanderungen der Vögel; Lebensweise, Nestbau und Eierkunde; wirthschaftliche Vogelkunde, Vogelschutz, Vogelzucht und Acclimatisation; Organisation eines ständigen internationalen Ausschusses für Vogelkunde.

* Der Ribera-Preis von 20,000 Lire (16,000 M.) kommt am 31. Dezember 1901 seitens der kgl. Akademie der Medizin in Turin zur Vertheilung, und zwar für die beste gedruckte oder im Manuskript vorliegende Arbeit oder für die wichtigste Entdeckung auf dem Gebiete der experimentellen Pathologie, Hygiene oder gerichtlichen Medizin während der Jahre 1897—1901.

* Die Marburger Ferienkurse mit Vorlesungen in deutscher, französischer und englischer Sprache finden in diesem Jahre in der Zeit vom 9.—28. Juli und vom 6.—24. August statt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. A. Heß: Neue Thesen. Hamburg, O. Meißner 1900. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lieferung 348. Ungarn. 5. Band (2. Abtheilung), 27. Heft. Wien, Hölder. — Aus dem Archiv der Deutschen Seewarte. 22. Jahrgang (1899). Hamburg 1899. — Aus dem Leben König Karls von Rumänien. 4. Band. Stuttgart, J. G. Cotta 1900. — H. Sudermann: Drei Reden. 4. Aufl. Ebd. 1900. — J. C. Heer: Der König der Bernina. Roman aus dem schweizerischen Hochgebirge. 4. Auflage. Ebenda 1900. — W. Meyer-Förster: Eldena. Roman. 2. Aufl. Ebd. 1900. — Ph. Langmann: Gertrud Antleß. Drama in drei Akten. Ebd. 1900. — R. Stratz: Die ewige Burg. Roman aus dem Odenwald. Ebd. 1900. — P. O. Höcker: Väterchen. Roman. Ebd. 1900. — L. Fulda: Schlaraffenland. Märchenschwank in drei Aufzügen. 3. Aufl. Ebd. 1900. — Fr. Th. Vischer: Shakespeare-Vorträge. 2. Band. Ebd. 1900. — Hans v. Steffens-Frauweiler: Der Agrarsozialismus in Belgien. (Münchener Volkswirthschaftliche Studien, 36. Stück.) Ebenda 1900. — A. v. Chłapowo Chłapowsky: Die belgische Landwirthschaft im 19. Jahrhundert. (Ditto 37. Stück.) Ebd. 1900. — J. Ritter v. Renauld: Der Bergbau und die Hüttenindustrie von Oberschlesien 1884—1897. (Ditto 38. Stück.) Ebd. 1900. — H. St. Chamberlain: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 2. Auflage, 1. Lieferung. München, Bruckmann 1900. — Handels- und Machtpolitik. Reden und Aufsätze. Hggb. von G. Schmoller, M. Sering, Ad. Wagner. 2 Bde. Ebd. 1900. — Jan Cronje: Ich werde nie Antisemit. München, Schupp. — L. Rösner: Die Schlichtung des österreichischen Völkerstreites. Ebenda. — Cadinen. Illustrirter Führer. Danzig, Kafemann. — P. Hager: Die öffentlich-rechtliche Regelung des Privat-Versicherungswesens in Deutschland. Berlin, Reimer 1900. — 25. Jahresbericht des Deutschen Hülfsvereins in Nizza für das Geschäftsjahr 1899/1900. — Dr. O. Raymund: Die gesetzlichen Vorschriften über die Schutzpockenimpfung. Leipzig, Thieme 1900. — D. O. Kirn: Goethe's Lebensweisheit in ihrem Verhältniß zum Christenthum. Vortrag. Leipzig, Dörffling u. Franke 1900. — Ed. Flechsig: Cranach-Studien. 1. Theil. Leipzig, Hirsemann 1900. — Staatslexikon. Zweite, neu bearbeitete Auflage, 1. Heft. Freiburg i. Br., Herder 1900. — H. Grisar: Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter. Ebd. 1900. — R. Eberstadt: Der Ursprung des Zunftwesens und die älteren Handwerkerverbände des Mittelalters. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — Dr. Fr. Lohmann: Die staatliche Regelung der englischen Wollindustrie vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, hggb. von G. Schmoller, Bd. 18, Heft 1.) Ebd. 1900. — C. v. Hahn: Bilder aus dem Kaukasus. Ebd. 1900. — Dr. M. Kulisch: Beiträge zum österreichischen Parlamentsrecht. (Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen, hggb. von G. Jellinek und G. Meyer, Band II, Heft 2.) Ebd. 1900. — F. Stieve: Abhandlungen, Vorträge und Reden. Ebd. 1900. — Anna Ritter: Befreiung. Neue Gedichte. Stuttgart, Cotta 1900. — Johann Hertel: Indische Gedichte. Ebenda 1900. — K. v. Hase: Handbuch der protestantischen Polemik. 7. Aufl., Lfg. 6. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — R. Hildebrand: Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds. 1. Theil: Das ältere Volkslied. (Ergänzungsheft zum 14. Jahrgang der Zeitschrift für den deutschen Unterricht.) Leipzig, Teubner 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 30. Mai. Nummer 123.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die historischen Grundkarten.

Ein Schlußwort.

Von Gerhard Seeliger.

Meine kritischen Bemerkungen über historische Grundkarten, in dieser Zeitschrift Nr. 52 und 53 erschienen, haben eine Erwiderung F. v. Thudichums, des Vaters der „Grundkartenforschung" (Nr. 74 dieser Zeitschrift) hervorgerufen. Es war anfangs nicht meine Absicht, auf Thudichums Ausführungen zu entgegnen. Doch wurde ich von Freunden darauf aufmerksam gemacht, daß mein Schweigen als gewisse Zustimmung gedeutet werden könnte. Und deßhalb sei es mir vergönnt, in einem kurzen Schlußwort nochmals die Fragen zu berühren, für die ja das Interesse der weitesten Kreise wachgerufen wurde.

Thudichum erklärt, die meinen kritischen Bemerkungen zugrunde liegenden Irrthümer beleuchten zu wollen. Aber er spricht über dies und das, ohne das eigentliche Ziel meiner Untersuchungen zu sehen, ohne den Kernpunkt meiner Ausführungen zu treffen. Mir wenigstens ist es nicht klar geworden, welche meiner Erörterungen Thudichum für Irrthümer hält.

Thudichum wirft mir vor, daß ich den Werth seiner Forderung, man solle in Zukunft die historischen Karten nach einheitlichen Maßstäben ausarbeiten (1: 100,000, 1: 500,000, 1: 1,500,000), unbeachtet gelassen habe. Die Forderung steht mit der Eigenthümlichkeit der „Grundkartenforschung" in keinem organischen Zusammenhang, sie ist überdies — nebenbei bemerkt — nicht sehr bedeutsam, wie das m. W. schon 1896 zu Innsbruck von berufener Seite Thudichum vorgehalten wurde, sie ist wegen der territorialen und wissenschaftlichen Verschiedenheit der Bedürfnisse allgemein nicht ausführbar.

Thudichum wirft mir ferner vor, daß ich die statistischen Zwecke der Grundkarten in Gegenwart und Zukunft nicht berücksichtige. Ich unterließ das mit vollster Absichtlichkeit. Denn ich wollte ausschließlich den geschichtswissenschaftlichen Werth der Grundkarten behandeln, mir kam es daher lediglich darauf an, die Frage zu beantworten: ist der die „Grundkartenbewegung" beherrschende Grundsatz von der Stabilität der Ortsgemarkungen richtig oder nicht. Ich gebe gern zu, daß Thudichum selbst anfangs gar nicht den Hauptwerth der Grundkarten in der Darstellung der modernen Ortsflurgrenzen gesehen hat, es mag sein, daß „die Bewegung" über ihn hinausgegangen ist. Aber ich bekämpfe ja nicht die Person, sondern eine angeblich wissenschaftliche Richtung. Und da sind denn in Beschlüssen und offiziellen Kundgebungen der Grundkartenleute so oft die Gemeindemarkungen als das Eigenartige, als das Wesentliche der Grundkarten hervorgehoben worden, daß darüber Zweifel nicht bestehen können.

Auf der Annahme: die Grenzen der Ortsfluren seien während der letzten fünf Jahrhunderte als im wesentlichen stabil anzusehen, baut sich die neue „Grundkartenforschung" auf. In den 1899 herausgegebenen „Erläuterungen zur historisch-statistischen Grundkarte für Deutschland", die offiziellen Charakter haben (vergl. Deutsche Geschichtsblätter I. S. 33), heißt es: „Die Gemarkungen, deren Grenzen sich im Laufe der Jahrhunderte verhältnißmäßig nur wenig verändert haben, sind die Grundlagen aller größeren Verbände (Gaue, Grafschaften, Territorien u. s. w., auch der kirchlichen Einheiten); die Angabe ihrer Grenzen erleichtert daher die kartographische Fixirung aller übrigen Grenzen." Und weiter werden in der „Uebersicht über die mit Hülfe der Grundkarten herzustellenden historischen Karten" angeführt: Die Gaue, die Archidiakonats- und Diözesangrenzen, die kirchliche Eintheilung nach der Reformation, die Aemter und Gerichtsbezirke, die Landfriedensbezirke, die Landestheilungen u. dergl. Keineswegs ist dabei in Aussicht genommen, daß etwa der Forscher, welcher Gau- oder Archidiakonatsgrenzen u. dergl. eintragen will, vorher die Veränderungen der Ortsgrenzen berücksichtigen müsse. Das wäre ja eine ganz unmögliche Forderung. Kein Zweifel, die Grundkarten sollen eben hier einen bisher ungeahnten großen Vortheil gewähren, sie sollen mit ihren Ortsflurgrenzen die Möglichkeit bieten, daß ohne weiteres genaue und wissenschaftlich brauchbare Karten der Gaue, Gerichtsbezirke ꝛc. früherer Jahrhunderte gezeichnet werden.

Diese Annahme ist der eigentliche Ausgangspunkt der „Grundkartenbewegung" und „Grundkartenforschung". Sie war es, die meinen Widerspruch veranlaßt hat. Ich suchte nachzuweisen, daß hier Irrthümer walten, daß die Ortsgrenzen nicht so stabil waren, um in der offiziell vorgeschriebenen Art benutzt zu werden.

Nicht die Brauchbarkeit der Ortsgrenzen an sich für historisch-geographische Forschungen stellte ich in Zweifel. Im Gegentheil. Mit Nachdruck hob ich hervor, daß m. E. der Bearbeiter eines historischen Atlasses die modernen Gemeindegemarkungen sorgsam berücksichtigen müsse. Aber diesen Werth der Ortsgrenzen für die historische Forschung müssen wir scharf unterscheiden von dem, den die Grundkartenforscher voraussetzen.

War man bisher der Meinung, der Bearbeiter eines historischen Atlasses solle die modernen Gemarkungen benutzen — wie er ja auch die modernen politischen und kirchlichen Grenzen zu beachten hat —, indem er vom Gegenwärtigen oder Nächstvergangenen ausgeht und die Veränderungen der früheren Zeit zu erfassen strebt; so glaubt dagegen der „Grundkartenforscher" die modernen

Gemarkungen bis 1400 zurück schlechthin verwerthen zu dürfen und eben dadurch seinen Zeichnungen „diplomatische Genauigkeit" zu verleihen — immer unter der Voraussetzung, daß die Veränderungen der Ortsfluren während der letzten fünf Jahrhunderte nur unbedeutend und deßhalb nicht nothwendig zu berücksichtigen seien.

Eine grundverschiedene Benutzung der modernen Gemarkungen hier und dort. Die natürliche Folge aber der neuen Ansicht war, daß die „Grundkartenforschung" auch eine neue Organisation der historisch-geographischen Arbeit einführen wollte.

Früher war man der Ansicht: der historische Atlas eines Landes könne nur so bearbeitet werden, daß ein Gelehrter, eventuell mit einem Stab von Hülfskräften, eine ganz bestimmte Aufgabe in Angriff nehme. Die „Grundkartenforschung" dagegen meint einen anderen und wesentlich leichteren Weg eröffnen zu dürfen. Es ward die Forderung aufgestellt, daß jeder Benützer von Grundkarten ein Exemplar der bearbeiteten Blätter mit der dazugehörigen Begründung der Landesstelle für die historischen Karten zugehen lasse. „Erst wenn eine größere Anzahl solcher Karten vorhanden ist, wird man auf Grund derselben (sic!) die Bearbeitung eines Atlas für die Geschichte . . . in Angriff nehmen." So heißt es in den „Erläuterungen". Und in einer gleichfalls offiziellen Kundgebung („Deutsche Geschichtsblätter" I. S. 37) wird in voller Uebereinstimmung damit, hervorgehoben, daß durch Einlieferung aller bearbeiteten Grundkarten es möglich gemacht werde, „einen stetig wachsenden Grundstock zu gewinnen für die Bearbeitung eines historisch-politischen und historisch-statistischen Atlas des Königreichs (Sachsen)'. Es ist ein Ziel, dem man anderswo mit anderen, im ganzen aber doch wohl verwandten Mitteln wird zustreben müssen".

Der Unterschied zwischen einer älteren und einer neueren Richtung ist deutlich genug. In der That stehen einander zwei verschiedene Arbeitsmethoden gegenüber. Das Neue der „Grundkartenforschung" liegt darin, daß die Thätigkeit beliebiger Mitarbeiter wachgerufen wird, die — ihren individuellen Wünschen und Neigungen entsprechend — Grafschaften oder kirchliche Bezirke, Landestheilungen oder Herrschaftsgebiete u. s. w. auf Grundkarten eintragen und damit „einen stetig wachsenden Grundstock" für den zukünftigen historischen Atlas liefern sollen. Auf dieser Verwendung weitester Kreise verschiedener Mitarbeiter scheint das eigentlich Wesentliche der „Organisation der Grundkartenforschung" zu beruhen.

Hier wurden meines Erachtens bedenkliche wissenschaftliche Bahnen betreten. Ein falsches wissenschaftliches Prinzip begann zu herrschen. Und dem wollte ich entgegentreten. Die eigentliche Grundlage aber dieses Aufbaues der „Grundkartenforschung" ist die Annahme, daß die Ortsflurgrenzen als stabil zu gelten haben. Fällt diese Annahme, dann ist auch der „Grundkartenforschung"— soweit sie als historische Disciplin gelten will — die Berechtigung des selbständigen Daseins entzogen.

In meinen Aufsätzen vom 3. und 5. März suchte ich die historischen Voraussetzungen der „Grundkartenforschung" als irrig zu erweisen. Hinblicke auf die wirthschaftlichen und politischen Entwicklungen der letzten Jahrhunderte sollten zeigen, daß die Ortsgemarkungen mannichfache und oft recht bedeutsame Veränderungen erfahren mußten. Die Betrachtungen waren allgemein gefaßt und mußten allgemein gefaßt sein, weil es galt, einer durchaus allgemein gestellten Forderung entgegenzutreten. Die Prinzipe der „Grundkartenforschung" verlangten ja Gültigkeit und Anerkennung schlechthin. Nicht bloß für Mittel- und Süddeutschland sollte die neue Wissenschaft erblühen, auch für die übrigen Gebiete Deutschlands, ja Mitteleuropa's. Daher würde schon der Nachweis, daß die Annahme der Stabilität der Gemeinde-, resp. Rittergutsbezirke nicht allgemein richtig sei, die Grundlage der „Grundkartenforschung" und der neuen Organisation der historisch-geographischen Arbeit erschüttern. Aber die Verhältnisse liegen ja so, daß in großen, in den meisten Gebieten Deutschlands die Voraussetzungen der „Grundkartenforschung" nicht zutreffen. Das glaube ich in meinen Ausführungen zur Anschauung gebracht zu haben. Denn nicht das war ja zu erweisen, daß etwa die Mehrzahl der Ortsfluren jedes Bezirks ihre Grenzen verändert habe. Nein, die Thatsache, daß in verschiedenen Stammesgebieten Deutschlands starke Abweichungen vorkamen und vorkommen mußten, genügt vollständig, um die Hinfälligkeit der „Grundkartenforschung" zu beleuchten. Nur dann würde der wissenschaftliche Standpunkt der „Grundkartenforschung" zu halten sein, wenn die Veränderungen der Ortsgrenzen ganz verschwindend gering und unbedeutend gewesen wären.

Bietet Thudichum in seiner Entgegnung etwa neue Stützen dieser Ansicht? Durchaus nicht. Er hält mir vor, daß manche meiner Bemerkungen für Mitteldeutschland ohne Geltung seien. Als ob ich je behauptet hätte, daß in Süddeutschland und im Main-Gebiet die Ortsgrenzen durch das Bauernlegen verändert wurden! Er erklärt ferner die Annahme, daß ein Chaos über die Dorfgrenzen hereingebrochen sei — was Mittel- und Süddeutschland angeht —, für einen Traum. Als ob ich je etwas gesagt hätte, was eine solche Deutung meiner Worte veranlassen durfte! Nein, auch im Nordosten Deutschlands ist meines Erachtens niemals ein Chaos hereingebrochen, auch hier ist nur Fortbildung, Entwicklung, fortgesetzte Ordnung zu beobachten. Die in unserm Jahrhundert streng durchgeführte Regelung des Gemeindewesens hat — besonders in Gebieten Süddeutschlands — eine recht wesentliche Veränderung des Alten bewirkt.

Von einer weiteren Erörterung der Frage über die Stabilität der Gemarkungen darf hier wohl abgesehen werden. Eine solche Erörterung ist — einstweilen wenigstens — auch überflüssig. Denn die „Grundkartenforscher" scheinen, wenn die Anzeichen nicht trügen, einen Frontwechsel vorzubereiten und die Arbeitsmethode, die auf der Voraussetzung der Stabilität der Gemarkungen beruht, aufgeben zu wollen.

Vollzieht sich wirklich dieser Umschwung, dann darf ich mit der Wirkung meiner Artikel durchaus zufrieden sein. Beseitigung des irrigen wissenschaftlichen Prinzips der „Grundkartenforschung", das war ja das eigentliche Ziel meiner Erörterungen. Was aber bleibt dann noch übrig von der „Grundkartenforschung", die sich berufen fühlte, neue wissenschaftliche Bahnen zu eröffnen? —

Die Grundkarten haben den Werth zeichnerischer Hülfsmittel, sagte ich am Schluß meiner kritischen Bemerkungen. Auch jetzt, nach wiederholter Würdigung der Grundkarten, vermag ich einen anderen Werth nicht wahrzunehmen. Vielleicht unterschätzte ich diesen Werth, vielleicht thue ich das noch. Es kam und kommt mir nicht darauf an, ein bestimmtes Werthurtheil in dieser Hinsicht abzugeben. Aber daran müssen wir festhalten: mag man die Grundkarten als zeichnerische Hülfsmittel noch so hoch bewerthen, mag man die Hülfe, welche die Grundkarten dem Bearbeiter eines historischen Atlasses gewähren, als überaus wichtig gelten lassen — in Oesterreich kommt man allerdings sehr gut ohne Grundkarten aus — mag man ferner der Meinung sein, daß die Grundkarten histo-

rische Eintragungen aller Art erleichtern, zu kartographischen Darstellungen anregen, als Versuchsblätter werthvoll seien rc. — die Grundkarten bleiben eben doch immer nur zeichnerische Hülfsmittel, mehr können und dürfen sie nicht leisten. Ein bescheidenes Gebiet durchaus untergeordneter Wirksamkeit. Was unter diesen Umständen die „Grundkartenforschung“ bedeuten, worin das Eigenartige einer „Organisation der Grundkartenforschung“ liegen soll, das vermag ich nicht zu erkennen.

Die Thierkreisbilder.

Von Schenkling-Prévôt.

II.

So werden wir durch die Sagen auf ein halbes Jahrtausend vor der christlichen Zeitrechnung zurückgeführt, und um diese Zeit mögen auch die Thierkreisbilder entstanden sein. Diese Vermuthung wird noch erhärtet durch die Thatsache, daß 747 v. Chr. durch den chaldäischen König Nabonassar ein Befehl erging, nicht mehr nach Mondjahren, sondern nach Sonnenjahren mit der Eintheilung in zwölf Monate zu zählen. Es darf mit Recht angenommen werden, daß eine solche Anordnung nicht ohne Beistimmung der Priester und Astronomen des Landes getroffen wurde und mit einer Reformation in der Sternkunde zusammenhing, bei welcher man es sich vor allem anderen angelegen sein lassen mußte, den neueren religiösen Anschauungen zu entsprechen und den etwa gelockerten Zusammenhang zwischen den Erscheinungen des Himmels und der Erde durch zweckentsprechende Abänderung der Thierkreisbilder wieder herzustellen. Also auch diese Zeitangabe fällt in jene Periode, auf welche uns die Sagen zurückführen. Diese Uebereinstimmung berechtigt uns zu den folgenden Erklärungen der Sternbilder aus den Naturverhältnissen in den einzelnen Monaten. Es wird nochmals hervorgehoben, daß hiemit nicht die Zeit angegeben sein soll, in der die Thierkreisbilder überhaupt entstanden; im Gegentheil wird es für wahrscheinlich gehalten, daß wir den Thierkreis nicht in seiner ursprünglichen Gestalt haben, daß im Laufe der Zeit ebenso wie in der religiösen Anschauung der Chaldäer auch in der Sternkunde wesentliche Veränderungen stattgefunden haben, daß alte Sagen umgestaltet, neue gebildet wurden, und dadurch der Sagenkreis theilweise seinen Zusammenhang mit der ursprünglichen Quelle verloren hat, wodurch uns das Verständniß desselben theils erschwert, theils unmöglich geworden.

Das Sternbild des Widders.

Die Zeit von Ende März bis Ende April ist nach unsrer Darstellung dem Sternbild des Widders zuzuschreiben. In dieser Zeit herrschte Adonis. Die Periode der Kälte, des Nebels, des Dunkels und der Oede war vorüber und die Sonnenstrahlen übten ihre wohlthätige Wirkung aus. Noch ehe es aber so weit war, trat die Ueberschwemmung ein, zuerst durch den Tigris verursacht, dessen Quellen südlicher liegen. Ende April und im ersten Maidrittel verlief das Wasser wieder und das allmählich trocknende Gebiet begann zu grünen, während die höher gelegenen Flächen bereits im März bestellt werden konnten. Dieser Zeit des beginnenden Lebens stand Adonis vor, dem der Widder geweiht war und dem Widder geopfert wurden. Was Wunder, wenn das erste Sternbild Widder genannt wurde?!

Um die Auffindung der Sternbilder, die Kenntniß der Astrognosie zu erleichtern, seien im Anschluß an die chaldäische Auffassung einige Mittheilungen über die Sternbilder gegeben. Zum Widder gehören drei Sterne zweiter, dritter und vierter Größe, welche nahe bei einander stehen. In seiner Nähe stehen die kleinen Gestirne des großen und kleinen Triangels und der Fliege.

Das Sternbild des Stiers.

Vom Ende April an gelangt der Stier zu einer vierwöchigen Herrschaft. Nach einer heiligen Sage der Perser ist der Stier das erste Geschöpf des Lichtgottes Ormuzd. Sein Gegner Ahriman, der böse Geist der hohen Sommerhitze, wie der Winterkälte und undurchdringlichen Nebel, ist unablässig bemüht, das Werk des guten Gottes zu zerstören. Es gelingt ihm auch, den heiligen Stier zu tödten, aber aus dem todten Körper gehen alle Heilpflanzen, die Obstbäume, die Feldfrüchte, der Wein und auch der Mensch hervor. In der Gluth der hohen Sommersonne tritt Ahriman verderbenbringend in die blühende Schöpfung ein, den heißen Sümpfen entsteigen schädliche Dünste, die Krankheiten unter Menschen und Thieren hervorrufen. So ist der Stier als Symbol des Frühjahrs bezeichnet, dem man die Früchte des Feldes und das Wohlsein der Menschen verdankte.

An unserm Abendhimmel ist dieses Sternbild wegen seiner zwei schönen Sterngruppen leicht auffindbar. Die eine Gruppe ist der bekannte Sternhaufen der Plejaden (auch Siebengestirn genannt) mit dem hellen Stern Alkyon, der unter dem Namen Gluckhenne schon im Buche Hiob, dem ältesten der biblischen Bücher, Erwähnung findet. Die zweite Sterngruppe im Stier sind die Hyaden, von denen fünf Sterne ein V bilden.

Das Sternbild der Zwillinge.

Das Sternbild der Zwillinge regiert von Ende Mai bis Ende Juni. Die Darstellung dieses Thierkreisbildes hat scheinbar manche Wandlung durchmachen müssen. Der indische Thierkreis zeigt uns zwei Kinder verschiedenen Geschlechts, der ägyptische einen Mann und eine Frau. Die Griechen sahen in ihnen Castor und Pollux. Wie der Stier als Symbol der Bestellung des Landes diente, so konnten die Zwillinge, als dem Stier folgend, bereits als Zeichen der Fruchtbarkeit angesehen werden. Das ägyptische Zeichen, wie auch das griechische geben denselben Sinn. Hin und wieder findet man, daß den Figuren Palmenwedel in die Hände gegeben sind und diese waren den Kleinasiaten und auch den Indern ein heiliges Symbol der Fruchtbarkeit. Am ersten Erntefest, das in den Juni fiel, wurde alles mit Palmen geschmückt, denn eine Art der Dattelpalme gehört dortlands zu den wichtigsten Bäumen, sie ist ein wahrer Lebensbaum, galt auch als Zeichen jugendlicher Frische und Schönheit, schließlich auch als solches der Ueppigkeit.

An acht hellen Sternen ist dieses Sternbild zu erkennen, deren beide hellsten eben Castor und Pollux sind; sie sind die nördlichsten des ganzen Thierkreises und stehen in den Köpfen der Zwillinge.

Das Sternbild des Krebses.

Es fällt in die Zeit vom Ende Juni bis Ende Juli. Auch dieses Sternbild scheint im Laufe der Zeiten manche Umwandlung durchgemacht zu haben. Die Inder haben dafür den heiligen Pillendreher, Ateuchus sacer, einen Verwandten unsres Maikäfers, der auch in Südeuropa und Nordafrika heimisch ist. Auch den alten Aegyptern galt dieses Insekt als heilig und findet sich in ihren Tempeln und auf ihren Denkmälern in den verschiedensten Größen dargestellt. Die höchst eigenthümliche Fortpflanzungsweise des Thieres war jenen Völkern nicht entgangen. Das Käferehepaar formt nämlich eine Mistkugel, in die das Weibchen ein Ei legt. Dann rollen die Thiere die

Kugel mit ihren Hinterbeinen fort, bis sie dieselbe schließlich in der Erde vergraben; dieses Hinabsenken galt als Symbol für das Zurückgehen der Sonne. Neben dem Ateuchus waren noch einige andere Käferarten dem Ormuzd heilig, arbeiteten doch diese Straßenreiniger durch Vertilgung faulender Stoffe dem verderbenbringenden Ahriman entgegen. Das Rückwärtsgehen des Käfers wurde später auf den Krebs übertragen. Das Sternbild des Krebses ist ohne vorleuchtende Sterne. Hat die Sonne dieses Sternbild erreicht, was am 21. Juni geschieht, so tritt sie ihren scheinbaren Rücklauf nach dem Aequator an.

Das Sternbild des Löwen.

In der heißesten Jahreszeit, in den Hundstagen, regiert der Löwe. Dieses Thier war dem Moloch geweiht und galt als Zeichen der Zerstörungswuth. Auf syrischen Sternkarten ist an Stelle unsres großen Bären (auch Himmelswagen genannt) ein Eber verzeichnet, denn auch dieser gilt als Zeichen der Wildheit und zerstörenden Kraft, und ein Eber war es, durch den der sengende Gluth werfende Moloch den Adonis verwundete. Auch diese Sage ist in die griechische Welt übergegangen, wir finden sie in den Mythen von Aphrodite, Mars und Adonis.

Der Löwe steht mit dem Regulus, einem Stern erster Größe, im Schnittpunkt der Ekliptik. Drei andere helle Sterne zweiter Größe stehen im Rücken und außerdem treten vier von dritter Größe in Kopf, Brust und Weiche hervor.

Das Sternbild der Jungfrau.

Dieses bis Ende September herrschende Sternbild hat ebenfalls Veränderungen erfahren. Die älteren Darstellungen zeigen eine Mutter, die ihr Kind säugt, wahrscheinlich die Erdgöttin, welche von ihrer Fruchtfülle abgibt — das Zeichen der Ernte. Die Mylitta der Babylonier findet sich wieder in der Aschera der Phönizier und in der Gäa der Griechen. Später gab man dem weiblichen Bilde eine Aehre in die eine Hand und eine Sichel in die andere, endlich statt dieser einen Palmenzweig — so war aus der nährenden Mutter eine Jungfrau geworden, die nicht nur als Erdgöttin, sondern auch als Friedensgöttin angesehen wurde. In diese Zeit fiel die zweite Ernte, die der Garten- und Feldfrüchte und des Weins.

Wir finden das Sternbild im Durchschnitt der Ekliptik und des Aequators. Fünf Sterne erster Größe bilden ein L, der nördlichste steht gerade im Aequator. Südöstlich von dieser Gruppe steht nahe an der Ekliptik Spica, ein Stern erster Größe, der mit zwei anderen ein fast gleichseitiges Dreieck bildet.

Das Sternbild der Waage.

Die Herrschaft dieses Sternbildes fiel in die Zeit von Ende September bis Ende Oktober. Bailly's Geschichte der Astronomie stellt das Sternbild nicht als eine gewöhnliche Waage dar, sondern in der Form einer Setzwaage. Diesem Sternbild wird gewöhnlich die Bedeutung der Herbst-Tag- und Nachtgleiche beigelegt, und es konnte auch bei seinem Zusammenfallen mit dem 21. September zu damaliger Zeit diesen Sinn haben. Doch ebenso gerechtfertigt, wenn nicht noch wahrscheinlicher und dem Geiste, in welchem man zu den Gestirnen auffah, entsprechender, ist eine andere Bedeutung. Das Leben auf der Erde wurde theilweise durch die Geister beeinflußt, die unter den Gestirnen wohnten. Die Gestirne brachten entweder Leben oder Tod und dieser geisterhaften Anschauung entsprachen die Symbole für die Gottheiten oder für die einzelnen Eigenschaften derselben. Dieser Anschauungsweise entspricht das Resultat, welches wir gewinnen, wenn wir an Sagen jener Zeit denken, welche durch die spaltende, zergliedernde und mit neuen, scheinbar verwandten Elementen wieder verknüpfende Phantasie der Griechen etwas verwickelt wurden.

Der Grieche Theopompos aus Osios erzählt uns folgende persische Sage. 3000 Jahre habe Ormuzd über der Erde geherrscht und das war für die Menschen eine Zeit des Glücks. Nach ihm trat Ahriman eine ebenso lange Herrschaft an, das war die Zeit des Unglücks. Dann trat Zoroaster auf, der den Kampf gegen das Böse predigte. Der Kampf ist hart, wenn aber das böse Prinzip unterlegen ist, kommt eine Zeit größter Glückseligkeit.

Eine andere persische Sage lautet: Zuerst wurden die Stiere und die Menschen erschaffen und lebten 3000 Jahre lang auf einem hohen Berge in Glück und Frieden: 1000 Jahre im Sternbild des Widders, 1000 Jahre in dem des Stiers und 1000 in dem der Zwillinge. Darauf zogen sie in die Ebene und lebten daselbst ebenfalls 3000 Jahre glücklich und dieses waren die Jahre des Krebses, des Löwen und der Jungfrau. Im siebenten Jahrtausend aber, wo das Sternbild der Waage regierte, kam Unglück in die Welt.

Beide Sagen haben übereinstimmende Momente; auch werden wir durch sie an die griechische Sage von der Asträa erinnert, welche im goldenen Zeitalter unter den Menschen wohnte, im silbernen aber nur ab und zu einmal erschien und im ehernen überhaupt nicht mehr gesehen wurde. Seitdem glänzt sie des Nachts am Himmel im Sternbilde der Jungfrau.

Dieses Sternbild entspricht aber, wie wir sehen, der fruchtbringenden Erdgöttin Mylitta in ihrer Eigenschaft als Vorsteherin der reifen Natur. Dann treten nach den persischen Sagen zwei Gottheiten auf und zwar unter zwei aufeinanderfolgenden Sternbildergruppen. Das Böse erschien in der zweiten Periode, aber am Ende seiner Herrschaft trat das Gute (Ormuzd) wieder auf, um mit ihm zu kämpfen und mit dem zweiten Auftreten des Guten beginnt das dritte Weltalter. Wir haben hier also die Sage von einem goldenen Zeitalter, in dem nur das Gute herrscht, von einem silbernen, in dem das Böse immer mehr Verbreitung fand und von einem ehernen, in welchem beide Prinzipien um die Alleinherrschaft streiten.

Der Glaube an die gute und böse Gottheit lebte nur noch in todten unfruchtbaren Formen fort, und ein großer Theil des Volkes wie der Priester mochte sich kaum noch der Bedeutung althergebrachter Gebräuche, die mit jenen Gottheiten in Zusammenhang standen, bewußt sein. Da trat Zoroaster auf (nach Duncker im Jahre 1000 v. Chr.), und stiftete die berühmte dualistische Glaubenslehre der alten Iranier, welche die Staatsreligion des alten Perserreiches bis zu seinem Sturz durch Alexander den Großen war. Er war nicht Schöpfer einer neuen Lehre, sondern Reformator einer vorhandenen. Aber im Volk lebte die Erinnerung an die von Zoroaster abgeschlossene Zeit und an den von ihm umgestalteten Glauben fort, wie der Götterglaube der Chaldäer bei den Hebräern, und die von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk weiter getragene Sage gewann allmählich eine andere Gestalt, so wie jede Erinnerung bei zunehmendem Alter ungetreuer wird und bei verschiedenen Individuen allmählich verschiedene Formen annimmt. So ist es mit der Sage, die uns bei den Griechen in der Asträa oder Dike entgegentritt.

Diese Göttin der griechischen Mythe galt als Vorsteherin der Erntezeit und stellt so eine der vielen Wandlungen der Mylitta vor und zwar gerade diejenige, auf die es uns hier ankommt. Was nämlich bei den Babyloniern nur verschiedene Eigenschaften einer Gottheit sind, andere Entwicklungen unter anderen Verhältnissen,

das sind bei den Griechen Kinder und Kindeskinder derselben Gottheit. Die Mylitta der Babylonier ist die Gäa der Griechen, aber nur als Göttin der Erde. Den gleichmäßig geordneten Wechsel in der Natur schreiben die Griechen der Themis, Gäa's Tochter, zu. Diese ließen die Griechen zur Gemahlin des Zeus werden, dem sie drei Kinder, die drei Horen, schenkte, welche als Vorsteherinnen der drei Jahreszeiten galten. Asträa's oder Dike's Herrschaft fällt in die Zeit der Ernte und ihr fiel die gerechte Vertheilung der Früchte zu, weßhalb ihr als Attribut die Waage beigegeben worden ist. Nach der Erntezeit verschwindet sie von der Erde und erscheint am nächtlichen Himmel im Sternbild der Jungfrau, welches ja dann auch sichtbar wird.

Ein weiterer Beleg für die Annahme, daß dem Sternbild der Waage keine rein astronomische Erscheinung zugrunde liegt, sondern eine Bedeutung für das menschliche Leben, ist dadurch gegeben, daß die Chaldäer die Waage im Gegensatz zu dem folgenden Sternbild des Skorpions ein glückbedeutendes nannten, doch wahrscheinlich nur, weil unter ihrem Zeichen geerntet wurde.

Heute will man, daß das Sternbild der Waage auf die Gleichheit der Tage hinziele. Seine Hauptpunkte sind drei Sterne, nämlich zwei Sterne zweiter und einer vierter Größe, die ein rechtwinkliges Dreieck bilden.

Das Sternbild des Skorpions.

Mit dem Erscheinen dieses Sternbildes beginnt die Herrschaft des Winter- und Regengottes Kairan. Diesem war nach der persischen Götterlehre der Skorpion gewidmet, wie er nach der chaldäischen als ein nächtliches, giftiges Thier dem Ahriman geweiht war. Aus jener Mythologie sei der darauf sich bezügliche Passus angeführt, der da sagt: „Da, wo die Sonne untergeht, im Westen und wo es am dunkelsten und kältesten ist, im Norden ist das Land des Todes, der Finsterniß, da ist das Reich des Ahriman. In finsteren, sumpfigen Gründen, in Abgründen und Löchern ist die Wohnung seiner Geister, und alle Thiere, die das Licht scheuen, nur des Nachts hervorkommen und in Löchern, Höhlen und Sümpfen leben, sind Ahrimans Thiere."

Das Sternbild des Skorpions ist ausgezeichnet durch den Antares, einen Stern erster Größe, der etwas südlich vom Wendekreise des Steinbocks steht; rechts von ihm, nach der Waage zu, stehen noch zwei Sterne zweiter und dritter Größe dicht übereinander.

Das Sternbild des Schützen.

Dieses Sternbild in seiner Bedeutung für die Zeit von Ende November bis Ende Dezember befriedigend zu erklären, reichen gegenwärtig die kulturhistorischen Untersuchungen noch nicht aus. Wir sehen in ihm das Sinnbild der beginnenden Jagdzeit. Im indischen und persischen Thierkreis ist das Sternbild aber nur als Bogen und Pfeil dargestellt und führt auch nur die Bezeichnung Bogen. Münters „Religion der Babylonier" bringt ein Bild, welches einen Pfeil in senkrechter Stellung auf einem Stein darstellt. Zu diesem Bild bemerkt der Verfasser: „In Indien ist der Pfeil das Zeichen des Schützen. Er heißt Dimasp. Lichtenstein vergleicht ihn mit den indischen Mirrich, einem vierfach geflügelten Pfeil, dem Symbol Badroms, des persischen Mars, und so dürfte er den Unheil bringenden Kriegsgott bezeichnen." Allmählich wandelte man das Sternbild in einen Centaur mit gespanntem Bogen um. Unter diesen Wesen dachte man sich im allgemeinen Stiertödter, und dieser Name würde ein der Frühlingsgottheit, welcher Stiere heilig waren, feindliches Walten andeuten, den Gegensatz des Lebens, den Beginn des Todes in der Natur, welchem Sinn das Bild des Bogens und Pfeiles entsprechen würde.

Der Schütze, als südlichstes Sternbild des Thierkreises, ist bei uns wenig sichtbar. Vier in einem Bogen stehende Sterne lassen ihn leicht auffinden. Der hellste dieser Sterne, in gerader Linie mit dem Polarstern und der Wega bildet mit noch drei kleinen Sternen ein schiefes Viereck.

Das Sternbild des Steinbocks.

Von Ende Dezember bis Ende Januar regierte der Steinbock. Der indische Thierkreis hat an Stelle des Steinbocks mit Fischschwanz einen Steinbock und einen Fisch und wahrscheinlich ist das jetzt gebräuchliche Bild aus diesen beiden entstanden. Mit Ende November hatte im Chaldäer-Land die Regenzeit ihren Anfang genommen und die Flüsse und Seen füllten sich wieder mit Wasser. Die Gewässer gehörten aber, wie wir oben sahen, in das Verwaltungsbereich der Mylitta und dieser waren die Bewohner der Fluthen geweiht — daher der Fisch in dem ältesten Thierkreis. Der Dezember aber war mit seinen Stürmen, seiner Kälte und Dunkelheit die Zeit des Kairan und diesem wurden Böcke geopfert — daher der Steinbock. Dieses Sternbild deutet also zugleich die Winterszeit und das bei dem langen Lauf der Flüsse in Babylonien ziemlich spät eintretende Steigen der Gewässer an, die Thätigkeit im Bereiche des Kairan und der Mylitta. Dieses Sternbild, welches das Aufklimmen der Sonne zum Aequator darstellen soll, ist kenntlich an drei Sternen dritter Größe.

Das Sternbild des Wassermanns.

Dieses Sternbild fällt in die Zeit von Ende Januar bis Ende Februar. Auf älteren Sternkarten ist er als Wassereimer dargestellt und soll wahrscheinlich das Sammeln der Gewässer in der Erde andeuten, ein Zeichen der bevorstehenden Wasserfluth. Ueberlieferungen für diese Deutung fehlen freilich gänzlich. Der Wassermann, also das Sinnbild des Regens im Februar, ist zwischen dem Viereck des Pegasus und dem Delphin zu suchen. Drei Sterne dritter Größe, etwa südlich vom Stern 5 des Pegasus zeichnen ihn aus.

Das Sternbild der Fische.

Es entspricht vollständig der Zeit, wo die Gewässer die Ufer der Flüsse überströmen und, sich selbst durch Fischreichthum fruchtbar zeigend, die Erde mit dem reichen Gehalt an erdigen Bestandtheilen befruchten, also der Zeit von Ende Februar bis Ende März. Die Fische deuten die Befruchtung der Erde durch das Wasser an. Sind die Bäume das Symbol der bereits eingetretenen Fruchtbarkeit, so sind die Fische das Symbol der Zeit, wo die Erde durch die Wasser befruchtet wird. Der Mylitta waren Bäume und Fische geweiht, und in heiligen waldigen Hainen dieser Göttin grub man große Seen, die man überreich mit Fischen bevölkerte.

Die Fische sind ein ausgedehntes Sternbild südlich von der Andromeda und dem Pegasus; es enthält nur einen Stern dritter Größe, sonst nur kleine Gestirne. Hier trifft die Ekliptik den Aequator wieder, nachdem sie nahe am Fußstern des Castor in der Milchstraße ihre größte Abweichung erreicht hatte, und schneidet ihn etwa 15° unter dem Haupthaar der Bernice am linken Flügel der Jungfrau.

Nun noch einiges über die übrigen Sternbilder. Im Buche Hiob wird neben der Gluckhenne, der Wagen und der Orion erwähnt. Der alexandrinische Astronom kannte 48 Sternbilder, nämlich außer den zwölf des Thierkreises noch 21 nördlich desselben und 15 südlich von ihm. Außerdem kannten die Alten den Antinous, das Haar der Bernice, die Plejaden und Hyaden. Arago

zählt 131 Sternbilder auf, 62 in der nördlichen, 54 in der südlichen Halbkugel und 14 auf beiden Seiten des Aequators zugleich. Viele derselben beginnen jedoch in neuester Zeit wieder ungebräuchlich zu werden. Man sucht jetzt allgemein die Himmelskarte zu vereinfachen und die Zahl der Sternbilder zu verringern, da sie als Hülfsmittel der astronomischen Forschung eigentlich ganz unnütz geworden sind.

Die zwölf Sternbilder des Thierkreises aber werden sich erhalten. Sie sind aus dem Glauben der alten Völker an die göttlichen Eigenschaften der Gestirne hervorgegangen. Durch dieselben nahmen die Sonne und die Planeten ihren Weg, wurden Sonne und Planeten in ihrer Wirkung mit bestimmt. Die Kenntniß der Bewegung und der Eigenschaften der Gestirne gab die Kraft, den Schleier vor dem geheimnißvollen Bilde der Zukunft zu lüften, mit den Göttern zu verkehren und die Menschen zu beherrschen. Wohl errangen die Priester durch ihre Kenntniß eine große Macht über den großen, nichteingeweihten Theil des Volkes, schufen sich eine Zeit des Glanzes und der Herrlichkeit, um dann aber durch den Mißbrauch ihrer Macht schmachvoll unterzugehen.

Die altungarische Uebersetzung des „Dulcitius" der Hrotsuitha.

Als im Jahre 1494 Konrad Celtes die Dramen der Gandersheimer Nonne im Kloster St. Emmeram zu Regensburg entdeckte, wurden dieselben von den humanistischen Freunden des Herausgebers mit hellem Jubel begrüßt.

Einigen Nachhall mag dieser Jubel auch bei den am ungarischen Königshofe weilenden Mitgliedern der Sodalitas Danubiana erweckt haben. Celtes, der Gründer dieses Zweigvereins der Rheinischen Genossenschaft, machte ja seinen zweiten Ausflug nach Ungarn, wie bekannt, im Jahre 1497, also zu einer Zeit, wo bereits drei Jahre seit der Auffindung der Hrotsuitha-Handschrift verflossen waren.

Es ist also sehr wahrscheinlich, daß er bei dieser Gelegenheit manchem in Ungarn und besonders am Ofener Königshofe weilenden Geistesverwandten Mittheilung von seinem wichtigen Funde machte, der ihm besonders am Herzen lag. Auch mag wohl der Eine oder der Andere eine Abschrift von den Werken der „zehnten Muse" genommen haben, wie wir dies von Trithemius z. B. ganz bestimmt wissen. Mit noch größerem Rechte dürfen wir annehmen, daß, als endlich nach siebenjährigem Zögern, im Jahre 1501, die gedruckte Ausgabe zu Nürnberg erschien, Celtes auch von dieser einige Exemplare an seine in Ungarn lebenden Gönner und Freunde geschickt hat.

Vorläufig wollen wir aber die beiden, nahezu gleichwerthigen Möglichkeiten einander gegenüber nicht näher erörtern und genauer abwägen. Die ungarische Uebersetzung eines der Dramen Hrotsuitha's, und zwar des „Dulcitius", die uns hier beschäftigen soll, geht nämlich in letzter Instanz gewiß auf die von Celtes edirte Handschrift zurück, die derzeit in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrt wird. Somit ist es also nur von untergeordneter Bedeutung, ob die erwähnte Uebersetzung erst aus dem Nürnberger Drucke oder schon aus einer nur um ein weniges älteren Kopie der handschriftlichen Vorlage desselben verfertigt wurde. Eine dritte Möglichkeit wäre noch die, daß die unmittelbare Vorlage des ungarischen Uebersetzers eine Abschrift des Nürnberger Druckes gewesen ist, wenn nicht manche Wahrnehmungen, die sich schon aus einer flüchtigen Vergleichung der beiden Texte ergeben, gerade dieser dritten Annahme die größten Bedenken entgegenstellen würden.

Die ungarische Uebersetzung des „Dulcitius" nun, mit der ich hier einen weiteren Kreis der Fachgenossen bekannt machen will, als es in ungarischer Sprache geschehen könnte, ist in einer Handschrift der Budapester Universitätsbibliothek enthalten, welche bereits vor nahezu 30 Jahren von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben vorliegt.[1]) Sie stammt aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, ist also ungefähr gleichen Alters, wie die in einer Heidelberger Handschrift (Universitätsbibl. Wilken 394) vorliegende deutsche Uebersetzung des „Abraham" von Werner v. Themar.

Die Handschrift nämlich, in der wir die ungarische Uebersetzung vor uns haben (Cod. hung. Univ. Budap. 6. Szilágyi Catal. codic. p. 119) ist eine augenfällige Kopie einer älteren Vorlage. Da nun aber selbst diese Kopie ganz gewiß vor 1530 zu setzen ist, so werden wir kaum fehlgehen, wenn wir für die Vorlage derselben ein Alter ansetzen, das nicht sehr weit von dem Anfang des 16. Jahrhunderts, also ungefähr in die Zeit des Bekanntwerdens des Celtes'schen Fundes, fällt.

Der ungarische Uebersetzer hat sich ziemlich genau an seine lateinische Vorlage gehalten. Nur hat er sonderbarer- und nicht recht erklärlicherweise die Namen der beiden Peiniger der drei standhaften Jungfrauen (Agape, Chionia und Hirena), nämlich den Dulcitius in F a b i u s und den Sisinnius in V a r i u s umgestaltet. Eine wichtigere Aenderung als diese bloß äußerliche nahm er mit der Gestalt des Kaisers Diocletian vor, den er in einen namenlosen T ü r k e n k a i s e r verwandelte. Dieser schreiende Anachronismus dürfte bei einem Uebersetzer, der die Legende wohl auch aus anderer Quelle kannte, nur ein bewußter und absichtlich begangener sein. Der Bearbeiter wird wohl an die damals in Ungarn bereits imminente Türkengefahr gedacht haben, deren Hereinbruch (1526) bald nach dem Entstehen unsrer Handschrift die fromme Kopistin derselben (muthmaßlich eine Dominikanernonne der Margaretheninsel bei Budapest) aus ihrem stillen Heim verscheuchte.

Von sonstigen Freiheiten des Uebersetzers ist höchstens noch zu erwähnen, daß er den Zusammenhang der einzelnen Scenen des Dramas mit eingeflochtenen kurzen Erläuterungen, eigentlich nur etwas ausführlicheren Didaskalien herzustellen suchte; ferner daß er in einigen wenigen Fällen den Dialog durch ebensolche erzählende Einlagen kürzte. Die Sprache der Uebersetzung ist die allgemeine unbeholfene Prosa der ungarischen Sprachdenkmäler jenes Zeitalters, sowie der unmittelbar vorangehenden und der nachfolgenden Periode.

Als ein sonderbarer Nebenumstand soll noch erwähnt werden, daß das Vorhandensein dieser Hrotsuitha-Uebersetzung bisher von Niemand, der sich mit der betreffenden ungarischen Handschrift befaßt hat, bemerkt wurde. (Unterzeichneter machte die erste Mittheilung über dieselbe in der Sitzung der Budapester Philologischen Gesellschaft am 12. Mai l. J.). Dies wird wohl dem Umstande zuzuschreiben sein, daß die ungarischen Sprachdenkmäler, die wir aus der Zeit, welche ungefähr bis 1550 reicht, besonders aber die in Prosa geschriebenen (mit wenigen Ausnahmen), bisher vorwiegend nur aus lexikalischen und grammatikalischen Gesichtspunkten durchforscht und behandelt worden sind. Die literar-

1) Nyelvemléktár (Sprachdenkmäler) II. Budapest 1874. S. 226—232.

historische Würdigung und die Ermittelung der Quellen eines Theils derselben aber ist noch der Zukunft aufgespart.

Budapest, 18. Mai 1900.

Dr. Ludwig Katona.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Gesetzesausgaben auf dem Gebiete der Verwaltung (einschließlich der Finanzverwaltung) in Bayern. Wenn man die Bibliothek eines Verwaltungs- oder Finanzbeamten in Bayern (oder auch sonstwo) vor dreißig Jahren mit dem Büchermaterial vergleicht, das ihm heutzutage zu Gebote steht, so kann man ein Gefühl des Staunens nicht unterdrücken, mit welcher Intensität hier ein neuer Zweig der Rechtskunde herangewachsen ist. Seit der Trennung der Justiz von der Verwaltung und noch mehr seit der Ausbildung einer sorgsamen Verwaltungsrechtspflege ist mit der patriarchalischen Arbeitsweise auf diesen Gebieten immer entschiedener gebrochen worden. Die neuen Reichs- und Landesgesetze fanden eine eingehende Behandlung vom theoretischen wie praktischen Standpunkt aus und die Entscheidungen, die früher mehr ex arbitrio boni viri ergangen waren, nahmen in fortwährend steigendem Maße eine wissenschaftliche Gestalt an. Nicht ganz mit Unrecht wurde da und dort ein Uebermaß in dem neuen Streben festgestellt und auf die Entbehrlichkeit des Aufputzes, der in erster Linie nur das reiche Wissen des Verfassers der Entscheidung zur Schau stellen sollte, hingewiesen. Doch handelte es sich bei solcher Eitelkeit vorwiegend um persönliche, nicht in der Sache begründete Fehler. Für die Regel haben unsre Verwaltungsbeamten so viel zu arbeiten, daß sie nothgedrungen in ihren Entscheidungen sich der Kürze befleißigen. Und das ist gut; denn der Verwaltungsdienst verlangt Männer, die gewohnt sind, mit klarem Blick rasch zwischen den verschiedenen Sachlagen zu wählen. Grübler sind hier am falschen Platz. Darum brauchen wir auf diesem Gebiete auch nicht sowohl Werke von theoretischer Tiefe — für einen kleinen Kreis, dem die Möglichkeit bedächtiger Prüfung gewährt ist, sind sie ja willkommen — als vielmehr Hülfsbücher, die rasch in der Hauptsache Aufschluß geben. Solche sind die bei Brügel u. Sohn in Ansbach verlegten Handausgaben. Zur Besprechung ist die Ausgabe des bayerischen Heimathgesetzes von A. Reger eingegangen. Das Büchlein liegt in fünfter, der neuen Fassung des Gesetzes von 1899 angepaßter Auflage vor. Der Name des Verfassers, der als Rath des kgl. bayerischen Verwaltungsgerichtshofs mit Heimathfragen viel beschäftigt ist, verbürgt eine sorgsame Verarbeitung des reichen Stoffes. Gleichwerthig, wenn auch knapper gefaßt, stellt sich dieser Ausgabe jene von Max Proebst zur Seite. Auch sie hat schon die vierte Auflage erreicht. Wünschenswerth wäre bei beiden Ausgaben, daß auch die nur in den Kreisamtsblättern enthaltenen und darum schwer zugänglichen, aber oftmals nothwendigen Vollzugsvorschriften zu den älteren heimathrechtlichen Bestimmungen zum Theil abgedruckt würden. Die Ausgabe von Proebst ist im Verlage von C. H. Beck in München erschienen, dessen vortreffliche Leistungen auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts ich wiederholt zu erwähnen Anlaß hatte. Er bringt nun auch in sehr hübscher Ausstattung eine Reihe von Gesetzesausgaben verwaltungs- und finanzrechtlichen Charakters, die durchaus den Anforderungen entsprechen, wie sie für die Hülfsbücher der im praktischen Leben stehenden Beamten aufzustellen sind. So liegt vor eine Neuauflage der Brandversicherungsgesetze von Thomas v. Hanck, eine solche des Flurbereinigungsgesetzes von Fr. Brettreich (in erster Auflage von Heinrich v. Haag bearbeitet), eine solche des Gesetzes über die Erbschaftssteuer von Hermann Schmidt (nach der ersten Auflage von Hermann v. Pfaff), eine solche des Gesetzes über das Gebührenwesen von Hermann v. Pfaff und Anton v. Reisenegger, eine neue Ausgabe der Gesetze über die direkten Steuern im Königreich Bayern von F. Klemm und eine neue Ausgabe des Invalidenversicherungsgesetzes von Wilhelm Rebenbacher. Zu dem letztgenannten Gesetz erscheint im gleichen Verlag auch der große Kommentar von Landmann und Rasp in zweiter, von Joseph Graßmann besorgter Auflage. Er verspricht, sich Landmanns Kommentar zur Gewerbeordnung, der als die beste Erläuterung dieses schwierigen Gesetzes anerkannt ist, ebenbürtig zur Seite stellen zu wollen. Hält man mit diesen Darbietungen jene zum bürgerlichen Recht zusammen, so kann man dem Verlag das Lob äußerster Regsamkeit nicht vorenthalten. — Zum Invalidenversicherungsgesetz sind noch drei weitere Bearbeitungen eingelaufen; ein Zeichen, daß das vielangefeindete Gesetz sich einlebt und auch die weiten Kreise der Versicherten nach langer Zurückhaltung sich für seinen Inhalt zu interessiren beginnen. Die Handausgabe von Düllmann und Gebhard (Altenburg, Stephan Geibel) ist nach der Angabe der Verfasser ein Auszug aus ihrem größeren Kommentar. Sie ist vorwiegend für die unteren Organe, die das Gesetz anzuwenden haben, bestimmt. Auch die kleine, aber gut gearbeitete Ausgabe von Richard Freund (Berlin, J. J. Heine) wendet sich zunächst an diese Kreise. Die Ausgabe von Alfred Sala, die sich durch die ausgiebige Verwerthung der Entscheidungen des Reichsversicherungsamts auszeichnet, berücksichtigt in erster Linie die sächsischen Verhältnisse. — Zu den neuen bayerischen Steuergesetzen hat H. Bayerl eine sehr fleißig gearbeitete Vollzugsanleitung für die damit verfaßten Gemeindebeamten herausgegeben oder vielmehr in dritter Auflage neu herausgegeben (München, Eduard Pohl). Sie ist eine schlichte und wenig Anspruch erhebende Arbeit; ich erwähne sie aber doch gern im Anschluß an die vorgenannten Werke, weil gerade solche Anleitungen, besonders wenn sie, wie die vorliegende, mit guten Beispielen ausgestattet sind, für die richtige Durchführung des Gesetzes außerordentlich segensreich wirken können.

Antike Skulpturen der Sammlung F. A. v. Kaulbach. In der Zeitschrift des Münchener Alterthumsvereins (Januar 1900) führt Paul Arndt die besten Stücke aus der kleinen Sammlung antiker Skulpturen des berühmten Malers F. A. v. Kaulbach vor. Zunächst einen bärtigen Kopf, der an den Asklepios von Melos im British Museum erinnert, dessen Zug von Schwermuth und Resignirtheit aber doch eher auf Zubehörigkeit zur Unterwelt schließen läßt. Arndt denkt an den in Böotien verehrten Orakelgott Trophonios. Dafür dürfte der Büste schwermüthig-trauriges Aussehen allerdings sprechen; ein solches wurde auch von denen, die des Gottes Orakel befragt hatten, allgemein angenommen. Sprichwörtlich sagt man „in antro Trophonii vaticinatus est“ von einem düster, verstimmt aussehenden Menschen. Die Arbeit ist spätpraxitelisch, ob Original oder Kopie, wagt auch der große Kenner Arndt nicht zu entscheiden. — Der weibliche Kopf, von dem sich Repliken in Rom und Athen befinden, ist für Arndt die Perle der Sammlung und das griechische Original zu den genannten Wiederholungen. Er denkt an Praxiteles oder einen ihm nahestehenden Meister. Eng zusammen hängt der Kaulbach'sche Typus mit einem ebenfalls auf den Praxiteles zurückzuführenden Idealkopf — der Kora-Persephone wahrscheinlich — in der Glyptothek. Eine idealisirte Dichterin, nicht junges Mädchen noch reife Frau, eine Sappho, Korinna, Erinna mag so dargestellt worden sein: Schmerz und Enttäuschungen lassen sich aus diesen Zügen lesen, nicht das Glück der Ehe. — Ein römischer Kopf, dessen Züge den Ernst und die Gewalt der Zeit des Catilina wiederspiegeln, schließt sich an. Die Ausführung entspricht der sprechenden Charakteristik. Der Kopf steht würdig neben den Römerportraits im Antiquarium der königlichen Residenz (Photogr. Einzelaufnahmen antiker Skulpturen von Arndt und Amelurg Nr. 990/1 und 994). — Das letzte Stück, das uns vorgeführt wird, ist eine römische Kopie von trefflicher Ausführung eines vermuthlich Flöte spielenden Pan. Eine reizende Statuette der Villa Albani, ein Pansmädchen, könnte sein Pendant sein, blickten die beiden nicht nach der gleichen Seite. In der Einleitung zu seiner, mit prächtigen, im Bruckmann'schen Besitz befindlichen Abbildungen der besprochenen Marmorwerke geschmückten Abhandlung treibt Arndt „Museumspolitik“, wenn man so sagen darf. Er meint, die Erziehung des künstlerischen Empfindens und Sehens des empfänglichen Laien sei durch das Tribuna-System am besten zu bewerkstelligen. „Vieles flüchtig sehen ist der Tod für jegliche Kunstbetrachtung.“ „Konzentration der Betrachtung ist das Geheimniß fruchtbarer Museumserziehung.“ Beherzigenswerthe Aussprüche! M.

* **München.** Gestern Nachmittag eröffnete Prof. Furtwängler die Reihe seiner populären Vorträge über die Bildwerke der kgl. Glyptothek. Die Zahl der Zuhörer, die, wie gewöhnlich bei derartigen Veranstaltungen, zum größeren Theil aus Damen bestand, entsprach vielleicht nicht ganz den gehegten Erwartungen. Doch macht man ja oft bei solchen außerakademischen Vorlesungen die umgekehrte Erfahrung wie bei rein akademischen, daß, während bei letzteren die Zuhörerzahl im Laufe der Zeit abnimmt, sie bei den ersteren wächst. Die Sache muß sich erst „herumsprechen". Auch kam der Vortragende gestern noch kaum zu seinem eigentlichen Thema. Es handelte sich zunächst darum, den — allerdings nothwendigen — Hintergrund für die Betrachtung zu gewinnen, wie ihn die ägyptische Kunst gewährt. Die Charakteristika dieser wurden daher zunächst an der Hand der Statuen dieses Saales erläutert, indem das spezifisch Monumentale in ihr als Hauptkennzeichen hervorgehoben wurde, und damit in Verbindung die Vernachlässigung des Anatomischen, das absichtlich nur angedeutet, nicht fein ausgeführt wurde, zumal der nackte Körper in der ägyptischen Kunst nicht im entferntesten die Rolle spielte wie in der griechischen. Daher fehlt den ägyptischen Statuen auch das Athletische; die Körperformen sind schmächtiger als die griechischen. — Im vollen Gegensatz zur ägyptischen hat die assyrisch-chaldäische Kunst eine starke Vorliebe für das Detail, wie sie sich besonders in der Behandlung des Schmuckes äußert. Die griechische Kunst nun hat beides glücklich verschmolzen, wie es an dem Koloß des Antinoos demonstrirt wurde, der nur äußerlich ägyptisch, aber innerlich durchaus griechisch ist. Das zeigt sich zumal in der Behandlung der Falten der Gewandung, die bei den Aegyptern stark stilisirt ist, ferner an der scharfen Scheidung in der Darstellung des männlichen und des weiblichen Körpers bei diesen. Der Hauptunterschied aber zwischen der ägyptischen und der archaisch-griechischen Kunst ist das schon früh hervortretende Bedürfniß nach natürlicher, individueller Haltung des Körpers und der freundliche Ausdruck des Gesichts, sowie vor allem die feine Modellirung des nackten Körpers und seiner Glieder, besonders der Füße, was an dem sogenannten Apollo von Tenea erläutert wurde. In der nächsten Vorlesung sollen die Aegineten behandelt werden.

-nn- **Aus Baden.** Der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung wird seine diesjährige Hauptversammlung am 19. und 20. August in Radolfzell abhalten. An Vorträgen sind bis jetzt folgende vorgesehen: „Die Geschichte von Singen" von Pfarrer Leuthner; „Zur Besiedelungsgeschichte des Untersees und seiner Umgebung in ältester Zeit" von Professor Dr. Schumacher (Karlsruhe); „Die Radolfzeller Stadtrechtsurkunde" von Stadtarchivar Dr. Albert (Freiburg i. B.).

* **Heidelberg.** Der Stadtdirektor von Heidelberg, Geh. Regierungsrath Pfister, ist anläßlich seines 70. Geburtstags von der juristischen Fakultät der hiesigen Universität zum Ehrendoktor ernannt worden.

* **Jena.** Die Geographische Gesellschaft für Thüringen ernannte den Grafen Joachim v. Pfeil in Würdigung seiner Verdienste um die Erwerbung und Entwicklung unsrer Kolonien zu ihrem Ehrenmitglied und ließ ihm das Diplom in der hier stattfindenden Kolonialausstellung durch den Vorstand überreichen. — Für den Besuch der Goethe-Stätten in Jena und Dornburg durch die Goethe-Gesellschaft (am 10. Juni d. J.) bereitet Hr. Prof. Dr. Müller, Direktor der akademischen Bibliothek, eine höchst interessante Ausstellung von Erinnerungen an die große Dichterzeit, und besonders Goethe's, in den Räumen der Bibliothek vor. Nach Mittheilung der „Jen. Ztg." werden sich — außer dem bekannten Kolbe'schen Goethe-Bild der Universitätsbibliothek, sowie Bildern anderer bekannten Persönlichkeiten jener Zeit (Geh. Rath Voigt in Weimar; Prof. Güldenapfel, Eichstädt, Göttling u. A.) und Abbildungen aus dem damaligen Jena — auch interessante, bisher wenig oder gar nicht bekannte Stücke aus dem Nachlaß von Goethe's Enkeln, der ja bekanntlich zum Theil der Universität Jena vermacht wurde, befinden, so Kondolenzbriefe von verschiedenen Seiten, bei Goethe's Tode an seine Schwiegertochter Ottilie, sonstige Briefe an dieselbe mit Bitten um Empfehlung für ihren Schwiegervater u. dgl. Die übrigen Universitätsanstalten, Archäologisches, Mineralogisches, Landwirthschaftliches, Anatomisches, Botanisches Institut, bringen die ihnen gehörigen Gegenstände ebenfalls in der Bibliothek zur Ausstellung. Außerdem sind auch aus Privatbesitz weitere Stücke dafür in dankenswerther Weise zugesagt.

* **Berlin.** In Steglitz starb der Abtheilungsvorsteher des Geodätischen Instituts zu Potsdam, Professor Dr. phil. Moritz Löw im 59. Lebensjahr. — Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Köbner und Prof. Dr. Lesser sind zu korrespondirenden Mitgliedern der Société française de dermatologie ernannt worden. — In diesem Sommersemester sind bis jetzt 285 Hörerinnen an der hiesigen Universität eingeschrieben, was ungefähr der Anzahl gleichkommt, welche sich in den früheren Sommersemestern hat einschreiben lassen. Es studiren 26 Frauen Medizin. Außerdem haben drei Frauen die Rechte, zwei die Theologie als ihr Hauptfach angegeben. Alle übrigen gehören der philosophischen Fakultät an.

* In unserm gestrigen Bericht über die Versteigerung der Bibliothek Tessier ist durch ein Versehen die Nennung der Firma Jacques Rosenthal, welche die Auktion unternahm, weggeblieben. Wir tragen daher dieselbe hiemit nach.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 31. Mai. Nummer 124.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Eine lyrische Anthologie deutscher Romantik.

Von Joseph Hofmiller.

Wir haben keinen Ueberfluß an guten Anthologien. Vor Jahren hat Wustmann seine hübsche Sammlung „Als der Großvater die Großmutter nahm“ erscheinen lassen. Kenntnisse, Fleiß und Takt des Herausgebers wirkten zusammen, dieses „Liederbuch für altmodische Leute“ für den Genießenden, wie für den Belehrung Suchenden gleich werthvoll zu machen. Goethe's erlebteste und persönlichste Gedichte hat O. E. Hartleben in seinem Goethe-Breviere chronologisch geordnet und damit Vielen eine Freude gemacht. Vor ein paar Wochen erschien in dem rührigen Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig ein Sammelband deutscher Romantik unter dem Titel „Die blaue Blume“. Plan und Anlage des Ganzen, Auswahl des Einzelnen geben zu einigen allgemeineren Bemerkungen Anlaß.

Der Plan des Herausgebers schien zu sein, eine Anzahl von Gedichten und Gesängen einheitlicher Grundstimmung zu vereinigen. „Die blaue Blume“ — das ist nicht nur ein guter Titel, es ist auch ein glückliches Programm. Damit war die Auswahl nach der Seite der Stimmung hin erfreulich begrenzt: Alles, was zart, innig und köstlich von geheimer Sehnsucht sang und redete, trauerte und schwärmte, war zu vereinigen; ferne zu halten, was nichts mit diesem Programm gemeinsam hatte. Die Schöpfungen unsrer Romantiker stellten sich von selbst in den Mittelpunkt des Auszuwählenden. Was die historische Beschränkung betraf, so schien es leichter, einen Anfang, als ein Ende zu finden. Eine Abgrenzung durch eine bestimmte Jahreszahl war nothwendig, sollte nicht mit der zunehmenden Fülle des Ausgewählten die Eigenart und Einheit des Buches gefährdet werden. Die Herausgeber haben diese Grenze nicht gezogen; sie beginnen mit Klopstock und schließen mit Schönaich-Carolath. Es ist keine Frage, daß durch diese Bereicherung das Buch etwas verloren hat: die Harmonie der Stimmung, den Stil.

So gewiß es ist, daß manche Töne der Romantiker schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts ganz leise angeschlagen werden, daß sie durch das ganze 19. Jahrhundert fortklingen, so gewiß ist es auch, daß doch nur eine ganz bestimmte Art von Lyrik als romantische Lyrik bezeichnet werden kann; innerhalb dieser Lyrik findet sich wiederum nur eine beschränkte Anzahl von „Dichtungen der blauen Blume“. Nachdem die Herausgber der Versuchung erlegen waren, einen Zeitraum von 150 anstatt von 50 Jahren nach einer bestimmten Richtung hin erschöpfen zu wollen, thaten sie einen weiteren Schritt zur Gefährdung ihres Werkes, indem sie das Kriterium der Stimmung durch dasjenige des Stoffes ersetzten: „Alle Sehnsucht nach dem deutschen Mittelalter und der deutschen Vorzeit, alles liebende Sich-Versenken in die Sagen und Märchen dieser Vergangenheit mit ihren Drachen und Kobolden, Nixen und Elfen, in die alten Geschichten und Legenden, Volkslieder aller Art, als Wander-, Soldaten-, Müller-, Studentenlieder, alle Mystik, alles mittelalterliche Christenthum, in Sonderheit der Marienkultus und die Reflexe alles dessen in der romantischen Lyrik mußten dieser Sammlung zugrunde gelegt werden.“ (S. VI.) Die Herausgeber haben es zum Glück für uns und für sie selbst unterlassen, diese Absicht auszuführen: damit hätten sie uns nicht mehr und nicht weniger als eine Bibliothek deutscher Dichtung von ungeheuerlichem Umfang versprochen. Durch die Erweiterung in Bezug auf den zu behandelnden Zeitraum war etwas Doktrinäres in das Buch gekommen, wovon noch die Rede sein wird. Durch die einseitige Betonung des Stofflichen nähert sich die Sammlung bedenklich den Durchschnittsanthologien; damit ist auf das Unterscheidende theilweise verzichtet, das Persönliche, Exklusive verwischt sich. Man hatte vielleicht gehofft, das Buch zwischen die Gedichte von Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Meyer, Storm, Mörike und diejenigen von Stephan George und Hofmannsthal stellen zu können und ist nun fast versucht, es den „Dichtergrüßen“ der Elise Polko, dem „Edelweiß“ Karl Zettels oder dem „Pharus am Meere des Lebens“ zuzugesellen.

Das Buch hat zwei Vorreden, über deren Nothwendigkeit, ja Nützlichkeit ein abweichendes Urtheil freisteht. Von Herrn v. Oppeln-Bronikowski, der uns gute Uebersetzungen von Maeterlinck und Maupassant gegeben hat, stammt eine literarhistorische Einleitung, deren Neues nicht gut, deren Gutes nicht neu ist. Oft klingt diese Einleitung wie eine Vertheidigung. Das ist auch kein Wunder: sie soll die Auslese rechtfertigen. Man kann über diese nicht sprechen, ohne jene zu kritisiren. Das soll hiemit geschehen.

Gleich der erste Satz und seine Begründung dürfen nicht unwidersprochen bleiben. „Wir stehen im Zeichen einer Neuromantik . . . Märchendramen und -Opern erzielen ungeahnte Bühnenerfolge, Neuausgaben der Romantiker machen ihr Glück auf dem Büchermarkt und literarhistorische Untersuchungen über diese schon längst todtgesagte Kunstepoche schießen wie Pilze um die alten Stämme des deutschen Dichterwaldes auf.“ Nur ein Märchendrama hat aus Gründen, auf die hier nicht eingegangen werden kann, Erfolg gehabt: Fulda's „Talisman“; nicht aber „Die versunkene Glocke“, „Die drei Reiherfedern“, „Königskinder“. Humperdincks liebenswürdiges Meisterwerk dankt seinen märchenhaften Erfolg Eigenschaften, die heutzutage selten, aber durchaus nicht romantisch sind: daß dem Musiker etwas eingefallen ist, daß er etwas kann, daß er dramatisches Temperament

hat. Für den Buchhandel kommt nur Novalis in Frage. Ob die beiden Ausgaben von Blei und Meißner viel gekauft werden, weiß ich nicht. Brentano und Arnim warten noch immer auf ihren Herausgeber. Die durch Pfaff besorgte Neuherausgabe der Heidelberger „Trosteinsamkeit", ebenso „Hollins Liebesleben" mußten im Antiquariat verschleudert werden. Was E. T. A. Hoffmann anlangt, so hatte Gautier seine Vorrede zur Marmier'schen Uebertragung mit den Worten begonnen: „Hoffmann est populaire en France, plus populaire qu'en Allemagne." Das ist heute noch genau so. Daß jetzt mehr Dissertationen über die Romantiker geschrieben werden, erklärt sich durch den berechtigten und vornehmen Grundsatz unsrer Fakultäten, erst dann eine literarische Erscheinung zur Diskussion zu stellen, wenn sie zeitlich ferner gerückt und die Perspektive für ihre Gesammtauffassung dadurch günstiger geworden ist. Ueberlasse man doch endlich diese schiefen Parallelen „Neuromantik", „Neuidealismus" (der „Neunaturalismus" wird uns schwerlich geschenkt bleiben) den um Schlagwörter verlegenen Exprimanern, die in unsern Cafés „die" neue Kunst oder „die monumentale" Ethik unsrer Zeit ausbrüten! Die Eintheilungen der Literaturgeschichte sind ein nothwendiges Uebel; so lange man die Autoren nicht nach dem Taufschein ordnet, wie ein bekannter Berliner Privatdozent, oder nach dem Alphabet, wie Kürschners Kalender, wird man einstweilen immer noch am besten thun, sie nach Gruppen zu ordnen. Nichts ist aber weniger angebracht, als diese ohnehin sehr weiten Eintheilungen noch weiter zu dehnen, um jeden Preis Vorläufer und Pathen von Individuen und Richtungen finden zu wollen, aus natürlicher Uebereinstimmung eine geistige Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit über Dezennien hin zu konstruiren. Man ist versucht, das bekannte „Plus ça change, plus c'est la même chose" hier einmal umzudrehen. Es ist oben erwähnt worden, daß die Herausgeber den sog. Vorläufern der Romantik breiten Raum gegönnt haben, namentlich Goethe, „weil die Meisten es immer wieder vergessen, daß dieser Klassiker par excellence mit der Romantik so viel gemeinsam hat, ja, daß diese geradezu auf ihm beruht." (S. VIII.) Dies scheint mir eine Verwechslung zu sein. Die literarischen Ansichten des Herausgebers haben mit seiner Aufgabe nichts zu thun; es war nicht seine Sache, Zusammenhänge zu illustriren, sondern ein originelles und feines Buch zu machen; nicht aufdringlich lehrhaft sollte und konnte er wirken, sondern bescheiden einführend. Seine Stärke war der glückliche Dilettantismus des Genießenden, des Sammlers; warum doch mußte er in der Verbreitung und Befestigung literarischer Elementarkenntnisse unglücklich dilettiren?

Diese Verschiebung des Standpunkts hat einen nicht unbeträchtlichen Theil des glücklich gedachten Buches geschädigt. Oder was sollen in einem Sammelbande, der sich als „Anthologie romantischer Lyrik" gibt, Klopstocks steife Schlachtballaden, Bürgers „Lenore" und „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain", die mehr als widerliche Jahrmarktsreimerei „Fluch des Vatermörders" vom Maler Müller, „Rinaldo Rinaldini" von Vulpius? War es wirklich nöthig, fünfzehn der allerbekanntesten Gedichte Goethe's neu zu drucken, drei von Schiller, nachdem wir in der Einleitung belehrt worden sind: „Schillers Antheil an der romantischen Lyrik ist minimal, wie überhaupt sein Antheil an ächter Lyrik?" (S. XIII.) Ebenso scheint mir die Hereinziehung von Autoren, wie Eichendorff, Mörike, Heine, Lenau, Storm überflüssig; oder rechnen die Herausgeber auch die Gedichte dieser Autoren zu jenen Schätzen, die (um ihr geschmackvolles Bild zu gebrauchen) „in den Bibliotheken, diesen Todtenkammern des Geistes, zu vermodern begannen?" Wenn Hölderlin, von dem uns gesagt wird, er sei „an der Unmöglichkeit einer hellenischen Renaissance verblutet", in der Sammlung vertreten sein mußte, warum mit nur einem, für ihn nicht einmal charakteristischen Gedichte? Von Anzengruber findet sich ein herzlich unbedeutendes Gedicht, aber auch dieses ist überflüssig. Manche Autoren scheinen nur vertreten zu sein pour faire acte de présence. Neu ist, daß Hebbel „wesentlich Jungdeutscher war"; sein geniales Nachtlied paßt vortrefflich in die Sammlung; warum aber „Schön Hedwig", ein episches Gedicht nehmen, wo wundervolle Perlen der Lyrik sich darboten? Z. B. „Requiem", „Auf eine Unbekannte" (ein ganz merkwürdiges Pendant zu Poe's „I saw Thee once, — once only — years ago"), „Die Weihe der Nacht", „Sie sehn sich nicht wieder", „Nächtlicher Gruß" u. s. w. Sehr gerne hätten wir auf den Genuß verzichtet, von Wagner die Gralserzählung (noch dazu verstümmelt), das Mailied des Hirtenknaben, den Pilgerchor und — den Schluß des Tristan in der Sammlung zu finden. Wenn es nöthig war, Stücke von Dramen aus ihrem Zusammenhange zu reißen, so fanden sich in den Werken Brentano's, Tiecks Partien, die ein solches Verfahren eher rechtfertigten. Ich habe oben bereits bemerkt, daß Hölderlin durchaus ungenügend vertreten ist. Dasselbe ist der Fall mit Herder, von dem die Sammlung ebenfalls nur ein einziges Gedicht bringt, wo doch z. B. „Träume der Jugend", „Der Augenblick", „Des Einsamen Klage", „Das Saitenspiel" so gut gepaßt hätten. — Brentano ist immer noch zu wenig berücksichtigt. Es ist schmerzlich, zu sehen, daß dieser bedeutendste unter den Romantikern noch immer nicht in seinem vollen Werthe erkannt ist. Die Ausgabe von Dohmke bringt z. B. nur 9 Gedichte von ihm, „Die blaue Blume" nicht viel mehr. Die Terzinen, die die „Romanzen vom Rosenkranz" einleiten, hätten nicht fehlen sollen; sie sind ein würdiges Portal zu dieser wundervollsten aller Dichtungen Brentano's. Ebenso hätte gedruckt werden sollen „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod", „O lieb Mädel, wie schlecht bist Du", „Durch den Wald mit raschen Schritten" (gedruckt in der „Trosteinsamkeit") u. s. w. Wann werden wir endlich einmal eine gute Gesammtausgabe der Werke dieses Vielverkannten bekommen? — Auch Tiecks Lyrik ist seinen Dramen und Novellen gegenüber bisher immer zu kurz gekommen. Welti und Klee bringen Manches, aber nicht genug, ebenso läßt unsre Sammlung zu wünschen übrig. Um nur ein paar Sachen hervorzuheben, fehlt „Melancholie", „Ermunterung" (aus der Magelone), „Trauer", „Abreise", das prächtige Duett zwischen Genoveva und Golo „Wie die Töne sich entzünden", und „Da irr ich in den Steinen", „Bedeutung", „Der Junggesell", „Tod", „Leben", „Morgen", „Zuversicht", „Die Heimath", und vor allem „Phantasus". — In den romantischen Zeitschriften, in erster Linie natürlich der „Trosteinsamkeit", der „Wünschelruthe" (1818), auch den einschlägigen Jahrgängen des Göttinger Musenalmanachs wäre noch eine große Anzahl wunderschöner Gedichte zu finden, die für eine zweite Auflage dringend empfohlen seien. Um mit den Beanstandungen von Details Schluß zu machen: Multum, non multos! Hätten die Herausgeber sich genauer überlegt, was eigentlich zu retten, neu zu entdecken war, so hätte nicht ein so buntes und stilloses Buch zustande kommen können.

Einige sehr böse Sätze der Einleitung müssen noch zitirt werden, weil sie zu charakteristisch sind: „Goethes

Freund Lenz, eine ihm kongeniale Natur, verfiel in frühen Wahnsinn, wie nach ihm Hölderlin, Lenau, Nietzsche und mutatis mutandis auch Kleist und Grabbe." Die Frage ist nicht überflüssig, ob sich der Verfasser beim Niederschreiben dieser Stelle auch etwas gedacht hat. — „Auch die Rousseau'sche Naturschwärmerei im Tell kommt der Romantik nahe, weniger freilich die Kuhbauern, die da mit ihren Melktrögen auf dem Rücken und Nägelschuhen unter den Füßen Rousseau-Racine'sche Phrasen drechseln . . ." Eine Kritik dieser unglaublichen Stelle ist wohl nicht nöthig. — „Die schwäbische Schule ist der Versuch der Romantik, über sich selbst hinauszugehen." — „In Grillparzer findet die spätere Romantik, die ihr bestes Blut im Kampfe mit dem Philisterium rasch verspritzt hatte, und nun selbst zum lauen Philisterium kondeszendirt war, ihren markantesten Vertreter." — „Lenau's tragischer Untergang ist zum Symbol der Selbstauflösung der romantischen Bewegung geworden." — In diesem selbstgefälligen und apodiktischen Tone ist die ganze Einleitung gehalten. Es war nöthig, auf dieses unerquickliche Thema einzugehen, da wir es hier mit einem typischen Beispiel zu thun haben: der Dilettantismus in der literarischen, Kunst- und Musikkritik nimmt seit Jahren geradezu beängstigende Formen an. Es ist Mode geworden, auf die unaufdringliche und gewissenhafte Thätigkeit der Arbeiter vom Fach spöttisch-gnädig herabzusehen. Statt dessen dominiren effektvolle Bonmots, gesuchte Geistreicheleien, an den Haaren herbeigezogene Analogien, Behauptungen, deren mehr als zuversichtlicher Ton die mangelnde innere Sicherheit verbergen soll, eine recht wohlfeile Ignorirung der Resultate der bisherigen Forschung, mit der eine skrupellose Benutzung eben dieser Resultate sich oft überraschend gut vereinen läßt. Der berühmteste Fall in letzterer Hinsicht gehört allerdings nicht der Literaturgeschichte an.

Auch die einleitenden Worte des zweiten Herausgebers, des Herrn Ludwig Jakobowski sind zum mindesten überflüssig. Allgemeine Bemerkungen „Zur Psychologie der romantischen Lyrik" führen zu nichts. Man braucht durchaus nicht mit Henri Beyle überzeugt zu sein „à le bien prendre, tous les grands écrivains ont été romantiques de leur temps," um doch eine Bemerkung wie die folgende äußerst gewagt zu finden. „Ein klassisches Gedicht ist wie eine Säule, die sich eben und sicher im abgeklärten See spiegelt, ein romantisches Poem ist unsicher wie eine windzerfahrene Rauchsäule, die sich im zitternden Teich ihr schwankes Ebenbild sucht." Dasselbe Kokettiren mit Antithesen zeigt die Stelle, die von dem Verhältnisse des Dichters zur Natur handelt. Ist es überhaupt schon eine leere Abstraktion, „den" Dichter „der" Natur gegenüberzustellen, so muß der Versuch, dieses Verhältniß durch drei Typen ausdrücken zu wollen, zurückgewiesen werden. Die Art Goethes, Schillers, Hardenbergs, die Natur in sich aufzunehmen, läßt sich durch die Schablonen Analytiker, Synthetiker, Symbolist nicht beschreiben, nicht bestimmen, nicht einmal andeuten. Man lasse doch endlich einmal diese Verallgemeinerungen aus der Behandlung der Literaturgeschichte weg: sie erklären nichts, sie beweisen nichts, sie können höchstens verwirren und die sachliche Behandlung von Individuen und Gruppen erschweren. Am meisten Unheil aber richtet die moderne Antithesensucht an. Jakobowski hält sich im allgemeinen von groben Geschmacklosigkeiten frei, und doch hat er es anscheinend nicht über sich gewinnen können, die folgende Stelle zu unterdrücken: „Für den Realisten Goethe hat die Rose süßen Duft, dem Philosophen Schiller entschleiert sie die Blumenseele, dem Symbolisten Novalis ist sie gewiß ein blutigrothes Symbol, das in Wille, Duft, Farbe, Form aus fremder Sphäre zu einer fremden Welt in fremder Sprache spricht. Goethe risse die Rose vom Rock und reichte sie der Liebsten, Schiller ginge daran vorüber, denn sie verwelkt doch morgen früh: das ist das Loos des Schönen auf der Erde. Novalis legte sie weinend dem Heiland auf die Wunde unter der Brust." Von dieser Art, literarische Psychologie zu treiben, ist nur mehr ein Schritt zu den bekannten Parodien, wie dieser oder jener Komponist irgend ein bekanntes Volkslied bearbeiten würde. Der Verfasser bedauert an einer Stelle, daß es unmöglich sei, die Romantiker nach ihrer faculté maîtresse zu charakterisiren. Aber eben jene faculté maîtresse Taine's gehört zu den literarhistorischen Werkzeugen, die fast nur noch historischen Werth haben. Taine's einseitige Betonung des Milieus, und des Grundtriebes sind ja als working hypothesis auch heute noch sehr schätzbar, aber sie haben mit Wagners Anschauungen vom Musikdrama das gemein, daß sie die generalisirten Theorien eines Künstlers sind, der es meisterlich versteht, aus seiner Noth für sich eine Tugend, und aus seinen Tugenden für andre eine Noth zu machen, daß ferner das Bleibende und Kostbare im Lebenswerke Beider nicht durch diese Theorien, sondern trotz ihrer geschaffen wurde, und daß endlich, wie wir das in erschreckender Weise bei den Nachäffern Wagners, sehr deutlich, wenn auch nicht so auffällig bei denen Taine's sehen, die Theorie in fremden Händen viel Unheil anrichtet.

Auch Jakobowski verläßt manchmal sein Thema, um seinem Mitherausgeber in das rein literarhistorische Gehege zu kommen. Wäre nur das, was er sagt, dann auch richtiger! Ich führe die folgende Stelle als Beweis dafür an, wie rasch sogar Schriftsteller, denen eine gewisse Kenntniß des Materials gewiß nicht abzusprechen ist, über Thatsachen, Strömungen und Tendenzen urtheilen, die zu den allerverwickeltsten gehören: „Sie (die Romantiker) nahmen die nationale Richtung der Geniezeit auf. Die ‚Blätter von deutscher Art und Kunst', das ganze Schaffen der Stürmer war ein einziger Feldzug gegen die Ausländer und den mißverstandenen Klassizismus der Griechen. (!) Herders Bestrebungen auf dem Gebiete der Volkspoesie, Bürgers Balladen, Goethe's Götz, das waren grandiose Etappen auf dem Wege zu einer großen nationalen Kunst. Die klassische Richtung Goethes und Schillers schüttete das eben urbar gemachte Land halb zu. Winckelmann beherrschte unsichtbar den deutschen Geschmack und seine mächtigste Partei (!). Die römische Republik tauchte in Paris in verzerrten Linien auf, antike Kleidung wurde von den Damen bevorzugt, deren schöner Körper wußte, was ihm gut stand, Robespierre markirte ernsthaft den finsteren römischen Tribunen." Auf den ersten Blick liest sich das ziemlich plausibel, aber die ganze Stelle ist so schief und halbrichtig, daß ein besonderer Aufsatz nöthig wäre, diesen Knäuel zu entwirren.

Es wäre noch manches über diese Einleitungen zu sagen; um hierüber abzuschließen, muß das Wort „Dilettantismus" wiederholt werden. Da dieses Wort aber heutzutage in verschiedenem Sinne gebraucht wird, stehe hier seine Definition: „Das ist aber eben das Wesen der Dilettanten, daß sie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß sie immer etwas unternehmen wollen, wozu sie keine Kräfte haben." (Goethe zu Eckermann.) In künftigen Auflagen des Buches, die ihm gewiß zu wünschen sind, ließen sich die Mängel sehr einfach heben, dadurch, daß man die Einleitungen vollständig wegließe. Wegzulassen wäre alles Längstbe-

kannte, weil dadurch Raum für Unbekanntes und Verkanntes gewonnen würde; ebenso alles Epische. Beizubehalten und sehr zu erweitern die beiden Abschnitte „Frühromantik“ und „Spätromantik“; alles Folgende könnte wegbleiben; Dichter, deren Ausgaben gut, billig und leicht zugänglich sind, brauchten mit weniger Proben vertreten zu sein, z. B. Novalis. Auf gute Ausgaben wäre in einem Anhang aufmerksam zu machen, wobei das „Wunderhorn“ und die Märchen der Brüder Grimm ebenso vertreten sein müßten, wie die Novellen von Arnim, Brentano, Eichendorff, Fouqué, Hoffmann, Tiek, die Zauberkomödien Ferdinand Raimund's und das Textbuch zum „Freischütz“. Die 500 Seiten des Buches, ausgefüllt von den köstlichen und zarten Gedichten der Romantiker, müßten ein ganz anderes Bild dieser eigenthümlichen und tiefen Naturen geben, als der jetzt vorliegende Band. Das wäre eine wirklich werthvolle Anthologie: dann verschwände manches Vorurtheil, das jetzt noch gegen die Romantiker herrscht, dann würde auch klar, daß wir im Grunde ihnen nicht so ferne stehen, daß das Gerede von der „Neuromantik“ aber dennoch müßig und falsch ist. Omne simile claudicat. Je schärfer und genauer die Umrisse einer Gruppe, eines Individuums gezeichnet werden, desto größer ist der Gewinn für den Lernenden, desto reiner der Genuß für den Genießenden. Belehrung aber, wie Genuß, fände der, der zu suchen versteht, bei den Romantikern in Fülle. Auf diese Anthologie warten wir. Ueber sie würde Vieles zu sagen sein.

Die geognostische Karte Bayerns und die Bodenkarten.

Von L. v. Ammon.

In der Beilage zur Allgem. Zeitung vom 12. März dieses Jahres ist, aus der Feder eines thätigen und kenntnißreichen Geologen stammend, ein Artikel enthalten, welcher die Beziehungen der geognostischen Landesuntersuchung zur Land- und Forstwissenschaft zum Inhalte hat; dieser Gegenstand soll bei seiner großen Wichtigkeit für das Land hier nochmals einer kurzen Besprechung unterzogen werden.

Es wird wohl Niemand geben, der die große Bedeutung einer landwirthschaftlichen Bodenuntersuchung für das Königreich verkennt, und ich wüßte auch nicht, daß von berufener Seite, wie es in jenem Aufsatze heißt, d. h. von der Leitung der geognostischen Landesaufnahme aus geäußert worden sei, es wäre in Bayern überhaupt kein Bedürfniß nach einer solchen landwirthschaftlichen Bodenuntersuchung vorhanden. Von dem verstorbenen höchst verdienstvollen Vorstand der Untersuchung, Herrn Geheimrath Oberbergdirektor Dr. v. Gümbel, gewiß nicht, wie dessen Aufsatz in dieser Zeitung vom 2. Februar 1875, betitelt: Bodenkunde und Geognosie, beweist! Jedermann, der ein gesundes Urtheil besitzt, muß den Bestrebungen, den Boden möglichst genau kennen zu lernen, um daraus fruchtbringende Schlüsse für dessen Bebauung ziehen zu können, unbedingt zustimmen. Aber in welcher Art und von welchen Leuten eine solche landwirthschaftliche Bodenuntersuchung durchgeführt werden soll, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. Was den letzten Punkt anlangt, worauf es hier zunächst ankommt, dafür dürfte sich die Beantwortung für die Meisten von selbst aufdrängen: eine derartige Aufgabe, welche in erster Linie die Herstellung einer allgemein verständlichen, den landwirthschaftlichen Interessen dienenden Bodenkarte bezweckt, kann doch nur von denen mit wirklichem Erfolge gelöst werden, welche sich die landwirthschaftliche Bodenkunde zu ihrem Berufe gewählt haben — mit anderen Worten nicht von Geologen, sondern von den Vertretern eines landwirthschaftlichen Faches! Diese Karten — das muß hier von vorneherein betont werden — brauchen gar nicht, wenn man allein ihren Hauptzweck ins Auge faßt, ein besonderes geologisches Gewand zu tragen; je mehr sie Einzelheiten enthalten, die den geologischen Kenner erfreuen, desto schwerer verständlich sind sie dem, dem sie eigentlich so recht nutzbar sein sollten — dem einfachen Landwirth.

Wir folgen nun zunächst den Ausführungen des Verfassers jenes Artikels. Im Anfang wird eine Zusammenstellung der durch die geognostische Landesuntersuchung bisher veröffentlichten Arbeiten gegeben, worauf, weil dies allgemein bekannt ist, hier nicht weiter eingegangen zu werden braucht. Nur ein paar Berichtigungen mögen Platz finden. Es entspricht nicht den thatsächlichen Verhältnissen, wenn behauptet wird, während der letzten zwanzig Jahre habe sich die Aufnahme wesentlich in der Rheinpfalz bewegt. Während dieses Zeitraumes sind wiederholt einige Jahre hindurch die Arbeiten auf andere Gebiete, für welche die Veröffentlichungen abzuschließen waren, beschränkt gewesen. Daß „große Gebiete Bayerns der geognostischen Untersuchung noch harren“ sollten, kann nicht gesagt werden. Jeder, der dies liest, muß glauben, es sei auf weite Flächen des Landes hin in geologischer Beziehung noch wenig oder gar nichts geschehen. Dies ist, wie man beispielsweise aus v. Gümbels Werke, Geologie von Bayern, ersehen kann, durchaus nicht der Fall. Wohl hat aber die geognostische Detailaufnahme für einen großen Theil des Königreiches, der im wesentlichen Unterfranken und die bayerisch-schwäbische Hochebene umfaßt, noch nicht zur Durchführung gelangen können. Von Oberfranken fällt — entgegen einer Aeußerung im obengenannten Artikel — kein nennenswerther Antheil auf das für die Bearbeitung der Geognostischen Karte des Landes noch ausständige Areal, und was das dort gleichfalls erwähnte Mittelfranken betrifft, so ist gerade während der letzten Jahre in dessen nördlichsten Distrikten eine Reihe von Positionsblättern geognostisch kolorirt worden, so daß nur mehr ein schmaler Streifen des in jenes der Publizirung noch offene Areal hineinreichenden mittelfränkischen Gebietes neu aufzunehmen ist. Für die Bewältigung der ausgedehnten geologisch noch nicht kartirten Gebiete Bayerns jedoch ist gewiß eine weit geringere Zeitdauer anzusetzen als die vom Verfasser des Aufsatzes vermuthete.

Die bayerische geologische Publikationskarte besitzt bekanntlich den Maßstab 1 : 100,000, und es ist schon oft davon gesprochen worden, daß dieser Maßstab nicht genüge. Als die Veröffentlichung ihren Anfang nahm, war jedoch gar keine andere Karte als die hunderttausendtheilige zur Verwendung passend. Sollte nun das großartige Kartenwerk, das doch schöne und namentlich für den Ueberblick größerer Territorien geeignete Blätter aufweist — eine unvergängliche Schöpfung vom Altmeister v. Gümbel — abgebrochen oder doch wenigstens für längere Zeit unterbrochen werden? Eine äußerste Verlangsamung des Erscheinens der noch ausständigen Blätter wäre mindestens die Folge, wenn von nun an mit der Herausgabe einer geognostischen Karte von anderem Maßstabe in systematischer Weise begonnen würde. Es läßt sich wohl nicht leugnen, daß die Karten 1 : 25,000, wie solche geologisch kolorirt von den meisten übrigen deutschen Staaten herausgegeben werden, eben durch ihre

größeren Raumverhältnisse, durch die Terrainzeichnung oder Höhenkoten und durch sonstige zahlreiche Einzelheiten in vieler Beziehung für die praktische Verwendung zweckdienlicher sich erweisen als Karten von weniger großem Maßstab. Man muß aber bedenken, daß die Blätter 1 : 25,000, die sogenannten Positionskarten, für das ganze nordwestliche Bayern und die Rheinpfalz, welche Gebietstheile zunächst zur Darstellung kommen, in der topographischen Grundlage für eine Publizirung noch nicht ausgearbeitet sind, sonach für diese Landestheile gar nicht zur Verwendung gelangen können. Auch glaubt der Verfasser des erwähnten Artikels selbst, daß nach den Erfahrungen in einigen deutschen Staaten ein großes Bedürfniß nach geologischen Karten dieses Maßstabes für das ganze Land nicht bestehe. Daß, von rein geologischem Standpunkte aus betrachtet, sich derartige Blätter für die einfach beschaffenen Schotterflächen oder auch Tertiärgebiete der Hochebene gerade als dringend nothwendig erweisen sollten, wird Niemand annehmen wollen.

Außerdem muß hier, welche Bemerkung übrigens sich nicht gegen den Herrn Artikelschreiber wendet, mit Nachdruck darauf verwiesen werden, daß die geognostische Abtheilung des kgl. Oberbergamtes außer den Hauptblättern, die die geognostische Karte des Königreiches bilden, auch noch Karten von eben jenem Maßstab 1 : 25,000 in sonstiger entsprechender Ausstattung veröffentlicht. Dies geschieht schon seit dem Jahre 1890, und es sind die betreffenden Publikationen, zum Theil von außerhalb des Büreaus stehenden Geologen verfaßt, in den Geognostischen Jahresheften erschienen. Es liegen bereits fünf solche Karten, bemerkenswerthere Abschnitte der alpinen Regionen enthaltend, vor, und eine weitere große, allein von den Beamten der Landesuntersuchung ausgearbeitete Karte dieses Maßstabes, welche eine der wichtigsten Partien des bayerischen Hochgebirges umschließt, befindet sich eben unter der Presse. Mit der Zeit werden derlei kartistische Darstellungen auch auf die fränkischen und Pfälzer Gebietstheile ausgedehnt, in erster Linie wird jedoch vom Büreau darnach gestrebt, die Hauptkarten, so bald als thunlich, fertig zu stellen, um das ganze Werk abschließen zu können. Bei dieser Gelegenheit darf zugleich bemerkt werden, daß sich der Preis der einzelnen Karten nicht so hoch beläuft, wie in dem besagten Artikel behauptet wird, da die früheren, von der Verlagsanstalt angesetzten Beträge eine bedeutende Verringerung erfahren haben. Das neueste Blatt (Speyer) kostet allerdings 20 M.; von sämmtlichen übrigen Kartenblättern kann man dagegen jedes Exemplar, soweit solche überhaupt noch im Buchhandel vorräthig sind, laut der Anzeige der Verlagsanstalt für acht Mark erstehen — eine Ausgabe, die bei dem großen Umfang der Karten, wovon eines etwa zwanzig der preußischen Meßtischblätter in sich schließt, wahrlich nicht zu hoch erscheint.

Hinsichtlich der Aufgabe und des Zweckes einer geognostischen Untersuchung kann man der Darstellung des Verfassers jenes Aufsatzes unbedingt zustimmen, und es wird wohl an dieser Stelle hervorzuheben nicht nöthig sein, daß die bayerische geognostische Landesuntersuchung, deren bisheriger Vorstand allseitig die Anerkennung einer Autorität ersten Ranges gefunden hat, nach den verschiedenen Richtungen hin den Anforderungen gerecht geworden ist. Manche Leute können vielleicht den kleinen Maßstab der Karte bemängeln. Man muß sich aber vergegenwärtigen, daß, wie schon öfters bekannt gegeben wurde, vom Amte aus an solche, welche Kartenblätter in größerem Maßstab mit geognostischer Einzeichnung etwa zum Zweck bergbaulicher Unternehmungen oder aus anderen Gründen wünschen, die Kopien der Originalaufnahmsblätter, wozu für ein ausgedehntes Gebiet des Landes die Blätter der Steuerkatastervermessung (1 : 5000) die Unterlage bilden, ohne besondere Entschädigung (abgesehen von den geringen Herstellungskosten der Kopien) abgegeben werden.

Was die Verwerthung der durch die geognostische Untersuchung erzielten Resultate anlangt, so ist zweifellos ihre Benützung für die landwirthschaftliche Bodenkunde ein wichtiger Punkt: die bayerischen geologischen Publikationskarten bergen in dieser Beziehung doch sicher viel brauchbares Material in sich und geben dadurch eine Grundlage für eine eingehendere Untersuchung nach jener Richtung hin ab. Selbstverständlich trifft dies in höherem Maße bei den viel Zeit und Mittel absorbirenden sogenannten geologisch-agronomischen Karten zu, von deren Herstellung man in Bayern aus manchen Gründen bisher abgesehen hat.

Zur Orientirung weiterer Kreise soll zunächst hervorgehoben werden, daß unter den Karten, die überhaupt für geologische und Bodenverhältnisse in Betracht kommen, zweierlei Arten unterschieden werden müssen. Zu der einen Sorte gehören die geologischen Karten, zur anderen die Bodenkarten — Bodenkarten, nicht im topographischen oder geologischen Sinne, sondern im landwirthschaftlichen: es müssen dies Karten sein, die den Anforderungen der Bodenkunde und den Interessen der Land- und Forstwissenschaft vollkommen genügen; nur solche wünscht oder verlangt der praktische Landwirth. Die Karten der ersten Art zerfallen wieder in zwei Gruppen, in die rein geologischen und in die geologisch-agronomischen. Zur ersten Gruppe gehören beispielsweise die Publikationskarten von Bayern (1 : 100,000), von Württemberg (bisher 1 : 50,000) und die 25,000theiligen der übrigen deutschen Staaten, insofern sich die Karten nicht auf die Flachlandsdistrikte erstrecken. Die letzteren, aus den Bildungen der jüngsten Formationen zusammengesetzten Landstriche werden seit geraumer Zeit in mehreren Staaten in der Weise bearbeitet, daß man geologisch-agronomische Karten herausgibt, die ebenfalls den Maßstab 1 : 25,000 besitzen. Wohl hat man diese oder eine ähnliche Methode der Darstellung auch auf einzelne Blätter der Tafelländer älterer Formationen, wovon das hübsch ausgeführte Blatt Sinsheim in Baden ein Beispiel gibt, ausgedehnt, aber im großen und ganzen sind doch die Aufnahmen mit agronomischen Einzeichnungen auf das Flachland beschränkt geblieben. Die geologisch-agronomischen Karten könnten auch den Namen geologisch-petrographische führen, da die einzelnen geologischen Formationsabtheilungen petrographisch gegliedert dargestellt werden und eben darin die Eigenart der Karten nach der agronomischen Seite hin besteht. Dank den bisherigen Bemühungen der Direktionen der Landesanstalten von Preußen, Sachsen, Hessen und Baden haben diese Karten bei sehr schöner Ausführung einen außerordentlich hohen Grad der Genauigkeit und somit des wissenschaftlichen Werthes erreicht, und man muß vollständig dem Ausspruch beistimmen, daß sie innerhalb der Grenzen des gegebenen Maßstabes überhaupt das möglich Beste bieten. Wenn nun den eben bezeichneten Karten so viel Lob zu spenden ist, warum, so kann eingeworfen werden, wendet man diese Art der kartistischen Publikation nicht oder, vielleicht besser gesagt, noch nicht in Bayern an? Zur Beantwortung der Frage muß man sich zunächst vergegenwärtigen, daß, wie schon erwähnt, die topographische Grundlage der Blätter

1 : 25,000 für das nördliche Bayern und die Rheinpfalz noch fehlt; aber selbst wenn die Blätter im Schwarzdruck vorlägen, dürfte von ihrer Verwerthung zu geognostischen Zwecken zur Zeit noch Abstand genommen werden, um die Arbeiten für die Hauptkarte nicht zu sehr zu verzögern. Die Bearbeitung der geologisch-agronomischen Karten erheischt zudem einen bedeutenden Aufwand an Zeit und damit auch an Mitteln. Dieser Punkt käme dann in Wegfall, wenn durch die Benützung der in Rede stehenden Karten besondere nationalökonomische Erfolge zu erzielen wären oder ihre ausgedehnte praktische Verwendbarkeit ganz außer Zweifel stünde. Die Karten sind aber nicht so allgemein brauchbar wie Manche glauben möchten; sie sind und bleiben geologische Darstellungen, trotz ihres agronomischen Gewandes, sie geben eine sehr wichtige, unter Umständen ausgezeichnete Grundlage für die eigentlichen landwirthschaftlichen Bodenkarten ab, können aber keine ganz ins einzelne gehenden, allen Anforderungen der Landwirthe genügenden Bodenkarten selbst sein. Auf das ganze Land läßt sich eine Aufnahme mit solchen Blättern, die agronomische Eintragungen enthalten, ohnedem nicht ausdehnen, da sich das Gebirgsland dafür nicht geeignet erweist: wenn bei mannichfaltiger petrographischer Zusammensetzung eine steile Schichtenstellung und ein gestörter Bau sich ausgebildet zeigt, ist eine gleichzeitige kartographische Darstellung des geologischen Schichtenbaues und der zutage tretenden Verwitterungsböden, wie auch Professor Wahnschaffe in seiner Abhandlung „Die agronomisch-geologische Bodenaufnahme" namentlich hervorhebt, im Maßstab 1 : 25,000 nicht ausführbar. Sehen wir von der Rheinebene und sonstigen breiten Thalungen ab, so stellt, was Jedem von vornherein als richtig erscheinen muß, das Königreich Bayern als ein vorwiegendes Berg- und Hochflächenland kein recht geeignetes Land dar für die Vornahme von Untersuchungen, die die Herstellung von geologisch-agronomischen Karten zum Zwecke haben. Dies gilt selbstverständlich nur im großen und ganzen. Gewiß gibt es auch in Franken große Striche, sowohl im Keupergelände wie auf der Juraplatte, in welchen derartige Aufnahmen nicht allzu schwer sich anstellen ließen, was vielleicht auch in vielen Fällen sich recht nützlich erweisen würde, aber die Ausführung der Arbeiten würde doch auf weit größere Hindernisse als im Flach- oder Tiefland stoßen. Für sehr ungünstig zu solchen Unternehmungen halte ich das Gebiet der bayerischen Hochebene. Die Schotterebenen, die Möser und die weit ausgebreiteten Lehmdecken in ihrem mittleren Theile bilden keine zur näheren Beschäftigung einladenden Flächen dar, und die Moränenlandschaft im Süden besitzt in dem kiesigen, unregelmäßig mit Letten vermengten Schutt ein Bodenmaterial, das zu einer methodischen Untersuchung wenig paßt, während die in Hügel zerstückelte Tertiärplatte im Norden der Ebene trotz des höchst einfachen geologischen Aufbaues durch den häufig außerordentlich starken Wechsel von petrographisch ganz verschiedenen Lagen in einer und derselben Ablagerung einer agronomischen Untersuchung gerade ganz besondere Schwierigkeiten bereiten würde.

Die praktische Verwendbarkeit der geologisch-agronomischen Karten, sagt auch der Verfasser des Artikels in der Beilage, ist nur eine bedingte; die Karten sind, so setzt er mit Recht hinzu, dem Landwirth viel zu schwer verständlich, dieser vermag weder die Kartendarstellung noch den Inhalt der Erläuterungen ganz zu erfassen. Für die auf einer höheren Fachschule Gebildeten können die Blätter allerdings direkt für Herstellung einer Bodenkarte benützt werden, aber die Meisten, die die Karten in die Hände bekommen, werden erst eines Dolmetschers bedürfen, um sie weiter verwenden zu können. Deßhalb ist auch die Nachfrage nach den Karten verhältnißmäßig gering, was der erst jüngst verstorbene hochverdiente Leiter der preußischen geologischen Landesanstalt selbst zugegeben hat.

Die eben gemachten Aeußerungen sollen aber durchaus nicht dazu dienen, die Bedeutung der in Rede stehenden Karten, welche sich selbstverständlich gegebenenfalls von sehr großem Nutzen erweisen, überhaupt herabzusetzen. Wie sehr man sie in ihrem Geburtslande an maßgebender Stelle zu schätzen weiß, geht daraus hervor, daß das preußische Landesökonomiekollegium die geologisch-agronomischen Karten wiederholt zum Gegenstand eingehendster Berathung gemacht hat, worauf hin sogar die Zahl der Geologen, um die Aufnahmen zu beschleunigen, vermehrt worden ist. Was diese Karten in erster Linie für ihre Benützung in den sandigen Gebieten des norddeutschen Tieflandes werthvoll macht, ist der Umstand, daß sie über die Verbreitung einer kalkigen, zur Düngung verwendbaren Schicht unter der oberflächlichen Bedeckung Aufschluß geben. Die Brauchbarkeit der Karten nach der eben erwähnten Richtung, was nebenbei bemerkt, ein geologisches Vorkommen betrifft, wofür wir in den gleichaltrigen Ablagerungen unsres Landes kein Analogon besitzen, beruht aber auf ihrer geologischen und nicht agronomischen Eigenschaft. Gewiß steckt in den Karten, von solch verhältnißmäßig einfachen Beispielen ihrer Nutzanwendung, wie das eben erwähnte, noch abgesehen, eine Fülle wissenschaftlichen Schatzes, derselbe muß aber für die allgemeine Benützung erst gehoben werden, und dies zu betonen, kommt es hier vor allem an.

Für die Publikation der geologisch-agronomischen Karten konnte kein anderer Maßstab als der gewählte in Betracht kommen. Dieser ist auch vollkommen ausreichend hinsichtlich der Darstellung der geologischen Verhältnisse, da doch die meisten Gebiete des Flachlandes in dieser Beziehung sehr einförmig gestaltet sind; ähnliches ist auch der Fall, wenn es sich um Beurtheilung der agronomischen Verhältnisse im allgemeinen handelt. Will man aber näher ins Einzelne eingehen, so erweisen sich die Karten als viel zu klein. Nimmt ein Hektar doch nur eine quadratische Fläche von 4 Millimeter Seitenlänge ein! Der Landwirth vermag deßhalb auf der Karte keine sichere Orientirung zu gewinnen, er kann den Umfang seines Besitzes daraus nicht recht ersehen. Eine Schlag- oder Stückeintheilung der Felder, die als Grundlage des Betriebes dienen sollte, läßt sich nach diesen Karten hin nicht gut machen; der Landwirth bedarf aber eigentlich, wie Wölfer, der Kulturtechniker an der Geologischen Landesanstalt in Berlin, hervorhebt, einer Karte, aus welcher er den landwirthschaftlichen Werth seines Bodens voll zu erkennen imstande ist. Bodenkarten müssen sonach, wenn sie ihren Zweck hinreichend erfüllen sollen, einen großen Maßstab besitzen. Für solche Karten eignen sich allerdings die bayerischen Steuerkatasterblätter (1: 5000) gut, obgleich ihnen andrerseits gänzlich die Terrainzeichnung mit Höhenangaben mangelt. Gleichwohl wird es nicht möglich sein, mit diesen Karten das ganze Land methodisch zu bearbeiten, auf das gegen zwanzigtausend Blätter entfallen. Die Beendigung der Untersuchung für das gesammte Königreich wäre in unabsehbare Ferne gerückt, selbst wenn eine größere Zahl von Leuten, die aber im Anfang, namentlich für die agronomischen Beobachtungen noch nicht geschult sein können, zur Verfügung stünde. Welche enorme Summe würde der Farbendruck solcher Blätter

in Anspruch nehmen! In Anbetracht dieses Punktes ist der Vorschlag gemacht worden, die Karten gar nicht zu vervielfältigen, sondern von jedem Blatt nur ein paar Exemplare zeichnen zu lassen. Es kann aber doch nicht im Plan einer Landesuntersuchung gelegen sein, die Hauptarbeit auf eine kartistische Darstellung zu verwenden, die gar nicht zu veröffentlichen ist. Es geht aus diesen Betrachtungen zur Genüge hervor, daß man derartige eingehende Aufnahmen mit Karten in so großem Maßstab nicht auf größere Gebiete ausdehnen kann; man muß solche bodenkundliche Aufgaben auf kleinere Distrikte oder einzelne Landstriche, für welche sie besonders nothwendig erscheinen, beschränken.

Nun kommt noch der Hauptpunkt in der Sache. Nach den Vorschlägen des Verfassers von dem in Rede stehenden Artikel sollen die geologischen und landwirthschaftlichen Bodenuntersuchungen gemeinsam in einer solchen Vollständigkeit ausgeführt werden, daß damit allen einschlägigen Bedürfnissen Genüge gethan wird. Durch die Benutzung der Blätter der Steuerkatastervermessung, in welche die Ergebnisse der Arbeiten niederzulegen wären, glaubt er den Schwierigkeiten der Verbindung der landwirthschaftlichen Untersuchung mit der geologischen überhoben zu sein. Die Methode der Ausführung und Bearbeitung selbst konnte von ihm in dem kurz gehaltenen Artikel nicht näher dargelegt werden, aber es wird gesagt: wie die Sache jetzt zu machen sei, darüber bestünden große Zweifel nicht mehr; die übrigen deutschen Staaten hätten Vorarbeiten in reichem Maß geliefert. Hierin dürfte ein Hinweis auf die wahre Natur der projektirten Karten gegeben sein. Es sind damit wohl wiederum geologisch-agronomische Karten in Aussicht genommen und keine eigentlichen Bodenkarten; die neuen Karten würden sich dann von den bisherigen der anderen deutschen Staaten hauptsächlich durch den größern Maßstab unterscheiden. Die geologisch-agronomischen Karten, so ausgezeichnet sie in ihrer Art sind, leiden aber, worüber wiederholt Stimmen aus land- und forstwirthschaftlichen Kreisen laut werden (Forstlich-naturwissenschaftl. Zeitschrift, 1893, 11. Heft, S. 393), für ihre praktische Verwendbarkeit daran, daß sie die Eigenschaften der aus den Gesteinen hervorgegangenen Bodenarten nur in untergeordneter Weise berücksichtigen. Der Boden (d. h. die Acker- und Oberkrume mit einem Theil des darunter befindlichen Untergrundes) ist, wie Professor Wahnschaffe in seiner Anleitung zur wissenschaftlichen Bodenuntersuchung darlegt, kein geognostischer, sondern ein kulturtechnischer, vorwiegend land- und forstwirthschaftlicher Begriff. Daraus ergibt sich, daß, wenn auch seine Untersuchung auf geologisch-petrographischer Grundlage stehen muß, doch die Bewältigung der ganzen Aufgabe, brauchbare Bodenkarten herzustellen, den Vertretern eines agronomischen Faches zufällt. Zur Beurtheilung des Bodens in landwirthschaftlicher Beziehung, so lauten, wenn man sich in die landwirthschaftlichen Schriften vertieft, übereinstimmend die Angaben, sind die geologischen Verhältnisse allein nicht maßgebend, die Beurtheilung hat vielmehr, worauf namentlich Professor Heinrich in Rostock hingewiesen hat, in erster Linie von pflanzenphysiologischen Gesichtspunkten aus zu geschehen, wenn sie für die Praxis der Landwirthschaft — für die landwirthschaftliche Pflanzenproduktion — eine Bedeutung besitzen soll. Für die Fruchtbarkeit des Bodens sind weiters noch klimatische und physikalische Verhältnisse entscheidend, die gleichfalls bei genauen Arbeiten Berücksichtigung finden müssen. Die Ermittelung aller dieser wichtigen Verhältnisse kann doch nicht dem Geologen zugemuthet werden! Mit Recht hat daher schon vor einer Reihe von Jahren ein erfahrener Geologe, der selbst Besitzer von Grund und Boden war, geäußert: „Der Boden verlangt eigene Karten,“ und Geheimrath v. Gümbel, dem man doch vor allem ein maßgebendes Urtheil in der Sache zugestehen muß, sprach sich direkt dahin aus, daß die Herstellung von agronomischen Karten keine Arbeit für Geologen wäre, sondern durch Kulturingenieure besorgt werden sollte.

Daß die geologische Forschung für die Bodenkunde von sehr großer Wichtigkeit ist, wird wohl von Niemand bestritten werden, und es mag im allgemeinen richtig sein, daß, um mit Wölfer zu reden, geologisch eigenthümliche Vorkommnisse auch in agronomischer Hinsicht nicht zu vernachlässigen sind. Trotzdem wird man, was gleich im Anfang dieses Artikels in etwas drastischer Art ausgedrückt wurde, gut thun, in die Bodenkarten, wenn sie zunächst den praktischen Zwecken der Bebauer des Landes dienen sollen, möglichst wenig geologische Details einzutragen. Für eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung des Bodens scheinen mir allerdings geologische Kräfte unentbehrlich zu sein. Der petrographisch gebildete Geologe kennt die mineralogische Zusammensetzung der Gesteine, d. h. des Untergrundes vom Boden. Kommen darin beispielsweise Feldspatharten vor, so weiß er diese auch ohne längere chemische Prüfung genauer zu bestimmen und kann daraus Schlüsse auf den Gehalt des Bodens an den für das Pflanzenwachsthum so wichtigen Alkalien ziehen. Wird eine Bodenaufnahme in großem Stile für ein Land durchgeführt, so müssen Geologen bei diesem Unternehmen sich betheiligen, ähnlich wie ein Kulturtechniker an der preußischen gologischen Landesanstalt zur Entscheidung gewisser Fragen, die die Herstellung der geologisch-agronomischen Karten betreffen, beschäftigt ist. Sind nun geologische Hülfskräfte wohl für die Bodenaufnahmen nöthig, so hat doch andrerseits der Geologe in dem Bereich seiner Aufnahmen so viel zu thun, daß er alles das, was zur Anfertigung von landwirthschaftlichen Bodenkarten nöthig ist, mit dem gehörigen Erfolge ohne die Hauptarbeit erheblich zu schädigen, nicht bewältigen kann.

Um auf die neugeplanten Karten wieder zurückzukommen, muß nachdrücklichst betont werden, daß es ganz besonderen Schwierigkeiten unterliegt, eine Vereinigung der Darstellung von geologischen und agronomischen Verhältnissen auf ein und derselben Karte durchzuführen. Bei den so hübsch ausgestatteten geologisch-agronomischen Karten konnte dies auch nur bis zu einem gewissen Grade erreicht werden. Manche halten geradezu eine solche Vereinigung, wenn nach beiden Seiten möglichst eine Genauigkeit erstrebt werden soll, für unmöglich; so kommt ein Autor (M. Weiß, Jena 1894), der sich die Entscheidung der Frage über die Bedeutung der geologischen Kartirung für die Landwirthschaft in einem besonderen Schriftchen zum Gegenstand der Erörterung gemacht hat, zu dem Schluß: „Bei der Verschiedenheit der Ziele, welche Landwirthschaft und Geologie ins Auge fassen müssen, ist es nicht möglich, daß die beiderseitigen Interessen auf ein und derselben Karte in gleicher Weise gewahrt werden.“ Es läßt sich dies auch leicht einsehen, wenn man bedenkt, daß die Tendenz der Untersuchung in jeder der beiden Disciplinen eine ganz verschiedenartige ist; die Beobachtungsart geht dabei, allgemein gesprochen, nach zwei Richtungen auseinander, die sich diametral gegenüberstehen. Der Geologe schaut gewissermaßen durch den Boden, die Oberkrume, hindurch, für ihn ist außer dem über dem Boden in Erhebungen zutage tretenden Gestein der Untergrund entscheidend und diesen sucht er auf den Karten zu markiren; für den Agronomen dagegen ist die Decke der Gesteine, der Boden, das Feld der Beobachtung. Daß bei

Verfolgung beider Richtungen zusammen als Endergebniß der Darstellung ein sehr komplizirtes, schwer verständliches Produkt herauskommen muß, liegt auf der Hand. Die Schwierigkeiten der Vereinigung machen sich im Kartenbilde zum Beispiel bei der Farbengebung geltend. Der Geologe muß, was er nicht anders machen kann, die Farben nach dem Alter der Ablagerungen vertheilen, jedes geologische System erhält eine Hauptfarbe, und die Unterabtheilungen davon werden mit gegenseitig etwas verschiedenen, aber in der Grundfarbe der ganzen Formation gehaltenen Tönen ausgedrückt. Die petrographischen Verschiedenheiten innerhalb der sedimentären Absätze von einem bestimmten geognostischen Horizont können in der Regel keine Berücksichtigung finden; auf den geologisch-agronomischen Karten werden die einzelnen Bodenarten, wenn sie nicht zufällig mit geognostisch verschiedenen Lagen zusammenfallen, durch besondere Signaturen, durch Punktirung und Schraffirung, unterschieden, was in stärkerer Häufung für das Verständniß hemmend wirkt. Für die Darstellung der Bodenverhältnisse, für den Praktiker, kommt aber in erster Linie die Beschaffenheit des Bodens und nicht das Alter und das rein Geologische des im Untergrunde befindlichen Gesteinskörpers in Betracht. Es sollten sonach in den Bodenkarten, um diesen ihre volle Uebersichtlichkeit zu wahren, die durch chemische und physikalische Verhältnisse verschiedenen Bodenarten auch durch weit voneinander abstehende Farben gekennzeichnet werden, wie dies z. B. Baumanns Bodenkarte vom Nürnberger Reichswald vorführt, die im zweiten Jahrgang der „Forstlich-naturwissenschaftlichen Zeitschrift" veröffentlicht ist. Spezialkenner der agronomischen Geologie versichern, worauf hier noch besonders hingewiesen werden soll, wiederholt, daß man sich auf dem Gebiete der Bodenstudien noch sehr in den Anfängen befinde; in dieser Art spricht sich beispielsweise Horusitzky in seiner neuesten Studie über die Anfertigung agrogeologischer Karten aus (Földtani Közlöny, 29. Band 1899) und fügt weiter hinzu: „trotz mehrfacher Berathungen ist es selbst heute noch immer nicht entschieden, welche Methode dem Zweck der agrogeologischen Karten am besten entspräche".

Zu Anfang des vorliegenden Aufsatzes ist gesagt worden, daß die Meinungen, von welcher Seite aus die Bodenkarten angefertigt werden sollten, weit auseinandergingen. Diese Aeußerung darf gewiß als richtig gelten, wenn man die Allgemeinheit berücksichtigt. Hält man jedoch in den Kreisen der Eingeweihten und Sachverständigen Umschau, so überzeugt man sich bald, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, bloß eine Ansicht in der Sache herrscht. Es ist diejenige, welche wir hier selbst vertreten haben. Zur Bekräftigung des eben Gesagten setzen wir einen Ausspruch von Professor Wahnschaffe hieher; dieser für die geologisch-agronomische Kartirung in Norddeutschland hochverdiente Forscher führt aus:[1] „daß es nicht Aufgabe einer geologischen Landesaufnahme sein kann, ganz ins einzelne gehende und allen Anforderungen der Landwirthe genügende Bodenkarten vom ganzen Lande herzustellen. Einmal würde dies den Fortschritt der Arbeiten wesentlich verlangsamen, sodann würden für die Aufnahme selbst bedeutend größere Geldmittel erforderlich sein, und drittens würde es auch an der geeigneten topographischen Grundlage fehlen, deren Herstellung und Veröffentlichung noch außerdem einen bedeutenden Kostenaufwand verursachen würde". Hinsichtlich des dritten Punktes dieser Aeußerung ist in Bayern wohl eine topographische Unterlage vorhanden, das letzterwähnte Moment hat aber doch Geltung. Der Verfasser des im vorliegenden Aufsatze besprochenen Artikels steht sonach mit seinen Plänen der Verbindung geologischer und landwirthschaftlicher Bodenaufnahmen für größere Landestheile mit Karten ganz großen Maßstabes (Steuerblätter) isolirt da. Würde man auf seine Intensionen eingehen, so hätte man ein durch den Erfolg noch nicht sicher erprobtes Unternehmen vor sich. Es ist wenig einladend, den neuen kostspieligen Weg, der ins Endlose führt, zu betreten, und wir verbleiben darum bei der nahezu von der Gesammtheit der sachkundigen Autoren getheilten Anschauung: der Geologe beschäftige sich mit seinen, den geologischen Karten, die bei günstigen Verhältnissen auch geologisch-agronomisch ausgestaltet sein können, die Veröffentlichung aber von landwirthschaftlichen Bodenkarten überlasse man den hiezu berufenen Vertretern der agronomischen Wissenschaft.

[1] Arbeiten der Deutschen Landwirthschafts-Gesellschaft, Heft 36 (1898), S. 6.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Jena.** Außer der philosophischen hat auch die juristische Fakultät der hiesigen Universität, wie der „Voss. Ztg." mitgetheilt wird, beschlossen, den Doktortitel nicht mehr ohne eine gedruckte Abhandlung zu verleihen.

* **Berlin.** An der hiesigen technischen Hochschule ist der Ingenieur Emil Heyn bei der Abtheilung für Maschinen-Ingenieurwesen als Privatdozent zugelassen worden. Sein Lehrfach umfaßt die Zustandsänderungen der Metalle und Legirungen bei ihrer technischen Verarbeitung mit Berücksichtigung der wichtigsten Ergebnisse der Metallmikroskopie. — In die juristische Fakultät der hiesigen Universität tritt Dr. Ernst v. Möller, in die philosophische Dr. Paul Menzer als Privatdozent ein.

* **Wien.** Wie schon im Hauptblatte mitgetheilt wurde, ernannte die Akademie der Wissenschaften den Unterrichtsminister Dr. v. Hartel zum Vizepräsidenten, ferner Professor Virchow (Berlin) zum Ehrenmitgliede. Zu korrespondirenden Mitgliedern wurden gewählt die Professoren Karl Krumbacher (München), Hermann Diels (Berlin), Ernst Abbe (Jena), Alfred Zittel (München) und Felix Klein (Göttingen).

* **Prag.** Der Professor an der hiesigen deutschen Universität, Dr. Augustin Finger, wurde zum ordentlichen Professor des Strafrechts und des Strafprozeßrechts an der Universität Würzburg ernannt.

* **Krakau.** Unter den Persönlichkeiten, die aus Anlaß der 500jährigen Jubelfeier der Gründung der dortigen Jagellonischen Universität zu Ehrendoktoren promovirt wurden, befindet sich auch der italienische Botschafter am Wiener Hofe, Graf Nigra.

* **Zürich.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Hochschule hat sich Dr. phil. et med. Adolf Oswald für das Fach der medizinischen Chemie habilitirt.

* **Lüttich.** Prof. Dr. H. Bischoff ist zum außerordentlichen Professor für deutsche Sprache und Literatur an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Kopenhagen.** Hier starb Dr. Karl Lange, ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie an der hiesigen Universität.

* **Aus Amerika.** Der Stadt Philadelphia ist von einem ihrer reichen Bürger Namens Widener ein Grundstück zur Benutzung als Volksbibliothek und Kunstgalerie überwiesen worden. Der Werth des Geschenks wird auf vier Millionen Mark geschätzt. — Eine Schenkung von ebenfalls vier Millionen Mark hat die methodistische Universität in der Stadt Kansas von einem jüngst verstorbenen Geistlichen erhalten.

* Zu Parà in Brasilien starb am klimatischen Fieber Dr. phil. Karl v. Kraatz-Koschlau, seit 1898 Privatdozent an der Universität Halle der in Parà als Staatsgeologe und Direktor des naturwissenschaftlichen Museums wirkte.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 1. Juni. Nummer 125.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Das Anno santo.

Von Franz Xaver Kraus.

VI.

Die beiden Anni santi der Jahre 1300 und 1350, verherrlicht durch die großen Namen Dante's und Petrarca's, stellten sich als nicht unwichtige Ereignisse in der Kultur- und Kirchengeschichte des Mittelalters dar: von keinem der folgenden Jubiläen kann das gesagt werden. Die Anni santi, seit dem Ende des 14. Jahrhunderts gehäuft, sinken mehr und mehr zu einfachen kirchlichen Zeremonien und Andachtsübungen herab, die gewiß noch vielen gläubigen Katholiken zu Trost und Freude gereicht haben, aber keinen tieferen Eindruck als geschichtliche Ereignisse zurückgelassen haben. Ich mache mit einer kurzen Uebersicht derselben den Schluß dieser Betrachtung.

Das dritte Jubiläum fällt 1390. Die 40 Jahre, welche es von dem zweiten trennen, waren für Italien eine Zeit entsetzlicher Leiden und für die Kirche der Anfang des Schismas, das die natürliche Folge der Französirung des Papstthums war. Urban hatte angesichts der Unsicherheit Avignons den Bitten der italienischen Patrioten, vorab Petrarca's, nachgegeben, und war auf kurze Zeit nach Rom zurückgekehrt, wo er (1368) Karl IV. zum Kaiser krönte. Vierzehn Jahre lang hatte sich der Kardinal Albornoz bemüht, die Trümmer des Kirchenstaates wieder aufzurichten: umsonst; was Urban vor sich sah, mußte ihm zeigen, daß das Pontifikat aufgehört hatte, den politischen Mittelpunkt Italiens zu bilden. Er konnte seine schmerzlichen Beobachtungen austauschen mit denen seines kaiserlichen Gastes, der vom Kaiser nichts mehr an sich hatte und da, wo einst Karl und Otto, die Großen, geherrscht, nur sozusagen als Tourist höheren Stiles auftrat. Die Bitten Birgida's und die Vorwürfe Petrarca's konnten diesen schwachen Papst nicht abhalten, nach seiner geliebten Provence zurückzustreben. Unter Gregor XI. (1370 bis 1378) brach die Liga gegen die weltliche Macht des Papstes aus, und es erfolgte jener entsetzliche Bannfluch gegen Florenz, der die Bürger dieser anmuthigsten und theuersten Stadt für Sklaven erklärte und jedem Straßenräuber anheimgab, eine Bevölkerung auszurauben und zu schänden, in deren Mitte bereits die edelsten Träger der Renaissance und des Humanismus heranwuchsen. Man möchte einen Finger darum geben, um dies Blatt aus der Geschichte der Kirche zu tilgen — mitsammt dem Blutbad von Cesena und all den Unthaten, welche den Horden des Kardinals von Genf nachzurühmen sind: grauenhafte Stürme, durch welche die Stimme der hl. Caterina von Siena wie ein klagender silberner Glockenton wehmuthsvoll hindurchklingt — unmächtig, der Wildheit einer zerfahrenen Welt zu steuern, und doch eines der mächtigsten und herrlichsten Zeugnisse, welches die Geschichte von dem Walten des göttlichen Geistes unter uns aufbewahrt hat. Das waren die Zeiten, wo, wie spätere Mittheilungen besagen, der Papst die Abhaltung der Jubiläen auf das 35. Jahr setzte oder zu setzen sich vornahm; denn Gregor XI. war es nicht bestimmt, diese seine Absicht durchzuführen, und auch Urban VI. (1378—89) ging dahin, ohne das von ihm in der Bulle vom 8. April 1389 ausgeschriebene Jubiläum zu erleben. Er, wie schon vorher Gregor XI., bestimmte, daß auch S. Maria Maggiore zu den Kirchen zählen sollte, welche die Pilger zu besuchen hatten. Bonifaz IX. (1389—1404) konnte endlich das dritte Jubiläum 1390 begehen. Es war ein trauriges Friedensfest, bei welchem der Papst in Rom seinen Gegenpapst in Avignon (Clemens VII. 1378—94) exkommunizirte und dieser, wie Muratori lakonisch bemerkt, nicht ermangelte, jenem die gleiche Liebe zu erweisen: so daß jetzt die Christenheit je zur Hälfte sich mit dem Bannfluch belegt sah. In Rom trat den Pilgern nichts als Verwüstung entgegen. Die Kirchen und Paläste zerfallen, der Lateran (seit 1360) völlig niedergebrannt, S. Peter und S. Paul so vernachlässigt und gebrochen, daß der Regen auf die Altäre niederströmte und das Vieh in das Innere dieser Basiliken hineinlief; die Straßen vor Schutt und Schmutz ungangbar, Adel und Hierarchie zusammengeschmolzen oder vernichtet, ein verlumptes Volk von Bettlern in den stillen Gassen herumschleichend. In Bologna, welches von ähnlichem Leid betroffen war, hatte der große Albornoz zu Petrarca geäußert: das war einmal die Stadt Bologna, jetzt ist es ein Schutthaufen — haec, amice, Bononia olim fuit, nunc autem macerata est. Und das Gleiche konnte man von einem großen Theil des Landes sagen. Als in den Tagen Urbans V. Petrarca die Herrlichkeiten Roms rühmte, um den Papst dahin zu locken, antwortete ihm ein Franzose spöttisch: Italien sei einmal etwas gewesen, jetzt sei es geradezu nichts mehr — magnum aliquid fuisse Italiam, nunc eandem fere nihil esse. Und war das nicht schließlich ein wenig das Bild der gesammten Kirche, die durch das Schisma hindurch unaufhaltsam einem Riß entgegenging, der viel schlimmer und unheilbarer war als der, welcher das Gebälk von S. Peter und S. Paul gespalten hatte.

Trotzdem sah Rom auch diesesmal noch zahlreiche Fremde. Theoderich von Niem, der unsre beste Quelle für jene Zeit ist, spricht von „unzähligen Pilgern“, die aus Deutschland, Polen, Ungarn, Böhmen und England dorthin kamen; Frankreich und Spanien enthielten sich des Besuches, da diese Länder zur Obedienz des avignonesischen Papstes gehörten. Viele fürstliche Personen sollen die Wallfahrt gemacht haben: unter Anderen kam der Markgraf Albert von Ferrara mit 400 Mann zu Fuß und zu Pferd (nicht 4000, wie Lea hat), bei welcher Ge-

legenheit er vom Papst die Stiftung der Universität Ferrara erlangte.

Unter den Krankheiten, welche das babylonische Exil über die Kurie gebracht, war keine schlimmer als die grenzenlose Habgier und Bestechlichkeit ihrer Beamten. Gobelinus Persona (Act. VI c. 81) erzählt uns auch gelegentlich dieses dritten Anno santo schlimme Dinge über die Schamlosigkeit der päpstlichen Kollektoren, welche die Ablaßgelder von denjenigen auflasen, die nicht selbst nach Rom wallfahrten konnten. Es scheint, daß diese Agenten dem armen Volke da draußen vorspiegelten, sie hätten Fakultäten vom Papst, um von Gelübden und Irregularitäten zu dispensiren und auch solchen den Ablaß zu verkaufen, welche nicht einmal zur Beichte gehen wollten. In einer einzigen Provinz seien so über 100,000 Gulden aufgelesen worden. Als der Papst davon gehört, habe er, heißt es bei Raynaldi und Ughelli, die Bischöfe von Ferrara und Como, in Deutschland die von Ratzeburg, Meißen und Hildesheim beauftragt, die Sache zu untersuchen und er habe viele der Uebelthäter einkerkern und schwer bestrafen lassen. Die ungünstigen Berichte des Gobelinus und Corio (der übrigens kein Zeitgenosse war und zu Anfang des 16. Jahrhunderts seine Historia di Milano schrieb) scheinen demnach, wie Manni ausführt, zu korrigiren zu sein. Wozu denn freilich zu bemerken ist, daß Bonifaz IX. von Theoderich von Niem (II 6—13) und der Vita Bonifatii IX. bei Muratori (III 2, 831) beschuldigt wird, selbst den Geiz aufs äußerste getrieben und alle Kirchenämter und Gnadenbezeigungen um Geld verkauft zu haben. Solche Anklagen sind mit Vorsicht aufzunehmen, und es kann zugunsten dieses Papstes doch immerhin geltend gemacht werden, daß er gleich seinem Vorgänger sich der bittersten Geldnoth ausgesetzt sah, so daß er selbst die Kirchenschätze verpfänden mußte.

Sonst wird von diesem Jubiläum noch gemeldet, daß, wie den Minoriten zu Assisi, so auch den Predigermönchen zu Erfurt gelegentlich ihres Provinzialkapitels von 1376 zugestanden wurde, daß sie denen, welche bei ihnen beichten würden, dieselben Ablässe ertheilen dürften, welche man das Jahr zuvor durch die Pilgerfahrt nach Rom gewinnen konnte. Solche Züge sind nicht zu übersehen. Privilegien dieser Art trugen außerordentlich dazu bei, die Verstimmung zwischen Welt- und Ordensklerus zu verschärfen, aber auch zwischen den Orden selbst jene Rivalität zu nähren, welche wir zu Luthers Zeiten zwischen Dominikanern und Augustinern in hellen Flammen ausbrechen sehen.

Im Jahre 1398 war es Bonifaz IX. geglückt, die republikanische Regierung der Stadt Rom zu stürzen und dieselbe zur Anerkennung des päpstlichen Regiments auch in städtischen Dingen zu zwingen. „Parum ante me natum," sagt Lorenzo Valla, „per inauditum genus fraudis Roma papale accepit imperium seu tyrannidem potius, cum diu libera fuisset." Zur Befestigung dieses Zustandes ward die in Trümmern daliegende Engelsburg wieder aufgebaut und durch einen festen Thurm zur Zwingburg umgeschaffen. Der ganze Vatikan war verschanzt. Wiederum wogte der Kampf zwischen dem Papst, den Gaetani, Vico, den Colonna. Der Aufstand, den Niccolo Colonna am 15. Januar 1400 gegen Bonifaz angeschürt, schlug fehl und endigte mit der Enthauptung von 31 Gefangenen, der Achtserklärung und der Predigt eines Kreuzzuges gegen das Haus Colonna, das indessen doch noch 1400 seinen Frieden mit dem Papst schloß. In diesem Jahr 1400 machte sich nun eine große Menge von Oltramontani, namentlich von Franzosen, auf den Weg, um das Jubiläum, der Stiftung Bonifaz' VIII. entsprechend, in Rom zu feiern. Sie begegneten drei mächtigen Feinden. Einmal den Straßenräubern, die alle Wege belagerten und nach Theoderich von Niems Zeugniß den armen Pilgern ihr Geld, ihre Weiber und schließlich ihr Leben raubten. Dann der Pest, welche jetzt wieder mit erneuter Heftigkeit auftrat und in allen Städten Mittelitaliens zahlreiche Opfer forderte. So in Siena, wo damals der junge Bernardino Albizzeschi, der künftige Bußprediger seiner Heimath, die Kranken pflegte; in Florenz, wo über 100, in Rom, wo eine Zeitlang 600 bis 800 Männer täglich starben. Der Schrecken über diese Heimsuchung rief, wie seinerzeit beim Herannahen des schwarzen Todes, großartige Büßer- und Geißlerzüge hervor, die sich, weiß gekleidet[1]), misericordia eterno Dio schreiend, durch die Städte Italiens wälzten und ihre Verzweiflung in wehmüthigen Gesängen ausdrückten. Diese Laudi de'Bianchi haben ihre Stellung in der toscanischen Literaturgeschichte. Ein Heiliger der Zeit, der an solchen Geißlerfahrten theilgenommen, der sel. Giovanni Bianchi von den Predigermönchen in Florenz, sandte, nach Baldovinetti, eine derartige Lauda de'Bianchi an die Schwestern von Corpus Domini in Venedig, wo seine Mutter als Suor Paola eingetreten war. Später wohnte dieser Frate, Kardinal geworden, dem Konstanzer Konzil bei, von wo er seiner Mutter einen Brief schrieb, in der er das Andenken der heil. Caterina von Siena besprach und von seinem Aufenthalt in Rom während des Jubiläums erzählte. Sein rechter Fuß sei dazumal sehr krank gewesen, recht zur Unzeit, da er innerhalb 15 Tagen doch zur Gewinnung der Indulgenz die vier Kirchen besuchen mußte: er habe sich aber plötzlich gebessert, als er der hl. Caterina versprochen, einen wächsernen Fuß in Siena an ihr Grab zu hängen. In einem anderen unedirten Brief berichtet er, er habe mehrmals den Papst gesprochen. Dieser war der dritte Feind, welchem die Pellegrini von 1400 begegneten. Die Römer hatten ihm nach Assisi eine Gesandtschaft geschickt, um ihn zu bitten, 1400 wieder einen Anno santo abzuhalten. Aber er lehnte das in der Bulle Cum nonnulli entschieden ab, indem er die für 100, bezw. 50 Jahre bewilligten Indulgenzen nicht mehr bestätigte (minime concedimus nec ipsas confirmamus.[2]) Bonifatius IX. sah in diesen Pilgerzügen aus Frankreich eine Demonstration seines Gegenpapstes in Avignon, weßhalb er den Hauptzug derselben in Viterbo aufhalten und seinen Führer, einen Priester abfangen und hinrichten ließ: die Hypokrisie seiner bösen Absichten sei hier erkannt worden und so habe man ihn des Feuertodes theilhaftig werden lassen. Dem Antipapa wäre es natürlich nicht besser ergangen, wenn er seine Wallfahrt nach Rom gemacht hätte. Trotzdem scheinen doch auch fromme Italiener das Jahr 1400 als ein rechtmäßiges Jubiläumsjahr angesehen zu haben, wie das aus der Aeußerung des heil. Antoninus von Florenz (Storia, III, tit. 22, c. 3) hervorgeht: tempore eius fuit Jubilaeus antiquitus institutus, scilicet MCCCC wozu denn, nach demselben Autor, unzählige Völker Fidelium et Ultramontanorum hergekommen: man beachte die im Munde eines Italieners charakteristische Unterscheidung von Fideles, d. h. Italienern und Ultramontani, d. h. Fremden von jenseit der Alpen. Sind wir

---

[1]) Die Tracht dieser Bianchi war dargestellt auf einem alten Gemälde, einem Davanzale, welches sich nach Manni, S. 50, auf der Tribuna der Compagnia di S. Andrea, in der Kirche del Crocifisso in Florenz befand. Ob dies Bild noch existirt, ist mir nicht bekannt.

[2]) *Vittorelli*, p. 234. — *Theod. de Niem*, De schism. II, c. 28. — *Phil. Bergom*, Suppl. Chron. z. J. 1400. — *Magn. Belg. Chron.* z. s. J. — *Raynald*, Annal. z. s. J.

Forestieri doch auch jetzt noch in den Augen der Römer keine waschechten Fideles.

Gleichwohl hat diesseit der Alpen ein Fürst mit den Seinigen dies Jubiläum von 1400 feiern dürfen. Das war der König Wenzel von Böhmen, der sich das vom Papst ausbat und es auch erlangte. Es wird nicht angegeben, ob das vor oder nach seiner Absetzung als deutscher König war, welche die Kurfürsten am 20. August 1400 vollzogen. Manni berichtet aber, das Jubiläum sei in Prag unter Zulauf einer maravigliosa multitudine begangen und vom König con grande religione gefeiert worden. Starke Buße scheint dieser große Sünder indessen nicht auf sich genommen zu haben; er fuhr in seinem schlechten Leben eben fort, bis ihn seine Böhmen 1403 einsperrten; erst 1418 ist er bekanntlich gestorben — da niuno compianto, e abborito da ognuno, wie Muratori sagt. Es war im selben Jahr, daß Johann Hus die Priesterweihe empfing und seine Lehrthätigkeit an der Universität Prag begann. Es dauerte nicht lange, bis er an der Bethlehemskapelle gegen die Indulgenzen zu predigen begann. Damit kam der Stein ins Rollen, der im Fortgang der Dinge ungeheure Ereignisse mit sich führen sollte.

Wir kommen zu dem angeblich 1423 gehaltenen Jubiläum. Ihm waren das Pisaner Konzil 1409, das große dreifache Schisma, das Konstanzer Konzil 1414—1418 vorausgegangen. Hier war wenigstens die Einheit der Kirche wieder hergestellt und durch die Wahl Oddone Colonna's (Martin V. 1417—1431) der Zusammenhang mit den alten römischen Traditionen wiedergewonnen worden. Am 16. Mai 1418 zog Martin V. vom Bodensee über Genf und Mailand nach Italien, wo ihm kaum mehr ein Rest des Kirchenstaates geblieben. Er verweilte über ein Jahr in Florenz, wo sich ihm der Expapst Johann XXIII. zu Füßen warf und an diesem Rencontre starb. Als er am 28. September 1420 endlich in Rom anlangte, fand er hier fast nichts mehr als Schutt und Schmutz, eine an den Bettelstab herabgesunkene verthierte Bevölkerung. Dies Bild des Jammers war der Revers der Medaille, welche auf der Vorderseite den Sieg Innocenz IV. über Friedrich II. und die Zerstörung des deutschen Reichs gezeigt hatte. Schon im selben Jahre 1420 ließ sich ein englischer Prälat, der Erzbischof Chicheley von Canterbury, einfallen, ein dem römischen gleichartiges Jubiläum auszuschreiben: der Versuch wurde rasch durch den päpstlichen Internuntius unterdrückt.[3]) Ein Bericht des Deutschherrenordensagenten in Rom läßt uns wissen, daß die Römer 1422 lebhaft in den Papst drangen, um ein neues Jubiläum zu erhalten, und es wird auch von späteren Quellen (Vittorelli, Onofrio Panvinio, Pauls II. Bulle Ineffabilis, Julius III. Bulle Pastores ovium) behauptet, er habe in Vollziehung der von Urban VI. gegebenen Vorschrift einen Anno santo für 1423 angesagt. Die gleichzeitigen Schriftsteller, wie der hl. Antoninus, wie denn auch Platina, Volaterrano, Agostino Valiero, wissen nichts davon. Die schöne, von Manni p. 55 wiedergegebene Medaille mit dem prächtigen Kopf Martin V. hat, wie Manni selbst erklärt, keinen Bezug aufs Jubiläum, dessen Abhaltung 1423 durch Domenico Giorgi in seinem Leben Nikolaus' V. ausdrücklich geleugnet wird. Sollte es angekündigt worden sein, so war es sicher von geringem Erfolg — di poca celebrità e concorso, wie Manni sagt. Pastor hat in seiner verdienstvollen Geschichte der Päpste (I 179, 647) auf das Zeugniß des Poggio und des Niccola della Tuccia hin die Abhaltung des Jubiläums bejaht. Ersterer spricht in der That von den Barbaren, die bei der Jubiläumsfeier Rom überschwemmt und mit ihrem Unrath erfüllt hätten; Niccola della Tuccia's Chronik von Viterbo berichtet, es seien viele Oltramontani damals zur Gewinnung des Ablasses nach Rom gezogen. Beide Stellen beweisen nur, daß 1423 oder 1425 wie einst 1400, viele Menschen nach Rom gingen, in der Meinung, daß dort der Anno santo gehalten wurde; sie beweisen aber nicht, daß dies thatsächlich oder offiziell der Fall war.

Wie sehr sich indessen in jenen Zeiten die Geister mit diesen Dingen beschäftigten, zeigt der kleine Traktat „Modus quidam quo certis ex causis Romam ire non valentes in Anno Jubileo spiritualiter peregrinationem aundem perficere possint, der französisch in einer Victorinerhandschrift erhalten und in den Ausgaben Gersons diesem großen Meister des geistlichen Lebens († 1429) zugeschrieben ist.[4]) Es wird da ausgerechnet, daß die Reise von Frankreich nach Rom 350 Meilen weit ist und 50 Tagesreisen kostet, an Stelle deren dann so und so viele Besuche in benachbarten Kirchen und entsprechende Gebete angerathen werden.

Das Jubiläum von 1450 ist bei Pastor (I 322 bis 344) so ausgiebig und trefflich erzählt, daß ich mich hier ganz kurz fassen kann. Eine Reihe zeitgenössischer Schriftsteller Italiens, wie Manetti, der Biograph Nikolaus V., Justinus Dathus (Deti in seiner Historia Senensis 1447—1457), Enea Silvio Piccolomini, Cristoforo a Soldo, der Chronist Brescia's, Paolo di Benedetto di Cola della Mastro (in s. Cronache Romane), Giovanni d'Anagni, Giovanni Rucelai aus Florenz, der hl. Antoninus sprechen von ihm. Auch diesseits der Alpen wenden der Propst Felix Hammerlin zu Solothurn, der Dominikaner Heinrich Kalteisen, Jakob von Jüterbogk, Joh. v. Wesel diesem Ereigniß und im Zusammenhang damit der Ablaßfrage ihre Aufmerksamkeit zu. Andere Quellen, über welche wir zuerst durch Pastor unterrichtet sind (I 337) liegen noch ungedruckt in den Bibliohteken zu Trier, Mainz, Wolfenbüttel u. s. f.

Mit Tommaso da Sarzano war, 1447, der erste Humanist auf den Stuhl Petri gelangt. Sein Pontifikat, für Kunst und Wissenschaft von unvergleichlicher Bedeutung, bezeichnet auch in jeder anderen Hinsicht ein Aufathmen nach langer Noth und unsäglichem Leid für Rom und die Christenheit, und gerne mochte Nikolaus V. einwilligen, zu der 50jährigen Feier des Jubeljahres zurückzukehren, welche er, für 1450, durch seine Bulle vom 19. Januar 1449 ansetzte und zu deren Erhöhung auch die Kanonisation des großen Sieneser Volksheiligen Bernardino am Pfingstsonntag, 24. Mai, vorgenommen wurde. Der Erfolg war ein vollständiger. Alle Augenzeugen und Zeitgenossen stimmen darin überein, daß der Zudrang aus allen Theilen der Christenheit ein außerordentlicher war, wenigstens im Frühling, wo nach Enea Silvio täglich 40,000 Menschen in Rom geweilt haben sollen, auch im Herbst, während im Sommer freilich infolge der wieder mit großer Wuth auftretenden Pest die Zahl der Pilger herabsank und der

3) Lea, a. a. O., S. 208, macht auf zwei andere Jubiläen aufmerksam, welche neben dem römischen gefeiert wurden: das von Compostella, welches in unserm Jahrhundert noch öfter, zuletzt 1897 gehalten wurde und seiner Ansicht nach auf eine gefälschte Bulle Alexanders III. von 1179 (Regis aeterni) zurückgeht, und das von Lyon, welches auf Grund eines päpstlichen Indultes von 1451 abgehalten werden darf, wenn das Fest des hl. Johannes des Täufers auf Dreifaltigkeitssonntag fällt. Das war zuletzt 1886 der Fall und soll 1943 wiederkehren (*Zaccaria*, Dell' anno santo I, IX).

4) *Gerson*, Opp. Ed. Du Pin, Antw. 1706, II, 523.

Papst selbst, der sich vor dieser Krankheit sehr fürchtete, nach Fabriano entwichen war. Von hervorragenden Personen, welche damals nach der ewigen Stadt zogen, werden der Kurfürst Jakob von Sierk, Erzbischof von Trier, der Kardinalbischof von Augsburg, Peter v. Schaumburg, die Bischöfe von Metz und Straßburg, die Markgräfin Katharina von Baden, Landgraf Ludwig von Hessen, Herzog Joh. v. Cleve, Herzog Albrecht von Oesterreich genannt. Von Gelehrten kam der polnische Geschichtsschreiber Joh. Dlugoß, von berühmten Geistesmännern der hl. Didacus (Diego), Fra Capistrano, der in den Türkenkriegen predigte, Jacopo della Marca; von Künstlern Roger van der Weyden, der von dieser Romfahrt ohne Zweifel bedeutsame Einwirkungen mitgebracht hat. Doch hatte auch dieses Jubiläum betrübende Episoden zu verzeichnen. Die Chronik von Forli berichtet von der Unthat des Sigismondo Malatesta von Rimini, der eine deutsche Dame von großer Schönheit auf ihrer Romreise raubte und, da sie ihm nicht zu Willen sein wollte, ermordete. Das Faktum wird neuerdings von Zonini bestritten, doch geben auch Sanudo und Enea Silvio davon Notiz und mein Annotator beruft sich dafür auf Contarini's Giardino istorico, nach welchem es eine Signora Tedesca, moglia del figlio del Duca di Borbone war, welche von 100 Reitern begleitet bei Rimini vorbeiritt, als Sigismondo sie entführte. Ein anderes schmerzliches Vorkommniß war die Katastrophe, welche sich am 19. Dezember auf der Engelsbrücke zutrug, wo aus dem Zusammenstoß einiger scheu gewordenen Maulthiere ein entsetzliches Gedränge entstand, aus welchem 172 Todte herausgebracht wurden. Nikolaus V. ließ, um ähnlichen Zufällen vorzubeugen, den Platz S. Celso vor der Brücke schaffen und zur Erinnerung an den traurigen Vorfall die beiden Marmorkapellen an den Aufgang der Brücke setzen, welche bis unter Clemens VII. standen.

Dies Jubiläum hatte den Römern einen wahren Goldregen gebracht, insbesondere dem Papst — pene infinitum argenti copiam, sagt Manetti; denn es kamen nicht bloß die Opfergaben der Gläubigen, sondern auch die hohen Zölle und Steuern in Betracht, welche auf die in ungeheuren Mengen eingeführten Lebensmittel gelegt wurden. So konnte Nikolaus V. für die von ihm geplanten Bauten, für die Sammlungen des Vatikans und die Unterstützung seiner Künstler und Gelehrten die Mittel gewinnen und noch 100,000 Goldgulden in die mediceische Bank niederlegen. Eine mehrfach abgebildete Goldmünze (Manni p. 71) erinnert an das Jubiläum von 1450; dagegen sind die Medaillen mit der Porta clausa (eine hat die Inschrift RESERAVIT ET CLAVSIT ANNO IVBILEI MDCL) ein Erzeugniß des 16. Jahrhunderts (vgl. Manni p. 67 f.).

Welchen Weg die Verweltlichung der Institutionen in dem darauf folgenden Vierteljahrhundert zurückgelegt, zeigt das (7.) Jubiläum von 1475. Paul II. hatte durch die Bulle Ineffabilis vom Jahre 1470 die Abhaltung des Jubiläums auf alle 25 Jahre festgesetzt. Dementsprechend kündigte Sixtus IV. im Jahre 1473, 29. August, aus Tivoli (Extrav. Comm. V, 9) das Jubiläum für 1475 an. Inzwischen hatte Rom die an Verschwendung alles bisher Bekannte übertreffenden Feste gesehen, welche der Kardinalnepot, Pietro Riario gelegentlich der Hochzeit Leonora's von Aragon mit Ercole von Ferrara gab (1473, Jan.); man hatte den frühen Tod dieses Nepoten erlebt (1474, 5. Jan.), der aus einem armen Franziskanermönch plötzlich Kardinal, Patriarch von Konstantinopel, Erzbischof von Sevilla und Florenz und Inhaber unzähliger anderer Benefizien geworden war und in zwei Jahren, alles, Reichthum und Gesundheit in unerhörter Schwelgerei verzehrt hatte. Der Erbe seines Glücks ward sein Bruder Girolamo Riario, bis dahin ein armer Schreiber in Savona, jetzt Herr von Imola und Gemahl jener furchtbaren Caterina Sforza, der Brudertochter Geleazzo's, deren Leben und Wesen uns vor wenigen Jahren Graf Pasolini so anschaulich geschildert hat. In diese Luft hinein berief Sixtus IV. die Andächtigen zur Gewinnung des Ablasses. Man hatte im Hinblick auf ihre Ankunft schon seit 1473 allerlei Arbeiten unternommen. Der längst zerfallene Ponte Rotto wurde neugebaut und trug nun den Namen des Ponte Sisto; die Aqua Virgo wurde vom Quirinal bis Fontana Trevi fortgeleitet, die Ausbesserung der Straßen ins Werk gesetzt. Zu Anfang 1475 verkündigte Sixtus in einer bekannten Bulle seine Absicht, die ganze Stadt einer durchgreifenden Restauration und sozusagen einer neuen Schöpfung zu unterziehen. Was er nach dieser Richtung gethan, ist der größte Ruhmestitel eines Pontifikats, über dem sonst dunkle und bedenkliche Schatten liegen. Um den Besuch Roms zu fördern, wurden für die Dauer des Anno santo alle übrigen Ablässe aufgehoben, was seither Sitte geblieben ist. Die Franziskaner von Araceli waren damit sehr unzufrieden und erlangten von ihrem ehemaligen Ordensbruder eine aparte allgemeine Indulgenz für alle Franziskanerklöster. Aehnliche Indulte erlangten übrigens auch Neapel und Bologna gegen bestimmte Zahlungen, die zu einem Drittel in die vier Kirchen, zu zwei Dritteln in die päpstliche Kammer flossen. Der Zufluß der Fremden zu diesem Jubiläum wird durchweg als gering angegeben. Nach dem Chronisten von Viterbo hielten die Kriegsläufe im Norden, aber auch die tief herabgesunkene Ehrfurcht des Volkes vor den Priestern die Pilger von der Fahrt vielfach ab, doch mehrten sich dieselben zu der Osterzeit, und ein Gesandter meinte, es seien auf Christi Himmelfahrt wohl 200,000 Menschen dagewesen, was indessen auch Pastor (II, 458) für übertrieben erachtet. Indessen fehlte es doch auch diesmal nicht ganz an interessanten Gästen. Auf die Eintragungen in dem Bruderschaftsbuch der Anima hat schon Pastor hingewiesen; de Waal hat eine Reihe solcher Notizen jetzt mitgetheilt, welche zu beachten sind. Dänische Quellen erzählen uns von der Fahrt der Königin Dorothea 1475; der König Christian von Dänemark war schon 1474 nach Rom gezogen. Die abgesetzte Königin von Cypern, Charlotte von Lusignan, kam am 3. Mai in Rom an, wo sie die Gastfreundschaft des Papstes genoß. Ihren Empfang schildert das noch erhaltene Fresko in S. Spirito mit der die Güte des Papstes feiernden pathetischen Inschrift. Die arme Prinzessin lebte noch einige Jahre in der Leostadt, in dem Palazzo delle Convertende. Noch eine andere depossedirte Fürstin lebte damals in Rom, Caterina, Königin von Bosnien, die aber schon mehrere Jahre vor dem Jubiläum angekommen war und nicht erst, wie Ciacconio und Bzovius angeben, 1475 kam. Sie starb 1478 und ist in Araceli begraben. Am 30. März passirte nach meinem Annotator auch der König von Bosnien mit 60 Pferden Florenz, um sich zum Jubiläum zu begeben. Politisch wichtiger war die Anwesenheit des Königs Ferrante von Neapel, der am 28. Januar mit vielem Gefolge einzog und, wie es scheint, insgeheim am 13. und 14. Februar wieder in Rom war. Daß dieser Typus eines fürstlichen Verbrechers heftige Buße gethan, wird nicht vermeldet. Doch säuberten die zahlreichen Falken, welche seine Herren mitgebracht, nach dem unverdächtigen Zeugniß des Infessura die Stadt von den allenthalben in und um Rom umhersitzenden Eulen. Baldovinetti erzählt auch von dem Besuche des durch

seine Facezien berühmten Florentiners M. Arlotto Piovano di S. Cresci aus der Diözese Fiesole, welcher in Rom von seinem Freunde M. Falcone de' Sinibaldi, Kanonikus in S. Pietro, beherbergt wurde, der dann später auch nach Florenz kam und bei den Pazzi abstieg. In Rom wurden beide Herren von dem Kardinal von Pavia zu einem Essen eingeladen, bei welchem mehrere der in der gedruckten Raccolta di Facezie mitgetheilten Discorsi piacevoli gehalten wurden. Auch diese Herren dürften Anno 1475 nur mäßig zerknirscht gewesen sein. Gegen Ende des Jahres (Okt.) wurde Rom durch den Tod des Stadtpräfekten und, was schlimmer war, durch die furchtbare Ueberschwemmung des Tiber heimgesucht, welcher der Ausbruch einer pestartigen Epidemie folgte. Infolgedessen verzogen sich die Pilger und Sixtus gab Bologna für 1476 eine Art Nachfeier des Jubiläums. Die eingenommenen Gelder, die weit hinter der Erwartung zurückgeblieben waren, wurden größtentheils für den Türkenkrieg bestimmt. Die zur Erinnerung an dieses Jubiläum geprägten Medaillen (Manni p. 78. 83 f.) mit der Porta aperta gehören auch erst dem 16. Jahrhundert an. Dagegen bewahrt die am Grab des Papstes Sixtus IV. im Petersdom angebrachte Inschrift das Andenken an das von ihm gefeierte Jubiläum, zugleich mit dem Namen Antonio Pollaiuoli's, der hier sein Meisterwerk schuf. Insgleichen notirt mein Anonymus die unedirte Grabschrift, welche der Kardinal von Neapel, Olivieri Caraffa dem Dalmatiner Juristen Fantino Tragurino in der Cappella del Presepio in S. Maria Maggiore setzte: dieser Fremde war ANNO IVBILEI VII · K · NOVEMBRIS MCCCCLXXV in Rom gestorben.

Eine Biographie Conrad Ferdinand Meyers.[1])

Die Schweiz hat der deutschen Erzählung und Lyrik im 19. Jahrhundert zwei große Meister von merkwürdig scharf, fast einseitig ausgeprägtem Charakter beschert. Keller ein Sohn des Volkes, stammte aus den allereinfachsten Verhältnissen, wo er die Noth des Lebens zu früh kennen lernte, als daß ihm nicht ein verbitterter Zug zu eigen blieb; der andere konnte dagegen mit ererbtem Gut sein Dasein so gestalten, wie es ihm behagte; von Natur war Keller poetischer begabt als C. F. Meyer, der sich nur mit wenigen, schweren und ernsten Stoffen trug, und über keine rasch und reich spendende Erfindung verfügte. Keller, dem Geiste Goethe's verwandt, ließ sich mehr mit dem Leben selbst ein und ließ von allen Seiten auch die Vielheit seiner Erscheinungen auf sich wirken, um sie leicht humoristisch gefärbt wieder zurückzustrahlen, während C. F. Meyer, in Schillers Bahn schreitend, lieber auf hohe Zinnen trat, die Nähe und Weite nach großen Begebenheiten absuchte und auf diese einzelnen nun alle Kräfte seines Gemüths und seiner Phantasie richtete. Ihm war ein langsam würdevoller Wandel eigen: er hat auch selten behende zugeschlagen und um seine Treffer lange gerungen. Sein Leben galt zum größten Theil der Vorbereitung: ein nicht enden wollendes Drängen und Schwellen, bis spät die Blüthen trieben und ein kurzer Herbst voll süßer Früchte folgte.

In der Hauptstadt des Kantons Zürich wurde er 1825 geboren, der Sohn eines ruhigen, leidenschaftslosen Mannes und einer Mutter, die über ein von Natur melancholisch gestimmtes Herz sich und Andere durch heitere Einfälle ihres Geistes täuschte. Der Knabe erhielt eine sorgfältige Erziehung und wurde in den klassischen Sprachen unterwiesen; Französisch lernte er später gründlich in der welschen Schweiz, wo er den anregenden Verkehr des Geschichtsschreibers Louis Vuillemin genoß und sich die fremde Literatur von Molière bis auf Musset aneignete. In Zürich wurde er dann als Student der Rechte eingetragen, aber diese Wissenschaft hatte es dem Jüngling nicht ernstlich angethan, der sich lieber auf seine Art fortbildete und in die Literatur überspringend, vorderhand die „Récits Mérovingiens" des Augustin Thierry übersetzte.

Die Mutter starb im Jahre 1856 (der Vater war ihr viel früher vorangegangen); und C. F. Meyer, der, obschon ein Dreißiger, noch immer keinen Beruf fand, ließ sich den Haushalt von seiner Schwester führen, mit der er auch größere Reisen unternahm. Um einer Zersplitterung seiner Kräfte vorzubeugen, versuchte er abermals das juristische Feld, aber der Plan wurde aufgegeben, ebenso die akademische Thätigkeit im französischen Fach, der er sich Anfang der 60er Jahre widmen wollte. Er führte sich nun regellos aus der Kunst und aus der Geschichte der alten und neuen Völker Italiens, Frankreichs und Deutschlands dasjenige zu, was zu seiner inneren Ausbildung ein Mann wie er brauchte, der später den deutschen Ländern so vollendete Gedichte und Erzählungen schenken sollte. Er zögerte aber lange, die Früchte seiner Nebenstunden an den Tag und in Druck zu geben.

Von einer gewissen Unruhe blieb sein tiefstes Wesen wohl unverkennbar beherrscht, und der Drang zum Wandern trieb ihn nicht bloß auf die heimathlichen Berge, sondern weiter auch in die Länder hinein, die sich davor und dahinter dehnen, vor allem nach Italien. Aber von dieser Unrast bekam seine Poesie kaum etwas ab, die diesen Dichter weniger in seiner Schwäche, als in seiner Stärke spiegelte; denn da er noch zu ringen hatte in einem Alter, wo Andere längst fertig, die Welt mit ihren Thaten erfüllen, — in seinen 30er Jahren —, gab er von allen Freuden und Leiden nichts bekannt. Er fing erst für die Oeffentlichkeit zu dichten an, als er innerlich so gut wie abgeschlossen war; es läßt sich deßhalb in seiner Poesie auch keine stürmische Entwicklung und kein Schwanken von einem Gegensatz zum andern, vielmehr nur das ruhige Ausreifen trefflicher, aber lange versteckter Anlagen bis zur Vollendung beobachten.

Der Krieg von 1870 gewann den Schweizer Dichter, der zwischen den beiden Sprachen seiner Heimath und zwischen der deutschen und französischen Literatur wählen konnte, dem großen Mutterland zurück. Er schenkte ihm „Hutten's letzte Tage", ein Buch, in das die Kämpfe des Jahres 1870 eigenartig und symbolisch hinüberspielen und das, von der Zukunftsfreudigkeit des werdenden Reichs und der neuen Zeit erfüllt, auch für den Dichter die Verheißung des Aufganges wurde. Denn in den siebziger und achtziger Jahren drängte sich die Fülle seiner Gaben. Das reizende, früh gedichtete Idyll „Engelberg" schritt, eine zarte Schwester, hinter dem rauhen Hutten her. 1873 erschien das „Amulet" und drei Jahre später der große Bündner Roman „Jürg Jenatsch". Erst jetzt gründete der Dichter an der Seite einer Gattin sich das Heim auf dem Kilchberge am linken Ufer des Züricher Sees. Auf den heitern „Schuß von der Kanzel" folgte die gewaltige geschichtliche Novelle „Der Heilige" und späterhin der graziöse „Plautus im Nonnenkloster" und „Gustav Adolfs Page". 1882 kamen die Gedichte, die auch die gebührende Beachtung fanden, denn schnell folgten einander die Auflagen, denen sich bis 1890 noch Novellen anschlossen: „Das Leiden eines Knaben", die düstern leidenschaftlichen Erzählungen von der „Hochzeit des Mönches" und der „Richterin". Bei der „Versuchung des Pescara" und der „Angela Borgia" stockte der Fluß — die kleinen Erzählungen erschienen in langen Pausen, und bald, nach dem Tode Gottfried Kellers im Jahre 1890, rief auch ihn eine schwere Krankheit aus der Zahl der lebendig Wirkenden ab.

Diesem Leben in die Tiefen nachzuspüren, und dann aus den Verhältnissen, aus Zeit und Ort alles das zu erklären, was bei einem Menschendasein überhaupt erklär-

[1]) Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke von Adolf Frey. Stuttgart 1900. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

bar ist, und Leben und Erleben hinwieder zur Quelle der Dichtung zu machen, — das muß einen kunstfreudigen Psychologen reizen; und Adolf Frey, der an den literarischen Ereignissen der Schweiz in den letzten Jahrzehnten thätig theilgenommen und die Freundschaft von Keller so gut wie von Meyer genossen hatte, durfte sich wohl am ehesten an diese schwierige Aufgabe wagen, deren einen Theil, die Lebensbeschreibung, er auch in der That im vorliegenden Buche gelöst hat. Denn den Zusatz auf dem Titel „Conrad Ferdinand Meyer, sein Leben und seine Werke" nimmt der Verfasser selbst schon in dem ersten Absatze des Vorwortes wieder zurück: Mich lockte die Zeichnung der realen Welt und der sichern Vorgänge. Es lag nicht in meiner Absicht, ein Buch über des Dichters Bücher zu schreiben." Damit soll aber, wie ich annehme, wohl kein allgemeiner Grundsatz, sondern nur eine persönliche Liebhaberei ausgesprochen und der gesunden literarischen Forschung kein versteckter Hieb ertheilt sein; denn über die Bücher eines Dichters von so hervorragender Bedeutung wie Conr. Ferd. Meyer, der in der deutschen Ballade und Lyrik „eigenste Gesänge" anzustimmen und vielen anderen Talenten erst die Richtung zu geben wußte, darüber ließe sich, und das weiß Adolf Frey so gut wie jeder Andere, recht wohl ein „Buch" schreiben, das über den Verdacht literarischer Kleinkrämerei und schimpflicher Betriebsamkeit schon durch die Wahl des Themas erhaben wäre. Vielleicht holt A. Frey diesen zweiten Theil der Aufgabe noch einmal nach; für jetzt hat er das Leben meist allein geschildert und den Zusammenhang mit den Werken nur so weit es eben nöthig schien, hervorgehoben. Reiche Erfahrungen standen ihm dabei zu Gebote und auch die Schwester des verstorbenen Dichters hat aus ihrem Wissen freigebig beigetragen. Einzelne Theile des Buches wurden schon in der Rundschau veröffentlicht, und A. Frey selbst ist durch seine Arbeiten über Haller und Salis längst als ein trefflicher und gewandter Darsteller in Deutschland beglaubigt.

Die Biographie ist in drei Bücher eingetheilt, deren verschiedene Kapitel je allgemein charakterisirende Ueberschriften tragen. Der erste Theil führt kurz die Vorfahren des Dichters auf, die sich bis 1610 zurück verfolgen lassen und geht dann breiter auf die Eltern, auf Ferdinand und Betsy Meyer, ein. Conrad Ferdinands Jugendjahre, mit manchem kleinen auffälligen Zug geschmückt, folgen; verräth sich doch schon das weltabgewandte feierliche Gebahren des Mannes gelegentlich im Kinde, wenn dies sich einmal wünschte, daß doch nur ein Himmel und keine Erde mehr wäre, „damit wir und alle Guten an einen Ort hinkommen, wo nicht mehr so viel Leid und Geschrei ist". Auch die Erzählung von den „Leiden eines Knaben" wird uns aus dem verständlich, was Conrad Ferdinand in der Stille damals selbst durchzumachen hatte, bis in die spätere Zeit hinein, wo er unter seiner Berufslosigkeit so viel von andern Leuten zu leiden hatte. Frey geht dem Dichter auf seinen Reisen nach und begleitet ihn dann in den beiden andern Theilen von den ersten schüchternen dichterischen Versuchen bis auf die Höhe seines Schaffens in den 80er Jahren. Die vielen Kritiken, die als Zeugniß dessen, wie Conr. Ferd. Meyer anfangs aufgenommen wurde, der Biographie beigegeben sind, möchte man freilich gern missen, um dafür mehr aus dem ungedruckten poetischen Bändchen einzutauschen, das im Jahre 1860 keinen Verleger fand, aber heute doppelt interessant ist, weil es die Urform vieler späteren Gedichte enthält. Feinsinnig geht Frey auf die eigenthümliche, durch Vererbung wohl auch etwas belastete Natur Conr. Ferd. Meyers ein, der in seinem zarten vornehmen Wesen eine leidenschaftliche Aufwallung nie bis an die Oberfläche kommen ließ, sondern ohne Zorn, in peinlich beobachteter Zurückhaltung, seine Wege ging.

Am besten ist im ganzen Buche der Abschnitt am Schluß, „Das Bild des Dichters", gelungen, wo Frey nicht gerade aus großen, aber aus vielen einzelnen, ungemein lebensvollen Zügen das Portrait seines Helden überzeugend und wahr herausgearbeitet hat.

So wird die Biographie das Verständniß für den großen Dichter in Deutschland und in der Schweiz wesentlich vertiefen. Auf die Ergänzung, deren sie nothwendig bedarf, auf eine ausführliche, künstlerische und geschichtliche Studie über die Werke des Dichters, wird uns Frey hoffentlich nicht allzu lange warten lassen. Die Theilnahme für den Dichter nimmt ja überdies von Jahr zu Jahr mehr zu, und besonders Conr. Ferd. Meyers Balladen müssen sich über kurz oder lang auch die oberen Klassen unsrer Schulen erobern. Die Schwierigkeiten der Ausdeutung sollen dabei nicht verkannt werden; um so willkommener wird dann der Kommentar sein. Wenn es aber ein Lehrer versteht, seine Leser bis an den poetischen Kern zu führen, wird sich die Mühe um so reichlicher lohnen, weil gerade der bei vielen Gedichten Meyers sehr anschaulich zu fassen ist. Die meisten, mag das Aeußere auch etwas rauh erscheinen, lassen sich doch auf eine einfache Formel bringen, die sich der Phantasie und dem Gedächtniß als ein unverlierbares Besitzthum einprägen und aus der später jederzeit das ganze Gedicht wieder von selbst entwickelt und abgeleitet werden kann.

Freilich wäre eine Auswahl zu treffen, denn dies und jenes in den Werken Conr. Ferd. Meyers wird wohl immer nur auf einen kleinen Leserkreis beschränkt bleiben müssen, wie z. B. meiner Ansicht nach die sonst so herrlichen Verse auf den „Todten Achill" und der „Musensaal". Welche wunderbare Ciselirarbeit, wie treffende, anschauliche Worte, die sorgsam ausgesucht, aber immer auch die rechten sind. Man kann todte Scheinbilder nicht besser beleben und erklären, und die erstarrten Gestalten nicht schöner geschmeidig machen, als es hier der Plastiker unter unsern Dichtern, Conr. Ferd. Meyer, gethan hat. Für den Kunstkenner haben darum diese liebevollen Schilderungen einen wunderbaren Reiz, der aber des abgelegenen Stoffes wegen dem Laien leider doch verloren geht. Conr. Ferd. Meyer hat eben mit einzelnen seiner Schöpfungen, deren Schwere und Gedrungenheit kein Vermittler je ganz beseitigen wird, dem Schicksal die Schuld für die ungeheuerliche Begünstigung gezahlt, daß er ein ganzes Leben lang in gesicherten Verhältnissen nur an seiner Ausbildung arbeiten und zu diesem Zwecke die Kunst und Literatur aller Völker heranziehen durfte. Das hat seine Dichtung stellenweise zu einem internationalen Panorama gemacht und sie ihrer Unmittelbarkeit und Einfachheit beraubt. Er geht nicht immer unmittelbar, sondern manchmal erst auf Umwegen, zu Herzen, er ruft erst den Verstand und das Wissen an und setzt hier und da beim Hörer eine vor'm höheren Schulamt abgelegte Prüfung in der allgemeinen Bildung voraus. Die Höhe, auf die er sich dann stellt, ist so entlegen, daß er dem gewöhnlichen und unbewaffneten Auge überhaupt dadurch entrückt wird.

Aber schließlich soll uns dieses momentane Entschwinden nicht verdrießen, das durch die langen Zeiten, wo er mitten unter uns, auch unter dem Volke, verweilt, gut gemacht wird. Wir sind, froh, daß sein Leben in Frey's Beschreibung jetzt offen und nahe vor uns liegt, und uns der seltsame und seltene Mensch, der in diesem Dichter steckte, nun bekannt, ja lieb werden kann. Die Biographie war durchaus nicht leicht zu schreiben, denn die Probleme der Entwicklung C. F. Meyers, die ganz abseits vom Wege liegen, setzten auch zu ihrer Erkenntniß ein volles Maß seelenkundigen Scharfsinns und unermüdlicher Liebe voraus, zwei Dinge, über die der Biograph A. Frey sehr reich und zum Wohle seines Helden zu verfügen hatte.

Berlin. Heinrich Kraeger.

Mittheilungen und Nachrichten.

* „Anzeiger und Mittheilungen des Germanischen Nationalmuseums" erscheinen mit dem laufenden Jahrgang nicht mehr wie bisher in losen Blättern, sondern in Vierteljahrsheften von 3 bis 4 Bogen. Ferner werden die literarischen Besprechungen von jetzt ab in den Text aufgenommen und dieser, wo es angezeigt ist, durch Abbildungen erläutert. Dem „Anzeiger" des soeben erschienenen ersten Heftes entnehmen wir, daß dem Museum durch Prof. Dr.

Bait (Freiburg i. B.) eine Stiftung von 1000 M. für die Waffensammlung, sowie von ungenannter Seite, wie schon seit Jahren, 300 M. zu Ankäufen übersendet wurden. Die „Mittheilungen“ enthalten drei Abhandlungen: 1. Andreas Herneisen von Hans Stegmann (S. 1 bis 26); 2. Goldschmiedearbeiten im Germanischen Museum, II. von Th. Hampe (S. 27 bis 38); 3. eine Beschreibung der neuerworbenen Abgüsse der Grabmäler der Kaiserin Eleonore in Wiener Neustadt und des Kaisers Friedrich III. im Stephans-Dom zu Wien von Karl Simon. Die zweite und dritte Abhandlung ist von Illustrationen begleitet, ebenso die darauffolgende Besprechung des neuen Dürer-Werkes von M. Zucker durch G. v. Bezold (S. 43 bis 54).

-rt- Zwei neue Planeten. Entdeckungen von neuen Gliedern jenes Schwarmes von kleinen Himmelskörpern, die zwischen Jupiter und Mars die Sonne in elliptischen Bahnen umkreisen, gehören — besonders seitdem die Photographie mit so großem Erfolge auf diesen Zweig der astronomischen Beobachtung Anwendung gefunden hat — heutigen Tags keineswegs mehr zu den Seltenheiten. Die Auffindung eines Paares solcher kleiner Himmelskörper, die jüngst Professor Hirayama, Direktor der kaiserlichen Sternwarte in Tokio, auf photographischem Wege geglückt ist, beansprucht jedoch insofern ein gewisses Interesse, als sie die ersten sind, die auf dem mächtig aufstrebenden östlichen Inselreich entdeckt wurden. Die neuentdeckten beiden Objekte haben die vorläufige Bezeichnung 1900, FD und FE erhalten. Da das Recht der definitiven Namensbezeichnung dem Entdecker zusteht, dürften die bis jetzt vorhandenen, rund fünfthalbhundert griechischen, lateinischen, deutschen 2c. Planetoidennamen demnächst um einige japanische Göttinnen- oder Frauennamen vermehrt werden.

* Zur Erforschung der Lepra auf Kreta. Der „Berl. klinischen Wochenschrift“ zufolge haben Dr. O. Cahnheim (Dresden) und Dr. Ed. v. Ehlers (Kopenhagen) ihre Reise, die sie zur Erforschung der Lepra auf der Insel Kreta unternommen hatten, beendet. Sie haben 380 Lepra-Kranke gefunden und 293 persönlich untersucht und festgestellt, daß jetzt die Krankheit in Kreta im Abnehmen begriffen ist. Die Zahl der Leprösen ist geringer als anfangs befürchtet wurde. Die Formen selbst sind weniger schwer als in den kalten Gegenden, und die Heilungstendenz auf Kreta bei weitem günstiger. Da die gegenwärtige Unterbringung und Isolirung der Kranken noch aus der Zeit der Türkenwirthschaft her eine äußerst mangelhafte ist, so daß sie bettelnd die ganze Insel durchstreifen können, wünscht der Oberkommissär Prinz Georg eine strenge Isolirung durch Gesetz und Schaffung eines Leprosoriums auf der von ihm selbst vorgeschlagenen und von den genannten Aerzten für geeignet befundenen Insel und Halbinsel Spina-Longa.

* Rückgang der Geburten seit 1871 in Europa. Eine kürzlich zusammengestellte Statistik, welche sich auf sämmtliche europäische Länder mit Ausnahme Rußlands erstreckt, weist einen Rückgang von durchschnittlich 3 ‰ auf. Den größten Rückgang von 34 ‰ auf 29.1 ‰ zeigt England; den geringsten Rückgang um 0.1 ‰ zeigt Norwegen. Während von 1871—1875 die Geburten-Frequenz in Deutschland 39.9 ‰ betrug, zeigte sie im Jahre 1891—1895 nur 36.3 ‰ und sank im Jahre 1897 weiter auf 36.0 ‰. Die durchschnittliche Geburten-Frequenz v. 1881—1885 war 36.8 ‰, während sie jetzt nur 36.0 beträgt. Auffallend ist der Rückgang auch noch in Oesterreich, wo er von 39.5 im Laufe von 25 Jahren allmählich auf 37.4 angelangt ist. In Belgien wurden im Jahre 1871 noch 32.1, im Jahre 1897 nur 29.0 ‰ verzeichnet; auch in Frankreich sank die Zahl der Geburten innerhalb dieser Frist von 25.5 auf 22.4. Die günstigsten Zahlen zeigen neben Norwegen Dänemark und die Schweiz.

* Die „Nat.-Ztg.“ berichtet: Eine ganz unbekannte Humboldt-Korrespondenz wird soeben Berliner Sammlern angeboten. Es sind zweihundert Briefe in Alexander von Humboldt's feiner Krähenfüßen-Handschrift, die jedoch dem, der sich erst einigermaßen in sie hineingelesen hat, in ihrer scheinbaren Regellosigkeit ganz leicht leserlich wird. Die Sammlung umfaßt sämmtliche Briefe, die der große Gelehrte und Höfling an Dr. Samuel Spiker, der an der Berliner königlichen Bibliothek angestellt war und dann Herausgeber der „Spenerschen Zeitung“ wurde, geschrieben hat, und sie enthalten eine Fülle von vertraulichsten Mittheilungen aller Art, über den Hof, über hochstehende politische und militärische Persönlichkeiten, kleine Bosheiten über bekannte Gelehrte — wie man ja Alexander von Humboldt's Neigung zur Médisance bereits kennt. Sie entstammen dem Jahrzehnt von 1830 bis 1840 und sind theils von Berlin, theils von Potsdam datirt, je nachdem sich das Hoflager in einer der beiden Residenzen befand, — mehrere sind auch in französischer Sprache abgefaßt, die Humboldt meisterlich beherrschte. Für die intimere Berliner Geschichte dürfte hier eine Quelle vorhanden sein, wie sie etwa Varnhagens Tagebücher bieten. Die ganze Korrespondenz befindet sich in einem starken Lederbande und ist von Humboldt selbst der Tochter des Adressaten durch einen an erster Stelle eingebundenen notariellen Akt als echt beglaubigt worden.

* Ein phonographisches Archiv. Wie wir vernehmen, ist von der Wiener Akademie der Wissenschaften die Anregung zur Gründung eines phonographischen Archivs ausgegangen. Damit bemächtigt sich die Wissenschaft der genialen Erfindung Edisons, Töne festzuhalten; nicht mehr in Büchern allein werden die Gelehrten künftigen Geschlechtern die Früchte ihrer Studien und Forschungen übermitteln, sie werden zu ihnen durch den Apparat sprechen, der das gesprochene Wort, den Gesang und die Instrumentalmusik auffängt und für immer fixirt. Das phonographische Archiv soll nach den vorliegenden Anträgen aus drei Abtheilungen bestehen. Die erste soll die europäischen Sprachen und Dialekte, wie sie am Ende des jetzigen Jahrhunderts bestehen, fixiren; später sollen auch die Sprachen der Völker in anderen Welttheilen aufgenommen werden. Die zweite Abtheilung ist der Musik gewidmet; sie wird bedeutende musikalische Kunstleistungen der Jetztzeit und musikalische Produktionen der Völker aller Kulturstufen fixiren. Die dritte Abtheilung ist jene der berühmten Männer; sie soll Reden und Aussprüche hervorragender Persönlichkeiten umfassen, so daß der Charakter und der Tonfall ihrer Sprache aufbewahrt werden wird. Eine Kommission von Gelehrten beschäftigt sich mit der Ausarbeitung des Projekts schon seit einiger Zeit. Sie suchte zunächst ein Phonographen-System zu finden, welches es gestattet, eine phonographische Aufnahme beliebig oft und auch noch nach Jahrhunderten zu reproduziren. Hiebei kommt natürlich dasjenige System in Betracht, welches die durch den Apparat aufgenommenen Töne in irgend einem festen Material fixirt, wie das Grammophon, das bekanntlich zur Reproduktion Hartgummiplatten verwendet. Diese haben sich bisher vorzüglich bewährt, doch haben sie den Fehler, daß sie leicht zerbrechlich sind, weßhalb es sich empfehlen wird, zur Herstellung von Platten, die Jahrhunderte überdauern sollen, ein Metall zu verwenden.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzung vom 17. Mai. I. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Hertwig las über den Zustand der Entwicklungslehre im 16.—18. Jahrhundert. 2. Hr. Engelmann legte eine Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. G. Fritsch (Berlin) vor: Vergleichende Untersuchungen menschlicher Augen. Der Aufsatz beschäftigt sich mit dem histologischen Aufbau der menschlichen Retina, besonders in Beziehung auf die Leistungsfähigkeit der Augen. Es kommt zunächst die Bildung der Netzhautgrube in Betracht. — II. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. Hr. Harnack las über „Das Magnifikat der Elisabeth“ (Luk. 1, 46—55), nebst einigen Bemerkungen zu Luk. 1 und 2. Der Verfasser zeigt unter Hinweis auf die Ueberlieferung und den Kontext, daß das Magnifikat von Lukas nicht der Maria, sondern der Elisabeth beigelegt worden ist; er theilt ferner eine Reihe von sprachlichen und stilistischen Beobachtungen mit, welche dafür sprechen, daß Lukas auch der Verfasser der ersten beiden Kapitel des Evangeliums ist, deren Echtheit in neuester Zeit wieder bestritten wird.

B. **Heidelberg**, 28. Mai. Der Nachlaß der kürzlich verstorbenen „Tante Felix“ (Frl. Felicitas Brunner) wurde, soweit er aus Erinnerungen an das Heidelberger Stu-

denteuleben bestand, mit Zustimmung der Erben an die Stadt Heidelberg abgeliefert, um der städtischen Kunst- und Alterthümersammlung einverleibt zu werden. Da Tante Felix mehrere Jahrzehnte lang den hiesigen Musensöhnen nahe gestanden hat, so befanden sich in ihrem Besitze vor allem eine Menge Photographien von ehemaligen Studenten, die jetzt in der Gelehrtenwelt oder im Staatsleben einen großen Namen haben. — Die Deutsche otologische Gesellschaft hält hier am 1. und 2. Juni ihre 9. Jahresversammlung ab, zu welcher bereits 150 von den 217 Mitgliedern derselben ihr Erscheinen angesagt haben. Zwanzig Vorträge und Referate sind bis jetzt angekündigt.

* **Marburg.** Dr. K. Rathgen, außerordentlicher Professor an der hiesigen Universität, wurde zum ordentlichen Professor der Nationalökonomie und Finanzwirthschaft an der Universität Heidelberg ernannt.

* **Dresden.** Der Frauenarzt Dr. Fr. Brosin, der durch seine belletristische Thätigkeit sowie durch seine Bestrebungen zur Hebung der Volksbildung auch in weiteren Kreisen bekannt war, erlitt durch einen Absturz im Schrammstein-Gebiete den Tod.

* **Berlin.** Der Geh. Sanitätsrath Dr. Siegmund ist zum Ehrenmitglied der Berliner medizinischen Gesellschaft gewählt worden. Siegmund feiert am 24. Juni seinen 80. Geburtstag.

oem. **Breslau.** Als Assistenzärzte sind an die medizinische Klinik Dr. med. Julius Schmidt aus Stuttgart und an die Augenklinik Dr. med. Hermann Kunz aus Burbach berufen worden. — Die wissenschaftlichen Fortbildungskurse für Lehrerinnen sind, wie bereits in Nr. 116 gemeldet, dank der rührigen Thätigkeit des geschäftsführenden Ausschusses mit 11 Theilnehmerinnen und 6 Hospitantinnen eröffnet worden. Die erste ministerielle Unterstützung des Unternehmens im Betrag von 1500 M. für das Studienjahr ist bereits eingetroffen.

* Die meteorologische Station auf der Schneekoppe wird, wie uns aus Hirschberg i. Schl. berichtet wird, am 1. Juni eröffnet werden.

* **Wien.** Die letzte Sitzung der Akademie der Wissenschaften wurde vom Vorsitzenden, Kurator Erzherzog Rainer, mit einer Ansprache eröffnet, worin der Erzherzog hervorhob, daß das seit Jahren angestrebte Zusammenwirken der bestehenden wissenschaftlichen Körperschaften zur Lösung von Aufgaben, welche die Kräfte der einzelnen Akademien übersteigen, nunmehr der Verwirklichung entgegenschreite, indem im vorigen Jahr in Wiesbaden die Vertreter von neun Akademien (Berlin, Göttingen, Leipzig, London, München, Paris, Mailand, St. Petersburg, Wien) das Statut einer internationalen wissenschaftlichen Assoziation berietheu, welche das gemeinsame Wirken dieser Korporation regelt und Verbindungen schafft, welche die ganze gebildete Welt umfassen werden. — Dr. Ludwig Braun wurde als Privatdozent für innere Medizin an der hiesigen Universität bestätigt.

* Eine internationale Malaria-Konferenz wird vom 25. bis 28. Juli in Liverpool unter dem Vorsitz Sir Joseph Listers abgehalten werden. Es soll über die Zoologie der Plasmoiden, die Pathologie, Diagnose, Prophylaxe und Therapie der Malaria verhandelt werden.

* Die bei der Akademie der Wissenschaften Allerhöchst bestätigte Kommission für Gradmessungen auf der Insel Spitzbergen befrachtet, der „Now. Wrem." zufolge, den schwedischen Privatdampfer „Rjurik", der im Sommer des verflossenen Jahres bei der schwedischen Expedition in Thätigkeit war. Der Dampfer „Rjurik" ist für den Kohlentransport von Tromsö nach Spitzbergen und für die Vermittlung der Korrespondenz bestimmt. In einigen Tagen wird der „Rjurik" mit den Dampfern „Bakan" und „Ledokol II." nach Hornsund, wo die russische Expedition überwintert hat, abgehen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Joh. Peter: Kirche und theologische Wissenschaft. Vortrag. Leipzig, Teubner 1900. — Dr. C. Schuchardt: Römisch-germanische Forschung in Nordwestdeutschland. Vortrag. Ebd. 1900. — Veröffentlichungen zur Geschichte des gelehrten Schulwesens im Albertinischen Sachsen. 1. Theil. Ebd. 1900. — Dr. Aug. Caselmann: Karl Gutzkows Stellung zu den religiös-ethischen Problemen seiner Zeit. Augsburg, Schlosser 1900. — Das Buch von der lex Heinze. Leipzig, Staackmann 1900. — L. Barbasetti: Das Stoßfechten. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1900. — Dr. Ed. Küsel: Die Königin Luise in ihren Briefen. Eine Mitgabe für unsre Schüler. Memel, Siebert 1900. — Ergänzungsband I zu den Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde. 2. u. 3. Heft. Stuttgart, Kohlhammer 1900. — Th. Kieser: Ostara. Ein Sang aus dem Ilmthale. Dresden, Bleyl u. Kaemmerer 1900. — Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen. Hggb. von Dr. med. M. Hirschfeld. 2. Jahrgang. Leipzig, Spohr 1900. — W. Schöller: Der Bauer. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — F. Ilwof: Der Protestantismus in Steiermark, Kärnten und Krain vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Graz, „Leykam" 1900. — O. Krabbes: Rechtsbuch für Nichtjuristen. Dresden, Damm 1900. — Dr. L. Pohle: Die Sozialdemokratie eine vorübergehende Erscheinung? (Burschenschaftliche Bücherei, Bd. I, Heft 2.) Berlin, Heymann.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 2. Juni. Nummer 126.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Pfingstfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Dienstag.

Uebersicht.

Zeitmärchen und Märchenzeit.

Von Dr. Marcus Landau.

I.

Wenn das Traumleben für uns trotz allem Forschen und Hypothesenbauen der Psychologen und Physiologen noch immer viel Rätselhaftes, Unerklärtes hat, so ist es leicht begreiflich, daß es in uralter Zeit noch unerklärlicher war, dem Aberglauben und der Sagenbildung reichen Stoff bot — glaubten doch und glauben noch jetzt manche unzivilisirte Völker, daß die Seele während des Schlafes ohne den Körper auf Reisen gehe und mancherlei erlebe. Und wenn dies innerhalb einer Nacht geschah, wieviel mehr mußte bei längeren Ohnmachten oder längerem Schlaf vor sich gehen. Fälle von Wochen oder Monate dauerndem Schlaf kommen mitunter auch jetzt vor, sind also wohl auch in früheren Zeiten vorgekommen und haben der Mythen und Dichtungen schaffenden Phantasie Anlaß gegeben, solche Zustände als viele Jahre lang dauernd darzustellen. Wenn noch im vorigen Jahrhundert ein Graf Saint Germain Glauben finden konnte, als er vorgab, 350 Jahre alt zu sein, so mögen Betrüger vor vielen Jahrhunderten noch leichter mit ähnlichen Märchen Glauben gefunden und ihre Unbekanntschaft mit manchen allgemein bekannten Vorgängen und Veränderungen daraus erklärt haben, daß sie eben einige Jahrzehnte an einem abgelegenen Ort — verschlafen haben.

Der dichtenden Phantasie bot sich nun ein zweites Motiv dar: Zur Darstellung des Traumlebens, der Erlebnisse des Schlafenden kam die des Resultats der inzwischen vorgefallenen Veränderungen, des dem Erwachenden sich darbietenden Kontrastes zwischen Einst und Jetzt: „Ohne es recht wahrzunehmen, ohne die langsamen aber ununterbrochenen Veränderungen im Menschenleben zu bemerken, schreiten wir von der Jugend zum Alter fort; ... könnte aber der Zeitraum zwischen zwei denkwürdigen Epochen vernichtet werden, könnte Jemand nach zweihundertjährigem Schlafe erwachend, bei ungetrübtem Erinnern an die alten Zustände, die neuen beobachten, so würden seine Ueberraschung und seine daran geknüpften Bemerkungen sehr dankbaren Stoff zu einem philosophischen Roman geben," sagt Gibbon.[1])

Vielleicht vom englischen Historiker angeregt, schrieb der Italiener Alessandro Verri am Ende des vorigen Jahrhunderts seine Notti romane (Römische Nächte), in denen er Cicero, Brutus und andere alte Römer im modernen päpstlichen Rom herumwandern und die im Laufe von achtzehn Jahrhunderten vorgegangenen Veränderungen anstaunen läßt.

Und haben nicht die Rückblicke, welche jetzt gewöhnlich aus Anlaß von fünfzig oder hundertjährigen Jubiläen erscheinen, ähnliche Tendenz? Sind diese mehr oder weniger historisch treu, so haben wir wieder in Bellamy's Looking backward und ähnlichen modernen Werken, mit ihren phantastischen Zukunftsstaaten, den von Gibbon gewünschten philosophischen Roman. Aber früher als die Philosophie hat sich die Theologie des so handlichen Stoffs bemächtigt, und während bei Verri das Christenthum nur neben der Erfindung des Buchdrucks und der Entdeckung Amerika's als eine der modernen Errungenschaften erscheint, bildet es das wichtigste Moment in der um wohl dreizehn Jahrhunderte vor den Notti romane entstandenen Legende von den S i e b e n S c h l ä f e r n. Ja der uralte Stoff scheint hier in den Dienst einer ganz bestimmten religiösen Lehre gestellt zu sein.

Und wie wir in der christlichen Legende nicht die älteste Fassung der Sage vor uns haben, so ist es auch nicht ihre einzige Form.

„Die alten Völker", sagt Wolfgang Menzel,[2]) „dachten sich die Ewigkeit als das allgemeine, die Zeit als das besondere", aber, „sie faßten den Gegensatz nicht in seiner ganzen Schärfe auf, sondern begnügten sich, das Ewige (nicht als ewige Gegenwart) nur als ein rasches Zusammendrängen langsam verlaufender Zeiträume zu denken. So heißt es in der Bibel, vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag." Ein deutsches, unser Thema betreffendes Volkslied führt den Titel: „Die Eile der Zeit in Gott." (In „Des Knaben Wunderhorn".)

Aber die Zeit eilt nicht bloß, sie geht uns auch manchmal zu langsam oder bleibt ganz stehen, und wir Modernen messen ihre Bewegung an der Uhr, welche bekanntlich sehr selten ganz richtig geht. Sie geht zu schnell oder zu langsam und bleibt auch ganz stehen. Solchen Uhrgebrechen in höchst gesteigertem Maße entsprechen die drei Formen, in denen uns die eigenthümliche Chronologie der Märchen und Sagen erscheint: Wenn die Sieben Schläfer traumlos zwei Jahrhunderte verschlafen, so ist es, als ob ihre Uhr so lange stillegestanden wäre; wenn Andere, der Welt und den Menschen entrückt, glauben, nur einen ereignißreichen Tag verbracht zu haben und dann, in die Heimath zurückgekehrt, finden, daß seit ihrer Entfernung Jahre verflossen sind, dann ist ihre Uhr zu langsam gegangen, die Zeiger haben sich in vielen Jahren nur ein- oder zweimal um das ganze Zifferblatt bewegt. Wenn aber die Zeiger schneller als der elektrische Strom ihre Kreise durchlaufen, dann glaubt Mohammed, er habe bevor ein Wassertropfen aus dem umgestürzten Kruge

[1]) History of the decline and fall of the roman empire (end of chap. 33).

[2]) Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre. Leipzig 1870. I, S. 104.

entflossen, den Ritt von Mekka nach Jerusalem und durch alle sieben Himmel gemacht.

Die ältesten Gestaltungen des Zeitmärchens finden wir, wie die vieler anderer Märchen, im Orient. Nach dem indischen Brahmapurâna kam einst der fromme König Raiwata zu Brahma, um ihn um einen guten Gatten für seine Tochter zu bitten. Da hörte er ein himmlisches Lied singen und wendete sich erst, als der Gesang beendet war, zum Gotte, worauf dieser ihm sagte, es seien inzwischen 324,000 Erdenjahre verflossen und die Tochter schon längst todt. Nach einer anderen Version bekam die Tochter erst im dritten Weltalter den im Anfang des ersten, also ein paar Millionen Jahre früher, versprochenen Gatten, und es war kein Geringerer als Gott Vischnu. Inzwischen waren aber die Menschen zwerghaft klein geworden, so daß der König und seine Tochter neben ihnen wie Riesen erschienen.[3])

Und nicht bloß zur Belohnung Frommer, auch zu deren Verderben bedienen sich die Götter Indiens solcher Unterschlagung von Jahrhunderten, wobei sie sich aber gewöhnlich noch der Hülfe des hier im wahren Sinne des Wortes ewig Weiblichen bedienen. Denn die Götter fürchten von gar zu frommen, sich grausam kasteienden Irdischen von ihren Thronen verdrängt zu werden. So schickten sie die alle weiblichen Wesen an Schönheit übertreffenden Tilottama um die gewaltigen Büßer, die zwei Brüder Sunda und Upasunda, zu verführen. (Mahâbhârata I. Bd. 7619 sq.) und um den ebenso frommen hochweisen Büßer Kandu, der im Sommer zwischen fünf Feuern stand, im Winter im kalten Wasser lag, zu verführen, schickten sie die Pramlôtscha,

„In jeder Schöne Reiz erstrahlend",

begleitet vom Liebesgott und Lenz und sanften Lüften, zur Erde hinab. Die Nymphe fand den frommen Kandu betend in der Klause seines Büßerhains und wußte ihn bald so verliebt zu machen, daß er sie glühend um ein Schäferstündchen bat, das sie bereitwilligst gewährte.

Gebet und Opfer, Gottdienste,
Andächtige Beschaulichkeit,
Der Schriften Lesung, Nachdenken,
Gelübde, Fasten, Bäder —

das alles vergaß er in Pramlôtscha's Gesellschaft:

Daß immerfort die Zeit ginge,
Das merkte nicht sein sinnlich Herz.

Als ein Jahrhundert vorübergegangen war, glaubte er, es sei nur ein Tag gewesen, und als die Nymphe Abschied nehmen wollte, bat er sie, noch einen Tag zu bleiben, was sie ihm gewährte. Dies wiederholte sich mehrmals, bis Pramlôtscha ihm endlich kund that, daß er neun Jahrhunderte mit ihr vertändelt hatte. Trostlos und verzweifelnd ob des Verlustes aller seiner Bußverdienste, jagte sie der bethörte weise Kandu fort.[4])

Während die indische Zeitunterschlagung manchmal das Verderben des Frommen zum Zwecke hat, erscheint in uns räumlich näher liegenden Legenden das unbemerkte Vergehen der Jahre mitunter als Belohnung und Begnadung der Frommen.

Insofern Frauen dabei eine Rolle spielen, bieten uns die Chinesen einen Uebergang von den verführten zu den belohnten Frommen: In dem Drama „Die Pfirsichgrotte" ziehen zwei weise Männer auf den Berg Thienthai um Heilkräuter zu suchen, verirren sich dabei und begegnen einem Greise von ehrwürdigem Aussehen. Dies war der Gott Thai-pe-sing, der, auf die Erde herabkommend, diese Gestalt angenommen hatte um persönlich mit ihnen zu verkehren. Er führt sie in die Pfirsichbaumgrotte, wo sich Göttinnen befinden und wo sie mit Nektar und Ambrosia (in China!) bewirthet werden. Bezaubert von der Musik der Unsterblichen und den schönen Stimmen, die sie vernehmen, vergessen sie alle Weisheit und vermählen sich mit zwei Göttinnen. Dann werden sie ihrer, wie sie glauben nach einem Jahre, überdrüssig und kehren in ihr Dorf zurück, wo sie vieles verändert finden, denn sie sind in Wirklichkeit hundert Jahre abwesend gewesen. Der Eine findet als Eigenthümer seines Hauses einen Unbekannten, der, wie sich endlich herausstellt, sein Enkel ist: „Mein Vater hat mir einmal erzählt," sagte er, „daß sein Vater mit einem Freunde auf den Berg Thienthai sich begeben habe um Heilkräuter zu suchen und niemals zurückgekehrt sei; man glaubte, daß Beide von den Wölfen zerrissen worden seien."

Im letzten Akt verlassen die Freunde noch einmal ihre Heimath und begegnen wiederum dem Gotte Thai-pe-sing, worauf das Stück mit der Apotheose der beiden Weisen schließt.[5])

Mit einigen Abweichungen findet sich der Inhalt dieses Dramas im chinesischen Roman Yu-Kiao-Li.

Den alten Griechen dürften wohl die ersten zwei Formen der Märchenchronologie bekannt gewesen sein, aber erhalten ist uns nur die Sage von E p i m e n i d e s, der aber mehr einem Schwindler als einem Märchenhelden ähnlich sah. Wie Pausanias, Plutarch, Diogenes Laertius, Plinius, Valerius Maximus und andere alte Autoren berichten,[6]) galt der Kreter Epimenides, der von Manchen an Stelle Perianders unter den Sieben Weisen Griechenlands aufgeführt wurde, für einen mit den tiefsten religiösen Geheimnissen wohlvertrauten, beinahe heiligen Mann und Liebling der Götter.[7]) Man nannte ihn einen neuen Kureten und Sohn der sonst unbekannten Nymphe B a l t e. Er soll bei den Nymphen (seinen Tanten?) so beliebt gewesen sein, daß sie ihm ein Lebenselixir schenkten, von dem ein Tropfen ihm für lange Zeit jede Nahrung ersetzte, so daß er ein Alter von 157 Jahren erreichte. Und wer weiß wie lange er noch gelebt hätte, wenn die Lakedämonier ihn nicht gefangen genommen und getödtet hätten, weil er ihnen Unheil prophezeit hatte. Auch den Athenern soll er Uebles prophezeit haben, was aber erst ein paar Jahrhunderte später eintraf. Nach Athen ist er nämlich zur Zeit Solons (um 593 v. Chr.) berufen worden, um die von Pest, unheimlichen Erscheinungen und abergläubischer Angst heimgesuchte Stadt zu entsühnen und zu beruhigen. Er machte dort seinen Hokuspokus, führte manche religiöse Reformen ein und veranlaßte den Bau neuer Tempel und Kultusstätten. Seinen Ruf hatte er vorzüglich dem Umstande zu verdanken, daß er, wie er angab, als Knabe, vom Vater ausgesendet ein Schaf zu suchen, in eine Höhle eintrat und dort 57 Jahre verschlief. Beim Erwachen glaubte er, nur ein

3) W. Menzel, a. a. O., 104; John Koch, Die Siebenschläferlegende. Leipzig 1883, S. 37.

4) Brahma Purâna in Lassens Anthologia Sanscritica, Bonn 1865, S. 48—58. Die obige Uebersetzung (im Auszuge) nach Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von Albert Höfer. Leipzig 1844. I, S. 43—63.

5) Felix Liebrecht in Göttingische gelehrte Anzeigen 1869, II, S. 1899, nach Journal asiatique, Ser. IV, vol. 18. S. auch Koch, S. 39.

6) Pausanias, Attika I, 14, 3, Korinthiaka II, 21, 4. Plutarch, Leben Solons, Kap. 12. Diogenes Laertius, Leben berühmter Philosophen l. I, cap. 10; Plinius, Naturgeschichte VII, 49, 53. Valerius Maximus, Dictorum factorumque memorabilium libri novem, lib. VIII, cap. 13 Externa. Vergl. auch Kurt Sprengel, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. Halle 1821, dritter Abschnitt, § 38a.

7) Θεοφιλέστατος heißt er bei Diogenes Laertius.

wenig geschlafen zu haben und ging wieder das verlorene Schaf zu suchen. Da er es nicht fand, kehrte er zum väterlichen Landgut zurück, wo er alles verändert und einen neuen Besitzer fand. Er ging hierauf in das Haus der Familie in der Stadt, wo man ihn fragte, wer er sei. Erst als er seinen jüngeren, inzwischen zum Greis gewordenen Bruder fand, erfuhr er von diesem, was mit ihm vorgegangen war. Nach manchen Autoren soll er nur 40 Jahre in der Höhle zugebracht haben, dagegen nach Angabe der Kreter ein Alter von 299 Jahren erreicht haben.

Nach Diogenes Laertius (VIII 3) hat er zusammen mit Pythagoras die Höhle in Kreta, in der Zeus begraben (in Schlaf versunken?) liegt, besucht, und von diesem mag er nach dem Volksglauben seine Weisheit erworben haben. Nach anderen soll er dort im Schlafe — dem Glücklichen kommt es im Schlafe — die Göttersprache erlernt und die Prophetengabe erlangt haben. Plinius (H. N. VII 53) scheint dies gar nicht unglaublich zu finden und erklärt es mit den am Eingange unsrer Abhandlung erwähnten Wanderungen der Seele während des Schlafes des Körpers, wovon er noch andere Beispiele beibringt. Rationalistischere Erklärer sagen, Epimenides habe während vierzig Jahren Reisen in fernen Ländern gemacht und auf diesen seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse erworben, mit denen er den unwissenden und leichtgläubigen Griechen so imponirte, daß sie ihn fast vergötterten. Die Athener stellten seine Bildsäule neben der des Triptolemus vor dessen Tempel auf, und die Kreter brachten ihm nach seinem Tode Opfer.

Goethe läßt in seinem Festspiel „Des Epimenides Erwachen“, in dem der Titelträger freilich nicht die Hauptrolle spielt, diesen als Hirtenknaben von Wissensdurst geplagt werden:

> Da nahmen sich die Götter meiner an,
> Zur Höhle führten sie den Sinnenden,
> Versenkten mich in tiefen, langen Schlaf;
> Als ich erwachte, hört' ich einen Gott:
> Bist vorbereitet, sprach er, wähle nun!
> Willst du die Gegenwart und das, was ist,
> Willst du die Zukunft sehn, was sein wird....

Nachdem er viele Jahre sich an den wechselnden Erscheinungen der Welt erfreut hat, möchte Epimenides auch die Zukunft sehen. Aber nicht um ihm das Künftige zu zeigen

> Laden die Götter zum Schlafen ihn ein.

So sehen wir ihn nach Weisung der Genien sich niederlegen und schlafen und erst wieder erwachen, nachdem die stürmischen Zeiten von 1790 bis 1815 vorübergezogen sind.

Der Epimenides der griechischen Autoren findet nur in seiner Häuslichkeit einige Veränderung, der Goethe's hat den Göttern zu danken, daß er allein die für alle Anderen böse Zeit verschlafen hat

> Sie bewahrten dich im Stillen,
> Daß du rein empfinden kannst.

Und jetzt findet er eigentlich alles so wieder, wie es vor einem Vierteljahrhundert war.

Anders als die Anschauung des deutschen Patrioten ist die der französischen Grenadiere, die aus der russischen Gefangenschaft, einer Art von Halbtod, heimkehrend, alles verändert finden. Somit ist das Gedicht Heine's gewissermaßen der Gegensatz zu Goethe's Festspiel.

Ein heiliger Mann und Liebling der Gottheit, mit der er sein Volk versöhnte, wie Epimenides, war auch der jüdische Langschläfer Choni hamcagol (der Kreiszieher), von dem im Talmud-Traktat vom Fasten[8]) folgendes erzählt wird: Einst herrschte im heiligen Lande große Dürre, weßhalb man sich an Choni, der für einen Liebling Gottes galt, mit der Bitte wendete, er möge Regen vom Himmel erflehen. Er machte in Nachahmung des Propheten Habakuk eine kreisrunde Grube, stellte sich hinein und sprach: „Herr der Welt! Dein Volk, das mich für deinen Liebling hält, hat mich um Verwendung bei dir gebeten; ich schwöre daher bei deinem großen Namen, den Kreis nicht zu verlassen, ehe es zu regnen anfängt.“ Da begann es zu tröpfeln, worauf seine Schüler sagten, die paar Tropfen fallen nur, um ihn seines Schwurs zu entledigen. „So habe ich es nicht gemeint,“ rief er nun, „es muß ein ausgiebiger Regen sein, der alle Cisternen und Kanäle füllt.“ — Da kam ein Wolkenbruch, und nun schrien die Schüler: „Rabbi, das ist ja eine zweite Sintfluth.“ — „So habe ich es nicht gemeint, ich wünsche einen mäßigen Regen, wie es für das Wachsthum der Feldfrüchte nöthig ist.“ Nun hatte die Neckerei ein Ende, es kam ein der Jahreszeit angemessener Regen, der erst aufhörte, als Choni darum Gott anflehte. Die Sonne schien wieder und auf den Feldern begann alles zu grünen und zu blühen. Die Schriftgelehrten nahmen ihm aber sein keckes Benehmen gegen Gott übel und Simon, Sohn Schetachs, der angesehenste unter ihnen, ließ ihm sagen: „wärst du nicht der Choni, wir sprächen den Bann über dich aus, aber du bist ja bei Gott wie ein vielgeliebter Sohn und was du hier unten forderst, wird oben vollzogen.“

Rabbi Jochanan wußte aber von Choni noch mehr zu erzählen: Sein Lebtag quälte er sich um den ersten Vers des 126. Psalms — Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, werden wir sein wie die Träumenden — „Wie kann man denn siebzig Jahre träumen?“ fragte er. Einst sah er einen Mann einen Johannesbrotbaum pflanzen und fragte, wann der Früchte tragen wird — „nach siebzig Jahren“, lautete die Antwort. „Weißt du denn, daß du so lange leben wirst?“ fragte Choni. „Wie meine Vorväter für mich pflanzten, so pflanze ich für meine Nachkommen,“ antwortete der Mann. Darauf setzte sich Choni unter einen Baum, brach Brot, aß und schlief ein. Eine Felsenmauer umschloß ihn und er schlief siebzig Jahre. Als er erwachte, fand er einen Mann, der die Früchte des Baumes pflückte und auf die Frage Choni's antwortete, er sei der Enkel desjenigen, der ihn gepflanzt hatte. Daraus schloß Choni, daß er siebzig Jahre verschlafen habe, ging nach Hause, wo er seinen Sohn nicht mehr am Leben fand, nur seinen Enkel, der ihn aber nicht als Großvater anerkennen wollte. Er ging hierauf in die Hochschule, wo er den berühmten Choni mit Ehren citiren hörte, aber von Keinem wieder erkannt wurde. Das kränkte ihn so, daß er Gott um seinen Tod bat, und sein Wunsch wurde sofort erfüllt.

Der Name Simon S. Schetach in dieser Legende deutet auf die herodianische Zeit. Dagegen verlegt der Talmud von Jerusalem (Kap. 3 Fol. 66, 67) den Vorgang in die Zeit des ersten Tempels und läßt Choni[9]), sowie Goethe's Epimenides, die bösen Zeiten des Krieges und der Fremdherrschaft verschlafen. Als er erwachte, findet er, wo früher Oelbäume waren, Weinreben, wo früher Weinberge waren, Getreidefelder, und der Tempel ist bereits wieder aufgebaut. „Was ist denn in der Welt vorgefallen?“ fragt er. „Wer bist du denn, der das nicht

8) Talmud von Babylon, fol. 19a und 23a.

9) Daß hier von einem Enkel Choni's, der ebenfalls der Kreiszieher genannt wurde, die Rede ist, beruht wohl auf einem Fehler der Abschreiber.

weiß?" lautet die Gegenfrage, worauf er seinen Namen nennt und sich durch ein Wunder — die Halle (des Tempels oder seines Hauses?) erleuchtet sich bei seinem Eintritt — als der echte Choni legitimirt.

Auf dieser Legende beruht wahrscheinlich die von Gaster[10]) aus der Weltchronik (Σύνοψις τῶν Ιστοριῶν) des Dorotheus von Monembasia mitgetheilte Sage von Abimelech (Ebed Melech nach Jeremias XXXVIII 7), dem Retter des Propheten Jeremias. Der dankbare Prophet erwirkte ihm von Gott die Gnade, kurz vor der Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar in einem Weinberg, den Menschen unsichtbar, einzuschlafen. Als er nach siebzig Jahren erwachte, fand er die Feigen, welche er vor dem Einschlafen gepflückt hatte, noch ganz frisch und glaubte, nur einige Stunden geschlafen zu haben. In Jerusalem traf er gerade ein, als die babylonische Gefangenschaft zu Ende ging, fand die alten Einwohner nicht mehr vor, und die wenigen, welche noch da waren, kannten ihn nicht. Nur durch die frischen Feigen konnte er sie überzeugen, daß er weder ein Wahnsinniger, noch ein Betrüger sei.

Dorotheus, der am Ende des 16. Jahrhunderts lebte, hat außer der jüdischen Legende sicher auch die christliche von den Sieben Schläfern gekannt.

10) Monatsschrift für Geschichte d. Judenthums XXX, S. 80, 368.

Fanny Lewald.

Von Rudolf Fürst.

Kein Mandel Jahre ist verflossen seit dem Hinscheiden von Fanny Lewald und schon sind die Spuren, die sie im Geistesleben unsres Volkes hinterlassen, nahezu verwischt. Täuschen wir uns darüber nicht. Wer von den Jüngeren liest Fanny Lewald, in wessen Schaffen wird ein Hauch ihres Geistes verspürt? Sie hat die kurze Dauer ihres Ruhmes nicht geahnt und sie hat diese frühe Vergessenheit auch nicht verdient. In ihrem Schaffen zwar möchten wir sie nicht so hoch einschätzen, wie sie es selbst gethan, aber freilich auch lange nicht so tief, wie ihr dies nun von der Nachwelt, auf die sie fest baute, zu widerfahren scheint. Zwei Gattungen des Romans hat sie vornehmlich gepflegt: den bürgerlichen Zeitroman, zu dem ihr die Hahn-Hahn ebensogut Anregung bot wie Gustav Freytag, und dem sie, gestützt auf Erinnerung an das Vaterhaus in Königsberg und gefördert durch die Lieblingsvorstellung eines möglichst tiefbürtigen Self-made-man und Königs im Reich des Handels, sowie einer diesem entgegengesetzten morschen Aristokratie der Geburt oder des Geldes, ein eigenthümliches Bourgeois-Gepräge gab; daneben jenen historischen Roman, wie man ihn in der Mitte des Jahrhunderts in Deutschland liebte, der nach Art einzelner Romane des Alexis eine eben verflossene, in Jedermanns Erinnerung tief eingegrabene Epoche, also die Napoleonische, auswählte und nur mit mehr Diskretion gemeistert werden will, als dies Fanny Lewalds Sache war. In diesen ihren Romanen nun berauscht sich die Lewald an einer Fülle von Personen und Situationen, sie läßt die Menschen nach Herzenslust steigen und fallen, aber sie versteht es doch weit besser, das „Was" zu zeigen, als das „Wie". Zu den Vollkünstlern, wie gesagt, darf man die Lewald nicht rechnen. Aber jede neue Publikation, die aus ihrem Nachlaß stammt oder sich mit ihr beschäftigt, zeigt sie als einen Menschen von geprägter Eigenart, mehr noch als Typus einer Generation. So erschien vor ein paar Jahren eine autobiographische Skizze und so hat Ludwig Geiger, der sich schon früher in einem feinen Essay mit Fanny Lewald beschäftigt hatte, ihre intimsten Bekenntnisse unter einem noch von der Verfasserin selbst gewählten Titel „Gefühltes und Gedachtes" (Dresden u. Leipzig, H. Minden 1900) mit Auswahl herausgegeben und erläutert.

Man weiß, daß Fanny Lewald und ihr Gatte Adolf Stahr vor Gottfried Keller nicht immer gut bestanden haben; zwar hat er für Fanny's Schaffen ganz freundliche und durchaus treffende Würdigung, aber ein leises Grauen vor dem „vierbeinigen zweigeschlechtlichen Tintenthier" konnte er nie ganz verwinden. Hätte Keller dieses merkwürdige, durch 40 Jahre frei fortgeführte Buch der Konfessionen gekannt, leicht hätte sich ihm, zum mindesten für die Beurtheilung der Frau, ein neuer Gesichtspunkt ergeben. Denn, trügt nicht alles, so zählte Frau Fanny im Leben zu Jenen, die ihr weiches Herz selbst vor sich durch einen harten Panzer zu verbergen suchen, zu jenen „Lämmern im Tigerfell", deren arme Seelen nach Meister Gottfrieds Versicherung auf einem schroffen Eiszacken des Juragebirges sich einer Purganz zu unterziehen haben werden. Oder kann man es dieser Frau, die mehr als 30 Jahre ganz in der Liebe und Pflege ihres Gatten aufging, so recht glauben, wenn sie in ihren geheimen Aufzeichnungen nicht müde wird, dem Egoismus ein hohes Lied zu singen, wenn sie, die in all ihren Büchern, dem ersten wie dem letzten, für die volle Emanzipation ihrer jüdischen Stammesgenossen eintritt, den Antisemitismus mit einer an sich gar nicht ungesunden Kühle aufnimmt? Ueberhaupt ist es merkwürdig und anziehend zu beobachten, wie sich diese starkgeistige Frau Allüren zu geben sucht, die man heute Nietzsche'sche nennen würde und wie oft sie in dieser Lebensphilosophie sich von ihren innersten Instinkten gekreuzt fühlt. Sie liebt es, sich auf den vorgeschrittensten Standpunkt zu stellen und mit allem aufzuräumen, was nach Pietät, Herkommen, Tradition aussieht. Sie wünscht sich eine Tochter, um ihr zwei Lehren einzuprägen, egoistisch zu sein, um sich von den Menschen dienen zu lassen, und vergnügungssüchtig, um niemals die Lust am Leben zu verlieren; sie preist kalte Gemüthlosigkeit als das Weiseste; sie empfiehlt dem Menschen Grausamkeit, denn auch die Natur sei grausam, sie bekennt sich als Anhängerin des „Auge um Auge, Zahn um Zahn", demgemäß als Anwalt der Todesstrafe, und als Eine, die Kränkungen niemals vergißt und so weit möglich rächt. Sie ist empört über das „sentimentale, verlogene Mitleid" mit dem Prinzen Louis Napoleon, der im Zulu-Lande ermordet wurde, und mit der entthronten Kaiserin Eugenie. Neben diesem ethischen Radikalismus ist ihr religiöser, politischer und sozialpolitischer kaum geringer. Sie bekennt sich als Fanatikerin des Unglaubens. Nicht der Glaube, der Zweifel macht selig! sagt sie einmal sehr hübsch und sie rühmt sich noch im höchsten Alter, nie etwas geglaubt zu haben, was sie nicht verstehen konnte. In der Politik läßt sie keinen Grundsatz weniger gelten, als das: Mulier taceat in ecclesia. Ganz im Gegentheil, sie betheiligt sich an den politischen Fragen der Zeit mit allem Eifer und all der Ueberlegenheit, die ihr ein glückliches Selbstvertrauen gewährt. Sie wendet sich scharf gegen den Duellkodex, noch schärfer gegen alle kriegerischen Bestrebungen, nicht minder gegen die „sorgenvolle Sorglosigkeit des Beamtenstandes"; sie ist entrüstet über die Abstinenzpolitik, wie sie die altliberalen und demokratischen Parteien zu ihrem Verderben zu treiben liebten, entrüsteter über den doktrinären Liberalismus, der sich nach der Reichsgründung entwickelte und im Schulmeistern Bismarcks und Moltke's seine Aufgabe erblickte. Sie bezeichnet den Kampf zwischen Monarchie und Sozialdemokratie mit Lassalle kühl als „Machtfrage" und sie spricht ihre Verachtung all dessen aus, was man „große Politik" zu nennen pflegt. Nicht minder selbständig wagt sie sich, die ja allerdings durch den Verkehr mit den hervorragendsten Menschen ihrer Zeit fast durchweg sicheren Boden unter den Füßen fühlte, an gewisse heikle Fragen der Sozialpolitik. So verlangt sie wiederholt mit der naiven Einseitigkeit der Kinderlosen, „daß die Menschenproduktion durch sittlich freiwilligen Entschluß beschränkt werden müsse" und sie scheut sich nicht, den Schutz, den die Sittenpolizei den Männern gewährt, auch für die weiblichen Geschöpfe zu fordern. Besonders herb ist sie

aber in der Beurtheilung ihrer Geschlechts- und Standesgenossinnen, der Frauen aus der guten bürgerlichen Gesellschaft, ohne daß sich für diese misogyne Tendenz eine Beeinflussung durch Schopenhauer nachweisen ließe. Was die Gesellschaft unter „Treue und Beharrlichkeit“ versteht, ist ihr nur ein Zeichen der Beschränktheit und geringeren Natur des Weibes das nicht mehr geistiger Befriedigung bedarf, als in einer Waschküche zu finden ist, und das trotz französisch Parlirens und Klavierklimperns in der großen Ueberzahl nicht über den Standpunkt des Harems hinausragt. Das Weib ist nichts mehr als die Bettgenossin des Mannes und nur die wenigsten Frauen haben, gleichwie sie selbst, eine Ahnung von wahrer Liebe: sie sind vielmehr die besten Verbündeten der Loretten. Ueberall also eine bewußte Abkehr vom Gewöhnlichen und Gewohnten, eine „Contre-imitation“, ein Zurückdrängen des Persönlichen im Urtheil; und inmitten all dieser radikalen und revolutionären Aeußerungen finden sich, nicht etwa lediglich durch die Entwicklung einer Lebensepoche bedingt, wenn auch naturgemäß im Alter zunehmend, die Symptome einer entgegengesetzten meist konservativen, am Ueberkommenen hängenden Lebensauffassung. Da sehen wir die Revolutionärin auf ideellem Gebiet vor jeder engeren Berührung der Kunst und des Lebens zurückschrecken. Wir sehen sie — freilich schon in höheren Jahren — den für keine der Künste, am wenigsten aber gerade für die Malerei haltbaren Satz verfechten, nicht die Ausführung, das Können sei das Wesentliche, sondern „der Inhalt, der Gegenstand des Dargestellten sei die Hauptsache in aller Kunst“. Nur mit Widerstreben stimmt sie für Aufhebung der Zensur und verlangt an deren Stelle ein strenges Preßgesetz solange als „Schutzwehr jeder individuellen ruhigen Entwicklung, bis sich im Bewußtsein der Schriftsteller die Erkenntniß ihrer großen und schweren Verantwortlichkeit gegen die Nation klar herausgebildet hat —“, also Präventivmaßregeln des Staats, die bedenklich an gewisse gesetzgeberische Versuche dieser letzten Tage erinnern. Zudem fehlte der Lewald das Verständniß für jede sich bahnbrechende neue Richtung in der Kunst, das Wohlwollen für Suchende und Versuchende. Mit dem scheuen Naturdichter Adalbert Stifter theilt die Weltdame anfangs die Abneigung gegen den „modernen Normalroman“, Gustav Freytags „Soll und Haben, wie Stifter hat sie keinen Sinn für die mächtige Pracht von Hebbels Nibelungen, Wagners „Zukunftsmusik“ ist ihr ebenso widerwärtig wie die Romanproduktion gegen Ausgang ihres Lebens, die „Walküre“ reizt sie zum „Spott und zur Satire“ und sie prophezeit, daß man nach zehn, vielmehr noch nach fünfzig Jahren diese „wahnsinnige Sprache“ verabscheuen werde, selbst in Adolf Menzels Kunst sieht sie schon zu Beginn der 70er Jahre eine Ausartung ins Fratzenhafte. Ja, sie, die doch geneigt ist, Ausnahmsmenschen wie Goethe und — Fanny Lewald eine Ausnahmsmoral zuzubilligen, läßt sich durch den Abscheu vor dem Lebenswandel Alfred Mussets zu einer völligen Verkennung seiner Kunst verleiten. In Politik und Kunst also ist es ein der Lewald innewohnender altbürgerlich-konservativer Zug, der sie beständig mit der angenommenen Lebensphilosophie in Konflikt bringt. Anders steht es mit der Frauenfrage. Hier hält die vorgetäuschte Härte und absolute Objektivität nicht stand, das Mitleid mit dem eigenen Geschlecht reißt sie mit sich und unversehens ist aus der Frauenverächterin eine „Frauenrechtlerin“ im modernsten Sinn des Wortes geworden. Das tiefe Niveau, auf dem die Frau im Durchschnitt noch steht, haben die Männer verschuldet; sie legt es dem „Germanismus“ zur Last, daß er den Begriff der „Weiblichkeit“ geprägt habe, um die Frau von der allgemein menschlichen Entwicklung fernzuhalten. Sie findet Worte der Empörung über die „Gewaltherrschaft“ der Männer, die der Frau als „natürlichen Beruf“ die Mutterschaft aufzwingen möchten, zu der ihr doch nur die „freie Entschließung“ eines Anderen verhelfen kann, und die die Frauen von der allgemein gültigen Norm, Jeder könne lernen und ausüben, was seiner Neigung entspricht und Jeder habe freies Selbstbestimmungsrecht, ausschließt. Hier werden Töne angeschlagen, wie sie in der modernen Frauenbewegung täglich nachklingen. Am wenigsten aber ist die Lewald imstande, auf religiösem Gebiet die Konsequenzen ihres oft betonten Unglaubens, ihres Protestes gegen die Annahme eines persönlichen Gottes zu ziehen. Sie ist nicht imstande, der Vergänglichkeit des Irdischen zu trotzen, sie lechzt förmlich nach Trost. Der Gedanke an Alter, Tod, Vergänglichkeit ist ihr schon in verhältnißmäßig jungen Jahren unerträglich. Schon als Dreißigerin findet sie den Gedanken unsrer Endlichkeit verzweiflungsvoll und mehr als einmal betont sie, der Mensch bedürfe des Glaubens an eine gewisse Dauer des Lebens, um sich mit Eifer seiner Arbeit zu widmen. Die grausame individuelle Vernichtung lehrt sie Verständniß für den Ruf Goethe's: „Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben und macht ihr den letzten Grund aller menschlichen „Zerrissenheit“, das Streben nach Dauer bei dem Bewußtsein der Endlichkeit, begreiflich. Diese Empfindungen steigern sich, da sie um das Leben des geliebten Gatten zu bangen beginnt. Nun vermag sie die Dinge um sich fast nicht mehr anders als auf der Brücke der nicht auszuscheidenden Todesvorstellung auf sich einwirken zu lassen: ihr Zimmer gemahnt sie an die Zeit, da es andere Leute bewohnen werden, an den Schwalben dünkt es ihr erfreulich, daß das Absterben der einzelnen den beobachtenden Menschen nicht ins Bewußtsein kommt, dagegen verleidet es ihr die Lektüre von Biographien, daß sie alle „mit dem Tod enden“. Und die Schrecken, die sie an Stahrs Sterbelager durchlebten, faßt sie einmal in das erschütternde Wort zusammen: „Wer noch nicht gesehen hat, wie der Mensch stirbt — weiß nichts vom Leben!“ Aehnlich hat sie auch das Alter durch das Wort stigmatisirt, es habe nichts mehr zu hoffen und doch so viel zu fürchten. Und noch mehr: so schwer die Lewald an der Unlöslichkeit der Welträrsel trägt, noch schroffer fast als den Glauben lehnt sie die Wissenschaft ab. Die begeisterte Monistin will nicht nur vom Materialismus Büchners nichts wissen, sie wendet sich mit dem Hochmuth des Dilettanten gegen die exakten Ergebnisse der Naturforschung und klagt mit Schiller über eine entgötterte Welt. Ihrer „Herrenmoral“ entsprechend, verlangt sie für die große Menge den erziehlichen, Unheil verhütenden Gottesglauben, den nur Menschen ihrer Art entbehren können, und fordert sie schwere Buße für den, der der Menge den Glauben raubt.

Ich sprach eben von der Herrenmoral und weiter oben von der Herrenethik der Lewald. Es ist verwunderlich, wie sich noch ein drittes Element der Nietzsche'schen Lehre in dieser Frau findet: ein ausgeprägter, mit einem eigenthümlich selbstzufriedenen Optimismus vermengter Individualismus, ein beständiges Hervorheben der eigenen Individualität, eine Abwehr der profanen Menge, eine Geringschätzung der Kleinlichkeit und Roheit anderer Menschen. Die Lewald wird nicht müde, in diesen doch erst in zweiter Reihe für fremde Augen bestimmten Blättern immer wieder mit Befriedigung auf den vergangenen Theil ihres Lebens zurückzuschauen und mit Behagen dessen zu gedenken, was sie der eigenen Persönlichkeit verdankt. Es hat etwas erquickendes, aus der Feder einer Frau von 53 Jahren zu lesen, ihr Leben sei seit Jahren so voll von den herrlichsten Sonnenstrahlen gewesen, daß der Herbst sie wie ein Frühling dünke, oder wenn die Sechzigjährige jubelt, sie sei in einer glücklichen Stunde geboren, weil sie sich über alles so freuen könne, oder wenn sie sich als Lebenskünstlerin preist, die es verstanden habe, zu genießen und die Freude festzuhalten, wenn es die Siebzigerin „wie ein großes Glück heiß überwallt“, daß sie so sehr geliebt worden sei. Wo findet man so leicht einen Menschen im Greisenalter, der von sich das stolze Wort sagen kann: „Alles, was ich in der Jugend für mich erstrebt, ohne die Aussicht, es erlangen zu können, habe ich ganz und voll besessen und erreicht — weit über all mein Erwarten. . . .?“ Nun liebt es die Lewald aber auch, kleine Charakteristiken ihrer Person zu geben: sie nennt als ihre Haupteigenschaften Gutmüthigkeit, Geduld, Beharrlichkeit; sie glaubt, sie wäre um ihrer

sicheren Beobachtung, ihres Talents zur Kombination, ihrer Pflichttreue und Selbstbeherrschung willen, ein vortrefflicher Arzt geworden. Sie erklärt am Ende ihres Lebens mit Stolz, immer in gutem, redlichem Willen und Glauben gehandelt zu haben, und sie ist glücklich genug, nichts bereuen zu müssen, als eine kleine Ungefälligkeit, die sie einst gegen ihren längst verstorbenen Vater begangen hatte. Ebenso hoch wie als Mensch stellt sie sich als Künstler. „Ich weiß," schreibt sie 1882 — „daß ich ein Dichter war und mich mit festem Bewußtsein stellen kann neben unsre Besten!" Und — last not least — auch auf ihre Hausfrauenthätigkeit ist sie nicht wenig stolz und sie hat eine Reihe recht hübscher und feiner Hausfrauenregeln aufgestellt. Bei einer so sehr nach Lob verlangenden Natur konnte es nicht fehlen, daß jede Schmeichelei von fremder Seite behaglich verzeichnet wird. Es muthet rührend an, wenn die Greisin so gern von Lobsprüchen berichtet, die man ihr ob ihrer Schönheit zollt, wenn sie von all den fremden Leuten, die sie lieben, von der Verehrung und Liebe, die ihr ins Grab folgen würden, spricht, oder wenn sie in ihrem letzten Lebensjahr (sie starb am 5. August 1889, 78 Jahre alt) die Worte einträgt, die eine Aeltere von ihr gesprochen haben soll: „Was ich an der Lewald am meisten bewundere, ist die Einfachheit, mit der sie durch ihr ruhmvolles Leben geht, in all ihrem Thun und Behaben!" . . .

So ließe sich noch Manches und Förderndes aus diesen nachgelassenen Blättern herauslesen. Uns hat es gereizt, gerade die Unsicherheit, das Schwanken festzustellen, dem sich auch diese imponirend gefestigte Natur nicht entziehen konnte. Auch Fanny Lewald irrte, so lang sie strebte. Und gerade dies macht ihre Aufzeichnungen so werthvoll, macht sie zu menschlichen Dokumenten. Sehr richtig wendet der Herausgeber das Goethe'sche Wort auf die Lewald an:

Denn sie ist ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein,

Ein Kämpfer mit sich selbst!

Mittheilungen und Nachrichten.

Der gestirnte Himmel im Monat Juni (gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends). Die Milchstraße zieht in leicht geschwungenem Bogen vom nördlichen zum südwestlichen Horizont; sie steigt am östlichen Himmel nunmehr wieder zu größerer Höhe empor und ist in dunklen Nächten dort gut sichtbar. Am nordwestlichen Horizont sind die Sternbilder des Krebses und der Zwillinge im Untergang begriffen, das im letzteren Sternbild trotz seines tiefen Standes noch so hell leuchtende Gestirn ist der Planet Venus. Im Westen neigen sich ferner dem Untergang zu die Sternbilder des Raben, des Bechers und der Wasserschlange, während das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus dort noch einen etwas höheren Stand innehat. Das bekannte Sternbild des Großen Bären steht zwar noch hoch am Himmel, ist aber vom Scheitelpunkt weg- und schon beträchtlich nach Nordwesten vorgerückt. Unterhalb desselben bemerken wir noch das Sternbild des Kleinen Löwen.

Den südwestlichen Himmel beherrschen gegenwärtig das Sternbild des Bootes mit dem hellen, röthlich glänzenden Stern Arkturus, die Jagdhunde (mit einem schönen Spiralnebel nahe bei dem Stern η Ursae majoris) und noch tiefer das Sternbild der Jungfrau mit dem Stern erster Größe Spica. Nur wenig östlich vom Bootes geht das prägnante Sternbild der nördlichen Krone eben durch den Meridian; etwas tiefer kulminirt das Sternbild der Schlange und in ganz geringer Höhe über dem südlichen Horizont das Sternbild der Waage.

Eine Reihe der glänzendsten Konstellationen belebt den östlichen und südöstlichen Theil des Himmels. Im Osten, innerhalb und zu beiden Seiten der Milchstraße, stehen die Sternbilder der Leier mit dem Stern erster Größe Wega, des Schwans mit dem hellen Stern Deneb und des Adlers mit dem ebenfalls sehr hellen Stern Atair schon ziemlich hoch; die genannten drei Sterne erster Größe bilden ein leicht in die Augen fallendes, gleichschenkliges Dreieck, dessen Spitze mit dem am tiefsten stehenden Atair zusammenfällt. Nur wenig östlich von der nördlichen Krone erblicken wir das durch einen prachtvollen Sternhaufen ausgezeichnete Sternbild des Herkules. Tief im Südosten stehen die Sternbilder des Schlangenträgers und des Schützen und näher gegen den Meridian das Sternbild des Skorpions mit dem rothfunkelnden Stern erster Größe Antares und dem alle Fixsterne an Helligkeit überstrahlenden Planeten Jupiter.

Im Nordosten und Norden bemerken wir noch den Drachen, den Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern und nahe oder innerhalb der Milchstraße die Sternbilder des Delphins, der Eidechse, der Cassiopeja, des Perseus und des Cepheus.

Die Sonne erreicht ihren höchsten Stand über dem Aequator am 21. Juni, nachts um 11 Uhr, mit 23° 27'; gleichzeitig tritt sie in das Thierkreiszeichen des Krebses ein. Der Moment, in welchem sie die größte nördliche Breite erlangt, entspricht bekanntlich dem Sommersolstitium (Sommer-Sonnenwende) oder, nach astronomischer Zählung, dem Anfang des Sommers. Die Entfernung der Sonne wächst noch bis zum Schluß des Monats, sie nimmt im Laufe des letzteren im ganzen um 50,000 Meilen zu; der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe sinkt dementsprechend von 31' 32.0" auf 31' 27.6".

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Juni	Aufgang			Untergang		
1.	4 h	20 m	früh	8 h	1 m	abends
8.	4	18	„	8	7	„
15.	4	16	„	8	11	„
22.	4	17	„	8	14	„
30.	4	20	„	8	14	„

Der 21. Juni ist der längste Tag des Jahres. An diesem Tage steht die Sonne bei einer Kulminationshöhe von 65.3° (Maximum für München) während der Dauer von 16 Stunden über dem Horizont, am Schluß des Monats noch 15 Stunden 54 Minuten. Die Morgen- und Abenddämmerung dauert im Juni in der Breite von München genau je eine Stunde, so daß also die gesammte Tageslänge am 21. Juni 18 Stunden beträgt.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Juni sind folgende:

5. Juni	8 h	vorm.	Erstes Viertel
5. „	10	nachts	Erdferne
13. „	5	früh	Vollmond
19. „	3	„	Erdnähe
20. „	2	nachts	Letztes Viertel
27. „	2	„	Neumond.

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Juni	Aufgang			Untergang		
1.	8 h	2 m	vorm.	11 h	2 m	nachts
8.	3	30	nachm.	1	15	nachts
15.	9	58	abends	6	37	früh
22.	12	45	nachts	3	31	nachm.
30.	7	58	vorm.	9	55	abends

Am 13. Juni findet in den frühen Morgenstunden eine partielle Mondfinsterniß statt, die um 4 Uhr 24 Min. früh beginnt und schon um 4 Uhr 31 Min. wieder endigt. Diese Finsterniß ist im westlichen Europa und Afrika, in Amerika und in den Südpolargegenden sichtbar. Die Größe der Verfinsterung beträgt, da der Mond vom Erdschatten nur eben noch gestreift wird, lediglich ein Tausendstel des Monddurchmessers, so daß also die Finsterniß kaum wahrzunehmen ist. In München geht der Mond überdies einige Minuten vor dem Beginn derselben unter.

In der Nacht vom 13. auf 14. Juni findet dagegen eine in München sichtbare Bedeckung des Planeten Saturn durch den Mond statt. Die Elemente dieser Bedeckung sind für München:

Eintritt 13. Juni 10 h 48 m nachts; Posit.-Winkel 88°
Austritt 14. „ 12 4 „ „ „ 263°

Die Positionswinkel sind vom Nordpunkt des Mondes aus über Ost gezählt; der Planet wird demnach am linksseitigen (östlichen) Mondrand, sehr nahe der Mitte, hinter der fast noch voll beleuchteten Mondscheibe verschwinden und am rechtseitigen dunklen Mondrand, etwas unterhalb der Mitte, wieder vor ihr auftauchen. Da zur Zeit der Bedeckung der Mond dem Meridian schon sehr nahe, also relativ hoch über dem Horizont steht, ist das interessante Phänomen unter verhältnißmäßig günstigen Umständen zu beobachten.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind im Monat Juni besonders günstige.

Merkur durcheilt in rapider rechtläufiger Bewegung die Sternbilder des Stiers und der Zwillinge und gelangt gegen den Schluß des Monats in das Sternbild des Krebses. Sein Abstand von der Erde sinkt im Laufe des Monats von 26.6 auf 18.0 Millionen Meilen herab, der scheinbare Durchmesser seiner durchschnittlich zur Hälfte beleuchteten Scheibe steigt dementsprechend von 5.1" auf 7.5" an. Merkur erreicht am 10. Juni seine größte nördliche heliozentrische Breite, am 7. Juni kommt er mit dem Planeten Neptun, am 22. Juni mit Venus in Konjunktion zu stehen. Im letzteren Falle beträgt der Abstand der beiden Planeten am Himmel nur $2^1/_3$° (rund 4 Vollmondsbreiten), und zwar steht Merkur in diesem Abstand nördlich von Venus. Merkur geht in der ersten Monatshälfte durchschnittlich etwa 1 Stunde, während der zweiten Monatshälfte reichlich $1^1/_2$ Stunden nach der Sonne unter, er ist daher fast während des ganzen Monats nach Sonnenuntergang am nordwestlichen Himmel als Abendstern bequem sichtbar.

Venus bewegt sich im Sternbild der Zwillinge zunächst noch rechtläufig vorwärts, wird am 16. Juni dort stationär und hierauf im gleichen Sternbild rückläufig. Ihre Entfernung von der Erde sinkt im Laufe des Monats von 9.2 auf 6.0 Millionen Meilen; der scheinbare Durchmesser ihrer durchschnittlich nur zu 14 Proz. beleuchteten, also stark sichelförmigen Scheibe steigt demzufolge im gleichen Zeitraum von 36.9" auf 56.5" an. Am 1. Juni strahlt Venus im größten Glanz, am 19. Juni geht sie durch den niedersteigenden Knoten ihrer Bahn, am 28. Juni kommt sie in Konjunktion mit dem Mond zu stehen. Venus, die im Anfang des Monats noch bis 11 Uhr nachts am Himmel steht, nähert sich nunmehr wieder allmählich der Sonne. Da sie jedoch im Monatsdurchschnitt immer noch $1^3/_4$ Stunden nach dieser untergeht, ist sie während des ganzen Monats allabendlich als hellglänzender Abendstern am westlichen Himmel sichtbar.

Mars geht in rechtläufiger Bewegung vom Widder zum Stier. Sein Abstand von der Erde beträgt im Monatsdurchschnitt 44 Millionen Meilen, der scheinbare Durchmesser seiner zu 96 Proz. beleuchteten Scheibe 4.3". Mars geht im Juni durchschnittlich zwei Stunden vor der Sonne auf, er ist somit während des ganzen Monats in den frühen Morgenstunden, an seinem rothen Licht leicht erkennbar, am östlichen Himmel (unweit der Plejaden) wahrzunehmen. Am 24. Juni steht er in Konjunktion mit dem Mond.

Jupiter setzt seine langsame rückläufige Bewegung im Skorpion fort. Seine Entfernung von der Erde beträgt am 1. Juni 87, am 30. Juni 90 Mill. Meilen; der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe beträgt im Durchschnitt 41.8". Jupiter steht jetzt bei Einbruch der Dunkelheit schon ziemlich hoch am südöstlichen Himmel und geht erst in den frühen Morgenstunden unter, ist also die ganze Nacht hindurch am Himmel sichtbar. Am 11. Juni kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen, wobei sein Abstand vom nördlichen Rande unsres Trabanten nur etwa 1° beträgt.

Saturn bewegt sich im Sternbild des Schützen ebenfalls nur um einige Grad in rückläufigem Sinne fort. Er nähert sich der Erde noch bis zum 23. Juni, an welchem Tag er in Opposition zur Sonne — also in die für seine Beobachtung günstigste Lage — zu stehen kommt. In dieser Stellung beträgt sein Abstand von der Erde 182.3 Mill. Meilen (Minimum für 1900), der scheinbare Polardurchmesser seiner Scheibe 17.0". Die scheinbaren Dimensionen seines elliptischen Ringes sind ferner im Monatsdurchschnitt: große Achse 41.4", kleine Achse 18.3". Saturn geht im Juni durchschnittlich um $8^1/_2$ Uhr abends auf und erst nach Sonnenaufgang unter, er ist daher gegenwärtig ebenfalls während der ganzen Nacht am Himmel sichtbar. Der am 13. Juni nachts stattfindenden, in München sichtbaren Bedeckung des Planeten durch den Mond ist bereits weiter oben ausführlich Erwähnung gethan.

Uranus kommt im Sternbild des Schlangenträgers um wenig mehr als einen Grad in rückläufigem Sinne vorwärts. Er steht am 1. Juni in Opposition zur Sonne, wobei seine Entfernung von der Erde 362.7 Millionen Meilen beträgt; bis zum Schluß des Monats steigt sein Abstand bereits wieder auf 365 Millionen Meilen an. Der scheinbare Durchmesser seiner Scheibe beläuft sich während des ganzen Monats auf 3.8". Uranus ist, wie Saturn, im Juni die ganze Nacht hindurch am Himmel sichtbar. Am 12. Juni morgens wird er ebenfalls vom Mond bedeckt, doch ist diese Bedeckung, da sie bei Tag und nach erfolgtem Untergang des Planeten stattfindet, bei uns nicht sichtbar.

Neptun bleibt rechtläufig im Sternbild des Stiers. Er kommt am 18. Juni in Konjunktion mit der Sonne zu stehen, wobei seine Entfernung von der Erde 622 Millionen Meilen (Maximum für 1900) beträgt. Infolge seiner großen Nähe bei der Sonne ist er während des ganzen Monats unsichtbar.

Sternschnuppen. Während des ganzen Monats finden ziemlich lebhafte Sternschnuppenfälle statt, deren Ausstrahlungspunkte im Sternbild des Cepheus (Cepheiden) und des Schwans (Cygniden) liegen. -rt-

□ **Würzburg**, 1. Juni. Die hiesige medizinische Welt ist mit einer neuen Erfindung des Zahnarztes Dr. med. Fr. Zierler beschäftigt. Es handelt sich scheinbar um eine medizinische Entdeckung von ungewöhnlicher Bedeutung. Zierler will bei bestimmten elektrischen Strömen ihre bakterienvernichtende Eigenschaft erkannt haben, so daß durch ihre Anwendung Krankheiten, die auf Infektionen durch Bakterien beruhen, heilbar erscheinen. Von größter Bedeutung ist, daß das sehr einfache Verfahren bis auf eine Tiefe von mehreren Centimetern wirksam sein soll, ohne üble Folgen oder Begleiterscheinungen, da es sich nur um Ströme von ein Tausendstel-Ampère handelt. Es steht dem Entdecker aus seiner zahnärztlichen Praxis bereits eine große Menge praktischer Erfolge zur Seite. Das Ergebniß der Forschungen Zierlers wird in den nächsten Wochen durch einen öffentlichen Vortrag an der Universität dargelegt werden.

-nn- **Mannheim.** Eine Ausstellung von Kupferstichen Mannheimer Meister des 18. Jahrhunderts beabsichtigt der hiesige Alterthumsverein in seinen Sammlungsräumen demnächst zu veranstalten. Die Anregung dazu gab die unlängst erschienene, in weiten Kreisen mit lebhaftem Interesse aufgenommene Schrift M. Oesers über die „Geschichte der Kupferstechkunst in Mannheim im 18. Jahrhundert". Der Vereinsvorstand bittet nun in einem Aufruf die Besitzer von Stichen Mannheimer Künstler, insbesondere von Verhelst, Sintzenich, Fratrel, Schlicht, Karcher u. A., diese Bilder für etwa zwei Monate zur Ausstellung dem Verein zu überlassen (Adresse: Bibliothekar Oeser, Mannheim, Schloß). Es gilt dabei, die vielseitige künstlerische Thätigkeit und die eigenartige Entwicklung und Darstellungsweise der einzelnen Künstler durch eine Auswahl ihrer besten Erzeugnisse zur Anschauung zu bringen.

* **Berlin.** Hier habilitirt sich in der medizinischen Facultät Dr. Karl L. Schäfer mit der Antrittsvorlesung „Aufgaben und Leistungen der neueren Theorien des Hörens".

* **Greifswald.** Professor Limpricht, Direktor des chemischen Instituts der hiesigen Universität, der im 73. Lebensjahr steht, tritt mit Schluß des Sommersemesters in den Ruhestand.

* **Königsberg.** Der Privatdozent an der hiesigen Universität Dr. Fritz Cohn, ist zum Observator an der Universitätssternwarte hierselbst ernannt worden.

* **Kopenhagen.** In der letzten Sitzung der „Gesellschaft der Wissenschaften" machte Direktor Paulsen

nähere Mittheilungen über die von ihm geleitete Nordlicht-Expedition, die kürzlich aus Island, wo sie sich neun Monate aufgehalten, zurückgekehrt ist. Die Beobachtungen wurden in einer kleinen, auf dem Gipfel des Berges Sulur in einer Höhe von 4000 Fuß errichteten Hütte vorgenommen. Von den 53 Tagen, an welchen Beobachtungen angestellt wurden, waren nur vier für Untersuchungen günstig. Der Hauptzweck war, den regelmäßigen Gang der Luftelektrizität und die Einwirkung des Nordlichts auf diese festzustellen. Es wurde konstatirt, daß die elektrische Spannung der Luft vom Morgen bis 2 Uhr nachmittags zunimmt, dann wieder abnimmt und abends und nachts sehr gering ist. Nur ganz starke Nordlichter in der Nähe des Zeniths zeigten deutliche Wirkungen auf die Spannung. Ferner wurden mittelst der Photographie neue Linien im Spektrum des Nordlichts, darunter acht im ultravioletten Theil, gefunden. Endlich wurde auch eine Reihe Untersuchungen über die elektrische Leitungsfähigkeit der Luft angestellt. Die Beobachtungen über die Höhe des Phänomens zeigten, daß die Nordlichter in sehr großen Höhen über der Erde schwebten. Die Wirkung auf die Magneten war verhältnißmäßig gering. Diese Resultate sind mit den vom deutschen Physiker Lehnhardt angestellten Beobachtungen übereinstimmend.

w. **Aus Italien.** In Bari ist vor kurzem eine große apulische Ausstellung eröffnet worden. Sie soll dem Besucher zeigen, welche Fortschritte in der jüngsten Zeit Landwirthschaft und Industrie in Apulien gemacht haben. Wie Neapel mit seiner hygienischen Ausstellung, will Bari mit seiner esposizione delle Puglie beweisen, daß der Süden Italiens, der mezzogiorno, der sich so manche Zurücksetzung, so manchen Tadel gefallen lassen muß, doch auch etwas zu leisten vermag, und die jetzige Regierung, die weit mehr Anhänger im Süden denn im Norden zählt, deren getreueste Provinzen Apulien und Calabrien sind, hat denn sehr viel gethan, um die Ausstellung in die Höhe zu bringen. Der gefeiertste und wichtigste Tag war bis jetzt der 20. Mai. An diesem Tage hielt Guarini einen großen, durch Versuche erläuterten Vortrag über die drahtlose Telegraphie und den Repetitor Guarini. Der Vortragende, der Stolz seiner Vaterstadt Bari, hat trotz seiner großen Jugend — er steht im Beginn der 20er Jahre — bereits den Ruf als eine Zierde der heutigen italienischen Wissenschaft erworben. Während Marconi mit seiner Erfindung der drahtlosen Telegraphie über eine Entfernung von 60 bis 120 km nicht hinauskam, hat Guarini durch die Einrichtung seiner automatischen Repetitoren der Erfindung erst den rechten Nutzen verschafft. Um ein Marconi'sches Telegramm um die Erde zu befördern, hätte man im allergünstigsten Falle 80 Stunden nöthig: Guarini indessen getraut sich dasselbe in kaum einer Stunde zu leisten. Zwischen London und New-York sind etwa zwölf Guarinische Repetitoren nöthig, die fest im Meere zu verankern sind. Wir können nicht im einzelnen aufzählen, welche Vortheile Guarini für die Verwendung des von ihm verbesserten Marconi'schen Systems verspricht, doch soll noch besonders die Verwendung bei wissenschaftlichen Unternehmungen erwähnt werden. Hätte der Herzog der Abruzzen, sagt Guarini, als er seine Nordlandsfahrt antrat, unsern Apparat gekannt und ausgenützt, so wären wir jetzt über seinen Aufenthaltsort und sein Schicksal in keiner Weise im Zweifel. Er hätte nur von Zeit zu Zeit auf seinem Weg Repetitoren aufzustellen brauchen und wäre nun imstande, nicht nur täglich, sondern sogar stündlich mit uns in Verbindung zu sein. Guarini kündigt an, daß er demnächst Versuche auf größere Entfernungen machen werde, zwischen Brüssel und Paris, Brüssel und London, oder Bari und Cetinje. Im letzten Fall würde ein Repetitor auf dem hohen Meer genügen. — Zu dem Vortrag hatte der italienische Marineminister einen Korvettenkapitän entsandt, ein Beweis, welch hohe Aufmerksamkeit er der Sache widmet. Schon verschiedene günstige Versuche haben italienische Kriegsschiffe mit der drahtlosen Telegraphie im Hafen von Spezia gemacht. — In Aquila, in der Nähe des alten Amiternum, soll ein Denkmal des Sallust errichtet werden. Das italienische Unterrichtsministerium hat zu diesem Werk 1000 Lire beigesteuert.

* **Aus Amerika.** Auf die Initiative des Präsidenten der Universität in Chicago, Prof. Dr. Harper und der Professoren Crane, Ryerson und Hutchinson soll in Chicago ein Katheder für russische Sprache und Literatur eingerichtet werden; außerdem soll in Columbia Fields Museum eine spezielle russische wissenschaftliche Ausstellung veranstaltet werden, die die Amerikaner mit den Sitten und Gebräuchen sowie mit der Lebensweise in Rußland bekannt machen soll. Die genannten Herren sind, der „N. Petersb. Ztg.", zufolge, selbst nach Rußland gereist, und haben von Moskau aus, wohin sie sich zuerst begaben, dem Grafen Tolstoi einen Besuch abgestattet. Von dort gingen sie nach St. Petersburg.

oem. Dem Studium der Medizin an deutschen Universitäten lagen im Wintersemester 1899/1900 nach den soeben erschienenen Statistiken insgesammt 7654 Studirende ob; das macht bei einer Gesammtfrequenz von 33,614 immatrikulirten Studirenden 22.8 Proz. der Gesammtzahl. Die 7654 Mediziner vertheilen sich auf die einzelnen Universitäten folgendermaßen: Berlin 1346 (bei einer Gesammtzahl von 6478 immatrikulirten Studirenden), Bonn 254 (1886), Breslau 260 (1618), Erlangen 299 (974), Freiburg 316 (1233), Gießen 351 (873), Göttingen 200 (1238), Greifswald 288 (729), Halle 225 (1636), Heidelberg 253 (1256), Jena 183 (665), Kiel 360 (757), Königsberg 239 (840), Leipzig 627 (3481), Marburg 224 (1040), München 1098 (4049), Rostock 105 (467), Straßburg 303 (1105), Tübingen 271 (1361) und Würzburg 552 (1215). Demgemäß hat absolut die meisten Mediziner Berlin aufzuweisen. Dann folgen der Reihe nach München, Leipzig, Würzburg, Kiel, Freiburg, Straßburg, Erlangen, Greifswald, Tübingen, Breslau, Bonn, Heidelberg, Gießen, Königsberg, Halle, Marburg, Göttingen, Jena, Rostock. Relativ die meisten Mediziner hat Kiel aufzuweisen, nämlich 47.5 Prozent der daselbst immatrikulirten Studirenden; hieran schließen sich Würzburg (45.4 Proz.), Greifswald (37.9 Proz.), Erlangen (30.7 Proz.), Gießen (28.8 Proz.), Königsberg (28.5 Proz.), Jena (27.5 Proz.), Straßburg (27.4 Proz.), München (27.1 Proz.), Freiburg (25.6 Proz.), Rostock (22.7 Proz.), Marburg (21.5 Proz.), Berlin (20.8 Proz.), Heidelberg (20.2 Prozent), Tübingen (19.9 Proz.), Leipzig (18 Proz.), Göttingen (16.2 Proz.), Breslau (16.1 Proz.), Halle (13.7 Proz.) und Bonn (13.5 Proz.).

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 5. Juni. Nummer 127.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Zeitmärchen und Märchenzeit.

Von Dr. Marcus Landau.

II.

Den Uebergang von der Choni-Legende zu der von den christlichen Sieben Schläfern bildet eine andere jüdische Legende, die von Rabbi Simon, Sohn des Jochai, der um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, zur Zeit der römischen Kaiser Lucius Verus und Marcus Aurelius gelebt hat. Um der Todesstrafe für Schmähung der römischen Regierung und des römischen Volkes zu entgehen, verbarg er sich mit seinem Sohn in einer Höhle. Dort nährten sie sich von Datteln und Früchten eines Johannisbrotbaumes, welcher nach einer Version durch ein Wunder entstanden sein soll, und beschäftigten sich mit dem Studium des Gesetzes (der Bibel). Nach zwölf Jahren, als seine Kleider schon verfault waren, wagte Simon sich an den Eingang der Höhle, wo er bemerkte, wie ein Vogel sich aus der ihm gelegten Schlinge frei machte. Da sagte er sich, wenn ein Vogel nicht ohne Gottes Fügung zugrunde gehen kann, so kann es ein Mensch umsoweniger. Zugleich hörte er eine Stimme vom Himmel, die rief: „freigelassen“. Nach einer Version (im babylonischen Talmud, Traktat Sabbath, Fol. 33b) war es der Prophet Elias, der ihm die Nachricht brachte, daß der Kaiser (Lucius Verus?) gestorben sei und er nichts mehr zu fürchten habe. Er verließ nun mit seinem Sohne die Höhle, benahm sich aber in der Außenwelt etwas sonderbar: Als er einen Mann sah, der säete, tadelte er es, daß die Menschen sich mit irdischen Dingen abgeben, anstatt an die Ewigkeit zu denken und was er und sein Sohn anblickten, das wurde sofort vom Feuer verzehrt. Da ertönte wieder die himmlische Stimme: Seid ihr denn aus der Höhle gekommen, um die Welt zu verwüsten? marsch, zurück in die Höhle! Dort verbrachten sie noch ein Jahr, bis sie auf neuen Befehl der himmlischen Stimme sie wieder verließen. Rabbi Simon benahm sich nun wie ein frommer und menschenfreundlicher Gelehrter und Gesetzesausleger. Von seinem Sohn, der übrigens nach manchen Versionen gar nicht mit ihm in der Höhle war, hören wir nichts mehr.[11])

[11]) Die Legende findet sich außer an der oben citirten Stelle in verschiedenen Fassungen im Talmud von Jerusalem, Traktat Schebiit (Vom Sabbathjahr) Kap. IX, fol. 38d, und in den frühmittelalterlichen, Midraschim genannten, legenden- und sagenreichen Bibelkommentaren zur Genesis, Buch Esther und Prediger Salomo. Eine kritische Untersuchung über die verschiedenen Versionen und das Historische in der Legende gab Graetz in seiner Geschichte der Juden, 2. Aufl., Kap. X und XI, und Note 20, S. 196, 207, 209. 470—476.

Epimenides und Choni sind allein in der Höhle, Simon Jochai's hat nur seinen Sohn bei sich, die christliche Legende berichtet von sieben Schläfern, wodurch die Geschichte eben nicht wahrscheinlicher wird. Sie knüpft aber auch, wie die jüdische, an eine Verfolgung durch die heidnische Regierung an, nur läßt sie die Handlung ungefähr ein Jahrhundert später als diese beginnen. Aber auch die Siebenzahl deutet auf jüdischen Einfluß. Die Siebenzahl ist in der jüdischen Legendenliteratur sehr beliebt und bevorzugt und von sieben Brüdern, Märtyrern, weiß uns schon das zweite Makkabäerbuch (Kap. 7) zu berichten. Welch großen Einfluß aber die jüdischen Legenden auf die christlichen hatten, das ist am ausführlichsten von Dr. Louis Ginzberg in seinem noch nicht abgeschlossenen Aufsatz „Die Haggada bei den Kirchenvätern und in der apokalyptischen Literatur“ (in „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums“, Jahrgang 1898 und 1899) nachgewiesen worden. Die Mutter mit den sieben Söhnen aus dem Makkabäerbuch finden wir zweimal in dem Heiligenkatalog wieder, als Santa Symphorosa unter Kaiser Hadrian (17. Juli) und als Santa Felicitas unter Antonius Pius (10. Juli). In den Commentari urbani des Raphael von Volterra († 1522) wird diesen drei Gruppen von Siebnern als vierte die der sieben Schläfer zugesellt, die ja auch in manchen Versionen der Legende als Brüder bezeichnet werden. Ebenso war unter den Juden schon vor Entstehung des Christenthums der Glaube an der Welt entrückte, aber noch irgendwo fortlebende Heilige, wie Henoch, Elias,[12]) deren Rückkehr erwartet wurde, weit verbreitet. Wiederholt wird im neuen Testament in diesem Sinn von Elias gesprochen, der noch jetzt im jüdischen Volksglauben fortlebt, ungefähr wie die Kaiser Karl der Große und Friedrich in der deutschen, König Arthur in der britischen, Kraljewitsch Marko in der serbischen Sage und Andere.[13]) Eine Einwirkung der Epimenidessage auf die christliche scheint mir nicht wahrscheinlich. In dieser werden die Sieben, sowie Choni und Simon wegen ihrer Frömmigkeit in der Höhle geborgen, während der Grieche als Kind und ohne irgendwie bedroht zu sein, in die Höhle kommt und erst dort sein höheres Wissen erlangt. Choni ist schon Wunderthäter vor seinem langen Schlaf.

Freilich könnte man auch den Einfluß einer anderen griechischen Sage vermuthen. Aristoteles spricht in seiner Physik von denjenigen, welche bei den Heroen in Sardinien schlafen und, weil ihre Denkthätigkeit ruht, beim Erwachen nicht zu wissen pflegen, daß die Zeit verstrichen

[12]) Jüdische Legendenbücher erzählen von neun Menschen — Henoch, Elias, Messias, Eliezar, Ebedmelek (nach Jeremias Kap. 38), König Hiram, Jaabez, Sohn des Rabbi Jehuda, Sarah, die Tochter Assers (Genesis XLVI, 17), und die Tochter Pharao's —, welche lebend in das Paradies eingingen (M. Gaster in Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums XXX, S. 413).

[13]) Vergl. „Der entrückte Kaiser Friedrich“ in Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage VIII, 577—586.

ist. Mit diesen Heroen sind ohne Zweifel die Thespiaden, Söhne des Herkules, gemeint, welche unter Anführung des Jolaus die Kolonie in Sardinien gründeten. Nach Diodor von Sicilien (IV. 29) scheint es, daß 9 von den Brüdern in Griechenland blieben und 41 auswanderten, Simplicius, ein Kommentator des Aristoteles aus dem 6. Jahrhundert, spricht aber von neun Thespiaden, welche unversehrt, gleich Schlummernden in Sardinien ruhen. Ob man bei dieser Neunzahl mit Rohde und John Koch, welche den Widerspruch mit Diodor nicht berücksichtigten, an die Kabiren, deren es übrigens nur sieben und mit Zurechnung Esmuns acht gab, und an phönizischen Einfluß zu denken hat, wollen wir unerörtert lassen; aber von einem Erwachen der Heroen ist jedenfalls nicht die Rede. Aristoteles dürfte wohl an das Schlafen von Kranken in einem Tempel der Heroen gedacht haben, entweder um am heiligen Ort gesund zu werden, oder, wie in Epidaurus, im Traume über die ihnen nöthigen Heilmittel belehrt zu werden. Aber ein solcher Schlaf kann doch höchstens nur eine oder einige Nächte gedauert haben. Ebensowenig können wir mit Rohde „entschiedener annehmen, daß in Ephesus bereits in heidnischer Zeit eine der sardinischen verwandte Sage von schlafenden Heroen existirt habe, welche dann in christianisirter Umdeutung Anlaß zu der Legende von den Siebenschläfern gegeben hat“.[14]) Die jüdischen Sagen in Verbindung mit Christenverfolgungen, boten genügendes Material zur Bildung der christlichen Legende. Ob diese aus irgend einer besonderen Ursache in Ephesus lokalisirt wurde oder nur, weil das Wunder doch irgendwo geschehen sein mußte, oder weil der erste Aufzeichner sich besonders für Ephesus interessirte, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Die älteste uns erhaltene Fassung der Legende ist zwar die syrische des Mar Jakob, Bischof von Sarug († 521), aber wir theilen die Vermuthung Kochs, daß sie auf einer etwas älteren, wahrscheinlich von einem Ephesier herrührenden griechischen Darstellung beruht. Der Zeit nach dieser am nächsten steht die lateinische des Gregor von Tours aus dem 6. Jahrhundert. Die späteren, äußerst zahlreichen Bearbeitungen in europäischen und orientalischen Sprachen stimmen weder untereinander noch mit der syrischen ganz überein, enthalten vielmehr manche starke Abweichungen und eigenthümliche Zusätze, die wohl größtentheils der Phantasie und Fabulirkunst der frommen Bearbeiter ihre Entstehung verdanken. Mehrere Bearbeitungen finden sich mit Erläuterungen vom Jesuiten Cuper im sechsten Juli-Band (S. 375—396) der Acta Sanctorum, und zum Theil auf dieses Material gestützt, hat dann John Koch seine recht lobenswerthe Schrift „Die Siebenschläfer-Legende und ihre Verbreitung“ (Leipzig 1883) abgefaßt. Auf dieses Buch im allgemeinen verweisend, will ich hier nur einen kurzen Inhaltsauszug der Legende geben und einige der interessantesten Bearbeitungen hervorheben.

Als Kaiser Decius nach Ephesus kam und die dortigen Christen zwingen wollte, den Heidengöttern zu opfern, wurden auch sieben vornehme Jünglinge vor ihn gebracht, die trotz aller Drohungen standhaft in ihrem Christenglauben beharrten. Der Kaiser ließ ihnen einige Tage Frist zur Bekehrung und verließ die Stadt. Dies benutzten die Sieben, um ihr Vermögen unter die Armen zu vertheilen und sich in einer Höhle des Berges Anchilus (auch Ochlon und anders genannt) zu verbergen. Als sie von einem ihrer Genossen, Namens Diomedes, den sie täglich zum Einkaufe von Lebensmitteln in die Stadt schickten, die Rückkehr des Kaisers erfuhren, erschracken sie sehr, weinten und beteten zu Gott. Dann verzehrten sie ihr Nachtmahl und schliefen ein. Decius ließ ihnen nachforschen und als er erfuhr, daß sie sich in eine Höhle geflüchtet hätten, befahl er, den Eingang zu vermauern, damit sie dort vor Hunger sterben sollten. Die Jünglinge starben aber nicht, sondern schliefen ruhig weiter bis zum 38. Regierungsjahr des Kaisers Theodosius II., also bei zweihundert Jahre (nach mohammedanischen Bearbeitungen über dreihundert), dreimal so lange als Choni, viermal als Epimenides. Im genannten Jahre ließ ein Mann in der Nähe der Höhle einen Bau aufführen und dazu Steine von der Höhlenmauer nehmen. Davon erwachten die Jünglinge, und da ihre Leiber noch frisch und blühend, ihre Kleider noch wie neu waren, glaubten sie nur eine Nacht geschlafen zu haben und erwarteten, wieder vor Decius geschleppt zu werden, gefaßt, den Märtyrertod zu erleiden. Indessen schickten sie wieder den Diomedes in die Stadt um zu hören, was dort vorgehe und Lebensmittel einzukaufen, „denn sie waren sehr hungrig“.

Als Diomedes (in manchen Versionen wird er Jamblichus genannt) in die Stadt kam, fand er auf allen Thoren das Kreuz aufgepflanzt, hörte Leute im Namen Christi schwören, und fand die Stadt, in der man einen Tag vorher, wie er glaubte, die Christen verfolgte, ganz christlich geworden, so daß er zu träumen meinte. Als er dann Lebensmittel kaufen und mit den von ihm mitgebrachten alten Münzen bezahlen wollte, wurde er angehalten, weil man annahm, er habe einen Schatz gefunden. Vor den Bischof und die Stadtobrigkeit gebracht und verhört, machte er anfangs mit seinen Aussagen den Eindruck eines Verrückten oder Betrügers, da Niemand die Namen seiner Gefährten und Verwandten, auf die er sich berief, kannte, und die Ephesianer den Kaiser Decius, den er so fürchtete, längst vergessen hatten. Endlich wurde auf seine Bitten beschlossen, die Höhle zu untersuchen, und da fand man an deren Eingang in einem Kästchen auf zwei Bleitafeln die Namen der sieben Jünglinge und die Ursache ihres Einschließens in der Höhle aufgezeichnet. Das hatten beim Vermauern der Höhle zwei Arbeiter oder zwei Christen in Decius Diensten geschrieben und dort versteckt, in der Vorausahnung, daß Gott die Sieben wieder erwecken werde, damit sie als Märtyrer und Heilige anerkannt werden. Auch die Namen dieser zwei mit merkwürdiger Voraussicht begabten Chronisten werden, sowie die der sieben Jünglinge, in den verschiedenen Bearbeitungen verschieden angegeben;[15]) aber ihre Aufzeichnung trug wesentlich zur Agnoszirung der Auferwachten bei, die nun in der Höhle sitzend, blühenden Aussehens gefunden wurden.

Ihr Antlitze schein
Alse der Morgenstern[16])

heißt es in der in der „Kaiserchronik“ enthaltenen mittelhochdeutschen Fassung der Legende, während der Koran (Sure XVIII. 17) von ihnen sagt: „wenn du dich zufällig ihnen genähert hättest, so würdest du voll Schrecken über ihren Anblick den Rücken gewendet und die Flucht ergriffen haben.“ Ein Kommentar zu Sadi's weiter unten zu erwähnendem Rosen-

[14]) Erwin Rohde, Die sardinische Sage von den Neunschläfern, im Rheinischen Museum für Philologie XXXV, S. 157—163, XXXVII, S. 465—468, J. Koch, a. a. O., S. 25, 204.

[15]) Der katholische Heiligenkalender fixirt zum 27. Juli ihre Namen wie folgt: Maximianus, Malchus, Martinianus, Dionysius, Johannes, Serapion und Constantinus.

[16]) Aehnlich heißt es in der „goldenen Legende“ (Jacobi Januensis Legendae Sanctorum cap. 96): resplenduerunt facies eorum sicut sol.

garten schildert die Sieben bei ihrem Erwachen als Riesen.

In einer höchst eigenthümlichen Darstellung der Sage im ersten Buch von Paul Warnefrieds Longobarden-Geschichte sind die in einer Höhle am Meer, fern in Deutschland als Römer gekleideten seit undenklichen Zeiten mit unversehrten Körpern und Kleidern ruhenden sieben Männer als noch lebend und schlafend gedacht. Als Jemand einen von ihnen der Kleidung berauben will, verdorren (oder verbrennen) ihm die Arme. Dies erinnert an die zerstörende Wirkung der Augen des Rabbi Simon.

Die Sage scheint keine christliche zu sein, aber Warnefried erwartete von den Schläfern, die er für Christen hält, einst den Anstoß zur Bekehrung der Heiden jener Gegend.[17])

Doch kehren wir nach Ephesus zurück. Auf die seltsame Märe kam auch Kaiser Theodosius mit zahlreichem Gefolge von Konstantinopel nach Ephesus und verehrte die Sieben als Heilige. Sie hielten eine lange Anrede an ihn, legten sich dann nieder und starben definitiv. Auf ihren Wunsch wurden sie in der Höhle begraben, wo sie „bis auf den heutigen Tag" ruhen. Ueber der Höhle wurde eine Kirche erbaut und die Sieben Schläfer als Heilige anerkannt. Nach dem deutschen Volkskalender fällt ihr Fest, der auch als Loostag gilt, auf den 27. Juni, nach dem offiziellen katholischen Kalender auf den 27. Juli. Die Griechen feiern die Sieben Schläfer am 4. August, die Kopten am 25. Februar u. s. w.

Die Wahrheit der Legende hat zuerst kein Geringerer als Kardinal Baronius bestritten, der ihre Entstehung daraus herzuleiten scheint, daß man zur Zeit des Theodosius die Gebeine von sieben Märtyrern bei Ephesus auffand. Unter seinen Gründen findet sich auch der, daß das Wunder nicht zur Widerlegung einer die Auferstehung der Todten leugnenden Häresie geschehen sein konnte, da zur Zeit des Theodosius eine solche Irrlehre nicht nachzuweisen ist. Ganz richtig, ein Wunder war zur Zeit des Theodosius nicht nöthig, aber die Legende tauchte ja erst ungefähr ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode auf, und da mag wohl Veranlassung vorgelegen haben, die uralte Schläfersage tendenziös zuzustutzen und die Handlung in die Zeit des Theodosius zu verlegen. Gar zu aufdringlich wird in der Legende wiederholt das Aufwachen der Sieben als Beweis für die Auferstehung der Todten angeführt, und in der Version, welche Patriarch Photius aus dem Kodex 253 seiner „Bibliothek" mittheilt, wird das Wunder geradezu als zur Widerlegung und Beschämung des die Auferstehung leugnenden Bischofs Theodorus und seiner Anhänger bestimmt dargestellt.[18]) Und selbst Mohammed führt im Koran (Sure 18 V. 20) die Siebenschläfer als Beweis für die Auferstehung an. Er gibt in 25 Versen dieser Sure, die davon „Die Höhle" betitelt ist, die ganze Legende wieder. Ueber die Zahl der Schläfer will sich Mohammed nicht bestimmt aussprechen — „nur Gott kennt ihre Zahl und nur Wenige wissen sie" sagt er; aber ganz bestimmt weiß er, daß sich auch ein Hund in ihrer Gesellschaft befand. Von diesem Hund findet sich auch eine Erwähnung bei einem christlichen Autor des 6. Jahrhunderts, aber er scheint doch orientalischen, nichtchristlichen Ursprungs zu sein, denn die christliche Theologie weiß nichts von einer Auferstehung der Thiere. Von späteren orientalischen Autoren und Korankommentatoren ist dann die Rolle des Hundes weiter ausgeschmückt worden. Im persischen Papageienbuch des Nachschebi aus dem 14. Jahrhundert wird erzählt, daß die Jünglinge den Hund nicht mitnehmen wollten, weil er eben ein Hund und kein Mensch war. Das Thier aber sprach: „In der Liebe ist die Gleichartigkeit keine Bedingung, und wenn ihr sie für Bedingung haltet, so kehrt auch ihr um; denn derjenige aus Liebe, zu welchem ihr geht, ist auch nicht von eurer Art."[19])

Nach Sadi's Rosengarten (Abth. I Von den Königen und dem Hofleben) wurde der Hund zur Belohnung in einen Menschen verwandelt, nach Anderen kam er mit noch zehn Thieren (Abrahams Kalb, Jonas Fisch, Mohammeds Kamelin u. s. w.) ins Paradies.[20]) In der arabischen Chronik des Tabari sagt der Hund den Jünglingen nur: „Warum schlaget ihr mich? Ich glaube doch auch an euern Gott." Tabari läßt aber das Wunder noch vor Christi Geburt geschehen, Decius ist bei ihm ein syrischer König, und die Schläfer erwachen, als schon ein christlicher König herrscht. Im übrigen folgt dieser Mohammedaner ziemlich treu der christlichen Legende.

Auch Goethe widmet in seiner Bearbeitung derselben (West-östlicher Divan, Buch des Paradieses) dem Hunde einige freundliche Verse und läßt ihn mit den Sieben ins Paradies eingehen.

Viel früher als die Epimenidessage ist die von den Sieben Schläfern dramatisirt worden, und das italienische, wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert stammende, von Emiliani Giudici[21]) und D'Ancona publizirte Mysterium Dei sette Dormienti ist vielleicht nicht das erste dieser Art. Aus dem 17. Jahrhundert sind Agostino Moreto's spanisches Drama Los mas dichosos hermanos und das lateinische eines anderen Spaniers: Septem Dormientes vom Kanonikus Al. Luzon de Millares. Einer Zauberoper „Die Todtenfackel oder die Höhle der Sieben Schläfer" mit Musik von W. Müller, deren Handlung zur Zeit Karl des Großen beginnt, folgte 1835 C. Löwe's Oratorium „Die Siebenschläfer" mit Text von L. Giesebrecht. Eine Parodie der Legende mit allerlei kuriosen Zuthaten ist des Abte Casti komisches Musikdrama I Dormienti, in welchem zwei Ritter erscheinen, welche im 11. Jahrhundert eingeschlafen, erst im 18. erwachen.

Doch wir können hier nicht alle mittelalterlichen und modernen Bearbeitungen der Legende aufzählen und wenden uns lieber zu den von dieser unabhängigen europäischen Schläfersagen. Sie unterscheiden sich von ihr und von der Chonilegende vorzüglich dadurch, daß die Helden derselben nicht traumlos, ja gewöhnlich gar nicht schlafen, sondern allerlei erleben. Den Siebenschläfern am nächsten und wie diese mit religiöser Tendenz stehen die Erzählungen von frommen, gottbegnadeten Männern, welche die vielen Jahre in mystischer Verzückung oder mit Wanderungen im Jenseits verbringen. Die Schläfersage verband sich mit der Visionsliteratur, die in Dante's Göttlicher Komödie ihren unübersteiglichen Höhepunkt erreicht hat.

In den echten Evangelien (Matthäus XXVII 57 und Parallelen in den drei anderen Evangelien) wird berichtet, daß Joseph von Arimathia sich von Pilatus den Leib Jesu erbat und ihn begrub. Dies wurde dann im

17) Pauli Warnefridi, De gestis Langobardorum, lib. I, cap. 4, ed. Gruteri, Hist. Aug. scriptores latini II, 1123, Hanau 1610.

18) Die deutsche Kaiserchronik läßt zu größerer Beschämung der Ketzer die Sieben unter der Regierung des Theodosius an demselben Tage gefunden werden, an der der Erzketzer Arius einen so seltsamen Tod erlitt (V. 13512—13644), unbekümmert darum, daß dieser bei siebzig Jahre vor der Geburt des Theodosius gestorben ist.

19) Toutt Nameh von Iken und Kosegarten, Stuttgart 1822, S. 211, 303.

20) K. H. Grafs Anmerkung zu seiner Uebersetzung des Gulistan, Leipzig 1846, S. 250.

21) Im Anhang zu seiner Storia del Teatro in Italia, Mailand 1860, S. 419—452.

apokryphen Evangelium des Nikodemus (Kap. 12 und 15) sehr weit ausgesponnen. Joseph wird von den Juden eingesperrt, verschwindet aber auf wunderbare Weise aus dem Gefängniß. Wie er später dem Synedrium erzählte, ist ihm der Herr erschienen und hat ihn befreit. Dieses Evangelium wurde im Mittelalter ins Englische und Französische übersetzt und mit allerlei wundervollen Zuthaten ausgeschmückt. Es wurde der ersten, nach Joseph von Arimathia betitelten Abtheilung des Graalromans zugrunde gelegt. Der Graal ist die kostbare Schüssel, aus welcher der Erlöser bei Einsetzung des Abendmahls speiste und in der Joseph nach der Kreuzigung sein Blut auffing. Diese Schüssel verleiht ihm die Kraft, ohne Speise und Trank 40 Jahre im Kerker, in den er zum zweitenmal gebracht wurde, auszuhalten. Erst nach der Eroberung Jerusalems durch Titus wird er in den Ruinen des Kerkers lebend aufgefunden, unverändert, ganz wie am Tage seiner Einkerkerung, und er selbst glaubt dort nur zwei Tage zugebracht zu haben. Rührend schildert dann der Roman sein Wiedersehen mit Frau und Kindern, die inzwischen so gealtert sind, daß er sie nicht erkennt.

Wie im französischen Roman des 13. Jahrhunderts der Herr seinem treuen Jünger erscheint, und ihn für den vierzigjährigen Schlaf stärkt, so erscheinen in der deutschen Kinderlegende (bei GrimmKHM Ende von Band II) 300 Jahre vor dessen Geburt zwölf Engel, die zwölf Brüderchen in die Wiegen legen. Sie schlafen da 300 Jahre und werden nach dem Erwachen die zwölf Apostel.

Den Gegensatz zu solchen Legenden bilden die Erzählungen von Menschen, die, wie der Büßer Kandu, im Genuß der Liebe von Unirdischen, von Feen oder Teufelinnen, ihre Jahre verlieren. Zu diesen gehören jedoch nicht und bleiben hier unerwähnt, diejenigen, welche, wie der Tannhäuser im Venusberg, den Fortgang der Zeit bemerken, obwohl es in einem Volkslied von diesem heißt: „ein Jahr war ihm eine Stunde".

Aber nicht bloß als Liebhaber verliert der Mensch seine Jahre. Er verbringt sie auch oft als Gast, als Diener oder Helfer bei Zwergen oder anderen Unterirdischen, manchmal auch bei weltentrückten Heroen, deren Wiedererscheinen auf Erden noch erwartet wird. Der Glaube an diese stärkte sich durch Erzählung von Besuchen bei ihnen, die nicht Stunden und Tage, sondern Jahre und Jahrzehnte dauern mußten, um das poetisch Geheimnißvolle zu erhöhen.

So besteht eigentlich der von mir als zweite Form bezeichnete Sagenkreis aus drei Abtheilungen. Aus jeder derselben will ich einige interessante Erzählungen mittheilen. Eine vollständige Erschöpfung des Stoffes würde den mir hier gebotenen Raum weit überschreiten.

Die Geschichte eines fränkischen Dorfes.[1]

Mit der mächtigen Steigerung geschichtlicher Forschungsarbeit auf allen Gebieten hat sich in immer weiteren Kreisen des Volkes ein gewisser geschichtlicher Sinn herausgebildet, ein Verlangen nach Aufklärung über Werden und Wesen der den Einzelnen umgebenden Gesellschafts- und Kulturkreise. Die Städte wollen ihre „Geschichte" haben, die Adelsgeschlechter und nicht selten bürgerliche Familien bemühen sich ernsthaft um die Erkenntniß und Darstellung ihrer eigenen Vergangenheit. Schon mag auch das Dorf nicht mehr zurückstehen in dieser Aufklärungsbewegung; und zumeist an der Hand ihres Pfarrers oder Lehrers lassen sich die Bauern, denen bei ihrem ausgeprägt konservativen Sinn eine starke Heimathsliebe, eine besondere Freude an der örtlichen Geschichtsbetrachtung eignet, zurückführen in vergangene Jahrhunderte. Schon manche tüchtige Arbeit ist aus diesen Kreisen hervorgegangen, und unsre Archivverwaltungen können von besonders fleißiger Benutzung seitens solcher Dorfhistoriographen berichten. Doch bewegt sich diese ganze Thätigkeit zumeist, wie dies auch nicht anders zu erwarten ist, auf dem Gebiete eines wohlmeinenden Dilettantismus, ist darum aber nicht weniger verdienstvoll und anerkennenswerth: es fehlt an einer gewissen Methode, die bei allem Streben nach Volksthümlichkeit und Gemeinverständlichkeit die Forschung und Darstellung in feste, wissenschaftlich fundirte Bahnen weist.

Eine solche Methodik der Lokalgeschichtschreibung gibt der Freiburger Stadtarchivar Dr. P. Albert; nicht in trockener theoretischer Anleitung, sondern an einem Beispiel, an der Geschichte des fränkischen Dorfes Steinbach bei Mudau (Odenwald), legt er die Grundsätze praktisch dar, nach denen man am besten die Geschichte eines einzelnen Ortes schreibt. Bereits seine erste Arbeit dieser Art, die 1896 erschienene umfangreiche Geschichte der Stadt Radolfzell, hat dem Verfasser uneingeschränktes Lob eingetragen und seine Behandlungsweise lokalhistorischer Themata als mustergültig erscheinen lassen. In der That findet sich auch hier eine äußerst glückliche in anderen derartigen Werken kaum erreichte Verbindung von wissenschaftlich-kritischer Forschung und leichter, volksthümlicher Erzählung, von allgemeiner, territorialer und lokaler Farbengebung, die die Lektüre ebenso belehrend wie unterhaltend gestaltet: offenbar lauter Vorbedingungen einer wirklich guten, zweckmäßigen Ortsgeschichte. Und wird die Aufgabe so gelöst, wie dies Albert mit seiner Geschichte von Radolfzell gelungen ist, dann wird derjenige, der sich vor eine ähnliche Aufgabe gestellt sieht, mit Freuden nach diesem Buche greifen, um daraus zu lernen, es ihm möglichst gleich zu thun in der methodischen Behandlung des Stoffes. Einen noch größeren vorbildlichen Werth möchte ich der oben erwähnten Dorfgeschichte Alberts zuerkennen, auf die näher einzugehen nicht etwa besonders merkwürdige Vorkommnisse oder Zustände in dem überaus bescheidenen Dorfleben Anlaß geben, sondern allein die vortreffliche Methode, die aus Anlage und Durchführung des Werkchens spricht. Es handelt sich um ein stilles, weltfremdes Odenwalddörfchen ohne jede Beziehung zu größeren geschichtlichen Ereignissen, das die einzige Besonderheit hat, die Heimath des Verfassers zu sein. Die Liebe zur Heimath allerdings hat dem Verfasser die Feder geführt, und darin liegt ein gut Theil des Geheimnisses vom Erfolg des Buches, dessen Sprache, warm und lebensvoll vom Herzen kommend, den Weg zum Herzen, nicht bloß zum Verstande findet.

Lehrreich erscheint schon ein Blick auf die Disposition des Themas, mit der sich ja so mancher Lokalhistoriker bequem und leicht abfindet. Da wird einfach in Anlehnung an allgemeine Schemata (Ursprung oder Gründung des Ortes, Geschichte in den einzelnen Jahrhunderten, Schicksale im 30jährigen und anderen Kriegen 2c.) chronologisch eingetheilt. Ganz anders hier bei Albert. Nach einem knappen, vorzüglich orientirenden Ueberblick über Lage und Beschaffenheit des Ortes in geographischer, topographischer und physikalischer Beziehung, in Rücksicht auf die Witterungsverhältnisse, die Geologie, die Fauna und Flora, die Bevölkerungsbewegung, endlich die politischen Einrichtungen folgen zwei Abschnitte, die die Geschichte des Dorfes nicht an sich, sondern im Rahmen der ganzen Landschaft behandeln — der einzig richtige Weg für die vor- und frühgeschichtliche Periode, auf dem sich einigermaßen sichere Ergebnisse gewinnen lassen. Das Kapitel „Zur Besiedelungsgeschichte" ist dem Verfasser besonders gut gelungen. Stets ist der neueste Stand der Forschung, namentlich im Hinblick auf die wichtigen Ergebnisse der Ausgrabungsarbeiten, umsichtig herangezogen und überall mit ausgesprochen selbständigem Urtheil in die Darstellung verflochten, mitunter auch gegen Vorurtheile und Trugschlüsse mit Glück und Geschick ein polemischer Ton angeschlagen. Knapp und ansprechend werden die einzelnen Etappen der Völkerverschiebungen auf dem Boden der Landschaft vorgeführt und am Schluß des Kapitels die endgültigen Ergebnisse der Besiedelungsgeschichte präzisirt in der ethnographischen Be-

[1] Steinbach bei Mudau. Geschichte eines fränkischen Dorfes von Dr. P. Albert. Mit 15 Abbildungen und einer Gemarkungskarte. Freiburg i. B., Lorenz u. Wätzel 1899. X, 181 S. 8⁰.

stimmung der Bevölkerung und der Erklärung der wichtigsten Ortsnamengruppen der Gegend. Die Anfänge des Dorfes Steinbach dürften in die Zeit der Gründung des Klosters Amorbach (8. Jahrhundert) fallen, dem der Ort — mit Ausnahme zweier Kurmainz zugehöriger Höfe — geschlossen bis 1802 grundeigen war. Doch fehlen noch für längere Zeit jedwede Spuren individueller Regung des kleinen Gemeinwesens, das neben zahlreichen anderen seinesgleichen nur im wirthschaftlichen Leben des Amorbacher Klostergebiets ein verborgenes Dasein führt. Der Verlauf seiner Geschichte fällt darum, sollen nicht Phantasien oder Hypothesen an die Stelle exakter Forschung treten, auch weiterhin noch zusammen mit der Geschichte der Landschaft. Im dritten Kapitel, „Allgemeiner Zustand Steinbachs in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens“, finden wir wieder vortreffliche Essays oder — wenn man will — Plaudereien (im besten Sinn des Wortes) mehr allgemeiner Art, über die wichtigsten geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Fragen des 9. bis 14. Jahrhunderts, über fränkisches Staats- und Verfassungsleben, über Volkswirthschaft, über die ständische Gliederung der Bevölkerung mit besonderer Rücksicht natürlich auf die bäuerlichen Verhältnisse, über das Rechtsleben der Zeit, über Münzwesen und schließlich über die religiösen Zustände, speziell die Einführung und Festigung des Christenthums — alles in kürzester Fassung fließend aneinandergereiht. Ursprünglich dem Bisthum Würzburg zugehörig, fiel Steinbach 1271 an Mainz, bei dem es bis 1802 in Gerichts- und Leibesherrschaft blieb.

Mit dem 14. Jahrhundert endlich lassen sich für unser Dorf sichere Grundrisse seiner Geschichte gewinnen, ja es tritt der überaus seltene Fall ein, daß die Quellen zur Wirthschaftsgeschichte des Ortes — und diese bleibt doch die Hauptsache — fast sechs Jahrhunderte lückenlos fließen. Das fürstlich Leiningen'sche Archiv zu Amorbach verwahrt die Gült-, Zins- und Rechnungsbücher des Dorfes seit dem Jahre 1395, deren ältestes in seiner Anlage noch bedeutend weiter zurückreicht. Damit ist eine Ueberfülle von Stoff zur speziellen Ortsgeschichte gegeben, die für die Behandlung „des Güterstandes und der wirthschaftlichen Verhältnisse“ ausgenützt wird. Besonders muß hier das verständige Maßhalten des Verfassers hervorgehoben werden, der so der für den Lokalhistoriker in diesem Fall naheliegenden Gefahr entgangen ist, allzu tief in die kleinen örtlichen Verhältnisse einzudringen und aus Vorliebe für das beschauliche Dorfidyll, in das er sich hineingearbeitet, die Empfindung dafür zu verlieren, daß er den Leser nachgerade langweilt. Anschließend an die quellenmäßige Uebersicht über die Bodenvertheilung des Dorfes behandelt Albert noch kurz den Wirthschaftsbetrieb des Bauern. Eine sorgfältige Untersuchung ist der Frage nach den Abgaben und Diensten der Dorfbewohner im Laufe der Jahrhunderte gewidmet. Albert kommt in eingehender Beweisführung, wobei er nicht selten die Quellen selbst sprechen läßt, zu dem Endergebniß, daß auch Steinbach an sich die Wahrheit des alten Sprichwortes erfahren durfte: „Unterm Krummstab ist gut wohnen“. Das Unterthanenverhältniß war, obschon mit Leistungen und Pflichten verschiedener Art belastet, keineswegs drückend. Die Frohn allein lag schwer auf den Bauern, die in Erinnerung daran wohl von der „bösen alten Zeit“ sprechen.

Eine vortreffliche, mit feinem psychologischen Empfinden auf Verstand und Herz der Leser, der in erster Linie interessirten Dorfbewohner selbst, berechnete Leistung stellen die Kapitel über „Recht und Gericht“ wie über „Kirche und Schule“ dar. Mit genauer Beschreibung des Wesens der beiden in Betracht kommenden Gerichte, des Mudauer Zentgerichts und des lokalen Rug- oder Untergerichts, verknüpft sich eine anschauliche Schilderung der Kompetenzen und des Ganges der Rechtshandlungen. Ein Verzeichniß der Schultheißen, die Wiedergabe des Huldigungseides nebst Darstellung des Herganges der Huldigung mit Rücksicht auf einzelne besondere Vorkommnisse schließt daran an. Mit wohlthuender Hingebung und Wärme ist die auf den Grundton von Heimathliebe und Frömmigkeit gestimmte Erzählung der Schicksale von Kirche und Schule behandelt. Die Bevölkerung zeigt unverändert die Jahrhunderte hindurch bis auf unsre Tage einen streng katholisch-kirchlichen Sinn — sie ist von der Reformation gänzlich unberührt geblieben — ein zähes Festhalten an der guten bäuerlichen Tradition des regelmäßigen allsonntäglichen Kirchenbesuches, den nur zwingende Gründe, nicht aber weite Entfernungen und mühsame Wegverhältnisse verhindern können. Und es war ihnen nicht leicht gemacht, den guten Steinbachern, dieser ihrer Gewohnheit zu leben. Lange Zeit ohne eigene Kultusstätte, erhielten sie im 15. Jahrhundert ein Kirchlein als Filiale einer Nachbargemeinde. Erst 1871 ward Steinbach zur selbständigen Pfarrei erhoben, 1899 konnte die neue Pfarrkirche eingeweiht werden. Das alte Martinskirchlein, ein spätgothischer Bau von edler Einfachheit, verwahrt in seinem Innern ein Bildwerk von nicht zu verachtendem Kunstwerth, ein Altar-Triptychon, anscheinend aus der Schule des fränkischen Holzschnitzers Tilman Riemenschneider; auch das ornamentale Maßwerk des Baues, der neuerdings restaurirt worden ist, bietet manches von kunstgeschichtlichem Interesse. Eine genaue Darlegung der Personal- und Einkommenverhältnisse der Seelsorger der Gemeinde schließt sich an. Die Geschichte der Schule, die erst im ausgehenden 17. Jahrhundert eine festere Gestalt gewinnt, wird gleichfalls erörtert unter Anführung alles Wesentlichen (Aufzählung der Lehrer u. a.).

Der Natur der Sache nach gehört die Vergangenheit eines solchen Dorfes vorwiegend der Kulturgeschichte, insbesondere der Wirthschaftsgeschichte an. Nur äußerst gering ist der Antheil, den das bescheidene, abgelegene Walddörfchen an den großen Ereignissen der politischen Geschichte genommen hat. Die Behandlung der „äußeren Schicksale Steinbachs“ führt dann wieder auf allgemeineres Gebiet — eine wohlgelungene Uebersicht, die erst bei der Erzählung des Bauernkrieges mehr lokale Färbung erhält. Die Stürme des 30jährigen Krieges gingen im ganzen gnädig vorüber, ab und zu warfen die kriegerischen Ereignisse des ausgehenden 17. und des 18. Jahrhunderts ihre Schatten auf die Gemarkung des Dorfes. In direkte Mitleidenschaft und Aktivität an größeren politischen Vorgängen wurden die Steinbacher erst hereingezogen durch die Revolution von 1848/49. Die Seele der Bewegung war hier der Dorfschullehrer, dem die sonst nicht sehr unternehmungslustige Gemeinde ohne rechten inneren Antheil folgte. Die Kriegsereignisse von 1866 und 1870/71 haben selbstverständlich auch Steinbach lebhaft berührt. Für das Schlußkapitel ist noch ein Thema von besonderem Reiz aufgespart worden. „Allerlei aus dem häuslichen und öffentlichen Leben Steinbachs in alter und neuer Zeit“ betitelt Albert seine volkskundlichen Darlegungen, die des Dorfes Eigenart nach allen Seiten hin anziehend beleuchten — ein wirkungsvoller Abschluß, der gleich den beigegebenen sinnig und geschickt ausgewählten Illustrationen, die als Vollbilder, als Textbilder oder als Kopf- und Randleisten die Darstellung beleben, im Leser eine poetische Stimmung wachruft, die auch durch den mitunter moralisirenden und lehrhaften Ton keine Einbuße erleidet.

Aus dem Gesagten mag der vorbildliche Werth der Schrift erhellen, die auch sachlich einen ehrenvollen Platz behauptet in der wissenschaftlichen Geschichtsliteratur. „Nur auf dem Wege derartiger Lokalforschungen,“ so äußert sich Richard Schröder über das Buch, „kann unser geschichtliches Wissen heute noch erheblich bereichert werden. Nur hier gewinnen wir, gegenüber den früheren allgemein gehaltenen Darstellungen, konkrete Anschauung und Verständniß für die wirklichen Zustände.“

Karlsruhe. Karl Brunner.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Von den auf der 25. Versammlung südwestdeutscher Neurologen und Irrenärzte jüngst in Baden-Baden gehaltenen Vorträgen bieten einige allgemeineres Interesse. Die Beilage wird demnächst den Vortrag von Bethe: „Wie finden die Thiere nach Hause?“ ausführlich bringen. Ein Vortrag von Prof. L. Edinger (Frankfurt a. M.) über „Hirnanatomie und Psychologie“ hatte etwa folgenden Inhalt:

Ausgehend von historischen Betrachtungen (Centenarium der „Entdeckung der Seele“ in den Hirnventrikeln durch S. Th. Sömmering) fragte Edinger: Wie stehen wir heute

im Anfang des neuen Jahrhunderts zu diesen Dingen? Was wissen wir wirklich, wo dürfen wir hoffen, auf dem eingeschlagenen Wege weiter zu kommen, und was ist noch ganz unbekannt? Vielleicht müßte die erste Frage sein: Was hat überhaupt die Hirnanatomie mit der Psychologie zu thun? — Zweifellos besteht eine kontinuirliche Reihe von den einfachsten nervösen Apparaten bis zu denjenigen, an welche die höchsten psychischen Leistungen gebunden sind. Aber immer ist man beim Studium ihrer Funktion an einen Punkt gestoßen, der zunächst einen Halt gebietet. Wir haben keine Ahnung davon, wie es kommt, daß ein Theil der vom Nervensystem geleisteten Arbeit dem Träger bewußt werden kann. Alle Versuche, diese schwer empfundene Lücke auszufüllen, welche zumeist aus dem Bestreben entsprungen sind, einen Dualismus zwischen Leib und Seele auszuschalten, müssen zunächst als gescheitert angesehen werden. Nicht nur die Versuche der Physiologen, auch unter den metaphysischen Hypothesen sieht Edinger keine, die so beschaffen wäre, daß man sich ihr mit Nutzen als einer Führerin zu weiterer Arbeit anvertrauen könnte. Nescimus, sed non ignorabimus. — Soweit sich die Psychologie nur mit den Vorgängen beschäftigt, welche beim Menschen innerhalb des Bewußtseins ablaufen, ist ihr von der Anatomie bisher kaum Förderung geworden. Es wird wahrscheinlich für die Wissenschaft vortheilhaft sein, wenn beim jetzigen Stand der Dinge noch nicht allzu oft die Probe gemacht wird, wie weit dieser Theil der Psychologie in Beziehung zu anatomisch Erforschtem gebracht werden kann. Das Studium der psychologischen Vorgänge im höchsten Sinne und der inneren Wahrnehmungen bleibt zunächst zweckmäßig der Psychologie allein überlassen, die hoffentlich auch dereinst dazu kommt, die zahlreichen Beobachtungen ihres weiten Gebiets auf einfache Gesetze zurückzuführen, resp. zu beschreiben, da ein wahres Erklären der Dinge ja außerhalb unsres menschlichen Könnens liegt. Die Frage nach dem Wesen des Bewußtseins mögen heute diejenigen angreifen, welche ein besonders starkes Bedürfniß nach umfassender Anschauung immer wieder zum Aufstellen von Hypothesen treibt. Der Naturforscher kann warten, bis er einen begehbaren Weg sieht, Jene können es offenbar nicht. — Die Hirnanatomie muß sich darüber klar werden, welche Fragen sie lösen kann, welche anderen sie, wenn nicht ganz neue folgenreiche Entdeckungen kommen sollten, Entdeckungen, über deren Wesen wir uns heute nicht einmal eine Idee machen können, der wissenschaftlichen Psychologie überlassen muß. — Wir sehen also ab von den Begriffen des Bewußtseins und der Intelligenz und fragen: Bis zu welchem Punkte können wir die Handlungen eines Thieres ebenso aus der Kenntniß des Baues und der Eigenschaften des Körpers heraus erklären, wie der Ingenieur die Leistungen einer Maschine aus den ihm bekannten Komponenten berechnen kann? Dann ergibt sich als einzige Aufgabe der Anatomie: die Mechanismen zu ermitteln, welche die Aufnahme von Eindrücken, ihr Zurückhalten und ihre Umwerthung in motorische Vorgänge ermöglichen. — Es ist eine lösbare Aufgabe klar zu stellen, wie etwa die Bewegungen einer Eidechse zustande kommen und verlaufen, die durch einen optischen Reiz ausgelöst werden. Ob neben dem erkannten Reize noch etwas anderes mitspielt, wenn eine Eidechse flieht, etwa die Furcht, das bedarf dann speziellster Ermittelung. Wenn etwa die Beobachtung ergäbe, daß auf den gleichen Reiz hin immer die gleiche „Flucht"-bewegung erfolgt, so ist die Annahme, daß ein bewußter Vorgang daneben abläuft, noch zu beweisen. Es ist namentlich gar kein Grund, derlei deßhalb anzunehmen, weil etwa beim Menschen Furcht 2c. bekannt sind. Der Beweis aber liegt denjenigen ob, welche, überallhin in die Thierpsychologie menschliche Verhältnisse tragend, deren Fortschritt mehr aufgehalten als befördert haben. Der Vortragende erläuterte an den Vorgängen der Tropismen, daß schon bei Thieren ohne Nervensystem auf bestimmte Reize hin Handlungen zustande kommen, welche, anscheinend den Charakter bewußten Wollens 2c. tragend, auf einfache, wahrscheinlich physikalisch-chemische Vorgänge gesetzmäßig zurückführbar sind. Er erwähnt, daß Schapers nervenlose Froschlarven von der berührenden Nadel wegschwammen. — Edinger geht dann auf die Lehre von der Nervenzelle und den Reflexen über. Namentlich die Untersuchungen an niederen Thieren von Preyer, Bethe, Löb, v. Oexküll u. A. haben gezeigt, wie relativ sehr komplizirte Handlungen auf einfache, im wesentlichen bekannte anatomische Anordnungen zurückführbar sind. Ueberall befindet sich die anatomische Aufgabe auf dem Wege der Lösung. Weniger weit sind wir auf physiologischem Gebiet gekommen, wo namentlich die Frage der Beantwortung harrt: Wie weit kann der Ablauf nervöser Prozesse dadurch geändert werden, daß die Grundelemente vorher durch andere Reize getroffen worden sind? Bringen solche früheren Reize unter gewissen Umständen Veränderungen zustande, die sich im Ablauf anderer, später einsetzender Vorgänge geltend machen? Hier liegt das Problem des Gedächtnisses, an das man herantreten kann, ohne die ganze Bewußtseinsfrage aufzurollen. — Der Vortragende hielt es für erwiesen, daß die niederen Thiere im wesentlichen ein Nervensystem besitzen, das als eine Kolonie von Reflexapparaten angesehen werden kann. Wenn diese Apparate auch bei den meisten mehr oder weniger innig untereinander verknüpft sind, so sind sie doch häufig auch imstande, isolirt zu arbeiten. Das abgetrennte Hintertheil der Biene wird durch Berührung zum Stechen gebracht, am Vordertheil löst Honig Saugbewegungen aus. Was die einzelnen Reflexapparate im Sympathikus und die inniger verknüpften im Rückenmark der Wirbelthiere zu leisten imstande sind, wird an Beispielen erläutert. In der Anatomie und Physiologie der niederen Zentren, auch bei den Wirbelthieren, ist noch Vielerlei unklar, aber es kann gar kein Zweifel mehr sein, daß schon jetzt ein gutes Stück von dem, was früher dem höheren Seelenleben zugetheilt wurde, relativ einfach erklärbar wird. Erst mit dem Auftreten der Hirnrinde gelangen die Träger in den Besitz von zahllosen neuen Zentren und vor allem von zahllosen neuen Assoziationsmöglichkeiten. Der Vortragende verfolgte diese genauer an Beispielen und zeigte, für wie relativ komplizirte Prozesse schon unsre heutige Kenntniß vom Bau der Hirnrinde zur Erklärung ausreicht. — Die Aufgabe, welche sich die Psychologie manchmal gestellt hat, das ungeheuer komplizirte Seelenleben des Menschen und der höheren Thiere aus dem Bau des Großhirns heraus besser verstehen zu lernen, war eine viel zu hohe und hat deßhalb bisher nur relativ geringe Resultate gezeitigt. Die Anatomie zeigt neue Wege. Es gilt jetzt, die niederen Wirbelthiere, deren relativ einfach gebautes Gehirn zum Theil schon besser bekannt ist als dasjenige des Menschen, in ihrem geistigen Verhalten zu untersuchen. Es gilt, in einer Reihe neuer Beobachtungen zu fragen, was die Fische, die Amphibien, die Reptilien psychologisch leisten können, und zu ermitteln, wie weit ihr Verhalten zu der Umgebung bei der Annahme des bisher Bekannten sich aus dem Hirnbau allein erklären läßt. Ein neues Arbeitsgebiet erschließt sich hier.

-y- Internationale kriminalistische Vereinigung; Landesgruppe Deutsches Reich. VII. Landesversammlung in Straßburg (7.—9. Juni 1900). Zu den beiden Hauptverhandlungsgegenständen liegen nunmehr die „Leitsätze" der Referenten vor. Zu den „Grundsätzen für die einheitliche Regelung der ersten juristischen Prüfung in den deutschen Bundesstaaten" schlägt Ministerialrath Stadler (Straßburg) vor: 1. Einheitliche Gestaltung der Prüfung, sei es durch Reichsgesetzgebung, sei es durch Vereinbarung unter den Regierungen; 2. schriftliche und mündliche Prüfung, in der Regel vor einer vornehmlich aus Rechtslehrern einer Universität bestehenden Kommission; 3. schriftliche Prüfung mit mindestens vier unter Aufsicht zu bearbeitenden Aufgaben; 4. als Prüfungsgegenstände außer Privatrecht, Rechtsgeschichte und öffentliches Recht auch die „Grundlagen" (Warum nur diese?) der Nationalökonomie und Finanzwirthschaft; 5. Einführung einer Zwischenprüfung (römische und deutsche Rechtsgeschichte, römisches und deutsches Privatrecht) unter der Voraussetzung vierjährigen Universitätsstudiums. v. Liszt (Berlin) ist als Korreferent mit dem Vorbehalt einverstanden, daß die Zwischenprüfung als Theilprüfung gedacht ist, so daß die in ihr geprüften Gegenstände aus dem Bereiche der ersten juristischen Prüfung ausscheiden. — Zu dem Thema „Versuchsstrafe und Erfolgshaftung bei vorsätzlichen Strafthaten" bringt Prof. Seuffert (Bonn) drei Hauptleitsätze über 1. Erfolgshaftung (grundsätzliche Verwerfung der Strafenabstufung nach dem Erfolg, Straferhöhung wegen schwerer Körperverletzung oder tödlichen Verlaufs nur bei

Voraussehbarkeit seitens des Thäters); 2. Versuch (Grundsätzliche Bestrafung wie die That, mit Ermächtigung der Gerichte zur Strafherabsetzung, Versuch mit abergläubischen oder nicht ernsthaft zu nehmenden Mitteln als solcher straflos). 3. Zusammenwirken Mehrerer (grundsätzlich gleiche Strafe für Alle, mit Ermächtigung der Gerichte zur Strafherabsetzung bei nur Hülfe Leistenden. Bei Mißlingen der Anstiftung Strafe nur in gesetzlich besonders vorgesehenen Fällen). Der Korreferent, Oberlandesgerichtsrath Prof. Harburger (München), ist damit im wesentlichen einverstanden. — Man wird annehmen dürfen, daß diese beiden Verhandlungsgegenstände — der erste insbesondere auch im Hinblick auf die jüngsten Erörterungen über die Zwischenprüfung in der sächsischen Kammer — das Interesse sowohl der Praktiker wie der Theoretiker in hohem Grade in Anspruch nehmen. Die Verhandlungen finden am 7. und 8. Juni statt; für den zweiten Verhandlungstag steht weiter ein Vortrag des Sanitätsraths Dr. Leppmann in Berlin über die Eigenart des heutigen gewerbsmäßigen Verbrecherthums in Aussicht, welcher gleichfalls allseitigem Interesse begegnen wird. Am 9. Juni findet der Besuch der Weiberstrafanstalt und der Knaben-Erziehungs- und Besserungsanstalt in Hagenau statt; am 6. Juni abends Begrüßung und gesellige Vereinigung im Zivilkasino. Die Verhandlungen werden am 7. Juni, 9 Uhr, mit der Begrüßung der Versammlung durch den Chef der elsaß-lothringischen Justizverwaltung eröffnet. (Anfragen über die Tagesordnung und Anmeldungen zur Tagung, zum gemeinschaftlichen Essen am 7. und 8. Juni und zum Ausflug nach Hagenau nimmt Professor Dr. Heimberger in Straßburg entgegen.)

d. Verschiedenes von Reiseschilderungen. Das Wuchtigste und Schönste, was Theod. Fontane geschaffen hat, sind neben den preußischen Ruhmesgedichten und noch vor einzelnen von diesen seine englischen und schottischen Balladen. Mit ihnen berührte sich stofflich aufs engste sein „Sommer in London", der 1854 erschien, und „Jenseit des Tweed" (1860). Diese zusammen gedruckten Feuilletons des Kreuzzeitungs-Korrespondenten und 1851 zum erstenmal „erschienenen" Dichters sind damals nicht sonderlich beachtet worden. Erst die Balladen, welche 1861 herauskamen, haben ihm den Kreis erworben, der sich seitdem ständig erweitert hat, und gerade an diesen seinen eigentlichen Verehrerkreis gelangten jene älteren Bände von Prosaskizzen noch nicht recht. Habent suâ fata libelli, und die schönen Bücher erst werdender Persönlichkeiten kommen nur zu oft nicht an die verständnißreiferen Leser, da diese in der Regel schon zu vorsichtigen Eklektikern geworden sind und von solchen Neuerscheinungen häufig gar nichts erfahren. So ist es dankbar zu begrüßen, daß die F. Fontane'sche Buchhandlung den wesentlichen Inhalt jener beiden Bücher in einem stattlichen Neudruck vereinigt hat: „Aus England und Schottland" (Berlin 1900). Veraltet ist von jenen Skizzen, soweit sie herübergenommen sind, nichts, und auch heute noch ist uns der damalige junge Th. Fontane mit seinem Feingefühl und seinem geradsinnigen Wesen ein werthvoller Interpret des Engländerthums, seiner vielfältigen Vorzüge und seiner sonstigen Eigenarten. Wie wenig er sich durch seine liebevolle Hingabe an die englisch-schottische Geschichte und an Land und Leute von sich selbst entfremden ließ, das mag besonders deutlich sein schneidendes Kapitel „Der verengländerte Deutsche" zeigen. — „Rund um den Moskauer Kongreß. Eine Sommerfahrt durchs Land des Zaren." Von Dr. Michael Harder. (Memmingen, Otto 1898.) Die Schilderungen eines Arztes, der von irgendwo an der Iller über Wien, Oderberg, Warschau zum Aerztekongreß nach Moskau gefahren, dort von Verwandten in deren sympathische Häuslichkeit aufgenommen worden ist, von Moskau aus einen flüchtigen Abstecher nach Nischny-Nowgorod gemacht und für die Rückreise den Weg über St. Petersburg und die baltischen Provinzen gewählt hat. Das ist nur eine flüchtige Fahrt durchs Land, aber weiter als eine solche will das Buch auch nichts schildern. Und es schildert sie mit der Treue geschickter Momentphotographie, mit lebendiger Anschaulichkeit und frischem Sinn. Es geht aus dem Buche ungewollt hervor, daß der Verfasser manches von der Welt gesehen hat, aber er reist bei dieser Russenfahrt mit einem Schauenseifer, der dem des jungen Studenten nicht nachsteht, welcher zum erstenmal über die Heimath hinauskommt. Man gewinnt diesen bayerisch-schwäbischen Arzt gern mit seiner unblasirten Unermüdlichkeit, wie er im Wagenabtheil herüber und hinüber eilt und spähend ausguckt, bis es vollends Nacht geworden ist, und wie er schon in der dämmernden Frühe wieder auf den Beinen ist. Einer solchen kräftigen Intensität des Sehen- und Lernenwollens entsprechen die Einrichtung und das Ergebniß der ganzen Reise und ebenso die umfassende literarische und wissenschaftliche Präparation, die der Verfasser nicht versäumt hat. So stellt das Buch doch einen vollen und sicheren Griff ins Russenwesen dar. Und, nebenbei gesagt, erfährt man aus ihm, wovon Reiseschilderungen so oft gar keine Idee geben: wie man nun eigentlich, ganz praktisch gefragt, in dem betreffenden Lande reist und wie Einem in diesem Stück Fremde im allgemeinen und besonderen zumuthe ist. — Am 2. März 1899 ist in San Francisco Theod. Kirchhoff 71jährig gestorben. Er hat seine letzte Skizzensammlung gerade noch korrigirt: Allerhand Heiteres aus Californien. (Leipzig, Avenarius, 1899.) Reisebilder sind es insofern, als californische Reisen von „Frisco" aus nebst ihrer Veranlassung zur Schilderung kommen, im übrigen gehört das Buch nur in sofern zur Reiseliteratur, als es ein fremdes Land ist, welches uns mit seinen Bewohnern und vielfach mit seiner Landschaft diese Kulturbilder zeichnen. Es weht Bret Harte'sche und Mark Twain'sche Luft in ihnen, und der Verfasser fesselt umsomehr, als er, auf Schicksale und Abenteuer seiner jungen Jahre zurückgreifend, mitunter die feine, heimliche Ironie anwendet, sich selbst stilgerecht californisch in Auftreten und Weltanschauung zu geben. Sein ehrliches holsteinisches Gesicht schaut doch überall mit größerer Glaubwürdigkeit hindurch. Das Buch ist ebenso instruktiv wie unterhaltend amüsant und die am Schluß beigegebenen Gelegenheitsgedichte könnten viel schlimmer sein. — Als Paul Lindau seine Meininger Intendantenepisode beschloß, ging er nach Konstantinopel, wo, wenn wir nicht sehr irren, sein Bruder Rudolf in einer Diplomatenstellung lebt. Eine Frucht dieses Aufenthalts und der gemachten Ausflüge ist sein Buch: An der Westküste Klein-Asiens. Eine Sommerfahrt auf dem Aegäischen Meer. (Berlin, Allg. Verein für deutsche Literatur, 1900.) Lindau hat auf einem „Privatdampfer" alle wichtigeren Inseln von Tenedos bis Rhodos, darunter Lesbos, Chios, Samos, Patmos, Kos mit ihren Hafenstädten besucht und auch nicht versäumt, Smyrna und Halikarnaß anzulaufen. Die gute und scharfe Beobachtungsgabe des ehemaligen „Mannes der Gegenwart", seine wenn auch längst nicht mehr übersprudelnde Vortragskunst und sein Geschick, mit Menschen und Beziehungen zu operiren, bedürfen keiner Hervorhebung; die beigefügten 15 Vollbilder sind Wiedergaben guter Photographien.

Noch einmal die Rechtschreibung des Bürgerlichen Gesetzbuches. Meine neuliche Mittheilung über den kuriosen Einfall, das Bürgerliche Gesetzbuch zur Norm für die Rechtschreibung bei Post- und Telegraphenbehörden zu machen, bedarf einer Nachschrift. In weiten Kreisen, zumal der Drucker und Verleger, herrscht, wie mir von berufenster Stelle eröffnet wird, geradezu Bestürzung. Man hat Anzeichen dafür, daß preußische und Reichsbeamte von dem Einfall entzückt sind und daß, wenn nicht rechtzeitig ein quos ego! von allen Ecken her ertönt, wir eines schönen Tages mit einer amtlichen Rechtschreibung nach Art der Ritschke'schen überrascht werden dürften. Auch die Person des Reichskanzlers wird in den Nothschreien der besorgten Zuschriften mit dem ungeheuerlichen Plan in Verbindung gebracht. Hoffentlich hat die „Köln. Ztg." recht, die in der Nummer vom 1. Juni sich mit der Frage beschäftigt und zu dem Schluß kommt, der Reichskanzler werde für eine so thörichte Regelung der deutschen Rechtschreibung nicht zu haben sein; er werde vielmehr für eine befriedigende Lösung der Angelegenheit sorgen. Wir sind überzeugt, daß sich heute eine allseitig genügende Orthographie noch nicht aufstellen läßt. Aber seit der Berliner Konferenz sind wir doch ein gut Stück weiter in der Verwitterung und Abbröckelung der veralteten Reste gekommen, und es wäre an der Zeit, daß eine neue Reichskommission wieder einmal ein Fazit zieht. Vielleicht läßt sich nun doch eine Reichsorthographie

statt der einzelstaatlichen durchsetzen. Wenn man auch die Anschauung theilt: besser eine nicht ganz genügende einheitliche Schreibung als ein halbes Dutzend solcher mit ihren besonderen Vorzügen, so brauchen wir doch der Einheit zuliebe nicht auf jede Neuerung verzichten, vorausgesetzt, daß sie Vereinfachung bringt und Aussicht auf leichte Aneignung hat. Eine neue Kommission wird nicht mehr mit den Ansprüchen der alten historischen Schule und nicht mit denen der wilden Umstürzler zu kämpfen haben. Die gesunden Grundsätze, die seinerzeit Rud. v. Raumer vertreten hat, können ohne weiteres festgehalten und nach den fachmännischen Gutachten der Germanisten, Lehrer und Buchdrucker verwirklicht werden. Wie weit Oesterreich und die Schweiz mitthun werden, ist fraglich; die österreichische Rechtschreibung hat einige sehr empfehlenswerthe Eigenheiten, z. B. die Trennung von Fuß und Fluſs, die sich dem ganzen System besser eingliedert als unsre reichsdeutsche Schreibung: Fuß, Fluß neben Füße und Flüsse.

Würzburg. O. Brenner.

* **Der Rückgang des Französischen in Belgien.** Dem „Literarischen Echo“ entnehmen wir die nachstehende Mittheilung: In dem Maße, als die vlämische Bewegung in Belgien fortschreitet, verliert dort die französische Sprache an Boden. Im Jahre 1880 war die Zahl der französisch und vlämisch, bezw. deutsch sprechenden Bevölkerung noch annähend gleich: heute sprechen von rund 6,670,000 Einwohnern nur mehr 3,060,000 französisch, dagegen 3,610,000 vlämisch, bezw. deutsch. Die Differenz beträgt also schon rund 550,000 zu ungunsten des Französischen. Deutsch sprechen in Belgien etwa 50,000 Einwohner. Während früher französisch die alleinige Staatssprache war, werden heute Gesetze, Verordnungen u. dgl. französisch und vlämisch kundgegeben, und von den Beamten wird die Kenntniß des Vlämischen gefordert. — Demgegenüber soll in den französischen Kantonen der Schweiz das Deutsche im Rückgang begriffen sein.

* **Würzburg.** Die am 31. Mai abgeschlossene Inskription an der hiesigen Universität für das Sommersemester zeigt leider wieder einen nennenswerthen Rückgang in der Frequenz. Immatrikulirt sind 1126 Studirende, wozu noch 13 Hörer und 15 Hörerinnen kommen. Im Sommersemester 1899 hatten wir 1214, im Wintersemester 1239 Studirende. Der Rückgang entfällt auch diesmal wieder fast ganz auf die medizinische Fakultät.

* **Jena.** Das weimarische Kultusministerium hat solchen Volksschullehrern, die in der Entlassungs- und Anstellungsprüfung die erste Zensur erhalten, das Recht verliehen, sich zum Zweck des Studiums bei der hiesigen Universität immatrikuliren zu lassen, so daß ihnen die Möglichkeit offen steht, akademische Examen abzulegen.

* **Leipzig.** Auch bei der hiesigen Juristenfakultät wird vom 1. Oktober d. J. an von denen, die sich um die Doktorwürde bewerben, die Drucklegung der Dissertation verlangt werden.

* **Göttingen.** Die Frequenz der Universität hat nach dem soeben erscheinenden Personalbestande in diesem Semester die Zahl 1400 überschritten; es sind 1344 Studirende immatrikulirt, dazu kommen 36 Hörer und 31 Hörerinnen, zusammen 1411.

* **Berlin.** In die medizinische Fakultät der hiesigen Universität ist Dr. A. Buschke als Privatdozent eingetreten. — Im Hofmann-Hause, das dem Andenken des großen Chemikers gewidmet ist, soll auch ein chemisches Laboratorium eingerichtet werden. Für die innere Ausstattung des Laboratoriums hat der Vorstand der Deutschen Chemischen Gesellschaft die Summe von 10,000 M. bewilligt. Die Verwaltung und Leitung wurde dem Generalsekretär Professor Dr. Paul Jacobson übertragen. Im übrigen wird das Laboratorium denjenigen wissenschaftlichen Beamten der Gesellschaft übergeben, welche ihre dienstliche Thätigkeit im Hofmann-Hause ausüben.

* **Breslau.** Als Assistenzärzte sind an die hiesige medizinische Klinik Dr. med. Julius Schmidt aus Stuttgart und an die Augenklinik Dr. med. Hermann Kunz aus Burbach berufen worden.

* **Königsberg.** Der Historiker Dr. Hermann Ehrenberg ist zum Professor ernannt worden.

* **Aus Norwegen.** Norwegen erhält nunmehr, wie der „Voss. Ztg.“ gemeldet wird, seine erste technische Hochschule, über deren beabsichtigte Errichtung schon früher in der „Voss. Ztg.“ berichtet wurde. Das Storthing nahm soeben die betreffende Vorlage an und bestimmte als Sitz der Hochschule Drontheim, die alte Krönungsstadt Norwegens.

* Ein internationaler Frauenkongreß, le congrès des oeuvres et institutions féminines, findet vom 18. bis zum 23. Juni in Paris statt. Der Verein „Frauenwohl“ in Berlin hat als seine Delegirte Frl. Pappritz gewählt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Robert Hamerling: Eutychia; Selma Lagerlöf: Astrid. (Allgemeine Bücherei, N. F. 1 u. 2.) Stuttgart und Wien, Roth 1900. — V. Laverrenz: Deutschland zur See. 3. Lieferung. Berlin, Meidinger 1900. — *Willy:* Claudine à l'école. Paris, P. Ollendorf 1900. — *D. Lubin:* Let there be light. New-York and London, Putnam's Sons. — R. Graßmann: Auszüge aus der Moraltheologie des Hl. Dr. Alph. Maria de Liguori. 32. Aufl. Stettin 1900. Als Manuskript gedruckt. — R. Muther: Geschichte der Malerei. III—V. (Sammlung Göschen, Bd. 109—111.) Leipzig, Göschen 1900. — Finanzarchiv. Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen. Hggb. von Dr. G. Schanz. 17. Jahrgang, 1. Band. Stuttgart, Cotta 1900. — Ed. Sachau: Am Euphrat und Tigris. Leipzig, Hinrichs 1900. — Die öffentliche Sittenlosigkeit und die Praxis des Reichsgerichts. Ebd. 1900. — Die deutsche Kolonialgesetzgebung. 4. Theil. 1898—1899. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — J. E. Poritzky: Sein Leben und seine Werke. Berlin, Dümmler 1900. — Dr. Franz Tomaschek: Bestimmungen über das gewerbliche Genossenschaftswesen. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 258—259.) Verlag des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. — A. Birk: Die Verwerthung der Naturkräfte. (Do. Nr. 260.) Ebd. — K. v. Hase: Handbuch der protestantischen Polemik. 7. Aufl. 7. Lfg. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — C. Koppe: Die neuere Landestopographie, die Eisenbahnvorarbeiten und der Doktor-Ingenieur. Braunschweig, Vieweg 1900. — M. v. Egidy, sein Leben und Wirken. 2 Bde. Dresden und Leipzig, Pierson 1900. — Dr. K. Boeck: Indische Gletscherfahrten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1900. — Das kgl. Zeughaus in Berlin. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — Jäger-Erlebnisse aus Krieg und Frieden. Neudamm, J. Neumann 1900. — Dr. H. Winkler: Die politische Entwicklung Babyloniens und Assyriens. (Der alte Orient. 2. Jahrg., Heft 1.) Leipzig, Hinrichs 1900. — E. Weitbrecht: Schwarmgeister. Tragödie. Stuttgart, Frommann 1900. — L. Katona: Die Budapester Handschrift der Gesta Romanorum. (S.-A. aus der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Bd. 13, Heft 4/5.) Berlin, Felber 1900. — Die Insel. 1. Jahrg., Nr. 7. Mit Monatsmappe. Berlin und Leipzig, Schuster u. Löffler. — Kalender des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins für das Jahr 1900. München, Lindauer 1900. — Der Konitzer Mord. Ein Beitrag zur Klärung. Breslau, Preuß u. Jünger 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 6. Juni. Nummer 128.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Mihail Eminescu.

Von Dr. M. J. Minckwitz.

I.

Der Lyriker.

Wer zufällig die in illusorischen Rosenschimmer getauchten Reiseeindrücke des Grafen Angelo de Gubernatis, Rumänien und Rumänen betreffend,[1]) durchblättert, wird, falls er nur einigermaßen durch direkte Lektüre (nicht Uebersetzungen!) Einblick in die eigenthümliche rumänische Literatur gewonnen hat, nicht wenig überrascht sein, neben vielen anderen genialen Aussprüchen die kühne Behauptung zu lesen: La note désespérée d'un jeune pessimiste comme Michel Eminesco est tombé dans le vide et n'a pas laissé de trace. Augenscheinlich hat es dem viellesenden italienischen Schriftsteller an der nöthigen Zeit gefehlt, sich in der rumänischen Dichtung zu orientiren. Er hat Eminescu's Gedichte wohl überhaupt nicht gelesen und somit ein irriges Urtheil in die Oeffentlichkeit getragen, das doppelt schwer ins Gewicht fällt, wenn es sich, wie im vorliegenden Fall, um einen großen Dichter handelt, der mit der Muttersprache nicht zugleich eine Weltsprache überkommen und bis jetzt, ein volles Jahrzehnt nach seinem Tod, noch keinen Uebersetzer gefunden hat, der seine erhabenen, in klassische Form gegossenen Gedanken der Leserwelt Westeuropa's in ungeschmälerter Schönheit zugänglich zu machen vermöchte. Die Verdeutschungen, die wir bis jetzt besitzen, sind ein armseliger Nothbehelf, meist ungenau, oder holprig und verschwommen, ja, was die Satiren anlangt, täppisch, trivial — oder geradezu gemein.[2]) In seinen sprachlichen Leistungen zeigt Eminescu Verwandtschaft mit unserm Platen. Aber der plastische Vers des Rumänen fristet bis jetzt nur ein verstümmeltes Dasein in fremdsprachlichem Gewande. Billigkeitshalber hätte ihm dieses harte Loos gerade in Deutschland und Oesterreich erspart bleiben sollen. Freilich gehört er einer Nation an, die Jahrhunderte hindurch der Spielball rohester asiatischer Willkür war und erst dank dem Hohenzollernhause in die Möglichkeit versetzt worden ist, sich nach und nach auf eigene nationale Würde zu besinnen. Aber der unglückliche Dichter, den der Kummer über die Gebrechen seiner Nation bis an die Schwelle des Wahnsinns begleitete, hat seine Bildung, sein umfassendes gelehrtes Wissen direkt aus deutscher Quelle geschöpft. Die deutsche Denksaat, deren Goldkörner er mit fieberhafter Rastlosigkeit in seiner kurzen Lebensspanne zusammengetragen hat, wuchert bei ihm in orientalisch-phantastischer Farbenpracht empor. Unter den „Modernen“ des 19. Jahrhunderts gebührt ihm ein Ehrenplatz, schon deßhalb, weil die streng-wissenschaftliche Befruchtung seine glänzenden Dichtergaben nicht gemindert, sondern dem Gipfel der Vollendung geradezu entgegengeführt hat! Adel der Gesinnung, klare Erkenntniß von dem, was Gut oder Böse ist, ein leidenschaftliches und doch zugleich, weil die menschliche Eitelkeit abstreifend, objektives Ringen nach Wahrheit, das sind die Grundzüge seines Charakters. Die glühende Phantasie, die plastische Kraft der Darstellung sind die einzigen Gaben, für welche er der orientalischen Heimath zu Dank verpflichtet ist.

Der einsame Denker ist mit kaum vierzig Jahren nach längerer geistiger Umnachtung aus dem Leben geschieden. Das ihm auf vaterländischem Boden errichtete Denkmal trägt nicht einmal das richtige Datum seiner Geburt.[3]) Denn nach einer eigenhändigen Einzeichnung in die Register der Convorbiri literare (der rumänischen Revue des deux Mondes) ist Eminescu am 20. Dezember 1849 geboren. Diese Ungenauigkeit ist charakteristisch für den Werth des gesammten auf ihn bezüglichen biographischen Materials, das von rumänischer Seite zur Verfügung steht. Für den Ausländer ist es geradezu unmöglich, aus diesem bunten Gemisch von Wahrheit und Dichtung Stoff zu einem klaren Lebensbild, oder selbst nur einer unanfechtbaren Skizze zu gewinnen. Verbürgt erscheint die Angabe, daß Michail Eminescu, Moldauer wie die meisten großen Dichter Rumäniens, in Botoşani geboren ist, daß sein Vater Gheorge Eminovici ein einfacher Landwirth war, und daß die Mutter, eine sanfte, schlichte Frau, den Keim der düsteren Krankheit mehreren ihrer Kinder vererbt hat. Aus der ländlichen Stille von Ipotesti (obere Moldau), die seiner Seele jene schwärmerische Naturbegeisterung einprägte, die seine erste Jugendperiode charakterisirt, sah er sich 1860 auf das Gymnasium von Czernowitz verpflanzt, da auch sein Vater den Ehrgeiz der etwas wohlhabenderen rumänischen Landbevölkerung theilte, einen oder mehrere Söhne dem akademisch gebildeten Beamtenstand zuzuführen. Um diese Zeit fand die Umgestaltung seines Namens Eminovici[4]) in die mehr dem rumänischen Sprachgebrauch zusagende Form Eminescu statt. Leider schloß sich der Jüngling im Jahre 1864 einer wandernden heimathlichen Schauspielertruppe an, die mit ihren Aufführungen in der Hauptstadt der Bukowina bei allen dort ansässigen Rumänen einen wahren Jubel überschwänglich-patriotischer Begeisterung entfacht hatte. Das regellose Wanderleben des angehenden jungen Dichters scheiterte schließlich in

---

[1]) *De Gubernatis*, La Roumaine et les Roumains, Impressions de Voyage et Etudes. Florence, 1898.

[2]) Diese anscheinend schroffe Kritik wird durch einige Belege motivirt werden.

[3]) Man vergl. *Petrascu*, Mihail Eminescu, Bukarest 1892, S. 6.

[4]) Auf den Rath seines Lehrers Arune Pumnul.

Bukarest, wo er dem Hungertod nahe, von dem größten noch lebenden Dramatiker Rumäniens, J. Caragiale, aufgefunden und wieder besseren Verhältnissen zugeführt wurde. Nun folgte eine emsige längere Universitätszeit in Wien, ein kürzerer Aufenthalt in Berlin, eine bescheidene, aber dem Naturell Eminescu's zusagende Anstellung an der reichhaltigen Bibliothek von Jassy, dann infolge politischen Umschwungs jäher Verlust dieses unbedeutenden Amts und von diesem Zeitpunkt ab steter Niedergang der geistigen Gesundheit, jedenfalls beschleunigt durch eine aufreibende unersprießliche Thätigkeit in der Redaktion des konservativen Timpul. Im Juli 1883 scheint der lang vorbereitete Wahnsinn zum Ausbruch gekommen zu sein. Die einzelnen traurigen Phasen der Krankheit waren zwar durch lichte Momente von längerer und kürzerer Dauer unterbrochen, ein hülfreicher Freund versprach sich auch vergeblich eine günstige Einwirkung von einer italienischen Reise, doch war keine Heilung möglich. Am 15. Juni 1889 erlöste der Tod den Unglücklichen im Spitale Caritatea, d. h. eine todtenähnliche Ohnmacht, herbeigeführt durch „einen kleinen Unfall" (wie es in rumänischen Biographien heißt) versetzte den Leidenden ins Jenseits. Wie verlautet, soll ein anderer Geisteskranker durch einen Steinwurf, der den Kopf traf, den Zustand nicht wieder endender Besinnungslosigkeit verursacht haben. Das ergreifende Wort Platens, mit dem der rumänische Dichter eine gewisse Geistesverwandtschaft zeigt, findet auf diesen tragischen Abschluß mit vollstem RechtAnwendung: „Jung an Jahren, alt an Schmerzen gruben mich die Menschen ein."

Läßt die Genauigkeit der biographischen Angaben von Seiten Rumäniens vieles zu wünschen übrig, so ist andrerseits rühmend hervorzuheben, daß N. Petrascu in einer kritischen Studie dem Verdienste seines großen Landsmannes manches schöne Wort gewidmet hat. Vor allem verdient ein zwar allzu weitläufig ausgesponnenes aber treffliches Gleichniß erwähnt zu werden, das wie dazu geschaffen erscheint, die orginelle Veranlagung Eminescu's ins rechte Licht zu rücken. Fast möchte man jedem westeuropäischen Leser jener eigenthümlichen Dichtungen anrathen, sich durch die Lektüre dieser glänzend geschriebenen Seiten mit einmal in die geeignete vorbereitende Stimmung zu versetzen. Wie ein farbensprühendes sinnverwirrendes Gemälde aus Tausend und eine Nacht entrollt Petrascu infolge einer zuerst seltsam anmuthenden Ideenassoziation ein Bild vom Gestade des Bosporus. Ueber dem schillernden Perlmutterspiegel ragen zierliche Minarets, an welche schlanke Cypressen ihren florgleichen Schatten heften; prächtige Marmorbauten, schöne Gärten und Parkanlagen ziehen sich in buntem Wechsel an den unvergleichlichen, terrassenartig anschwellenden Ufern entlang. Im fernen Nebel erglänzen die „glückseligen Fürsteninseln" gleich Bildern angeheftet an den Krystallpalast des Himmels und des Meeres. Inmitten der hohen Paläste ragt das Serail von Ceragan, ein schönes stolzes Gebäude aus weißem Marmor, das fünfzehn Jahre lang dem entthrontenHerrscherMurat, dem Bruder des gegenwärtigen Sultans, zum unfreiwilligen Aufenthalt gedient hat. Als aufStaatsbeschluß diePforten desPalastes sich hinter dem erlauchten Gefangenen schlossen, blieb derselbe fortan von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, einzig und allein auf die Erinnerung vergangener Größe, auf den Reichthum oder die Armuth seiner eigenen Gefühlswelt angewiesen. Ein Traumgedicht des Sommers lockt unter seinen Fenstern, doch nur auf den Flügeln der Phantasie vermag er dem Elend der Gefangenschaft zu entfliehen. Immer und immer wieder erwacht der lebendig Eingemauerte selbst aus den seligsten Träumen zum Gefühle seiner Ohnmacht, seiner Einsamkeit. Mit dem qualvollen Dasein dieses Exsultans läßt sich nach orientalischer Auffassung das Seelenleben Eminescu's vergleichen. Eingezwängt in einen engen dumpfen Lebenskreis, der seinen hochfliegenden Geist täglich, ja stündlich niederdrückt, richtet er sehnsuchtsvoll den Blick aufwärts und schafft seiner schönheitsdurstigen Seele eine ideale Zone, in der allein sie sich heimisch zu fühlen vermag. Gefühl und Phantasie wetteifern, ihm durch eine Art von Wiedervergütung das zurückzuerstatten, was die schnöde Reflexion geraubt hat. Die Erdengefangenschaft, den bitteren Kontrast zwischen den Bedürfnissen der Seele und ihrer gebrechlichen Hülle, den Plato betont, ein Michelangelo in seinen Dichtungen besingt, in seinen gefesselten Gefangenen zur plastischen Darstellung bringt, beklagt auch Eminescu's Leyer mit erschütternden Klängen. Licht und Dunkel wechseln jäh in seinem gramzerrissenen Gemüthe.

Eminescu's Anspruch auf Unsterblichkeit gründet sich auf eine nicht allzu umfangreiche poetische Gabe, insbesondere auf eine 61 Nummern umfassende Gedichtsammlung, von welcher W. Rudow (Geschichte des rumänischen Schriftthums) im Jahre 1892 meldet, daß sie in den letzten vier Jahren fünf (!) Auflagen, einen nicht bloß in Rumänien ungewöhnlichen Erfolg erlebt habe. Es ist schon öfter darauf hingewiesen worden, daß dieser glühende Verehrer unsres Schillers als Vollblutromantiker seine Dichterlaufbahn begonnen habe. Anklänge an Lenau, Matthisson, Eichendorff, Uhland und Rückert sind den fast immer formvollendeten Gedichten unverkennbar nachzuweisen. Vollmond, Wald und Gewässer üben die allbekannte magische Anziehungskraft auf das jugendliche Dichtergemüth aus, dem auch Liebeslieder in allen Tonarten, zart, innig, von Jubel überströmend, von Schwermuth verdüstert entquellen. Aber von einem echten rechten elastischen Jugendfrohsinn kann bei Eminescu kaum die Rede sein. Er hat überraschend früh einen scharfen Blick für den Schatten, den unzertrennlichen Begleiter des Lichts. Das harmonische Gleichgewicht der Seele, das allein das Leben erträglich zu gestalten vermag, ist ihm durch Naturanlage und den Mangel günstigen erziehlichen Einflusses versagt geblieben. Ganz ungetrübte wolkenlose Augenblicke sind seiner Muse nur selten bescheert worden, jedenfalls aber nur in der Zeit, in der dieser prädestinirte Pessimist sich noch nicht mit der ihm eigenen fanatischen Leidenschaftlichkeit in einen wahren Kultus der Lehren Schopenhauers versenkt hatte. Hell in hell gemalt erscheint z. B. die duftige Stimmung seines lyrischen Ergusses, der als Titel die Eingangsworte der erstenStrophe: Somnoroase paserele, d. h. „Schlummertrunkne Vögelein" trägt:

Schlummertrunk'ne Vögelein
Schwirren schon zu Neste sacht
Bergen sich im dunklen Hain:
Gute Nacht.

Nur die Quellen flüsternd kosen,
Wenn der Hochwald sinkt zur Ruh',
Drunten schlummern schon die Rosen,
Schlaf' auch Du.

Auch der Schwan zieht seine Kreise,
Müd' im Schilfe taucht er nieder,
Englein nahen Dir gar leise:
Schließ' die Lider.

Auf des Nachtreichs Feenräume
Gießt das Mondlicht Zauberpracht,
Ringsum Harmonie und Träume:
Gute Nacht.

In dem „Singuratate“ (Einsamkeit) betitelten Eingangsgedichte der Sammlung erhebt sich der Dichter — ein bei ihm außergewöhnlicher Fall — aus der Nacht der Melancholie durch die Ankunft der Geliebten aufgerüttelt, zu einem Zeit und Raum vergessenden Liebesjubel. Diese Verse werden zu den frühesten Eminescu's gerechnet, aber die Wahl der Bilder verräth bereits ein eigenartiges Genie. Im einsamen kümmerlich ausgestatteten Gemache ist der Dichter in ein schmerzliches Brüten versunken:

Schaaren, Schaaren ziehn vorüber
Bilder, Träume, die mir theuer,
Zirpen leise gleich wie Heimchen
Im verwitterten Gemäuer,

Oder senken in die Seele
Sich als Balsam lösend lind,
Wie in Tropfen eine Kerze
Zu den Füßen Christi rinnt.

Wie oft begehrt er müde die Leyer an den Nagel zu hängen, aber die trippelnden Mäuse, die zirpenden Grillen lullen ihn ein in eine weiche träumerische Stimmung, seine Schwermuth wandelt sich zu Gesang. Auch lichte Momente gaukeln vor seiner Erinnerung:

Zwar bisweilen ... allzu selten,
Nur bei Licht, zu später Stunde
Will mein Herz den Busen sprengen,
Wenn der Riegel schwirrt mir Kunde:

Daß sie naht. Die öden Räume
Scheinen plötzlich mir gefüllt,
In dem düst'ren Lebensrahmen
Strahlt dies Bild in Glanz gehüllt.

Meisterhaft ist die Erwartung und Enttäuschung des vergeblich auf die Geliebte harrenden im „Lacul“ („Der See“) geschildert. Die fünf Strophen singen förmlich in jeder anscheinend so kunstlosen und doch so kunstvoll gewählten Silbe. Auf dem blauen Waldsee wogt der Nachen inmitten der Wasserlilien und jeden Augenblick vermeint der Lauschende, daß das rauschende Schilf das Nahen der Geliebten künden werde:

Daß wir froh zum Nachen eilten,
Uns der Wellen Chor umgaukle,
Aus der Hand das Ruder gleite,
Steuerlos das Schifflein schaukle.

Weltvergessen, traumbefangen
Schifften wir im Mond, dem hellen,
Säuselnd säng' der Wind im Schilfe,
Kosend summten rings die Wellen.

Doch, was weilst Du? Einsam klag' ich,
Sende Seufzer in die Ferne,
Dort am See, wo ringsum wogen
Schwere weiße Blüthensterne.

Manche Gedichtüberschriften können als Wegweiser dienen für die beklagenswerthe Richtung, die das Geistesleben des zum völligen Pessimismus drängenden Idealisten mehr und mehr einschlug. Nichts hat Bestand auf Erden. Die Liebe wird durch menschlichen Wankelmuth vergiftet, soziale Ungerechtigkeit verbittert den frohen Lebensgenuß. Mit „Venus und Madonna“, „Engel und Dämon“ wendet er sich in einer gluthvollen Apostrophe an die Licht- und Schattenseiten des weiblichen Gemüthes, im „Kaiser und Proletarier“ behandelt er philosophisch und poetisch zugleich das ewig ungelöste Problem von hoch und niedrig, reich und arm. Bezeichnend für seine gewaltige Lebensanschauung schon in jungen Jahren sind die Schlußgedanken dieses weit ausgesponnenen Themas. Der Protest gegen bestehende mangelhafte Staatseinrichtungen wird übertönt durch den Groll über das unlösbare Räthsel des Lebens, das in hundertfältiger Form die Menschen bethört und „in ein Atom unersättliche Wünsche gepflanzt hat“.

Mit Kraft und hoffnungsvollem Blick gepaart, wird das Lebensproblem in einigen durchaus originellen Strophen erläutert:

Mit „morgen“ mehrst Du Deine Tage,
Mit „gestern“ schmilzt die Lebenszeit,
Bei all' dem bleibt Dir vorbehalten
Der „heut'ge“ Tag in Ewigkeit.

Wenn Einer stirbt, so tritt ein Anderer
In dieser Welt in seine G'leise,
Gleichwie die Sonne sinkt zum Westen
Und frisch aufsteigt zur Tagesreise.

Es scheint, als ob stets andre Wellen
Dieselbe Furt hinunterwallen,
Es scheint ein andrer Herbst gekommen,
Doch stets dasselbe Laub zu fallen.

Die Königin des süßen Morgens
Schwebt hold einher vor unsrer Nacht;
Sogar der Tod ist nur ein Hüter,
Der dieses Lebens Schatz bewacht.

Mit jedem flücht'gen Augenblicke
Die Wahrheit Dir vor Augen steht,
Er dient der Ewigkeit zur Stütze
Wenn sich im Kreis das Weltall dreht.

Mag immerhin dies Jahr entschwinden,
Versinken zur Vergangenheit,
Doch Deiner Seele bleibt erhalten
Ihr voller Schatz in Ewigkeit.

Mit „morgen“ mehrst Du Deine Tage ... u. s. w.

Des flücht'gen Augenblickes Bilder,
Die bunt in Reih'n vorüberschwanken,
Sie ruhen stetig, klar geordnet
Im Strahl der ewigen Gedanken.

Mit der Zeit entwickelt der Dichter aber eine schließlich grauenerregende Virtuosität im Ausmalen qualvoller Stimmungen. Dem „hell in hell“ gemalten, wie eine Serenade anmuthenden Gedichte an die Geliebte fühlt man sich versucht, das Sonett an „Venedig“ entgegenzusetzen: hier herrscht nur Nacht und Klage. Der Gedanke an die einstige Größe und Herrlichkeit der weltgebietenden Handelsstadt, von der Platen singt: Venedig liegt nur noch im Land der Träume, verleitet Eminescu geradezu eine „Todtenstadt“ par excellence mit einem Meistergriffel zu zeichnen, unbekümmert freilich, ob das tief traurige Bild der Wirklichkeit völlig entspricht. Auch in der Sonettenform hat der große Rumäne sein Sprachinstrument mit Meisterschaft geschmiedet. Inhaltlich ist wohl „Venedig“ das bedeutendste darunter.

Erloschen sind Venedig's Lebensgluthen,
Kein Festsaal strahlt, kein Lied erschallt im Chore,
Auf Marmorstufen durch die alten Thore
Dringt nur der Mond mit hellen Silberfluthen.

Okeanos strömt ringsum heiße Klagen
Er, ewig jung, ersehnt mit heißem Streben,
Die todte Braut von neuem zu beleben,
Wenn seine Wogen ans Gemäuer schlagen.

Ein Kirchhof ruht die Stadt auf stillem Grunde,
Sankt Markus regt allein die düst'ren Glieder,
Ruft Mitternacht aus dumpfem Priestermunde.

Sibillenhaft vom Thurme summt hernieder
Im Glockenhall die geisterhafte Kunde:
Kind, laß den Wahn! Nie kehren Todte wieder.

Gerade dieses Sonett bietet auch Veranlassung, der unglaublichen Verzerrungen zu gedenken, die Eminescu's Dichtungen in der Uebersetzung widerfahren sind. So lautet[5]) z. B. die zweite Vierzeile bei Rudow

„Der Meergott möchte sich die Zeit vertreiben,
Er zieht, das ewig Junge, hin durch enge
Kanäle, schluchzend dumpfe Klaggesänge,
Daß seine Braut nicht jung ihm konnte bleiben" ꝛc.

Aehnlich entstellt[6]) erscheint das erschütternde Fragment „Die Schwermuth". Nur der unaufhaltsam näher rückende Irrsinn kann diese, zum Theil noch an Schönheit so überreichen Verse inspirirt haben. Im Hintergrund einer wunderbar geschilderten Nachtlandschaft taucht eine halbverfallene Kirche auf, deren erloschene Heiligenbilder der Dichter tragisch deutet auf die Märchenwelt der schönen Jugendillusionen, die im Sturm und Braus des Lebens zu Schatten verblaßt sind:

Der Glaube hieß in Kirchen die Heiligenbilder malen
Und senkt in meine Seele mir Feenmärchenstrahlen,
Doch aus dem Sturmestoben und wilden Lebensfluthen
Sind Schatten nur geblieben von all' den Farbengluthen.

Der Dichter forscht „umsonst nach früheren Welten im müden Hirn", nur wie eine „fremde Kunde" berührt ihn die Erinnerung an Lust und Leid des eigenen Lebens. „Todt schein' ich lange schon", lautet das düstere Schlußbekenntniß.

Zeitmärchen und Märchenzeit.

Von Dr. Marcus Landau.

III. (Schluß.)

Aus einer lateinischen Handschrift des 15. Jahrhunderts theilt Mussafia[22]) folgende Gründungssage eines Karthäuserklosters mit: Ein Fürstensohn erinnert sich kurz vor seiner Trauung, daß er versäumt habe, sein tägliches Gebet zu verrichten und geht in eine Kirche, wo er das Versäumte nachholt. Auf dem Rückwege trifft er einen ehrwürdigen weißgekleideten Greis, den er zum Hochzeitmahle einladet. Der Greis kommt zum Mahle, wo er mit allen Ehren empfangen wird und beim Abschied den Jüngling zu sich einladet. Dieser wird dann am dritten Tage von einem weißen Maulthier in einen Palast getragen, wo er den Greis, umgeben von einer großen Schaar weißgekleideter, mit Kronen geschmückter Greise, deren Antlitz wie die Sonne glänzt, findet. Die Luft ist helle, lachende Fluren, blumige Wiesen umgeben den Palast. Die Vögel singen und unaussprechliche Freude erfüllt das Herz des Neuvermählten, der in dieser Verzückung dreihundert Jahre zubringt, die ihm so schnell wie ein Tag dahinfließen. Inzwischen verlieren Eltern und junge Gattin die Hoffnung auf seine Rückkehr und der alte Fürst läßt seinen Palast zu Kirche und Kloster umbauen. Als der Jüngling nach dreihundert Jahren zurückkehrt, findet er natürlich keinen Bekannten und Niemand wußte etwas von ihm. Nur der Abt des Klosters weiß aus der Chronik von dem Verschwinden des Fürstensohnes, der nun nach drei Jahrhunderten wieder erscheint. Als sich dieser jedoch bewegen läßt, einen Bißen Brot zu nehmen, werden seine Haare grau, seine Kräfte schwinden und er stirbt.

Mit mehr oder weniger Variationen findet sich diese Sage in einer von Koch erwähnten Handschrift aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, in Eccards Corpus hist. II 452 in Pauli's Schimpf und Ernst Nr. 535 und anderswo. Mehr Abweichungen zeigt ein von Gustav Meyer[23]) mitgetheiltes französisches Märchen aus dem Elsaß, in welchem ein Todtenkopf die Stelle des Greises vertritt.

Mit diesem hat das russische Märchen von den zwei Freunden manche Aehnlichkeit: Ein Mann ladet, einem früher gegebenen Versprechen gemäß, den verstorbenen Freund zu seiner Hochzeit ein. Der Todte tritt aus dem Grabe und bittet den Bräutigam, vorher bei ihm ein Glas Branntwein zu trinken. Dieser läßt sich bereden und — ein Jahrhundert vergeht. „Trink noch eins," sagt der Leichnam, und ein zweites Jahrhundert verstreicht. Der Bräutigam läßt sich zu einem dritten Glase bereden und eilt dann zu seiner Braut und den Hochzeitsgästen. Aber dreihundert Jahre sind verstrichen und alles ist im Dorfe verändert; er kennt Niemand und Niemand kennt ihn. Nach langem Suchen findet der Pfarrer in den Kirchenbüchern, daß vor dreihundert Jahren ein Bräutigam vor der Trauung auf den Kirchhof gegangen und nicht wiedergekehrt sei. Die Braut hat dann einen Anderen geheirathet.[24])

Sehr weit ausgesponnen und mit einem nicht hiehergehörigen Märchen verbunden ist das zweite von Arthur und Ablert Schotts Walachischen Märchen (Stuttgart und Tübingen 1845 S. 91—96). Ein armes Mädchen, das der Vater dem Teufel verkaufte, wird von der heiligen Jungfrau gerettet und in ein prächtiges Schloß gebracht. Dort bekommt es vier Schlüssel, mit denen es die Thüren von vier Zimmern öffnen kann, aber das Betreten des vierten wird ihm verboten. Schon im ersten Zimmer geräth es über die dort gesehenen Herrlichkeiten in Entzücken und sagt dann der heiligen Jungfrau, sie habe einen Tag im Paradiese zugebracht, wird aber belehrt, daß es ein ganzes Jahr dort geweilt habe. Noch schöner ist es im zweiten Zimmer, wo das Mädchen drei Menschenalter verbringt und glaubt, es sei nur eine Stunde gewesen. Das dritte Zimmer war so voll überirdischen Glanzes, daß es nur eine Minute, wie es ihm schien, darin verweilte. Die heilige Jungfrau sagte ihm aber wieder: „Du irrst, mein Kind, denn du verbrachtest eine halbe Ewigkeit im Aufenthalte der Seligen." Als das Mädchen aber das verbotene vierte Zimmer betreten wollte, wurde es zur Strafe in eine finstere Höhle gesperrt. Von seiner Rückkehr in die Heimath wird nichts berichtet, da seine weiteren Schicksale nach einer der Varianten des Märchens von der verleumdeten Frau erzählt werden.

In einem schamaitischen Märchen[25]) wird ein armer Mann zum Lohne, daß er den ihm in Gestalt eines Bettlers erschienenen Herrgott gut aufgenommen hat, ins Paradies gebracht, wo er viele Jahre verbringt, glaubend, es sei nur ein Augenblick. Auf seine Bitten zur Erde entlassen, findet er Frau und Kind schon todt, seinen Hof in fremdem Besitz. Da ruft er: „Herr Gott, nimm mich

---

5) Geschichte des rumänischen Schriftthums, S. 156.
6) ib. 157.
22) Ueber die Quelle des altfranzösischen Dolopathos, von Adolf Mussafia, in Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften, Bd. 48 (1864). Den lateinischen Text hat Schwarzer in der Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 13 (1882), publizirt, wozu R. Köhler im 14. Bande einen Nachtrag gab.
23) Essays und Studien, Berlin 1885, S. 281—284.
24) W. R. S. Ralston, Russian folktales, London 1873, S. 304, nach Afanaßjew VI, 322.
25) Podania żmujdzkie, zebrał i dosłownie spolszczył Mieczysław Dowojna Sylwestrowicz, Warschau 1894, S. 187.

wieder zu dir," worauf er stirbt und seine Seele ins Paradies wieder eingeht.

Schilderungen von Besuchen noch lebender Menschen im Paradiese sind im frühen Mittelalter nicht selten, und in manchen derselben bildet das Verschwinden der Zeit eine Zugabe zur Verstärkung des Eindrucks. Auf älteren griechischen Quellen beruht wohl die Legende von den drei Mönchen Theophilus, Sergius und Higinus, welche nach langem Herumreisen in märchenhaften Ländern in eine von vier gekrönten, ehrwürdigen Greisen gehütete Gegend gelangen, wo eine herrliche Quelle fließt und süßer Vogelgesang ertönt. Es ist von da nicht mehr weit zum irdischen Paradiese, aber dieses selbst dürfen sie nicht betreten. Glücklicher sind drei andere Mönche einer italienischen Legende, welche insofern günstiger gestellt waren, als ihr Kloster am Paradiesesstrome Gihon stand. Von unstillbarer Sehnsucht getrieben, wandern sie längs des Ufers bis sie ins Paradies gelangen, dessen Herrlichkeiten sie bewundern. Sie genießen dort köstliche Früchte, trinken vom Verjüngungsquell und unterhalten sich mit Henoch und Elias. Sie glauben dort nur drei Tage zugebracht zu haben, aber als sie ins Kloster zurückkommen, erfahren sie, daß drei Jahrhunderte verstrichen sind. Aus alten Chroniken wird ihre Identität festgestellt, worauf ihre Körper in Asche zerfallen, die Seelen in den Himmel steigen.[26])

Von Neugierde nach den Freuden des Paradieses getrieben, war auch der fromme Mönch, von dem der Bischof von Paris, Moritz v. Sully († 1196), in seiner Predigt zum zweiten Sonntag nach Ostern erzählt. Gott erhörte seine Bitte und schickte ihm einen Engel in Gestalt eines Vogels, von dessen Schönheit und entzückendem Gesang verlockt, der Mönch sich immer weiter vom Kloster entfernte und alles Irdische vergaß. Als er aus seiner Verzückung erwachte und ins Kloster zurückeilte, fand er alles verändert. Der Pförtner fragte ihn, wer er sei, und als er sagte, er sei ein Mönch, der das Kloster am Morgen verlassen hatte und den Namen des ihm bekannten Pförtners nannte, antwortete der Mann am Thore: „Der Pförtner bin ich und den Namen den du angibst, kenne ich nicht." Auf Bitten des Mönches wurden Abt und Prior herbeigerufen, aber auch diese kannten ihn nicht und er kannte weder sie noch ihre Namen. „Abt und Prior heißen so und so," sagte er. „Diese haben vor drei Jahrhunderten hier gelebt," erklärte man ihm, und nun wußte er, daß Gott ihn begnadet hatte durch dreihundert Jahre, die ihm ein Vormittag schienen, die Herrlichkeiten des Paradieses zu bewundern.[27])

Die Legende ist vielfach bearbeitet und in verschiedene Klöster lokalisirt worden. Sehr schön und weit ausgesponnen ist die von Fr. H. von der Hagen im dritten Bande seiner „Gesammtabenteuer" (Nr. 90) abgedruckte mittelalterliche poetische Bearbeitung unter dem Titel „Bruder Felix im Paradiese". Eine Sage aus dem Siegthal läßt den Abt Erpho von Kloster Siegburg vom Jahre 1067 bis 1367 dem Gesange des Paradiesvögelchens lauschen. Wie Choni von einem Psalmvers, so wurde auch dieser fromme Abt von dem ihm schwer verständlichen vierten Vers des neunzigsten Psalms: „Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist", lange geplagt, bis ihm Gott durch die dreihundertjährige Verzückung die Erklärung gab.

Nach der bereits erwähnten Ballade in „Des Knaben Wunderhorn" hat Immermann die Legende unter dem Titel „Die Verschollene" dramatisirt, aber mit vielen fremden Zuthaten ausgestattet.[28]) Eine russische Legende, in der der Mönch tausend Jahre in Entzückung verbringt, hat L. Jülg, nach Karamsin, in der „Deutschen Revue" vom Februar 1882 mitgetheilt. Unpassend bringt er aber die erbauliche Legende mit der höchst anstößigen vom verführten Büßer Kandu in Verbindung.

Wie bereits erwähnt wurde, fehlt es auch an Sagen dieser Art nicht in Europa, wenn sie auch nicht so häufig sind als die erbaulichen.

In dem französischen Prosaroman (aus dem 15. Jahrhundert) von Ogier le Danois verweilt dieser zweihundert Jahre im Zauberschlosse der Fee Morgana auf dem Magnetberg. Eine Krone, die sie ihm aufgesetzt hat, macht ihn die Zeit vergessen, und als er endlich in die Menschenwelt zurückkehrt, findet er keinen Bekannten und wird von Niemand erkannt. Nach dänischen Sagen soll er noch immer bei der Fee hausen und wird erst zurückkommen, wenn das Christenthum in Gefahr sein wird.

Es mag für Morgana als Entschuldigung dienen, daß sie unverheirathet war. Um so schlimmer trieb es die Fee oder Elfenkönigin, welche den schottischen Dichter Thomas von Erceldoune, genannt Thomas the Rhymer (er lebte im 13. Jahrhundert), in ihr unterirdisches Schloß verlockte, dessen Herr, ihr Gatte, aber von ihrem intimen Verkehr nichts erfahren durfte. Nach einiger Zeit schickt sie ihn fort, um ihn dem Teufel, dessen Besuch angekündigt ist, zu entziehen. Er bedauert, bei ihr nur eine Woche zugebracht zu haben, aber sie belehrt ihn, daß ihm sieben Jahre so angenehm verstrichen sind. Thomas verbrachte nach seiner Rückkehr nur sieben Jahre auf der Oberwelt und ist dann auf immer verschwunden.[29])

In einem toscanischen Volksmärchen verbringt ein junger Mensch, ohne es zu merken, viele ungezählte Jahre in süßem Liebesgenuß bei einer Fee im irdischen Paradiese, das aber nach der Schilderung mehr dem mohammedanischen als dem christlichen Paradiese ähnlich ist. Als ihm das gute Leben überdrüssig wird und er das Paradies trotz allem Abrathen verläßt, um seine Eltern, die aber schon längst todt sind, zu besuchen, wird er gleich, wie er in die Menschenwelt gelangt, die Beute des Todes, der schon lange auf ihn wartete.[30])

Mit diesen Erzählungen sind wir schon in das Gebiet der Elfen und Zwerge gelangt, bei denen man nicht bloß aus Liebe seine Jahre, ohne es zu merken, verbringen kann. Ja es scheint sogar, daß die oben mitgetheilte durchaus christliche Erzählung vom Fürstensohn und der Klostergründung nur die Umbildung einer vorchristlichen Zwergensage sei. Wie der Greis zum Hochzeitsmahl des Prinzen, so kommt der König der Zwerge auf einem Bock statt eines Maulthieres zur Hochzeit des Britenkönigs Herla. Der Zwerg hat einen ungeheuer großen Kopf, langen rothen Bart und Bocksfüße und kommt mit einer großen Schaar Zwerge, bringt aber kostbares Geschirr und die ausgesuchtesten Speisen mit. König Herla folgt dann mit seinem Gefolge der Einladung zur Zwergenhochzeit in ihrem unterirdischen prachtvollen, mit künstlichem Licht glänzend erleuchteten

---

26) Arturo Graf, Il mito del paradiso terrestre, in Miti, leggende e superstizioni del Medio evo, Turin 1892, I, cap. IV. I viaggi al paradiso terrestre.

27) Louis Moland, Origines littér. de la France, Paris 1866, S. 399, und Paul Meyer in Romania V (1876), 473.

28) Max Koch, Einleitung zu seiner Ausgabe von Immermanns Werken, S. XX; Bergische Sagen, gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Otto Schell, Elberfeld 1897, S. 451. Andere Bearbeitungen s. ebenda S. 598, J. Koch, S. 42, Dunlop-Liebrecht, S. 543, Gustav Meyer, a. a. O., S. 286; Simrock, Rheinsagen.

29) W. Scott, Letters on Demonology and Witchcraft, London 1831, Letter IV, p. 128 sq.

30) Sessanta novelle popolari montalesi, raccolte da Gherardo Nerucci, Florenz 1880, Nov. 33, S. 286 ff.

Reich. Er wird sehr gut aufgenommen und reich beschenkt entlassen. Unter anderem bekommt er einen Hund, der einem Pferd aufgeladen wird, mit der Weisung, daß Niemand vom Gefolge absteigen solle, bevor nicht der Hund heruntergesprungen. Ans Tageslicht und an die Grenze seines Reichs gekommen, fragt Herla einen Hirten nach der Königin; der Hirt, ein Sachse, kann sich mit dem Britenkönig kaum verständigen, aber dieser erfährt von ihm doch, daß die Sachsen schon seit zweihundert Jahren das Britenreich erobert haben und nur eine alte Sage von einem König Herla berichte, der einst mit einem Zwerge verschwunden sei. Und der König hatte geglaubt, nur drei Tage bei der Hochzeitsfeier verbracht zu haben! Inzwischen waren einige von dem Gefolge trotz der Warnung vor dem Hunde abgestiegen und sogleich in Staub zerfallen.

So erzählt Walter Mapes, der Hofkaplan Königs Heinrich II. von England, in seinem zwischen 1180 und 1190 geschriebenen Werk De nugis curialium (Dist. I Kap. 11). Auch der junge Toscaner in dem eben erwähnten Märchen wird vom Tode erst gepackt, als er trotz der Warnung der Fee vom Pferde absteigt. Von König Herla aber geht die Sage, daß er mit seinem Gefolge noch immer rast- und ruhelos umherziehe.

Und nicht bloß Könige, auch gewöhnliche Menschenkinder verlieren oft ihre Jahre als Gäste oder Musikanten bei Hochzeiten oder Tanzunterhaltungen des unterirdischen Volks.

Nach einem dänischen Märchen unterhält sich bei ihnen ein Mädchen einmal so gut, daß es glaubt, es seien nur ein paar Stunden verstrichen. Beim Herauskommen sind Vater und Mutter schon todt, das väterliche Haus in fremden Händen und sie merkt, daß viele Jahre verstrichen sind. Verhältnißmäßig wenig Zeit verliert der Pächterssohn Donald, der ein Jahr bei den Elfen vertanzt und glaubt, es sei nur eine Stunde gewesen. Der Bauernknecht Rhys in Wales glaubt nur einige Minuten bei ihrem Tanze zugebracht zu haben, aber inzwischen ist sein Kamerad mit dem er zuletzt gesehen wurde, in den Verdacht ihn ermordet zu haben gerathen und eingekerkert worden. Er wird erst freigelassen, nachdem Rhys den Elfen entrissen wurde, und dieser stirbt bald darauf.[31])

Der Einladung eines ehrwürdig aussehenden Greises folgend, spielen zwei hochschottische Musikanten in einem absonderlich gebauten Hause gegen gute Bezahlung während der ganzen Christnacht zum Tanze auf, und es wird getanzt, wie sie es in ihrem Leben nicht gesehen. Am nächsten Morgen nach Inverneß zurückkommend, erkennen sie weder Menschen noch Gassen und Niemand kennt sie. Nur ein sehr alter Mann erinnert sich, daß sie vor hundert Jahren bei seinem Urgroßvater gewohnt hatten und dann, wie man annahm, von dem (uns schon bekannten) Thomas dem Dichter verlockt, verschwunden seien. Die beiden Musikanten gehen hierauf in die Kirche, aber wie der Gottesdienst beginnt, zerfallen sie zu Staub.[32])

Wenn der fromme Fürstensohn, der vor der Trauung in die Kirche geht, einer Einladung ins Paradies folgt, so läßt sich manchmal ein minder frommer Bräutigam von einem schönen Elfenfräulein, das ihn seiner irdischen Braut abspenstig machen will, in das unterirdische Reich verlocken. Nachdem er dort eine Stunde, wie er glaubt, sehr angenehm zugebracht hat,

31) Thomas Keightley, The fairy Mythology, London 1860, S. 124, 386, 415; Irische Elfenmärchen, übersetzt von den Brüdern Grimm, Leipzig 1826, S. XXII.

32) Keightley, l. c. 387.

erinnert er sich an seine Braut und kehrt — nach vierzig Jahren — in die Oberwelt zurück. Nur alte Leute erinnern sich seiner, und die Braut ist längst vor Gram gestorben.[33]) Dagegen mag der Tiroler Bauer, der im Rosengarten des Zwergkönigs Laurin seiner Braut eine Rose holen wollte und erst nach zwanzig Jahren zurückkehrte, sie noch lebend, wenn auch etwas gealtert wiedergefunden haben.

Mädchen scheinen die Elfen nur einzuladen, um bei der Taufe (?) ihrer Kinder Gevatter zu stehen. So wurde einst ein Dienstmädchen von drei Wichtelmännern zu einer solchen Funktion eingeladen und verlebte bei ihnen in Lust und Freude drei Tage, wie es glaubte. Als es nach Hause kam, nahm es den Besen in die Hand und fing an zu kehren. Die Leute im Hause fragten aber, wer es wäre und was es da zu thun hätte, denn es hatte sieben Jahre beim kleinen Volk verbracht und seine vorige Herrschaft war inzwischen gestorben. — Auf Einladung einer Fee geht eine junge Hirtin in der Bretagne in das unterirdische Reich und steht bei einem Feenkind Gevatterin. Sie kommt nach zehn Jahren, die für sie nur zwei Tage waren, zu ihrer Mutter zurück, die sie schon längst als todt beweint hatte. Dann strickt sie ihrem Pathenkind Strümpfe und bringt sie der Fee, bei der sie wieder fünf Jahre verbringt, die für sie nur ein Tag sind. Reich beschenkt kehrt sie zurück, findet aber ihre Mutter bereits todt und alle ihre Geschwister in der Welt zerstreut.[34])

Schlimmer erging es einer Frau aus Richrath, welche von den Zwergen geraubt und gezwungen wurde, ihre Schweine zu säugen. Als es ihr nach vielen Jahren gelang, zu entfliehen und auf die Oberwelt zu gelangen, fand sie keinen Bekannten mehr in der Heimath und wurde von Niemand erkannt. Die Zeit mag ihr aber beim Schweinesäugen nicht sehr schnell verflossen sein.[35])

Zahlreich sind die Sagen von Besuchen bei weltentrückten, zur Wiederkehr in die Menschenwelt bestimmten Heroen. Aber da bei diesen der Besucher nur eine Nebenperson ist und manchmal in der That nur kurze Zeit bei ihnen verweilt, so haben sie jetzt für uns wenig Interesse.

Auch Dornröschen und die Ihrigen, welche traumlos ein Jahrhundert, während dessen alles um sie unverändert bleibt, verschlafen und die gleich vom ersten Besucher wieder erweckt werden, gehen uns nicht weiter an. Zu erwähnen haben wir indessen noch den König Wenzel, der nach Grohmanns Sagenbuch aus Böhmen und Mähren (Prag 1863, I, S. 17) im Berge Blanik schläft und bei dem ein Hirt hundert Jahre verbringt, glaubend, es sei nur eine ganz kurze Zeit verstrichen.

Am zahlreichsten sind die am Kyffhäuser und Untersberg lokalisirten deutschen Sagen, die aber bei uns so gut bekannt sind und über die eine so reiche Literatur vorhanden ist, daß wir uns hier die Beschäftigung mit ihnen ersparen können.

Auf Kyffhäusersagen beruht auch Washington Irvings hübsche Erzählung Rip van Winkle, welche zuerst in seinem Sketch Book (1820) erschien und die mit der Erzählung vom Ziegenhirt von Sittendorf in Otmars Volkssagen aus dem Harz (Bremen 1800) auffallende Aehnlichkeit hat. Statt des deutschen Kaisers und seiner Ritter sind es bei Irving der von seiner Mannschaft aus-

33) Volkssagen und Volkslieder aus Schwedens älterer und neuerer Zeit, von A. A. Afzelius, aus dem Schwedischen von Dr. F. H. Ungewitter, Leipzig 1842, II, 297.

34) Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Nr. 39, II, Paul Sébillot, Contes des paysans et des pêcheurs (Contes populaires de la Haute-Bretagne), Paris 1881, S. 8.

35) O. Schell, Bergische Sagen, S. 54, Nr. 86.

gesetzte und verschollene Seefahrer Heinrich Hudson und seine Gesellen, welche in den Kaalskillbergen am Hudson Kegel schieben. Auch bietet die während Rips zwanzigjähriger Abwesenheit vorgegangene Umwandlung der von England abhängigen Kolonien in die Republik der Vereinigten Staaten Irving Anlaß, den Kontrast von Einst und Jetzt nach Art der Siebenschläferlegende zu schildern. Seine Erzählung wurde vor mehreren Jahren zum Text einer mit vielem Beifall aufgenommenen Operette verarbeitet.

Viel hübscher und in der Ausgestaltung origineller ist eine andere Erzählung Irvings, die vom „Gouverneur (Adelantado) der sieben Städte" in seinen Chronicles of Woferts Roost and other papers (Edinburg 1855, S. 315—334), welche an die Brandan-Legende und an die Schiffersage von der unerreichbaren (ἀπρόσιτος des Ptolemäus) Insel anknüpft: Unter König Johann II. von Portugal (1481—95) zieht Don Fernando de Ulmo mit der Bestellung als Adelantado der sieben Städte aus, um die fabelhafte Insel zu finden. Nachdem er von seiner geliebten Seraphina Alvarez unter gegenseitigen Treueschwüren Abschied genommen, verläßt er mit zwei Caravellen den Hafen von Lissabon und wird mit einer von ihnen an das fabelhafte Eiland verschlagen. Dort findet er Christen, die noch vor der Invasion der Mauren die iberische Halbinsel verlassen haben und in alter Weise und Tracht ihr Leben führen. Er findet höchst ehrenvolle Aufnahme und wird als Statthalter anerkannt, verliebt sich aber bei einem ihm zu Ehren gegebenen Feste in die Tochter eines Stadthauptmanns (Alcaide) und läßt sich von ihr verlocken, ihr den Ring zu schenken, den ihm Seraphina beim Abschied gegeben. Dann schläft er ein und erwacht — an Bord eines portugiesischen Schiffes, das ihn als Schiffbrüchigen auf dem Meere treibend gefunden hat. Nach Lissabon gelangt, findet er im väterlichen Hause nur Fremde, die nichts von ihm wissen und die er nicht kennt. Er eilt zu Seraphina, die er in unveränderter Jugend und Schönheit wiederfindet, die ihn aber als zudringlichen Unbekannten behandelt, während ihr anwesender Verlobter von ihm Rechenschaft verlangt. Als Fernando der ungetreuen Seraphina Vorwürfe macht, erklärt die junge Dame schnippisch, sie heiße Anna, Seraphina habe ihre Urgroßmutter geheißen. In der That findet er auch das Grab seiner vor vielen Jahren verstorbenen Geliebten, sowie das ihres Mannes und ihrer Kinder. Als er dann mit seinen Reklamationen sich an das Marineministerium wendet, findet man wohl nach vielem Suchen in den Akten, daß einem Fernando de Ulmo vor mehr als hundert Jahren die Bestallung als Adelantado ertheilt wurde, aber der noch jugendlich aussehende Heimgekehrte kann doch nicht dieselbe Person sein. Er wird allgemein für verrückt gehalten und die Kinder auf den Gassen schreien ihm nach: „Adelantado der sieben Städte!" Deßhalb geht er nach den kanarischen Inseln, wo er mehr Glauben findet, denn dort lebt die Sage von der St. Brandans-Insel, die mit ihren Städten dann und wann aus dem Ozean auftauche und wieder verschwinde.[36]) So sitzt Don Fernando Tag für Tag am Gestade von Palma das Auftauchen erwartend, bis er hochbetagt stirbt.

Eine ganz eigenthümliche, humoristische Umwandlung hat der uralte Stoff in Korea erfahren, wo ebenfalls ein mit wenig Verstand begabter Gouverneur das Opfer ist. Er ist sehr begierig, einen angeblich auf einem Berg hausenden Geist kennen zu lernen und es wird ihm von einigen seiner Untergebenen eingeredet, er werde dort jeden Begriff von Zeit verlieren, Jahrtausende werden ihm wie ein Tag vergehen, ohne daß er das Bedürfniß nach Nahrung verspüren werde. Er wird von ihnen bis zum Fuß des Berges geleitet, auf dessen Gipfel zwei ihrer Spießgesellen ihn erwarten und ihm ein höchst unappetitliches Getränk zu trinken geben. Während dessen häufen die Anderen am Fuße des Berges Thier- und Menschenknochen an, lassen das Amtsgebäude mit anderer Farbe anstreichen und setzen andere Beamte an ihre Stelle. Als der Gouverneur am nächsten Tage vom Berge herunterkommt, hält er die Knochen für die seiner längst verstorbenen Begleiter, welche vergeblich Jahrzehnte auf seine Rückkehr gewartet haben. Das veränderte Aussehen des Amtsgebäudes und die neuen Beamten bestärken ihn in seinem Wahn, besonders da einer von diesen ihm auf seine Fragen mit der unschuldigsten Miene antwortet, er habe in seiner Kindheit gehört, daß vor acht oder neun Generationen ein Gouverneur den Geisterberg bestiegen habe und nicht mehr zurückgekehrt sei. So will denn auch unser Gouverneur seine Kinder nicht als solche, sondern als seine Urenkel anerkennen, bis er endlich nach langer Zeit erfährt, wie arg er mystifizirt worden sei.[37]) Es beweist dies aber, daß die echte Schläfersage auch in Korea bekannt ist.

So sind wir von uralten tiefsinnigen Sagen ausgehend bis zu modernen humoristischen Erzählungen, von Indien über Europa und Amerika wieder nach dem äußersten Osten Asiens gelangt, die Reise um die Erde mit Ausflügen ins Paradies in weniger als achtzig Tagen zurücklegend.

Aber wir haben von den eingangs erwähnten Uhren nur die stehen gebliebenen und die zu langsam gehenden beschrieben, und schon das hat mehr Raum in Anspruch genommen, als wir vorausgesetzt hatten. Auch der Leser mag ermüdet sein und die glücklichen Langschläfer beneiden. So wollen wir ihm denn jetzt Ruhe gönnen und uns das dritte Kapitel der Märchenchronologie für später vorbehalten.

---

36) Une autre ille est que on ne puet
Veoir comme on aller se veult
Et aucune fois est veue:
Si l'appelle on l'ille perdue.
Celle ille trova sains Brandains,
Qui mainte merveille vit ains.

(Image du monde, citirt von A. Graf in Miti, leggende e superstizioni, I, 108. S. auch ebenda 184—186 und den Anhang zu Irvings Life of Columbus.)

37) *Lodovico Nocentini*, Leggende e racconti popolari della Corea, in der Nuova Antologia vom 15. März 1895, vol. CXL, S. 346.

Mittheilungen und Nachrichten.

G. **Die Krypten des Vatikans.** Der Kongreß für christliche Archäologie, der jüngst in Rom tagte, äußerte unter anderem auch den Wunsch, daß die Krypten des Vatikans endlich den Forschern zugänglich gemacht werden möchten. Bekanntlich befindet sich unter der Basilika von Sankt Peter eine lange Flucht von Galerien, eine unterirdische Kirche, die ungleich reicher als die oberirdische ist. Dort entdeckt man in einer Art dunklem Keller eine schwere Granitmasse, das Grab Otto's II.; ferner Bildsäulen von Bischöfen, Meisterwerke Ghibherti's, und eine Reihe von Basreliefs, in denen man die feine Kunst Mino da Fiesole's erkennt. Leider sind diese Kunstschätze dem großen Publikum, ja selbst den Gelehrten verschlossen; denn man erhält in diese unterirdischen Räume nur mit einem Erlaubnißschein, den der Papst eigenhändig unterzeichnet hat, Zutritt. Der Kongreß hat außerdem dem Wunsche Ausdruck gegeben, das Zentenarium des Papstes Gregor des Großen, der im Jahre 604 gestorben ist, möge in einer des Gründers der Liturgie würdigen Weise gefeiert werden. Endlich beschloß der Kongreß, sich im Jahre 1904

in Karthago, der Metropole des römischen Afrika, zu versammeln, wo sich so viele interessante christliche Alterthümer befinden.

* **Erlangen.** Im Wintersemester war die Universität besucht von 981 Studenten (592 Bayern und 389 Nichtbayern). In diesem Sommermester sind immatrikulirt 974 (578, bezw. 396), wozu dann noch 2 Hörerinnen und 18 Hörer kommen. Gesammtzahl 994.

* **Straßburg.** Die hiesige Hochschule zählt in diesem Sommer 1145 immatrikulirte Studenten, gegen 1105 im Winter und 1079 im vorigen Sommer, darunter 85 Theologen, 341 Juristen, 315 Mediziner, 184 Philologen und Historiker und 220 Mathematiker und Naturwissenschaftler. Der Nationalität nach sind 597 aus Elsaß-Lothringen, 252 aus Preußen (darunter 44 aus der Provinz Hessen-Hessau), 59 aus Baden, 39 aus Bayern, je 22 aus Hessen und Württemberg. Ausländer sind es 92 und zwar 64 aus europäischen und 28 aus außereuropäischen Staaten, darunter 18 Russen, 17 Oesterreicher und Ungarn, 13 Amerikaner. Die Zahl der Hospitanten beträgt 47, unter diesen befinden sich diesmal auch 11 Damen. — Die Redaktion der auf Veranlassung und mit Unterstützung des kaiserlichen Ministeriums herausgegebenen Zeitschrift: „Das Kunstgewerbe in Elsaß-Lothringen" wurde in die Hände des Universitätsprofessors Dr. Leitschuh gelegt; die Leitung des künstlerischen Theiles der Zeitschrift besorgt der Direktor der Kunstgewerbeschule, Anton Seder.

* **Köln.** Allgemeine deutsche Lehrerversammlung. Am 4. Juni trat hier die allgemeine deutsche Lehrerversammlung zusammen unter großer Betheiligung der Lehrerschaft aus allen Gegenden Deutschlands, deren Zahl sich bereits an diesem ersten Tage auf über 3000 belief. Besonders zahlreich ist Berlin vertreten. Auch die Lehrervereine haben zahlreiche Delegirte entsandt. Noch am Vormittag fand eine Vorstandsversammlung des Landesvereins preußischer Volksschullehrer, nachmittags eine Ausschußsitzung des Deutschen Lehrervereins und abends eine Delegirtenversammlung statt. Daneben fand noch eine Hauptversammlung des Deutschen Lehrervereins für Naturkunde, sowie eine erste Sitzung der Freien Vereinigung für philosophische Pädagogik statt. Im ganzen sollen nach dem Programm zwei Haupt- und 35 Nebenversammlungen stattfinden. Mit der Versammlung ist eine große Lehrmittelausstellung verbunden, welche 29 Schulsäle in zwei Schulgebäuden füllt. Abends fand in der „Lese" die allgemeine Begrüßungsversammlung statt, in der Lehrer Scheven und Oberlehrer Dr. Andres die Theilnehmer willkommen hießen. Darauf überbrachten Rektor Hoffmann die Grüße der schlesischen, Oberlehrer Beckes die der hessischen, Lehrer Wink die der württembergischen Lehrerschaft, Lehrer Beck die des oberösterreichischen Lehrerverbandes, während Lehrer Tews (Berlin) die Versammlung im Namen der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung beglückwünschte. Weitere Berichte folgen.

* **Braunschweig.** Vom 4. Juni ab fand hier die IX. Jahresversammlung des deutschen Gymnasialvereins statt, deren Verhandlungen diesmal eine besondere Bedeutung beizulegen ist, da in den nächsten Tagen bekanntlich in Berlin unter persönlicher Leitung des Kaisers eine Konferenz zur Berathung über wichtige Veränderungen im preußischen höheren Schulwesen stattfinden soll und die Freunde einer grundsätzlichen Reform des Gymnasialunterrichts bereits ihre Forderungen im Hinblick hierauf formulirt haben. Der deutsche Gymnasialverein zählt gegenwärtig nahe an 1700 Mitglieder und gibt bekanntlich eine eigene Zeitschrift („Das humanistische Gymnasium", begründet von Prof. Uhlig in Heidelberg) heraus. Er will auf seiner diesjährigen Tagung ausdrücklich Stellung zu den von den Reformfreunden aufgestellten Leitsätzen nehmen, deren Inhalt der folgende ist:

1. Alle neunklassigen höheren Schulen (Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen) müssen die gleichen Berechtigungen zu wissenschaftlichen Studien und höheren Laufbahnen haben.

2. Die weitere Gestaltung aller höheren Schulen ist in der Richtung zu bewirken, daß sie einen gemeinsamen, die drei unteren Klassen umfassenden lateinlosen Unterbau erhalten.

Diesen Forderungen gegenüber wollen die in Braunschweig versammelten Vertreter und Anhänger des humanistischen Gymnasiums nach einem einleitenden Vortrag des Geh. Regierungsraths Prof. Dr. Oskar Jäger aus Köln über folgende Resolution berathen:

1. Eine abermalige Umgestaltung des preußischen höheren Schulwesens acht Jahre nach Einführung des neuen Lehrplanes erregt schwere Bedenken; sie würde eine ruhige Entwicklung dieses Schulwesens innerhalb zweier Jahre schon zum drittenmale stören. Diese Umgestaltung allgemein in der Weise vorzunehmen, daß ein gemeinsamer lateinloser Unterbau der drei unteren Klassen errichtet werden, im Gymnasium also das Lateinische erst in der Tertia, das Griechische in der Sekunda beginnen sollte, würde das Gymnasium als Vorbereitungsanstalt zu streng wissenschaftlicher Arbeit auf Grund historischer Bildung in seinen Lebenswurzeln schädigen und auch den Realanstalten nicht zum Vortheil gereichen.

2. Das Gymnasium hat nicht das Recht, sondern die Pflicht, für akademische Studien die allgemeine Vorbildung zu geben und ist mit Rücksicht auf diesen Zielpunkt organisirt. Sollte von zuständiger Seite der Oberrealschule und dem Realgymnasium dieselbe Aufgabe übertragen werden, so ist vom Standpunkt des Gymnasialvereins dagegen kein Widerspruch zu erheben.

Die Theilnahme an der Versammlung ist äußerst rege. Wir werden auf das Resultat der Berathung nochmals zurückkommen.

* **Breslau.** Der ordentliche Professor der alten Geschichte an der hiesigen Universität Dr. Ulrich Wilcken hat, der „Voss. Ztg." zufolge, einen Ruf an die Universität Würzburg erhalten.

* **Wien.** Hofrath Ludwig Boltzmann wurde vom Institut de France (Académie des Sciences) zum korrespondirenden Mitglied ernannt. — Ferner wurde der außerordentliche Professor Dr. Karl Kuffner zum ordentlichen Professor der Psychiatrie und Nerven-Pathologie an der tschechischen Universität in Prag ernannt. — Samstag, 9. d. M., begeht die geologische Reichsanstalt den Gedenktag ihres 50jährigen Bestehens. Um 11 Uhr vormittags findet im sogenannten Kaisersaale der bekanntlich in der Rasumoffskystraße im dritten Bezirk gelegenen Anstalt eine Festsitzung statt, welcher den bereits ausgeschickten Einladungen zufolge Vertreter verschiedener Ministerien, der Statthalterei, der Akademie der Wissenschaften in Wien, der Hochschulen 2c. beiwohnen werden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Prof. Rudel: Die Regenverhältnisse Nürnbergs im Jahre 1899. Nürnberg, kgl. bayer. Hofbuchdruckerei 1900. — Dr. W. Sachs: Die Kohlenoxyd-Vergiftung. Braunschweig, Vieweg 1900. — Joh. Müller: Der Oberflächenbau Deutschlands. München u. Leipzig, G. Franz'scher Verlag 1900. — R. Fester: Ueber den historiographischen Charakter der Gedanken und Erinnerungen des Fürsten v. Bismarck. Rede. (S.-A. aus der Historischen Zeitschrift. Band 85, Heft 1.) — Jung-Deutschland. Blätter für moderne Literatur. Mai 1900. Eberswalde, S. Dyck 1900. — Dr. A. Weese: Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten. 1. Serie, 34. u. 35. Lfg. München und Leipzig, G. Hirth 1900. — Adelheid Stier: Gedichte. Stuttgart, Cotta 1900. — W. Erb: Winterkuren im Hochgebirge. (Sammlung klinischer Vorträge. N. F. Nr. 271.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — Borkum. Kleines Taschenbuch für Badegäste. 18. Jahrgang 1900. Emden und Borkum, Haynel. — Führer durch das kgl. Nordseebad Norderney. Jubiläumsprospekt 1900. Cuxhaven, Rauschenplat u. Sohn. — Bad Reichenhall und seine Heilmittel. Hggb. vom Aerztlichen Verein. Reichenhall, kgl. Hofbuchhandlung. — E. Georgy: Jugendstürme. (Ecksteins Illustrirte Romanbibliothek, 2. Jahrg. Bd. 7.) Berlin W., 57. R. Eckstein Nachf. — Dr. Th. Lenschau: Deutsche Kabellinien. Berlin, Mittler u. Sohn 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 7. Juni. Nummer 129.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die wirthschaftliche Lage auf den hawaiischen Inseln.

Washington, Mai 1900. Das Staatsgrundgesetz für die hawaiischen Inseln, oder, wie man in den Vereinigten Staaten sagt, die organische Akte, wie sie am 30. April d. J. in Kraft trat, ist einerseits das letzte Siegel auf die amerikanische Uebernahme der Inseln, andrerseits aber der Anfang einer neuen wirthschaftlichen Zeit für sie. Denn die bloße Einverleibung am 7. Juli 1898 — die Hawaiianer rechnen sie vom Tage der Fahnenhissung, dem 12. August — hatte an der Lage kaum etwas geändert. Die handelspolitischen Beziehungen, sehr bedeutende Vorzugszölle, blieben dieselben, ebenso Gesetze und Regierung, nur daß der Präsident der Vereinigten Staaten die Oberaufsicht mit dem Recht, die hawaiische Regierung zu instruiren, erhielt. Aber daraus entstanden schnell Verwirrungen, indem die beiden Verwaltungen, in Washington und Honolulu, die Landesgesetze verschieden auslegten; besonders mit Bezug auf Landverkäufe, aber auch in der Einwanderungsfrage, im Seerecht, in Privilegien bildete sich bald eine Art Interregnum heraus, und da der Kongreß im Winter 1898/99 mit den Folgen der imperialistischen Politik, dem Friedensvertrag, der Heeresvermehrung u. a., vollauf beschäftigt war, kam für Hawaii so wenig etwas zustande wie für Portorico. Und dies ereignete sich, trotzdem durch eine besondere fünfgliedrige Kommission, die Senatoren Cullom und Morgan, den Abgeordneten Hitt, die hawaiischen Amerikaner Dole und Frear, die Gesetzgebung gründlich vorbereitet war. Ihr Bericht und Gesetzentwurf (Washington 1898) sind grundlegend. Die gegenwärtige Kongreßtagung gestaltete sich günstiger: Portorico verlangte dringend Regelung seiner politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse, und da konnte man Hawaii nicht zurückstellen. Da für Hawaii von vornherein die Territorialverfassung bestimmt war, die die Inseln an die allgemeine amerikanische Konstitution angliedert, so erhob sich um den Gesetzentwurf keinerlei Getöse, wie um den für Portorico; die Differenzen zwischen Senat und Haus wurden glatt beigelegt und an den vereinzelten Klippen segelte das Gesetz mit Anmuth vorbei. Im ganzen kam ein Gesetz zustande, das sich wohl sehen lassen darf und eher auf der Seite der Liberalität sündigt als auf der der Reaktion, wie man vielleicht von den republikanischen Machthabern hätte erwarten dürfen. Es ist in der That Selbstverleugnung, wenn alle Staatsbeamten, bis hinauf zum Gouverneur, aus der Zahl derer genommen werden müssen, die in Hawaii Bürgerrecht haben. Amerikaner erlangen dies nach einjährigem Aufenthalt. Die parlamentarische Vertretung ist liberal bemessen; daß nur ein Bildungsnachweis, nicht aber Vermögensnachweis für Ausübung des Wahlrechts verlangt wird, fällt umsomehr ins Gewicht, als dadurch die Volksvertretung aller Wahrscheinlichkeit nach in die Hände der immer noch monarchisch gesinnten Eingeborenen gerathen wird, die sich vermuthlich der großen demokratischen Partei der Vereinigten Staaten anschließen werden. Mit der Bundesverfassung werden Zollsystem, Einwanderungsgesetze und ähnliches unverkürzt auf Hawaii übertragen. Inwiefern die wirthschaftliche Lage der Inseln dadurch berührt wird, werden wir aufzuzeigen suchen.

Das alles beherrschende Gewerbe auf der Inselgruppe ist bekanntlich die Zuckerindustrie, auf die nicht allein fast die gesammte Ausfuhr zurückgeht, sondern der auch die meisten Nebengewerbe, und es gibt solche von stattlichem Umfang, tributär sind. Der hawaiische Zuckerrohrbau und die Zuckergewinnung stehen heutzutage zwar nicht in der Masse des Erzeugnisses, wohl aber in der Vollendung des Betriebs an erster Stelle in der Welt. Ein kleines Schriftchen von Geo. B. McClellan: „Handbuch der Zuckerindustrie der hawaiischen Inseln", Honolulu 1899, belehrt uns vorzüglich, wie das so kam. Im Jahre 1820 waren die ersten amerikanischen Missionäre von Neu-England angekommen, die das Zuckerrohr wild vorfanden. Ende der 30er Jahre errichtete einer von ihnen, Dr. R. W. Wood, die erste Zuckermühle mit Holzwalzen, und zwar in Koloa auf Kauai, der nördlichsten Insel; nebenbei bemerkt, ist die Koloa-Pflanzung jetzt eine der neuesten und vielversprechendsten deutschen Anlagen. Schon 1840 wurden trotz des ganz primitiven Betriebs für 18,000 Dollars Zucker ausgeführt. Als 1858/59 Dampfkraft und im folgenden Jahr die Vacuum-Pfanne eingeführt wurde, hob sich die Zahl der Mühlen alsbald auf 22, von denen freilich die Hälfte noch mit Wasserkraft arbeitete. Einen weiteren Anstoß zur Ausdehnung des Betriebs gab der amerikanische Bürgerkrieg und besonders der Gegenseitigkeitsvertrag, der nach vergeblichen Versuchen von 1855 und 1867 endlich 1876 zustande kam. Indem der Vertrag dem hawaiischen Zucker zollfreien Eintritt in die Vereinigten Staaten gewährte, sicherte er diesem Produkt die leitende Stelle im wirthschaftlichen Leben Hawaii's, zog das Amerikanerthum in verstärktem Maß an und führte allmählich zum Sturz der Monarchie und, da der Vertrag selbst bedroht erschien, zur Einverleibung in die Vereinigten Staaten. Im Jahre 1878 wurden über 19,000 Tonnen Zucker ausgeführt, während allerdings heute eine einzelne große Pflanzung so viel zu erzeugen vermag. Die großen Gewinne reizten zur Ausdehnung und gaben zugleich das Kapital dazu her; denn der Wohlstand Hawaii's ist zum größeren Theil aus eigensten Mitteln, weniger durch zuströmendes Geld von auswärts aufgebaut worden. Der letzte, aber wichtigste Schritt in der Entwicklung der Zuckerindustrie war die Einführung eines künstlichen Bewässerungssystems im größten Maßstab, Ende der 80er Jahre, besonders durch die Thatkraft Benjamin F. Dillinghams, der, ursprünglich Seefahrer, die Tochter eines Missionärs auf Hawaii heirathete, sich deßhalb dort niederließ, vor etwa zwölf Jahren die

wichtige Oahu-Eisenbahn (jetzt 120 km lang) baute und an einigen der größten Pflanzungen, z. B. der deutschen „Oahu-Zuckergesellschaft“ Antheil gewann. Die Pflanzungen und Bahnen, die durch seine Initiative vielfach auf wasserlosem Boden angelegt wurden, stellen jetzt an der Börse von Honolulu einen Werth von 38 Mill. Doll. dar. Endlich hat natürlich auch die Einverleibung die Industrie gefördert, allerdings auch durch die Unsicherheit in der Landübertragung gehemmt; es sind aber eine ganze Reihe neuer Plantagen entstanden, manche darunter mehr spekulativen Charakters. Im allgemeinen aber sind die neuesten Anlagen die gewinnbringendsten, da sie sich die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts zu eigen machen und die besten Maschinen einstellen können. Diese neuesten Pflanzungen sind meistens von vornherein im großen Maßstab angelegt, mit Kapitalien von 500,000 bis 10,000,000 Doll., und sind für eine Darstellung von 40,000—50,000 t Rohrzucker berechnet. Dampfpflüge bearbeiten das Feld; Privatbahnen von 20—40 km Länge gehen von der zentralen Zuckermühle mit ihren Läden, Bureaus, Werkstätten, einer elektrischen Kraft- und Lichtanlage aus. Telephonnetze führen nach den Gruppen von Wohnungen der Arbeiter. Die Zuckermühle, von Stahl, erzeugt 150—200 t Zucker im Tag; keine Kohle wird gebrannt, sondern Bagasse, das vollkommen trocken gepreßte Holz des Rohres; die Herstellungsmethode ist so vervollkommnet, daß auch die Melasse zum größten Theil in Zucker verwandelt wird. Auf der Versuchsstation der Pflanzervereinigung werden Ackererde, Zuckersaft, Wasser genau analysirt, die Felder von Ingenieuren sorgsam ausgelegt. Die tägliche Pumpkapazität einer großen Plantage ist 1,800,000 hl und das Wasser wird natürlich nach genauester Berechnung über die Felder geleitet. Da das Klima äußerst konstant, die Bewässerung geregelt ist, der Boden künstlich gedüngt wird, so läßt sich wie nirgends sonst die Ernte mit ziemlicher Gewißheit vorhersagen. Während 1895 jeder Arbeiter durchschnittlich 7⅓ t Zucker erzeugte, stieg die Zahl 1896 auf 9½ t und 1897 auf 10½ t. Die Gesammtproduktion seit 1875 bewerthete sich auf 196 Mill. Doll.

Die Antheilscheine des Plantagenkapitals, die wohl meistens nur an der Börse in Honolulu, einige wenige auch in San Francisco quotirt werden, befinden sich zum größten Theil in einheimischen Händen, doch so zerstreut, daß sich nicht leicht ein Bild über die Theilnahme ausländischen Kapitals gewinnen läßt. Den Verkehr nach auswärts besorgen die Agenturen, eine Gruppe von vielleicht sechs bis acht Kommissionshäusern, die je vier bis acht Pflanzungen vertreten; meist sind die Geschäftsinhaber dieser Agenturen selbst an den betreffenden Pflanzungen interessirt. Eines der größten dieser Häuser und zugleich eines der ältesten ist die deutsche Firma H. Hackfeld u. Co. aus Bremen. Sie hat im vorigen Jahre ihr 50jähriges Jubiläum gefeiert und gab bei dieser Gelegenheit neben anderen Zuwendungen 50,000 Doll. zum Bau einer deutsch-lutherischen Kirche in Honolulu. Der alte Hackfeld war Schiffskapitän und Händler, und da er frühzeitig ein Kommissionshaus in Honolulu begründete, so nahm er naturgemäß theil an der mehr und mehr alles beherrschenden Zuckerindustrie. Zu den größten Plantagen, an denen die Firma vorwiegend betheiligt ist, gehören die Oahu-Pflanzung auf der gleichnamigen Insel und die Lihue- und Koloa-Pflanzungen im Südosten von Kauai. Wie an den Anlagen fortschreitend gearbeitet wird, zeigt z. B. die Oahu-Pflanzung, 22 km nordwestlich von Honolulu, mit ihren 4400 ha Zuckerland auf einem Boden, der von 200 m Höhe sich bis zu 6 m heruntersenkt. Fünf Pumpstationen sind im Betrieb und liefern täglich 1,440,000 hl Wasser, welche Menge durch drei weitere Stationen verdoppelt werden soll. 36 artesische Brunnen sind gebohrt und das Wasser kann 170 m hoch getrieben werden. Die Plantagenbahn ist 40 km lang und auf 65 km geplant; 3 Lokomotiven und 300 Wagen sind im Gebrauch und 3 Dampfpflüge. Das Personal besteht aus 1350 Mann, kultivirt wurden im vorigen Jahre 1400 ha, das Ernte-Ergebniß war 8000 t Zucker. Die Koloa-Plantage ist ganz neu eingerichtet und hat zum großen Theil deutsche Arbeiter. Die Lihue-Plantage ist eine der größten der Inseln, ihr Ertrag im letzten Jahre betrug 13,300 t. Sie wurde der Hackfeld'schen Gruppe durch Paul Isenberg zugeführt, der jetzt einer der Hauptleiter der Firma ist, aber meist in Bremen wohnt, wohin sich auch der Gründer des Hauses zurückzog. Diese Deutschen sind hochangesehen auf Hawaii, sie sind Agenten dreier Schiffslinien zwischen San Francisco und China—Japan und haben eine bedeutende Fabrik für Herstellung künstlichen Dunges, für den sie die Rohstoffe von Japan, Chile und Florida beziehen; von Chile wurde im letzten Jahre für 222,750 Doll. Natronsalpeter eingeführt.

Es kann hier natürlich nicht auf alle Plantagen eingegangen werden. Die produktivste ist zur Zeit die Ewa-Plantage am Perlhafen, der künftigen amerikanischen Marinestation; die Ewa-Pflanzung lieferte im vorigen Jahre 22,300 t Zucker. Auf der Hauptinsel Hawaii, auf der 1899 24 Pflanzungen im Betrieb standen, fast die Hälfte der Gesammtzahl, ist die größte die der Hawaiian Agricultural Co. Auf Maui, das sich nordwestlich anschließt, ist unter 9 Plantagen die größte die der Hawaiian Commercial and Sugar Co., die früher unser Landsmann Claus Spreckels besaß, der sie aber verkaufte. Auf Kauai bestanden 12 Pflanzungen, auf Oahu 7. Die Gesammternte betrug 283,000 t Zucker, das Durchnittsergebniß 5450 t. Die Ausfuhr von Melasse ist infolge des oben angegebenen Grundes von 200,000 Gallonen in den 80er Jahren auf 14,537 Gallonen im Jahre 1898 zurückgegangen. Der Werth der Zuckerausfuhr belief sich 1896 auf 14.93 Mill. Doll., 1897 auf 15.39 Mill. Doll., 1898 auf 16.62 Mill. Doll.; die Gesammteinfuhr in denselben Jahren auf 6.06 Mill. Doll., 7.68 Mill. Doll. und 10.37 Mill. Doll.; die Gesammtausfuhr auf 15.52 Mill. Dollars, 16.02 Mill. Doll. und 17.35 Mill. Doll. Das Plus der Ausfuhr betrug also in drei Jahren rund 25 Mill. Doll. Einen großartigen Aufschwung brachte das Jahr 1899: die Einfuhr stieg auf 19.06 Mill. Doll. (15.02 Mill. Doll. von den Vereinigten Staaten, 1.77 Mill. Dollars von England, 0.38 Mill. Doll. von Deutschland), die Ausfuhr auf 22.63 Mill. Doll., davon 21.90 Mill. Dollars in Zucker.

Wie eine einzige Industrie in ihrer höchsten Entwicklung eine Reihe anderer hervorbringt, zeigt Hawaii. Neben der Hackfeld'schen Düngerfabrik bestehen einige amerikanische. Das Telephon- und Telegraphensystem ist vorzüglich ausgebildet, private und öffentliche Eisenbahnen sind oder werden überall angelegt. Die große Reiskultur dient zur Ernährung der asiatischen Arbeiter. Die „Honolulu Eisenwerke“ beschäftigen 400 Arbeiter und müssen dabei noch eine Menge ihrer Aufträge an amerikanische Häuser (Chicago) geben; ganz neuerdigs haben sie wieder für eine halbe Million Dollars Maschinen zur Erweiterung ihres Betriebs bestellt. Diese Eisenwerke sind so eingerichtet, daß sie an das Flottenamt das Ansinnen stellen konnten, alle reparaturbedürftigen Kriegsschiffe der asiatischen Station ihnen zuzuschicken. Eigenthümer ist die englische Firma T. H. Davies u. Co., die zugleich die Agentur für sechs Zuckerpflanzungen hat. Endlich verdanken auch die Banken ihr Dasein der einen großen Industrie, und ebenso die zahlreichen Zeitungen, unter denen der tägliche „Pacific

Commercial Advertiser" hervorragt, mit der „Hawaiian Gazette" als halbwöchentlicher Ausgabe. Die erste Nationalbank wurde im vergangenen Jahre unter dem Namen First American Bank of Hawaii mit einem eingezahlten Kapital von 500,000 Doll. eröffnet; an ihr sind betheiligt das Haus J. u. W. Seligman in New-York und die Anglo-Californian Bank in London und San Francisco (Claus Spreckles), auch der Unterpostsekretär Heath in Washington. Zuckerraffinerie wird auf Hawaii nicht betrieben; da aller ungereinigte Zucker vom Zuckertrust in New-York übernommen wird, so würde es zu einem sehr erbitterten Tarifkrieg führen, falls die Zuckerpflanzer ihren Zucker selbst zu reinigen unternehmen wollten.

Mit der Zuckerindustrie in innigstem Zusammenhang stehen die sehr wichtigen Land- und Arbeiterfragen. Die erstere, die Bodengesetzgebung betreffend, kann hier in ihren verwickelten Formen nicht dargelegt werden; der Kongreß hat es für gerathen gefunden, der schwierigen Materie zunächst nicht näher zu treten. Die alten Gesetze, deren Anfänge in das Jahr 1846 und die damalige Landvertheilung, „die große Mahele", zurückgehen, bei der der König freiwillig mit dem Lehenssystem brach, bleiben demnach in ihrer jüngsten Modifikation von 1895 bestehen; denn die Anwendung der amerikanischen Landgesetze würde, wie befürchtet wird, dazu führen, daß das Regierungsland in die Hände von Asiaten geriethe, was eine amerikanische Einwanderung dauernd ausschließen würde.

Die Rassenfrage ist nämlich in Hawaii wie in den Vereinigten Staaten die verzwickteste und wie dort mit der Arbeiterfrage unlösbar verbunden. Hier betrachten wir sie nur als Theil der größeren Arbeiterfrage. In den letzten Monaten sind in englischen, amerikanischen und deutschen Zeitungen heftige Anklagen gegen „die Sklaverei auf Hawaii" erhoben worden, Anklagen, die nicht ganz ohne Berechtigung waren. Indessen muß man die Sache geschichtlich verstehen. Das Kontraktarbeitssystem weist zurück auf die Seemannsgesetzgebung, nach der ein Seemann, der sich dem Vertrag entzieht, zwangsweise aufgegriffen werden kann. Als dieses uralte Gesetz vor einigen Jahren auf seine Verfassungsmäßigkeit hin angefochten wurde, hielt es der Oberste Bundesgerichtshof aufrecht und auch der Kongreß verstand sich nur zu seiner theilweisen Aufhebung: es ist jetzt nur noch für überseeische Schiffahrt, nicht aber in der Küstennavigation verwendbar. An diese Einrichtung hielten sich die Zuckerpflanzer und ließen demgemäß ihre importirten Arbeiter „shipping contracts" unterzeichnen. Da sie die Auslagen für den Transport hatten, 60—70 Doll. für einen Japaner, 150 Doll. für einen Europäer, so mußten sie sich gegen Auskneiferei schützen, auch dagegen, daß ihnen nicht andere Arbeitgeber die angeworbenen Leute abspenstig machten. Die Härten dieser zwangsmäßigen Arbeit mit ihren Gefängnißstrafen und dem ungenügenden Schutz vor Mißhandlungen oder schlechten Wohnungen wurden einem Theil der Pflanzer frühzeitig klar: Uebrigens lag es im Interesse der Pflanzer, die Leute gut zu behandeln, damit sie nach Ablauf ihres Vertrags als freie Arbeiter bei ihnen blieben, was neue Transportkosten sparte und eingelernte Arbeiter sicherte; andrerseits ließen sich aber auch manche Pflanzer nur von dem Wunsch leiten, ihre unmittelbaren Auslagen für die Arbeiter möglichst niedrig zu halten. Zu den ältesten Einwanderern gehörten Portugiesen von den Azoren, die noch heute mit 15,228 Köpfen den am stärksten vertretenen kaukasischen Zweig bilden. Als dann Japaner kamen, in der zweiten Hälfte der 80er Jahre, beklagten sich die Portugiesen über den Rückgang der Löhne und ihr Generalkonsul schickte einen sehr ungünstigen Bericht nachhause. Nun wurde vor einigen Jahren ein Gesetz erlassen, daß 10 Proz. aller neu anzuwerbenden Kontraktarbeiter Europäer sein müßten. Die Schwierigkeit war, diese zu erhalten. Hackfeld gelang dies mit einigen Hundert Galiziern, die aber nach wenig Wochen die Arbeit niederlegten, worauf die Firma, die nicht um das hohe Reisegeld geprellt sein wollte, die Gesellschaft einsperren ließ. Rabbi Levi von San Francisco eilte auf die Kunde davon nach Honolulu und setzte von dort aus eine wilde Preßkampagne gegen die Sklaverei ins Werk. Gerade die Firma Hackfeld ist aber dafür bekannt, daß sie die Interessen ihrer Arbeiter wahrnimmt, was einige blühende deutsche Kolonien auf Oahu und Kauai beweisen.

Das neue Gesetz macht dem Kontraktsystem ein Ende und bricht zugleich alle Arbeitsverträge, die seit dem Tag der Einverleibung eingegangen wurden. Das hat gewiß sein Gutes, aber es unterbindet doch auch die bisherigen Versuche, die asiatische Einwanderung mittelst gesetzgeberischer Akte durch eine europäisch-amerikanische zu ersetzen. Chinesen werden allerdings in Zukunft ausgeschlossen sein wie in den Vereinigten Staaten. Aber die chinesische Einwanderung war schon seit einiger Zeit gering geworden und betrug im letzten Jahre nur noch 975 Mann, wogegen 1514 Chinesen heim gingen. Die Gesammtzahl der ansässigen Chinesen dürfte 26,000 kaum überschreiten. Das Arbeitervolk par excellence auf den Zuckerplantagen sind die Japaner geworden, von denen es 1884 nur 116 gab, 1890: 12,360, 1896: 24,407, Mitte 1899: 42,376. Im ganzen Jahr 1899 wanderten nach dem amtlichen Bericht des Generalzolleinnehmers in Honolulu 26,103 Japaner ein, während 2780 heimkehrten, man wird also ihre Zahl auf 50,000—55,000 ansetzen müssen, und da springt allerdings bei einer Gesammtbevölkerung der Inseln von noch nicht 150,000 Seelen die Gefahr einer Japanisirung Hawai's deutlich in die Augen. Dabei läßt sich zunächst nichts gegen diese Gefahr thun, denn Japan würde jeden Versuch, seine Staatsangehörigen gleich den Chinesen zu behandeln, mit den schärfsten Repressalien zurückweisen, und die Vereinigten Staaten würden den Schaden mit ihrem gesammten Handel in Japan zu bezahlen haben, der so schnell gewachsen ist und die schönste Zukunft verspricht. Aber die japanische Einwanderung nach Hawaii hat noch eine schlimmere Folge gezeitigt, die Einwanderung großen Stils in die Vereinigten Staaten selbst, zunächst in die pazifischen Küstenstaaten. Von 1895/96 bis 1898/99 ist diese Einwanderung stetig von 1000 auf 2885 angestiegen, um plötzlich in den letzten Monaten enorm anzuschwellen. Schiff auf Schiff bringt durchschnittlich 1000—1500 Japaner und es dürfte nicht verwundern, wenn die Zahl vor Ende des Sommers auf 50,000 wüchse. Der Abgeordnete Kahn von Californien — ein geborener Badenser — hat einen Kongreßbeschluß eingebracht, worin das Staatsdepartement gefragt wird, welche Schritte zur Kontrolirung, also Einschränkung der Einwanderung beabsichtigt seien.

Bleiben wir indessen bei unserm hawaiischen Problem, so sehen wir, daß für die nächste Zukunft, in der gerade durch die vielen Neuanlagen von hervorragendem Umfang eine große Arbeiterzahl verlangt wird, Japan der natürliche Boden ist, von dem sie kommen werden. Weitsichtige Pflanzer haben in den letzten Jahren versucht, ein System einzuführen, das — einmal bekannt — verspräche, amerikanische und europäische Einwanderer zu gewinnen: die Arbeiter erhalten demnach ein bestimmtes Stück Land zugewiesen, auf dem die Gesellschaft die Dampfpflügung und Bewässerung besorgt, alles andere aber der Arbeiter, der neben seiner festen Löhnung eine besondere Vergütung für jede Tonne Zuckerrohr bekommt. Das System wurde zuerst auf der Ewa-Pflanzung versucht und die Arbeiter verdoppelten dabei ihr Einkommen. Danach wurde es besonders von der Hawaiian Commercial and Sugar Co. auf Maui auf-

genommen: die Gesellschaft warb z. B. 40 Tiroler an, die aber zum Theil auf der Ueberfahrt in San Francisco durch die Vorstellungen von Sklaverei abgeschreckt wurden, obwohl sie gar nicht als Kontraktarbeiter, sondern als freie Leute hinübergingen. Ein anderer Versuch wurde mit Waldensern gemacht, die vor sechs Jahren, 400 Seelen stark, sich in Nord-Karolina von Agenten hatten betrügen lassen, aber unter unsäglichen Mühen ausgehalten, dem harten Boden ihre heimischen Reben eingepflanzt und so die junge Kolonie Valdesia bei Morganton im westlichen Theil des Staates gegründet hatten. Sie waren selbst nicht geneigt, sich neuen Zufällen auszusetzen, wiesen aber den Vertreter der Firma an die vorstehenden Brüder ihrer Kirche in Italien.

Vor einigen Jahren hoffte man, durch Gründung einer ganz neuen Industrie, des Kaffeeanbaues, selbständige Einwanderer, besonders aus den Vereinigten Staaten, hereinzuziehen und so eine neue Bevölkerungsklasse zu bilden, einen Mittelstand, der den Inseln mehr den Charakter einer amerikanischen Kolonie geben sollte. Das war im Jahre 1897, und man suchte damit beim Senat, der sich gegen die Annexion sträubte, gute Stimmung zu machen. Der Versuch ist aber einstweilen fehlgeschlagen, so sehr, daß der neue hawaiische Kalender für 1900 diesen Fehlschlag als Grund bezeichnet, warum er keine Statistik der Kaffee-Erzeugung mehr gebe. Hawaii wird also nach wie vor seine eigenthümliche Art beibehalten, amerikanisch in der Thatkraft und seinem unermüdlichen Weiterstreben und in dem Verlangen, alle Errungenschaften einer hochentwickelten Kultur auf sich zu konzentriren, gänzlich unamerikanisch, aber in der überwiegenden Zahl seiner Bevölkerung und seinem nichts weniger als demokratischen Arbeitersystem, alles in allem indessen ein blühender Staat, der resolut zu leben weiß. Hermann Balz.

Mihail Eminescu.

Von Dr. M. J. Minckwitz.

II.

Der Satiriker.

Die schmerzlich-bittere Stimmung, die so viele Lieder Eminescu's durchklingt, die im „Gebet eines Daken" die Quintessenz eines lebensfeindlichen Hymnus an Gott den Schöpfer zusammendrängt, vermittelt ganz von selbst den Uebergang zu den Satiren. Hier verfährt der Dichter wie ein großer Musiker, in dessen Erstlingswerken sich schon zumeist die Ansätze zu allen eigenartigen Themen nachweisen lassen, die seine wachsende Meisterschaft allmählich zu gewaltigen Tonschöpfungen anschwellen läßt. Niemals ist der Weltschmerz in ein erhabeneres dichterisches Gewand gekleidet worden. Nicht mit der witzelnden, geistreichen Art Heine's, oder dem Anstoß erregenden Cynismus, der Byrons Don Juan charakterisirt, rührt Eminescu an die unheilbaren Wunden der menschlichen Gesellschaft. Ein heiliger Grimm über alle Gemeinheit wechselt ab mit der tiefen Wehmuth über unabänderliche Zustände. Taine's Ausspruch: „Die Satire ist die Schwester der Elegie" kennzeichnet die Weise des rumänischen Dichters in jeder Hinsicht. Durch die würdevolle Höhe des Ausdrucks erhebt er sich über alle seine Vorgänger,[7]) deren Zahl nicht klein ist, da eine satirische Ader zu den rumänischen Rassenmerkmalen unbedingt zu gehören scheint. Eminescu's Satiren tragen keinerlei den Inhalt andeutende Ueberschriften. Es wäre fast auch unmöglich, den bunten, mit allerhand Stimmungsbildern sich durchkreuzenden Inhalt jeder einzelnen in ein paar Worten zu bestimmen. Die erste Satire hebt gewissermaßen an mit einer Mondscheinverklärung der Gleichheitstheorie. Luna's Strahl durchforscht den ganzen Erdball, vor ihr liegt das Leben Aller offen da wie in einem klaren Spiegel. In ihrem Licht spiegelt sich auch der menschliche Ehrgeiz in tausend Phasen:

Zehn Jahrzehnte siehst den König Du den Erdball klug versorgen,
Wenn der Bettler kaum zu denken wagt nur an den künft'gen Morgen,
Wird auch aus des Schicksals Urne bunter Loose Fluth beschieden,
Herrscht Dein Strahl doch über Alle und — der Todesgott hienieden.
Schleppt ein Jeder doch der gleichen Leidenschaften schwere Kette,
Held und Schwächling, Narr und Weiser sind geknechtet um die Wette.
Jener späht, ob seine Locken schön sich kräuseln in dem Spiegel
Und ein Andrer späht im Weltgang nach der Wahrheit ew'gem Siegel. . . .

Mit diesem Passus berührt der Dichter den Dünkel und die Nichtigkeit alles menschlichen Wissens; die gebrechliche Jammergestalt, zu der ein übertrieben emsiger Gelehrter degeneriren kann, weckt seinen Spott. Mit kühnem Flug trägt ihn seine Phantasie von dem ewig „fröstelnden Bücherwurm" zum Beginn der Schöpfung, in deren unermeßlichen Weiten der Erdball auftaucht, um vielleicht, nach Weltenuhr gemessen, einen Augenblick in der Schwebe zu verharren und alsdann wieder in die Nacht des Nichtseins zu versinken. Denn:

Heutzutage setzt der Forscher seinem Geiste keine Schranken,
Denn Millionen Jahre vorwärts hasten flugs ihm die Gedanken,
Matt sieht er bereits die Sonne und geschmälert ihre Pracht,
Eine Wunde, die sich blutroth einschiebt in der Wolken Nacht.
Eisumstarrte Wandelsterne sieht er taumeln wild im Raum,
Die entronnen sind dem Lichte und der Sonne mächt'gem Zaum;
Doch der Welten Grundgefüge taucht hinab in tiefes Dunkel,
Wenn gleich herbstlich-welken Blättern sank der Sterne Glanzgefunkel.
Ihre Glieder streckt unendlich alsobald die todte Zeit,
Wandelt sich im regungslosen öden Raum zur Ewigkeit,
Und in Nacht des Nichtseins sinket alles, alles schweigend nieder,
Denn der ew'ge Weltenfrieden herrscht in Selbstversöhnung wieder!

Es würde zu weit führen, wenn all die Keulenschläge, die der Dichter dem modernen „Größenwahn" versetzt, Revue passiren sollten. Die zweite Satire variirt ein nicht minder wichtiges Thema:

Illusionen, Träume taugen niemals für's gemeine Leben,
Hegst Du sie, bist Du verloren, rohem Spotte preisgegeben.

Nur Ränkesucht bahnt den Weg durch's Leben, „ehrlich geraden" Seelen ist er mit Dornen versperrt. An dichterischem Gehalt überbieten die beiden letzten Satiren die vorigen noch bei weitem. In der dritten entrollt der Dichter, der so viele Tage über den alten Chroniken der Bibliothek zu Jassy verträumt hat, ein farbensprühendes historisches Gemälde, jedoch einzig zu dem Zweck, den Gegensatz zwischen Einst und Jetzt recht zum Nachtheil der gegenwärtigen Zustände des Vaterlandes hervorzuheben. Niemand wird bestreiten, daß es Rumänien nicht zum Segen gereicht hat und noch gereicht, daß zahlreiche begabte (?) Söhne des Landes in Paris und an anderen versuchungsreichen Orten ihre Jugendkraft in verderblichsten Ausschweifungen vergeuden und über den Lastern, denen sie fröhnen, den eigentlichen Zweck ihres Aufenthalts, ihre wissenschaftliche Ausbildung zumeist

---

7) z. B. Tant oder Baronzi.

ganz aus dem Auge verlieren. Aber die Klage, daß die Meisten, ohne zu arbeiten, reich werden wollen, daß es Philosophen gäbe, denen der modische Zuschnitt ihrer Kleidung das meiste Interesse abgewinnt, könnte er getrost auch über andere Nationen ergehen lassen. Immerhin ist es verdienstlich, daß er dem „falschen Patriotismus“ Hohn spricht und sich nicht scheut, sein Volk zu warnen, daß es Gefahr läuft, bald an allen Wurzeln zu kranken. Geisteskranke haben unleugbar in gewissen Stadien ihres Leidens die unerfreuliche Gabe der Hellseherei. Eminescu hat vor Einbruch der völligen geistigen Umnachtung unheimlich wirkende Augenblicke intensivster Klarheit erlebt und dichterisch ausgebeutet.

In der vierten Satire erklingt wie ein letzter Schmerzensschrei des um alle Illusionen Betrogenen die verächtliche Frage: Was nennt die moderne Gesellschaft Liebe? Zwar trifft seine einschmeichelnd lockende Schilderung des mittelalterlichen Minnedienstes wohl nicht den rechten geschichtlichen Thatbestand, aber wer wird leugnen können und wollen, daß er an anderer Stelle[8]) die eigentliche Wurzel des Uebels richtig erfaßt hat?

Soll etwa die Liebe feiern meine Leyer? Eine Kette,
In die brüderlich sich theilen zwei, drei Buhler um die Wette!
Wie? Soll meine Leyer jubeln, daß ich einstimm' in das Lied
Jenes Operettenchores, der mit Menelaos zieht?
Gleich dem Weltlauf sind die Weiber eine Schule uns zu Zeiten,
Eine Schule, die nur lehret Lüge, Schande, Bitterkeiten;
Bei der Göttin Venus löschen akadem'schen Wissensdrang
Immer Jüng're, immer Jüng're blindlings sich zum Untergang,
Und Du siehst bartlose Knaben reihen sich in ihre Klasse,
Bis die selbstgewählte Schule wird Ruin der ganzen Rasse.[9])

Am Schlusse der letzten Satire beklagt Eminescu, daß er einst von einem „carmen seculare“ geträumt, doch der Wahnsinn habe jede Schaffenskraft vernichtet. Aber wenn er auch der Menschheit das geplante Weltgedicht schuldig geblieben ist, so hat er doch in das leuchtende Weltenbuch der Dichter seinen Namen mit unvergänglichen Lettern eingezeichnet. Gesund an Leib und Seele würde er den reichen Schatz der eigenartigen rumänischen Gedankenwelt vielleicht noch ergiebiger gehoben haben. Auch als Epiker verdient er vollste Bewunderung, denn mit abendländischer Bildung vermählt er den Märchenzauber des Orients, läßt er in Calin ein orientalisches Dornenröschen aus dem Schlummer erwachen zu Wonne und Leid der Gegenwart, bietet er in den „Gespenstern“ ein farbenglühendes Seitenstück zu Bürgers „Leonore“, verwebt er in „Luceafer“ die Volkssage von dem Stern, der zu der verliebten Prinzessin herabsteigt, bis ihr Wankelmuth seine stolze Unnahbarkeit zur Folge hat, mit Geist von seinem Geiste.

Schön und zutreffend klingt in dem warmen Nachrufe seines Freundes J. Caragiale, der eine ganze Reihe böswilliger Verleumdungen zurückweist, der Ausspruch über die würdige Vornehmheit seiner Gesinnung: „Dieser Eminescu war einst, ohne jeden Grund, von einem liberalen Minister auf die Straße geworfen, dieser Eminesku hat vieles gelitten, hat Hunger gelitten. Denn er wollte sich nicht beugen noch bücken. Es war ein Mensch aus einem Gusse, er gehörte nicht zu denen, die man auf allen Wegen findet.“

8) In der zweiten Satire.

9) Man vergl. die empörend gemeine Wiedergabe dieser kraftvollen Stelle bei Rudow a. a. O., S. 193.

Der Phonograph als philologisches Hülfsmittel.

Die in Nr. 125 der Beilage gebrachte Nachricht von dem Phonogrammarchiv der Wiener Akademie konnte den nicht überraschen, der die heutigen Leistungen des Phonographen aus Erfahrung kennt. Schon vor Jahren habe ich mich mit dem Gedanken getragen, die Mundartforschung durch das neu erfundene Instrument Edisons zu stützen, aber der hohe Preis der früheren Apparate und die Mängel der Wiedergabe haben die Verwirklichung von Jahr zu Jahr verschoben. Endlich im Sommer 1898 konnte ich den Vorstand des Vereins für bayerische Volkskunde mit gutem Gewissen veranlassen, zu Aufnahmen von Mundartproben einen Edisonphonographen zu erwerben. Seitdem sind mit diesem zahlreiche Proben der bäuerlichen Mundarten Unterfrankens und Mittelfrankens fixirt worden, und der genannte Verein besitzt schon thatsächlich einen Grundstock zu einem Phonogrammarchiv, der sich sehen — und hören lassen kann. Es ist vielleicht nicht überflüssig, an dieser Stelle Näheres über die Aufnahmen mitzutheilen. Vorausgeschickt sei, daß die Edisonapparate (von der deutschen Edison-Phonographengesellschaft in Köln) ziemlich schwer sind (etwa 10—11 Kilo), also zum Mitführen auf Reisen, gar Fußwanderungen sich nicht gut eignen. Der Verein für bayerische Volkskunde hat daher neben dem Hauptapparat, der durch leisen und gleichmäßigen Gang des Uhrwerkes sich auszeichnet, einen so zu sagen Hand- und Reisetaschenapparat von Richard in Köln angeschafft, der trotz des billigen Preises (30 M.) Vorzügliches leistet und bequem überallhin mitgeführt werden kann, dem also wohl eine lange und weite Wanderschaft im Königreich bevorsteht.

Wer zum erstenmal eine Walze aus unserm Archiv zu Gehör bekommt, ist in der Regel etwas enttäuscht, und zwar aus verschiedenen Gründen. Die aufgenommenen Worte und Sätze werden das erstemal meist nicht verstanden, weil der Hörer an die Nebengeräusche nicht gewöhnt ist und weil die Sprecher nicht immer die richtige Tonstärke treffen, bald zu leise, bald zu laut reden. Nach kurzer Zeit hört man aber die Sprechlaute allein und klar, zumal natürlich mit den Hörschläuchen. Aber auch dann wird der Laie zunächst noch eine gewisse Unzufriedenheit empfinden, der ungeübte Sprachforscher noch mehr. Die Mundart erscheint oft nicht rein; es kommen hochdeutsche Laute dazwischen, doch das ist der Fluch aller abverlangten Mundartproben, daß sie nicht ganz unbefangen kommen, daß hochdeutsche Entgleisungen leichter eintreten können, als bei der natürlichen Rede. Aber sie müssen nicht kommen, und wir besitzen eine Anzahl Aufnahmen, bei denen der oder die Sprechende ohne alle Befangenheit sich vernehmen lassen, zudem wird der vorsichtige Phonogrammsammler von einer Mundart immer mehrere Proben nehmen und vor dem Ablaufen der Walze sein Opfer geziemend vorbereiten. Am besten bewährt sich das Zwiegespräch; als Vorbereitung und Prüfung das Zählen. Da muß nun die Walze allerdings zunächst manches „eins, zwei, drei“ in Kauf nehmen. Wer nicht dazu zu bringen ist, die Zahlen — die nebenbei bemerkt, allein schon wichtige Charakteristika liefern — in unverfälschter Mundart zu sprechen, muß ausgeschaltet werden.[1]) Manche sind erst, wenn man sie zum Singen veranlaßt, verwendbar, dann aber oft nicht mehr zum Schweigen zu bringen. Gesungene Proben haben den Vortheil, daß sie wegen des geregelten Tempos leichter die gleichmäßige Stärke und deßhalb Deutlichkeit bieten. Wie der Mundartforscher überhaupt, so wird der Phonographenarbeiter für jeden Typus möglichst verschiedene Generationen und Geschlechter aushorchen. So sind denn meine Aufnahmen in der landwirthschaftlichen Winterschule, wo mir weit über hundert junge Männer aus allen Theilen Unterfrankens zur Verfügung gestellt wurden, einseitig und der Ergänzung dringend bedürftig. Betreffs der Auswahl sei noch bemerkt, daß eine laute Stimme nicht schlechthin

1) In der Würzburger Irrenklinik war z. B. ein leicht Gestörter nicht dazu zu bringen, mundartlich zu zählen, er erklärte schließlich, deutsch könne man überhaupt nicht hineinsprechen und fing an — englisch zu zählen.

empfiehlt. Hohe Stimmlage und reine, von Geräuschen möglichst freie, von gut schwingenden Muskeln erzeugte Stimme ist die beste Empfehlung (also gute Singstimme). Natürlich ist auch die Aufnahme selbst wichtig. Stark schwingende, nicht verkleidete Trichter liefern bei lautem Ansprechen leicht störende Trompetentöne. Am besten ist der elastische, übersponnene Sprechschlauch mit Hartgummimundstück. Der Sprechende muß — was gar nicht immer leicht zu erreichen ist — gerade in die Mundstücköffnung sprechen und in richtiger Entfernung sich befinden. Zu nahes Hinhalten des Mundes hindert die freie Artikulation, zu weite Entfernung schwächt die Laute durch Zerstreuung, von anderen, dem Theoretiker wohl sofort verständlichen Einflüssen der Entfernungen ganz zu schweigen.

Was leistet nun der Phonograph dem Sprachforscher? Wenn man nach dem Mißtrauen, das ihm noch allenthalben begegnet, schließen wollte, recht wenig. Die Mehrzahl der Forscher mißt der akustischen Seite der Sprache weniger Werth bei als der physiologischen. Ein Laut scheint genau nur durch Beschreibung seiner Entstehung charakterisirt werden zu können. Wirklich ist die Erweiterung der lautphysiologischen Kenntnisse eine schöne Errungenschaft, sind die Sprachveränderungen nur durch sie verständlich zu machen. Aber einerseits fordert die genaue Darstellung der Lautentstehung so verwickelte Untersuchungen, so feine Hülfsmittel, daß nur Wenige sie geben können (was sich als genaue physiologische Bestimmung ausgibt, ist es durchaus nicht immer), und nur Wenige sie nutzbar machen können. Die Sprachgeschichte hat bisher von der Lautphysiologie thatsächlich keine hervorragende Förderung erfahren; wenn jetzt lautphysiologisch unwahrscheinliche Sprachveränderungen weniger als ehedem angesetzt werden, so hat das seinen Grund in der Verbreitung allgemeiner, nicht spezieller lautphysiologischer Kenntnisse. Andrerseits ist bei der physiologischen Charakterisirung immer auch sehr viel Individuelles mit in Kauf zu nehmen. Ein französischer Forscher hat gezeigt, daß nicht nur am gleichen Ort, sondern innerhalb derselben Familie die organischen Vorbedingungen für die gleichen Laute sehr verschieden sind. Auf der anderen Seite ist dann doch jederzeit zu bedenken, daß die Sprachfortpflanzung, damit auch die Sprachveränderung sich nicht im Gebiet des Sprechmechanismus und bewußter Verwendung desselben vollzieht, sondern durch Vermittlung des Ohres. Ich weiß nicht, ob die Phonographensprechlaute dasselbe sympathische Bewegungsgefühl auslösen, wie die wirklich gesprochenen, aber ich glaube es. Sogar bei Konsonanten — dem eigenthümlichen d des Rheinfränkischen — empfinde ich unwillkürlich beim Anhören die Versuchung, dem Phonographen nachzusprechen. Ich glaube also, daß zur Beurtheilung der Laute neben der Schilderung der Lauterzeugung und vor ihr, der akustische, also der Gesammteindruck als Eintheilungsgrund festzuhalten ist.[2]) Nun kann freilich in gedruckten Mittheilungen zur Darstellung eines Lautes nur ein Symbol, nicht der hörbare Laut selbst beigezogen werden. Hier kann zunächst ein an die physiologische Eigenart des Lautes sich anlehnendes Symbol genauer schildern, als ein akustisches. Aber es kommt sicher noch die Zeit, wo man die Schrift auf den Phonographenwalzen zu Symbolen umgestaltet. Anfänge zu photographischer Wiedergabe der Eindrücke sind gemacht, so daß man die Richtung, in der sich die Vervollkommnung bewegen muß, ahnen kann. Die technischen Schwierigkeiten sind aber noch ungeheuer groß. Da die Eindrücke spiralförmig um den Wachszylinder gelegt sind, so läßt sich eine photographische Projektion nur mit einem kinematographischen Apparat herstellen; dabei läßt sich genau gleiche schnelle Rotation der Phonographenwalze und der Rolle mit den lichtempfindlichen Streifen nicht ein für allemal einrichten, da die Dicke der Walzen nicht absolut gleich ist und beim jedesmaligen Abschleifen sich auch der Radius des Wachszylinders ändert. Abdruck der Einritzungen auf eine weiche Masse dürfte gleichfalls bis jetzt nicht gelungen sein. Nur kurze Spiralen können z. B. auf Gelatinebänder von geeigneter Härte direkt mit dem Saphirstift geritzt werden; sie können aber wieder nicht akustisch nutzbar gemacht werden. Die Technik hat hier noch ein weites Feld. Am einfachsten wäre die Vervielfältigung und Vergrößerung beim Graphophon, bei welchem die Einritzungen nicht um einen Zylinder, sondern spiralförmig auf eine Ebene gelegt sind. Aber einerseits ist, so weit ich weiß, das Graphophon, das im Handel bei uns vorkommt, nur für Wiedergabe mitgelieferter Metallscheiben eingerichtet, nicht für Selbstaufnahmen, und andrerseits sind genaue Messungen auf den spiralförmigen Bändern, vorausgesetzt auch, daß der Aufnahmestift an der Peripherie sich gleich schnell bewegt wie gegen den Mittelpunkt hin, mindestens sehr umständlich. Messungen aber sind, wo es sich doch um mathematische Verhältnisse der Schwingungszahlen und -längen handelt, unentbehrlich.

So ist denn die Ausnützung des Phonographen für die Beschreibung von Einzellauten noch nicht völlig geebnet. Aber für andere sprachliche Beobachtungen ist er jedem anderen Mittel weit voraus, ja es ist außer einem vorzüglich geschulten Ohr überhaupt keines da: für den Ausdruck der Rede nach Tempo und Tonhöhe. Die individuelle Klangfärbung hört man erst nach einiger Uebung und gut nur bei höheren Stimmlagen heraus; das Typische dagegen, die eigentliche Wort- und Satzmelodie, sowohl die funktionslose mundartliche, als auch die bestimmter Gefühls- und Gedankenfärbung dienende (in Fragesätzen, bei Ausrufen der Verwunderung, Entrüstung u. dergl.) kommt ausgezeichnet. Gerade Kennzeichen, die oft am sichersten führen und sonst nicht faßbar sind, werden also vom Phonographen sehr gut vermittelt. So ist es erklärlich, daß man ihn auch zur Erlernung moderner Sprachen verwendet, um den „echten" Tonfall dadurch kennen zu lernen. Von Diensten, die er der Volkskunde zu leisten vermag, kann ich vielleicht ein andermal berichten. Hier sei nur noch hervorgehoben, daß er bei der jetzt angestrebten Feststellung einer deutschen Normalaussprache nicht unbenutzt bleiben sollte. Ich selbst habe vor, eine möglichst vollständige Sammlung von Proben des gesprochenen Hochdeutschen anzulegen. Eine Berliner Fabrik würde imstande sein, die Walzen zu vervielfältigen, so daß sie als Lehrmittel benutzt werden könnten, als exempla trahentia oder vestigia terrentia.

Würzburg. O. Brenner.

---

[2]) Die Tonhöhe ist wieder abgeleitet und schwerer festzustellen.

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- **Die Sonnenfinsterniß vom 28. Mai.** Wie die bis jetzt vorliegenden, ausführlicheren Nachrichten aus Spanien, Portugal, Algier und Nordamerika erkennen lassen, konnte dank der fast allenthalben überaus günstigen Witterung die letzthin stattgefundene totale Sonnenfinsterniß innerhalb ihres Totalitätsgebietes überall mit bestem Erfolge beobachtet werden. Die beabsichtigten photographischen und spektrographischen Aufnahmen sollen nicht minder, wie die spektroskopischen, photometrischen und sonstigen rein visuellen Beobachtungen durchaus auf das beste gelungen sein. Den in der französischen und besonders in der spanischen Tagespresse enthaltenen sehr ausführlichen Berichten über den Verlauf des Phänomens entnehmen wir, daß die Dunkelheit während der totalen Verfinsterung der Sonne ziemlich beträchtlich war; es herrschte beispielsweise in Algier nur noch schwaches Dämmerlicht, der Horizont erschien dort in fahl-rother Färbung. Uebereinstimmend wird von den im Totalitätsgebiete gelegenen Beobachtungsstationen ein starker Temperatur-Rückgang während des Verlaufes der Finsterniß gemeldet. So zeigte in Elche (Spanien) ein Thermometer, dessen Kugel mit Ruß geschwärzt, also aktinometrisch stärker empfindlich gemacht worden war, um 3 Uhr 40 Min. nachm. 33.3 Centigrad, um 4 Uhr 25 Min. (die Totalität war dort um 4 Uhr bereits vorüber) dagegen nur noch 20.8°; in Placencia betrug der Temperaturrückgang 8°, in Algier sogar 15° C. Auf den meisten Stationen hat sich ferner kurz vor Beginn der Totalität der sogenannte „Finsternißwind" eingestellt, in dessen Gefolge sich außer der bereits erwähnten Abkühlung auch ein recht bemerkbares Fallen der Barometersäule — in Navalmoral beispielsweise um 5 mm — ein-

stellte.[1]) In Placencia soll der englische Astronom Mr. Downing den bekannten, gelegentlich bei Sonnenauf- und -untergang beobachteten „grünen Strahl" der Sonne vor dem Eintritt der Totalität der Finsterniß gesehen haben; ferner wurden auf den meisten Beobachtungsstationen mehrere Sonnenprotuberanzen wahrgenommen, von denen zwei in der Nähe des Sonnenäquators nicht wie die übrigen kurz aufleuchteten und dann wieder verschwanden, sondern beständig sichtbar geblieben sein sollen. Die leuchtende Sonnencorona bot überall, wo die Finsterniß total war, einen prächtigen Anblick dar. Der russische Astronom Prof. Hansky hat vor einigen Jahren die Vermuthung ausgesprochen, daß die Gestalt und Intensität, kurz, der Gesammtanblick der Corona bei totalen Sonnenfinsternissen von der jeweiligen Aktivität der Sonne abhängig sei, also Schwankungen unterliege, die mit der bekannten elfjährigen Sonnenfleckenperiode annähernd parallelen Verlauf zeigen müßten. Da wir gegenwärtig in einem Sonnenflecken-Minimum stehen, würde die Corona der letzten Finsterniß mit der vom Jahre 1889 — in welchem Jahre gleichfalls ein Sonnenflecken-Minimum stattfand — annähernde Uebereinstimmung besitzen müssen. Nach einem kurzen Bericht des französischen Astronomen Camille Flammarion, der die Finsterniß in Elche beobachtet hat, ist diese Uebereinstimmung in der That bis zu einem gewissen Grade vorhanden gewesen. Auf allen Stationen war ferner die Totalität der Finsterniß in Wirklichkeit von etwas kürzerer Dauer, als dies gemäß den (auf Grund von Oppolzers „Kanon der Finsternisse" ausgeführten) Vorausberechnungen hätte der Fall sein sollen. Zu erwähnen wäre endlich noch, daß der Aéro-Klub in Paris während der Sonnenfinsterniß einen bemannten Ballon aufsteigen ließ, der u. a. die interessante Beobachtung machte, daß die durch die Sonnenfinsterniß verursachte starke Abkühlung der Erdatmosphäre in größeren Höhen besonders beträchtlich war: in der Höhe von 3500 m zeigte das Thermometer bereits 3° unter Null! Eine zusammenhängende ausführlichere Würdigung der bei der Sonnenfinsterniß erlangten Beobachtungsergebnisse möge einem späteren Zeitpunkt vorbehalten bleiben.

* Der Geschäftsausschuß des deutschen Aerzte-Vereinsbundes hat an den Reichskanzler und Bundesrath eine Eingabe gerichtet, in welcher mit Rücksicht auf die Nothlage des ärztlichen Standes gegen die Zulassung der Realgymnasial-Abiturienten zum medizinischen Studium protestirt wird. Wenn doch eine Aenderung des jetzigen Zustands beabsichtigt sei, so solle man nicht den schwer geprüften Aerztestand allein zum Versuchsobjekt machen, sondern wenigstens den Abiturienten der Realgymnasien Zutritt zu allen gelehrten Ständen gewähren.

* **Ein werthvoller Handschriftenfund in Kleinasien.** Die National-Bibliothek in Paris hat eine kostbare Handschrift, die einzige in ihrer Art, die in Kleinasien von einem auf einer Mission befindlichen Marine-Offizier gefunden wurde, erworben. Es ist dies ein Bruchstück des Evangeliums Matthäi auf Purpurpergament in griechischer Sprache. Die Goldbuchstaben sind von fünf Zeichnungen begleitet, die wegen ihres großen archäologischen und künstlerischen Werthes für die Akademie der Inschriften reproduzirt werden sollen.

* **München.** Bei der hiesigen Universität ist der bisherige außerordentliche Professor in der medizinischen Fakultät Dr. Otto Messerer zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt worden. Er hat zugleich sein Lehramt als Professor der gerichtlichen Medizin niedergelegt und wird sich auf den Unterricht über Medizinalverwaltung und Medizinalpolizei beschränken. — Als Privatdozent wurde der Priester Dr. theol. Pfeilschifter an der theologischen Fakultät der hiesigen Universität bestätigt.

* **Würzburg.** Der Privatdozent in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Eduard Koll wurde auf Ansuchen seiner Funktion enthoben.

* **Leipzig.** An unsrer Universität beträgt die Zahl der Studenten 3269, von denen 1783 Sachsen und 1526 Nichtsachsen sind. Außerdem haben noch 318 Personen die Erlaubniß zum Besuche der akademischen Vorlesungen erhalten, so daß die Gesammtzahl der Hörer 3587 beträgt. — Neu ins Leben getreten sind an unsrer Universität eine Kunstkommission, an deren Spitze Rektor Prof. Dr. Kirchner steht, und ein Institut für gerichtliche Medizin, das von Prof. Dr. Kockel geleitet wird. Der Prüfungskommission für das höhere Schulamt gehört jetzt auch ein Examinator für katholische Religionslehre, Pfarrer Superior Schmittmann, an. — Der hier tagende Kongreß der Neuphilologen beschloß, die Unterrichtsbehörden Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs zu ersuchen, den Oberrealschulen in Gleichstellung mit den Realgymnasien die Berechtigung zum Studium der neueren Philologie zuzuerkennen.

* **Köln.** Allgemeine deutsche Lehrerversammlung. (Erste Hauptversammlung.) Nachdem der zweite Vorsitzende des geschäftsführenden Ausschusses, Seminar-Oberlehrer Halben (Hamburg), die Versammelten willkommen geheißen, theilte er mit, daß der Deutsche Lehrerverein, der hier durch mehrere Hundert Delegirte vertreten sei, weit über 80,000 Mitglieder zähle. Außerdem sei eine große Anzahl von Lehrervereinen, insbesondere in Süddeutschland, durch zahlreiche Delegirte vertreten. In der gestrigen Delegirtenversammlung sei Lehrer Clausnitzer (Berlin) zum ersten, er (Seminar-Oberlehrer Halben, Hamburg) zum zweiten und Lehrer Neunkirchen (Köln) zum dritten Vorsitzenden gewählt worden.

Lehrer Clausnitzer übernahm hierauf den Vorsitz mit dem Bemerken, daß im verflossenen Jahrhundert viel für die Schule gethan worden ist. Es gelte jedoch im neuen Jahrhundert, ganz besonders die Volksschule besser auszugestalten, damit dieselbe nicht bloß die Schule für die niederen Stände, sondern für das gesammte deutsche Volk werde. (Beifall.)

Nach einer Begrüßungsansprache des Provinzial-Schulraths Klewe, des Geh. Regierungsraths Bauer, sowie des Oberbürgermeisters Becker bildete den ersten Gegenstand der Tagesordnung der Vortrag des Lehrers E. Beyer (Leipzig) über: „Rückblicke und Ausblicke an der Jahrhundertwende." Der Redner entwarf zunächst ein ausführliches Bild über die Bestrebungen und Kämpfe auf dem Gebiete der Pädagogik im 19. Jahrhundert. Er gedachte ganz besonders der Arbeiten Pestalozzi's, Diesterwegs und Dittes, denen die Entwicklung des heutigen Schulwesens im 19. Jahrhundert im wesentlichen zu danken sei. Leider sei auch im 20. Jahrhundert die Pädagogik noch nicht Herrin im eigenen Hause. Es müsse ohne Unterlaß dafür gearbeitet werden, daß das alte Losungswort endlich zur Wahrheit werde: „Die Kirche den Theologen, die Schule den Pädagogen."

Wenn das deutsche Volk zu Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung gelangen solle, dann müssen demselben alle Errungenschaften der Kultur, alle Fortschritte der Kunst und Wissenschaft zugänglich gemacht werden. Leider seien die finsteren Mächte, die die Schule der Kirche unterthan machen wollen, noch immer nicht verschwunden. Noch immer betrachte man die Volksschule als Aschenbrödel, die nur für die niederen Klassen bestimmt sei und in der die Geistlichkeit die Aufsicht führen müsse. Nur einmal stand das preußische Volk auf dem Höhepunkte, als durch den Zedlitz'schen Schulgesetzentwurf bezweckt wurde, Preußen aus der Reihe der modernen Kulturstaaten zu streichen. Seit dieser Zeit sei es aber wieder sehr still geworden. Noch immer werden schon auf der Schulbank die sozialen Gegensätze gepflegt. Die soziale Frage sei nicht bloß eine Magenfrage, sie sei auch eine Bildungsfrage. Jeder sei berechtigt, an den geistigen Errungenschaften vollen Antheil zu nehmen. Die christliche Religion kenne keine Herrenmoral. Leider stelle sich auch ein Theil des deutschen Bürgerthums der einheitlichen Gestaltung unsres Volksschulwesens aus Furcht vor der Sozialdemokratie noch feindlich gegenüber. Und doch könne man der sozialen Gefahr nur dann mit Erfolg begegnen, wenn dem Bildungsbedürfniß keine Schranken gezogen werden. Wenn die Einheit des deutschen Volkes zur Wahrheit werden solle, dann müsse das deutsche Volk schon im untersten Stockwerk versammelt und von dem einheitlichen deutschen Geiste erfüllt werden. Nur dadurch könne der nationale Gedanke zum vollen Ausdruck kommen. Wenn der Staat seine Aufgabe erfüllen wolle, dann müsse er auch Fortbildungsschulen

[1]) Die Meldung des „Imparcial" (Nr. 11,896 vom 29. Mai): „En el momento de la totalidad se observó un descenso de 50 millimetros en la columna barométrica", dürfte wohl durch einen Druckfehler entstellt sein.

für beide Geschlechter errichten. Leider habe es noch keinen Kultusminister gegeben, der derartig seine Pflicht auffaßte, wie seine Kollegen für das Kriegswesen zu Wasser und zu Lande. Im neuen Jahrhundert müsse man Mittel und Wege finden, damit die Schule den immer größer werdenden Anforderungen des öffentlichen Lebens gerecht werden könne. Geschehe das nicht, dann werde Deutschland sehr bald seine hervorragende Stellung auf pädagogischem Gebiete verlieren. Man komme sich bisweilen vor, als befände man sich in den Abruzzen. Gegen ansteckende Krankheiten treffe man die umfassendsten Maßregeln, gegen ansteckende sittliche Gefahren, denen die heranwachsende Jugend ausgesetzt sei, geschehe aber sehr wenig. Erfreulicherweise sei im deutschen Lehrerstande noch Idealismus vorhanden. Allerdings verlangen die Lehrer auch höhere Besoldung, schon im Interesse ihrer Standesehre und um nicht genöthigt zu sein, sich einen Nebenerwerb zu schaffen, sondern sich vollständig ihrem Berufe zu widmen. Das Losungswort der deutschen Lehrer ist und bleibt: „Pestalozzi für immer." Den Kampf, den Diesterweg begonnen, müssen die deutschen Lehrer muthig weiterführen, sie dürfen nicht eher den Kampf aufgeben, bis der Freiheitsodem in allen Räumen weht.

Lehrer Otto (Charlottenburg) sprach hierauf über die Bedeutung einer gesteigerten Volksbildung für die wirthschaftliche Entwicklung unsres Volkes in etwa folgender Weise: Die Bildung allen Gliedern des Volkes zugänglich zu machen, sei eine alte Forderung des Christenthums. Es handle sich weniger um Vermehrung des Bildungsstoffes als um Vertiefung der Bildung. Deutschland habe längst aufgehört, ein Agrarstaat zu sein; 60 Prozent aller Bewohner Deutschlands hängen von der Industrie ab. Es müsse daher mit aller Kraft dahin gestrebt werden, daß Deutschland seine Stellung auf dem Weltmarkt behaupte. Dazu sei aber in erster Reihe eine erhöhte Volksbildung nothwendig. Auch im Interesse der kleinen Handwerker, die einen ohnmächtigen Kampf gegen die Großindustrie führen, empfehle sich eine höhere Bildung. Dadurch dürfte es den Handwerkern möglich sein, sich mehr als bisher dem Kunstgewerbe zuzuwenden, auf dem vorläufig eine Konkurrenz der Großindustrie nicht zu befürchten sei. Die Förderung des Kunstgewerbes dürfte um so lohnender werden, als die Lebensbedürfnisse des Volkes sich verfeinern. Der Handwerker könne auch nur dann noch bestehen, wenn er sein Geschäft kaufmännisch betreibe und sich die genossenschaftliche Selbsthülfe zunutze mache. Dazu sei aber in erster Reihe eine größere Bildung nothwendig. Mehr als der Mangel an Bildung sei der Mangel an Bildungstrieb bei den deutschen Handwerkern zu beklagen. Aber auch dem Arbeiter und Landwirth sei eine erhöhte Bildung nothwendig. Der billige Verkaufspreis dürfe nicht durch Herabdrückung des Arbeitslohnes, sondern durch Verbesserung der Maschinen und des Herstellungsverfahrens erreicht werden. Herabminderung der Löhne habe stets einen wirthschaftlichen Rückschritt zur Folge. Ein Beweis hiefür sei Rußland, woselbst die Löhne drei- bis fünffach niedriger seien als in England. Der gut bezahlte und gebildete Arbeiter produzire nicht bloß besser als der schlecht bezahlte und ungebildete, er konsumire auch mehr und trage zur Verfeinerung des Verbrauchs bei. Den Landwirthen würde eine erhöhte Bildung, insbesondere eine größere Fachbildung und eine bessere Kenntniß in der Naturwissenschaft bedeutend mehr nützen als alle Schutzzölle. Erhöhte Bildung der Landwirthe würde zur Hebung und Vermehrung der landwirthschaftlichen Erträge und damit zur Verbesserung der ländlichen Arbeiterwohnungen und Beseitigung der Leutenoth, die eigentlich nur eine Noth der Leute sei, beitragen. Auch in gesundheitlicher und sittlicher Beziehung wäre eine Vertiefung der allgemeinen Volksbildung durch bessere Schuleinrichtungen, Errichtung von obligatorischen Fortbildungsschulen, unentgeltlichen Volksbibliotheken, Volksvorträgen u. s. w. dringend nothwendig. Die besitzenden Klassen seien auch nicht bildungsfeindlich an sich. Sie erstreben ebenfalls höhere Bildung für sich und ihre Angehörigen. Sie wollen nur nicht, daß die höhere Bildung auch den breiten Massen zutheil werde, weil sie dadurch eine Verminderung ihrer politischen und wirthschaftlichen Macht befürchten. Eine erhöhte Allgemeinbildung trage aber nur dazu bei, gewaltsame soziale Ausbrüche und unerfüllbare Forderungen der Arbeiter zu verhindern. Auch das Familienleben würde durch eine größere Allgemeinbildung nur gehoben werden. Man spreche so gern von einer Weltmachtstellung Deutschlands. Man vergesse nur, daß, wenn das deutsche Volk nicht auch in seiner Bildung fortschreite, es in wirthschaftlicher Beziehung einfach erdrückt werden würde. Er ersuche, folgenden Leitsätzen zuzustimmen:

1. Die Volksbildung ist eine der wirksamsten Kräfte für erhöhte wirthschaftliche Leistungsfähigkeit eines Volkes.
2. Eine gesteigerte allgemeine Volksbildung bewirkt eine gleichmäßigere Vertheilung der Arbeitserträge, fördert also neben der wirthschaftlichen auch die soziale Entwicklung unsres Volkes und bedingt seine Stellung auf dem Weltmarkte.
3. Es ist deßhalb
   a) allen bildungsfeindlichen Bestrebungen — auch um des Werthes der Bildung selbst willen — entschieden entgegenzutreten,
   b) allen Volksbildungsanstalten und Volksbildungsbestrebungen eine vermehrte Pflege zu widmen.

Nachdem die Leitsätze des Berichterstatters unverändert angenommen worden, wurde die Verhandlung auf Mittwoch, vormittags 9 Uhr, vertagt.

* **Berlin.** Dr. Siegmund Gabriel und Dr. Karl Harries sind zu Abtheilungsvorstehern am ersten chemischen Institut der hiesigen Universität ernannt worden. Es handelt sich dabei um die Besetzung von zwei neuen Stellen, die durch den letzten Staatshaushaltsetat geschaffen wurden. Zugleich kommt darin eine Neuerung, die in der Organisation der chemischen Universitätsanstalten sich als nothwendig erwies, zum Ausdruck. Früher gab es an den chemischen Universitätsanstalten neben den Direktoren nur Assistenten. Der Umfang, den der Unterricht und die Arbeiten in diesen Anstalten angenommen haben, erfordert es aber, eine Zwischenstufe zwischen dem Amt des Institutsdirektors und den Stellen der Assistenten einzuschalten. Diese Zwischenstufen sind die Stellen der Abtheilungsvorsteher. Bei den chemischen Universitätsanstalten greift jetzt diejenige Organisation Platz, die auf E. du Bois-Reymonds Betreiben für das hiesige physiologische Institut für dessen wissenschaftlichen Aufbau von vornherein gewählt wurde.

* **Bern.** Prof. van Calker hat, nachdem er sich in Bern über den Stand der Strafrechtskodifikation informirt hat, die an ihn ergangene, von uns seinerzeit gemeldete Berufung abgelehnt.

* Ein hervorragender deutscher Gelehrter, Professor Dr. August Lieventhal, der einstige Direktor des Baltischen Polytechnikums zu Riga, ist am 1. Juni nach langer schwerer Gemüthskrankheit gestorben. Professor Lieventhal, Dozent der Nationalökonomie, hat 25 Jahre hindurch eine sehr fruchtbringende Lehrthätigkeit entfaltet.

* Die neunte Hauptversammlung des Vereins zur Förderung des Unterrichts in Mathematik und Naturwissenschaften trat vorgestern in Hamburg unter Vorsitz von Prof. Pietzker (Nordhausen) zusammen. Die Theilnehmerzahl beläuft sich auf hundert.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 8. Juni. Nummer 130.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ein Wort zur Frage der Schulreform.

Durch die Zeitungen eilt die Nachricht, daß in allernächster Zeit aufs neue in Preußen die höheren Schulen einer Umgestaltung entgegengeführt werden sollen. Wenngleich es dankbar zu empfinden ist, daß der Herrscher selbst auch diesen Fragen ein lebhaftes persönliches Interesse zuwendet, so wird doch die Kunde, daß schon wieder an dem erst vor wenigen Jahren Geschaffenen gerüttelt werden soll, mehr Beunruhigung als Befriedigung hervorrufen. Befriedigt werden nur diejenigen sein, welche um jeden Preis das Neue an Stelle des Alten gesetzt zu sehen wünschen; sie hoffen, daß nun endlich der moderne Mensch die Jugendbildung erhalten werde, welche Alle gleichmäßig befähige, nach Absolvirung einer gewissen Schulzeit, jedem der tausend Berufszweige, welche ein komplizirtes Kulturleben geschaffen hat, das nöthige Verständniß entgegenzubringen. Ob die maßgebenden Gedanken sich in dieser Richtung bewegen, ist noch nicht zu erkennen.

Daß es Schulen geben muß, welche ihren Zöglingen bis zu einem gewissen Lebensalter, etwa bis zur Konfirmation, auf sprachlichem, wie mathematischem und naturwissenschaftlichem Gebiete Kenntnisse übermitteln, die sie nachher sofort praktisch verwerthen können, bestreitet kein Mensch. Ebensowenig soll bestritten werden, daß höhere Lehranstalten dieser Art in sich berechtigt sind, in denen zunächst auf den bezeichneten Gebieten eine wissenschaftlich wie praktisch weiter ausgedehnte Grundlage geboten wird. Die dazu erforderliche Steigerung geistiger Arbeit im Bunde mit den von Anbeginn an gepflegten, nunmehr auch ihrerseits vertieften anderen Unterrichtsfächern rechtfertigen durchaus den Anspruch dieser Schulen, als höhere Lehranstalten zu gelten. Wer hier von früh auf seine ganze Kraft eingesetzt hat und so auf allen Gebieten ein gewisses Maß von Kenntnissen erworben und für eines ein so tiefes und starkes Interesse gewonnen hat, daß es sein ganzes inneres Leben durchdringt und die erwählte Berufsarbeit adelt, der darf gewiß den Anspruch erheben, in jeder Hinsicht nicht nur für voll angesehen zu werden, sondern, wenn anders ihn sein Talent dazu befähigt, dereinst zu den ersten, ja zu den führenden Männern seines Volkes gerechnet zu werden. Es erscheint durchaus engherzig, Jünglingen, welche dieser Art Vorbildung genossen haben, aus äußeren Rücksichten den Weg zu irgend einem Beruf zu verschließen, für dessen Ausübung zunächst diese Kenntnisse und diese Vorbildung in ausreichender Weise vorbereitet haben. Die Oberrealschule stellt sich demnach als eine Anstalt dar, welche eine durchaus angemessene Vorbildung für jeden praktischen Beruf zu geben vermag. Es wird sich noch ausweisen müssen, inwieweit der Arzt, oder gar der praktische Jurist mit diesem Bildungsgange auskommt und ob nicht doch die historischen Elemente in seinen Studien unwillkürlich so stark hervordrängen, daß ein Zurückgehen auf die antiken Quellen unerläßlich wird.

Nun hat aber eben der hohe Werth, welchen moderne Sprachen, moderne Naturwissenschaft, moderne Geographie, kurz gesagt, die moderne Kultur für das tägliche Leben beanspruchen wollen, dazu geführt, ein naturgemäß täglich wachsendes Maß von Kenntnissen nicht nur, sondern auch von Leistungen gleichmäßig von allen Schülern zu verlangen. Die Gymnasien, welche ja doch die vollkommenste Vorbildung oder am liebsten gleichBildung geben sollten, durften — so hieß es — nicht zurückstehen. Man werfe einen Blick in die jetzt geltenden preußischen Lehrpläne nebst ihren Erläuterungen; es ist klar: hier ist weitgehenden Wünschen nach recht vielfacher Verwendung moderner Kulturelemente Rechnung getragen; auch hat die Unterrichtsverwaltung in allen weiteren Maßnahmen immer wieder betont, daß es ihr durchaus darauf ankomme, nicht nur Kenntnisse zu übermitteln, sondern überall auch Leistungen aufzuweisen. Hat sie damit Befriedigung erweckt? Keineswegs. Die Vertreter der modernen Sprachen verlangen zur Verwerthung ihrer „neuen“ Methode ganz anderen Spielraum, als ihn die wenigen Stunden auf dem Gymnasium gewähren; was in Naturwissenschaften und Geographie geleistet wird, erscheint vielen der Fachgelehrten als durchaus minderwerthig. Fragt man aber gar die Männer der praktischen Berufsarten, so wird immer der Eine dies, der Andere jenes entweder als ganz unnützes todtes Wissen bezeichnen, oder wiederum ärgerlich, was ihm gerade gefehlt hat, mit einem: „So etwas lernt man natürlich auf der Schule nicht!“ für das Allerunentbehrlichste erklären. Laut genug lassen sich diese Stimmen vernehmen, und gewiß ist es Sache der leitenden Persönlichkeiten, ihnen nicht ohne weiteres ihr Ohr zu verschließen; aber sie sollen auch hoch genug stehen, um aus dem Gewirr der Stimmen heraus den reinen Klang der Wahrheit zu vernehmen; ihm gilt es zu folgen, jeden nur störenden Mißton aber zu unterdrücken.

Und verdienen denn nicht auch noch ganz andere Forderungen Gehör? Haben wir nicht immer wieder heftige Klagen gehört, die Jugend sei überbürdet? Ja, aber wodurch denn? Man sollte sich doch nicht verhehlen, daß es einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist, eine größere Anzahl junger Leute, die doch auch noch in der Entwicklung sind, die zudem doch auch nicht nur dem Grade, sondern auch der Art nach verschieden begabt sind, Alle zu bestimmtem Zeitpunkt mit den Kenntnissen den Fertigkeiten, der Leistungsfähigkeit, die jeder Einzelberuf zunächst erfordert, ganz gleichmäßig ausgestattet

abzuliefern. Nicht nur an die Schüler, sondern erst recht an die Lehrer werden hier unmögliche Anforderungen gestellt, und eben, indem nun außer einigen Kenntnissen überall auch Beherrschung des Stoffes am liebsten in schriftlicher Darstellung verlangt wird, steigern sich die Ansprüche immer weiter.

Wenn jetzt wiederum verlautet, die höheren Schulen müßten aus dem Grunde umgestaltet werden, weil ihr Unterricht für die täglichen Berufe des modernen Lebens nicht das richtige Material mitgebe, so wird man es verstehen, daß gerade diese Begründung aufs neue beunruhigen muß.

Allerdings auf die Frage, woher denn die Zeit zu erweiterter Belehrung auf modernen Wissensgebieten genommen werden soll, wird die Antwort rasch bei der Hand sein: Von den alten Sprachen mag die eine oder die andere ganz verschwinden, oder beide mögen von Anfang an in ihrer Stundenzahl beschränkt werden, oder man lasse sie erst später für die, welche oder vielmehr deren Eltern sie noch für etwas werth halten, in den regelmäßigen, oder auch wahlfreien Unterricht eintreten, oder — doch was nützt es, hier all die Möglichkeiten aufzuzählen, deren keine doch bislang sich irgend zu allgemein bewährter Wirklichkeit ausgestaltet hat? Statt auf den Streit ungeklärter Meinungen einzugehen, ist es eben in diesem Augenblick wichtiger, sich auf das gemeinsame Ziel zu besinnen, dem Alle zustreben. Nicht zur Einzelarbeit in irgendwelchem Berufe, zur geistigen Arbeit überhaupt wollen die höheren Schulen erziehen. Das Mindestmaß wird in dieser Hinsicht da geleistet, wo rein Aeußerliches mechanisch angeeignet, das Höchste da, wo die erworbene Kenntniß der Nährboden für schöpferische eigene Erkenntniß geworden ist. An sich ließe sich diese Entwicklung auf jedem Gebiet des Wissens denken; am fruchtbarsten wird sie dort sein, wo der menschliche Geist eben durch sie befähigt wird, sich zu den erhabensten Höhen des Gedankens emporzuschwingen. Aber freilich, soll dies das Ziel sein, so darf der Blick nicht unausgesetzt beengt werden durch alle möglichen Rücksichten auf Berechtigungen, Abschlußprüfungen u. dgl. m. Jedem Hauptfache muß durchaus so viel Raum gegönnt werden, nicht um irgendwelche Zielleistung rasch produziren zu können, sondern vielmehr in langsamer und stetiger Arbeit die Frucht gründlicher Einsicht zu zeitigen. Es ist völlig angemessen, den Hauptkultursprachen der neuen Zeit, als welche denn für uns doch wohl immer noch Französisch und Englisch gelten dürfen, sowie der Mathematik und der auf ihren Schultern ruhenden Naturwissenschaft so viel selbständige Bedeutung einzuräumen, daß sie in einer ganzen Schulgattung eine beherrschende Stellung einnehmen. Es ist selbstverständlich, daß der elementare Unterricht in der Muttersprache mit reiferem Alter sich aus der Sphäre des sprachlich Richtigen zu der des Schönen emporhebe, daß er hinleite zu eigener Beschäftigung mit der vaterländischen Literatur, daß er lehre, den Gedanken in angemessene Form zu kleiden; aber er erreicht das Gegentheil von dem, was er leisten soll, wenn ein starres Gesetz die frische Anregung zu eigener Gedankenentwicklung in den Drill für gleichmäßig befriedigende oder gar gute, oder am liebsten sehr gute Abiturientenaufsätze verwandelt. Wenn irgendwo, so darf hier nicht der freie Blick des Erziehers beschränkt werden; kein äußeres Bedenken halte ihn ab, frei die Geister zu scheiden und der besonderen Anlage des Einzelnen, auch wo sie noch in der Entwicklung begriffen ist, Rechnung zu tragen. Aber, um hier sich auswirken zu können, bedarf dieser Unterricht gewiß nicht neuer Zwangsstunden in der Schule; man gebe vielmehr Schülern — und Lehrern Zeit, die Anregungen, welche der Unterricht geboten hat, selbständig weiter zu pflegen; je freier sich hier der jugendliche Geist regt, desto schöner; aber sucht er aus eigenem Antrieb wieder den Anschluß an die autoritative Persönlichkeit des Lehrers, was gäbe es in unserm Beruf köstlicheres?

Dieses Gebiet nun wird ja allen vaterländischen Schulen gemeinsam bleiben; alle haben das gleiche Interesse daran, diejenigen Einflüsse fernzuhalten, welche den deutschen Unterricht in seiner natürlichen, freien Einwirkung auf die jugendlichen Gemüther hemmen könnten. Und steht es etwa mit dem Geschichtsunterricht anders? Reden nicht die Thatsachen für sich selbst? Muß wirklich erst auf die allgemeine oder auf die vaterländische Bedeutung jedes Herganges oder jeder Persönlichkeit hingewiesen werden? Viel wichtiger wäre es, auch hier der Persönlichkeit des Lehrers größere Freiheit der Bewegung zu lassen, daß er nach seiner und seiner Schüler Eigenart selbständig bestimme, an welchen Stellen er in die Tiefe gehen und ein Interesse wecken will, das befruchtend weithin zu wirken vermöchte. Die Realschule wird sich naturgemäß mehr der neueren Geschichte zuwenden; aber dem Gymnasium gebe man endlich den Boden wieder, den man ihm abgegraben hat. Eindringlich genug wird die Verbindung der Prosalektüre mit der alten Geschichte auch amtlich gefordert; aber von dem unsicheren Fundamente der alten Sprachen läßt sich bei unsern Schülern kaum eine Brücke hinüber schlagen zu jenem überall wankenden Boden der abgerissenen Kenntnisse in der alten Geschichte.

Und so kämen wir denn auf die Hauptforderung. Es bleibe die Realschule in ungeschmälertem Besitz ihres Gebietes; von ihren Schätzen gönne sie dem Gymnasium einen bescheidenen, seinen Zwecken entsprechenden Antheil an den neueren Sprachen, einen bedeutenderen an der Mathematik — aber für beide alte Sprachen werde an den humanistischen Gymnasien vollauf so viel Spielraum gelassen, daß sie zeigen können, ob sie ihre alte Kraft im Wettkampf mit der modernen Kultur zu bewähren vermögen. Das ist freilich wiederum nur denkbar, wenn sie nicht vorwiegend mit Schülern belastet werden, welchen der Staat seine Berechtigungen nur um den Preis einiger lateinischer und griechischer Kenntnisse zugesteht, wenn den Lehrern die Freiheit und den Schülern die Zeit gelassen wird, sich in den Geist des Alterthums, wo immer er ihnen näher tritt, zu vertiefen, und vor allem, wenn nicht bis in die Jugend hinein ewig wieder die beunruhigende Frage geworfen wird, ob denn nicht dieser ganze Unterricht in allernächster Zeit zum alten Eisen geworfen wird. Man gebe den thatsächlich gemachten Versuchen, auch dem Realgymnasium und den Reformschulen, unbedenklich weitere Berechtigungen; sie mögen sich ausweisen. Nicht der Wettbewerb geistiger Kräfte ist es, was wir fürchten; so lange die Welt steht, wird der und nur der zum Siege durchdringen, der seine ganze Persönlichkeit einsetzt, um zum Ziele zu gelangen, und der Wettkampf der Geister um ideale Güter ist an sich ein Hohes, ein Großes. Noch leben wir des Glaubens, daß, wenn bei diesem Ringen der eine oder andere Weg als ein Irrweg erkannt wird, die Führer der Nation geistige Kraft genug besitzen werden, um entschlossenen Sinns sich von ihm abzuwenden, damit vor allem nur das eine Ziel erreicht werde: dem Vaterlande eine geistesfrische, arbeitsfrohe, eine tüchtige Jugend zu erziehen. Das aber wäre freilich ein unermeßlicher Schaden, wenn zu den vielen Versuchen ein neuer gemacht würde, der mit der Macht des Großstaates ausgerüstet, weithin

zwingende Gewalt auszuüben vermöchte. **Gerade die Uniformirung des Unterrichts ist das Verderbliche.** Nicht darauf, daß Jeder auf jeden Platz gestellt das Gleiche leiste, wollen wir vorbereiten, sondern darauf, daß Jeder an seinem Platz anspruchslos und gewissenhaft seine Schuldigkeit thue. Dies können wir nur, wenn wir nicht gezwungen werden, oberflächlich und hastig vielerlei zu treiben, sondern wenn Jedem die Freiheit bleibt, das Seine gründlich zu thun. Kein Zweifel, wer von Jugend auf gewöhnt ist, sich mit allem Ernst auch im kleinen an seine Aufgabe zu halten, wer es gelernt hat, den Erfolg in eigener treuer Arbeit sich selbst zu erringen, der und der allein darf hoffen, jedem Anspruch, den das Leben an sein Wirken stellt, auch nur leidlich gerecht zu werden. Indem die Schule unausgesetzt darauf dringt, daß der Schüler der eigenen Kraft bewußt, immer das Beste zu leisten strebt, erzieht sie, ohne sich viel dessen zu rühmen, den Knaben zum Mann. Aber freilich, dazu gelangen wir nicht, wenn wir durch allerlei Mittelchen der Erleichterung das an sich Schwere seines Wesens entkleiden, sondern nur dadurch, daß wir die Jugend gewöhnen, die Schwierigkeit fest ins Auge zu fassen und selbständig durchzudringen, so weit irgend ihre Kraft reicht. Soll aber der Muth nicht erlahmen, so muß offenkundig das Ziel so gesteckt werden, daß es erreichbar bleibt, es muß auf dem Wege weder die Zeit noch die Freiheit der Bewegung beknappt werden. Gerade, wer unsrer Jugend wohl will, muß es dringend wünschen, daß unsre Schulen wieder die Muße gewinnen, non multa sed multum zu lehren. Möchten die Berathungen, welche in der Reichshauptstadt gepflogen werden sollen, von diesem Geist erfüllt sein!

Sondershausen. Gymnasialdirektor Dr. **Funk.**

Felix Hübel.

Erzählungskunst, die guten Mustern folgt und doch nicht sklavisch am Herkömmlichen haftet; Sprachkunst, die alles bis ins kleinste sorgfältig durchführt, aber kaum je den Eindruck des peinlich Geglätteten, übermäßig Ausgearbeiteten macht: das sind in unsrer Zeit des „eruptiven" Stiles ebenso seltene, wie besonders an einem jüngeren Schriftsteller erstaunliche und bewundernswerthe Tugenden. Felix Hübels Erzählungen weisen diesen doppelten Vorzug auf, und der schöne Erfolg, den das eine schon in zweiter Auflage erschienene Bändchen, die „Pariser Novellen",[1]) errungen hat, bezeugt, daß ein solches Bemühen bei uns noch — oder soll ich sagen, wieder? — nach Verdienst gewürdigt wird. Es war so bequem, den Mangel an Stil und an Bestimmtheit und Klarheit des Ausdrucks als Absicht, als die entsprechende Darstellungsart für die „Stimmung" am Ende des Jahrhunderts auszugeben. Vielleicht sind wir, nicht bloß der Jahreszahl nach, nun endlich fertig mit dem Ende! Möge sich nun wieder etwas wie eine stete, vernünftige Kunstüberlieferung bilden, und das im besten Sinne des Wortes Handwerkliche wieder in die Rechte eingesetzt werden, die es zu allen Zeiten wahrer Kunst unbestritten besessen hat.

Der Titel „Pariser Novellen" könnte die Erwartung auf Geschichten im Geschmacke Marcel Prévosts spannen. Dergleichen wird ja eifrig übersetzt und nachgeahmt, obwohl bei uns — zum Bedauern einer gewissen Gruppe — der Ehebruch noch immer nicht die Regel, das Maitressenthum noch immer keine allgemein anerkannte Einrichtung ist. Da werde denn gleich hervorgehoben: Hübel gehört zu den feinen, vornehmen Naturen, denen das „sexuelle Problem" in Prévost'schen Formen überhaupt kein Problem zu

---

1) **Pariser Novellen von Felix Hübel,** 2. Auflage, Leipzig, H. Haessel, 1900.

dichterischer Bearbeitung ist, geschweige das einzige. Er weiß sich, selbst in Paris, andere Stoffe.

„Ein Narr" und „Die Wachteln" gewähren Einblick in das geheimste Seelenleben hochbegabter Menschen und enthüllen, was „nur der Seelenforscher oder der Dichter wissen kann", wie ihr Feuergeist sie in die Finsterniß führt und ins Verderben. Die zwei Novellen stehen bei der Aehnlichkeit der Aufgabe, psychologisch und künstlerisch in einem bemerkenswerthen, das Talent des Erzählers bekundenden Gegensatze. Jene schildert einen Maler, der, um seines grotesken Aeußern willen überall verlacht und in sich selbst zurückgescheucht, nun auch sich selbst nicht zu genügen vermag und im wahnwitzigen, erfolglosen Ringen nach einem unmöglichen Kunstideale zugrunde geht; diese entwirft das Bild eines mit allen körperlichen Vorzügen ausgestatteten berühmten Bühnenkünstlers, den als einen Ueberreizten und Uebersättigten die Schreckbilder der eigenen Phantasie zu Tode hetzen. Im ersten Falle überträgt sich der Verfasser sehr zweckdienlich die Rolle des Erzählers: er hat mit dem „Narren" verkehrt, hat dessen geniale Skizzen und Entwürfe gesehen; im zweiten sind wir selbst, durch den Zauberstab der Kunst, allgegenwärtige und allwissende Zeugen von Vorgängen, die sonst nothwendig verborgen blieben. Beidemale wird äußerst knapp, ohne Umschweif erzählt, und dennoch macht die Erzählung den Eindruck der Vollständigkeit, weil sie uns im Psychologischen Schritt für Schritt dem Ziele zuführt; und gleichwohl wirkt sie episch-ruhig, weil sie, immer an der rechten Stelle, zu verweilen einladet. Wir blicken mit dem Maler vom Pont du Carousset auf den abendlich beleuchteten, bunte Lichter widerspiegelnden Strom; wir beobachten mit dem Schauspieler die charakteristische Scene um den Wagen der Wachtelverkäufer. Ruhepunkte, keine willkürlichen Episoden! denn das Licht, das er nicht malen kann, wird das Verhängniß des einen, die aus Mitleid gekauften Wachteln das des andern. Wie alles übrige verräth auch der Vortrag — hier leicht pathetisch, dort einfach berichtend — das sichere Gefühl für die Form.

Zu sehr überwiegt die formale Geschicklichkeit bei dem dritten Stück: „Fluth". Eine Novelle in gedrängtester Gestalt, in drei Briefen, — warum nicht? Marie v. Ebner-Eschenbach gibt mit ihrer Novelle auf Postkärtchen ein unerreichtes Beispiel solcher Technik. Aber was so zusammengedrängt wird, müßte doch als Stoff anziehend und psychologisch reichhaltig genug sein, daß es sich auch in breiterer Darstellung nicht dürftig erwiese. Die Amerikanerin, die in Europa Malerei, Musik oder sonst etwas „studirt" und dabei flirtet, ist wohl ein ergötzlicher Typus und ebenso der Deutsche, der ernste Gedichte macht und darum durchaus nicht verstehen kann, daß Lieben und Flirten zwei grundverschiedene Dinge sind. Sie erscheinen nur beide in den Briefen — die sie an ihn schreibt — gar zu leicht umrissen, und der eine Kuß, den er ihr einmal während ihres freundschaftlichen Verkehrs in Paris geraubt hat, — verdient dies Ereigniß, daß seine Vor- und Nachgeschichte geschrieben werde? Immerhin läßt sich, die Aufgabe so gestellt und die Form so gewählt, der Ausführung eine Gewandtheit und Anmuth nicht absprechen, die uns das Verlangen erwecken, sie an ergiebigeren Vorwürfen bethätigt zu sehen.

Auch aus der letzten Novelle: „La Cantora" wäre wieder nur der Vorwurf als der trefflichen Ausführung nicht recht würdig zu erachten. Die Frau vornehmer Herkunft, die, einst vom Vater um des Mannes willen verstoßen, vom Manne mißhandelt und verlassen, als Volkssängerin, ernst und bleich und ehrfurchtgebietend mit ihrem Kinde von Café zu Café zieht; der Knabe, der beim Einsammeln einen Unverschämten wie ein junger Kavalier abfertigt; dann am Schlusse die Sterbescene: Tod der Mutter während des Violinspiels ihres Sohnes, das sie noch einmal zu hören begehrt, — es sind Gestalten und Geschehnisse, deren wir wenig Glauben beimessen, weil wir ihnen im Leben nirgend zu begegnen erwarten. Zu getreulich folgt der Verfasser da den romanischen Vorbildern und entsagt um ihretwillen deutscher Art, die nach Goethe's Ausspruch im Sentimentalen „naiv und realistisch" ist, nicht „populär und weinerlich", wie die französische. Ueberdies vergönnt er

sich's nirgend, die französischen Dinge mit deutschen Augen zu sehen, läßt die Volksangehörigkeit des erzählenden „Ich" künstlerisch so gar nicht zu Worte kommen, daß sich z. B. diese und die erste Erzählung ganz wie vortreffliche Uebersetzungen lesen. Und das möchte ich nun nicht als einen Vorzug anführen. Unsre deutschen Meister der Novelle — z. B. Brentano in der „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl", Stifter in der „Brigitta" — wissen das „Ich" ohne großen Aufwand ganz persönlich zu charakterisiren und erhöhen dadurch unstreitig die Wirkung.

Ueber welch ein erstaunliches Können Hübel sonst im Technischen verfügt, zeigt deutlich das neue und kühn angewendete Mittel, mit dem er die besonders dramatische Scene der „Cantora" unmittelbar vor Augen rückt. Die Sängerin benutzt das verlassene, in einem großen Garten stehende Haus ihres Vaters als heimliche Zufluchtsstätte: dort überfällt sie eines Abends ihr verkommener Gatte, um Geld zu erpressen, und mißhandelt sie thätlich. Wie nun wird uns Gelegenheit gegeben, dem Vorgang gleichsam anzuwohnen? Die Fenster des Erzählers blicken in den verwilderten Garten, mit dessen geheimnißvoller, auch den Nachbarn unbekannten Geschichte sich seine Phantasie schon immer beschäftigt hat, der seine Neugierde bis zum Unerträglichen reizt. Einmal denn in der Dunkelheit versetzt ihn ein Geräusch vom Hause her und ein aufblitzender Lichtschein in athemlose Spannung. „Wie lange ich so gestanden habe, alle Sinne aufs äußerste gespannt, weiß ich nicht, aber heute glaube ich noch zu fühlen, wie nach und nach alles Bewußtsein einer Körperlichkeit in mir verlöschte, wie alle meine Sinne gleichsam in Eins zusammenschmolzen, wie alles um mich zu zerrinnen schien, wie mir der Boden unter den Füßen schwand, ohne daß ich stürzte und dann — — — — Ich war vor einem Fenster und blickte in ein großes, saalartiges Gemach . . ." Nun folgt, in kurzen Sätzen, die Schilderung des Auftrittes bis zu dem Augenblicke, wo der Mann, sinnlos vor Wuth, die Faust erhebt. „Ein gellender Schrei zerriß die Stille der Nacht und — — — — wo war ich? Mit beiden Händen klammerte ich mich an die Fensterbalustrade und blickte in den Garten hinab. Hatte ich geträumt? Waren meine Sinne verwirrt? In diesem Augenblicke tönte nochmals der Schrei, den ich soeben zu hören vermeint hatte." Und jetzt erst springt er wirklich in den Garten hinab, gelangt wirklich an das Fenster, erblickt dasselbe saalartige Gemach und dieselben zwei Gestalten genau in der Stellung, wie er sie im Geiste vorhergesehen hatte, und befreit die Unglückliche von ihrem Bedränger. Ob ein derartiges Hellsehen denkbar sei, fragt man nicht. Es wirkt glaubhaft und verleiht dem Vorgang, den wir auf die Art zweimal gewahr werden, die größte Lebendigkeit. Freilich verträgt ein so besonderes Mittel keine wiederholte Anwendung, aber der es gefunden hat, wird unter neuen Umständen gewiß auch wieder eine neue Auskunft finden.

Ein spiritistisches Motiv, das nur künstlerischen Absichten dient, das man also nur auf das hin betrachtet, was es leistet, fordert kaum Widerspruch heraus. Anders verhält es sich, wenn die ganze Fabel auf Thatsachen aufgebaut ist, die ausschließlich dem gläubigen Spiritisten als möglich und glaubhaft gelten. Da wendet sich dann der Erzähler an eine bestimmte Gemeinde und darf weder erstaunt, noch ungehalten sein, viele kopfschüttelnd aus seinem Zuhörerkreise ausscheiden zu sehen. Hübel hat einem zweiten Bändchen Novellen den Titel „Gespenstergeschichten"[2]) gegeben, der harmlos klingt und lustig sich aufklärenden Spuk ankündigen könnte. Es sind jedoch wirkliche Gespenster, die wiederkehrenden Geister Verstorbener, die er hier auftreten läßt, und der Stoff ist so ernst, ja tragisch behandelt, als ob es sich um erfahrungsmäßige, alltägliche Ereignisse handelte. Der jüngere Bruder läßt den älteren im See ihres Herrensitzes ertrinken, statt rechtzeitig zur Hülfe zu eilen, und das große Erbe fällt ihm zu. Nach Jahren rächt sich der Gemordete: er zieht die Tochter des Ueberlebenden an ihrem Hochzeitstage in den Schlamm desselben unheimlichen Wassers hinab. Allerdings steht es dem Leser hier noch frei, sich des Todten Wiederkehr und persönliches Eingreifen als Wahnvorstellung des Schuldigen zu deuten, denn dieser allein unter allen Gästen erblickt das Gespenst. Dagegen zwingt uns der Verfasser in der Geschichte von „Hans Seyboldts Hochzeit" unbedingt zu glauben oder zu verwerfen. Hans Seyboldts Mitbewerber um die Braut erschießt sich, nachdem er in rasender Leidenschaft einen verbrecherischen Versuch gemacht hat, den begünstigten Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Neben der Leiche wird ein Zettel gefunden mit den Worten: „Elly soll doch nicht dein werden, das schwöre ich." Und in der That, am Hochzeitsabend wirft die junge Frau plötzlich mit dem Hülferufe: „Er tödtet mich!" die Arme in die Höhe. Der junge Gatte eilt hinzu.. „Und da, wie ich meine Arme um sie schlang, fühlte ich, daß etwas zwischen uns war; etwas, das ich nicht sehen konnte, das unsichtbar und ungreifbar war, wie die Luft um uns, und das sich doch zwischen unsere Körper drängte mit unwiderstehlicher Gewalt." Elly stirbt mit zuckenden Lippen und — wer nicht zu den sechzig Millionen Spiritisten gehört, die es heutzutage geben soll, schließt das Buch enttäuscht und verstimmt darüber, daß die feine Arbeit, an der er sich ergötzte, auf diesen Effekt hinausläuft.

Fein und künstlerisch in der That und keiner solchen Erfindungen bedürftig, um zu fesseln! Hübels Zeichnung muthet nicht altmodisch, kleinlich an, noch ist sie von gesuchter Flüchtigkeit; auch schwelgt er nicht in Farben, in Stimmungsmalerei, weiß aber, wo es die Sache fordert, mit sparsamem Aufwand Stimmung zu erzeugen. Gleich vorzüglich behandelt er die nördlichen und die südlichen Gegenden unseres Vaterlandes, die moorige Haide mit den brauenden Herbstnebeln in „Herrenrögen", das grüne Meer des Spessarts, d'rin höchstens einmal ein Weiler oder ein Dorf halb begraben liegt, in „Hans Seyboldts Hochzeit". Der beiden Nebenbuhler Kampf auf Leben und Tod in der dämmernden Frühe des Hochwaldes am Rande einer Schlucht, in die der Eifersüchtige den glücklicheren Bewerber hinabzustürzen sucht, gehört mit zu dem Trefflichsten, was neuere Erzählungsliteratur bietet. Merkt man auch den „Gespenstergeschichten" im Einzelnen zuweilen ebenfalls romanische Muster an, so hat das Ganze doch — und nicht bloß durch die Wahl des Schauplatzes — deutschen Charakter. Und dieser Eindruck wird sich vertiefen, je mehr sich's der Schriftsteller wird angelegen sein lassen, nicht bloß dem beurtheilenden Verstande und dem gebildeten Geschmacke aufs wohlthuendste zu genügen, sondern vor allem in die Verborgenheit des Seelenlebens hinabzuleuchten und den Gegenstand stets, um mit Schiller zu sprechen, vor das Forum des Herzens zu bringen. **Roman Woerner.**

[2]) Felix Hübel: Gespenstergeschichten, Leipzig, H. Haessel, 1899.

Die Wahrheit über das Falisker-Museum in Rom.

R. S. Rom, 28. Mai. Der bekannte Streit über die wissenschaftliche Zuverlässigkeit des „Falisker-Museums" in der Villa Giulia, den die verantwortlichen amtlichen Persönlichkeiten zum Anlaß eines gehässigen persönlichen Feldzugs gegen den Ankläger Prof. **Wolfgang Helbig** und kleinlicher Schikanen gegen fremde Studirende und Gelehrte genommen haben, hat nunmehr eine Erledigung gefunden, die nicht niederschmetternder für die Museumsleitung und die Direktion der Alterthümer im Unterrichtsministerium hätte sein können. Der junge Antiquar und Unternehmer, dessen Ausgrabungen im Gebiete von Falerii den Inhalt des Museums geliefert haben, **Fausto Benedetti**, führt in einer Schrift: „Die Ausgrabungen von Narce und das Museum der Villa Giulia", den Nachweis, daß sowohl die Anordnung der Gräberfunde in der Sammlung, wie die von der Akademie de' Lincei veranstaltete Veröffentlichung mit einer Oberflächlichkeit, Leichtfertigkeit und Gewissenlosigkeit vorgenommen worden ist, die zum Glück selbst hierzulande selten zu sein scheint. Man steht vor dem in seiner Art vielleicht einzigen Fall, daß Persönlichkeiten, welche die höchsten Stellen in der Kunst- und Unterrichtsverwaltung einnehmen und von einer wissenschaftlichen Akademie für befugt erachtet wurden, sich an ihren Veröffentlichungen

zu betheiligen, der gröblichen Pflichtverletzung und wissenschaftlichen Unfähigkeit, ja der Mystifikation und des Humbugs durch einen jungen Autodidakten und Mann der Praxis überführt werden, der nie eine Schulbank gedrückt hat, zum Entgelt allerdings mit ehrlicher Liebe zur Sache, mit Ernst, Scharfblick und Gewissenhaftigkeit ausgestattet ist.

Fausto Benedetti hat sich durch seine leidenschaftslose, klare Schrift, welche nur wohlbegründete Angaben enthält, das Verdienst erworben, jeden Zweifel an der Berechtigung der Helbig'schen Anklagen gegen das Falisker-Museum beseitigt zu haben. Dieselben (im Vorwort zur zweiten Auflage des „Führers durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Alterthümer in Rom" enthalten) gingen dahin, daß laut den umlaufenden Gerüchten „die Gegenstände, welche aus den beiden ältesten Gräbergattungen . . . stammen, vielfach durcheinandergeworfen sind, daß unter dem Inhalt gewisser Gräber die bedeutenderen Stücke fehlen, daß man darin Objekte anderer Provenienz eingeschmuggelt hat und daß in der Publikation der Nekropole von Narce die Pläne der Gräbergruppen, wie die auf den Inhalt der einzelnen Gräber bezüglichen Angaben zum Theil gefälscht sind". Der Versuch Helbigs, die Angelegenheit in der Akademie der Wissenschaften zur Sprache zu bringen, wurde mit den landesüblichen Mitteln hintertrieben. Ein Untersuchungsausschuß, den der Unterrichtsminister einzusetzen nicht umhin konnte, mußte dazu dienen, landesüblich „einen Schlag auf den Sack und einen Schlag auf den Esel zu führen"; doch war die Bemühung ersichtlich, den unbequemen ausländischen Ankläger, dem man ohne Scheu unlautere Beweggründe unterschob, ins Unrecht zu setzen und die einflußreichen, skrupellosen und ränkevollen Beschuldigten nach Möglichkeit reinzuwaschen, was nur unter schnöder Entstellung der Thatsachen möglich war. Auch der Untersuchungsausschuß wird daher verdientermaßen durch die Enthüllungen der Benedetti'schen Schrift bloßgestellt.

Fausto Benedetti, der zuerst als Gehülfe seines Vaters, später allein im Einvernehmen mit dem Ministerium die Ausgrabungen bei Narce und anderswo vorgenommen hat, erfreute sich einerseits des vollen Vertrauens der Alterthümerdirektion zu seiner Sachkunde, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, andrerseits der launenhaften und rücksichtslosen, ja zuweilen feindseligen Behandlung seitens der Dezernenten. Wie leicht diese Herren, denen die Einrichtung des Museums (von dessen vorbildlicher Bedeutung für die Kenntniß der Kulturentwicklung im Falisker-Gebiete sie nicht genug Aufhebens machen konnten) und die wissenschaftliche Verwerthung der Funde oblag, es mit ihrer Aufgabe nahmen, geht daraus hervor, daß sie weder selbst die Ausgrabungen besuchten, noch die vorgeschriebene amtliche Aufsicht ausüben ließen. Den Herren Benedetti wurde anheimgestellt, Verzeichnisse der Fundstücke, Beschreibungen und Maße der aufgedeckten Gräber, so gut es angehe, eventuell „nach dem Gedächtniß" anzufertigen. Fausto Benedetti, der weder im Solde der Verwaltung stand, noch irgendwelche Zuschüsse vom Staate erhielt, sondern die Ausgrabungen auf eigene Rechnung unternahm, um die Funde an den Staat (der sich das Vorkaufsrecht wahrte) oder anderweitig zu verkaufen, hat eifrig und sorgfältigst über alles Buch geführt. Zu seinem lebhaften Verdruß mußte er sehen, daß auf seine Dokumente kein Werth gelegt und bei der Aufstellung der Funde im Museum ganz willkürlich verfahren wurde. Auch die Erwerbungen erfolgten ohne sachgemäßes Kriterium: geringwerthige Gräberausstattungen wurden — bald vollständig, bald nur theilweise — angekauft, werthvolle und bedeutsame Funde lehnte man ab, so daß viele wichtige Stücke ins Ausland wanderten. Was nicht angekauft war, wurde nicht oder unvollständig publizirt, so daß die Publikation der Akademie ein falsches Bild von den Entdeckungen gibt.

Als die Unternehmer sich nicht allen Launen der Paschas im Unterrichtsministerium fügen wollten, entzog man ihnen die Ausgrabungserlaubniß vor und suchte sie von den besten Arbeitsplätzen zu verdrängen, wozu ganz unwürdige Mittel angewendet wurden. Im Sommer 1897 erhielt Benedetti auf ein Gesuch um Genehmigung der Ausgrabungen bei Porano die Antwort, daß er sich verpflichten müsse, ein Drittheil der Funde dem Staate geschenkweise zu überlassen. Begründet wurde das Verlangen mit der Nothwendigkeit, der Staatskasse einen Ersatz für die erhöhten Aufwendungen für Sammlungs- und Studienzwecke und namentlich für die vorgeschriebene Beaufsichtigung und Aufnahme der Ausgrabungsstätten durch sachkundige Beamte u. s. w. zu verschaffen. Nach einigem Sträuben ging der Unternehmer nothgedrungen auf die harte Bedingung ein. Weder ein „sachkundiger Beamter", noch ein einfacher Aufseher ist jemals auf dem betreffenden Arbeitsplatze erschienen!

Sobald Fausto Benedetti die willkürliche und irreführende Aufstellung der Funde im Falisker-Museum wahrnahm, wo der Inhalt ganz verschiedener Gräber vertauscht und vermischt wurde, machte er die Direktion aufmerksam und verwies auf die genauen, von ihm eingereichten Verzeichnisse und Notizen. Man ging darüber zur Tagesordnung über. Der Direktor nahm seine Vorstellungen unfreundlich auf und wies die Kustoden des Museums an, ihm die Anfertigung von Notizen über die ausgestellten Alterthümer zu untersagen. Es kam so weit, daß man ihn mit Untersagung des Zutritts zum Museum bedrohte!

Ein seltsames Licht auf die Ordnungsliebe und Gewissenhaftigkeit der Museumsverwaltung wirft auch folgender erbauliche Vorfall: In der Pizzo Piede genannten Gegend bei Calcata hatte Benedetti in einem Etruskergrabe einen Sarkophag bloßgelegt, auf dem die Umrisse der Figur eines Kindes eingehauen waren. Als er ihn nach Verlauf von einigen Tagen fortschaffen wollte, war er verschwunden. Später tauchte er im Falisker-Museum auf, ohne daß der Bestohlene herausbringen konnte, mit welchem Rechte das Museum ihn besitze. Niemand wußte etwas über Herkunft und Erwerbung!

Kein Wunder, daß die oben erwähnte Untersuchungskommission vergeblich nach einem Archiv des Falisker-Museums, nach Ausgrabungs- und Fundberichten, Plänen und Notizen über die Bildung des Museums forschte. Die unersetzlichen Originalberichte Benedetti's waren vernichtet worden, so daß dieser für die vorliegende Veröffentlichung nur die sehr fragmentarischen Notizen, die sich bei ihm erhalten hatten, benutzen konnte. Offenbar würden die Beweise für die Unzuverlässigkeit der Falisker-Sammlung und der Veröffentlichung darüber noch viel zahlreicher sein, wenn ihm nicht der größte Theil seiner Notizen fehlte.

Die Kommission hat sich gegenüber den Helbig'schen Anklagen darauf berufen, daß die Verzeichnisse der von den Herren Benedetti an das Museum verkauften Fundstücke, wie sie sich in den Rechnungen finden, den besten Anhalt für Feststellung der richtigen oder unrichtigen Zusammenstellung der Funde bieten. In Wahrheit bieten sie nur die Erklärung für eine der Ursachen der Verwirrung, die in dem Museum zu beklagen ist. Benedetti weist nach, daß im Magazin seines Vaters zwar die einzelnen Gräber mit ihrem Inhalt sorgfältig voneinander getrennt waren, daß aber des öfteren nur ein Theil des Inhalts für das Museum erworben, gleichzeitig aber noch andere Gegenstände aus anderen Abtheilungen ihres Antiquitätenmagazins angekauft und über die ganze gleichzeitige Erwerbung eine einzige Rechnung ausgestellt wurde. Der Anspruch, eine derartige Rechnung als Beweis für die richtige archäologische Gruppirung im Museum angenommen zu sehen, steht auf derselben Höhe wie der Versuch, die Rechnung als eine Bestätigung der Zusammengehörigkeit der betreffenden Objekte seitens des Verkäufers hinzustellen.

In dem in den „Monumenti" der Akademie veröffentlichten Berichte über seine Ausgrabungen nahm Fausto Benedetti sofort „eine allgemeine Konfusion" wahr; aber vergebens suchte er den Chef der Abtheilung für Kunst und Alterthümer, der auch an der Spitze des Falisker-Museums stand, zu einer Richtigstellung zu veranlassen. Die Publikation spricht von „Leichen" in Gräbern, welche nach Benedetti's Notizen — und diese allein können als zuverlässig gelten — nur eine Leiche enthielten; sie verwechselte Gräber, die 60 und mehr Meter auseinanderliegen, miteinander und macht völlig falsche Angaben über die Disposition der Grabausstattung. Sie redet von Sarkophagen in Gräbern, in denen sich nur Tufblöcke als Postament für einen Holzsarg vorfanden und übergeht einige der wichtigsten Gräber nahezu mit Stillschweigen. Augenscheinlich ist das Bemühen, den faliscischen Ausgrabungsarbeiten, die ein reines Pivatunternehmen waren, dem Leser gegenüber den Schein einer planvollen und erfolgreichen

Unternehmung der Alterthümer-Direktion zu geben. Wie die Grabausstattung im Museum häufig nicht mit den Fundverzeichnissen Benedetti's übereinstimmt, so weichen die Angaben und Pläne der Akademiepublikation oft von beiden ab — also thatsächlich eine heillose Konfusion, die Benedetti's Rath, die Studirenden möchten sich vor wissenschaftlichen Schlußfolgerungen auf Grund dieses Materials hüten, vollkommen berechtigt erscheinen läßt. Besonders schlimm ist die Vermischung des Inhalts von Gräbern „a fossa“ und „a camera“, da beide Gattungen verschiedenen Perioden angehören.

Mehrere Gräber, deren genaue Beschreibungen sammt Maßen und Zeichnungen der Gefäße, Schmucksachen u. s. w. er zufällig aufbewahrt hat, hat Benedetti unter den in den „Monumenti dell' Accademia“ beschriebenen vermißt, obwohl er den Bericht eingeliefert hat. Die Darstellung der Ausstattung anderer Gräber bezeichnet er als „reine Erfindung“ Die Aufnahmen der Nekropolen verdienen ebenfalls kein Vertrauen. Der leitende Ingenieur der Alterthümerdirektion, der Benedetti's Arbeitsfeld ein einziges Mal auf die Dauer einer Stunde besucht hat, hat vor der Kommission ausgesagt, er habe die Aufnahmen „nach den Angaben Benedetti's“ ausgeführt. Der Letztere nennt dies kurzweg eine Unwahrheit. Der Ingenieur habe keinerlei „Angaben“ von ihm verlangt und erhalten, auch selbst an Ort und Stelle keine Notiz gemacht. Wer die Persönlichkeiten und die Rolle, die sie in dem Museumsstreit, sowie in dem großen damit zusammenhängenden Prozeß gespielt haben, kennt, darf keinen Augenblick im Zweifel sein, welche der entgegenstehenden Aussagen glaubwürdig sei. „Wenn die Beamten,“ schreibt Fausto Benedetti, „sich nicht mehr rühmen dürfen, die Ausgrabungen vorgenommen zu haben, so steht ihnen dagegen das volle Urheberrecht an den Aufnahmen (der Akademie-Publikation) zu, die ganz und gar auf ihre Thätigkeit, ja auf ihre Einbildungskraft zurückgehen.“ Daß dies anders sei, ist schon aus einem äußerlichen Grunde unmöglich: Gemäß den Verträgen mit den Grundeigenthümern mußte jedes Grab, nachdem es ausgeleert war und bevor man ein anderes in Angriff nahm, wieder zugeschüttet werden, so daß nachträgliche Aufnahmen der Nekropolen nur durch denjenigen ausgeführt werden konnten, der die Lage aller Gräber kannte. Die Verfasser der Publikation der Akademie haben frischweg gezeichnet, was sie nie gesehen haben; war doch, wie der Generaldirektor der Museen und Alterthümer im Prozeß, Del Drago, ausgesagt hat, „der Zweck der Regierung nicht so sehr die Auffindung und Erwerbung der Fundstücke als die Feststellung der gesammten Topographie, auf der sich in erster Linie die beabsichtigte wissenschaftliche Untersuchung aufbaute.“

Soweit seine Notizen — seine Berichte sind, wie gesagt, im Museum vernichtet worden — ihm eine Nachprüfung ermöglichten, hat Benedetti die Aufnahmen in den „Monumenti“ unzuverlässig gefunden. Eine Menge Gräber in acht verschiedenen Nekropolen sind nach seinem Urtheil „unzulänglich“, „ungenau“, „willkürlich“ dargestellt, die Beschreibungen „verdächtig“, „unannehmbar“, „erfunden“; das Ganze beweist die „grenzenlose Leichtfertigkeit der Direktion des Museums der Villa Giulia“. Man thut dem Direktor kein Unrecht, wenn man ihn auch der Unwahrhaftigkeit zeiht. Denn er schreibt in den „Monumenti“: „Die Gemeinde Calcata gab uns die Ermächtigung, auf ihrem Gebiete Ausgrabungen vorzunehmen. Rühmend muß ich auch des Hrn. A. Benedetti gedenken, der in der Gegend Ausgrabungen gemacht und stets das größte Interesse für unsre Studien und das Museum bewiesen hat.“ In Wahrheit rührt alles, was das Museum aus dem Gebiete von Calcata besitzt, aus den von Benedetti gemachten Funden her und hat nur dieser, niemals aber die Regierung dort Ausgrabungen vorgenommen! Mit bezeichnender Unverfrorenheit sagt die amtliche Veröffentlichung wiederholt: „wir fanden“ . . ., „es zeigte sich uns“ . . ., „unsre Vorgänger in der Ausgrabungsunternehmung“.

Personen, die sich derartig mit fremden Federn zu schmücken suchen, über die elementare publizistische Wohlanständigkeit hinwegsetzen und grober amtlicher und wissenschaftlicher Fehler schuldig machen, darf man auch schlimmerer Dinge für fähig halten. Von dem dem Signor Benedetti entwendeten und im Faliskermuseum aufgetauchten Sarkophage war schon die Rede. Unerledigt ist noch der skandalöse Prozeß, den der Fürst Filippo del Drago gegen die Regierung angestrengt hat, weil er in demselben Museum eine Anzahl Fundgegenstände entdeckte, die aus den Ausgrabungen auf seinem Grund und Boden entwendet waren. In Benedetti's Schrift wird eine Zeugenaussage aus jenem Prozesse angeführt, die feststellte, daß (entgegen der vertragsmäßigen Verpflichtung zur Theilung aller Funde mit dem Grundeigenthümer) „die werthvollsten Stücke bei Nachtzeit (ohne Wissen des Letzteren) nach Civita Castellana geschafft wurden, wo der Graf Cozza sie in Empfang zu nehmen pflegte“. Dieser Graf Cozza ist kein Anderer als der erwähnte leitende Ingenieur der Alterthümerdirektion, der allwöchentlich auch am Ausgrabungsorte erschien und dort Ankäufe für das Museum machte. Obwohl die Gegenstände zuerst haufenweise aufgeschichtet, dann ohne Sonderung in großen Kisten nach Rom geschafft wurden, sind sie dort aufs Geratheswohl gesondert und den einzelnen Gräbern zugetheilt worden! Nicht einmal ein Verzeichniß begleitete die Sendungen! Und dabei sollte das Museum der Villa Giulia nicht nur das archäologische Material für das Studium der Kulturentwicklung in dem so eigenartigen Faliskergebiet, sondern auch das Vorbild für die Neuordnung oder Einrichtung anderer regionaler Sammlungen Italiens bieten!

Außer den so heillos blosgestellten Alterthümer-Paschas im Unterrichtsministerium und ihren Trabanten wird hiernach Jedermann das Schlußurtheil Benedetti's unterschreiben. Es lautet: „Die Ausgrabungen von Narce (mit Ausnahme der Gräber a pozzo von Monte Sant' Angelo) bieten in keinem Theile mehr ein Material für das wissenschaftliche und topographische Studium . . . . . Der Werth der Abtheilung „Narce“ im Museum der Villa Giulia wird völlig hinfällig, der betreffende Band der „Monumenti“ der Lynceer-Akademie zu einer monumentalen Ruine . . . . . Jedes Vertrauen in die Arbeit der Verwaltung, die von derartigen Methoden angekränkelt ist, muß schwinden, und auch gegen den noch nicht veröffentlichten Theil des Inhalts des Museums ist Argwohn am Platze, da die mit der Beaufsichtigung und Bearbeitung Betrauten sich so unfähig gezeigt haben.“

Erinnert man sich jetzt an die gehässige Verfolgung, die gegen Wolfgang Helbig ins Werk gesetzt wurde, als er seine Bedenken gegen den wissenschaftlichen Werth des Faliskermuseums in höchst gemäßigter Form auszusprechen wagte und an die beleidigenden Verdächtigungen seiner Beweggründe seitens der Untersuchungs-Kommission, die ihre nothgedrungene Verurtheilung der grenzenlosen Mißbräuche und Uebelstände durch eine hochfahrende Abfertigung des ausländischen Anklägers zu überzuckern trachtete, so hat man zugleich den Beweis für den „Adel“ der Gesinnung, der in gewissen maßgebenden Sphären der italienischen Staatsverwaltung herrscht und eine ganze Reihe trauriger Erscheinungen des nationalen Lebens erklärlich macht.

Mittheilungen und Nachrichten.

Ein Gedicht Horazens im 17.—19. Jahrhundert. Eine hübsche kleine Gabe für den Literaturfreund bietet Prof. J. Imelmann in dem im Verlage der Weidmann'schen Buchhandlung erschienenen Büchlein: „Dona gratus eram tibi. Nachdichtungen und Nachklänge aus drei Jahrhunderten.“ Horazens berühmte Schmoll- und Versöhnungszwiesprach ist das „meistübersetzte Gedicht der Welt“; die kleine Sammlung, die nicht auf Vollständigkeit abzielt, bringt 13 deutsche, 1 französische, 2 englische und 1 neugriechische Uebertragung. Unter den Uebersetzern finden wir neben berühmten Namen aus der Literaturgeschichte, wie Herder, Alfred de Musset, Bulwer, „dem“ Uebersetzer Johann Heinrich Voß und Emanuel Geibel, auch Männer, die nur dem Philologen bekannt sind, z. B. Rudolf Westphal, Lucian Müller und Andere, die dem gebildeten Laien jetzt fast nur noch Namen sind, wie der Preußendichter Ramler. Die Reihe beginnt mit dem Laublinger Pfarrer Samuel Gotthold Lange Lessingischen Angedenkens, der in der Vorrede folgende bezeichnenden Worte schreibt: „Ich habe als ein bloßer Uebersetzer, der getreu ist, mich nicht nach der gewöhnlichen Wortfügung der deutschen Sprache gerichtet. Denn einestheils halte ich davor, der Deutsche opfere noch zu sehr dem gar zu

zärtlichen (!) Ohr die schönsten Gedanken auf, und anderntheils habe ich in gegenwärtiger Uebersetzung nicht rein und fließend deutsch schreiben, sondern den Horaz, so viel wie möglich, Wort für Wort liefern wollen." Seine Unfähigkeit zur Uebertragung eines Kunstwerks konnte er nicht schlagender darthun. Wer die kleine Wahrheit der einzelnen Wörter wahren will, vernichtet damit die Wahrheit der Seele des Kunstwerks, fälscht die Stimmung und bringt im Leser nicht die Empfindung hervor wie das Original. Die meisten der übrigen Uebersetzungen sind mehr oder weniger Beweise für das Wort Fred. Harrisons, das auf dem Titelblatte des Büchleins steht: „Horaz bleibt bis auf den heutigen Tag der Typus des Unübersetzbaren." Am besten haben den Ton des Gedichtes der bekannte Uebersetzer Dante's, Chaucers, Byrons u. A., Kannegießer, und der bedeutende Metriker Rudolf Westphal getroffen. Letzterer übersetzt:

Als du mich liebtest ganz und gar,
Kein andrer dich ans Herz gedrückt,
O wie ich da so selig war,
Wie Persiens Fürst so hoch beglückt!

Als du noch glühtest mir allein,
Nur kanntest deine Lydia,
Da glaubt' ich hochgeehrt zu sein
Wie Roma's Fürstin Ilia.

Zu den Uebersetzungen gesellen sich dann Nachdichtungen, die uns im allgemeinen größeren Genuß gewähren. Hier begegnen wir u. a. Hagedorn, Ewald v. Kleist, ja auch Molière. Als erste Probe finden wir des Schwaben G. R. Wekherlin Nachdichtung:

Als lang mir dein Herz war kund,
Und dein süßer Rosenmund
Niemand, dann mich, wollt erlaben,
War ich selig und so reich,
Daß ich König von Frankreich
Zu sein, nicht gewünscht wollt haben.

Als äußerste Gegensätze in dieser Gruppe bringen wir eine Probe aus der Nachbildung des Direktors des Joachimsthal'schen Gymnasiums, C. Bardt:

O sel'ge Zeit, da du noch warst mein eigen,
Da trat kein andrer zwischen dich und mich,
Mein war dein Kuß, dein Wort, dein holdes Schweigen,
Kein Himmelsgott war seliger denn ich.

und eine Strophe der rudolstädtischen Umdichtung, die J. Poeschel als 17jähriger Primaner mit der Ueberschrift: „Wie d'r Hans un de Marthe of ännanner eifersicht'g un wie se sich nachen widder gut geworr'n sinn" verfaßt hat:

Su lange ich dei Haus noch war
Un dich kä annrer kißte nech,
Su lang ich noch dei Hönn un Har,
Dei Alles, ach da mänte ech:
D'r König hat ju vöörlei,
Su glicklich 'r doch nech sei!

Unter den Dichtern von Nachklängen des Horazischen Gedichts ist schließlich Schiller mit einem Wechselgesang zwischen Leontes und Delia zu nennen, den zuerst der Direktor des Goethe-Schiller-Archivs, Suphan, veröffentlicht hat, der annimmt, daß er für Körner und seine Gattin gedichtet war, als ein Lied der Vermählten an die Gottheit der Freude und Liebe.

R. B.

* **Eine Ziegelsteinbibliothek.** Einer der interessantesten und fremdartigsten Schätze in den reichen Sammlungen des **Britischen Museums** in London ist die aus Zehntausenden von Thontafeln bestehende Kollektion von Keilschriften. Diese „Ziegelsteinbibliothek" repräsentirt die Literatur der großen Reiche, die einst in Mesopotamien in Blüthe standen und verdankt ihre Zusammenstellung dem englischen Forscher Sir **Henry Layard**, der während seiner Erforschung der Ruinen von Ninive dem Museum viele Tausende von unversehrten und zerbrochenen Thontafeln einsandte. Diese wurden dann später durch die Funde anderer Männer der Wissenschaft in Assyrien und Babylonien ergänzt.

Die Ninive-Bibliothek besteht aus ca. 23,000 Inschriften und ist als die Coyunjik-Collection (nach der Akropolis der assyrischen Hauptstadt) bekannt. Diese Serie von Thontafeln bildet im wahren Sinne des Wortes eine Bibliothek, da sie in sorgfältiger Weise von den Werken in den alten chaldäischen Büchereihen ausgewählt wurden und somit die Literatur von Westasien sehr charakteristisch vertreten. Man kann außerdem mit ziemlicher Gewißheit die Zeit ihres Entstehens feststellen. Die alten Assyrier waren eine Rasse von Kriegern und hatten nur wenig Zeit für Schreibwerk irgendwelcher Art, falls es nicht Staatsangelegenheiten und die „königlichen Berichte der Könige" betraf. Es scheint, daß in dem nördlichen Königreich überhaupt keine Schriftsammlungen bestanden, mit Ausnahme vielleicht der alten Hauptstadt Assur, deren Bibliothek jedoch chaldäischen Ursprungs gewesen sein dürfte. Es ist bekannt, daß an den Höfen immer Schreiber angestellt waren, aber die bei Tel-el-Amarna gefundenen Briefe der assyrischen Könige an die ägyptischen Pharaonen, die in die Zeit von 1450 v. Chr. fallen, beweisen, daß diese Hofschreiber in den Schulen von Chaldäa erzogen wurden. Die intellektuelle Ueberlegenheit Chaldäa's über ganz Westasien steht heutzutage unzweifelhaft fest. In den Tempelschulen zu Bossippa, Nippur, Cutha und Sippara wurden die Schreiber von Assyrien, Palästina, Phönikien und allen jenen Ländern erzogen, in denen die Keilschrift die Schreibweise der Gelehrten, Diplomaten und Handelsleute geworden war. Die große Rivalität zwischen den nördlichen und südlichen Königreichen wurde noch durch die Thatsache vermehrt, daß die assyrische Jugend nicht nur ihre Erziehung, sondern auch ihre politischen Ansichten in den Priesterseminarien des Südens erhielt, und so bildete die jung-assyrische Partei mit ihren babylonischen Neigungen einen Stein des Anstoßes in Ninive. König Esarhaddon wollte diesen Zuständen Einhalt thun und entschloß sich, nach dem Vorbild der großen Universität zu Borsippa, eine Bibliothek in Ninive zu begründen. Dieses in großartiger Weise ausgeführte Institut wurde dem Gott der Wissenschaft, Nebo, geweiht und E-Zida, „Das ewige Haus", genannt. Esarhaddon starb vor Vollendung seines großen Werkes, das von seinem Sohn, Assurbanipal, dem Sardanapal der Griechen, vollendet wurde. Es ist gerade diese Bibliothek, resp. ein großer Theil derselben, der die Coyunjik-Collection des Britischen Museums bildet und es nahm fast zwölf Jahre in Anspruch, um die steinernen Werke dieser Büchereihen zu entziffern und in fünf Bänden zu katalogisiren, die ungefähr 3500 Seiten stark sind. Ein Hauptmitarbeiter an diesem großen Werk war der deutsche Gelehrte Dr. Karl **Bezold**.

Der größere Theil der Thontafeln stammt aus der Zeit 668—625 v. Chr. und repräsentirt Schriftstücke der Regierung, die von einer Kommission von Schreibern ausgeführt worden sind. Da der Hauptzweck der Bibliothek ein **erziehlicher** war, so ist es selbstverständlich, daß Buchstabir-, Silben- und Wörterbücher hauptsächlich stark vertreten sind. Es ist von besonderem Interesse zu konstatiren, daß in diesen elementaren Handbüchern fast sämmtliche angewandte Phrasen dem Markt- und Farmleben, also den beiden Zweigen des Erwerbes, die den Semiten zuerst anzogen, entnommen sind.

Die babylonische Literatur trug in der Hauptsache einen encyklopädischen Charakter, und jeder einzelne Gegenstand wird auf einer Gruppe von Tafeln behandelt, wie z. B. Astronomie und Astrologie, deren Gruppe „das Buch von der Beleuchtung des Bel" genannt ist und dem Könige Sargon I., der um 3800 v. Chr. regierte, zugeschrieben wird.

Die Universität zu Borsippa war, wie auf einer Thontafel erwähnt wird, die Hochschule der **medizinischen** Wissenschaft. Die babylonischen Chirurgen und Aerzte scheinen eine ganz respektable Kenntniß der Arzneikunde gehabt zu haben, und einer aus ihrer Klasse war ständig um die Person des Königs.

Ein großer Theil der Keilschriftenbibliothek ist erklärlicherweise **religiösen** Inhaltes, und eine reguläre Sammlung von Hymnen, Gebeten und Psalmen ist vorhanden. Interessant ist es auch, daß sich eine ganze Anzahl von Psalmen vorfindet, die in Stabreimen und Form von Akrostichen geschrieben sind. In diesen Dichtungen beginnen und schließen die Zeilen mit derselben Silbe, und die Anfangs- und Endbuchstaben bilden Sentenzen, von denen einige sehr poetischer

Natur sind. Somit bieten diese Thontafeln ein reiches Feld für den Forscher auf dem Gebiete der Religion und der orientalischen Dichtkunst.

Die Sammlung enthält ferner eine große Anzahl von Kopien historischer babylonischer Inschriften, besonders aus der Zeit der Herrscher, die mit Assyrien in Verbindung standen, sowie viele historische Archivdokumente, Briefe und offizielle oder diplomatische Depeschen, von denen einige in ihrer knappen Abfassung sogar lebhaft an den modernen Telegrammstil erinnern.

Die Bibliothek und das Archiv zu Ninive haben seinerzeit von feindlichen Händen schwer zu leiden gehabt; die Tafeln wurden zerbrochen und umhergeworfen oder auch durch Feuer zerstört, soweit es jedoch möglich war, sind die Bruchstücke gesammelt und sorgfältig wieder aneinandergefügt worden. Das mühsame und langjährige Werk der Zusammenstellung und Klassifizirung der Keilschriften ist in seiner Vollendung für Forscher und Studenten von unendlichem Vortheil, und die erwähnten fünf großen Bände des illustrirten Kataloges, der an und für sich ein Kunstwerk ist, bilden eine hochwillkommene Bereicherung der Keilschriftenliteratur.

w. Die hygienische Ausstellung, welche am 9. Mai zu Neapel in Anwesenheit des königlichen und des kronprinzlichen Paares eröffnet worden ist, stellt ein buntes Gemisch von allen möglichen Dingen vor, die etwa mit der Gesundheit des Menschen in Beziehung stehen. So bilden z. B. Nahrungs- und Genußmittel einen großen Theil der Ausstellungsgegenstände. Die mostra igienica wird nicht eben von sehr umsichtiger Hand geleitet. Schon war die Eröffnung, zuerst für den 6. April geplant, um einen vollen Monat hinausgeschoben worden, und noch jetzt ist ein beträchtlicher Theil der Ausstellung noch nicht fertiggestellt. Das bedauert man vornehmlich bei dem schönen pompejanischen Pavillon, dessen reine antike Linien das erste Lob unter allen Gebäuden verdienen. Indessen bietet schon jetzt die Ausstellung sehr viel Lehrreiches und Wissenswerthes, und da es Neapel ist, welche diese Veranstaltung ins Werk gesetzt hat, so muß es von besonderem Interesse sein, das, was das Neapeler Gesundheitsamt vorgeführt hat, zu betrachten. Nach dem schrecklichen Cholerajahre 1884 wurden endlich durchgreifende Maßregeln ergriffen, die ungesunde Anlage der Altstadt zu verbessern. Mit dem Aufwand von Hunderten von Millionen wurde durch die ganze Breite der Stadt eine große Straße gebrochen, an deren Seiten die Stadt schöne palastartige Häuser errichten ließ. Im Süden um den Hauptbahnhof und im Norden hinter dem Kastell St. Elmo entstanden neue, gesunde Stadtviertel. Mit großen Kosten legte man eine neue Wasserleitung an. Das Wasser wurde bei Madonna della Grazia, 5 km südöstlich Avellino im Thale des Sabato gefaßt und in einer ca. 100 km langen Leitung nach Neapel geführt. Diese Leitung versorgt außer Neapel noch gegen 44 Städte und Ortschaften, darunter Nola, Acerra, Aversa und Portici. Für die Abwässer wurde ein weitverzweigtes Kanalnetz angelegt, welches beim Posilipp und bei der Burg des alten Cumä ins Meer ausläuft. Die Folgen dieser und anderer gesundheitlicher Maßregeln lassen sich am besten bei den akuten ansteckenden Krankheiten verfolgen, Pocken, Scharlach, Typhus, Diphtheritis und Keuchhusten. Eine Tafel zeigt Neapel im Verhältniß zu Rom, Venedig, Mailand, Turin, Genua, Palermo, Genf, Nizza, Paris, London, Brüssel, München, Berlin, Wien, St. Petersburg, Budapest und Triest, auf je 10,000 Einwohner ausgerechnet, und zwar einmal für den Zeitraum von 1878 bis 1899, dann für 1890 bis 1899. In dem ersteren Zeitraum steht Neapel mit der Sterbezahl von 16.0 an vierter Stelle, überholt von Genf (8.95), Brüssel (13.4) und Genua (15.9), in dem letzteren aber nimmt es mit 6.85 Sterbefällen die erste Stelle ein, es folgt dann Nizza (9.5), Genf (10.4) und Rom (10.5). Ueber die an denselben Orte ausgehängten Gesundheitstafeln der Stadt Rom wurde schon berichtet.

* **Köln.** Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung. Die Verhandlungen des zweiten Tages füllten größtentheils zwei Referate über die Frage des Handfertigkeitsunterrichts in der Knabenschule aus. Der erste Referent, Lehrer und Redakteur Ries (Frankfurt) verwarf in den von ihm aufgestellten Leitsätzen prinzipiell die Pflege dieses Unterrichts in der Volksschule, weil er ihr Zeit und Kraft entziehe für die Erreichung ihres eigentlichen geistig-sittlichen Bildungszieles. Dagegen billigte der andere Referent, Schulinspektor Scherer (Worms), prinzipiell den Handfertigkeitsunterricht als ein wichtiges Erziehungsmittel, weil die Schulung von Auge und Hand auch der geistigen Bildung diene, und sodann, weil die wirthschaftliche und soziale Entwicklung unsres Volkes eine stärkere Pflege des technischen Moments in der Jugendbildung erfordere. Referent erkannte jedoch an, daß bei der jetzigen Gestaltung der Volksschule der Handfertigkeitsunterricht keinen organischen Bestandtheil ihres Lehrplanes bilden könne und daher, solange dies nicht möglich sei, durch besondere Nebenveranstaltungen gepflegt werden müsse. Nach dreistündiger erregter Debatte wurde die Generaldiskussion geschlossen, und die Versammlung sprach sich mit starker Majorität für die Leitsätze des Hrn. Ries aus. Alsdann trat man in die Spezialberathung der Ries'schen Leitsätze ein. Rektor Kuhlo (Bielefeld) empfahl folgende These anstatt der Ries'schen: Die Versammlung spricht sich mit aller Entschiedenheit aus den vom Referenten angeführten Gründen gegen die obligatorische Einführung des Knabenhandfertigkeitsunterrichts in den Lehrplan der Volksschule aus. Hr. Ries zog daraufhin seine Leitsätze zurück, und die These des Rektors Kuhlo wurde angenommen. — Darauf wurde der offizielle Theil der diesjährigen Lehrerversammlung geschlossen.

* **Wien.** Die Königsberger Universität hat dem Präsidenten des Reichsgerichts, Dr. Joseph Unger, aus Anlaß seines 50jährigen philosophischen Doktorjubiläums das Doktor-Diplom erneuert.

* **Paris.** Es gilt in akademischen Kreisen für ausgemacht, daß der berühmte Chemiker Berthelot, der intimste Freund Renans, als Nachfolger des Mathematikers Bertrand in die Französische Akademie gelangen wird. Als es sich um die Ersetzung Renans handelte, fiel Berthelot durch, aber diesmal wird ihm der Grundsatz zu gute kommen, daß mindestens ein Vertreter der exakten Wissenschaften in der Französischen Akademie sitzen müsse.

* Die Universität Zürich hat einen Preis für das Studium der Benutzung von Alkohol bei akuten Krankheiten ausgesetzt.

* Die Akademie der Wissenschaften in Madrid hat ihre mathematischen Preise für dieses Jahr dem spanischen Gelehrten Teixeira in Oporto und dem Italiener Loria in Genua zuerkannt.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Felix Stieve's Abhandlungen, Vorträge und Reden.[1]

(Zum 10. Juni, seinem Todestage.)

Tief erschütternd wirkte vor nunmehr zwei Jahren die Kunde von dem plötzlichen Hinscheiden Felix Stieve's auf den Kreis seiner Freunde und Verehrer. Ihr Schmerz galt nicht allein dem allzu frühen Ende eines Mannes, in dem sich Adel der Gesinnung, Freundlichkeit des Herzens und glänzende Geistesgaben zu einem so harmonischen Ganzen vereinigt hatten; der Trauer über den persönlichen Verlust gesellte sich vielmehr auch die wehmüthige Empfindung, daß mit Stieve's unverhofftem Ableben zugleich für immer die Möglichkeit einer Verwirklichung der wissenschaftlichen Pläne geschwunden sei, mit denen er sich getragen und deren Ausführung er schon längst begonnen hatte.

Nach einer vieljährigen aufopfernden Thätigkeit für die ihm zugewiesene Abtheilung der bayerischen historischen Kommission und deren Veröffentlichungen war Stieve kurz vor seinem Tod zu dem Entschluß gelangt, sich von deren Leitung zurückzuziehen. Er trug, wie er mir im April 1898 schrieb, „nach Höherem Verlangen,“ er sehnte sich danach, dieses wenig dankbare Gebiet der Territorialgeschichte zu verlassen, um sich den bereits in Angriff genommenen größeren und bedeutenderen Aufgaben, zu denen er sich berufen fühlte, ungetheilt widmen zu können. Sie bestanden in der Erweiterung seiner Studien über Wallenstein zu einer umfassenden Lebensgeschichte, sowie in der Ausgestaltung seiner akademischen Vorlesungen über Kulturgeschichte und deutsche Geschichte zu zwei darstellenden Werken in großen Zügen.

Das schmerzliche Bewußtsein, diese hohen Ziele nicht mehr erreichen zu können, ist noch in den Fieberphantasien seiner letzten Krankheit ergreifend zum Ausdruck gekommen, und von Allen, die ihm nahe gestanden hatten, wurde es auf das bitterste mitempfunden, daß ein grausames Geschick ihn ereilte, ehe es ihm vergönnt war, seine geistige Kraft den Vertretern der Wissenschaft und dem deutschen Volk in ihrer vollen Entfaltung zu zeigen.

Um so willkommener muß daher die Veröffentlichung erscheinen, die neuerdings der deutschen Leserwelt, so weit sie an ernsterer Lektüre Gefallen findet, gewissermaßen als Vermächtniß dieses reichen und tiefen Geistes dargeboten worden ist. Auf Veranlassung der treuen Lebensgefährtin des Verstorbenen hat sein Freund Hans v. Zwiedineck in Graz eine größere Anzahl seiner weit verstreuten Abhandlungen Vorträge und Reden in einem vornehm ausgestatteten, mit dem Bildnisse des Verfassers gezierten Bande herausgegeben. Das Buch umfaßt im ganzen fünfundzwanzig Stücke; mit liebevoller Sorgfalt ausgewählt, behandeln sie nicht allein fast sämmtlich Gegenstände von mehr oder weniger allgemeinem Interesse, sondern geben auch durch die Mannichfaltigkeit ihrer Zusammensetzung die verschiedenen Richtungen an, in denen sich Stieve's Schaffen und Wirken bewegt hat. Sie stellen ihn dar als Forscher und Kritiker, als Geschichtsschreiber, als Redner und als Patrioten.

In ihrer Mehrzahl sind die Stoffe dem Zeitalter der katholischen Restauration und des dreißigjährigen Krieges entnommen, einem Gebiete der Geschichte, worin sich Niemand so heimisch wie er gefühlt hat und ihm an Reichthum und Gründlichkeit des Wissens, an Tiefe und Feinheit des Verständnisses gleichgekommen ist.

Im Hinblick auf den Zweck, den der Herausgeber des Buches verfolgte, war es durchaus gerechtfertigt, den übrigen darin enthaltenen Schriften auch die in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ erschienenen ausführlichen Artikel über die Kaiser Rudolf II., Ferdinand II. und Ferdinand III. hinzuzufügen, denn sie gehören ohne Zweifel zu dem Besten, was diese enthält, und sind daher wohl werth, auch hier veröffentlicht zu werden, wo sie mehr Beachtung finden können, als dies in einem vielbändigen Sammelwerk möglich ist. Die Ausarbeitung dieser Aufsätze verräth die peinliche Sorgfalt, die der Entschlafene bei seiner wissenschaftlichen Thätigkeit niemals, auch in den unbedeutendsten Dingen nicht, außer Acht gelassen hat. Auf Grund eindringlicher Quellenstudien und mit Benutzung der gesammten vorhandenen Literatur schildern sie einfach, übersichtlich und verständlich das Leben der drei Kaiser, die einem sehr düsteren Zeitabschnitt der deutschen Geschichte das Gepräge ihrer Persönlichkeit aufgedrückt haben. Da die Fülle des Stoffes auf einem engen Raum bewältigt werden mußte, sah sich Stieve zu gedrängter Kürze in der Darstellung genöthigt. Deren Klarheit wird hiedurch indessen nicht beeinträchtigt, und ebensowenig verlieren die Charakterbilder, die er von den drei Vertretern des Hauses Habsburg entwirft, durch die schmucklose Sprache an Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Scharf und treffend ist ein Jeder in seiner Eigenart dargestellt: Rudolf II., hochgebildet, edel gesinnt und von genialer Begabung, aber, wie in unsern Tagen König Ludwig II. von Bayern, frühzeitig von einem schweren Geistesleiden umnachtet; Ferdinand II. hingegen ungemein beschränkt, wir dürfen geradezu sagen „dumm“, ein geistloser Betbruder und, bei seiner Furcht vor höllischen Strafen, ein blindes Werkzeug in den Händen seiner dem Orden oder wenigstens den Anschauungen der Jesuiten angehörenden Rathgeber; endlich dessen Sohn Ferdinand III.,

[1] Abhandlungen, Vorträge und Reden von Felix Stieve. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1900.

kirchlich gesinnt wie sein Vater, aber dennoch ein Herrscher von unzweifelhafter Begabung und infolgedessen auch weniger maßlos als jener in seinem Glaubenseifer. Durch eine Fülle von Charakterzügen, die für das Wesen der Fürsten selbst ebenso wie für ihre Zeit kennzeichnend sind, gewinnen Stieve's Erzählungen einen hohen Reiz selbst für den, der nicht zum Kreise der engeren Fachgenossen zählt.

In höherem Maß als diese drei Lebensabrisse nehmen zwei andere in dem Buch enthaltene, übrigens ebenfalls sehr fesselnd und interessant geschriebene, Abhandlungen, die sich auf Wallenstein beziehen, das Nachdenken und die Sammlung des Lesers in Anspruch. Sie behandeln den Entwicklungsgang des Friedländers, der dessen Glanzzeit vorangeht; die erste von beiden umfaßt die Kindheit und Jugend Wallensteins bis zu den Ereignissen, die seinem Leben die entscheidende Richtung geben, seinem vermuthlich im Herbst 1606 vollzogenen Uebertritt zur römischen Kirche und der Frucht desselben, seiner glänzenden ersten Heirath im Frühjahr 1609. Die zweite, bedeutend umfangreichere, behandelt seine Schicksale bis zur Uebernahme des ersten Generalates im Jahre 1625.

Trotz des hohen Werthes, den die gründliche Durchforschung dieser Lebensabschnitte für das Verständniß seiner rätselhaften Persönlichkeit besitzt, ist sie bisher von der Geschichtsforschung, der älteren wie der neueren, ungebührlich vernachlässigt worden: erst Stieve hat sich die Mühe gegeben, in diesen Vorarbeiten zu der von ihm geplanten Wallenstein-Biographie genau festzustellen, was wir über den ganzen genannten Zeitraum an zuverlässigen Nachrichten besitzen.

In der Lösung dieser recht schwierigen Aufgabe bietet, wie der Herausgeber im Vorwort gewiß ohne Uebertreibung bemerkt, die historische Kritik unsrer Zeit eine ihrer glänzendsten Leistungen. Wahrhaft bewundernswerth tritt hier, mit unermüdlichem Fleiß und einer bis ins Kleinste gehenden Genauigkeit gepaart, der Scharfblick zutage, mit dem Stieve sich in die schwierigen Verhältnisse einer fernen Vergangenheit hineinzuversetzen, sie zu durchdringen und zu beherrschen gewußt hat. Seine Bemühungen sind nicht vergeblich geblieben, vielmehr hat seine Beweisführung, der wir bei aufmerksamem Lesen nicht umhin können uns anzuschließen, zu einem ebenso wichtigen wie eigenthümlichen Ergebniß geführt. Die bisherigen Geschichtsschreiber Wallensteins sind alle von der Vorstellung ausgegangen, daß dieser von vornherein und bei jeder Gelegenheit Außerordentliches geleistet haben müsse. Von Stieve ist dieselbe gründlich widerlegt worden. Unbarmherzig entkleidet er den Friedländer des ihn umgebenden romantischen Glanzes: die hervorragenden Thaten, die er als junger Mann vollbracht haben soll, weist er entweder als irrthümlich berichtet oder mindestens als übertrieben nach und zeigt ihn uns in seiner wahren Gestalt als den echten Vertreter des verkommenen Adels der österreichischen Erblande zu jener Zeit. Eine recht alltägliche und obendrein höchst abstoßende Erscheinung, eine Persönlichkeit, welche die Laster ihres finsteren Jahrhunderts in einem selbst die rohen Standesgenossen empörenden Maße in sich verkörpert und nur durch eine Gewissenlosigkeit ohne Gleichen, nicht aber durch überlegene kriegerisch oder staatsmännische Fähigkeiten zu ihrer schwindelnden Höhe emporgestiegen ist.

Je größere Anerkennung die gewaltige und von reichem Erfolg gekrönte geistige Arbeit verdient, die in diesen Wallenstein-Studien von Stieve geleistet worden ist, desto mehr werden die Verehrer des Frühverblichenen mit dessen Wittwe und dem Herausgeber darin einverstanden sein, daß sie sich entschlossen haben, die beiden ursprünglich in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie veröffentlichten Abhandlungen in diese Sammlung mit aufzunehmen und dadurch einem größeren Kreis von Geschichtskennern zugänglich zu machen.

Die Freude hierüber kann uns freilich nicht über die schmerzliche Thatsache hinwegtäuschen, daß es eben doch nur Bruchstücke sind, die sie zu bieten vermochten und daß Felix Stieve der Abschluß des groß angelegten Werkes, dessen Bestandtheile sie bilden sollten, leider versagt geblieben ist. Wie außerordentlich dieses die geschichtliche Forschung bereichert haben würde, läßt sich aus den beiden vorhandenen Abschnitten leicht ermessen; daß aber auch die Geschichtsschreibung als solche durch die Nichtvollendung von Stieve's Wallenstein einen unwiederbringlichen Verlust erlitten hat, möge man aus der künstlerischen Gestaltung mancher der anderen in diesem Buch vereinigten Arbeiten entnehmen.

Neben der seltenen Begabung Stieve's als Darsteller und Redner läßt sich an der Wahl der einzelnen Gegenstände auch die große Vielseitigkeit seiner Interessen und Beschäftigungen erkennen. In den Vorträgen „Heinrich IV. in Canossa", „die hussitische Bewegung" und mehreren anderen hat er die Grenzen seines engeren Forschungsgebietes überschritten und durch die verständnißvolle Behandlung dieser Stoffe bewiesen, wie Großes er geleistet haben würde, wenn sich sein Wunsch erfüllt hätte, die Fesseln der Spezialforschung zu sprengen und sich der Bearbeitung und Darstellung großer Zeiträume, der Lösung welt- und volksgeschichtlicher Probleme zuzuwenden.

Unter den übrigen, dem ursprünglichen Feld seiner wissenschaftlichen Thätigkeit angehörenden Bestandtheilen dieses Buchs glauben wir als die Perlen die beiden Vorträge über König Gustav Adolf von Schweden und Kurfürst Maximilian I. von Bayern bezeichnen zu dürfen. Mit der ihm eigenen Schärfe und Anschaulichkeit entwirft Stieve in ihnen das Charakterbild dieser zwei bedeutendsten und zugleich würdigsten unter den fürstlichen Vertretern ihrer Zeit, und lebendig treten uns Beide in seiner Schilderung mit allen entscheidenden Merkmalen ihres Wesens entgegen: eine strahlende Heldengestalt steht Gustav Adolf vor uns, genial als Herrscher wie als Feldherr, dabei beseelt von einer wahrhaft vulkanischen Gluth des Ehrgeizes und der Leidenschaft, die er trotz aller ihm innewohnenden Seelenstärke nicht immer zu bemeistern vermag; bei großer Heftigkeit und Unbesonnenheit aber auch wieder gutherzig, leutselig, wohlwollend und liebenswürdig, von eindringlicher, volksthümlicher Beredsamkeit — eine echt germanische Erscheinung. In schroffem Gegensatz zu dem ansprechenden Bild des nordischen Königs entbehrt Maximilian von Bayern, der auch in seinem Aeußeren nichts deutsches besitzt, aller dieser für die Art unsres Stammes bezeichnenden Züge und erscheint gleichsam „von einem eisigen Hauche umweht": verschlossen, wortkarg, zurückhaltend und, obwohl gütig herablassend in seinem Auftreten, dennoch herb, streng und gemessen. Von der schöpferischen Kraft des Genius, mit der sich Gustav Adolf über seine Zeit erhob, ist bei Maximilian nichts zu entdecken; in der beschränkten kirchlichen Richtung, die deren Anschauungen bestimmt, zeigt er sich, ungeachtet seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten, gänzlich befangen und hat in seiner Persönlichkeit den Geist des Jesuiten-

ordens, unter dessen Einflüssen er aufgewachsen ist, so voll und deutlich wie kein zweiter unter seinen katholischen Standesgenossen ausgeprägt. Ueber diese ebenso wie über die Schaar der protestantischen Territorialherren jener Tage ragt er gleichwohl um Hauptes länge empor und darf weitaus als der gewissenhafteste, beste und bedeutsamste unter den damaligen deutschen Fürsten bezeichnet werden. Der Erziehung, die er genossen hatte, war es eben nicht, wie bei seinen habsburgischen Vettern, gelungen, die Kraft seiner Seele zu beugen oder zu brechen, die Anschauungen der Jesuiten hatte er sich vielmehr zum freien geistigen Eigenthum gemacht und eine Festigkeit des Charakters, eine Unabhängigkeit des Willens und eine Selbständigkeit des Urtheils sich gewahrt, wie sie selten einem Menschen verliehen sind: Eigenschaften, die ihn befähigten, seinen Glaubenseifer im Zaume zu halten und zugleich der Pflichten gegen das Vaterland eingedenk zu bleiben in einer Zeit, wo das Bewußtsein desselben den meisten anderen Reichsfürsten entschwunden war.

Ihrem bösen Beispiele ist Maximilian nicht gefolgt und den Regungen seines dynastischen Ehrgeizes nicht erlegen. Ihm selbst gereicht sein Verhalten ebenso zum Ruhme, wie es für Deutschland zum Segen geworden ist, denn dem hingebenden Eifer, mit dem er sogar im Drange der größten Noth die Interessen des Reiches vertrat, war es großentheils zu danken, daß dieses wenigstens die für die einstige Wiedergeburt unsres Volkes immerhin bedeutsame äußere Form seines Bestandes im westfälischen Frieden zu retten vermocht hat.

Wenn es Stieve gelungen ist, eine Persönlichkeit wie die Maximilians von Bayern, dieses Ideals eines christlichen Fürsten im Sinne des Jesuitenordens, und deren Wirken unbefangen zu würdigen, so hat er hiemit nicht seinem wissenschaftlichen Sinne und nicht minder auch seiner Mäßigung ein ehrendes Denkmal errichtet. Mußte ihm doch die leidenschaftslose Behandlung eines solchen Gegenstandes schwer genug fallen bei dem schroffen Zwiespalte, in den er, der einstige strenge Katholik, mit der Zeit zur römischen Kirche gerathen war. In anderen Theilen der vorliegenden Sammlung kommt dieser Zwiespalt mit aller Entschiedenheit zutage, während sich darin zugleich über die Entwicklung der Verhältnisse, die ihn zum Bruch mit den kirchlichen und religiösen Gesinnungen seiner Jugend getrieben haben, interessante Aufschlüsse und Andeutungen finden. Ich verweise hiefür auf den vortrefflichen, den übrigen lebensgeschichtlichen Skizzen durchaus gleichwerthigen Aufsatz über Ignaz v. Döllinger, den er für die „Münchener Neuesten Nachrichten" schrieb, sowie ferner auf die Abhandlungen „Bedeutung und Zukunft des Altkatholizismus", „Zur Charakteristik der katholischen Abtheilung" (des preußischen Kultusministeriums) und „Max Lossen und der kölnische Krieg", die zuerst in dieser Beilage erschienen.

In engem Zusammenhange mit der genannten Entwicklung vollzog sich auch ein Umschwung von hoher Bedeutung in den politischen Anschauungen des jungen Gelehrten. Seiner katholischen Richtung entsprechend, war er ursprünglich großdeutsch gewesen und hatte, obwohl Mitglied einer preußischen Beamtenfamilie, noch 1866 mit dem Herzen auf Seiten des glaubensverwandten Oesterreich gestanden. Unter dem Eindruck der religiösen und der gleichzeitigen nationalen Bewegung verwandelte er sich jedoch immer mehr in einen begeisterten Anhänger des neuen Deutschen Reiches unter Preußens Führung. In Bewunderung und dankbarer Verehrung lernte er aufblicken zu den Männern, deren hehre Gestalten uns zum Sinnbilde der Einigung Deutschlands geworden sind, und in glänzenden, einen wahren Sturm des Jubels erweckenden Festreden hat er schließlich den Heldenkaiser Wilhelm I. und seinen großen Kanzler gefeiert, jenen 1897 bei der Hundertjahrfeier in der kgl. bayer. Technischen Hochschule, diesen 1895 und 1898 bei den in München zu seinem Geburtstage veranstalteten Festkommersen. Aufrichtig freuen wir uns des Wiederabdruckes der drei Reden in der neuen Veröffentlichung und stimmen in unserm Urtheile über sie vollkommen der Ansicht des Herausgebers bei, daß anschaulicher, in edlerer Begeisterung und mit großartigeren Beziehungen zu der tausendjährigen Geschichte unsres Volkes die Gründung des Deutschen Reiches kaum irgend gefeiert worden ist".

Die Ansprache vom 31. März 1898 feiert Bismarcks unvergängliche Verdienste um die Erfüllung der politischen und nationalen Bestrebungen des Jahres 1848 durch die Versöhnung des Königthumes mit dem Liberalismus und die Gesetzgebung zum Wohle der arbeitenden Klassen. Es war das letztemal, daß Stieve in der Oeffentlichkeit das Wort ergriff. Gedankenreich und vollendet in der Form, bildet diese Huldigung des größten unter seinen Zeitgenossen einen würdigen Abschluß seiner Thätigkeit als Lehrer der Geschichte.

Belvedere bei Weimar.

Hermann Frhr. v. Egloffstein.

Wie finden die Thiere nachhause?[1]

Von Albrecht Bethe (Straßburg).

Viele Thiere finden überhaupt nicht nachhause. Eine große Zahl der freilebenden Thiere führt ein absolutes Nomadenleben; Haus und Heimath ist ihnen fremd. Dahin gehören nicht nur niedrige Thierformen, sondern auch Vertreter der höchsten Klassen. Vor allem sind die großen Wassermassen auf der Erde: das Meer, die großen Seen und Flüsse, von freischwimmenden oder freischwebenden Thieren bevölkert, die sich ziellos umhertreiben lassen. Es sind das die sogenannten Plankton-Thiere, von denen in letzter Zeit wegen der verschiedenen Expeditionen zu ihrer Erforschung so viel die Rede gewesen ist. Da sind ferner einzellige Wesen neben Krebsthieren, durchsichtigen Mollusken und Quallen, da finden wir eine stattliche Anzahl von Fischen, einige Schildkrötenarten und auch Vertreter der Säugethiere: die Delphine und Walfische. Auch viele Bewohner des Meeresbodens und des festen Landes führen ein unruhiges Bummelleben. Viele Würmer, Schnecken, Muscheln und Krebse und die Vertreter des Thierkreises der Stachelhäuter (Seesterne, Seeigel und Seewalzen) treiben sich heimathlos am Boden des Meeres umher. Auf dem Lande sind es vor allem viele Insekten, die des bestimmten Aufenthaltsortes entbehren. — Alles dies sind Thiere, für welche die Existenzbedingungen auf weite Strecken hin ganz gleich sind, die überall Nahrung und gleich viel oder gleich wenig Schutz vor Anfeindung finden. Wesentlicher als dies ist aber ihr Verhältniß zu ihrer Nachkommenschaft. Sie kümmern sich nicht um dieselbe, wenn sie das Licht der Welt erblickt; sie legen ihre Eier ab, nachdem sie befruchtet sind, und überlassen sie sich selbst oder bringen ihre Jungen

[1] Populärer Vortrag, gehalten in der Festsitzung der 25. Wanderversammlung der südwestdeutschen Neurologen und Irrenärzte in Baden-Baden am 26. Mai 1900.

in so hochentwickeltem Zustande zur Welt, daß sie keiner Pflege von Seiten der Eltern bedürfen.

Anders ist es mit den Thieren, die ihre Nahrung nur auf engumgrenzten Gebieten finden, die an bestimmte Orte und Schlupfwinkel zu ihrem persönlichen Schutz gebunden sind, die ihre Nachkommenschaft in so hülflosem Zustande zur Welt bringen, daß sie der Brutpflege bedarf, daß sie ohne Hülfe der Eltern dem sicheren Verderben entgegengehen würde. Solche Thiere müssen an bestimmte Orte zurückkehren, müssen eine Heimath haben, wenn sie nicht, wie der Einsiedlerkrebs, ihr Haus mit sich herumschleppen oder wie manche Beutelratten die Jungen bis zur Selbständigkeit auf ihrem Rücken mit sich tragen. Beide Auswege behindern so sehr die freie Beweglichkeit, daß wir sie nur in wenigen Fällen angewandt finden. Praktischer ist es, einen sicheren Schlupfwinkel zu haben, der leicht im Augenblick der Gefahr zu erreichen ist, oder die Jungen an sicherem Ort zurückzulassen. Wäre die Eidechse genügend von Natur geschützt, sie brauchte nicht ängstlich in der Nähe ihrer Höhle ihre Streifzüge zu machen. Müßte nicht der Adler in tagelangem Brüten das Leben, das in den Eiern steckt, zur Entwicklung bringen und die Jungen noch lange Zeit nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei füttern, wärmen und beschützen, er brauchte kein Nest; er könnte ein abwechslungsreiches Vagantenthum führen. Jeder hohe Baum, jeder Felsen würde ihm willkommenes Nachtquartier sein, wo er sich auch gerade befinden mag. Nur die Sorge für die Jungen macht ihn zum ansässigen Philister.

Alle Thiere, die Haus und Heimath haben, müssen Mittel besitzen, sie wieder zu finden. Wir selbst gehören zu diesen Wesen und, wenn man die Frage im allgemeinen stellt, welches diese Mittel sind, so wird es zweckmäßig sein, von uns selbst auszugehen. Unser Hauptorientirungsmittel beim Finden unsres Weges ist nun ohne Zweifel das Auge. Wenn wir einen fremden Ort aufsuchen, so prägen sich alle optischen Eigenthümlichkeiten des Weges unserm Gedächtniß ein, große Bäume und Steine, Kirchthürme, Holzhaufen, Bretterzäune 2c. Wollen wir wieder nachhause, so verfolgen wir den vorher gemachten Weg rückwärts, indem wir die Eindrücke des Hinweges in umgekehrter Reihenfolge erleben und mit den festgehaltenen Erinnerungsbildern vergleichen. Von weitem sichtbare Merkzeichen, wie z. B. Kirchthürme, gestatten dabei bisweilen Abkürzungen. Fallen die optischen Eindrücke fort, so sind die meisten Menschen desorientirt. Schon auf gebahnten und gut bekannten Wegen sind viele Leute nicht imstande, bei Nacht nachhause zu finden, wenn sie früher den Weg nur bei Tage gemacht haben; und bei tiefem Nebel verirren sich nicht selten Menschen in ihrer eigenen Heimathstadt. Noch viel mehr geschieht dies im freien Felde. Das Gefühl kann hier nicht ersetzend für das Gesicht eintreten; sehen wir doch, daß selbst bei höchster Ausbildung des Tastsinnes, wie ihn die Blinden besitzen, nur eine Orientirung in engumgrenzten Gebieten möglich ist. Es gibt aber überall einzelne Bevorzugte, die ohne künstliche Mittel — Kompaß und Landkarte, auf die wir nicht einzugehen brauchen — in ihnen wenig bekannten Gegenden im tiefsten Nebel ihrn Weg finden. Es sind das meist Leute, die von früher Jugend sich unter ungünstigen Witterungsbedingungen im Freien herumgetrieben haben und so einen Sinn — den sogenannten Richtungssinn — zur Ausbildung gebracht haben, der schon von Geburt an beim Menschen oft fehlt und nie die Höhe erreicht, die wir bei manchen Thieren kennen lernen werden. Man ist in den letzten Jahrzehnten zu der Ansicht gekommen, daß dieser Sinn seinen peripheren Sitz in einem Theil des Labyrinths (des inneren Ohres) hat, daß er zusammenfällt mit dem von Goltz entdeckten sogenannten sechsten Sinn. Die Leute registriren, ohne weiter darauf zu achten, bei Zurücklegung eines Weges alle Krümmungen und Schlängelungen zugleich mit der ungefähren Entfernung und sind auf Grund dieser unbewußten Registrirung, ohne sich weiter zu besinnen, in jedem Augenblick imstande, anzugeben, wo Norden liegt und in welcher Richtung sie zu gehen haben ,um diesen und jenen bestimmten (und bekannten) Ort zu erreichen.

Auch in den besten Fällen reicht die Ausbildung des Richtungssinnes beim Menschen nicht annähernd an die bei manchen Thieren heran. Gerade bei den Thieren, die über die besten Augen verfügen, den Vögeln, von denen man also a priori annehmen sollte, daß bei ihrer Orientirung das Gesicht den wesentlichsten Faktor bildet, ist er zur höchsten Ausbildung gelangt und spielt er die Hauptrolle beim Finden des Weges. Ueber seine Rolle bei dem Wegfinden der Brieftauben verdanken wir E w a l d die neuesten und hervorragendsten Aufschlüsse. Ich lehne mich im folgenden an seine Ausführungen an: Die Thatsache, daß Brieftauben nachhause und zwar in der kürzest möglichen Zeit zurückfinden von Orten, welche von dem nächstbekannten so weit entfernt sind, daß eine optische Wahrnehmung desselben beim Aufsteigen unmöglich ist, beweist bereits, daß es sich um eine Orientirung mit dem Gesicht nicht handeln kann. So traf eine Taube, die auf die Strecke Wilhelmshaven—Straßburg trainirt war, unverspätet in Straßburg ein, nachdem sie, ohne Zwischenstationen durchgemacht zu haben, in Königsberg aufgelassen war. Noch mehr gesichert wird dieser Schluß durch Experimente, die bei tiefem Nebel von Ewald ausgeführt wurden. Ob trainirt oder nicht trainirt, die normale Taube findet auch im Nebel nachhause zurück. Daß die Tauben die Heimath nicht riechen, wie neuerdings geäußert wurde, geht schon daraus hervor, daß sie am besten nachhause finden, wenn sie den Wind im Rücken haben. — Um einen nervösen Prozeß handelt es sich aber sicher beim Wegfinden der Tauben, denn es fanden Thiere, die beim Transport chlorofor mirt waren, im Nebel nicht, wie die normalen Kontrolthiere, nachhause, gleichgültig, ob ihnen der Ort, von dem sie aufgelassen wurden, fremd oder gut bekannt war, Von den uns bekannten Orientirungsmitteln bleibt also nur der Richtungssinn übrig, und daß dieser wirklich die Führung übernimmt, geht mit großer Wahrscheinlichkeit daraus hervor, daß Thiere, denen kleine Operationen am Labyrinth gemacht waren, in der Fähigkeit, den Weg zur Heimath zurückzufinden, sich wesentlich beeinträchtigt zeigten. (Ich habe hier verschiedentlich von Wahrnehmung und anderen psychischen Vorgängen bei Thieren gesprochen. Es sei dazu bemerkt, daß ich es im Grunde für unrichtig halte, den Handlungen der Thiere subjektive Vorgänge unterzuschieben. Hier sind aber die Ausdrücke der gewöhnlichen Sprache, welche fast alle den Stempel des Subjektiven tragen, beibehalten worden, weil ihre Vermeidung eine längere Erörterung nöthig gemacht hätte).

Bei den meisten Säugethieren nimmt den ersten Platz unter den Orientirungsmitteln das Geruchsorgan ein. Daneben spielt der Richtungssinn und das Gehör eine große Rolle. Das Gesicht scheint gegen diese drei in der Regel sehr zurückgetreten, finden sich doch z. B. blinde oder geblendete Hunde nach kurzer Zeit auf weite Strecken außerordentlich gut zurecht. Es ist so bekannt, welche große Rolle das Geruchsorgan im Leben der bestbekannten Säugethiere, des Wildes, der Hunde und der

Pferde spielt, wie es gerade beim Finden des Heimweges oft die Führerschaft übernimmt, daß es nicht nothwendig ist, näher darauf einzugehen. Weniger bekannt dürften Beispiele dafür sein, daß auch der Richtungssinn bei vielen Säugethieren eine sehr viel höhere Ausbildung besitzt als beim Menschen, wenn er auch an die der Vögel nicht heranreicht. Nicht nur sehende, sondern auch blinde Katzen (und dies sind die beweisenderen Fälle) finden in kürzester Zeit nach ihrer alten Heimath zurück, wenn sie mehrere Meilen im Wagen oder auf der Eisenbahn von ihr fortgeschafft sind. Orientirung durch Verfolgung einer Geruchsfährte ist ausgeschlossen, da die Thiere den Boden nicht mit den Füßen berührten. Daß sie auf Meilen die alte Heimath „hören", ist wohl kaum anzunehmen, es bleibt also kaum etwas anderes als der „Richtungssinn" übrig. — Einen sehr eklatanten Fall habe ich selbst an einem Hunde erlebt: Der Hund war eines Abens von seiner weit entfernten Heimath mit der Eisenbahn in einem Dorf des Harzes angekommen, wo er nie zuvor gewesen war. Am anderen Morgen wurde er auf einem weiten Spaziergang mitgenommen. Der Weg war sehr komplizirt, und als mehrere bewaldete Berge und Thäler zwischen dem Hunde und dem Dorf lagen, nahm er plötzlich eine Wildfährte auf und verschwand im Walde. Seine Begleiter glaubten ihn in der fremden Gegenden verloren. Ich selbst befand mich zur selben Zeit in dem erwähnten Dorfe in einem Hause, von dem man den Blick auf jene Berge hatte. Der vorderste Berg war nur halb bewaldet und sein unterer Theil mit Wiesen bedeckt. Etwa dreiviertel Stunden, nachdem der Hund fortgelaufen war, sah ich am Rande des Waldes den Hund hervortreten, der geradlinig durch die Wiesen auf das Haus lossteuerte. Wie ein Blick auf die Landkarte ergab, hatte er aus der Gegend, wo er fortgelaufen war, den direkten Weg über Berg und Thal genommen und nicht den sehr viel weiteren aber bequemeren Hinweg zurückverfolgt. — Wir finden also bei vielen Säugethieren eine ganze Anzahl von Mitteln, die das Finden des Weges ermöglichen: den Geruch, den Richtungssinn, das Gehör und das Gesicht.

Irgend eines der Orientirungsmittel ist bei Säugethieren auch unter den ungünstigsten Verhältnissen immer noch imstande, den Weg zur Heimath zu ermöglichen; wenn aber nur ein einziges Mittel zur Verfügung steht, wie dies bei vielen niederen Thieren der Fall ist, dann tritt, wenn das eine Mittel einmal nicht in Funktion treten kann — es mag noch so gut unter normalen Bedingungen seinem Zweck dienen —, eine Desorientirung ein, die einen geradezu komischen Eindruck macht. Fülle an Mitteln macht frei, Beschränktheit zum Sklaven!

So ist die Verfolgung einer chemischen Spur bei vielen wirbellosen Thieren das einzige Mittel, den Weg zu finden. Richtungssinn u. s. w. sind nicht vorhanden, können aber nicht wie bei Säugern ersetzend eintreten. Zum Beispiel verfolgt eine Schneckenart, Patella genannt, um in ihre Wohnungsgrube zurückzugelangen, sklavisch die Spur, die sie auf dem Hinweg hinterlassen. Diese kleinen, mit einer hutförmigen Schale bedeckten Schnecken höhlen sich nämlich an den Kalkfelsen der Meeresküste kleine Gruben aus, die gerade ihrem Körper Platz gewähren. In diesen sind sie von allen Seiten geschützt. Um die Algen in der Nähe abzuweiden, verlassen sie hin und wieder, am Felsen dahinkriechend, ihre Gruben und hinterlassen dabei auf dem Stein eine Schleimspur, der ein für jedes Exemplar charakteristischer chemischer Stoff, sagen wir ein Riechstoff, anhaften muß. Das geht aus den folgenden Versuchen direkt hervor. Wie schon gesagt, verfolgt das Thier, wenn es genug gefressen hat, seine eigene Spur mit allen Krümmungen wieder zurück. Hebt man es vom Wege auf und setzt es nur einige Millimeter daneben auf den Fels zurück, so kriecht es, wenn es nicht zufällig gleich die Richtung auf die alte Spur einschlägt, oft tagelang ziellos auf dem Stein umher, bis es schließlich durch Zufall auf den früheren Weg stößt und nun diesen zur Wohnungsgrube zurückverfolgt. Daß jedes Thier seine eigene charakteristische Spur hinterläßt, geht daraus hervor, daß ein Thier auf die Spur eines anderen gesetzt, diese nicht verfolgt, sondern so lange umherkriecht, bis es wieder auf die eigene trifft. — In ähnlicher Weise sind die meisten Ameisen, besonders die Lasiusarten, auf die sklavische Verfolgung ihrer eigenen Spur angewiesen. Wenn man mit dem Finger quer über eine Ameisenstraße fährt, die an einem Baum hinaufgeht, oder von einer Ameisenstraße, die auf der Erde lang führt, an einer Stelle die oberste Sandschicht fortnimmt, so können die Ameisen an der Stelle zunächst nicht weiter. Sie stauen sich von beiden Seiten auf und erst ganz allmählich bildet sich die Passage wieder aus. Legt man einen Papierstreifen über die Straße, so gehen sie nicht darüber weg, sondern versuchen darunter fortzukriechen. Daraus folgt, daß das, was sie leitet, dem Wege anhaftet. Da im Dunkeln der Weg so gut gefunden wird, wie im Hellen, so können es optische Zeichen am Boden nicht sein, die sie leiten. — Ist ein Papierstreifen so über den Weg gelegt, daß die Ameisen nicht darunter fort können, so bildet sich der Weg — gerade wie bei der Fortnahme der obersten Sandschicht — nach einiger Zeit über das Papier hin wieder aus. Läßt man ihn so einige Tage liegen, und nimmt ihn dann fort, so findet wieder eine Stauung statt, trotzdem der alte Straßentheil darunter nicht berührt worden ist. Daraus geht hervor, daß das, was dem Wege anhaftet, ein flüchtiger Stoff sein muß, ein „Riechstoff". — Daß alle Thiere immer den Weg zum Nest zurückverfolgen, den sie bei dem Hinweg genommen haben, läßt sich leicht zeigen. Man legt vor ein Nest ein berußtes Papier, auf dem sich jede Fußstapfe der Ameisen verzeichnet. Auf das Papier legt man etwas Fleisch oder Zucker. Bald kommt eine „neugierige" Ameise auf das Blatt heraufgeklettert und findet nach vielen Irrwegen den Vorrath. Sie nimmt etwas auf und verfolgt nun mit peinlichster Genauigkeit, immerfort die Fühler gegen den Boden bewegend, den vorher gemachten und für den Beobachter gut sichtbaren Weg rückwärts. Andere Thiere kommen und folgen derselben Spur und bei vielen Hin- und Rückwegen schleifen sich allmählich die Kurven des Wegs ab und es entsteht eine von den ideal geraden Ameisenstraßen, die den Laien in Bewunderung versetzen.

Ohne die Geruchsspur sind die meisten Ameisenarten ganz hülflos. Setzt man eine Ameise einige Millimeter von ihrer Straße fort, so irrt sie lange, lange ziellos und unruhig umher, bis sie zufällig wieder auf die Straße trifft.

Damit die Ameise richtig geleitet wird, muß ihr der Weg nicht nur angeben, daß er ein Weg ist; er muß ihr auch zeigen, in welcher Richtung sie gehen muß. Dies thut er auch. Nimmt man eine Ameise von der Straße auf, die gerade beutebeladen zum Nest läuft, und setzt sie um 180 Grad gedreht, wieder auf die Straße, so dreht sie sich gleich wieder um und läuft dem Nest zu, falls sie nicht ihre Beute bei der Manipulation verloren hat. Der Weg zeigt ihr also an, wo es zum Nest geht. — Wie ist das möglich? Wir wissen, daß jeder gute Jagdhund imstande ist, einer Wildspur „anzuriechen", ob das Thier nach rechts oder links gelaufen ist. Man muß daraus schließen, daß die Spur nach beiden Seiten verschieden

geartet ist, daß sie eine Art Polarisation besitzt. Welcher Art diese Polarisation ist, davon haben wir keine Ahnung. Aehnlich könnte es bei den Ameisen sein und ein einfaches Experiment zeigt, daß es so ist: Man leitet eine Ameisenstraße über ein Brettchen, das um die Mitte drehbar ist, und wartet bis sie gut begangen wird. Dreht man nun diese Drehbrücke plötzlich um 180 Grad um, so liegt die Spur noch in der alten Richtung, die Polarisation ist aber umgekehrt als vorher. Der Erfolg ist der, daß die Ameisen, welche von beiden Seiten her an das gedrehte Wegstück kommen, vollkommen desorientirt sind; sie stauen sich auf, laufen unruhig umher, betasten die Drehbrücke, aber wagen sich nicht hinauf. Ebenso ist es mit denen, die gerade auf der Brücke waren, als sie umgedreht wurde. Sie sind einfach gefangen und können nicht auf den festen Weg herunter, trotzdem er schön vor ihnen liegt. Wird wieder zurückgedreht, so ist der Zauberbann auf einmal gelöst; alles geht wieder seinen ruhigen Weg. Weitere Versuche haben nun gezeigt, daß eine gewöhnliche Ameisenstraße eigentlich aus zwei Straßen besteht. Es sind zwei Spuren da, von denen die eine zum Nest hin, die andere vom Nest fort führt.

Ist zwar bei Hunden schon das deutliche Vermögen vorhanden, die Polarisation einer chemischen Spur zu recipiren, so ist doch hier dies Vermögen zu einer besonderen Höhe entwickelt. Wir finden hier eine ganz einseitige Ausbildung einer Fähigkeit, hinter der alle anderen Fähigkeiten zurücktreten. Wie alle Einseitigkeit, hat auch diese ihre Schattenseiten; sie macht ihre Besitzer zu Sklaven der einen Fähigkeit, so daß sie unter ihr leiden, wenn die Verhältnisse sich etwas vom Normalen entfernen.

Daß die Verfolgung einer Geruchsspur auch für die fliegenden Insekten, soweit sie eine Heimath besitzen — das sind vor allem die Bienen, Wespen, Hummeln und Hornissen —, das Mittel der Orientirung ist, scheint von vornherein unwahrscheinlich. Jeder Windstoß würde die chemischen Theilchen, die in der Luft suspendirt sind, fortführen; das Finden des Weges wäre immer mehr oder weniger ein Zufall. Wir sehen aber, daß auch bei heftigem Winde die Bienen und Wespen mit Sicherheit auf ihr Nest zusteuern. Experimentell läßt sich diese Möglichkeit ganz ausschließen. Wäre es der Geruch, der von dem Bienenstock und dem Wespenneest ausgeht, der diese Thiere leitete, so dürfte eine geringe Verschiebung des Nestes nicht viel ausmachen. Es würde dann das Nest von einem neuen Standort die Riechstoffe in die Luft aussenden und die Thiere nach diesem Punkt hinziehen. Dies ist aber nicht der Fall. Es war zuerst Fabre, der Versuche nach dieser Richtung anstellte. Er verschob das Nest einer Mauerwespe um einen Meter nach der Seite und fand, daß die Wespe bei der Heimkehr an den alten Fleck ging und nicht in das offen daneben stehende Nest. Ein anderer Versuch Fabre's lehrt das Gleiche. Eine Erdwespe (Bembex) baut einen Gang in der Erde und macht am Ende desselben eine Kammer für die Brut. Wenn er den Gang aufdeckte, so daß die Brut offen zutage lag, so flog die Wespe bei der Heimkehr an genau die Stelle, an der sich der Eingang zum Gang befunden hatte, suchte da herum, und bekümmerte sich nicht um die einen halben Meter davon verschmachtenden Jungen.

Ganz ähnlich fällt das Experiment bei Bienen aus. Wird ein Bienenstock auch nur einen Meter aus der ursprünglichen Stellung nach rückwärts oder seitwärts verschoben, so schwirren die Bienen an der Stelle in der Luft herum, an der sich vorher der Nesteingang befand und gehen nicht in den groß und breit vor ihnen stehenden Stock hinein. Durch dieses Experiment wird außer der Leitung durch den „Geruch" auch die durch das „Gehör" und das „Gesicht" ausgeschlossen. Daß sie nicht durch das Auge nachhause geleitet werden, geht auch daraus hervor, daß man die Umgebung eines Bienenstockes ganz verändern und den Stock selbst maskiren kann, ohne daß sich die heimkehrenden Thiere irgendwie irritiren lassen; wenn nur das Schlupfloch frei und die Stellung des Stockes nicht verändert ist, so gehen sie, ohne zu zögern, hinein.

Es blieben noch von ausdenkbaren Möglichkeiten eine Orientirung mittelst magnetischer Mittel und durch einen „Richtungssinn", wie wir ihn bei höheren Thieren kennen gelernt. Kleine Magneten auf den Rücken der Bienen angebracht, müßten alle ihre eigenen Ströme ablenken; sie dürften also nicht nachhause zurückkehren, wenn sie auf diese Weise orientirt würden. Sie finden aber mit Magneten so gut nachhause wie ohne dieselben. Auch eine Orientirung durch einen dem der höheren Thiere analogen Richtungssinn ist nicht vorhanden. Es können natürlich durch einen Registrirappart für die Drehungen des Weges nur einige wenige Drehungen registrirt werden. Daß viele hundert Drehungen genau registrirt werden, können wir uns nicht vorstellen. Man kann aber Bienen viele hundertmal in schnellem Tempo um ihre verschiedenen Achsen drehen, sie finden beim Auflassen so schnell wie normale nach dem Stocke zurück. Es bleibt nichts übrig als zu sagen: Diese Thiere verfügen über ein Mittel der Orientirung, das uns noch vollkommen fremd ist.

Wir sehen also, daß sich die Natur der verschiedensten Mittel bedient, um diejenigen ihrer Kinder, die einer Heimath bedürfen, den Weg nachhause finden zu lassen. Manche verfügen über mehrere Mittel, andere sind auf ein einziges angewiesen. Bei vielen unsrer Mitgeschöpfe finden wir Mittel, die uns selbst bei der Orientirung nicht fremd sind. Bei anderen aber treffen wir Einrichtungen, von deren Wirkungsweise wir uns nach unsern eigenen Empfindungen auch nicht die geringste Vorstellung machen können, das sind die polarisirten chemischen Spuren und die Kraft, die die fliegenden Insekten leitet.

Mittheilungen und Nachrichten.

Göttinger Musenalmanach für 1900. Herausgegeben von Göttinger Studenten, mit Einbandzeichnung von Kuno Graf Hardenberg. Göttingen, Lüder Horstmann. — Von Levin Ludw. Schücking redigirt, erscheint der Almanach, nunmehr zum drittenmale, in neuem Gewande, in vermindertem Umfange und mit veränderten Mitarbeiterkreise. Von den Mitarbeitern des letzten Jahrganges finden wir B. v. Münchhausen, A. Böhme und A. Tronnier wieder vor; neu hinzugekommen sind Levin L. Schücking, P. Viertel, H. Eisentraut und W. Schottelius. Sämmtliche Mitarbeiter sind jetzige oder ehemalige Göttinger Studenten. Sie bieten hier eine Auslese ihrer Schöpfungen, um, wie die Einleitung besagt, der Welt Kunde zu bringen von einer gesunden jungen Kunst. Dieses Programm ist unsrer Ansicht nach glücklich durchgeführt. Der Hauch der Jugend liegt über dem frischen fröhlichen Buche, das frei ist von allem Gekünstelten, Manierirten, frei von dem Dekadententhum der „Modernen". Mag man immerhin einiges finden, was nicht vollreif, nicht technisch unangreifbar ist; das Ganze gewährt ein erfreuliches Bild, und Vieles ragt über das gewöhnlich als Lyrik Angebotene hinaus.

Zwei Mitarbeiter lenken schon äußerlich durch die Zahl ihrer Beiträge unsre Aufmerksamkeit auf sich.

Von den älteren ist dies **Börries Frhr. v. Münchhausen**, ein vielseitiges Talent, dessen Stärke u. E. auf dem Gebiete der Ballade und der stimmungsvollen Naturschilderung liegt. Er malt mit satten Farben und zeigt überall Kraft und Prägnanz des Ausdrucks.

Von den jüngeren ist zu nennen Levin Ludw. Schücking, der Redakteur dieses Jahrgangs. Mit sicherem Griff hat er aus den zahlreich ihm zugegangenen Beiträgen eine knappe Auswahl getroffen. Hierdurch hat u. E. dieser Almanach im Vergleich zum vorigen ebenso wie er an Umfang verloren hat, an künstlerischem Werth gewonnen. Seine eigenen Beiträge, frisch und flott geschrieben, sind von einem Wohllaut der Sprache und von einer Verstechnik, wie man beides etwa bei Leuthold findet. Aber bei diesen äußeren Vorzügen tritt der Inhalt keineswegs zurück. Er behandelt die verschiedensten Stoffe stets mit einer dramatischen Anschaulichkeit. Außer der knappgefaßten Skizze „Drei Reiter" und der köstlichen Studentengeschichte „Unser Münchhausen" gefallen uns von ihm am besten die Gedichte „Studentenfahrt", „In die Welt" und „Die Lieb und der Wind". — Für die übrigen Mitarbeiter gilt das oben im allgemeinen Gesagte; nur sei erwähnt, daß die Uebersetzungen von Paul Viertel sowohl als Uebersetzungen wie auch als deutsche Gedichte vortrefflich sind. — Der Göttinger Musenalmanach hat schon längst die Augen der Literaturfreunde auf sich gezogen, äußert sich doch z. B. auch Theobald Ziegler in den „Kulturströmungen des 19. Jahrhunderts" lobend über ihn. Daß das Unternehmen in Berlin theilweise geradezu mit Gehässigkeit angeschaut wird, kann bei dem frischen, gesunden Zuge, der durch das Buch geht, und andrerseits dem Standpunkt, auf dem die Berliner Lyrik angelangt ist, nicht wundernehmen. Theodor Berndt.

* Die Schulreform in Frankreich. Die von Wychgram herausgegebene „Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen" bringt folgende, angesichts der wieder eingeleiteten deutschen Schulreform doppelt belangreiche Mittheilungen: „Das wichtigste Ereigniß, mit dem das pädagogische Frankreich vor die zu dem großen Völkerfest zusammenströmenden Menschen treten kann, ist zwar auf der Ausstellung nicht mit Augen sichtbar; es ist aber doch so geartet, daß sich alle Fachkreise in allen Staaten damit beschäftigen: Die langersehnte Reform des höheren Unterrichtswesens ist in Fluß gekommen. Die Deputirtenkammer hat ihre Unterrichtskommission im Jahre 1899 beauftragt, eine umfassende Enquete über das höhere Unterrichtswesen zu veranstalten. Die Kommission hat zunächst von bedeutenden Männern, sowohl solchen, die dem Unterrichtswesen selbst angehören, als solchen, denen nach ihrer literarischen, wissenschaftlichen oder praktischen Stellung ein begründetes Urtheil zuzutrauen ist, Gutachten eingefordert; es sind im ganzen 196 derartige Denkschriften eingegangen, die dann in zwei starken Bänden veröffentlicht worden sind. Sodann hat die Kommission den Unterrichtsminister ersucht, durch die Akademie-Inspektoren eine umfassende Statistik der gesammten höheren Schulen von Frankreich vornehmen zu lassen; diese Statistik ist ebenfalls gedruckt worden und es sind ihr sehr lehrreiche Bemerkungen der Akademie-Inspektoren über die Schwankungen der Schulbevölkerung in den letzten 20 Jahren hinzugefügt worden. Ferner sind in einem besonderen Bande die Meinungsäußerungen der Lehrer und Direktoren selbst vereinigt worden. Endlich hat die Kommission ihre Bitte um Gutachten auch auf die Handelskammern und die Generalräthe ausgedehnt. Diese Gutachten sind im fünften Bande der Enquete zusammengestellt worden. — Die ganze Untersuchung ist in großartigem Maßstabe, ohne jede Voreingenommenheit, durchgeführt, die Fragen, die sich sowohl bis in die fachmännischen Einzelheiten erstrecken als auch die großen und weiten Gesichtspunkte betreffen, sind völlig objektiv gehalten, und man darf sagen, daß das Ganze ein höchst getreues Bild dessen gibt, was die Nation über die wichtigste Frage ihres Lebens, die Bildung der kommenden Geschlechter, denkt. Man kennt diese parlamentarischen Enqueten und ihre segensreichen Folgen für alle Gebiete des öffentlichen Lebens aus England; sowie eine wichtige Frage in das Stadium getreten ist, daß eine Lösung in einem oder anderem Sinne unabweisbar ist, wird sie mit einem staunenswerthen Aufwand an Umsicht, Beharrlichkeit und Fleiß in allen ihren Theilen zum Gegenstand einer special enquiry gemacht und es entrollt sich daraus ein genaues Bild dessen, was die Nation denkt. Es ist das einer der Vorzüge, den das parlamentarische Regierungssystem ohne Zweifel hat; dies Verfahren schützt vor dem trotz allen guten Willens unvermeidlichen Subjektivismus Einzelner, schützt vor dem, was man bei uns den „grünen Tisch" nennt. — Die vorliegende Untersuchung des französischen Unterhauses hat nun noch einen Vorzug, auf den wir ganz ausdrücklich hinweisen möchten, weil wir in einer ähnlichen Maßnahme bei den in Deutschland bevorstehenden Verhandlungen über denselben Gegenstand eine außerordentliche Förderung sehen; es sind in umfangreichstem Maße auch die Stimmen der Nichtschulmänner gehört worden. Es ist in der That schwer einzusehen, warum über Fragen, die die ganze Nation bis ins Innerste berühren und die für die Zukunft aller Volkskreise entscheidend sind, nur Schulmänner zu Rathe sitzen sollten. — An der Spitze der Kommission stand Hr. Ribot, der vormalige Unterrichtsminister. Er hat das ganze Material nach einheitlichen Gesichtspunkten verarbeitet, allenthalben das Wesentliche mit Meisterhand herausgehoben und die sich gegenüberstehenden Meinungen und sich entgegenwirkenden Tendenzen dargestellt."

F. Berliner Schulkonferenz. Nachdem sich die in Berlin tagende Schulkonferenz für die Gleichberechtigung der Abiturienten der Realgymnasien mit denen der humanistischen Gymnasien ausgesprochen, dürfte es angebracht sein, einen Rückblick auf die Entwicklung dieser Frage zu werfen. Im Jahre 1869 wurden Rektoren und Senate der preußischen Universitäten vom Unterrichtsministerium zu einem Gutachten über die Frage aufgefordert: „ob und inwieweit die Realschulabiturienten zu den Fakultätsstudien an den Universitäten zugelassen werden können"? Interessant ist es, daß Emil Du Bois-Reymond das von ihm 1870 als Rektor der Berliner Universität verfaßte „amtliche Gutachten über die Zulassung von Realschulabiturienten zu Fakultätsstudien", welches sich gegen diese Zulassung aussprach, bereits sieben Jahre später in einem in Köln am 24. März 1877 gehaltenen Vortrag öffentlich zurücknahm. Hauptsächlich hatten Erfahrungen in den Prüfungen, welche Du Bois-Reymond mit einzelnen vom Gymnasium mangelhaft vorgebildeten Medizinern in dem sogenannten Tentamen physicum gemacht hatte, dazu beigetragen. Diese Erfahrungen sind allerdings ungeheuerlich gewesen, und es kann kaum dem Lehrplan der Gymnasien zur Last gelegt werden, wenn „zwei Jahre nach der Reifeprüfung viele Mediziner in der ärztlichen Vorprüfung den Sinn von Wörtern wie Dyslysin, Kreosot nicht zu ergründen vermögen". Du Bois-Reymonds Feldgeschrei: „Kegelschnitte! Kein griechisches Skriptum mehr!" hat in der That dazu beigetragen, daß durch Zirkularerlaß des preußischen Unterrichtsministeriums vom 27. Mai 1882 an die Stelle dieses Skriptums eine Uebersetzung aus dem Griechischen trat, bei der Benutzung des Lexikons gestattet ist. Ein Mitglied der jetzigen Schulkonferenz, Hr. Mommsen, wandte sich übrigens in einer 1884 gehaltenen Akademierede gegen die Verdreher des Du Bois-Reymond'schen Wortes, gegen die „Banausen", welche „meinen, mit der Zeit den Homer durch die Lehre von den Kegelschnitten ersetzen zu können". In der That hat die gegenwärtig tagende Berliner Schulkonferenz, nachdem sie die Abiturienten der Realgymnasien denen der humanistischen Gymnasien gleichgestellt, gleichzeitig Vorschläge über die Ausdehnung des Lateinunterrichts an den Realgymnasien gemacht. Das Material über diese neuen Lehrpläne ist einer Kommission zur weiteren Berathung überwiesen worden.

* Von einer größeren wissenschaftlichen Reise ist, wie die „Nat.-Ztg." meldet, soeben der bekannte Orientalist Dr. Wilhelm Frhr. v. Landau zurückgekehrt. Das Ziel seiner Reise war vornehmlich die Insel Sardinien, deren Hauptfasen, das alte Caralis, als jetzt Cagliari, eine Gründung der Phönizier gilt. Das Museum von Cagliari, eine Gründung von Carlo Felice, birgt noch eine Fülle unausgenützter Funde, namentlich epigraphischer Art, und auch weitere Ausgrabungsfunde wurden neuerdings in dem Gelände gemacht. Mit Unterstützung des Museumsdirektors, Professor Filippo Nissardi, dem als „Ispettore dei Scavi" die wissenschaftliche Ausbeutung aller Funde untersteht, ist es Hrn. Dr. v. Landau gelungen, fünf unbekannte phönizische Inschriften, Votivinschriften auf Grabstelen zu entdecken. Die Grabstelen bilden eine sogenannte aeldicola, ein Häuschen mit Dach, in welchem

eine weibliche Figur mit überschlagenen Armen steht. Die Figur wie die Inschriften weisen auf ägyptisch-phönizischen Mischkultus hin, dessen Einzelheiten noch der fachmännischen Erklärung bedürfen. Man findet auf sardinischem Boden noch zahlreiche Münzen, die auf der einen Seite einen weiblichen Kopf, vermuthlich den einer Astarte oder Isis aufweisen, der auf dem Revers ein Pferd entspricht. Die neu gefundenen Inschriften werden demnächst der Berliner archäologischen Gesellschaft vorgelegt und dann publizirt werden. Dr. v. Landau hat bereits in seinen beiden Heften „Beiträge der Alterthumskunde des Orients" (Leipzig, Eduard Pfeiffer, 1893 und 1899) werthvolle Proben seiner phönizischen Studien gegeben.

* Eine interessante Ergänzung zu den Ausführungen Prof. Brenners in der vorgestrigen Nummer über die Bedeutung des Phonographen für die Sprachforschung bilden die Versuche, die der amerikanische Professor Bevier in der „Physical Review" beschreibt. Er hatte sich vorgenommen, die Vokale der menschlichen Sprache bei der Lautbildung zu analysiren. Das Mittel dazu bot ein gewöhnlicher Phonograph, dessen Aufzeichnungen bedeutend vergrößert wurden. Die Arbeit war so schwierig, daß sie vorläufig nur für den Vokal a, wie er z. B. in „Vater" ausgesprochen wird, beendet werden konnte. In diesem einen Vokal befinden sich bereits zwei Mundtöne. Der höhere und eigenartigere von beiden hat eine Zahl von etwa 1150 Schwingungen in der Sekunde, während der tiefere etwa 675 Schwingungen in der Sekunde besitzt. Bei der Aussprache des Vokals selbst kommt der höhere Ton mehr zur Geltung und ist auch bei den verschiedenen Personen von gleichmäßigerer Höhe als der tiefere Ton.

* **Würzburg.** Der Privatdozent für innere Medizin Dr. Koll hat seine Dozentur an der hiesigen Universität aufgegeben.

* **Tübingen.** An der naturwissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität ist mit Beginn des laufenden Sommersemesters ein Lehrstuhl für technische Chemie errichtet und dem Prof. Dr. Bülow übertragen worden. Prof. Bülow hat nun über die Pfingstferien mit einer größeren Anzahl seiner Hörer eine Studienreise zur Besichtigung der hervorragendsten Etablissements der chemischen Großindustrie in Deutschland unternommen.

* **Bonn.** Der hiesige außerordentliche Professor in der evangelisch-theologischen Fakultät, Lic. theol. Johannes Meinhold, ist von der theologischen Fakultät zu Marburg zum Doctor theologiae honoris causa ernannt worden.

* **Berlin.** Eine Professur für Hydrotherapie in der hiesigen medizinischen Fakultät wird, wie die „Nat.-Ztg." mittheilt, zum Herbst dieses Jahres eingeführt und dem außerordentlichen Professor Dr. Brieger übertragen werden. In Verbindung hiemit, wird, wie nunmehr verlautet, in der Charité das Wasserheilverfahren praktisch zur Anwendung gelangen. — Professor Rudolf Virchow ist von der Akademie der Wissenschaften in Wien in ihrer letzten Sitzung zum Ehrenmitglied gewählt worden. — Die hiesige Universität wird im gegenwärtigen Sommer-Halbjahr von 5105 Studirenden besucht, unter denen 1357 neu immatrikulirt worden sind. Gegenüber dem vorigen Sommer beträgt die Zunahme 288. Die theologische Fakultät zählt 282 Studirende (237 Preußen), die juristische 1498 (1215 Preußen), die medizinische 1067 (730), die philosophische 2258 (1572). Unter den 1572 Preußen der philosophischen Fakultät sind 718 aus Gymnasien, 350 aus Realgymnasien, 52 aus Oberrealschulen hervorgegangen und 452 sind noch ohne Reifezeugniß. Im Vergleich mit dem Vorjahr ist die stärkste Zunahme in der philosophischen Fakultät wahrzunehmen (+ 239), hingegen in der theologischen Fakultät eine Abnahme (— 31). Außer den immatrikulirten Studenten sind zum Hören der Vorlesungen noch 4665 Personen berechtigt, so daß die Gesammtzahl 9770 beträgt. Frauen sind diesmal — trotz der strengeren Bestimmungen, namentlich für Russinnen — 293 zugelassen, gegen 180 im vorigen Sommer und 406 im letzten Winter.

* **Aus der Schweiz.** An Stelle des nach Paris übersiedelnden Professors Georges Renard ist Professor Henri Warnery von der Akademie Neuenburg zum o. Professor für französische Literatur an die Universität Lausanne berufen worden.

* Gutenbergfeier in Mainz. Man rüstet sich hier mit allen Kräften für das Fest, das Mainz in den Tagen vom 23.—26. Juni zu Ehren Gutenbergs zu feiern gedenkt. Die Ausschüsse sind in emsiger Thätigkeit für die Empfangsfeierlichkeiten, die Festakte, den historischen Festzug, die Rheinfahrt und die sonstigen Veranstaltungen. Ueberall herrscht Opferwilligkeit, und so wird die alte Feststadt am Rhein die große kulturhistorische That, die aus ihren Mauern hervorging, würdig feiern. Einen wesentlichen Theil des Festes wird die große typographische Ausstellung bilden, die in den schönen Räumen des kurfürstlichen Schlosses für etwa drei bis vier Wochen geöffnet sein wird. Eine große Zahl der ersten und angesehensten Firmen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns hatte sich sofort in dankenswerther Weise bereit erklärt, die Ausstellung zu beschicken. Aber auch aus dem Ausland, aus Frankreich, Rußland, Italien, der Schweiz, England rc., sind zahlreiche und hervorragende Werke eingegangen. Besonders hervorzuheben ist die Betheiligung der Staatsdruckereien in Berlin, Wien, Paris, St. Petersburg und Lissabon, sowie anderer berühmter Institute. Mit den Erzeugnissen des Typendruckes und der Buchkunst verbindet sich die Ausstellung der graphischen Künste, die durch die neueren Verfahren des Holzschnittes, der Heliogravüre, des Farbendruckes, der Zinkätzung, Algraphie rc. einen so gewaltigen Aufschwung genommen hat. Auch andere Zweige des Buchgewerbes (Schriftgießerei, moderne Bucheinbände rc.) werden vertreten sein.

* **Neue Kataloge.** Theod. Ackermann, München: Antiquariatskatalog Nr. 481: Deutsche Belletristik. — L. Rosenthal, München: Katalog 70: Protestantische Theologie, 11. Abthlg. — Herder, Freiburg i. Br.: Mittheilungen Nr. 9. — E. Carlebach, Heidelberg: Antiquarisches Verzeichniß Nr. 236: Ausländische Literatur. — H. L. Schlapp, Darmstadt: Antiquariatsanzeiger Nr. 24. — Fr. Meyer, Leipzig: Bibliothek Huber, Abth. III (Geschichte der Neuzeit). — Dürr, Leipzig: Philosophische Bibliothek. — Koehler, Leipzig: Illustrirter Reisekatalog für 1900. — K. Hiersemann, Leipzig: Katalog 243: Klassische Philologie; 241: Prähistorie der Kultur und Kunst der Völker Europa's. — L. Liepmannssohn: Katalog 143: Autographen. — Illustrirte Klassiker-Bibliothek „Minerva"; Verlag der Literaturwerke „Minerva", Leipzig. — Der Wiener antiquarische Büchermarkt, hggb. von Kende, 1900, Nr. 13. — *Macmillan and Co.'s* classified list of new books and new editions published from March 17th to May 18th 1900. — Monthly Bulletin of books added to the Public Library of the city of Boston. Vol. V. Nr. 5. May 1900. Boston, The Trusters. — J. Baer u. Co., Frankfurt a. M.: Lagerkatalog 424: Monumenta typographica vetustissima.

Jahrgang 1900. München, Montag, 11. Juni. Nummer 132.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Württemberg in der deutschen Geschichte.

Eine Stimme aus Württemberg.

I.

Ueber dieses Thema hat der mit Herausgabe des hohenlohischen Urkundenbuchs betraute Dr. phil. K. Weller, der sich jetzt als Privatdozent für Geschichte an der Technischen Hochschule in Stuttgart habilitirt hat, neulich seine Antrittsvorlesung gehalten, die hernach in Broschürenform bei Kohlhammer in Stuttgart herausgekommen ist (65 S. 1 M.). Wir möchten nicht versäumen, Alle, denen es um eine anregende historische Lektüre zu thun ist, nachdrücklich auf diese Schrift hinzuweisen. Denn indem der Verfasser darauf ausgeht, nicht bloß eine übersichtliche Skizze über den Antheil Württembergs an der deutschen Geschichte zu geben, sondern eben aus diesem Antheil heraus die spezifische Eigenthümlichkeit dieses Landes, seine jeweilige geistige Physiognomie zu erklären, hat er sich nicht bloß die denkbar reizvollste Aufgabe, die unter obigem Titel unternommen werden konnte, gestellt, sondern damit ebenso dem Freunde unsrer engeren Landesgeschichte wie dem allgemein deutschen Historiker eine sie gleichmäßig nahe berührende Gabe dargeboten, welche die ernsthafte Beachtung von beiderlei Seite ebenso fordert als verdient. Voraussetzung einer solchen Arbeit war natürlich, daß der Verfasser über eine ebenso ausgebreitete Belesenheit in seinem Fach, d. h. hier der spezielleren württembergischen wie der allgemein deutschen Geschichtsliteratur, als über eine umfassende literarische Allgemeinbildung verfügt, endlich nicht am wenigsten über die schriftstellerisch-künstlerische Gewandtheit, ein so weitsichtiges Thema im Rahmen eines Einzelvortrags übersichtlich abzuhandeln, ohne weder auf leere Allgemeinheiten sich zu beschränken, noch durch die Fülle der Einzelheiten zu verwirren: Bedingungen, die bei Weller alle aufs glücklichste zutreffen. Auf diese Weise ist ein meisterhaftes Kabinetstück zustande gekommen, das nicht weniger durch die Feinheit der Ausführung, als durch die Weite und Höhe der Betrachtung einen eigenartig fesselnden Genuß gewährt und auch denjenigen, der nicht in allen Einzelheiten zuzustimmen vermag, doch nirgends ohne lebendigste Anregung und inwendige Förderung entläßt. Indem wir es einer anderen Feder überlassen, den Gedankengang des Verfassers im einzelnen wiederzugeben, sei es uns hier gestattet, zunächst auf zweierlei Punkte den Finger zu legen, um hernach zu der aktuellsten Frage, mit der das Buch schließt, dem jetzigen Antheil Württembergs an der geistigen Physiognomie Deutschlands und so unsrer Zukunftsaufgabe, einige Bemerkungen anzuschließen.

Was mir, bei aller weitgehenden Zustimmung zu den Ausführungen Wellers im einzelnen, wie hinsichtlich der Gesammtauffassung — so namentlich wenn Weller hervorhebt, von welch weittragenden Folgen das Ausscheiden des ritterlich-adeligen Elements aus dem staatlichen Organismus im Laufe des 16. Jahrhunderts für die Bildung des altwürttembergischen Charakters gewesen ist — am meisten aufgefallen ist, das ist, daß der geographische Faktor bei der Erklärung des schwäbisch-altwürttembergischen Charakters so sehr in den Hintergrund tritt, wenn ich auch nicht sagen will, daß derselbe sachlich ganz übersehen sei. Denn schon, indem der Verfasser auf die Veränderungen hinweist, die dieser altwürttembergische Charakter durch die Neugestaltungen im Beginn der neuesten Zeit, der napoleonischen Aera, zumal die Angliederung einestheils des fränkischen Hohenlohe im Norden, des katholischen Oberschwabens im Südosten andrerseits, erlitten hat, ist diesem geographischen Moment einige Rechnung getragen. Nur hätte dasselbe vielleicht doch noch deutlichere Hervorhebung verdient, um die eigenthümliche Vereinsamung und zugleich Verinnerlichung Württembergs von der Reformation bis zum Eintritt der neuen Zeit, was man bei uns „Eigenbrödelei" nennt, ausreichend zu erklären. Denn immer bleibt es doch eine höchst beachtenswerthe Thatsache, in welch merkwürdigem Grade Württemberg vor seiner Neugestaltung als reines mittleres (und nur zum Theil auch oberes) Neckar-Gebiet von dem großen Verkehr abgeschlossen, bezw. von diesem auf der Seite gelassen worden ist. Nicht bloß in der Richtung von Nord nach Süd, wie eigentlich noch heutzutage, sondern auch von Ost nach West bedurfte der Verkehr zwischen den großen Zentren des deutschen — fast mehr noch als des europäischen — Lebens Württembergs fast gar nicht. Sowohl von der oberen Donau (Augsburg-Ulm) zum Oberrhein (Freiburg-Basel) als von der mittleren Donau (Regensburg) und von der Hauptzentrale Nürnberg aus zu den rheinisch-pfälzischen Gegenden (Heidelberg-Mannheim ꝛc.) konnte der Reisende in alter Zeit gelangen, ohne Württemberg mehr als (in Tuttlingen einer-, Weinsberg andrerseits) flüchtig zu streifen. Nur nach Straßburg und so von Wien nach Paris führte der direkteste Weg über Württemberg durch das Herz des Landes, womit aber, seit Straßburg zu Frankreich gehört, weniger ein Antheil an der deutschen als an der europäischen Geschichte dem kleinen Lande reservirt war. Wie viel aber die räumlich-geographische Seite für die Geschichte eines Landes bedeutet, das wird von dem Historiker doch immer in erster Linie im Auge zu behalten sein, nicht bloß für die moderne Zeit, die Zeit der riesigen Verkehrssteigerung, sondern in womöglich noch höherem Grade für die frühere Zeit, wo die Verkehrswege in ganz

anderem Maße als heutzutage, wo durch die Eisenbahnen sich überall eine künstliche Berichtigung der Natur herstellen läßt, der gegebenen Naturvorschrift folgten. Mit dieser Ausstellung ist dann aber von selbst noch eine zweite Differenz der Anschauung gegeben, welche mir beim Lesen von Wellers Vortrag zum Bewußtsein gekommen ist. Seite 29 leugnet Weller zugunsten seiner geschichtlichen Erklärung des altwürttembergischen Charakters (mit seinem Bedingtsein einerseits durch jenen Wegfall des ritterlich-adeligen Elements, andrerseits durch die große Rolle, welche von der Reformation an durch die Verbindung von Kirche und Schule dem theologischen Element in unserm Lande zugefallen ist, groß genug, um Württemberg nicht ohne Grund den Namen eines evangelischen „Kirchenstaats" zu erwerben), mit Nachdruck die Behauptung von einer verschiedenen ursprünglichen Naturveranlagung der deutschen Stämme. So in dieser Weise dürfte sich das doch nicht aufrechterhalten lassen, sondern würde auf einen eklatanten Selbstwiderspruch hinausführen. Denn was sind diese verschiedenen Stammesveranlagungen anders als Unterschiede, die sich eben schon in der frühesten Epoche unsres Volkes ausgebildet, selbstverständlich geschichtlich ausgebildet haben? Ich kann mir nicht recht denken, daß es Weller wirklich entgangen sein sollte, daß thatsächlich diese frühesten Erlebnisse auch bei einem Volke noch ausschlaggebender sind als die späteren Erfahrungen, und daß allein auf diese Weise z. B. der außerordentlich tiefgreifende Unterschied zwischen dem fränkischen und zwischen dem schwäbischen Stamm — selbst innerhalb eines und desselben kleineren Staatswesens wie Württemberg noch stärker als z. B. zwischen dem schwäbisch-württembergischen Reichsdeutschen und zwischen dem schwäbisch-schweizerischen Ausländer, wenn man die inwendige Charakteranlage ins Auge faßt — zu erklären ist. Wie sollte es auch anders sein? So wie sich bei dem einzelnen Menschen tiefer eingräbt, was er als Kind unbewußt an besonderen Schicksalen durchzumachen gehabt, als was er mit Bewußtsein erlebt hat, so ist auch bei den Völkern und Völkertheilen fast wichtiger noch als deren geschichtliche Entwicklungs- ihre meist vorgeschichtliche Jugendzeit. Eine der weitreichendsten Bemerkungen, auf die Fr. Ratzel in seiner für Historiker so ungemein fruchtbaren Anthropogeographie aufmerksam gemacht hat.

II.

Damit kommen wir von selbst auf das Zweite, die Hauptsache, weil eben die aktuelle Frage, die uns Wellers Broschüre nahe legt, indem er zum Schluß auf die Rolle zu sprechen kommt, welche Württemberg in der neuesten deutschen Geschichte seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts und vollends seit den 70er Jahren spielt? Diese wird im Unterschied von der vorhergehenden Zeit der Periode des idealen unerfüllten Strebens nach dem größeren deutschen Vaterland, als eine dürftige bezeichnet. Damit ist — natürlich nicht gerade mit diesen Worten, sondern fein eingewickelt — nur ausgesprochen, was leider keinem Kundigen verborgen ist, ob es auch in unserm Land nicht an Leuten gebricht, die sich einbilden, daß wir wenigstens auf dem geistigen Gebiet auf einer für Andere allezeit unerreichbaren Höhe stehen. In Wahrheit läßt sich das Gegentheil nicht leugnen, was auch in Wellers trefflicher Uebersicht deutlich hervortritt: daß der äußere Antheil Württembergs an der neuesten Phase der deutschen Geschichte, äußerlich angesehen, literarisch ein so bescheidener ist, daß man weit zurückgehen kann, bis man auf einen ähnlichen Tiefpunkt stößt. Es ist nothwendig, das deutlich zu sagen, schon weil überall in der Welt Selbsterkenntniß der Anfang der Besserung ist. Darum ist aber auch die wichtigste Frage für uns: Warum ist es so? Folgen wir wieder Weller, so nennt dieser als Hauptursache eben die innerlich-idealistische Veranlagung des schwäbisch-württembergischen Volks, die es ihm schwer macht, in einer Zeit, wo die materiell-realen Faktoren so überall vorne anstehen, mit anderen äußerlich begünstigteren Theilen des Ganzen gleichen Schritt zu halten. Damit ist sicherlich ein, wo nicht der Hauptpunkt getroffen; es fragt sich nur, ob das alles und ob die Wurzel des Uebels damit deutlich genug bezeichnet ist? Wäre dem so, so ständen wir einer ziemlich hoffnungslosen Situation gegenüber oder einer, wo uns bloß die Hoffnung bliebe, daß auch wieder einmal eine Zeit kommen wird, in der die Welt wieder idealere Bedürfnisse haben und so auch unsre schwäbische Begabung wieder mehr zu ihrem Recht kommen wird. Denn das Rezept, das uns Weller gibt, durch gesteigerte Intensivität des idealen Strebens à la Schiller alle Hindernisse zu überwinden, ist eben leider wieder ein gar zu ideales und so für gewöhnliche Menschen nicht verwerthbar. Aendern oder, indem man sie aufdeckt, wenigstens einigermaßen beeinflussen lassen sich überall nur die realen Faktoren, die aber auch hier noch gewichtig genug bleiben. Es sei uns gestattet, wenigstens auf etliche hinzuweisen.

Da ist, vielleicht der in der Gegenwart verhängnißvollste Faktor, die Größe, d. h. die Kleinheit unsres Landes. Die ist wohl seit hundert Jahren dieselbe, d. h. im Verhältniß zu Altwürttemberg seit einem Jahrhundert das Doppelte. Aber was bedeuten auch 354 Quadratmeilen im Jahrhundert des Verkehrs, d. h. genauer seit dem letzten halben Jahrhundert? Wie es längst allmählich zu dem politischen ABC gehört, daß infolge der riesenhaften Steigerung der Verkehrsmittel nur noch die großen Nationen existenz- und konkurrenzfähig bleiben, die kleinen rettungslos verloren sind und nur durch den Anschluß an ein größeres Ganze noch mitkommen können, so spiegelt sich das auch innerhalb unsres deutschen Vaterlandes im Verhältniß der einzelnen Theile zum Ganzen wieder. Für Süddeutschland überhaupt und vollends für einen Staat wie Württemberg bedeutet das Jahr 1870 die Möglichkeit einer Erlösung, denn nur durch vollen Anschluß an das Ganze konnte Württemberg in unsrer Zeit auch geistig auf seine Rechnung kommen. Für sich selbst eine Rolle spielen zu können, konnte einem König Friedrich noch am Anfang dieses Jahrhunderts in den Sinn kommen, am Ende desselben wäre eine solche Idee bei einem Staatsmann unsres Landes mehr als gelinder Wahnsinn. Aber nicht bloß Württemberg ist heutzutage für sich zu klein, sondern schließlich gilt dasselbe von ganz Süddeutschland; daß es im Verhältniß zum Reich ein zu kleiner Theil des Ganzen ist, um auf dem Wege der Selbständigkeit die Konkurrenz mit Norddeutschland aushalten zu können, das mag für uns Alle eine schmerzliche Erkenntniß sein, da doch auch der Süddeutsche eine Gabe hat, die im Vergleich auch mit dem Norddeutschen eine ehrliche Mitgift ist: wie uns dünkt, gegenüber der mehr formell- verstandesmäßigen Veranlagung des Norddeutschen eine gemüthlichere, hier im guten Sinne gemeint, d. h. eine sachlichere Werthschätzung der Dinge. Und wir meinen allerdings, daß diese süddeutsche Veranlagung zum Schaden des Ganzen in unsrer Gegenwart zu wenig zu ihrem Rechte kommt, und daß es schon aus diesem Gesichtspunkte erklärlich erscheint, daß man vielfach mit

Hoffnung auf die Entwicklung Deutsch=Oesterreichs sieht und den Tag herbeisehnt, wo die Verhältnisse dort reif genug zu einem Wiederanschluß dieser getrennten süddeutschen Brüder an das Ganze sein werden. Aber zunächst und vielleicht noch für lange ist das Zukunftsmusik. Umsomehr gilt es, für den Augenblick sich deutlich machen, daß Süddeutschland, wie es jetzt dasteht, immer nur ein Viertel des Ganzen ist. Und unglückseligerweise ist dieses Viertel noch dazu vierfach gespalten: in Bayern, Württemberg, Baden, Elsaß=Lothringen — um von Hessen, das in der Hauptsache schon nach Norden gravitirt, abzusehen. Wie das wirkt, das macht sich wohl am meisten auf dem Gebiet der Presse fühlbar, deren Bedeutung für das literarische Leben der Gegenwart ich hier nicht erst auseinanderzusetzen brauche. Ebensowenig wird es hier der näheren Ausführung bedürfen, wie schwer es für uns in Süddeutschland fällt, eine im Vergleich mit Norddeutschland konkurrenzfähige Journalistik zu unterhalten. Und vielleicht sind wir in Württemberg in dieser Hinsicht am übelsten daran. Bayern hat noch die günstigsten Bedingungen, da es am größten ist, für sich allein so groß, wie das übrige Süddeutschland. Von dem übrigen dreifach gespaltenen Achtel Deutschlands sind aber wieder, so viel ich sehe, Baden und Elsaß noch besser daran als wir, da es, so Baden im Vergleich mit uns, dort keinem Vernünftigen einfällt, ein eigenes selbständiges Leben unterhalten zu wollen. Ich meine das auf dem geistigen Gebiet. Sondern überall ist dort viel mehr Anschluß an Norddeutschland, wenigstens in den maßgebenden Kreisen und, worauf es hier eben zumeist ankommt in den wichtigsten Institutionen. Es kommt hier namentlich in Betracht die für das geistige Leben grundlegende Einrichtung: die Schule. Dagegen schien sich Württemberg groß genug, um seine eigenen Einrichtungen, so natürlich auch seine eigene Rechtschreibung auch nach 1870 gesondert zu behaupten — nicht bloß in Militär und Post —, und ist doch thatsächlich zu klein, um für sich allein davon leben zu können. Die Folge ist: Verkümmerung. In welcher Weise sich das vollzieht, mag wieder am einfachsten an der Zeitungsschreiberei deutlich gemacht werden, diesem tiefst eingreifenden Gebiet. Denn von den Zeitungen muß, wie Jeder weiß, der heutige Schriftsteller leben; von den Büchern kann er es nicht oder höchstens nur die berühmtesten Romancelebritäten. Und auch hier bilden meist die Zeitungen oder doch die Zeitschriften die ergiebigste Grundlage. Aber wie schwer es hält, von der Schriftstellerei für süddeutsche Zeitungen zu leben, ist unter den Betheiligten doch wohl ein offenes Geheimniß. Die Norddeutschen, wenigstens alle halbwegs anständigen Journale, bezahlen ganz andere Honorarsätze. Sie können es, denn sie verfügen über einen ganz anderen Resonanzboden. Infolgedessen ist der Norddeutsche ganz anders in der Lage, bei Versammlungen, Kongressen, kurz aktuellen Ereignissen, wo die entscheidenden Impulse gegeben werden, mitzuthun. Er kann von seinem Honorar leben und macht häufig genug noch Ueberschüsse. Der Süddeutsche kann das nicht, muß den größten Theil aus seiner eigenen Tasche bezahlen und — bleibt so lieber weg. Einzelbeispiele wollen wir nicht nennen: nomina sunt odiosa. Vollends die Situation, wie sie sich bei uns in Württemberg herausgebildet hat, abzuzeichnen, verbietet sich aus naheliegenden Gründen. Sagt mir wohl einer: dann sollen unsre Leute halt die norddeutschen Journale bedienen! Kommt wohl auch vor, aber doch nur mehr als Ausnahme, nicht als Regel. Denn einmal haben unsre norddeutschen Brüder ihre eigenen Leute, und gewandte Leute. Und dann sind sie uns für ihre eigenen Organe vollends natürlich schon deßhalb überlegen, weil sie ihre Leute und ihre Verhältnisse besser verstehen als wir. Wirklich beredt kann einer doch immer nur in dem sein, was er versteht. Und man versteht, worin man lebt. Das ist's ja aber eben, daß wir so sehr eben unsre eigenen, „selbständigen" Verhältnisse haben, Verhältnisse, die wohl nur wir richtig verstehen, um die sich aber dafür auch fast Niemand kümmert. So wirkt überall das bißchen Selbständigkeit, das wir noch haben, zu unserm eigenen Schaden. Es ist so, wie Kaiser Friedrich seinerzeit als Kronprinz ausgerufen haben soll, angesichts der besonderen „Vorbehaltsrechte" Württembergs auf militärischem Gebiet: „Ist denn Württemberg verrückt? Es verdirbt sich ja nur das Avancement seiner eigenen Offiziere!"

III.

Wie da helfen? Eine gründliche Hülfe läßt sich wohl nur vom Fortschritt der Zeit hoffen, der die falschen Schranken — neulich sprach ein ernsthafter Mann von „chinesischen Mauern" zwischen den verschiedenen Ländern Süddeutschlands — fallen macht und uns auf gemeinsamem Boden an der allgemeinen Konkurrenz theilnehmen läßt. Inzwischen aber gilt es, alles zu thun, um die unnöthigen und schädlichen Eigenheiten abzustreifen. Wir haben daran genug. Hier soll nur vor allem eine genannt, die einem auch bei Wellers Uebersicht über Württembergs Antheil an der allgemeindeutschen Entwicklung lebhaft zum Bewußtsein kommt: Die einseitig=falsche Vorherrschaft der Kirche in unserm Land. Bis in die neueste Zeit ist diese erhalten geblieben durch die geistliche Schulaufsicht, die Unterstellung der Volksschule unter das Konsistorium und dessen Organe. Wie viel diese eine Eigenthümlichkeit — sie findet sich freilich nicht bloß bei uns — insgeheim auf sich hat und zwar Schädliches auf sich hat, läßt sich schwer ausmalen. Hier soll nur auf eines hingewiesen werden, was wieder in besonderer Beziehung zum literarischen Leben steht und auf Erfahrung beruht. Wer mit Buchhändlern und Verlegern zu thun hat — Leuten, deren Bedeutung für das geistige Leben nicht erst zu konstatiren ist — macht die Erfahrung, wie ungern sie etwas, aus dem gesammten Gebiet des Wissens, verlegen, was auf die Verhältnisse unsres Landes sich näher bezieht, falls es nicht auf amtliche Empfehlung rechnen darf. Denn, sagen sie, wie sollen wir sonst auf unsre Kosten kommen? Warum aber wiegt die amtliche Empfehlung in einem doch sonst nicht gerade vom Geist der Unterwürfigkeit beseelten Lande so schwer? Nun, einfach, weil dann das betreffende Buch von so und so vielen Ortsschulinspektoren, die ja bei uns lauter Pfarrer sind, auf Kosten des Schulfonds angeschafft wird. Für sich selbst Bücher zu kaufen, sind nun einmal die wenigsten unsrer Pfarrer — um von den Schullehrern vollends ganz zu schweigen — günstig genug gestellt oder dazu geneigt. Die Wirkung dieser Einrichtung ist der unwürdige Ton der Lobhudelei gegenüber allem, was mit den offiziellen Mächten in Verbindung steht, der, soweit nicht die oppositionelle Presse in Betracht kommt, die am Gegenfehler krankt, durch die gewöhnlichen Organe unsres Landes hindurchgeht und unsre Literatur mehr als alles andere schädigt und zu allem anderen hin noch in grellem Widerspruch steht mit der freiheitlich=kritischen Veranlagung des Schwaben. Aber freilich im Praktischen: wo bleibt da diese freiheitlich=selbständige Veranlagung? Erst kürzlich sagte mir ein Schweizer Pfarrer, mit dem ich unterwegs irgendwo zusammentraf und von der gemeinschaftlichen Universitätszeit in Tübingen her bekannt war, daß

er und seine Landsleute, die in Tübingen studirt haben, sich immer wieder nicht genug wundern können über den merkwürdigen Unterschied, der bei uns in Württemberg zwischen den schwäbischen Studenten und dann den schwäbischen Studirten, zumal den Pfarrern, bestehe. Auf der Hochschule in Tübingen eine Luft der Freiheit und ein radikaler Ton, wie er ihn nirgendwo sonst — er hat auf mehreren Universitäten Deutschlands studirt — getroffen habe; nachher aber — „degenmäßiger“ als ihm irgendwo leicht eine Geistlichkeit begegnet sei! Ich konnte ihm nicht unrecht geben, sagte ihm aber, die Erklärung gebe sich von selbst, sobald er tiefer hineinsehe, mit welcher Wucht das Offizielle, hier in diesem Fall zunächst die konsistoriale Allmacht auf dem einzelnen Pfarrer und Schuldiener laste und — nirgends ein Gegengewicht vorhanden sei wie in Ländern, wo die Schäden vielleicht noch schroffer sind, aber auch dafür ganz andere Gegengewichte, so namentlich durch die Presse, bestehen, auch der Zusammenhang der einzelnen Ressorts kein so enger sei wie in einem so kleinen zentralisirten Lande, wo infolge der leichten Uebersichtlichkeit, zumal bei dem System so reichlicher, fortwährender geheimer „Bezeugnissung“ von Kindesbeinen an, ein in dem einen Departement mißliebig gewordener Mensch so gut wie für alle proskribirt sei. Darum, wer der Literatur, dem geistigen Niveau unsres Landes aufhelfen will, der helfe vor allem zu mehr Freiheit! Wir werden auch nachher in unserm mit keinerlei materiellen Schätzen, weder mit Steinkohlen noch sonstigen Naturkräften und Naturvergünstigungen besonders begabten Lande, zumal infolge unsrer relativen Abgeschlossenheit, schwer genug thun, die Konkurrenz der Zeit, die nun einmal auf reale Mittel sich stützt, zu bestehen. Weller hat recht und es ist ein Verdienst von ihm, darauf hinzuweisen, daß wir uns deßhalb umsomehr auf dem idealen Gebiet anstrengen müssen. Aber zu dem idealen Gebiet gehört als erste Bedingung die Luft der Freiheit, die Möglichkeit einer natürlich-ungehemmten Entwicklung der Persönlichkeit, und die ist in Württemberg, sobald man die realen Verhältnisse und Einrichtungen näher betrachtet, mehr verkümmert als anderswo. Was bleibt so dem in dieser Situation hoffnungslos sich Abmühenden als letztes Rezept? Was anders als, was derjenige hat, auf den Weller immer wieder und auch zum Schluß als das leuchtendste Vorbild für jeden Schwaben hinweist: Friedrich Schiller? In Wahrheit doch vielleicht die grausamste Ironie im ganzen Buch. Denn der ist bekanntlich — durchgegangen.

J. Gmelin.

Neue Beiträge zu einer Heine-Biographie.

IV.[1])

(Heine's Geburtshaus, das spätere Wohnhaus seiner Eltern.)

„Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön, und wenn man in der Ferne an sie denkt und zufällig dort geboren ist, wird einem wunderlich zumuthe. Ich bin dort geboren, und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehen, so meine ich die Bolkerstraße und das Haus, worin ich geboren bin, zu sehen.“

Das Haus, das Heine an dieser bekannten Stelle des Buches Le Grand im Sinne hat, war nach Strodtmann[2]) mit Nr. 602 bezeichnet, eng, niedrig gebaut und einstöckig. Jetzt steht an der Stelle ein zweistöckiges, mit großen Schaufenstern versehenes Haus, an dem seit 1867 eine mehr als einfache Tafel angebracht ist, der Welt zu verkündigen, daß hier einer ihrer größten Dichter geboren wurde. Von dem wirklichen Geburtshause soll auch nach Karpeles kein Stein mehr vorhanden sein, da es vor langen Jahren abgebrochen worden.[3]) Woher diese Angabe rührt, weiß ich nicht. Sie steht aber im Widerspruch mit einer Aeußerung des Dr. Schoenfeld, des Sohnes des früheren Besitzers, dessen Erinnerungen bis in die 40 er Jahre zurückreichen. Dieser zufolge hat das Haupthaus mit Ausnahme der Schaufenster keine Veränderung erfahren, ebensowenig der Seitenbau und das hinter den beiden Nebenhäusern hergehende große Hinterhaus. Heine sei der Tradition zufolge in dem Seitenhause geboren. Auf das Hinterhaus führt eine Mittheilung des Bankiers Bernhard Simons, dessen Vorfahren Besitzer des Hauses waren; er hat von seiner Großmutter Charlotte v. Geldern öfters gehört, daß Heine in diesem das Licht der Welt erblickte, ein Zeugniß, das für die Lösung der Frage von entscheidender Bedeutung sein dürfte. Hr. Baumeister Deckers, der die Freundlichkeit hatte, die Häuser zu besichtigen, versicherte in Uebereinstimmung mit Dr. Schoenfeld auf das bestimmteste, daß seit Heine's Jugendzeit weder an dem Hinter- noch an dem Vorderhause eine Veränderung vorgenommen worden sei. Dieses Gutachten dürfte um so schwerer in die Waagschale fallen, als Deckers in den 30 er Jahren in dem betreffenden Hause verkehrt hat.

Das Hinterhaus liegt etwas weiter zurück und ist von dem Seitenbau durch einen engen Hof und ein Gärtchen getrennt. Links, von einem Holzgitter umfriedet, wird ein Hühnerwinkel gezeigt, wohinein der Vater Harry gewöhnlich einsperrte, wenn er Trauben genascht hatte, und am Hinterhause die alte „braune“ Thüre, worauf die Mutter ihm die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte.[4]) In der Mitte des Gärtchens steht ein stattlicher, das Hinterhaus überragender Akazienbaum, den nach mündlicher Ueberlieferung Heine selbst gepflanzt haben soll.

Die Nachbarn waren Henrik Halfmann und Peter Cremer (im goldenen Kreuz), neben diesem wohnten der Schlosser Peter Schmitz und der Wirth Peter Neunzig; dem Letzteren gegenüber lag die noch heute vorhandene Kirche der reformirten Gemeinde. Diese Thatsachen, die Lage des Hauses und die Namen der übrigen Anwohner, die zum Theil in den Werken des Dichters erwähnt werden, ergeben sich aus einem uns vorliegenden Plan der Bolkerstraße, der einer Spezialkarte der Stadt Düsseldorf entnommen ist. Dieser Karte liegt die Katasteraufnahme vom Jahre 1795 zugrunde, der erste Entwurf ist im März 1801 von S. W. Buschmann und F. Alff gezeichnet worden. Eine Kopie fertigte im Jahre 1811 der Geometer Schlungs an und in dieser wurden die Veränderungen im Bestand, bezw. die Steuerverhältnisse bis zum Jahre 1829 nachgetragen. Kopien dieser Karten besitzt der Düsseldorfer Geschichtsverein. Wo sich die Originalkarten, bezw. die Aufnahme von 1795 befindet, ist unbekannt. Nach einer auf der Kopie von 1811 eingetragenen Bemerkung sind die bis zum Jahre 1829 neu errichteten Gebäude roth schraffirt. Derartige Schraffen befinden sich einer Mittheilung des Bibliothekars Hrn. Bloos zufolge auch an dem Hintergebäude des Hauses

---

1) Vgl. den Aufsatz in Beilage Nr. 112 dieser Zeitung. In demselben sind einige Druckfehler zu berichtigen. S. 5 Sp. 2 Z. 15 v. u. muß es heißen v. Unzer, S. 6 Sp. 1 Z. 3 v. u. Geldern, Anm. 4: Tauwel.

2) Heine's Leben und Schriften S. 6.

3) Heinrich Heine. Leipzig 1899, S. 26.

4) Vgl. das Buch Le Grand, a. a. O.

Nr. 447, als dessen Besitzer Baruch Wolf bezeichnet wird.[5]) Wann die Neuaufführung erfolgte, wird erst angesichts der Originalkarten zu ermitteln sein, jedenfalls sind die äußersten Termine 1829 und 1795. Die Sache steht demnach so, Heine ist entweder in dem kurz vorher neu aufgeführten Hinterhause oder in dem Seitenhause geboren; das Vorderhaus kommt als Geburtshaus nicht in Frage. Der ganze Häuserkomplex ist mit Ausnahme der Schaufenster und der Erdgeschosse des Vorderhauses wesentlich derselbe wie vor 100 Jahren.

Heine's Eltern haben im Jahre 1809 das Haus, das sie seit ihrer Verheirathung im Februar 1797 bewohnt hatten, verlassen und sind in das gerade gegenüberliegende stattlichere Haus gezogen, das die Nummer 655 (später 459) führte, jetzt mit Nr. 43 bezeichnet ist.

Einige Umstände, unter denen dies geschah, die Beschaffenheit des Hauses, die Art und Weise, wie es 1820 in andere Hände überging, erfahren wir aus einem Kaufbrief, dessen Kenntniß wir dem jetzigen Besitzer des Hauses, Kaufmann Figge, verdanken. Das Aktenstück enthält zunächst die von dem Stadtrath Juppen, als dem Verwalter des Vermögens des falliten Samson Heine, veranlaßte Taxirung des Hauses. „Es ist durchaus von allen Seiten in Brandmauern gebaut, nach der Straßenseite ist die Fronde oder Façade größtentheils in Hausteinen ausgeführt, drei Stock hoch und hat ein schönes gebrochenes Dach, welches mit Leien gedeckt ist; es ist unterkellert und hat neben der Hauptthüre eine Einfahrt. Zu beiden Seiten des Hofes hat es ein in Stein gebautes Seitengebäude, welches ein Stock hoch und mit gebrochenem Dach versehen ist. Ferner hat es einen ansehnlichen Hofraum, worauf die Pumpe sich befindet, und einen schönen großen Garten." Das Haus wurde zu 10,550 Thalern geschätzt. Aus dem Kaufbrief erfahren wir weiter, daß das Haus im Jahre 1766 von der Eigenthümerin Wittwe Justizräthin Berg, geborene Zanders, dem Gerhard Heinrich Diergard und dessen Ehefrau Magdalena Margaretha Maull auf 30 Jahre in Pflicht und Pfandschaft gegeben worden, daß im Jahre 1798 die Wittwe Diergardt ihr Versatzrecht an den Kaufmann Theodor van Els übertrug, aus dessen Händen es am 6. Juni 1809 für die Summe von 11,200 Thalern in den Besitz von Samson Heine überging. In dem Kaufakt wird u. a. bestimmt, daß der im Zimmer nach der Bolkerstraße befindliche Ofen und das Fourneau in der Küche nebst dem Lattenreck auf dem Speicher veräußert, der Fensterwaarenkasten nach der Straße ausdrücklich ausgenommen sein sollte.

Am 17. August 1820 erfolgte dann der Verkauf des Hauses für das Meistgebot von 10,620 Reichsthalern. Der Käufer war der Gastgeber Johann Bender. Er ist nicht lange nachher gestorben, da in dem oben angezogenen Katasterauszug seine Wittwe als Eigenthümerin des Hauses genannt wird. Dieses ist später in einigen Theilen verändert worden, aber in der Hauptsache noch so erhalten, wie es der Dichter mit seinen Eltern bewohnt hat. Der große Garten ist freilich ganz verschwunden. An seiner Stelle finden sich mehrere Gebäude. Der freundliche Besitzer des Hauses wird gegen die Anbringung einer Gedenktafel an dem ehemaligen Heine'schen Wohnhause, das noch heute eines der stattlichsten der Bolkerstraße ist, nichts einzuwenden haben.

J. Asbach.

[5]) Vor diesem hatte die Familie Mendel das Haus besessen, aus der eine Tochter den B. Wolf heirathete und ihm das Haus zubrachte. Von Wolf kaufte es der Zeichenwaarenhändler Stephan Schoenfeld. Der jetzige Inhaber ist Metzgermeister Hüls.

Eine neue Dramenliste Schillers.

Von Ernst Müller (Tübingen).

II.[1])

Die Vermuthung, daß die zwölf Dramentitel, die Schiller auf einem erst jetzt bekannt gewordenen Blättchen verzeichnet hat, alle ohne Ausnahme Titel von Dramen anderer Dichter sind, hat sich bestätigt. Max Mendheim hat auch die beiden letzten Titel als Lustspiele Jüngers und Schröder-Meyers nachgewiesen. (Vgl. Beilage Nr. 108.) Nur kann es vollends keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Schiller diese Dramen nur für theatralische Zwecke notirt hat. Aber es scheint, daß er sie nicht bloß für die unmittelbare Aufführung bestimmt hat, sondern höchst wahrscheinlich zur Bearbeitung, resp. für einen Neudruck. Das sehen wir aus einem Briefe des Dichters an den Buchhändler Unger in Berlin. Diesem schrieb er am 26. Mai 1799: „Wegen unsrer Ausgabe eines deutschen Theaters ist nur Eine Schwierigkeit, ob man die Unternehmung nicht unter der verhaßten Form eines Nachdrucks betrachten wird. Wenn dies nicht zu fürchten ist, so wäre Goethe's und meine Idee, jede Messe fünf oder sechs Stücke, in zwei Bänden vertheilt, herauszugeben, nebst einer kritischen Rechenschaft über die Wahl der Stücke und einer kurzen Beurtheilung derselben." Nach diesem Brief dürfte wohl die Vermuthung nicht unbegründet erscheinen, daß diese Leipziger Liste der zwölf Dramen die Titel der Stücke umfaßte, die Schiller für einen Jahrgang — je sechs in jeder Messe — ausgewählt hat. Vermuthlich sollten sie die beiden ersten Bände dieses neuen literarischen Unternehmens bilden. Die Sache zerschlug sich bekanntlich, aber wir haben hier, wie ich glaube, den Beweis, daß Schiller doch ernstlich diesen Plan im Auge gehabt und an die Ausführung gedacht hat. Schon im Jahre 1797 hatte er Unger ausführlich über die „Entreprise eines Theater-Kalenders" geschrieben und ihm den Verlag desselben angeboten. Jeder Jahrgang sollte folgende Rubriken enthalten: 1. Theater der Griechen und Römer. 2. Theater der Neuern. Deutsches. Französisches. Englisches. Italienisches. Spanisches ꝛc. 3. Theorie des Dramas und der Schauspielkunst. 4. Kritik der Stücke und der Repräsentationen. 5. Dramatische Ausarbeitungen. 6. Statistik der deutschen Theater. 7. Miscellanien.

Vorübergehend, am 30. April 1798, dachte Schiller auch daran, Göschen den Theaterkalender zu überlassen, kam dann aber wieder auf Unger zurück. Wenn er schließlich jedoch den Plan, den auch Goethe[2]) billigte, nicht ausführte, so mag dazu der Umstand besonders mitgewirkt haben, daß sich Schiller dem Vorwurf des Nachdrucks nicht aussetzen mochte. Hatte er doch auch selbst in seiner Jugend darunter zu leiden gehabt und vergeblich dagegen angekämpft. Um so weniger konnte er als rechtliebender Mensch jetzt denselben Fehler begehen.

Wenn nun, wie man jetzt wohl annehmen darf, Schiller diese Dramen für seinen Theaterkalender bestimmt hatte, so verdienen sie besondere Beachtung. Es würde sich vielleicht eine Untersuchung darüber lohnen, ob diese zum Theil unbedeutenden Stücke irgendwie sonst in Schillers Dichtung Spuren hinterlassen haben. Von einem derselben, dem „Deutschen Hausvater" Gemmingens, ist bekannt, daß es auf „Kabale und Liebe" ziemlich eingewirkt hat.[3]) Schiller selbst fand schon in früher Jugend „diesen Haus-

[1]) Vgl. Beilage Nr. 106.

[2]) Am 26. Juni 1799 schrieb Schiller an Goethe, daß Unger seinen Vorschlag, eine Sammlung deutscher Schauspiele herauszugeben, mit Vergnügen annehme und 100 Carolin Honorar für zehn Stücke und deren Beurtheilung zahlen wolle, wenn das Werk von ihnen Beiden herausgegeben würde. Dann fährt er fort: „Wir können sehr leicht zu diesem Verdienst kommen, wenn wir das kritische Geschäft gesprächsweise unter uns abthun, in 10 bis 15 Abenden ist es abgethan und für Jeden sind 300 Rthlr. verdient."

[3]) Ich habe selbst in meiner Schrift „Schillers Kabale und Liebe. Eine Studie. Tübingen 1892", S. 29 ff. ausführlich darüber gehandelt.

vater ungemein gut", wie er am 12. Dezember 1781 dem Freiherrn Heribert v. Dalberg schrieb. Aus dieser neuen Dramenliste sehen wir übrigens auch, daß Schiller nicht daran dachte, wie vermuthet wurde,[4]) den „Hausvater" Gemmingens fortzusetzen, sondern daß er das Stück selbst bühnengerechter machen wollte.

Daß auch der Macbeth für diesen Theaterkalender ursprünglich bestimmt war, erfahren wir auch erst jetzt aus diesem unscheinbaren Zettel. Merkwürdig ist, daß der Zusatz „umzuarbeiten" nur bei diesem englischen Stück und bei dem „Hofmeister" von Lenz steht. Man muß sich da unwillkürlich fragen, ob Schiller die übrigen Stücke ohne Umarbeitung aufnehmen wollte. Im ganzen scheint es fast so,[5]) doch braucht man deßwegen nicht nothwendig an einen ganz wörtlichen Abdruck zu denken. Einzelne Veränderungen konnten deßwegen doch angebracht werden. Mit diesen zwei Stücken aber wünschte der Dichter eine durchgreifende Umarbeitung vorzunehmen; sie zogen ihn besonders an. Beachtenswerth ist auch die Aufnahme zweier Stücke von Gotter, des ersten und letzten des Verzeichnisses: „Die Erbschleicher" und „Marianne". Das erstere sah Charlotte Schiller am 19. Januar 1790 im Theater. Sie bezeichnete es als „ein artiges Stück". Wichtiger ist jedoch der Umstand, daß die Wahl eines Gotter'schen Stücks vielleicht auch auf Schillers Verhältniß zu Gotter schließen läßt. Nach J. Minor („Schiller" II, 232 ff.) hatte Gotter den Dichter in seiner Posse „Der schwarze Mann" verspottet.[6]) Daß Gotter Schiller haßte, sagt Letzterer selbst in seinem Brief an Körner vom 8. August 1787. Vielleicht dürfen wir jedoch aus dieser neuen Thatsache, die uns die Dramenliste bringt, wieder auf eine Besserung des Verhältnisses schließen. Wenn übrigens Schiller diese Stücke einer Aufnahme in seinen Theaterkalender für werth erachtete, so müssen sie zweifellos innere Vorzüge gehabt haben. Und dies allein wird wohl den Ausschlag bei seiner Entscheidung gegeben haben. Das Persönliche kam schwerlich besonders in Betracht. Das könnte höchstens bei dem Stück seines Freundes L. F. Huber („Offene Fehde") der Fall gewesen sein. Doch war ihm auch der Leipziger Dichter J. Fr. Jünger wohl bekannt. Er hatte mit ihm in Leipzig viel verkehrt. Auch Schröder, der große Schauspieler, stand ihm nahe. Er hatte schon häufig mit ihm korrespondirt. L. W. Meyer („Die väterliche Rache" mit Schröder zugleich) hatte schon im Schillers Musenalmanach für 1796 Beiträge geliefert. Ebenso war der Kammerherr v. Einsiedel, wenn anders hier an dessen Bearbeitung des Barbiers von Sevilla zu denken ist, Schiller keine unbekannte Persönlichkeit.

Unter diesen Umständen wäre es wenigstens nicht gerade undenkbar, daß Schiller diesen Männern durch Aufnahme eines ihrer Stücke in seinen Theaterkalender einen Gefallen erweisen wollte. Doch möchte ich nicht behaupten, daß dieser Gesichtspunkt allein für Schiller maßgebend war; zudem wäre ja auch noch Goethe's Urtheil in Betracht gekommen. Sicherlich kannte Schiller die notirten Stücke genau nach ihrer theatralischen Bedeutung; er hat gewiß nur die besten aus der vorhandenen Dramenliteratur ausgewählt. Wenn er sie also einer besonderen Veröffentlichung unter seinem und Goethe's Namen würdigen wollte, so verleiht diese Thatsache an sich schon denselben auch jetzt noch einen höheren Werth. Darum verdienen diese Dramen, soweit sie bisher nicht weiter beachtet wurden, die besondere Aufmerksamkeit des Literarhistorikers, und es ist zu wünschen, daß sie noch mehr untersucht werden. Leider muß ich selbst darauf verzichten, da größere literarische Verpflichtungen[7]) die ganze Zeit und Kraft, die mir mein Amt übrig läßt, in Anspruch nehmen.

4) Vgl. Schiller-Studien von Gustav Kettner. Progr. von Schulpforta 1894. S. 1.

5) Das zeigt besonders sein Brief an Unger vom 26. Mai 1799, in welchem er seine Bedenken über den Nachdruck äußert. Es scheint, daß Schiller nur beabsichtigte, kritische Einleitungen zu den im wesentlichen unverändert wieder abgedruckten Stücken zu schreiben. Vgl. den Brief an Goethe vom 26. Juni 1799.

6) Neuestens wird dies ganz entschieden bestritten.

7) Vielleicht ist mir bei dieser Gelegenheit die Bemerkung gestattet, daß in kurzer Zeit bei Robert Voigtländer in Leipzig ein Buch von mir erscheinen wird unter dem Titel: „Regesten zu Schillers Leben und Werken. Mit einem Ueberblick über die gleichzeitige Literatur. In tabellarischer Anordnung."

Mittheilungen und Nachrichten.

G. Haberlandt: Ueber Erklärung in der Biologie. Graz (Verlag des Naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark) 1900. Der Naturwissenschaftliche Verein für Steiermark, über dessen reichhaltige „Mittheilungen" wir bereits einmal an dieser Stelle (Beilage vom 23. Januar 1899) berichtet haben, ist in der Lage, im neuesten Bande dieses Unternehmens eine nun auch separat erschienene Rede des berühmten Grazer Botanikers zu veröffentlichen. Haberlandt gehört nicht zu den Sonntagsprinzipienreitern, die das ganze Jahr sich in alten Bahnen bewegen und dann bei einer festlichen Gelegenheit ohne weitere Vorbereitung einen Ritt auf methodologisches Gebiet wagen; vielmehr hat Haberlandt in seinen Einzelarbeiten, vor allem aber in seiner „Physiologischen Pflanzenanatomie", sich als einer der selbständigsten Biologen unsrer Zeit erwiesen und stets gesucht, seine allgemeinen Anschauungen im einzelnen zu bewähren. Die vorliegende, zur Eröffnung der neuen naturwissenschaftlichen und medizinischen Institute der Grazer Universität gehaltene Rede berührt sich, wie es scheint, mit dem, was Professor J. H. Poynting über Scientific Explorations auf der letzten Versammlung der British Association gesagt hat (kurzer Bericht in Natural Science, Oktober 1899); ferner in manchen Punkten, nicht in allen, mit einigen letztes Jahr in Deutschland und Oesterreich gehaltenen akademischen Reden, wie „Die Lehre vom Organismus" von Oskar Hertwig und „Das Räthsel des Lebens" von K. B. Hofmann. Haberlandt geht aus von Kirchhoffs bekannter Bestimmung, die Mechanik habe „die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben"; das von Kirchhoff hier gemeinte Beschreiben sei aber natürlich ein anderes als etwa das des Zoologen, der das Gebiß des Löwen beschreibt; in wiefern Zoologie und Botanik über das gewöhnlich so genannte Beschreiben hinaus zu erklärenden Wissenschaften geworden seien, diese Frage wird in unsrer Rede erörtert. Die Formenreihen der Entwicklungsgeschichte, die eine Zeitlang als die ersehnte Kausalerklärung begrüßt wurden, sind zwar gewiß Reihen, deren einzelne Glieder untereinander in einem kausalen Zusammenhang stehen, ohne daß jedoch ein Stadium des werdenden Organismus in strengem Sinne die Ursache des folgenden Stadiums wäre. Auch die von der Deszendenzlehre behandelten stammesgeschichtlichen Reihen sind in demselben Falle. „Die Wendung nach der kausalen Seite hat das Deszendenzproblem erst durch die Selektionstheorie erfahren." Mit dieser Theorie wollte Darwin aber außerdem die Kluft zwischen teleologischen und kausalen Erklärungen aufheben, das Zweckmäßige kausal erklären — „der genialste und fruchtbarste Irrthum des 19. Jahrhunderts".

Es ist bei Einigen das Bestreben bemerkbar, den Streit über die Selektionstheorie vom Gebiet der Wissenschaft auf das ihnen vertrautere der Höflichkeit hinüberzuspielen; sie sagen: die Zuchtwahllehre ist ja wohl falsch, aber man soll das nicht so grob heraussagen. Bei einem Forscher wie Haberlandt muß man sich aber wundern, daß er die Angriffe gegen die auch von ihm für falsch gehaltene Hypothese nicht „geschmackvoll" findet. Schließlich ist eine Hypothese, die Jahrzehnte hindurch als größte geistige Errungenschaft des Jahrhunderts gefeiert wurde und die Theorie mehrerer Wissenschaften beherrscht hat, eine zu ernste Sache, als daß es auf die Worte ankäme, mit denen sie, einmal als falsch erkannt, abgewiesen wird. Referent ist allerdings geneigt und hat es auch an dieser Stelle (Beilage vom 7. Februar 1898) schon gethan, ihr das Epitheton „genial" beizulegen; ob man aber mit Haberlandt sie als „fruchtbar" bezeichnen kann? Und ob überhaupt ein Irrthum in der Wissenschaft überwiegend fruchtbar sein kann? Wollte man aber die Etikettenfrage hier überhaupt aufwerfen, so ist es sehr fraglich, auf welcher Seite an Geschmacklosigkeit mehr geleistet worden ist. Wir wollen an

Stelle einer Darwinistischen Blüthenlese nur das Höchste anführen, was auf diesem Gebiete geleistet wurde, nämlich, daß in einer deutschen biologischen Zeitschrift gesagt werden durfte, die Angriffe auf den gegenwärtigen Hauptvertreter des Selektionsprinzips seien nur erklärlich durch — Neid. Andrerseits ist von antidarwinistischer Seite doch meistens den Verdiensten Darwins gebührende Achtung bezeigt worden. Ganz kürzlich sagte noch Hans Driesch (Merkel-Bonnets Ergebnisse der Anatomie und Entwicklungsgeschichte VIII, 713), als er erwähnte, daß er den Darwinismus für einen großen Irrthum halte: „Gegen den Werth der Spezialarbeiten Darwins ist hiemit natürlich gar nichts ausgesagt und noch weniger gegen die sympathische Persönlichkeit Darwins selbst; es ist seltsam, daß man das oft nicht begreift." Wir wollen anläßlich von Gustav Wolffs „Beiträge zur Kritik der Darwin'schen Lehre" noch einmal auf den Darwinismus zurückkommen, im Bestreben, die Gegensätze — nicht etwa auszusöhnen — klarzulegen, sind aber mit Anderen der Ueberzeugung, daß für die Biologie nur durch neue Fragestellungen und positive Untersuchungen, nicht durch Streit über die Darwinische Hypothese, etwas zu erwarten ist. Die Bekämpfung des Darwinismus in der Gegenwart scheint uns, wenigstens in Deutschland, ein Gegenstand der Volksbildung zu sein; insbesondere durch Haeckel und seinen Anhang ist die Phrase von der mechanisch erklärten Natur so verbreitet worden, daß es schwer halten dürfte, sie zu beseitigen; innerhalb der Biologie dagegen werden die Allermeisten mit Haberlandt darin übereinstimmen, daß die Erklärung der Zweckmäßigkeit durch die natürliche Zuchtwahl nicht gelungen ist. Nur darüber, ob und wie eine solche Erklärung überhaupt denkbar ist, gehen die Ansichten auseinander. Da nach Haberlandt das Erklären nicht nothwendig Kausalerklären zu sein, sondern nur überhaupt Zusammenhänge aufzudecken braucht (Seite 4), so ist es schließlich wieder nur eine Frage der Ausdrucksweise, ob man spezifisch-biologische, nicht-kausale Zusammenhänge als teleologische bezeichnen will oder irgendwie anders. Die Hauptsache ist, daß wir sie kennen lernen.

P. N. C.

-ll- Zu den Enthüllungen über das Falisker-Museum. Die Schrift des Scavatore und Antikenhändlers Fausto Benedetti über die Ausgrabungen von Narce und ihre betrügerische Anordnung im Museo di Villa Giulia (Beilage Nr. 130, 8. Juni 1900) leistet der Archäologie einen großen Dienst. Zwar war es schon nach dem offiziellen Bericht der Untersuchungskommission, über den im vorigen Sommer in Nr. 162 der Beilage (19. Juli 1899) berichtet wurde, nicht im geringsten mehr zweifelhaft, daß die Publikation dieser Ausgrabungen im 4. Bande der Monumenti antichi, pubblicati per cura dell' Accademia dei Lincei, keinerlei Glaubwürdigkeit verdiene. Dennoch konnte man nicht annehmen, daß diese Veröffentlichung ein so vollständiges Lügengewebe sei, wie sich nun durch Benedetti's Bericht herausstellt. — Barnabei hat nicht nur die private, auf Spekulation gemachte Ausgrabung eines Antikenhändlers lügenhafterweise als wissenschaftlich geleitete, von geschulten Beamten beobachtete Unternehmung ausgegeben; er hat auch nicht einmal die Berichte, Angaben und Skizzen, die der Händler nach besten Kräften lieferte, gehörig benutzt, sondern hat Gräberfunde zusammengestellt und Pläne zeichnen lassen, wie es ihm am hübschesten schien. Endlich hat er die authentischen Berichte Benedetti's über die einzelnen Gräber, das einzige wissenschaftliche Material, das überhaupt vorlag, frevelhafterweise vernichtet, so daß die Untersuchungskommission nur noch die Quittungen Benedetti's vorfand und dieser selbst auf zufällig erhalten gebliebene Notizzettel angewiesen war. — Barnabei ist Generaldirektor der Alterthümer und Museen Italiens. Er ist die rechte Hand des Unterrichtsministers Baccelli, der von Zeit zu Zeit die Welt mit reklamehaften archäologischen Unternehmungen in Erstaunen setzen möchte. Barnabei ist aber auch derjenige, unter dessen Verwaltung den fremden Archäologen in Italien das Studium und die Bearbeitung der Alterthümer von Jahr zu Jahr mehr erschwert worden ist, angeblich, weil die Italiener Manns genug seien, ihre Vorzeit selbst zu erforschen. Die Angelegenheit des Faliskermuseums ist also eine, die die ganze wissenschaftliche Welt, soweit sie an historischen und künstlerischen Studien betheiligt ist, angeht. — Wird sich die italienische Regierung oder die Kammer aufraffen, einen notorischen Betrüger von dem ersten Posten in der italienischen Museumsverwaltung hinwegzufegen? Wir wissen nicht, ob wir das Vertrauen haben dürfen, daß die politische Welt sich um idealer Güter willen entschließt, den Günstling eines geschickten und mächtigen Ministers zu stürzen. Aber es gibt eine andere Körperschaft, die unabhängig von dem politischen Getriebe sein soll und ein Hort der reinen Wissenschaft, das ist die Accademia dei Lincei. In ihren Schriften ist der betrügerische Bericht über die Ausgrabungen von Narce veröffentlicht, und Barnabei ist bis zur Stunde Präsident der Kommission, welche im Auftrag und auf Kosten der Akademie die Notizie degli scavi, die offiziellen Nachrichten über alle Antikenfunde und Ausgrabungen in Italien herausgibt. Will die Akademie gewärtigen, daß gegen die wissenschaftliche Inverlässigkeit auch dieser Veröffentlichung Mißtrauen um sich greifen soll? Sollen fremde Gelehrte, welche Mitglieder dieser Akademie sind, sich fragen müssen, ob es denn wirklich eine Ehre sei, einer Körperschaft anzugehören, in der ein entlarvter wissenschaftlicher Schwindler geduldet wird und eine einflußreiche Rolle spielt? Der vierte Band ihrer Monumenti antichi ist für die Akademie ein Schandfleck auf ihrer Ehre. Sie hat nur einen Weg, ihn wieder abzuwaschen!

* Die pflanzengeographische Durchforschung Süddeutschlands ist schon wiederholt von berufener Seite (Sendtner, Radlkofer u. A.) in Angriff genommen und gefördert worden, hat sich aber stets nur auf mehr oder weniger beschränkte Gebiete unsres engeren Vaterlandes erstreckt. Die Bayerische Botanische Gesellschaft, welche sich seit ihrem Bestehen die gründliche Erforschung der heimischen Flora zur Aufgabe gemacht hat, ist neuerdings bemüht, im Anschluß an verwandte Bestrebungen in Württemberg und Baden, die pflanzengeographische Durchforschung Bayerns wieder aufzunehmen und in allen Theilen Bayerns gleichzeitig zu verfolgen. Das Ziel dieser Bemühungen wird sein, aus den einzelnen in den genannten drei Ländern gemachten Beobachtungen ein einheitliches Bild der pflanzengeographischen Verhältnisse Süddeutschlands zu konstruiren. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, und um hinter den beiden Nachbarländern nicht zurückzustehen — welche infolge ihrer geringeren Flächenausdehnung mit weniger großen Schwierigkeiten zu rechnen haben, ist es nöthig, möglichst viele (auch außerhalb der Gesellschaft stehende) Mitarbeiter in allen Theilen Bayerns, etwa in jedem Bezirksamt oder Amtsgerichtsbezirk zu gewinnen. Dieselben hätten nur das ihnen unterstehende Gebiet auf Vorkommen oder Nichtvorkommen einer beschränkten Anzahl leicht erkennbarer Pflanzen, welche eine zu diesem Zwecke zusammentretende Kommission noch feststellen wird, zu untersuchen.[1]) Die Bayerische Botanische Gesellschaft beabsichtigt sodann nach einigen Jahren auf Grund der eingelaufenen Beobachtungsresultate eine pflanzengeographische Karte herauszugeben, und wird seinerzeit gern bereit sein, jedem der Herren Mitarbeiter ein Exemplar der Karte gratis zu überlassen. Alle diejenigen Herren, welche bereit sind, sich dieser verdienstvollen und dankbaren Aufgabe zu unterziehen, werden höflichst ersucht, ihre Adresse dem Endesunterzeichneten, welchem die Bearbeitung der Beobachtungsresultate obliegen wird, einzusenden. Anfang Juli wird den Herren Mitarbeitern sodann die der Beobachtung zugrunde zu legende Pflanzenliste, sowie nähere Aufschlüsse über Methoden und Ziele der hier verfolgten Forschungsrichtung zugehen.

Dr. F. W. Neger,
München, Kgl. Botan. Museum, Karlstr. 29.

* Arsen wurde bisher für ein chemisches Element gehalten und in der Reihe der drei- und fünfwerthigen Elemente, Stickstoff, Phosphor, Arsen, Antimon und Wismuth aufgeführt. Es kommt in der Natur gediegen vor, namentlich auf Gängen in krystallinischem Schiefer und Uebergangsgebirge, häufiger aber in Verbindung mit Schwefel oder Sauerstoff und anderen

1) In Zweifelfällen ist die Gesellschaft gerne bereit, Aufschluß zu ertheilen.

Körpern. In der „Chemikerztg." veröffentlicht nun Professor F. Fittica-Marburg, die Mittheilung, es sei ihm gelungen, den Nachweis zu führen, daß Arsen gar kein Element ist, sondern eine Stickoxydulverbindung des Phosphors. Fittica's Entdeckung muß sowohl in wissenschaftlicher Beziehung, als auch in Anbetracht ihrer praktischen Bedeutung als eine ganz hervorragende Leistung bezeichnet werden.

* Max Hesse's Klassiker-Ausgaben. Nach E. T. A. Hoffmanns und Börne's sind nun auch Nikolaus Lenau's und Heinrich v. Kleists sämmtliche Werke erschienen. Den Lenau hat Eduard Castle herausgegeben mit Bildniß, Lebensgeschichte und Würdigung des Dichters in zwei Bänden, die der herkömmliche Leineneinband vereinigt. Der erste Band enthält die Gedichte und die größeren lyrisch-epischen Dichtungen, der zweite bringt den Faust, Savonarola, die Albigenser, den dichterischen Nachlaß und eine lyrische Nachlese, sowie ein besonders dankenswerthes Verzeichniß der Anfangsworte sämmtlicher Lenau'schen Gedichte. Die neue Ausgabe wird sich gewiß neben den älteren rasch einbürgern.

* **Nürnberg.** Dem hier am Freitag an einem Schlaganfall verstorbenen allbekannten Gymnasialpädagogen Oberstudienrath Dr. Georg Autenrieth wird in der „Fränk. Ztg." folgender Nachruf gewidmet: Ein geborener Mittelfranke — er wurde am 3. März 1833 in Markt Schwand als Sohn des dortigen Kantors geboren —, hat Autenrieth weit über die Grenzen seiner Heimath hinaus aufrichtige Bewunderung, innige Verehrung gefunden. Bekannt ist seine reiche literarische Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten der Philologie und Lexikographie; am populärsten dürfte seinen Namen sein ausgezeichnetes Homerlexikon, das in viele fremde Sprachen übersetzt ist, in allen Landen gemacht haben. Mehrmals ist an ihn von außerbayerischen Staaten, die auf seine Bedeutung aufmerksam geworden waren, der ehrenvolle Ruf ergangen, altberühmte Bildungsstätten zu leiten. Doch wußte die kgl. Regierung die heimische Kraft zu halten; es wurde dem erst Achtunddreißigjährigen das Rektorat des Gymnasiums Zweibrücken übertragen. Unter sehr schwierigen Verhältnissen wurde ihm im Jahre 1884 die Leitung des damals noch ungetheilten Nürnberger Gymnasiums übertragen, das in 22 Klassen über 900 Schüler unterrichtete. Zu gleicher Zeit wurde er zum Mitglied des Obersten Schulraths ernannt; in dieser Eigenschaft hat er bei allen Fragen der Organisation des Gymnasialunterrichts eine bedeutende Rolle gespielt. Als im Jahre 1896 Rücksichten auf anfänglich vorübergehende Gesundheitsstörungen ihn veranlaßten, um Enthebung von dieser Funktion nachzusuchen, wurde ihm die Auszeichnung zutheil, zum kgl. Oberstudienrath ernannt zu werden. Leider wiederholten sich die Gesundheitsstörungen, und der Mann, der sich vorher einer geradezu eisernen Gesundheit erfreut hatte und sich noch als Sechziger rühmen konnte, „Nerven", was man so nenne, habe er nie gekannt, mußte in den letzten Jahren mehrfach um Urlaub nachsuchen, und vor wenigen Wochen, Ostern 1900, trat er in den Ruhestand.

* **Leipzig.** Die neuen Bestimmungen über die Erwerbung der juristischen Doktorwürde an der hiesigen Universität besagen, daß die preußische Referendararbeit fortan nicht mehr als juristische Doktorarbeit zu gelten hat, sobald sie nicht vom Doktoranden eine gründliche dogmatische Umarbeitung erfahren habe.

* **Berlin.** Im Alter von 84 Jahren starb hier der bekannte Mathematiker und Philosoph Professor Reinhold Hoppe. Der verstorbene Begründer der Berliner Maschinenbauanstalt und Eisengießerei, Karl Hoppe, war ein Bruder des Mathematikers. — Der durch seine Studien zum Arabischen verdiente Professor Dr. Friedrich Schwarzlose ist nach längerem Leiden im 70. Lebensjahre gestorben. — Privatdozent Dr. Westphal von der hiesigen Universität, Assistent an der Irrenklinik der Charitee, ist der „Berl. klin. Wochenschr." zufolge für dieses Halbjahr der Universität Greifswald zugetheilt worden, um dort in Vertretung des Professors Arndt die psychiatrische Universitätsklinik zu leiten. — Geh. Regierungsrath Professor Dr. Witt ist infolge der Uebernahme eines Preisrichteramts auf der Weltausstellung in Paris auf etwa vier Wochen an der Technischen Hochschule beurlaubt worden; seine Vertretung führen die Assistenten Dr. Junghahn und Kersting. — Der Privatdozent bei der Abtheilung für Schiff- und Schiffsmaschinenbau, Dr. Rieß, ist zum kaiserl. Regierungsrath und Mitglied des Reichs-Patentamts ernannt worden. — Dr. Ernst Francke, Herausgeber der „Sozialen Praxis", ist, wie der „Hamburger Korrespondent" meldet, in Anerkennung seiner hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen das Prädikat Professor verliehen worden.

* **Königsberg.** Wie die „Nat.-Ztg." meldet, verstarb in Cranz der ordentliche Professor der Theologie, Konsistorialrath Julius Sommer im 90. Lebensjahre. Der Verstorbene las über alttestamentliche Fächer.

* **Genf.** Der Professor für Zivilrecht an der hiesigen Universität, Louis Bridel, hat einen Ruf an die Universität Tokio in Japan erhalten und angenommen. Er erhielt von dem Genfer Staatsrathe vorläufig einen Urlaub auf drei Jahre.

* Technische Hochschulen. An der Technischen Hochschule zu Dresden beträgt die Gesammtzahl der Studirenden und Zuhörer 1007; hievon gehören an: der Hochbauabtheilung 124 Studirende, 39 Zuhörer, der Ingenieurabtheilung 246 Studirende, 22 Zuhörer, der Mechanischen Abtheilung 329 Studirende, 53 Zuhörer, der Chemischen Abtheilung 132 Studirende, 22 Zuhörer und der Allgemeinen Abtheilung 18 Studirende, 22 Zuhörer. Der Nationalität nach sind 598 aus dem Königreich Sachsen, 177 aus den übrigen deutschen Staaten und 232 aus dem Auslande. Die Technische Hochschule zu Karlsruhe erfreut sich auch im gegenwärtigen Sommersemester eines sehr starken Besuches. Die Frequenz setzt sich zusammen aus 1134 Studirenden, 92 Hospitanten und 25 Theilnehmern an einzelnen Vorlesungen, so daß die Besuchsziffer im ganzen 1251 beträgt. Die Studirenden und Hospitanten (1226) vertheilen sich auf die einzelnen Abtheilungen wie folgt: Allgemeine Abtheilung (Mathematik und allgemein bildende Fächer) 11, Architektur 214, Ingenieurwesen 200, Maschinenwesen 372, Elektrotechnik 269, Chemie 150, Forstwesen 10. Der Heimath nach stammen 412 Studirende, Hospitanten und Theilnehmer aus dem Großherzogthum Baden, 598 aus anderen deutschen Staaten, 241 aus außerdeutschen bezw. außereuropäischen Ländern.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

L. v. Estorff: Der Burenkrieg in Südafrika. 2. Lfg. Berlin, Mittler u. Sohn 1900. — Griebens Reisebücher, Band 15: Die oberitalienischen Seen. Berlin, Goldschmidt 1900. — A. Rehm: Noth- und Hülfsbüchlein. 4.—6. Tausend. Kreuznach, K. Scheffel. — Dr. W. van der Vlugt: Transvaal contra Großbritannien. Leipzig, Verlag moderner Belletristik. — Br. v. Sydačoff: Will Rußland die orientalische Frage lösen? Berlin und Leipzig, Luckhardt 1900. — F. Peinlich: Der Kaiser und der südafrikanische Krieg. Ebd. 1900. — Dr. C. Anton: Großes illustrirtes Kräuterbuch. 1. u. 2. Lfg. Regensburg, Stahl. — E. Bormann: Der Lukretia-Beweis. Leipzig, Selbstverlag 1900. — Dr. H. Meisner und Dr. J. Luther: Die Erfindung der Buchdruckerkunst. (Monographien zur Weltgeschichte XI.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1900. — Th. Kutschmann: Geschichte der deutschen Illustration. 4. Lfg. Goßlar und Berlin, F. Jäger. — Die Pariser Weltausstellung in Wort und Bild. Illustrirte Wochenschrift, hggb. von A. Kirchhoff, Berlin. — Die Weltausstellung in Paris 1900. Hggb. von A. J. Meier-Graefe. 1. Lfg. Paris und Leipzig, F. Krüger 1900. — Die Wahrheit über die Frankfurter Oper. Frankfurt a. M., Alt 1900. — Dr. W. Bitter: Hamburgische Ausführungsgesetze und Verordnungen. Hamburg, Meißner 1900. — Kuenen und Evers: Die deutschen Klassiker. 6. Bändchen: Maria Stuart. 2. verb. Aufl.; 7. Bändchen: Wallenstein. 1. Heft. 2. verb. Aufl.; 17. Bändchen: Peters: Nathan der Weise. Leipzig, Bredt 1900. — Vita's Novellenschatz. Bd. 1—3. Berlin, Vita 1900. — C. Wetzstein: Führer durch die Literatur des Oberammergauer Passionsspiels. Münchener Journalisten- und Schriftstellerverein.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 12. Juni. Nummer 133.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Olimpia Morata und Renata von Valois. [1]

Von Paolo Zendrini.

I.

Kein Italiener oder Deutscher tritt in eine fremde Welt, wenn er sich in Gedanken in den Kreis der herzoglichen Familie Este versetzt, welche im 16. Jahrhundert zu Ferrara und Belriguardo glänzend Hof hielt. Wenn das Interesse für dieselbe ein allgemeines ist, so ist dies gewiß vorzugsweise durch die an Tasso's Namen anknüpfenden Erinnerungen veranlaßt; aber auch hievon abgesehen, erfreuen sich zwei Mitglieder des Hauses Este noch aus anderem Grund einer besonderen Sympathie, in Kreisen, welche sich zwar enger abgrenzen als die Goethe- und Tasso-Verehrer, aber doch noch über die Zunft der Fachhistoriker weit hinausgreifen. Es sind zwei einander schroff gegenüberstehende Heerlager, die, das eine den Namen des Herzogs Herkules, das andere den seiner Gemahlin gleichsam auf ihre Fahne geschrieben haben. Hier wird Renata verehrt als Dulderin für den evangelischen Glauben, dort wird Herkules gepriesen als der väterliche Beschützer des Jesuitenordens.

Bevor wir uns indeß zu diesen fürstlichen Persönlichkeiten wenden, deren Ruhm schon weit verbreitet ist, wollen wir unsre Aufmerksamkeit auf die bescheidenere Figur einer Humanistin lenken, die wie eine zarte Pflanze von Renata's liebender Hand gepflegt wurde und ebenfalls in Ferrara die Lehren der Reformation empfing: die Beschäftigung mit der edlen Gestalt von Olimpia Morata ist wie ein Untertauchen in einen tiefen klaren Strom, der den Staub des Alltagslebens von der Seele spült.

Olimpia war die älteste Tochter des Fulvio Pellegrino Morato, eines jener ausgezeichneten Humanisten, die sich um das Estensische Fürstenpaar versammelten. Die Steuerbücher nennen ihn Professor der Grammatik; die Zahl und der Stand der Jünglinge, die zu seinen literarischen Vorlesungen kamen, erwarben ihm große Achtung; um 1539 wurde er zum Lehrer der natürlichen Söhne von Alfons I. und Laura Dianti — welch Letztere in der herrlichen „maîtresse du Titien“ im Louvre verewigt ist — erwählt. Dabei unterhielt er freundschaftliche Beziehungen zu Leuten, die aus ihrer Neigung zur Reformation kein Hehl machten. Wahrscheinlich erwachte sein Interesse für die neue Lehre schon seit der Zeit, wo Luthers Schriften zum erstenmal nach Ferrara drangen und öffentlich verkauft wurden, so daß der Papst sich beim Herzog schwer beklagte. Die Wandlung seiner religiösen Anschauungen ergibt sich besonders aus seiner Freundschaft mit dem piemontesischen Reformator Curione, aus den Briefen, die er an denselben richtete und aus einem Sonett, das in den beiden Schlußversen die lutherische Lehre der Rechtfertigung ausspricht:

> Predestinato è quel del ciel erede
> Che salvarsi per Cristo sol ha fede.

Freilich hielt Morato, wie alle evangelisch gesinnten Italiener, vor der katholischen Reaktion seine Ueberzeugungen sorgfältig geheim.

Während seine Vorlesungen den Beifall der Zuhörer erfuhren, erfreute er sich einer beglückten Häuslichkeit im Kreise seiner aufblühenden Kinder, unter denen bald Olimpia durch ihre früh sich entfaltenden Talente der Gegenstand seiner besonderen Sorgfalt wurde. Ausgestattet mit allen Reizen geistiger und leiblicher Schönheit, wuchs sie in der Atmosphäre der Renaissance empor. Der Vater lehrte sie Latein, ein deutscher Freund, Kilian Sinapi — welcher an der Universität griechische Sprache lehrte, während sein Bruder Johann Medizin dozirte und der Leibarzt der Herzogin war —, machte sie mit der Sprache von Hellas vertraut und blieb ihr fürs ganze Leben ein treuer, kindlich verehrter Freund. Die gelehrige Schülerin machte erstaunliche Fortschritte und bald vermochte sie sich mit Leichtigkeit in beiden Sprachen auszudrücken.

Frühe wurde der Glanz dieses jungen Talentes auch außerhalb des Vaterhauses bemerkt; schon um die zwölfjährige Olimpia sammelten sich die gelehrten Freunde ihres Vaters. Der wärmste Verehrer scheint Celio Calcagnini gewesen zu sein, der bald eine neue Diotima, bald eine Aspasia in ihr sieht. So wurden die alten Griechen und Römer ihre vertrautesten Freunde, und ergötzlich ist in den Briefen, die uns aus jener Zeit erhalten sind, Olimpia's geheimes, aber sehr erklärbares Entsetzen vor den prosaischen Sorgen des Haushalts zu lesen, und doch konnte sie sich denselben nicht entziehen, da ihr Vater nicht reich war. Doch die Herzogin Renata erlöste sie aus diesem Kampf zwischen Alltäglichkeit und Ideal und ernannte sie zur Studiengenossin ihrer jungen Tochter Anna. Anna war ein hochbegabtes, liebevolles Mädchen, nur fehlte ihr eine Mitschülerin, um ihren Ehrgeiz anzuspornen, und hiezu wurde Olimpia bestimmt.

Unter den Beschützern von Kunst und Wissenschaft stand das Haus Este obenan, und neben seinem üppigen Hof strahlte die 1391 vom Papst zum Studium generale

[1] Der Verfasser dieser beiden Lebensbilder ist auf Olimpia Morata bereits in einem in den Nummern 231 und 232 (vom 12. und 13. Oktober) des Jahres 1898 an dieser Stelle veröffentlichten Aufsatze „Italienische Protestanten aus dem 16. Jahrhundert“ zu sprechen gekommen. Manche Einzelheiten der früheren Darstellung finden sich daher in dem vorliegenden Aufsatz wieder vor. Wir haben jedoch — mit einer einzigen unten angeführten Ausnahme — kein Bedenken getragen, sie auch hier stehen zu lassen, da sie nothwendig zu dem diesmal tiefer ausgearbeiteten Bilde gehören. D. Red. d. Beil.

erhobene uralte Gelehrtenschule. Herzog Herkules II., Sohn von Alfons I., hatte sich mit Renata von Frankreich, der Tochter Ludwigs XII., vermählt. Die Geschichte dieser Fürstin, gewiß einer der anziehendsten Gestalten des an berühmten Frauen so reichen Frankreichs, ist um so schwieriger zu schreiben, je mehr religiöse Ansichten dabei ins Spiel kommen; je seltsamer die Erscheinung einer Frau ist, welche, Tochter eines französischen Königs, Gattin eines Lehenträgers der Kirche, vom katholischen Glauben sich abwandte, um sich in die Reihen der Protestanten zu stellen und ihre Umgebungen zu diesen Meinungen herüberzuziehen. Sie war die Tochter von Anna von Bretagne und wurde 1511 geboren. Wenn man ihre Milde, Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit das Erbtheil ihres Vaters nannte, so hatte sie von ihrer Mutter das stolze Selbstbewußtsein der französischen Prinzessin, aber auch die Zierde edelster Weiblichkeit geerbt. Vortrefflich wurde sie erzogen von Frau v. Soubise, einer frommen und hochgebildeten Dame, welche sammt ihren Töchtern die Herzogin nach Ferrara begleitete. Der ganze Schönheitskultus und Bildungsgrad der Renaissance lebte in Renata; das Lernen war ihr ein Spiel, Latein, Griechisch, Philosophie, Theologie waren ihr bekannte Wissenschaften. 1528 fand die Heirath mit Herkules statt, der damals noch Thronfolger war. Nie ist Renata im fremden Lande ganz heimisch geworden; mit Stolz erzählten ihre Landsleute, daß sie zeitlebens Französin geblieben sei. Von Seiten ihres Gemahls zog ihr diese Anhänglichkeit an die Heimath manche Unannehmlichkeit zu, doch vereinigten sich die Gatten in der Pflege von Kunst und Wissenschaft. Das schöne Wort, welches Goethe in Torquato Tasso Renata's Tochter Eleonore sagen läßt:

> Wohin sich das Gespräch der Edeln lenkt,
> Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen —

fand schon bei der Mutter volle Geltung. Eine Schaar blühender Kinder umgab sie: Anna, Alfons, Lucretia, Eleonore und Ludwig. Obwohl Renata selbst keine körperlichen Reize besaß, waren ihre Kinder wunderschön; sie versäumte nichts, was ihrer Erziehung förderlich sein konnte und ließ sie vom zartesten Alter an in der Literatur unterrichten. Wohl ebenso schön als richtig sagt Eleonore bei Goethe:

> Die Kenntniß alter Sprachen und des Besten,
> Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter,
> Doch war an Wissenschaft, an rechtem Sinn
> Ihr keine beider Töchter jemals gleich;
> Und soll sich eine ja mit ihr vergleichen,
> So hat Lucretia gewiß das Recht.

Aber neben der klassisch-humanistischen Richtung übte auch die reformatorische bedeutenden Einfluß auf Renata aus. Schon die Tradition ihres Hauses führte sie auf diese Bahn, im Umgang mit der freigesinnten Margaretha von Navarra wurden die Sympathien genährt, die sich dann unter dem persönlichen Einfluß Calvins in feste Ueberzeugung verwandeln sollten. Frau v. Soubise und deren Verwandten waren der Reformation geneigt. Renata's eigenem inneren Wesen endlich entsprachen die Lehren der Reformation weit mehr als der katholische Pomp.

In den ersten Jahren trat der Herzog den religiösen Ansichten seiner Gemahlin nicht entgegen; seine äußere Politik war durchaus nicht durch religiöse Motive bedingt. Wir müssen die ersten Zerwürfnisse aus politischen Gründen erklären. Wenn Alfons I. die Heirath zwischen seinem Sohne Herkules und Renata bewerkstelligt hatte, hatte er es in der Hoffnung gethan, daß Frankreich wieder gegen Spanien aufkommen würde. Doch die Dinge kamen anders; der Bund mit Frankreich löste sich auf, und Spanien gewann in Italien immer mehr die Oberhand. Jene Heirath verursachte Herkules viele Demüthigungen und Bitterkeiten, da Renata am Hofe ein mächtiges Werkzeug der französischen Politik in deren letzten italienischen Versuchen wurde. Herkules, der 1534 seinem Vater gefolgt war, neigte in seinem Interesse immer mehr zu Spanien, so daß das fürstliche Paar zwei entgegengesetzte Richtungen vertrat. Renata's Vorliebe für ihre Landsleute, die am herzoglichen Hofe die Interessen der französischen Politik vertraten und ihre selbständige ökonomische Stellung führten ernste Zerwürfnisse mit ihrem Gemahl herbei, welcher beides zu brechen suchte. 1536 hatte Frau v. Soubise nach Frankreich zurückkehren müssen.

Renata nahm indeß auch eine ihren religiösen Ueberzeugungen entsprechende Stellung ein. Die verbannten französischen Reformirten, die 1534 in Italien Zuflucht suchten, richteten ihr Augenmerk auf ihren Hof; auch die bekannten Dichter Clément Marot und Léon Jamet hielten sich bei ihr auf. So war Ferrara im Jahr 1536 ein Zentrum lebhafter Opposition gegen die römische Kurie: Calvin folgte von Basel aus seinem Wunsche, die Herzogin zu besuchen. Ein merkwürdiges Ereigniß zeigte, von welchen Personen Renata umgeben war und welche Umtriebe unter ihren Freunden stattfanden: man suchte den Gottesdienst in einer katholischen Kirche zu stören und dadurch das Volk zum Abfall zu bewegen. Des Landes unkundig, doch vertrauend auf Renata's Schutz, wagten die Flüchtlinge einen ähnlichen Streich, wie er ein paar Jahre früher in Genf gelungen war. Ein französischer Kantor Namens Jannet verhöhnte am Charfreitag 1536 die Kreuzanbetung im Dom als Götzendienst. Das Volk blieb natürlich gleichgültig, der kühne Jüngling wurde zugleich mit Cornillan, einem Sekretär der Herzogin, und Joh. v. Bouchefort, der sich Priester von Tournai nannte, verhaftet. Fontana identifizirt diesen Bouchefort mit Calvin. Sicher ist, daß Bouchefort durch Renata's Hülfe aus dem Gefängniß entfloh und daß Calvin in den wenigen Wochen seines Aufenthaltes in Ferrara großen Einfluß ausübte; wahrscheinlich gewann er die Herzogin schon damals innerlich für den Protestantismus. Sie selbst blieb, wie auch Joh. und Kilian Sinapi, in geheimem ununterbrochenen Briefwechsel mit ihm.

In Olimpia's Seele hatte diese reformatorische Agitation noch keine Wurzel gefaßt, als sie an den Hof kam. Ein glänzendes Leben begann für sie an der Seite der jugendlichen Fürstentochter. Aus dieser Zeit stammen ohne Zweifel ihre ersten größeren Versuche: eine griechische Dichtung zum Preise des Mucius Scävola, ein Vorlesung über die Paradoxen. Nicht ohne Schüchternheit trug sie diese Aufsätze vor, mit welchen sie jene Feste der Wissenschaft eröffnete, die später Curione aus der Erinnerung schildert: „Da hörten wir sie, deklamirend in Latein, improvisirend in Griechisch, wie sie bald die anscheinenden Widersprüche der größten Redner auflöste, bald die zahlreichen Fragen beantwortete, die an sie gerichtet wurden. Man glaubte eine jener gelehrten Jungfrauen Griechenlands oder Roms vor sich zu sehen." Von ihren ersten Gedichten ist uns nur eine griechische Hymne geblieben, eine Art von Siegesgesang, mit dem sie ihre Rückkehr zum ausschließlichen Dienst der Musen feiert.

„Nimmer hat das gleiche Ziel die Herzen der Sterblichen angezogen, nimmer hat Jupiter den Söhnen der Menschen dieselben Neigungen verliehen. Und auch ich, als Weib geboren, ich habe die Attribute meines Ge-

schlechts verlassen, Leinwand, Spindel, Faden und Körbchen. Ich liebe nur die blumengeschmückten Auen, die den Musen geheiligt sind, den Doppelgipfel des Parnaß, gekrönt mit freudigen Chören!"

Inzwischen war in Morato's Hause ein Mann eingetroffen, der auf Olimpia's spätere Entwicklung großen Einfluß haben sollte. Einer der bedeutendsten italienischen Reformatoren war der Piemontese Celio Curione, der sich schon früh durch das Lesen einer Bibel zum Kampfe für die Sache des evangelischen Glaubens begeistert hatte und bei einem Aufenthalt in Ferrara 1541 seinem Freunde Morato die Lehren eröffnete, die er aus den Werken der deutschen Reformatoren geschöpft hatte, und in dem Herzen des Humanisten bald vollen Einklang mit seiner religiösen Ueberzeugung fand.

Doch dieser neue Lebensodem, der im Vaterhause wehte, brach sich nur sehr langsam Bahn zu Olimpia's Herzen. Es ist noch zu weit von der Weisheit eines Homer und Plato zu der göttlichen Thorheit eines Paulus. Zwar zeigen einige ihrer Arbeiten aus jener Zeit, daß sie sich von der verdorbenen Gestalt des Papstthums entschieden abwandte. Aber sie hatte, wie die meisten italienischen Philosophen aus der Renaissance in ihrem unbestimmten Pantheismus, die alte Leuchte ausgelöscht, ohne einen neuen Leitstern zu sehen, noch jahrelang dauerte das Ringen ihrer Seele nach Gewißheit. Das heitere Hofleben gefiel ihr, sie gestand später, nahe daran gewesen zu sein, den Sinn für das Hohe und Göttliche ganz zu verlieren und die Welt als Spiel des Zufalls anzusehen: „Oh, wie nöthig war mir die Prüfung! ich hatte keinen rechten Sinn für Göttliches, das Lesen der Bibel flößte mir nur Widerwillen ein; wenn ich länger am Hofe geblieben wäre, so wäre es um mein ewiges Heil geschehen gewesen."

Bald schloß sich der Traum ihres sonnenhellen Jugendlebens. Das erste Leid, das sie traf, war ein schweres Erkranken ihres Vaters. Während sie ihn zuhause pflegte, löste sich am Hofe ihr Freundeskreis auf. Anna d'Este wurde von Ferrara abgerufen, um dem ihr bestimmten Gatten, dem berühmten Herzog Franz von Guise, an den Hof von Frankreich zu folgen. Sie schied, von ganz Ferrara bedauert, wo sie wegen ihrer Milde und Tugend geliebt und verehrt wurde. Morato starb nach wenigen Wochen, und während Olimpia daheim im Kreise der Ihrigen ihrer Trauer lebte, bereitete sich am Hofe ein Sturm gegen sie vor. Vielleicht hatte Jerome Bolsek, ein entlaufener Karmelitermönch, eine Intrigue gegen sie angezettelt. Welcher Art die Verleumdungen waren, durch die er ihr das Herz der Herzogin, wie es scheint, für immer entzog, das ist uns nicht möglich zu ermitteln.[2]) Verlassen und schutzlos kehrte die Waise ins Trauerhaus zurück. In dieser Zeit bitterer Kränkung lernte sie ihre Augen erheben zu dem Gott ihres Vaters; sie lebte sich in eine innere Welt, in die Ewigkeit des Gemüthes ein, verachtete den bisher geliebten Tand der Erde, bekam Licht auf den Weg, der vor ihr lag, und Kraft, diesen Weg zu gehen, eine Kraft, die sie bis zum Tode nicht mehr verlassen hat. Mutter und Geschwister forderten die wachsame Sorge ihrer Liebe, und während sie sich stillen Muthes anschickte, diese Pflichten auszuüben, widmete sie jede freie Stunde der Forschung in den heiligen Schriften. Während ihr Gemüth mehr und mehr einen unverlierbaren Halt gewann, gestaltete sich nach außen ihre Zukunft immer trüber. Die Strömung der Gegenreformation, welche 1542 mit der Einführung der Inquisition und der Gründung des Jesuitenordens begann und immer mehr sich ausbreitete, machte sich auch in Ferrara geltend, dessen Fürst durch sein Abhängigkeitsverhältniß vom Papst in religiöser Hinsicht gebunden war. Fannio da Faenza, ein edles und tiefes Gemüth durchdrungen vom Eifer für die Wahrheit, wurde in Ferrara ergriffen, um dort in Ketten den Ausgang einer Anklage der Ketzerei zu erwarten. Es gelang Olimpia, zu dem Gefangenen zu dringen und aus seinen Ermahnungen und Aufschlüssen über die Schrift neue Kraft für die Zukunft zu schöpfen. „Nun habe ich keinen Sinn mehr," schreibt sie an Curione, „für die vergänglichen Güter; ich seufze nur noch nach dem ewigen Heiligthum."

II.

Seitdem gehört Olimpia der Reformation in Italien an. Wir werden diese merkwürdige Bewegung in jenen Zügen zu charakterisiren suchen, die bei Olimpia vertreten sind; eine vollständigere Darstellung hoffen wir in dieser Beilage in einem späteren Aufsatz über den „Einfluß Luthers in Italien im 16. Jahrhundert" zu geben.

Die Reformation konnte bei uns nicht von den höheren Kreisen in das Volk dringen, weil der Gegensatz zwischen beiden zu tief war. Das damalige italienische Leben wird charakterisirt durch die Leere des Gewissens, durch den tiefen Abstand zwischen den gebildeten, skeptischen Ständen und dem unwissenden, verachteten Volke; während Letzteres in einen fast heidnischen Aberglauben verfiel, der in einem schlecht begründeten Werkdienste sein Heil sah, wandten sich Jene zu einer antireligiösen Richtung ab.

Hierin, wie in Allem, stand Italien im entschiedensten Gegensatz zu Deutschland. Beide Nationen hatten damals den Wendepunkt ihrer Kultur und Religion erreicht, aus dem zwei historische, unversöhnlich getrennte Formen des Christenthums hervorgegangen sind. Auch in Deutschland trat wie in Italien die Freigeisterei, welche niemals ganz unterdrückt werden kann, in die literarischen Kreise ein und bildete sich hier und da zu einem entschiedenen Unglauben aus; doch daneben entwickelte sich dort eine tiefere, aus unbekannten Quellen entsprungene Theologie. Und so führte die Entwicklung des Humanismus jenseit und diesseit der Alpen zu einer verschiedenen Opposition wider die Kirche. Diesseit — in Italien — hing sie mit Wissenschaft und Literatur zusammen, jenseit entsprang sie aus geistlichen Studien und tieferer Theologie. Hier war sie negativ und ungläubig, dort war sie positiv und gläubig. Hier hob sie den Grund der Kirche vollends auf: dort stellte sie denselben wieder her. In Italien war sie spöttisch, satirisch, bekämpfte die Gewalt nur mit dem Geiste und unterwarf ihr den Leib; die Italiener spotteten über die Kirche, das Papstthum und das

[2]) Die Annahme Fontana's (Renata di Francia, Rom, Forzani 1889 bis 1899, drei Bände), daß Olimpia vom Hofe vertrieben worden sei, weil die Herzogin als Calvinistin an ihrem lutherischen Glauben Anstoß gefunden hätte, ist unbegründet. Erstens hat Renata den verschiedensten italienischen Protestanten ohne Unterscheidung der Sekten Schutz gewährt und haben weder sie noch Olimpia sich je mit konfessionellen Streitigkeiten abgegeben, sondern stets in edelster Weise nach Versöhnung gestrebt. Zweitens war Olimpia nach ihren eigenen Worten am Hofe noch von einer ganz heidnischen Sinnesweise und noch nicht zur christlichen Gefühlsweise, geschweige denn zu einer bestimmten protestantischen Konfession, bekehrt. Fontana zeigt in seiner katholischen Voreingenommenheit nicht das geringste Verständniß für die evangelische Sinnesweise der französischen Fürstin. Als Landsmann des Machiavell glaubt er alle Handlungen eines Menschen aus reellen Gründen erklären zu müssen und sieht in Renata's ganzer Haltung und ihrer Stellung für die Reformation immer einen politischen Zweck. Daß ein Mensch nur aus innerer idealer Ueberzeugung handeln könne, scheint er nicht einmal zu vermuthen und so hat er die schönsten Seiten von Renata's Charakter durch seine nüchterne, fast giftige Auffassung kläglich entstellt.

Mönchswesen, aber sie beugten sich ihnen; hier begegnen sich Boccaccio, der Erzähler leichtfertigster Novellen, und Vittoria Colonna, eine der Musen der religiösen Dichtung. Der äußere Zwang der Formeln, dem sie sich fügt, thut ihrer inneren freien Erhebung keinen Eintrag. Es gibt keine boshaftere Satire auf die Grundeinrichtungen der katholischen Kirche, als die Erzählungen Boccaccio's, und doch starb der Dichter unangefochten im Schoß der Kirche; ebenso wurde Vittoria durch ihre Anschauungen und Meinungen nicht abgehalten, alle Pflichten einer andächtigen Katholikin zu erfüllen. — In Deutschland dagegen war die Opposition voll Ernst und Ingrimm, und erhob sich zu dem kühnsten Angriff, der je auf die römische Kirche geschehen. — Daß die Reformation in Italien nie bis zum Kern der Nation drang, muß man zunächst aus dem Volksgeiste erklären. Die romanischen Völker, und namentlich die Italiener, waren stets in ihrer ganzen Art die moralischen Begriffe, das Leben und seine Schicksale, das Göttliche und Geistige aufzufassen, nicht sowohl „Christen" im höchsten und wahrsten Sinne des Wortes, als „römische Katholiken"; sie blieben wie sie der Charakter und die Ueberlieferung ihrer ganzen Geschichte gebildet hatte, aus welchen das Papstthum hervorgegangen war, jene Institution, die ihrerseits dazu beitrug, diese Völker in ihrem Urcharakter zu bestärken. Der vereinsamende Individualismus, das auf sich selbst gestellte, nach innen gekehrte Gedankenleben, aus welchem der Protestantismus die Freiheit des persönlichen Gewissens schöpft und jeden Mittler zwischen dem Heilsbedürftigen und Gott ablehnt — jene Kühnheit, jene gewisse Wollust, die der Mensch empfindet, der sich allein auf der schwindelnden Höhe der menschlichen Probleme bewegt, alles was auf die Puritaner und Pietisten einen so mächtigen Reiz ausübt, widerstrebt am schärfsten der unmittelbaren, mittheilsamen und phantasiereichen Gefühlsweise der Italiener, ihrem Bedürfniß, sich gegenseitig ihre Seele und ihre Gefühle zu eröffnen, die Fülle der regen, unbezähmbaren Phantasie in die Seele des Nächsten zu ergießen, gemeinsam und öffentlich, mit lauter Stimme, in den Straßen und überfüllten Plätzen, in dem vollen und warmen Lichte der südlichen Sonne ihre Gedanken und Gefühle zu pflegen.

Damit nun dieses echt romanische und italienische Bedürfniß der Geselligkeit auch in der Religion befriedigt werde, genügt es nicht, daß, wie in der evangelischen Kirche, das Wort Gottes, wenn nicht durch die Zustimmung, wenigstens durch die freie Erörterung der Gläubigen bekräftigt werde. Die persönliche Ueberzeugung genügt dem südlichen Gläubigen nicht: er verlangt die laute und öffentliche Uebereinstimmung mit seinen Glaubensgenossen in ihrer gemeinsamen Kundgebung, in der mächtigen, althergebrachten Einheit der Kirche, im feierlichen Schauspiel des kirchlichen Symbols, im zauberhaften Gepränge der Feste und Riten. Bei seinem herrschenden künstlerischen Charakter kann das italienische Volk die moralischen Wahrheiten ohne sinnliche Vermittlung nicht lebhaft erfassen. Das strenge Christenthum der ersten apostolischen Generationen, zu welchem Luther zurückkehren wollte, jener heilige, geistige Wahn, jene heroische Spannung und Konzentration des ganzen menschlichen Geistes in eine einzige Idee, die ihn aus sich selbst, über die Natur und das Leben hinwegrafft, setzt einen Zustand erhabener Zerrüttung im Innern des Menschen voraus, welcher den genauen Gegensatz bildet zu jener Harmonie und Gesetztheit aller geistigen Fähigkeiten, zu jener Uebereinstimmung des Menschen mit seinen Genossen und der schönen Natur, die aus der Blüthe der italienischen Kunst und Geschichte spricht.

Die Religion der Italiener hatte sich seit dem Mittelalter immer mehr veräußerlicht und verweltlicht; sie hatte sich von der mystischen und innigen Geistigkeit der ersten christlichen Gemeinden entfernt, um wieder das zu werden, was sie wohl im Grunde stets für die Italiener, vielleicht in Etrurien und jedenfalls in Rom war: die feierlichste und ansehnlichste unter den öffentlichen „Amtsverrichtungen", die auch am meisten Würde und rituellen Pomp erforderte. Der alte Römer setzte die Moralität hauptsächlich in den Anstand, in jene äußere Zierde, durch welche sich die Tugend der öffentlichen Bewunderung darbietet. Auch die Bethätigung der Religion, des wichtigsten sozialen Bandes und Gesetzes, lag für ihn in der formellen und öffentlichen Erfüllung der vaterländischen Rite und Gebräuche. So ist die Religion bei den Italienern, besonders in den Volksklassen, zunächst eine rituelle, äußerliche Befolgung der kirchlichen Vorschriften, und setzt einen viel größeren und heiligeren Werth in die Werke und in ihre öffentliche Erfüllung durch das Priesteramt, als in die Innigkeit des persönlichen Glaubens, der nur aus dem Herzen spricht und sich selbst genügt.

Der Protestantismus fand in Italien eine ähnliche Gesellschaft vor, wie zu unsern Tagen; zu kühn für die katholischen Gläubigen, zu beschränkt für die Philosophen und Freigeister, erschien er den Ersteren als Ketzerei, den Letzteren als ein neuer Aberglaube. Die Gläubigen verharrten in der Kirche, die Denker im Unglauben. Entweder versank Italien in die Sklaverei des Papstthums, oder es erhob sich über alle positiven Bekenntnisse hinweg. In der Religion kannte es ebensowenig wie in der Politik die goldene Mitte; die Vernunft blieb entweder ganz Meisterin, oder ganz Sklavin.

So blieb der Reformation nur eine gewisse Zahl zarter Seelen, die vor dem Abstand zwischen der Wissenschaft und dem Gewissen zurückschraken, sich von dem alten Aberglauben verletzt fühlten und vor der bloßen Philosophie fürchteten. Literaten zum größten Theil, Redner, Geistliche, Geister, die am Alterthum geistig genährt, sich von der plötzlichen Entdeckung des Evangeliums in der Weise begeistert fühlten, wie von der Auffindung eines Manuskripts in den Ruinen von Herkulanum; sie zeigten ihre Entdeckung dem Volke; das Volk blieb gleichgültig. Seitdem wurde aus Italien, was wir jetzt bei verschiedenen Nationen, bei Frankreich und Spanien sehen, die sich aus Trägheit an ein versunkenes Pharisäerthum halten und dabei nicht genug Reinheit besitzen, um daran zu glauben, nicht genug Glauben, um es zu reformiren, nicht genug Geistesstärke, um es zu entbehren.

Diese letzte, vermittelnde Klasse von Personen, zu welcher auch Olimpia Morata gehörte, hatte damals in Italien bedeutend zugenommen. Ueberall machte sich nach der greuelvollen Plünderung Roms und dem Untergang der florentinischen Freiheit das religiöse Element geltend. Dahin war der leichtsinnige Lebensübermuth, der den Hof Leo's X. zu tollen Verschwendungen getrieben hatte. Päpste und Kardinäle nahmen eine strengere Maske vor das Gesicht, die Reform der Kirche sollte wenigstens an den Gliedern, wenn auch nicht, wie die Deutschen forderten, am Haupte vollzogen werden. Man konnte die Lehre Luthers nicht bekämpfen, ohne sie zu kennen; je mehr man sich aber mit ihr beschäftigte, desto mehr leuchtete ihre Tiefe ein. Von der Erkenntniß der Grundsätze der deutschen Reformation bis zum Abfall von der katholischen Anschauung waren in solcher, dem Alltagsleben abgewandter, nach dem Ewigen und Unveränderlichen sich sehnender Stimmung nur wenige

Schritte. Ein äußerlicher Umstand kam hinzu: die Forderung Karl's V., der Papst möge ein allgemeines Konzil berufen, um die kirchliche Trennung zu beseitigen. So wurden religiöse Gegenstände zum Mittelpunkt der Unterhaltung in den gebildeten Kreisen; dabei befolgten diese durchaus nicht eine ausschließend theologische Tendenz; sie waren aus einer liberalen Beschäftigung mit dem Christenthume hervorgegangen. Fragen wir nun, in welcher Grundansicht sie sich berührten, so war das hauptsächlich dieselbe Lehre von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben, welche in Luther der ganzen protestantischen Bewegung ihren Ursprung gegeben hatte. Ganz wie eine literarische Meinung oder Tendenz breitete sich die neue Ueberzeugung über Italien aus; in ihrem bedeutenden Einfluß lag ein wichtiges Zeichen der Stimmung der Zeit: im Gegensatz gegen die Verweltlichungen des kirchlichen Institutes, welches die unmittelbare Beziehung des Menschen zu Gott fast ganz verloren hatte, geschah es, daß eine so transscendentale, das tiefste Geheimniß dieses Verhältnisses betreffende Frage die allgemeine Beschäftigung der Geister wurde. Bei der Fülle der verschiedenartigsten Meinungen, die alle zum Ausdruck kamen, erschien als festes Ziel der ganzen Bewegung die Absicht, zwischen der Form der alten Kirche und der deutschen Reformation eine mittlere, ausgleichende Stellung einzunehmen.

Ueber die Kreise der höheren Geistlichkeit, der Gelehrten, des Adels und des patrizischen Bürgerstandes drangen indeß diese Meinungen nicht zu den Massen des Volkes hinaus. Im Stillen wuchsen und gediehen diese kleinen Gemeinden, aber es fehlte ihnen eben so sehr die mächtige Persönlichkeit, an die sie sich hätten anlehnen können, die es verstanden hätte, das Volk anzuziehen und zu bewegen, die Lehre der Stillen und Guten aus dem verschwiegenen Gemach auf den Markt hinauszuführen, wie der äußere Zusammenhang. In Venedig, wie in Ferrara, in Rom, wie in Neapel gaben lokale Tendenzen den Ausschlag. Man wagte sich nicht in die Oeffentlichkeit, man besprach sich insgemein mit einer geringen Anzahl von Freunden. Unter so vielen begabten Männern und Frauen gingen die Ansichten weit auseinander, zu Viele wollten führen, zu Wenige folgen. Dem Papste offen in seiner geistlichen oder weltlichen Macht zu widerstreiten, fühlte sich Niemand unter ihnen bewogen. Es gab zu viel Reformatoren und zu wenig Reformirte. Es ist eben diese Abgeschiedenheit vom Volke, die bei den italienischen Reformatoren am meisten auffällt. Man hält sie für wahnsinnig, weil sie die Kultur des Cinquecento zum hölzernen Kreuze von Luther zurückführen wollen. Sie hatten auf jede Verbindung zwischen ihren religiösen Lehren und Italiens politischer Auferstehung verzichtet. Es fehlte ihnen gänzlich der mystische Patriotismus, die Vereinigung des religiösen Programms mit dem politischen, die der Reformation in den anderen europäischen Ländern zugrunde lag und auch bei Savonarola's Versuch obgewaltet hatte. Sie hielten ihr Ziel fern von jedem praktischen und sozialen Interesse. Ihr Werk war eine Jakobsleiter, die in den Wolken schwebte und mit der Erde keine Berührung mehr hatte. Sie redeten nur vom Himmel; Italien konnte diese Sprache nicht mehr verstehen.

Ich sehe aus dem Zeugniß von Vielen unter ihnen, daß sie mit dem vollständigsten Unglauben beginnen: „Ihr wißt," sagt Olimpia, „wie ich zurückschrak vor alle dem, was mit dem Christenthum zusammenhängt; ich glaubte nicht an Gott, und sah die Welt als ein Spiel des Zufalls an." Als man mitten in dem katholischen Heidenthum versuchte, das Evangelium in Italien einzuführen, rief es bei Vielen ein mehr literarisches als religiöses Interesse hervor, doch keine Ekstase noch Vision, die Abneigung gegen Rom mehr als die Leidenschaft des Märtyrerthums.

All diese frommen Literaten sind schlechthin überzeugt, daß es genüge, gegen die Welt Recht zu haben, ohne sie mit offener Stirn zu bekämpfen; sie sind so wenig dafür besorgt, ihren Glauben ins Volk zu bringen, daß einige nur danach trachten, die heilige Schrift ins Altgriechische zu übersetzen, als ob sie eher die Alten als ihre Zeitgenossen bekehren wollten. Olimpia schreibt ihre Paraphrasen der Psalmen nur in griechischer Sprache. In der Welt Homers sucht sie das Echo, das Italien der Reformation verweigert. Wenn man eine Kirche ausschließlich aus makellosen, erläuterten und versöhnenden Leuten bilden könnte, so hätten sie eine gegründet; da sie aber weder Begeisterung noch Schrecken hervorriefen, folgte ihnen Niemand. Da die Künstler meistens aus dem Volke stammten, finde ich es bezeichnend, daß in der Menge von Protestanten, die uns in der italienischen Reformationsgeschichte begegnen, kein einziger Künstler vorkommt. Italien stand in Bezug auf die Reform der Kirche noch auf demselben Standpunkt, wie Deutschland kurz vor Luther, unter dem Einfluß von Erasmus und Reuchlin: sie lag in den ideellen Bestrebungen, war aber noch nicht zur Wirklichkeit geworden. Je schärfer sich in der italienischen Renaissance die Intelligenz ausgebildet hatte, desto mehr hatte sie sich vom praktischen Leben abgewandt. Nun fehlt es den religiösen und politischen Revolutionen, die von Literaten geführt werden, an Grund und Festigkeit, weil solche Anführer sich einbilden, daß man die menschlichen Revolutionen auf dieselbe Art zustande bringe, wie man ein Buch verfaßt, daß es genüge, gewisse Dinge in beredter Weise niederzuschreiben, damit dieselben existiren. Haben sie den Irrthum bekämpft, so glauben sie, daß er aufgehört hat zu bestehen; haben sie die Wahrheit ausgedrückt, so zweifeln sie nicht daran, daß ihre Herrschaft begonnen hat. Aus Italien verbannt, brachten unsre Reformatoren in den protestantischen Ländern gelehrte Werke hervor, welche die katholische Theologie in einer todten Sprache wunderbar widerlegten; doch keiner forderte zum Bürgerkrieg, zur That, zum Schrecken auf. Luther wollte sie in seine Bewegung mitreißen.[3]) Das entsprach nicht ihrem Temperamente. Vielen erschien die Reformation wie eine geheime, für die erläuterten Geister bestimmte Lehre; Leute wie Pellegrino Morato, vor der Welt katholisch, ihrem innersten Gefühl nach evangelisch, glaubte das Evangelium ohne Lärm und Aufsehen in Italien einführen zu können. Weit entfernt, sich an die Menge zu wenden, fürchten sie sich vor dieser am meisten: „Da ich überzeugt bin," sagt Celio Calcagnini, „daß es gefährlich sei, diese Fragen vor der Menge und in öffentlichen Reden zu behandeln, finde ich es sicherer, die Mehrzahl mit Worten hinzuhalten, aber meine Gedanken für Wenige zu bewahren." — Welch' ein Gegensatz zu Luther!

Was aus einer Partei werden kann, die gar keine Wurzel in der Nation hat, das beweisen die italienischen Protestanten nur zu gut. Zuerst verbergen sie womöglich ihren Namen bei der Herausgabe ihrer Werke, dann verlieren sie ihre Sprache; was sie hervorbringen, gehört zur Literatur der fremden Länder, die ihnen Obdach gewähren; sie begründen nicht eine Literatur von Flüchtlingen, wie die Franzosen d'Aubigné, Bayle und Andere, die das Vaterland im Herzen

---

3) **Vgl. den Brief der Venetianischen Protestanten an Luther, bei Comba, „I nostri protestanti."**

mit sich führten. Den Ausländern verdächtig, ohnmächtig in ihrem Lande, verschwinden sie, nachdem sie ihren Eifer in todten Sprachen ausgehaucht haben, ohne auch nur eine Sekte zu gründen; die Menschheit weiß nichts mehr von ihnen. Sie zeigen fast nie eine Sehnsucht nach dem fremden Vaterlande, weil sie durch die Gleichgültigkeit und Verdorbenheit ihrer Landsleute zu viel gelitten haben.

Auf die versöhnende Tendenz unsrer Reformatoren haben wir schon hingewiesen. Der Universalitätsgeist, den die italienischen Humanisten in alles bringen, treibt sie dazu, Luther mit Calvin zu versöhnen. In Italien glauben sie an die Einheit der reformirten Kirche; sobald sie ihr nahe kommen und ihre Spaltungen gewahren, suchen sie dieselben zu beseitigen.

Was der italienischen Reformation den eigenthümlichsten Reiz verleiht, ist das Fortleben des wunderbaren Kunstsinnes der Renaissance auch in der neuen Religion; der Schönheitssinn unsrer Reformatoren wird durch keine theologische Düsterkeit getrübt; er verwahrt sich sowohl gegen die Rauheit der nordischen Länder, in denen die Verbannten Zuflucht suchen, als gegen die Schrecken des Märtyrerthums in der Heimath. Der Tod von Olimpia Morata in Heidelberg ist von einem märchenhaften Reiz; kein bewußtes Kunstwerk könnte etwas schöneres und rührenderes ersinnen. Bei den anderen Glaubenshelden tritt eine ähnliche Verklärung ein. Bei Fannio, Paleario, Algieri, Carnesecchi kommt die Begeisterung des Märtyrers mit künstlerischer Einbildungskraft zum Ausdruck.

Es hat solchen Menschen wahrlich nicht an Heldenmuth gefehlt, um ein weniger gleichgültiges Volk mit sich fortzureißen.

(Schluß folgt.)

Die Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar.

γσ. Die am 9. d. M. unter Anwesenheit des Großherzogs und der Frau Erbgroßherzogin abgehaltene Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft ward unter dem Vorsitz des Geh. Raths **Ruland** mit einem Jahresbericht eingeleitet, den Geh. Rath v. **Bojanowski** erstattete. Die Goethe-Gesellschaft ist im Lauf des letzten Jahres an Mitgliederzahl nicht unbedeutend gewachsen, sie zählt heute 2770, gegen 2600 Mitglieder im Vorjahre. Für ein der „Frau Rath“ in Frankfurt am Main zu errichtendes Denkmal hat die Gesellschaft einen Zuschuß von 500 M. beigesteuert und wird zum Gedächtniß an die jüngst verstorbene **Ulrike v. Levetzow** im Herbst dieses Jahres eine Faksimile-Ausgabe der „Marienbader Elegie“ veröffentlichen, die mit einer verkleinerten Nachbildung des lebensgroßen Pastellportraits Ulrike's aus dem Jahre 1821 geschmückt sein wird, das dem Weimarer Goethe-Museum jüngst von dem Neffen der Verstorbenen, Obersten v. Rauch, überwiesen worden ist.

Ferner sei aus dem Jahresbericht noch hervorgehoben, daß das Gesammtvermögen der Goethe-Gesellschaft etwa 73,000 M. beträgt, bei 27,000 M. Einnahmen und 25,000 M. Ausgaben in 1899. Dem Goethe-Archiv sind nach Geh. Rath **Suphans** Bericht die Familienkorrespondenz **Ferdinand Freiligraths**, Briefe von **Fanny Lewald**, dazu etwa 70 Briefe Goethe's an den ihm eng befreundeten Staatsrath **Schulz** überwiesen worden. Ferner sind etwa 160 Briefe von **Lotte Kestner** aus den Jahren 1808—1811, sowie eine Zeichnung **Friedrich Prellers** an das Archiv gekommen. Diese Zeichnung stellt Goethe auf dem Todtenbett dar; sie bildet ein Seitenstück zu der im Besitz der Wittwe Preller befindlichen Federzeichnung; sie war einem Brief an **August Kestner** nach Rom beigelegt, der von Goethe's Tod berichtete.

Der **Festvortrag** des Geh. Raths Prof. Dr. **Eucken** (Jena) behandelte das Thema: **Goethe und die Philosophie**. Der Redner suchte in fesselnder Weise das Verhältniß herauszustellen, das Goethe zur Philosophie gehabt hat. Der Reiz und Werth einer solchen Betrachtung über die Stellung eines großen Mannes zu einem Hauptgebiet des Lebens ruht nicht zuletzt darin, daß dieses Gebiet von ihm umgebildet, übersetzt wird in seine Denkart und somit unter eine neue Beleuchtung gelangt. Man muß sagen, in Goethe's Empfindung lag etwas, das beinahe die Philosophie ablehnte; er besaß den sprudelnden Quell der Natur und bedurfte keiner mühsamen Erkenntnißarbeit für sein Schaffen. Dem anschauungsfrohen Dichter, der überall die Berührung mit der Wirklichkeit suchte, schien es, als führe die Philosophie ins „Reich der Schatten“ und beschränke die Freiheit seiner Individualität. Er lehnte die schulmäßige Philosophie ab, allein er umfaßt die Philosophie im allgemeinen, menschlichen Sinn, wie er liebevoll jedem menschlichen Streben entgegenkam. Es lebte in ihm doch ein Zug, der ihn zur Philosophie führen mußte, und auch seiner Zeit gegenüber, in der **Kant** eine ungeheure Erregung der Gemüther und eine Umwälzung der Denkweise hervorgerufen hatte, die bis ins dichterische Schaffen hinein sich fortpflanzte, mußte Goethe sich Rechenschaft in seinem Denken geben. Das Streben bei ihm, alles sich **gegenständlich** zu machen, das Aussprechen über sich selbst und vor sich selbst, mußten bei ihm eine bestimmte Ueberzeugung herausarbeiten, und da er ein Mann aus einem Gusse war, so geben diese Ueberzeugungen eine Philosophie der Erfahrung, des persönlichen Bekenntnisses und zeugen von der Wahrhaftigkeit seines Geistes und seiner Kraft. Da sie seine Arbeit uns vor Augen führt, hat diese Philosophie auch ein Recht der Existenz: sie ist weit anders geartet als die Schulphilosophie. — Das Auffinden der Widersprüche im Leben und die Kraft, mit der er sie überwindet, das macht den Menschen zum Philosophen, zum Denker; die Art der Ueberwindung ergibt die Individualität. Goethe hat die Kontraste niemals in Eins zusammengezwängt, ihm legte sich das Dasein auseinander in eine Reihe von Gegensätzen, ein Glied in dieser Reihe wächst mit dem andern, so spielen die Kräfte ineinander, beleben sich, und die Wirklichkeit kommt zustande. Als Ausgangspunkt der Goethe'schen Anschauung kann die Ueberzeugung gelten: Wir stehen in einer großen und ewigen Welt, ihre Gesetze umzuwälzen erscheint als vermessen; aber diese Welt ist nicht todt, die Freiheit des Menschen ist nicht durch ein blindes Schicksal gehemmt, durch freie That läßt sich das Schicksal wandeln. Darum muß die menschliche Thätigkeit die Natur ergreifen, alles Schaffen ist Entfaltung, so tritt neben das Element der Ruhe und Festigkeit die Bewegung, durch die das stets nothwendige Fortschreiten bedingt ist. Aber Ruhe und Bewegung sind stets im Gleichgewicht zu einander. Goethe's Leben strebt stets zum All hin, das ihm die Summe der Erscheinungen ist; die Welt ist ihm lebendig als Ganzes, sie ruht auf einem göttlichen Leben. Das Göttliche aber kann nicht fremd in der Welt sein, es kommt ihm aus dem inneren Wesen, es stellt keinen Zusatz zur Welt dar, und die Natur wird nicht wie eine Maschine von außen bewegt; allein der Anblick der Wirklichkeit wird durch das Göttliche verwandelt. In Goethe's Anschauung gibt es keinen Mechanismus, keinen Materialismus, alles ist ihm „**Manifestation**“ des Allwesens, „das sich hinter der Natur verbirgt, damit wir es fassen können“. Diese Ueberzeugung von dem Wirken des unendlichen, göttlichen Lebens ist ihm der stärkste Antrieb zum Schaffen „vom Punkt zur Unendlichkeit,“ es heißt ihn Leben finden und Leben ehren, und bestärkt seine Liebe zur Menschennatur, in der ihm etwas liegt, was alle Schuld nicht aufheben kann.

Es hat Goethe gereizt, die Kontraste von Kraft und Gesetz in der unendlichen Lebensfluth zu überwinden. Die Ordnung und die Gesetze des Alls unterdrücken ihm nicht den Einzelnen, es bleibt Spielraum für eigene Bildung, eigene Thätigkeit. Das hat Goethe bekannt, und daraus fließt seine Achtung vor der Individualität. „Jeder muß aus der vorhandenen Welt seine eigene Welt schaffen, wir können Viele sein und wissen uns doch eins“. So entsteht ihm die Ueberzeugung von der **Kontinuität** des Lebens, nirgends reißt die Kette ab, es gibt keine Sprünge in der Entwicklung.

Durch Arbeit und Erfahrung festigt sich diese Ueberzeugung bei Goethe. Er verwirft die Zwecklehre, die das Eine opfert für das Andere. Wie die Natur sich ruhig entwickelt, so handle auch der Mensch; nur das Handeln ist fruchtbar, das sich anschließt und hilft; alles Revolutionäre ist Goethe widernatürlich und verhaßt. Zeit und Ewigkeit findet sich bei ihm zusammen, er denkt nicht gering von der Zeit, aber sie wird von der Ewigkeit umschlossen: nicht einer fernen Zukunft ist die Wahrheit abzuringen, sie muß sich vielmehr stets neu zeigen, nicht mit heftiger Gier sollen wir weiter drängen, suchen wir im Vergänglichen das Unvergängliche und machen wir jeden Augenblick zum Repräsentanten der Ewigkeit. — Allein die Welt hat in sich große Aufgaben zu lösen; hiebei erfolgt ein Scheiden und ein Zusammengehen, wie in den Naturprozessen, „ein Einathmen und ein Ausathmen", wie Goethe zu sagen liebte. Hier kommen wir an die Wurzel für das Verständniß von Goethe's wissenschaftlicher und künstlerischer Betrachtung. Gleichsam plastisch treffen die beiden Lebensseiten des Aeußern und Innern, die jede scharf an ihren Grenzen geschieden sind, dennoch in seiner Anschauung zusammen. Das Innere ist auf das Aeußere angewiesen und umgekehrt, das Organ wird erst aufgeschlossen durch den Gegenstand, das Aeußere hat nur dadurch Werth, daß es unser Besitz wird. Aus dieser Anschauung, die ihm Erlebniß und Bekenntniß wurde, keimt sein Schaffen auf. Was ihn quälte, mußte er in ein Gedicht wandeln, dann erst konnte er sich beruhigen; und so entsteht jene wunderbare Einheit und Gegenständlichkeit seines künstlerischen Schaffens, nicht daß er die Wirklichkeit abkonterfeit, er ergreift sie mit seiner Seele, und indem er die Dinge aufnimmt, erhebt er sie und klärt sie. Sein künstlerisches Schaffen ist eine Synthese von Geist und Welt und zeugt von der Einheit des Daseins. Nicht darf die Kunst die Natur meistern wollen, der Künstler muß in der Natur sein Eigenes bilden, er darf sich nicht in die Natur auflösen, dankbar soll er der Natur eine „höhere Natur" zurückgeben. Darum ist die Kunst Wahrheit, mehr als die Natur Wirklichkeit; es entsteht eine neue Welt aus dem Kunstschaffen. — Hat der Mensch eine so feste Stellung zur Welt gefunden, daß er ihre Gegensätze: Ruhe und Bewegung, Kraft und Gesetz, Zeit und Ewigkeit, Aeußeres und Inneres, Natur und Kunst, Erscheinung und Sein zu vereinen weiß, und die Wahrheit erkannt hat: „Der Kern der Natur ist des Menschen Herz", so ist auch die freudige Stimmung gefunden, die bei Goethe herrscht, aus der seine Ehrerbietung und Bescheidenheit gegenüber den Grenzen des Menschlichen kommt. Ihm fehlt die Zergliederungslust der Aufklärungsperiode. „Geheimnißvoll am lichten Tag" — bildet hier den Abschluß seiner Erfahrung. Die Grenze des Menschen und die Größe des Menschen zugleich zu halten, das ist Goethisch. Wir können die höchsten Gedanken der schaffenden Natur nachdenken, allein das ist die große Aufgabe des Menschen, die Selbstbegrenzung zu finden, das ist das Sittliche, des Menschen eigene That, die Selbstbefreiung durch Selbstbegrenzung.

Goethe's Leben dient zum Zeugniß für diese Ueberzeugung; man hat den ethischen Zug in ihm deßhalb verkannt, weil seine künstlerische Erscheinung das leicht erscheinen läßt, was ihm unendlich schwer geworden; denn wir müssen uns bewußt sein, daß in ihm lebte „Die Macht des Dämonischen", die er in Kampf und Arbeit bewältigte. Kunst und Sittlichkeit stehen ihm nicht in Konflikt miteinander, wenngleich er die volle Selbständigkeit der Kunst fordert, so erreicht diese nur zusammen mit der Sittlichkeit ihr Höchstes. Es fehlt durchaus bei ihm das Herabsehen auf die schlichte Moral. Mit diesen Ueberzeugungen steht auch seine Stellung zur Religion im Einklang. Nicht die ist seine Religion, die durch Erschütterungen ein neues Leben eröffnet, er sieht in Jedem das Ganze wirksam, und daraus entquillt seine Achtung vor dem Ganzen. Durch zwei Grundgedanken kommt Goethe's religiöse Anschauung am deutlichsten zum Ausdruck. Er besitzt das Zutrauen zu einem übermächtigen Wesen und hegt die Ehrfurcht vor der Erfahrung, daß der Mensch ein Mensch sei. Weil wir nichts erzwingen können, alles an uns kommen muß, darum ist die Religion eine Stärkung des Lebens, in ihr soll der Mensch sich groß, nicht hinfällig fühlen und „in dem Vergänglichen das Unvergängliche ergreifen". Hat Goethe sich auch den Ausspruch des Lorenzo de' Medici zu eigen gemacht: Die sind für dieses Leben stark, die kein anderes hoffen, so treibt es ihn doch zur Welt zurück, aus der sich alles in seine Seele einarbeitet und dort jenen Reichthum erzeugt, den wir bewundern. Die eigene Art zu denken und zu leben, das ist Goethe's Philosophie, eine Philosophie des Lebens und der That.

Werfen wir die Frage auf, was wir als Menschen von Goethe's Ueberzeugung haben können, so muß zunächst dem widersprochen werden, daß Goethe verehren, aus der Gegenwart fliehen bedeutet. Wollte er selbst ein „Freier", ein „Liebhaber", „kein Meister" sein, so dürfen wir auch nicht auf seine Worte schwören, er wollte Niemand seine Art aufdrängen, Geist sollte ihm Geist, Individualität Individualität erzeugen. Goethe stellt eine charakteristische Lebenswirklichkeit, einen großen Weltdurchblick dar, mit ihm muß sich jede Lebensarbeit auseinandersetzen. Wir müssen ihn auf uns wirken lassen, gleichgültig ob wir schließlich seine Ueberzeugungen annehmen oder ablehnen. Als moderne Menschen, die wir nach klarer Auseinandersetzung von Subjekt und Objekt, von Freiheit und Wahrheit streben, erkennen wir, wie in ihm Freiheit und Wahrheit in der Leistung zusammengeht. Für uns Deutsche, deren Geistesheroen Luther und Kant als Kontrastnaturen uns das Leben noch erschwert haben, ist Goethe's ausgleichende, versöhnende Art die in der Form vollendeter Schönheit sich bietet, kaum hoch genug zu schätzen, zumal unter der harten Arbeit des 19. Jahrhunderts in der Bewältigung der Natur- und Gesellschaftsprobleme unsrer inneren Bildung Gefahr drohte, das innere Niveau des Lebens herabsinkt. Hier kann uns Goethe helfen, obgleich der Tag uns schon weit von ihm entfernt hat: denn dadurch, daß er verstand, in dem Heute das Ewige zu ergreifen, wirkt er labend fort durch die Kette der Zeiten.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Adolf Holm †. Erst heute geht uns die Nachricht zu, daß am 3. d. M. in Freiburg i. Br., wo er in stiller Zurückgezogenheit lebte, Prof. Ad. Holm nach mehrwöchigem Leiden gestorben ist. Der Tod dieses hervorragenden Gelehrten und edlen, warmherzigen Menschen wird von allen denen, die ihm näher standen, aufs tiefste beklagt werden. Auch wir verlieren in ihm einen alten und treuen Mitarbeiter. Noch im September des vorigen Jahres widmete er dem holländischen Numismatiker J. P. Six in diesen Blättern einen von warmem Freundschaftsgefühl durchhauchten, feinsinnigen Nachruf.

Ueber das Leben des Verstorbenen gibt der folgende Nekrolog, den Freundeshand in der „Straßburger Post" gezeichnet, näheren Aufschluß: Geboren am 8. August 1830 zu Lübeck, wo er das Gymnasium besuchte, widmete Holm sich nach den in Leipzig und Berlin vollendeten Studienjahren zunächst dem Gymnasiallehrerberuf in seiner Vaterstadt und veröffentlichte während dieser Thätigkeit außer einigen kleinen Arbeiten über die Topographie des alten Siciliens eine „Geschichte Siciliens im Alterthum", zwei Bände, Leipzig, 1870 bis 1872 (ins Italienische übersetzt 1896 ff.). Die entsprechendste Anerkennung für dieses bahnbrechende und grundlegende Werk war seine Berufung als Professor der alten Geschichte an die Universität Palermo im Jahre 1876, von wo er 1884 in gleicher Eigenschaft nach Neapel übersiedelte. Seit mehreren Jahren lebte er mit seiner Gattin, die ihm nicht nur eine treue Lebensgefährtin, sondern auch eine sinnige und kundige Studiengenossin war, in stiller Zurückgezogenheit in Freiburg, trotz schwächlicher Gesundheit und zarten Körpers unermüdlich forschend und die Reihe seiner wissenschaftlichen Werke, Abhandlungen und zahllosen Rezensionen bis zu den letzten Wochen seines Leben unaufhörlich fortsetzend. Auf seine in Gemeinschaft mit Cavallari, Vater und Sohn, herausgegebene und von der italienischen Regierung glänzend ausgestattete „Topographia archaeologica di Siracusa" (Palermo 1883) folgte die auch nach Grote und Curtius unentbehrliche „Griechische Geschichte von ihrem Ursprunge bis zur Unterjochung Griechenlands durch die Römer" (Berlin 1886—1894). Sie wurde sofort nach ihrem Erscheinen ins Englische

übersetzt. Und seine „Geschichte Alt-Siciliens“ schloß er mit einem dritten Bande ab, welcher sie die römische und byzantinische Epoche hindurch bis zur Eroberung der Insel durch die Araber fortführte und wegen der in ihm enthaltenen ersten vollständigen Geschichte des altgriechischen Münzwesens bis zur Zeit des Augustus ganz besonders werthvoll ist. — Was er der Wissenschaft war, wird lange fortleben; unvergeßlich wird bei den ihn überlebenden Zeitgenossen das sein, was er Gelehrten und Nichtgelehrten (unter jenen Männer allerersten Namens wie Mommsen und Freeman), wenn sie Italien und Sicilien besuchten, in seinem gastlichen Hause zu Palermo und Neapel gewesen ist. Mit ihm ist wieder einer der bedeutendsten Vertreter der alten Schule dahingegangen, der bei erstaunlich umfassendem Wissen in alten und neuen Sprachen, auf dem ganzen Gebiet der Geschichte, in Kunst, in Sozialpolitik modernster Prägung nicht von dem klassischen, vornehmlich griechischen, Alterthum als Hauptgrundlage auch der modernen Bildung ließ.

* **Heidelberg.** Geheimrath Prof. Dr. Kühne, Direktor des physiologischen Instituts, ist gestorben.

* **Marburg.** Die Versammlung deutscher Bibliothekare, welche am 7. d. M. ihre Sitzungen in der alten hessischen Universitätsstadt begonnen hat, ist die erste in ihrer Art und wird aller Voraussicht nach in der Geschichte des deutschen Bibliothekwesens einen bedeutsamen Wendepunkt bilden. Ueber Erwarten zahlreich sind die deutschen Bibliothekare von nah und fern hieher zusammengekommen; heute zählte man bereits 65 Theilnehmer. Gilt es doch, für die deutschen wissenschaftlichen Bibliotheksbeamten nach mehreren vergeblichen Anläufen eine Organisation zu schaffen, die es ihnen ermöglicht, unbekümmert um die Landesgrenzen der einzelnen Bundesstaaten mit allen Fachgenossen innerhalb des Deutschen Reiches das Band kollegialen Zusammenwirkens zu knüpfen und die gemeinsamen wissenschaftlichen Interessen zu fördern. Unter den Erschienenen sind in erster Linie zu nennen Geh. Rath Dziatzko aus Göttingen, gleich ausgezeichnet durch seine wissenschaftlichen Untersuchungen wie durch seine Arbeiten auf dem Gebiete des praktischen Bibliothekwesens, Geh. Rath v. Laubmann, der Leiter der Hof- und Staatsbibliothek in München, sowie der Leiter der Tübinger Universitätsbibliothek, Dr. Geiger, der Leiter der Berliner Universitätsbibliothek, Erman, der Abtheilungsdirektor der kgl. Bibliothek in Berlin, Schwenke, die Professoren v. Gebhard und Schulz aus Leipzig, Prof. Haupt aus Gießen, Direktor Petermann von der Bibliothek der Gehe-Stiftung in Dresden, Milchsack aus Wolfenbüttel, Prof. Ebrard aus Frankfurt, Gerhard aus Halle, Ehwald aus Gotha. Besonders bemerkt wird die Anwesenheit der Herren aus Zürich, Wien und Innsbruck. Endlich sei noch des Altmeisters der deutschen Bibliothekswissenschaft gedacht, des früheren Direktors der Universitätsbibliothek in Halle, Geh. Rath Hartwig, der hier in Marburg im Ruhestand lebt und trotz seiner leidenden Gesundheit mit einigen Worten in die Debatte eingriff. Die Verhandlungen fanden im Lesesaal der hiesigen neuerbauten Universitätsbibliothek statt. Dieser Neubau hat vornehmlich dazu beigetragen, daß als Versammlungsort Marburg gewählt wurde. Wohl noch nie ist eine Bibliothek mit so geringen Mitteln und gleichzeitig so zweckmäßig gebaut worden. Der Leiter der hiesigen Universitätsbibliothek, Dr. Rödiger, dem kürzlich aus Anlaß der Vollendung des Bibliotheksgebäudes in Anerkennung der hervorragenden Verdienste, die er sich um den Neubau erworben hat, der Charakter als Geheimer Regierungsrath verliehen worden ist, wurde durch Zuruf zum ersten Vorsitzenden gewählt, zum zweiten Vorsitzenden Direktor Schwenke aus Berlin. Geh. Rath Rödiger sprach dann über den Neubau der hiesigen Bibliothek und erläuterte dessen Einrichtung, sowie die zahlreichen technischen Verbesserungen, die bei diesem Bibliotheksgebäude zur Anwendung gekommen sind, an der Hand eines Planes. Daran schloß sich eine Besichtigung der Bibliothek, wobei allgemein anerkannt wurde, daß für die Bedürfnisse der Benutzer in vortrefflicher Weise gesorgt ist. Besonders fand der Lesesaal allgemeinen Beifall. Hierauf folgte der wichtigste der in Aussicht genommenen Berathungsgegenstände, der von Prof. Schulz in Leipzig vorgelegte Entwurf für die Satzungen eines deutschen Bibliothekarvereins. Dieser Entwurf hat eine längere Vorgeschichte. Eine Versammlung deutscher Bibliothekare hat zuerst im Jahre 1897 stattgefunden. Damals regte Geh. Rath Dziatzko an, daß bei der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden eine besondere bibliothekarische Sektion gebildet würde. Eine Reihe von Fachgenossen folgte seiner Aufforderung. Aber schon in Dresden zeigte sich, daß die Mehrzahl der Bibliothekare geneigt war, die Verbindung mit der Philologenversammlung aufzugeben und sich eine selbständige Organisation zu schaffen. Zu einer Trennung kam es damals noch nicht. Auf der Philologenversammlung in Bremen, die im vorigen Jahre stattfand, legte Direktor Erman aus Berlin einen Satzungsentwurf vor, der die Gründung eines selbständigen deutschen Bibliothekarvereins bezweckte. Der Erfolg hat diesen Versuch in glänzender Weise gerechtfertigt. In der Diskussion über den vorgelegten Statutenentwurf war die Rede des Geh. Raths Dziatzko besonders bedeutsam. Er erklärte, daß er sich längst davon überzeugt habe, daß die Majorität der Bibliothekare gewillt sei, die Verbindung mit der Philologenversammlung aufzuheben, und daß er durchaus nicht die Absicht habe, dem Willen dieser Majorität entgegenzutreten. Nach längerer Debatte, in welcher Oberbibliothekar Dr. Geiger aus Tübingen die Kollegen aus Preußen aufforderte, mit den Berufsgenossen in den kleineren deutschen Staaten zusammenzustehen, damit auch bei diesen das Bibliothekswesen die Bedeutung gewinne, die es in Preußen zum Theil habe, wurde der Entwurf des Prof. Schulz einer Kommission überwiesen, die ihn dann in umgearbeiteter Form wieder vorlegen wird. Nachdem Dr. Ernst Schultze (Bonn) noch über technische Einrichtungen der englischen und amerikanischen Volksbibliotheken gesprochen hatte, trat eine Mittagspause ein. Nach derselben sprach Bibliothekar Roquette (Göttingen) über Grundsätze der Bibliotheksstatistik. Auf Antrag des Korreferenten, Oberbibliothekars Paalzow (Marburg), wurde eine Kommission eingesetzt, welche die Herstellung einer Statistik der größeren deutschen Bibliotheken nach einheitlichen Grundsätzen in die Wege leiten soll. Zum Schluß sprach noch Oberbibliothekar Geiger über die Vermehrung der Bibliotheken durch den Austausch amtlicher Publikationen. Aus dem inhaltreichen Vortrage, der aus den Akten der Tübinger Universitätsbibliothek sehr interessante Angaben beibrachte, sei nur eine Mittheilung angeführt, die sich auf das Preußische Statistische Bureau bezieht. Im Jahre 1863 erklärte der in Berlin abgehaltene internationale statistische Kongreß es für wünschenswerth, daß von allen offiziellen Arbeiten der statistischen Bureaux sämmtlichen Landesuniversitäten und größeren Gelehrtenanstalten in Europa ein Exemplar für ihre Bibliotheken gewährt werde. In Ausführung dieses Beschlusses schrieb der damalige Direktor des Preußischen Statistischen Bureaus an den Direktor der Tübinger Universitätsbibliothek, „es werde sein Bestreben sein, der Bibliothek von künftigen Veröffentlichungen ein Exemplar sofort nach dem Erscheinen zu übersenden und namentlich darauf zu achten, daß die Fortsetzungen regelmäßig dahin gelangten“. Dieses Verhältniß habe sich im Jahre 1882 geändert. Seitdem habe das Preußische Statistische Bureau seine Veröffentlichungen nicht mehr übersandt, und die wiederholten Versuche, mit demselben wieder die früheren erfreulichen Beziehungen anzuknüpfen, hätten an der Sparsamkeit der höchsten preußischen Behörden unüberwindliche Hindernisse gefunden. Im Gegensatz dazu würden die statistischen Veröffentlichungen der übrigen deutschen Staaten der Tübinger Bibliothek unentgeltlich zur Verfügung gestellt, ebenso die österreichische Statistik und die statistischen Arbeiten mehrerer ausländischer Staaten.

* **Wien.** Der Sekretär am österreichischen archäologischen Institut und Privatdozent an der hiesigen Universität, Dr. Ernst Kalinka, ist zum ordentlichen Professor der klassischen Philologie an der Universität in Czernowitz ernannt worden. — Fräulein Cäcilie Wendt, die an der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität immatrikulirt war, hat die Prüfungen in Mathematik und Physik mit Auszeichnung bestanden. Frl. Wendt hat dem philosophischen Dekanat eine Dissertation über das Thema „Eine Verallgemeinerung des Additionstheorems der Bessel'schen Funktion erster Art“ überreicht, die in der „Zeitschrift für Mathematik und Physik“ abgedruckt worden ist.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 13. Juni. Nummer 134.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Des Fronleichnamsfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Freitag.

Uebersicht.

Olimpia Morata und Renata von Valois.

Von Paolo Zendrini.

(Schluß.)

III.

Zu der Zeit, wo wir Olimpia verlassen haben, war in Ferrara der Mann eingetroffen, der die große Wendung ihres Lebens herbeiführen sollte. Andreas Grunthler aus Schweinfurt war hingekommen, um auf der Universität Medizin und Philosophie zu studiren. Durch seinen Lehrer Sinapi kam er Olimpia's Hause näher. Ihr Geist, ihre Moral, ihre Schönheit zogen ihn unwiderstehlich an, seine hingebende Liebe fand bald Wiederklang in ihrem Herzen, und Ende 1550 fand die Heirath in Ferrara statt. Doch die starre Haltung des Hofs gegen die aufstrebende Reformation verleidete Grunthler den Aufenthalt; er verließ Ferrara im Frühling 1551 und nahm außer Olimpia ihren jüngsten Bruder, Emilio, mit sich, um der Mutter die Sorge für seine Erziehung abzusich, um der Muter die Sorge für seine Erziehung abzunehmen. Der Abschied war schmerzlich; die Ahnung, sie werde ihre Mutter und ihr schönes Vaterland nicht mehr sehen, hat sie nicht betrogen, ein Zug der Wehmuth weht durch ihre Briefe, und wenn dieselben auch die größte Liebe zu Grunthler aussprechen, ganz eingewöhnt hat sie sich in Deutschland nie, wie sie auch nie fertig deutsch sprechen lernte.

Durch die Tiroler Thäler wandten sich die schlichten Reisenden nach Augsburg, wohin ihnen ihr berühmter Name als Herold vorangezogen war. Das Haus Fugger empfing daselbst Beide mit der schmeichelhaftesten Zuvorkommenheit. Olimpia knüpfte ihre lieben alten Verbindungen wieder an, vor allem mit Celio Curione, der als Professor der lateinischen Sprache in Basel lebte. Nach einem weiteren Aufenthalt in Würzburg bei Johann Sinapi wurde Grunthler in seine Vaterstadt Schweinfurt berufen. Gerade fünf Monate nach ihrem Abschied von Italien betrat Olimpia diese düstere Stadt. Kein Kreis von bewundernden, geistig ebenbürtigen Freunden umgab sie hier, nur selten drang ein Klang aus der Welt der Wissenschaften in die unbeachtete deutsche Stadt — nur wenige Glaubensgenossen sprachen zu ernster Unterredung in ihrer bescheidenen Wohnung ein. So scheint diese Zeit ein recht trauriger Gegensatz zu den glanzvollen Scenen ihrer Jugend. Sie theilte ihre Zeit in häusliche Beschäftigungen und in Besuche bei Armen. Die wenigen Mußestunden gehörten dann dem stillen Zimmer, wo sie die kostbare Bibliothek ihres Vaters aufgestellt hatte, dem Studium der Schrift und ihren literarischen Beschäftigungen. Oft las die kleine Familie abends die Schriften der Alten, die heilige Schrift und die Werke der Reformatoren, bis sie den Abend schlossen mit dem Gesange eines deutschen Kirchenliedes oder eines der Psalmen, die Olimpia ins Griechische übertragen und Grunthler in Musik gesetzt hatte. Olimpia las mit Entzücken Luthers Schriften und sandte sie 1553 ihrer Freundin Lavinia della Rovere. Es lag ihr daran, das Evangelium in Italien verbreitet zu sehen, und darum bestürmte sie den aus Italien stammenden Reformator Flacius Illyricus, der in Magdeburg wirkte, er möge Luthers Schriften ins Italienische übersetzen, selbst italienisch schreiben und Italien die Wahrheit zuströmen lassen:

„Sehr vortrefflicher Illyricus! Seit lange suchte ich Mittel, meinen italienischen Landsleuten einige der Schätze mitzutheilen, mit denen Deutschland so reichlich versehen ist. Ich hoffe, daß Ihr dieser geistigen Hungersnoth eines Volkes, das mir so theuer ist, werdet abhelfen und einige der Irrthümer zerstreuen können, in denen es versunken ist. Dazu bedürfte es nichts als einige der Schriften, in denen Luther die Irrthümer Roms rügt, vom Deutschen ins Italienische zu übertragen. Ich selbst hätte mich nicht vor dieser Arbeit gescheut, wenn sie mir nicht durch meine Unkenntniß der deutschen Sprache untersagt wäre. Vielleicht könntet Ihr auch ein lateinisches Werk über diesen Gegenstand schreiben. Es ist für den Erfolg dieses Buches wesentlich, daß es italienisch geschrieben sei, denn nur eine kleine Anzahl unsrer Landsleute ist in den alten Sprachen erfahren. Darum bitte ich Euch im Namen Jesu Christi, die Hand ans Werk zu legen.“

Zur Belagerung und Einnahme von Schweinfurt im Jahre 1554 gab Markgraf Albrecht von Brandenburg, ein Soldatencharakter wie nur jene Zeit sie hervorbrachte, tapfer, unermüdet, beutelustig mit eiserner Stirn und eisernem Herzen, weder Gott noch Menschen scheuend, die Veranlassung. Wenig geneigt, sich dem Vertrag zu Passau zu fügen, warf er sich im Juni 1554 in die Stadt Schweinfurt, um von hier aus seinen Feinden die Stirn zu bieten. Die benachbarten Fürsten: die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, Kurfürst Moritz und der Herzog von Braunschweig hatten sich mit den Nürnbergern vereinigt, den gemeinsamen Feind zu vernichten. Die Belagerung von Schweinfurt hatte schon im April 1553 begonnen und zog sich vierzehn Monate lang fort. Noch wehrten sich die Truppen Albrechts standhaft; auch die Einwohner nahmen mit Eifer an der Vertheidigung theil, besonders nachdem sie den ersten Schrecken überwunden, in den sie anfangs durch die in die Stadt geschleuderten Feuerkugeln versetzt worden. Doch jeden Tag erneuerten sich Scenen der Gewaltthätigkeit, bis das Elend auf den höchsten Gipfel stieg, durch

den Ausbruch der Pest und einer Hungersnoth infolge der angehäuften Menschenmenge. In all diesem Jammer blieb Olimpia getrost: „Lieber zugrunde gehen unter den Mauern dieser Stadt, als des Lebens Herrlichkeit genießen in einem glaubenslosen Lande."

Tag und Nacht wiederhallte der Donner der Kanonen, die Einwohner flüchteten in die untersten Gewölbe der Häuser, Olimpia verbrachte mit den Ihrigen mehrere Wochen in einem Keller. Der Markgraf, unfähig, die Stadt länger zu behaupten, hoffte noch, in Rothenburg Zuzug erwarten zu können. Dahin brach er in der Nacht zum 13. Juni mit allen den Seinen von Schweinfurt auf. Aber die Feinde waren ihm viel zu überlegen, als daß sie ihn dahin hätten entkommen lassen. Während er sich selbst mit Mühe über den Main rettete, wurde Schweinfurt, obgleich schutzlos und von den Truppen verlassen, von den Feinden ohne Erbarmen geplündert und in Brand gesteckt. Ein großer Theil der Einwohner flüchtete nach der Kirche. Grunthler mit seiner Frau und Emilio war unter diesen Letzteren, als inmitten der Finsterniß ein unbekannter Soldat ihnen naht, sie beschwört, aus der Stadt zu fliehen, wenn sie nicht unter der Asche begraben werden wollen. Sie folgten dem Rath und glaubten schon der Gefahr entronnen zu sein, als sie auf dem Lande durch eine Soldatenbande angehalten wurden, die sie gänzlich ausplünderte und Grunthler als Gefangenen zurückbehielt. In der Verzweiflung fand Olimpia Worte, die imstande waren, selbst diese Tigerherzen zu erweichen: „In der Todesangst meines Herzens stieß ich unaussprechliche Seufzer aus und schrie zum Herrn: Hilf mir, hilf mir um deines Namens willen! — und ich hörte nicht auf zu beten, bis er mir meinen Gatten zurückgegeben hatte. Ich wollte, ihr hättet den kläglichen Zustand gesehen, zu dem ich gebracht war, mit aufgelösten Haaren, zerfetzten Kleidern und blutenden Füßen; man hatte uns ganz ausgeplündert, und auf der Flucht hatte ich meine Schuhe verloren. Bei jedem Schritt rief ich aus, ich kann nicht mehr, ich bin des Todes! Herr, wenn du mich retten willst, so sende deine Engel, daß sie mich auf ihren Flügeln tragen, denn ich selbst kann mich nimmer aufrecht halten!"

In dieser verhängnißvollen Nacht legten sie mehr als zehn Meilen zurück. Olimpia war ein Bild des Elends, ihr Gesicht war bleich und abgemagert, ein Fieber, das sie von nun an fast nicht mehr verließ, verzehrte sie innerlich. So kam sie zu Hammelburg an, eine „Bettlerkönigin", wie sie selbst sagt. Sie hatten ihre gesammte Habe verloren, die kostbare Büchersammlung Olimpia's, die Grunthler mit großen Kosten hatte aus Italien kommen lassen, und alle ihre Manuskripte.

Sie begaben sich zu dem Grafen v. Reineck, der sie aufs zuvorkommendste aufnahm, und endlich auf besondere Aufforderung, zu den edlen und frommen Grafen v. Erbach. Der Graf empfahl Grunthler seinem Schwager, dem Pfalzgrafen Friedrich, und dieser berief Grunthler auf den Lehrstuhl der Medizin in Heidelberg; durch Dekret vom 12. Juli 1554 erfolgte seine Berufung mit einer „Besoldung von 30 oder zum mindesten 25 Gulden" aus dem Universitätsfiskus sammt allen anderen „emolumentis facultatis medicae"; in Rücksicht auf seine unglückliche pekuniäre Lage wies ihm der Kurfürst „die Behausung in der Capellen" an. Die ihm am 7. Juni 1555 ertheilte Zulage von 90 Gulden, die somit sein Gehalt auf 120 brachte, sollte er nur kurz genießen.[4]) Daß Olimpia selbst mit dem Auftrage betraut worden sei, Vorträge über griechische Literatur an der Hochschule zu halten, ist ein Märchen; die Universitätsakten, hiefür gewiß die erste Quelle, erwähnen nicht einer so bemerkenswerthen Sache.

Im neuen Aufenthalt folgte Olimpia wieder den großen Zeitereignissen. Den Reformator Graubündens, Paolo Vergerio, der damals in Stuttgart weilte, bat sie 1555 dringlichst, Luthers Katechismus ins Italienische zu übersetzen und so Italien Luther zu erobern. Aus demselben Brief sieht man, wie sehnlich sie den Zwiespalt zwischen den Protestanten Deutschlands ausgeglichen wünschte. Was der Figur von Olimpia und andern italienischen Reformatoren so viel Reiz verleiht, ist eben dieses milde Streben nach der Versöhnung, dieses Hinwegsehen über die Zwistigkeit der Sekten, diese Harmlosigkeit, die sie nicht gewahren läßt, welche Leidenschaften sich unter dem Mantel der Religion verbergen.

Der kleine Kreis, den sie in der deutschen Universitätsstadt um sich versammelte, war auserlesen und stand völlig unter dem unbeschreiblichen Reize ihrer Persönlichkeit. Sie war meist ruhig und heiter mit einem wehmüthigen Lächeln auf der Lippe. „Ich habe," sagt ihr Gatte nach ihrem Tode, „nie eine so wahrhafte und heitere Seele gekannt; nein, niemals hat so viel Lauterkeit, so viel Anmuth und Reinheit diese Erde geschmückt!"

Die Jammernacht in Schweinfurt hatte in ihren Körper, für den vielleicht die Luft Deutschlands an sich zu rauh war, den Keim einer tödlichen Krankheit gelegt. Im Juli 1555 verfiel sie in eine tödliche Schwäche, aus der Grunthler sie mit Mühe zum Leben zurückrief. Wieder zum Bewußtsein erwacht, sammelte sie ihre letzte Kraft zu einem Brief an Curione: „Was mich betrifft, so werde ich von Tag zu Tag schwächer; Euch erhalte Gott noch lange zum Heil seiner Kirche! Ich habe keinen Appetit mehr, der Husten droht Tag und Nacht mich zu ersticken, und die Schmerzen, die ich durch den ganzen Körper empfinde, rauben mir den Schlaf. So ist der Körper vernichtet, ich habe nur noch den Geist aufzugeben. Aber bis zum letzten Hauch werde ich derer gedenken, die ich geliebt habe." Zu diesem Brief fügte sie einige ihrer Gedichte, die im Brand von Schweinfurt verbrannt waren und die sie aus dem Gedächtniß nachgedichtet hatte. „Ihr werdet mein Aristarch sein," fügt sie bei, „und die letzte Hand daran legen, noch einmal lebt wohl!"

Sie starb am 7. November 1555[5]); noch nicht 29 Jahre alt, brach die Blume Italiens unter dem Eise des nördlichen Winters, als eben die Sonne sich zur Neige rüstete.

Grunthler überlebte seine Gattin kaum; er wurde von der seit dem Sommer in Heidelberg wüthenden Pest befallen und starb zwanzig Tage nach Olimpia.

Emilio war schwach und leidend; ein zarter Sproß der südlichen Erde, nur durch die Liebe der Schwester auf dem fremden Boden heimisch gemacht, starb er wenige Tage nach Grunthler von derselben Krankheit dahingerafft. Am Weihnachtsabend waren die drei Unzertrennlichen wieder vereint. Der französische Edelmann Rascalon, Professor an der Universität, ließ die fast mittellos Gestorbenen in einem gemeinsamen Grabe in einer Seitenkapelle der seit 1556 nur den Protestanten dienenden Peterskirche bestatten. Olimpia's Grab-

[4]) Die handschriftlichen Schätze der Universitätsbibliothek zu Heidelberg und das Erbacher Hausarchiv enthalten leider keine Nachricht über Olimpia. Dasselbe gilt vom Archiv und der Bibliothek in Modena, abgesehen von dem bereits angeführten, von Agnelli veröffentlichten Brief.

[5]) Die Schilderung ihrer letzten Stunden liegt uns in einem von ihrem Gatten an Curione geschriebenen Briefe vor, dessen Wortlaut der Verfasser dieses Aufsatzes bereits in dem vor zwei Jahren hier veröffentlichten, oben erwähnten Artikel anführte.
Anm. d. Red.

schrift, in neuerer Zeit wieder restaurirt, verkündet uns heute noch: „Ihr Geist und ihre seltene Kenntniß zweier Sprachen,[6]) ihre große Sittenreinheit und der brünstigste Eifer für die Religion erhoben sie weit über das gemeine Maß. Das Urtheil der Menschen über sie hat ein seliger, von ihr heilig und friedlich erlittener Tod durch göttliches Zeugniß bekräftigt."

Auch die Bewohner der allmählich wieder erstehenden Stadt Schweinfurt wollten das Andenken ihrer edlen Mitbürgerin ehren. Das Haus, das sie drei Jahre lang bewohnt, wurde auf öffentliche Kosten wieder erbaut und erhielt die Inschrift:

> Armes und niedriges Haus, doch nicht ruhmlos,
> Es wurde bewohnt von Olympia Morata.

Sterbend hatte sie Curione die Herausgabe ihrer Schriften ans Herz gelegt, soweit dieselben aus der Asche Schweinfurts gerettet worden, er ließ sie 1558 in Basel erscheinen und widmete sie einer begeisterten Protestantin, Isabella de Bresegna aus Neapel, und was er da veröffentlichte, wurde der glänzendste Beleg dafür, wie viel die Welt an den verloren gegangenen Arbeiten Olimpia's eingebüßt. Das Werk bildet auch die Hauptquelle für Olimpia's Lebensbeschreibung und besteht außer den gut geschriebenen Briefen in einigen Dialogen, der Vorrede zu den Paradoxen und griechischen Versen. Es trug den Titel: „Werke von Olimpia Morata, einer hochgelehrten und beinahe göttlichen Frau." Der Erfolg war ein so großer, daß schon nach einem Jahre die ganze Auflage erschöpft war. Curione veranstaltete eine neue und widmete sie 1562 der Königin Elisabeth von England. 1570 und 1580 erschienen weitere Auflagen, letztere dem Markgrafen Jakob III. von Baden gewidmet.

Es ist ein wehmüthiger Eindruck, den dieses frühe geschlossene Leben macht; eine anmuthige Erscheinung in jeder Hinsicht, mit offenem Sinn für das wahrhaft Schöne und Erhabene, feingebildet und wirklich gelehrt, ohne daß sie das echt Weibliche abgelegt hätte, ist Olimpia über die Erde dahingegangen, ohne viele Spuren großen Schaffens und Wirkens zu hinterlassen, doch von einem Kreise auserwählter Freunde hochgeschätzt; ihre frühe kurze Blüthe könnte man typisch finden für das Schicksal der Reformation in Italien. Auf ihrer jungen Stirne erglänzte die Doppelflamme weltlicher Gelehrsamkeit und heiliger Begeisterung, und es ist zum größten Theil ihre vermittelnde Stellung zwischen der italienischen Renaissance und der deutschen Reformation, die aus ihr eine so merkwürdige Gestalt macht: an Glaubensinnigkeit stand sie keiner Deutschen nach, und doch zeigte sie noch im letzten Augenblicke den Genius der italienischen Künstlerin; mit Recht dürfen wir sie als geistige Mittlerin zwischen beiden Nationen betrachten.

IV.

Ob auch Renata durch Olimpia's Unglück bekümmert wurde? Man sollte es glauben; doch leider übertönt das Hofgetriebe das Wehklagen der obskuren Opfer, und die Herzogin war kaum in der Lage, mehr um Andere als um sich selbst besorgt zu sein, da auch sie nach Olimpia's Abschied vom Hofe Prüfungen durchgemacht hatte, die uns jetzt beschäftigen sollen.

Gegen Ende des Jahres 1548 zeigt sich die Anklage gegen Renata's Ketzerei und Begünstigung von Protestanten zum erstenmal in bestimmter Form; die Inquisition beklagt sich, weil die Herzogin Ketzer in ihrem Hause beherbergt. 1549 und 1550 wurden einige derselben vor Gericht gezogen und verurtheilt, wie wir an dem Beispiel von Fannio sahen. Da sich ihre Familie zum Theil auflöste, gab sich Renata immer mehr einem inneren Leben hin und setzte ihr ganzes Interesse in den Briefwechsel mit den fernen Freunden, besonders mit Calvin. Daß und wie sie an ihrem Hofe den protestantischen Gottesdienst hielt, werden wir bald aus einem neuen Dokument sehen. Im März 1554 entschloß sich der Herzog zu einem berühmt gewordenen Briefe an den König von Frankreich, Heinrich II., Renata's Schwestersohn, klagte ihm über die Verstocktheit seiner Gemahlin, welche dem Lutherthum völlig ergeben sei und bat ihn um Hersendung eines tüchtigen Theologen, der auf sie einwirken sollte. Heinrich erfüllte die Bitte und sandte den Inquisitor Oriz nach Ferrara; dieser erklärte Renata, als sie auf das Zureden eines Genfer Abgesandten auf der Weigerung, der Messe beizuwohnen, bestand, förmlich für häretisch und ihrer Besitzungen und Einkünfte verlustig. Sie wurde des Nachts verhaftet und im Hofe gefangen gehalten; nur zwei Gesellschaftsdamen wurden ihr gelassen, die Töchter erhielten Unterkunft in einem Kloster. Es wurde ein Prozeß eingeleitet, und nach unsern Dokumenten liegt es am Tage, daß Viele aus Renata's Hof verhaftet und nach Rom vor die Inquisition geführt wurden. Bisher sind die Urkunden dieser letzteren Prozesse noch ganz unbekannt gewesen. Doch vor zwei Jahren wurde das Archiv der Familie Fiaschi aus Ferrara vom Modeneser Archiv angekauft; in demselben befinden sich zahlreiche, hochwichtige Dokumente über Renata, die ich das Glück hatte, vor einem Jahre zum erstenmal aufzufinden und die ich nächstens sämmtlich in Fachzeitschriften veröffentlichen werde. Hier müssen wir uns damit begnügen, zwei unter den wichtigsten anzuführen und ein drittes wiederzugeben. — In erster Linie ist das Verhör eines Mailänders bemerkenswerth, der von 1547 oder 1548 bis 1554 zum Hofe Renata's gehört und dort am protestantischen Gottesdienste theilgenommen hatte. Die wichtigsten neuen Thatsachen, die man daraus erfährt, sind folgende: erstens hat Renata nicht, wie man bisher wegen Mangel an Beweisen allgemein annahm, nur den katholischen Kultus vermieden, sondern durchaus den protestantischen befolgt. Das Dokument gibt ein genaues Glaubensbekenntniß ihrer Genossen beim Gottesdienst, zu denen auch die Töchter Lucretia und Leonore gehörten. Renata stand mit den beiden berühmten, ins Veltlin ausgewanderten Reformatoren Meinardi und Giulio da Milano in Verbindung und empfing Letzteren in Ferrara. Es werden die wenigen Protestanten genannt, die in Ferrara wohnten, ohne zum Hofe zu gehören; Olimpia's Angehörige sind nicht dabei, offenbar, weil sie zurückgezogen lebten und nicht mit dem Hofe in Verbindung standen. Uebrigens zeigten sich die Protestanten bei der Herzogin hauptsächlich, um Geldunterstützungen zu bekommen.

Da Renata sich nicht beugte, unternahm es der Herzog, sie durch Güte zu bewegen; er ging zu ihr, bat und rührte sie, bis die stolze Frau, von den Bitten besiegt, sich zur Beichte und Messe bestimmen ließ und aus der Haft losgelassen wurde (23. Sept. 1554). Man darf annehmen, daß sie sich aus äußeren Rücksichten und nicht durch eigene Zuneigung oder weil sie an das Sakrament glaubte, dazu entschlossen habe.

Bevor wir die Erzählung von Renata's Bedrängnissen beschließen, müssen wir auf die Wichtigkeit eines anderen Dokuments aus dem Archivio Fiaschi aufmerksam machen. Ueber den Einfluß Renata's auf die Reformation in Italien fehlten bisher genauere Notizen,

6) Gemeint sind Griechisch und Latein.

welche Bedeutung das Dokument in dieser Hinsicht besitzt, geht schon aus dem Titel hervor. Es ist eine Liste der Ketzer, die mit Renata in brieflicher Verbindung standen, 1554 offenbar von einem Vertrauten des Herzogs zusammengestellt, welcher beauftragt war, die Korrespondenz und die Papiere der Herzogin nach ihrer Gefangennehmung zu durchstöbern. Die wichtigsten daraus erhellenden Thatsachen lassen sich folgendermaßen zusammenstellen: Renata läßt nach allen Seiten, sogar in Genf und im Veltlin Unterstützungen und Pensionen ertheilen, nicht nur an französische, sondern meistens an italienische Protestanten; dadurch fällt die Behauptung gewisser einseitiger Historiker, daß Renata's religiöse Haltung meistens aus politischen Gründen und nicht aus innerer Ueberzeugung hervorgegangen sei. Sie wird ersucht, eine 1552 in Augsburg erscheinende Bibelübersetzung von Franz Dryander zu unterstützen. Es scheint, daß Renata im Sinne hatte, sich von ihrem Gemahl zu trennen, da sie zwei Italiener darüber um Rath fragt. In vielen Briefen sucht sie Prediger, um sie durch das ganze Ferraresische Gebiet zu schicken. —

Das frühere Verhältniß zwischen dem Fürstenpaare wurde nicht gleich hergestellt. Der König von Frankreich änderte seine Haltung und stellte sich wieder auf Seiten der Herzogin. Als die ersten Mißhelligkeiten eingetreten waren, weil dem Herzog Renata's Hinneigung zu Frankreich nicht behagte, stand der König natürlich auf ihrer Seite; er gab diese Haltung nur dann auf, als die Religion mitspielte. Als aber Renata aus der Gefangenschaft befreit war und Herkules die Franzosen, welche die Selbständigkeit der Herzogin stützten, entfernen und ihre Einkünfte verringern wollte, begegnete er bei Frankreich wieder heftigem Widerstand. Diese Wendung in der Politik des Königs kannte man bisher nur aus einem Briefe des Ferraresischen Botschafters in Frankreich vom 22. Februar 1555. Doch der folgende ungedruckte Brief von Heinrich II., den ich aus dem Archivio Fiaschi entnehme, wurde schon drei Tage vorher an den Herzog gerichtet. Der König betonte, daß man die aus französischem Blute entsprossene Fürstin würdig behandeln müsse:

Mon oncle, Vous scavez de quelle grande affection Je vous ay dernierement fait requerir par le Chevalier de Seure sur trois pointz que Je desiroys, comme Je faiz encores singulierement, estre accordez a ma tante Madame la Duchesse votre espouse, veu quil ny auoit plus obstacle, ce me sembloit elle aiant fait ce que Jay voulu, qui deust empescher le bon traictement quelle merite pour la maison et le sang dont elle est yssue. Le premier point estoit de la laisser seruir par seruiteurs françois telz que Je luy pourrois enuoyer de pardeça suiuant ce quelle ma requis; le second que vous luy permeissiez de joyr de son bien et revenu et luy faire fournir par chacun an la somme que vous luy promistes par mariage faisant, affin quelle eust moyen de soy plus honorablement entretenir selon la grandeur du lieu dont elle est; le tiers que vous fussiez contant de luy faire restituer ses bagues et joyaulx comme la raison le veult. Sur lesquelles trois particularitez Jay tousiours estimé, mon oncle, estre par vous gratiffie selon la ciuillite, justice et equite de ma requeste. Toutesfoiz à ce que Jay peu intendre par ce que ma escript dit chevalier de Seure, vous persistez a vouloir bailler a ma dite d'autres gens que francois pour la seruir, et auoir la superintendance et manyment de sa maison, chose qui est ong peu dure a supporter a one princesse comme elle est, esloignee de son naturel pays et laquelle ne peult receuoir plus de consolacion que dauoir communiquacion et conversacion avec gens de sa nacion, ou elle doit par raison auoir aussi plus de seurete et fiance au maniement de ses affaires que en nulz autrez. Et au regard de la joissance de son bien et reuenu vous la voulez charger la dessus de la contribucion aux dottes de mes cousines voz filles pour leur mariage, et de faire oultre cella quelque espargne pour subuenir aux autres affaires occurans, sans toutesfoiz parler ne resoluldre de layde et subuention annuelle que vous luy deuez faire pour l' entratenement de son estat et despense, qui demeureroient bien courtz et elle auec peu de moyen de y fournir si les dites charges auoient lieu. Et entant que touche la restitucion de ses bagues et joyaulx vous nen auez point encores fait de responce, en sorte, mon oncle, que voyant les choses comme elles sont de ce costela, Je vous en ay bien voulu encores escripre la presente, pour vous prier autant quil mest possible de vouloir considerer que Je ne vous puis parler ne escripre sinon auec telle demonstracion daffection que Je doiz de chose qui me touche de si pres en consanguinite comme fait ma tante, a l' ennuy ou plaisir de la quelle Je veulx parteciper pour la parfaicte amytie que Je luy porte, estimant ce que lon (fait) pour elle comme si cestoit pour moymesmes. Et ce quil me fait plus vous persuader, mon oncle, a luy vouloir satisfaire quant aux trois pointz dessus declairez dont Je vous ay fait requeste, ou il nya nul fondement de reffuz ne difficulte, est quil me semble deuoir estre dautant plus respecte en cest endroit quil y va de ma reputacion comme vous scavez, et de la consequence pour lexemple du traictement quant aux autres filles de France, qui pourront estre mariees cy apres a princes estrangiers combien que par le passe elles aient este sur toutes autres honorees et bien traictees de leure mariz. Et (Je) ne pense point que vous voulsissiez estre le premier qui eust fait le contraire, mais que vous accomoderez voluntiers a faire ce que Je vous prie encores one foiz luy vouloir accorder, sans plus y user de remise ne excuse, autorement vous vous feriez autant de tort que a elle mesmes, oultre ce que vous me donnerez a congnoistre que vous voulez faire peu en cest endroit pour ceulx qui me touchent. Remetant le surplus sur le chevalier de Seure, auquel Jen escriptz vous priant le croire de quil vous en dira comme moymesmes, et a tant Je supplie le createur, mon oncle, quil vous ait en sa tressaincte garde. Escript a Fontainebleau le 19 jour de feurier '55.

Mon oncle, Je vous ay bien voulu depescher ce cheuaulcheur expres, par le quel Je vous prie me faire scavoir votre vouloir et intencion surce que dessus.

Votre bon nepueu

Henry

A mon oncle Monsr. le Duc de Ferrare.

Auf Bethätigung des katholischen Bekenntnisses scheint der Herzog seitdem nicht mehr gedrungen zu haben; die Briefe Calvins beweisen, daß Renata fest an ihrem protestantischen Glauben hing. Offenbar lebte sie aber in größerer Zurückgezogenheit als bisher. 1559 starb Herkules, und Anfang September 1560 verließ seine Gemahlin Ferrara, bedauert von den Armen und vom Volke, bei welchem sie ein gesegnetes Andenken sich erworben hatte. In Frankreich trat sie jetzt frei als Schützerin und Pflegerin der Protestanten auf; weittragend war ihr politischer Einfluß nicht, aber ihre vermittelnde Thätigkeit wurde oft angerufen; sie erhielt aus Genf einen evangelischen Geistlichen. Eine rechte Mutter

der Armen, gebrauchte sie ihren Reichthum dazu, Unglückliche aller Art zu unterstützen, besonders aber die Bedrängten der eigenen Kirche. Im übrigen wohnte sie still und ruhig in ihrem Schloß Montargis, immer bereit, Jedermann Gutes zu thun. Man wagte nicht, die allgemein verehrte Dame in das Schicksal ihrer Glaubensgenossen zu verwickeln, und während sonst alle Großen, deren man habhaft werden konnte, zur Messe gezwungen wurden, durfte sie ungestört in der Stille ihren protestantischen Gottesdienst halten; wohl erfuhr sie manche Drohungen, aber da sie fühlte, daß ihr nur noch eine kurze Spanne Zeit zugemessen sei, achtete sie nicht auf dieselben, und man ließ sie dann gewähren. Der Tod erlöste sie von ihren Prüfungen am 12. Juni 1575.

Das Gegebene mag genügen, um diese wahrhaft edle Fürstin lieb zu gewinnen. Alle die Gaben, welche Natur, Erziehung und Stand auf sie häufte, hat sie ausgebildet und verwandt wie selten eine Andere; was sie zierte, war ihr Geist, ihre Tugend und Frömmigkeit, was sie bedeutend machte, war ihre rege Theilnahme an allem echt Menschlichen, an allen bedeutenden Erscheinungen ihres Jahrhunderts. Wenn sie mit ihrem Wissen Gelehrte und Dichter bezauberte, so wußte sie auch herabzusteigen zu den Krankenbetten der Armen; man weiß in der That nicht, wohin man mit mehr Wohlgefallen blicken soll: auf die glänzende Herzogin von Ferrara oder auf die stille, wohlthätige Wittwe von Montargis; ihr Leben weist in diesen beiden Theilen einen ähnlichen Gegensatz auf, wie das von Olimpia Morata. In Renata's innerem Leben konnten wir mit Leichtigkeit die Entwicklung ihres Glaubens verfolgen, aber wie im italienischen und französischen Protestantismus überhaupt, so durfte auch bei ihr die tragische Seite nicht fehlen, da sie im Kreise ihrer Kinder und Verwandten allein stand in der Befolgung jenes milden, festen, edelmüthigen Glaubens, der ihr ganzes Leben beseelte.

Kann das Fleisch als Nahrungsmittel ersetzt werden?

B-y. Wenn man bedenkt, wie schwer unter Umständen Fleisch zu beschaffen ist und welchen Preis es in europäischen Ländern hat, so erscheint die in der Ueberschrift gestellte Frage gerechtfertigt. Um sie zu beantworten, muß folgendes überlegt werden:

Was muß man von einem Nahrungsmittel verlangen? Daß es die nöthigen Nährstoffe in verdaulicher Form und in richtiger Quantität enthält; ferner, daß es Geschmacksstoffe in sich hat, welche als Reizmittel für die Verdauungsnerven dienen und eine willige Aufnahme, sowie rasche Verdauung der Nahrung bedingen.

In frischem wie auch gekochtem Fleisch sind von Nährstoffen hauptsächlich die Eiweißstoffe vorhanden, bei gekochtem Fleisch in geronnenem Zustande, in frischem als gelöste oder aufgequollene Substanzen. Daneben enthält das Fleisch Fett und Kohlehydrat (Glykogen). Das Wasser, welches zur Aufquellung oder Lösung der genannten Stoffe dient, beträgt viel mehr als alle festen Bestandtheile (Nährbestandtheile) des Fleisches zusammen, beim Säugethiermuskel im Durchschnitt 75.5 Proz., die festen Stoffe 24.5 Proz. Das Fleisch ist eben wie andere Nahrungsmittel zum größeren Theile aus Wasser zusammengesetzt. Kuhmilch z. B. enthält 86—88 Proz. Wasser, das Hühnerei 72—74 Proz.

Das Fleischeiweiß unterscheiden wir in Myosin (durch neutrale Salzlösungen extrahirbar), welches im Säugethierfleisch durchschnittlich 7.74 Proz. beträgt, und anderes Eiweiß, das ungefähr 12 Proz. beträgt. Das Fett macht 3—4 Proz. aus, das Glykogen 0.7 bis 1 Proz.

Von verdauungbefördernden, nicht ernährenden Stoffen (Reizstoffen) sind zu erwähnen das Kreatin mit 0.21 bis 0.28 Proz., das Hypoxanthin mit 0.04—0.12 Proz., die Milchsäure mit 0.1 Proz., Xanthin 0.01—0.1 Proz. u. s. w. Die unorganischen Stoffe (Salze) betragen ca. 1 Proz. des frischen Fleisches. Kreatin, Hypoxanthin 2c. und Salze machen die Bestandtheile des Fleischextrakts aus; denn sie werden beim Auskochen des Fleisches mit Wasser extrahirt.

In Bezug auf Verwerthbarkeit zeichnet sich unter den Eiweißstoffen insbesondere das Myosin aus, doch unterliegen auch andere Eiweißstoffe (auch pflanzliche) leicht der Resorption und physiologischen Verwerthung im Körper. Immerhin bestehen Unterschiede; das Milcheiweiß (Casein) z. B. wird vom Darm weniger leicht resorbirt als das Fleischeiweiß, noch weniger das vegetabilische Eiweiß.

Da im Fleisch nur wenig Kohlehydrat und im mageren Fleisch wenig Fett enthalten ist, so kommt dasselbe hauptsächlich als eiweißhaltiges Nahrungsmittel in Betracht.

Sicher ist, daß dem Eiweiß jeder Art und Herkunft der erste Rang unter den Nährstoffen[1]) gebührt, wenn auch der Mensch sein ganzes Nahrungsbedürfniß nicht allein mit Eiweiß zu decken vermag. Der Instinkt sträubt sich gegen ausschließliche Fleischkost. Junge Männer decken nach Pflüger ungefähr ein Fünftel ihres Nahrungsbedürfnisses mit Eiweiß. Nach v. Voit braucht ein erwachsener Mann von normalem Körpergewicht (70—75 kg) bei anstrengender zehnstündiger körperlicher Arbeit täglich im Mittel 118 g Eiweiß zur Erhaltung seines Stickstoffgleichgewichts, falls er daneben noch 56 g Fett und 500 g Kohlehydrate (Zucker, Stärke) aufnimmt. In einem solchen Kostmaß für den körperlich arbeitenden Mann sind etwa 18.3 g Stickstoff und mindestens 328 g Kohlenstoff enthalten.

Wenn wir 538 g mageres Fleisch pro Tag genießen, so haben wir die nöthige Menge Stickstoff zu uns genommen, nicht aber die genügende Kohlenstoffmenge; dazu wären 2629 g Fleisch nöthig, die bekanntlich kein Mensch verträgt. Das Fleisch muß also gemischt werden mit anderen Nahrungsmitteln, gemischte Nahrung ist durchaus nöthig. Eine geeignete Mischung ist z. B. geräuchertes Fleisch mit Erbsen. Von Emmenthaler Käse brauchen nur 272 g täglich genossen zu werden, um den nöthigen Stickstoff zuzuführen, 1160 g, um den Kohlenstoffbedarf zu decken; Käse ist also ein relativ gutes Stickstoff-Nahrungsmittel nach dieser Berechnung, es genügt eine ziemlich kleine Menge, um den Körper mit Stickstoff zu versehen; als Kohlenstoffnahrung eignet er sich weniger, denn wer verträgt — und bezahlt täglich 1160 g Käse? Auch dieses Nahrungsmittel ist also mit anderen zusammen zu genießen. Von Schwarzbrot brauchen wir täglich 1430 g, um den Stickstoffbedarf zu decken, von Eiern 905 g (18 Stück), von Erbsen 520 g, vorausgesetzt, daß die genannten Nahrungsmittel gleich gut ausgenützt werden, was nicht zutrifft. Die vegetabilischen Nahrungsmittel werden im Körper weniger resorbirt als Fleisch.

Damit kommen wir auf einen weiteren Punkt, der das Fleisch als Nahrungsmittel höchst werthvoll erscheinen läßt. Zwar gibt es Fleischsorten, die etwas schwer verdaut werden (hauptsächlich wegen ihres hohen Fettgehaltes oder ihrer geringen Weichheit im gekochten Zustande); doch läßt sich im allgemeinen sagen, daß gut gekautes Fleisch unter aller Nahrung am leichtesten verdaut und resorbirt wird. Man muß nur gesehen haben, wie rasch die Verflüssigung des zerkleinerten Fleisches, z. B. Rindfleisches, durch Magensaft, den man dem Magen eines Thieres, etwa eines Schweines, entnommen hat, erfolgt, um die leichte Bewältigung der Fleischnahrung zu beurtheilen. Das verflüssigte Fleisch wird sehr leicht von der Darmwand resorbirt.

Ferner ist der Wohlgeschmack des Fleisches im gekochten und gebratenen Zustand von Wichtigkeit; er hat wohl von

[1]) Unter Nährkraft hat man sich beim Eiweiß zweierlei vorzustellen: erstens die Oxydirbarkeit im Stoffwechsel, welcher die Ursache der Lebensleistungen ist; sie ist etwas größer als bei Fett und Kohlehydrat, denn bei reichlicherer Eiweißzufuhr wird Fett und Kohlehydrat gespart; zweitens die Ansatzfähigkeit in der lebenden Zelle, von Eiweiß können sich Zellen aufbauen, nicht von anderen Nährstoffen.

jeher den Menschen zum Fleischgenuß bestimmt. Eine Nahrung, die man gern nimmt, bekommt meistens auch gut; darum sind die Geschmacksstoffe des Fleisches nicht hoch genug anzuschlagen. Leider kennen wir sie noch nicht alle als chemische Substanzen; denn die Fleischextraktsubstanzen, Kreatin u. s. w. geben bekanntlich nicht den vollen Geschmack und Geruch einer guten Fleischsuppe, es sind offenbar noch unbekannte, im Fleischextrakt nicht enthaltene Substanzen da, die sich wahrscheinlich erst beim Kochen oder Braten entwickeln und zum Theil verflüchtigen. Diese Geschmacks- und Geruchsstoffe übertreffen alle anderen als appetitreizende Mittel; in diesem Punkte kann das Fleisch nicht ersetzt werden.

Ueberblicken wir die bis jetzt aufgeführten Eigenschaften des Fleisches als Nahrungsmittel, so ergibt sich so viel günstiges beim Fleisch, daß wir schon jetzt sagen können: ein vollwerthiger Ersatz ist bis jetzt nicht geschaffen worden. Wohl enthalten manche andere Nahrungsmittel noch mehr Stickstoff (Eiweiß), wie z. B. der Schweizer Käse, die Bohnen, Eiweiß, Linsen, Sojabohnen (letztere mit 26 Proz. Eiweiß, 19 Proz. Fett, 38 Proz. Kohlehydrat), ferner insbesondere die künstlichen Nahrungsmittel der neuesten Zeit, Tropon mit 97 Proz. unlöslichem Eiweiß, Somatose mit 87 Proz. löslichem Eiweiß (Albumose), das Plasmon, ein aus Milchkaseïn hergestelltes Nahrungsmittel mit ebenfalls sehr hohem Eiweißgehalt u. s. w. Aber wie ist es mit dem Geschmack und der Verdaulichkeit, ferner mit dem Preis? Käse, Bohnen, Erbsen, Linsen sind relativ schwer verdaulich, in Bezug auf Geschmack weit hinter dem Fleisch zurückstehend. Das Tropon ist ein fadeschmeckendes, unlösliches Pulver, das für sich allein kaum genossen werden kann, nicht bloß wegen des mangelnden Geschmackes, sondern auch, weil es ein zu einseitiges, bloß eiweißhaltiges Nahrungsmittel ist. Darum wird dasselbe wie auch das Plasmon zur Mischung mit anderen Nahrungsmitteln, wie Gemüse, empfohlen; es sollen die letzteren damit größeren Nährwerth erhalten, ohne aber (bei Plasmon) vertheuert zu werden; Plasmon soll sie verbilligen, da ein Plasmon-Zusatz im Betrag von wenigen Pfennigen den Nährwerth jeder Speise um das Vielfache erhöht. Der Geschmack der Speisen wird freilich hiedurch nicht verbessert, wir haben also damit lange nicht das, was eine richtige Mischung von Fleisch und Gemüse ist, eine wohlschmeckende Speise. Somatose ist ebenfalls geschmacklos und dabei so theuer (48 M. per Kilo im Detailverkauf), daß an eine allgemeine Verwendung als Nahrungsmittel nicht gedacht werden kann.

Aus Fleisch selbst hat man auch Nahrungsmittel von dauerhafter Art hergestellt, z. B. Kemmerichs Fleischpepton; sie enthalten alle Bestandtheile des Fleisches, die Eiweißstoffe freilich in anderer Form (als Albumose und Pepton, beide wasserlöslich). Trotzdem wird man dieselben nicht als vollwerthigen Ersatz für Fleisch betrachten können, da sie nicht den ganzen Geschmack des Fleisches haben. Immerhin dürfte hiemit der richtige Weg beschritten sein, denn nur ein Fleischpräparat selbst wird Aussicht auf fast vollen Fleischgeschmack haben, und der Preis desselben wird sich bei dem großen Fleischreichthum mancher Länder (Südamerika, Australien) so stellen lassen, daß die Beschaffung einer dem benöthigten Fleischquantum gleichwerthigen Menge (vielleicht ein Fünftel des Fleisches) auch dem Minderbemittelten möglich ist. Für die Truppenverpflegung im Kriege hätte ein solches Fleischpräparat, etwa ein Fleischpulver selbst, ebenfalls großen Werth.

Dr. Otto Braun †.

Allen den Lesern dieser Beilage, welchen das Hauptblatt unsrer Zeitung nicht zu Händen kommt, theilen wir die Trauerkunde mit, daß der ehemalige langjährige Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung, Dr. Otto Braun, in der Nacht vom 11. auf den 12. Juni hier in München in seinem 76. Lebensjahre nach längerem schweren Leiden gestorben ist. Gerade in diesem Theil unsrer Zeitung, dem der Verstorbene stets das regste Interesse, die größte Sorgfalt und die feinsinnigste Pflege schon während seiner 20jährigen Thätigkeit als Leiter auch des politischen Blattes widmete und dessen Weiterführung er sich für einige Zeit noch vorbehielt, als er, reich an Jahren und an publizistischen Erfolgen, die Stellung des Chefredakteurs der Zeitung niedergelegt hatte, wird ihm ein besonders warmes und dankbares Andenken bewahrt bleiben. Wir haben es daher freudig begrüßt, daß ein langjähriger Freund des Dahingeschiedenen, ein von uns hochgeschätzter Mitarbeiter, aus eigenem Antriebe die Aufgabe übernommen hat, Brauns Lebensbild demnächst ausführlich in diesen Blättern zu zeichnen, eine Aufgabe, zu der er mehr als jeder Andere berufen erscheint. Uns selbst bleibt im Hinblick auf diese bevorstehende Veröffentlichung heute nur übrig, an der Bahre unsres Vorgängers der Trauer um sein Hinscheiden und dem Gefühl der tiefsten Verehrung und Dankbarkeit Ausdruck zu geben, mit dem wir auf sein für uns vorbildliches fruchtbares Wirken an dieser Stätte stets hingeschaut haben und künftig hinschauen werden.

Mittheilungen und Nachrichten.

Deutsche Städte-Ansichten. Während des 11.—16. Juni kommt in Köln (Breitestraße 125—127) durch die Antiquar-Firma J. M. Heberle der erste bedeutsamste Theil der Sammlungen des verstorbenen Inhabers dieser rühmlichst bekannten Buchhandlung, Heinrich Lempertz sen., unter den Hammer, eine, wie die Ankündigung mit Recht behauptet, reichhaltige und interessante Menge von Städte-Ansichten Deutschlands und der Nachbarstaaten. Der Zahl und dem Werth, auch dem Grade der Vollständigkeit nach stehen diejenigen weit im Vordergrund, die hervorragende oder wichtig gewesene Ortschaften aus dem Revier des heutigen Deutschen Reichs, sowie aus Gebieten, die ihm früher angegliedert waren, abspiegeln. Man sollte meinen, daß sich für das Schicksal einer so ungewöhnlichen Sammlung, die die Jahrhunderte deutscher Zivilisation aus der Periode des absterbenden Mittelalters heraus bis in die Neuzeit nach der französischen Revolution hinein deutlich und wörtlichst illustrirt, breiteres Interesse errege oder wenigstens wecken ließe. Niemals wohl in Zukunft bietet sich Gelegenheit, eine derartige ausgedehnte und systematisch ausgebaute Vereinigung deutscher Städte-Bilder, -Ansichten, -Scenerien und -Pläne zusammenzuhalten und allgemeinster Zugänglichkeit ebenso wie dem Studium der Fachleute von der Kultur-, Landes-, Territorial- und Lokalgeschichte zu eröffnen. Von den 3195 Nummern nämlich, die der sorgfältige Katalog aufführt, stammen gut zwei Drittel aus jetzigen Theilen des Deutschen Reichs, dabei sind aber die „Coloniensia“, sowie die „Rheuana“ (dies zu eng nur die Rheinprovinz meinend) in Extra-Verzeichnissen untergebracht. Wer bewundert nicht die Thatkraft und die Geduld des verblichenen Begründers gleichermaßen wie sein Geschick und Finderglück? Und all diese erstaunliche Umsicht des Suchens und Ordnens ist mit dem Augenblick zunichte gemacht, wo im Handumdrehen der kalte Schlag des Auktionators Stück für Stück die Bande sprengt, die liebevolle Peinlichkeit um die verstreutesten und fast in jeder Hinsicht verschiedenartigsten Holzschnitte, Kupferstiche, Lithographien und Handzeichnungen geschlungen hat. In ihrer Gesammtheit sind diese hier aneinandergereihten Gegenstände schlechter-

dings unwägbar. Aber eben darum beklagen wir es viel mehr als bei der bedauerlichen Zerreißung von Spezialbibliotheken, die nach dem Tode der Besitzer, falls nicht eine nordamerikanische Universitätsstiftung ihre dollarschwere Hand darauf legt, nach allen Strecken der Windrose auseinanderflattern, daß diese wohl einzig dastehende den Weg der allermeisten Privatsammlungen geht, d. h. endloser Zersplitterung durch das „Zum dritten und letzten“ eines geschäftsmäßigen Ausrufers erliegt. Könnte eine solche Unmasse unersetzbarer Materialien zur Geschichte deutschen Bürger- und Volkslebens, sowie nationaler Kunst — denn auch die formale Seite dieser Tausende von Belegen ist in Betracht zu ziehen — nicht durch staatliche oder privat aufgebrachte Gelder festgehalten und der Oeffentlichkeit zu Lust und Lehr gerettet werden? Hätte da nicht einmal das Reich oder die so oft erfolgreich angerufene persönliche Wohlthätigkeit einspringen können, diesen Schatz dem Nürnberger „Germanischen Museum“ zu schenken? Haben doch vor einem Jahrzehnt die deutschen Städte mehr oder weniger tief in ihren Säckel gegriffen, als es galt, dieser nationalen Anstalt die vom Auseinanderfalle bedrohte unerreichte Waffensammlung des Fürsten Sulkowski in altgewohnter Erkenntniß ihrer Pflicht, nationale Bildungsmittelpunkte zu fördern, darzubringen! Hier nun winkte ihnen eine viel lohnendere Aufgabe: ihre eigene Vergangenheit auf die Dauer im Bilde zu verewigen! Lokale Unternehmungen sollten in solchen Fällen eine Ehre darin finden, ihre Sonderzwecke auf einmal kräftig zu befriedigen: wie das Wallraf-Richartz-Museum in Köln selbst, wo die Sammlung aufgespeichert wurde und nun zertrümmert wird, die Coloniensia fesseln müßte, so jedes städtische Alterthümer-Museum, Archiv u. dgl. die bezüglichen Sachen. Im „Sammler“ der „Augsburger Abendzeitung“ vom 31. Mai zählt ein Artikel die Augsburger Stadtansichten der Lempertz-Sammlung auf und redet am Schlusse dem Historischen Verein für Schwaben und Neuburg, der Stadtvertretung u. s. w. ins Gewissen, sich diesen einmaligen fetten Fischzug nicht entwischen zu lassen. Und so ist München mit 94, Nürnberg mit 183, Regensburg mit 35, Bamberg mit 30, Landshut mit 19, Kempten und Speyer mit 16 Nummern in ganzer Figur oder theilweise abkonterfeit. Und wie Bayern überaus vollständig und verschiedenfach auf der Bildfläche erscheint (Nr. 1251—2045), so das ganze „Deutschland“ nach der jetzigen politischen Ausdehnung (Nr. 1—2395), daneben die Habsburgische Gesammtmonarchie (2396—2841), die Schweiz (bis 3108); der Rest von 85 entfällt auf dicke Konvolute unsrer Grenzländer, namentlich Frankreich. Der stattliche Katalog, der vorstehende Gedanken nahelegt, möge die Hüter und Freunde der einschlägigen öffentlichen Sammlungen dringend mahnen, künftighin, so auch im Herbst, wenn der sonstige Liebhaber-Nachlaß Lempertz' verzettelt werden soll, den Daumen fest auf diese Denkmäler verschwundener deutscher Kultur und Kunst zu drücken.

Aschaffenburg. Ludwig Fränkel.

* Julius Quaglio's Jubiläumsschrift über Max v. Pettenkofer als Chemiker hat so viel Beifall gefunden, daß eine zweite Auflage bei A. Seydel, polytechnische Buchhandlung in Berlin, erschienen ist. Die Wittwe des am 3. Dezember 1899 verstorbenen Verfassers Frau Ida Quaglio hat der zweiten Auflage einige Ergänzungen beigefügt, welche namentlich für Münchener Leser von Interesse sein dürften. Seite 27 ist die goldene Medaille und die Urkunde erwähnt, welche Münchener Bürger am 3. Dezember 1899 dem Altmeister der Hygiene übergaben und die Ansprache mitgetheilt, die Hr. Kommerzienrath Stützel bei der feierlichen Ueberreichung gehalten hat. Die Mitglieder des Zentralbürgerkomitees sind namentlich aufgeführt. Seite 20 wird die Festschrift erwähnt, welche die Stadt München der jüngsten Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte gewidmet hat, deren Verfasser bekanntlich durch Preise aus der Pettenkofer-Stiftung ausgezeichnet wurden und namentlich aufgeführt werden.

* Max Hesse's Klassiker-Ausgaben. Aus Versehen ist von der in unsrer vorgestrigen Beilage gegebenen Notiz über diese Ausgaben der zweite, die Kleist-Ausgabe betreffende Theil fortgeblieben. Wir holen ihn hiemit nach. Diese Kleist-Ausgabe in vier Bänden ist von Prof. Dr. Karl Singer besorgt worden, der auch die im Verhältniß zum Gesammtumfang der Ausgabe recht ausführliche Biographie des Dichters geschrieben hat. In der Anordnung der Dramen (soweit sie noch zu des Dichters Lebzeiten in Buchform erschienen sind) und der Erzählungen lehnt sich der Herausgeber im ganzen an die erste (Tieck'sche) Gesammtausgabe von Kleists Werken an, im Text hält er sich treu an den Text der Originalausgaben; im übrigen berücksichtigt er, was den Text der „hinterlassenen Schriften“ betrifft, gewissenhaft die durch Zolling u. A. zuerst entdeckten Handschriften. Für die „Hermannsschlacht“ war er, durch Benutzung des Abdrucks einer von Kleist selbst durchkorrigirten Handschrift, „in die erfreuliche Lage versetzt, zum erstenmal den Text der fünf letzten Auftritte reiner als Tieck in Buchform wiederzugeben“. — So wird sich diese Ausgabe, die sich durch ihre Handlichkeit und ihre saubere Ausstattung schon äußerlich empfiehlt, gewiß auch infolge ihres Inhalts rasch beliebt machen.

* Die „Nat.-Ztg.“ theilt mit: Aus Gustav Freytags Bibliothek werden soeben in Leipzig zwei interessante Partien zum Verkauf gestellt. Als im Jahre 1896 die große Sammlung historischer und kulturhistorischer Flugschriften und Kunstblätter aus seinem Nachlasse für die Frankfurter Stadtbibliothek angekauft wurde, blieb ein großer Theil seiner gut ausgewählten und sorgfältig gepflegten Bibliothek im Besitz der Familie zurück. Hieraus wurde zuerst die philologische Abtheilung buchhändlerisch katalogisirt und auf den Markt gebracht. Jetzt folgt ein zweiter Theil des Bücherschatzes des großen deutschen Schriftstellers und Kulturhistorikers; er enthält Bücher aus der deutschen Geschichte von der Zeit der Völkerwanderung an bis zum westfälischen Frieden. Die Bücher behandeln Kultur-, Rechts-, Städtegeschichte, Topographie und Volkskunde. In einem Anhange sind historische, politische und kulturgeschichtliche Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts verzeichnet. Wir finden in dem zweiten Theile eine Reihe äußerst werthvoller, bändereicher und seltener Schriften, Bibliothekswerke, wie sie ein Privatmann nicht häufig in seiner Sammlung aufstellt. Da ist zum Beispiel der große, 16 Quartbände umfassende Codex diplomaticus Silesiae, eines der wichtigsten Quellenwerke zur schlesischen Geschichte. Ein schönes Exemplar des großen Werkes von Jacob Grimm, die sieben Bände der „Deutschen Weisthümer“, d. h. alte, volksthümliche Rechtsgebräuche, ist vollständig vorhanden. Die lange Reihe der „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich“, die „Monumenta Germaniae historica“, sowohl die Folio-, wie die Quartschriften, in tadelloser Erhaltung, bildet eine Zierde dieses mit großer Sachkenntniß zusammengesetzten Büchermaterials. Die aus Gustav Freytags Besitz stammenden Werke sind zumeist sehr gute Ausgaben und zeichnen sich durch geschmackvolle Einbände, sowie durch sehr gute Erhaltung im Innern aus. Freytag war ein eifriger Sammler von seltenen und interessanten Büchern, er liebte seine Bücher, wie aus vielen seiner uns erhaltenen Briefe ersichtlich ist.

* Neue Erfindung auf lithographischem Gebiete. Dem Lithographen Johann Jacob in München ist es nach langjährigen Versuchen gelungen, ein Verfahren zu entdecken, mit dem es ermöglicht wird, in Steine Zeichnungen, Photographien und Schriften unverwüstlich einzuätzen. Auch läßt sich nach diesem Verfahren aus blaugrauem Granit durch Aetzung schwarzer Granit herstellen, Carraramarmor und gewöhnlicher Marmor in Syenit umwandeln, sowie Alabaster unverwüstlich braun und schwarz färben. Besonders bemerkenswerth ist, daß Photographien und Zeichnungen ꝛc. unverwüstlich in Solnhofer- und Carraramarmor-Platten geätzt werden können. Diese Erfindung macht es ferner möglich, auf Grabsteine jede beliebig große Platte mit weißer Schrift scharf und korrekt zu ätzen. In Deutschland, Frankreich und Amerika werden Werkstätten zur Ausnützung genannter Erfindung eingerichtet.

* **Marburg.** Versammlung deutscher Bibliothekare. (2. Tag.) Die Verhandlung begann mit der Berathung über die Statuten des neuzugründenden Vereins deutscher Bibliothekare. Der von der Kommission vorgelegte Entwurf wurde nach unwesentlichen Aenderungen und Ergänzungen mit großer Mehrheit angenommen. Zweck des Vereins ist, den Zusammenhang unter den deutschen Bibliothekaren zu

pflegen und die Interessen des Bibliothekswesens zu fördern. Zur Erreichung dieses Zweckes dienen vornehmlich jährliche Versammlungen der Mitglieder. Ort und Zeit dieser Versammlungen werden vom Vorstand bestimmt, so daß es nicht ausgeschlossen ist, daß auch fernerhin die Bibliothekare mit der deutschen Philologenversammlung gemeinschaftlich tagen. Zur Mitgliedschaft sind alle wissenschaftlich vorgebildeten Bibliothekare des Deutschen Reiches berechtigt; der jährliche Beitrag beträgt 3 M. Ausländische Bibliothekare können in den Versammlungen als Gäste zugelassen werden. Organ des Vereins ist das Zentralblatt für Bibliothekswesen. Sämmtliche reichsdeutsche Bibliothekare, welche anwesend waren, 58 an der Zahl, erklärten ihren Beitritt zu dem Verein. Bei der Wahl zum Vorsitzenden erhielt Geheimrath Dziatzko weitaus die meisten Stimmen. Er bat jedoch, von seiner Person abzusehen und lehnte zu allgemeinem Bedauern die Wahl ab. In einem zweiten Wahlgang wurde sodann Direktor Schwenke (Berlin) mit großer Mehrheit zum Vorsitzenden gewählt. Außerdem wurden in den Vorstand gewählt: Geheimrath Dziatzko, Geheimrath v. Laubmann (München), Direktor Erman und Oberbibliothekar Oppel (Berlin). In den weiteren Ausschuß wurden gewählt: Geheimrath Roediger (Marburg), Prof. Schulz (Leipzig), Prof. Ebrard (Frankfurt) und Hofbibliothekar Schmidt (Darmstadt). — Endlich sprach Dziatzko noch über den Plan eines alle Wiegendrucke umfassenden Katalogs. Er führte aus, daß eine möglichst vollständige, alle Länder umfassende Beschreibung der Wiegendrucke nicht nur im Interesse der bibliographischen und literarhistorischen Forschung liege, sondern auch aus praktischen Gründen von Bibliothekaren und Antiquaren gewünscht werden müsse, weil nur so eine richtige Abschätzung des Kaufwerthes der Inkunabeln sich ermöglichen lasse. Er wies ferner darauf hin, wie bedenklich es sei, spezielle Inkunabelkataloge auch für weniger bedeutende Bibliotheken herzustellen und drucken zu lassen, weil das Nachschlagen in allen diesen Werken zeitraubend sei und ihre Herstellung unnöthige Kosten verursache. Ein einheitlicher, alle noch vorhandenen Wiegendrucke umfassender Katalog sei deßhalb die sparsamste und zweckmäßigste Form der Verzeichnung. Der Redner setzte dann auseinander, wie der erwähnte Plan im einzelnen durchzuführen sei; seine Ausführungen in dieser Richtung waren jedoch nur für Fachleute von Interesse. Der Korreferent Professor Haebler aus Dresden verzichtete wegen der vorgerückten Zeit auf das Wort. Direktor Erman aus Berlin meinte, daß die Herstellung eines allgemeinen Inkunabelkatalogs am besten durch ein internationales Zusammenwirken der Akademien, wie es neuerdings ins Auge gefaßt sei, erreicht werden könne. Es gebe kaum eine andere Aufgabe, die zu einer derartigen Behandlung so sehr herausfordere. Der Verein erklärte sich damit einverstanden, daß die weitere Verfolgung dieser Angelegenheit seinem neuerwählten Vorstand übertragen werde. Mehrere Punkte der Tagesordnung blieben wegen Mangels an Zeit unerledigt. Der Oberbibliothekar des Reichsgerichts, Professor Schulz, hatte ein Referat angekündigt über die Bibliotheken und den Verlagsbuchhandel. Auch über ein deutsches Anonymen- und Pseudonymenlexikon wollten Oberbibliothekar Ippel (Berlin) und Bibliothekar Milchsack (Wolfenbüttel) noch berichten. Ein dritter Vortrag über eine Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur des neunzehnten Jahrhunderts fiel fort, weil der Referent, Bibliothekar Berghöffer (Frankfurt), am Erscheinen verhindert war. Um 1 Uhr schloß Geheimrath Roediger die Versammlung, nachdem ihm Professor Ebrard namens der Anwesenden für seine umsichtige und erfolgreiche Leitung herzlich gedankt und ihn nochmals zu dem nun vollendeten ausgezeichneten Marburger Bibliotheksgebäude beglückwünscht hatte. — Am Nachmittag fand eine Besichtigung des Schlosses und des Staatsarchivs, sowie der Elisabeth-Kirche statt. Daran schloß sich ein gemeinsames Festmahl, an welchem vom Lehrkörper der Universität die Professoren v. Below und Edward Schröder theilnahmen.

* **Bonn.** Wie der „Kölnischen Volkszeitung" gemeldet wird, starb hier Dr. A. Schell, Professor an der landwirthschaftlichen Lehranstalt in Poppelsdorf. — Der Besuch der Universität für das laufende Sommersemester stellt sich nach dem amtlichen Personalverzeichniß auf 2162 Studirende. Damit ist die bisherige höchste Besuchsziffer vom vorigen Sommersemester (2140) wiederum überschritten. Auf die einzelnen Fakultäten vertheilen sich die oben angegebenen Studirenden folgendermaßen: 86 evangelische Theologen, 298 katholische Theologen, 614 Juristen, 306 Mediziner, 858 Angehörige der philosophischen Fakultät. Die Letzteren zerfallen wieder in 271 Philosophen, Philologen und Historiker, 174 Mathematiker und Naturwissenschafter, 341 Cameralisten, Landwirthschafter und Geodäten, 72 Pharmazeuten und Zahnheilkundige. Nach der staatlichen Zugehörigkeit kommen auf Preußen 1958 Studirende, auf die übrigen deutschen Staaten 148, auf das Ausland 56. Außer den eingeschriebenen Studirenden besuchen die Vorlesungen als Hospitanten 55 Herren und 61 Damen, so daß sich die Gesammtzahl der Hörer auf 2278 beläuft.

* **Innsbruck.** Der Mathematiker Professor Wilhelm Wirtinger hat einen Ruf nach Prag abgelehnt.

* **Prag.** Dem Privatdozenten für Krankheiten der Neugeborenen und Säuglinge an der hiesigen tschechischen Universität Dr. Franz Scherer wurde der Titel eines außerordentlichen Professors verliehen.

w. **Rom,** 11. Juni. Gestern hat die feierliche Jahressitzung der Accademia dei Lincei stattgefunden. Dem Herkommen gemäß wohnte das Königspaar dieser Feier bei. Der Präsident, Angelo Messedaglia, eröffnete die Sitzung und legte einen Rechenschaftsbericht über die Arbeit der Akademie im vergangenen Jahre ab. Unter den Veröffentlichungen erscheinen in erster Linie der Codex Atlanticus von Leonardo da Vinci und Lanciani's Forma Urbis. Sodann wurden die in den einzelnen Gruppen der Akademie vertheilten Preise verkündigt. In der Physiologie wurde Professor Fano von Florenz, in der Geologie und Mineralogie die Professoren Spezia und de Lorenzo, in der Archäologie Professor Orsi, der tüchtige Erforscher des alten Siciliens, ausgezeichnet. Darauf hielt Luigi Cremona eine Erinnerungsrede an den vor wenigen Monaten dahingeschiedenen Akademiepräsidenten Eugenio Beltrami, den Vorgänger Messedaglia's, und endlich sprach Giuseppe Colanto über die Elektrotechnik und ihre Fortschritte.

* **London.** Hier ist Professor C. A. Buchheim, Professor der deutschen Literatur am Kings College, im Alter von 72 Jahren gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Hendschels Telegraph. 54. Jahrg. Juni 1900. Frankfurt a. M. — Ad. v. Wenckstern: Auf Scholle und Welle. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — Dr. O. Henne-am-Rhyn: Handbuch der Kulturgeschichte. Lfg. 1—4. Leipzig, Wigand 1900. — Neubauten. Hggb. von Prof. A. Neumeister. 6. Bd. Heft 10. Nr. 70. Leipzig, Seemann 1900.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 15. Juni. Nummer 135.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Montag.

Uebersicht.

Philosophische Abhandlungen.[1]

n. Eine Anzahl hervorragender Gelehrter hat sich vereinigt, Christoph Sigwart zu seinem 70. Geburtstag (den 28. März d. J.) eine Sammlung von Abhandlungen als Festschrift darzubringen. Mußte diese Zahl naturgemäß begrenzt sein, so dürfen die hochgeschätzten Männer, die sich hier zusammenfanden, als berufene Vertreter der gesammten philosophischen Wissenschaft gelten. Denn kaum irgend ein anderer Mann dürfte die verschiedensten Richtungen der heutigen Philosophie so sehr zu verehrungsvoller Anerkennung und dankbarer Hochschätzung vereinigen als es die Lebensarbeit und die Persönlichkeit Sigwarts thut. Das beste Erbe der Zeit der großen Systeme steht hier in lebendiger Wirkung: der Zug ins Große und Ganze, der Blick ins Weite und Freie, die Verbindung der Philosophie mit den Lebensfragen der Menschheit; aber es vereinen sich aufs glücklichste damit diejenigen Eigenschaften, welche die Stärke der neuen Art bilden: die strengste Gewissenhaftigkeit gegenüber dem Thatsächlichen, die eindringendste Analyse, eine erstaunliche Beherrschung des exakten Wissens, die liebevollste Schätzung der Individualität sowohl der einzelnen Gebiete als jeder besonderen Erscheinung. Wenn solche Eigenschaften sich in ein Lebenswerk zusammenfassen, wie das in Sigwarts Logik geschehen ist, so mußte ein Meisterwerk entstehen, das anerkannterweise einen Gipfelpunkt der gesammten modernen Wissenschaft bildet; aber wie die Logik solche Höhe nur erreichen konnte, als ein Ausdruck des Ganzen einer charakteristischen philosophischen Denkweise, so haben auch die übrigen Gebiete der Philosophie Sigwart die bedeutsamste Förderung zu verdanken, wie z. B. die Psychologie, die Ethik u. a. Auch seine Arbeiten zur Geschichte der Philosophie tragen alle Züge jener bedeutenden und fruchtbaren Art; bei der konzentrirten und tiefeindringenden Behandlung jenes Denkers haben oft Untersuchungen äußerlich geringeren Umfanges eine große Wirkung in der Wissenschaft ausgeübt. So war jene Huldigung hervorragender Fachgenossen durchaus begründet, die ganze wissenschaftliche Welt begleitet sie mit lebhaftester Sympathie.

[1] Philosophische Abhandlungen, Christoph Sigwart zu seinem 70. Geburtstag, 28. März 1900, gewidmet von Benno Erdmann, Wilhelm Windelband, Heinrich Rickert, Ludwig Busse, Richard Falckenberg, Hans Vaihinger, Alois Riehl, Wilhelm Dilthey, Eduard Zeller, Heinrich Maier. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 248 S. 1900.

Aber auch durch ihren eigenen Inhalt verdient die Sammelschrift das Interesse von Freunden der Philosophie. Dem unvermeidlichen Zerfallen einer solchen Zusammenstellung in kleine und verschiedenartige Arbeiten wirkt hier zur Einigung entgegen die Thatsache, daß sowohl die Persönlichkeiten als auch die Probleme nicht so weit auseinandergehen, um nicht in der Mannichfaltigkeit auch ein gewisses Gesammtbild hervorzubringen. Auch die gemeinsame Richtung auf die Persönlichkeit, der die Huldigung galt, hat die Arbeitenden enger verbunden als wir es sonst bei derartigen Büchern zu finden pflegen. Indem aber jeder einzelne Beitrag den einzelnen Forscher charakterisirt, geben sie miteinander eine deutliche Vorstellung von den Bewegungen und Problemen der heutigen Philosophie, namentlich auf der Höhe der akademischen Arbeit. Wir wüßten nicht, wie sich in Kürze ein besserer Ueberblick dessen gewinnen ließe, als von hier aus. Die Berichterstattung wird allerdings durch die Mannichfaltigkeit des Stoffes nothwendig auf eine knappe Schilderung beschränkt, so reizvoll es scheinen mag, auf die einzelnen Fragen, die doch zum guten Theil Streitfragen sind, näher einzugehen, eine Diskussion würde hier viel zu weit führen.

Benno Erdmann bringt „Umrisse zur Psychologie des Denkens“. Psychologische Bestimmungen haben bis jetzt in die Entwicklung des Denkens nur wenig eingewirkt; um zu ihnen zu gelangen, gilt es ein vorläufiges Kennzeichen für das Denken zu gewinnen, und diese kann keine andere sein, als die logische Form der Urtheilens. Es heißt nun zunächst eine Art von Urtheilen zu suchen, die allgemein als Urtheile anerkannt sind und die sich als typische Repräsentanten einer Art des Denkens erweisen lassen. Als solche Urtheile erscheinen Verknüpfungen von Vorstellungsinhalten, denen eine prädikative Beziehung, d. h. eine Zerlegung des sachlichen Inhalts der Urtheile in Subjekt, Prädikat und Kopula eigen ist. Wo immer eine solche Verknüpfung von Vorstellungsinhalten eintritt, da findet sich zugleich ein „Sagen“, d. h. jene Verknüpfung ist nothwendig an eine sprachliche Vermittlung gebunden. Nur besteht diese sprachliche Vermittlung nicht nothwendig in einem eigentlichen Sprechen und Hören, nicht einmal unumgänglich in einer lautlosen Artikulation, ja nicht einmal unaufhebbar in irgend einer akustischen oder lautsprachlich-motorischen Funktion: es können optische Symbole dieser lautsprachlichen Vorstellungen so überwiegen, daß der Schein entstehen kann, jene seien im gegebenen Fall schlechthin unbetheiligt. Die psychologische Beschreibung jener vollständigen Prädikationen hat zwei Gruppen von Bestandtheilen zu trennen: den sachlichen Inhalt der Aussage und die Verknüpfung der Sprachelemente, in denen er sich darstellt. Unter Abweisung älterer Deutungen wird dann nachzuweisen gesucht, daß die prädikative Beziehung des formulirten vollständigen Urtheils sich lediglich dadurch ein-

stellt, daß die Reproduktion eben der Worte vollzogen wird, welche die darzustellenden Bestandtheile bezeichnen.

Es ist aber das thatsächlich gesicherte vollständige formulirte Denken nur eine besondere Art des Denkens, daneben finden sich zwei andere Arten, deren eine innerhalb der Funktionen der Sprache bleibt, während die andere in entgegengesetzten Richtungen aus dem Sprachleben hinausführt; jenes ist das unvollständig formulirte Denken mit seinen unbewußten Erregungen der Gedächtnißdispositionen, das im entwickelten Bewußtsein die Regel bildet; in der anderen Richtung hingegen entstehen zwei Arten unformulirten Denkens, die als hypologisches und metalogisches bezeichnet werden. Ein Denken, das in den Verknüpfungen des Vorgestellten liegt, welche unsre abstrahirende Aufmerksamkeit ohne sprachliche Vermittlung zu isoliren vermag, beginnt schon beim Kinde lange vor den ersten Anfängen des Sprachverständnisses, auch haben wir keinen Grund, den Vorstellungsverlauf des unformulirten Denkens, soweit er lediglich praktischen Bedürfnissen dient, den Thieren abzusprechen. Weit bedeutsamer ist das unformulirte Denken als metalogisches. Weder der Scharfsinn, der die verborgensten Unterschiede der Gegenstände aufspürt, noch der Tiefsinn, der im Verschiedenartigsten das Gemeinsame erfaßt, ist an die Sprache und ihre Symbolik gebunden; gerade auf der Höhe pflegte die geistige Arbeit im wesentlichen fertig zu sein, wenn man daran ging, das Erfaßte zu formuliren, ihm einen sprachlichen Ausdruck zu geben. Hieher gehört das, was von altersher jenseit des formulirten Denkens als eine höhere Stufe der Intuition gesucht wurde. Aber auch der Inhalt dieses unformulirten Denkens kann nicht nur sprachlich formulirt werden, er muß so formulirt werden, sobald wir uns und Anderen über dieses Denken Rechenschaft geben wollen; auch hier können wir den Gegenstand nur festhalten durch die prädikative Gliederung seines Inhalts, die Bindung seiner Glieder an die Ordnung von Subjekt, Prädikat und Kopula. So bleibt das formulirte, und zwar das vollständige formulirte Denken der eigentliche Gegenstand der logischen Normirung. Festzuhalten ist aber immer, daß die sprachliche Formulirung die Verknüpfung nicht schafft, sondern nur zum Ausdruck bringt. Ueber die Wahrheit des sachlichen Gehaltes entscheidet nicht die psychologische, sondern die logische und die erkenntnißtheoretische Betrachtung. So liegt es dem Verfasser bei aller Schätzung der Psychologie durchaus fern, die Philosophie überhaupt in Psychologie aufzulösen; in dieser Ueberzeugung weiß er sich mit dem Tübinger Meister auf völlig gleichem Boden.

Wilhelm Windelband wählt ein spezielleres, aber sehr wichtiges und folgenreiches Problem, wenn er „vom System der Kategorien“ handelt. Sein Ausgangspunkt ist der Begriff der Synthesis, wie er seit Kant im Vordergrund steht, d. h. jene eigenartige „Einheit des Mannichfaltigen, welche den Grundcharakter alles Bewußtseins und damit die Fundamentalthatsache der inneren Erfahrung ausmacht“. Kategorien sind dann die synthetischen Formen des Denkens oder die Beziehungen, in denen anschaulich gegebene Inhalte durch das zusammenfassende Bewußtsein miteinander verbunden werden, als solche sind sie ebensogut Formen der Begriffe wie Formen der Urtheile. Ein System der Kategorien ist nur zu finden durch die Entwicklung der Möglichkeiten, welche in dem Wesen der synthetischen Einheit des Mannichfaltigen enthalten sind und die Bedingungen für die Ausführung dieser Funktion ausmachen. Nun hat die Synthesis zur Voraussetzung den Gegensatz zwischen der beziehenden Funktion und den deren Gegenstand bildenden Vorstellungsinhalten; nichts anderes als diese Unabhängigkeit des Inhaltes von der Form, des „Gegenstandes“ von der Funktion ist gemeint, wenn von einer Beziehung des Bewußtseins auf das Sein geredet wird. Danach können die Beziehungen (Verbindungsweisen) entweder als solche gelten, welche den Inhalten an sich zukommen und vom Bewußtsein nur aufgenommen und wiederholt werden, oder als solche, in welche die Inhalte nur soweit treten, als sie mit einander durch das beziehende Bewußtsein in eine Verbindung gebracht werden. So haben die Kategorien entweder „gegenständliche“ oder „nur vorgestellte“ Geltung, sie zerfallen damit in die zwei Hauptgruppen der konstitutiven und der reflexiven Kategorien. Die letzteren bilden den ersten Vorwurf der Untersuchung, weil in ihnen sich das immanente Wesen des Bewußtseins am einfachsten und reinsten darstellt.

Als die erste und grundlegende Funktion ergibt sich hier die Unterscheidung, d. h. die Zerlegung der in der Vorstellung gegebenen Mannichfaltigkeit in ihre Elemente. Dem Unterscheiden gegenüber steht das Gleichsetzen, aus ihrer Wechselwirkung ergeben sich alle weiteren Kategorien der Reflexion, zunächst die der Zahl oder der Quantität, in ihrem Gefolge aber die Verhältnisse des Grades, des Maßes und der Größe. Zu den reflexiven Denkformen gehört auch, wie näher gezeigt wird, der ganze Schematismus der Syllogistik. Die gegenständlichen Denkformen haben als Grundkategorien Dinghaftigkeit und Kausalität, deren sachliche Anwendung für das menschliche Bewußtsein aber nur in der engsten Verbindung mit der anschaulichen Synthesis der Empfindungen in Raum und Zeit möglich ist. Es wird zu zeigen versucht, daß auch diese beiden Kategorien aus der synthetischen Bewußtseinseinheit abgeleitet werden können, wenn man wiederum von der Wechselwirkung des Unterscheidens und des Gleichsetzens ausgeht und damit die Beziehung des Bewußtseins auf das Sein kombinirt. So erscheint ein stetiger Zusammenhang zwischen beiden Reihen der Kategorien, und ihre alte Fülle kommt zurück auf einfache Grundfunktionen.

Ein heute im Vordergrunde der Arbeit stehendes Problem behandelt Heinrich Rickert: „Psychophysische Kausalität und psychophysischer Parallelismus.“ Die Untersuchung ist vorwiegend kritischer Art, sie zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste zeigt die Motive, die zur Verwerfung der psychophysischen Kausalität und ihrer Ersetzung durch den Parallelismus geführt haben. Der zweite möchte beweisen,, daß der Parallelismus gerade in der Form, die er zum Ersatz der psychophysischen Kausalität annehmen muß, undurchführbar ist, wobei nachdrücklich hervorgehoben wird, daß die Anhänger des Parallelismus in der entscheidenden Frage weniger strengbegriffliche Ausführungen als Analogien und Bilder zu bringen pflegen, welche die Schwierigkeiten des Problems nicht sowohl lösen als verstecken. Der dritte Abschnitt legt dar, daß bei der Frage nicht ein unlösbares Problem vorliegt, sondern daß die Voraussetzungen des Problems unhaltbar sind, und das ganze Räthsel lediglich auf einer falschen Fragestellung beruht. Daran schließt sich viertens die Aufzeigung des Ausgangspunktes, von dem wenigstens die Möglichkeit einer begrifflichen Feststellung psychophysischer Kausalverhältnisse zu gewinnen ist; indem dabei die Untersuchung namentlich den Gedanken einer Gleichheit von Ursache und Wirkung erörtert, gelangt sie zu dem Ergebniß, daß die Forderung einer Aequivalenz von beiden nicht durchzuführen ist, ohne den Begriff des Wirkens aus allen Wissenschaften, mit Ausnahme der

rein mechanischen, zu streichen. Fünftens endlich wird eine kurze Andeutung darüber gegeben, welche Gründe die Annahme psychophysischer Kausalität zu einem Bedürfniß machen. In solchen Untersuchungen sollte die Philosophie vor allem den vollen Wirklichkeitsgehalt der unmittelbar gegebenen Erfahrung wieder zur Geltung bringen, den sie nur deßwegen der Dürftigkeit anklagen kann, weil sie ihn vielfach mit dem zu besonderen Erkenntnißzwecken gebildeten dünnen Netz von begrifflichen Abstraktionen der Naturwissenschaft verwechselt und darüber das vergißt, was jeder Augenblick des Lebens an unbezweifelbarer Realität uns aufdrängt.

Dasselbe Problem behandelt von einer anderen Seite aus Ludwig Busse's Untersuchung „Die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele und das Gesetz der Erhaltung der Energie". Es handelt sich um die Frage, ob das Gesetz der Erhaltung der Energie die Annahme einer Wechselwirkung zwischen Leib und Seele erlaubt, oder ob es sie ausschließt und uns zur Annahme des psychophysischen Parallelismus nöthigt. In Anknüpfung an Sigwarts Darlegungen in der zweiten Auflage des zweiten Bandes seiner Logik werden zunächst die neuesten Behandlungen jenes Problems kritisch gewürdigt und durch solche Kritik der Weg zu einer eigenen Position gebahnt. Der scheinbare Konflikt zwischen der Theorie der Wechselwirkung und dem Energiegesetz verschwindet bei richtiger und legitimer Fassung jenes Gesetzes. Das Gesetz der Erhaltung der Energie ist, nach Stumpfs treffendem Ausdruck, eine Transformationsformel, es gilt nur, wenn irgendwo ein in sich völlig geschlossenes System existirt. Die Sache kommt also darauf hinaus, ob das physische Universum als eine sich selbst genügende, in sich vollständig abgeschlossene Totalität, oder ob es als ein mit der psychischen Seite in Wechselwirkung verbundener und mit ihr zu dem Ganzen eines Kosmos sich ergänzender Theil des Weltalls aufzufassen ist. Die letztere Ansicht mag für den Naturforscher als eine ungewöhnliche und fremdartige erscheinen, die letzte Entscheidung steht bei der Metaphysik, und wollte man dieser vorschreiben, die in der Naturwissenschaft vorwiegenden Hypothesen ohne weiteres aufzunehmen, so würde das die Philosophie, nachdem sie aufgehört hat, eine Magd der Theologie zu sein, zu einer Magd der Naturwissenschaft machen. In Wahrheit drängen zwingende Erwägungen zu der Annahme, daß Physisches und Psychisches sich zu dem Ganzen eines alle seine Theilinhalte miteinander verbindenden Kosmos zusammenschließen, der als solcher den lückenlosen und kontinuirlichen Zusammenhang aufweist, den das physische Universum nach der irrthümlichen Meinung mancher Naturforscher schon allein zeigen soll, aber zu zeigen weder berechtigt noch verpflichtet ist.

Richard Falckenberg, der an einem größeren Werk über Lotze arbeitet, bringt zwei Briefe des Göttinger Philosophen, in denen, was bei Jenem seltener der Fall ist, philosophische Themata gestreift werden, einen Brief an Prof. Rudolf Seydel in Leipzig und an Dr. Emil Arnoldt in Königsberg. Diese Briefe der Festschrift als einen kleinen Beitrag einzureihen, schien ganz wohl damit gerechtfertigt, daß „der Göttinger und der Tübinger Forscher, deren Namen die Geschichte der Logik auf derselben Tafel der Nachwelt überliefern wird, sowohl durch manche Gemeinsamkeit der Ueberzeugung als durch gegenseitige Hochschätzung verbunden sind".

Hans Vaihingers Beitrag „Kant — ein Metaphysiker?" übt eine Kritik an dem dabei sehr hoch geschätzten neuen Kant-Buch von Paulsen. Nach Vaihingers Ueberzeugung hat Paulsen Kant zu sehr zu einem Metaphysiker gemacht und dadurch das Unterscheidende seiner Denkweise bedenklich verwischt. Wohl ist Vaihinger mit Paulsen darin einverstanden, daß Kant überall und immer die Macht des Geistes behaupte, aber nothwendig sei dazu der Zusatz: „nur innerhalb der ihm gesteckten Schranken". Paulsen stelle dasjenige, was Kant nur durch einen Schleier hindurchschimmern läßt, ohne diesen kritischen Schleier in das hellste Tageslicht; dieser Schleier aber sei ein nothwendiger Bestandtheil seines kritischen Systems. „Daß Kant jene intelligible Welt so diskret durch den Schleier zugleich verhüllt und durch denselben verhüllenden Schleier eben wieder hindurchschimmern läßt, darin eben ist das Charakteristische seines Kritizismus zu suchen." Zum Erweis der eigenen Fassung wird im besonderen Kants Lehre von den „Gedankendingen", ein bis jetzt sehr vernachlässigtes Thema, behandelt. Als tiefster Unterschied des Kritizismus Kants vom Dogmatismus ergibt sich: Kant hat, im Gegensatz zum rationalistischen Dogmatismus gelehrt: was nothwendig gedacht werden muß, darf darum doch noch nicht für existirend ausgegeben werden; oder: Nothwendigkeit des Gedachtwerdens schließt nicht Nothwendigkeit des Existirens ein. Wenn aber Kant bei wichtigen Punkten in der Schwebe bleibt, so begründet dies keinen Vorwurf gegen ihn; ist es bei Platon anders? Und haben nicht die Platonischen Mythen und Metaphern eine Verwandtschaft mit den Kant'schen Postulaten und Analogien? Mag man also Kant einen Metaphysiker nennen, er ist ein Metaphysiker durchaus eigener Art; die Aenderung, welche er an den Lehren der Dogmatiker vorgenommen hat, ist eine so tiefgreifende, daß auch der Inhalt nicht derselbe geblieben ist.

Alois Riehl erörtert „Robert Mayers Entdeckung und Beweis des Energieprinzips". Seine Absicht ist, die Arbeiten Mayers hauptsächlich nach ihrer Methode zu betrachten; eine präzise Erfassung dieser Methode ist zugleich eine Vertheidigung des großen Forschers gegen den Vorwurf eines rein aprioristischen Verfahrens, einer unmittlbaren Ableitung physikalischer Sätze aus allgemeinen formalen Sätzen. Die erste Bedingung richtiger Einsicht ist hier Entdeckung und Beweis der Lehre getrennt zu halten. Auf Grund des nunmehr vollständig vorliegenden Materials zeigt Riehl, daß Mayer nicht von allgemein logischen Gesichtspunkten, sondern von physiologischen Beobachtungen aus zu seinem Prinzip gelangt ist, indem er sich dabei auf Lavoisier und die Chemie stützte. Erst für den Beweis des Prinzips berief er sich auf einige Grundvorstellungen des Denkens. „Mayer hat das Prinzip der Erhaltung der Energie nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, durch Deduktion aus dem allgemeinen Kausalsatz, oder überhaupt durch ein Denken a priori gefunden; er hat das analoge Prinzip Lavoisiers von der Erhaltung der Materie aus der Chemie auf die Physik übertragen und zu dem Grundsatz der quantitativen Unveränderlichkeit des Gegebenen erweitert." Von Spekulation kann nur insofern bei Mayer die Rede sein, als sie aus der lebendigen Einheit von Denken und Erfahrung entspringt.

Auch beim Beweise stehen hier die theoretische und die experimentelle Seite in innerem Zusammenhang. Wohl ist Mayer vom Substanzbegriff aus zu seiner Auffassung des Kausalverhältnisses gelangt, er hat das Beharrungsprinzip der Substanz mit dem Gesetz der Veränderung oder des Geschehens einheitlich verbunden, aber wenn er von da zur Einheit der Kraft (Energie) gelangte und daraus höchst bedeutsame Sätze entwickelte, so hat er diesen Sätzen keineswegs an sich selbst und auch ohne

die Bestätigung durch Erfahrung physikalische Geltung, die Geltung von Naturgesetzen, zugeschrieben; sie dienten ihm nur als Leitfaden für den Beweis seines Prinzips, wie sie dazu in der That unentbehrlich sind. „Das von Galilei in die Wissenschaft eingeführte induktiv-deduktive Verfahren, mit einem Wort: die experimentelle Methode ist auch die Methode, die Mayer bei seinem Beweise des Energieprinzips befolgte. Hier wie dort wird zunächst aus Beobachtungen eine theoretische Annahme abgeleitet und in ihre Konsequenzen entwickelt. Die Folgerungen aus der Annahme werden hierauf an der Erfahrung geprüft und schließlich durch Versuche die in der Natur gegebenen Größen bestimmt: der Fallraum der ersten Sekunde dort, das mechanische Aequivalent der Wärme hier."

Wilhelm Dilthey behandelt „die Entstehung der Hermeneutik". Das Problem ist die wissenschaftliche Erkenntniß der Einzelpersonen, ja der großen Formen singulären menschlichen Daseins überhaupt. Ist eine solche Erkenntniß möglich und welche Mittel haben wir, sie zu erreichen? Es gilt hier ein Verstehen, d. h. ein Erkennen eines Psychischen aus sinnlich gegebenen Aeußerungen; Auslegung oder Interpretation nennen wir ein kunstmäßiges Verstehen von dauernd fixirten Lebensäußerungen. Da nun in der Sprache allein das menschliche Innere seinen vollständigen, erschöpfenden und objektiv verständlichen Ausdruck findet, so hat die Kunst des Verstehens ihren Mittelpunkt in der Auslegung oder Interpretation der in der Schrift enthaltenen Reste menschlichen Daseins. Aus dem Bedürfniß tiefen und allgemein gültigen Verstehens entstand zunächst philologische Virtuosität, dann eine Aufstellung von Regeln, endlich eine Analyse des Verstehens überhaupt und damit ein sicherer Ausgangspunkt für die Regelgebung.

Die Hauptzüge dieser Bewegung werden nun in großem geschichtlichen Ueberblick dargelegt. Wir wandern von dem älteren Griechenthum und Aristoteles zu den großen alexandrinischen Philologen, welche nicht nur eine geniale Technik übten, sondern auch schon der in ihr enthaltenen Regeln bewußt wurden. Durch den Gegensatz der pergamenischen Schule wurde dieses Bewußtsein noch verstärkt. Aus der stoischen Schule brachte Krates von Mallos in die pergamenische Philologie das Prinzip der allegorischen Interpretation. Der Gegensatz beider Richtungen scheint unter veränderten Umständen wiederzukehren, in dem Kampf der alexandrinischen und der antiochenischen Theologenschule, aus diesem Kampf sind die ersten durchgeführten hermeneutischen Theorien entstanden, von denen wir Kenntniß haben. Seit der Renaissance trat die Interpretation in ein neues Stadium; galt es jetzt doch, vermittelst grammatischer, sachlicher und historischer Studien sich in ein fremdes, geistiges Leben zu versetzen. Und dabei mußte die neue Philologie vielfach nur mit Nachrichten und Trümmern arbeiten. So fehlt es auch nicht an zahlreichen theoretischen Erörterungen. Aber die endliche Konstituirung der Hermeneutik verdankt man der biblischen Interpretation. Die begründende Hauptschrift ist hier die clavis des Flacius (1567); durch den Kampf um die Bibel, einerseits gegen die Wiedertäufer, andrerseits gegen den restaurirten Katholizismus, wurde Flacius dazu geführt, den Inbegriff der bis dahin gefundenen Interpretationsregeln zu einem Lehrgebäude zu verbinden, und zwar vermittelst des Postulats, daß durch das kunstmäßige Verfahren nach diesen Regeln ein allgemein gültiges Verständniß erreichbar sein müsse. Wie dann die Bewegung weitergeht, wie klassische und biblische Hermeneutik, die bis dahin nebeneinander gingen, sich zu einer allgemeinen verbinden, und wie diese aufwärts geht, bis sie in Schleiermachers Verbindung philologischer Interpretation und echtem philosophischen Vermögen ihre Höhe erreicht, das wird in großen Zügen, aber doch anschaulich genug vorgeführt.

Zur besonderen Zierde gereicht es der Festschrift, daß sich unter den Beitragenden auch der Altmeister philosophischer Forscher, Eduard Zeller, befindet. Er bringt eine Untersuchung „über den Einfluß des Gefühls auf die Thätigkeit der Phantasie". Nach Erläuterung und Abgrenzung des Begriffs der Phantasie werden die Hauptstücke ihrer Leistung betrachtet und bei jeder der mächtige Einfluß der Gefühlszustände nachgewiesen. Er erscheint schon bei der ersten Thätigkeit der Phantasie, welche die Bedingung aller anderen ist, im Bewahren und Wiedererzeugen der ursprünglich durch die inneren und äußeren Wahrnehmungen gegebenen Vorstellungen, in der sogenannten reproduktiven Phantasie, dem Gedächtniß. Denn für alle Punkte, die dabei in Betracht kommen: für die Deutlichkeit unsrer Wahrnehmungen, für ihre Lebhaftigkeit, für die Häufigkeit oder Seltenheit ihres Wiederauftretens ist der Gefühlswerth, den sie für uns haben, von entscheidendem Einfluß. Das Gleiche gilt von der Verknüpfung der Vorstellungen, der sog. Ideenassoziation.

Noch unmittelbarer wirken die Gefühlszustände auf jenes freie Spiel der Phantasie ein, dem sich alle Menschen, wenn auch in sehr verschiedenem Maße nicht allein im Traume, sondern auch im wachen Zustande zeitweise überlassen. Ein gleicher Zusammenhang aber läßt sich noch weiter bis zu den höchsten Leistungen unsrer Phantasie hinauf verfolgen. Die Bilder, welche sie uns vergegenwärtigt, erhalten eine weitergreifende Bedeutung, indem sie uns zu Zeichen oder Symbolen für Vorstellungsinhalte werden, die über ihren ursprünglichen Sinn hinausgehen, erst durch Uebertragung und Entlehnung in sie hineingelegt werden. Dieser symbolisirenden Phantasiethätigkeit nun, die durch Sprache, Kunst, Religion für das geistige Leben des Menschen eine unabsehbare Bedeutung hat, sind ihre Wege vom menschlichen Gemüth vorgezeichnet. Jede schöpferische Phantasiethätigkeit setzt eine bestimmte Gemüthslage und Stimmung voraus, welche zu ihr hintreibt; je kräftiger und beharrlicher diese Thätigkeit ist, um so stärker muß auch der innere Drang sein, aus dem sie entspringt. Näher nachgewiesen wird die Macht der Gefühle, über die Phantasie bei der Religion und bei der Kunst; wie aber der Künstler nichts wirksam darstellen kann, was nicht in ihm selbst lebt, so kann auch der Aufnehmende nichts verstehen und genießen, was er nicht nachzufühlen imstande ist.

Dem Senior folgt der Jüngste in der Reihe der Philosophen, der sich aber durch tüchtige Arbeiten über die Aristotelische Logik schon einen angesehenen Namen erworben hat: Heinrich Maier. Seine Abhandlung hat das Problem: „Logik und Erkenntnißtheorie", es soll namentlich das Verhältniß beider Disciplinen geklärt werden. So erwünscht, ja nothwendig es ist, die Logik mit der wissenschaftlichen Arbeit enger zu verbinden, so erheben sich doch dagegen Bedenken, sie geradezu und ausschließlich als Erkenntnißlehre zu gestalten. Eine genauere Abwägung der verschiedenen Versuche und Möglichkeiten läßt es als die Aufgabe der Logik erkennen, den immanenten Wahrheitsbegriff, der im subjektiven Wahrheitsbewußtsein seinen Ausdruck findet, und den Begriff der Erscheinungswirklichkeit, der dem immanenten Wahrheitsbegriff entspricht, festzulegen und zum Ausgangspunkt ihrer Untersuchung zu machen. Diese

Wahrheit ist die letzte und höchste Norm, an der die Funktionen und Elemente des wissenschaftlichen Erkennens zu messen sind. Die Formen und Voraussetzungen des in diesem Sinn wahren Denkens hat die Logik aufzusuchen. Die Erkenntnißtheorie dagegen erweist sich als die Wissenschaft von dem absoluten Geltungswerth der Erscheinungswirklichkeit. Sie liefert der metaphysischen Untersuchung die Geltungsnormen und die kritisch bearbeiteten Forschungswege, die Erkenntnißtheorie, so könnte man sagen, ist die Logik der Metaphysik. Der Unterschied und der Zusammenhang von Logik und Erkenntnißtheorie gelangen zu charakteristischem Ausdruck in dem Verhältniß, in welchem die Untersuchungsmethoden der beiden Wissenschaften zu einander stehen; so wird dies Verhältniß genauer dargelegt. Man mag Logik und Erkenntnißtheorie im Rahmen einer Wissenschaftslehre zusammenfassen, sie müssen selbständige Theile bleiben und grundsätzlich auseinander gehalten werden.

Es würde nicht schwer sein, in den verschiedenen Abhandlungen trotz aller Differenz des Stoffes und der Individualität gemeinsame Züge aufzuweisen. Als solche wären z. B. zu betrachten: die Hochschätzung der kantischen Denkweise, die aber durchaus keine blinde Unterwerfung besagt, das Dringen auf Erfahrung, aber zugleich auf einen weiteren Begriff und einen reicheren Inhalt der Erfahrung, als er gewöhnlich vorschwebt, womit zugleich die Arbeit des Denkens zu ihrem Recht gelangt; ferner eine sorgfältige Würdigung der psychologischen Seite des Geschehens, aber unter Ablehnung eines bloßen Psychologismus; die Verfechtung der Selbständigkeit der Philosophie gegen die Naturwissenschaft, aber unter vollster Anerkennung und Nutzung ihrer Lehren nicht nur, sondern auch ihrer Denkweise. Bemerkenswerth ist auch die eindringende Sachlichkeit und die schlichte Klarheit, welche alle Abhandlungen zeigen; die Vorstellung, als ob die Philosophie mit unverständlichen Begriffen und subjektiven Stimmungen operire, trifft diese Leistungen nicht, der Ernst und die Tüchtigkeit der heutigen philosophischen Arbeit ist unbestreitbar. Eines aber mag auffallen: daß diese Abhandlungen, eben indem sie die wissenschaftliche Höhe der gegenwärtigen Philosophie bezeichnen, gar nichts von den Bewegungen erkennen lassen, welche heute durch das gemeinsame Leben gehen; Niemand würde aus diesen Schriften erfahren, daß unsre Zeit in den schwersten inneren Erschütterungen steht, daß alte Ideale versinken, neue um ihr Aufkommen ringen, daß um einen geistigen Lebensinhalt aufs härteste gekämpft werden muß. Sollte heute eine gewisse Entfremdung zwischen der philosophischen Wissenschaft und dem allgemeinen Leben bestehen? Das wäre für keines von ihnen ein Gewinn. Oder ist es nur zufällig, daß jene Festschrift einen vorhandenen Zusammenhang nicht bemerken läßt? Wie immer dem sein mag, die reiche Fülle des hier Gebotenen wird dankbar zu begrüßen sein.

Der diesjährige Neuphilologentag.

Die zu Pfingsten 1898 in Wien abgehaltene achte Hauptversammlung des Verbandes der neuphilologischen Lehrerschaft hatte der diesjährigen in **Leipzig** (vom 4.—7. Juni) tagenden neunten Hauptversammlung die Aufgabe überlassen, die schon dort kurz besprochenen Thesen des **Prof. Wendt** (Hamburg) über die **Reformmethode in den oberen Klassen der Realanstalten** (d. i. der Realgymnasien und der Oberrealschulen) gründlich durchzuberathen und über ihre Annahme zu beschließen. Unbedingt erforderlich erschien es, jene radikalen Thesen, die man erst in Wien kennen gelernt hatte, in den Fachzeitschriften, wie in den einzelnen neuphilologischen Vereinen ausführlich zu besprechen, ehe man daran denken konnte, über sie abzustimmen. In den seitdem verflossenen zwei Jahren haben die Wendt'schen Leitsätze eine sehr große Rolle gespielt. Manche Fachzeitungen haben sie in einer größeren Anzahl von Aufsätzen besprochen, in vielen Sitzungen der neuphilologischen Vereine sind sie der einzige Gegenstand der Tagesordnung gewesen. Mit Berücksichtigung einiger in den Fachzeitschriften erhobenen Bedenken hat Wendt seine Leitsätze ein wenig gemäßigt; er weist vor Beginn der Debatte darauf hin, daß es sich hier nur um die oberen Klassen der Realanstalten handle und daß die empfohlene Methode von der in den Mittel- und Unterklassen angewandten unabhängig sei.

In Erwägung, daß die Beherrschung der fremden Sprache das ideale Ziel des Unterrichts darstellt und daß die fremde Sprache das naturgemäße Mittel ist, um in die Erkenntniß des fremden Volksthums einzudringen, nimmt sodann die Versammlung die Leitsätze in folgender Fassung an:

1. Die Unterrichtssprache ist französisch oder englisch. Besonders schwierige Stellen können deutsch interpretirt werden.

2. Das Uebersetzen in die Muttersprache beschränkt sich auf die Fälle, wo formelle Schwierigkeiten dazu zwingen.

3. Das Uebersetzen in die Fremdsprache ist nur gelegentlich zu üben.

4. Die Grammatik wird übersichtlich zusammengefaßt und in einzelnen Kapiteln, auch durch Vergleich mit den Erscheinungen anderer Sprachen, vertieft. Im übrigen wird im Anschluß an die Lektüre die stilistisch-idiomatische Seite der fremden Sprache betont, für Synonymik und Etymologie das Verständniß geweckt.

5. Die Klassenlektüre — im Mittelpunkt des Unterrichts stehend — berücksichtigt vorwiegend die moderne Prosa. Die Auswahl ist nach folgenden Gesichtspunkten zu treffen:

a) Die Klassenlektüre soll nicht nur literarisch-ästhetischen Zwecken dienen, sondern auch in die Kenntniß des fremden Volksthums, seiner staatlichen, gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse einführen. In jeder Klasse ist ein Hauptwerk aus der schönen Literatur zu lesen, außerdem empfiehlt sich für Obersekunda: die feste Einprägung der wichtigsten Momente der Geschichte des Landes, der Topographie der Hauptstadt, soweit dies nicht schon früher erfolgt ist; für Prima: die Einführung in die für die gegenwärtigen Zustände entscheidenden Perioden der Geschichte; Besprechung bedeutsamer Tagesereignisse.

b) Das Technologisch-Naturwissenschaftliche ist in bescheidenem Umfange zu berücksichtigen.

c) Von dichterischen Werken sind solche von hervorragender Bedeutung und mit nationaler Färbung zu bevorzugen.

(Resolution: Die Lektüre ist für jede Schule nach einheitlichen Gesichtspunkten festzusetzen, wobei stets auf die vorausgehenden Klassenstufen Rücksicht zu nehmen ist. Entsprechend These 1 ist danach zu streben, daß Kommentare zu den fremden Schriftstellern in der betreffenden Sprache abgefaßt und einsprachige Wörterbücher benutzt werden. Auf Grund der Feststellungen des Kanonausschusses ist eine genaue Sichtung des vorhandenen Lektürematerials vorzunehmen.)

6. Literaturgeschichte ist soweit zu treiben, wie die unter 5a für die Klassenlektüre gegebenen Gesichtspunkte erfordern.

7. Die Privatlektüre kann neben (vorwiegend modernen) Literaturwerken aller Art auch wissenschaftliche und technische Abhandlungen umfassen.

8. Deklamationen, besonders dramatischer Scenen, bei Schulfeiern, erscheinen als ein wesentliches Förderungsmittel.

9. Jährlich sind 8—10 kürzere freie schriftliche Arbeiten anzufertigen, der Mehrzahl nach unter Klausur, sie tragen den Charakter der Nacherzählung oder Nachbildung. Doch können auch geeignete deutsche Stoffe in der fremden Sprache wiedergegeben werden. Außerdem Diktate und gelegentliche Musterübersetzungen aus der fremden Sprache in die Muttersprache.

Die meisten dieser Leitsätze wurden mit großer Majorität, einige fast einstimmig angenommen. Nur einer der von Wendt vorgeschlagenen Sätze (die fremde Sprache wird **nicht** ge-

trieben, um davon die Muttersprache zu lernen) wurde als überflüssig verworfen. Es wurde aber ausdrücklich betont, daß Schüler, welche genöthigt würden, eine Geschichte, die ihnen vom Lehrer in der fremden Sprache vorgetragen worden sei, in der Muttersprache wiederzugeben, hiebei auch in der Muttersprache weit mehr als bei der alten Uebersetzungsmethode gefördert würden, die namentlich in den alten Sprachen oft zu einer Vergewaltigung der Muttersprache geführt habe.

Zu These 3 bemerkte Prof. Victor (Marburg), das Uebersetzen sei eine Kunst, die die Schule nichts angehe. Er habe in seiner langen Praxis noch keinen Schulamtskandidaten kennen gelernt, der wirklich gut ins Englische übersetze, was er übrigens selbst nicht vermöchte.

Den Reformfreunden ist oft vorgeworfen worden, daß sie den Betrieb der Grammatik abgeschafft wissen wollten. These 4 zeigt, daß dies nicht der Fall ist. Bei einer sehr eingehenden Revision, die Kasseler Provinzialschulräthe Ende Mai an der von Walter, einem der Hauptreformer, geleiteten Musterschule (Realgymnasium) in Frankfurt a. M. veranstaltet haben, stellte es sich heraus, daß die Schüler eine außerordentlich große Sicherheit in der Grammatik erlangt hatten. Wie Walter die Grammatik betreibt, ergibt sich aus seinem jüngsten Buche: Englisch nach dem Frankfurter Reformplan (Marburg, N. G. Elwert 1900), das allen Lehrern der neueren Sprachen eindringlich empfohlen sei.

Die Befürchtung, daß es den meisten Lehrern unmöglich sei, nach diesen Leitsätzen zu unterrichten, theilt Wendt keineswegs. Zwar erfordere die Vorbereitung auf einen derartigen Unterricht ein Mehr an physischer Leistung; dies werde aber reichlich aufgewogen durch die tiefere Einwirkung, die wir durch diesen Unterricht auf die Jugend ausübten. Bei solcher Thätigkeit blieben wir mit der Jugend jung; solcher Betrieb der neueren Sprachen führe zu einem Idealismus, wie ihn der der alten Sprachen schon lange nicht mehr aufweise. So ist denn auch zu wünschen, daß, wie Professor Victor im Anschluß an seinen Vortrag „Neuphilologische Wünsche für Universität und Schule" empfahl, an allen höheren Schulen, wo dies noch nicht der Fall ist, und die entsprechenden Verhältnisse vorliegen, die im neusprachlichen Unterrichte etwa schon gewährte Freiheit der Methode auch bei der behördlichen Kontrole anerkannt, z. B. der Erfolg der „neuen" oder der „vermittelnden" Methode nicht nur nach dem Maßstab der „alten" beurtheilt, sondern auch Gelegenheit gegeben werde, die besonderen Leistungen zur Anschauung zu bringen; ferner, daß in der Abschluß- und der Reifeprüfung statt der Uebersetzung auch eine freie Arbeit, bezw. Nachbildung im Französischen und Englischen gestattet, wenigstens aber bei der Uebersetzung in das Deutsche auch das fremdsprachliche Diktat als Leistung in Anschlag gebracht werde.

Diesem Vorschlage Victors stimmte die Versammlung einstimmig zu, ebenso einem anderen, daß die Unterrichtsverwaltungen in Deutschland und Deutsch-Oesterreich die englische Philologie an allen Universitäten mit einem etatsmäßig besoldeten Ordinariate bedächten, daß den wissenschaftlichen Vertretern der neueren Philologie durch Reisestipendien der oft zu wiederholende Aufenthalt im Auslande erleichtert und daß je ein geborener Franzose und Engländer als praktischer Sprachlehrer (Lektor) angestellt und auskömmlich besoldet werde. Für die neuphilologischen Universitätsdozenten stehen Reisestipendien überhaupt nicht zur Verfügung, aber auch zur Förderung der Lehrer der neueren Sprachen werden die in Preußen dieses Jahr etwas reichlicher als früher bewilligten Stipendien nicht verwandt, wie ein in der Versammlung vorgelesener Erlaß beweist: „Der Herr Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten hat beschlossen, philologisch vorgebildeten Kandidaten des höheren Schulamts, welche die Lehrbefähigung zur Ertheilung des neusprachlichen Unterrichts nicht besitzen, durch Gewährung von Reisestipendien die Gelegenheit zu bieten, ihre Kenntnisse und ihre Uebung im mündlichen Gebrauch der französischen oder englischen Sprache bis zu einem Grade zu vervollständigen, daß ihnen ohne weitere Prüfung der Unterricht darin anvertraut werden könnte. Wir veranlassen Sie, binnen fünf Tagen anzuzeigen, ob Sie bereit sind, sich zu dem gedachten Zweck mindestens ein halbes Jahr in Ländern französischer oder englischer Zunge aufzuhalten." Zu dieser Maßregel, die von einer eigenthümlichen Geringschätzung der wissenschaftlichen Vorbildung der Neuphilologen zeugt, sieht sich der preußische Kultusminister durch den Mangel an neuphilologischen Hülfslehrern genöthigt.

Ein dritter Wunsch Victors, daß den Abiturienten der Oberrealschulen ebenso wie den Abiturienten der Gymnasien und der Realgymnasien die Berechtigung zum Studium der neueren Philologie zuerkannt werde, wurde nur mit 95 gegen 55 Stimmen angenommen. Selbstverständlich, so hob Victor hervor, bedürfe der Neuphilologe zu seinem Fachstudium einer sehr bedeutenden Kenntniß des Lateinischen, in mancher Beziehung einer ausgedehnteren, als selbst das Gymnasium gewähre. Diese Kenntnisse müsse sich der Oberrealschulabiturient auf der Universität erwerben, wie ja auch dem Gymnasialabiturienten, der auf der Schule nicht Englisch gelernt habe, schon immer gestattet worden sei, die ihm in diesem Fache mangelnden Elementarkenntnisse ohne besondere Prüfung nachzuholen, auch wenn er sich dem Studium der Anglistik gewidmet habe. Gleicher Anschauung wie Victor huldigte auch Prof. Stengel (Greifswald). Dagegen sprach sich Prof. Suchier (Halle) aus. Er meinte, daß durch die Zulassung der Oberrealschulabiturienten die Bildungshöhe der Neuphilologen herabgedrückt, der wissenschaftliche Betrieb der neueren Philologie ruinirt und die gesellschaftliche Stellung der Lehrer der neueren Sprachen heruntergesetzt werde. Dies letztere Bedenken wird wohl fallen müssen, wenn erst, wie ja selbst in der letzten Tagung des Deutschen Gymnasialvereins (in Braunschweig) gewünscht wurde, allen neunklassigen höheren Lehranstalten die Zulassung zum akademischen Studium gewährt wird. Viel schwerer muß eine Aeußerung des Prof. Meyer-Lübke (Wien) in die Waagschale fallen, der in Oesterreich mit solchen Abiturienten, die keine Vorkenntnisse im Latein von der Schule mitgebracht hatten, sehr schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Da aber auch nach dem Beschluß der Berliner Schulkonferenz, die jedenfalls für die Entschließungen des preußischen Kultusministers bestimmend ist, die Oberrealschulabiturienten die ihnen mangelnden Kenntnisse im Latein durch einen Vorkurs an der Universität nachholen sollen, so ist nicht zu befürchten, daß der wissenschaftliche Betrieb der neueren Philologie durch das Eindringen der Oberrealschüler leide. Der Einwand, daß ein solcher Vorkurs nicht den schulmäßigen Betrieb des Latein ersetzen könne, ist nichtig. Mit Recht hob Dr. Banner, Oberlehrer am Goethe-Gymnasium in Frankfurt a. M., in einem Vortrage, den er in Leipzig über „die Stellung des Französischen in der Schulreformfrage" gehalten hat, hervor, daß die geistige Ausbildung des Schülers (die sogenannte „sprachlich-logische Schulung") ebensogut durch das Französische wie durch das Lateinische gewonnen werden könnte. Selbst zum Verständniß der antiken Kultur könnten Zöglinge der lateinlosen Anstalten gebracht werden durch eingehende Berücksichtigung solcher französischen Literaturwerke, die unter dem Einflusse jener Kultur ständen. Wenn aber dem Unterricht im Französischen diese hohe Stellung zuerkannt werden sollte, müßte auch die Regierung dafür sorgen, daß dieser Unterricht in wirklich nutzbringender Form gegeben werden könnte. Vor der Einführung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuchs habe man die Richter zur Kenntnißnahme desselben beurlaubt und die unbrauchbaren pensionirt. So müsse die Regierung auch den Lehrern der neueren Sprachen Gelegenheit geben, die Reformmethode kennen zu lernen. Was diese Methode seit 1886 (seit dem ersten Neuphilologentag) erreicht hat und was noch zu thun übrig bleibt, wollte Direktor Dörr (Frankfurt) darlegen, war aber leider durch Krankheit daran gehindert.

Aber nicht nur mit den Fragen der Schulpraxis hat sich die Leipziger Versammlung befaßt, es sind auch rein wissenschaftliche Themata behandelt worden. Zunächst sprach Universitätsprofessor Meyer-Lübke (Wien) „vom Ursprung der romanischen Sprachen". Er wies darauf hin, daß die Verschiedenheit der romanischen Sprachen sich nicht durch die Verschiedenheit der Völker erkläre, die vor der römischen Einwanderung in den betreffenden Gebieten ansässig waren. Das Prinzip der Bequemlichkeit, das man früher als maßgebend für die Sprachentwicklung angenommen habe, sei bequem, nütze aber nichts. Viel wichtiger sei hiefür das Sprachtempo, über das völkerpsychologische

Untersuchungen aufzuklären hätten. Bei gesteigertem Verkehr entwickle sich eine Sprache viel rascher als bei ruhigem Leben. Da die Sprache das vornehmste aller Verkehrsmittel sei, so sei auch die Differenzirung der Sprachen bedingt durch die Verkehrsverhältnisse und, was im Mittelalter damit auf das engste zusammenhänge, die politische Entwicklung. Dies zeigt der Vortragende für die romanischen Sprachen an vier verschiedenartigen Beispielen: In den romanischen Sprachen, außer dem Sardischen, sind gewisse im Lateinischen noch verschiedene Vokale zusammengefallen, z. B. ĭ und ē. Man hat daher früher angenommen, daß dieses Zusammenfallen schon im Vulgärlatein bald nach der Eroberung Corsica's und Sardiniens durch die Römer eingetreten sei. Da aber die aus dem Lateinischen pirus, seta entlehnten deutschen Wörter Birne, Seide (dagegen poire, soie) diesen Unterschied nicht zeigen, so muß jener Zusammenfall viel später eingetreten sein. Nun hat der Vandalenkönig Geiserich jene zwei Inseln zu seinem afrikanischen Reiche geschlagen und den vorher regen Verkehr mit Italien abgeschnitten, so daß erst von jener Zeit an die sprachliche Entwicklung eine andere wurde.

Daß sich in Italien viel mehr Dialektspaltungen zeigen als auf der größeren pyrenäischen Halbinsel, erklärt sich hier durch die arabische Invasion, die ja nicht bloß eine politische Eroberung gewesen ist, sondern dem ganzen Lande einen arabischen Anstrich gegeben hat. Dadurch wurde die Entwicklungsfähigkeit der in Süd- und Mittelspanien gesprochenen romanischen Sprache vernichtet. Erst als von Norden her die christlichen Befreier vordrangen, glichen die übrig gebliebenen Reste der nichtarabischen Bevölkerung ihre Sprache der jener an.

Das Francoprovenzalische, eine Mundartengruppe, die die französische Schweiz, Lyon, das Delphinat und Savoyen umfaßt, ist ursprünglich völlig französisch gewesen. Es ist aber offenbar zu irgend einer Zeit vom Hauptstamm losgetrennt worden und dann seine eigenen Wege gegangen. Jenes Sprachengebiet entspricht aber vollständig dem von Boso im 9. Jahrhundert begründeten Königreich Burgund, und so muß diese Trennung nach jener Zeit erfolgt sein. In Italien scheinen freilich die Mundartengruppen sich durch die Verschiedenheit der früher dort ansässigen Völker zu erklären. Aber auch hier sind die politischen Verhältnisse hauptsächlich maßgebend gewesen. So können denn unter Umständen, wo die geschichtlichen Quellen trüber fließen, die sprachlichen Verhältnisse zur Aufklärung der politischen dienen.

Ueber „Frau v. Staëls Antheil an der romantischen Bewegung in Frankreich“ sprach Privatdozent Dr. Friedmagner und über den „gegenwärtigen Stand der Chaucer-Forschung“ Dr. John Koch. Leider gestattet uns der Raum nicht, auch auf diese interessanten Darlegungen näher einzugehen.

Der nächste Neuphilologentag findet Pfingsten 1902 zu Breslau statt.

Wolfenbüttel. Moritz Goldschmidt.

Mittheilungen und Nachrichten.

Hermann Osthoff: Freie Worte. Akademische Gelegenheitsreden aus dem Heidelberger Prorektorat 1899—1900. Leipzig, S. Hirzl 1900. — Ist es schon an sich ein erhebendes Gefühl, einen bedeutenden Fachgelehrten auch als Menschen kennen zu lernen, so steigert sich dieses Gefühl, wenn das Reinmenschliche an ihm in wohlthuender, erwärmender Lichtfülle aus dem Schatten einer wenig populären, ja weltfremden Wissenschaft heraustritt. Philosophen, Historiker, Nationalökonomen sind in dieser Hinsicht besser gestellt; ihr Forschungsgebiet weist sie direkt auf die Beobachtung des wirklichen Lebens hin. Doppelte Anerkennung verdient es daher, wenn auch einmal ein „weltabgewandter“ Sprachforscher „aus der Stille seiner Studierstube, der im kleinen Kreise wirkende Professor und akademische Lehrer aus der Enge seines Auditoriums vor die Front gerufen wird, um zu zeigen, daß auch er es versteht, die Kompagnie zu kommandiren“. Zu solchen erfreulichen Erscheinungen gehörte aus der älteren deutschen Gelehrtengeneration Paul de Lagarde, zu ihnen gehört aus der lebenden Hermann Osthoff, der in seinen „Freien Worten“ nicht wenig an Jenen erinnert. Beide sind Sprachforscher von Beruf und haben auch in ihrem Charakter viel Verwandtes: einen starken und stolzen Individualismus, der oft mit dem offiziellen Konventionalismus hart zusammengeräth, den verständnißvollen Blick für die Schäden der Zeit, die vornehme Duldsamkeit und unbefangene Anerkennung fremden Wesens gegenüber, den weiten Sinn für das Ganze und schließlich — den Muth, alles das frei auszusprechen, und dabei in gefälliger, den Weltmann verrathender, geistvoller Form. Nur blieb Lagarde auch in diesen Dingen der Gelehrtenart des schriftlichen Ausdrucks treu, während uns Osthoff als ein gewandter, unmittelbar wirkender Meister des lebendigen Wortes erfreut. „Freie Worte“ nennt er die elf, sämmtlich bei offizieller Gelegenheit gehaltenen Reden, die in dem Heftchen vereinigt sind, also eigentlich Festreden darstellen. Wir können uns wirklich mehr solcher Festredner wünschen; da ist nichts von frostigem Phrasenputz, keine ermüdende, selbstgefällige Breite; in kleinem, knappem Rahmen erhalten wir inhaltreiche, ausdrucksvolle Gedanken- und Charakterbilder, in denen der Redner nichts gibt als sich selbst, Portraitskizzen gleichsam seiner eigenen geistigen Persönlichkeit, die so reich ist an feinen Charakterzügen. Hindurch zieht sich zunächst, wie schon in dem Titel angedeutet, durch sämmtliche Reden die Liebe zur geistigen Freiheit, Lehr- und Lernfreiheit (S. 5 f., S. 14), Gedanken- und Redefreiheit, Freiheit für Kunst und Wissenschaft (S. 37). Es genügt nicht, die Wahrheit zu erkennen, sondern auch zu bekennen. „Jenes ist Sache des Verstandes und des Ingeniums; bei dem Bekennen aber kommt der Charakter, der Wille ins Spiel“ (S. 7). Höchst glücklich und launig weiß Osthoff als Sprachforscher die Etymologie sich nutzbar zu machen, so, wenn er in der ersten Rede an die Studentenschaft den Begriff des studere (streben) entwickelt und daran höchst beherzigenswerthe Worte über Streberei knüpft (S. 9 f.). Damit vergleiche man, was S. 18 f. über den Utilitarismus und Idealismus gesagt wird, besonders S. 20. — Mit der Liebe zur Freiheit Hand in Hand geht die Abneigung und Warnung vor allem Byzantinismus (S. 35, 39). Als deutlichster Beweis dafür kann die freimüthige Charakteristik unsres Kaisers (S. 71 f.) dienen. — Frei von aller Gelehrteneitelkeit und allem Cliquengeist (vgl. die Aeußerung S. 36: „[denn] leider nicht immer haben sich unsre Universitäten auf jener ethischen Höhe gehalten, daß sie solches Lob — d. h. von Seiten der Technischen Hochschule in Berlin — bedingungslos und uneingeschränkt verdienten“), bewährt Osthoff stets vorurtheilslosestes Verständniß für die modernen Bedürfnisse unsrer Zeit, insbesondere für das fruchtbare Zusammenwirken von Wissenschaft und Praxis (vgl. „Wissenschaft und Gemeinwohl“ S. 43 ff.), für die hohe Berechtigung der technischen Hochschulen; vgl. die beiden Vorträge „Universität und technische Hochschulen“, S. 27—40, worin u. a. S. 35 die Techniker humoristisch und nicht ohne leisen Sarkasmus Doktoren der angewandten, die Gelehrten dagegen Ingenieure der reinen Wissenschaft genannt werden. „Zwei Hauptwege führen zu einem Ziel der Vervollkommnung durch die Kultur, der eine über Hellas und Rom, der andere etwa über Charlottenburg und Essen a. d. Ruhr“, heißt es ebenda. Darum bezeichnet Osthoff auch (S. 25) die technische Hochschule als Schwesterhochschule der Universität, als „Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut“ (S. 29), weil er einen prinzipiellen Unterschied zwischen Technik und Wissenschaft nicht anerkennen kann. Ueberhaupt findet man in diesem Vortrag (S. 25—30) höchst kühne, durchaus moderne Gedanken über einen zukünftigen Aufbau der Wissenschaft, zum Beweis, daß in diesen „Freien Worten“ auch wahrhaft freie Gedanken leben, wie denn die Begriffserschöpfung des Wortes „frei“ dem Forscher wie dem Menschen alle Ehre macht. K. D.

* Arsen kein Element? — Die Richtigkeit der von uns in Nr. 132 gemeldeten Entdeckung von Prof. Fittica, wonach Arsen kein Element sein soll, wird jetzt von Geh. Bergrath Prof. Dr. Winkler (Freiberg) in dem neuesten Heft der „Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft“ in einem besonderen Aufsatz eingehend widerlegt. Fittica's Behauptung beruht danach auf einem ungeheueren Irrthum, da von einer

Umwandlung des Phosphors in Arsen keine Rede sein könne. Der Grund dieses Irrthums hat nach Winklers Ausführungen eine große prinzipielle Bedeutung, weil es ihm scheint, daß gerade in der Pflege der anorganischen Chemie eine gefährliche Neigung zu apriorischen Spekulationen hervortrete, die ihrerseits wieder beruhe auf einer Vernachlässigung der Kunst des Analysirens. „Die wirklich erfolgreiche Durchführung anorganisch-chemischer Arbeiten," so schließt Winkler, „ist (aber) nur demjenigen möglich, der nicht allein theoretischer Chemiker, sondern auch vollendeter Analytiker ist, und zwar nicht nur ein praktisch angelernter, mechanischer Arbeiter, sondern ein denkender, gestaltender Künstler, vor dem jede der durchgeführten Operationen in theoretischer Klarheit liegt, dem die Stöchiometrie in Fleisch und Blut übergegangen ist und der bei Allem, was er thut, von ästhetischem Geist, dem Sinn für Ordnung und Sauberkeit, vor allem aber vom Streben nach Wahrheit geleitet wird."

* **Heidelberg.** An die hiesige Universität wurde als Nachfolger des verstorbenen Geheimraths Georg Meyer Prof. Gerhard Anschütz (Tübingen) zum Staatsrechtslehrer berufen.

* **Straßburg.** Der Lektor der englischen Sprache an der hiesigen Universität, Dr. John Robertson, hat einen Ruf an die Staatsuniversität Ann Arbor in Nordamerika (Staat Michigan) als Professor für deutsche Sprache und Literatur erhalten.

* **Aachen.** Der Privatdozent an der hiesigen technischen Hochschule Dr. Fritz Pützer ist zum Professor an der technischen Hochschule zu Darmstadt ernannt worden.

* **Leipzig.** An der hiesigen Universität ist ein Institut für gerichtliche Medizin ins Leben gerufen worden. Mit seiner Leitung ist Prof. Dr. Kockel betraut worden.

* **Aus Skandinavien.** In dem vor einigen Tagen verstorbenen Nikolaus Friedrich Sander hat die schwedische Literatur einen besonders um die Archäologie verdienten Veteranen scheiden sehen. Der 1829 geborene Mann war sehr vielseitig; seine werthvollste Arbeit ist eine Beschreibung des schwedischen Nationalmuseums, an dem er lange als Kustos thätig war; daneben war er als Kunstkritiker, als Uebersetzer aus dem Neugriechischen wirksam und hatte 1854 als Student den größten lyrischen Preis der schwedischen Akademie für einen Liedercyklus erhalten. — In den bisher wesentlich politisch geführten Streit über die „norwegische Volkssprache" im Unterschied von dem überwiegend dänischen Schriftnorwegisch hat kürzlich Dr. Alfred Torp eine literarhistorische Argumentation hineingebracht; in einer gegen den Hauptgönner des Volksnorwegischen Arne Garborg gerichteten Ausführung weist er nach, daß der dänische Literatureinfluß auf Norwegen im Grunde erst nach 1814 als dem Jahre der politischen Trennung beider Völker begonnen hat, da die Kultur in beiden Ländern während des 18. Jahrhunderts eigentlich wesentlich deutsch war. Ein Zeugniß für die Künstlichkeit des gesammten vermeintlich altnordischen Dänenthums von einer Seite, von der man es wohl nicht erwartet hatte.

* **Rom.** Hier starb der vormalige Professor der klinischen Medizin an der hiesigen Universität, Senator Tomasi Crudeli. Er ist besonders bekannt geworden durch seine Forschungen über die Malaria und war zugleich einer der Ersten, die die Vermuthung aufstellten, daß die Uebertragung derselben durch Mücken erfolge.

* Eine Frauen-Universität in Moskau. Wie der heute vorliegende russische „Regierungsbote" meldet, hat der Zar die Errichtung einer Frauen-Universität in Moskau angeordnet, die schon am 1. Juli eröffnet werden soll. Die Universität erhält den Namen „Höhere Frauenkurse" und wird nach den Statuten der in St. Petersburg bereits bestehenden höheren Frauenkurse verwaltet. Die neue weibliche Lehranstalt verdankt ihre Entstehung der Initiative der Moskauer Professoren, denen es gelang, den Kultusminister Bogoljepow dafür zu gewinnen.

* **Aus Amerika.** Die Liste der großen Schenkungen, mit welchen hier zu Lande seit vielen Jahren die wissenschaftlichen Institute bedacht werden, ist neuerdings um einen sehr bemerkenswerthen Fall vermehrt worden, indem die HH. S. Kupples und R. Brookings der Washington University in St. Louis 12,000,000 fl. verschrieben haben. Die Washington-Universität ist eine der ältesten im Westen der Vereinigten Staaten; sie ist im Jahre 1853 gegründet und besaß schon vor diesem Geschenke an baarem Geld und Grundeigenthum gegen 5,000,000 fl.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Al. Moszkowski: Pariser Bummel. Berlin, Verlag der „Lustigen Blätter" 1900. — P. Wlast: Südafrika. Berlin, Schall. — M. Kretzer: Der Holzhändler. Roman in zwei Bänden. Berlin, Fischer u. Franke 1900. — J. E. Weis: Julian von Speyer; G. Pfeilschifter: Die authentische Ausgabe der Evangelien-Homilien Gregors d. Gr. (Veröffentlichungen aus dem kirchenhistorischen Seminar München, Nr. 3 u. 4.) München, Lentner 1900. — Führer zum Passionsspiel in Oberammergau für das Jahr 1900. (Woerls Reisehandbücher.) Leipzig, Woerl. — J. Schroeder: Oberammergau und sein Passionsspiel in Wort und Bild. Oberammergau und München 1900. — L. Bräutigam: Das französische Bayreuth. Goslar, Lattmann. — E. Martin: Das Straßburger Standbild des jungen Goethe. 2. Bericht. (S.-A. aus dem Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens, Bd. 16.) — S. Goldmann: Das Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897. 2. Lfg. Berlin, Vahlen 1900. — G. Cohn: Das neue deutsche bürgerliche Recht in Sprüchen. Bd. 3: Sachenrecht; Bd. 4: Familienrecht. Berlin, Liebmann 1900. — M. Stenglein: Lexikon des deutschen Strafrechts. 1. u. 2. Lfg. Ebd. 1900. — W. Coermann: Die Strafgesetze Elsaß-Lothringens. Ebd. 1900.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1900. München, Montag, 18. Juni. Nummer 136.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Ueber Francesca da Rimini's Worte bei Dante, Inferno, 5, 121—122.

Von Franz Xaver Kraus.

Die Litteratur der „Pensées“, über welche ich an einem anderen Orte mich etwas eingehender verbreitet habe, ist wesentlich ein Produkt reifer Kulturen: so tritt sie uns im Alterthum in den Tagen des Kaiserreichs entgegen, so in der Neuzeit mit Montaigne, den man als den ersten und noch immer neben Pascal als den genialsten jener Künstler bezeichnen darf, welchen die Franzosen mit dem unübersetzbaren Ausdruck „médailleurs de pensées“ ihre Stellung in der Geschichte des menschlichen Geistes angewiesen haben. Bei den Nationen des Mittelalters treffen wir diese Kondensatoren des menschlichen Gedankens noch nicht; dafür lebt unter ihnen das Sprichwort, welches Erfahrung und Lebensweisheit ganzer Geschlechter dem großen wie dem kleinen Mann zuträgt und das Kind frühzeitig mit dem bekannt macht, was der Greis als Bestes sein eigen nennt. Mit der kindlichen und naiven Auffassung der Völker ist auch das Sprichwort zurückgewichen. Geflügelte Worte bringen der großen Masse der Gebildeten heute nahe, was die Weisheit des Orients und des Alterthums, was die Litteraturen aller Zeiten und Nationen über die Probleme des Lebens Geistvolles und Brauchbares gesagt haben. Inder, Perser, Araber, Griechen und Römer sind unserm Publikum durch diese von Mund zu Mund gehenden Citate näher gebracht; am wenigsten das Mittelalter, aus welchem im Grunde nur Dante einen tief und mächtig in die Weltlitteratur eingreifenden Einfluß gewonnen hat. Hunderte seiner Aussprüche sind längst Gemeingut seines eigenen Volkes und werden nun auch durch bekannte Sammlungen Anderen nahe gebracht. Der Universalismus seines Geistes, die wunderbare Plastizität seines Ausdrucks, vor allem der Umstand, daß sein großes Gedicht ein innerlich von ihm selbst Erlebtes darstellt, das sind Eigenschaften, die zahlreichen seiner Aussprüche eine Macht auch noch mitten unter uns verleihen, mit der nur Shakespeare und Goethe rivalisiren können.

Unter Dante's berühmten Worten ist aber keines berühmter als das, was er im 5. Gesang der Hölle (V. 121 bis 123) jener Francesca da Rimini in den Mund legt, welche er, für alle Zeiten, mit dem wundervollen Zauber der Anmuth und des Unglücks umwoben hat, sie selbst im höchsten Grade das, was sie dem daherkommenden, erbarmungsvoll ihr begegnenden Dichter zuruft: o animal grazioso e benigno (V. 88). Dante war unter der Führung Virgils in den Kreis der Lussuriosi eingetreten, den zweiten jener Welt, aus dem es keinen Rückweg mehr gibt:

> Der Hölle Wirbelsturm, der nimmer ruht,
> Jagt hier die Geister, sich im Flug zu drehen,
> Und peitscht sie mit erbarmungsloser Wuth.
> (V. 31—33.)

Da sieht Dante Semiramis, Kleopatra und Helena an sich vorüberziehen. Ihn aber zieht vor allen ein Paar an, „das miteinander geht, vom Winde leicht getragen, nicht mehr fern“ und dem er, ermuthigt durch den Führer, zuruft: „o arme Schatten, steht Rede, wenn's ein Anderer nicht verwehrt.“ Der liebevolle Ruf läßt die beiden, die wie zwei Taubengatten daherschweben, verweilen und Francesca erzählt, wie sie, die Tochter des Herrn von Ravenna, Guido da Polenta, an des Herrn von Rimini Malatesta Verucchio's ältesten Sohn Gianciotto verheirathet (1275), von Liebe zu ihrem Schwager Paolo ergriffen und im trauten Zusammensein mit diesem von Gianciotto überrascht und mitsammt ihrem Geliebten ermordet wurde. Die Scene ist thatsächlich 1285 in Rimini vorgefallen; Paolo und Gianciotto konnten Dante persönlich bekannt sein, denn Ersterer, schon seit 1269 vermählt, führte 1282 in Florenz ein militärisches Kommando als Capitano del Popolo und der Letztere lebte noch 1304, zur Zeit, wo Dante schon zwei Jahre in der Verbannung zubrachte. Es wäre nicht undenkbar, daß er auch Francesca begegnet und aus dieser Begegnung das ganz besondere Interesse bewahrt hätte, das ihn offenbar in der Schilderung dieser Scene erfüllte. Wahrscheinlich ist es gewiß nicht, denn der Dichter war 1285 — seine Geburt 1265 angenommen — erst 20 Jahre alt und nichts gibt uns Anlaß zu glauben, daß er schon damals Ravenna oder Rimini besucht habe.

Francesca hat ihren Seelenzustand mit jenen berühmten Worten geschildert: „Liebe, die nie Geliebtem Lieb' erläßt.“ Dante verlangt mehr zu wissen und redet sie wieder an (V. 116):

> Francesca, deine Marter zu betrachten
> Bringt heiße Thränen in die Augen mir.
> Sag' aber nun, bei jenem süßen Schmachten —
> Woran vergönnte Lieb' in jener Zeit,
> Daß kenntlich sich die dunklen Wünsche machten?
> Da sprach sie: keine größere Traurigkeit
> Als sich erinnern aus beglückten Tagen,
> Im Elend, und dein Lehrer kennt dies Leid.
> Doch wenn dein Herz dich treibt danach zu fragen,
> Wie jene Lieb' entsprang in unsrer Brust,
> So will ich thun, wie die so weinend sagen.

Und nun erzählt sie, wie eines Tages sie mit Paolo zu ihrer Lust die Geschichte von Lanzelott (den Ritterroman aus dem König Arthur'schen Sagenkreise) las, wie eine Stelle sie überwand — und

> Da küßte bebend meine Lippen mir
> Dieser, hinfort mein ewiger Begleiter,
> Galeotti war das Buch und der es schrieb,
> An jenem Tage lasen wir nicht weiter.

Sie haben nie mehr weiter gelesen.

„Indeß“, so berichtet Dante, „der eine Geist dies so beschrieb,

Weinte der and're, daß vom Ueberwallen
Des Mitleids ich betäubt und leblos blieb
Und niederfiel, wie todte Körper fallen.“

II.

Ich habe hier nicht die Absicht, den ganzen fünften Gesang des Inferno zu behandeln oder auf die umfangreiche Litteratur einzugehen, welche sich mit der Geschichte der beiden Liebenden beschäftigt. Es handelt sich hier nur um jene drei berühmten Verse 121—123:

Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria; e ciò sa il tuo dottore.

Die Fragen, welche sich hinsichtlich derselben erheben, sind wesentlich diese drei: „Welches ist der Sinn derselben? Hat Dante sie irgend einem früheren Schriftsteller entlehnt und welchem? Wer ist der Lehrer, dem diese Weisheit bekannt ist?“ Wir werden zunächst untersuchen, was ältere und neuere Kommentatoren auf diese drei Fragen zu antworten haben und dann zusehen, welche Rolle diese Terzine in der Weltlitteratur gespielt und wie sich, zustimmend oder ablehnend, die Geister dazu verhalten haben.

Die Kommentirung der „Commedia“ hat bekanntlich sehr bald nach ihrer Bekanntgebung, die, wenigstens dem vollem Umfang der Dichtung nach, wohl erst nach Dante's Tod folgte, angehoben. Drei Jahre nach dem Hinscheiden des Dichters entsteht wahrscheinlich schon der nur in wenigen Bruchstücken auf uns gekommene Kommentar des Bologneser Kanzlers Ser Graziolo de' Bambiglioli (ca. 1324); er verbreitet sich in keiner Weise über die V. 121—123 und meint nur betr. derselben: sie seien Jedem klar — per se patent. Mit Stillschweigen werden die Verse auch in dem sogenannten falschen Boccaccio (c. 1375), in dem von Fanfani herausgegebenen Anonimo Fiorentino (angeblich 1345, in Wirklichkeit wohl 16. Jahrhundert), auch noch in den vielgenannten Letture übergangen, welche Giovan Battista Galli 1556 in Florenz über Dante hielt. Auch der Kommentar, welchen Dante's eigener Sohn Pietro um 1340 f. verfaßte, citirt zwar zu V. 82 und 131 anklingende Aeußerungen des Virgil und Ovid, schweigt aber von unsrer Terzine. Dagegen sprechen über sie der Comento des Jacopo della Lana (um 1328) und der sogenannte Ottimo (um 1334), die beiden Kommentare, auf denen die nun folgende Erläuterung des Gedichtes im ganzen 14. und 15. Jahrhundert hauptsächlich beruht. Jacopo meint, der Dichter lasse Francesca als Kronzeugen für die Behauptung Virgils anführen, der einst in dieser irdischen Welt in höchsten Ehren stand und nun ohne Gnade und Hoffnung tiefem Gram anheimgefallen sei (e ora vedesi nel limbo senza grazia e speranza di bene non è senza dolore e gramezza). Der Ottimo glaubt, was Francesca am tiefsten schmerze, sei, daß sie ihr Unglück erzählen müsse, aber sie thue es aus Dank für das dem leidvollen Paar erwiesene Mitleid. Er macht dann zu V. 139 die beachtenswerthe Bemerkung: Dante habe ähnliches selbst erfahren (come l'autore medesimo a simile affetto rispose in ciò). Diese Beziehung auf eigene persönliche Erlebnisse hat auch der Codex Casinensis, der um 1382 geschrieben ist. Das Zeugniß des Virgil glaubt auch er entweder auf das in den Bucolica erzählte Unglück der Mantuaner oder auf die Erzählung im II. Buch der Aeneide „Infandum etc.“ zurückführen zu sollen. Ganz ähnlich äußert sich Benvenuto von Imola (um 1383). Auch ihm ist der Dottore Virgil, an dessen Ausplünderung in Mantua oder an dessen jetzigen elenden Zustand in der Vorhölle hier gedacht sei und dessen Anrede an Dido im II. Buch der Aeneide ähnlich laute. Doch insinuirt auch schon Benvenuto bei Dante die Erinnerung an sein eigenes Exil. An diese Worte der Aeneide erinnert auch Giovanni Boccaccio in seinem um 1373 geschriebenen Comento, wo aber nun zum erstenmale Dante's Worte V. 121 auf Boëthius zurückgeführt werden, welcher De Consolatione Philosophiae sage: summum infortunii genus est, fuisse felicem. Der Vergleich der Verdammniß mit dem Leben auf dieser Erde lasse das hervortreten; ein Gedanke, den wir denn bald darauf auch bei Francesco da Buti († 1406) wiederfinden, kombinirt mit der Erwägung des Verlustes des höchsten Gutes. Buti spricht weder von Boethius noch von Virgil. Guiniforte delli Bargigi (ca. 1460) läßt Francesca ihre gegenwärtige Lage mit derjenigen vergleichen, wo sie sinnlicher Freude genoß, und bezieht den Dottore auf Virgil (Aeneis II).

Der Bischof Giovanni da Serravalle, der zur Zeit des Konstanzer Konzils die Commedia ins Lateinische übertrug (ca. 1416) meint, Francesca wolle sagen: nichts grausameres könne ihr zugemuthet werden, als von jener glücklichen Zeit in ihrem Elend zu reden, doch thue sie es, wenn auch weinend, aus Dankbarkeit. Den Satz nessun maggior dolore findet er aber gezogen aus dem VI. Buch der Aeneide, da wo Aeneas sich weigert, vor Dido in der Hölle über seine Erlebnisse zu reden.

Wir kommen zu den seit der Erfindung der Typographie auftretenden Kommentaren, an deren Spitze der berühmte des Cristoforo Landino (Florenz 1481) steht. Landino bezieht den V. 121 auf die Erinnerung an das genossene sinnliche Vergnügen; V. 123, meint er, knüpfe an Virgils VI. Buch der Aeneide an, wahrscheinlicher, als daß an seinen jetzigen Zustand der Verdammniß gedacht sei.

Die nun folgenden Erklärer theilen sich im wesentlichen alle in drei Klassen, indem sie den V. 121 f. entweder aus Boethius oder aus Virgils Aen. II oder aus Aen. VI. ableiten.

Alessandro Vellutello (16. Jahrhundert) meint, die Sentenz des V. 121 sei aus Boethius entlehnt, doch sei auch an Virgil zu denken, welcher zu Anfang von Aen. II. (Infandum regina jubes renovare dolorem) das Gleiche sage.

Ludovico Castelvetro (16. Jahrhundert) findet Francesca's Ausspruch in der Empfindung begründet, daß ein Augenblick höchsten Genusses gerade Ursache des tiefsten Elendes geworden sei, und er fügt hinzu, das Dispiacere so naher Verwandten erscheine ihm als Quelle so großer Miseria. Einer Exemplifikation bedürfe indeß der Ausspruch nicht, da seine Richtigkeit von selbst einleuchte. Auch Ovid äußere sich ähnlich (wobei Castelvetro wohl an den Ausruf des Ulysses Metam. XIII. 280 oder denjenigen VII, 796 denkt: gaudia principium nostri sunt, Phoce, doloris — demgegenüber an den folgenden Vers erinnert werden muß: juvat o meminisse beati temporis, Aeacida. Virgil habe eine solche Aeußerung nicht gethan, deßhalb könne er nicht mit dem Dottore gemeint sein. Indessen wisse vielleicht Francesca um Dante's Verhältniß zu Virgil oder beziehe sich als abgeschiedener Schatten darauf, daß jeder normale Mensch (ogni mezzano intelletto d'uomo) solches als selbstverständlich wisse.

Von den neueren Erklärern des 18. und 19. Jahrhunderts stehen zu Boethius als Quelle der Terzine Venturi (1749), Biagioli (1818), Magalotti, Cesari, Poggiali, Gregoretti (1856), Brunone Bianchi (1854 f.; mit der Begründung, Dante habe Boethius auch nach dem Tode Beatricens als Tröster angerufen), De Marzo (1854, ebenfalls mit Rücksicht auf Conv. II c. 13), Casini (1889 f., doch denkt er mit Lana bei dem Dottore an Virgils Erfahrungen und auch mit

Boccaccio an seine Verse Aen. II), Lubin (1881), Poletto (1894, unter Bezugnahme auf ähnliche Sentenzen bei Petrarca, Thomas von Aquin u. s. f.), Berthier (1892, der aber bei dem Dottore auch an Virgil Aen. II, 2 denkt), Plumptre (1890, ebenfalls unter Bezugnahme auf Conv. II, 2), Warren Vernon (1894, der aber auch den Dottore auf Virg. II, 2 bezieht), Kopisch (1842, in Erinnerung an des Boethius' Erfahrungen bei seinem Sturz und in seiner Kerkerhaft), Paur (zu Kopisch Uebers. 1887, mit der Bemerkung: mit dem Dottore könne doch nur Virgil gemeint sein, vielleicht in Erinnerung an Aen. II, 3: vielleicht schwebte dem Dichter die Reminiscenz an Boethius vor und er übertrug sie, der Analogie wegen, auf Virgil), Karl Witte (1865), Otto Gildemeister (1891 f. mit der Bemerkung: „Francesca's berühmten Ausspruch ... scheint Dante auf eine Stelle in Virgil zurückführen zu wollen. ‚Dein Lehrer kannt' dies Leid', sagt sie zu unserm Dichter. Man hat aber eine solche Stelle in Virgils Werken nicht gefunden [das von Philalethes citirte „Infandum regina jubes renovare dolorem" enthält den gerade entgegengesetzten Gedanken], wohl aber nachgewiesen, daß in dem Dante wohlbekannten Werk des Boethius „De Consolatione" die Worte vorkommen: „in omni adversitate etc." Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Dante diesen Satz im Auge hatte, wahrscheinlicher, als daß er, wie ein Ausleger meint, Francesca ganz allgemein sagen lassen wollte, Virgil als ein weiser Mann werde wohl wissen, daß sie recht habe."

Dagegen entschieden sich für Virgil Baldassare Lombardi (1791 f., mit der Begründung, nicht weil er solches gesagt, sondern weil er solches erlebt habe), Gabriele Rossetti (1826, mit der Erklärung, die Worte seien zwar von Boethius, aber es sei an Virgil als den Dottore und an Dante's eigenes Leiden in seinem unglücklichen Kampf für die ghibellinische Sache gedacht), Pietro Fraticelli (1852 f.), Luigi Bennassuti (1864 f.) Camerini (1868 f.), Scartazzini (1874 f., unter Ablehnung des Boethius, der nie Dante's Dottore heiße und mit Bezugnahme auf Virgils Erfahrung), Campi (1888), Lamennais (1824), Blanc (1861, mit Rücksicht auf die Erfahrung des Virgil und gegen Boethius, der nicht als Dottore vorkomme), Cayley (1855).

Unentschieden zwischen Boethius und Virgil schwanken Niccolo Tommaséo (1837 f.), Philalethes (s. 1828), Longfellow (1867).

Zuletzt und am eingehendsten hat Edw. Moore die Stelle erörtert. Im Index seiner Studies (p. 300) führt er ohne weiteres Boeth. De Consol. II. Pros. IV. als Quelle an, S. 282 geht er tiefer auf die Sache ein. Er weist auf Dante's Devotion für Boethius (Conv. II, 13, l. 14; Conv. II, 16, l. 4) hin; zugleich, sagt er, ist sehr zweifelhaft, ob er Boethius als seinen Lehrer bezeichnen konnte, zumal in Francesca's Mund. Der Ausdruck geht eher auf Virgil, in dessen Werken aber ein ähnlicher Ausspruch nicht gefunden wird. Man hat daher angenommen, Dante beziehe sich nur auf Virgils Erfahrung. Vielleicht hatte Dante nur eine allgemeine Erinnerung und schrieb den Passus irrthümlich Virgil zu. Aen. II, 3 (Infandum) kann kaum gemeint sein. Ist es indessen unmöglich, daß er, wie Conv. II, 16 an die Hand geben könnte, doch auch Boethius als seinen Lehrer bezeichnete! Andrerseits enthält die nächste Terzine eine unleugbare Reminiscenz aus Virgil:

quis fando
. . . .
Temperet a lacrymis?
Sed si tantus amor casus cognoscere nostros
. . . .
Quamquam animus meminisse horret luctuque refugit
Incipiam.

Womit denn ähnliche Aeußerungen bei Dante Inf. 1, 6 (che nel pensier rinnova la paura) und 33, 4—6 (. . . tu vuoi ch'io rinovelli Disperato dolor che il cor mi preme Già pur pensando, pria ch'io ne favelli) zu vergleichen sind.

Moore schließt mit der Bemerkung, es sei schwer, hinsichtlich dieses vielbestrittenen Punktes zu einer abschließenden Konklusion zu gelangen.[1])

Inzwischen wird eine neue Ableitung jener vielberufenen Terzine durch einen Mann vertreten, der vor mehr als 400 Jahren seine Glossen auf den Rand der 1465 durch Johannes Antonius aus Tarano (Rieti) in der Burg Stroncone (bei Terni) geschriebenen Handschrift der Commedia setzte, welche aus der berühmten Bibliothek des Fürsten Buoncompagni im Jahr 1898 in meinen Besitz überging. Es heißt dazu V. 121: „justa illud Senece: Nulla major infelicitas quam meminisse se fuisse felicem."

Seneca's Benutzung durch Dante ist von Moore a. a. O. (I, 288 f., 356 f.) ausgiebig untersucht worden. Zweimal wenigstens (Ep. IV, 5 Exulanti Pistoriensi Florentinus Exul, und Conv. III, 8 [ohne Nennung des Namens] und Mon. II, 5) citirt unser Dichter einen falschen Seneca De Remediis fortuitorum, d. i. Martinus, Abt von Dumio in Portugal im 6. Jahrhundert. Zweimal führt er echte Stellen aus Seneca an, die er aber wohl nicht direkt, sondern aus Albertus M. und Thomas von Aquin bezogen hat (Conv. II, 14; I, 8). Das Citat Conv. IV, 12 (se l'uno de 'piedi avessi nel sepolcro, apprendere vorrei) ist nicht aus Seneca, sondern vielleicht eine Reminiscenz aus dem dem Juristen Salvius Julianus, dem Verfasser des Edictum perpetuum zugeschriebenen Satz des Digestes: si alterum pedem in tumulo haberem, non pigeret aliquid addiscere. Drei andere Citate stammen augenscheinlich wirklich aus Seneca (Conv. IV, 12 = Sen. Ep. 119, 17, 20; Conv. I, 8 = Sen. De Benef. IV, 9, 11, 12; Conv. IV, 28 = Sen. Controvers. I sub in.).

Demnach liegen einige Fälle direkter Benutzung Seneca's durch Dante vor. Vergebens aber sucht man den von unserm Glossator angegebenen Text bei ihm. Unser oder ein anstreifendes Thema behandelt Seneca in Epistularum Moralium Libr. XVI, Ep. 3 ad Lucilium, wo sich der Ausspruch findet: 1 „Numquam credideris felicem quemquam ex felicitate suspensum" und § 5 (ed. Haase p. 317): „tamquam non futurus ob hoc miserior, si habere desierit." Dagegen sagt Seneca eb. Ep. 4 (p. 320): „quod damnorum omnium maximum est, si amicum perdidisses, danda opera erat, ut magis gauderes, quod habueras, quam moereres, quod amiseras."

Es erscheint daher nicht wahrscheinlich, daß Seneca die Quelle für unsre Terzine ist. Daß Virgil sie nicht sein kann, ist schon gezeigt worden; Aen. II, 3 liegt geradezu eine entgegengesetzte Anschauung zugrunde. Es bleibt Boethius, dessen Aeußerung (Philosophiae Consolationis Libr. II, Pros. 4 (ed. Peiper, Lips. 1871, p. 32): „nam in omni adversitate fortunae infelicissimum est genus infortunii fuisse felicem" den Dante'schen Versen sehr nahe kommt, aber auch keineswegs sich mit ihrem Wortlaut oder ihrem Inhalt gänzlich deckt. Denn das was in Francesca's Empfindung das durchschlagende Moment ist, fehlt in Boethiu's Satz: das ist der gerade aus der Erinnerung an genossenes Glück aufsteigende und die Seele übermannende Schmerz. Dieses durchaus subjektive Moment ist es, was auf Dante selbst so mächtigen Eindruck macht, daß er wie ein Todter, ohnmächtig vor Bewegung dahinfällt. Schon der Ottimo hatte die Bemerkung gemacht, daß der Dichter Aehnliches be-

---

[1]) *Edw. Moore.* Studies in Dante, First Series, Oxf. 1896, p. 282.

fahren (come l'Autore medesimo a simile affetto rispose in ciò) und die Chiose von Montecasino erzählen geradezu, eine Ohnmacht wie die hier berichtete, sei Dante einst zugestoßen, als er Beatrice bei einem Banket unerwartet begegnet habe (s. meinen Dante S. 11). In der That kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Francesca's Rede die schmerzvollsten persönlichen Erinnerungen des Dichters aufregt, wie mir denn nie zweifelhaft war, daß Niemand den fünften Gesang des Inferno zu schreiben vermochte, der nicht der Liebe Glück, Leid und Noth an sich selbst erfahren hatte (s. eb. S. 150). Es kommt aber bei Dante noch etwas weiteres in Betracht. Schon Rossetti glaubte aus der Terzine den Wiederhall der durch die Verbannung und die politische Niederlage verwundeten Seele des Dichters zu vernehmen. In der That; wenn die sogenannten Steincanzonen und namentlich die Canzonen VIII und IX (die Montanina Canzon und „Io son venuto al punto della rota") einen politischen und nicht einen erotischen Sinn haben, wie ich glaube nachgewiesen zu haben (Dante S. 244 f.), so wird man sich kaum der Annahme erwehren können, daß in den von dem Dichter persönlich so stark betonten Ausdruck verlorenen Glücks sich auch ein gutes Stück politischen Leids hineinmischt.

III.

Der Text unsrer Terzine ist in vollkommen gesicherter Gestalt handschriftlich überliefert. Die Handschriften bieten keine bedeutenden Varianten und wir können darüber kurz hinweggehen.[2])

(Schluß folgt.)

Die Literatur am Jahrhundert-Ende.

Von Prof. Dr. Arthur Drews (Karlsruhe).

Unter diesem Titel hat Max Lorenz eine Sammlung von Aufsätzen über moderne Literaturwerke erscheinen lassen.[1]) Mit einer Ausnahme und in etwas veränderter Form sind diese Aufsätze als einzelne und selbständige Artikel schon in den „Preußischen Jahrbüchern" erschienen, für welche Lorenz Literatur- und Theaterberichte schreibt. Dennoch war es durchaus gerechtfertigt, jene Aufsätze nunmehr zu einem Bande zu sammeln und in dieser Form neu herauszugeben; tritt doch nicht nur erst so ihr geschlossener Charakter deutlich hervor, sondern erheben sich dieselben doch auch hoch über die gewöhnliche Art der Theater- und Literaturberichte. Wodurch sich nämlich diese Aufsätze vor allem auszeichnen, ist, daß dieselben den literarischen Erzeugnissen gegenüber einen bestimmten Standpunkt einnehmen und nach einheitlichem Gesichtspunkt abgefaßt sind. Das sollte sich eigentlich von selbst verstehen, ist aber sehr selten zu finden in einer Zeit, wo die greulichste Zerfahrenheit und Unklarheit auf ästhetischem Gebiet herrscht und die absolute Prinzipien- und Standpunktslosigkeit den gemeinsamen Charakter der meisten Erörterungen literarischer Erscheinungen ausmacht.

Nach Lorenz offenbart sich in den Kunstwerken einer Zeit die Seele derselben in ihren tiefsten Erschütterungen und feinsten Zuckungen. Demnach hat die Entwicklung der Kunst, bezw. der Literatur die Entwicklung der jeweiligen Zeitseele zu ihrem wesentlichsten Inhalt. Die Frage nach dem Zustand und der Herkunft, dem Sein und dem Gewordensein der modernen Seele ist es denn auch, von welcher Lorenz selbst gesteht, daß sie ihn bei der Betrachtung der Literatur unsrer Tage hauptsächlich reizt, und die er bei den betreffenden Werken aufwirft. Da nun der Naturalismus diejenige Kunstgattung darstellt, in welcher die Zeitseele ihren letzten bestimmtesten Ausdruck erhalten hat, von dem die übrigen modernsten Richtungen ihren Ausgang genommen haben und auf den sie meist in negativ abwehrendem Sinn zurückweisen, so ist es ganz berechtigt, daß Lorenz seine Darstellung der Zeitseele in der Literatur mit einer Betrachtung über das Wesen des Naturalismus eröffnet.

Diese Betrachtung nun ist ebenso feinsinnig wie zutreffend. Mit Recht faßt Lorenz den Naturalismus als Opposition und Negation gegen eine idealistische Weltanschauung und Kunstrichtung auf. Die Kunst soll „Wahrheit" geben, sie soll uns das Wesen der Dinge im sinnlichen Schein offenbaren. Man glaubt aber erst mehr an eine Wahrheit jenseit der Wirklichkeit, an eine „übersinnliche" Idee, die sich in der Wirklichkeit bloß spiegelt. Die Wirklichkeit selbst soll Wahrheit sein, und so wird die schlichte Wiedergabe dieser Wirklichkeit, die „Wahrheit" im gewöhnlichen wissenschaftlichen Sinn des Wortes zum Leitstern der neuen naturalistischen Kunst. Aus dem Bemühen, die Erscheinungen der Außenwelt möglichst getreu und unverfälscht darzustellen, ergibt sich, daß die naturalistische Kunst möglichst unpersönlich, weich, blaß, farblos, zart sein muß. Die Dinge und Verhältnisse haben das Uebergewicht und drücken mit ihrer Last und Schwere auf die wachsweiche Künstlerseele. Der Künstler ist den Dingen unterthan, die Verhältnisse (das „Milieu") beherrschen und bestimmen ihn. Daraus leitet Lorenz die Thatsache ab, daß es dem naturalistischen Drama an Handlung fehlt, weil die Menschen sich hier von den Verhältnissen treiben lassen, ohne selbstthätig ihr Schicksal zu bestimmen. Das naturalistische Drama hat keinen führenden Helden, in ihm herrscht keine übermenschliche und überirdische Schicksalsmacht, welche die Menschen nach ihren Zwecken leitet. Die Verhältnisse sind dumpfe, hart lastende und schwer bewegliche Zustände, meistentheils sozialer Natur u. s. w. Nun erzeugt aber Leiden Sehnsucht nach einem freieren Zustand. So wird das lyrische Phantasiestück und das Märchen das künstlerische Befreiungsmittel des naturalistischen Individuums, in ähnlicher Weise wie der Zukunftsstaat das phantastische und idealogische Befreiungsmittel der proletarischen Masse darstellt.

Selbstverständlich wird dabei auch von Lorenz das Verhältniß der naturalistischen Kunstrichtung zur Naturwissenschaft nicht übersehen. Meiner Ansicht nach hätte er dieses Verhältniß sogar noch mehr in den Vordergrund rücken können, als er faktisch thut. Denn thatsächlich ist der Naturalismus im engsten Anschluß an die naturwissenschaftliche Zeitströmung entstanden und von seinen Verfechtern als eine einfache Uebertragung naturwissenschaftlicher Prinzipien und Methoden auf das Gebiet der Aesthetik begründet worden; und was Lorenz aus dem Verhältniß des Künstlers zur Wirklichkeit ableitet, läßt sich ebenso gut aus der materialistischen Weltanschauung deduziren, wie sie jener Kunstrichtung zugrunde liegt. Weil in der naturwissenschaftlichen Welt der Atome und Moleküle alles gleichwerthig ist und weil hier alles rein mechanisch zugeht, darum darf auch der Naturalismus die Menschen nur als Sklaven des Milieus betrachten, die nur von außen bestimmt und gebildet werden, und sind ihm die „Helden", die über das Mittelmaß emporragen, unsympathisch. Wenn er sich aber nicht damit begnügt, die Menschen und Verhältnisse wesentlich nur nach ihrer passiven Seite darzustellen, sondern das Platte, Alltägliche, Gemeine aufsucht und das Häßliche geradezu kultivirt, so dürfte ein Hauptgrund hiefür in seiner Opposition gegen den Idealismus zu suchen sein: er muß in seiner Wiedergabe der Wirklichkeit dem Schönen aus dem Wege gehen, um nicht den Schein zu erwecken, als wäre das dar-

---

[2]) Lombardi (Ed. Fir. 1830) hat die Lesung: v. 122. Non la miseria e ciò fa il tuo Dottore des Cod. Angelic. VI, 22. — Der Cod. Cassinese hat: 121 E ella a me nesun magiur etc. — Moore (Contributions to the textual Criticism of the DC., Cambr. 1889, 39) gibt flg. Varianten: 121 E quella ACEGHLMPQAa. — niun C. — 122 E che a_1. — 123 il mio dottore K.

Mein Codex Buoncompagni-Kraus hat 121

Et quell ad me | nesun magior dolore
Che ricordarse del tempo felice
Nela miseria e ciò sa il tuo doctore.

[1]) Bei J. G. Cotta in Stuttgart.

gestellte Stück der Wirklichkeit nur schön wegen seiner Beziehung zu einer Idee, deren Existenz er mit dem Materialismus leugnet. Aber sei dem, wie ihm wolle, darin hat Lorenz ganz recht, daß der Naturalismus nicht eine zufällige Kunstrichtung ist, sondern im innersten Zusammenhang mit dem allgemeinen Wesen seiner Epoche steht. „Auch die Dinge der Kunst sind, wie sie sein müssen, entsprechend dem Zustand der Zeitseele, des Zeit- und Kunstcharakters." Die Zeitseele aber, deren Ausdruck der Naturalismus ist, ist eine vom Materialismus beherrschte, welche den Geist nur als ein Produkt der natürlichen (äußeren) Verhältnisse auffaßt, woraus folgt, daß er auch an denselben Fehlern leidet, welche eben jene Anschauung als unzulänglich erscheinen lassen. Denn es ist unmöglich, daß etwas in ästhetischer Hinsicht gut und richtig ist, was in metaphysischer und allgemeiner Hinsicht sich als ein Irrthum darstellt. Wenn der Naturalismus trotzdem Werke zustande gebracht hat, die uns auch ästhetisch zu befriedigen vermögen, so liegt das nicht daran, weil sie naturalistisch sind, sondern weil die Künstler trotz ihrer abstrakten naturalistischen Prinzipien thatsächlich noch andere Prinzipien geschaffen haben, und dies ist wiederum nur dadurch möglich, daß der eigentliche Prozeß der künstlerischen Produktion sich jenseits des Bewußtseins vollzieht und der Fesseln spottet, welche die Künstler ihr in der Gestalt von abstrakten Prinzipien anzulegen bemüht sind.

Als ein Beispiel für den von ihm behaupteten inneren Zusammenhang zwischen Naturalismus und Lyrismus führt Lorenz Gerhart Hauptmann an, dem der zweite Aufsatz seines Buches gewidmet ist. Bei diesem trifft es allerdings wohl zu, was Lorenz von den Naturalisten im allgemeinen behauptet, daß ihnen eine gewisse „individuelle Schwächlichkeit" zu eigen sei. Besonders in den Erstlingsdramen Hauptmanns mit ihren Brutalitäten und ihren Uebertreibungen tritt dies zutage. Die verletzliche Seite des Dichters reagirt allzu heftig und gibt die Eindrücke ebenso heftig wieder von sich. Als sein erstes vollgültiges Stück betrachtet Lorenz „Die Weber", an dem er das lyrische Moment mit Recht hervorhebt. Am klarsten jedoch entfaltet sich die Doppelnatur des Dichters als Lyriker und Naturalist in „Hannele". Weniger Bewunderung hat Lorenz für die „Versunkene Glocke", er vermißt an ihr „Kraft und Tiefe", worin ich ihm nur zustimmen kann. „Fuhrmann Henschel" dagegen gilt ihm als das reifste und vollendetste Erzeugniß naturalistischer Kunst, und er sucht die starke Wirkung dieses Dramas aus der Ruhe, Sicherheit, Treue und Anschaulichkeit zu erklären, womit der Dichter seine Personen hingestellt hat. In ihm ist „die Meeresstille des Gemüths", wie Schopenhauer es genannt hat. Der Dichter ist in diesem Drama dazu gelangt, das Leben, zwar nicht zu erobern und zu gestalten, wohl aber es zu ertragen und die ihn umgebenden Dinge und Verhältnisse mit Schärfe zu betrachten und mit Ruhe wiederzugeben. Aber es gibt auch Künstler, die hiezu nicht imstande sind, die fliehen vor der Welt, vor dem, was um sie ist, und sich ganz in sich selbst zurückziehen. Eine solche Künstlerseele, die derartige Charaktere darzustellen liebt, ist Knut Hamsun. Ihn interessirt nur das psychologische Problem, der individuelle Seelenzustand. Seine Kunst bedeutet die Loslösung vom Naturalismus. Sie streift alles Materielle, alles Aeußerliche, das zu ertragen sie zu schwach ist, ab und wird ganz Seele, ganz Hauch. Der Materialismus schlägt hier um in den Spiritualismus und Psychismus. Aber daraus ergibt sich nun eine neue Kunst, die nicht mehr die natürliche Wirklichkeit und Aeußerlichkeit der Dinge, sondern vielmehr deren innerstes Sein, die Seele derselben zur Darstellung zu bringen sucht. Der Hauptvertreter dieser Richtung ist Maeterlinck. Lorenz nennt diesen mystischen Dichter neuromantischer Schicksalstragödien einen Poeten von eigenartigem Reiz und besonderem Zauber, „der zwar nicht über dunkle Geheimnisse der Welt aufklärendes Licht zu gießen vermag, der aber doch auch wohl kaum dem Leben, aber sicherlich der Literatur unsrer Tage neue Stimmungen einzufügen weiß". Seine Kunst bedeutet, wie gesagt, „die Wiedergeburt, das Erwachen der Seele, die im Naturalismus unterdrückt, verklavt, getödtet war". Aber dies Erwachen ist noch kein vollkommenes. Die halberwachte Seele ist noch nicht zu irgend einem Wissen gelangt. Sie träumt und ahnt. Sie ist noch nicht Persönlichkeit, d. h. bewußt, geworden. „Es ist mehr ein Gefühl des Lebendigseins als individuelles Leben." Nicht die Menschen handeln in Maeterlincks Dramen, sondern „es" handelt die Natur, die Weltseele, das Unbewußte.

In ganz anderer Weise suchte „das jüngste Wien" den Naturalismus zu überwinden. Hier wird die Kunst dadurch mit dem Leben fertig, daß sie sich seinen Tiefen und Härten entzieht. Das sucht Lorenz in höchst geistvoller Weise an Hoffmannsthal, Altenberg und Schnitzler nachzuweisen. Hoffmannsthal fühlt sich vom Leben durch ein „goldenes Gitter" abgeschlossen und betrachtet das Leben als ein „Spiel". Darin stimmt ihm Schnitzler bei, dessen „Grünen Kakadu" Lorenz mit Recht als ein „überaus geistreiches und dabei tiefsinniges, effektreiches und doch inhaltsvolles Meisterwerkchen moderner Dramenkunst" bezeichnet. Neben Sudermanns „Fritzchen" ist der „Grüne Kakadu" auch nach meiner Ansicht der bedeutendste moderne Einakter, den wir besitzen. Hier will ich nur noch bemerken, daß der Traumidealismus (Hannele), die Märchendichtung, die pantheistische Mystik Maeterlincks und die Auffassung des Lebens als bloßen Spiels, wie sie die moderne Romantik charakterisiren, sämmtlich darin übereinstimmen, daß sie die Wirklichkeit als bloße Vorstellung und darum als Schein und Traum auffassen. Wie der Naturalismus dem Materialismus, so entsprechen sie einer Weltanschauung, die das Sein nur in der Form des Bewußtseins gelten läßt. Eine solche Weltanschauung bezeichnet er als „subjektiven Idealismus", und es ist nicht ohne Bedeutung, daß auch in der Philosophie der Materialismus der 50er und 60er Jahre des ablaufenden Jahrhunderts durch den Rückgang auf Kant und die Wiedererneuerung von dessen subjektiven Idealismus abgelöst ist. Es zeigt sich hier ein vollkommener Parallelismus zwischen Kunst und Weltanschauung, und wer den philosophischen subjektiven Idealismus nicht für der Weisheit letzten Schluß halten kann, der wird auch in der modernen Romantik nur eine einseitige und überwindungsbedürftige Kunstrichtung erblicken müssen. Die Wirklichkeit erweist sich zu real, um bei ihrer Auffassung als eines bloßen subjektiven Scheins stehen bleiben und ein egoistisches Spiel mit ihr treiben zu können. „Wir harren des Menschen und des Künstlers, der auch in des Lebens Tiefen zu sinken und seine Häßlichkeit zu erfassen vermag, um dann doch triumphirend darüber emporzusteigen. Es ist das Verehrungswürdige an Maupassant, daß er im ehrlichen, redlichen Kampf mit dem Leben als einer realen Macht gerungen hat, wennschon er seinen Wagemuth mit dem Preise des eigenen Daseins hat bezahlen müssen."

Maupassant ist Naturalist, und zwar der sinnlichste, aufnahmefähigste von Allen. Seine Erotik ist nur ein Stück von der allumfassenden und allgemeinen Sinnlichkeit, die zum Wesen des naturalistischen Künstlers gehört. Aber er hat zugleich eine starke Neigung zum Uebersinnlichen und Mystischen. Wie ist diese Vereinigung von Naturalist und Spiritualist in Maupassant zu begreifen? Das ist die Frage, die Lorenz in dem Aufsatz über „Das Problem Maupassant" sich zu beantworten vornimmt. Er findet ihre Antwort in dem Gegensatz zwischen dem Menschen und dem Künstler Maupassant, von denen jener sich mit Heftigkeit an das Leben hingibt oder dem Anprall der Leidenschaften erliegt, während dieser ihnen in der Welt der Phantasien und Ideen einen neuen zügelnden Gebieter erschafft, der im übrigen in Einsamkeit verbleibt und daran zugrunde geht. Ein religiösgläubiger Dichter würde jene Einsamkeit durch den Ausblick auf den Himmel überwunden haben. Es ist aber charakteristisch für Maupassant, daß bei ihm der Himmel gänzlich fehlt. Ohne doch etwas wie ein göttliches Wesen entbehren zu können, befindet er sich im Zustand der vollständigsten Gottentfremdung; darin liegt der psychologische Grund seines Wahnsinns. Andere haben den Weg zur

Kirche gefunden, wie in den Tagen der alten Romantik, und so endet eine Bewegung, die vor noch nicht langer Zeit mit dem Schlachtruf: „Zurück zur Natur!" eingesetzt hat, in diesen Tagen bei dem Friedenswort: „Zurück zur Kirche!"

Das Wesen der modernen Seele beruht in einer gewissen Gebrochenheit oder Zwiespältigkeit, einer Disharmonie zwischen Innenleben und Außenwelt, einem Mißverhältniß zwischen Sehnsuchtsfülle und Erfüllungsmöglichkeit, Wollen und Können. Sehr klar findet Lorenz dies zum Ausdruck gebracht in Fulda's „Herostrat", dessen Inhalt er in feinsinnigster Weise analysirt. Daß aber nicht nur die Seelen unsrer Tage durch den Zwiespalt des Lebens gefährdet werden, sucht Lorenz an Hebbels „Herodes und Marianne" nachzuweisen, den er als den „klassischen Dichter einer am Bruch unheilvoll leidenden Uebergangszeit" bezeichnet. Es folgt nun ein Aufsatz über die beiden Lyriker Liliencron und Dehmel. Was Lorenz über den Ersteren vorbringt, gehört wohl zu dem Feinsten und Besten, was über diesen „ganz famosen Dichter" gesagt worden ist. Der Absicht, etwas über die spezifisch weibliche Art der künstlerischen Begabung zu erfahren und zu erkunden, wie die literarisch thätigen Frauen Leben und Menschen auffassen, dient der Aufsatz über „Frauenwerke" von Maria Janitschek, Gabriele Reuter, Helene Böhlau, Sophie Höchstetter, Hans v. Kahlenberg. Das Beste aber hat sich Lorenz bis an den Schluß seines Buches aufgespart; es sind die drei Aufsätze über Sudermanns „Johannes", „Die drei Reiherfedern" und über „Theodor Fontane".

Bekanntlich gehen die Urtheile über Sudermann sehr weit auseinander. Es gibt Leute, die ihm die Literaturfähigkeit überhaupt abstreiten und ihn bestenfalls als einen erfolgreichen Theaterschriftsteller gelten oder vielmehr nicht gelten lassen möchten. In gewissen Kreisen ist es geradezu Mode geworden, diesen Dichter als einen bloßen „Macher" zu behandeln. Ich habe diese Art der Kritik nie begreifen können. Bei Lorenz ist nun eine Beurtheilung Sudermanns zu finden, die diesem gegenüber eine ganz andere Stellung einnimmt als die Mehrzahl der „maßgebenden" Kritiker. Sudermann fällt, wie Lorenz mit Recht bemerkt, aus der Entwicklungsreihe der modernen Literatur heraus, die sich von Hauptmann bis Maeterlinck und Hoffmannsthal hinzieht. Er ist „eine für sich stehende, selbständige und selbstherrliche Persönlichkeit von Kraft und Eigenart". Sudermann ist kein Naturalist. „Er spiegelt nicht Gestalten wieder, sondern er schafft selbst welche. Er schafft sie aus dem Innern heraus". Er ist in seinem Verhältniß zur Außenwelt männlich, während Hauptmann weiblich ist. Er hat nicht wie dieser bloß Sinn für das Individuelle, sondern auch für das Typische. „Das Ruhige, Effektlose, Undramatische, das Fehlen der Handlung und des handelnden, führenden Helden, die Art, einen Charakter plastisch herauszuarbeiten unter Verzicht auf lebhafte Aktionen — das alles, was früher als Mangel eines Dramatikers getadelt wäre, wurde in der Periode des Naturalismus als erstes und vornehmes, rein künstlerisches Streben empfunden". Darin dürfte in der That der Hauptgrund liegen, weßhalb unsre „Maßgebenden" Sudermann nicht gerecht werden, nicht gerecht werden wollen. Es ist ihre einseitige ästhetische Theorie, die ihnen das Verständniß für Sudermann unterbindet. Sie blicken noch immer ausschließlich durch die Brille des Naturalismus und sind blind, wo diese Brille nicht zureicht. Jene Kritiker lassen sich den Traumidealismus „Hannele's" die Märchenpoesie der „Versunkenen Glocke", die Verflüchtigung des Seins im Schein und Spiel, ja selbst Maeterlincks trübe Mystik und abstrakt idealistische Phantastik gefallen, da die Vorstellungswirklichkeit ja auch eine Wirklichkeit ist und die psychologischen Gesetze, nach denen sich der Traum oder das Märchen abspielt, ja gleichfalls Naturgesetze sind, so wie sich unsre Naturforscher den subjektiven Idealismus Kants gefallen lassen, da sie damit ja scheinbar gleichfalls auf dem Boden der Erfahrung bleiben. Aber daß Sudermann das Leben als ein reales auffaßt und es trotzdem nicht einfach passiv wiederspiegelt, sondern es nur benutzt, um eine in ihm enthaltene Idee sinnlich anschaulich herauszuarbeiten, das können ihm unsre naturalistischen Kritiker nicht verzeihen, und erscheint ihnen geradezu als ein Verrath am „reinen" Künstlerthum. Und doch glaube ich, daß Sudermann sich in ästhetischer Hinsicht auf einem richtigeren Weg befindet, als alle Rabulisten und abstrakt idealistischen Traumkünstler und Romantiker, sowie ich auch nur diejenige philosophische Richtung für die wahre halten kann, die Idee und Wirklichkeit nicht abstrakt voneinander losreißt und über der Betrachtung der einen die Existenz der anderen leugnet, sondern die beide in konkreter Weise in eins zu fassen sucht und die Wirklichkeit als die Erscheinung und Realisirung der Idee begreift. Aesthetisch entspricht diesem Standpunkt der konkrete Idealismus, wie Hartmann ihn genannt hat, und gerade diesem scheint mir Sudermann unter allen anderen Dramatikern am nächsten zu kommen.

Gegen die Mängel Sudermanns ist auch Lorenz nicht blind. Er findet, daß dieser Dichter es sich oft zu leicht gemacht habe, z. B. in der „Schmetterlingsschlacht", im „Glück im Winkel". Solche gewissermaßen spielend geschaffene Werke machen naturgemäß auch den Eindruck des Spiels, sie erscheinen „virtuos" und scheinen dem Einwurf der Gegner, den diese in dem Worte „Mache" zusammenfassen, recht zu geben. Erst an dem gewaltigen Stoff der Johannes-Tragödie hat sich das riesige Können des Dichters voll entfaltet. Die Vorwürfe, die man gegen dieses Drama, seinen Helden, die Figur der Salome u. s. w. erhoben hat, weist Lorenz sehr geschickt zurück. Er sieht im „Johannes" mit Recht ein wahrhaft historisches Drama, das bei aller vortrefflichen Wahrung des Zeitkolorits doch eine Stimmung und ein Wollen offenbart, die auch uns nicht fremd sind. Noch bedeutender vielleicht erscheint ihm jedoch Sudermann in den „Drei Reiherfedern". Die Analyse und Deutung dieses Werkes, das bisher weder beim Publikum, noch bei der Kritik die Würdigung und das Verständniß gefunden, die ihm zukommen, bilden den Glanzpunkt des Lorenz'schen Buches. Sehr richtig bemerkt er, daß Abendpublikum und Nachtkritik nicht geeignet sind, entscheidend und endgültig über dieses Drama abzuurtheilen, und nur sie haben sich bis jetzt darüber vernehmen lassen. Ich selbst habe die „Drei Reiherfedern" seinerzeit mit großer Freude als eine wahrhaft schöne und tiefsinnige Ideendichtung begrüßt und meine Studenten nachdrücklichst auf dieselbe hingewiesen, und ich halte sie auch heute noch trotz aller verwerflichen Urtheile, die mir inzwischen darüber zu Gesicht gekommen sind, für das gehaltreichste und bedeutendste Werk der modernen dramatischen Literatur, ohne mir selbstverständlich eine Meinung darüber anzumaßen, ob das Werk von der Bühne herab hält, was es beim Lesen verspricht. Es war mir daher eine große Genugthuung, mich hierüber mit Lorenz völlig einverstanden zu finden. Wie thöricht und vorurtheilsvoll es ist, die „Drei Reiherfedern" „das zusammenhangloseste und verworrenste Bühnenwerk der letzten Jahre" zu nennen, wie dies einer unsrer „Maßgebenden" gethan hat, daran wird Niemand mehr zweifeln, der Lorenz' glänzende Wiedergabe ihres Inhalts gelesen hat. Ganz verkehrt ist es auch, das Stück ausschließlich als „Märchendrama" zu betrachten und es so darzustellen, als ob Sudermann die Lorberen der „Versunkenen Glocke" nicht hätten schlafen lassen. Mit dem gleichen Recht könnte man auch „Hamlet", „Lear" und „Faust" als Märchendramen bezeichnen. Es handelt sich hier nicht um eine bloß spielerische Aneinanderreihung phantastischer Situationen und Bilder, sondern um eine Versinnlichung und Symbolisirung innerster, persönlichster Erlebnisse, die zugleich ein Stück der Zeitseele selbst zur Darstellung bringen. Prinz Witte bedeutet nach Lorenz einen vorgeschritteneren Typus der wieder erwachten Seele. Die Kinderseele Maeterlincks und Hoffmannsthals ist weiter herangewachsen zur Kraft und zur Sehnsucht des Jünglings. „Wenn die Zeit der Kindheit und der Spiele vorüber ist, regt sich im Jüngling der Drang zum Leben. Mit dem Lebensdrang steht der Lebenswiderstand auf, und mit dem Lebenswiderstand steigt des Lebens Rätsel empor. Was ist das Leben? Wo ist sein Glück? Wie verhalten sich Sehnsucht und Erfüllung? Das

ist das Problem, vor das die romantische Jünglingsseele des Prinzen Witte gestellt ist, das sie nicht lösen kann und an dem sie darum zugrunde geht." Lorenz nennt das Werk „eine romantische Tragödie". Vielleicht könnte man es noch zutreffender die „Tragödie der Romantik" nennen. Es bringt die Seele der letzteren mit ihrer abstrakten Sehnsucht, ihrem Gefühlsüberschwang und ihrer Willensschwäche zum symbolischen Ausdruck. Es zeigt in der lebensvollen Figur das Leben, wie aus den Irrfahrten der Romantik der Mensch zwar nicht wundenlos und heil, aber doch in neuer Kraft und Lebensfülle hervorgeht. Es lehrt, daß nur demjenigen die Welt gehört, der Sehnsucht und Erfüllung in eins verspricht, der nicht abstrakten Idealen nachjagt, sondern das Leben muthig zu ergreifen und zu beherrschen wagt. Es zeigt auch zugleich der Kunst den Weg aus dem dumpfen Druck des Naturalismus und den Nebeln des abstrakten Idealismus zu einem neuen Ideal, in welchem Idee und Wirklichkeit sich nicht mehr gegenseitig verschließen, sondern diese nur die Versinnlichung und Offenbarung jener darstellt.

Mittheilungen und Nachrichten.

h. Dr. Paul Stettiner: **Zur Geschichte des preußischen Königstitels und der Königsberger Krönung.** Königsberg, Koch 1900. 99 S. 8°. 2 M. — Das große preußische Jubiläum des nächsten Jahres beginnt seine literarischen Vorboten zu senden. Stettiners Schrift, ein vervollständigtes Schulprogramm, behandelt in ihrem Haupttheil die verschiedenen Einflüsse von jesuitischer, resp. verwandter geistlicher Seite (Vota, Zaluski, Lüdinghausen, gen. Wolff), welche den auf seine Erhöhung zum König brennenden Kurfürsten in die Arme Roms und womöglich der alleinseligmachenden Kirche zu treiben suchten, sowie das Verhalten der Kurie nach der Annahme des Königstitels, den sie dem „Markgrafen von Brandenburg" bekanntlich erst 1787 zugestand. Das vorliegende Material wird noch einmal in gründlicher Weise durcherörtert, ohne daß wesentlich neue Auffassungen zutage treten. Angehängt sind eine Anzahl Königsberger Archivalien zur Geschichte der Krönungsfeierlichkeit selbst.

* **Vereinheitlichung der deutschen Rechtschreibung.** Zu dieser Frage erhalten wir von der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig folgende Zuschrift, die wir ihres allgemeinen Interesses wegen, mit Erlaubniß der Absenderin, unverkürzt veröffentlichen:

„Mit Bezugnahme auf die in der Nr. 127 der Beilage enthaltene Zuschrift des Hrn. Prof. Brenner in Sachen der Rechtschreibung glaube ich den Standpunkt des Buchhandels in der Frage dahin präzisiren zu können, daß derselbe durchaus nicht rundweg und grundsätzlich irgendwelche Aenderung ablehnt. Wenn eine Reform aber eingeleitet werden soll, so muß er bei den großen Opfern, die ihm eine solche auferlegt, von seinem Standpunkt aus unbedingt dreierlei fordern.

Erstens muß die neue Rechtschreibung nach ihrer Beschaffenheit die Aussicht auf eine lange Dauer bieten; sie muß also auf das sorgfältigste unter Mitwirkung der Sachverständigen vorbereitet werden. Daß das mit einer Rechtschreibung „nach Nitschke" nicht der Fall sein würde, ist ja klar, und darum sind die Besorgnisse des Buchhandels diesen Bestrebungen gegenüber gewiß gerechtfertigt. Ob es möglich sein würde, heute eine sich der Zustimmung des überwiegenden Theiles der Sachverständigen erfreuenden Rechtschreibung zu schaffen, entzieht sich der Beurtheilung des Laien. Nach den verschiedenen laut gewordenen Stimmen dürften einige Zweifel auch hieran berechtigt sein.

Sodann darf er in seinem, wie im Namen weiterer Kreise fordern, daß man nicht um geringer, oft nur scheinbarer Verbesserungen willen die Rechtschreibung ändert. Mag das Wissen auf diesem Gebiete wie überall täglich fortschreiten, so darf die Rücksicht auf die Praxis verlangen, daß man der von ihr geforderten Beständigkeit Rechnung trägt.

Die dritte Forderung, die der Buchhandel wohl mit Recht, ebenfalls im allgemeineren Interesse und insbesondere im Namen derer, die zur Erlangung einer bestimmten Rechtschreibung gezwungen werden, stellen darf, ist die, daß, wenn eine Rechtschreibung eingeführt wird, dann auch die unbedingte Garantie gegeben wird für eine Durchführung nicht nur in der Schule, sondern auch seitens aller amtlichen Stellen. Auch hieran dürften wohl nach den Erfahrungen, die bei der Rechtschreibung von 1880 gemacht worden sind, billig begründete Zweifel gehegt werden.

Der Buchhandel hält deßhalb für den aussichtsvolleren Weg zunächst die Durchführung der bestehenden Rechtschreibungen, die ja so geringe Abweichungen zeigen, daß die Einheit der Rechtschreibung auch damit als fast völlig hergestellt betrachtet werden könnte. Ist diese Durchführung erfolgt, dann mag man daran gehen, zu bessern und auszugleichen."

* **Akademie der Wissenschaften zu Berlin.** Gesammtsitzung vom 31. Mai. Vorsitzender Sekretär: Hr. **Vahlen.** 1. Hr. **van't Hoff** las eine mit Hrn. E. F. **Armstrong** bearbeitete Mittheilung aus seinen Untersuchungen über die **Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzablagerungen, insbesondere des Staßfurter Salzlagers.** Die Maximaltension des Krystallwassers im Gips $CaSO_4 . 2H_2O$ wurde in deren Abhängigkeit von der Temperatur bestimmt und gefunden, daß dieselbe bei 101°.5 einer Atmosphäre gleichkommt (Siedepunkt des Gipses). Dieselbe erreicht dann bei 107° diejenige des gesättigten Wasserdampfes (Schmelzpunkt des Gipses). Oberhalb letzterer Temperatur in geschlossenem Gefäß erhitzt, verwandelt sich der Gips in Halbhydrat $CaSO_4 . {}^1/_2 H_2O$. Die betreffende Temperatur wird durch Anwesenheit von Salzen herabgedrückt, durch Chlornatrium bis auf 77°, durch Magnesiumchlorid bis auf 11°. 2. Hr. **Klein** legt eine Mittheilung von H. **Baumhauer: Ueber die krystallographischen Verhältnisse des Jordanits** vor. In der Arbeit werden an diesem vom Verfasser als monoklin erkannten Minerale eine Anzahl neuer Formen angegeben und ein tieferer Einblick in den Zusammenhang der Formen überhaupt zu gewinnen gesucht. 3. Hr. Hauptmann vom Großen Generalstabe **Berlet** legte die von ihm im Herbst 1898 aufgenommene **Karte von Pergamon und Umgegend** vor, für deren Herstellung die Akademie Hrn. **Conze** die Mittel bewilligt hatte. Die Aufnahme wurde mit dem Meßtisch ausgeführt und umfaßt etwa 73 qkm im Maßstab 1:25,000. Sie wurde an eine von Hrn. Berlet im Kaïkosthale ausgeführte Basismessung angeschlossen. Die Höhen, deren Darstellung in Schichtlinien erfolgt ist, wurden von dem durch Humann auf der Straße nach Dikeli gelegten Nivellement abgeleitet. Antike Ueberreste sind in Roth eingetragen. Die Karte wird mit erläuterndem Texte einzeln und im ersten Band der „Alterthümer von Pergamon" erscheinen. 4. Hr. **Conze** machte eine Mittheilung **über den Fortgang der vom archäologischen Institute unterstützten Ausgrabungen der westfälischen Alterthumskommission bei Haltern an der Lippe.** 5. Hr. **Conze** legte den **Jahresbericht des Kaiserlichen archäologischen Instituts** vor. 6. Hr. Schmoller legte die von dem korrespondirenden Mitglied Hrn. **Levasseur** eingesandte Schrift „Comparaison du travail à la main et du travail à la machine Paris 1900" vor. 7. Die philosophisch-historische Klasse hat Hrn. **Diels** zur Fortführung der Herausgabe der Commentaria in Aristotelem graeca 7200 M. bewilligt. Dieselbe Klasse hat zu neuen wissenschaftlichen Unternehmungen bewilligt: Hrn. Professor Dr. **Karl Appel** in Breslau zur Herausgabe von Petrarca's Trionfi 600 M.; Hrn. Privatdozenten Dr. **Max Ihm** in Halle a. S. zu einer Reise nach England zum Zweck der Vergleichung von Handschriften des Suetonius 400 M.; Hrn. Professor Dr. **Ernst Leumann** in Straßburg i. E. zur Herausgabe des 1. und 3. Theils seiner „Uebersicht über die Avasyaka-Literatur" 2000 M.; Hrn. Bibliothekar Dr. **Julius Lippert** in Berlin zur Herausgabe von Qifti's „Tarīḫ al-Ḥukamā" 2000 M.

* **Gießen.** Der hiesige Privatdozent für Geschichte, Dr. J. **Dieterich,** ist zum Haus- und Staatsarchivar in **Darmstadt** ernannt worden.

* **Münster.** Der Direktor des Staatsarchivs, Archivrath Dr. **Philippi**, ist zum ordentlichen Honorarprofessor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Akademie ernannt worden.

E. **Leipzig.** Von hier aus ist die Mittheilung verbreitet worden, die preußische Referendararbeit werde in Sachsen nicht mehr als Dissertation bei der juristischen Doktorprüfung angenommen, es sei denn, daß der Verfasser dieselbe vorher einer gründlichen dogmatischen Durch- und Umarbeitung unterzogen habe, ist insofern ungenau, als diese neue Bestimmung sich nur auf die Dissertationen der Referendare bezieht, welche die erste Staatsprüfung nicht „mit Auszeichnung" bestanden haben. Daß die Umarbeitung, zu welcher die bestzensirten Kandidaten nicht verpflichtet sind, erfolgt sei, haben die Verfasser ehrenwortlich zu versichern.

* **Berlin.** Die „Nationalzeitung" meldet: Die theologische Fakultät der hiesigen Universität hat dem außerordentlichen Professor zu Kiel Lic. Arthur **Titius** die Ehrenwürde eines Doktors der Theologie verliehen. — Die unbekannte Humboldt-Korrespondenz, von der wir in Nr. 125 berichtet haben, ist soeben von der hiesigen königlichen Bibliothek erworben worden.

* **Wien.** Der Realschul-Professor und Privatdozent an der hiesigen Universität Dr. Mathias **Friedwagner** ist zum ordentlichen Professor der romanischen Philologie an der Universität in Czernowitz ernannt worden.

* **London.** Hier starb im Alter von 67 Jahren einer der angesehensten Aerzte deutscher Abkunft, Dr. med. Julius **Althaus**, der zu den Begründern der modernen Nervenheilkunde auf britischem Boden zählt. Er war ein Lieblingsschüler von Johannes Müller.

* **Aus Amerika.** Eine wichtige wissenschaftliche Expedition wird in den Vereinigten Staaten vorbereitet, und zwar unter Leitung des Professors **Beechen**, des Direktors des Peabody-Museums und Inhabers des Lehrstuhls für historische Geologie an der Yale-Universität. Die geplante Forschungsreise hat den Zweck, die versteinerten Wälder von Arizona und den berühmten Colorado-Cannon erschöpfend zu untersuchen. Nicht weniger als sechs andere bedeutende Geologen werden an den Arbeiten theilnehmen. Die Expedition wird im August abreisen.

* Die Accademia delle Scienze fisiche e matematiche in Neapel hat einen Preis von 1000 Lire für die beste Abhandlung über einen Gegenstand der Stereochemie ausgeschrieben. Die Abhandlungen müssen italienisch, lateinisch oder französisch geschrieben und bis zum 31. März 1901 an den Sekretär der Akademie eingesandt sein. Sie können durch den Druck veröffentlicht oder Manuskripte sein; im letzteren Falle sind sie mit Motto und verschlossener Namensangabe des Autors zu versehen. Die Akademie behält sich das Recht vor, die preisgekrönte Abhandlung in ihren Atti zu publiziren und gewährt 100 Sonderabzüge. Die eingesandten Schriften verbleiben im Archiv, doch dürfen vom Autor Abschriften genommen werden.

* **Wir erhielten, mit der Bitte um Veröffentlichung, folgende**

Erklärung.

Nachdem in den letzten Jahren mehrfach Briefe meines Bruders Friedrich Nietzsche unbefugt veröffentlicht worden sind, erkläre ich, daß ich von jetzt an jede Veröffentlichung von Briefen Nietzsche's, sowohl in Buchform als in Zeitschriften, sowie jeden Neudruck früherer Veröffentlichungen von Nietzsche'schen Briefen, die ohne Erlaubniß des Autors oder seiner gesetzlichen Vertreter erfolgt ist, als unbefugt ansehen und gerichtlich verfolgen werde. Eine Gesammtausgabe der Briefe Friedrich Nietzsche's bereite ich vor; das Erscheinen des ersten Bandes ist für den Herbst 1900 vorgesehen.

Weimar, Nietzsche-Archiv, Juni 1900.

Elisabeth Förster-Nietzsche.

* **Berichtigung.** In unsrer Anzeige der Max Hesse'schen Klassikerausgaben (Beil. Nr. 134, S. 7) ist infolge eines Druckfehlers der Name des Herausgebers falsch wiedergegeben worden. Derselbe heißt nicht Singer, sondern **Siegen.**

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. M. Frhr. v. **Oppenheimer**: Vom Mittelmeer zum Persischen Golf. Berlin, Reimer 1900. — **Lüdemann**: Post- und Telegraphen-Taschenlexikon. Berlin u. Leipzig, F. Luckhardt 1900. — *Baron de Comeau:* Souvenirs des guerres d'Allemagne pendant la révolution et l'empire. Paris, Plon Nourrit u. Co. 1900. — **Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik.** 3. Folge. 19. Bd., 5. Heft. Jena, G. Fischer 1900.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Neue Literatur zur Reformationsgeschichte.

Versuche, „die Kardinalfragen aus der unübersehbaren Masse der sich kreuzenden Strömungen“ besonders eines von ideenhaften Bewegungen getragenen Zeitalters „herauszuheben und um diese die anderen zu ihnen in Beziehung stehenden Ereignisse und Bestrebungen zu gruppiren“, erscheinen nicht nur berechtigt, sondern auch verdienstlich. Gewiß, sie dürfen nichts gemein haben mit der Konstruktion historischer Hypothesen, sie müssen sich dringend fernhalten von jeder tönenden, nur irgend einen Gemeinplatz geschickt verhüllenden Phrase; aber sie mit geringschätzigen Bemerkungen als wohlfeile Geschichtsmacherei abzuthun, ist unbillig und unverständig. Wenn nun jüngstens die Darstellung des Reformationszeitalters nach dieser Richtung hin unternommen wurde, so wird mit Ernst zu prüfen sein, ob und inwieweit das gesteckte Ziel erreicht werden konnte.

Der vorliegende erste Band einer „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation“ von Gustav Wolf (Berlin, Seehagen 1899. 789 Seiten) ist der Lösung dieses Problems gewidmet; gewissermaßen als Grundlage für drei folgende Bände, welche das durch die Jahre 1555 bis 1630 begrenzte Zeitalter der Gegenreformation darzustellen haben, sollen besonders die entscheidenden Jahre der Reformationsperiode 1547 bis 1555 nicht so sehr nach dem Ablaufe der Begebenheiten als durch Herausarbeitung der sie beherrschenden Ideen und Charaktere geschildert, die seit Maximilians I. Tagen nicht mehr zur Ruhe gekommene Frage der Reichsreform, die Frage der Kirchenreform und der damit verbundenen zahlreichen Angelegenheiten zweiten und dritten Ranges, die individuelle Bedeutung der führenden Persönlichkeiten, vor allem Luthers, Karls V. und Moritzens von Sachsen, verdeutlicht werden.[1])

Die Verfassung des Deutschen Reiches zeigte zu Beginn des 16. Jahrhunderts überall unfertige Verhältnisse, unausgeglichene Interessen und litt vor allem an der ungenügenden Ausstattung der Zentralmacht. Das deutsche Kaiserthum hatte zu den Zeiten Friedrichs III. einen wahren Zusammenbruch erlebt, in nichts deutlicher geoffenbart als in der viel berufenen Bettelfahrt des Kaisers auf ochsenbespanntem Wagen durch das Reich; es mochte den Anschein haben, als ob eine so tief herabgewürdigte Gewalt kaum wieder zum Leben erweckt werden könnte. Aber das Kaiserthum der Zeiten Maximilians und Karls war doch mit nichten schon zu bloßem „dekorativen Aufputz“ herabgesunken; es kam ihm nicht nur die althergebrachte Weise seiner universellen Würde zustatten, es verfügte neben immerhin beachtenswerthen Geldeinnahmen über ausgedehnte persönliche Beziehungen, die eine weitausgreifende Protektionspolitik ermöglichten; aber freilich, die gänzlich ungenügende Vertretung auf der ersten politischen Reichsversammlung, dem Reichstage, die vielen Lücken der von Maximilian inaugurirten und durch Ferdinand weiter gebildeten Behördenorganisation, die niemals endenden Geldkalamitäten, endlich der Umstand, daß mit dem Andringen der Türken vollends die Möglichkeit schwand, etwa mit Geld und Blut der bedrohten kaiserlichen Hausmacht Reichspolitik zu treiben, bekundeten offenbar die Unfähigkeit des Kaiserthums zur Vornahme einer energischen Exekutive. Andrerseits war der Reichstag, dessen Leben und Treiben mit großer Anschaulichkeit geschildert ist, das Opfer seiner unerhört schleppenden und dabei im Sinne der einander bekämpfenden Interessengruppen gelegenen Geschäftsordnung. Kurfürsten, Grafen, Ritter, Städte strebten alle nach Durchsetzung ihrer eigensüchtigen Kombinationen, schlossen sich zu Kurfürstentagen, Grafenvereinigungen, Ritterschaftsverbänden, Städtebündnissen zusammen, einzig zur Wahrung und Erweiterung ständischer Sonderrechte bestimmt; nur in der Kreis- und zum Theil der Justiz-(Reichskammergerichts-)Verfassung verfügte das Reich über halbwegs brauchbare Reformgrundlagen; auf erstere aufgebaut war das Projekt des Reichsbundes, welches Karl V. auf dem Augsburger „geharnischten“ Reichstag (1547) durchzuführen gedachte; dessen Verwirklichung würde das Kaiserthum in den Besitz einer starken Exekutive und einer einflußreichen parlamentarischen Vertretung gesetzt außerdem die Lage der als Kreise in den Bund einbezogenen österreichischen Besitzungen und der Niederlande gegen die Türken und gegen Frankreich wesentlich verbessert haben.[2]) Aber der großangelegte Versuch, der letzte seiner

[1]) Der vorliegende Band ist in drei Bücher getheilt und enthält: einen allgemeinen, die Zustände bis 1546 umfassenden Theil (15—272), eine Darstellung Karls V. auf dem Gipfel seiner Macht 1546 bis 1552 (272—508) und die Schilderung des Umschwungs. 1552—1555 (509—755). Band II soll die Herrschaft der von August von Sachsen geführten Mittelpartei, die Periode des „Kompromißkatholizismus“ (1555—1576), Band III den Niedergang dieser Gruppe und Band IV das Hervortreten der „Männer der That“, Kaisers Ferdinands II., Maximilians von Bayern und des Pfälzer Kurfürsten, die Phasen des „Offensivkatholizismus“ behandeln. Ueber die Begründung dieser Eintheilung, die Wolf im Gegensatz zu Moritz Ritter vorschlägt, wird besser seinerzeit bei Erscheinen dieser Bände gesprochen werden; vgl. übrigens hiezu „Hist. Zeitschr.“ von Sybel 78, 67 f., „Deutsche Literaturztg.“ 1895, 213 f. und „N. Arch. f. sächsische Geschichte“ 16.

[2]) Als Muster diente die Verfassung des schwäbischen Bundes und dieser entsprechend sollten die nach zehn Kreisen zusammengefaßten Mitglieder Beiträge zur Erhaltung eines (Reichs-)Heeres leisten, dem der Schutz der in den Kreisen begriffenen Gebiete gegen äußere Feinde und die Vollstreckung der Exekutionen der Reichszentralmacht gegen Bundes- (Reichs-)mitglieder oblag; aus den Kreishauptleuten hatte sich ein Bundesrath zu bilden, in welchem im Gegensatz zu der bisherigen elenden Vertretung des Kaisers am Reichstag (eine einzige — die österreichische — Stimme in

Art, scheiterte an dem fast einmüthigen Widerspruche aller Stände, und der Kaiser vermochte lediglich die Anlage einer Art Reichsschatzes, des „Reichsvorrathes", und eine immerhin ansehnliche Neugestaltung der Justizverfassung durchzusetzen, deren Durchführbarkeit sich dann auch die äußersten Schwierigkeiten entgegenstellten. Mit dem Scheitern des Reichsbundprojektes verrann die letzte Hoffnung auf Herstellung der unumgänglich nothwendigen Zentralisation; die sonderstaatliche Entwicklung Deutschlands, abgeschlossen durch die Bestimmungen des westfälischen Friedens, setzt in gewissem Sinne mit dem „geharnischten" Reichstage ein (S. 17—113, 362—396). Es waren eben nicht allein politische Fragen zu lösen, sie waren untrennbar mit der großen religiösen alles beherrschenden Frage verknüpft.

Die vielhundertmal erörterte Frage der **Reform der Kirche** an Haupt und Gliedern faßt Wolf im zweiten Theile seines ersten Buches (114—190) zu einer recht gewandten Darstellung „der Zustände der katholischen Kirche vor dem tridentinischen Konzil" zusammen; wie die protestantische Bewegung ihre „raschen Erfolge außer ihrer eigenen inneren Kraft vor allem der losen Verbindung zwischen der Kurie und den Deutschen, der Verlotterung in den Bisthümern und Kapiteln, der rohen Unbildung des niederen Klerus, welcher fast jede Orientirung in der Kirchenlehre eingebüßt hatte", verdankt, ist mit ausgedehnter Benutzung der einschlägigen Literatur und mit sichtlichem Streben nach Objektivität auseinandergesetzt, die bestehenden Reorganisationsansätze innerhalb der Kirche mit Gewissenhaftigkeit verfolgt.

Weniger gelungen erscheint die Darstellung der Situation der evangelischen Kirche bei Luthers Tode (S. 191—272). Man wird gewiß mit dem Verfasser nicht rechten wollen, daß er die hier wirklich sehr problematische Frage Maurenbrechers: „Was hat die Reformation Neues geschaffen?" und den noch problematischeren Gedanken Breysigs, inwieweit Luther das ideale Christenthum verwirklicht habe, zu erörtern, abgelehnt hat mit dem Hinweis, daß dies weit mehr in das Gebiet des Theologen als des Historikers falle; aber es soll doch nicht das Geheimniß theologischer Professoren bleiben, wie denn eigentlich die protestantischen Konfessionen sich voneinander unterscheiden, umsomehr, als in unsern Tagen gerade in den Hauptlehren Verschmelzungen derselben in Erscheinung treten; eine knappe Auseinandersetzung hierüber hätte meines Erachtens gerade dieses Buch mit diesem Programm zu bieten gehabt. Mit schätzenswerther Deutlichkeit erscheint die Wendung Luthers von seiner ursprünglichen republikanischen Auffassung des Selbstbestimmungsrechtes der Gemeinde zum monarchischen Prinzipe der territorialen Religion dargestellt (S. 205—212); doch hat sich Wolf in seiner Schilderung des Reformators von der üblichen idealisirenden Auffassung zu sehr beeinflussen und zu einem Hinwegsehen über die gelegentlich doch recht mißlich anmuthenden Schwächen des alternden Reformators und dessen eigensinniges Dogmatisiren verleiten lassen. Es ist nicht ohne Luthers eigenes Verschulden geschehen, daß sich die Kluft zwischen dem Karl V. im gewissen Sinne geistesverwandten Kompromißtheologen Melanchthon und den die lutherische Auffassung der Gefühlsreligion verschärfenden Jung-Lutheranern immer mehr erweiterte.

Unfertige Reichszustände, unzulängliche Ansätze zur katholischen Reformation, Zwiespältigkeiten in dem seines Oberhauptes beraubten Protestantismus kennzeichnen das Jahr 1546 umsomehr als Epochejahr, als Karl V. damals auf dem Höhepunkt seiner Macht stand; dies einmal recht herausgearbeitet zu haben, ist verdienstlich, mögen die 270—272 entwickelten Möglichkeiten auch allzusehr konstruirt erscheinen; mehr denn je stand die Entscheidung der Dinge bei den leitenden Personen.

Karl V. ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Geschichte; er hat Forscher vom Range Baumgartens begeistert, ihm ein Lebenswerk zu widmen, Künstler historischer Darstellung und besonders persönlicher Charakteristik wie Ranke und Bezold haben unvergängliche Bilder von diesem so eigenartigen Mann entworfen; seine Gestalt erregt auch das höchste Interesse unsres Darstellers. Schärfer und präziser als man es bisher vernommen hat, wird der Auffassung entgegengetreten, als ob die Haltung des Kaisers zur Reformation aus undeutscher oder deutschfeindlicher Gesinnung erwachsen wäre; sie sei vielmehr „hervorgegangen aus den überlieferten Anschauungen der germanischen Nation und ihrer Oberhäupter, wie ja auch Karl in einem mit Deutschland noch eng verwachsenen Lande geboren, von einer deutschen Kaisertochter erzogen, seine religiösen Grundsätze von einem den deutschen Gelehrtenkreisen nahe verwandten Manne, Adrian von Utrecht" — ich füge bei: seine politischen von einem deutschen Fürsten, Grafen Heinrich von Nassau — „empfangen hatte, die kirchenpolitische Auffassung der bedeutendsten deutschen Humanisten nicht allenthalben theilte, aber sich mit ihr doch stark berührte"; die Meinung von der welschen Fremdherrschaft wäre „außer der von den anderen deutschen Fürsten scharf abstechenden Verschlossenheit und Grandezza, die Karl eigen war und außer der großen Rolle seiner romanischen Truppen im schmalkaldischen Kriege vor allem durch die Divergenz des internationalen Endziels des Kaisers und der deutschnationalen Bedürfnisse" hervorgerufen und gegründet worden; es ist die Frage, ob dieser Gesichtspunkt, dessen Berechtigung ich rundweg anerkenne, in Wolfs Darstellung nicht allzusehr hervortritt. Wie ein solcher Mann Politik und Religion vom Standpunkt des Imperialismus behandeln mußte, scheint klar; so versuchte er auf dem geharnischten Reichstag die Durchführung der Reichsreform und einer Kompromißpolitik in kirchlichen Angelegenheiten, beide in engem, harmonischem Zusammenhang; aber wie das Reichsbundprojekt zum „Reichsvorrathe" verfloß, so mußte der Kaiser andrerseits sich mit der provisorischen Verfügung des „Interim" begnügen; und mit welch schwerer Mühe, mit welcher Aufopferung langjähriger politischer Grundsätze hat er selbst das geringfügige Kompromiß erkauft! Man vernimmt, wie der schweigsam verschlossene Mann sich gelegentlich zu den heftigsten Zornesausbrüchen hat hinreißen lassen, ohne doch etwas damit erreichen zu können. Der geharnischte Reichstag war ein klug verschleierter taktischer Mißerfolg Karls, am Reichstag von 1550 ward die Situation von ihm selbst als prekär empfunden; nicht einen Sturz aus steiler, stolzer Höhe, sondern das Ende eines seit langem sich vorbereitenden Niederganges will Wolf in den Ereignissen von 1552 erblicken: eine höchst beachtenswerthe Auffassung, wenn anders sie sich belegen läßt. (273—508.)

Neben dem Kaiser und bald über ihn wuchs Moritz von Sachsen empor. Diesem merkwürdigen und bedeutenden Mann ist jüngstens von Erich Brandenburg

---

der Fürstenkurie, gar keine in der Kurfürsten- und Städtekurie) derselbe über ein Fünftel der Stimmen (die zwei Stimmen des österr. und burg. Kreises) unbedingt, außerdem ein Fünftel (die Stimmen des bayerischen und schwäbischen Kreises) bedingt verfügte. Mit der eingehenden Darlegung dieses Projekts bietet Wolf eine bemerkenswerthe Bereicherung unsrer Kenntnisse (bes. S. 370—373).

eine zunächst mit 1547 abschließende eingehende Monographie[3]) gewidmet worden; ihre Ergebnisse erscheinen auch heute schon, da die verheißenen Publikationen aus den sächsischen Archiven noch nicht vorliegen, in der Hauptsache kaum anfechtbar und die bisherige Ansicht, als wäre der junge Fürst schon vor Anfang des schmalkaldischen Krieges der kluge Händler zwischen zwei Bietern, den Protestanten und dem Kaiser, der Mann „mit zwei Eisen im Feuer" gewesen, nicht mehr haltbar; immerhin will Wolf in der Hauptsache an ihr festhalten und hat auch an anderer Stelle seine Auffassung gegen Brandenburg zu vertheidigen gesucht (N. Archiv f. sächs. Gesch. 20, 46 ff.); meines Erachtens vergeblich. Daß er im besonderen die Bestimmungen des Regensburger Vertrages denn doch allzu kasuistisch zu erklären sucht, ist eine Empfindung, die sich nicht allein mir aufdrängt hat (Vgl. Trefftz im N. Archiv f. sächs. Gesch. 20, 169 bis 171); deutlich und geschickt aber wird entwickelt, wie nach 1547 der Schüler über den Meister emporzuwachsen begann, indem er seine Bundesgenossen durch die Bande gleicher Interessen zu fesseln und so lange als nöthig festzuhalten wußte (592); man verfolgt an der Hand des Buches die komplizirten Wege der kursächsischen Politik, man wird den hier ausgesprochenen Gedanken glücklich nennen dürfen, daß der Passauer Vertrag (1552) sowohl dem Kurfürsten, dem es auf die Sicherung seiner Eroberungen zunächst durch Uebernahme der Friedensgarantie von Seiten der friedliebenden Mittelpartei des Reiches ankam, wie dem Kaiser, der unermüdlich auf Mittel zur Wiederherstellung der früheren Verhältnisse sann, aber einen Krieg nach zwei Fronten gegen Moritz und Frankreich nicht führen mochte, nur als ein Provisorium gegolten hat. (591 ff.) Erst als Moritz gefallen und Karls Kriegsglück vor Metz geschwunden, seine körperlichen Kräfte immer mehr verfallen waren, kamen die Zeiten der von August, Moritzens Bruder, geführten und durch König Ferdinand unterstützten Mittelpartei herauf; ihr Werk ist der Augsburger Religionsfriede, die Zurückstellung der universalzentralistischen Bestrebungen, die Parität der Bekenntnisse, die Hervorkehrung des Territorialprinzips; Wolf befindet sich hier auf gut bekanntem Gebiet; er hat vor einiger Zeit in einer besonderen Studie „Der Augsburger Religionsfriede" manches beachtenswerthe Neue veröffentlicht, jetzt will er weniger dessen Werdegang verfolgen, als vielmehr markante Züge herausheben; aber gerade hier vermißt man die nöthige Deutlichkeit; über die Vieldeutigkeiten der Augsburger Friedensbestimmungen wird man sich noch immer leichter aus Moritz Ritters im historischen Taschenbuch ausgezeichneter Studie unterrichten.

Es liegen in Wolfs umfangreicher Arbeit eine Menge neuer Nachrichten, manche neue und wie die Dinge zu liegen scheinen, bestechende Auffassung, manche glückliche Zusammenfassung bisheriger Forschungsresultate vor, eines fehlt: die den ganzen Stoff durchziehende, durchgreifende Klarheit. Indem der Verfasser auf die breitere Darbietung der neugewonnenen Ergebnisse seiner Studien nicht verzichten wollte, hat er sein selbstgestecktes Hauptziel, die Gewinnung einer möglichst klaren Anschauung der Gesammtlage und der maßgebenden Persönlichkeiten nur theilweise erreichen können. Die Darstellung ist leicht und flüssig, verliert aber doch durch allzu reichliche Anwendung von Fremdwörtern und gelegentlich von mitunter bedenklichen Zeitungsphrasen und sonstigen Sprachkühnheiten („akuter" interessirt 25, „manko" 34, sich „durch mangelhaften Besuch auszeichnen" 47, „ventilirte" den Gedanken 199, „belobigende" Antwort der Kurfürsten 430, „in der Gebelaune befindliche" und „gebenlustige" Fürsten 294 und 471 u. s. w.).

Damit sollen die Verdienste der Arbeit nicht geschmälert werden; sie wird als erster Theil der Geschichte der Gegenreformation schon um ihrer Ergebnisse willen bleibenden Werth besitzen; und auch nur den Boden vorbereitet zu haben für die Behandlung eines Problems, dessen Lösung zwar noch nicht gelungen ist, an das aber aufs neue heranzutreten sich gewiß verlohnen wird, scheint der Anerkennung würdig. H. K.

3) E. Brandenburg: Moritz von Sachsen. I. bis zur Wittenberger Kapitulation. Leipzig 1898. 557 S.

Ueber Francesca da Rimini's Worte bei Dante, Inferno, 5, 121—122.

Von Franz Xaver Kraus.

(Schluß.)

IV.

Interessanter wird den meisten Lesern sein zu erfahren, wie die berühmte Terzine Dante's in andere Sprachen übersetzt wurde. Es würde zu weit führen und es hätte wohl kaum einen Zweck, sämmtliche Uebertragungen hier vorzuführen, welche die Litteratur der verschiedenen Völker aufzuweisen hat. Ich beschränke mich auf einige Proben.

Schon früh hat man daran gedacht, der Commedia ein lateinisches Gewand zu geben: fanden sich doch im 14. und 15. Jahrhundert Leute genug, welche Dante ein Verbrechen daraus machten, sein Gedicht nicht in lateinischer Sprache vorgeführt zu haben. Das von Fiamazzo (1892) herausgegebene Fragment des um 1324 geschriebenen Codice San Daniele bezeugt, daß schon drei Jahre nach Dante's Tod der Versuch einer Latinisirung der Commedia gemacht wurde. Er war nicht allzu glänzend, wie man aus der (S. 131) abgedruckten Stelle entnehmen kann:

> Illa refert misero maior non est dolor unquam
> Quam iam preterite reminisci prosperitatis
> Cum miser est, istudque tuus doctor bene novit.

Von dem Versuch des Matteo Rotti (st. n. C. 1343?) ist nichts näheres bekannt. Das Gleiche gilt von dem Kompendium des Bartolo di Piero (1434). Dagegen bietet das von Orelli 1839 herausgegebene Bruchstück einer Uebersetzung des 15. Jahrhunderts die Verse 5,70—142. Gewandter ist schon des B. Serravalle Uebersetzung (1416):

> . . . Nullus maior dolor,
> Quam recordari temporis felicis
> In miseria: et hoc scit tuus doctor;

viel glücklicher aber latinisirte der Jesuit Carlo d'Aquino (1728):

> Qui miser est, ait illa, magis tristatur in horas,
> Fluxerunt laetae reputat si tempora vitae;
> Non dubitanda tuus dedit haec documenta magister.

In unserm Jahrhundert (1844) übersetzte der Abate Gaetano Piazza in Vicenza also:

> Ait illa: doloris
> Vis nulla est maior, quam, mole premente malorum
> Commemorare dies olim feliciter actos,
> Idque tuus doctor non ignorare videtur

Die altfranzösische Uebersetzung des Cod. Turin. (Un. XXII, 5, 3, ed. Morel 1897):

Nesung plus grant douleur peult estre,
Que le temps bien heureux recorder en misere,
Et cela très bien sçait le tien docteur et maistre.

Besser ist die der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstammende Uebersetzung des Cod. Vindob. (Aul. 10, 201, eb. bei Morel):

. . . La plus grande douleur
Est de penser alors de son maleur
Au temps heureux! Tu le scais bien grand Maistre.

Von den neueren Franzosen seien angeführt Aroux (1857):

Rien n'est plus douloureux,
Et ton maître le sait, à des moments prospères,
Que de se reporter lorsqu'on est malheureux.

und Lamennais (1824, bezw. 1855):

Et elle à moi: nulle douleur plus grande que des temps heureux se ressouvenir dans la misère; et cela ton Maître le sait.

Von den Engländern führe ich an: Cary (1806):

. . . She replied:
No greater grief than to remember days
Of joy, when misery is at hand! That kens
Thy learned instructor.

Longfellow (1867):

There is no greater sorrow
Than to be mindful of the happy time
In misery, and that thy teacher knows.

Plumptre (1890):

And she to me: a greater grief is none
Than to remember happier seasons past
In anguish; this thy Teacher well hat known.

Von Spaniern sei mitgetheilt die Uebersetzung des talentvollen Bartolomé Mitré (Buenos Ayres 1893):

Y ella: „¡Nada mas triste que el recuerdo
De la ventura en medio á la desgracia!
¡Muy bien lo sabe tu Maëstro cuerdo!"

Ihm angereiht sei, was uns Musurus Pascha in seiner griechischen Version bietet (Lond. 1890):

μείζων οὐκ ἔστι λύπη
ἢ τὸ διαμεμνῆσθαι καίρους ὀλβίους
ἐν δυστυχίαις, τουτ' οἶδ' ὁ σὸς ἡγήτωρ.

Wir kommen zu den Deutschen, von denen man in Köhlers Schrift „Der fünfte Gesang der Hölle in 22 Uebersetzungen" (Weimar 1865) die älteren Uebertragungen von 1763 bis 1865 zusammengestellt findet. Wenig Geschmack wird man den frühesten Versuchen, Dante zu verdeutschen, wie sie mit Meinhard (1763) und Lebrecht Bachenschwanz (1767) anheben, abzugewinnen wissen. Selbst Aug. Wilh. Schlegels sonst so meisterhafte Version (1795) befriedigt hier wenig. Das Gleiche gilt von Jagemann (1780) und Edmund (1803). Aug. Bode (1803) gab den Versen eine zu subjektive Färbung; Karl Aug. Förster (1807) finde ich geradezu geschmacklos. Auch Kannegießer (1809, 1814, 1825, 1832, 1843), Streckfuß (1824—1840), Hörwenter (1830), K. v. Enk (1830), Heigelin (1836) bieten nichts Erfreuliches, und das Gleiche gilt von Berneck (1840 f.), Graul (1843), Braun (1863), Eitner (1865). Besser gefallen Tanner (1865), Notter (1861) und Hape (1863). Gutes nur konnte man von Kopisch (1837), Philalethes (1828 f.), Blanc (1864) und Witte (1861) erwarten, wenigstens was die Treue und sprachliche Korrektheit anlangt. Es seien diese vier hier mitgetheilt:

Kopisch:

Kein größ'res Leid gibt es
Als sich erinnern der glückseligen Zeiten
Im Elend; solches aber weiß dein Lehrer.

Philalethes:

Und sie zu mir: es gibt kein größ'res Leiden,
Als sich der frohen Zeiten zu erinnern
Im Elend, — wohl hat dies gewußt dein Lehrer.

Ludw. Gottfr. Blanc:

Und sie zu mir: nicht größ'ren Schmerz wohl gibt es,
Als sich glücksel'ger Zeiten zu erinnern
Im Elend, und das weiß dein Lehrer wohl.

Karl Witte:

Drauf sagte sie zu mir: kein Schmerz ist größer,
Als sich der Zeit des Glückes zu erinnern
Wenn man im Elend ist; das weiß dein Lehrer.

Seither sind bekanntlich noch manch' Andere mit Uebersetzungen der Commedia ins Deutsche aufgetreten, und man darf sagen, daß sie im allgemeinen Gutes geleistet, Philalethes und Witte an Genauigkeit in der Wiedergabe nicht, wohl aber mehrfach an Schönheit des Ausdrucks und poetischer Empfindung übertroffen haben. Angeführt seien:

Bartsch (1877):

Und sie zu mir: wer kennt ein größer Leiden,
Als wer im Elend schön'rer Zeit gedenkt?
Dein Lehrer weiß es und er kann's entscheiden.

Josephine v. Hoffinger (1865):

Und sie: nicht ist ein größ'rer Schmerz zu nennen,
Als zu gedenken einer frohen Zeit,
Im Gram, dein Lehrer mußte dies erkennen.

Hasenclever (v. Schadow):

Kein größ'rer Schmerz, als sich der Zeit, der schönen,
Im Elend zu erinnern, und das weiß
Dein Lehrer auch, so klagte sie mit Thränen.

Gildemeister (1888);

Da sprach sie: keine größ're Traurigkeit
Als sich erinnern aus beglückten Tagen
Im Elend, und dein Lehrer kennt dies Leid.

Bassermann (1892):

Kein Schmerz kann so verwunden,
Als zu gedenken an glücksel'ge Zeiten
Im Elend; auch dein Lehrer hat's gefunden.

Carneri (1896):

. . . Nichts kann so schmerzlich uns verdrießen,
Als rückzudenken an des Glückes Licht,
Wenn in des Elends Nacht die Thränen fließen.

Zum Schluß sei die Improvisation einer 16jährigen jungen Dame vom 6. August 1866 mitgetheilt:

Kein größer Leid in kummervollen Tagen,
Als Glückserinnerung im Sinne tragen.

Ich würde vielleicht vorschlagen:

Kein größer Leid in kummervollen Tagen,
Als ein zerstörtes Glück im Busen tragen.

IV.

An Anklängen an unsre Terzine, an Aeußerungen, welche einen verwandten Gedanken ausdrücken, fehlt es natürlich in der Litteratur nicht. Ein Schriftsteller in Corfu hat sich die Mühe gegeben, eine ganze Sammlung

solcher Stellen zu geben.[3]) Dante selbst kann hier zunächst mit einer Ausführung in der Vita Nuova[4]) und einer anderen in der freilich hinsichtlich ihrer Echtheit zweifelhaften Epistola VII 8 an Kaiser Heinrich VII. angezogen werden.[5]) Von dem, was sich bei Boethius, Virgil, Seneca Anklingendes findet, ist gesprochen worden. Einen Gedanken aus Augustinus (Serm. de Sanctis 44), auf welchen Poletto hinweist, wird man, als von dem Sinn der Terzine abliegend, beiseite lassen müssen. Dagegen ist sehr merkwürdig die Betrachtung, welche zu Ausgang des Mittelalters die Nachfolge Christi (III, 12[4]) an die Hand gibt.[6])

V.

Wichtiger als solche mehr oder weniger gleichlautende Anklänge, welche sich in der Litteratur aller Zeiten finden dürften und denen übrigens ganz entgegengesetzte Gedanken gegenübergestellt werden könnten (selbst bei Seneca), erweisen sich Aeußerungen, in denen eine Nachbildung unsrer Verse oder eine bestimmte Bezugnahme auf dieselben anzunehmen ist.

An der Spitze derjenigen Dichter, welchen eine solche Beeinflussung durch Francesca's Worte nachzuweisen ist, steht der große englische Poet, der Dante überhaupt diesseits der Alpen zuerst bekannt gemacht, bezw. in die Weltlitteratur eingeführt hat. Es ist Chaucer, der um 1372 bis 1373 Italien bereiste, bei dieser Gelegenheit wohl auch kurz vor dessen Tode Petrarca kennen lernte und in seinem „Troilus and Cresseida“ die Terzine unzweifelhaft nachgebildet hat.[7])

Ein anderer Engländer, Lord Tennyson, macht den Schluß der Nachbildner.[8]) Inzwischen kann unter den alten Italienern Petrarca mit seiner dritten Canzone (in Vita) in Betracht kommen;[9]) Fortiguerra in seinem „Ricciardetto“.[10]) An einer berühmten Tochter des Heimathlandes unsres Dichters darf nicht vorübergegangen werden. Es ist Cristine de Pizan: geboren 1363 zu Venedig, 1368 von ihrem Vater Tommaso de Pizan nach Frankreich gebracht, wurde sie am Hofe dort erzogen, frühzeitig Gattin des Edelmannes Etienne du Castel, mit 25 Jahren schon Wittwe. Ihre poetischen Schriften sind stark durch Dante beeinflußt,[11]) besonders ihr „Livre de la Mutacion de Fortune“, noch mehr „Le Livre du Chemin de Long Estude“.[12]) Dies Buch, 1402 geschrieben, ist sozusagen eine Nachbildung des fünften Gesangs des Inferno und ganz aus der Empfindung herausgedichtet, die der Dichterin in ihrem gegenwärtigen Unglück das Andenken an genossenes Glück gebiert. So sucht sie nun auch Trost im Boethius (Boece le prouffitable livre, v. 206 f.) und kopirt u. a. auch den Dantischen Parnaß aus Inf. 4, 130—144. Auf unsre Terzine nimmt sie nicht geradezu ausdrücklichen Bezug, aber sie schwebt ihr offenbar immer vor.[13])

Wie tief der ganze Gesang noch in diesem unsern Jahrhundert die Gemüther ergriffen, lehrt die Erzählung von Giovacchini Rossini, der angeblich in Venedig die Worte Francesca's gesungen hörte und sich dann entschlossen haben soll, die V. 127—138 in Musik zu setzen. Thatsache ist, daß, als Lord Vernon sein „Inferno“ herausgab (Lond. 1858—1865), der große Komponist ihm dieses Musikstück als Beitrag sandte, wie Lacaita berichtet[14]) und Lord Vernons Sohn, der hochverdiente Dante-Forscher Warren Vernon, wiederholt, indem er das Stück Rossini's wieder abdrucken ließ.[15])

Und doch hatte Rossini einst, wie er in seinem Brief an Pedroni in Mailand schreibt, sich gewundert, wie Donizetti den Gedanken habe wagen können, einen Dante'schen Gesang in Musik zu setzen! Er meinte, das sei so gewagt, daß selbst der himmlische Vater an solcher Aufgabe scheitern müsse — vorausgesetzt, daß sich derselbe als maestro di musica beschäftige.

So hatte auch Galileo's Vater, als er etwas neues unternehmen wollte, zuerst gewagt, eine einstimmige Melodie zu komponiren, und zwar mit Zugrundelegung der Episode Ugolino's, die er nach Doni's Versicherung gern und in angenehmer Weise sopra un concerto di viole vortrug.[16])

VI.

Kommen wir auf unsre Terzine zurück, so hat ein Mächtiger, ja der Mächtigsten Einer, deren Sturz wir in unsern Tagen gesehen, für ihre Wahrheit ein merkwürdiges Zeugniß abgelegt.

In den Tagen seines Glücks, damals als er an seinem „Jules César“ arbeitete, sah Napoleon III. häufig den kgl. preußischen Militärbevollmächtigten, Oberst v. Cohausen, bei sich. Hr. v. Cohausen, welcher vor wenigen Jahren als Konservator des Wiesbadener Antiquarischen Museums verstorben ist, wurde von dem Kaiser gern als anerkannte Autorität auf dem Gebiet der römischen Militärgeschichte und der Archäologie der Rheinlande zu Rath gezogen.

---

3) *F. di Mento*: Una greca interpretazione ai vv. 121—125 del Canto V dell Inferno. Corfù 1821.

4) V. N. § 36 in.: poi per alquanto tempo, conciofossecosachè io fossi in parte, nella quale mi ricordava del passato tempo, molto stava pensoso, e con dolorosi pensamenti tanto che mi faceano parere di fuori d'una vista di terribile sbigottimento.

5) Ep. VII, 8 (ad Neur. Imp.): „ac quemadmodum sacrosanctae Jerusalem memores, exules in Babylone, gemiscimus; ita tunc cives, et respirantes in pace, confusionis miserias in gaudio recolemus.“

6) *Imit. Christi* III c. 12, n. 4 (De informatione patientiae etc.): „ecce quemadmodum fumus deficient abundantes in saeculo, et nulla erit recordatio praeteritorum gaudiorum. Sed et cum adhuc vivunt, non sine amaritudine et taedio ac timore in eis quiescunt. *Ex eadem namque re, unde sibi delectationem concipiunt, inde doloris poenam frequenter recipiunt.*“

7) *Chaucer*: Troilus and Cresseida, Book III 1624:

„For up fortune's sharpe adversite
The worst kind of infortune is this,
A men to have been in prosperite,
And it remember, when it passed is.

8) *Tennyson*: Locksley Hall, ed. Lond. 1899. . . .

„This is truth the poet sings,
That a sorrows' crown of sorrow
Is remembering happier things.“

9) *Petrarca*, Canz. III., al. IV ('Si è debile') v. 47—48.

„E quant'era mia vita allor gioiosa
M'insegna la presente aspra e noiosa.“

10) *Fortiguerra*: Ricciardetto, X, Str. 100:

„. . . rimembrare il ben perduto
Fa più meschino lo presente stato.“

11) Vgl. *Pagel Toynbee*: The Academy 1898, Nr. 895. — *Beck* in L'Alighieri II, 381.

12) Le Livre du Chemin de long Estude par *Cristine de Pizan*, publ. pour la première fois par *Robert Püschel*. Nom. éd., Berl. 1887.

13) Vgl. z. B. Chem. de long Estud. a. a. O. S. 4:

„Par son tour qui pluseurs tue,
Qui du tout m'a abatue;
Dont da douleur excessive
Souvent regretant le temps passé
Joieux qui m'est ore effacé
Tout par elle et par la mort
Dont le souvenir me mort.“

Anderwärts, v. 4123, nennt die Dichterin Boethius' Consolatio Phil. „grant reconfort contre tristrece“. — Vgl. noch Oelsner: Dante in Frankreich, Berl. 1898, S. 6, 56. — *Del Balzo*: Poesie di mille autori intorno a Dante Al., Roma 1889 f. III, 220—223.

14) Lacaita zu Vernons Inferno, Album III, 83.

15) *Warren Vernon*: Readings on the Inferno. Lond. 1894. I, 172 f.

16) *Doni*: Trattato della Musica scenica, cit. bei Poletto. Diz. Dant. II, 423.

Als einige Jahre später Napoleon als Gefangener auf der Wilhelmshöhe bei Kassel residirte, machte der damals schon in Wiesbaden lebende Oberst v. Cohausen in Gesellschaft seiner dort noch lebenden Tochter, Frl. Emma v. Cohausen, dem gestürzten Herrscher zu wiederholtenmalen seinen Besuch; zum erstenmale schon sehr bald nach Sedan, im September, dann wieder am 2. November 1870. Als sich die Herrschaften verabschiedeten, nahm der Kaiser Frl. v. Cohausen einen mit Gedenk- oder Sinnsprüchen beschriebenen Fächer aus der Hand, um auf einer halbabgesprungenen Zinke desselben sich einzuschreiben. Da man ihm bemerkte, es seien noch ganze Zinken unbeschrieben, meinte er mit seinem melancholischen Lächeln, für einen gestürzten Herrscher reiche ein zerbrochenes Stück auch aus. Als er den Fächer zurückgab, las man darauf die Worte Dante's Inf. 5, 121—122, in zwei Zeilen geschrieben:

Nessun maggior dolore che ricordarsi
Del tempo felice nella miseria.

Wilhelmshöhe, 2. N. 1870. Napoléon.

Zwei Jahre später begleitete Frl. v. Cohausen die Herzogin von Hamilton, bei der sie Hofdame war, nach Rom, wo sie Gregorovius begegnete und ihm den Fächer zeigte. Zum 10. Februar 1872 schrieb dann der Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter in sein Tagebuch: „Der Kaiser, vor dem einst Europa bebte, schrieb das einem jungen deutschen Mädchen in Wilhelmshöhe auf den Fächer. Es erschien mir als der tiefste Grad seines Falles, und doch zugleich menschlich liebenswürdig, ja groß.“ [17])

Frl. v. Cohausen, welcher ich die Einzelheiten über diese Begegnung auf Wilhelmshöhe verdanke und welche mir noch im August des Jahres 1899 den Fächer mit den Stammbuchversen Napoleons vorlegte, machte mich auf andere Eintragungen auf demselben historischen Flabellum aufmerksam. Sie mögen hier noch einen Platz haben.

Einige Monate nach jener Scene des 2. November schrieb ein deutscher Fürst, dessen Name im engsten Zusammenhang mit dem Ausbruch des Krieges stand, welcher Napolons Reich ein Ende bereitete, seine Meinung über den uns hier beschäftigenden Ausspruch, entgegen derjenigen des Kaisers, auf den Fächer ein mit den Worten:

Angedenken an das Gute
Hält uns immer frisch bei Muthe.
LH. 11. Mai
1871.

Die Meinung des geistreichen und edlen Hohenzollern widerspricht anscheinend gänzlich derjenigen Francesca's. Ich kann indessen versichern, daß manche Seele mir bekannt hat, sie stimme eigentlich im Grunde ihres Herzens Francesca auch nicht zu und freue sich heute noch ihrestheils jeder seligen Stunde und jedes holden, glücklichen Augenblicks, den das neidische Geschick ihr auf ihren Wegen geschenkt.

Dieser Meinung war auch einer der großen Dichter des modernen Weltschmerzes. Alfred de Musset hält in seinem „Souvenir“ (1841) eine Art Revue über die dahingeschwundenen Jahre seiner Jugend und seiner Liebe: er weist die „frivolen Klagen derjenigen zurück, die nie wirklich geliebt“, er will nichts wissen von dem Leichentuch vulgären Liebesleids,

Que viennent étaler sur leurs amours passées
Ceux qui n'ont point aimé!

Und dann wendet er sich plötzlich an Dante und fragt ihn, wie er dazu komme, jene Worte, die uns hier beschäftigen zu schreiben:

Dante, pourquoi dis-tu qu'il n'est pire misère,
Qu'un souvenir heureux dans les jours de douleur,
Quel chagrin t'a dicté cette parole amère,
Cette offense au malheur?
En est il donc moins vrai que la lumière existe,
Et faut-il l'oublier du moment qu'il fait nuit?
Est-ce bien toi, grande âme immortellement triste,
Est-ce toi qui l'as dit?
Non, par ce pur flambeau dont la splendeur m' éclaire,
Ce blasphème vanté ne vient pas de ton coeur.
Un souvenir heureux est peut être sur terre
Plus vrai que le bonheur.
Eh quoi! l'infortuné qui trouve une étincelle
Dans la cendre brûlante où dorment ses ennuis,
Qui saisit cette flamme et qui fixe sur elle
Ses regards éblouis;
Dans ce passé perdu quand son âme se noie,
Sur ce miroir brisé lorsqu'il rève en pleurant,
Tu lui dis qu'il se trompe, et que sa faible joie
N'est qu'un affreux tourment!
Est-c'est à ta Françoise, à ton ange de gloire,
Que tu pouvais donner ces mots à prononcer,
Elle qui s'interrompt, pour conter son histoire,
D'un éternel baiser. [18])

Vierzig Jahre sind es her, daß ich einst am Grabe des Dichters stand, dessen ganzes Leben eine moralische Krankheit war und von dem ein Biograph sagen konnte: nie hat ein gesunderer Stil ungesunderen Neigungen zum Ausdruck gedient. Das Grab war fast noch frisch, denn es deckte Alfred de Musset erst seit drei Jahren. Ich wandte voll mitleidiger Trauer, wie sie einem Zwanzigjährigen zukam, meine Schritte weg und stieß bald auf ein anderes Denkmal, das noch von blutigerem Leide zu zeugen wußte: dies große Mausoleum hat in Wirklichkeit Abälards und Heloissens Gebeine niemals vereinigt: aber es erzählt ihr gemeinsames Unglück und ihren gemeinsamen Ruhm. Was sie erlebt und erlitten, war anderer Natur und von anderem Ausgang als Paolo's und Francesca's grauenvolles Ende; aber die Geschichte ihrer Liebe bietet verwandte Seiten und man kann wohl fragen, was Heloissa über die Behauptung mochte gedacht haben, die ihre Leidensschwester zwei Jahrhunderte später Dante gegenüber ausspricht. Ist ihr Briefwechsel echt, [19]) so kann man darüber nicht im Zweifel sein. Abälard hat ihr seine Historia Calamitatum — die frühesten Konfessionen des Mittelalters — in ihr Kloster, den Paraklet, gesandt, und ihre erste Antwort darauf ist noch immer ein Ausbruch heftigster, durch nichts gebrochener Leidenschaft und seliger Erinnerung an das an der Seite und in den Armen ihres „Meisters, Bruders, Herrn, Gatten und Geliebten“ genossene Glück. „Du allein“, schreibt sie, „bist die Quelle meiner Leiden, Du allein kannst mein Tröster sein; einzige Ursache meiner Trauer kannst Du allein mir die Freude wiedergeben und einige Linderung bringen.... Ich nehme Gott zum Zeugen, lieber wäre ich eine Courtisane mit Dir, als dem Kaiser Augustus angetraut Herrin und Kaiserin des Weltalls.... Welche Königin, welche Prinzessin müßte mich nicht um die Freude meines Lagers beneiden!“

[17]) Gregorovius, Römische Tagebücher, herausgegeben von Althaus, Stuttgart 1893, S. 361.

[18]) *Musset, Alfr. de*, Poésies Nouvelles 1836—1852. Nouv. Ed., Par. 1899, p. 213 f. — Ders. Oeuvr. compl. Par. 1866, II, 258 f.

[19]) Die Akten über die Echtheit der Historia Calamitatum und der Korrespondenz Abälards und Heloissa's sind noch keineswegs geschlossen und ich kann mich der geheimen Besorgniß nicht entschlagen, daß die eine oder die andere, vielleicht beide, ganz oder zum guten Theil von Jean de Meung, einem der Verfasser des „Roman de la Rose,“ herrühre, der beide Stücke in der Zeit Philipps des Schönen zum erstenmal „übersetzte“. Das war bekanntlich auch die Meinung G. Orelli's und Lalanne's.

Das ist ein Liebestaumel, der den Schleier der Klosterfrau durchreißt und die ganze Zelle der Unglücklichen mit dem Duft verblühter Rosen erfüllt: der Aufschrei einer Seele, „welche, wie Charles de Remusat sagt, Gott selbst ihrem Geliebten nicht streitig machen konnte.“ Gewiß, Heloissa war nicht der Meinung Francesca's: aber, und das ist der Punkt, auf den es bei Dante ankommt: Francesca muß, nach der Auffassung des christlichen Dichters und entsprechend dem ganzen Sinn und Geist der Commedia, auch in der Hölle Zeugniß ablegen für das gerechte Gericht Gottes. So aufgefaßt, erscheint mir auch ihr Wort als eine große sittliche That: es ist der Sieg des Sittengesetzes über die Poesie des Genusses und die sinnliche Freude.

Aber es gibt auch Freuden, die mit den Grundgesetzen der Ethik sehr vereinbar sind: sich ihrer, auch wenn sie längst dahin sind und Alter, Krankheit oder Armuth uns hindern uns ihnen noch hinzugeben, noch zu erinnern, kann ebensowohl erlaubt als eine Quelle der Befriedigung sein. Daß Dante persönlich anders gedacht, scheint mir mit nichts erwiesen: sicher war solcher Ansicht auch unser großer Reichskanzler, der in seiner Ansprache an den Gesammtausschuß des Verbandes alter Korpsstudenten, am 27. April 1895, sich also vernehmen ließ:

„Sie Alle beweisen durch ihr Herkommen, daß Sie mit Wohlwollen auf die Studienzeit und auf die Burschenzeit zurückblicken, und ich kann von mir nur dasselbe sagen. Es gibt einen italienischen Vers im Dante: „Kein größerer Schmerz, als in der Zeit des Unglücks zurückzublicken auf die glückliche Zeit“, nun er klingt sehr poetisch und geistreich, aber ich halte ihn für unwahr, wenigstens bei mir trifft er nicht zu. Die glücklichste Zeit, die ich verlebt habe, liegt in der Zeit der Jugend, als Student, als junger Landwirth, wo auch nichts meine Heiterkeit störte, selbst nicht Prozesse und Schulden, und ich muß sagen, der Rückblick aus einer Zeit, die ich nicht gerade unglücklich nennen will, aber Glück und Unglück, — wenn man krank wird, fühlt man erst, wie glücklich man ist, wenn man gesund ist, und — kurz, es ist mir eine mehr subjektive als objektive Erkenntniß, ob man glücklich ist oder nicht. Ich betrachte auch heute als Unglück nicht, weil ich außer Geschäften bin, sondern weil ich krank und matt bin und kein Vergnügen an der Arbeit finde, aber gerade im Rückblick auf die glückliche Zeit finde ich Frieden und Ruhe, und in schlaflosen Nächten auch eine gewisse Freude und Beruhigung. Ich halte also den bekannten italienischen Spruch „Nessun maggior dolore“ u. s. w. für einen Irrthum. Ich sehe gern rückwärts, wo ich glücklich, d. h. gesund war, ich meine darunter nicht die Zeit, wo ich eine hohe Stelle im Dienst einnahm, das macht nicht glücklich, im Gegentheil: es ist eine Zeit der Hetze, der Unruhe, der Besorgniß, wie eine Sache ausfallen wird, und sie bietet wenig Entschädigung dafür und viel Aerger.“[20])

Kehren wir zu dem Fächer von Fräulein v. Cohausen zurück. Nach den beiden Fürsten kam Schliemann und gab zu dem einen und anderen Satz seine Kritik, indem er die Weisheit eines alten Griechen anrief:

Πάντα Χρόνος φθονεῖ . . .

Daß die Zeit jedem Glück neidisch ist, ist tausendmal gesagt worden: wer hätte es nicht befahren? Aber sie hat auch bessere Seiten:

Die Zeit umdunkelt Alles,
Führt Alles dem Vergessen zu,

heißt ein altgriechischer Spruch bei Stobaeus, und noch Vortheilhafteres weiß von ihr der größte Tragiker des Alterthums zu rühmen: „die Zeit,“ sagt Aeschylus in den Eumeniden, „entsündigt Alles, und sie selbst ergraut.“[21])

20) H. N. 28, 4, 1895, Nr. 100. M.—A. — Kohl, Bismarck-Jahrbuch. Brl. 1895. II, 521.

21) Stobaeus, Sentent. p. 621. — Aeschyl. Eumenid. 275, übers. von Donner, I, 171.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Erdbeben im Monat Mai 1900.** a) Beobachtungen an der Erdbebenwarte in Laibach. Am 11. Mai 18 h 34 m 33 sec verzeichneten alle Instrumente der Warte eine mäßig starke, von einem fernen Bebenherde kommende seismische Bewegung in der Richtung SW—NO, die bis zirka 18 h 45 m anhielt. Am selben Tage gegen 19 h 13 m traten auf der OW-Komponente des Kleinwellenmessers starke, von einem sehr fernen Beben herrührende Sinuslinien auf. Am 12. Mai gegen 8 h 40 m verzeichnete der Kleinwellenmesser eine schwache seismische Störung und am 14. Mai von zirka 16 h 15 m bis 30 m abermals schwache Sinuslinien. Ueber den Ursprung aller erwähnten seismischen Erscheinungen sind bis heute keine Nachrichten eingelaufen. Am 7., 8. und 19. Mai verzeichneten der Kleinwellenmesser und das große Horizontalpendel starken lokalen Windgang. — b) Auswärtige Berichte. Nach den Berichten der Bebenwarten-Zentrale in Rom, nach jenen der inländischen Tagespresse und Privatmittheilungen an die Warte sind obige instrumentelle Beobachtungen der Laibacher Erdbebenwarte noch in folgender Weise zu ergänzen: Am 1. Mai, 2 h 14 m, in Gmünd kurzes, aber heftiges Erdbeben in der Dauer von 3 sec und Richtung SO—NW, begleitet von starkem unterirdischen Geräusch. Am 4. Mai, 7 h 45 m, in Horjul (politischer Bezirk Laibach) ziemlich starker, von unterirdischem Getöse begleiteter Erdstoß in der Richtung NW—O. Am 13. Mai, 23 1/4 h, in Sarzana (Spezia) Beben III.—IV. Grades;[1]) am 19. Mai, zirka 18 h, in Rocca di Papa ein solches II. Grades, das auch an der Bebenwarte in Rom registrirt wurde. Am 21. Mai, gegen 12 h 3 m, sehr starker Ausbruch des Stromboli nach einer langen Ruheperiode. Am 23. Mai, gegen 22 1/4 h, in Zafferana Etnea ein sich nach Minuten wiederholender Erdstoß. Am 24. Mai, zirka 2 h, in Agnane (Campobasso) Beben IV. Grades, welches fast in allen Theilen der Umgebung von Isernia wahrgenommen und auch von den Instrumenten in Rocca di Papa und Rom registrirt wurde. Am selben Tage zirka 3 h 20 m trat in einem Theile von Untersteiermark und Krain (Gurkfeld, Globoko, Ponigl a. d. S.-B.) ein ziemlich heftiges, 3—7 Sekunden andauerndes Beben in der Richtung von SW nach NO auf, welches sich um 4 h 25 m in Rann und Umgebung (Landstraß, Wisell) wiederholte. Am 27. Mai zirka 3 h in Narni Beben V. Grades und in Arrone (Terni) VI. Grades, welches auch in Rocca di Papa und Rom registrirt wurde; um 21 1/2 h in Zafferana Etnea sehr starker senkrechter Erdstoß. Am 28. Mai zirka 8 1/2 h in Arcevia (Ancona) Beben III. Grades. Am selben Tage verspürte man in Spoleto mehrere Erdstöße, und zwar zirka 4 h und 9 1/4 h einen III. Grades und zirka 23 h einen solchen IV.—V. Grades, welche sich am 29. Mai wiederholten, und zwar zirka 0 h 5 m IV.—V. Grades und 4 h 7 m II. Grades. Am 31. Mai gegen 20 1/4 h in Biancavilla (Catania) Beben III. Grades.

Professor Albin Belar,
Leiter der Erdbebenwarte.

* In der Juni-Sitzung der Berliner „Gesellschaft für Erdkunde“ wurden zunächst die Verleihungen von Ehrenmedaillen verkündet. Es erhielten die silberne Karl Ritter-Medaille für 1899 Professor Dr. A. Philippson (Bonn), für 1900 Dr. H. Steffen (Santiago); die nur einmal geprägte goldene Karl Ritter-Medaille wurde für 1900 dem russischen Geographen S. v. Semenow (St. Petersburg) verliehen. — Die Gustav Nachtigal-Medaille in Silber erhielt für 1899 Dr. S. Passarge (Berlin), für 1900 Dr. H. Meyer (Leipzig);

1) Die Abstufung der Bebenstärke in Graden ist folgende: I. Grad = sehr gering; II. Grad = sehr schwach; III. Grad = schwach; IV. Grad = mittel; V. Grad = stark und VI. Grad = sehr stark.

die Nachtigal-Medaille in Gold für 1899 Prof. Schweinfurth, für 1900 Bergassessor W. Bornhard (Klausthal). Prof. Dr. C. Nikolaus Jensen (Börgen) erhielt als Erster die seinen Namen tragende, alle fünf Jahre zu verleihende Medaille in Gold. — Zu Ehrenmitgliedern wurden ernannt: Al. Agassiz vom Harward College, General Ad. W. Greely (Washington), Morris K. Jesup (New-York), Prof. J. Geikie (Edinburgh), Prof. Vidal de la Blache. — Zu korrespondirenden Mitgliedern wurden gewählt: der Meteorologe Al. Buchan und der Geologe J. Y. Buchanan (Edinburgh); die Seenforscher Kap. O. Irminger (Kopenhagen), Prof. J. Lueksch (Fiume), die Proff. O. Peterssen und G. de Geer (Stockholm), Oberstleutnant Jules de Schokalsky (St. Petersburg), der Ozeanograph Prof. F. Thoulet (Nancy), der Geologe Prof Ch. Vélain (Paris) und Dr. Francisco Moreno (z. Z. in London). — Im weiteren Verlaufe der Sitzung sprach Dr. C. F. Lehmann (Berlin) über die von Dr. W. Belck und ihm selbst ausgeführte Expedition durch Armenien und Nord-Mesopotamien (mit Lichtbildern). Wir haben in Nr. 39 der „Beilage“ vom 16. Februar 1900 ausführlich über diese Expedition und ihre Ergebnisse berichtet.

* Eine ganz hervorragende Gabe zur Gutenberg-Feier bringt das Antiquariat Jacques Rosenthal in München in seinem Kataloge 24 Incunabula typographica. Ein stattlicher Großoktavband elegantester Ausstattung mit drei farbigen Tafeln und 80 Abbildungen im Text, bringt dieser Katolog die Beschreibung von 1500 Inkunabeln aus dem Besitz der Firma. Wenn schon diese Anzahl für eine Privatsammlung sehr respektabel ist, so wird sie es noch mehr durch die Auswahl der Werke, die sich auf 400 Drucker und 90 Druckstätten vertheilen, darunter in erster Linie Mainz mit Arbeiten von Johannes Guttenberg und Fust u. Schöffer. Ferner erscheinen hier deutsche, italienische, französische, holländische, spanische Pressen mit Meisterleistungen, mehrere der so ungemein kostbaren Holztafeldruckwerke (Blockbooks) führen uns sogar in die Zeit vor Erfindung des Druckes mit beweglichen geschlossenen Typen. Einzelheiten aufzuführen gebricht der Raum, wir können nur soviel sagen, daß die interessantesten und kostbarsten alten Drucke hier zu finden sind, darunter z. B. die besten mittelst Holzschnitt oder Kupferstich illustrirten Bücher des 15. Jahrhunderts, Drucke auf Pergament u. a. m. Die durchaus einheitlich durchgeführte Katalogisirung gibt in präziser Form, unter Anlehnung an die gesammte einschlägige Literatur, eine kurze Beschreibung des betreffenden Werkes, in Fällen, in denen der Druck Hain und Copinger unbekannt blieb, eine ganz ausführliche mit Linientheilung u. s. w. Die Eintheilung ist alphabetisch, aber eingehende und sehr sorgfältig gearbeitete Register, die allein 32 Seiten füllen, gruppiren die Drucke nach den verschiedensten Gesichtspunkten, so daß dieser Katalog in Zukunft für Alle, die sich mit Inkunabeln beschäftigen, ein willkommenes und äußerst brauchbares Hülfsmittel sein wird.

* Das große technische Wörterbuch, welches der Verein deutscher Ingenieure herstellen will, soll möglichst unter Mitwirkung des Auslandes durchgeführt werden. Es soll bei den großen französischen, englischen und amerikanischen (warum nicht auch italienischen?) technischen Vereinen angefragt werden, ob sie an dem Unternehmen sich fördernd betheiligen wollen. Die weiteren Maßnahmen sind von den Antworten abhängig.

* Im Anschluß an die IX. Hauptversammlung des „Verbandes der deutschen Neuphilologischen Lehrerschaft“ zu Leipzig vom 4. bis 7. Juni fand ebenda vom 7. bis 10. Juni der III. Kartelltag des „Kartellverbandes Neuphilologischer Vereine Deutscher Hochschulen“ statt. Nach einem neuen Beschluß wird übrigens der Kartelltag von jetzt ab stets in Weimar während der Pfingstferien abgehalten werden, so daß der Verband wahrscheinlich auch in nicht allzu langer Zeit den entsprechenden Namen führen wird.

* **Jena.** Professor Dr. Gumprecht wird, wie der „Frankf. Ztg.“ mitgetheilt wird, von hier nach Weimar als vortragender Rath für Medizinalwesen im Staatsministerium übersiedeln. — Die hiesige Universität wird in diesem Semester von 758 immatrikulirten Studirenden und 61 Hörern besucht. Der theologischen Fakultät gehören 44 Studirende, der juristischen 216, der medizinischen 188, der philosophischen 310 an. Das Ausland hat 71 Studirende entsandt, an der Spitze steht Bulgarien mit 16, aus der Türkei stammen 4, aus Asien 6.

* **Berlin.** Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Waldeyer ist zum ersten Ehrenmitgliede des Aerztlichen Klubs von Berlin ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

G. Schmoller: Grundriß der allgemeinen Volkswirthschaftslehre. 1. Theil. Leipzig, Duncker u. Humblot 1900. — Julius Schwering: Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke. Mit einem Portrait in Stahlstich und acht Vollbildern. Paderborn, Ferd. Schöningh 1900. — Wilhelm Kreiten: Anna Elisabeth Freiin v. Droste-Hülshoff. Ein Charakterbild als Einleitung in ihre Werke. Zweite vermehrte Auflage. Ebd. — Der Alkoholismus. Eine Vierteljahrsschrift zur wissenschaftlichen Erörterung der Alkoholfrage. 1. Jahrg., Heft 1. Dresden, Böhmert 1900. — Dr. H. Klaatsch: Grundzüge der Lehre Darwins. Mannheim, Bensheimer 1900. — K. v. Hase: Handbuch der protestantischen Polemik. 7. Aufl. 8. Lfg. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1900. — G. v. Mayr: Grundriß zu Vorlesungen über praktische Nationalökonomie. 1. Theil. Einleitung und allgemeiner Theil. Tübingen, Laupp 1900. — Statistisches Jahrbuch deutscher Städte. 8. Jahrg. Breslau, Korn 1900. — Der Reisefreund. Modernes Unterhaltungsblatt für die Eisenbahn. 1. Jahrg. Nr. 1. Berlin. — W. Schrader: Erfahrungen und Bekenntnisse. Berlin, Dümmler 1900. — *L. Bazalgette:* A quoi tient l'infériorité française? Paris, Fischbacher 1900. — Ad. Schlefer: Das Volkseigenthum an den Bergwerken. Wien, M. Perles 1900. — W. Zenker: Lehrbuch der Photochromie. Neu hggb. von B. Schwalbe. Braunschweig, Vieweg 1900. — Meyers Konversations-Lexikon. 5. Aufl. 20. Bd., 1. Heft. (Jahres-Supplement 1899/1900). Leipzig u. Wien, Bibliogr. Institut 1900. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 349. Bosnien und Herzegowina. 7. Heft. Wien, Hölder. — Dr. E. Reich: Ibsens Dramen. 3. verm. Aufl. Dresden u. Leipzig, Pierson 1900. — C. Tanera: Was thun? Treu. Berlin, Janke 1900. — Kreuz und quer durch Transvaal. Ebd. 1900. — Ada v. Gersdorff: Blumen im Schutt. Roman. Ebd. 1900. — E. v. Dornau: Das Kuckucksei. Eine Familiengeschichte. Ebd. 1900. — H. Lisco: Das Bild Christi. Berlin, Schneider u. Co. 1900. — M. Maeterlinck: Prinzeß Maleen. Ebd. 1900. — E. Rethwisch: Die Bewegung im Weltraum. 3. erweiterte Aufl. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 20. Juni. Nummer 138.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Johannes Schrott †.

‡ Johannes Schrott, Ehrenkanonikus von St. Cajetan und Benefiziat zu München, welcher am 13. Juni d. J. einem schweren Halsleiden erlag, hat als Dichter, Literatur- und Kunsthistoriker einen höchst achtenswerthen Namen erworben. Geboren am 17. Dezember 1824 zu Asch bei Landsberg als Sohn wenig bemittelter Landleute, wurde der durch geistige Veranlagung ausgezeichnete Knabe zum Studium bestimmt, that sich in Lateinschule und Gymnasium zu Augsburg unter den Besten hervor und erweckte als Kandidat der Philosophie und Theologie an der Münchener Universität, wo er bei verschiedenen Gelegenheiten seine ungewöhnliche, poetische Begabung bekundete, große Erwartungen. Obwohl umdrängt von bitteren Sorgen und im steten Kampf ums tägliche Leben, erweiterte Schrott siegreich den Kreis seines Wissens, warf sich mit glühendem Eifer auf seine Fachwissenschaft, aber auch auf das weite Gebiet der Kunst und Dichtung und befreundete sich insbesondere mit Dante, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide. An diesen gewaltigen Vorbildern schulte er seine überraschende Sprachgewandtheit und grandiose Phantasie. Ueber vielen brennenden Fragen trat der weitblickende, von hohen Idealen getragene Jüngling mit Hirscher und Lamennais in Korrespondenz. Dagegen erschien er in fröhlichen Studentenkreisen nur selten, um dann schnell wieder zu verschwinden. Am liebsten verkehrte Schrott mit seinem damals durch ein Bändchen „Gedichte“ rasch gefeierten und ebenso rasch wieder vergessenen Landsmann L e o n h a r d W o h l m u t h,[1]) der in einer kleinen Kneipe der Barerstraße sein festes Standquartier hielt. Von einer „Gesellschaft“ ließ sich der selbständige Schrott niemals binden. Noch sehe ich den prächtigen Jungen mit der von schwarzen Locken umwallten Stirn, wie er in den von kaiserlichen Erwartungen durchwehten ersten Märztagen des Jahres 1848 in einen Bänderladen trat und bebend vor freudiger Erregung sich die deutschen Farben zu einer Schleife zusammenheften ließ. An den Freikorps und deren Exerzitien und Paraden nahm er keinen Theil, lieber saß er in seiner an der Adalbertstraße gelegenen ebenerdigen Stube, welche er für warm genug hielt, um im Bett vor der Kälte Schutz suchend, zu studiren, während sein wackerer Ofen in zwei Jahren keinen Stecken Holz benöthigte. — Am 26. Juni 1850 zum Priester geweiht, wurde Schrott zu Haunstetten, Lochhausen und bei St. Moriz in Augsburg in der Seelsorge als Kaplan verwendet, dann aber als Religionslehrer an der Gewerbeschule daselbst angestellt. In dieser Zeit entstanden seine gedankentiefen „P o e t i s c h e n M e d i t a t i o n e n“ (Augsburg 1858), womit Schrott die Aufmerksamkeit Emanuel Geibels erregte, welcher den originell veranlagten Dichter seinem königlichen Mäcen empfahl. König Max II. gewährte dem mit Lehrstunden überhäuften Poeten freiere Muse, indem er ihn am 14. Mai 1861 zum jüngsten Kanonikus am kgl. Hofkollegiatstifte von St. Cajetan ernannte. Auch wurden ihm die sonntäglichen Ansprachen beim Gottesdienste der kgl. Edelknaben übertragen. Kurz vorher hatte Oskar v. Redwitz unsern Schrott entdeckt und eine Auswahl seiner „Dichtungen“ durch ein Vorwort bei Franz Kirchheim in Mainz (1860) in die Oeffentlichkeit eingeführt. In dieser kleinen Sammlung erschienen die grandiosen Zusätze zu Dante's „Göttlicher Komödie“ in glänzenden Terzinen, die stolzen, formvollendeten Tetrameter auf Winfried, Fenelon, Savonarola und die wundersame Trauer-Ode auf Lamennais, die Sonette auf die größten Dichter und Künstler aller Zeiten und die „Walther'schen Strophen“, welche nicht allein die Form, sondern auch den Geist, die Grazie und den edlen Freimuth des „Trautgesellen von der Vogelweide“ zur Geltung brachten. Gleichsam als erweiterte Fortsetzung dieser hier angeschlagenen Töne kamen 1868 die nicht nach Gebühr bekannt gewordenen „B i e n e n“ (Augsburg im Literarischen Institut von Dr. Max Huttler), in welchen der Dichter seine „Blumenbeute an Wachs und süßen Waben“ niederlegte, seine Exkursionen aus dem Gebiete der Lyrik und Didaktik, wobei auch allerlei Epigrammatisches, Kritisches und Satirisches eingewoben wurde, da ja auch die Bienen einen Stachel tragen.[2]) Auch hier wieder die an Rückerts Gedankenwucht erinnernden Sonette, meisterlich modellirte Portraitbüsten und Dichterstatuetten; ein „Bildersaal“ auf Raffael, Michel-Angelo, Dürer, Titian, Cornelius und Overbeck, und die mit virtuoser Technik hart herausgemeißelten Charakterköpfe von Päpsten früherer Jahrhunderte. Daran reihen sich „Der neue Theognis“, eine nach autobiographischen Erfahrungen aufgebaute Fülle von Belehrungen an einen jungen Freund und das von zartester Empfindung und echter Liebe zeigende „Relief der Mutter“, welches mit dem Camposanto-Gärtlein von Gedichten auf frühe geschiedene Kinderseelen in rührender Schönheit wetteifert. Den Schluß bilden wieder Sprüche nach Walthers Reimsystemen, Kunstaphorismen und ein Sang auf „Raffaels Tod und Verklärung“. Gemeinsam mit Martin Schleich (1827 bis 1881) übersetzte Schrott eine Auswahl von Jakob Balde's „Oden“; sie erschienen mit den nöthigen Erläuterungen unter dem Titel

[1]) L e o n h a r d W o h l m u t h, geb. 16. Dez. 1824 zu Hohenzell bei Landsberg, gest. 1. Juli 1889 zu Bayreuth; seine „G e d i c h t e“ waren 1846 in Leipzig erschienen und hatten sogar König Ludwigs Theilnahme erregt, welcher ihn mit einem nur zu rasch wieder verscherzten Gnadengehalt ehrte. Später versuchte sich Wohlgemuth auch im Drama nur mit vorübergehenden Erfolgen.

[2]) Vgl. A l t e n h ö f e r in Nr. 329 Allgemeine Zeitung, Beilage, vom 25. November 1867 und R u d o l f G o t t s c h a l l in Nr. 45 in den Leipz. Blättern für Lit. Unterhaltung 1868.

„Renaissance" (München 1870), ebenso bearbeitete Schrott die „Minnelieder des Herrn Hildebold von Schwangau" (Augsburg 1871) und die „Gedichte Oswalds von Wolkenstein" (Stuttgart 1886 bei Cotta), eine treffliche Ausgabe mit historischer Einleitung und das weitere Verständniß des „letzten Minnesingers" erläuternden Anmerkungen. Großen Antheil hatte Johannes Schrott mit Ignaz Zingerle und Patrik Anzoletti an der sogenannten „Heimathfrage" Walthers, wodurch der berühmte Liedermund vorerst endgültig für Tirol vinkulirt wurde; bei der Inauguration der Gedächtnißtafel auf dem Vogelweiderhofe (nächst Waidbruck bei Klausen) hielt Schrott die zündende Festrede.[3]) Für die Allgemeine Zeitung lieferte Schrott in drei Dezennien eine Reihe von sorgfältig ausgearbeiteten Aufsätzen und Abhandlungen, in welchen er sein vielseitiges Wissen glänzend bewährte. Dazu gehörten z. B. außer den Artikeln über die vorgenannten Dichter, die Studien über die romanischen Kirchen zu Alt-Schongau und Ilmmünster, über die Basilika zu Altenstadt, über „Monumentale Kirchenmalerei", über Karl Witte's Dante-Uebersetzung, über Piloty's Bild mit den „Klugen und thörichten Jungfrauen", über die Münchener Cornelius-Feier und das „Jüngste Gericht" in der Ludwigskirche, ebenso erläuterte Schrott Lionardo's berühmtes Abendmahl-Bild nach neuen Gesichtspunkten und die sogenannte „Madonna del Pesce" zu Frauenchiemsee. In eingehendster Weise schilderte er „König Ludwig I. als Dichter", welchen Schrott überhaupt mit höchster Verehrung in sein Herz geschlossen hatte; Schrotts Jugend war ja in die kunstreiche Aera dieses Monarchen gefallen, wodurch er die bleibende Anregung für sein ganzes Leben empfangen hatte, so daß er in innigster Dankbarkeit noch im Laufe dieses Jahres daran ging, dem hohen Protektor der Kunst ein eigenes Denkmal in seiner Heimath zu errichten; das nach Staudhamers Modell von Fr. v. Miller gegossene Reliefportrait stand bei Schrotts Ableben zur Aufrichtung bereit. Eine Studie über „Marc Aurel in Carnutum und Vindobona", über die vielbestrittene Lage des „Gunzenlê", wozu er das Terrain wiederholt durchwanderte und die „Welfischen Pfingstfeste" daselbst, über Tischendorf und Copernikus — alle zeigen von seiner vielseitigen, unermüdlichen Thätigkeit, welche sich auch auf Mineralogie und Numismatik erstreckte. Mit seinen buchstäblich vom Munde abgesparten Mitteln erwarb er sich einen kleinen Grundbesitz in seiner Heimath und erbaute daselbst einen festen Steinthurm, wo er einsiedlerisch klauste, seine Sammlungen an Büchern und Kunstwerken aufspeicherte und nicht allein seine Sommerfrische, sondern sogar einen harten Winter verbrachte. Denn „hoc erat in votis", das war à la Horatius immer sein Wunsch: „ein bescheidenes kleines Besitzthum, Gärtchen dazu und nahe dabei der belebende Springquell, wäldchenumkränzt". Als nach dreißig Jahren Johannes Schrott unter Verleihung des Ehrenkreuzes aus dem Stiftskapitel schied, nachdem ihm das Reitschl'sche Benefizium an der „Allerheiligenkirche am Kreuz" übertragen worden war, schien sich der Spruch, daß das Alter die Wünsche der Jugend erfülle, bewähren zu wollen. Aber das „otium cum dignitate" war nur von kurzer Dauer. Schrott, welcher nach dem Tode der Mutter — der gute Sohn hatte die so innig verehrte und so pietätvoll besungene einfache Frau mit seiner Schwester gleich nach seiner Uebersiedelung nach München zu sich genommen — völlig vereinsamt blieb, ging jetzt ganz seine eigenen, weit von der gewöhnlichen Heerstraße liegenden Wege. Er hauste in seiner Einsamkeit wie ein syrischer Säulensteher, und steigerte diese in Kleidung, Kost und Lebensart beinahe troglodytenhafte Zurückgezogenheit ins Unglaubliche, thaute aber immer wieder auf, wenn die Wünschelruthe der Freundschaft, das gegenseitige Verständniß und Interesse für Kunst, Wissenschaft und die höchsten Fragen und Güter der Menschheit den rechten Punkt berührten. König Ludwig II., welcher die hohe Huld seines Vaters auch auf unsern Dichter übertrug, verlieh ihm 1872 eigenhändig die erste den Namen des königlichen Stifters tragende „Medaille für Kunst und Wissenschaft". Schrotts Charakterkopf näherte sich in älteren Tagen auffallend an Franz Liszts Portrait, wenigstens nach dem in Westermanns „Monatsheften" (Juli 1887) mitgetheilten Bildnisse des großen Virtuosen und Tondichters. Sein Geist blieb frisch und unbeirrt von der Last der Jahre. Wir haben an ihm einen unersetzlichen Freund verloren, einen vom Leben hart gehämmerten Charakter, einen Mann von echtem Schrot und Korn; einen Menschen von unergründlicher Tiefe, Güte und Treue, den man nehmen mußte, wie er war, mit allen seinen Eigenarten und Absonderlichkeiten; einen großdenkenden, edlen, feinbesaiteten Dichter, der die Sprache meisterte wie Friedrich Rückert und Platen; einen geistvollen Kenner aller wahren Kunst und Literatur. Als Walther von der Vogelweide, den unser Schrott so gründlich kannte, liebte und schätzte, starb, klagte sein Schüler Ulrich v. Singenberg, der Truchseß von St. Gallen:

„Uns ist unsers sanges meister an die vart,
diu uns nâch im allen ist unverspart.
nû wünschen im dur sînen werden sanc
sît dem sîn fröide sî ze wege,
daz sîn der süeze vater nâch genâden pflege."

Wir legen eine Palme des Friedens und den wohlverdienten Lorber auf des Sängers kühles Grab!

[3]) Vgl. Beilage 277 Allgemeine Zeitung vom 4. Okt. 1874.

Das Licht als Heilmittel.

Von Dr. med. F. Keller (Stühlingen, Baden).

I.

Seitdem die diätetisch-physikalische Heilmethode eine hervorragende Stellung in der wissenschaftlichen Medizin errungen hat, gelangt auch das Licht als Heilmittel wieder zur verdienten Würdigung. Hufeland schreibt in seiner berühmten Makrobiotik: „Obenan steht das Licht, unstreitig der nächste Freund und Verwandte des Lebens, und gewiß in dieser Rücksicht von weit größerer Einwirkung, als man gewöhnlich glaubt. Ein jedes Geschöpf hat ein um so vollkommeneres Leben, je mehr es den Einfluß des Lichtes genießt." Professor Quincke in Kiel bestätigt dies, wenn er sagt: „Die Wirkung des Lichtes in hygienischer und therapeutischer Beziehung ist in den Zeiten der reinen Empirie mehr anerkannt und praktisch verwerthet worden, als heutzutage, wo sie von Aerzten, Baumeistern und Laien unterschätzt und bei Behandlung von Krankheiten wie bei der Anlage von Wohnungen nicht genügend berücksichtigt wird."

Der geistvolle schweizerische Arzt Dr. Sonderegger schrieb: „Das Licht ist das wichtigste Sinnbild des schaffenden Gottes und alles dessen, was wir unter Geist verstehen. Wir leben vom vergangenen und vom gegenwärtigen Licht."

Die Erkenntniß, welch großen Einfluß das Licht auf die Gesundheit ausübt, ist uralt, ebenso die Verwendung des Sonnenlichtes zu Heilzwecken. Die erste Nachricht über das Sonnenbad rührt von Herodot (484 vor Christi Geburt) her. Am Ufer des Meeres wurden an den heißesten Tagen zwei bis drei Gruben in den Sand gegraben. Nachdem dieselben von der Sonne tüchtig durchglüht waren, wurde der Kranke in die erste Grube hineingelegt, mit Sand leicht bedeckt, und verblieb dort, bis der Schweiß aus allen Poren drang. Dann kam er in die zweite und dritte. Der Kopf wurde von der Bestrahlung ausgeschlossen und mit nassen Tüchern erfrischt. Auf dieses Sand-Sonnenbad folgten hydrotherapeutische Maßnahmen.

Aëtius schreibt über die Anwendungsweise des Sonnenbades folgendes: „Einzelne (Kranke) setzten sich der Sonne aus, zum Theil gesalbt, andere nicht gesalbt, einige sitzend oder liegend, andere stehend oder gehend oder laufend. Von den Liegenden lagerten einige auf dem Boden oder auf Fellen, andere auf Sand oder Salz."

Bei den alten Römern war das Baden in der Sonne allgemein üblich. Zu diesem Zweck waren bei den Gebäuden eigene Solarien oder Sonnenbadehäuser angelegt. Der jüngere Plinius (62—114 nach Christi Geburt) erzählt von Vestricius Spurina: „Sobald die Stunde des Bades kam, erging er sich nackt in der Sonne, wenn Windstille herrschte. Nachher machte er Körperübungen."

Von den alten Aegyptern wird berichtet, daß sie die Entziehung des Lichtes zu Heilzwecken verwandten.

Als die antike Kultur durch die Völkerwanderung ihren Untergang fand, mag wohl auch die Kenntniß von der Heilkraft des Sonnenlichtes größtentheils vergessen worden sein. Wohl machten einzelne Aerzte der letzten Jahrhunderte wieder mit Nachdruck auf die Bedeutung des Sonnenlichtes in der Therapie aufmerksam, aber es bedurfte der modernen Forschung und des exakten wissenschaftlichen Experimentes, um den Einfluß des Lichtes auf den Organismus beweisend darzuthun. Die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen und die Anwendung des Lichtes als Heilmittel bei den verschiedenen Krankheiten sollen in den folgenden Kapiteln kurz geschildert werden.

II.

Im Jahre 1825 machte Edward als Erster die Mittheilung, daß Embryone aus dem Froschlaich sich im Dunkeln nicht normal ausbilden. Diese Erfahrung wurde später noch bei anderen Thieren gemacht. Gewisse Polypenarten bilden nur Stämme im Licht. Greffenberger experimentirte mit jungen Kaninchen und fand, daß längerer Lichtabschluß die Ausbildung des Knochengerüstes verlangsamt. Aus Bertolds interessanten Versuchen geht hervor, daß das Wachsthum der Haare tagsüber größer ist, als nachts, im Sommer größer als im Winter. Das Licht steigert also die Lebensprozesse. Katzen erlitten beim Hungern am Tage einen größeren Gewichtsverlust als nachts. Fastende Tauben in einem dem Tageslicht ausgesetzten Raum zeigten eine schnellere Gewichtsabnahme als solche, die in einem dunklen Käfig lebten. Im Licht wurde also mehr von der Körpersubstanz verbraucht, um die Lebensfunktionen zu unterhalten, als im Dunkeln. Im Jahre 1855 wies der Heidelberger Physiologe Professor Moleschott in einer bedeutungsvollen Arbeit nach, daß Frösche im Licht mehr Kohlensäure ausathmen als im Dunkeln, Pflüger und Platen fanden, daß bei Kaninchen außer der Kohlensäureausscheidung auch die Sauerstoffaufnahme gesteigert sei, daß also der gesammte Gas- und Stoffwechsel eine Vergrößerung im Lichte erfahre. An dieser Vermehrung der Kohlensäureausscheidung nimmt auch die Haut theil, wie Ronchi an sich selbst und Fubini am Frosch nachgewiesen hat. Haselmäuse, Siebenschläfer und Fledermäuse scheiden im Winterschlaf bedeutend mehr Kohlensäure durch die Athmung aus, wenn sie beleuchtet werden. Dabei erwachen sie nicht.

Verschiedene Forscher erklären die gesammte Steigerung des Stoffwechsels im Licht aus einer vermehrten Bewegung des Organismus, während Andere dies nur für einen Theil derselben gelten lassen. In der That vermag das Licht Bewegungen im thierischen Organismus auszulösen. Lebende Flimmerzellen aus der Speiseröhre des Frosches wurden unter dem Mikroskop bald in violettem, bald in rothem Licht betrachtet. In violettem bewegten die Zellen die Flimmerhärchen lebhaft und drehten sich; sobald aber rothes Licht eingesetzt wurde, stand die Bewegung für einige Sekunden plötzlich still, um später wieder zu beginnen. Nach Engelmann fand bei Pelomyla palustris, einem äußerst niedrigstehenden Organismus, auf Beleuchtung Gestalts- und Ortsveränderung statt. Die ausgeschnittene Regenbogenhaut zieht sich wie im lebenden Auge bei Beleuchtung zusammen.

Loeb nimmt an, daß das Licht reflektorisch eine Spannung der Muskulatur bewirke. Nach Loeb ist ferner der thierische Heliotropismus identisch mit dem pflanzlichen, d. h. gewisse Thiere werden durch die Lichtstrahlen gezwungen, ihren Körper so gegen die Lichtquelle zu richten, daß symmetrische Punkte der Körperoberfläche unter gleichem Winkel von den Sonnenstrahlen getroffen werden. Auch hier sind es wieder die sog. chemischen Strahlen, welche allein wirksam sind. Auf diese Weise wird es verständlich, warum gewisse Meeresthiere zu bestimmten Zeiten periodische Wanderungen unternehmen.

III.

Die auffälligste Wirkung des Lichtes auf die Haut gibt sich in der Farbe derselben kund. Je mehr wir uns der Sonne aussetzen, um so dunkler werden wir. Durch Vererbung im Laufe unendlicher Zeiten sind die dunklen Rassen zu ihrer heutigen Farbe gelangt. Die verschiedene Farbe der Rassen ist begründet durch die Menge von Pigment in ihrer Haut. Das reichliche Pigment der dunkelfarbigen Völker darf wohl als Schutz der Haut gegen die intensive Sonnenbestrahlung und deren Wirkung angesehen werden, in dem das Pigment das Licht absorbirt. Dafür spricht z. B. die Beobachtung Homs, wonach die Hand eines Negers, welche unmittelbar den Sonnenstrahlen ausgesetzt war, nicht litt, während Homs Hand Schmerzen empfand und sich mit Blasen bedeckte. Stanley berichtet, daß die Hautfarbe der Eingeborenen in Mupe nicht schwarz, sondern ockerfarbig sei. Dieselben schmieren nämlich die Haut mit Camwoodpulver und Oel ein. „Der dadurch gewährte Schutz gegen die Sonnenstrahlen trägt an sich schon erheblich zu der helleren Farbe bei."

Noch augenfälliger ist der Einfluß des Lichtes auf den Farbenwechsel verschiedener Thiere. Bert bedeckte den vorderen Theil eines Chamäleons mit einem rothen, den anderen mit einem blauen Glase und setzte nun das Thier der Sonne aus. Unter dem blauen Glase wurde das Thier fast plötzlich dunkelgrün, unter dem rothen blieb die Farbe lange Zeit unverändert. Hier wirkte also das Licht direkt auf die Hautfarbe ein. Aber es kann dies auch indirekt vom Auge aus geschehen. Pouchet bewies dies an Fischen. Er machte zufällig die Be-

obachtung, daß sich ein Pleuronectus durch tiefbraune Farbe von seinen Genossen unterschied, obgleich alle unter gleichen Bedingungen lebten. Er glaubte die Ursache des Farbenunterschiedes in der Trübung beider Linsen des Thieres zu erkennen, und es gelang ihm auch später experimentell, verschiedene dunkelfarbige Fische zu erzielen, indem er dieselben blendete. Romanes beobachtete, daß die Erregung eines Auges von Octopus durch Licht unmittelbar darauf eine intensivere Färbung der nämlichen Körperhälfte bis zur Mittellinie hervorrief, ohne daß sich die Farbe der anderen Hälfte veränderte.

Engelmann machte wiederum die wissenschaftlich hochinteressante Entdeckung, daß auch die Netzhaut des Auges beim Frosch eine gewisse Veränderung erleidet, sobald die Körperhaut beleuchtet wird. Durch diesen Zusammenhang zwischen Auge und Haut bei gewissen wechselfarbigen Thieren läßt sich erklären, wie sich dieselben der Farbe ihrer Umgebung anpassen können, um so den Nachstellungen ihrer Feinde zu entgehen.

Die Haut einiger Thiere hat indessen noch eine andere interessante Eigenschaft: Sie dient zur Unterscheidung von hell und dunkel. Die augenlose Auster schließt bei plötzlicher Beschattung ihre Schale. Der Regenwurm, ebenfalls ohne Augen, kann verschiedene Farben unterscheiden. Finsen brachte einzelne Exemplare davon in eine Schachtel, deren Deckel aus blauen, gelben und grünen Gläsern zusammengesetzt war, worauf sich alle Würmer unter dem rothen Glas sammelten. Drehte er den Deckel so, daß sie unter dem blauen Glas lagen, so wurden sie unruhig und krochen wieder unter das rothe Glas. Auf ähnliche Weise ließ sich nachweisen, daß auch augenlose Frösche hell und dunkel unterscheiden können.

Beim Menschen äußert sich intensive Sonnenbestrahlung der Haut in höchst unangenehmer Weise: die Haut wird verbrannt, das heißt, es entsteht eine Entzündung derselben mit nachfolgender Abschuppung und Pigmentation, das sog. Eczema solare. Letzteres kommt nicht etwa zustande durch die Sonnenwärme, wie man früher glaubte, sondern durch eine besondere Art der Sonnenstrahlen, die sog. chemischen Strahlen, welche im blauen, violetten und ultravioletten Theil des Spektrums liegen und imstande sind, chemische Zersetzungen zu bewirken. Werden die chemischen Strahlen durch rothe oder gelbe Gläser, welche sie nicht durchlassen, abgehalten, so tritt kein Ekzem auf. Veiel konnte eine Frau, welche während 24 Jahren jedesmal sofort an Sonnenbrand erkrankte, sobald sie sich der Mittagsonne aussetzte, nur dauernd von ihrem Leiden befreien, indem er sie einen rothen Schleier tragen ließ. Ein indischer Offizier entging dem Ekzem nur dadurch, daß er seine Kleider mit gelbem Futter versehen ließ.

IV.

Das Licht übt ferner einen Einfluß aus auf das Blut. Zu diesem Zweck muß es in eine gewisse Tiefe des Körpers eindringen können, die Körperhaut muß also transparent sein. Daß dies der Fall ist, erkennen wir daran, daß wir bei geschlossenen Augen hell und dunkel unterscheiden. Halten wir die Hand gegen die Sonne, so erscheinen die Fingerränder rosafarben, weil sie etwas Licht durchlassen.

Onimus legte ein lichtempfindliche photographische Platte in einen Holzkasten, dessen Deckel ein rundes Loch hatte. Bedeckte er dieses Loch mit einem dicken schwarzen Tuch und setzte den Kasten den Sonnenstrahlen aus, so blieb die Platte unverändert. Preßte er jedoch die flache Hand auf die Oeffnung und brachte den Kasten unter Sonnenbeleuchtung, so entstand schon nach fünf Minuten auf der Platte ein dem Loch entsprechender dunkler Fleck. Die Sonnenstrahlen waren also durch die Hand hindurchgegangen.

Godneff schloß im Dunkeln Chlorsilber (das beim Photographiren als lichtempfindliche Substanz benutzt wird) in Glasröhrchen ein und brachte dieselben ebenfalls im Dunkeln unter die Haut von Thieren und Menschen. Wurden nun die betreffenden Hautstellen direktem Sonnenlicht ausgesetzt, so schwärzte sich das Chlorsilber (wie auf der photographischen Platte); blieben die Versuchsobjekte im finsteren Raum, so kam die Schwarzfärbung nicht zustande. Wurden die Hautstellen mit grünem Licht beleuchtet, so blieb die Färbung ebenfalls aus; kam jedoch ultraviolettes Licht zur Wirkung, so färbte sich das Chlorsilber wieder. Hiedurch wurde der Beweis erbracht, daß es die dunklen chemischen Strahlen sind, welche durch die Haut dringen und die Zersetzung bewirken. Blut läßt nun merkwürdigerweise das Licht nur schwer durchtreten, es absorbirt nämlich den größten Theil der Lichtstrahlen und macht sich dieselben so nutzbar. Finsen in Kopenhagen bewies dies auch am lebenden Menschen. Während konzentrirtes Sonnenlicht z. B. durch das normale Ohr hindurch nach fünf Minuten langer Einwirkung photographisches Aluminiumpapier noch nicht zu schwärzen vermochte, trat die Schwärzung schon nach 20 Sekunden ein, wenn das Ohr durch Drücken zwischen zwei Glasplatten blutleer gemacht worden war. Bock fand, daß sich eine 0.1—0.5 proz. Methämoglobin-(Blutfarbstoff-)Lösung aus Hundeblut in intensivem Sonnenlicht chemisch und physikalisch veränderte, im Dunkeln jedoch nicht.

Marti hat durch Versuch an Ratten festgestellt, daß Lichtentziehung die Zahl der rothen Blutkörperchen vermindert und in geringem Maß auch das Hämoglobin (Blutfarbstoff). Nach zwei Wochen ist ein Minimum erreicht, wonach eine beschränkte Regeneration erfolgt. Intensive und dauernde Bestrahlung auch bei Nacht mittelst elektrischen Lichts regt die Bildung rother Blutkörperchen an und in geringem Grad auch diejenige des Hämoglobins. Fülles kam zu ähnlichen Resultaten, Schönenberger in seiner hochinteressanten Arbeit konstatirte Eindickung des Blutes bei Lichtentziehung.

Durch diese Experimente ist es erwiesen, daß das Licht einen Einfluß auf einzelne Bestandtheile des Blutes auszuüben imstande ist. Die Erfahrungen des praktischen Lebens stimmen mit den Experimenten überein. Die große Mehrzahl der Aerzte ist darüber einig, daß der Lichtmangel einen großen Einfluß auf Bleichsucht, Blutarmuth, Skrophulose und Rhachitis ausübt. Darum fordern auch einzelne Hygieniker in neuerer Zeit ganz entschieden, daß die Kinderstube das lichtreichste Zimmer des Hauses sei.

Interessante Beobachtungen in dieser Hinsicht liegen von Nordpolexpeditionen vor. Nicolo berichtet, daß während einer 142 tägigen Polarnacht alle Theilnehmer der Fahrt eine bleierne, blasse und anämische Hautfarbe bekamen, die aber sofort schwand, als die Sonne wieder strahlte. Aehnliches wird von englischen und anderen Nordpolreisen berichtet, so daß Rubner in seinem Lehrbuch der Hygiene schreibt: „Erst mit dem Beginn der Polarnacht wankt die Gesundheit. Schläfrigkeit und Abneigung gegen Bewegungen befallen die Einen, Schlaflosigkeit, Gemüthsdepression die Anderen. Alle zusammen aber leiden an anämischen Zuständen; blaß-grünlichgelbe Verfärbung der Haut tritt ein. Keine Beobachtung könnte deutlicher als jene an den Polarreisenden den Antheil, den das Sonnenlicht an unserm Wohlergehen nimmt, erweisen." Bei der Nansen'schen Ex-

pedition litt die Gesundheit der Besatzung hingegen nicht, dank der ausgezeichneten Verpflegung an Bord der „Fram". Nur der Humor schwand während der langen Polarnacht: „Die Seele siecht dahin, denn sie ermangelt der Nahrung." Es schlich sich eine gereizte Stimmung ein, welche man scherzend den „arktischen Humor" nannte.

Daß Geist und Gemüth durch das Licht beeinflußt werden, war schon lange bekannt. Der Altmeister Goethe schreibt in seiner Farbenlehre: „Die Erfahrung lehrt uns, daß die einzelnen Farben besondere Gemüthsstimmungen geben." „Im Dunkeln sind wir nie besonders geistreich" sagt Joh. v. Müller. Nietzsche schreibt an seine Schwester: „Ich bin im buchstäblichen Sinne bei bedecktem Himmel und heranziehenden Wolken ein anderer Mensch, schwarzgallig und sehr bösartig gegen mich, mitunter auch gegen Andere." Der Münchener Physiologe Voit geht noch weiter mit seinem Ausspruch: „Unzweifelhaft ist im hellen Sonnenlicht und an trockenen Tagen mit der ganzen Stimmung auch die Zersetzung im Körper eine andere, als bei trübem, mit Wolken bedecktem Himmel." Weber in London führt an, daß bei Leuten, welche aus einer sonnenreichen Gegend in eine lichtarme, neblige übersiedeln, im Anfang Gemüthsdepressionen und Mangel an geistiger Energie, Appetitlosigkeit, Verdauungsstörungen und eine Art von Heimweh auftrete. „Der ärztliche Beobachter mag hier wohl die Ueberzeugung gewinnen, daß der Mangel an Sonnenlicht einen großen Antheil an diesem Leiden hat, besonders wenn er häufig sieht, wie durch ein bis drei klare Wochen alle Erscheinungen gemildert werden oder ganz verschwinden, um später bei dunklerem Wetter mit dem Grade der Klarheit oder Trübheit des Lichtes zu wechseln."

Sogar Irresein kann durch Lichtmangel zustande kommen; dies ist in Strafanstalten, in denen häufig Dunkelarrest mit Hungerkost verhängt wurde, schon lange bekannt. Auch nach Augenoperationen, nach welchen die Operirten längere Zeit im Dunkelzimmer verharren müssen, treten gelegentlich Psychosen auf.

Ein weit größerer Schaden als Lichtentziehung fügt zu intensives Sonnenlicht dem Nervensystem zu. Auf einem Marsche des französischen Marschalls Bugeaud im Jahre 1838 sollen 200 Soldaten unter der tropischen Sonne Afrika's an Hirnhyperämie erkrankt sein und 12 nahmen sich in Angstzuständen das Leben. In Nordamerika und China will Victor Hunderte von Geistesstörungen infolge Sonnenstiches beobachtet haben. Im Jahre 1853 wurden von 600 Mann belgischen Truppen, welche einen anstrengenden Marsch über ein sonniges Haideland machten, 22 Mann geisteskrank.

Allbekannt ist es, daß direktes Sonnenlicht die Augen schädigt. Galilei soll bei der Beobachtung der Sonnenflecken blind geworden sein. Die Beobachtung der Sonnenfinsterniß des Jahres 1882 ohne Schutzgläser brachte nachweislich 6 Personen dauernden Schaden (Centrales Scotom). Aehnliche Erfahrungen liegen aus verschiedenen Ländern vor.

Eine vorübergehende Augenerkrankung kommt auf Schneefeldern des Hochgebirges vor, die Schneeblindheit. Der Schnee reflektirt das in diesen Gegenden sehr intensive Sonnenlicht, wodurch obengenannte Erkrankung hervorgerufen wird neben Entzündung der Augenbindehaut. Im Jahre 1793 wurden viele Soldaten beim Kampiren auf dem MontCenis von Schneeblindheit ergriffen, und auch im Kaukasus traten unter den Arbeitern, welche auf dem Gudaur-Paß beschäftigt waren, viele Augenerkrankungen auf. Aus diesem Grunde muß auf den Schneefeldern das Auge durch eine Schneebrille geschützt werden.

Auch elektrisches Licht und Röntgen-Strahlen vermögen schädigende Wirkungen auf Auge und andere Körpergewebe hervorzubringen.

V.

Von ganz hervorragender Bedeutung ist der Einfluß des Lichtes auf die verschiedensten Bakterien, besonders die pathogenen, die Ursache von Krankheiten und Epidemien unter Menschen und Thieren. Duclau nennt das Sonnenlicht das verbreitetste, billigste und mächtigste Mittel zur Tödtung dieser Mikroorganismen, Professor Robert Koch machte auf dem internationalen medizinischen Kongreß zu Berlin im Jahre 1890 die Mittheilung, daß das Sonnenlicht die Tuberkelbazillen schädige. Kulturen hievon starben innerhalb fünf bis sieben Tagen ab, wenn sie ans Fenster gestellt wurden. Arloing konnte durch intensive Sonnenbestrahlung innerhalb zwei Stunden Milzbrandbazillen tödten. Wurden dieselben längere Zeit einer schwächeren Beleuchtung ausgesetzt, so verloren sie ihre krankmachende Wirkung zum Theil, und wurden sogar zu einer Art Vaccine, d. h. damit geimpfte Meerschweinchen waren gegen Milzbranderkrankung geschützt.

Janowsky konstatirte eine schädigende und vernichtende Wirkung des Sonnenlichtes auf Typhusbazillen. Geisler fand, daß auch elektrisches Licht Typhusbazillen schädige, doch nicht in dem Grade wie Sonnenlicht. v. Esmarch stellte 1894 Versuche an über die desinfizirende Kraft der Sonnenstrahlen. Er setzte Leinwand, Wolle, Roßhaarkissen, Bettdecken ꝛc., welche mit Bakterien infizirt waren, den Sonnenstrahlen aus in der Art, wie das Sonnen des Bettzeugs üblich ist. Die oberflächlichen, durch die Sonne direkt getroffenen Schichten wurden schon nach vier Stunden völlig sterilisirt; im Innern der Kissen starben die Cholerabazillen bald ab, und nach fünftägiger Besonnung auch die Diphtheriebazillen. Verschiedene Eitererreger wurden indessen nicht geschädigt. v. Esmarch kommt auf Grund seiner Untersuchungen zu dem Schluß, daß das direkte Sonnenlicht stärker als 2 proz. Carbolsäure desinfizire, daß es aber der Dampfsterilisation an Wirksamkeit nicht gleichkomme.

Im bakteriologischen Laboratorium der Universität Bern wurde festgestellt, daß die Sonnenstrahlen auch die im Straßenstaub befindlichen Bakterien in ihrer Entwicklung hemmen oder direkt tödten. Prof. Buchner in München stellte mit in Wasser aufgeschwemmten Typhusbazillen, Eitererregern, Choleravibrionen und Fäulnißbakterien eine Reihe von Untersuchungen an und kam zu folgendem Urtheil: „Obwohl bei der Selbstreinigung der Flüsse und Seen außer dem Lichte noch andere Faktoren eine Rolle spielen, so muß doch der Einfluß des Lichtes gerade gegenüber den hygienisch in Betracht kommenden Bakterienarten (Typhus, Cholera, Fäulnißerreger) als der entscheidende angesehen werden. Die Selbstreinigung der Flüsse und Seen, soweit dieselbe in einer Abnahme der Zahl der lebenden Bakterien besteht, findet durch diese Thatsache ihre volle Erklärung." Buchner demonstrirte auf sehr elegante Weise den Einfluß des Lichtes auf die Bakterien. Er legte eine Kultur in einer flachen Glasschale an und bedeckte dieselbe mit einem schwarzen Papier, aus welchem einzelne Buchstaben herausgeschnitten waren. Das Licht konnte also nur durch diese Oeffnungen eintreten. Schon nach kurzer Zeit waren die Buchstaben auf der Kultur abgezeichnet, indem die beleuchteten Stellen keine oder eine geringere Bakterienentwicklung zeigten als die Umgebung.

Um zu zeigen, daß nicht die Wärmestrahlen der Sonne die Bakterien abtödten, sondern gewisse Lichtstrahlen, brachte Arloing seine Bakterienaufschwem-

mungen in plattgedrückte Gefäße und stellte dieselben auf Eis. Auch hier gelang die Sterilisation vollständig durch Beleuchtung mit elektrischen Lampen. Buchner bewies, daß die Wirkung des Lichtes im Wasser noch in einer Tiefe von zwei Metern genügend sei, Bakterien zu tödten, indem er seine Platten in Wasser versenkte.

Aeltere Aerzte kannten schon lange den Zusammenhang zwischen dem Lichte und gewissen Infektionskrankheiten. In Malariagegenden gelten für am meist gefährdet die Räume des Hauses, welche direkten Sonnenstrahlen nicht zugänglich sind. Arman gibt bei der Schilderung der Choleraepidemie zu Erfurt im Jahre 1866 höchst interessante Angaben über die Bedeutung des Sonnenlichtes. Er erwähnt ein Haus, das allen hygienischen Anforderungen Hohn sprach, das geringen Raum bot, aber doch von 116 Personen bewohnt war und trotzdem die geringste Sterblichkeit aufwies (nämlich 9 Proz. gegen 27 Proz.). Er glaubt die Ursache darin zu erkennen, daß das Haus nach Süden und Südwesten freilag und so der Sonne sehr zugänglich war. Prof. Mendelsohn citirt das alte Sprichwort: „Auf der Schattenseite hält der Leichenwagen dreimal so oft als auf der Sonnenseite," und Sonderegger hält die Ausdünstungen der Pontinischen Sümpfe bei Nacht für gefährlicher als bei Tage, wo die Sonne die Miasmen vernichte.

Die oben geschilderten Experimente lassen uns erkennen, daß diese Erfahrungssätze auf Richtigkeit beruhen. Ist es doch jetzt eine erwiesene Thatsache, daß das Sonnenlicht die meisten krankheitserregenden Mikroorganismen unter Umständen tödten kann.

VI.

In den vorhergehenden Kapiteln ist der Einfluß geschildert worden, den das Licht ausübt auf die Entwicklung des jugendlichen Körpers, auf Blut- und Stoffwechsel, Nerven und Gemüth. Es ist daher einleuchtend, daß das Licht bei mangelhafter Entwicklung, Rhachitis und Skrophulose der Kinder von heilendem Einfluß sein muß. Es ist interessant, daß Rosenbaum schon im Jahre 1835 dieselben Klagen über fehlerhafte Erziehung der Kinder vorbringt, die wir heutzutage so häufig hören. Er findet es durchaus unstatthaft, die Körperpflege zu vernachlässigen: „Indem man alles daran setzt, die geistige Entwicklung der Kinder ihrem Kulminationspunkt zuzuführen, betrachtet man die körperliche als einen hemmenden Ballast jener, dessen man sich so viel wie möglich entledigen zu müssen glaubt; leider wird man erst zu spät inne, daß, indem man sich ins Reich der Geister aufzuschwingen bestrebt, man unbemerkt in das der Schatten versunken ist." Er empfahl deßhalb bei diesen rhachitischen und skrophulösen „Schattenmenschen" das Sonnenlicht als Heilmittel zu benützen.

Uffelmann untersuchte den Gesundheitszustand der von der Stadt Rostock in Privatpflege gegebenen Waisenkinder und fand, daß zwölf davon an Skrophulose litten. Von diesen wohnten fünf in dunklen Hofwohnungen, vier in Kellerräumen und nur drei in Zimmern, wo die Sonne hinkam. Er sagt in seinem Handbuch der Gesundheitspflege: „Skrophulose ist hauptsächlich auf Lichtmangel zurückzuführen, da eine Verlangsamung des Stoffwechsels eintritt." Daß dies in der That der Fall ist, haben inzwischen die wissenschaftlichen Experimente bestätigt.

Auch Schreiber empfiehlt das Sonnenbad in der Kinderpraxis, und zwar bei jenen Krankheitsformen, bei welchen die Lebensprozesse unter dem normalen Niveau ablaufen, nämlich bei Schwächezuständen, bei Skrophulose, Atrophie und kümmerlicher Gesammtentwicklung ohne bestimmte Organleiden, bei Anämie, Hautkrankheiten und Knochenleiden. Bert führt an, daß die Alten kränkliche Kinder im Sommer halbnackt im Freien herumlaufen ließen, um so ihren Zustand zu bessern. Daß Bleichsucht und Blutarmuth eine Folge des Lichtmangels sein können, ist früher erwähnt worden.

Deichler spricht hierüber seine Anschauung folgendermaßen aus: „So lange die Mädchen klein sind, nicht zur Schule gehen, leicht und hellfarbig bekleidet sind, im Freien spielen, sind sie blühend. Wenn die Zeit der Freiheit dahin ist, werden sie in dichte, meist dunkle Kleider gesteckt, Lichtstrahlen vermögen durch diesen dunklen und dichten Schirm nicht zu dringen, das Blut wird nicht genügend erfrischt, allmählich entwickeln sich die Erscheinungen der Bleichsucht." Er empfiehlt deßhalb, den Kindern nicht bloß Eisen zu reichen, sondern auch den wohlthätigen Einfluß des Sonnenlichtes zuhülfe zu nehmen.

Guiseppi empfiehlt das Sonnenbad bei chronischen Gelenkaffektionen, Gelenkergüssen, Knochenauftreibungen 2c.

Im Jahre 1896 wurde in Kopenhagen mit staatlicher Unterstützung zum Studium der Wirkung des Lichtes als Heilmittel „Finsens medizinisches Lichtinstitut" gegründet. Statt Sonnenlicht wird dort wie in vielen Lichtheilanstalten elektrisches Licht verwendet, da die Sonne nicht jederzeit zur Verfügung steht.

Finsen machte seine Untersuchungen mit konzentrirtem Licht, aus dem die Wärmestrahlen ausgeschaltet waren. Er ließ zu diesem Zweck die Lichtstrahlen durch Wasser gehen, das mit Methylenblau gefärbt war, und sammelte sie vermittelst Linsen, welche die Lichtmenge ungefähr zwanzigmal verstärkten. So behandelte er Lupus vulgaris (Hauttuberkulose). Da indessen das Blut die chemisch wirksamen Strahlen absorbirt, das Licht also nicht tief genug in die erkrankten Hautstellen eindringen kann, machte er die Haut blutleer, indem er ein Glas auf die zu behandelnden Stellen drückte. An den behandelten Hautstellen entstand eine Entzündung oder Abschorfung; danach schwand die Erkrankung und hinterließ eine narbenlose, gesunde Haut. Lupusfälle von 5 bis 21 Jahren Dauer wurden so geheilt; ob allerdings ein Rückfall eintreten wird, kann nur die Zeit lehren. Jedenfalls erzielte Finsen mit seiner Behandlungsweise so günstige Resultate, daß er die Ueberzeugung ausspricht, die chemischen Strahlen im Sonnenlicht würden einmal eine große Rolle in der Heilkunde spielen.

Von großer Bedeutung ist die Einwirkung des Lichts auf Pocken; dieselben verlaufen in rothem Licht leicht und schmerzlos, ohne Narben zu hinterlassen. Dies war schon im Mittelalter bekannt, wurde aber wieder vergessen. Browne bestrich einem Pockenkranken die eine Hälfte des Gesichts mit gefärbter Gelatine und beobachtete, daß auf dieser Seite keine Narben entstanden. Bei einer Pockenepidemie des Jahres 1893 in Bergen brachten die Aerzte Lindholm und Svendsen die von Finsen vorgeschlagene Behandlung in Anwendung. Sie verhängten die Fenster der Krankenzimmer mit dicken rothen Decken und hielten so die chemisch wirkenden Strahlen des Lichts von dem Kranken ab. Die Hautgeschwulst verlor sich bei den Kranken bald, und die Blasen vertrockneten, ohne Narben zu hinterlassen. Svendsen machte einen Kontrolversuch. Er brachte einen Kranken, bei dem sich nur noch einige Bläschen an den Händen vorfanden, die übrigen aber eingetrocknet waren, aus dem rothen Licht in das gewöhnliche Tageslicht. Die Bläschen gingen darauf in Eiterung über und hinterließen Narben. So war also die Wirkung des Lichts auf die Pocken erwiesen. Aehnliche Berichte lieferten andere Aerzte.

Von der Anwendung des Lichts bei der Behandlung von Geisteskranken sehe ich hier ab. Von den Nervenkrankheiten werden geistige Abspannung, psychische Depressionszustände, reizbare Schwäche, Unruhe, Schlaflosigkeit, kurz alle jene krankhaften Erscheinungen des Nervensystems, welche man unter dem Sammelnamen Neurasthenie zusammenfaßt, durch Lichttherapie günstig beeinflußt. Uffelmann stellt sich dabei die Lichtwirkung folgendermaßen vor: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Licht, indem es den Körper trifft, einen Reiz auf die sensiblen Nervenenden ausübt, daß dieser Reiz auf diejenigen Nerven übertragen wird, welche die Zersetzungsvorgänge in den Zellen beeinflussen, und daß auf solchem Wege eine Steigerung des Stoffwechsels zustande kommt.“ Erfahrungsgemäß werden aber durch eine Erhöhung des Stoffwechsels verschiedene Nervenkrankheiten ganz auffallend günstig beeinflußt. Dasselbe ist der Fall mit den Folgezuständen verschiedener schwerer Erkrankungen in der Rekonvaleszenz. Da das Licht einen gesteigerten Ansatz an Muskelfleisch und erhöhten Verbrauch von Fett bewirkt, werden Sonnenbäder die Wirkung einer richtig geleiteten Entfettungskur unterstützen. Ueber günstige Erfahrungen hierin berichtet Lahmann. Derselbe verspricht überhaupt den Licht- und Luftbädern eine große Zukunft; er ist der Ueberzeugnug, daß dieselben eines Tages in jedem Sanatorium angewendet würden. Vielleicht bewahrheitet sich noch Sertümers Ausspruch aus dem Jahre 1829: „Unsre Wohnungen, besonders Hospitäler, Krankenhäuser 2c. werden einst bestimmt wie Treibhäuser eingerichtet werden, damit das Licht, selbst des Mondes und der Sterne ungehindert zutreten kann.“

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Enquete über die Frage der Zulassung der Realgymnasiasten zum juristischen Studium.** Wie jüngst ein lebhafter Streit entbrannt ist über die gleiche Frage in Bezug auf die Mediziner, so nun als unausbleibliche Konsequenz auch in Bezug auf die Juristen. Nachdem bereits Oberbürgermeister Dr. Adickes sich zum Führer einer im befürwortenden Sinne gehaltenen Petition an das preußische Staatsministerium gemacht und Prof. Dr. Gierke sich dagegen ausgesprochen, nachdem das preußische Herrenhaus sich mit der Frage beschäftigt hatte, war auch hier das Feldgeschrei gegeben zu einer in Form einer Enquete geführten Schlacht, zu der die „Deutsche Juristen-Zeitung“ das Terrain geliefert hat. Bis jetzt sind 14 Kämpfer auf den Plan getreten, darunter die ersten Vertreter juristischer Wissenschaft: Mommsen, Dahn, Stölzel, M. v. Seydel, Sohm. Sie Alle schließen sich dem von Gierke vertretenen Standpunkt an. Auch die Mehrzahl der befragten praktischen Juristen will von einer Aenderung nichts wissen. Nur vier bleiben somit übrig, die sich auf Adickes' Seite stellen, nebenbei bemerkt sind sie sämmtlich keine Professoren. Das Ergebniß ist also ganz ähnlich, wie wir es bei den Medizinern feststellen konnten. Auch die vorgebrachten Gründe für oder wider decken sich größtentheils mit den von den Medizinern angeführten. Beachtenswerth aber scheint es uns auch hier, daß selbst einige der auf konservativem Boden Stehenden mit den Ergebnissen der heutigen Gymnasialbildung nicht zufrieden sind. Dem Einen ist sie zu konservativ, dem Anderen zu fortschrittlich. Zu Jenen gehört Oberlandesgerichtspräsident Dr. Eccius (Kassel), welcher sagt: „Daß aber solche Kenntnisse auf einem umgestalteten Realgymnasium nicht in eben solchem Maße von dem Durchschnitt der Schüler erworben werden möchten, wie in den jetzigen Gymnasien, kann ich trotz eigener Vorliebe für den humanistischen Studiengang nicht vorhersagen. Es steht mit diesem Maße bei den gegenwärtigen Einrichtungen unsrer Gymnasien, wie der Durchschnitt unsrer Studenten zeigt, recht mäßig. Im letzten Examen, das unter meinem Vorsitz abgehalten wurde, stand ein Kandidat vor uns, der in drei Zeilen vier Worte aus dem zugänglichsten Wortschatz nicht kannte. — Und weiter: „Dazu möchte ich allerdings nicht rathen, für das Abiturientenexamen der Realgymnasien den Standpunkt einzunehmen, daß es nur bei ausreichenden Leistungen in allen Fächern bestanden werden, Kompensation nicht zugelassen werden können. Nach meiner Ansicht hat nichts die Gymnasien bei uns in gleichem Maße heruntergebracht, als das zeitweilige Festhalten an dieser Forderung, die den Primaner, der lernen müßte, frei und mit Lust zu arbeiten, nöthigte, sich vor allem mit dem zu beschäftigen, was ihn nicht interessirte, so daß die Prima zu einer Kraft und Geist erlahmenden Repetiranstalt gemacht wurde.“ — Dagegen sieht F. Dahn die Schulreform als Hauptursache dafür an, „daß wir Professoren der Rechte, der Geschichte, der Philosophie, der Philologie auch bei den von den humanistischen Gymnasien Kommenden nicht nur viel geringere Kenntnisse im Latein — sie können oft das Corpus juris nicht richtig lesen, nicht wörtlich übersetzen![1]) — und im Griechischen finden als früher — auch das wurde durchaus nicht erreicht, was man hoffte: nämlich vermöge Herabsetzung der auf jene Sprachen verwandten Zeit eine Hebung der allgemeinen Bildung: das Gegentheil ist eingetreten.“ — Ganz ähnlich sprechen sich die beiden Berliner Nestoren der Rechtswissenschaft, Th. Mommsen und A. Stölzl, aus. Ersterer sagt: „Wie unvollkommen auch die Kenntniß der alten Sprachen vielfach in unsern humanistischen Gymnasien praktisch erreicht wird, hier ist sie möglich und auch jetzt noch eine Realität.“ — Und in dem gleichen Sinne auch Stölzel: „Zum handwerksmäßigen Betriebe der Rechtsprechung und Rechtsverwaltung möchte allenfalls eine Ausbildung im Griechischen entbehrlich sein, wenn der künftige Jurist so bescheidene Ansprüche an sich stellt, daß er kein Bedenken trägt, täglich beim befreundeten Philologen oder beim befreundeten „Fremdwörterbuch“ Anlehen zu machen. Von einem Forschen im Rechte, von einer Wissenschaft des Rechts würde aber schwerlich mehr die Rede sein können. Die Scheidewand zwischen Rechtsgelehrten und Rechtspraktikern ließe sich nicht höher aufrichten, als durch eine hier ausschließlich für juristische Theoretiker, dort ausschließlich für juristische Praktiker bestimmte Erziehung und Lehre. Schon jetzt ist ein bedenkliches Sinken der klassischen Bildung in den alten Sprachen bei unserm juristischen Nachwuchs wahrzunehmen. Die Beseitigung des Unterrichts im Griechischen würde meines Erachtens die Rechtswissenschaft und damit den Juristenstand merkbar herabdrücken; kehren wir nicht zur Dürre der Jurisprudenz jener Zeit zurück, in der es hieß: graeca non leguntur.“ — Auch der Leipziger Prof. Dr. Wach betont die Nothwendigkeit der historischen im Gegensatz zu der formalen Schulung: „Nothwendig ist die historische Schulung, das Verständniß für die Würdigung unsres Staats- und Rechtslebens. Und dafür ist, wie sattsam bekannt, das Latein unentbehrlich. Schon jetzt lassen die Resultate der Gymnasialbildung nicht selten unbefriedigt. Und energisch muß betont werden, daß das Latein nicht nur als Sprache, als Mittel der Geistesdressur und als Hülfsmittel für das Aneignen moderner Sprachen zu erlernen ist, sondern als das Mittel für die Vertiefung in die Geschichte und den Geist des Alterthums, das uns den Schatz seines Rechtes vererbt hat.“ — Schließlich sei noch eine beherzigenswerthe Aeußerung des Senatspräsidenten beim Reichsgericht Dr. Frhrn. v. Bülow angeführt, weil sie auffallend an eine ganz ähnliche Aeußerung eines Mediziners erinnert: „Ueberall und auf allen Gebieten, sowohl der Geisteswissenschaften wie nicht minder auch der Naturwissenschaft, steht die deutsche Wissenschaft obenan, in allen Annalen der Wissenschaften finden sich die ruhmvollen Namen der deutschen Gelehrten, die aus den Gymnasien hervorgegangen sind. Widerlegen solche Ergebnisse nicht die Angriffe, die von den sogenannten praktischen Leuten — das heißt den Banausiern, die Kunst

---

[1]) Als Kuriosum führt Geh. Rath Dahn in einer uns von ihm zugehenden handschriftlichen Notiz zu seinen Ausführungen an, daß kürzlich ein Student in der Referendarprüfung nicht einmal die Worte „ne conditio diligentioris pejor fiat!“ übersetzen konnte.

und Wissenschaft nur so weit gelten lassen, als sie „praktischen" Nutzen gewähren — gegen die Gymnasialbildung erhoben werden? Verschwiegen darf jedoch nicht werden, daß die Angriffe eine Erklärung und theilweise Rechtfertigung finden durch die oftmals in neuerer Zeit sich geltendmachende geistlose Methode des klassischen Unterrichts. Anstatt die Lektüre der alten Dichter und Schriftsteller so zu betreiben, daß dem Schüler der griechische Geist verständlich wird, daß er ihn mit Begeisterung erfaßt und an ihm sich bildet, bringen manche Lehrer die Schüler zur Verzweiflung durch übertriebene Grammatikalia, durch die Konjekturen, Lesarten und derartigen Krimskrams, der für gelehrte Philologen, aber nicht für Schüler paßt und ihnen die Lektüre der alten Schriftsteller verleidet. Hierin möge man bessern, aber nicht die Ausschließlichkeit der humanistischen Vorbildung für das Studium der Geisteswissenschaften preisgeben!" — Diese Meinungsverschiedenheit über die Ursachen bei übereinstimmender Klage über die Thatsache gibt immerhin zu denken und beweist, daß irgend etwas an dem heutigen Gymnasium nicht in Ordnung ist. Schließlich aber dreht sich auch hier die ganze Frage nicht so sehr um die Losung, ob Gymnasium oder Realgymnasium, sondern um die, ob gutes Gymnasium oder schlechtes Gymnasium!

* In der Beilage Nr. 11 zum „Literarischen Centralblatt für Deutschland" (begründet 1850 von Friedrich Zarncke) 51. Jahrgang Nr. 22 veröffentlicht der bekannte Literarhistoriker Adolf Bartels einen bedeutsamen Hebbel-Fund mit folgenden Worten:

„Mir wurde vor kurzem ein noch unveröffentlichtes Stammbuchblatt Hebbels zugesandt, das die Stimmung einer bisher noch ziemlich dunklen Periode seines Lebens aufhellt und einen über seinen Umfang hinausgehenden biographischen Werth beanspruchen darf. Es ist in den ebenso deutlichen wie charakteristischen Zügen der Hebbel'schen Schreiberhand geschrieben und lautet wie folgt:

Wie vollgehaltig scheint das Leben!
Und dennoch ist's ein eitles Spiel!
Es kann dem Menschen nimmer geben,
Und nehmen kann's dem Armen viel.
Doch darf er sich zum Trost gestehen:
Ich bin nicht wie im Meer der Kahn —
Ich kann durch mich nur untergehen,
Und nie durch meine rauhe Bahn!

Bei Erblickung dieser Zeilen, liebe Emilie, erinnere dich eines Freundes, den du früher zu oft gesehen hast, als daß du ihn allzuschnell vergessen könntest.

Wesselb. d. 11. Febr. 1835. Dein C. F. Hebbel.

Das Blatt stammt also aus der Zeit kurz vor dem Scheiden Hebbels aus Wesselburen, das (das Datum steht nicht fest) um den 1. März 1835 erfolgte, und ist ohne Zweifel für Emilie Voß geschrieben, die Tochter des Kirchspielschreibers Voß in Wesselburen, jene Emilie, die Hebbel (vergl. das biographische Fragment „Meine Kindheit") von seinem vierten Jahre an geliebt hat, ohne daß er jedoch je zu ihr wie zu ihrer jüngeren frühverstorbenen Schwester Doris in nähere Beziehungen getreten wäre. Kuh schreibt über die Stimmung Hebbels in dieser Zeit: „Er wird ernst und schwermüthig vorwärts, nachdenklich hinter sich geschaut haben"; nun wissen wir es bestimmt, wie er empfand.

Ich kann durch mich nur untergehen,
Und nie durch meine rauhe Bahn —

Der ganze Hebbel steckt in den Versen: Er wußte, was ihm bevorstand, aber er erkannte ganz deutlich, daß der Kampf in ihm gefährlicher sein werde, als der mit der Welt."

* **Straßburg.** Der Lektor der englischen Sprache an der hiesigen Universität, Dr. John Robertson, hat, wie der „Frkf. Ztg." berichtet wird, den kürzlich erhaltenen Ruf an die nordamerikanische Universität Ann Arbor im Staate Michigan abgelehnt.

* **Bonn.** Der Privatdozent Prof. Dr. Eberhard Rimbach ist zum Abtheilungsvorsteher am Chemischen Institut der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Berlin.** Der Direktor des Verwaltungsdepartements des Reichsmarineamts, Wirkliche Geheime Admiralitätsrath Ferdinand Perels, ist zum ordentlichen Honorar-Professor in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden. — Dem Dozenten des Türkischen am Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin, Dr. Karl Foy, ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden. — An der hiesigen Technischen Hochschule ist eine Lehrstelle für Untersuchung der pflanzlichen und thierischen Fette, Oele und Wachsarten, Mineralöle und übrigen Naphthaprodukte geschaffen und vom 1. Oktober ab dem Dr. Holde übertragen worden. Dr. Holde ist Vorsteher der Abtheilung für Oelprüfung an der mechanisch-technischen Versuchsanstalt.

oem. **Breslau.** Dem praktischen Arzt Dr. med. Paul Jensen hierselbst ist auf Grund seiner Habilitationsschrift „Das Hauptproblem der Physiologie" die venia legendi als Privatdozent für Physiologie in der medizinischen Fakultät ertheilt worden. — Der ordentliche Professor in der philosophischen Fakultät, Dr. phil. Ulrich Wilcken, hat den an ihn ergangenen Ruf als Ordinarius für alte Geschichte an die Universität Würzburg angenommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. J. Goldstein: Bevölkerungsprobleme und Berufsgliederung in Frankreich. Berlin, Guttentag 1900. — Illustrirter Führer im Gebiete der Staatseisenbahnen. Heft 1: Oberammergau. Regensburg, Wunderling 1900. — „Junge oder Mädchen?" Berlin, Wedekind. — Das neue Gymnasium. Wiesbaden, Kunze's Nachf. 1900. — L. u. C. Schroeter: Taschenflora des Alpen-Wanderers. 7. vollst. umgearbeitete und verm. Auflage. Zürich, Raustein. — K. Penka: Die ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten. (Separatabdruck aus Bd. 30 der Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.) Wien 1900. — K. Bleibtreu: Strategische Taktik der Schlachten. Zürich u. Leipzig, Schroeter 1900. — R. Bardi: Most. Gedichte. Leipzig, W. Friedrich. — H. Marcus: Das Frühlingsglück. Geschichte einer ersten Liebe. Dresden u. Leipzig, Pierson 1900. — C. Debuysère: Die Klavierdilettanten. Leipzig, Merseburger 1900. — L. Wolff: Goethe-Bund contra Byzantinismus. Berlin, Dressel 1900. — B. Wagener: Unter dem vierfarbigen Banner. Ein Roman aus dem Goldlande Transvaal. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. — Dr. E. Jonas: Heilbarkeit der Kurzsichtigkeit und ihre Behandlung. Liegnitz, Seyffarth 1900. — M. Graf: Wagner-Probleme und andere Studien. Wiener Verlag. — H. Bahr: Secession. Ebd. — M. Freiin v. Wallersee: Eine arme Königin. Berlin, Fontane u. Co. — Fr. Fürst Wrede: Die Goldschilds. Kulturgeschichtlicher Roman. Berlin, Hofmann u. Co. — J. Lie: Maisa Jons. Deutsch v. Janensch. Leipzig, Gracklauer 1900. — J. M. Förster: Prinz Ludwig von Bayern. 2. verm. Aufl. München, Pohl 1897. — Ad. Wilbrandt: Feuerblumen. Stuttgart, Cotta 1900. — F. v. Hornstein: Don Juans Höllenqualen. Drama. Ebd. 1900. — G. Hirth: Ideen zu einer Enquete über die Unersetzlichkeit der Mutterbrust. München 1900. — Deimling: Die Kolonie Kiau-tschou in den ersten beiden Jahren ihrer Entwicklung. Vortrag. Berlin, Reimer 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 21. Juni. Nummer 139.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die Malerei der Alten im Gesichtswinkel der Modernen.

In unsern Kunstanschauungen äußert sich auf allen Gebieten ein vielbesprochener Wandel, und das Merkmal der Gesundheit: die Selbständigkeit ist den verschiedenartigsten Aeußerungen aufgeprägt. Im ganzen 19. Jahrhundert herrschte in den sogenannten Laienkreisen eine beklagenswerthe Unlust, wohl auch Furcht, sich in sachlich begründetem Urtheil über Fragen der Kunst zu äußern. Besonders in den letzten Dezennien griff es immer weiter um sich, daß selbst geistig sehr hochstehende, universell gebildete Männer sich durchaus nicht zu scheuen brauchten, wenn sie ihre Unkenntniß und Verständnißlosigkeit in künstlerischen Dingen offen eingestanden. Diese Indifferenz war mit das traurigste Kennzeichen dafür, daß im Reiche der Kunst etwas faul war, und umgekehrt scheint es mir ein sehr erfreuliches Zeichen von Wiedergenesung zu sein, daß jetzt von allen Seiten her, auch aus den Laienkreisen, sich eine rege Mitarbeiterschaft an all den hier einschlägigen Fragen ankündigt. Damit sind gewiß manche Uebelstände verbunden, aber man wird auch für unser Gebiet den Grundsatz des Solon gelten lassen dürfen, daß parteilose Gleichgültigkeit der schlimmste aller Fehler ist. Von diesem Standpunkt aus wird man wohl auch den sogenannten unberufenen Eindringlingen das Wort gönnen dürfen; denn die Diskussion kann hier nur aufklärend wirken.

Nur sollte man glauben, daß die Wissenschaft der Kunstgeschichte von solcher Konkurrenz unberührt bliebe. Ihre Aufgabe ist die Erforschung der alten Kunst und es galt als ein Axiom, daß über diese nur die Gelehrten mitsprechen dürften, nicht einmal den Künstlern gestand man hier die volle Kompetenz eines sachverständigen Urtheils zu. Das Verhältniß war, wie man sieht, recht einseitig, allerdings war es geschichtlich gut begründet und darum darf an dieser Thatsache keine böse Kritik geübt werden. Die Kunstwissenschaft hatte die schöne, aber so sehr schwere Aufgabe übernommen, wieder zu ordnen, was im Laufe der Jahrhunderte unklar geworden war, sie hatte verschüttete Wege wieder gangbar zu machen, verödete Monumente wieder auszugraben und die vergessenen Beziehungen zwischen den einzelnen Meistern und Schulen wieder aufzudecken. Das war eine harte Arbeit, an der sich nur diejenigen betheiligen konnten, denen die Wissenschaft das nöthige Material an die Hand gab. Es war dabei nothwendig, den so logisch und konsequent entwickelten Organismus der Kunst in zwei Theile zu spalten, in den der alten und der noch lebenden. Dadurch hat man freilich das Verständniß für beide in mancher Hinsicht auf das schmerzlichste geschädigt und es wird wohl nicht ungerecht sein, wenn man auf Rechnung dieser unheilvollen Scheidung einen Theil der Uebelstände setzt, die die Entwicklung der Kunst des 19. Jahrhunderts betroffen haben. Aber diese künstliche Theilung ist nun einmal nicht zu vermeiden gewesen und die Wissenschaft war gezwungen, mit solchen Hülfsfaktoren zu operiren: es sei also darüber nicht geklagt. Jedoch dürfen wir uns freuen, daß diese Hülfsfaktoren jetzt allmählich ausgeschaltet werden können. Die Kunstwissenschaft hat wieder Fühlung mit dem Leben gewonnen. Sie hat den Laien durch die im ganzen doch sehr sauber herausgearbeiteten Resultate ihrer Thätigkeit, die fast ein Jahrhundert lang in Anspruch nahm, in den Stand gesetzt, seinerseits sich mit einiger Freiheit und Unbefangenheit in den Hallen der alten Kunst zu bewegen. Das ist ein sehr schöner Fortschritt.

Vor kurzem erschien ein Buch, das hierüber ein beachtenswerthes Zeugniß ablegt: Die Kunst der Alten im Gesichtswinkel der Modernen, verfaßt von Hugo v. d. Palten.[1]) Es sei ohne Malice gesagt und ohne Mißgunst aufgenommen: der Titel ist das Beste an diesem Buch. Aber es scheint mir wirklich ein Verdienst zu sein, daß in diesem Titel so klar hingewiesen wird auf die Möglichkeit, die Kunst unsrer Vorfahren ebensogut von unserm Standpunkt aus zu betrachten, wie wir fast alle anderen Aeußerungen ihres Lebens und Geistes an den heute herrschenden Begriffen und Zuständen messen. Wenn aber gar ein „Laie“ sich die Kraft zutraut, an der Lösung eines so schwierigen Problems mitzuarbeiten, so werden wir, ganz abgesehen davon, ob sein Versuch gelingt oder nicht, in dieser Thatsache an sich schon ein schönes Symptom dafür erblicken, daß die Ergebnisse der Kunstwissenschaft beginnen, in das Bewußtsein unsrer Nation einzudringen. Das Schwerste ist immer der erste Schritt. Um zu ermessen, welche Bedeutung diesem Symptom zuzuerkennen ist, müssen wir uns erinnern, daß Paltens Vorgänger — innerhalb der deutschen Literatur — mehr als 100 Jahre alt ist. Seit Georg Forsters „Ansichten vom Niederrhein“ u. s. w. im April, Mai und Juni 1790 hat sich Niemand, der nicht entweder zur Kunst oder zur Wissenschaft oder aber, wie Fiedler, zur Aesthetik gehörte, mit Erfolg an die schriftliche Behandlung von Fragen aus dem Gebiet der alten Kunst mehr gewagt. Im 18. Jahrhundert durfte wohl noch Niemand Anspruch auf universelle Bildung erheben, der in Bezug auf Kunst nicht wenigstens über einigermaßen feste Anschauungen und Kenntnisse verfügte. Die eingangs geschilderte Misere, die besonders am Ende des 19. Jahrhunderts in unsern gebildeten Kreisen herrschte, war damals noch nicht vorhanden.

An des Geographen Forster Ausführungen über Kunst ist gewiß sehr vieles unhaltbar und verkehrt, aber man suche, um bei seinem Spezialgebiet stehen zu bleiben,

[1]) Bei Pierson in Dresden.

unter den heutigen Naturforschern einen, der Lust hätte, sich an die detaillirte Beschreibung einer Galerie zu wagen, wie die damalige Düsseldorfer gewesen ist, die doch die Grundlage der Münchener Pinakothek bildet. Gewiß haben Helmholtz und Henke ganz hervorragende Beiträge zum Studium der Kunst geliefert: aber nur von ihrem speziellen wissenschaftlichen Standpunkt aus: der Eine als Physiker, der Andere als Anatom; rein kunsthistorisch und ästhetisch haben sie nicht gesprochen, wie das Forster eben doch gethan hat.

Wenn oben gesagt wurde, daß an Paltens Buch das Beste der Titel sei, so muß der Gerechtigkeit halber zunächst beigefügt werden, daß es ein erster Versuch ist, der erneuert werden soll, wenn der Verfasser die Erfahrungen verarbeitet hat, die er mit der ersten Auflage machen wird. Wie uns seine Arbeit vorliegt, soll sie nicht viel mehr als ein Fühler sein, und deßwegen sei hier nicht auf die allerdings sehr zahlreichen Schwächen eingegangen. Es sei nur mit der gebührenden Anerkennung hervorgehoben, daß Palten eine große Reihe neuer und feiner Bemerkungen über einzelne Künstler macht. Indem er nämlich nicht eine fortlaufende Geschichte der alten Malerei gibt, sondern die meisten der heute noch genannten alten Meister in aphoristischer Weise bespricht, behält er sich das Recht vor, sein Urtheil über die verschiedenen Künstler in kurzen Sentenzen zu äußern, die in der Regel selbständig erdacht und oft sehr bemerkenswerth sind. Wenn er z. B. bei Fra Bartolomeo die Einschränkung macht, daß dessen Werke doch recht akademischer Natur seien, so scheint mir Palten, so sehr er sich im Gegensatz zu der landläufigen Ansicht befindet, doch den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben; man möchte nur das eine wissen, ob nicht A. Bayersdorfers geistreiches Wort, Fra Bartolomeo sei der geborene Akademiedirektor gewesen, auch zu ihm gedrungen sei. Oder aber, wenn Palten bei Leonardo da Vinci sagt, daß diesem jeder Effekt fremd war, der auch nur um Handbreite über die durch den Stoff gebotene Wirkung hinausging, so gibt er freilich im Wesen nichts neues, zwingt aber unser Urtheil über den rätselhaften Meister durch die glückliche Form dieses Ausspruchs zu mehr Maß und Klarheit, als gewöhnlich der Fall sein mag. Vortrefflich sind seine allgemeinen Ausführungen über den Streit, der in neuester Zeit über den inneren Werth von Raffaels Kunst geführt wird. So sehr Palten den Künstler bewundert und so wenig er die jetzt vielfach anzutreffende Geringschätzung seiner Wirksamkeit billigt, so macht er dessen Verehrern doch den sehr berechtigten Vorwurf, daß sie in ihren Vertheidigungsschriften meistens durchaus nicht genügend positiv sind. Wenn er dann später bei Murillo noch einmal auf Raffael zu sprechen kommt und diese beiden Hauptvertreter der katholischen Kunst miteinander vergleicht, so weiß er in klaren Worten darzuthun, daß Raffael von dem halbheidnischen Element der päpstlichen Renaissance viel zu sehr beeinflußt war, als daß er in Hinsicht des reinen Ausdrucks katholischer Ideen nicht von Murillo noch übertroffen würde. Bei Rembrandt erfreut uns der Satz, daß es keinen Meister gibt, den die Entwicklung der gesammten Kunstgeschichte im Interesse ihres Aufbaues so schwer missen könnte, als eben Rembrandt. Geistreich ist auch die Parallele zwischen diesem und Correggio. Palten sagt auf Seite 283: „Während bei den Italienern (die Nacht von Correggio, die Grablegung von Tizian) die Empfindung des gelungenen Effektes beim befangenen Zuschauer stets vorherrscht, werden wir bei Rembrandts Bildern auf den guten Kern der Handlung hingeführt und das technische Licht erscheint gleichzeitig als das geistige Licht, das uns das Dargestellte sofort veranschaulicht und dem Verständniß näher bringt." Leider stehen den einzelnen werthvollen Bemerkungen noch viel mehr offenkundige Fehler und schlimme Flüchtigkeiten gegenüber, so daß Paltens Buch mit Vortheil nur derjenige benützen kann, der kunsthistorisch gut gerüstet ist. Aber der mag ihm dann auch manchmal für eine lebendige Anregung recht dankbar sein. Es ist nun gewiß ein schönes Zeichen für die Erstarkung des Kunstsinnes in Laienkreisen, daß ein Mann, der weder Künstler noch Kunsthistoriker von Fach ist, ein solches Buch schreiben konnte.

Was den Titel betrifft, so hat Palten im vorliegenden Fall weit mehr versprochen als gehalten. Er kommt zwar oft genug auf die moderne Kunst zu sprechen, aber unternimmt eigentlich nirgends den Versuch, ihre Leistungen und Ideen zum Maßstab für die alte Kunst zu machen. Solch ein Unterfangen klingt ja eigentlich auch ein wenig vermessen, aber Palten hat nun einmal im Titel zugesagt, daß er sich an die heikle Aufgabe machen wolle, und so sei es gestattet, ihn hier eigens daran zu erinnern. Das Unternehmen sieht ohnehin bedenklicher aus, als es wirklich ist. Ein paar Vorurtheile müssen allerdings beseitigt werden, die übrigens schon seit langer Zeit schwer erschüttert sind, und dann wird es sich ohne Mühe darthun lassen, daß die vielverlästerte Kunst des 19. Jahrhunderts nicht nur vereinzelte große Meister hervorgebracht, sondern leistungskräftige, allgemeine Bewegungen ausgelöst hat, die sich ganz normal aus der älteren Kunst ergaben. Das böse Wort, daß das 19. Jahrhundert den Zusammenhang mit der alten Kunst verloren habe, wird sich leicht als unrichtig erweisen lassen, wenn auch die Thatsache zu Recht bestehen bleibt, daß eine Zeitlang die technischen Fertigkeiten so gut wie verschwunden waren. Die Vortheile, die eine solche Untersuchung bringen würde, sind kaum zu hoch anzusetzen. Vor allem darf man hoffen, daß das Publikum sich aus der Reserve gegenüber der modernen Kunst herausbegeben würde, in die es ohnehin gewissermaßen nur gescheucht worden ist und daß es die unbefangene Freude an den Leistungen unsrer lebenden Künstler gewinnen würde, die man ihm aus mehr oder weniger guter Absicht, jedenfalls aber mit Gewalt ausgetrieben hat, indem immer von der ewig unerreichbaren Höhe der alten Kunst gesprochen wurde. Die Ungerechtigkeit, unabläßig den Maßstab einer, ob höheren oder nicht höheren, jedenfalls aber durchaus anders gearteten und also zum Vergleich nicht ohne weiteres geeigneten Kunst an unsre heutige anzulegen, war höchst unpädagogisch und hat mit Nothwendigkeit zu einer gewissen Muthlosigkeit führen müssen.

Aus dem letzten Satz ergibt sich nun eine Konsequenz, die unbedingt konstatirt werden muß, zumal sie manchen Künstlerkreisen sehr unbequem ist. Wenn die Modernen sich nicht gern nach den Alten beurtheilen lassen, so ist es umgekehrt auch durchaus unzuläßig, die Alten rücksichtslos danach zu beurtheilen, daß ihnen jene Elemente fehlen, die ihnen die Modernen voraushaben: die reichere und oft auch pikantere Nuance, die schärfere Erkenntniß der Wahrheit und endlich die ungebrochene Selbständigkeit. Es wäre nicht angebracht, die Erfahrungen unsrer Zeit zu etwas anderem zu benutzen, als zur gerechteren und vor allem zur neutraleren Einschätzung der alten Kunst. Darüber darf man sich aber kein Hehl machen, daß die Objektivität der kunstgeschichtlichen Methode sehr leicht zur Ungerechtigkeit führt, weil sie ihre Resultate eben immer wieder mit ästhetischen Urtheilen verbindet, und wie wenig ausgearbeitet die Skala unsres

ästhetischen Wortschatzes ist, das weiß man zur Genüge. Was die eigentliche kunstgeschichtliche Forschung über die Entwicklung der einzelnen Stile und Personen erkennt, das bleibt allerdings ein objektiv gefundenes und darum gesichertes Gut; aber wie schwer ist es möglich, bei der Charakterisirung der Phasen sich der Qualifikation des künstlerischen Werthes zu enthalten. Neben die kühle historische Auseinandersetzung tritt immer wieder das subjektive Element des Geschmackes, und das ist vom Uebel, selbst wenn der Geschmack sicher und gut ist. Die ruhige und beruhigende Klarheit der rein historischen Darlegung leidet darunter auf das empfindlichste. Wenn dann gar die ästhetische Beurtheilung, wie das auch vorkommt, nicht gerade vielseitig ist, dann treten jene unglückseligen Gleichheiten des Urtheils ein, die so überaus verhängnißvoll sind. Man nehme z. B. drei so grundverschiedene Meister wie Jan van Eyck, Velazquez und Paul Potter und lese die Charakterisirung ihres Stils auch bei guten und gründlichen Schriftstellern nach: sie werden alle Drei mit dem gleichen Enthusiasmus gepriesen und an allen Dreien wird gleichmäßig das rücksichtslose Naturstudium, die Vollständigkeit der plastischen Wirkung und die unerreichbare Treue in der Wiedergabe des Gesehenen hervorgehoben. Dieses Urtheil pflegt bei allen Dreien das Resumé der jeweilig vorausgeschickten Untersuchung zusammenzufassen, so daß sie sozusagen auf eine Linie nebeneinandergestellt erscheinen. Das war nun gewiß nicht beabsichtigt, denn Jedermann fühlt, daß Jan van Eyck und Diego Velazquez zu den ersten Meistern gezählt werden müssen, während Potter ihnen gegenüber wesentlich zurückgedrängt werden muß und außerdem welch ein Unterschied wieder zwischen Eyck und Velazquez! Trotzdem findet sich die Gleichmäßigkeit des Urtheils über die drei Maler fast überall. In dieser Hinsicht haben sich die modernen Künstler, dank ihrem im ganzen doch sehr ungemüthlichen Verhalten gegen die Kunstschriftstellerei, eine viel gerechtere Behandlung gesichert. Ein Kritiker von heutzutage darf z. B. die Naturalisten der verschiedenen Observanzen nicht mehr in einen Topf werfen. Daran ist freilich nicht nur der stetige und erbitterte Kampf der Künstler gegen die Kritik schuld, sondern auch der Umstand, daß das Publikum naturgemäß die heutigen Künstler doch wesentlich genauer kennt als die alten, auch seinerseits eine genauere Differenzirung verlangt und versteht. Bei der Behandlung der modernen Kunst ist es schon lange ein Hauptgesetz, daß Distanz zwischen den einzelnen Künstlern gehalten werde. Dieses Gesetz aber wird von der Geschichtschreibung der alten Kunst nicht genügend eingehalten eben zugunsten der so äußerlich behandelten Objektivität. Auch in dieser Hinsicht könnte die Parallele zwischen alter und neuer Kunst nur vortheilhaft wirken, wenn schon der wesentliche Gewinn doch der bleibt, daß die nur zeitweise nothwendige heute aber als unnöthig erkannte Zerlegung des Organismus der Kunstentwicklung in die zwei Theile der altmeisterlichen und neuzeitlichen Kunst aufhören würde. Im übrigen würde die Kunstgeschichte dabei nur einen ihrer obersten, allerdings auch noch nicht gar lang promulgirten Grundsätze befolgen, daß es in der Kunst nur Stilwandlungen, aber keinen Tod gibt.

Gleichzeitig mit Paltens Buch ist ein anderes über die alte Malerei erschienen, das zwar einen ganz neutralen Titel trägt, aber durch den Namen seines Verfassers wohl bei Vielen die Hoffnung erweckt haben wird, daß die Prinzipien der modernen Kunst als Maßstab für den Werth der alten benutzt werden. Richard Muther ist wieder mit einem geschlossenen Werk vor das Publikum getreten.[2]) Es ist selbstverständlich, daß die vor eingen Jahren so viel erörterte Muther-Frage nun aufs neue aufgeworfen wird und es steht zu erwarten, daß heute das Urtheil klarer ausfalle als damals, wo Volbehrs Schrift sich so heftig gegen Muther gewendet hatte, allerdings mehr noch gegen dessen persönliches Auftreten als gegen die allgemeine wissenschaftliche Bedeutung der berühmten und dann so berüchtigten Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts. Das Urtheil der Fachleute war eigentlich nicht gar so schlimm ausgefallen. Man stellte sich auf einen versöhnlichen Standpunkt und ließ dem so schwer Angegriffenen Zeit, sich durch eine neue Schrift zu rehabilitiren, bereit, die Sünden des älteren Werkes zu verzeihen, wenn nur das neue tüchtig sein würde. Dieser Standpunkt scheint mir noch immer der richtige zu sein, nur wird man auch jetzt noch Muthers Rehabilitation abwarten müssen; denn die vorliegende Arbeit ist so flüchtig, zeugt so sehr von einer schwer zu erklärenden Unkenntniß der neueren Forschung und hält sich vor allem so sehr an längst antiquirte Formen der anekdotischen und kulturgeschichtlichen Darstellungsweise der Kunstgeschichte, daß sie eine eingehende Würdigung gar nicht verdient, natürlich abgesehen von dem bekannten Elan der Schreibart Muthers, die gewiß nicht ohne Verdienste ist.

Die Thatsache nun, daß der gewandteste und erfolgreichste Vertreter der modernen Kunstanschauungen diesmal versäumt hat, die Konsequenzen aus seiner eigenen Lehre zu ziehen, obwohl er wußte, daß so Viele mit einer gewissen, aber sehr wohlwollenden Besorgniß seiner neuesten Publikation entgegensahen, wird wohl als ausreichender Grund gelten dürfen, wenn der Referent nochmal Muthers frühere Thätigkeit nachprüft. Es wird sich dabei verlohnen, auch die älteren Schriften ins Auge zu fassen. Da ist zunächst das große Werk über die deutsche Bücherillustration der Gothik. Das Urtheil derjenigen, die versucht haben, mit ihm zu arbeiten, geht so ziemlich einstimmig darauf hin, daß trotz des Umfangs die Schrift bedauerlich lückenhaft sei, und mit scharfer Kritik wurde die Sorglosigkeit bemerkt, mit der Muther sich der Resultate seiner Vorgänger bediente. Aehnlich lautete der Spruch über die große Sammelmappe, die der Geschichte des Holzschnittes gewidmet war; aber auch hier ließ man es gerne als Entschuldigung gelten, daß der riesige Stoff unmöglich in der kurzen Zeit bewältigt werden konnte, die dem damals ohnehin vielbeschäftigten Verfasser zu Gebote stand. Weniger hat man von dem Cicerone durch die alte Pinakothek gesprochen, und doch ist gerade dieses kleine Buch von besonderer Bedeutung für die Erkenntniß von Muthers Arbeitsprinzip. Der Cicerone ist mit der Schere gearbeitet und ist trotz reichlicher Literaturangabe doch recht verschwiegen in Bezug auf den Hinweis auf Muthers wirkliche Quellen. So beruht das Kapitel über die holländischen Maler zum größten Theil auf A. v. Wurzbachs Geschichte der holländischen Malerei, die im „Wissen der Gegenwart" erschienen ist. Obwohl nun Muther viele Stellen wörtlich in den Cicerone hinübergenommen hat, so erwähnt er das allerdings recht obskure Büchlein des Wiener Kunstschriftstellers nur einmal ganz flüchtig. Noch schlimmer als diese Verschwiegenheit aber ist es, daß er aus Wurzbach schönklingende Redensarten einfach herausnimmt, um sie in anderem Zusammenhang wieder zu verwenden. So schreibt Wurzbach S. 122 von Netscher: Nach dem Jahre 1668 werden

[2]) R. Muther, Geschichte der Malerei, fünf Bände, bei Göschen. Leipzig 1900.

sein Fleisch rosig, seine Farben unharmonisch und seine Produktionen tragen alle jene Fehler im Keime zur Schau, deren Fortwuchern die Kunst des 17. Jahrhunderts erstickte. Muther aber, der über diesen Künstler nicht zu schreiben hatte, fand doch die Form des Urtheils recht brauchbar und wendet sie auf einen ganz Anderen an, auf Eglon van der Neer und schreibt mit leiser Abänderung S. 170 über diesen: das Fleisch ist zu rosig, die Farben unharmonisch und seine beiden Bilder tragen bereits jene glatte Geleckheit zur Schau, die am Schluß des Jahrhunderts zur Manier erstarrte. Daß wir es trotz der Verschleierung hier mit einem Plagiat aus Wurzbach zu thun haben, zeigt der Vergleich mit dessen Urtheil über den Landschafter Wynants: Wurzbach schreibt S. 162: Wenn van Goyen die Landschaft gewissermaßen von der Ferne betrachtete, sie mit kecken Strichen hinzeichnete und die Farbe so auftrug, daß sie in der Nähe besehen, ein kaum entwirrbares Farbengebräu bildet, so tritt bei Wynants gerade das Gegentheil ein; er sieht die Landschaft in unmittelbarer Nähe an, individualisirt sie nach seiner Weise und malt gewissermaßen mikroskopisch. Muther aber schreibt S. 181 über Wynants: Während jene Künstler die Landschaft gewissermaßen aus der Ferne betrachteten, sie mit kecken Strichen hinzeichneten, sieht Wynants die Landschaft in unmittelbarer Nähe an und malt gewissermaßen mikroskopisch. Man sieht, daß es im allgemeinen Muthers System war, sich nach Lateinerart eine Blüthenlese schöner Phrasen aus den Schriftstellern zusammenzustellen und sie gelegentlich zu verwerthen. Und zwar that er das nicht allein, wie von ihm zu seiner Entschuldigung angeführt wurde, um seine große Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts, die doch keine rein wissenschaftlichen Zwecke verfolgte, lesbarer zu machen, sondern auch in jenen Fällen, wo man von ihm sein eigenes Urtheil als Kunsthistoriker hören wollte. Es ist nun nicht mehr an der Zeit und jedenfalls ist hier nicht der Ort, das Hauptwerk Muthers genauer auf Plagiat zu untersuchen; man weiß ja, daß die Fälle, wo er sich fremdes Gut skrupellos aneignete, viel häufiger sind, als bei der Veröffentlichung von Volbehrs Schrift angenommen worden ist: es hat sich hier darum gehandelt, zu zeigen, daß auch Muthers übrige Arbeiten unselbständig und unvollständig in der Quellenangabe sind. Dadurch rückt meines Erachtens seine Geschichte der modernen Malerei in ein anderes Licht. Man nahm bis jetzt gewöhnlich an, daß es sehr verzeihlich sei, wenn ihm bei dem ungeheuren Material, das er ohnehin vielfach nicht anders als aus zweiter oder dritter Hand bekommen konnte, mitunter oder sogar häufig etwas menschliches passirt sei. Es bleibt vielmehr der Vorwurf auf ihm lasten, daß er systematisch und gewohnheitsmäßig mit Citaten ohne Gänsefüßchen arbeitet, und zwar auch dann, wo ihm keine höhere Zweckmäßigkeit als Entschuldigung dienen kann.

Diese Gewohnheit ist nun freilich nicht schön, und sie ist umsoweniger schön, als Muther sehr salopp beim Abschreiben verfuhr, aber trotzdem stimme ich ohne Rückhalt Jenen bei, die sein Werk für eine höchst verdienstvolle That hielten. Die rege Betheiligung der Laienkreise am eigentlich modernen Kunstleben wäre ohne ihn wohl nicht denkbar. Sein Buch bildet eben trotz aller Schäden einen der wichtigsten Faktoren in der Entwicklung unsrer Kunst. Wir schulden ihm den größten Dank.

Wenn ich nun dieses Verdienst ohne Einschränkung zugebe, so darf ich wohl hoffen, daß die nachstehende Ausführung nicht für hämisch gehalten werde. Wir müssen Muthers Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts noch weiter untersuchen; denn sie ist in ganz anderer Hinsicht ein außerordentlich merkwürdiges Problem. Derselbe Mann, der durch seine blendende Darstellungskunst so Vielen das Verständniß dafür eröffnet hat, daß die sogenannte „Moderne“ auch ihre Berechtigung hat, verstand selbst nicht gar viel von dem Wesen der modernen Kunst, und sein Buch besitzt lediglich die ephemere Bedeutung, Anregungen der schönsten Art gegeben zu haben. Wenn es aber möglich wäre, diese drei Bände zu vernichten, so würde das ein wahres Glück sein; denn sie sind rasch veraltet und beginnen jetzt eben so sehr zu schaden, wie sie früher genützt haben. Man darf sich vor allem nicht darüber täuschen, daß es dem aus den verschiedensten Feuilletons und Einzelartikeln zusammengestellten Werk an Einheitlichkeit der Auffassung fehlt und auch fehlen muß, daß ferner einerseits die Klarheit des Aufbaues durchaus fehlt und daß Muther andrerseits in den zahlreichen Fällen, wo ihm über noch lebende Künstler kein gut durchgearbeitetes schriftliches Material vorgelegen ist, sich auf das Beschreiben der Bilder beschränken und nach einem recht oberflächlichen Eintheilungsschema vorgehen muß. Man kann sich am besten vielleicht darüber klar werden, wenn man ein wenig darauf achtet, wie ganz unorganisch die verschiedenen Künstler gruppirt sind. Wenn man nämlich seine Geschichte zur Hand nimmt, um seine Angaben über einen einzelnen Maler zu finden, so weiß man in der Regel nicht, in welchem Band man suchen soll. Im ersten Band schon werden noch lebende Künstler, wie Gabriel Max nud Menzel, behandelt, während der zweite in seltsam rückläufiger Bewegung mit der englischen Malerei und dem ganz unorganisch eingeschobenen Kapitel über die Zeichner wieder bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts zurückführt. Noch sonderbarer erscheint es, daß im gleichen Bande bei der Entwicklung der Landschaftsmalerei neben Schirmer, Achenbach, Preller und Lessing derjenige vergessen ist, der als wichtigster zu dieser Richtung gehört: Arnold Böcklin. Dieser tritt erst im letzten Bande auf, der doch dem Programm nach unsre über Böcklins Probleme — nicht persönliche Bedeutung — weit fortgeschrittene neuzeitliche Malerei behandeln sollte. Ganz widersinnig ist die Einreihung von Turner und Constable in die Anfänge unsres paysage intime. Diese beiden jetzt auch in Deutschland so viel genannten Maler haben jeder noch 25 Jahre im 18. Jahrhundert gelebt und sind ihrer ganzen Art nach nicht Begründer von neuen Ereignissen. Sie folgen vielmehr der langen Reihe der in die späte Rokokozeit gehörigen englischen Imitatoren altmeisterlicher Kunst als glänzender Abschluß zwar, jedoch unfähig zur Erzeugung neuer Probleme. Wenn dann im zweiten Band in drei aufeinanderfolgenden Kapiteln vom Realismus in Frankreich (Courbet), England (Präraffaeliten) und Deutschland (Menzel) gehandelt wird, so sieht das sehr wohlgegliedert aus, ist aber nicht viel mehr als ein Spiel mit schönen Titeln; denn wie die in Parenthese gegebenen Namen zeigen, werden in diesen drei Kapiteln ganz disparate Dinge behandelt. Abgesehen davon wundert man sich, daß der allerdings unerschöpflich reiche Menzel auch in diesem Band so ausgiebig zur Erzielung wirkungsvoller Gruppen herangezogen wird. Noch verwunderlicher ist es, daß im gleichen dem deutschen Realismus gewidmeten Kapitel Wilh. Diez, F. A. v. Kaulbach und Lenbach, die doch Alle mit Realismus sehr wenig zu thun haben, neben Leibl und Menzel ausführlich behandelt werden. Endlich aber ist für den, der die Gemälde von dem zusammenfassenden Standpunkt des Malenkönnens und malerischen Fortschrittes aus betrachtet, wie Muther das zu thun versprochen hatte, die Spaltung einer einzigen malerischen Richtung in die

Kapitel: das humoristische Anekdotenbild, das sozialistische Tendenzbild und die Dorfnovelle ganz inkonsequent. Durch solche Klassifizirungen stellt sich Muther selbst ein sehr fatales Dementi aus und er reißt in der That durch diese Kapitel das Wenige vom Aufbau seines Werkes ein, was von dem ursprünglichen Plan noch übrig geblieben war. Höchst inkongruent aber scheint es mir, daß der wichtigste und letzte Band, wo das Fazit aus der historischen Entwicklung gezogen werden sollte, plötzlich mit recht unsachgemäßen Einschiebseln kommt: das Kapitel über die ganz rückständige russische Malerei gehört gewiß nicht mehr hieher, ebensowenig die spanischen Geschichtsmaler und die englischen Klassizisten, z. B. Leighton. Warum dann wieder die älteren belgischen kommen; warum die älteren holländischen, dänischen, überhaupt die skandinavischen Maler erst so spät eingereiht werden, ist gar nicht erfindlich. Durchaus verkehrt und doch für die Beurtheilung entscheidend scheint mir endlich der sehr durchsichtige Appell an die „Gutgesinnten" zu sein, der plötzlich als den Schluß der ganzen künstlerischen Bewegung Europa's im 19. Jahrhundert den sogenannten deutschen Neuidealismus mit Stuck und Klinger setzt. Es ist hier ganz gleichgültig, wie hoch man den Werth dieser letztgenannten Künstler ansetzen will, jedenfalls stellen sie nicht den Abschluß, nicht einmal den vorläufigen Abschluß der Entwicklung der Malerei des 19. Jahrhunderts dar. Wenn dann gar der bei Muther unvermeidliche Menzel im letzten Satz als höchster Trumpf ausgespielt wird, so ist das nicht mehr als eine Phrase. So entläßt uns das umfangreiche Werk mit einem sehr verletzenden Mißklang, nachdem wir uns lange genug an den Mängeln des unorganischen Aufbaues und der ewigen Wiederkehr der gleichen und doch auf die verschiedenartigsten Erscheinungen angewendeten Phrasen gestoßen haben.

Diese inneren Schäden sind nun aber keineswegs zu entschuldigen durch die Schwierigkeit des Unternehmens, noch weniger durch die Art der in Lieferungen herausgegebenen Publikation. Wenn wir nämlich Muthers ungefähr um dieselbe Zeit in Seemanns Zeitschrift für bildende Kunst veröffentlichten Berichte über den Münchener Kunstverein lesen, da sehen wir mit Erstaunen und ganz unerfreulicher Klarheit, daß er persönlich gar keine innerliche Fühlung mit den modernen Bestrebungen hatte. In Bezug auf den Münchener Kunstverein ist der Referent leider Fachmann. Ich weiß, daß das hier zur Besprechung gestellte Material nicht von ferne dem gleicht, das der Historiker vor sich hat, wenn er den ganzen Verlauf der Kunst des 19. Jahrhunderts zu schildern unternimmt, aber selbst diese Wochenausstellungen geben dem Rezensenten genügend Gelegenheit, mit seiner persönlichen Kunstanschauung hervorzutreten. Die Anschauungen, die Muther bei dieser Gelegenheit entwickelt hat, sind jedoch so veraltet, daß eine Vermittlung zwischen ihnen und den in dem großen Geschichtswerk niedergelegten schlechterdings undenkbar ist. Wenn wir den Unterschied erklären wollen, bleibt nichts übrig als die Annahme, daß der ganz Plan des großen Werkes ein geistiges Plagiat ist, gerade wie die einzelnen Stellen so oft ein materielles Plagiat sind. Um aber das Wort nun ganz todt zu reiten: dieses geistige Plagiat ist Muthers Verdienst. Er hat mit keckem Sinn sich zum Wortführer der modernen Künstler gemacht. Was er von so wohlunterrichteten Kennern der modernen Malerei, wie Benno Becker, H. Schlittgen und Max Liebermann u. A. m. gehört hatte, legte er in seinem Buch nieder. Der Erfolg hat ihm recht gegeben. Ein Künstler konnte das Buch nicht schreiben, weil ihm der schriftstellerische und bibliographische Apparat fehlte, ein Mann der Wissenschaft aber hätte vielleicht doch kaum den hundertsten Theil der Wirkung erzielt wie Muther. Darin liegt die historische und eminente Berechtigung des im übrigen heute ganz veralteten Werkes, dem, wie ebenfalls zugegeben werden darf, ein gutes oder auch nur ein besseres bis jetzt noch nicht gefolgt ist.

Der deutsche Dünenbau.[1]

Die unbefestigte und unfruchtbare Düne ist eine stete Gefahr für die angrenzenden Länder, denn der wandernde Sand begräbt Wälder und Häuser unter sich, er verflacht die schiffbaren Meeresarme, die Häfen wie Flußläufe und trägt, aufgenommen von der See, zu Verwilderung der Küste bei. Trotz alledem hat sich der Dünenbau in Deutschland wie in anderen Ländern erst in den letzten hundert Jahren entwickelt, man begnügte sich in den früheren Zeiten, dort, wo Einrisse waren oder entstanden, Zäunungen anzulegen. Die erste Kunde von der Thätigkeit eines Deutschen zur Festlegung des Dünensandes finden wir in Seeland, wo eine steinerne Pyramide bei Tidsvild aus dem Jahre 1738 Kunde davon gibt, wie der Bremenser Röchl Sandfarnzäune und Sandgrasanpflanzungen anlegte.

An der Ostsee kannte man im 18. Jahrhundert das Sandgras noch nicht. Damals glaubte man, durch Errichtung von Zäunen aus rohen Kiefernpfählen mit Bretterschwarten oder aus losen Fichtenreisern auf den Dünengraten das weitere Vordringen des Sandes verhindern zu können. Wenn sich nun auch große Sandmassen vor diesem Hinderniß ablagerten, so trieben doch andere Mengen hindurch und über dasselbe hinfort; die Nachtheile dieser Befestigungsart zeigten sich aber vor allem darin, daß durch das stete Erhöhen der Kamm der Düne immer mehr und mehr wuchs und der Dünengrat immer steiler und steiler wurde. Der Dünenrücken konnte sich nicht mehr halten, wurde unterweht und stürzte um, so daß der mühsam angesammelte Sand erst recht binnenwärts geweht wurde.

In Erkenntniß der großen Gefahren solcher Dünenwanderungen setzte man denn 1768 in Danzig einen Preis auf die beste Beantwortung der Frage: Welches sind die dienlichsten und am wenigsten kostbaren Mittel, der überhandnehmenden Versandung in der Danziger Nehrung vorzubeugen und dem weiteren Anwuchs der Sanddünen abzuhelfen? Gekrönt wurde eine Abhandlung des Professors der Naturlehre an der Universität Wittenberg J. D. Titius, welcher sich früher in Danzig aufgehalten hatte. Der Verfasser empfiehlt als das einzige Mittel gründlicher Abhülfe die Wiederherstellung der früher vorhandenen, aber zerstörten Waldungen durch Nadelholz und besonders Akazien; die Bäume müßten aber „beym Aufgehen in dergleichen leicht zu versandendem Boden eine Beschützung erhalten, daß sie nicht vom Sande im ersten Wuchse überschüttet oder doch gehindert werden".

Aber mit der Herstellung der Sanddämme allein will sich Titius nicht begnügen; es sei zu gleicher Zeit darauf zu sehen, wie der Sandboden theils nach dem Seeufer zu, aber vornehmlich in dem aufliegenden Holze, fest, zusammenhaltend und überall bewachsen, auch nach und nach von selbst fruchtbar werde. Deßhalb empfiehlt er den sogenannten Klittag oder Klitta-tag ((Arundo arenaria) zur Anpflanzung; auch den Seehafer (Arena pratensis) und das Weizengras (Triticum perenne) hält er für geeignet.

Leider mißglückten die Versuche, vielleicht weil ungeeignete Personen mit ihrer Leitung und Ausführung betraut wurden.

Dann unternahm es Sören Biörn, den Sand zu bändigen. Seine Anpflanzungen bevorzugten die Kiefer, doch wurden auch die Erle, Birke, Eberesche und manche Weiden herangezogen. Wie segensreich die Thätigkeit dieses Mannes war, bezeugt das Urtheil von E. Kummer im Jahre 1896: Die von Biörn angegebene Dünenbauweise hat sich derart bewährt,

[1] Handbuch des deutschen Dünenbaues, im Auftrage des kgl. preuß. Ministeriums der öffentlichen Arbeiten unter Mitwirkung von J. Abromeit, P. Bock und A. Jentzsch herausgegeben von P. Gerhardt. Berlin, Parey.

daß sie im großen und ganzen noch jetzt eingehalten wird. Sie hat an unsrer Ostseeküste vor nunmehr einem Jahrhundert die Grundlage zu geordneten Verhältnissen gegeben; sie hat daselbst zur Sicherung der binnenwärts gelegenen Kulturen, zur Verminderung der Sandbewegung am Strande entlang und zur Beschränkung der Verflachungen auf den Riffen vor den Häfen wesentlich beigetragen.

Nächstdem ist G. C. A. Krause zu erwähnen, welchem die Fortsetzungen der Dünenbefestigungen von Danzig bis zur ostpreußischen Grenze auf der Frischen Nehrung zu danken sind; von ihm stammt auch ein Werk über den Dünenbau an den Ostseeküsten Westpreußens; freilich stand sein Verfasser bei der Abfassung des Buches bereits im 70. Lebensjahre.

Etwas früher war den Nordsee-Inseln das Sandgras bekannt; Nachrichten darüber liegen aus dem 18. Jahrhundert vor. Leider wurde es aber von den Bewohnern als Einnahmequelle behandelt, gemäht und als Futter oder Streu benutzt. Preußen hat sich ein großes Verdienst um diese Inseln erworben, die Vordünen sind regelrecht angelegt, Schluchten und Einrisse sind nicht mehr vorhanden, alle Binnendünen sind durch Sandgras und Kräuter befestigt.

Freilich hat sich mit der Zeit herausgestellt, daß es unmöglich ist, die Küste durch den Dünenbau allein zu schützen, die Gewalt der Wellen und der Strömungen ist zu groß. Man war deßhalb gezwungen, den Strand durch künstliche Werke zu befestigen und damit die Dünen zu sichern. Im Jahre 1861 begann diese Arbeit auf Norderney; jetzt sind fast sämmtliche Inseln durch Strandwerke geschützt.

Um die Bewegungen des Dünensandes während derjenigen Zeit im Zaume zu halten, welche die Kulturpflanzen gebrauchen, um von der Flugsandstelle Besitz zu nehmen, trifft man gewisse Vorkehrungen. Man hat die Festlegung durch todte Bedeckung oder durch lebende zu unterscheiden. Erstere Art ist nur als vorbereitendes Verfahren anzusehen. Bei der todten Decke gibt es eine stehende und eine liegende. Erstere wird aus aufrechtgestellten Gegenständen gebildet, welche entweder zerstreut in größerer oder kleinerer Entfernung in den Sand gestellt werden oder reihenweise derartig aufragen, daß gleichsam Wände entstehen. Zur liegenden Bodenbedeckung werden größere oder kleinere Baumzweige benutzt. Die lebende Bodenbedeckung besteht aus Dünengräsern und Kräutern oder aus Holzarten. Erstere kommen in den Vordünen, letztere in den Binnendünen zur Anwendung.

Der wichtigste Schritt in der Dünenkultur war die Erkenntniß, daß der von der See kommende Sand auch längs der See festgehalten werden muß. Bei der Anlage einer künstlichen Vordüne sind drei Umstände besonders zu beachten: einmal ist der Vordüne eine möglichst gleichmäßige Linienführung im Grundriß zu geben, ferner muß sie eine genügende Entfernung von der See haben und endlich muß sie eine möglichst geradlinige Begrenzung in der Höhe zeigen. Die Befestigung von einem Hektar Vordüne oder Wanderdüne durch Sandgras erfordert im Durchschnitt 170,220 M. Kosten! Namentlich sei aber auf die ständige und sorgfältige Unterhaltung dieser Anlagen hingewiesen; jeder Schaden durch Wind oder Wasser muß sofort ausgebessert werden.

Es erscheint unzweifelhaft, daß überall längs der deutschen Ostseeküste, wo jetzt hohe, kahle Sanddünen gefahrdrohend emporragen und Zeugniß ablegen von dem gewaltigen Wirken uneingeschränkter Naturkräfte, daß dort vor Jahrhunderten üppige Wälder sich ausdehnten, meist reine Nadelholzbestände bildend, zum Theil auch gemischt mit Laubhölzern; Kiefern und Fichten herrschten vor, Eichen, Roth- und Hainbuchen, Linden, Aspen und Weiden waren horst- und stammweise eingesprengt oder Erlenbrüche erschienen zur Abwechslung.

So sehr man auch bald den Werth derartiger Waldschutzwälle erkannte, so unbefriedigend waren die ersten Wiederaufforstungsversuche, und die Freisaat von Laub- und Nadelhölzern auf den hohen Dünen kam später vollständig in Fortfall. Aber trotz mancher Fehlgriffe, namentlich in der Auswahl der Holzarten, in dem Pflanzenverbande, in der gänzlich unterlassenen oder ungenügenden Nachbesserung, ist bei der Berücksichtigung der zur Verfügung stehenden geringen Mittel damals immerhin Großes geleistet worden.

Der Dünenwald hat aber einer Reihe von Zwecken zu dienen, welche sich kurz in folgende Sätze zusammenfassen lassen: Dauernde Befestigung und sicherer Schutz der Dünen selbst; allmähliche Besserung des Bodens und Vorbereitung für einen künftigen forstlichen Betrieb; Schutz für das dahinter gelegene Binnenland; Besserung der klimatischen und sanitären Verhältnisse; Erhaltung der vorhandenen und Beförderung neuer Ansiedelungen; Nutzbarmachung des ertraglosen Bodens durch Erzeugung von Holz und Forstnebenprodukten.

Von den Holzarten sind dementsprechend folgende Eigenschaften zu fordern: Größte Genügsamkeit und Anspruchlosigkeit an den Boden; möglichst hohe Unempfindlichkeit gegen die schädlichen Einflüsse der Winde, d. h. im einzelnen gegen das gegenseitige Peitschen und Reiben der Aeste wie Zweige und gegen das Anschlagen der Sandkörner und Eiskrystalle an die jungen Triebe, Nadeln, Blätter und Knospen; Unempfindlichkeit gegen Winterfrost und plötzliche starke Wärmeschwankungen; Sturmständigkeit, man denke an Windbruch und Windwurf; die Fähigkeit, sich lange geschlossen zu halten und durch Laub- wie Nadelfall den Boden zu verbessern.

Sechs Arten allein dürften in Frage kommen, wenn auch andere Hölzer an einzelnen Lokalitäten vielleicht geeignet sein dürften. Jene sechs Sorten sind: die Berg- oder Hakenkiefer (pinus montana var. uncinata), die gemeine Kiefer (pinus silvestris), die Rothfichte (picea excelsa), die Weißfichte (picea alba), die Schwarzerle (alnus glutinosa), die Birke (betula verrucosa). Hin und wieder dürften Versuche mit der Schwarzkiefer, der Pechkiefer, der Esche, der Rüster, der Pappel, der Weißerle u. s. w. vielleicht gute Resultate ergeben.

Zu berücksichtigen ist, daß vor Beginn der Aufforstung die Vordüne längs des Seestrandes eine solche Ausgestaltung erlangt hat, daß jede nennenswerthe Zufuhr von Sand nach dem dahinter gelegenen Gelände ausgeschlossen ist. Selbstverständlich sind alle Einzelheiten zu prüfen bei der Anlage dieser Pflanzungen, aber Sorgfältigkeit, Gründlichkeit und ein fester Wille überwinden selbst die klimatischen Einflüsse. So glaubt Paul Bock, daß auch die Bewaldung der Nordseedünen im Bereich der Menschenmöglichkeit liegt, wenn auch zunächst nur Bergkiefern- und Schwarzerlenbestände, vereinzelt unterbrochen durch unsre einheimische Kiefer und Birke, geschaffen werden.

Damit sich aber ein Dünenwald — meist wird man den Ausdruck Gehölz wohl vorziehen müssen — erhebe, muß vor allem der Strand gesichert und das hohe Ufer geschützt werden. Die Deckung des letzteren liegt näher. Hier tritt die verderbliche Wirkung des Meeres in die Erscheinung. Aber die beste Uferdeckung hat keinen Erfolg, wenn die Grundlage derselben fehlt. Die Sicherstellung ihres Fundaments durch die unbedingt zuverlässige Beschaffenheit des Strandes, dessen trockener Theil über, und dessen nasser unter dem mittleren Wasserstand liegt.

Den Strand sichert man durch sogenannte Buhnen, welche die Strömung brechen, die Bewegung des Wassers verlangsamen und letzteres dadurch zwingen sollen, die von ihm mitgeführten Sinkstoffe theilweise abzusetzen. Auf diese Weise gleichen sich die bei früheren Stürmen entstandenen Vertiefungen des Strandes nach Beruhigung der See von selbst wieder aus. Die Buhnen müssen sich weit in die See hinein erstrecken und auf dem trockenen Strand so weit fortgesetzt werden, daß sie gegen Hinterspülungen durch Hochwasser geschützt sind; ist ein Deckwerk für den Uferschutz vorhanden, so führt man sie bis an dasselbe heran.

Die einfachsten Buhnen und damit die wohlfeilsten bestehen aus eingerammten Pfahlreihen. Steinbuhnen werden in der Regel mit Zuhülfenahme von Pfählen und Faschinen hergestellt. An der Ostsee baut man bei der geringeren Heftigkeit der Seewinde Pfahlbuhnen mit Faschinen und Steinfüllung; auf Helgoland und den Halligen bestehen die Buhnen aus Packwerk mit Sinkstücken, sie sind auf der rothen Insel 550—900 m lang; ihre Angriffnahme erfolgte erst als wir in den Besitz Helgolands traten.

Bei einfachen Wind- und Wasserverhältnissen genügen auch Buhnen aus Erdwerken mit Strohbestickung, wie wir sie bei Eiderstedt finden.

Das Ufer sucht man durch wasserdurchlässige, flachliegende oder steile Schutzwerke zu sichern. Wir treffen da z. B. auf Pfahlreihen in der Längsrichtung des Strandes an der Ostsee, auf Pfahlreihen an der Nordsee, die auf einem festen

Fundament ruhen, während jene einfach in den Boden gerammt sind; dann zeigen sich Parallelwerke aus Pfählen mit Busch- und Steinfüllung, Steinwälle. Flachliegende Uferschutzwerke bestehen entweder aus Strohbestickung, oder aus Faschinenpackwerk, Steinschüttung, Böschungspflaster aus Bruchsteinen oder Ziegeln, ja Betondecken.

Auf steile Schutzwerke stößt man namentlich an der Nordsee, doch sind sie auch in Ostpreußen anzutreffen. Technische Einzelheiten erläßt uns der Leser wohl, glauben wir doch bereits etwas speziell geworden zu sein.

Nun noch einige Worte über die Flora der Dünen. Abromeit schildert sie uns in ausführlicher Weise und geht liebevoll auf viele Einzelheiten ein.

Ein derartig lockerer Sandboden, wie ihn die Dünen besitzen, ist selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf die Vegetation, sowohl in chemischer wie physikalischer Hinsicht. Die Sandkörner sind verschieden groß und auch hinsichtlich ihres Ursprungs verschieden, jedoch herrschen die unlöslichen Quarzkörner vor und bilden seewärts, mit Bruchstücken von Muschelschalen gemischt, die Hauptmasse des Sandes, dem sich aber noch andere Bestandtheile beimischen können, je weiter vom Strande, desto weniger enthält der Sand Partikelchen von Muschelschalen und ist dann um so gleichmäßiger und steriler. Jede Woge wälzt neue Sandpartikel an den Strand und wirft sie aus. Der darüber streichende Wind und die Sonne trocknen sie aus, und ersterer führt sie meist senkrecht zum Verlauf der Küste fort, wo sie alsbald hinter irgend einem Gegenstand, sei es eine Muschelschale, ein Holzstück oder eine Pflanze, niederfallen, ähnlich wie Schneeflocken bei Schneeverwehungen. Das ist der Grund, auf dem die Dünenpflanzen wachsen.

Im großen und ganzen gleichen dieselben in vieler Hinsicht den Wüsten- oder Steppenpflanzen, namentlich in Bezug auf die Ausbildung von Schutzmitteln gegen zu starke Verdunstung. So kann man vielfach eine Reduktion der Blattflächen wahrnehmen, andrerseits treten Wachsschichten auf oder es entwickeln sich zahlreiche luftführende Haare. Gegenmittel gegen den Einfluß der Winde sind grundständige Aeste, die sich meist reichlich verzweigen und nach allen Richtungen hin auf dem Sandboden aufliegen oder noch über denselben hinausreichen. Die ausdauernden Gewächse besitzen meist weithin kriechende, Ausläufer treibende Wurzelstöcke oder tiefgehende und sich ausbreitende Wurzeln, die nicht selten durch Adventivknospen für die Verbreitung der Art Sorge tragen.

Blüthenbiologische Forscher heben die Entwicklung auffallend großer Blüthen an vielen Dünenpflanzen hervor, wohl hervorgerufen durch die dort herrschende Insektenarmuth.

Sollen wir eine gewisse Gliederung der Dünenflora versuchen, so treten in salzhaltigem Boden in der Nähe des Meeres die Salzpflanzen auf, während der lockere Dünenboden, welcher arm an Humus und völlig salzfrei ist, vorwiegend Sandpflanzen oder ausschließlich sandliebende Arten enthält. Ist der Flugsand durch die Sandgräser gebunden, so dringen allmählich immer mehr Elemente der Heidevegetation gegen die Binnendüne vor und erobern sich schließlich dieses Gebiet vollständig.

Wir kommen zum Schluß, aber der Liebhaber der See und die Besucher unsrer Küste werden in der genannten Schrift noch eine Fülle von Anregungen und Einzelheiten finden, für deren Erwähnung selbst uns hier der Raum mangelt. Dr. E. Roth.

Mittheilungen und Nachrichten.

Vorlesungen über Sozialismus und Sozialpolitik. Von Karl Biedermann, ord. Honorarprofessor an der Universität Leipzig. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender 1900. — Das Buch will „solche Leser, die mit dem Stand und Verlauf der sozialen Frage und mit den dabei in Betracht kommenden Verhältnissen des praktischen, wirthschaftlichen Lebens weniger vertraut sind, darüber einigermaßen unterrichten, um sie zur Gewinnung eines selbständigen, wohlerwogenen Urtheils in diesen Dingen zu befähigen und von einer vorschnellen Parteinahme nach einer oder der anderen Seite hin abzuhalten". — Mit großer Klarheit und in allgemein verständlicher Sprache entwickelt der Verfasser zunächst die Geschichte der verschiedenen, sich zum Theil schroff gegenüberstehenden Ansichten über die Auffassung und Lösung der sozialen Frage; dann läßt er eine Kritik der aufgestellten Systeme von Lassale bis hin zu den jüngsten Bestrebungen Stöckers und Naumanns folgen, ohne jedoch hier durchgängig überzeugend zu wirken. Der geringe Umfang des Buches bedingte es wohl, daß nicht überall den Problemen bis auf den Grund gegangen ist. Aber seinem Zweck einer allgemeinen vorläufigen Orientirung entspricht das Werkchen durchaus, und durch Angabe der wichtigsten Literatur unter dem Text ist dem Leser auch die Möglichkeit geboten, tiefer in die behandelten Fragen einzudringen.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

μσι. **Indische Gedichte**, aus dem Sanskrit übertragen von Johannes Hertel (Stuttgart 1900, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.). — Man kennt den Enthusiasmus, mit dem Schopenhauer den wachsenden Einfluß indischen Geistes auf Europa vorausgeahnt hat. Er freute sich, seine Lehre in „so großer Uebereinstimmung mit einer Religion zu sehen, welche die Majorität auf Erden für sich hat". Die Inder sind für ihn „das edelste und älteste" Volk, ihr Glaube „die Urweisheit des Menschengeschlechts", „die alten, wahren, tiefen Ur-Religionen", die Veden die „Frucht der höchsten menschlichen Erkenntniß und Weisheit", „fast übermenschliche Konzeptionen" und deren wachsendes Bekanntwerden in Europa nannte er „das größte Geschenk unsres Jahrhunderts". Und dabei kannte Schopenhauer indische Kultur und Religion und ihre weltenfernen Geisteserzeugnisse nicht einmal so wie wir sie heute kennen; ihm verschmolz sich Brahmanenthum und Buddhismus oder Buddhaismus, wie er ihn nennt, vielfach in Eins, ja er setzte letzteren zeitlich sogar vor ersteren. Seine Prophezeiung aber hat längst angefangen, sich zu erfüllen. Durch die wissenschaftliche Arbeit unsrer Indologen vorbereitet, konnte sich das allgemeine Interesse erst in den letzten Jahrzehnten so heben, daß Bücher, wie das vorliegende, das auf die weitesten Leserkreise zählt, möglich wurden — ein Buch, das entsprechend ausgestattet, man wie jeden anderen guten Gedichtband auf jeden Damentisch legen kann. Hertels Buch ist gewissermaßen eine weltliche Ergänzung zu den geistlichen „Liedern der Mönche und Nonnen Gotamo Buddho's", die zum erstenmal K. E. Neumann übersetzt hat (Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1899) und die ich an dieser Stelle (Beilage vom 8. Februar v. J.) unter dem Titel „Asketische Lieder" ausführlicher zu würdigen versucht habe. Diesen Liedern des weltentsagenden Buddhismus steht nun die vorliegende kleine Auswahl von Dichtern des älteren Brahmanismus mit ihrem zum Theil urkräftigen Behagen an der Welt ganz eigenartig gegenüber. Der treffliche Uebersetzer, der oft den Buchstaben opferte, um den Geist zu retten, hat seine schöne Sammlung in die Gruppen: Weltlust, Weltweisheit, Weltflucht, Scherze und Erzählendes geordnet. Muthig hat Hertel dem Riesengedicht Mahâbhârata und dem Rigveda Bruchstücke in sehr lesbaren Uebertragungen abgerungen und den Gedichtsammlungen Amaru's, Govardhana's und Bhartrihari's hat er köstliche Proben entnommen, die fast modern anmuthen, eben weil sie ewig menschliche Themen in sinniger Poesie behandeln. Man erlaube mir nur ein paar Strophen aus den reichen Liebesliedern anzuführen, so „Vorwitz":

> Im trauten Schlafgemach in stiller Nacht
> Hebt sich die junge Frau vom Lager sacht.
> In tiefem Schlaf versunken scheint der Mann.
> Und lange sieht sein Angesicht sie an.
>
> Jetzt küßt sie ihn, da sie dem Schelmen traut.
> Da fühlt sie rieseln seiner Wange Haut,
> Und wie beschämt den Blick sie sinken läßt,
> Hat er sie lachend an sein Herz gepreßt.

Oder die köstliche „Widerlegte Lehre", deren Ursprung dem Uebersetzer zweifelhaft scheint:

> Sie geht voran, folgt überall mir nach;
> In jedem Tempel weilt sie mir zur Seite,
> Steht nachts vor mir im dunkeln Schlafgemach,
> Auf jedem Pfad, den sehnend ich beschreite.

Nur einer bin ich, und an einem Ort:
Doch sie durchdringt der Welten Allgemeinheit,
Ist hier, ist da, und wieder da und dort;
Da glaube einer an die Wesenseinheit!

Oder aus den Weisheitssprüchen die prächtigen, immerdar geltenden „Fragen und Antworten":

Was ist Gewinn? Der Guten Freundesband.
Und was ist Glück? Der Sitz im Vaterland.
Was ist Verlust? Die Flucht der rechten Zeit.
Wer ist ein Held? Der Herr der Sinnlichkeit.

Wer ist der Weise? Der da steht im Recht.
Wer die Geliebte? Deren Treue echt.
Was Unglück? Thorenbund. — Und Herrschaft? Kraft.
Und was ist Reichthum? Wissenschaft.

Weltflucht, Ironie und Zweifel an der Macht der Götter, die in den späteren Upanishads auftreten, finden sich auch hier, die furchtbar bittere Abkehr von Welt und Leben, die verachtungsvolle Feindschaft gegen den eigenen sündbringenden Leib wie in der asketischen Poesie des Buddhismus findet sich noch nicht. Mehr oder minder ist auch die Weltflucht auf den Ton gestimmt wie die einleitenden „Heilswege":

Laß an der Gangā sündenzerstörenden
Fluthen dich nieder mit heiliger Lust,
Oder an der deine Sinne bethörenden
Perlenumschimmerten Mädchenbrust.

Wie boshaft ist das satirische „Recept für den Arzt" des alten Inders:

Von irgend einem Baum nimm eine Wurzel her,
Mit irgend einem Stoff wird diese eingerührt;
Dann nimmt als Medizin die Mischung irgend wer:
Dann kannst du sicher sein, daß irgend was passirt.

Die Quellennachweise und ein kurzes Register hat der Herausgeber in den Anhang verwiesen. So kommt der sprachkundige Kenner wie der harmlose Leser auf seine Rechnung; Beide werden ihre Freude an Hertels „Indischen Gedichten" haben — uralte Perlen à jour modern gefaßt und so noch nach Jahrtausenden die Herzen erfreuend.

-r. **Zur Lösung der Rastatter Gesandtenmord-Frage.** Gesammelte Aufsätze von **Frhr. v. Helfert.** Stuttgart und Wien, Roth 1900. 158 S. — Bereits in der „Beilage" vom 24. März d. J. haben wir uns eingehend mit dem Rastatter Gesandtenmord und seiner Geschichtsschreibung beschäftigt, so daß wir nns heute kurz fassen können. Die neu erschienenen „Gesammelten Aufsätze" sind theilweise vor der jüngsten Veröffentlichung des österreichischen Kriegsarchivs geschrieben. Der I. Aufsatz „Physiognomie und Charakter des Rastatter Kongresses" bietet ausgezeichnete Stimmungs- und Sittenbilder der damaligen Zeit und enthält treffliche Charakteristiken leitender Personen, z. B. einen Ausspruch des Grafen Cobenzl über Bernadotte: „Dieser General sei, trotz seiner obskuren Herkunft, doch einer der umgänglichsten nnd hat sich gegen die, mit welchen er zu thun hatte, am anständigsten benommen, freilich gilt nur zu sehr von diesen Leuten, daß auch der beste nichts taugt." Auch der II. Aufsatz: „Kritik und Polemik. Episoden. Ergänzungen" spricht ungemein an; denn während die Polemik auf das Mindestmaß beschränkt und mehr scharfsinnig als scharf geführt ist, liegt der Schwerpunkt wiederum auf der Schilderung der Zeitverhältnisse und der handelnden Personen, besonders der österreichischen Staatsmänner Thugut und Lehrbach. Der III. Aufsatz: „Schlußergebniß" bringt eine sorgsame Analyse des urkundlichen Materials, der Vorgänge im k. k. Hauptquartier und des Villinger Protokolls. Mehrfach begegnen sich hiebei Helferts Folgerungen mit den von uns im März vertretenen Ansichten, so auch hinsichtlich der langen Nichtveröffentlichung des Untersuchungsergebnisses seitens der österreichischen Regierung: „Weil durch die Absicht, sich der französischen Gesandtschaftspapiere zu bemächtigen, in die ärgerliche Affaire die Namen dreier hochstehender Offiziere in einer Weise verflochten waren, die sie, so ferne ihnen auch dasjenige lag, was thatsächlich eingetreten ist, immerhin in ein unvortheilhaftes Licht zu stellen schien."

Dr. E. Pfeiffer: Wiesbaden als Kurort. V. Auflage. — **Dr. Gräupner:** Ueber Bäderkuren in Bad Nauheim bei Herzkranken. Beide im Verlage von J. F. Bergmann, Wiesbaden. — Unter den Bädern, die seit Alters einen Weltruf haben, steht Wiesbaden an erster Stelle. Seine Lage und die natürlichen Heilverfahren räumen den fontes Mattiaci (Plinius) ihre Bedeutung ein. Unversiegbar quillt der Kochsalzbrunnen, und findiger Menschengeist hat ihn mit soviel Ornament umgeben, daß Aeskulap wohl zufrieden sein darf. Der Autor gibt einen Rückblick in alte und ältere Zeiten und schildert mancherlei, was den Kurgast und den Liebhaber von Kulturbildern interessiren wird. Die Wiesbadener Therme unsrer Tage ist ausführlich behandelt. Die wissenschaftliche Abhandlung weiht den Arzt in dortige lokale Gebräuche, Kurziele und individuelle Methoden ein und legt dem Kurgast die Indikationen klar dar. Der interessirte Laie vermag leicht zu folgen. In geschickterer Weise konnte zugunsten des Trink-, Bade- und Kurorts kaum geschrieben werden, kommt die Darstellung ja aus anerkannt bewährter Feder. — Das Gleiche ist von dem Schriftchen über Nauheim zu sagen; auch hier hat sich einer der berufensten Aerzte gefunden, um eine Darstellung der dortigen Kur zu entwerfen und sie wissenschaftlich zu begründen. Man sollte meinen, jene mit natürlichen Heilfaktoren so überaus gesegnete Therme bedürfe kaum erneuter Beleuchtung. Aber die Wissenschaft schreitet im ganzen voran und mit ihr der junge Zweig, die Balneologie. Altes wird fallen gelassen, um Neuem, das auf Empirie und Forschung beruht, zu weichen. So ist es nützlich, von Zeit zu Zeit Bilanz zu ziehen, was eigentlich mit gegebenen Heilfaktoren geleistet wurde und geleistet werden kann. v. N.

* Prof. **Flinders Petri** hat jetzt über seine **Ausgrabungen in Abydos** (Abtu), dessen Ruinen als die Wiege des ältesten ägyptischen Pharaonenhauses bezeichnet werden, in einem Vortrag im University College in London nähere Mittheilungen gemacht. Er erklärte, wie die „Köln. Ztg." mittheilt, darin, daß wir jetzt besser über die Lebensverhältnisse zur Zeit der ersten ägyptischen Dynastie unterrichtet seien als z. B. über die der englischen Sachsen-Könige. Einige der aufgefundenen Weinkrüge trügen die Siegel von Königen der ersten Dynastie, nämlich die des fünften, sechsten und siebenten, die von Manetho als Usafais, Miebis und Semepsis angegeben seien. Dadurch sei es möglich geworden, die Gräber dieser Könige als der ersten Dynastie angehörig zu erweisen, die zwischen 4000 bis 5000 v. Chr. geherrscht habe. Besonders das Grab des fünften Königs, Den-Setui, habe reiche und künstlerisch werthvolle Ausbeute geliefert: Becher aus Krystall und kostbarem Gestein mit dem Namen des Herrschers in feingeschnittenen Hieroglyphen, dazu 20 Elfenbeintäfelchen mit Inschriften. Im übrigen seien die Hauptergebnisse der Ausgrabungen: die großen Grabsteine dieser Könige, darunter der des ganz unbekannten Merneit und des Qa des Letzten der Dynastie; ferner die Grabsteine von 50 königlichen Beamten, dann die steinernen Trinkbecher, mehrere Hundert feine Steinschalen, 88 Inschriften von den Siegeln der Weinkrüge, 30 beschriebene Täfelchen aus Elfenbein und Ebenholz. Die werthvollsten Stücke habe das Museum von Gizeh erhalten, der Rest sei nach London unterwegs, wo er im Juli im University College ausgestellt werden soll.

* **Jena.** Der außerordentliche Professor Dr. Paul **Schön** ist zum ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät hiesiger Universität ernannt worden. Schön hat vor kurzem einen Ruf an die Universität Göttingen abgelehnt.

* **Aus Polen.** Zum Besten einer zukünftigen Frauenuniversität in Warschau hat ein jüngst verstorbener Warschauer Bürger 20,000 Rbl. testamentarisch hinterlassen. Die Zinsen des Kapitals sollen zu Stipendien für die Studentinnen der Universität verwendet werden.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Auf der Insel Skyros.

Von Dr. August Heisenberg.

Im Frühling vorigen Jahres brachte ich studienhalber mehrere Wochen auf Skyros, einer kleinen Insel der nördlichen Sporaden zu, wo einst die durch Achill berühmt gewordene Burg des Königs Lykomedes stand. Weit reicht vom hochragenden Burgfelsen der Blick ins Meer hinaus. An klaren Tagen sieht man die Küste der Inseln am asiatischen Ufer, in undeutlichen Umrissen hebt sich Lesbos vom Horizont ab. Zur Rechten, nach Süden hin, öffnet sich die weite Fläche des Aegäischen Meeres, zur Linken, im äußersten Norden, steigt der Athos auf, der heilige Berg der orthodoxen Kirche, für die langen Jahrhunderte türkischer Knechtschaft der geistige Mittelpunkt der griechischen Welt, mit dem sich aus dem Alterthum nur die Akropolis von Athen vergleichen läßt. Die Burg des Lykomedes liegt auf einer Felskuppe am östlichen Rande der Insel, die dort in steiler Senkung einige hundert Meter tief zum Meer abfällt. Wendet man den Blick zurück über den landeinwärts am Abhang gelegenen Ort und über die Reihe von kleineren und größeren Gipfeln und Hügeln nach Westen und Südwesten, so erschaut man in der Ferne die schneebedeckten Gipfel der langgestreckten Insel Euböa. In der klaren Luft des Südens sieht sie nahe aus, als könnte man mit dem Ruderboot in zwei bis drei Stunden drüben sein, jedoch brauchen Segelboote oft zehn Stunden zu dieser Fahrt. Mit dem Dampfer geht es schneller; um acht Uhr abends verließ ich auf einem der viel getadelten Schiffe des Levanteverkehrs den Piräus, morgens um zehn Uhr legten wir vor dem Hafenort Kumi auf Euböa an, um zwölf Uhr fuhr unser Schiff in nordöstlicher Richtung weiter, und bald traten die Umrisse der Insel Skyros hervor. Den Hafen verdeckte den Blicken noch das Eiland Skyropulo, aber die Gestalt der Insel selbst war klar zu erkennen. Sie besteht aus zwei fast gleichen Hälften, einer nordwestlichen und einer südöstlichen, beide werden durch einen schmalen Landstreifen zusammengehalten, der etwa eine Stunde breit ist und in zwei seichte Buchten endet, westlich die Bucht Kalamitza, im Osten Achilli. Der gesammte Flächeninhalt der Insel beträgt etwa 500 Quadratkilometer.[1]) Die südöstliche Hälfte der Insel nehmen eine Reihe von Bergen ein, deren Abhänge fast ganz kahl sind; aber auch auf den Gipfeln ist der Wald spärlich, und von den aus früherer Zeit erwähnten Eichen, Buchen und Kiefern habe ich nur einige Kiefern entdeckt, glaube auch mit Recht bezweifeln zu dürfen, daß unser Jahrhundert Eichen oder Buchen auf Skyros gesehen hat. Feste Ansiedelungen gibt es auf diesem Theil der Insel nicht, doch verdient auf der südöstlichsten Spitze ein Leuchtthurm Erwähnung, der für die Schiffahrt zwischen Athen und den Dardanellen von einiger Bedeutung ist. Die Skyrioten haben ihre Niederlassungen auf der nordwestlichen Hälfte der Insel, und diese ist daher auch von den modernen Reisenden in erster Linie besucht worden. Auf Skyros bricht ein weißer, mit rothen und blauen Adern reich durchzogener Marmor. Schon im Alterthum wissen Schriftsteller rühmliches von ihm zu sagen, und er scheint namentlich in der ersten Kaiserzeit in Rom vielfach zum Schmuck der Wände gebraucht worden zu sein. Seit einigen Jahren hat sich wieder eine hauptsächlich aus Engländern bestehende Gesellschaft, die ihren Sitz in Athen hat, zur Ausbeutung dieser Marmorbrüche gebildet. Es wird jetzt nicht weit von der Bucht Kalamitza, an derselben Stelle wie im Alterthum, Marmor gewonnen und wenn auch die antiken Moli hier völlig zerstört sind, so legen doch die Reste großer Zisternen und mächtige Stollen und Galerien Zeugniß davon ab, daß einst hier die Industrie in viel größerem Umfang als heute, betrieben wurde.

Unser Dampfschiff machte eine Viertelstunde vom Ufer entfernt, im Hafen Linaria Halt, und Boote brachten uns in kurzer Zeit ans flache Ufer, wo fünf bis sechs Männer uns begrüßten und den Fremdling aufs herzlichste willkommen hießen. Sie glaubten, daß die Besichtigung ihrer Marmorbrüche der Zweck meines Besuches sei und waren nicht wenig erstaunt und geschmeichelt, als sie hörten, daß ihre Alterthümer und besonders ihre Sprache mich mehr interessirten als ihr bunter Marmor. Ich fragte einen der jungen Burschen in Hirtentracht, die neugierig unsrer Landung zugesehen hatten, woher er denn seine Sandalen und sein Wams so zerrissen habe, und erhielt als Antwort die hübschen Verse:

> Mein Hirte, kommst du schweißbedeckt, bethaut von Berg und Auen,
> So bist du wie ein Engelsbild, so schön und hold zu schauen.

Oft habe ich im Verkehr mit den Griechen der niederen Klassen anstatt einer präzisen Antwort derartige poetische Gemeinplätze hören müssen, die ihren Ursprung wohl nicht nur dem Mangel an logischer Schulung, sondern viel mehr dem Bestreben verdanken, dem Gebildeteren und namentlich dem Fremden, das oft ablehnende Selbstbewußtsein eines ganzen Standes entgegenzustellen. Als mein Gepäck auf ein Maulthier geladen war, bestieg ich ein Pferdchen, die Skyrioten saßen gleichfalls auf und so machten wir uns auf den Weg nach der etwa zwei Stunden entfernten Stadt Skyros. Wir ritten von der Küste durch einen Hohlweg aufwärts, dann durch ein fruchtbares Thal, das immer schmäler wurde und schließlich in einen engen Pfad mündete, der ziemlich steil zur Höhe führte. Hier bot sich uns ein unvergeß-

[1]) Vgl. C. Bursian: Geographie von Griechenland II (1868—72), S. 390 ff., wo auch die ältere Literatur verzeichnet ist.

licher Anblick. Zur Linken steigen die Felswände steil auf, nach rechts aber überfliegt der Blick eine weite grüne, mit Büschen und Bäumen bestandene Ebene, die sich zu einem schmalen Thal senkt. Dahinter erhebt sich, bienenkorbförmig, aber in unregelmäßigen Umrissen, ein Bergkegel, der auf seiner Spitze ein Kloster und die ausgedehnten Ruinen einer Burg trägt, und an dessen Abhängen sich überall die kleinen weißen, würfelförmigen flachen Häuser des Ortes Skyros anlehnen. Ueppige grüne Gärten begrenzen den Ort, über ihn hinweg schaut das Auge auf die blaue Fläche des Meeres hinaus. Der Ort Skyros, der einzige, den die Insel außer dem Hafenort Linaria besitzt, zählt kaum 3000 Einwohner in fünfhundert Häusern. Nur zwei davon sind nach europäischer Art sorgfältig gebaut, die anderen sind aus unbehauenem Kalkstein mit reichlichem Mörtel errichtet und zeigen mit geringen Abwechslungen alle die gleiche Form eines Würfels, dessen Seite etwa 8—14 Meter beträgt. In den meisten dieser Häuser befindet sich kein Obergeschoß, sondern in der Mitte des einzigen Raumes ragt ein rohbehauener Baumstamm auf, der den Deckbalken und die Decke trägt. In mehreren neueren Häusern hat man indessen eine Zwischendecke und so ein Obergeschoß hergestellt, das in den meisten Fällen als Vorrathskammer dient, zuweilen aber auch als Wohnung ausgestattet ist. Die europäische Art des Dachstuhlbaues ist natürlich auf Skyros nicht unbekannt, und das geschützt liegende Haus des Demarchen trägt First und Ziegel; allein die Gewalt der Stürme läßt die Bewohner bei der alten Sitte bleiben. Von einer Wand zur anderen legt man den starken Deckbalken, darauf eine Anzahl Querhölzer, diese werden mit Reisig und Laub bedeckt und oben darauf schüttet man einen Fuß tief graue Thonerde; eine sanfte Neigung läßt das Regenwasser abfließen. Das einfache Dach bietet vorzüglichen Schutz gegen die Sonnengluthen und hält den Regen durchaus ab, obwohl nach innen die Balken nicht verkleidet werden. Diese Häuser ziehen sich auf drei Seiten den Felsen hinan. Auf seinem ziemlich geräumigen Gipfel liegt jetzt nur noch eine einzige bewohnte Niederlassung, das aus Kirche, Wohnhaus und Wirthschaftsgebäude bestehende Kloster des hl. Georgios. Ehemals war es eine hochberühmte Wallfahrtsstätte; von all den Inseln im Norden von Euböa und von Euböa selbst kamen die Gläubigen, um zu dem Heiligen zu beten, und heute wirkt er noch die alten Wunder, denn unter den Skyrioten ist der Glaube an ihn nicht ausgestorben. Am Osterdienstag wurde sein Bild in feierlicher Prozession durch den Ort getragen, die Männer schritten hinter den Geistlichen psallirend einher, die Frauen knieten an der Straße und ließen ihre kranken Kinder das wunderthätige Bildniß küssen. Der Reichthum des Klosters ist heute nicht mehr so groß wie vor Zeiten, obwohl der größte Theil der Zitronen- und Weinpflanzungen in der Ebene nördlich des Ortes noch dem Kloster gehört. Das hohe Alter der Gründung bezeugt eine noch erhaltene Inschrift, wonach in den Jahren 598—602 dem hl. Georgios hier eine Kirche erbaut wurde, und ein Marmorbalken nennt die Kaiser Leon und Alexandros und trägt die Jahreszahl 895. Jetzt ist das Kloster ein Metochion, d. i. eine Filiale des Klosters Lawra auf dem Athos, und wird von einem Archimandriten und zwei Mönchen bewohnt. Die Strenge griechischer Klosterdisciplin lernte ich im Kloster des hl. Georgios kennen. Bei meinem ersten Besuch verplauderte ich mit dem Vorsteher und den beiden Mönchen Alexandros und Euthymios ein paar vergnügte Stunden. Als mir zwei Tage später der Igumen auf der Straße begegnete und ich ihn nach dem Bruder Alexandros fragte, leugnete er überhaupt, ihn zu kennen. Von anderen Skyrioten hörte ich dann, der Mönch sei plötzlich wegen einer Unbotmäßigkeit aus dem Kloster gewiesen und triebe sich nun auf der Insel umher, bis er ein Boot fände, das ihn in ein anderes Kloster brächte, wo er Aufnahme zu finden hoffte. Ein paar Tage später begegnete ich dem Verurtheilten; er sah recht heruntergekommen aus und trug in einem Tuch ein paar Kräuter, die er gesammelt hatte, um den Hunger zu stillen; Unterkunft fand er nachts in den Ställen. Umsomehr war ich erstaunt, ihn einige Wochen später beim feierlichen Gottesdienst in der Charfreitagnacht in der größten Kirche von Skyros das Evangelium singen zu sehen; er besaß eine wohlklingende geschulte Stimme, und deßhalb hatten ihm die Weltgeistlichen, die mit der Klostergeistlichkeit in keiner Beziehung stehen, dies Ehrenamt übertragen. Nun war der Mönch auch bei der Gemeinde rehabilitirt und verlebte gute Tage; erst später hat er die Insel verlassen.

Außer dem Kloster trägt der Berggipfel noch eine Reihe von verlassenen und verfallenen Hütten, die höchstens als Vorrathsräume gelegentlich noch Verwendung finden. Seitdem die Insel mit dem übrigen Griechenland die türkische Herrschaft abgeschüttelt hat, ist die Gefahr der Seeräuberei verschwunden, die Bewohner haben ihre Wohnungen droben verlassen und sich an den Abhängen des Felsens näher der Ebene wieder angebaut. Außerdem sind nur noch wenige Ruinen auf der Höhe erhalten; daß hier einst eine feste Burg gestanden hat, bezeugt nur noch der Name Kastron und die erhaltenen Reste einer starken Umfassungsmauer, die nach der Landseite rings in der Höhe des Felsplateaus sich hinzieht und nach der steilen Seeseite sich in zwei Armen von fast 360 Meter Länge abwärts senkt, bis diese etwa 200 Meter über dem Meere durch eine Quermauer wieder verbunden werden und so den Burgbezirk völlig einschließen. Diese Quermauer wird rechts und links von einem quadratischen Thurm flankirt, an drei anderen Stellen befinden sich in der Mauer starke Rundthürme. Die Befestigungen müssen, wie die erhaltenen Reste zeigen, in verschiedenen Perioden entstanden sein; für antik wage ich sie nicht zu halten und besonders die gewaltigen Quaderbauten, die an den Unterbau des Palazzo Pitti in Florenz erinnern, sind wohl im Mittelalter in der Zeit der venetianischen Herrschaft errichtet worden. — Steigt man von dem Burgfelsen nach Norden hinab, so gelangt man in eine fruchtbare Ebene, die ein Flüßchen bewässert, das heute wieder, wie in alter Zeit, den Namen Kephissos führt, den ihm wohl die attischen Kleruchen gegeben haben. Hier gedeihen vorzügliche Trauben und Zitronen, hier sieht man hohe Cypressen und anmuthige Ziergärten. Eines schönen Nachmittags stieg ich mit einem meiner Gastfreunde von der Höhe der Burg, wo wir uns wieder an dem herrlichen Blick über das blaue Meer erfreut hatten, hinab zum Ufer, und wir wanderten dann durch diese fruchtbare Ebene hinaus, einen Bach entlang, bis wir ins unbebaute Freie kamen. Er besaß eine Stunde vom Ort entfernt ein Landgut, wo er mir eine verborgen gehaltene antike Statue zeigen wollte. Doch der als Heiligthum betrachtete und sorgfältig vor der Obrigkeit gehütete Schatz stellte sich als der sehr verstümmelte Rest eines römischen Grabsteins heraus. Im Kunsthandel hätte er vielleicht einen Werth von höchstens 10 bis 20 M. gehabt, der glückliche Besitzer aber schätzte dies Alterthum auf 2000 Drachmen. Es ist mir öfter aufgefallen, wie auch die Gebildeten in Griechenland so selten einen richtigen Maßstab für den wirklichen Werth der Antiken kennen. Für eine Terrakottafigur im Werth von 10 Mark

forderte ein Arzt auf Skyros 400 Mark, und als ich einmal einem Skyrioten eine antike attische Kupfermünze um den reichlichen Preis von 2 Drachmen abgekauft hatte, kam er nach einigen Tagen wieder zu mir und forderte das Zehnfache.

Seitdem die griechische Regierung die Ausfuhr von Kunstwerken verboten hat, hoffen manche Leute noch gelegentlich eine Antike bei Fremden heimlich anzubringen, und diese Heimlichkeit erhöht naturgemäß den Werth. So wurde mir eines Tages im Vertrauen mitgetheilt, ein Weber hielte eine antike Statue verborgen. Alsbald suchte ich den Mann auf und fragte ihn unter vier Augen nach seinem Schatze. Er that wie ein ertappter Verbrecher und stellte alles in Abrede. Erst als ich ihm erklärte, er könne durch mich ein reicher Mann werden, wenn er mir die Statue zeige, im anderen Falle aber würde ich nach meiner Rückkehr nach Athen sofort dem Ministerium Mittheilung machen, nahm er eine Laterne und führte mich in den Keller. Da hatte er unter Lumpen und Brettern in der That eine männliche Marmorstatue versteckt. Leider befand sie sich in einem schrecklichen Zustande, die Gliedmaßen fehlten fast ganz und das Gesicht war nicht mehr zu erkennen. Nach der Haarbehandlung zu schließen, verdankt das Werk dem Ende der archaischen Kunstepoche seine Entstehung; jede kunsthistorische Bedeutung aber wird der Statue durch die Mißhandlungen der Zeiten genommen.

Antike Inschriften habe ich nur wenige auf Skyros gefunden; zu den bereits von Vorgängern publizirten kann ich zwar einige neue hinzufügen, die aber kein geschichtliches Interesse bieten; es sind meist Grabinschriften. In einem Weingarten am Meere wurde mir eine sehr gut erhaltene Säule aus unbekannter Zeit gezeigt. Sie war vor einem Jahre an derselben Stelle im Boden gefunden worden und gar zu gern hätte ich die weibliche Statue, die sie der Inschrift zufolge einst trug und die sehr wahrscheinlich nicht weit davon noch im Boden ruht, ausgegraben. Allein der Besitzer war um keinen Preis zu bewegen, die Ausgrabung in dieser Zeit, wo die Reben trieben, zu erlauben. Einige altgriechische Gräber am Abhange der Burg waren geplündert und leer, von einem großen Tempel[2]) fand ich als Brunneneinfassung ein mächtiges Gebälkstück aus Marmor mit prächtigem Zahnschnitt. Vielleicht würden systematische Ausgrabungen einige archäologische Resultate erzielen, allein sie sind jetzt für lange Zeit unmöglich geworden auf dem Boden, wo sie am ehesten ein Ergebniß versprächen, denn die heutige Stadt liegt genau auf der Stelle der alten, und was bisher entdeckt worden ist, hat sich meist in Kellern und Cisternen gefunden. Es war mir mitgetheilt worden, daß ganz im Norden der Insel sich antike Gräber befänden. Die Richtigkeit dieser Angabe war von vornherein unwahrscheinlich, denn die alten Schriftsteller berichten uns nur von einem Ort auf der Insel, trotzdem sollte nichts unversucht bleiben.

Wohl ausgerüstet mit Hacken und Spaten brachen wir zu Viert eines schönen Morgens auf und ritten durch prächtige Gegend nach der etwas erhöhten Stelle in einer weiten Ebene, wo sich die Gräber befinden sollten. Marmorne Säulenschäfte lagen umher, die an ein christliches Gotteshaus erinnerten, und in der Tiefe von einem halben Meter fanden wir Ziegelplatten. Es stellte sich bei weiterem Nachforschen heraus, daß wir auf dem Boden einer jetzt abgetragenen Kirche standen; in der Nähe bemerkten wir eine Cisterne, jetzt ohne Wasser. Ich versuchte dann mein Heil an einer anderen Stelle nahe am Meeresufer, wo eine zerfallene Kapelle der Muttergottes stand. Wie ihr Grundriß zeigt, steht sie auf der Stelle eines kleinen antiken Heiligthums, in das man eine Apsis eingebrochen hat. In die Mauern aus Poros waren Marmorstücke in roher Weise eingelassen, Säulenschäfte und Kapitäle etwa aus dem 4. oder 5. nachchristlichen Jahrhundert lagen in der Nähe. Auf einem Felsen dicht am Meere sind noch starke Quadermauern in den Fundamenten erhalten. Die Skyrioten nennen diesen Hügel *κάστρον*, und es hat dort sicher ein mittelalterliches Kastell gestanden. Nimmt man hinzu, daß diese ganze Gegend den Namen *Μαρκέσσι* führt, so wird es sehr wahrscheinlich, daß die Marchesi aus dem Geschlechte der Ghisi, die im Mittelalter Herren von Skyros waren, an dieser Stelle eine feste Burg besaßen. Merkwürdig war ferner ein zweiter Felsen dicht am Ufer des Meeres. In den porösen Stein waren eine ganze Reihe von Gräbern eingearbeitet, jedes 1 Meter breit und tief und 2 Meter lang. Solcher Gräber zählte ich einige dreißig. Eines war viel größer, mit Thüröffnungen versehen, in der Wand befand sich eine kleine Nische, wohl für ein Heiligenbild, in dem Ganzen konnte man die Gruft für den Burgherrn erblicken. Zu meinem Bedauern waren die meisten Gräber geöffnet, aber schließlich fand sich doch noch ein Fleck auf dem Felsen, wo der grüne Rasen das Grab verrieth. Wir öffneten es und trafen bald auf eine große roh behauene Platte, die wohl als Deckstein gedient hatte; darunter fanden wir die Gebeine des Todten, aber ohne alle Attribute. Der Boden des Grabes war mit Ziegelplatten von schlechter Arbeit belegt.

Auf dem Rückweg kamen wir an einem Berge vorüber, der jetzt wieder wie im Alterthum offiziell Olympos genannt wird. Im Volksmund heißt er Libiani und hat seinen Namen von dem Kirchlein der *Παναγία (Ο)λυμπιανή*, der Muttergottes vom Berge Olymp. Alljährlich im September versammeln sich dort die Skyrioten zu einem Volksfeste, der Priester liest im Freien eine Messe, und ein gewaltiges Schmausen beginnt. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß wir hierin einen Rest antiken Götterkultes zu erkennen haben. — Wann das Christenthum seinen Einzug auf Skyros gehalten, wissen wir nicht, wie denn überhaupt die historischen Nachrichten über Skyros recht spärlich fließen. In der ältesten Zeit war die Insel von tyrrhenischen Pelasgern und Karern bewohnt, deren Beruf die Seeräuberei war. Im 5. Jahrhundert saßen hier Doloper, welche dem Handel empfindlichen Schaden zufügten. Da sie einem Spruche des Amphiktyonengerichtes nicht Folge leisteten, ließen sich die Athener die Exekution übertragen. Die Sage, daß Theseus in Skyros vom Könige Lykomedes ins Meer gestürzt worden sei, wurde populär, 469/468 ging eine Flotte unter Kimons Führung nach Skyros, vertrieb die Bewohner, bevölkerte die Insel mit athenischen Kleruchen und brachte die Gebeine des Theseus nach Athen. Später gehörte sie zum makedonischen Reiche und wurde für ganz kurze Zeit nach 196 v. Chr. wieder athenisch, bis sie mit dem übrigen Griechenland unter römische Herrschaft kam. Im byzantinischen Reiche gehörte sie zur Provinz Hellas, in der Themeneintheilung des Kaisers Konstantin Porphyrogennetos wird sie zum Bezirk des Aegäischen Meeres gerechnet. Wahrscheinlich trieben ihre Bewohner in dieser Zeit wieder Seeräuberei; eine Empörung gegen den Kaiser Michael II. (820—829) wurde von Skyros aus unterstützt. Im 13. Jahrhundert von 1204 bis 1276 stand die Insel unter der Herrschaft der mit dem Dogen Dandolo von Venedig verwandten Familie Ghisi, dann gehorchte sie wieder den Kaisern von Byzanz. Die Herrschaft der Venetianer,

---

[2]) Wahrscheinlich vom Tempel der Athene, der Statius, Achill I 285; II 22 erwähnt wird.

deren Schutz die Insel nach der Eroberung von Konstantinopel 1453 durch die Türken anrief, war von kurzer Dauer; alsbald gerieth sie mit allen anderen Inseln des Archipels unter türkische Herrschaft. Ob eine Besiedelung von Skyros durch Türken stattgefunden hat, läßt sich nicht nachweisen, ist aber an sich nicht unwahrscheinlich; in unserm Jahrhundert kam vor der Befreiung Griechenlands nur einmal alljährlich ein türkischer Regierungsbeamter nach Skyros, um den Tribut von 20,000 Drachmen zu erheben; im übrigen blieb die Verwaltung der Insel selbständig.

Von Forschungsreisenden ist Skyros in neuerer Zeit nicht oft besucht worden. Im 15. Jahrhundert kamen Bondelmonte und Cyriakus von Ancona dorthin. Der Erstere aber berichtet oberflächlich, und des Cyriakus Bericht ist bis auf einige Fragmente verloren gegangen. Erst im Jahre 1702 landete Tournefort und beschrieb in Eile einige Alterthümer; er will noch Reste antiken Gemäuers in der Bucht Achilli gesehen haben. Hundert Jahre später hielt sich der Engländer Leake hier auf, und nach ihm haben Prokesch v. Osten, Fiedler, Roß und Graves Mittheilungen über die Insel und ihre Einwohner gemacht. Ergebnißreicher waren die Untersuchungen von Lebègue 1873, der einige Inschriften fand, und von P. Girard 1879, der einige Nachträge lieferte. Kaum einer dieser Forscher hatte sich um die heute auf der Insel gesprochene Mundart gekümmert; ich machte sie deßhalb zu meinem besonderen Studium und sammelte Lieder und Märchen, Sprichwörter und Rätsel. Auffallend war mir die auch in anderen Theilen Griechenlands beobachtete seltsame Thatsache, daß man Lieder in reicher Fülle hören kann, daß namentlich ein bestimmtes Versmaß jedem Kind aus dem Volke ganz vertraut ist, das es in Trutzliedern und Schnadahüpfeln leicht und geläufig handhabt. Märchen dagegen hört man seltener; meist waren es Frauen, die mir solche mittheilten, einige sogar genossen eines besonderen Rufs in dieser Begabung. Eine meiner Musen wohnte in einem elenden Häuschen, das schon mehr einem Stalle glich. Der kleine Raum — der einzige, den das Haus besitzt — ist mit allerlei Geräth gefüllt, in der einen Hälfte befinden sich hinter einem Bretterverschlag die Schlafstätten. Der Hausherr ist Tags über draußen zur Arbeit, seine Frau sitzt am großen Kamin in einer Ecke des Raumes, die Tochter ist meine märchenkundige Freundin; die Alte hält ihre nackten Füße gegen die flammenden Holzklötze und dreht emsig den Faden, während die Spindel mit dem Garn sich auf feiner Spitze immerfort auf der Erde dreht — Spinnräder sind hierzuland ein unbekanntes Ding. Sie ist blind und sieht den Fremden nicht, hört ihn nur und nickt beifällig mit dem Kopfe, wenn das Märchen sie freut. Nur wenn sie die Geschichte anders kennt, fällt sie ein und unterbricht die Erzählerin mit fürchterlicher Schnelle. Da sie nicht sehen kann, so legt sie auf Bekleidung keinen Werth, und so sitzt sie halb nackt in ihrer ganzen abschreckenden Häßlichkeit vor mir, recht ein Bild zum Fürchten, wie eine Hexe aus der Walpurgisnacht. Aber zur anderen Seite des Kamins, mir gegenüber und auf ganz niedrigem Kinderstühlchen, wie ich selbst, sitzt ihre etwa 16 jährige Tochter, spielt mit ihren langen schwarzen Zöpfen und lehnt sich anmuthig an die Wand; sie freut sich über die eigene Erzählung und dichtet lachend darauf los. Und ich ihr gegenüber schreibe in fliegender Eile und rufe nur immer: langsam, langsam, langsam! was ihr gar nicht gefallen will. Denn die Geschichten sind so nett, und sie erzählt sie so gern, daß sie gar nicht schnell genug alles verschlingen kann. Aber immerfort unterbricht sie der Schwarm der Weiber, die im Zimmer und in der offenen Thür uns umlagern, und zuletzt verstehe ich kein Wort mehr, bis ich aufspringe und ihnen alle zehn Finger mit einem bösen Wort entgegenstrecke; dann fliehen sie, entsetzt vor der Verwünschung kreischend, auseinander, denn sie wissen, daß der Fremde aus Deutschland ein Zauberer ist, der jeden Abend auf seinem Zimmer Räucherkerzen entzündet und die Plagegeister der Nacht beschwört. So wird es stiller, und ich kann wieder weiter schreiben, finde aber kaum Zeit, das liebliche Gesicht mir gegenüber näher anzusehen, das unendlich fein und anziehend ist, vornehm von Natur und anmuthig ohne Bildung. Wagt aber die Alte den Redefluß der Tochter zu korrigiren, so rasselt eine so unerschöpfliche Fülle von zornigsten Schimpfwörtern aller Art aus dem lieblichen Munde, daß die Sitzung für einige Zeit abgebrochen werden muß. Hier als Beispiel eines der Märchen:

Der Knabe mit der Erbse.[3]

Es war einmal eine arme Frau, die hatte einen schönen klugen Knaben. Eines Tages schickte ihn die Mutter mit dem Wasserkruge zur Quelle, und wie er so auf dem Wege dahinging, fand er eine Erbse. Voll Freude lief er zu seiner Mutter, zeigte sie ihr und fragte, was das wäre. „Das ist eine Erbse," erwiderte die Mutter, „die pflanzen die Leute in die Erde, und aus der einen Erbse wachsen andere und daraus wieder andere und zuletzt soviele, daß sie nicht Platz haben auf allen Schiffen des Königs." Als dies der Knabe hörte, dachte er an nichts, als an den großen Reichthum, der seiner wartete; er pflanzte die Erbse ein und schrieb sogleich an den König, er möchte ihm seine ganze Armada schicken, um die Erbsen zu holen. Der König that dies, und alsbald landeten die Schiffe in dem Hafen Kalamitza.[4] Als aber der Knabe hinging und sehen wollte, wie viele Erbsen schon die eine hervorgebracht hätte, da begann er sich die Haare auszuraufen wegen seiner Thorheit, denn die Erbse war verschwunden, und der König würde ihn tödten lassen wegen des Spottes, den er ihm angethan. So floh er in die Berge, daß man ihn nirgends fände. Auf seinem Wege kam er an eine Quelle, und wie er sich bückte, um zu trinken, kroch ein Drache hervor und sprach zu ihm: „Was bist du so traurig?" — „Wie soll ich froh sein? Der König sucht mich und will mich tödten," versetzte der Knabe und erzählte ihm sein Mißgeschick. — „Da sei nicht traurig, ich habe einen ganzen Palast voll Erbsen, den will ich dir geben. Nur gieb mir heut' übers Jahr, wenn ich wiederkomme, deine Seele." Der Knabe war's zufrieden und erhielt von dem Drachen die Schlüssel des Palastes. Alsbald rief er Leute zusammen, belud alle Schiffe groß und klein und lebte dann in dem neuen Palast herrlich und in Freuden wie ein Königssohn, denn Gold und Silber und kostbare Edelsteine waren darin aufgehäuft. Immer aber quälte ihn der Gedanke an den Tag, da der Drache kommen und seine Seele holen würde. — Wie er so eines Tages ins Wetter schaute, regnete es in Strömen; und dort, wo die Bäche auf der Straße rannen, sah er einen Mönch, den hatten die Wasser umgerissen. Da hatte er Mitleid mit ihm, hob ihn auf, führte ihn ins Haus und sorgte für ihn. Als nun der Tag kam, wo er den Drachen erwartete, sprach er zu dem Mönche: „Fliehe aus meinem Palaste, denn heute kommt ein Drache, um meine Seele zu holen, damit er nicht auch dir ein Leid anthue." Sobald der Mönch das hörte, versenkte er den Knaben in einen tiefen Schlaf und stellte sich hinter die Thür, um den Drachen zu erwarten. Alsbald donnerte es in den Bergen, die Bäume rauschten und die Erde erzitterte. Der Drache klopfte an das Thor und rief: „Bist du drinnen, lieber Knabe?" Der Mönch antwortete: „Hier bin ich." Der Drache draußen überlegte sich, daß er lieber den Knaben erst prüfen wolle, ob er wirklich so klug sei, wie die Leute meinten, ehe er ihm die Seele nähme,

---

[3] Der Eingang dieses Märchens stimmt mit dem Beginn des bei J. G. v. Hahn: „Griechische und albanesische Märchen" I Leipzig 1864, S. 148 ff. unter dem gleichen Titel mitgetheilten Märchens überein. Die zweite charakteristischere Hälfte des Märchens ist mir anderweitig nicht bekannt.

[4] Das ist die oben genannte Bucht bei Skyros.

und sagte, er müsse ihm zuerst zehn Fragen beantworten: „Was ist ein Ding?" Der Mönch antwortete: „Einer ist Gott!" — „Was sind zwei Dinge?" „Zwei Brüste hat die Frau." — „Was sind drei Dinge?" „Drei Füße hat der Herdkessel." — „Was sind vier Dinge?" „Vier Füße hat der Tisch." — „Was sind fünf Dinge?" „Fünf Finger hat die Hand?" — „Was sind sechs Dinge?" „Sechs Sterne sind die Plejaden." — „Was sind sieben Dinge?" „Sieben Jungfrauen bilden den Reigen." — „Was sind acht Dinge?" „Achtfüßig ist der Polyp." — „Was sind neun Dinge?" „In neun Monaten wird der Mensch." — „Was sind zehn Dinge?" „Zehn Finger sind an beiden Händen." — Als dies der Drache hörte, stürzte er todt zusammen und der Mönch verwandelte ihn in Silber und verschwand. In der Frühe erwachte der Knabe und fand den todten Drachen, und ringsum leuchtete alles vom Glanze des Silbers. Da holte er Leute und ließ das glitzernde Unthier zerlegen; und er lebte glücklich und wir noch glücklicher.

Ich kann das Entgegenkommen und die Freundlichkeit der Skyrioten nicht genug rühmen, und wenn man den Neugriechen im Gegensatz zu den Türken gelegentlich Zudringlichkeit und Neugierde vorgeworfen hat, so stimmen meine Erfahrungen durchaus nicht damit überein. Meine Studien brachten mich in den vertrautesten Verkehr auch mit den Niedrigsten unter ihnen, und doch habe ich nie gefunden, daß sie zudringlich geworden wären. Gastfreundschaft dagegen habe ich bei ihnen in der angenehmsten Form gefunden und das liebenswürdigste Entgegenkommen überall. Wie oft bin ich nicht Gast beim Demarchen gewesen, und an die Unterhaltungen mit dem klugen liebenswürdigen Mann, der die Schwächen des griechischen Volkes so klar erkannte und ihm doch mit ganzer Seele zugethan war, werde ich stets gern zurückdenken. Oder war ich sonst Jemandes Gast, so ehrten sie ihn, so gut es Küche und Keller vermochten. In dieser Eigenschaft gleichen sie noch ihren antiken Vorfahren, wie auch in dem patriarchalischen Charakter ihrer Gesellschaft, der sich auf einer Insel wie Skyros naturgemäß besonders stark erhalten hat. Der Aelteste der Familie ist ihr anerkanntes Haupt, und ich sah gesetzte Männer in den vierziger Jahren vom Stuhle aufstehen, wenn der ältere Bruder ins Kaffeehaus trat, und sich nicht eher wieder setzen, als bis dieser es sie geheißen. Die Frauen waren in Gegenwart der Männer ganz besonders schweigsam, und erst nachdem ich viele Mühe angewandt, konnte ich z. B. die erwachsene Tochter des Demarchen zur Unterhaltung in Gegenwart ihres Vaters bewegen. In einem anderen Hause stieß bei Tisch die Schwiegertochter nicht mit uns Männern an, und ich merkte, daß ich die gute Sitte verletzte, als ich es wagte, auf ihr Wohl zu trinken. Fiedler weiß auch von dem kriegerischen Charakter der Skyrioten zu erzählen, ich habe indessen nichts davon gemerkt; mir schienen sie ganz harmlos, obwohl gelegentliche Raufereien beim Wein natürlich vorkommen. Eines Tages war ich hinausgeritten in die Ebene und hielt mich dort bei den Hirten auf; als ich anderen Tages zurückkehrte, war mein Agojate, mein Eseltreiber, fort, und sein Bruder führte mich zurück. Nach dem plötzlichen Verschwinden seines Bruders gefragt, meinte er gemüthlich, der habe nach Euböa abreisen müssen, um seine Strafe wegen einer Rauferei anzutreten; er hielt die Strafe für höchst ungerecht, denn alle Betheiligten hätten sich seitdem längst wieder ausgesöhnt. Diese Beobachtung habe ich öfter gemacht, daß ein Fehltritt für völlig gesühnt gilt, sobald ihn die öffentliche Meinung verziehen hat. Man sage nicht, daß die Leute nicht Recht und Unrecht unterscheiden könnten; sie haben dafür ein feines Gefühl. Allein es fehlt ihnen durchaus noch der Sinn für Gesetzlichkeit, und daß es außer ihrem ungeschriebenen Rechtsbewußtsein noch ein geschriebenes Gesetz gibt, das verletzt werden kann, ist den Meisten von ihnen durchaus nicht geläufig. Die politischen Zustände aber wirken in dieser Beziehung geradezu vergiftend. Ein Skyriot hatte Zucker, der mit hohem Zoll belegt ist, von Saloniki herübergeschmuggelt. Das Vergehen wurde entdeckt, dem Gerichte auf Chalki in Euböa Anzeige gemacht, denn auf Skyros gibt es nur einen Friedensrichter, kein Landgericht, — und telegraphisch wurde strengste Untersuchung angeordnet. Allein der Thäter hatte einen Freund, dieser einen befreundeten Abgeordneten, der zur herrschenden Partei gehörte; nach sechs Tagen war durch Eingreifen des Ministeriums die Sache erledigt und niedergeschlagen — der Mann hatte nicht geschmuggelt.

Was die religiösen Gebräuche auf Skyros anbelangt, so besteht ihr Gottesdienst nach unserm Empfinden allzusehr in Aeußerlichkeiten.

Ein gutes Beispiel hiefür bot mir die Feier des Osterfestes, die gleich nach Mitternacht abgehalten wird. Der Gottesdienst in der kleinen Kapelle der Panaja verlief in größter Unordnung und Eile, endlich zündete Alles die eigene Kerze an der des Geistlichen an, und wir gingen hinaus auf einen kleinen freien Platz neben dem Gotteshaus. Ringsum umgaben ihn die kleinen, weiß getünchten Häuser, deren steinerne Treppen bis oben hin mit Leuten besetzt waren; ein großer überbauter Thorbogen schloß den Raum auf der offenen Seite ab, und ein hoher Olivenbaum streckte seine schlanken Zweige über den Platz. In dem hellen Licht der vielen Kerzen und unter dem dunklen sternbesäeten Nachthimmel gruppirte sich Alles zwanglos zu einer farbenprächtigen Scene. Der Geistliche im glänzenden Festornat las in der Mitte das Evangelium von den Frauen am Grabe, und ein halbes Dutzend Gassenbuben, breitbeinig vor ihm aufgepflanzt, schaute in athemloser Spannung auf seinen Mund, in der einen Hand Feuerwerkskörper, in der anderen die Kerze. Als endlich das ersehnte Wort ertönte: „Er ist auferstanden!" da ging ein Höllenspektakel los; Schwärmer krachten, Raketen flogen, Pistolen und Flinten schossen, es dröhnte und blitzte an allen Ecken und Enden. In der Mitte ging der Papas, ein alter ängstlicher Mann, behutsam hin und her, um sich vor dem rechts und links zu seinen Füßen krachenden Feuerwerk zu schützen, stets lesend und das Rauchfaß schwingend, so gut es gehen wollte. Endlich wurde es einem Alten zu arg: „Ach was, Papas," rief er, „gehen wir wieder hinein", und alles folgte und ging in die Kirche, um die Andacht fortzusetzen, während draußen der Beginn des Osterfestes mit fortwährendem Schießen und Krachen verkündet wurde.

Als ich in früher Morgenstunde meine Klause aufsuchte, flammte fast vor jedem Hause ein mächtiges Feuer, und am Spieße wurde ein Lamm gebraten; Alles saß messerbewaffnet im Kreise umher und genoß mit Behagen die Freuden des Osterlamms. Ich ging hinunter ans Meer, bis Helios' Feuerwagen vom lesbischen Ufer prachtvoll emporstieg.

Neue Erzählungen von E. E. Ries.[1]

Vor anderthalb Jahren sind zwei Bände Märchen und Novellen von Frl. Ries erschienen, die, obwohl Erstlingswerke, doch nicht nur eine ungewöhnliche Begabung ihrer Verfasserin für die erzählende Poesie, sondern auch eine seltene künstlerische Reife, eine meisterhafte Durchbildung der stilistischen Form zeigten.[2] Der Beifall, den diese Geschichten mit Fug

---

[1] Märchen für Kinder im Alter von 8—14 Jahren. München, 1900, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). — Der Meisterfahrer. Roman. München 1900, ebenda.

[2] Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1898, Nr. 279.

und Recht ernteten, wird er im gleichen Maße den beiden neuen Bänden zutheil werden, die der Leser, nunmehr mit gesteigerten Ansprüchen, aus der Hand der trefflichen Erzählerin in den letzten Monaten empfangen hat?

Es sind dieselben Gattungen der epischen Dichtkunst, die Frl. Ries auch diesmal pflegt, das Märchen und die Novelle, und es sind so ziemlich auch dieselben Kreise der Leserwelt, an die sie sich jetzt wie früher wendet. Nach der Ueberschrift der neuen Bände scheint dies zwar nicht so eigentlich der Fall zu sein; wir lesen da von Kindermärchen und von einem Roman. Doch die beiden Bezeichnungen sind nicht allzuernst zu nehmen, am allerwenigsten die zweite. Denn „Der Meisterfahrer" ist nach Anlage und Ausführung eine richtige Novelle, den Forderungen dieser Kunstgattung in allem und jedem auf das strengste angepaßt, vielleicht ein wenig umfangreicher gerathen, als sonst Novellen in der Regel auszufallen pflegen, aber deßhalb noch lange nicht ein Roman, der ein viel breiteres, an Figuren und verschiedenen, sich durchkreuzenden oder nebeneinander herlaufenden Handlungen reicheres Bild aus dem Leben vor uns entrollen müßte — um hier nur einen, äußerlich am leichtesten wahrzunehmenden Unterschied zwischen den beiden Gattungen der prosaischen Erzählung zu nennen. Mit größerem Recht steht das Wort „Kindermärchen" auf dem Titelblatt des anderen Bandes. Die Märchen, die uns da erzählt werden, sind wirklich so echt kindlich empfunden, so mustergültig der Anschauungsweise, dem Gemüthsleben, dem Verständniß des Kindes angepaßt, daß ihnen unsre Kleinsten überall mit hellem Entzücken lauschen werden, wo man sie ihnen zu hören oder zu lesen gibt. Aber fast noch mehr dürften sich an den besten dieser Märchen erwachsene Beurtheiler mit künstlerisch geläutertem und gereiftem Sinn erfreuen; denn die ganze, wundersam glückliche Erfindungsgabe und die ausgezeichnete Vortragskunst der Verfasserin werden doch nur sie gebührend zu schätzen wissen.

Wieder, wie in der früheren Märchensammlung derselben Dichterin, erinnert die phantasievolle Betrachtung der Natur an die Mythenpoesie vergangener Zeiten. Wieder werden alle Mächte und Erscheinungen der Natur, die Himmelskörper, die Elemente, die Jahreszeiten, ja selbst die physikalischen Erfindungen, belebt und vermenschlicht, und zwar zugleich mit solcher Naivetät und solcher inneren Wahrheit, daß uns das Uebernatürlichste ganz selbstverständlich erscheint, auch da, wo es unmittelbar in das wirkliche Alltagsleben eingreift; in deutlicher Anschaulichkeit bietet sich das Wunderbare, das Unglaubliche klar gestaltet, so daß wir gar nicht mehr daran zweifeln können, unsern staunenden Blicken dar. Wir meinen selbst mit dem im verschneiten Gebirg Holz sammelnden Bettelkind die „Schneesturmkarosse" zu sehen mit den acht Rädern und zwölf weißen Pferden, wie sie mit Donnergetöse die Felswand herabsaust; wir glauben mit den ängstlich nach dem stürmischen Himmel ausschauenden Kindern an den unheimlichen Nachtjäger, der die Wolken jagt, wie wenn es Hirsche und Rehe wären, und über die Wipfel der Bäume streicht, begleitet vom Geheul der Winde, das dem Kläffen einer wilden Meute gleicht. Und auch da, wo sich die Phantasie der Verfasserin in noch kindlicheren oder auch drastischeren Vorstellungen bewegt, wie glücklich ist da alles gebildet! Da erfahren wir, wie im Herbst der Reifkoboldkönig das Haupt mit dem Eiszapfenbart aus dem ewigen Schnee erhebt, wie dann der Schneemann sich schüttelt, daß die weißen Flocken alles ringsum bedecken; aber die alte Frau Sonne schickt den Sonnenhund noch einmal heraus und der leckt mit heißer Zunge gierig den Schnee auf. Oder wir hören von den Sternen, die aus Menschenliebe herunter auf die Erde gehen und Lichtmännchen werden wollen; aber wie oft ernten sie häßlichen Undank bei denen, welchen sie leuchten, und dann muß sie der Mond für immer verstoßen, zur Himmelsthüre hinaus in die dunkle Tiefe schleudern — Sternschnuppenfall nennen das die Menschen.

Einen besonders reizenden Gebrauch macht die Dichterin bei dieser Vermenschlichung der ganzen Natur von den Engeln, die allzeit eifrig beschäftigt im Himmel und auf der Erde sind: sie hängen die silberne Scheibe des Mondes und die goldene der Sonne an dicken Nägeln an der Himmelswand auf und kochen in großen Kesseln die gelben, rothen und blauen Farben, mit denen sie morgens und abends den Himmel und zur rechten Zeit die Blumenwelt ausmalen. Aber, wie uns ein anderes Märchen im liebenswürdigsten Legendenton des alten Hans Sachs berichtet, sie lagern sich wohl auch einmal vergnügt um den Thron des lieben Herrgotts und horchen auf die Rede des „Geschichtenmanns", des eben vom Todesengel heraufgetragenen armen Krüppels, der so lustig zu erzählen weiß, daß Petrus vor lauter Lachen den Schlucken bekommt und der liebe Gott selbst sich schmunzelnd einmal über das andere den weißen Bart streicht.

Aber nicht bloß die Engel, auch kleine Menschenkinder stehen vielfach im Mittelpunkt dieser Märchen, die auf solche Weise unwillkürlich eine eigene Anziehungskraft für kindliche Leser bekommen. Ja, in die eine oder andere märchenhafte Umdichtung der Vorgänge im Naturleben stellt die Verfasserin sogar ohne äußere Nothwendigkeit ein alles beobachtendes und miterlebendes Kind hinein (z. B. in Nr. 6), um so auf die bequemste Art eine vertraulichere Beziehung zwischen den Gestalten des Märchens und den kleinen Lesern anzuknüpfen.

Freilich bedarf es gerade in solchen Fällen der ganzen lebendigen, frischen, anmuthigen Darstellungskunst, über die Frl. Ries verfügt, damit uns die besonderen Absichten, die sie mit derartigen Nebenfiguren verfolgt, nicht plump-aufdringlich erscheinen und uns im dichterischen Genuß stören. Diese Darstellungskunst läßt aber unsre Verfasserin, wenigstens solange sie Märchen erzählt, fast niemals im Stich. Mit ihr vermag sie selbst alltägliche Vorgänge des gesellschaftlichen Treibens in phantastischer Weise kühn zu verkleiden oder typische Erscheinungen des Lebens zu individualisiren, so daß z. B. „Bettelbub" gleichsam zu einem Eigennamen wird, der Träger dieses Namens aber wie eine bestimmte, nur einmal in der Welt vorhandene Persönlichkeit als Held eines Märchens erscheint. Und nicht minder gelingt es ihr, alte Sagenmotive in neuer, eigenartiger Form aufs beste zu verwerthen. So überträgt sie z. B. die schon oft erzählte Fabel von der plötzlichen Verödung eines herrlichen Landstriches infolge eines Fluches, der die unwürdigen Bewohner trifft, auf Kamerun und kommt so zu dem prächtigen, humoristisch-lehrhaften Märchen vom Mohrenparadies mit dem Kokosnußölsodaseifenbaum. Ja sogar, wo die Moral ausnahmsweise einmal zu aufdringlich hervorguckt, wie in der Geschichte von der Prinzessin mit dem silbernen Löffel, verschleiert die Kunst des erzählenden Vortrags den Fehler so geschickt, daß ihn gelegentlich auch das Auge eines scharfen Beobachters übersehen mag.

Von dieser Erzählungskunst ist leider im Anfang der Novelle „Der Meisterfahrer" nicht genug zu spüren. Die Exposition der Geschichte, wenigstens die erste Hälfte dieser Exposition, die uns mit der einen Hauptperson, der belgischen Lehrerin Hortense van Meulen an der Industrieschule einer kleinen elsässischen Stadt, und ihrem Freundeskreise bekannt macht, ist nicht sorgfältig genug durchgearbeitet. Manches Ueberflüssige ist darin stehen geblieben, das uns leicht irreleiten kann; anderes sollte klarer, bestimmter gehalten sein; das Ganze wirkt zu unruhig, fast verwirrend. Aber zum Glück bessert sich das bald und schon in der zweiten Hälfte der Exposition, in der Scene im Eisenbahnwagen, wo uns die andere Hauptperson der Novelle, der leidenschaftliche Radfahrer Chuquet, und sein dienstfertiger Freund Franz Friedrich zuerst entgegentreten, gebietet die Verfasserin wieder sicher über die ganze Darstellungskraft und Darstellungskunst, die wir von ihren „Genfer Novellen" her gewohnt sind. Und je weiter nun die Geschichte fortschreitet, und besonders, je mehr sich das tragische Problem zuspitzt, je verzweifelter sich die Lage der Belgierin durch ihre Liebe zu dem phlegmatischen Elsässer gestaltet, der außer seinem Sport nichts in der Welt mit rechtem Ernst und Eifer behandelt, desto bedeutsamer wächst die Kraft und die Kunst der Erzählerin. Meisterhaft entwickelt sie die beiden Hauptcharaktere; hier ist alles bis in die kleinsten Einzelheiten hinein streng folgerichtig, äußerlich und innerlich wahr, zugleich alles überaus anschaulich und lebensvoll, da Schritt für Schritt sorgfältig ausgemalt wird, was die zwei durch eine unselige Liebe miteinander verbundenen Menschen in jedem wichtigeren Augenblick denken, fühlen, reden und thun. Freilich, „sympathische" Charaktere im herkömmlichen Sinne, „ideale" Gestalten nach Art eines Gartenlaubenromans sind weder Chuquet, noch Hortense, und

wer den künstlerischen Werth einer Novelle vornehmlich nach dem sittlichen Werth oder der persönlichen Liebenswürdigkeit ihrer Hauptpersonen beurtheilt, der wird an dieser Erzählung wenig Freude finden. Nur mache er dann nicht für seinen eigenen Mangel an ästhetischem Verständniß die Verfasserin verantwortlich, die hier, wie schon früher in der „Familie Mounod", erfolgreich bei den besten unter den neueren französischen Novellisten in die Lehre gegangen ist. Was sie bei dieser Schulung gewann, ist auch den Nebenpersonen ihrer Geschichte zugute gekommen. Sie treten für sich selbst nicht bedeutsam hervor, scheinen im großen und ganzen nur um jener beiden Hauptgestalten willen vorhanden zu sein und sind doch, wenn auch mit weniger Strichen, nicht minder charakteristisch und nicht minder sicher und lebenswahr gezeichnet als jene. Und so geringfügig auch die Nebenhandlung sein mag, in die sie verflochten sind, so bleibt doch auch bei ihnen die Verfasserin durchaus ihrem löblichen Grundsatz treu und schildert ihr Wesen nirgends kunstlos geradezu im Tone des objektiven Berichterstatters, sondern läßt vielmehr immer und überall die Charaktere ihrer Personen aus dem erkennen, was sie sagen und thun, und aus der Art, wie sie es sagen und thun.

Möglichst einheitlich hat Frl. Ries die Handlung ihrer Novelle angelegt und in ununterbrochenem, episch gleichmäßigem Flusse läßt sie die bald auf-, bald niedergleitenden Wellen der Geschichte vor unsern Augen vorüberziehen. Aber bei allem epischen Charakter ihrer Darstellung sorgt sie doch dafür, daß uns Leser mehr und mehr eine dramatische Spannung ergreift, eine Spannung, die nicht zum mindesten ihre Ursache in der sorgsamen Motivirung aller Einzelheiten hat in der Vordeutung auf die Zukunft, die wir aus erregten Worten, aus halb spielenden Gedanken gleich im anfänglichen Verlauf der Erzählung herauslesen. Diesen mächtigen, einheitlichen Zug der Entwicklung hält sie weislich durch nebensächliche Episoden äußerst selten auf, und wo es geschieht, da dienen solche Episoden fast immer zugleich zur besseren Begründung oder zur künstlerischen Bereicherung der Haupthandlung. Nur einmal ist dies wenigstens nicht in so hohem Grade der Fall, daß die breite Ausführung der Episode gerechtfertigt erscheint, gegen den Schluß der Novelle bei der umständlichen Schilderung der Hindernisse, die die in ihrem Deutschenhaß verbissenen Elsässer Radfahrer dem norddeutschen Besucher ihres Rennens bereiten. Die Satire ist ja gewiß nicht unverdient, zudem recht unterhaltend vorgetragen; aber sie ist im Zusammenhang der Erzählung überflüssig und an der Stelle, wo sie steht, dicht vor der Katastrophe, vollends ungehörig.

Der scharfen Beobachtung elsässischer Eigenthümlichkeiten, die sich hier am falschen Orte geltend macht, verdanken wir aber auch mehrere der besten Vorzüge der Novelle, darunter vor allem die vortreffliche Verwerthung der Mundart in den Reden Chuquets. Der Wechsel zwischen seinem mit französischen Worten reich gespickten alemannischen Dialekt und Hortense's gebrochenem Deutschfranzösisch wirkt stellenweise ganz eigenthümlich reizend. Eine besondere künstlerische Feinheit liegt aber in der Art, wie Frl. Ries die elsässische Mundart auch in Augenblicken des höchsten tragischen Ernstes zu verwenden weiß, ohne daß durch diesen äußerlichen Gegensatz von Form und Inhalt der pathetische Eindruck, den sie eben hervorbringen will, im geringsten abgeschwächt würde. Schade nur, daß die Erzählerin ihr eigenes Deutsch nicht immer so streng künstlerisch behandelt wie die Reden ihrer Personen! An Frische und Lebhaftigkeit, an sinnlicher Kraft und Anschaulichkeit, an Reichthum der Worte, Töne und Farben fehlt es ihrer Sprache zwar nirgends, wohl aber mitunter an Sauberkeit und sorgfältiger Richtigkeit. So hätte z. B. manches unnöthige, nichtssagende Fremdwort vor dem Druck ausgemerzt werden sollen und den falschen Gebrauch des Wortes „geschweige" ohne vorhergehende Verneinung (S. 169) sollte eine Schriftstellerin vom Range des Frl. Ries sich nimmermehr zuschulden kommen lassen. Es sind das freilich meist nur kleine Flecken, die man vielleicht an neunundneunzig Novellen von hundert kaum tadelnd bemerken würde. Wo es sich aber um ein mit künstlerischem Sinn entworfenes und fast durchweg tadellos ausgeführtes Dichterwerk handelt, da stören sie um so empfindlicher, je leichter sie wegzuwischen gewesen wären. Solch ein künstlerisch ernst zu nehmendes Werk ist aber die Novelle des Frl. Ries, eine neue Probe ihrer starken Begabung und ihres tüchtigen Könnens, von dem wir uns, wenn damit immer die rechte Selbstzucht und formale Strenge verbunden sein wird, noch manches eigenartig schöne Gebilde versprechen dürfen.

München, 15. Juni 1900. Franz Muncker.

Mittheilungen und Nachrichten.

-r. Taschenbuch der deutschen Kriegsflotte. 1. Jahrgang 1900. Mit Benutzung amtlichen Materials herausgegeben von Kapitänleutnant Weyer. München, Lehmann. 210 S. u. 231 Abbild. — Mit Genugthuung begrüßen wir es, daß das erste Taschenbuch, welches die deutsche Kriegsflotte auch nach dieser Richtung vom Auslande unabhängig macht, in München erscheinen konnte. Alle Flottenfreunde werden darin nicht nur über die Fragen, die sich beim Kampfe um die Flottenvorlage ergeben, erschöpfende Auskunft erhalten, sondern auch über Organisation der Seestreitkräfte, Dienstverhältnisse, Seerecht, Deutschlands Seeinteressen und Schiffsbau, Auslandsflotten 2c. ausreichende Angaben vorfinden. Allerdings scheint uns der Versuch nicht ganz gelungen, das Taschenbuch zugleich für den Fachmann und den Laien einzurichten, denn wie zahlreiche technische Einzelheiten letzteren nur wenig interessiren können, so wird ersterer z. B. der agitatorischen Abschnitte über Flottenvermehrung nicht bedürfen. Wir halten daher bei Fortsetzung des Werkes den Entscheid nach der einen oder anderen Richtung für zweckmäßig und möchten — die Prüfung des Inhalts auf seine fachliche Richtigkeit und Zuverlässigkeit der Fachpresse überlassend — nur noch anregen, das Taschenbuch der „deutschen" Kriegsflotte künftighin statt mit lateinischen mit deutschen Typen zu drucken.

* Professor Robert Koch veröffentlicht in der „Deutsch. Med. Wochenschrift" seinen vierten Bericht über die Thätigkeit der deutschen Malaria-Expedition, der die Monate März und April umfaßt und von Stephansort auf Deutsch-Neu-Guinea datirt ist. Danach bestätigt Koch nunmehr, daß sein Versuch durch Vertilgung von Malaria-Parasiten im Menschen die Malaria zum Verschwinden zu bringen, erfolgreich gewesen ist, und daß dieser Erfolg sich im Laufe der beiden letzten Monate noch immer besser gestaltet hat. Die Malaria ist in Stephansort thatsächlich auf ein Minimum herabgedrückt, und zwar ist dies in einer Jahreszeit geschehen, welche nach den Erfahrungen aus früheren Jahren in Bezug auf Malaria die ungünstigste ist. Freilich muß man sich darauf gefaßt machen, daß auch in Zukunft immer wieder vereinzelte frische Fälle bei dem fortwährenden Wechsel der Arbeiter von auswärts eingeschleppt werden, und daß von dem benachbarten Dorfe Bogadjim, in welchem fast alle Kinder an Malaria leiden, ab und zu Infektionsstoff nach Stephansort gelangt. Wenn man aber erst einmal weiß, wie die Malaria mit Erfolg zu bekämpfen ist, dann wird sie auch in Zukunft leicht auf dem niedrigsten Niveau zu erhalten sein. Dieselben Grundsätze, welche sich für die Behandlung der Malaria so ausgezeichnet bewährt haben, erwiesen sich auch für die Prophylaxis sehr nützlich. Doch wird man sich in Zukunft nicht allein auf die prophylaktische Anwendung des Chinins verlassen, sondern sich bemühen müssen, die Malariaparasiten so viel als möglich zu vertilgen. Koch hält sich nach allen seinen Erfahrungen schon jetzt zu der Behauptung berechtigt, daß man imstande ist, mit Hülfe des von ihm angegebenen Verfahrens jede Malariagegend je nach den Verhältnissen ganz oder doch nahezu frei von Malaria zu machen. Voraussetzung dabei ist nur die erforderliche Zahl von Aerzten und eine ausreichende Menge von Chinin.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 14. Juni. I. Philosophisch-historische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Hr. Sachau las eine Untersuchung über die Quellen von Ibn Saads Geschichtswerk. Er sprach über die Schicksale der ältesten Geschichtsschreibung bei den Arabern, über die Aufgabe der Quellenkritik und über die Parteibildung infolge der Ermor-

dung des Khalifen Othman im Jahre 655. Für die Frage nach den Quellen des großen Geschichtswerkes von Ibn Saad, der vollständigsten Sammlung von Nachrichten über die Träger der Geschichtsüberlieferung während der ersten zwei Jahrhunderte, wird eine Mittheilung des Verfassers aus dem Anfange des Abschnitts über die Bedr-Kämpfer zu Rathe gezogen. Ibn Saad gruppirt seine Gewährsmänner in sechs Reihen, von denen die erste die Quellen Wâkidi's angibt, die zweite Ibn Saads Verbindung mit Ibn Ishâk darstellt, während die übrigen vier Reihen diejenige Ueberlieferung bezeichnen, welche dem Verfasser eigenthümlich ist. Die Untersuchung dieser Reihen richtet sich besonders auf die Feststellung ihrer Anfangsglieder, der ältesten Informanten, wobei die Anknüpfung an die zweite und erste Generation der Muslime nach dem Tode Mohammeds gewonnen wird. — 2. Hr. Weber legte vor: Vedische Beiträge Nr. 8. Zum zweiten mandala der Rik-Samhitâ'. Die Angaben der Tradition (12. Jahrhundert) über die zwiespältige Herkunft der einzelnen Stücke des mandala werden durch die aus Inhalt und Form selbst sich ergebenden Daten zu erhärten gesucht. — 3. Hr. Brunner theilt mit, daß sich in der Schweiz eine aus Schweizer Gelehrten bestehende Kommission zur Förderung des deutschen Rechtswörterbuchs gebildet habe, welche bezweckt, die schweizerischen Quellen für das Rechtswörterbuch zu excerpiren oder excerpiren zu lassen und die Excerpte der akademischen Kommission zuzusenden. Die Klasse nimmt die Mittheilung dankbar zur Kenntniß. — 4. Hr. Conze legt im Namen des kaiserlichen archäologischen Instituts den ersten Band des Katalogs der Bibliothek des Instituts in Rom von August Mau vor. — 5. Der Bericht des Privatdozenten Dr. C. F. Lehmann in Berlin über die Ergebnisse der von Dr. W. Belck und Dr. C. F. Lehmann 1898/99 ausgeführten Forschungsreise in Armenien wird von den HH. Schrader und Sachau vorgelegt. — II. Physikalisch-mathematische Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Kohlrausch las über Fortschritte, welche sich mit Bezug auf die Messung hoher Temperaturen bei neueren Arbeiten der Herren Holborn und Day in der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt ergeben haben. — 2. Hr. Planck legt eine Mittheilung der Herren C. Runge und F. Paschen in Hannover vor: Ueber das Zeeman'sche Phänomen. Genauere Messungen der durch das Zeeman'sche Phänomen bedingten Spaltung der Spektrallinien, zunächst im Quecksilberspektrum, haben ergeben, daß die drei Linien eines natürlichen Triplets im magnetischen Felde ein typisch verschiedenes, sich in jedem Triplet einer Serie wiederholendes Verhalten zeigen. — 3. Hr. Klein legt eine Mittheilung des Hrn. Prof. Dr. A. Sauer in Heidelberg vor: Geologische Beobachtungen im Aarmassiv. (Ersch. später.) Der Verfasser gibt zunächst allgemeine Bemerkungen über Gneiße überhaupt. Hier waren die Ansichten über die Entstehung höchst wechselnde, sind aber mit durch grundlegende Untersuchungen des Verfassers vom Jahre 1877 geklärt worden. Man sieht die Gneiße jetzt theils als umgewandelte alte Sedimente, theils als veränderte Eruptivgesteine an. Von letzterer Art ist nach Verfasser der sogenannte Gneiß von Innertkirchen im Haslithal der Schweiz. Hier liegt ursprünglich ein massiges Eruptivgestein, ein Granit, vor.

* **Aus dem Elsaß.** In der medizinischen Fakultät der Universität Straßburg hat sich, wie die „Frankf. Ztg." meldet, Dr. Edwin Faust aus Baltimore für das Fach der Pharmakologie habilitirt. — Wie das „Elsässer Journal" mittheilt, hat Dr. Rudolf Reuß aus Straßburg von der Pariser „Académie des inscriptions et belles lettres" den ersten Preis Gobert (9000 Francs) für seine Geschichte des Elsaß im 17. Jahrhundert, und ein anderer Straßburger, Professor Henri Lichtenberger in Nancy, einen Preis von 1000 Francs für sein Buch „Richard Wagner, poète et penseur" erhalten.

* **Bonn.** Die landwirthschaftliche Akademie zu Bonn-Poppelsdorf wird im laufenden Sommerhalbjahr nach vorläufiger Feststellung von insgesammt 358 (344) Studierenden besucht, und zwar von 343 (321) ordentlichen Hörern und 15 (23) Hospitanten. Die entsprechenden Zahlen des Vorsemesters sind zum Vergleich in Klammern beigefügt. Die Zahl der studirenden Landwirthe ist in den letzten Jahren andauernd gestiegen und gegenwärtig die höchste, welche die Akademie in den 53 Jahren ihres Bestehens jemals gehabt hat.

* **Berlin.** Eine bemerkenswerthe Bestimmung über die Beschickung ausländischer Kongresse und ähnlicher Veranstaltungen seitens der preußischen Hochschulen hat vor einiger Zeit das Kultusministerium getroffen. Danach darf die Entsendung von Delegirten der Universitäten und technischen Hochschulen außerhalb des Reichsgebietes nur mit Genehmigung des Kultusministers erfolgen. Alle Hochschulen und Universitäten sind angewiesen worden, in künftigen Fällen danach zu verfahren.

* **Breslau.** Wie die „Voss. Ztg." meldet, verläßt der kürzlich erst an Stelle des nach Berlin gegangenen Professors Dr. Delitzsch an die hiesige Universität berufene Professor Dr. Heinrich Zimmern Breslau schon wieder und kehrt als Ordinarius an die Universität Leipzig zurück. — Der ordentliche Professor Dr. Clemens Baeumker ist in gleicher Eigenschaft in die philosophische Fakultät der Universität zu Bonn versetzt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

H. Thirria: La Duchesse de Berry. Paris, Plange 1900. A. v. Doerr: Der Adel der böhmischen Kronländer. Prag, Rivnáč 1900. — Joh. Jakob Bodmer: Denkschrift zum 200. Geburtstag. Zürich, A. Müller 1900. — Dresden und die Sächsische Schweiz. (Griebens Reisebücher, Band 4.) Berlin, A. Goldschmidt 1900. — Prof. Dr. O. Schmiedeberg: Ueber Naturwein und Kunstwein. Leipzig, Vogel 1900. — Berichte der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag über das Jahr 1899. Prag, Selbstverlag 1900. — Jahrbuch der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre zu Berlin. V. Jahrgang 1899, 1. Abth. Berlin, Hoffmann 1900. — Louis Cohn: Die Wohnungsfrage und die Sozialdemokratie. München, Ernst 1900. — Verzeichniß der Konsuln im Deutschen Reich. 1900. Berlin, Mittler u. Sohn. — Verzeichniß der kaiserlich deutschen Konsulate. Mai 1900. Ebd. — Fr. Adler: Zwei Eisen im Feuer. Lustspiel in 3 Akten nach Calderon. Stuttgart, Cotta 1900. — Archiv für gewerbliche Rechtspflege. 1. Band. 3./4. Heft. München und Leipzig, Oldenbourg 1900. — C. Thun: Aus den Tiefen des Weltmeeres. Lfg. 1. Jena, G. Fischer 1900. — F. Nippold: Ein Friedensprogramm und Abwehr einer Kriegserklärung. (Die theologische Einzelschule. 5. u. 6. Abth.) Berlin, Schwetschke u. Sohn 1900. — Dr. Th. Ziehen: Das Verhältniß der Herbart'schen Psychologie zur physiologisch-experimentellen Psychologie. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, 3. Bd., 5. Heft.) Berlin, Reuther u. Reichard 1900.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 23. Juni. Nummer 141.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Johannes Gutenberg zum Gedächtnisse.

Von Dr. Heinrich Heidenheimer (Mainz).

Als Johann Mentelin aus Schlettstadt, Straßburgs erster Drucker, nach schaffensfroher und ihn reich machender Thätigkeit im Dienst der neuen Kunst im Jahre 1478 gestorben war, läutete am Abend seines Begräbnißtages die große Glocke vom ehrfurchtgebietenden Münster; so ehrte seine Familie den Mann, der ihr Ansehen stark gehoben hatte, oder die Gemeinde Straßburg ihren dahingeschiedenen, hochverdienten Mitbürger, dessen Druckwerkstätte der alten Kulturstadt weithin eine neue Auszeichnung verschaffte. An welchem Ort, wann und unter welchen Umständen Johannes Gutenberg gestorben ist, hat bis jetzt keine Aufzeichnung den forschenden Blicken der Nachwelt überliefert, und wir wissen nicht, ob familiäre Anhänglichkeit, ob die Dankbarkeit von Schülern und Mitbürgern, ob die Anerkennung von Stadt und Staat bei seiner Beerdigung dem Gebete des Geistlichen leidmüthig sich verwoben. Aber mit allem Recht dürfen wir annehmen, daß der Erfinder der Druckkunst sein Leben in kärglichen Vermögensverhältnissen beschlossen hat. Johann Mentelin gestattete der deutsche Kaiser, ein Wappen anzunehmen, das dem seiner Vaterstadt ähnlich war; von Johannes Gutenberg, der patrizischen Geschlechtes und somit im Wappenbesitz geboren war, hat einer seiner Lobpreiser im 16. Jahrhundert, Johann Arnold aus Marktbergel in Mittelfranken, kräftig kontrastirend gesagt: Die Tüchtigkeit allein habe ihm den Rang eines echten Ritters verliehen.

Johann Mentelin, der vielleicht ein treuer Schüler und Freund Gutenbergs war, wurde im 16. Jahrhundert in Straßburg als Erfinder der Druckkunst ausgegeben, und noch im Jahre 1740 feierte man ihn daselbst in dieser Eigenschaft, die er sich nie angemaßt hatte. Das Andenken seines Mainzer Fachgenossen aber preist in diesem Erinnerungsfrühling die Dankbarkeit von fünf Welttheilen. Und in seiner Vaterstadt, die ihm ihre stolzesten Titel verdankt, tönt an seinem Ehrentag in die Empfindung des Einzelnen der Glockenklang vom hohen Dom und von allen Kirchen.

Wie wir annehmen dürfen, reich an Bewegung, an Hoffnungen, Konflikten und Enttäuschungen waren Gutenbergs Tage und wohl vielfach durchsetzt von dramatischen Accenten, und als dieses Leben seinem Heimgange sich nahte, da wurde seinem Träger nach dem weisen Plan des Schöpfers aller Lebensdramen noch eine herbe Prüfung auferlegt: Gutenberg, der Verbreiter unermeßlichen Lichts, erblindete. Wir haben keinen Grund, an der Richtigkeit einer bezüglichen Mittheilung durch Jakob Wimpfelin, den elsässischen Gelehrten, zu zweifeln, der zur Mainzer Gelehrtenwelt nachweislich Beziehungen hatte und der trotz seiner schwankenden Angaben über Gutenberg doch ein unbedingter Rühmer seiner gewaltigen Leistung war. In seiner im Jahre 1507 erschienenen Geschichte der Straßburger Bischöfe gedenkt er „Joannis Gensfleisch ex senio caeci . . .“ Johann Gensfleischs (Gutenbergs), des durch das Alter Erblindeten. Zwischen Homer, dem Künder der althellenischen Himmels- und Erdenwelt, zwischen dem von sonnenvoller Kraft erfüllten wandernden Dichter-Sänger und John Milton, dem feurigen Vertheidiger der Preßfreiheit, dem nicht lange hernach erblindeten, an die Scholle gefesselten Verfasser des „Verlorenen Paradieses“, dem Puritaner, steht der gläubige Katholik, der Marienverehrer, der Beiden das gleiche Rüstzeug für ihr Nachleben schuf.

Infolge politisch-sozialer Gegensätze war Gutenberg, wie andere Patrizier, in jungen Jahren aus seiner Vaterstadt ausgewandert, in Straßburg versuchte er seine technischen Fähigkeiten mannichfach, und dort keimte auch im Nachsinnen und Erproben seine unsterbliche Kunst. Wann er die lebensvolle Alemannenstadt verlassen hat, wissen wir nicht; im Jahre 1444 ist er dort, nach mindestens zehnjährigem Aufenthalte, zuletzt nachweisbar; vermuthlich hat er sich alsdann mehrere Jahre, und gewiß werkthätig, in Frankfurt a. M. aufgehalten und im Jahre 1448 begegnen wir seinem Namen in einer Mainzer Urkunde: einer seiner Verwandten, Arnold Gelthus, nahm zu seinen Gunsten ein Kapital auf. Die Anfänge von Gutenbergs Thätigkeit in unsrer Stadt sind uns verborgen, auch deren Entwicklung kann man nur spärlich verfolgen, und ohne Zweifel ist nicht mehr von jedem Druckwerk aus seiner Offizin ein Exemplar auf uns gekommen.

Die finanzielle Verbindung des auf der Mittagshöhe seines Daseins stehenden Technikers mit Johann Fust, einem reichen und angesehenen Mainzer Bürger, der sich naturgemäß auch mitarbeitend an dem neuen Leben betheiligte und mit Peter Schöffer aus Gernsheim am Rhein, der Theologie studirt hatte, in Paris als Schönschreiber mit der Formschönheit und Mannichfaltigkeit des Handschriftenwesens vertraut geworden war und dem eine, vielleicht ererbte Befähigung für die Behandlung metallischer Stoffe eignete, ist bekannt; wir wissen auch aktenmäßig einiges aus dem Prozesse, der die Trennung Fusts und Gutenbergs auf Grund unbefriedigter Geldansprüche des Ersteren zur Grundlage hatte und durch dessen, wenn auch wohl nur einstweilige Entscheidung Gutenberg genöthigt war, dem siegreichen Gegner sein Druckwerkzeug auszuliefern. Wie er dann wiederum druckte, wie ihn der Mainzer Erzbischof, Kurfürst Graf Adolf von Nassau, unter Verleihung einer bestimmten Ration von Korn und Wein, sowie einer gleichfalls jährlich ihm zu liefernden Hofkleidung, im Jahre 1465

zu einem seiner Hofkavaliere („zu vnserem Dhiner vnd hoffgesind") ernannte und daß er die letzten Jahre seines Lebens wohl zumeist in Eltville, wo Adolf residirte, zugebracht hat, vielleicht auch dort — wohl im Anfange des Jahres 1468 — gestorben ist, dies alles — das heißt dies Wenige — ist gleichfalls bekannt genug. Neues aus Gutenbergs Leben und, zumal seine familiären Zusammenhänge behandelt eine aus dem größten Aufgebote von Umsicht und Forschungsfreude erwachsene Studie, die der Direktor des großherzoglichen Haus- und Staatsarchives in Darmstadt, Dr. Gustav Schenk zu Schweinsberg, für die wissenschaftliche Festschrift zur Verfügung gestellt hat, welche im Auftrage der Stadt Mainz Otto Hartwig, der verdienstreiche Leiter des „Zentralblattes für Bibliothekswesen", herausgibt. Forscher von Bedeutung, wie Karl Dziatzko und Arthur Wyß und ein so eindringender Drucktechnologe wie der Darmstädter Hofbibliothekar Dr. Adolf Schmidt haben Gutenbergs Mainzer Thätigkeit mit sich versenkender Gründlichkeit nachzuleben gesucht; seinen Straßburger Jahren ist Karl Schorbach, der ausgezeichnete Inkunabelnforscher von der kaiserlichen Universitäts- und Landesbibilothek in Straßburg, mit unermüdeter Treue und unerschütterlicher Objektivität nachgegangen; aber alle Ergebnisse dieser Forschungen kann man doch nur — und nur insoweit sie unumstößlich sind — mit Stationenzeigern vergleichen, die von dem Leben, das sich zwischen ihnen in Leid und Freud, in Harren und Sorgen, in Aussinnen und Verwerfen, in Erbitterung und Demuth, in Mangel und Noth bewegt hat, nichts verkünden.

Die Ueberreste unsres Kämpfers nahm, nachdem sie vielleicht zuerst in Eltville eine Ruhestätte gefunden hatten, der Frieden der Mainzer Franziskanerkirche auf, im Jahre 1577 gelangte diese in den Besitz der Jesuiten, im Jahre 1742 wurde sie abgebrochen und schon damals wußte man nicht mehr, wo die ehrfurchtverdienende Grabstätte Gutenbergs sich befinde. Kein Chronist, kein Todtenbuch, soweit unsre Kenntniß reicht, gedenkt ihrer. Vermuthlich nahm den kinderlos und wohl als Wittwer Verstorbenen ein Gensfleisch'sches Familiengrab auf. Und wiederum war es ein Gelthus, der sich dann, allerdings Jahrzehnte später, um Gutenberg verdient machte. Der Geistliche Adam Gelthus, der damals vielleicht schon in Eltville thätig war, hat für ihn eine literarische Grabinschrift verfaßt, die ein Mainzer Druckwerk wohl aus dem Jahre 1499 mit überlieferte. Sie lautet aus dem Lateinischen übertragen: „Gott dem Besten, dem Größten, geheiligt. Johannes Gensfeisch, dem Erfinder der Druckkunst, der sich um jede Nation und Sprache am besten verdient machte, hat zum unsterblichen Gedächtnisse seines Namens Adam Gelthus dies gesetzt." (Seine Gebeine ruhen glücklich in der Mainzer Kirche des heil. Franziskus.) Diese Inschrift blieb ohne Zweifel nur ein literarisches Erzeugniß, ihre Worte aber wirken, wie „in aeternam memoriam" „zum ewigen Gedächtnisse" des von ihnen Gepriesenen fort, als ob Clio, die Muse der Geschichte, bei ihrer Niederschrift die Feder geführt hätte.

„Deßhalb ist der Urheber einer so großen Sache nicht um sein Lob zu betrügen; hauptsächlich damit die Nachwelt erfahre, wem sie eine solche göttliche Gabe zu verdanken habe. (Quare tantae rei auctor non est sua laude fraudandus: praesertim ut posteritas sciat: cui divinum beneficium acceptum referre debeat.)" So hatte einst gegen die Wende des Gutenberg-Jahrhunderts zum Zeitalter der Reformation der Urbinate Polidoro Vergilio in seinem Sammelwerke: „Von den Erfindern" erklärt, nachdem er den gewaltigen Nutzen der Druckkunst gerühmt. Aber seltsam, als diese hochgemuthe Forderung niedergeschrieben wurde, galt sie für Vergilio's Kenntniß nicht Johannes Gutenberg, sondern dem vermeintlichen Erfinder Peter Schöffer. Ein gewisser Deutscher, Namens Peter, so erzählt er, habe, wie ihm Landsleute desselben mitgetheilt, in Mainz die Druckkunst erfunden und zuerst ausgeübt. Späterhin konnte man in Vergilio's Werk Gutenbergs Namen an seinem richtigen Platz finden. Damals aber bekam Johann Mentelin in Peter Schöffer, der sich gleichfalls nie gerühmt hatte, der Erfinder der Druckkunst zu sein, einen früheren Legende-Genossen. Familiäre irregeleitete Ueberlieferung stellte im Beginn des 16. Jahrhunderts Johann Fust als Erfinder hin, und an die Stelle von Mainz suchte man, außer Straßburg, in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts Haarlem zu setzen, woselbst ein Lorenz Coster angeblich die Druckkunst ersonnen und ausgeübt habe, die durch einen Druckgesellen nach Mainz fortgestohlen worden sei. Auch in Italien erhob man den Anspruch, den Erfindungsort sein eigen nennen zu können: heute aber verkümmert sich kein Einsichtiger mehr die Freude an der mächtigen Leistung durch nutzloses Zweifeln an der wahren Erfindungsstätte, von der ein kundiger Erzähler im 16. Jahrhundert versicherte, sie habe Gutenberg dankenswerthe Geschenke reichlich gespendet und die von einem ihrer bedeutendsten Beherrscher, dem Kurfürsten Berthold von Henneberg, im Jahre 1486 in einem Zensuredikte im Hinblick auf ihren Vorzug die Erfindungsstadt dieser Gottesgabe zu sein, als „in Wahrheit das goldene Mainz" bezeichnet wurde.

Aber nicht allein die Stadt, in deren Mauern die kalten gefühllosen Lettern zum erstenmal so mannichfach tönender Sprache zum Ausdruck verholfen hatten, erhielt einen warmen Schein von der aus grenzenloser Bewunderung und heißer Freude gemischten Empfindung, welche die neue Kunst, „die Kunst der Künste" hervorrief, wohl das ganze gebildete deutsche Land wurde von einem seltsamen, frohen Anerkennungsgefühl durchströmt, das die Außenwelt dem Heimathlande der Druckkunst erweckte. Nicht rasch allerdings geschah dies: wie langsam lebte dieses Zeitalter überhaupt! Im Jahre 1498 ließ Sebastian Brant, der vielberühmte Geißler menschlicher Thorheiten und Laster, der Verfasser des „Narrenschiffes", in Basel eine Sammlung von Gedichten aus seiner Feder (Varia carmina) erscheinen und von diesen handelt eines „Von der Vorzüglichkeit der von den Deutschen jüngst erfundenen Druckkunst". Brant richtete dieses Gedicht an den Baseler betriebsamen Drucker Johann Bergmann aus dem westfälischen Städtchen Olpe, und da Bergmann nicht vor dem Jahre 1494 in Basel druckte, so kann Brants Lobgedicht nicht früher entstanden sein. Ungefähr 40 Jahre also nach dem Inslebentreten von Gutenbergs Erfindung sprach ein als Jurist, Gelehrter und als Druckkorrektor im Flusse der Welt stehender Mann, wie Brant, von ihr als einem Geschehnisse, das neulich, das jüngst erst erfolgt sei. Nichts aber hat dem Leben der Kultur rascher Verbreitung verschafft als die Druckkunst. Und so kam es denn, wenn auch zunächst vielleicht widerwillig, daß Deutschland, das Land, das die feingebildeten und schönheitsfrohen Italiener noch immer wohl überwiegend für den Wohnsitz der Barbarei hielten, einen Platz in der Reihe der Kulturländer erhielt. „Glückliches Deutschland!" so hatte man einst freilich erst mehrere Jahrzehnte nach Gutenbergs Tode, ob seiner unvergleichlichen Erfindung in dem Kreise der süddeutschen Humanisten gejubelt, der in Jacob Wimpfeling, welcher damals als Theologe und Pädagoge an der Heidelberger Hochschule wirkte, sein Oberhaupt verehrte, und: „O ruhmvolles

Deutschland, sei gegrüßt!", so tönte es dann von Italien her, aus dem Herzen Filippo Beroaldo's, des Bologneser Universitätsprofessors und Dichters. Nicht allein ob der Erfindung der Druckkunst, der das Alterthum nichts ähnliches zur Seite stellen könne, pries er Deutschland, sondern auch wegen seines Reichthums an Früchten, an Metallen, an Vieh und an Bernstein, wegen der Macht seiner Fürsten, der starken Individualität seiner Männer, wegen der Kriegsmaschinen, die es nach Italien sende und wegen anderer Erzeugnisse. So war der Blick über unser Vaterland, seine Schätze und Kräfte geweitet und vertieft worden, und derjenige, der so reich dazu beitrug, hieß Johannes Gutenberg.

Was besagte es doch, zumal in dem Zustande der politischen Schwäche des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, daß in der Hauptstadt der Christenheit, mit der keine andere Stadt der Welt sich messen konnte, Deutsche ihren Druckerzeugnissen den Vermerk mitgeben konnten, daß sie aus der Werkstätte eines Deutschen hervorgegangen seien.

Im Palazzo Massimi konnten, dank der freudigen Zuneigung Pietro's und dann auch seines Bruders Francesco Massimi's zur Kunst Gutenbergs, Arnold Pannartz und Konrad Sweynheym — der Letztere vielleicht aus Schwanheim bei Frankfurt a. M. gebürtig — eine umfangreiche Thätigkeit entfalten. Pannartz gehörte, nach Schlußschriften seiner Drucke zu urtheilen, der Fust-Schöffer'schen Schule an, und er und sein Genosse haben in der verkehrsreichen internationalen Zentrale der Welt sich freudig zu ihrem Deutschthum bekannt: „Gente theotonica" („vom deutschen Stamme"). Diese Worte setzten sie am Ende von mehreren ihrer Drucke zwischen die Angabe ihres Namens und ihrer Druckbehausung. Daß ihre insbesondere romanischen Ohren seltsam klingenden Namen öfters das Lächeln der an Wohllaut gewöhnten Römer hervorriefen, beweisen lateinische Distichen, welche sie einigen ihrer Schlußschriften beigegeben haben. Deren Verfasser war der Bischof von Aleria, Giovanni Andrea Bussi, welcher — wie bezeichnend ist dies für die hohe Schätzung, die man vom Gelehrtenstandpunkt aus für die richtige Wirkung der Druckkunst empfand! — als Korrektor in der Offizin dieser deutschen Kunstgewerbsleute thätig war.

Wohledler Leser, wer immer du bist, du erschauest hier Bücher;
Wer sie verfertigt voll Kunst, willst du dies wissen, so lies:
Weil sie (so) rauh ist die deutsche Benamung wirst du sie verlachen,
Ist sie den Musen auch fremd, mildert sie doch wohl die Kunst

Es folgen in Distichenform die Namen der Drucker, die als Magister bezeichnet werden, die Bemerkung, daß sie vieles derartige gedruckt hätten (ihr erstes Druckwerk, das erste Preßerzeugniß in Italien vollendeten sie nicht lange vor dem Beginn ihrer römischen Thätigkeit im Jahre 1465 im ehrwürdigen, sie unterstützenden Benediktinerkloster zu Subiaco im Sabinergebirge) und die Angabe, daß ihnen von den beiden Massimi das Haus zur Herstellung des Werkes zur Verfügung gestellt worden sei. Wechselnd wird dieses Haus in den Schlußschriften seiner Druckerinsassen als erwünschtes (optatam), oder als eingerichtetes (aptatam) hingestellt; hier mag ein früher Druckfehler sein Spiel getrieben haben, aber daß die beiden Bezeichnungen in der ganzen zivilisirten Welt die schöne Handlung der römischen Mäcene mit verkünden konnten, daß heute die Kenner der Druckgeschichte mit dankbarem Erinnern Pietro und Francesco dei Massimi hochzuhalten vermögen und daß die deutschen Drucker in der Tiberstadt ihrer Dankbarkeit mit den Werkzeugen Ausdruck zu verleihen befähigt waren, denen ihre Gönner eine Heimstätte gewährten, dieses in die weite Welt Wirkende und den kleinen Raum des Herzens Erfüllende ging auf den erleuchteten, schlichten Mann zurück, der am Rhein dem Innen- und Außenleben der Menschen das für Alle gleiche Verkündigungsmittel geschaffen hatte.

Und wie Pannartz und Schweinheim, so hat sich auch der Magister Ulrich Han aus Ingolstadt, wohl ein Schüler der Fust-Schöffer'schen Druckerei, nicht lange nach Gutenbergs Tod, in Rom als Deutschen (Alamannen) bekannt, so haben Johann Herbort aus Seligenstadt und Johann Santritter aus Heilbronn frühzeitig in der den Welthandel beherrschenden, von hoher Kultur erfüllten Lagunenstadt ihre deutsche Abstammung in Lettern ausgesprochen, so hat aber auch in derselben Stadt Nicole Jenson, ein französischer Münzmeister, der auf Anordnung seines Königs in einer der Mainzer Frühoffizinen das Drucken gelernt hatte, der vom Papst Sixtus IV. zum Pfalzgrafen ernannt worden war und sich in seiner neuen Heimathstadt die Bezeichnung eines „Fürsten der Drucker" (impressorum princeps) erworben hatte, sich als Franzosen (Gallicus) bezeichnet, so hat es dort auch sein Landsmann Jacobus de Rubeis (Jacomo Jacopo de Rossi Gallicus), so haben es Johann Rosenbach aus Heidelberg in Spanien, Wilhelm Schonberger aus Frankfurt (de Franckfordia) in Messina und Johann Emerich von Speyer in Venedig gehalten, und so haben noch viele Andere, Deutsche, Franzosen, Polen, Ungarn am fremden Orte mit stolzer Freude den alles verkündenden Lettern das Gedenken an die Vaterstadt und das Geburtsland übergeben. Der Mann aber, der für jede Stadt, für jeden Flecken, für jede Nation es ermöglichte, daß ihre Kinder in weiter Ferne das Bekenntniß zur Heimath und zum Vaterland, den Landesgenossen zu froher Erhebung, der fremdsprachigen Umgebung achtunggebietend abzulegen vermochten, hieß Johannes Gutenberg.

Wenn der wandernde Handwerksbursche „ein neues Lied", das nach angegebener bekannter Melodie zu singen war, und das er kurz zuvor von einem herumziehenden Buchführer um ein Billiges erstanden hatte, den zu Sang und Tanz versammelten Dorfbewohnern unter der Linde vorsang, wenn der fahrende Schüler bei einem wohlthätigen Pfarrer oder im gastlichen Kloster einkehrte und einen neu erschienenen geistlichen Traktat mitbrachte, eine Predigt, ein in Poesie getauchtes Marienlob, oder eine Erzählung von dem neuesten Gebetswunder, das Einem beschert wurde, der nach Sant Jago di Compostella im fernen Spanien gepilgert war — lauter Stücke, die er auf der Frankfurter Buchmesse gekauft hatte —; wenn ein Talmudschüler, im Nebenraum einer Synagoge, einer dichtgedrängten Schaar von Glaubensgenossen leuchtenden Auges aus dem hebräischen Kommentare Rabbi Salomon Jarchi's zum Pentateuch vorlas, der unter mancherlei Fährlichkeiten aus Reggio in Calabrien, einer der frühesten hebräischen Druckstätte, in seinen Besitz gekommen war, wenn der einfache Bürger, dessen Habe und Gewerbe durch einen hinterlistigen Konkurrenten gefährdet schien, in einem volksthümlichen Rechtsbuch, einem „Laienspiegel", den Weg gewiesen fand, der seiner Ehrlichkeit und seinem Fleiß die alte Bahn offen hielt, wenn der heimliche Anhänger der neuen Lehre von einem Gesinnungsgenossen eine neu herausgekommene Predigt Martin Luthers oder ein Werk Philipp Melanchthons, das einen Theil der heiligen Bücher erklärte, in die Hand gedrückt bekam, und sich in sie versenkte; wenn der ehr-

same Gewerbsmann in seinem billigen, mit Holzschnitten versehenen Kalender leicht nachsehen konnte, was ihm zu wissen und eintragen, was ihm zu verzeichnen vonnöthen war; wenn das Edelfräulein in der einsam liegenden Burg aus alten Rittermären, die sie einem Tabulettkrämer abgekauft hatte, Hoffnung für die Erfüllung ihres höchsten Lebenstraumes schöpfte, wenn der Arzt in medizinischen Werken alte und neue Erfahrung, und wenn der leidende Laie in Kräuterbüchern unerschöpfliche Heilkräfte der Natur trostspendend verzeichnet fand, und wenn der Stubengelehrte in schönen, scharfgeschnittenen, dem Auge gesunden Drucken Blüthenwerke der klassischen Literatur vor sich hatte, mit Homer und Virgil, mit Plato und Quintilian, mit Horaz und Catull, je nach der Weise dieser schöpferischen Schriftsteller und der Stimmung seines Gemüths vertraut verkehren konnte, wenn diese Geister des Alterthums nun ein freies Dasein führten in einer Welt, der sie unschätzbares Leben einflößten, so gab es für alle diese Empfindungen, die aus so mannichfachen Quellen entsprangen, für diesen reichen persönlichen und diesen wundervollen allgemeinen Kultursegen nur einen ursprünglichen Vermittler, und dessen Name lautete: Johannes Gutenberg.

Hat seine Kunst in erster Linie die Seele seines Volkes gehoben, so schuf sie dem Eigenleben seiner Fachbekenner noch ein besonderes Ausdrucksrecht. Bewußt und freiblickend betonten Viele von ihnen in Schlußschriften ihrer Druckleistungen, daß diese mit Fleiß und Sorgfalt zustande gebracht worden seien; auch der Druckkunst wird ihr Preis nicht vorenthalten, aber auch des göttlichen Beistandes wird dankend gedacht, der zu schaffen und zu beenden ermöglicht habe. So sagte Johann Zeiner in Ulm im Jahre 1475, daß sein Werk mit der Hülfe der höchsten und untheilbaren Dreifaltigkeit vollendet worden sei, so widmete Anton Koberger in Nürnberg, ein gelehrter Großgewerbsmann unter den deutschen Frühdruckern, ein Erzeugniß seiner Druckerei dem Lob der „höchsten Künstlerin“, der Jungfrau Maria, und Johann Sensenschmid aus Eger, sowie sein Theilhaber Andreas Frisner aus Wunsiedel, Beide wie Koberger, auf Grund von Universitätsstudien mit dem Titel eines „Magisters der freien Künste“ geschmückt, bitten in der Schlußschrift eines ihrer Nürnberger Druckwerke im Jahre 1475: Der Leser, dessen Studien sie durch ihre Arbeit genützt hätten, möge ihnen bei Gott durch demüthige Gebete beistehen.

Wie der Fleiß, der größte Fleiß, der im höchsten Grad ausgedacht arbeitende Fleiß betont wird, so gedenkt man auch der treuen Mühewaltung zur Herstellung eines korrekten Textes: „gedruckt aber gerecht suber vnd rein“ heißt es in einem Nachwort zu einem Druck Bernhard Richels in Basel vom Jahre 1481.

Wie gewichtig man in solchen Schlußschriften auftreten durfte, beweist die zum Speculum morale (Sittenspiegel), einem Werk, das im Jahre 1476 in Johann Mentels Druckerei vollendet vorlag. „Gedruckt in der berühmten Stadt Straßburg und zwar schmuck, nett und von Fehlern gereinigt auf das Neue verfertigt durch den zu ehrenden Herrn, Herrn Johannes Mentelin den berühmtesten Meister der Druckkunst.“

Frühzeitig haben, wie Peter Schöffer, der bedeutendste von ihnen, auch andere Kleriker die Druckkunst ausgeübt. Das Register, das Konrad Burger, der kenntnißreiche Leipziger Bibliothekar, zu Hains Repertorium bibliographicum, diesem älteren Zeugniß entsagungsfähigen Gelehrtenfleißes geliefert hat, läßt uns dies fast mühelos erkennen: von denen, die wir in Hain-Burgers Werk finden, begrüßen wir als Schüler einer Mainzer Druckerfachschule mit kräftigem Gruß Ulrich Zell von Hanau, den ersten Kölner Drucker. Denn er hat dem Verfasser der „Kölner Chronik“ erzählt: „Der eyrste vynder der Druckeryn is gewest eyn Burger zo Mentz . . . ind hiesch joncker Johan Gudenberch.“

Auch Klosterdruckereien, wie die der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ in Rostock und zu Marienthal im Rheingau, sowie eine solche zu St. Ulrich und Afra in Augsburg treffen wir in den ersten Jahrzehnten der Erfindung, wie denn auch Ablaßbriefe aus den Jahren 1454 und 1455, die frühesten Preßerzeugnisse, die wir kennen, beweisen, daß die katholische Kirche die gewaltige Wirkungsfähigkeit der Erfindung Gutenbergs alsbald erfaßt hat.

Konnte somit der einzelne Drucker mit dem motivirten Lobe seines Werkes und mit Aeußerungen seiner persönlichen Empfindung in die weite Welt treten, konnten die Klosterherren der riesengroßen Schaar ihrer Brüder ihre Theilnahme am Leben der Kirche werkthätig und anspornend vor Augen führen, so ermöglichte Gutenbergs Kunst auch, daß die Saite der Dankbarkeit in den Herzen seiner Getreuen noch in einer besonderen Richtung zu erklingen vermochte. Auch die Stadt, in deren Mauern der Druck sicher und befriedet durchgeführt werden konnte, hat man in Schlußschriften gern durch ein schmückendes Beiwort gepriesen. So begegnen wir, neben dem erhabenen Mainz, dem berühmten Straßburg, dem am höchsten gelobten Basel, dem heiligen und dem glücklichen Köln, dem glorreichen Venedig und dem erhabenen Rom, „der Königin und würdigen Kaiserin der ganzen Welt“.

So bereitete das so schlicht, so bescheiden arbeitende Werk des Mainzer Erfinders für die Kulturthätigkeit großer Städte einen ehrlichen, warmen Heroldsruf, für manchen kleinen Druckort ein Ehrenzeugniß, und beide zogen mit einem Freipaß in die Welt, dessen Ablaufszeit für viele Erzeugnisse aus dem ersten Jahrhundert der Druckkunst erst mit dem Tode des Schönheitsgefühls vorhanden wäre. Denn bedeutend in künstlerischer Anordnung und Ausschmückung, in technischer Anlage und Durchführung sind diese, vielfach in gewaltigem Umfang sich darbietenden Schöpfungen der „neuen Kunst zu schreiben“, mit ihrer würdevollen Schönheit, ihrer hellen Freudigkeit, der religiösen Innigkeit, dem Humor und der Satire ihrer Illustrationen, mit ihrer so wohlthuenden Farbenkraft, mit ihrem Farbenwechsel und mit dem Rhythmus ihrer Lettern. Kein Zweifel: auch das Schönheitsgefühl und der Sinn für das Zusammenpassende wurde in der Kulturwelt durch die Druckkunst genährt, und daß jedes Buch der Kritik auch im fremden Land ausgesetzt sein konnte, stachelte den künstlerischen Ehrgeiz seiner Erzeuger: wie freudig und groß stellten sich doch Meister wie Albrecht Dürer und Hans Holbein in den Dienst der Erfindung Gutenbergs, der heute alle graphischen Künste sich verschwistert haben.

Immer wieder lenkt sich unser Blick von der Druckkunst selbst auf Weiteres, Allgemeineres. Diese Erfindung, deren Hülfe so aristokratisch wirken kann, ist doch in ihrer Grundlage so unzerstörbar demokratisch. Der einfache Mainzer Techniker, der nie ein Gelehrter war, und nie einer zu sein scheinen wollte, hat die Gelehrtenwelt zu befruchten, so reich beigesteuert, der Mainzer Patrizier hat auch der Welt des mittleren und kleinen Lebens so unsagbar vieles erfreuende, zielzeigende, hoffnungbringende, wahrhafte Leben vermittelt, der Deutsche hat seiner Kunst das Universum erobert, ohne ihm sein Deutschthum aufzudrängen. Noch hieß es in der Schlußschrift zu Gutenbergs „Catholicon“ im Jahre 1460, daß

Gottes Güte durch die Verleihung der Druckkunst die deutsche Nation allen Nationen vorzuziehen gewürdigt habe, aber fast nur ein Jahrzehnt darauf hat ein französischer Gelehrter, Guillaume Fichet, in dem ersten uns bekannt gewordenen gedruckten Ruhmeszeugnisse für Gutenberg, neidlos diese deutsche Erfindung als unschätzbares Segenswerk gerühmt, und wie Filippo Beroaldo, so hat Robert Gaguin, ein französischer Theologe, der als Historiker noch heute Ansehen genießt und ein ausgeprägter Nationalist war, in einem im Jahre 1498 in Paris herausgekommenen Werke seiner Väter die Druckkunst als die edle Verkörperung der Kunst und des Geistes gerühmt, die „das glückliche Deutschland“ den Ländern geschenkt habe. So war der deutsche Standpunkt, den die Schlußschrift des Catholicon nicht verleugnen wollte, durch die siegstrahlende Friedenskunst überwunden, die sie preist; das „glückliches Deutschland“ der süddeutschen Humanisten Wimpfeling'scher Observanz tönte wie ein Echo aus Frankreich zurück.

Auch das materielle Leben der Drucker wurde in den ersten Jahrzehnten der neuen Kunst mehrfach durch ein internationales Band zusammengehalten. So begegnen wir in dem Hain-Burger'schen Werke beispielsweise in Spanien einem Deutschen und Polen, in Cremona einem Ungarn und Italiener, in Padua einem Paduaner und Preußen, die als Theilhaber Gutenbergs Kunst ausübten, und im letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts treffen wir Giovanni di Piero thedesco da Maganza, der uns sonst auch als Magister Johannes Petri de Magontia entgegentritt, in der blühenden Mediceerstadt am Arno, als Geschäftsgenossen des Klerikers Lorenzo di Mathio Morgiani, eines Florentiners.

Im einzelnen bekundete sich so die verbindende Macht dieser königlichen Kunst, vor der die Schranken der Nationalität sanken.

Nur einiges aus dem Leben, das Gutenbergs Werk in den ersten Jahrzehnten nach seiner Erfindung zeitigte, habe ich angeführt: wer vermöchte zu schildern, wie es später gewirkt hat und was es unsrer Zeit ist? Man kann sich ein Gedankenspiel vorstellen: man wolle sich die Erde aus dem Universum hinwegdenken — auch die Druckkunst kann man sich aus unserm Leben nicht hinwegdenken. Sie ist ein Organ unsres Daseins geworden, und nur wo sie ungewöhnlich schön oder auffallend, bizarr oder geschmacklos sich äußert, pflegen wir dies auch noch von ihrem Standpunkt aus zu empfinden. Immer aber nennen wir noch das Gewerbe, das uns die Genossen unsres äußeren und inneren Lebens, die Zeitung und das Buch formt, eine Kunst.

Wie reich diese Kunst sich im 15. und 16. Jahrhundert bethätigte, wie sie im 17. und 18., bei interessanten und nachwirkenden Nebenblüthen, einen trüben Niedergang erlitt, ist bekannt genug und dankbar begrüßen wir, daß sie sich in unsrer Zeit, durch das Lernen von den Schöpfungen der alten Druckmeister und Illustratoren wieder schönheitsfroh gehoben hat. Das Gutenberg-Museum, das in der Geburtsstadt der Druckkunst erstehen wird, darf neben den klassischen Leistungen vergangener Zeiten harmonisch umfassen, was ihnen nachlebender, von Epigonenthum freier Sinn auf dem Gebiete des Buchgewerbes seit geraumer Zeit in das Licht stellte. Wie schön wäre es nun, wenn an dieses Museum eine Schule zur künstlerischen Ausbildung im Druckwesen sich anschlösse. Von Mainz ging die Druckkunst in die Welt, sollte an der alten Stätte nicht auch für neue Blüthen der Boden geschaffen werden?

Wir neigen uns vor der bescheidenen Größe ihres unsterblichen Erfinders und rufen ihm in seine himmlische Heimath den Gruß zu, der einst bei seinen süddeutschen Humanisten-Getreuen für ihn lebendig war: „Vive valeque: Leb' und lebe wohl!

Rätoromanische Volksmärchen.

Auf der letzten Hauptversammlung der Società retoromantscha, die am 1. Juni d. J. in Chur zusammentrat, hat der Redakteur des „Freien Rätiers“, G. Bundi, mit der Hebung eines für die Volkskunde wie für die romanische Sprachforschung gleich bedeutenden Schatzes begonnen durch den Vortrag zweier engadinischer Märchen. Aufgezeichnet sind diese beiden und noch eine große Anzahl anderer Stücke genau nach dem Volksmunde von einer Verwandten des Referenten. Die wichtigste Quelle war eine in Bevers ansässige Weißnäherin und Botin, eine echte „Märchenfrau“, wie die alte Viehmännin der Brüder Grimm in Zwehen. Auch darin trifft Grimms Beobachtung zu, daß die engadinische Erzählerin, wie Alle, die überhaupt heutzutage noch Märchen kennen, eine sehr große Zahl — etwa fünfzig — beherrschte. Wir wünschen aufrichtig, daß alles, was in Niederschrift nach ihrem Diktat vorhanden ist, recht bald vollständig gedruckt werde. Die beiden von Bundi vorgetragenen Stücke sollen späterhin in den Veröffentlichungen der Società erscheinen, doch bin ich durch die große Liebenswürdigkeit des Verfassers, der mir sein Manuskript überließ, in der Lage, schon heute einige Mittheilungen darüber zu machen. Natürlich sind es auch wieder die uralten, weitverbreiteten Märchenstoffe, die uns hier, mit manchem eigenthümlichen, graubündnerischen Zuge versquickt, entgegentreten. Es genügt, auf Reinhold Köhlers „Kleinere Schriften“, hrsg. von J. Bolte, Bd. I. Weimar 1898, zu verweisen, wo man Belege genug für die einzelnen Züge finden wird.

„Tredeschin“ („Dreizehn“), der Held des einen Märchens, ist ein Verwandter des „Meisterdiebes“ in unserem Märchen, trägt auch manchen Zug des schlauen Betrügers, der nach Herodot den Schatz des ägyptischen Ramsinit bestahl, zeigt aber, besonders im Eingang, auch Motive aus den Märchen vom „Däumling“ und vom „wunderbaren Spielmann“. Als Jüngster von dreizehn Brüdern wächst er unter mancherlei Mühsal auf und verläßt das elterliche Haus, das dem geweckten und musikbegabten Jungen bald zu eng wird, um nach Frankreich zum „Fürsten Ludwig“ zu gehen, von dem in seinen Büchern erzählt war. In ein Wirthshaus eingekehrt, fragt er den Herbergsvater, ob er nicht in den Dienst des Fürsten treten könne und wird an den „Schreiber“ verwiesen. Durch sein schönes Spiel gewinnt er sich alle Herzen und verschafft sich Eintritt in die fürstlichen Gemächer, ja er wird bald der Vertraute Ludwigs, der auch sein Talent ausbilden läßt. Plötzlich aber befällt den Fürsten eine tiefe Schwermuth. Im letzten Kriege hat ihm „der Türke“ seinen Schimmel entführt; er ruht nicht, bis ihm das geliebte Thier wiedergebracht wird, und verspricht dem Vollbringer der kühnen That die Hand seiner Tochter oder sein halbes Königreich. Tredeschin, dessen Herz schon lange für die Fürstentochter schlägt, beschließt bei sich, die That zu wagen. Nachdenklich im Walde hinschreitend, kommt er zu einem Alten, der ihm mit Rath an die Hand geht. Es gelingt ihm auch, die Wächter im Stalle des Türken trunken zu machen und den Schimmel zu entführen. Da weckt der Ruf eines Papageis den schlafenden Türken, der gerade noch das Schiff Tredeschins davonsegeln sieht. Betrübt ruft er in die Nacht hinaus:

Tredeschin,
Leder fin,
Cura tuornast?[1]

Und Tredeschin antwortet:

---

[1] Tredeschin, schlauer Räuber, wann kehrst du wieder?

Co d'ün au, co d'ün, au,
Cun mieu ütil, e cun tieu dau.[2])

Als er dann heimkehrt, ist der Fürst sehr froh, daß er seinen Schimmel wieder hat und dankt dem guten Jungen, aber die versprochene Belohnung hat er anscheinend vergessen und Tredeschin ist zu schüchtern, danach zu fragen. — Natürlich wiederholt sich das Motiv, der Märchentechnik entsprechend. Diesmal muß der Jüngling eine kostbare Decke vom Türken holen, die Hülfsbereitschaft des Alten im Walde, die Wachsamkeit des Papageis, die Wechselrede zwischen Räuber und Beraubten und der Undank des Fürsten bleiben sich gleich. Dennoch willigt Tredeschin, ein Jahr später, zum drittenmale in die gefährliche Reise, zum Kummer der schönen Prinzessin, die seine Neigung längst erwidert. Diesmal wird er von der Dienerschaft erkannt, vor den Türken gebracht und zum Strange verurtheilt. Es gelingt ihm aber in der Nacht, aus seinem Gefängniß zu entkommen und den Papagei sammt seinem goldenen Käfig zu entführen. Der kluge Vogel willigt ein, ruft aber vom Schiffe aus seinem früheren Herrn Spottworte zu. Der wüthende Türke macht seinem Herzen Luft:

Tredeschin,
tü canaigla!
Cura tuornast?[3])

Und diesmal lautet die Antwort:

Me pü, me pü, me pü![4])

Er kehrt auch nicht wieder. Denn Fürst Ludwig erinnert sich jetzt seines Versprechens; Tredeschin vermählt sich mit der Tochter seines Herrschers und feiert fröhlich seine Hochzeit.[5])

Das andre Märchen behandelt die Schicksale der „murdieus della Punt", der Bettler von Ponte, oder eigentlich nur die des fleißigen, geschickten Gian (Hans), gegen den sein träger und ungeschickter Bruder Giachem (Jakob) ganz erheblich zurückgedrängt ist. Wir haben das weitverbreitete, auch im Märchen vom „Teufel mit den drei goldenen Haaren"[6]) verwerthete Motiv, daß der Held aus den Reden übelwollender Geister, Riesen u. s. w. erfährt, wie den Uebeln, die sie der Menschheit zugefügt haben, abzuhelfen sei, und durch die Befolgung dieser Rathschläge sein Glück macht. Gewöhnlich versucht dann ein Anderer, ein böser Bruder oder sonst ein Feind des Helden, ebenfalls die Geister zu belauschen, wird aber erkannt und getödtet.[7]) Vielleicht führte auch das rätoromanische Märchen ursprünglich diesen Gegensatz durch, gab ihn aber später auf. Auch sonst zeigt das, übrigens meisterhaft erzählte Stück, Spuren der gestörten Ueberlieferung und starke Beimischungen fremder Motive.

Gian zieht bald nach dem Tode seiner Eltern in die Weite, um sein Glück in Italien, dem Lande seiner Träume, zu suchen, während sein träger Bruder zuhause bleibt. Ein Wirth warnt den jugendlichen Wanderer vor den italienischen Räubern. Bald genug bekommt auch Gian Gelegenheit, auf einem Baum die Erzählungen einer Bande zu belauschen, die sich ihrer Greuelthaten rühmen. Der Räuberhauptmann hat das Größte gethan. Seit langer Zeit fehlt es der Stadt Mantua an Wasser und der König hat demjenigen seine Tochter oder sein halbes Königreich versprochen, der dem Uebel abhelfen könne. Von einem alten, allweisen Klausner hat sich der Räuber das Mittel erpreßt, Wasser herbeizuschaffen; er muß mit einer goldenen Axt drei Schläge auf eine genau bezeichnete Stelle thun, dann wird er die verheißene Belohnung erhalten. Außerdem hat er von dem Einsiedler auch erfahren, wie man Jemand eine lange Nase anzaubern und diese wieder beseitigen kann. Zum Dank hat er den alten Mann erschlagen und unbeerdigt liegen lassen. Dann hat er die Nase des „Königs von Wien" um einen ganzen Fuß länger gemacht. Auch dieser bietet dem Arzte, der ihn von dem lästigen Uebel befreien könne, die Tochter oder sein halbes Königreich. Das alles hört Gian auf dem Baume und handelt danach. Zuerst bestattet er den todten Klausner, dann nimmt er als Wunderdoktor den König von Wien in Behandlung und während dessen Nase langsam kleiner und kleiner wird, entspinnt sich ein zartes Verhältniß zwischen Gian und des Königs Töchterlein. Indessen nimmt er Urlaub und eilt nach Mantua, erbittet sich vom Könige Soldaten und zieht zu der von dem Klausner bezeichneten Stelle. Kaum hat er die drei Schläge gethan, als auch schon ein gewaltiges Rauschen die Luft erzittern macht und ein Strom köstlichen Wassers sich nach Mantua ergießt. Dann werden auch die Räuber umzingelt und gefangen genommen. Nun könnte der Erzähler in Verlegenheit gerathen, welche der beiden Königstöchter, auf die er nach seinen kühnen Thaten Anspruch erheben dürfte, Gian wirklich heirathen soll. In der orientalischen Urform der Geschichte ward sicher eine Doppelehe geschlossen. Das rätoromanische Märchen, in dem diese Lösung sittlich unmöglich wäre, beseitigt kühn, aber geschickt das Hinderniß, indem Gian, vor die Wahl gestellt, sich das halbe Königreich erbittet, denn „die Tochter des Königs von Mantua schielte auf einem Auge und war mehr denn dreißig Jahre alt". Außerdem bekommt er eine prächtige Karosse, worin er nach Wien eilt. Hier vollendet er die Heilung des ängstlich seiner harrenden Königs und sinkt dann, wieder vor die Wahl gestellt, der Königstochter in die Arme. Auch seines Bruders Giachem vergißt der Brave nicht, er reist nach seiner Heimath im Engadin, kommt aber nur noch zum Begräbniß des Faulen, der sich soeben am Branntwein zu Tode getrunken hat. Auch seine Schulden muß Gian bezahlen. Dann aber eilt er nach Wien zurück, feiert seine Hochzeit, „und sie sind heute noch da und das Märchen ist zu Ende".

Die kurze Inhaltsangabe kann leider von der lebendigen Darstellung, die sich oft genug dramatisch zuspitzt, keine rechte Vorstellung geben. Hoffentlich hat sie dem Freunde der Volkspoesie Lust gemacht, die Originale, wenn sie einmal gedruckt werden, kennen zu lernen. Einstweilen mag er sich in die sehr schwierige, in keinem Wörterbuch und keiner Grammatik recht bequem zugängliche engadinische Sprache einlesen. Dazu gibt es keinen besseren und erfreulicheren Leitfaden, als A. v. Flugi's „Volkslieder des Engadin" (Straßburg, Trübner 1873). Einem geistvollen Vortrage über den Gegenstand sind dort reiche Proben ernster und launiger, epischer und dramatischer Volkslieder mit gegenüberstehender Uebersetzung ins Deutsche hinzugefügt. Auch die nun eingegangenen „Romanischen Studien" von Böhmer haben sich liebevoll mit dem Rätoromanischen beschäftigt und aus dem frischen Quell volksthümlicher Alpenpoesie reichlich Erquickung schöpfen lassen.

Robert Petsch.

2) Uebers Jahr, mir zum Nutzen und dir zum Schaden.
3) Tredeschin, du Kanaille, wann kommst du wieder?
4) Nicht mehr!
5) Vgl. bes. Köhler a. a. O. 305 ff.
6) Grimm Nr. 29.
7) Vgl. bes. Köhler, S. 281 ff.

Ein unechtes Bild von Goethe's Freundin Charlotte v. Stein.

Von Heinrich Funck.

Im Mai 1894 brachten „Westermanns Monatshefte" ein seltenes, bis dahin in weiteren Kreisen noch ganz unbekanntes Bildniß der Frau v. Stein, nach dem in der Sammlung von Dallwitz in Berlin befindlichen Gemälde des Freiherrn Carl v. Imhoff. Da gegen die Echtheit dieses Portraits von Goethe's Freundin nirgends Widerspruch sich erhob, wurde es nach sechs Jahren in der Mainummer 1900 der genannten Monatshefte, um die dort zu gebende Galerie von Stein-Portraits vollständig zu machen, wiederholt.

In dem Begleitwort, welches dem Bilde bei seiner Bekanntgebung mit auf den Weg gegeben wurde, lesen wir u. a.: „Freiherr Carl v. Imhoff war es, der das hier in Rede stehende Miniaturgemälde malte. Seine Künstlerschaft stand bereits auf ihrer Höhe, als er nach Weimar kam, um seine Gemahlin und das dem jungen Paar dort geschenkte Töchterchen abzuholen. Bei dieser Gelegenheit

portraitirte er 1776 im herzoglichen Parke seine Schwägerin Charlotte v. Stein, wie sie im aufdämmernden Mondlicht träumerisch ihren Gedanken nachhängt. Neben den Baumstamm rechts setzte er in den Schatten des Laubwerks seinen verschlungenen Namenszug (C. v. J.[1])

Diese Angaben sind, wie sich bei näherem Forschen mir ergab, im wesentlichen einem Schriftstück entnommen, das die Vorbesitzerin des Bildes, eine Enkelin des Freiherrn Carl v. Imhoff und Großnichte von Charlotte v. Stein, ihm beifügte, als es aus ihrem Besitz in die Sammlung von Dallwitz in Berlin überging. Bei der Abfassung des gedachten Dokumentes schöpfte die ehrwürdige Dame, wie ich ihren freundlichen Mittheilungen entnehme, ihre Kenntniß von der Herstellung des v. Imhoff'schen Bildes aus einem Briefe, in welchem ihr Großvater Carl v. Imhoff an seine Gemahlin Luise, geb. v. Schardt, Schwester der Frau v. Stein, am 1. Juli 1776 folgendes schrieb: „Die Zeichnung Goethe's von Frau v. Stein hat mich interessirt, weil wirklich eine Gleichheit von dir im Gesicht ist, die du schwerlich zugestehen wirst, ich werde eine Miniatur darnach machen."

Nach diesen Zeilen vom 1. Juli 1776 hatte Freiherr v. Imhoff damals nur vor, nach Goethe's Zeichnung der Frau v. Stein ein Miniaturbild zu verfertigen, und wenn er auch in der Folge sein Vorhaben ausführte, was übrigens keineswegs feststeht, so stellt unser Bild gewiß nicht die Ausführung dieses Planes dar. Die hier in graublau dämmernder Parklandschaft bei Mondenschein sinnend unter einem Baum sitzende Frauengestalt dürfte kaum auf eine Zeichnung zurückzuführen sein. Eine solche Mondscheinlandschaft entwirft nicht der Zeichner. Ferner lernte Goethe sowohl als Carl v. Imhoff Frau v. Stein erst kennen, als sie schon in den Dreißigern stand und bereits Mutter von sieben Kindern war. Unser Portrait stellt aber eine sehr junge Dame dar. So jung kann Charlotte in der Zeit, wo Goethe und v. Imhoff, dieser als Schwager, jener als Freund, ihr nahe traten, nicht ausgesehen haben, so jugendlich gerundete Wangen kann sie damals nicht gehabt haben.

Endlich stimmt auch in Bezug auf die Farbe der Augen und des Teints die Frauengestalt unsres Bildes nicht mit der äußeren Erscheinung der Frau v. Stein überein, wie diese durch Zimmermanns Feder uns überliefert ist. In des hannoverschen Leibmedikus Beschreibung der Oberstallmeisterin Baronesse v. Stein aus Weimar heißt es u. a.: „Sie hat überaus große schwarze Augen von der höchsten Schönheit. Ihre Wangen sind sehr roth, ihre Haare ganz schwarz, ihre Haut italienisch wie ihre Augen.[2]) Der Teint der von Charlotte's Schwager portraitirten Dame erscheint hingegen sehr zart, nur rosig angehaucht. Die Augen möchte man, wie mir gesagt wird, soweit es sich bei der Kleinheit der Darstellung erkennen läßt, für blau halten. Das Haar ist entschieden gepudert.

Kurz, es ist durch nichts erwiesen, auch nicht wahrscheinlich, daß das fragliche Miniaturgemälde Charlotte v. Stein vorstellt, wenn es auch in der Familientradition — es stammt aus der Erbschaft der jüngsten Tochter Baron Imhoffs — für ein Bild von Goethe's Freundin gilt.

Mittheilungen und Nachrichten.

aß. **Die Erfindung der Buchdruckerkunst.** Zum fünfhundertsten Geburtstage Gutenbergs. Von Oberbibliothekar **Dr. Heinrich Meisner** und Bibliothekar **Dr. Johannes Luther.** Mit 15 Kunstbeilagen und 100 Abbildungen im Text. (Monographien zur Weltgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Heyck, Bd. XI.) Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing 1900. — Das Unternehmen „Monographien zur Weltgeschichte" hat schon zu gewichtige Beweise seiner Gediegenheit und Vorzüglichkeit erbracht, als daß es noch die Anerkennung suchen müßte — mit der vorliegenden Ausgabe hat es sich selbst und des Meisters Kunst einen Ehrenkranz gewunden. Vereint in geschmackvoller Fassung reden hier die Jahrhunderte der Druckkunst zu uns, und ohne eine Zeile gelesen zu haben, ist dem Beschauer ihr Beginn, Entwicklung und heutiger hoher Stand geoffenbart vermöge des überaus reichen illustrativen Beiwerks, das aus einem künstlerisch und technisch einwandfreien Rahmen tritt. Zur textlichen Bearbeitung haben sich zwei berufene Fachmänner zusammengefunden; die Arbeit, die sie geleistet, steht auf jener Höhe, die eine solche große und schöne Aufgabe heischen mußte und das Ganze zu einem Werke von bleibendem Werthe erhebt. Obwohl zur Geburtsfeier Gutenbergs gewidmet, ist es nicht weniger als eine Gelegenheitsarbeit. Tiefgründig erschöpften die Autoren die Thatsachen der allerersten Anfänge der Druckkunst und machen uns vertraut mit den vielgestaltigen Druckversuchen auf Holz- und Metallplatten u. s. w. lange vor Gutenberg, um uns auf Grundlage dieser Ergebnisse in leuchtendem Glanze die befreiende That des Meisters, die Erfindung der beweglichen Lettern, zu zeigen. Sein Lebens- und Entwicklungsgang ist gemäß der neuesten Forschung eingehend geschildert. Besonders erfreulich ist die neue Momente weisende, ergiebig behandelte Straßburger Periode. Daß die Verfasser von der Meldung des bekannten elsässischen Humanisten Wimpheling (1450 bis 1528), Gutenberg sei infolge Alters erblindet, keine Notiz nahmen, ist uns aufgefallen. Neben den vielen anderen Hypothesen der Gutenberg-Forschung hätte diese nicht ohne weiteres wegzuwerfende Nachricht zum mindesten als mögliche Wahrscheinlichkeit einen Platz zu beanspruchen. Doch wir wollen hieraus keine Streitfrage machen. Freuen wir uns, daß es eifriger deutscher Forscherarbeit gelungen, Gutenberg den unbestrittenen Erfinderruhm wieder zu gewinnen, und daß mit dem uns vorliegenden Werke ein trefflich Zeugniß für des Meisters Schaffen und seine weltenbewegende Kunst, zur Ehre unsrer Tage, die Presse verlassen hat.

br. **Münchener Anthropologische Gesellschaft. Maisitzung.** Der Vorsitzende, Prof. **v. Ranke,** legte zuerst das neue, höchst interessante und wichtige Werk von **Oskar Montelius** vor: **Der Orient und Europa.** Einfluß der orientalischen Kultur auf Europa bis zur Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. Deutsche Uebersetzung von **J. Mestorf,** Stockholm 1899, gr. 8^0, 186 S. und 247 Holzschnitte im Text; dann theilte er mit, daß leider Hr. Oberstleutnant **Förster** eine Wiederwahl in den Ausschuß bestimmt abgelehnt hat. Durch seine hervorragende Kenntniß der ethnologischen Verhältnisse Afrika's wird er auch fernerhin für die anthropologische Gesellschaft von großem Werth sein. An seine Stelle wurde zur Wahl vorgeschlagen Hr. kgl. Oberamtsrichter a. D. **Frz. Weber.** Auf Antrag des Hrn. Bankoberinspektors Reuling wurde er und die übrigen bisherigen Ausschußmitglieder per Acclamation gewählt. Nach diesem geschäftlichen Theil begrüßte der Vorsitzende es mit Freuden, daß sein lang gehegter Wunsch, die so wichtige Volkskunde innerhalb der Gesellschaft mehr und mehr in den Vordergrund zu bringen, jetzt in Erfüllung gehe. Insbesondere sei es, wie die heutigen Vorträge zeigen, die Hausforschung, welche in letzter Zeit energisch von berufener Seite in Angriff genommen würde. Hr. Architekt **Franz Zell** gab dann einen Beitrag zur Volkskunde, indem er über **die künstlerische Ausschmückung des Bauernhauses im bayerischen Hochland** sprach. Nach einem Hinweis auf die reich verzierten Holzwerke, beziehungsweise auf die reichen Giebel der Häuser in Wallgau, Krünn, Mittenwald u. s. w. ging Redner über zur Besprechung der im bayerischen Hochland einstmals so sehr, sowohl in den Dörfern als in den Märkten, in Uebung gestandenen volksthümlichen Kunst. Er behandelte speziell die gemauerten, geputzten und mit Freskogemälden geschmückten Häuser. Leider ist man auf dem Lande eifrigst bemüht, auch die letzten Reste dieser kulturgeschichtlich so hochinteressanten Hausmalerei der Vernichtung preiszugeben. Schon im 13. und 14. Jahrhundert wurde die Freskomalerei gepflegt, wie aus Urkunden und aus den Wandmalereien in der Dorfkirche zu Linden und dem Kreuzigungsbild an der Südseite der Pfarrkirche zu Egern ersichtlich ist. Die ältesten Reste von Hausmalereien finden sich in Berchtesgaden, wohl noch aus dem 17. Jahrhundert stammend, die meisten sind aus dem 18., einige auch aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Die farbenfreudige, sprudelnde Kunst des Rokoko

[1]) „Westermanns Monatshefte", Mai 1894, S. 251.
[2]) „Westermanns Monatshefte", Mai 1900, S. 186/87.

war es, welche so recht dem sinnlich kräftigen, das Bunte liebende Naturell des Gebirgsvolkes ganz besonders zusagte und deßhalb auch bei den Bauern wirklich populär geworden ist. Der Rokokostil ist in Altbayern besonders ausgedehnt entwickelt worden, vielmehr als in anderen Gegenden. Die meisten Dorfkirchen in ihrem Innern, wie das bemalte Aeußere und Innere der Bauernhäuser bis in die entlegensten Gegenden sind im Geschmack des Rokokos, in den lebhaftesten und zierlichsten Schnörkeln und ebenso naiven als künstlichen Bildern in den buntesten Farben durchgeführt. Auch der Stil Louis XVI., dem man ja ähnliche Eigenschaften wie dem Rokoko zuschreiben kann, fand, ohne Zweifel durch die zahllos verbreiteten Augsburger Kupferstiche, allenthalben Eingang. Vom Empire-Stil sind nur einige Malereien in Mittenwald erhalten. Der Vortragende hatte ein reiches Material von Photographien und herrlichen Abbildungen ausgestellt, das bei Keller (Frankfurt a. M.) in Druck erschienen ist unter dem Titel: „Bauernhäuser und volksthümliche Hausmalereien im bayerischen Hochland“ und ein würdiges Seitenstück bildet zu dem schönen Werke Zells: „Bauernmöbel aus dem bayerischen Hochland.“ Die schönsten Typen bemalter Häuser vom Werdenfelser Land bis hinüber zum Chiemgau führte er in Lichtbildern vor. Nachdem die Hausforschung so lange von den Architekten als Aschenbrödel angesehen worden ist, haben sich in letzter Zeit auch diese, wie es schon seit langer Zeit von Seiten einzelner Gelehrter und Forscher, und besonders innerhalb der Berliner und Wiener ethnographischen Gesellschaft geschehen ist, der Hausforschung angenommen, und es dürfte endlich das Bauernhaus dem deutschen Bürgerhaus völlig gleich berechtigt in unsre deutsche Architektur- und Kunstgeschichte einziehen. Es wird eine Zeit kommen, wo man sich wundern wird, daß man so lange diesen schon durch sein Alter und durch seinen Zusammenhang mit der Entwicklungsgeschichte unsrer frühesten Vorzeit ehrwürdigen nationalen Kunstgegenstand von so berufener Seite unbeachtet gelassen hat. Hierauf sprach Hr. Dr. W. M. Schmid, Sekretär und Bibliothekar am kgl. Nationalmuseum, über Hausforschung im allgemeinen. Ueber die älteste Form des Hauses in Mitteleuropa gibt einigen Aufschluß das Studium der Hausurnen, die theils rund sind mit Kuppeldach, theils viereckig, das Dach mit Firstbalken, Sparren und Walm, die Thüre an der Breitseite (deutsche Hausurne), theils viereckig, das Dach mit Balken, Giebel und Rauchloch, die Thüre an der Schmalseite (italienische Hausurne). Die Hütten der Pfahlbauten sind theils rund, theils viereckig. Die Häuser der Germanen auf der Trajans- und Mark Aurel-Säule haben einen runden Grundriß und kuppelförmiges Dach. Da jetzt kein deutsches Haus runden Grundriß besitzt, so muß die Frage aufgeworfen werden: wann enstand bei den Germanen die viereckige Form und woher haben sie dieselbe übernommen? Diese Fragen sucht die Hausforschung zu lösen, indem sie die gegenwärtigen Häuser untersucht, und einen möglichst einfachen und vermuthlich ältesten Typus herauszuschälen sucht. Daß noch keine genügenden Resultate erzielt sind, beruht nach den Reden in erster Linie auf den Mängeln der Methode. Weder die Methode der Fragebogen noch die, daß ein und derselbe Forscher größere Gebiete auf der Straße durchwandert und Studien macht, können genügen. Der Vortragende hat letztere Methode, die des erst kürzlich verstorbenen, verdienstvollen Hausforschers Bancalari in Linz, angewendet und erweitert, indem er verlangt, daß man über die Häuser eines abgeschlossenen geographischen und politischen Gebietes ein vollständiges Inventar aufnimmt. Für Bayern wäre die günstigste Gelegenheit zu einer derartigen systematischen Ausführung der Hausforschung durch die Inventarisation der Kunstdenkmale gegeben gewesen, sie wurde aber größtentheils versäumt. Bei Beurtheilung der verschiedenen Hausformen wird zu wenig auf den Einfluß des Klimas, der Bodenkultur und der ökonomischen Verhältnisse des Besitzers geachtet. Ein weiterer Fehler liegt darin, Haustypen mit ethnologischen Beziehungen in Verbindung zu bringen. Ohne weitgehendste Beiziehung der prähistorischen Archäologie, der ortsgeschichtlichen und der Sprachforschung, sowie auch der somatischen Anthropologie und der Hausbaukunde allein irgendwelche ethnologische Schlüsse zu ziehen, ist verfehlt. Gleiche Typen werden gegenwärtig in verschiedenen Ländern mit verschiedenen Namen belegt. Bisher wurde auch die historische Entwicklung der Hausform zu wenig beachtet. In dieser Hinsicht bilden alte Bilder, Kupferstiche, Miniaturen, Votivtafeln u. s. w. ein werthvolles Studienmaterial, freilich reichen diese Hülfsmittel nicht über 1450 hinauf. Redner weist hier auf das Werk von M. Heyne hin, der auf Grund der literarischen und Rechtsalterthümer nachweist, welche Theile ein Haus zu gewissen Zeiten gehabt haben muß. Auch die städtischen Häuser sollten wegen ihrer Wechselbeziehungen mit dem Haus auf dem offenen Land in den Bereich der Forschung gezogen werden. Besonders zu beachten sind bei der Hausforschung auch die künstlerischen Schmuckformen; diese sind, soweit sie nicht durch das Material bedingt sind, Derivate der hohen Kunst, wie Spitzbogen, Schnecke, Muschel u. s. w., und sie gestatten eine gewisse Gruppirung der Häuser. Mit der Hausforschung muß auch eine Einsichtnahme alter Steuer- und Pfarrbücher verbunden werden, welche den Bestand an Handwerksleuten in den Gemeinden nachweisen und wodurch eine bessere Einsicht in der Entwicklung der sogen. Volkskunst gewonnen wird. Die Methode der Inventarisirung hat der Vortragende durchgeführt im Werdenfelser Land, unterstützt von den Magistraten, welche Hauslisten zur Verfügung stellten, so daß dort kaum ein älteres Haus existirt, das nicht inventarisirt worden wäre. Beinahe 70 Proz. stammen noch aus dem 18. Jahrhundert, 10 Proz. aus dem 17. Jahrhundert. Das Werdenfelser Haus ist ein Einheitshaus, aus Holz im Blockverband gebaut, öfter mit gemauertem Sockel. Der Eingang ist bald auf der Giebelseite, bald auf der Längsseite, je nachdem das Haus zur Straße steht. Im ersten Stock ist eine Laube. Es unterscheidet sich hiedurch nicht von anderen Häusern des Alpenverbandes; charakteristisch dagegen sind die Diagonalspreizen mit rechtwinklig durchgezogenen Streben, in Drachenköpfe endigend, das ebenfalls in Drachenköpfe endigende Fachwerk des Giebels, der Auflagebalken des Daches mit Drachenkopf und die Stauchung, d. h. die zurücktretende Füllung des Giebeldreieckes. Durch datirte Inschriften und aus den Tauf- und Sterbebüchern lassen sich vor allen zwei Zimmermeisterfamilien nachweisen: die Rieger in Partenkirchen und die Dötsch in Garmisch, welche z. B. auch außerhalb des Gebietes thätig waren und sich von einander durch Eigenarten in der Anwendung der Schmuckformen unterscheiden. Soll die Hausforschung zu einem befriedigenden Resultat kommen, so müssen alle einschlägigen Faktoren zusammen arbeiten: die Hausforschung, welche jetzt auch der deutsche Architektenverein in die Hand genommen hat, muß unterstützt werden von der historischen- und Kunstforschung. Indem der Vorsitzende den Rednern dankte, schloß er die letzte Sitzung für dieses Studienjahr.

* **Zum Frauenstudium.** Auch an der Universität Leipzig können jetzt Damen, die eine geeignete Vorbildung nachweisen, auf Grund besonderer Genehmigung des Kultusministers und unter dem Vorbehalt der Zustimmung der betreffenden Dozenten als Hörerinnen zum Besuche der Vorlesungen und zur Benutzung der akademischen Anstalten zugelassen werden. Als genügend vorgebildet gelten Damen, die in einem deutschen Bundesstaate die Reifeprüfung eines Gymnasiums oder Realgymnasiums bestanden oder, sofern es sich um das Studium der Zahnheilkunde handelt, den Nachweis der von den Studirenden dieses Faches geforderten Vorbildung erbringen.

* Soeben ist der Stundenplan der Greifswalder Ferienkurse (VII. Jahrgang) erschienen. Der Lehrplan (Französisch, Englisch, Phonetik, Deutsche Sprache und Literatur, Religion, Geschichte, Pädagogik, Physiologie, Physik, Geographie, Botanik) ist jetzt noch um Zoologie vermehrt worden. Auch findet wieder eine deutsche Literaturausstellung statt. Die dreiwöchigen Kurse beginnen am 16. Juli, doch können auch später Erscheinende noch theilnehmen. — Als Dozenten wirken mit die Professoren: Landois, Siebs, Konrath, Bruinier, Cremer, Rehmke, Bernheim, Brandin, Quiggin, Seeck, Richarz, Credner, Schütt, Rosemann.

* **Aus Rußland.** Die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften veranstaltet eine Studienreise nach Macedonien zur Erforschung der Sitten und Sprachenverhältnisse daselbst, an der auch einige bulgarische Professoren theilnehmen werden.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aussichten für deutsche Auswanderung nach China.[1)]

Von Rudolf Zabel.

Als das kleine Kiau-tschou-Gebiet vor nunmehr 2½ Jahren von Deutschland in Besitz genommen wurde, wurde von der deutschen Presse auch die Frage angeschnitten, ob und inwieweit sich China zur Kolonisation durch deutsche Auswanderer eigne. Man kam dabei in der Hauptsache über eine ganz allgemein gehaltene Versirung nicht hinaus, und der oft enthusiastischen Behandlung der Frage standen ernste Leute mit ernstlichen Zweifeln gegenüber. Angesichts der prononcirten Betonung des außer Frage stehenden hohen Werthes Tsingtau's als besten Kriegshafens an der ganzen chinesischen Küste trat die Betonung des Handelswerthes unsrer neuen chinesischen Kolonie, der ja erst geschaffen werden sollte, sowie ihres Werthes als Auswanderungsziel in den Preßerörterungen ziemlich in den Hintergrund. Man vertröstete sich, wie ja das angesichts des bisher verschwindend kleinen Handels Tsingtau's auch heute noch geschieht, auf die wirthschaftliche Erschließung des Hinterlandes und auf den Anschluß an die große transsibirische Verbindung mit Europa, zwei Aussichten, denen auf der einen Seite die Fertigstellung der Schantung-Bahn, auf der anderen die Vollendung der umfangreichen Hafenbauten entsprechen würden. Wie weit diese Hoffnungen voraussichtlich, vorderhand wenigstens noch, auf das Maß des durch konsequente Arbeit Erreichbaren herabzumindern sind, soll an dieser Stelle nicht erörtert werden.

Andrerseits konnte es nicht ausbleiben, daß eine Thatsache, die auch sonst bei Neubegründung von Kolonien einzutreten pflegt, auch gelegentlich unsrer neuen Erwerbung wieder durch ein neues Beispiel belegt wurde, daß sich nämlich das allgemeine Interesse bei vielen Personen in Thätigkeit umwandelt und gar manche Leute erst dazu anregt, ihren Unternehmungsgeist der neuen Kolonie zuzuwenden. Als Begleiterscheinung war natürlich nicht zu vermeiden, daß eine ganze Anzahl von Personen, bei denen die verstandesmäßige Durchdringung eines Gegenstandes von romantischer Auslandssucht und der Hoffnung, draußen auf leichtere Weise Geld zu verdienen, überwogen wird, sich dem Gedanken hingab, man brauche ja jetzt schließlich bloß nach China zu gehen, um über kurz oder lang, wie der berühmte Onkel aus Amerika, reich nachhause zurückzukehren. Wenn diese Anschauungsweise dem ernsten Kolonialpolitiker auch ein Lächeln abzwingt, so ist sie doch auch heute noch weiter verbreitet als man vielfach glaubt, und sie ist es schließlich auch, die dem armen Mann, dem Neulandpilger, zuerst den Wunsch eingeimpft hat, nun auch seinen Antheil an den Herrlichkeiten, die da draußen zu holen sein sollen, einzuheimsen. Und je weiter das fremde Land entfernt ist, umsomehr hat es ja schließlich auch Reiz für die Phantasie.

Aber vielleicht ist bei China eben diese doch recht bedeutende Entfernung mit daran schuld gewesen, daß die Glücksritter gerade aus ärmeren Klassen dem Lande und der Kolonie fern geblieben sind. Nur ein einziger Fall ist dem Verfasser bekannt, daß nämlich in Hongkong und Amoi ein deutscher Bruder Straubinger auftauchte, welcher seine Landsleute recht tüchtig brandschatzte. Aber man wird diesen unternehmenden Volksgenossen, der drüben als erster deutscher Handwerksbursche geradezu Sensation erregte, noch nicht als ein Zeichen für einen beginnenden Strom von selbständigen Kleinkolonisten nach dem fernen Osten betrachten können, umsoweniger, als die deutschen Konsulate es waren, die für seine Unterkunft und dann für sein baldiges Fortkommen Sorge trugen.

Bis jetzt ist man der Frage einer Kleinkolonisation in China überhaupt noch nicht näher getreten, weder seitens des Reichsmarineamts, dem ja bekanntlich die Verwaltung des Kiau-tschou-Gebiets untersteht, noch von Seiten des Auswärtigen Amts; wenigstens wurde von dieser letzteren Stelle auf Befragen mitgetheilt, daß irgendwelches zusammenhängendes Material über die Frage nicht vorhanden sei. Auch von Seiten der Gesandtschaft in Peking und der deutschen Konsulate in China ist in den letzten drei Jahren die Frage nicht angeschnitten worden, und es läßt sich annehmen, daß das in den Jahren vorher noch weniger geschehen ist.

Zur Zeit der Erwerbung von Kiau-tschou ist die Frage publizistisch hin und wieder erörtert worden, doch haben meine verschiedenen Anfragen und Nachforschungen bei den in Frage kommenden Stellen mit ziemlicher Sicherheit ergeben, daß über die Frage einer Auswanderung deutscher Ansiedler oder einer Ansiedelungsmöglichkeit in China überhaupt auch in dieser Hinsicht so gut wie kein zusammenhängendes Material vorhanden ist, am allerwenigsten aber ein genauer gesichtetes Zahlenmaterial.

Immerhin ist es vielleicht doch von einem gewissen Interesse, die Aussichten für deutsche Auswanderung nach China einmal zu erörtern, weil die Anschauungen über diese Frage in den breiten Schichten des Volkes noch recht sehr der Klärung bedürfen und es auch mit zu den Aufgaben gewissenhafter Kolonialbestrebungen gehört, Auswanderungsverhältnissen gerade dann Beachtung zuzuwenden, wenn diese ungünstig liegen und Gefahr vorliegt, daß vielleicht in Unkenntniß der speziellen Verhältnisse seitens Solcher, die unerfahren sind und durch

[1)] Nach einem vom Verfasser auf der Konferenz für Auswandererfragen in Hannover gehaltenen Vortrag.

nicht immer farblose Berichte auf falsche Vorstellungsreihen geleitet wurden, Schritte unternommen werden, die der Auswanderungssache eher zum Schaden als zum Nutzen gereichen.

Gerade bei China hat eine Klärung der Anschauungen einen besonderen Zweck. Denn ich habe selbst oft genug Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß im Volk die alten Vorstellungen von dem höchst merkwürdigen Lande noch ganz erheblich die Oberhand haben. China besitzt aus alter Zeit her den in dem Anschauungsleben weiter Massen festgewurzelten Nimbus eines Wunderlandes, in dem die Frauen Hosen und die Männer Zöpfe tragen und auch sonst zum mindesten verkehrte Welt herrscht. Die Berichte einiger vielgelesener, aber doch nur mit größter Vorsicht zu behandelnder Reiseschriftsteller haben die Sache nicht besser gemacht. Im Gegentheil, sie benützten die Sucht, von China oft die abenteuerlichsten Sachen zu glauben, um daraus für sich und ihre Reisen Kapital zu schlagen. Die Thatsache, daß heutzutage noch sehr zahlreiche Briefsendungen, selbst sehr bedeutender heimischer Häuser, die für Leute in Schanghai bestimmt sind, nach Schanghai „in Deutsch-China“ adressirt werden, oder daß solche Briefe einfach die Adresse „Kiau-tschou“ tragen, während in Kiau-tschou selbst von Europäern nur einige Beamte der Schantung-Eisenbahngesellschaft stationirt sind, sind täglich sich mehrende Beweise dafür, wie wenig man sich noch vielfach über die einfachsten geographischen Verhältnisse in China im klaren ist, und das gerade auch in den Kreisen, die es angeht. Der eigene Reisepaß des Verfassers, den er sich in einer sächsischen Stadt mit einem Welterporthandel ausstellen ließ, und zwar auf Schanghai, trägt die Aufschrift: „reist nach Deutsch-China“.

Für die Beurtheilung unsrer Frage ist es recht wichtig, die Thatsache festzustellen, daß die Kolonisationsmöglichkeit in China keineswegs etwa erst seit der Erwerbung des für Kolonisationszwecke an sich recht engen Gebiets in der Provinz Schantung in Frage kommt. Lange ehe an Kiau-tschou überhaupt gedacht werden konnte, blühten in Schanghai unter dem Schutze der französischen, besonders aber der englischen Niederlassung zahlreiche bedeutende Handelshäuser, und die wenigsten Leute, die sich für Kiau-tschou begeistern, scheinen zu wissen, daß wir bereits seit einer ganzen Reihe von Jahren über 1000 Seemeilen den Jangtse aufwärts ein deutsches Niederlassungsgebiet in Hankau besitzen, diesem gewaltigsten Handelsemporium des zentralen China, eine Niederlassung, auf der bis jetzt allerdings noch keine Baulichkeiten stehen, da die großen deutschen Handelshäuser in China bereits vorher in den fremden Konzessionsgebieten Hankau's ein gastfreies Unterkommen gefunden hatten. Man darf nicht vergessen, daß in fast allen Jangtschäfen, den ganzen Jangtse hinauf, bis weit über Hankau hinaus, sich zahlreiche deutsche Handelsniederlassungen befinden, deren Emporblühen bei den Engländern erst das ganz verfehlte, aber leider auch von den Deutschen so häufig geglaubte Schlagwort aufgebracht hat, der Jangtse sei englische Interessensphäre. Der Handel am Jangtse ist heutzutage zu einem ganz erheblichen Theil in deutschen Händen, und seit der Eröffnung einer deutschen Schiffahrtslinie auf dem Jangtse im vergangenen Winter braucht der deutsche Handel sich auch nicht mehr der Vermittlung englischer Rhedereien zu bedienen. Während in Tsingtau ein Handel erst geschaffen werden soll, besteht am Jangtse seit Jahren bereits eine deutsche blühende Handelskolonie neben der anderen, und es muß immer wieder von neuem ausgesprochen werden, daß der Schutz unsres deutschen Handels auf dem Jangtse und die Stationirung eines oder zweier kleiner Kreuzer zum Zweck, die deutsche Kriegsflagge auf dem vom Reichsmarineamt gegenüber Tsingtau etwas stiefmütterlich behandelten Jangtse ständig zu zeigen, ein inniger Wunsch der Betheiligten und eine dringende Nothwendigkeit geworden ist.

Die Auswanderung nach China war bisher, ganz im allgemeinen betrachtet, nur mit einer Ausnahme in Tongking, eine solche, die nur kaufmännischen Zwecken diente. Angestellte großer Firmen, die in China selbst oder mehr noch in Europa ihre Zentralen haben, Ingenieure, die im Auftrag dieser Firmen Untersuchungen vornehmen oder Etablissements einrichten und leiten, in diesen Betrieben angestellte gelernte Arbeiter, und Staatsbeamte, das sind die Auswanderer nach diesen Kolonien. Fast alle haben die Absicht, nicht in China ihr Lebensende abzuwarten, sondern sie gehen alle, oft nach drei, fünf oder mehr Jahren wieder in die Heimath zurück, wenn nicht besondere Umstände ihr Dortbleiben veranlassen. Die Bewohnerschaft Schanghai's und Hongkongs wechselt mit der Regelmäßigkeit einer Jahreswende. Das wäre also keine Auswanderung, die für uns hier in Betracht kommt.

Eine andere Auswanderung hat aber nicht stattgefunden, wenigstens nicht von deutscher Seite. Man hat sich besonders Mühe gegeben, Material über die nach China ausgewanderten Passagiere dritter Klasse zu erhalten. Da ließ sich denn durch die liebenswürdige Unterstützung des Norddeutschen Lloyds feststellen, daß die Passagiere dritter Klasse (ein eigentliches Zwischendeck gibt es auf der Ostasiatischen Linie nicht) fast ohne Ausnahme entweder Diener von Herrschaften, die nach China gehen, oder Arbeiter und Angestellte von Häusern sind, die im Auftrag und auf Kosten ihrer Herrschaften oder Häuser hinübergehen. Nähere Auskunft über den Beruf und die nähere Bestimmung der verschwindend kleinen Zahl von selbständigen Auswanderern ließen sich leider nicht erhalten. In den Veröffentlichungen des kaiserlichen Statistischen Amtes finden sich auch nur sehr allgemeine Angaben. Es genügt kurz festzustellen, daß während der Jahre 1871 und 1899 die deutsche Auswanderungsziffer nach Ostasien, natürlich nur immer soweit sie zur Kenntniß des Statistischen Amtes gekommen ist, zwischen 9 im Jahre 1873 und 262 im Jahre 1889 schwankt, seit 1886 nicht unter 100 gesunken ist, sich jedoch in der Zeit von 1890 ab über 150 bewegte. Im Jahre 1898 betrug die Zahl der Auswanderer nach Asien 223, eine Summe, deren Höhe gegenüber dem Vorjahre sich wohl leicht aus den Umständen erklären läßt, welche die Besitzergreifung von Kiau-tschou nach sich gezogen haben. Seit dem vergangenen Jahre wird zum erstenmal in den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reiches eine Spezialisirung vorgenommen, aus der man ersehen kann, wie viel Auswanderer auch wirklich nach China gegangen sind. Nach Asien überhaupt wanderten aus 178 Personen, und von diesen gingen nach China 86, nach Hongkong 2 und nach Ostasien ohne nähere Bezeichnung 11 Personen. Nehmen wir, ohne uns eines großen Fehlers schuldig zu machen, an, diese gingen gleichfalls nach China, so würde das eine Gesammtzahl von 99 Personen sein, also etwa 0.41 Proz. der gesammten deutschen Auswanderung und 55 Proz. der Auswanderung nach Asien überhaupt. Also über die Hälfte aller Leute, die nach Asien aus Deutschland ausgereist sind, sind nach China gegangen, eine an sich nicht uninteressante Thatsache, aber schließlich auch nicht viel mehr.

Wenn ich mich nunmehr der näheren Erörterung der Frage zuwende, ob denn überhaupt Aussicht besteht,

nach China einen Kolonisationsstrom zu lenken, halte ich es für sehr lehrreich, einmal kurz auf einen einzigen und ersten Versuch einer landwirthschaftlichen Kolonisation in China einen Blick zu werfen, der in Indo-China durch die Franzosen vorgenommen worden ist. In dem Zeitraum vom 1. April bis 28. September 1899, um die neuesten Daten voranzustellen, wurden in Tongking 18 Landkonzessionen ertheilt, und zwar zusammen für ein Land von 21,000 Hektar. Die größten Konzessionen umfaßten 5000 Hektar, die kleinste 1200 Hektar. Neun weitere Kolonisten haben sich um Ertheilung von Konzessionen an die annamitische Regierung gewendet. In Annam zählte man am 30. September 1899 bereits 26 ertheilte Landkonzessionen, von denen 1325 Hektar in Kultur genommen waren. In Tongking werden zur gleichen Zeit 66 bestehende Pflanzungen gezählt. In Cochinchina betrug die Zahl der Güter 187 mit zusammen 62,000 Hektar, von denen allerdings nur 13,968 Hektar sich in Kultur befinden. In Cambodja gab es 239 in Kultur genommene Hektar, die in 12 Güter eingetheilt waren, von denen 8 aus Landkonzessionen und 4 aus Kauf hervorgegangen waren. Zwei Konzessionsgesuche waren zur Zeit noch unerledigt. Aus dem stetigen Wachsen dieser Konzessionsgesuche will das in Ostasien erscheinende Bulletin Economique de l'Indo-Chine ein Zeichen für den Erfolg erkennen, umsomehr, als die Agrikultur und namentlich die Mannichfaltigkeit der Früchte noch außerordentlich ausdehnungsfähig sei. Die 13,968 in Kultur genommenen Hektar sind fast nur mit Reis bebaut und zwar in einem Umfang von 11,900 Hektar. Der Boden aber eigne sich vorzüglich zum Anbau von Zitronen, Tabak, Kaffee, Manjos, Thee, Baumwolle ꝛc. Aber die Sache hat doch eine Schattenseite. Es gehört nämlich nach einer Korrespondenz des Journal des Débats ein Mindestvermögen von 50,000 Fr. dazu, um in Indo-China Kolonist zu werden. Drüben in China hat man eigentlich nicht gerade das Günstigste über den französischen Kolonisationsversuch erfahren können. Man bezeichnete ihn als mehr oder weniger fehlgeschlagen. Es ist ja nun wohl möglich, daß Leute hinübergegangen sind, welche nicht die nöthigen 50,000 Fr. besessen haben, und daß diese Leute schlechte Erfahrungen gemacht haben, die man nachher zur Diskreditirung der Kolonisation benützt haben mag. Aber wenn Leute hinausgezogen sind, die vielleicht glaubten, mit ihrem starken Arm allein könnten sie mit den kapitalkräftigeren Kolonisten in friedliche Konkurrenz treten, dann wäre das eine arge Verkennung der Verhältnisse gewesen. In China, wo die Arbeitskräfte so billig sind, ist der, der sich diese auch mit wenig Kapital in richtiger Weise zunutze zu machen versteht, stets im Vortheil dem gegenüber, der das nicht kann. Ein Ankämpfen gegen den Kapitalismus ist in einem solchen Falle ein Ding der Unmöglichkeit, selbst wenn die Kapitaldifferenz auch schließlich gar nicht so sehr bedeutend ist. Nur größere rationell wirthschaftende Unternehmungen sind imstande, unter solchen Verhältnissen günstige Resultate zu liefern. „Indo-China ist in der That nicht für kleine Kolonisten geschaffen," sagt das eben citirte, man kann wohl auch sagen zuverlässigste französische Blatt, und es würde auch recht behalten, wenn es diesen Satz auf ganz China verallgemeinern wollte. Jedenfalls klingt auch aus den Auslassungen des Journal des Débats heraus, daß man sich dessen wohl bewußt ist, daß man mit dem Kolonisationsversuch in Indo-China noch nicht über den Berg ist. Ob die Schwierigkeiten nun an dem Mangel an jungen Leuten, die gerade 50,000 Fr. zur Verfügung haben, oder an der notorischen französischen Talentlosigkeit im Kolonisiren oder aber endlich an den speziellen chinesischen Verhältnissen liegen, die schließlich in ganz China in den Kardinalpunkten dieselben sind, das zu entscheiden ist uns ohne weitere Unterlagen leider nicht möglich. Aber lernen kann man aus diesem französischen Versuch trotzdem vielleicht manches.

Es ergibt sich daraus die Thatsache, die auch auf Grund meiner eigenen Anschauung bestätigt werden kann, daß in China eine Kleinkolonisation zunächst ausgeschlossen ist, und daß andrerseits nur eine Kolonisation durch eine kapitalkräftige Gesellschaft, die als selbständiges Ackerbausyndikat ihren Betrieb unter einheitlicher zentralisirter Leitung einrichtete und deutsche Bauern ansiedelte als Gutsvorsteher oder Meier, Erfolg haben könnte, während es seinen Bedarf an Arbeitern aus der großen und stets für billigste Löhne arbeitsbereiten Zahl der Chinesen deckt; oder aber, daß eine Gesellschaft von Auswanderern sich zusammenthut und dann bei Anlehnung des Einzelnen an den Einzelnen ein gemeinsames geeignetes Gebiet aufkauft oder pachtet und dieses unter sich vertheilt in der Weise, daß jeder Bauer Herr auf seinem Gute wird und für eigene Rechnung arbeitet, ebenfalls wieder mit Hülfe der chinesischen Arbeiter, aber auch dieses nur unter der Voraussetzung, daß die Genossenschaft über Kapital verfügt. Man könnte also hier nur Offiziere brauchen, nicht Soldaten, nur landwirthschaftliche Fachmänner, keine ungelernten Arbeiter. Aber für diese Offiziere wären dann auch Bedingungen erster Klasse geboten, was Markt, Arbeiterpersonal, Bodenverhältnisse und Produkte anlangt. Wenn einmal eine derartige Gesellschaft den Plan ins Auge fassen würde, in China eine Ackerbaukolonie in größerem Maße anzulegen, so würde schließlich auch der Landerwerb keine allzugroßen Schwierigkeiten machen, vorausgesetzt, daß der Ankauf oder die Pachtung durch Personen geschieht, die nicht nur den Zweck ihres Einkaufs geheim hielten, sondern auch sonst mit chinesischen Verhältnissen bestens vertraut sind, da sonst leicht der Fall eintreten kann, daß der geschäftsschlaue Chinese, wenn er die Absicht merkt, mit seinen Preisen ganz unglaublich in die Höhe geht. Die Thatsache, daß in China, außer in den dem auswärtigen Handel geöffneten Häfen Ausländer kein Land erwerben sollen, bildet schließlich kein Hinderniß, wenn man in die Gesellschaft einen wohlhabenden Chinesen hineinnimmt, der als nomineller Käufer der chinesischen Regierung gegenüber funktionirt, ein Verfahren, das allgemein selbst bei den größten Unternehmungen geübt wird und durchaus keine Rechtsunsicherheit einschließt, weil die Konsulate in allen Fällen, wo deutsches Eigenthum in Frage kommt, auf das energischste einzuspringen pflegen. Auch ist die Frage ernsthaft ins Auge zu fassen, ob sich nicht vielleicht auch wohlhabende Chinesen finden, die sich an einer solchen nach europäischem Muster arbeitenden Ackerbaukolonie kapitalistisch betheiligen würden. Der Verfasser hat persönlich in Cantoner angesehenen chinesischen Kreisen gute Beziehungen und hat bei einem Aufenthalt dortselbst einmal die Frage angeregt. Man war nicht abgeneigt, einer derselben einmal näherzutreten. Natürlich bedarf es auch dazu stets erneuter Anregung, aber die Möglichkeit zur Verwirklichung dieser Idee würde sich bieten, da sich die Chinesen in neuerer Zeit gern an der Bildung solcher europäischer Unternehmungen zu betheiligen pflegen, die sich unmittelbar an vorhandene industrielle oder kulturelle Unternehmungen anschließen und für diese schließlich nur eine Aenderung in der Arbeitsmethode bedeuten.

Das ist überhaupt eine der Kernfragen bei der Beurtheilung chinesischer Verhältnisse und bei der Investi-

rung chinesischer Unternehmungen, zugleich ein gewaltiger Unterschied zu anderen der Kolonisation und dem Export erschlossenen Ländern: wir finden in China eine alte Kultur vor, die sich nicht ohne weiteres über den Haufen werfen läßt, und mit der man rechnen muß. Wenn man auch die Theorie, daß die chinesische Kultur seit Jahrtausenden dieselbe geblieben sei, verwerfen muß und nicht einmal einen jahrhundertelangen Stillstand in der Entwicklung anzunehmen vermag — das wäre eine Annahme, die allen Gesetzen der Evolution widersprechen würde und für deren Gegentheil auch Beweise erbracht werden können —, so haben wir doch hier eine scholastische Kultur vor uns, aus der heraus neue Ideen entwickelt werden müssen; aber man kann nicht verlangen, daß der Chinese, der in den Anschauungen steckt, die eine sehr alte Kultur, die freilich einen völlig separaten Entwicklungsgang durchgemacht hat, ohne deßhalb etwa in der ethnologischen Vergleichung als eine objektiv minderwerthige dazustehen, ihm vererbt hat, nun so ohne weiteres eine auf ganz anderer Entwicklung beruhende Kultur einfach zu der seinigen machen soll. Das ist von ihm ebensowenig zu erwarten, als etwa von uns, daß wir die chinesische Kultur annehmen sollten. Aber dieser Gesichtspunkt kommt vor allen Dingen auch für den Export und für die uns hier gerade beschäftigende Frage prinzipiell in Betracht. Der deutsche Exporteur erfreut sich deßhalb bei den Chinesen wachsender Beliebtheit, weil er dem chinesischen Geschmack Rechnung trägt, und zwar in weitgehendstem Maße, während der Engländer auf stolzem Pferde sitzt, behauptet, der Chinese müsse kaufen, was er fabrizire, und sich dann wundert, wenn's der Chinese hinterher nicht thut, sondern zum Deutschen geht. So ist es vor allen Dingen auch mit der Kolonisation, oder, wollen wir nun einmal den einzig richtigen Ausdruck einführen, der für chinesische Verhältnisse paßt, mit der Kultivation; denn nur um diese kann es sich handeln. Der Chinese ist Ackerbauer von seinen Großvätern her. Er hat es in der Landwirthschaftsmethode seines Landes weit gebracht. Er baut Produkte, die mit zu den herrlichsten der Welt gehören. Er hat sein Land mit einem Bewässerungssystem durchzogen, wie es in der Welt einzig dasteht. Er bebaut in den fruchtbaren Gegenden jedes Fleckchen Erde und sorgt dafür, daß nichts des werthvollen, für die darauf wohnenden 400 Millionen Menschen so wie so recht engen Bodens ungenutzt liegen bleibt. Er hat einen ausgedehnten Handelsverkehr im Innern, der einen gewaltigen Waarenaustausch ermöglicht. Das sind alles Umstände, die Jemand vielleicht zu der Ansicht verleiten würden, daß in China überhaupt kein Platz sei für europäische ackerbauliche Bethätigung, daß der europäische Ackerbauer von der Konkurrenz der Chinesen einfach erdrückt werden würde. Aber man bedenkt dabei nicht, daß alle diese soeben angeführten Thatsachen zwei Seiten haben, und daß das, was dem Einen als Nachtheil erscheint, dem Anderen als Bedingung für eine wirklich erfolgreiche Bethätigung deutscher Landkultur gelten muß, und zwar als Bedingung, wie sie deren selten so viele auf einmal geboten sein dürften. Es kommt nur darauf an, daß die alte Arbeitsmethode des Chinesen unter der Leitung erfahrener deutscher Ackerbauer, der Offiziere, wie gesagt wurde, umgewandelt wird in eine moderne, europäische, intensive und rationelle. Die Methode ist es, die dem Deutschen im besonderen und dem Europäer im allgemeinen den Vorrang vor dem Chinesen verleiht, und in diesem Sinn kann man den Chinesen auch als eine im Vergleich zum Europäer minderwerthige Rasse bezeichnen, die man durch sein Können wirthschaftlich besiegt, auf Grundlage ihrer eigenen Entwicklung nach europäischer Methode erzieht und auf diese Weise langsam herüberzieht zu unsrer Kultur, um sie dieser nutzbar zu machen. In diesem Sinn erscheint die Kultivation in China durch Deutsche, ganz gleich ob im Auftrage deutschen oder chinesischen Kapitals, als eine Aufgabe, die des Schweißes der Edlen werth ist und Deutschland sowohl finanziell wie moralisch einen ganz außerordentlichen Vortheil einräumen würde. Weiterer praktischer Vorschläge wird man sich an dieser Stelle bezüglich der Verfolgung dieser Idee enthalten müssen; doch soll zum Schluß noch einmal ausgesprochen werden, daß für eine Kolonisation im gewöhnlichen Sinn keine Aussicht vorhanden sein dürfte, dazu steht die eigene kulturelle Entwicklung China's zu hoch. Wenn damit vielleicht auch nichts neues gesagt ist, so war es doch vielleicht nicht unwichtig, dieses Urtheil einmal zu belegen, und andrerseits auch in weiteren Kreisen des Volkes vor allzu enthusiastischen Hoffnungen gerade in dieser Hinsicht zu warnen. Denn das ist ja schließlich auch einmal nothwendig.

Künstlerische Ansichtspostkarten.[1]

Von Richard Braungart.

I.

Es gibt wohl sehr Viele, denen es wie ein kalter Schauder über den Rücken läuft, wenn sie das Wort Ansichtspostkarte nur aussprechen hören. Und, wir müssen gestehen, dieses Gefühl hat ganz gewiß eine tiefe Berechtigung. Noch bei keiner Sammelmode — selbst nicht bei dem Sammeln von Postwerthzeichen — hat sich das gänzliche Unvermögen der großen Menge, nach bestimmten Gesichtspunkten und mit einigem Geschmack und der nöthigen Rücksichtnahme auf Andere zu sammeln, glänzender erwiesen als bei dem bereits endemisch gewordenen Sammeln von Postkarten. Aber trotzdem oder vielleicht gerade deßhalb hat dieser „Sport" in kurzer Zeit eine Ausdehnung angenommen, die der Laie oder interesselos Abseitsstehende kaum zu ahnen imstande ist.

Ich gebrauchte das Wort Sport absichtlich unter Vorbehalt; denn gerade dadurch, daß man aus dem Sammeln von Postkarten das machte oder machen wollte, was wir heute unter Sport verstehen,[2]) hat man der ganzen Sache von vornherein eine Richtung gegeben, die unfehlbar zur Schablone, zur Oberflächlichkeit und Ueberstürzung führen muß. Bei dem Worte Sport denken wir heute, auf Grund zahlloser, trüber Alltagserfahrungen, in der That fast nur mehr an irgend eine Sache, die mit Uebertreibung kultivirt wird. Mit Uebertreibung und — weil es die Anderen auch thun. Dadurch nun, daß man das Sammeln von Postkarten mit dem Sportbegriff zusammenbringt, wird klar, daß man von der Sache selbst und ihrem Wesen schon längst keine richtige Vorstellung mehr hat. Sport im eigentlichen, guten Sinne ist nur eine sachgemäß und dauernd ausgeübte körperliche Uebung irgendwelcher Art; ihr Zweck ist theils das Vergnügen, theils die Kräftigung und Gesunderhaltung des Leibes. Die Uebertragung dieses ziemlich exklusiven Begriffes auf andere Gebiete, besonders auf das gesammte Sammelwesen, ist ein sehr schlimmes quid pro quo. Das

---

[1]) Es ist ganz unmöglich, im Rahmen eines kurzen Aufsatzes eine erschöpfende Darstellung des fast unübersehbaren Stoffes zu geben. Ich beschränke mich daher auf das Wesentliche, beziehungsweise Charakteristische unter gänzlichem Ausschluß der meist minderwerthigen Schwarz-weiß-Erzeugnisse. Erwähnen möchte ich hier u. a. den interessanten, aber etwas zu feuilletonistischen und sehr unvollständigen Aufsatz „Künstlerpostkarten" von Max Lehrs im „Pan", IV. Jahrg., Heft 3.

[2]) Ein geradzu klassisches Beispiel gänzlich verkehrter, rein äußerlicher geschäftsmäßiger Auffassung des Sammelns von Postkarten bildet das Prospektbuch 1899 der „Internationalen Ansichtskarten-Gesellschaft" in Berlin; glücklicherweise ist das phrasenreiche Unternehmen vorläufig über die ersten Anfänge nicht hinausgekommen.

tertium comparationis wäre höchstens der hastende Eifer, mit dem die einzelnen Sammler sich bemühen, den Rekord, d. h. die erreichte Stückzahl des Anderen zu übertreffen. Leute aber, denen es um solche Aeußerlichkeiten mehr als um die Sache zu thun ist, haben niemals Anspruch darauf, ernst genommen zu werden.

Die erste Anregung zum Sammeln von Postkarten gibt wohl vielfach die Thatsache, daß man auf dem Postwege in den Besitz einer Reihe von Blättern gelangt ist, die irgend einen Erinnerungswerth persönlicher, lokaler oder rein sachlicher Art haben. Der künstlerische Werth dieser Karten kommt dabei für den Empfänger selbstverständlich gar nicht in Frage. Diese Art des Sammelns ist eben mehr eine persönliche Angelegenheit. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit dem Absenden der Karten. Man schickt sich — auch gegenseitig — von irgend einem schönen Punkt oder bei einem passend erscheinenden Anlaß eine Karte mit einem kurzem Gruß; damit wird zwei Zwecken zugleich gedient: man beweist dem Adressaten, daß man seiner gedenkt und gibt ihm überdies ein mehr oder weniger getreues Konterfei der Gegend, in der man sich gerade befindet, mit der Nebenabsicht, daß der Abwesende sich wenigstens im Bilde des vielen Schönen, das man in natura genießt, erfreuen könne. Ein besonders schönes Blatt sendet man wohl auch nur, weil sein Anblick dem Empfänger einen erheblichen, wenn auch engbegrenzten künstlerischen Genuß gewähren kann. Es ist begreiflich, daß solche Blätter als liebe Andenken in mehrfacher Hinsicht aufbewahrt werden. Und diesem Beweggrund, dem natürlichsten und einfachsten, verdanken die allermeisten Sammlungen ihr Entstehen, wie umgekehrt der Wunsch, ein Erinnerungsblatt (mit bildlicher Darstellung) schicken zu können, auf Umwegen die Idee der illustrirten Postkarte erzeugt haben mag.

Nun hat sich aber infolge des beispiellosen Anklangs, den die meist mit sehr wenig Aufwand von Kunst hergestellte Karte jeden Genres in wenigen Jahren gefunden, die Postkartenindustrie in solcher Weise gehoben, daß die rein mechanische Markt- und Dutzendproduktion immer mehr zurücktrat und höheren Ansprüchen Platz machte. Leistungsfähige Verlagsfirmen begannen Künstler zu engagiren mit dem Auftrag, von bestimmten Theilen des engeren oder weiteren Vaterlandes Ansichten, aber nicht mit der Camera, sondern mit dem Aquarellpinsel aufzunehmen, und auf diese Weise entstand die künstlerische Ansichtspostkarte in Gestalt des Farbendruckes. Diese Form nun, die sich fast alle einschlägigen Drucktechniken dienstbar gemacht hat, schlug in verhältnißmäßig kürzester Zeit alles andere, besonders die einfache Schwarzweiß-Lichtdruckkarte, nahezu vollständig aus dem Felde. Man empfand eben auch im Publikum sehr bald, welch unentbehrlicher Faktor zur Erhöhung der Wirkung die Farbe ist; ja, der Durst nach Farbe schwoll so sehr an, daß die bizarrsten koloristischen Einfälle und Kapriolen sich hervorwagen konnten. In jüngster Zeit ist in dieser Hinsicht eine bemerkbare Reaktion eingetreten; vielleicht ist es nur eine Periode des momentanen Stillstands, des Ausgleichs der Gegensätze und des Sammelns neuer Kräfte.

Diese Postkarten nach Originalentwürfen von Künstlern haben nun sehr rasch eine solch respektable Höhe der technischen Vollendung und auch des rein künstlerischen Werthes erreicht, daß eine Sammlung dieser Blättter, besonders eine solche von unbeschriebenen, tadellosen, gut ausgewählten Exemplaren, den Werth einer veritablen Kunstsammlung en miniature gewinnt. Nahezu sämmtliche Stoffgebiete und Techniken der Aquarellmalerei sind für den Dienst der Postkarte herangezogen worden. In erster Reihe steht natürlich die Landschaft; aber auch Figürliches, Genrescenen aller Art, Blumenstücke, ja sogar Symbolisches scheint viel begehrt zu sein, wenn man aus der massenhaften Produktion auf diesem Gebiete einen Schluß auf die Nachfrage ziehen darf. Wir wollen uns nun vorerst dem wichtigsten und ureigensten Gebiete der Ansichtspostkarte, der Landschaft, zuwenden.

Die ersten wirklich künstlerischen, fein empfundenen farbigen Landschaften (man könnte sie die Inkunabeln dieses Kunstzweiges nennen) erschienen im Verlag von Velten in Karlsruhe. Mutter, Biese u. a. lieferten die Aquarelle. Es waren fast ausnahmslos Landschaften aus dem Schwarzwald und dem Bodenseegebiet, mit echtem Künstlerauge geschaut, und es befinden sich Blätter darunter, die in ihrer oft primitiven, dafür aber außerordentlich diskreten, stimmungsvollen Wirkung bis heute noch nicht übertroffen sind. Von lebhaftem Farben- und Wirklichkeitssinn zeugten dann die Blätter von Kley (ebenfalls bei Velten), der zuerst Münchener Ansichten brachte, dann aber, als diese Karten stark begehrt wurden, fast ganz Deutschland (u. a. Nürnberg, Dresden, Berlin, Hamburg, Bremen 2c.) mit dem Aquarellpinsel aufnahm. Fast alle diese Blätter sind sehr wirkungsvoll, manchmal freilich etwas zu bunt, und die Farben sind nicht selten kalt und stumpf, zuweilen auch unrein nebeneinander gesetzt. Aber sie bezeugen vor allem, daß es dem Künstler nicht nur um das Gegenständliche, die Ansicht als solche, sondern vor allem um die künstlerische, persönliche Auffassung und Darstellung des oft spröden Stoffes zu thun war. Das war kein geringes Verdienst.

Es folgten nun eine große Zahl zum Theil außerordentlich schöner und stimmungsvoller Blätter verschiedener Künste (in verschiedenem Verlag); ich nenne besonders die Blätter von Völlmy (Bodensee), Reiß (Württemberg, Rhein), Mutter (Schwarzwald; außerdem prächtige, flottgemalte Blätter aus Nürnberg, Rothenburg u. s. w.), Cloß (Stuttgart), endlich die mit sehr geschmackvollen ornamentalen Umrahmungen verzierten, überaus feinen und originellen Rheinlandschaften und Städteansichten von Hein. Eine besondere Stellung nehmen die kraftvollen, flotten Aquarelle von H. v. Bartels (Ziehrer, München) ein. Helgoland und die Elbmündung sind das Gebiet dieses Meisters der deutschen Aquarellmalerei, und seine Technik ist von einer pastosen Kraft und Bravour, daß man geneigt ist, diese Blätter für Reproduktionen von Oelbildern zu halten. Eine außerordentliche Rührigkeit in der Herausgabe der verschiedenartigsten Serien zeigt der Verlag Philipp u. Kramer in Wien. Neben sehr vielen mehr oder minder gelungenen Gruppen figürlichen und genrehaften Inhalts erschienen auch eine große Reihe Landschaftsansichten aus dem Wienerwald, Tirol, dem Salzkammergut, Altwien (!), der Riviera, darunter eine Reihe sehr wirkungsvoller, in Farbe und Auffassung freilich etwas forcirter Blätter von Hlaváček.

Weitere Blätter von mehr oder minder hervorragenden künstlerischen Qualitäten enthalten die nachstehenden, rasch aufeinander folgenden Serien, die übrigens nur eine kleine Auswahl aus der Hochfluth des Erschienenen darstellen. Ich nenne besonders: eine sehr graziöse Serie „Wien und Umgebung" des Wiener Aquarellistenklubs (Velten, Karlsruhe); eine preisgekrönte Serie von theilweise ganz hervorragenden Ansichten aus Sachsen (Meißner u. Buch, Leipzig); Marinekarten von Hans B. (Bohrdt?) und Schön (Meißner u. Buch und Ziehrer); Straßburg und Elsaß von Hoch (Velten); Kärnten, Krain und Abbazia von Frank (Ziehrer); italienische Landschaften (Venedig und Rom), etwas kalt und trocken in der Farbe, aber technisch fein ausgeführt (Meißner u. Buch); eine große Reihe von Landschaften aus den bayerischen und Tiroler Bergen von Compton, sehr ungleich in der Ausführung, enthält aber doch neben vielem Flüchtigem auch manches sehr schöne und wirkungsvolle Blatt (Ziehrer); eine Nordlandreise, sehr ungleich und etwas schwer in der Farbe (Antelmann, Berlin); außerordentlich bunte, aber zum Theil sehr ansprechende, überzeugende Rivieralandschaften von Wielandt (Velten); württembergische Landschaften von Bergen, frisch in der Farbe, nur manchmal etwas steif in der Zeichnung (Ziehrer); eine große Reihe von Blättern sehr ungleicher[3]) Qualität mit Ansichten norddeutscher Städte (Lübeck, Hamburg, Kiel) (Novitas-Verlag, Hamburg); eine Weltkollektion z. Th. sehr hübscher, im großen und ganzen aber etwas

3) Es gibt wohl nur ganz wenige Serien, deren sämmtliche Blätter künstlerisch werthvoll sind; manchmal genügt (unter einem Dutzend) nur eines oder mehrere Blätter höheren Ansprüchen. Es wäre sehr zu wünschen, daß tüchtige Firmen durch strenge, sachverständige Auswahl diesem Grundübel steuern möchten!

oberflächlicher Arbeiten verschiedener Künstler (Internationale Ansichtskarten-Gesellschaft, Berlin); Schweizer Landschaften, ebenfalls sehr ungleich (Kaiser, Bern); eine Serie ernstgestimmter, etwas hart getönter, aber nicht uninteressanter Blätter aus dem Neckarthal, dem Bodenseegebiet und Thüringen (Wartburg) von Biese (Dresden, A.-G. für Kunstdruck), indische Ansichten von großem Stimmungsreiz von Hoffmann (Hein, Wien); sehr frische Landschaften aus dem Bereich der oberbayerischen Seen von Strützel (Eckstein u. Stähle, Stuttgart); ungemein farbenprächtige, freilich fast etwas zu buntscheckige venetianische Ansichten und Straßenscenen von Tafari (Paoli u. Flechi, Venedig); eine Serie von Blättern, die unter dem Namen der zwölf Monate hübsche, dem Charakter des jeweiligen Monats entsprechende landschaftliche Motive vortragen, von Guggenberger (Seeger, Stuttgart); eine Reihe sehr feiner Pariser Ansichten mit originellen dekorativen Umrahmungen von Orlow (Osthein, Paris); eine Serie stimmungsvoller, origineller und künstlerisch werthvoller Blätter des Karlsruher Künstlerbundes nach Originalen von Kampmann, Schönleber, H. v. Volkmann u. A. (Braun, Karlsruhe); eine in der Farbe sehr frische und in der Auffassung von der herkömmlichen Schablone weit abweichende Serie „Napoli" (Richter, Neapel); zwei sehr stimmungsvolle, feine, auch technisch ganz hervorragende Serien „Rothenburg o. d. T." und „Baden" von O. Hammel (Meißner u. Buch) u. s. w.

Man ersieht aus obiger Zusammenstellung deutlich genug, daß in dieser Industrie deutsche Firmen den breitesten Raum einnehmen; selbst ein großer Theil der für das Ausland bestimmten Serien wird nach Entwürfen deutscher Künstler hergestellt oder erscheint bei deutschen Verlagsanstalten. Dies dürfte wohl auch in Zukunft so bleiben, umsomehr, als es ja von Anfang an deutsche Firmen waren, die wirklich werthvolle, technisch und künstlerisch gleich hochstehende Blätter auf den Markt brachten. Nur in ganz wenigen Fällen (s. u.) brachte die Konkurrenz ausländischer Firmen Gleichwerthiges zutage.

Den oben genannten Blättern nun schließt sich noch eine kaum zu übersehende Reihe kleiner und kleinster Serien an, die nicht selten Figürliches und Landschaft miteinander verbinden. Eine wirklich erschöpfende Aufzählung dieser Blätter dürfte selbst dem aufmerksamsten Sammler heute kaum mehr möglich sein, abgesehen davon, daß sie der Charakteristik der Gesammtproduktion kaum mehr einen neuen Zug hinzufügen könnten. Ich will mich nun zum Schluß dieser Betrachtung noch etwas eingehender zwei großen Gruppen von landschaftlichen Serien zuwenden, die ich bei obiger Aufstellung übergangen habe, weil sie mir einer ausführlichen Würdigung werth erscheinen. Die eine der beiden Gruppen, die bereits Hunderte von Blättern umfaßt, stammt von dem Münchner Maler M. Zeno Diemer (Verlag von Ottomar Ziehrer, München), die andere, weniger umfängliche, von dem Belgier H. Cassiers (Verlag von Dietrich u. Cie., Brüssel). Diese beiden Künstler scheinen mir bis jetzt das — relativ — Beste in der künstlerischen Postkartenlandschaft (wenn das Wort erlaubt ist) geleistet zu haben. Wenden wir uns zunächst dem Letzteren zu.

Cassiers vereinigt in seinen Blättern alle Raffinements und Schwächen, bezw. Manierismen seiner Landsleute. Freilich, die Schwächen sind meist derart, daß sie eigentlich zu interessanten, liebenswürdigen Besonderheiten werden. Wollten wir den Künstler klassifiziren, so würden wir ihn vielleicht am besten unter die französischen Impressionisten neuerer Façon einreihen, mit einigen Reserven natürlich. Er besitzt ein außerordentlich feines, differenzirtes Empfinden, scheint es aber nicht zu wagen, die Natur mit frisch entschlossenen, muthigen Händen anzufassen. Mit einer gewissen scheuen Andacht oder besser Schüchternheit naht er sich ihr und gibt in einer eigenthümlich zögernden Weise wieder, was er geschaut. Einige wenige, sanft in einander verfließende, gedämpfte, verhaltene Grundtöne, ein paar kräftige Flächen und Flecke im Vorder- und Mittelgrund und vereinzelte, wie mit der Feder flüchtig gezogene Linien zur Festlegung der Kontur: das ist sein ganzer Apparat, dessen innerer Zusammenhang mit der Affichenkunst nicht geleugnet werden kann. Aber Cassiers versteht es meisterhaft, mit diesen wenigen Mitteln besonders bei der Behandlung von Luft und Wasser die verschiedenartigsten Effekte zu erzielen; freilich, die Landschaft, die er bevorzugt, kommt ihm in seinen Bestrebungen sicherlich auf halbem Wege entgegen. Es sind zumeist Scenen vom Meeresstrand (Scheveningen, Dordrecht, Zaandam u. s. w.), denen wir in seinen Blättern begegnen, dann auch Motive aus Rotterdam, Amsterdam, Brüssel, Namur u. a.; das Motiv selbst ist stets ein sehr einfaches, Meer, Dünen, Marschland, weite, melancholische Ausblicke auf einförmige Niederungen oder von einem zarten, silbernen Licht übergossene Straßen- und Promenadescenen aus Städten und Badeorten. Welch unendlicher Reiz der Stimmung und des Kolorits diesen Motiven eigen ist, das hat uns — neben den Worpswedern — vor allem Max Liebermann in vielen seiner besten Werke (speziell den Zeichnungen) gezeigt. An diesen Meister erinnert Cassiers sicherlich in vielen seiner Blätter (speziell in den mit figürlichen Darstellungen verbundenen), freilich nicht an die Kraft, Unerbittlichkeit und geniale Einfachheit des deutschen Naturalisten, wohl aber an sein inniges Sichversenken in die Stimmungswerthe der Natur und ihrer feinsten, primären Reize. Eine größere Reihe dieser Landschaften, die oft wie mit einem zarten Nebelschleier überzogen scheinen, aber doch Realität genug besitzen, uns den intensivsten Wirklichkeitseindruck zu vermitteln, hat Cassiers mit Typen aus dem vlämischen Volk belebt. An diesen Blättern ist vor allem zu loben, daß die Figuren zusammen mit der Landschaft eine wirkliche, geschlossene Einheit bilden und nicht ausschnittmäßig daraufgeklebt erscheinen. Es kommt einem durchaus nicht zum Bewußtsein, daß man es etwa mit Kostümbildern gewöhnlichen Schlages zu thun habe, sondern man fühlt, daß diese plaudernden, gemächlich umherstehenden, langsam vorwärtsschreitenden Männer, Frauen und Kinder eins mit der Staffage sind. Alles in allem ist Cassiers ein Künstler, welcher der vielfach als bodenlos langweilig verschrieenen holländischen und niederdeutschen Küstenlandschaft viele neue, intime Reize abgewonnen hat und uns dieselben in einer außerordentlich zarten, geistreichen, beweglichen Technik vermittelt.

In schroffem Gegensatz zu diesem Künstler steht der Münchener M. Z. Diemer. Er liebt, ganz besonders in letzterer Zeit, vor allem die starken Kontraste; er liebt es auch, seine Objekte in möglichst günstiger Pose, so vortheilhaft als möglich zu präsentiren, weßhalb er ihnen fast immer ein außerordentliches Gewand anzieht. Ganz speziell sind es Gewitterstimmungen oder imposante Sonnenauf- und Untergänge, in die er seine Objekte verwickelt, um sie dadurch interessanter zu machen. Mit anderen Worten: der Gegenstand an sich scheint ihn nur wenig zu interessiren, wenn sich demselben nicht auf irgend eine Weise eine intensiv malerische Wirkung abgewinnen läßt. Dieses Malerische nun bringt entweder die wechselnde Jahres- oder Tageszeit oder der Einfluß der Witterung. Es läßt sich ja vielleicht darüber streiten, ob dieses Prinzip, besonders wenn es noch mit einer gewissen Neigung zur Komposition Hand-in-Hand geht (Diemer „stellt" manchmal seine Landschaften etwas auffällig), immer und unter allen Umständen richtig ist und die Möglichkeit gibt, dem Gegenstand gerecht zu werden. Gewiß ist, daß ein Künstler von dem Natursinn Diemers es auf dieser Grundlage immer verstehen wird, Blätter von besonderem Reiz zu schaffen. Ja, ich bin sogar geneigt, darin einen Vorzug zu sehen; denn der betreffende Künstler scheint es eben ganz außerordentlich zu verstehen, die materielle und ideelle Seite seiner Aufgabe zu vereinigen. Er gibt ein ganz naturgetreues Bild des Objekts, aber er verzichtet nicht darauf, seinen malerischen Instinkten dabei so recht die Zügel schießen zu lassen; er drückt den Blättern den Stempel einer, wenn auch nicht ungewöhnlich originellen, so doch warm und echt malerisch empfindenden Persönlichkeit auf.

Es ist unmöglich, alle von Diemer bis jetzt geschaffenen Blätter einzeln durchzubesprechen; ihre Zahl dürfte wohl schon mehrere Hundert übersteigen. Alle Achtung vor einem solchen Fleiß, wenn nur die Qualität der Einzel-

leistung nicht oft empfindlich darunter zu leiden hätte! Ich möchte nur im folgenden einige wenige namentlich erwähnen, die mir für seine Art besonders charakteristisch zu sein scheinen. Vor allem seine Münchener Winterlandschaften (zwei Serien, 1898 und 1899). Man war überrascht, als die ersten derselben auf dem Markt erschienen; und in der That, es wohnt ihnen unleugbar ein beträchtlicher Stimmungsreiz inne, ganz abgesehen von der flotten, warmen, energischen Vortragsweise. Man betrachte sich nur Blätter wie „Thalkirchen", „Von der Schwabinger Landstraße", „Marienplatz", „Standesamt", „Frauenkirche" und fast alle aus der zweiten Folge (von 1899), und man wird meine Behauptung sicherlich nicht übertrieben finden. Man sieht aus diesen Blättern nur zu deutlich, daß auch die trübseligste großstädtische Winterlandschaft ihre unvergleichlichen Schönheiten und malerische Qualitäten ersten Ranges besitzt, wenn man eben nur das Auge dafür hat und die Hand, das Geschaute flott und überzeugend wiederzugeben. Besonders schöne Blätter enthalten dann mehrere fast erschreckend lange Reihen von Aufnahmen aus dem gesammten Alpengebiet; Blätter wie „Heiligenblut" oder „St. Valentin auf der Heide" sind von einer bildmäßigen Durchführung (recte Komposition) und einem Farben- und Stimmungszauber, daß die Kompetenz des Aquarells beinahe etwas überschritten scheint. Zahlreiche farbensatte, besonders frische Blätter schildern ferner das oberitalienische Seengebiet; besonders zu erwähnen wären hier: „Sonnenaufgang bei Arco", „Sermione", „Bei Torbole", „Desenzano" u. a. Aber nicht nur in seiner engeren Heimath und deren Sehnsuchtsland (Tirol und Italien), auch im Norden, an der Meeresküste ist Diemer zuhause. Hamburg Bremen, Lübeck und eine Reihe episodischer Darstellungen von der offenen See legen Zeugniß davon ab, daß es für den Maler keine fremden Welten, sondern nur immer neue dankbare Objekte für sein farben- und schönheitstrunkenes Auge gibt. Ganz besonders erwähnen möchte ich schließlich noch folgende Blätter verschiedener Serien, die in der Bewältigung des Stimmungsgehalts und in der bildmäßigen Ausgestaltung wohl ihresgleichen unter allen existirenden Arbeiten dieser Art suchen dürften: „Abend bei Gardone Riviera", „Bei Gargnano", „Drei Zinnen", „Baake auf Scharhörnriff", „Obergrainau", „Schlern von Castelruth", „Leutstetten" (vielleicht etwas zu braun im Gesammtton), einige Blätter vom Starnberger See, „Sonnenaufgang auf der Zugspitze", „Linderhof" u. s. w.

In letzterer Zeit freilich macht sich auch bei diesem schier unerschöpflich scheinenden Künstler eine gewisse Ermüdung und Flüchtigkeit bemerkbar; der hastende Geschäftsbetrieb unsrer konkurrenztollen Zeit verdirbt eben gerade solche Künstler, die auf Bestellung arbeiten, in kürzester Frist. Aber es wäre wirklich zu bedauern, wenn ein solch ausgesprochenes Talent der Aquarelltechnik die günstige Gelegenheit benutzen würde, sich allmählich eine bequeme Schablone zurecht zu legen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Ein bisher noch unbekannter Brief Schillers an Goethe** wird im neuen, soeben herausgekommenen Goethe-Jahrbuch veröffentlicht. Er ist durch sachliche Anmerkungen von Otto Francke (Weimar) erläutert und lautet:

„Weimar, 9. Nov. 1803.

Da ich weder von Ihnen etwas sehe noch höre, so muß ich doch nach den Zuständen fragen. Von einigen Jenaischen Freunden, die indeß hier waren, habe ich erfahren, daß man Sie nicht sieht, welches ein ganz gutes Zeichen ist, daß sie einen besseren Umgang haben. Ich bin hier auch fleißig, weil ich mich durch gar nichts zerstreue und selbst keine Comödie besuche. Wenn ich in dieser Wärme bleibe, so kann ich doch gegen den März fertig werden.

Paulus hat von Würzburg keine besonderen Erwartungen, welches wohl zu glauben ist. Aber von den Jenaischen Zuständen höre ich Gutes, die Zahl scheint sich noch nicht auf eine merkliche Art vermindert zu haben, da einige Auditorien nicht ganz voll gepropft seyn sollen. Die Philosophie verstummt nicht ganz und unser D. Hegel soll viel Zuhörer bekommen haben, die selbst mit seinem Vortrag nicht unzufrieden sind. Ohne Zweifel haben Sie in Jena davon gehört, daß bei den Studenten ein großes Verlangen sich zeigt, bei dem Ritter zu hören. Man sagte mir, daß die Studenten bei dem Herzog bittlich darum einkommen wollen, ihn zum Professor zu machen. Es möchte wohl gut seyn, ihn festzuhalten, weil er doch einen Ruf hat und bei der allgemeinen Bewegung auch könnte weggeführt werden. Da Gotha sehr für ihn ist, so würde dies nicht nur keine Schwierigkeit haben, sondern vielleicht bei Gotha noch dazu dienen können, den (Prof.) Niethammer zur Gegengefälligkeit auch anzunehmen.

Die Herzogin-Mutter wünschte gar sehr den Grafen Brühl (den Berliner Intendanten), der morgen hieher kommt und nur bis auf den Dienstag bleibt, mit den „Brüdern" (von Terenz) zu regaliren, weil er ein Stück mit Masken sehen will, sie hat mir ihr Verlangen sehr nah gelegt und ich will es Ihnen also auch empfehlen. Wenn es irgend möglich, so lassen Sie doch den Montag die „Brüder" spielen, es kann ja noch ein ander kleines Stück damit verbunden werden.

Herzlich grüße ich Sie und bitte, mir bald ein Lebenszeichen zu geben. S."

T. **Die Ausrottung der Mosquitos** ist nach den neuesten Forschungen, die einen **Zusammenhang zwischen der Entstehung und Verbreitung der Malaria und dem Vorkommen der Mosquitos** unwiderleglich nachgewiesen haben, eine der wichtigsten Aufgaben der modernen Gesundheitspflege. Major Roß, der sich durch seine Untersuchungen und die Aufklärung dieses Zusammenhangs hochverdient gemacht hat, hielt neulich im **Pathologischen Laboratorium der Universität Cambridge** vor einer Versammlung hervorragender Aerzte und Zoologen einen bemerkenswerthen **Vortrag**, in dem er die Ueberzeugung aussprach, daß man bisher den Verpflichtungen zur Vernichtung der Mosquitos noch nicht genügend nachgekommen wäre; die hohe Sterblichkeit infolge der Malaria mache die Ausrottung der Mosquitos, für die übrigens das Petroleum ein hervorragendes Mittel an die Hand gibt, zu einer gebieterischen Forderung. Alle Regierungen mit Kolonialbesitz sollten sich daher in dem Bestreben zusammenthun, die Mosquitos zu vernichten, und die dazu nöthigen Arbeiten unter die unerläßlichen gesundheitlichen Maßregeln zu rechnen, die in den Tropen vorgenommen werden müssen. Die in Liverpool vor neun Monaten gegründete Schule für Tropenkrankheiten hat sich bereits ausgezeichnete Verdienste nach dieser Richtung erworben.

* **XXVIII. Deutscher Aerztetag in Freiburg i. Br.** In Freiburg trat am 22. d. M. der aus allen Theilen des Reiches stark beschickte deutsche Aerztetag in dem historischen Kaufhaussaale am Münsterplatz zu seiner diesjährigen Tagung zusammen. Der stellvertretende Vorsitzende, Prof. Dr. Loebker, eröffnete die Versammlung mit einem dem im März d. J. verstorbenen Vorsitzenden des **Deutschen Aerztevereinsbundes**, Medinalrath **Aub** in München, gewidmeten warm empfundenen Nachruf. In seinem **Geschäftsbericht** theilte der Vorsitzende mit, daß der Vorstand in der Erkenntniß der Vorzüge der klassischen Bildung für die Vorbildung und Ethik des Berufes gegen die ausschließliche Zulassung der Realgymnasial-Abiturienten zum medizinischen Studium Verwahrung eingelegt habe. (Beifall.) Im Interesse aller gelehrten Stände müsse die Entscheidung in der Zulassungsfrage so lange hinausgeschoben werden, bis die schwebende Neuorganisation des höheren Schulwesens erledigt sei. Verwahrung müsse von dieser Stelle aus gegen die von der Tribüne des Parlaments her ausgesprochene Ansicht erhoben werden, daß die Aerzte gegen diese Maßnahmen nur aus Konkurrenzrücksichten seien. In Preußen seien die Hoffnungen der Aerzteschaft auf eine wirkliche Medizinalreform schwer getäuscht worden. Das Kind sei ein Schwächling, und jetzt könne man sich über die Alimentirung nicht verständigen. Dagegen habe die Frage eines Reichsseuchengesetzes eine befriedigende Lösung gefunden, so daß der Aerztestand im allgemeinen hoffnungsvoll in die Zukunft blicken könne. Nach den üblichen Begrüßungsansprachen und der Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten ging man

zu den Verhandlungen über. Der erste Punkt betraf die Nothwendigkeit der obligatorischen Leichenschau. Der Berichterstatter, Geh. Sanitätsrath Dr. Becher (Berlin), gab einleitend einen Ueberblick über die mehr als 30jährigen Bestrebungen für ein Leichenschaugesetz. Redner stellte folgende Forderungen auf: 1. Die gesetzliche Einführung der obligatorischen Leichenschau ist im Interesse der Volkswohlfahrt eine Nothwendigkeit. 2. Die Leichenschau ist von in Deutschland approbirten Aerzten auszuführen. Abgesehen vom wissenschaftlichen Interesse, habe in erster Reihe der Staat als Schützer des allgemeinen Rechts und der Volkswohlfahrt ein Interesse an der allgemeinen Leichenschau. Der Staat bedarf der Leichenschau nicht bloß gegen die großen vom Orient kommenden Epidemien, wie Cholera und Pest, sondern in weit höherem Maße gegen die Endemien, die viel verheerender wirken. In den Jahren 1882—1886 sind an Diphtherie und Masern mehr Menschen gestorben, als im ganzen 19. Jahrhundert an Cholera. Es starben in Deutschland (1882 bis 1886) an Diphtherie 254,222, an Masern 69,061 Menschen, an Cholera (im ganzen Jahrhundert) 319,104 Menschen. Eine zuverlässige Mortalitätsstatistik sei ohne obligatorische Leichenschau unmöglich, da auf dem Lande ein Arzt sehr selten zugezogen werde. Die große Mehrzahl der Kinder sterbe ohne ärztliche Hülfe. Das Institut der Leichenschau würde die Engelmacherei beseitigen, der sehr viele Kinder zum Opfer fallen. Auch zur Aufklärung abergläubischer Menschen sei die Leichenschau nothwendig. Das Volksbewußtsein verlange alle Sicherheit, daß kein Mensch lebendig begraben werde. Eine von Aerzten ausgehende Leichenschau würde das vielfache Gerede leicht beseitigen. Redner legte dann die Nothwendigkeit der Leichenschau durch Aerzte dar und glaubt, daß die Bedenken bezüglich der Kosten nicht ins Gewicht fallen könnten. Im Reichstag werde diese Frage demnächst wieder zur Sprache kommen. Es sei nöthig, daß der Aerztetag wieder einmal Stellung nehme. Er bitte daher um Zustimmung zu seinen beiden Forderungen. Vor Eintritt in die Debatte nahm Regierungsrath Battlehner das Wort und führte aus: In Baden bestehe die Leichenschau seit 80 Jahren zur allgemeinen Zufriedenheit. Selbst in den ärmsten Gemeinden zeige sich kein Widerstand. Im Reichsgesundheitsamt sei die Frage mehrmals zur Sprache gekommen. Er habe den Eindruck, daß das Haupthinderniß für die Einführung der obligatorischen Leichenschau das Königreich Preußen sei. Die Kosten seien so gering, daß er nicht verstehen könne, wie diese Frage zu Bedenken Anlaß geben könne. Die Gegenden in Preußen, die man hiefür anführe, kenne er nicht; er glaube aber, daß die Verhältnisse dort nicht ungünstiger sein können als in den ärmeren badischen Gemeinden. Er glaube, daß der jetzt schon 22 Jahre alte Wunsch des Deutschen Aerztetages noch ein sehr hohes Alter erreichen werde. Das jetzige Reichsseuchengesetz diene nur dazu, die mangelhafte Organisation des Medizinalwesens des Königreichs Preußen zu verdecken. Nach einer kurzen Debatte, an der sich Bezirksarzt Dr. Wille (Bayern), Geheimrath Dr. Merkel (Nürnberg) und Dr. Pfalz (Düsseldorf) betheiligten, wurden die Anträge des Referenten nahezu einstimmig angenommen. — Als zweiter Punkt gelangte sodann zur Verhandlung ein Antrag des ärztlichen Bezirksvereins Leipzig-Land: Einführung eines praktischen Jahres sowohl an Krankenhäusern als auch bei tüchtigen und erfahrenen praktischen Aerzten, als Ergänzung der nicht mehr genügenden Ausbildung der jungen Mediziner an den Universitätskliniken. Nachdem jedoch Geh. Rath Battlehner versichert hatte, daß die Prüfungskommission bereits die Aufnahme eines praktischen Jahres in die Prüfungsordnung befürwortet habe, wurde auf Antrag von Dr. Landsberger (Posen) nach einigen weiteren Debatten beschlossen, über den Antrag aus Zweckmäßigkeitsgründen zur Tagesordnung überzugehen. — In der Nachmittagssitzung sprach Geheimer Sanitätsrath Dr. Henius (Berlin) über die Bedeutung des Samariter- und Rettungswesens für den deutschen Aerztestand. Redner ist der Meinung, daß gegen die Samaritervereine in ihrer heutigen Organisation von ärztlicher Seite nichts eingewendet werden könne. Es werde durch die Satzungen anerkannt, daß den Aerzten die Führung im Rettungswesen zustehe und daß alle Bestrebungen des Kurpfuscherthums bekämpft werden müßten. Das Bedürfniß für erste Hülfe bei Unglücksfällen sei groß, und es wäre verfehlt, wenn die Aerzte sich diesem allgemeinen Verlangen entgegenstellen wollten. Die größte Ausdehnung habe die Samariterbewegung in Sachsen angenommen. Von den 344 Städten mit 10,000 Einwohnern im Deutschen Reiche haben nur 83 Städte keine Vorkehrungen für erste Hülfeleistungen bei Unglücksfällen, 143 Städte haben ständige sanitäre Einrichtungen, 29 Städte Samaritervereine. Redner faßt seine Ausführungen in folgenden Thesen zusammen: „Die Ausübung der ersten Hülfe bei Unglücksfällen und plötzlichen Erkrankungen steht den Aerzten zu. Nur in denjenigen Fällen, in denen ärztliche Hülfe nicht sofort zu beschaffen ist, namentlich auf dem Lande und in kleinen Städten, ist die Hinzuziehung des Laienelements zuläßig. Doch sollen sich die für die Leistung der ersten Hülfe eigens von den Aerzten ausgebildeten Samariter darauf beschränken, dem Verletzten alles fern zu halten, was ihm schaden könnte, und ihn möglichst schnell ärztlicher Versorgung zu übergeben. Die in großen Städten zu treffenden Einrichtungen zur Beschaffung erster ärztlicher Hülfe bei Unfällen oder plötzlichen Erkrankungen (Rettungswachen, Unfallstationen, Sanitätswachen) sollen von den städtischen Verwaltungen unterhalten oder finanziell sichergestellt werden. Sie entsprechen nur dann gleichmäßig den Interessen des Publikums wie der Aerzte, wenn sie bezüglich ihrer Einrichtung und ihres Betriebes einer ärztlichen Oberleitung unterstehen, wenn die Hülfe ausschließlich von Aerzten geleistet und die Theilnahme am Rettungsdienst sämmtlichen Aerzten, die es wünschen, gestattet wird, wenn die Verwaltungen über geeignete Transportmittel verfügen und außer der Gewährung erster Hülfe keinerlei Nebenzwecke verfolgen." Nach einer Befürwortung der Forderungen des Ref. durch Prof. Streffer (Leipzig) und Palsch (Breslau) wurden die Thesen des Referenten mit einigen Abänderungen angenommen und die Verhandlungen dann auf Sonnabend früh vertagt.

* **Berlin.** In der Leibniz-Sitzung der Akademie der Wissenschaften am nächsten Donnerstag, 5 Uhr nachmittags, wird Geh. Oberregierungsrath Prof. Dr. Auwers die Festrede halten. Hieran schließen sich die Antrittsreden der vier neuen ordentlichen Mitglieder Scheffer-Boichorst, v. Wilamowitz-Möllendorff, Branco und Helmert.

oem. **Breslau.** Die Zahl der im laufenden Sommersemester an hiesiger Universität immatrikulirten Studirenden beläuft sich auf 1662 (gegen 1598 im Wintersemester 1899/1900), und zwar zählt die evangelisch-theologische Fakultät 77, die katholisch-theologische Fakultät 322, die juristische Fakultät 482, die medizinische Fakultät 249 und die philosophische Fakultät 532. Dazu kommen noch 118 Hörer (einschließlich 41 Damen), so daß sich die Gesammtzahl der Hörer auf 1780 (gegen 1745 im verflossenen Wintersemester) beläuft. Von den 1662 Studirenden stammen aus Preußen 1597, Bayern 2, Sachsen 7, Württemberg 1, aus den übrigen Bundesstaaten 16, Oesterreich-Ungarn 18, Rußland 12, Frankreich und Japan je 3, Holland, Italien und Serbien je 1.

* Die Errichtung eines Instituts für christliche Alterthumswissenschaft in Jerusalem, die von dem Oberkonsistorialrath Schneider bei der Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem seinerzeit angeregt wurde, ist jetzt von der deutsch-evangelischen Kirchenkonferenz in Eisenach vollzogen worden. Die Stiftung, die ihren Sitz in Berlin hat, hat den Zweck, das Gebiet der biblischen und kirchlichen Alterthumswissenschaft auf den Stätten der heiligen Geschichte und das der gelehrten Forschung darüber auszubauen. Als Grundstock sollen der Stiftung 4500 M. vom Kuratorium der Jerusalem-Stiftung zugewiesen werden. Als Vorsteher der Anstalt wird ein mit den Verhältnissen Palästina's vertrauter Theologe zu dauerndem Aufenthalt in Jerusalem seinen Wohnsitz nehmen. Einige jüngere wissenschaftliche Kräfte sollen dem Vorsteher bei seinen archäologischen Forschungen zur Seite stehen.

Jahrgang 1900. München, Dienstag, 26. Juni. Nummer 143.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Knossos.

In Knossos, der durch Minos' Namen berühmten Stadt Kreta's, sind seit einigen Monaten Ausgrabungen im Gange, deren Ergebnisse bestimmt scheinen, unsre Kenntnisse über die früher völlig sagenhaft scheinende Vorgeschichte des griechischen Volkes sehr wesentlich zu erweitern. Die spärlichen Reste des geschichtlichen Knossos liegen etwas über eine Stunde Weges südlich vom heutigen Candia, das die Griechen jetzt wieder Herakleion, Iraklion, nennen, noch ein wenig südlich von diesen Resten der Stadt Knossos liegt ein Hügel, *του τσελεβῆ ἡ κεφάλα*, der Herrenkopf genannt, auf welchem im Jahre 1877 ein für die heimischen Alterthümer interessirter Einwohner von Iraklion, M. Kalokärinos, Ausgrabungen vorgenommen hatte, die er aber bald wieder abbrechen mußte. Er fand dabei die Reste eines großen Gebäudes und darinnen eine Anzahl jener riesigen thönernen Vorrathsgefäße, Pithoi, die schon in alten Zeiten und noch jetzt in griechischen Landen gebraucht wurden und werden. Daß es kein einfaches Privathaus sei, zeigte die Ausdehnung und die treffliche Technik des im übrigen sehr alterthümlichen Baues, seine Epoche ließ sich aus diesen äußeren Anzeichen ebenso erschließen, wie aus den Funden kleinerer, bemalter Thongefäße, deren Uebereinstimmung mit Funden der mykenischen Epoche zuerst Haussoullier, dann Fabricius darlegte; Letzterer betonte mit Recht auch die Uebereinstimmungen mit den Palastbauten der mykenischen Zeit. Stillman, der 1881 den Platz untersuchte, glaubte in den Ruinen Reste des dädalischen Labyrinths erkennen zu dürfen; besser begründet und allgemeiner angenommen blieb die Vorstellung, daß hier ein Herrschersitz der heroischen Zeit verborgen liege, und je deutlicher die fortschreitende Forschung die große Bedeutung gerade Kreta's für diese Epoche erkannte, desto dringender mußte der Wunsch nach gründlicher Erforschung der Ruinenstelle werden. Aber die Verhältnisse verhinderten immer wieder die Ausführung; Schliemann, der die Stelle selbst besucht hatte, mußte ebenso davon abstehen wie die École Française d'Athènes.[1])

Jetzt endlich ist es Hrn. Arthur Evans nach langen Bemühungen und mit großen Opfern gelungen, sich zum Eigenthümer des Gebietes zu machen, und die Ausgrabungen mit der gern ertheilten Erlaubniß der jungen kretischen Regierung zu beginnen. Die Ergebnisse der ersten, jetzt beendeten, Kampagne haben alle Erwartungen übertroffen.

[1]) Die Geschichte der Erforschung bis zu diesem Zeitpunkt findet man bequem zusammengestellt bei Perrot, Histoire de l'art VI, S. 458 ff., dazu ist dann noch Mariani in den Monumenti antichi dei Lincei VI, S. 221 ff. zu vergleichen.

Der ausgedehnte Palast ist zwar noch nicht ganz freigelegt, und vor allem wird es noch eines eindringenden Studiums und einer Sonderung der nicht wenigen Umbauten bedürfen, um den Grundplan ganz verständlich zu machen. Als Material der gewöhnlichen Wände dienten Bruchsteine und Lehm, die dann natürlich einen sorgfältigen Ueberzug von Kalkverputz erhielten, aber es kommen auch Wände aus ganz regelrecht geschnittenen Quadern vor, die in ihrer exakten Arbeit selbst die für diese Urzeit bewundernswerthen Mauern der VI. trojanischen Stadt, des homerischen Ilion, übertreffen. Die Sockel der Außenmauern sind durchweg von großen viereckigen Steinplatten gebildet, auch die Untertheile der Thürgewände und Pfeiler sind aus Stein, während deren Obertheil wie gewöhnlich aus Holz bestand. Aus Holz müssen wir uns auch die runden Säulen denken, deren steinerne Fußplatten erhalten sind, und wie z. B. in Mykene lagen auch Längsbalken in die Bruchsteinmauern eingebettet.

In ihrer Gestalt und Bestimmung heben sich zwei Theile des Palastes schon jetzt ziemlich klar hervor. Der eine ist ein langer Korridor, auf dessen eine Seite sich eine ganze Anzahl nebeneinander gereihter, langer, ziemlich schmaler Magazinräume mit je einer Thüre in der kurzen Seite öffnen. In diesen Magazinen stehen noch, zum Theil tadellos erhalten, reihenweise die riesigen thönernen Vorrathsfässer (Pithoi) aufrecht an den Wänden, verziert mit einfachen, plastischen Ornamenten; als ehemaliger Inhalt haben sich zum Theil Körnerfrüchte noch feststellen lassen. Der Mittelgang eines jeden dieser Magazine zeigt noch eine ganz eigenthümliche Vorkehrung. Hier liegen nämlich hintereinander in den Boden eingesenkt eine Reihe von schmalen, tiefen Steinkisten, aus Steinplatten mit ganz besonderer Sorgfalt ineinander gefalzt und dann noch mit Blei ausgefüttert. Man hat vermuthet, sie hätten etwa zur Aufnahme von Flüssigkeiten gedient, aber der Umstand, daß sie oben mit Steinplatten gedeckt waren, die genau in der Höhe des Plattenfußbodens gelegen, und die Kiste völlig verborgen zu haben scheinen, und ebenso der, daß sich in einigen Fällen solche Kisten mit einem Zwischenboden finden, würden vielleicht auch die Auffassung erlauben, daß diese Behälter bestimmt waren, werthvollen Besitz aufzunehmen und, sei es immer, sei es in Zeiten der Gefahr, den Blicken zu entziehen.

Die zweite Anlage ist ein großes Gemach mit einem Vorraum, der durch vier von schmalen Pfeilern getrennte Thüren und einige Treppenstufen zugänglich ist[2]) und mit dem Gemach durch eine fast die ganze Breite einnehmende Thür in Verbindung steht. Das Gemach selbst zerfällt der Länge nach in zwei Theile.

[2]) Dieser Theil war schon früher ausgegraben: Perrot S. 460.

Links vom Eingang liegt ein etwa mannstiefes, viereckiges, großes Wasserbassin, mit einer Treppe zugänglich und durch eine steinerne Brüstung gegen den übrigen Raum abgesperrt; runde Einarbeitungen in dieser zeigen, daß sich hier drei hölzerne Säulen erhoben, von welchen auch Reste noch erhalten sind. Der übrige Theil des Gemaches zeigt rundum, auch an der Brüstung, eine Steinbank, die nur in der Mitte der Längswand, also gerade gegenüber dem Wasserbassin, unterbrochen ist, um für einen steinernen Thronsessel mit Fußbank bequemen Platz zu schaffen. Seine Form ist die eines Stuhles mit vier geraden Beinen und sehr hoher, gerader, im Umriß blattartig ausgezackter Lehne, diese ist in die Wand eingefügt, so daß der Verputz sie dicht umgibt. Er zeigt hier Reste aufgemalter Dekoration von Pflanzen, an einer anderen Stelle einen großen liegenden Greifen mykenischen Stils, auch über dem Wasserbehälter ist die Wand gefärbt. Fragt man nach der Bestimmung dieser Anlage, so ist scheinbar die nächstliegende Antwort, es sei eine Badeanlage. Aber, wenn wir von der Größe der Räume und ihrer Herrichtung für eine größere Versammlung absehen, so entspricht die Anlage weder den sonst bekannten derartigen Resten dieser Zeit, noch dem, was wir von dem Brauch, sich einen warmen Ueberguß in der Badewanne geben zu lassen, aus Homer wissen. Außerdem ist ein Badezimmerchen mit Resten einer thönernen Badewanne und eines Abzugskanals nahebei erhalten. Die drei hölzernen Säulen in der Brüstung lassen darauf schließen, daß nicht der ganze Raum gleichartig überdeckt war, daß vielmehr ein Theil unter freiem Himmel lag; dieser unbedeckte Theil wird das Wasserbecken gewesen sein, und so stellt das Ganze vielleicht nur einen durch das Wasserbassin gezierten inneren Wohnraum dar, auf dessen Thron wir den Herrn oder die Herrin des Hauses im Kreise der Gefolgschaft weilend zu denken haben.

Bunte Wandmalereien schmückten auch andere Theile des Palastes. Es muß als ein besonderer Glücksfall gepriesen werden, daß von einer dieser so verzierten Wände verhältnißmäßig große Theile gerettet sind. Zwar an Ort und Stelle haben sich fast nur die Füße der dargestellten Personen erhalten. Die Reste des Palastes liegen nämlich ganz dicht unter der Oberfläche und es sind an manchen Stellen, und so auch hier, die Mauern nur wenige Schuh hoch vorhanden; glücklicherweise sind aber Theile des Verputzes bei der Zerstörung des Baues, die durch Feuer erfolgt ist, von der Wand auf den Boden gefallen und so verschont geblieben. Es war ein langer Korridor, der anscheinend zu einem großen Hof führte, beiderseits mit Reihen fast lebensgroßer Figuren geschmückt: Jünglinge, nackt bis auf den bunten fein gemusterten Schurz, blaue Schmuckbänder an den Knöcheln, das Haar in langen Locken hinten herabhängend, schreiten auf eine lang bekleidete Frau zu; von ihr sind außer dem unteren verzierten Gewandsaum nur die Füße erhalten, aber deren weiße Farbe läßt das Geschlecht errathen, denn die Körper der männlichen Gestalten sind dunkelbraun gefärbt. Weiterhin folgten andere Jünglinge und andere langbekleidete Gestalten, theils Weiber, theils Männer, dies also Vornehme in der Festtracht. Von besonderem Interesse und ganz überraschender Vollendung ist der Oberkörper eines der Jünglinge, welcher ein unten spitz zulaufendes, einhenkeliges Gefäß trägt; dies Gefäß ist hellblau gemalt, besteht demnach wohl aus Stein, und Steingefäße gerade dieser Form, unten durchbohrt, also etwa Trichter, hat die Ausgrabung zutage gebracht. Weiterhin, am Ende dieser Reihe, war ein Stier gemalt. Gerade diese Stelle hat mehrfache Erneuerung erfahren: drei Schichten Kalkputz liegen hier übereinander und auf jeder war wieder ein Stier gemalt. Der Stier scheint sich überhaupt großer Beliebtheit erfreut zu haben. Von einem mindestens lebensgroßen, in flachem Stuckrelief an der Wand modellirten Exemplar sind der Kopf und Theile des Leibes und der Füße vorhanden, alles lebhaft gefärbt, der Kopf von vortrefflichem Ausdruck, den Stieren der Becher von Vaphio ebenbürtig.

Wenn diese Reste schon durch ihre seltene Größe auffallen und wirken, so verdankt eine andere Gruppe von Wandgemälden gerade der entgegengesetzten Eigenschaft besonderen Reiz. Diese leider nur in einzelnen kleinen Bruchstücken erhaltenen Bilder, deren weitere Zusammensetzung aber nicht aussichtslos ist, zeigen Miniaturen in flüchtiger, aber feiner, man darf sagen geistreicher, kolorirter Umrißzeichnung. Auf den schneeweißen Grund sind mit schwarzen Strichen die Figürchen zierlicher Damen hingesetzt, denn ihre Gewänder mit hellem Blau und Gelb kolorirt; der weiße Grund gibt die Farbe des Inkarnats ab, die in langen Flechten herabfallenden Haare sind schwarz gemalt. Das Wort Damen klingt vielleicht Manchem arg modern, wo von Bildwerken vorhellenischer Epoche die Rede ist, aber ich finde keines, welches auf diese kleinen, niedlichen, koketten Wesen besser paßte. Denn auch kokett sind sie, pretiös nicht nur in Haltung und Bewegung, sondern auch in der Tracht. Ueber die mykenische Frauenkleidung war man bisher nicht recht im klaren; hier sehen wir, daß diese Damen sich stark zu dekolletiren liebten. Vom Gürtel abwärts umhüllt sie der weite Rock, der Oberkörper zeigt von Kleidung nur große, ziemlich bauschige Aermel, der Busen ist ganz nackt; daß die Aermel im Rücken vereinigt waren, ist an sich klar und auch aus einigen Spuren zu schließen. Das ist keine primitive, naturwüchsige, sondern eine gesuchte, kokette Tracht; das vorn ziemlich weit geschlitzte, einen Theil der Brust zeigende Gewand, welches das goldene Frauenfigürchen einer Schmucknadel aus Mykene zeigt (Arch. Jahrbuch 1892, S. 189) ist die einfache naturgemäße Vorstufe dazu. Diese Damen sitzen im Freien, auf dem Boden, ähnlich wie auf dem bekannten Goldring aus Mykene; von Häusern oder anderen Baulichkeiten sind daneben Spuren zu erkennen. Es war eine äußerst zahlreiche Versammlung von Damen, und der Künstler konnte sich offenbar gar nicht genug thun in der unendlichen Wiederholung des einen Motivs. Schließlich ist er zum Ausdruck der Menge auf eine abgekürzte Wiedergabe gerathen, nur Kopf und Hals der Frauengestalten, dicht gedrängt, einer den anderen fast verdeckend, hat er auf den weißen Grund gesetzt. Diese dichte Versammlung von Frauen ist durch eine ebenso dichte, ebenso abgekürzt wiedergegebene von Männern umgeben, und weil bei dem kleinen Maßstab die Angabe des gewünschten braunrothen Inkarnats im einzelnen zu unbequem war, hat man es im ganzen gemacht. Ueber die Frauenköpfe zieht sich eine breite, braunrothe Färbung des Grundes, die Grenzen absichtlich durch kleine Zacken unregelmäßig gestaltet, und darauf sind wieder in schwarzen Linien Köpfe, diesmal von Männern gesetzt; hin und wieder erhebt sich aus dieser dichten Masse nach oben in den hellen Grund hinein ragend, ein braun gemalter Arm, nicht sehr geschickt gezeichnet, aber kaum zu verkennen, und so ein Beweis, daß der Maler uns hier in der That nur sehr zahlreiche Versammlungen in seiner originellen und ungewöhnlichen Weise vorführt. Man mag sich bei dieser volkreichen friedlichen Stadt an die Schilderung des homerischen Schildes erinnert fühlen.

Von den nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Bau stehenden Einzelfunden nimmt eine Klasse

ein ganz besonderes Interesse in Anspruch, viele Hunderte kleiner Thontäfelchen mit eingeritzter Schrift. Sie sind bei den Ausgrabungen nicht überall zerstreut, sondern hauptsächlich an einigen bestimmten Punkten und in verhältnißmäßiger Ordnung gefunden worden, zum Theil offenbar noch so, wie man sie beiseite gelegt hatte. Selten hat der Zufall, der gerade bei Ausgrabungen so oft verweigert, was wir erwarten zu können glauben, und Unerwartetes uns in den Schoß wirft, eine auffallendere, man möchte sagen, verständigere Ausnahme von seiner unberechenbaren Willkür gemacht als dieses Mal. Denn gerade Hrn. Arthur Evans seit Jahren mit Umsicht und Ausdauer geführten mühsamen Untersuchungen verdanken wir die Kenntniß von vorgriechischen Schriftsystemen, die bisher allerdings leider sicherer Deutung widerstanden haben. Aber das spärliche, meist aus Inschriften von nur wenigen Zeichen bestehende Material ist jetzt plötzlich in ungeahnter Weise vermehrt, und wir dürfen hoffen, daß es dem scharfsinnigen Forscher, dem die ersten Schritte auf dem dornigen Weg gelungen sind, nun nach der reichen, aber wohlverdienten Spende des Glücks auch beschieden sei, das Ziel, das endgültige Verständniß dieser Schriftdenkmäler, zu erreichen. Es sind meist schmale, längliche Täfelchen mit einer Zeile Schrift, aber auch größere Plättchen kommen vor mit längeren Texten, bei denen die Zeilen durch Linien getrennt sind. Die Zeichen sind offenbar in den weichen Thon mit einem scharfen Instrument leicht aber sauber und fein eingeritzt; die trockenen Täfelchen hob man auf, und erst die Feuersbrunst des Palastes hat sie dann nach den Beobachtungen des Hrn. Evans so weit gebrannt, daß sie erhalten blieben. Aber ihre Härte ist mitunter noch so gering, daß sie sich unter der Einwirkung der Feuchtigkeit auflösen. Neben diesen Tafeln sind besonders kleine unregelmäßig gestaltete Thonkörper bemerkenswerth, die offenbar nur ganz flüchtig zwischen den Fingern zurechtgedrückt waren, und nach den vorhandenen Löchern zu schließen, an Schnüren hingen. Es sind offenbar Siegel, die durch Bänder an Urkunden befestigt waren oder an der Verschnürung irgendwelcher Werthgegenstände zum Schutz gegen unbefugtes Oeffnen hingen, sie tragen außer dem Abdruck eines oder mehrerer Siegelsteine ebenfalls häufig eingeritzte Zeichen.

Auffällig zahlreich sind Gefäße aus Stein gefunden worden; die trichterförmigen wurden schon erwähnt; sie sind in den verschiedensten Farben vorhanden. Daneben kommen aber auch andere Formen vor, eine besonders gut erhaltene Amphora aus schwarzem Stein fällt durch ihre Größe auf, auch die steinernen flachen Schalen, die offenbar als Lampen dienten, fehlen nicht. Einige haben einen hohen Fuß, wie ihn jetzt auch thönerne Exemplare aus Melos zeigen, eine darunter aus rothem Stein ist durch Anklänge an ägyptische Kapitellformen bemerkenswerth. Ausgezeichnet ist auch ein aus vielen Stücken wieder zusammengesetztes Gefäß in Form eines Löwenkopfes; eine kleine Durchbohrung in der Mitte der Schnauze läßt es mit dem schönen goldenen Löwenkopf aus dem einen mykenischen Schachtgrab nicht nur in der Stilisirung verwandt erscheinen. Vielleicht war ihre Bestimmung dieselbe wie die der trichterförmigen Gefäße.

Geräthe aus edlen Metallen sind begreiflicherweise nicht gefunden worden, wohl aber Thongefäße, natürlich in Scherben. Es sind hauptsächlich Gefäße der älteren mykenischen Keramik. Spuren noch älterer Perioden haben sich gefunden, so polirte primitive Gefäßscherben, und sogar bei einer gelegentlichen Tiefgrabung neolithische Reste. Für die Geschichte der Keramik versprechen noch besondere Ergebnisse die Ausgrabungen, welche im Anschluß an die größere Unternehmung Hr. Hogarth im Namen der Englischen Schule in Athen in der Umgebung des Palasthügels ausgeführt hat. Er hat dabei kleinere Gebäude, wohl Wohnhäuser, freigelegt, in deren tieferen Schichten die auf schwarz gefirnißtem Untergrund mit weißen und rothen Ornamenten verzierte Keramik, die man nach dem kretischen Kamares benennt, sehr reich und gut vertreten war, während sich in den oberen schon mykenische Waare einstellt.

Alle diese Funde bleiben Eigenthum der kretischen Regierung; für ihre Erhaltung und würdige Aufstellung zu sorgen, ist eine Ehrenpflicht, der sie sich nicht entziehen wird. Schon sind die einleitenden Schritte zur Erbauung eines stattlichen Museums geschehen. Zwar gibt es bereits ein solches in Iraklion, die Sammlung des jedem Archäologen bekannten wohlverdienten Syllogos, der unter den schwierigsten Verhältnissen die Pflege der heimischen Alterthumskunde mit Hingebung und Erfolg betrieben hat: es genügt an die Erforschung der idäischen Zeus-Grotte zu erinnern. Der Gründer dieses Vereins, man kann sagen seine Seele, war und ist der Arzt Joseph Chatzidakis, den die Regierung jetzt in gerechter Würdigung seiner Verdienste zum Ephoros der Alterthümer ernannt hat. Syllogos und Regierung gehen so Hand in Hand, aber die Räume, welche diesem zur Verfügung stehen, sind schon für seine eigene Sammlung zu klein. So hat sich die Regierung entschlossen, den leider nur zu sehr verwahrlosten schönen Bau des von den Venetianern errichteten Arsenals zu einem Museum auszubauen. Dort lagern jetzt noch im abscheulichen Durcheinander die letzten werthlosen Inventarreste der abgezogenen türkischen Garnison neben den mit dem Marcuslöwen gezierten Kisten, die bis zu den letzten Umwälzungen noch mit Pfeilen und Bogen der Venetianer gefüllt waren, und den von den griechischen Insurgenten abgelieferten Waffen. Dieser Bau, zweckmäßig hergestellt und ausgebessert, wird genügenden Raum für die Sammlungen des Syllogos, sowie den Besitz der Regierung bieten, und wenn er einmal zu eng werden sollte, so ist die Möglichkeit der Erweiterung da. Hier wird man hoffentlich recht bald die einzigartigen Wandgemälde von Knossos vor aller möglichen Beschädigung sichern, auch die, welche sich im Palast noch an ihrer Stelle erhalten haben. Denn so ungern man sich entschließen mag, ein Kunstwerk von dem Ort wegzuführen, für den es geschaffen wurde, hier liegt eine gebieterische Nothwendigkeit vor. Die Technik der Mauern, ihre Bauart nur mit Lehm als Bindemittel und erstem Verputz, macht jede erfolgreiche Sicherung der Wandgemälde an Ort und Stelle unmöglich. Nur im Museum wird es auch möglich sein, die übrigen Theile einigermaßen wieder richtig anzuordnen. Kosten und Mühe wird es noch machen, aber das Museum von Iraklion, welches so entstehen soll, wird sich weit über die Bedeutung eines Provinzialmuseums von gewöhnlichem Schlage erheben, und es scheint mir ein glückliches Vorzeichen, daß es die Räume des nun überflüssig gewordenen Arsenals sind, welche die Kunstschätze früherer Zeiten aufnehmen werden: die Periode kriegerischer Unruhe soll abgelöst werden von einer Zeit friedlicher Entwicklung, in welcher die vielgeplagte Insel endlich einmal ihrer natürlichen Reichthümer froh werden kann. Leute, welche die erstaunliche Besserung aller Verhältnisse auf Kreta mit Augen geschaut haben, wagen daran zu glauben. Möge es so sein!

Athen. Paul Wolters.

Künstlerische Ansichtspostkarten.

Von Richard Braungart.

II.

Wir haben gesehen, daß die Landschaft nicht allein das wichtigste, sondern auch das sinngemäßeste Stoffgebiet der Ansichtspostkarte darstellt. Nichtsdestoweniger haben auch figürliche Darstellungen, Genrescenen und Blätter dekorativen und symbolistischen Charakters eine eminente Verbreitung gefunden. Während aber auf dem Gebiete der Landschaft, von einigen Verirrungen und Extravaganzen abgesehen, immerhin ein gewisser Normalgeschmack vorherrschend ist, scheint auf den andern Gebieten die vollkommenste Anarchie der Formen und des Geschmacks zu herrschen. Auf Schritt und Tritt begegnen uns hier, neben Blättern von entzückender Feinheit und prominentem künstlerischen Werth, die tollsten, widersinnigsten Ausgeburten dekadenter, schwulstiger Phantasien. Die leidige Konkurrenz und der Wunsch, alles bisher Dagewesene noch um ein Erkleckliches zu überbieten, mag freilich zum großen Theil an diesen Geschmacklosigkeiten die Schuld tragen; aber es ist doch bedauerlich, daß Künstler — und speziell jüngere; denn diese sind es ja hauptsächlich, die Entwürfe für Postkarten liefern — sich zu solchen höchst zweifelhaften Experimenten hergeben. Einige spezielle Beispiele werden das Nähere zeigen.

Der Werth der Farbe ist auch auf diesem Gebiet, das so wenig Grenzen kennt und schier unerschöpflich scheint, sehr bald erkannt worden. Aber freilich, während die Landschaft, wie gesagt, selbst der zügellosesten Phantasie immer noch durch ihre Realität eine gewisse Schranke setzt, sind hier dem koloristischen Kraftmeierthum und dilettantischen Ausschreitungen und Kapriolen Thür und Thor geöffnet. Und ganz besonders ist zu rügen, daß sehr häufig, selbst von Verlagsanstalten, bei denen man einen besseren Geschmack voraussetzen dürfte, gänzlich verschiedene Kunstgattungen mit einander vermengt oder verwechselt werden. So geschieht es häufig, daß Kunstblätter, die ursprünglich für einen ganz anderen Zweck bestimmt und nach einem die Postkartengröße weit überschreitenden Flächenmaß gearbeitet waren, nachträglich, zur besseren Ausnützung der Vorlage oder Platte oder wohl auch zu Reklamezwecken, in oft unsinnigen Verkleinerungen kurzer Hand in Postkarten verwandelt werden. Noch schlimmer ist es, wenn die derben, flächigen Wirkungen des Plakats auf die Miniaturform der Postkarte übertragen werden. Daß auf diesem Gebiete auch die unverhüllte Roheit, die Zote, die Spekulation auf die Lüsternheit und auf jene, die nicht alle werden, eine beängstigend große Rolle spielt, braucht kaum erwähnt zu werden. Es besteht keine Veranlassung, an dieser Stelle auf diese Produkte näher einzugehen; was aber in dieser Hinsicht „geleistet“ worden ist, wäre immerhin eine Spezialuntersuchung vom Standpunkt des Zeitpsychologen werth. Denn die Geschichte der menschlichen Geschmacklosigkeiten und Verirrungen läßt oft tiefere Blicke in den jeweiligen Kulturzustand zu als die blankgeputzte Historie der idealen menschlichen Güter und Errungenschaften.

Eine Entwicklung ist bei den Postkarten dieser Gruppe ebenso wie bei jenen landschaftlichen Charakters sehr wohl zu beobachten, aber freilich weniger, wie bei diesen, nach der Seite der immer höheren Vervollkommnung des künstlerischen Werthes als vielmehr nach einer einseitig technischen Richtung hin. Rühmliche Ausnahmen finden sich auch hier.

Ich will mich nun im Folgenden darauf beschränken, aus der unermeßlichen Reihe von Blättern einige Gruppen und Serien herauszugreifen, die ein ungefähres Bild von dem geben können, was geleistet wird und bis zu welcher Höhe — manchmal auch Tiefe — der Entwicklung man gediehen ist.

Eine große Zahl von Blättern in technisch kaum zu überbietender Ausführung hat der Verlag der Münchener „Jugend“, erscheinen lassen. Der Hauptfehler dieser Blätter, so Schönes und Wirkungsvolles sich auch darunter befinden mag, besteht nun darin, daß die Originale zu diesen Karten ursprünglich nicht zu diesem Zweck, sondern für weit größeres Format (dem der „Jugend“) bestimmt waren. Es tritt dadurch eine Verschiebung der Verhältnisse ein, die vielleicht Manchem geringfügig erscheinen mag, aber ganz gewiß zum großen Theil daran schuld ist, daß die künstlerische Wirkung dieser Blätter jener der Originale oder auch nur der Reproduktionen in der „Jugend“ (die selbst zumeist schon Verkleinerungen sind) nicht entfernt gleichkommt. Dies ist umsomehr zu bedauern, als die „Jugend“ die seltene Gelegenheit hätte, den Stab ihrer erprobten, vortrefflichen jüngeren Künstler (ich denke besonders an Erler, Pankok, Münzer, Georgi, Jank, Diez, Eichler, Caspari u. A.) ganz speziell auch für Postkartenentwürfe heranzuziehen. — Dasselbe gilt von den im Verlag des „Simplicissimus“ erschienenen Karten, die nichts als Verkleinerungen von Zeichnungen enthalten, die in ungleich größerem Format in dem bekannten Witzblatt erschienen sind.

Eine außerordentlich große Zahl sehr ungleichwerthiger Blätter erschienen in dem — schon beim Kapitel „Landschaft“ erwähnten — Verlag Philipp und Kramer in Wien. Eine Anzahl der jüngeren Wiener, resp. österreichischen Künstler hat die Entwürfe dazu geliefert, und es sind wirklich viele ganz hervorragend schöne, stimmungsvolle und originelle Arbeiten darunter. Ich erwähne u. a. die Serie „Karneval“ von Hampel, aus welcher uns die richtige urwienerische Laune und Feschheit entgegenlacht; mit dem Figürlichen ist in sehr geschmackvoller und unaufdringlicher Weise ein verständiger ornamentaler Schmuck verbunden; die moderne Linie gibt den passenden Rahmen zu den fast ultramodernen Damen und Dämchen, die dargestellt sind. Gute Blätter enthalten auch in größerer Zahl — neben sehr vielem Minderwerthigen und Bizarren — die Serien „All Heil“, „Ebbe und Fluth“, „Variété“ (hier der Einfluß Pariser Vorbilder — Chéret! — besonders stark), „Jagd“, „Tondichter“ u. s. w. Zum allergrößten Theil in das Gebiet des „Gschnas“, des Wienerisch-Kapriziösen, Mißverstandenen, Verbildeten gehören die — wohl symbolistischen? — Blätter der umfangreichen ersten Serien aus genanntem Verlag. Daß das Weibliche als dekoratives Element eine übermächtige Rolle spielt, ist mit Rücksicht auf den philogynen Charakter des Wieners leicht verständlich; aber die unglaublichen Geschmacklosigkeiten, die dabei mit unterlaufen, werfen doch manchmal ein recht eigenthümliches Licht auf die Art und Weise, wie von manchen jüngeren Wiener Künstlern die Grundelemente der modernen Kunst aufgefaßt und angewendet werden.

Für eine Verirrung halte ich auch die sehr früh erschienenen und vielgelobten Karten von E. Hansen (Prantl, München), die in humoristischer Weise die bekanntesten Gipfel der Hochalpen personifiziren und mit grotesken Gesichtern ausstatten. Freilich sind die Blätter von Hansen noch außerordentliche Kunstwerke den zahllosen Nachahmungen gegenüber, welche diese Idee gefunden hat. Man kann gerade aus diesem Beispiele ersehen, daß eine Idee nur recht absonderlich und etwas derb zu sein braucht, um sofort einen allgemeinen Widerhall und weitestgehendes Verständniß zu finden.

Eine Reihe interessanter, wenn auch meist nicht gerade erfreulicher Blätter sind in Belgien (Dietrich u. Cie., Brüssel?) erschienen. Meist modern-symbolistisch-dekorativen Charakters, kranken sie alle mehr oder minder an dem Uebelstande, daß sie Wirkungen, deren nur das Plakat fähig ist, auf die Postkarte übertragen. Die relativ besten Leistungen dieser Serien sind immerhin die allegorischen Frauenköpfe von H. Meunier. Auch eine Reihe friesartiger Scenen aus dem Strand- und Fischerleben in einer sehr wirkungsvollen dekorativen Manier sind bemerkenswerth. Den Gipfel der Geschmacklosigkeit aber erreicht eine Gruppe von Allegorien auf Feuer, Wasser, Luft, Erde u. s. w., die in ihrer brutalen Technik und geradezu orgiastischen Farben- und Formenprotzerei den Rekord auf diesem Gebiete geschaffen haben.

Technisch bewundernswerth, wenn auch nicht ganz gleichmäßig ausgeführt, sind eine kleine Reihe von Karten (aus dem Verlag von Neelmayer, Berlin) nach hervorragenden

Gemälden berühmter klassischer Meister; speziell die Blätter „Gräfin Potoka“, „Maria Mancini“, „Christus und Johannes“, „Mädchenkopf“ (v. Greuze) sind von einer an die Miniaturen der Rokoko- und Empirezeit erinnernden Feinheit der Ausführung. Gleichwohl aber muß gesagt werden, daß mit diesen Versuchen das eigentliche Gebiet der Postkarte längst überschritten ist. Selbst wenn Mißgriffe zu so reizvollen Ergebnissen führen, wie hier, scheint es doch Pflicht, auf das im Prinzip Verfehlte aufmerksam zu machen.

Aus der großen Menge des vorhandenen Materials will ich nur noch folgende Serien, die alle mehr oder minder künstlerischen Werth besitzen, bezw. für die Gattung und ihre Vorzüge und Fehler charakteristisch sind, herausgreifen:

Eine Serie afrikanischer (Kameruner) Landschaften von Kuhnert (Deutsches Kolonialhaus, Berlin); in derselben Weise wie Cassiers holländische Typen in das Milieu seiner Strandlandschaften setzt, werden hier afrikanische Thiere in — fast möchte ich sagen — organischer Verbindung mit der Landschaft dargestellt; eine Serie Genrescenen in plakatartig breiter Manier (Flächen und Linien von H. E. Knauß, Karlsruhe); Empirekarten, etwas süßlich, aber mit vielem Verständniß für seinen, graziösen Linienfluß und diskrete Farbengebung, übrigens wohl von französischen Mustern beeinflußt (Ströfer, Nürnberg); eine Reihe Karten mit Verkleinerungen der bekannten Allegorien Mucha's, von sehr dürftiger, oberflächlicher Farbengebung, woran aber nicht der Künstler, sondern die technische Ausführung die Schuld trägt; auch sind die Originale wohl 20—30 mal größer; verschiedene Serien (angeblich englischer) Kostümpostkarten, manche von bemerkenswerther Feinheit, der größere Theil aber, besonders die letzten Serien, äußerst flüchtig und schablonenhaft (Schmidt, Dresden); die zwölf Monate, ein Beispiel dafür, wie plump und roh man die moderne Linie und den Symbolismus imitiren, bezw. zur Karikatur herabwürdigen kann (Wendist, Berlin); Schweizer Städte- und Kantonwappen, eine in Farbe und Zeichnung sehr geschmackvolle Serie (Bareiß, Zürich); allegorische Kindergestalten von außerordentlicher Feinheit und Grazie (Bock und Schmitt, Wien); stilisirte Ansichten oberitalienischer Seen, bizarr und gesucht in Farbe und Auffassung, überdies im ausgesprochenen Plakatstil (Chiattone, Bergamo); Wiener Frauentypen, sehr elegant und glatt in der Ausführung, auch technisch vorzüglich; Scenen aus Mascagni's Oper „Iris“ von Hohenstein, koloristisch und inhaltlich etwas reklamenhaft, aber nicht ohne Gewandtheit in der Formengebung und im technischen Vortrag (Ricordi, Mailand); Scenen aus den Oratorien Perosi's, hypermystische, etwas theatralische Darstellungen in stumpfen Farben und unklarer technischer Ausführung (Ricordi, Mailand); polnische Typen von Wachtel, charakteristische Blätter, nicht ohne Stimmungsreiz (Förster, Zwickau); eine entzückende Serie deutscher Märchenscenen, die in ihrer einfach stilisirenden Weise ganz gut einen Vergleich mit den berühmten englischen Kinderbilderbüchern auszuhalten vermögen (Bock u. Schmitt, Wien) (es ist nur bedauerlich, daß wir in Deutschland in diesem Genre so außerordentlich wenig wirklich Gutes aufzuweisen haben; ein Walter Crane thäte uns hier — wie auch auf manchen anderen Gebieten (Buchschmuck!) — bitter noth); mehrere Serien sehr zarter, von echt französischer Grazie und Nervosität erfüllte Genrescenen zum Kapitel „La Parisienne“ von Bontet (Paris); eine große Reihe klassischer Frauengestalten von Doubeck (Ackermann, München) (es sind einige Blätter von ernst zu nehmender Charakteristik und interessanter Auffassung darunter, alle übrigen aber sind unausstehlich schablonenhaft und auch in der Farbe allzu süßlich, fast dilettantisch); eine fast unübersehbare Reihe von Karten mit Blumen- und ornamentalen Motiven aus dem Verlag von Ströfer, Nürnberg (die Ausführung ist stets sehr sauber und korrekt, aber meist von allzu großer Weichlichkeit und durchweg unmodern, abgedroschener Auffassung); eine Reihe sehr schöner, technisch und künstlerisch gleich vollendeter Karten mit Frühlings- und Alpenblumen (Meißner u. Buch, Leipzig); fünf Portraitköpfe deutscher Dichter in stilistischer Umrahmung, im Hintergrund das betr. Geburtshaus, von Klingner (Internationale Ansichtskarten-Gesellschaft, Berlin), etwas theatralisch aufgeputzt und auf den Effekt gearbeitet, aber immerhin von bemerkenswerther Eigenart (ähnliches gilt — mutatis mutandis — von den übrigen Karten desselben Verlags,[1]) wenngleich die Ausführung durchaus nicht immer dem entspricht, was man nach den Originalen und der Tamtamreklame der Gesellschaft erwarten könnte); einige Serien Portraitköpfe (Musiker und Dichter) in einer Manier, die sehr stark an die sog. Kaffee- und Liebigbilder erinnert, die Portraitähnlichkeit der Dargestellten ist jedoch zumeist gewahrt (Obpacher, München); eine Reihe von Blättern mit echt orientalisch bunten, aber nicht ganz reizlosen und flott gezeichneten Darstellungen (Frauengestalten) zu Liedern des Mirza-Schaffy von Doubek (Ackermann, München); eine große Reihe sehr feiner, an englische Vorbilder erinnernde, farbensatte Kinderscenen und Frauentypen (Ströfer, Nürnberg); eine nicht minder umfangreiche und reichhaltige Kollektion Gelegenheits- bezw. Glückwunschkarten für alle Festtage des Jahres, von verschiedenen Künstlern, theils sehr reizvoll und originell, theils außerordentlich geschmacklos, gesucht und oberflächlich (Stengel, Dresden); eine kleine Serie überaus zart empfundener und graziöser Genrescenen romantischen Charakters von Gräfin Kraszewska (Reidelbach, München); eine Serie „in modernem Stil“, dekorativ-stilisirte Frauenköpfe, offenbar von Mucha beeinflußt, aber weniger preziös (Ströfer, Nürnberg); in gleichem Verlag eine Serie stilisirter Feld- und Wiesenblumen, nicht gerade glücklich in Farbe und Zeichnung; sechs Blätter „Pariser Mädels des 20. Jahrhunderts“ nach Originalen des der Darmstädter Künstlerkolonie angehörenden H. Christiansen, wahre Orgien an Farbe und Leuchtkraft, aber keineswegs, trotz der unvergleichlichen Wirkung, über den Rahmen der Postkarte hinausgehend (Wolfrum, Nürnberg); eine große Anzahl Blätter mit dekorativen, theilweise stilisirten Blumenpersonifikationen (Blumenspielen), in Zeichnung und Farbe außerordentlich fein und eigenartig, vielleicht von oder nach Walter Crane (?); eine Serie (10 Blätter) altdeutscher Scenen von Schießl in derber, fast etwas zu düsterer Manier; Landschaft und Figuren sind jedoch in harmonischer Weise zu einem stimmungsvollen Ganzen vereinigt, so daß man beinahe an alte Holzschnitte erinnert wird; doch sag' ich nicht, daß das ein Fehler sei! (H. Köhler, München).[2])

Diese Reihe ließe sich — mit und ohne Grazie — beinahe bis ins Unendliche fortsetzen. Man sieht jedoch schon aus den angeführten Beispielen, daß die Phantasie auf diesem Gebiete schier keine Grenzen zu haben scheint. Aber, wie gesagt, trotz der massenhaften Produktion auch in dieser Sparte des Postkartenwesens halte ich die ganze Richtung im Prinzip wenigstens für verfehlt; das eigentliche und gesündeste Gebiet der Ansichtspostkarte ist und bleibt die Landschaft. Und daß dies richtig ist, beweist vielleicht schon der Umstand, daß auf diesem Gebiete auch thatsächlich bis jetzt das relativ Beste geleistet worden ist.

Es wird wohl nach dem Gesagten kaum geleugnet werden können, daß die Postkarte, wenn sie technisch tadellos ausgeführt und nach Originalen modern empfindender, phantasiebegabter Künstler hergestellt ist, ein bedeutender,

---

[1]) Der daselbst erschienenen Karte nach einem „Original“-Entwurf A. v. Menzels kann ich durchaus keine exzeptionelle Bedeutung beimessen; es ist eine gute Durchschnittsarbeit, die alle Vorzüge und Praktiken der Menzel'schen Technik aufweist, aber durchaus keine künstlerische Offenbarung enthält; ähnliches gilt von den der gleichen Serie angehörenden Blättern von Liebermann, Meyerheim, Skarbina und Passini.

[2]) Ich möchte besonders darauf aufmerksam machen, daß die Karten von Philipp u. Kramer in Wien und jene der Internationalen Postkarten-Gesellschaft in Berlin, sowie viele andere in dem billigen Dreifarbendruck (Buchdruck) hergestellt sind, der das Bild wie durch ein unendlich feines Netz hindurchschimmern läßt. Diese Karten sind, ganz im Gegensatz zu den in Chromolithographie hergestellten, von großer Ungleichheit in den Farbenstärken, und der Käufer kann hier zeigen, inwiefern er imstande ist, sich selbst aus einer größeren Anzahl das beste und schärfste Blatt herauszuwählen.

ja wesentlicher künstlerischer Faktor im modernen Alltagsleben geworden ist. Wenn es je eine Kunst für den kleinen Mann, eine Volkskunst im wahren Sinne des Wortes geben kann und geben soll, so ist die künstlerische Postkarte wohl kaum in letzter Linie berufen; sie ist verhältnißmäßig billig, leicht und überall zugänglich und vermag infolge ihrer ganz besonderen Beweglichkeit geläuterten Geschmack und künstlerische Ideen und Anregungen in die weitesten Schichten des Volkes zu tragen. Das Publikum mag zeigen, inwiefern es selbst erkennt, welch hoher kultureller Werth unter Umständen in diesen kleinen Blättern liegen kann. Denn nur das Publikum ist schuld daran, wenn die Geschmacklosigkeiten und Roheiten, die schon ein gutes Stück zurückgedämmt waren, sich wieder in den Vordergrund zu stellen beginnen. Wo keine Nachfrage, da ist auch kein Angebot, und die Verleger werden ohne Zweifel selbst lieber gute, künstlerisch hochstehende Blätter herstellen, als Schund oder gemeine Waare.

Ich wiederhole es: hier wären in der That die Keime zu einem Zweige echter, wahrhaft populärer Volkskunst gegeben. Es käme nur darauf an, diese Keime in das richtige Erdreich zu pflanzen und in der Auswahl dieser Keime selbst die möglichste Sorgfalt walten zu lassen. Freilich, es dürfte nicht leicht sein, hier immer und überall sofort das Richtige zu treffen; aber der Versuch sollte doch wenigstens gemacht werden. Und so sei es mir zum Schluß erlaubt, ohne der behandelten Materie auch nur entfernt eine ähnliche Bedeutung beimessen zu wollen, ein berühmtes, viel angefeindetes und bewundertes Wort in passender Weise zu variiren: „Sie haben jetzt gesehen, was an Können vorhanden ist! — Wollen Sie jetzt! — Und wenn Sie wollen, dann werden wir ein Stück echter Volkskunst haben!" —

Wer ist der „Lehrer" Dante's im Inf. 5, 123?

F. X. Kraus hat in Nr. 136 f. der Beilage der berühmten, von ihm sichtlich bevorzugten Stelle in Dante's Inferno (5, 121—123) eine ausführliche Erörterung gewidmet. Auch dieser erste der gegenwärtigen Dante-Kenner hat, noch dazu als Endergebniß einer Ueberschau über die Dante-Kommentare der sechs Jahrhunderte, das non liquet über den, von Francesca herangezogenen, Lehrer des Wanderers durch die drei Reiche ausgesprochen: jenen Lehrer, . . . der „es weiß, daß größerer Schmerz nicht ist, als sich im Leid vergangenen Glücks erinnern".

Nur zaghaft wage ich mich im Anschluß daran mit einer ganz positiven Antwort hervor, die gleichwohl etwas zu bestechendes hat, um unterdrückt zu werden. Daß sie sich noch Niemand aufdrängte, liegt nicht sowohl daran, daß sie selbst, als daß ihre Textbegründung außerhalb des Bereichs der betreffenden Stelle lag. Nichtsdestoweniger wagen wir, ihr Gehör zu schenken und erklären denn: Dante's Lehrer ist auch an dieser Stelle des Inferno kein Anderer, als der Autor „seiner Ethik, seiner Physik" (*la tua* Etica pertratta Inf. 11, 80; se tu ben *la tua* Fisica note Inf. 11, 101). Es ist der Ethiker an sich des convito (cf. IV 17) und der Adelscanzone. *Il tuo Dottore* ist Aristoteles.

Dante bezeichnet sich Paradiso 17, 24 als ben tetragono ai colpi di ventura als einen gegen die Schläge des Schicksals „wohl quadrirten", nach Walters v. d. Vogelweide deutschem Ausdruck (Lachm. 79, 38) „wol geviereten" Mann: d. i. auf viereckigem Grunde stehend, unerschütterlich. Er hat diesen Ausdruck des Simonides, *τετράγωνος* (im Siegesgesang auf Skopas, Kreons des Thessalers Sohn, nach Platon Prot. 339 A. cf. Bergk, Poetae lyrici graeci [3]III, 1115 sq.) selbstverständlich aus „seiner Ethik", d. h. Eth. Nicom. I, Bekkers 11 Kapitel (ed. maj. p. 1100 b. 22). Darauf hat schon der Aristoteliker des 16. Jahrhunderts, Pietro Vettori, hingewiesen. Zu unsrer Stelle nun hat dieses Kapitel „seiner" Ethik den allernächsten Bezug. Denn es handelt nicht bloß über die Wandelbarkeit des menschlichen Glücks, über „Priamische" Schicksale, über den Solonischen Ausspruch, daß Niemand vor dem Tode glücklich zu preisen, sondern sogar in unmittelbarem Bezuge zu Dante's Gedicht über die Glücks- bezw. Unglücksempfindung der Todten! Dante mag sich mit seinem tetragono oft genug seinen Trost aus den Erhebungen der allen Anfechtungen des Schicksals trotzenden Tugend in diesem Kapitel geholt haben. Denn auch an dieser Stelle des Inferno weht, so fern sie in ihrer Scene ihr auch stehen mag, von dieser Seite her Aristotelische Luft. Francesca leitet die Kenntniß ihrer Liebe aus „der ersten Wurzel" (la prima radice ib. v. 124) her, genau wie die Adelscanzone und das ihr und der Aristotelischen Tugendlehre gewidmete IV. Buch des Convito jede Tugend secondochè l'Etica dice „da una radice" (dem „abito eligente" des Aristoteles) ableitet.

In der nächsten Umgebung des tetragonos, nur wenige Zeilen vor ihm, findet sich eine Erhebung der „Bemühungen um die Tugend" (*ἐνέργειαι κατ' ἀρετήν*): „Denn man glaubt, daß sie bleibender seien, als selbst die Kenntnisse (Erinnerungen), von denen die köstlichsten die bleibendsten sind, weil sie am besten und nachhaltigsten in den Glücklichen haften. Daher kommt es, daß man sie nie vergißt." *Μονιμώτεραι γὰρ καὶ τῶν ἐπιστημῶν αὗται δοκοῦσιν εἶναι. τούτων δ' αὐτῶν αἱ τιμιώταται μονιμώταται διὰ τὸ μάλιστα καὶ συνεχέστατα καταζῆν ἐν αὐταῖς τοὺς μακαρίους· τοῦτο γὰρ ἔοικεν αἰτίῳ τοῦ μὴ γίνεσθαι περὶ αὐτὰς λήθην.* (p. 1100. b. 14 sq.) Man wird nun freilich finden, daß ich die Stelle etwas frei übersetze! Jedoch keineswegs freier, als sie in den lateinischen (arabisch-scholastischen) Uebersetzungsvorlagen des Dichters gestanden haben wird, über deren widerspruchsvolle Unklarheit und die Unmöglichkeit, sie mit dem Original des Aristoteles zu vergleichen, er an einer berufenen Stelle des Convito (II 15) selbst klagt. Es ist nichts weiter in diesem Fall nöthig, als daß aus dem „Verweilen des Glücklichen in Kenntnissen" ein „Verweilen der notitiae (als „Erinnerungen") in den Glücklichen" wurde, oder von Dante auch nur so aufgefaßt wurde, um die (in diesem Zusammenhang: schmerzliche) Einsicht von ihrer Unvergeßlichkeit seinem ethischen Lehrer zuzuschreiben. Die Besonderheit des mittelalterlichen Aristoteles-Textes erklärt die Beziehung, aber auch, daß sie noch nicht geltend gemacht wurde. Mir, für mein Theil, erscheint es unzweifelhaft, daß auf die Frage nach Dante's Lehrer in Inf. 5, 123 geantwortet werden müsse: Weder Virgil, noch Seneca, noch Boethius, sondern — auch hier Aristoteles: il Maestro di color che sanno, wie der „Lehrer der es weiß" soeben, im Gesang vorher (Inf. 4, 131) genannt ward: „der Meister derer welche wissen".

München. Karl Borinski.

Mittheilungen und Nachrichten.

aß. **Gutenberg und seine berühmtesten Nachfolger** im ersten Jahrhundert der Typographie. Von Alfr. Börckel. 12 u. 211 S. gr. 8⁰ mit vielen Abbildungen. Verlag von Klimsch u. Co., Frankfurt a. M. 1900. — In diesen Tagen, da das Erdenrund vom 500jährigen Jubelfest Johann Gutenbergs (24. Juni) widerhallt, ist jede Publikation, die das Gebiet des epochemachenden Erfinders streift, der Würdigung gewiß. Von nachhaltigem Einfluß, wenn die Festtage, die im alten Moguntium besonders feierlich begangen werden sollen, verrauscht sind, werden nur wenige bleiben: obiges Buch wird darunter sein. Es ist keine Gelegenheitsschrift und schöpft, da es den Manen Gutenbergs Tribut zollt, die Fundgrube über dessen Großthaten tiefer aus, als es die meisten der Festschriften zusammengenommen vermögen. Leider ist es noch immer wenig genug, was wir heute Positives von dem Lebens- und Entwicklungsgang des Meisters wissen. Unter der Schaar wackerer Kämpfer, die der Wahrheit über Gutenberg zu Recht und Licht verhalfen, hat der Verfasser obigen Buches, der bekannte Gutenberg-Forscher Dr. Börckel, einen Namen von gutem Klang. Dieser bürgt für die Unanfechtbarkeit der reichen Belege, die sein Buch „Gutenberg" erbringt.

und wie er dem Meister selbst eine liebevoll eingehende Würdigung hat angedeihen lassen, so ist er den Spuren der Nachfolger desselben in der Buchdruckkunst gleich sorgsam nachgegangen und hat ein ebenso instruktives Leitbuch für den Forscher und Bibliophilen, wie ein interessantes Geschichtsbuch für die breite Oeffentlichkeit konzipirt: eine wahre Jubiläumsfestgabe zu des Meisters Lob und Preis, die Jedem zu empfehlen ist.

Archäologisches aus Rom. Der Brief Rodolfo Lanciani's an das „Athenaeum" vom 16. Juni enthält Interessantes von zahlreichen neuen Funden. Nächst der Basilica Aemilia wurde in einer Tiefe von 13.30 m unter dem Niveau der jetzigen Stadt ein zugeworfener Kloakenarm gefunden, der mit 3.25 m Weite die der Cloaca maxima erreicht. — Auf dem an dieser Stelle (s. Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 19 vom 24. Januar 1900) schon erwähnten, unter Sta. Caecilia gefundenen Sarkophag mit der kalydonischen Jagd sind auch Meleager und Atalante in zärtlicher Umarmung auf dem Speiselager dargestellt, ohne sich vor den gleichfalls anwesenden Dioskuren zu geniren. Diese Beziehungen zwischen Meleager und Atalante waren ja nicht unbekannt; Lanciani meint aber, man sei doch nicht vorbereitet gewesen, die stolze Tochter des Jasus und den edlen Sohn des Oeneus soweit in ihrem „Flirt" gehen zu sehen. Von Inschriften wurde gefunden eine griechische Danksagung für die Götter für das Wohlergehen von Septimius Severus, Julia Domna und Caracalla; ein Grabstein eines Mitgliedes des Collegium Aemilianum, das für Freigelassene der Aemilischen Familie ein anständiges Begräbniß besorgte; Grabsteine einer Sallustia Phoebe, Juria Auge und einer Vebilia Horestina. — Am zweiten Meilenstein der Via Latina, wo Baccelli jetzt jährlich das „Fest der Bäume" feiern läßt (Schulkinder müssen Bäume pflanzen, damit in ihnen die Liebe zur Hortikultur erwache), wurde ein Sokrateskopf mit gemildertem Silenausdruck, die Grabstele des Aurelius Sabinus und zwei Thonblasinstrumente (Pfeifen) gefunden, die die Namen Caecilius Felicissimus und Demetrianus trugen. Auch läßt sich die Bauzeit der berühmten Tomba degli Stucchi auf der rechten Seite der Latina jetzt auf ca. 160 n. Chr. bestimmen, da dies Grab gerade in ein prächtiges Haus aus dem ersten Jahrhundert, das zu diesem Zwecke zerstört wurde, hineingebaut war. — In der Vigna Serventi an der Via Labicana hat Lanciani auf einer Marmortafel C. Julius Glagus, Freigelassenen des Königs Samsigeranus, gelesen. Dieser Samsigeranus ist nach Dr. Paribene (Bull. Comm. 1900, p. 33) der Sohn des Jamblichus, der 20 v. Chr. König wurde, und Enkel des Samsigeranus I. (68 v. Chr.). Cicero hatte sich über diesen arabischen oder aramäischen Namen bekanntlich lustig gemacht. — Beim Fundamentgraben für einen neuen Flügel des Handelsministeriums (Ecke der Via della Stamperia und der Via del Tritone Nuovo) wurde eine kopflose Statue einer römischen Matrone mit Fortuna-Attributen gefunden. — In der Via del Governo Vecchio hinter S. Maria in Vallicella stieß man auf Blöcke verschiedener Steinarten, die darauf schließen lassen, daß hier die Werkstatt eines griechisch-römischen Bildhauers oder Steinhauers war. — Die Caracalla-Bäder werden jetzt wieder durch ihren alten Haupteingang betreten werden können, da Baccelli umliegendes Terrain zugekauft hat. Auch dies hat den Zweck, daran mitzuhelfen, um Palatin, Caelius und einen Theil des Aventin in einen großen archäologischen Park zu verwandeln. — Am Schluß spricht Lanciani noch von einem von Prof. Marucchi publicirten Scarabaeus aus dem Vatikanischen Museum, der die Vorgänger der neuen Wasserwerke am Nil, von denen neulich (Leitartikel der Allg. Ztg., Hauptblatt vom 17. Juni) die Rede war, schon im Alterthum nachweist. Die Inschrift auf dem Scarabaeus lautet: „Im elften Jahr, im dritten Monat der Ueberschwemmung befahl der König von Ober- und Unterägypten Neb-maa-ra, der Sohn der Sonne, Amenophis (III.), daß ein Reservoir ausgegraben werden solle zu Ehren der Königin Tii (seine Lieblingsfrau) in ihrer Stadt Tzaru: 3600 Ellen (1872 m) lang und 600 (372 m) breit. Am Festtag der Gottheit Tep-sa, am 16. Tage des dritten Monats der Ueberschwemmung, fand die Einweihung statt, indem der König auf einer Barke, die Aten hieß, hinüberfuhr." Aten, die Sonnenscheibe, wurde erst unter Amenophis IV. an Stelle des Ammon von Theben Hauptgottheit. Daß die Königsbarke so hieß, läßt darauf schließen, daß man Aten damals schon vorzuschieben begann.

M.

* **XXVIII. Deutscher Aerztetag in Freiburg i. Br.** (Zweiter Tag.) Der erste Punkt der Tagesordnung betrifft die Errichtung einer Auskunftsstelle für die Niederlassung deutscher Aerzte im Auslande. Der erste Berichterstatter, Dr. Joachim (Berlin), berichtet über die in Berlin von den ärztlichen Vereinen errichtete Auskunftsstelle zur Vermittlung von Stellen für Aerzte, die in erster Reihe auf die Besetzung von Stellen im Inland gerichtet gewesen ist. Durch die Nothlage im ärztlichen Berufe habe man in Berlin das Augenmerk darauf gerichtet, deutschen Aerzten Stellen im Auslande nachzuweisen. Die Berliner Standesvereine haben an den Reichskanzler das Gesuch gerichtet, daß die Konsuln angewiesen werden, Auskunft zu ertheilen, wann und wo sich im Auslande Gelegenheit finde zur Niederlassung für deutsche Aerzte. Redner bittet, daß der Aerztetag sich prinzipiell mit der Errichtung einer Auskunftsstelle einverstanden erkläre, die Frage aber, ob diese Stelle in Hamburg oder Berlin errichtet werden solle, bis zum nächsten Jahre vertage. Der zweite Berichterstatter, Dr. Piza (Hamburg), wünscht im Gegensatz zum Referenten die Errichtung der Auskunftsstelle in Hamburg. Dieselben Gründe, welche für die Reichsregierung maßgebend waren, das tropenhygienische Institut nicht nach Berlin, sondern nach Hamburg zu legen, sprechen auch für die Errichtung der Auskunftsstelle im Auslande. Die von dem tropenhygienischen Institut ausgebildeten jungen Aerzte seien die geeignetsten Persönlichkeiten, um im Auslande als deutsche Aerzte zu wirken. In Hamburg werde man auch eine viel authentischere Auskunft bekommen können über die Plätze im Ausland, an welchen die Niederlassung eines deutschen Arztes gewünscht wird. Die Handelskammer könne prompter und schneller arbeiten als die Konsulate. Er glaube nicht, daß die Zahl der zu vermittelnden Stellen sehr groß sein werde und daß dadurch in nennenswerther Weise die soziale Noth des Aerztestandes beseitigt werde. Das Institut könnte aber, wenn es in Hamburg bestehen würde, die Lage der Schiffsärzte bessern. Die jährlich in Hamburg vermittelten Schiffsarztstellen betragen 400—500. Die Sanirung des Schiffsarztwesens könnte ein wichtiger Theil der Thätigkeit des Arztes sein. Er glaube, daß die großen Linien (wie Hamburg-Amerika-Linie, Lloyd) recht gern die Auskunftsstelle benutzen werden, weil sie über die Qualität des Arztes nichts wissen. Wenn also ein solches Institut geschaffen werde, so möge man es an einen Ort legen, an dem die kommerziellen Fäden des Reiches zusammenlaufen und an dem die Besetzung der Stellen am raschesten und besten ausgeführt werden könne. Geheimrath Becher (Berlin) bestreitet die Richtigkeit der Ausführungen des Vorredners. Die Auskunftsstelle in Berlin bestehe seit 13 Jahren und habe sehr wohlthätig gewirkt. Deßhalb bitte er, dem Berliner Antrag auf Vertagung der Entscheidung über den Ort zuzustimmen. Der Aerztetag entschied sich darauf prinzipiell für die Errichtung der Auskunftsstelle, deren Leitung in die Hand des Ausschusses des Aerztetages gelegt werden soll. Die Beschlußfassung über den Sitz des Instituts wurde vertagt. Dagegen wurde ein Antrag Piza angenommen, daß mit der Auskunftsstelle eine Vermittlung der Schiffsarztstellen zwischen den deutschen Rhedereien und Aerzten verbunden werden soll. — Es folgten dann die Berichte der Kommissionen. Dr. Landsberger (Posen) berichtete über die Krankenkassen-Kommission. Der Berichterstatter bittet, an den im Vorjahre einmüthig gefaßten Beschlüssen festzuhalten, welche sich auf die freie Aerztewahl und die Honorirung nach den ärztlichen Leistungen beziehen. Es sei zu hoffen, daß dieser Beschluß allmählich zur allgemeinen Geltung gelangen werde. Dr. Mugdan (Berlin) und Dr. Markuse (Berlin) betonen, daß die Frage der freien Aerztewahl mit der der Honorarsätze für Krankenkassen nicht verquickt werden dürfe, wie es die Kommission zu beabsichtigen scheine. Die Versammlung lehnte eine Debatte über diese Frage ab. — Der nächste Punkt betrifft das Verhältniß der Aerzte zu den Lebensversicherungsgesellschaften. Die ständige Kommission zur Erledigung

aller gemeinsamen Fragen und streitigen Punkte zwischen Aerzten und Lebensversicherungsgesellschaften empfiehlt folgenden Antrag, den Dr. Heinze (Leipzig) eingehend begründet: Es widerstreite dem Interesse eines ständigen guten Einvernehmens zwischen dem Deutschen Aerztevereinsbunde und den deutschen Lebensversicherungsgesellschaften, wenn ärztliche Vereine durch Beschlüsse ihre Mitglieder verpflichten, höhere Honorarsätze zu verlangen, als durch gemeinsam vereinbarte Bestimmungen festgesetzt ist. Unter Ablehnung aller Abänderungsanträge wurde der Kommissionsantrag mit großer Mehrheit angenommen. — Namens der Unfallversicherungskommission berichtete Loebke (Bochum). Becher (Berlin) beantragt die Einsetzung einer Kommission zur Bekämpfung der Kurpfuscherei beim Ausschusse des Aerztevereinsbundes. — Ueber einen Antrag des Aerztetages Leipzig-Land, daß der Aerztetag beim Bundesrath und Reichstag darum bitte, daß für die gewerbsmäßige Ausübung der Heilkunde im Deutschen Reiche der obligatorische Befähigungsnachweis eingeführt werde, geht der Aerztetag zur Tagesordnung über, mit dem Hinweise auf die früheren Aeußerungen des Aerztetages. Loebker schließt darauf den Aerztetag.

* **Erlangen.** Der außerordentliche Professor für semitische Philologie an der hiesigen Universität Dr. Ludwig Abel ist gestorben.

* **Halle.** Der hiesige Privatdozent Dr. Beer hat einen Ruf für alttestamentliche Theologie nach Straßburg i. Els. als Nachfolger von Prof. Budde erhalten und angenommen.

* **Berlin.** Der bisherige Privatdozent in der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität, Professor Dr. Emil Grunmach, ist zum a. o. Professor in derselben Fakultät ernannt worden.

* **Wien.** Der zukünftige Inhaber des neuen Lehrstuhls für Hydrotherapie an der Berliner Universität, Geh. Rath Professor Brieger, sowie der Direktor der dortigen Charité, Generalarzt Schaper und Stabsarzt Huber, der frühere Assistent des Geh. Raths Leyden, weilen gegenwärtig hierselbst auf der Klinik des Reg.-Rath Professor Winternitz, um deren Einrichtungen zu studiren.

* Bedingungen zur Ertheilung der Doktor-Ingenieurwürde. Wie der „Frankf. Ztg." aus Darmstadt berichtet wird, ist die von der dortigen Technischen Hochschule aufgestellte Promotionsordnung für die Ertheilung der Würde eines Doktor-Ingenieurs vom Ministerium genehmigt worden. Die neue Promotionsordnung verlangt Beibringung des Reifezeugnisses eines deutschen Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer deutschen Oberrealschule, sowie den Nachweis über die Erlangung des Grades eines Diplom-Ingenieurs an einer deutschen technischen Hochschule. — Ferner soll in Preußen zur Erlangung dieser Würde noch der Nachweis einer mindestens einjährigen praktischen Thätigkeit von allen Studirenden des Maschineningenieurwesens einschließlich der Elektrotechnik und des Schiffbaues als Vorbedingung verlangt werden. Wie mitgetheilt wurde, hat sich der Rektor der Technischen Hochschule zu Berlin in dieser Angelegenheit mit den Vertretern der großen technischen Vereine in Verbindung gesetzt und sie aufgefordert, den jungen Leuten Gelegenheit zur praktischen Ausbildung zu verschaffen und zu sichern. Die Vertreter von neun technischen Vereinen haben hierauf einen Ausschuß gewählt, der die Sache entsprechend der Aufforderung des Rektors betreiben soll. Den Vorsitz und die Geschäftsführung dieses Ausschusses hat Baurath Peters, der Direktor des Vereins deutscher Ingenieure, übernommen.

* Frequenz der deutschen Universitäten. Wie der „Frkf. Ztg." geschrieben wird, sind im laufenden Sommerhalbjahr an den deutschen Universitäten, einschließlich der Akademie Münster, nicht weniger als 34,385 Studirende immatrikulirt, gegen 33,463 im vorigen Winter und 33,563 im vorjährigen Sommer. Vor zehn Jahren waren es 29,317, seitdem ist also eine Steigerung um mehr als 5000 eingetreten. Im einzelnen vertheilt sich diese Gesammtzahl auf die verschiedenen Universitäten folgendermaßen (des Vergleichs wegen ist überall in Klammern die entsprechende Zahl des vorjährigen Sommersemesters beigefügt): Berlin 5106 (4997), München 4391 (4257), Leipzig 3269 (3270), Bonn 2162 (2140), Freiburg 1766 (1670), Breslau 1662 (1621), Halle 1620 (1613), Heidelberg 1553 (1462), Tübingen 1540 (1525), Göttingen 1344 (1307), Marburg 1184 (1222), Straßburg 1145 (1079), Würzburg 1126 (1214), Kiel 1056 (901), Erlangen 974 (1042), Königsberg 881 (794), Gießen 855 (814), Greifswald 808 (834), Jena 758 (732), Münster 691 (594) und Rostock 495 (475). Eine starke Zunahme weist von den großen Universitäten nur München auf, das seit dem Sommer 1890 um 840 Studirende, gleich 23 Proz., gestiegen ist. Von den mittleren Universitäten hat Bonn um 739 oder 51 Prozent zugenommen, Göttingen um 416 oder 44 Proz., Freiburg um 512 oder 41 Proz., Straßburg um 243 oder 27 Proz. und Marburg um 243 oder 26 Proz. Die verhältnißmäßig größte Steigerung findet sich bei den kleineren Universitäten, von denen Kiel mit einer Steigerung um 422 oder 66 Proz. nunmehr das erste Tausend überschritten und sich also den mittleren Universitäten zugesellt hat; die Akademie Münster ist von 396 auf 691 gestiegen, was eine Steigerung um 74 Proz. bedeutet; Gießen hat um 265, gleich 45 Proz., Rostock um 135, gleich 37 Proz., und Jena um 103 oder 15 Proz. zugenommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Dr. Th. Ziehen: Die Ideenassociation des Kindes. (Heft 4.) Berlin, Reuther u. Reichard 1900. — Ernst Edler v. d. Planitz: Die Lüge von Mayerling. Berlin, Piehler u. Co. — Griebens Reisebücher: Salzkammergut und Tirol. 22. Aufl. Berlin, Goldschmidt 1900. — Do. Bd. 62: Führer durch Nürnberg und Umgebungen. 10. Aufl. Ebd. — Do. Bd. 19: München und die Königsschlösser. 23. Aufl. Ebd. — „Jungbrunnen". Ein Schatzbehalter deutscher Kunst und Dichtung, illustrirt von den hervorragendsten deutschen Künstlern. 1.—3. Bändchen. Berlin, Fischer u. Franke.

* Die Antiquariatsbuchhandlung Stähelin u. Lauenstein, Wien I., Hoher Markt 5 und Tuchlauben 28, gibt soeben ihren zweiten Lagerkatalog wissenschaftlicher Literatur und seltener alter Drucke heraus. — Aus dem uns vorliegenden Bücherverzeichniß, dessen bibliographisch und literarisch interessanten Anmerkungen dem Bücherliebhaber das Lesen der Kataloge gleich erleichtern — und das einen Theil der Bibliothek Sr. † Majestät des Kaisers Dom Pedro II. von Brasilien enthält — heben wir folgende Abtheilungen, die eine genauere Berücksichtigung verdienen, hervor: Austriaca — Alte Bibeln — Elzevierdrucke — Genealogie und Heraldik — Goethe — Kunst und Musik — Luther — Nationalökonomie — Numismatik — Studentica — Viennensia und Inkunabeln bis zum Jahre 1520. Da für diese Frühdrucke, die die besten Illustrationen zur Geschichte der „schwarzen Kunst" liefern, in diesem Jahr ein besonderes Interesse und doppelte Nachfrage herrscht, glauben wir, auf diesen Katalog hinweisen zu sollen.

Jahrgang 1900. München, Mittwoch, 27. Juni. Nummer 144.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die moralische Wirkung der Künste.

Von Dr. Otto Geise.

Daß die Kunst Selbstzweck ist und daher der moralischen Bestimmung und Wirkung ermangle, ist ein oft gehörter Satz. Seitdem gar die moderne Realistik ihren Triumphzug angetreten, ist es für Viele zu einem Dogma geworden, demgegenüber kein Zweifel gilt, daß die Kunst mit allem Möglichen, sogar mit dem Absurden und Häßlichen gemeinsame Sache machen kann, daß sie aber nichts zu thun habe mit dem Moralischen.

Man darf sich nicht wundern über solche Auffassungen in unsrer Zeit, wenn man bedenkt, daß ihre Wurzeln zurückreichen bis in die Tage unsrer klassischen Periode, ja daß es der Altmeister von Weimar war, der in seiner Nachlese zu Aristoteles' Poetik die Worte schrieb:

„Die Musik so wenig als irgend eine andere Kunst, vermag auf Moralität zu wirken und immer ist es falsch, solche Leistungen von ihr zu verlangen. Philosophie und Religion vermögen dies allein.“

Das ist freilich das Gegentheil von dem, was Lessing wollte. Für ihn stand ein Höheres über dem Dichtwerke, welch letzteres ihm nicht Hauptzweck war. „Bessern,“ so schreibt er in seiner Hamburgischen Dramaturgie, „sollen uns alle Gattungen der Poesie: es ist kläglich, wenn man dies erst beweisen muß: noch kläglicher ist es, wenn es Dichter gibt, die selbst daran zweifeln.“

Wer hat nun recht? Der große Analytiker des Schönen oder dessen großer Meister? Ist es denkbar oder auch nur wahrscheinlich, daß zwischen Beiden eine Kluft gähnen sollte, über die keine Brücke führt? Oder sollte es nicht doch ein Höheres geben, in dem die von Lessing geforderte moralische Wirkung und das alle Sonderzwecke ablehnende Goethe'sche Schauen sich verbinden? Ich glaube das und glaube, daß gerade die Uebertreibungen, um nicht zu sagen die Entartung, in der die neuesten Kunstrichtungen sich gefallen, nach dem Gesetze der Reaktion, noch mehr aber durch die Kraft der Wahrheit einer Ansicht über die Würde und die Bedeutung der Künste zum Siege verhelfen werden, die ihren Werth in Wahrheit nur bemißt nach dem Grad ihrer Wirkung auf die — Moralität.

Was anderes könnte auch ein Pol sein, kräftig genug, nach dem die schwankende Nadel alles Lebens zittert, als ein im tiefsten Grunde Sittliches? Nur ein Sittliches kann Lebenszweck sein. Was nicht hierauf, als den Mittelpunkt alles Lebens, gerichtet ist, hat keine währende Bedeutung, ist zufällig, Spiel und Tand! Und da sollten die Künste, diese reinsten Blüthen des Menschengeistes, nicht durchströmt sein in jeder Ader von diesem heiligen Blute alles Lebens? Aber woher kommt dann die Verwirrung? Nur daher, daß die Anwälte des moralischen Zweckes der Künste nur zu oft verlangt haben, die Künste sollten reden in den Formeln, in der Sprache der Religion, der Philosophie, des Moralistischen, wenn ich so sagen darf, als im Gegensatze zu dem allumfassenden Begriffe des Sittlichen, während doch jede Kunst ihre heilige, ureigene Sprache spricht.

Hier ist der Urquell aller jener Verkehrtheiten zu suchen, die so oft durch die „Deutungen“ von Kunstwerken, die ich am liebsten bildlich vergleichen möchte mit Versuchen von Uebersetzungen aus einer jener geistigen Sprachen in die andere, die Welt in Streit oder Heiterkeit versetzt haben.

Es dient vielleicht unserm Zwecke, bei diesen Deutungen von Kunstwerken einen Augenblick zu verweilen. Ein auffälliges und zugleich wohl das bekannteste Beispiel hiefür ist das Hohe Lied Salomonis. Jedem, der von dem poetischen Zauber, der wunderbar gewaltigen, vergeistigten Naturempfindung, die das „Königliche Lied“ athmet, je berührt worden ist, mag vielleicht als das Wunderbarste oder besser als das Verwunderlichste daran sein Schicksal erschienen sein, eine so große Zahl von Ausdeutungen über sich ergehen lassen zu müssen! Deuteln an einem Werke, das mit so heiliger, erschütternder Naturwahrheit zu uns spricht! „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß“ — so argumentirt selbst ein geistvoller Interpretator des Salomonischen Liedes zu dem Zwecke, sein „geistliches“ Verständniß desselben zu rechtfertigen. „Unbewußt,“ so meint er, „schuf Salomo ein köstliches, doch irdisches Gefäß für einen himmlischen Schatz. Erst in ferner Zeit begann der Schatz darin zu glühen und zu leuchten und immer köstlicher wurde er gehalten.“

Ich glaube nun zunächst nicht, daß der Dichter so „unbewußt“ schafft. Wenn irgend Jemand, so muß gerade doch er selbst die ganze, in der Begeisterung seines Schaffens auf ihn herabströmende Gluth des geschauten Schönen empfinden. Möglich, daß es Anderen dann den Anlaß gibt, auch ihrerseits neu zu erglühen, ihrerseits selbst zu eigenem, neuem, intuitivem Empfinden zu gelangen; dann aber handelt es sich gar nicht mehr um ein und dasselbe, dann liegt eben ein selbständiges Neues vor, das mit der Thatsache des tiefsten, vollbewußten Verständnisses des Dichters für sein Werk in keinem Widerspruche steht. Wo aber eine Deutung als eine die zugrunde liegende Schöpfung ummodelnde Auslegung auftritt, erscheint sie als eine Art Eingriff in die Rechte des ersten Künstlers, ganz abgesehen davon, daß der Deutende immer Gefahr läuft, ins Lächerliche und Geschmacklose zu verfallen, wofür uns denn die bekannten Kapitelüberschriften des Hohen Liedes in der Lutherschen Bibelübersetzung den besten Beweis liefern.

Aber sind denn solche Uebersetzungen aus einer Sprache des Geistigen in die andere, wie wir solche Deutungen bezeichnen wollen, in Wahrheit nöthig?

Alle Künste, alle Wissenschaften, alle Religion, wo sie wahr und echt sind — was behandeln sie alle, als das Eine, Ewige? Das Dasein und Wirken des Ewigen verkünden sie alle, und nur wo sie es verkünden, unterscheiden sie sich grundwesentlich je nachdem von Schöngeisterei und Künstelei, von Wortgefechten und nutzlosen Grübeleien, von Heuchelei und Scheinheiligkeit, nur wo sie das Ewige des Seins verkünden, sind sie im wahren Sinne der Beachtung werth.

Aber das Ewige redet verschiedene Sprachen, und ob es auch Eines ist, spricht es doch anders in der Sprache des Guten, in der Sprache des Wahren und in der des Schönen. Wie und wann es aber auch sprechen möge, dem verwandten Ohre verräth es sich stets, allüberall. Es ist der gleiche Gluthstrom, der das Hirn des Philosophen durchrinnt, wenn er der Wahrheit auf einen fliegenden Augenblick ins Antlitz geblickt, den der Künstler leuchtend durch die Seele fließen fühlt, wenn er in begeistertem Schauen der Schönheit genaht ist, und der den religiös Empfindenden mit sich fortreißt, wenn ein Wort Christi vor seinen Augen den Schleier des Irdischen hebt und ihn hinausblicken läßt in die strahlenden Auen sittlicher Vollendung. Es ist derselbe Gluthstrom, sage ich, aber er rinnt in anderen Betten, es ist derselbe Sinn, aber er spricht in anderen Zungen, da des Gottes höchstes Lob das ja ist, daß es — wiewohl immer dasselbe — in tausendfältigem Wiederhalle ertönt. „Groß ist Gott" — ruft die Philosophie, „Gut ist Gott" — die Religion, „Schön ist Gott" — rufen alle Künste, aber was sagen sie alle anderes, als die jubelnden Worte: Höret alle Lande, daß der Herr Herr ist, und vernehmet alle Himmel, daß sein Wesen währet ewig!

Sind dann aber Uebersetzungen nöthig aus der einen in die andere Sprache? Soll man versuchen, jenen Strom des Ewigen, wo er, seinen Urquell verlassend, in das Bett des Schönen getreten, überzuleiten in das Bett des Wahren oder des Guten? Ein vergebliches Bemühen! Es kommt dabei, um im Bilde zu bleiben, nichts heraus, als Ueberschwemmungen der geistigen Niederungen. Wozu auch, da es ja doch das gleiche ist, was in den getrennten Strombetten dahinfluthet? Lassen wir ihrer aller Gewässer nur einströmen in unsre eigene Seele, sich sammeln in dem See des Ewigen und seine Fluthen vermehren, der in jeder Menschenbrust sich findet. Dort vereinigt, mögen sie dann von neuem in die Erscheinung treten, in einem neuen, selbstgewählten Bette, wie es eben die geistige Veranlagung eines jeden Einzelnen am leichtesten eröffnet, aber dann auch wieder mit dem Anspruche, nicht übergeleitet zu werden, sondern zu leben und zu fluthen in der einmal gewählten Richtung und Form.

Begreiflich in gewissem Grade sind ja solche Versuche aus den verschiedenen Sprachen, in denen das Ewige in den einzelnen Künsten, in Religion und Wissenschaft zu uns spricht, in einander zu „übersetzen"; denn gar Manchen wird es geben, der nur die eine oder die andere jener geistigen Sprachen geläufiger versteht; in ihm mag dann der Wunsch sich regen, Werke, deren ewigen Inhalt er ahnt oder den er von Anderen preisen hört, gerade in den Klängen der ihm vertrauten geistigen Sprache zu sich reden zu hören. Man wird es verzeihlich finden, wenn er zu „übersetzen" beginnt oder Andere für sich übersetzen läßt, aber er wird doch immer nur ein Surrogat finden, wo er des Echten genug auch in der ihm gerade vertrauten Form doch überall finden kann. Dem aber, dem mehr als eine jener Sprachen des Ewigen vertraut sind, müssen alle solche Bemühungen verwunderlich vorkommen. Sein Standpunkt aber ist doch wohl der höhere und ihn einzunehmen, uns vertraut zu machen mit möglichst vielen der Sprachen, in denen das Ewige ertönt, muß die freie, edel-menschliche Aufgabe dessen sein, der „immer strebend sich bemüht", denn auch die Vielgestaltigkeit selbst, in der es sich kundgibt, ist ein Wesensmerkmal des Göttlichen. Somit gilt es, die Form selbst anzusehen „sub specie aeterni" und demgemäß zu achten, Deutungen aber und damit auch die Hineintragung von moralischen Absichten im engeren Sinne in ein Kunstwerk, nicht als ein Fortschreiten in dem Erkennen desselben anzusehen, sondern lediglich als das mangelnde Vermögen, es in seiner ureigenen Sprache zu verstehen und in sich zu verarbeiten.

Diesen Versuchen aber ist, wie ohne weiteres erhellt, auch derjenige eines Autors gleichzuachten, der selbst in sein Kunstwerk eine „moralische Tendenz" gleichsam von außen hineinträgt. Daher denn auch die innerliche Abneigung des objektiven Geistes eines Goethe gegen alle solche Versuche.

Aber wenn Goethe in dieser berechtigten Abneigung so weit geht, daß er der Kunst alle moralische Wirkung abspricht, ist er auch dann noch im Rechte? Ist das wahre Kunstwerk darum nicht doch moralisch? Ja, ist die wahre Kunst nicht aufs allerinnigste verbunden mit dem, was wir im höchsten Sinn religiös nennen — wobei ich denn sagen muß, daß ich dies allumfassende Wort vorhin zu eng gebraucht habe, wenn ich es gleichsam nur auf das Streben nach dem Guten, dem Moralischen im gewöhnlichen Sinne gebraucht habe. Denn in erweitertem Umfang gedacht, ist Religiosität die Fähigkeit des Empfindens des Göttlichen, des Bewußtwerdens des Allerheiligsten der Welt, und in diesem höchsten Sinn ist sie das wahre Kennzeichen jeder echten Kunst, ihre letzte, höchste, ihr allein Bedeutung verleihende Wirkung!

Dem widerspricht es freilich geradewegs, wenn ein neuerer Aesthetiker sagt: „Die Schönheit kann uns wohl zur Bewunderung, zum Staunen, zur Liebe hinreißen, aber sie kann in uns nicht das Gefühl der Abhängigkeit von einem höheren Wesen hervorrufen, also auch nicht religiös stimmen!"

Nicht religiös stimmen? Nicht abhängig uns fühlen lassen von einem höheren Wesen? Ihr Sonderlichen! möchte man da rufen, habt ihr denn nie die Weihe der Schönheit, die Weihe des Schauens wahrhaft gefühlt? Hat sie euch nicht in leidenschaftlicher Gluth das Herz zerschmolzen, daß alles Selbstische zerfloß, daß nur Eines blieb: die ringende Sehnsucht nach dem Ewigen, dessen Lichtes uns ein Strahl getroffen? Zerschmelzend in schier überirdischem Feuer empfanden wir nicht als das einzige Gefühl, das uns noch sagte, daß wir leben, den glühenden Wunsch, noch mehr, mehr bis zum Aufhören unsres Wesens, unterzutauchen in dem Lichtmeere, den Feuerwogen der Göttlichen, die wir in ihrem Abglanze ahnten? Wie die Sehnsucht, das Heimweh in der Fremde, allerleidenschaftlichst reißt's uns hin nach dem geahnten Einen, dem wir entfremdet, von dem wir getrennt sind durch die Nacht des Lebens. Wie ein Erinnern ist's an ein früheres Vereintsein, wie das auch Plato in seiner Lehre von den göttlichen Ideen verstanden hat.

So ist's freilich nicht an jedem platten Tage, der uns vielleicht in ein Museum, zu einem Dichtwerke, zu einem Konzerte führt, aber so ist es, wenn in gottgeweihter Stunde unsre Seele die Schönheit trifft. Sind wir dann aber nicht „religiös" gestimmt? Das hohe Lied, die Göttin von Milo, ein Volkslied, eine Symphonie — alles, alles gleich! Wird unsre Seele nicht groß und

weit, wie das Meer, vor dem erhabenen Tempel des Poseidon, den zu Pästum einsam der Wind der Haide umrauscht? Wächst unsre Seele nicht aufwärts, wie die Palmen der Säulen in dem gewaltigen Dom zu Köln? Die Schönheit spricht zu uns, nein, Gott spricht zu uns in der Sprache der Schönheit, wir erbeben, wir beten, ohne Worte, unser ganzes Sein ist Beten. Ist das aber nicht Religion? Es gibt keine falschen Götter, möchte die entzückte Seele rufen, es ist derselbe ewige Gott, der als siegblickender Phöbos Apoll, dessen Augen den Schatten nie sahen, der als erhabener Uranier ahnender Völker Gedanken sich offenbarte, wie in der allerlösenden Güte des sterbenden Christus, derselbe, geschaut nur von einer anderen Seite seines unerschöpflichen Wesens!

So komme ich denn zu dem Schlusse, daß nicht nur, wie Lessing in seinem Eingangs angeführten Worte thut, für alle Gattungen der Poesie, sondern für alle ernsten Künste ohne Ausnahme — die bloß dem Zeitvertreib und der vorübergehenden Erheiterung dienenden gehören nicht hieher — eine moralische Wirkung, eine Besserung des Menschen kategorische Forderung ist.

In dem Sinne aber, wie hier die „moralische Wirkung" zu begreifen ist, muß auch die Brücke geschlagen werden zwischen der Auffassung Goethe's und Lessings. Sie haben den Begriff, um den sich der Streit dreht, wenigstens in ihren Worten, zu eng gefaßt, und statt der höchsten sittlichen Läuterung hat der Eine eine moralisirende Belehrung gefordert und der Andere zurückgewiesen.

So wäre denn die Frage nach der ethischen Wirkung aller Künste bereits entschieden. Aber vielleicht lohnt es sich doch, der Frage bei derjenigen Kunst noch im Besonderen nachzugehen, die von jeher den Ausgangspunkt der Meinungsverschiedenheiten geboten hat, der tragischen.

„Tragödien und tragische Romane," so sagt Goethe in seiner Nachlese zu Aristoteles Poetik weiter, „beschwichtigen keineswegs den Geist, sondern versetzen das Gemüth und das, was wir das Herz nennen, in Unruhe, und führen es einem vagen, unbestimmten Zustand entgegen" — sie erzielen deßhalb, das ist der Sinn der Worte, keine moralische Besserung.

In Unruhe wohl, sei dem entgegnet, aber ziehen sie das Gemüth deßhalb herab, oder heben sie es nicht vielmehr empor? Ist diese Unruhe nicht etwa gleich einer Fragestellung an das Gemüth, die zu innerer Beantwortung drängt und deren Beantwortung versittlicht?

Man hat von der Wirkung der Tragödie mit Vorliebe als von einem „tragischen Vergnügen" gesprochen. Aber welches „Vergnügen" haben wir denn beim Lesen des Lear? Ist es in Wirklichkeit angebracht, tief innerstes Erschüttertsein allem Sprachgebrauch zuwider noch Vergnügen zu benennen? Aber sei es auch, so kann dies Vergnügen doch nur in der Ahnung der kommenden, sich vollziehenden sittlichen Besserung, in dem Höherwerden unsres Wesens bestehen. Dies „Vergnügen" kann aber auch Unruhe, kann und wird auch Schmerz sein.

In der That, schmerzliche Empfindungen, nämlich Furcht und Mitleid, soll bekanntlich nach Aristoteles die Tragödie erregen. Durch diese Furcht, dieses Mitleid soll sie bessern, zur Katharsis, das heißt, der tragischen Reinigung führen, das ist die weitere Ansicht des Griechen, wie sie zumeist, aber nicht immer, aufgefaßt wird. So will sie Goethe derart verstanden wissen, daß die Tragödie lediglich durch Empfindungen von Furcht und Mitleid hindurchschreiten solle, um dann mit einem versöhnenden Ausgleich dieser Leidenschaften ohne weitere moralische Fortwirkung zu enden.

Diese Auffassung der Ansicht des Aristoteles, die einen Ausgleich der Leidenschaften nur für den einzelnen, gegebenen Fall des Trauerspiels, die an Stelle der dauernden tragischen Reinigung unsres Gemüthes nur eine momentane Versöhnung der Leidenschaften anerkennen will, wird auch von den Neuern vielfach getheilt und gegen Lessing, der eine dauernde Wirkung dieser tragischen Läuterung im Auge hatte, zum Beweise angeführt, wie weit er hinter dem Griechen zurückbleibe.

Also eine Läuterung, ein Ausgleich der Leidenschaften wird zugegeben, aber dauernd soll diese ethische Wirkung der Tragödie nicht sein! Wozu dann aber alles? Nein, die Wirkung muß eine dauernde sein, wenn selbstredend auch nicht eine plötzlich sichtbare, sie muß sich bethätigen durch innerlichste Umgestaltung, Ausbauung unsres sittlichen Wesens, nicht durch die Beherzigung von Moralvorschriften etwa, wie sie jene moralischen Tendenzstücke erstreben, die in der That unerfreulich sind wie der Nebelwind, der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.

Aber sehen wir, um diese Ansicht zu begründen, die von Aristoteles richtig erkannten beiden Grundpfeiler der Tragik näher an: Ja, auf dem Mitleide ruht die Tragödie. Aber ganz im Gegentheil zu dem allerdings stets nur einer momentanen Wirkung fähigen persönlichen Mitleiden muß es ein anderes Mitleid sein. Persönliches, momentanes Mitleid erwecken kann jede lebhafte Erzählung eines Unglücksfalles auch, das tragische Mitleid ist das Mitleiden eines Leides, das der Held erträgt, weil er — ein Mensch ist; Mitleid mit dem Leide der Menschheit, mit dem Leide an sich, mit den Leiden, die immer wiederkehren, weil sie eben hervorgehen aus dem Wesen der Menschheit selbst. Das tragische Mitleid ist das Mitleid mit uns selbst, angeschaut im Spiegel des Helden. Es ist die Theilnahme am Tragischen das Schauen unsres eigenen, objektivisch fortgerückten Leides. Wir schauen unser eigenes Leid in dem des Helden, und indem wir, losgelöst von ihm, uns so über es erheben, glauben wir das Leid anzusehen, wie der Gott, der es geschaffen und gebilligt, und erleben somit hier das, was man in Wahrheit tragische Reinigung nennen darf, das heißt, wir ahnen, erschüttert und frei zugleich, den gewaltigen Einklang der Welt, in dem das Leid nur ein Ton ist, wie die Freude. Deßhalb aber werden wir auch besser, wenn wir eine Tragödie sehen, das heißt, sie mit erleben in glühendem Geiste, denn wir nähern uns zwar nur auf Augenblicke, aber doch, wie der Stahl durch die Kraft des Magneten in seinem Gefüge verändert wird, mit einem durch die Macht der tragischen Wirkung dauernd beeinflußten Wesen der göttlichen Harmonie. Was ist ethische Vollendung aber anders, als stete Annäherung an diese Harmonie, bewußtes Einklingen in den Gesang der Welten, in die große Hymne, die Gott singt vor sich selbst? Oeffnung des Herzens, daß es sich bewußt werde der großen Leidensnothwendigkeit der Welt, Erhebung über diese Nothwendigkeit und damit Annäherung an das ruhende Bewußtsein des Ewigen — das ist der Grund, das Ziel, die Wirkung alles wahren tragischen Dichtens.

Wer sich diese Anschauung aber zu eigen gemacht hat, dem vereint sich auch die Idee der antiken Tragödie, der Tragödie des Schicksals, mit der ihr so oft als grundverschieden entgegengesetzten neueren, der Tragödie der Schuld. Denn was trennt beide für eine unüberbrückbare Kluft, wie man gemeint hat? Schuld und Schicksal ist eins. Es ist die Leidensnothwendigkeit der Welt, die in dem Schicksal der Alten aus dem Makrokosmos kommend, dem unerforschten All, den Helden mit ihrem dunklen, räthselhaften Mantel umhüllt, und die hier, gleich nothwendig, aus dem Mikrokosmos der eigenen Brust

quellend, zum Strome wachsend, ihn hinabreißt in die Nacht der Schuld. Die Nothwendigkeit des Leidens ist der Grund des Tragischen. Nur, wenn das Böse nothwendig ist, ob nun das äußere Schicksal den Helden vernichtet, ob das innere ihn schuldig werden läßt, ist unser Mitleid gesichert und damit dessen höhere Wirkung.

Denn wo wäre Mitleid bei der freien Wahl der Schuld, der freien Erkürung des Bösen? Wo bei reinem Zufalle, der weder ein äußeres noch ein inneres Schicksal kennte? Mitleid im tragischen Sinne ist nur da vorhanden, wo wir uns Eins wissen mit dem Schicksal jedes Anderen, das auch uns, wenn auch in anderer Gestalt, in Banden hält. Mitleid im tragischen Sinne ist mit einem Worte dem Gefühle nach dasselbe, was dem Verstande nach das Erkennen des ewigen nothwendigen Zusammenhanges aller Dinge.

Die Freiheit im Kampfe mit der Nothwendigkeit zu begreifen, die zeitlichen Dissonanzen in ewiger Harmonie zu lösen, das ist Aufgabe und Wirkung der Tragödie. Einen durchaus bösen Charakter — selbst wenn es ein solches absolutes Wesen in der Wirklichkeit gäbe — leiden zu lassen, würde niemals dieser Aufgabe und Wirkung entsprechen, es wäre lediglich die wiederholte Konstatirung des Bösen, eine Tautologie! Es muß das Gute leiden oder doch das, was in sich noch die Möglichkeit des Guten birgt. Sobald der Dichter in dem leidenden Bösen noch das Gute zeigt, ist er des tragischen Mitleides und damit der tragischen Wirkung sicher. Wie schon gesagt, gibt es aber in Wirklichkeit einen absolut bösen Charakter nicht, es wohnt in Jedem ein Gutes, nur kommt es darauf an, wie es der Dichter zu zeigen weiß: Der vollendete wird es, weil er eben überall die beiden Pole der Welt erblickt. Das Gute und das Böse darzustellen, Lust und Qual, einklingend in höhere Harmonie, nicht eines allein, ist tragischen Dichtens Zweck.

Aber wenn somit der Tragiker das Leiden des überall Bösen sich nicht zum Vorbild nehmen darf, ist es dann in der That auf der anderen Seite auch nothwendig, daß nie und nirgends das Leiden des vollkommen Gerechten einen tragischen Stoff bilden kann und darf? Lessing ist dieser Meinung, die nach dem Ausgeführten anscheinend zutreffend sein müßte, denn, wie er sagt, „ohne den Fehler, der das Unglück über ihn zieht, macht sein Charakter und sein Unglück kein Ganzes aus, weil das eine nicht in dem anderen gegründet wäre und wir jedes von diesen zwei Stücken getrennt denken müßten". Das scheint, wie gesagt, zutreffend. Aber Oedipus? Aber Christus? Jenes Schuld steht in keinem auch nur annähernden Verhältniß zu seinem Unglück, dieser gar ist das Gute selbst und leidet, und sein Leiden ist tragisch im höchsten Grade. Aber ein Ganzes muß werden, wie Lessing richtig fühlt. Erheben wir denn unsre Blicke von dem Mikrokosmos des Individuums, wo dies Ganze nicht zu finden ist, zu dem Makrokosmos des Alls und finden es dort, im Schicksal der Menschheit, ahnen wir dort jene Harmonie, die uns hier unten nicht erklingen will. Das Ganze ist da, das Gute hier und sein Leiden und dort das Böse der ganzen Welt, für die es eintritt, für die es sich opfert, wie das Gute an sich ja nur denkbar ist, wenn es sich hingibt für Andere. Das Leiden des vollkommenen Menschen erregt mit nichten, wie man gesagt und wogegen auch Lessing in einem Briefe an Mendelssohn sich eifrig wehrt, „Entsetzen und Abscheu", es kann im Gegentheil tragisch sein durch und durch. Bei Christus ist eine Schuld nicht nöthig, die Schuld liegt in der Welt, die Welt ist's, um deren Bösen willen der Göttliche leidet: Die individuelle Tragödie erhebt sich hier zur Welttragödie selbst.

„Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an", das ist der Ausgangspunkt aller Tragik, aber nicht ihr Ende — ihr Ende ist die Ahnung der Harmonie, in der der Jammer ein Ton ist, wie die Lust. „Ihr" laßt den Armen schuldig werden und überlaßt ihn dann der Pein oder „ihr" verhängt das Namenlose gleich über den Geborenwerdenden — es sind dieselben „himmlischen" Mächte, es ist dasselbe Schicksal, in dem sich beide Tragödien finden, die alte und die neue! Nach den Leiden des Geschickes die Ruhe, nach der Schuld die Sühne! Wäre Oedipus zugrunde gegangen einer inneren Schuld wegen, es wäre doch derselbe Grundaccord des Weltengesanges gewesen, der jetzt ertönt, wo nur das dunkle Schicksal ihn hinabreißt, das die unerbittliche Parze nach den homerischen Worten „dem Werdenden schon in den Lebensfaden gesponnen, als ihn die Mutter gebar",—der jetzt ertönt in dem Chorlied des Sophokles, das den namenlos Duldenden hinabgeleitet zur Burg des düsteren Pluto:

> Ist es verstattet dich, nächtige Göttin, und
> Dich im Gebet zu feiern, König der Schattenwelt,
> Ohne Schmerz, ohne Gestöhn der Angst,
> Laßt den verscheidenden Gast
> Zur allverbergenden, düstern Flur
> Der Todten entwandern in Pluto's Haus!
> Nachdem soviel Jammer ihn ohne Schuld bestürmt, erhöht
> Jetzt wiederum
> Ein gerechter Gott ihn!

Ohne Schuld! denn Schuld hört auf, wo über Allen die Unerforschliche gebietet: ernst ist ihr Antlitz, Dunkel umwogt sie, mit der Hand wirft sie die drehende Spindel des Alls — Nothwendigkeit ist ihr Name!

Schuld als bewußte Freiheit des Bösen ist nur im Einzelnen denkbar, nicht im All, das nicht bloß die Summe, sondern die höhere Einheit seiner unzähligen Theile ist, von denen nur diese und jene das Böse darstellen. Der tragische Dichter aber darf uns nicht stecken lassen in den Theilen, nicht verschmachten lassen im einzelnen. Die Fiktion einer solchen absoluten Schuld, die gar nicht wirklich sein kann, würde uns empören müssen, sie riefe unsern Abscheu hervor, nicht unser Mitleid. Deßhalb weise uns der Dichter auf das Ganze hin, zeige im Theile uns das All, im Mikrokosmos seines Spieles gebe er ein Abbild jener großen, heiligen Ordnung, die über Allen waltet, und er wird, immer seiner Wirkung sicher, stets das Tragische, nie bloß das Grausame darstellen. Denn grausam ist nur das Einzelne, tragisch die Welt!

> Lern' überwinden das eigene Leid, dann erblühet als schönste
> Blume des Siegs dir, zu seh'n heiter das Leiden der Welt!

Abfindung mit der Thatsache des Leides, des eigenen, wie als letzte Klärung, letzte höchste Freiheit, auch des fremden, nicht Erregung fruchtlosen Mitleids, nicht Verharren in niederdrückender Furcht, sondern im Gegentheil Ueberwindung aller Furcht — das ist Ausgang und Ende alles tragischen Empfindens. Und diese Abfindung, diese Ueberwindung sollte nicht ethisch sein, sollte nicht dauernd veredelnd wirken? Erkenntniß der Allgemeinheit des Leidens als eines Faktors des Seins und damit beginnende Erlösung vom Leide, allerdings durch Unterwerfung darunter, aber nicht durch blinde Unterwerfung, sondern durch bewußte; Erkenntniß des ewigen, unentrinnbaren Schicksals, das in unsrer eigenen Brust lebt, wie draußen, das in unser Herz lenkt, wie die Sterne, Erkenntniß, daß wir selbst nichts sind, als bewußtes Schicksal, als ihrer selbst bewußt gewordene Nothwendigkeit — all, all das sollte nicht von moralischer Wirkung sein? Sollte nicht moralisch im höchsten Grade

die Erfüllung jener heiligen Forderung sein, die der große Dichter stellt, wenn er uns zuruft: „Nimm das Schicksal auf in deinen Willen und es steigt von seinem Weltenthron?“ Dies Schicksal aber waltet in, waltet über Jedem allezeit, es ist das allgemeine. Wenn wir aber zumeist nur das gewaltige Schicksal tragisch nennen, wenn wir nur das große Leid zum Vorwurf der Tragödie gemacht sehen, so ist das nicht, weil es um eine wesentlich andere Wirkung sich handelte, sondern weil der Dichter kurz wirken muß, und dennoch stark. Des Lebens Tragik schreitet zumeist in kleinen Schritten voran, aber lange. Die Dichtung muß an Kraft gewinnen, was sie am Wege verliert. Deßhalb lassen wir das Erhabene fallen, deßhalb erbeben wir in tragischem Schauer, wenn, was heut besonnt, stürzt morgen in die Nacht — doch nur um aus der Nacht sich innerlich zu erheben zum reineren Tage. Denn was ist das Böse als individuelle Auflehnung gegen die Harmonie der Welt, wodurch diese gestört wird, aber nur, um aus dem Mißklang wieder überzugehen zu neuer, größerer Harmonie? Das Böse leidet, indem es anstürmt gegen diese Harmonie und — aufgenommen wird in sie, der es selbst nur vorgearbeitet hat, also indem es individuell wieder vernichtet wird. Es ist der Unterschied an sich, der Unterschied sein will, aber aufgehen muß in neuer höherer Einheit. Das Böse für sich allein im gewöhnlichen Sinne und das Tragische unterscheiden sich daher eigentlich nur dadurch, daß bei diesem die verschlingende Harmonie sich zeigt, bei jenem nicht. Seinem Wesen nach ist das Böse immer tragisch, denn ihm steht, wie sein Schatten das Gute in ihm selbst gegenüber. Als wie die dunkle See brausen Leid und Leidenschaften über der Menschen Schicksal hin, aber aus dem wilden Gerolle steigen segnende Wolken, und die Menschenerde tränkt sich aus dem Dampfe jenes Grolls.

Die Schuld ist nicht das Wesen der Tragödie, noch ihr alleiniges Mittel, sondern das in Furcht und Mitleid erkannte Allgute und Allböse der Welt und ihr wechselndes Spiel. Nicht Erkenntniß der vollkommenen Zweckmäßigkeit der Welt daher, wie es Schiller gemeint hat, ist die tragische Absicht. Der Begriff der Zweckmäßigkeit ist nüchtern und zu sehr nur menschlicher Anschauung eigen, er bietet kein Maß für die Welt; das Gefühl des vollkommenen Zusammenhanges aller Dinge, das ist das Ziel, das muß die Wirkung der Tragödie sein. Hören soll sie uns machen auf das Schwellen und das Sichsenken der ungeheuren Melodie der Welt, welche wechselnd sich wiegt auf den beiden Grundtönen alles Lebens: Glück und Leid — nicht einer von beiden, beide sollen klingen, wie der Gott es gewollt!

Wie sagt Edgar in König Lear? „Dulden muß der Mensch sein Kommen, wie sein Fortgehen aus der Welt: Reif sein ist alles.“ Ja reif werden für das Göttliche, das Ewige ist alles Glaubens, alles Denkens Zweck. Der Mensch aber ist ein Eines und deßhalb wirken auch die Künste — moralisch!

Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann.

Von Louis Erhardt.[1]

I.

Von dem Gebhardt'schen Werke über Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann, dessen ersten Band ich vor drei Jahren an dieser Stelle angezeigt habe, ist jetzt der abschließende, zweite Band erschienen. Er nimmt zunächst die am Ende des ersten Bandes abgebrochene Schilderung der diplomatischen Thätigkeit Humboldts während der Freiheitskriege wieder auf und führt sie bis zum zweiten Pariser Frieden fort. In zwei kurzen Kapiteln, dem dritten und vierten des schon im ersten Bande begonnenen dritten Buches werden die Verhandlungen vom Prager Kongreß bis zum Kongreß von Chatillon und die Zeit bis zum Wiener Kongreß (der Kongreß von Chatillon, die Verhandlungen in Paris nach dem Einzug der Verbündeten, der Aufenthalt in London und in der Schweiz im Sommer 1814 und die Rückkehr nach Wien), dem Leser vor Augen geführt. Dann folgt das umfangreichste und auch inhaltlich bedeutendste Kapitel des ganzen dritten Buches über Humboldts Antheil an den Verhandlungen des Wiener Kongresses.

Zwei Fragen sind es hier namentlich, die von größtem Interesse sind, und die Gebhardt daher auch mit Recht in besonderen Unterabschriften zusammenfassend behandelt hat: einmal der Streit um Sachsen und Polen und dann die deutsche Verfassung. Nach beiden Richtungen hin ist Humboldt neben Hardenberg in erster Linie als Vertreter Preußens an den Verhandlungen betheiligt gewesen, und fällt ihm mithin auch ein Theil der Verantwortung wie des Verdienstes zu. Ein voller Erfolg ist den preußischen Staatsmännern bekanntlich in beiden Fragen versagt geblieben. Die Bemühungen um die Erwerbung von ganz Sachsen für Preußen wurden vereitelt, und die schließlich zustande gekommene deutsche Verfassung war derartig, daß Humboldt sich selbst höchst mißfällig darüber äußerte. Gebhardt glaubt den Mißerfolg in beiden Fällen auf ein und dieselbe Ursache zurückführen zu können, nämlich auf die durch das persönliche Eingreifen des Königs von Preußen zugunsten Rußlands geschaffene Lage. Dadurch wurde das bisherige gute Einvernehmen mit Oesterreich völlig gestört und so nicht allein die nur mit Hülfe Oesterreichs mögliche Erwerbung von ganz Sachsen hintertrieben, sondern auch die deutsche Verfassungsfrage, die vorher im Einvernehmen mit Oesterreich einen günstigen Verlauf zu nehmen versprach, durch die Isolirung Preußens einer unbefriedigenden Lösung entgegengeführt. Des Königs Friedrich Wilhelm eigenste Schuld war es also nach Gebhardt, wenn die vorher Erfolg versprechenden Bemühungen der preußischen Staatsmänner in beiden Fragen zunichte gemacht wurden.

Man sieht, Gebhardt ist nicht nur zu der älteren Auffassung vor Treitschke zurückgekehrt, sondern hat sie sogar schärfer formulirt, als dies bisher von irgend einer Seite geschehen war. Er glaubt namentlich aus Aeußerungen von Metternich und Gentz Beweise dafür erbringen zu können, daß Oesterreich in der That, wenn natürlich auch schweren Herzens, bereit gewesen wäre, ganz Sachsen an Preußen zu überlassen, wenn es auf dessen sichere Unterstützung gegen Rußlands polnische Pläne rechnen konnte, und daß Metternich erst durch die von Friedrich Wilhelm herbeigeführte Schwenkung in der preußischen Politik die halb erwünschte Aktionsfreiheit zurückerhielt, um nun auf allen Wegen sich feindlich gegen Preußen zu stellen. In sehr viel vorsichtigeren Wendungen als Gebhardt hat neuerdings gleichzeitig auch Meinecke im zweiten Bande seines Boyen wenigstens die Möglichkeit zugegeben, daß Metternich vielleicht ganz Sachsen preisgegeben hätte, wenn er Preußens zuverlässige Unterstützung gegen Rußland dadurch hätte gewinnen können, und Fournier ist dann nach den österreichischen Akten zu einem ähnlichen Resultat gelangt. Die Dinge scheinen also sehr günstig für den Sieg der

[1] Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann von Bruno Gebhardt. Zweiter Band. Bis zum Ausscheiden aus dem Amte. Stuttgart, Cotta, 1899.

Gebhardt'schen Auffassung zu liegen; allein dennoch vermag ich mich nicht recht mit ihr zu befreunden.

Man muß zunächst die beiden Fragen trennen, ob die Verwirklichung der Pläne Hardenbergs und Humboldts auf Sachsen möglich, und ob sie wirklich ein so großes Glück für Preußen und Deutschland gewesen wäre. Gebhardt bejaht beide Fragen unbedingt. Ich kann, ohne mich allzusehr auf die Evidenz der späteren preußischen und deutschen Entwicklung stützen zu wollen, das Fortbestehen eines verkleinerten, neben Preußen zur Unbedeutendheit herabgedrückten Sachsens weder an sich als eine so bedeutende Schädigung der preußischen Interessen ansehen, noch glaube ich, daß des Königs Politik in diesem Falle neben der seiner Staatsmänner so einschneidend gewesen und so besonders ungünstig zu beurtheilen ist.[2] Friedrich Wilhelm wollte vor allem an der Freundschaft des Kaisers von Rußland festhalten und mag man auch den Charakter Alexanders noch so skeptisch beurtheilen, man wird doch schwerlich in Zweifel ziehen können, daß die Freundschaft Alexanders und Rußlands für Preußen ein festerer Boden war, als diejenige Metternichs und Oesterreichs. Gebhardt zieht den, gelinde gesagt, völlig unzuverlässigen Charakter Metternichs zu wenig in Rechnung und legt einzelnen aus dem Augenblick entsprungenen und auf ihn berechneten Aeußerungen zu viel Gewicht bei. Die ganze Haltung, die Oesterreich von Beginn des Freiheitskrieges an in allen Verhandlungen eingenommen hatte, war wahrlich nicht dazu angethan, Vertrauen einzuflößen. Ja, man möchte fast glauben, daß Metternich selbst gar nicht im Ernst darauf rechnete, Preußen wirklich fest gegen Rußland engagiren zu können, und ebenso fraglich bleibt es, ob denn überhaupt gegen Rußland etwas großes für Preußen durchzusetzen war. Endlich bedenke man noch das Odium, das durch die gänzliche Beseitigung der sächsischen Dynastie auf Preußen gefallen, und das durch die Ausführung des abenteuerlichen Planes einer Entschädigung des Königs von Sachsen in Italien, die man auch kaum für ernsthaft von Oesterreich gemeint halten mag, um nichts verringert wäre. Mir scheint, daß in diesem Wirrsal das Gefühl Friedrich Wilhelms, sich unter keinen Umständen mit Alexander, dem er sich mit Recht so tief verpflichtet fühlte, verfeinden zu dürfen, doch das richtige war, und nur die Art seines plötzlichen, persönlichen Eingreifens, das eine Brüskirung Oesterreichs in sich schloß, mag man als unzweckmäßig bezeichnen. Ob aber nicht auch ohne dies Eingreifen des Königs sich die Hoffnungen der preußischen Staatsmänner auf Oesterreich in der sächsischen Frage sehr bald als trügerisch erwiesen hätten, scheint mir mindestens zweifelhaft zu bleiben.

Ebenso kann ich auch das Vertrauen Gebhardts, daß beim Fortbestehen eines besseren Einvernehmens Preußens mit Oesterreich auch eine aussichtsvollere Gestaltung des Deutschen Bundes erfolgt wäre, nicht theilen. Doch gesetzt auch, es wäre eine bessere Bundesverfassung erreicht worden — und daß dies ohne jedes Eingreifen Friedrich Wilhelms geschehen wäre, ist doch eben nur eine zierlich luftige Hypothese —, mit einem unter Metternich'schen Einfluß stehenden Oesterreich wäre thatsächlich vom Deutschen Bunde nichts wesentlich anderes zu erwarten gewesen, als die Zeiten gebracht haben; denn nur soweit Preußen später seinen eigenen Weg ging, ohne mit Oesterreich zu paktiren, hat es doch für sich und die deutsche Sache den richtigen Weg eingeschlagen.

[2] Vergl. ähnlich auch den Aufsatz von H. Delbrück in der Histor. Zeitschr., Band 63: Friedrich Wilhelm und Hardenberg auf dem Wiener Kongreß.

Humboldts Antheil an der Feststellung der deutschen Bundesverfassung wird von Gebhardt sehr eingehend in einem besonderen Abschnitt behandelt unter gleichzeitiger Darlegung der Anschauungen der neben ihm arbeitenden Staatsmänner und des ganzen Ganges der Verhandlungen. Als Ergänzung muß man dazu noch die von Gebhardt bereits im dritten Kapitel (dem ersten dieses Bandes) vorweg genommene erste Denkschrift Humboldts über die Verfassung, die er schon im Dezember 1813 ausgearbeitet hatte, hinzunehmen. Diese Denkschrift rühmt Gebhardt (S. 23) in den höchsten Tönen, und überhaupt schätzt er die von Humboldt in seinen Denkschriften und bei den Verhandlungen über die Verfassungsfrage an den Tag gelegte Einsicht sehr hoch ein. In der That spürt man hier, wie ja überall bei Humboldt, den hervorragenden, die Dinge aus den höchsten Gesichtspunkten betrachtenden Geist. So athmen die Worte der ersten Denkschrift (bei Gebhardt II S.42 f.), in denen Humboldt betont, daß ein Volk stark sein müsse, frei und stark, nicht nur in Rücksicht auf äußere Verwicklungen, sondern vielmehr noch, weil auch alle Segnungen im Innern nur dem echten Selbstgefühl eines freien und starken Volkes entsprießen, diese Worte athmen einen so männlichen, patriotischen Geist, daß man seine Freude daran haben muß. Freilich ist diese Einsicht ja nichts ganz Neues; schon Vater Homer sang:

ἥμισυ γάρ τ' ἀρετῆς ἀποαίνυται εὐρύοπα Ζεὺς
ἀνέρος, εὖτ' ἄν μιν κατὰ δούλιον ἦμαρ ἕλῃσιν,

und in der Franzosenzeit wird diese Wahrheit vielen deutschen Männern in eindringlichster Weise zum Bewußtsein gekommen sein. Aber die folgenden Jahrzehnte haben solchen Geist doch leider nur zu oft bei deutschen Staatsmännern vermissen lassen, und gerade bei einem so vorzugsweise den idealen Geistesgütern zugewandten Manne wie Humboldt, erfreut das rechte Verständniß für das Machtbedürfniß des Staates doppelt. Andrerseits scheint freilich auch hier der Biograph im Lobe seines Helden etwas zu freigebig zu sein, und wirft man die Frage auf, ob denn Humboldt, selbst wenn ihm die freieste Bahn zur Verwirklichung seiner Verfassungsideen gegeben wäre, wohl etwas wirklich Fruchtbares und Zukunftsreiches zustande gebracht hätte, so wird man schwerlich anders als verneinend antworten können. Die Hauptsache ist doch, wie ich schon hervorhob und was auch Gebhardt übrigens nicht verkennt, daß ohne Gewaltmaßregeln unter Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse etwas wirklich Ersprießliches damals für Deutschland überhaupt nicht zu schaffen war, und daß erst die Bahn für neue Entwicklungen frei gemacht werden mußte. Unter diesen Gesichtspunkten verlieren aber die ganzen Pläne und Verhandlungen sehr an Bedeutung und Interesse.

Um so wichtiger war dagegen die preußische Verfassungsfrage, auf die wir am besten gleich in diesem Zusammenhang eingehen. Hier war wirklich etwas Großes, Bleibendes zu leisten, und mir wenigstens ist es nicht zweifelhaft, daß, wenn diese Frage damals ihre richtige Lösung gefunden hätte, dies für Preußen von größtem Segen gewesen wäre und vieles Unheil der folgenden Zeiten verhütet hätte. Auch an den Arbeiten für die preußische Verfassung ist Humboldt neben Hardenberg an erster Stelle betheiligt gewesen, und die Auffassung, die man über sein Wirken dabei gewinnt, wird mehr oder weniger entscheidend sein für das Gesammturtheil über seine politische Befähigung. Da sehe ich mich nun, bei der großen Bewunderung, die ich sonst für Humboldt hege, zu meinem eigenen Bedauern

genöthigt, eine wesentlich ungünstigere als Gebhardts Meinung äußern zu müssen. Gerade das Ueberblicken des ganzen Materials, wie es von Gebhardt in dankenswerther Weise gesammelt vor uns ausgebreitet liegt, führt, wie mir scheint, den unvoreingenommenen Leser fast mit Nothwendigkeit zu einem weit schärferen Urtheil, als Gebhardt vertritt. Gewiß ist anzuerkennen, daß Humboldt auch in seinen Aeußerungen zur preußischen Verfassungsfrage sich als einsichtsvollen und echt liberalen Mann zeigt; was er erstrebte, wäre ausführbar und nützlich gewesen. Aber sowohl an der nöthigen Energie, wie an der richtigen Taktik, um das Wünschenswerthe nun auch ins Leben zu setzen, hat er es m. E. fehlen lassen und damit doch eben in dem entscheidensten Punkt sich den an einen großen Staatsmann zu stellenden Anforderungen nicht gewachsen gezeigt. Allerdings der Hauptvorwurf an dem Fiasko in der preußischen Verfassungsfrage trifft nicht ihn, sondern Hardenberg; aber wenn einer neben Hardenberg günstig eingreifen und der guten Sache durch energisches, kluges Handeln doch noch zum Siege hätte verhelfen können, so wäre es Humboldt gewesen. Statt dessen hat er durch den gegen Hardenberg geführten Kampf seinerseits zu dem endgültigen Scheitern der Sache nicht unwesentlich beigetragen, und alle Anerkennung der rechten Ziele, die in der Verfassungsfrage ja übrigens auch Hardenberg verfolgte, kann an dem Endurtheil über den von beiden Staatsmännern selbst verschuldeten Mißerfolg nichts ändern.

Im Jahre 1815 war des Königs ausdrückliches, feierliches Versprechen einer Verfassung geschehen. Mit Ungeduld erwarteten die Patrioten die Einlösung dieses Versprechens, und je eher sie erfolgte, desto besser wäre es gewesen, desto leichter hätte man sich auch zunächst mit sehr verbesserungsbedürftigen Einrichtungen abgefunden. Daß überhaupt etwas geschaffen wurde und bald geschaffen wurde, darauf kam es an; am besten, daß dem Versprechen die Ausführung unmittelbar gefolgt, das Jahr 1816 nicht vorübergegangen wäre, ohne daß die Verfassung, und zwar zunächst vor allem die Schöpfung eines Repräsentativkörpers für die Monarchie, ins Leben getreten wäre. So hat thatsächlich in ganz analogem Fall Boyen die Neuorganisation des preußischen Heerwesens auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht unmittelbar nach den Kriegsjahren ohne viel zu besinnen in raschen Schritten zur Durchführung gebracht, und gerade in dieser Energie seines Vorgehens, daß er das Eisen schmiedete, so lange es warm war, beruht sein großes Verdienst, wie sein Biograph Meinecke mit Recht betont. Hätte in derselben Weise sich des Verfassungswerkes ein Mann mit durchgreifender Energie angenommen, hätte damals an der Spitze des Staatswesens statt des Verwaltungstalents Hardenberg etwa ein Mann wie Stein gestanden, so wäre vielleicht auch etwas ziemlich Unvollkommenes, Verbesserungsbedürftiges, aber es wäre doch etwas zustande gekommen, das, wie die Heeresverfassung, die Grundlage für neues Leben hätte werden können.

Mittheilungen und Nachrichten.

Johannes Kreutzer: Otto v. Bismarck. 2 Bde. Leipzig, Voigtländer 1900. Mit 2 Bildnissen von F. V. Cissarz. 427 u. 382 S. 8°. — Das Werk erfüllt in ansprechender Weise die Aufgabe, welche sich die Voigtländer'schen Biographischen Volksbücher setzen, für Jedermann verständlich und faßlich, wohlfeil und dennoch von literarischem Werth zu sein. Es ist sorgfältig und mit objektivem Sinne gearbeitet und gefällt mir besser als die H. Blum'sche Bismarck-Biographie, auf deren Niveau er sich ungefähr hält, ohne die sechsbändige Umfänglichkeit Blums bei gleichartiger Ausführlichkeit der Darstellungen zu verbrauchen. Vor Blum hat es nach dem Zeitpunkt seines Erscheinens natürlich auch die Benutzung der Gedanken und Erinnerungen und des mancherlei sonst zugänglich Gewordenen voraus. Einzelnes ist gerade durch den Eifer, recht „sachlich“ zu sein, verunglückt; bei allem Respekt vor der geschriebenen oder gedruckten Quellenauskunft vermögen wir doch in einer Bismarck-Biographie damit allein nicht auszukommen. Allerdings trifft diese Bemerkung nur in vereinzelten Fällen erheblichere Punkte, unter diesen insbesondere die Geschichte der Entlassung, für welche die vor allem als psychologischer Leitfaden wichtigen und unersetzlichen Gedanken und Erinnerungen versagen. Aus dem Vorgange von 1890 die starken persönlichen Momente und daneben die Zwischenträgereien in allzu vornehmer Sachlichkeit fast zu eliminiren und die sozialpolitischen Meinungsverschiedenheiten so zu behandeln, als ob sie alles gewesen wären, ist doch nicht angängig. Die Biographie Bismarcks, wie wir sie einmal zu verlangen und erwarten haben, ist Kreutzers Buch naturgemäß nicht und beansprucht es auch nicht zu sein. Für sie ist der Zeitpunkt ja noch nicht gekommen, selbst wenn man nur mit dem Material rechnet, welches zur Benutzung auch für die, welche imstande sind, eine Biographie zu schreiben, etwa kommen könnte. Vorläufig stehen wir, was Darstellungen und Forschungen anlangt, im Stadium der anspruchslosen Lebens- und Thatenerzählungen, von denen die Kreutzer'sche die derzeit empfehlenswertheste ist, wennschon die menschliche und staatsmännische Entwicklung selbst innerhalb dieses Rahmens hätte vertieft werden können; ferner der biographischen Essays und schließlich der gelegentlichen methodischen und kritischen Einzelarbeiten, die freilich nur das Bedauern verstärken, daß dieselben Kräfte sich nicht an das positive Gestalten heranmachen können oder mögen. **Heyck.**

* **Die Denkmäler deutscher Tonkunst.** Wie die „Köln. Ztg.“ erfährt, hat der Wirkl. Geh. Rath Frhr. Rochus v. **Liliencron**, der sowohl als Germanist wie als Musikschriftsteller sich bewährt hat, nunmehr endgültig die Herausgabe der „Denkmäler deutscher Tonkunst“ übernommen. Wie die Leser der Beilage bereits wissen, liegt die „Allgemeine Deutsche Biographie“, die Frhr. v. Liliencron seit 1870 herausgab, jetzt im wesentlichen fertig vor. Wenn nun der Herausgeber, obwohl er im Dezember d. J. sein 80. Lebensjahr vollenden wird, sich an das für unsre deutsche Musikgeschichte sehr bedeutungsvolle Unternehmen heranwagt, so gibt er damit nur ein neues Zeugniß von der außerordentlichen Frische und Rüstigkeit, die den greisen Gelehrten auszeichnet. Im Jahre 1893 hatten zahlreiche hervorragende Deutsche aus allen Gauen unsres Vaterlandes an den Reichskanzler die Bitte gerichtet, von Reichswegen die Herausgabe der „Denkmäler deutscher Tonkunst“ zur Erhaltung und Verwerthung nationaler Kulturschätze in Angriff zu nehmen. Graf Caprivi hat damals dieser Anregung gern entsprochen. Die Denkmäler deutscher Tonkunst sollten für die deutsche Musikwissenschaft dasselbe werden, was die auf Betreiben des Frhrn. v. Stein am Anfange des vorigen Jahrhunderts ins Leben gerufenen Monumenta Germaniae historica für die deutsche Geschichtswissenschaft geworden sind. Sie sollen nicht nur der Erkenntniß der großartigen Entwicklung deutscher Musik dienen, sondern auch zahlreiche Quellen der Schönheit neu erschließen und dem Volksleben wieder zuführen. Denn leider kennt von dem, was im Laufe der Jahrhunderte Großes und Werthvolles in der Musik von Deutschen geschaffen worden ist, unser Volk nur sehr wenig. Einige hervorragende alte Meister sind durch gute Ausgaben, um die sich namentlich das Haus Breitkopf u. Härtel hervorragende Verdienste erworben hat, wieder der Gegenwart nahegerückt. Aber die Werke zahlreicher anderer großer Komponisten sind nahezu vergessen. Die Denkmäler der deutschen Tonkunst, die im genannten Musikverlag erscheinen, werden besonders dazu berufen sein, die gute Vergangenheit in den Dienst der Zukunft zu stellen. In Bayern hat, wie man weiß, dieser Gedanke seit Jahren ganz besondere Pflege gefunden. Der neue Herausgeber, Excellenz v. Liliencron, ist ganz besonders geeignet, dafür zu sorgen, daß auch der Norden

Deutschlands auf diesem wichtigen nationalen Gebiet die ihm obliegende Aufgabe vollauf erfüllt.

-rt- Zwei neue Planeten. Auf der von Professor Max Wolf geleiteten astrophysikalischen Abtheilung der großherzoglichen Sternwarte auf dem Königstuhl bei Heidelberg sind in den letzten Wochen neuerdings zwei neue Planetoiden auf photographischem Wege entdeckt worden. Der erste derselben, 1900 FG, wurde in der Nacht vom 22. auf 23. Mai aufgenommen, er ist etwa 12. Größe, und da von ihm inzwischen auf mehreren anderen Sternwarten genauere visuelle Beobachtungen in hinreichender Anzahl erlangt werden konnten, erscheint die Bahnbestimmung für diesen Planeten bereits gesichert. Der zweite neuentdeckte Planet, 1900 FH, hat seine Spur auf einer in der Nacht vom 4. auf 5. Juni exponirten Platte hinterlassen; er ist relativ hell, nämlich 11.5. Größe und gleichfalls schon an anderen Sternwarten direkt beobachtet worden.

* **München**, 27. Juni. Bei der Stiftungsfeier der Ludwig-Maximilians-Universität wurden folgende neue Preisaufgaben für das Jahr 1900/1901 bekanntgegeben: a) von der theologischen Fakultät: „Darstellung der Feindesliebe nach dem natürlichen und positiven Sittengesetze"; b) von der juristischen Fakultät: „Das Budgetrecht des Deutschen Reiches"; c) von der staatswirthschaftlichen Fakultät eine Darlegung und kritische Würdigung der bisher zur Ermittelung der Sterblichkeit nach Berufs- und Wohlstandsschichten angewandten Verfahrungsweise und der dabei erzielten Ergebnisse. Im Anschlusse daran wird die Formulirung und Begründung von Vorschlägen verlangt, die in praktisch durchführbarer Weise eine Verbesserung der Leistungen der Staats-, Kommunal- und Privatstatistik für die genannten Sterblichkeitsermittelungen herbeizuführen geeignet sind; d) von der medizinischen Fakultät wird die vorjährige Preisaufgabe wiederholt und als neu gestellt: „Die physische Beschaffenheit der Bevölkerung Bayerns nach den Ergebnissen des Musterungsgeschäftes soll für einige Regierungsbezirke mit der jeweilig vorwiegenden Berufsthätigkeit der Bevölkerung, mit ihrer Wohlhabenheit, Ernährungs- und Lebensweise und anderen analogen Faktoren in statistischen Zusammenhang gebracht werden. e) Von der philosophischen Fakultät I. Sektion: „Ueber den sogenannten poetischen Plural bei den römischen Elegikern". II. Sektion. Die vorjährige Preisaufgabe wird wiederholt und als neue gestellt: „Von den zahlreichen anorganischen und organischen Verbindungen, die in zwei physikalisch-isomeren Modifikationen existiren (bei welchen also wie beim Benzophenon chemische Isomerie ausgeschlossen ist), wurde bisher nur eine beschränkte Anzahl in krystallographischer und physikalisch-chemischer Beziehung näher studirt. Die Fakultät wünscht die möglichst vollständige Untersuchung einiger weiterer derartiger Körper, namentlich mit Rücksicht auf die Beziehungen zwischen den Krystallformen ihrer beiden Modifikationen." — Der Endtermin für die Einreichung der Bearbeitungen der gestellten Preisfragen ist der 30. April 1901.

-nn- **Freiburg i. B.** Im Alter von 81 Jahren starb hier Geistlicher Rath Professor a. D. D. Joseph König, der Senior der hiesigen Universität, der er 40 Jahre als Lehrer der alttestamentlichen Theologie angehört hatte. Infolge leidender Gesundheit war er seit einigen Jahren in den Ruhestand getreten. Neben seinem Lehramt entfaltete König eine eifrige, erfolgreiche schriftstellerische Wirksamkeit auf dem Gebiet der Theologie und der Geschichte, insbesondere der Kirchen- und Universitätsgeschichte. Abgesehen von verschiedenen selbständigen Publikationen war er einer der regsamsten Mitarbeiter des „Freiburger Diözesanarchivs", dessen Redaktionsgeschäfte er mit Umsicht und Geschick leitete. Auch als Uebersetzer von Chateaubriands „Geist des Christenthums" ist er bekannt geworden. Der Verstorbene war Mitglied der Badischen Historischen Kommission gewesen, aus der er erst voriges Jahr mit Rücksicht auf sein hohes Alter ausschied.

* **Berlin.** Wie die „Tägliche Rundschau" mittheilt, ist Professor Dr. Schweninger zum leitenden Arzt des neuen Kreiskrankenhauses in Groß-Lichterfelde gewählt worden.

* **Aus der Schweiz.** Dr. Otto Waser aus Zürich hat an der Universität Bern die venia docendi für klassische Archäologie erhalten und wird im kommenden Wintersemester seine Vorlesungen als Privatdozent beginnen. — Die Universität Lausanne zählt in diesem Sommer, wie der „Frkf. Ztg." geschrieben wird, 569 immatrikulirte Studenten und 72 „Auditeurs". Von den Ersteren studiren 21 Theologie, 164 Jura, 152 Medizin, 77 Philosophie und 155 Naturwissenschaften. Der Nationalität nach sind 246 Schweizer und 323 Ausländer. Unter den Letzteren sind 134 Deutsche, davon allein 101 Juristen, die wohl hauptsächlich der Erlernung des Französischen wegen hingehen, 76 Russen und 54 Bulgaren. Frauen befinden sich unter den Immatrikulirten 74, darunter nur 5 Schweizerinnen, dagegen allein 55 Russinnen, von denen 42 Medizin studiren.

* **St. Petersburg.** Wie die „Frankf. Ztg." meldet, starb hier der Wirkl. Staatsrath Prof. Victor Woronzow im Alter von 58 Jahren. Er wirkte seit 1873 an der hiesigen Militärmedizinischen Akademie.

* Wie die kaiserliche „Wiener Zeitung" vom 24. Juni meldet, hat Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich Este sich in seiner Eigenschaft als Protektor der Deutsch-Oesterreichischen Literatur-Gesellschaft veranlaßt gefunden, die nachstehenden Gesellschaftsmitglieder: den k. u. k. Geh. Rath und bevollmächtigten Botschafter in St. Petersburg, Alois Frhrn. v. Lexa-Aehrenthal, den Fürsten Karl Fugger von Babenhausen, den kgl. Kommerzienrath Theodor Guilleaume, den Fürsten Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen, Herzog von Ujest, den Geh. Kommerzienrath Gustav Selve und den kgl. Schloßhauptmann Frhrn. v. Solemacher-Antweiler zu Kuratoren der Deutsch-Oesterreichischen Literatur-Gesellschaft zu ernennen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaktion der Allg. Ztg. sind folgende Schriften eingegangen:

Formularbuch für die freiwillige Gerichtsbarkeit zum Gebrauch der preußischen Gerichte. Herausgegeben von H. Weizsäcker und K. Lorenz. 1. Lfg. Berlin, R. Kühn 1900. — R. Prager: Urheberrecht und Buchhandel in sozialistischer Beleuchtung. — Kleinhandel, Waarenhäuser, Rabatt. Berlin, R. L. Prager 1900. — M. Landau: Die Erdenwanderungen der Himmlischen und die Wünsche der Menschen. (S.-A. aus der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, N. F. XIII, S. 1—41.) — Die Pariser Weltausstellung in Wort und Bild. Heft 2. Berlin, Selbstverlag. — Berkeley's Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntniß. Uebersetzt von Fr. Ueberweg. 3. Aufl. (Philosophische Bibliothek, Bd. 20.) Leipzig, Dürr 1900. — J. Horváth: Erziehender Unterricht. Ebd. 1900. — M. Schmidt: Realistische Chrestomathie aus der Literatur des klassischen Alterthums. In drei Büchern. 1. Buch. Ebd. 1900.

Jahrgang 1900. München, Donnerstag, 28. Juni. Nummer 145.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Die amerikanischen Mädchenhochschulen.

Von Dr. Johannes Ziegler (Reutlingen).

Seit etwa einem Menschenalter hat in dem großen Lande jenseit des Ozeans eine Bewegung eingesetzt, deren Ziel und Verlauf auch für die Länder der alten Welt und insbesondere für Deutschland von größtem Interesse sind.

Während man bei uns noch über Art und Umfang der als unabweisbar erkannten Umgestaltung des höheren Mädchenunterrichts berathet, oder vorsichtig die ersten Schritte thut, zieht in den Staaten des amerikanischen Ostens bereits die zweite Generation in die akademischen Räume der „Womens Colleges“ ein und der „College girl“ gilt heute schon als der Typus einer feingebildeten jungen Dame.

Diese Entwicklung der Dinge ist um so überraschender, wenn man bedenkt, daß es noch vor 100 Jahren in Boston Damen von Stand gab, die nicht schreiben konnten, und daß Matthew Vassar, als er vor 40 Jahren mit dem Plan seiner Gründung (Vassar College im Staate New-York) sich trug, wenig Ermunterung erfuhr. Rieth ihm doch selbst der bekannte englische Philanthrop und Pädagog Chambers, dem er seinen Plan vorgelegt hatte, von diesem Vorhaben abzustehen, da ein Mißerfolg als sicher zu betrachten sei. Die Erfahrung lehre, meinte er, daß es schon mit großen Schwierigkeiten verknüpft sei, eine Anstalt mit 30 jungen Mädchen zu leiten, über 100 aber unter einem Dache zusammenzuhalten, scheine ihm vollständig ausgeschlossen. Und heute beherbergt Vassar College 700 junge Damen, und wenn es doch etwas zu verwundern gibt, so ist es die vollkommene Ordnung, die in allen Dingen herrscht und die ideale Handhabung der akademischen Freiheit. Diese Freiheit scheint für den, der an die haremsmäßige Abschließung der jungen Mädchen in Deutschland gewöhnt ist, geradezu unfaßlich. Es ist ein Grundsatz der amerikanischen Erziehung, möglichst wenig durch Vorschriften zu wirken, und dieser Gundsatz hat sich auch hier durchweg ausgezeichnet bewährt. Natürlich sind für die amerikanischen Anstalten, wie für jede Gemeinschaft, bestimmte Regeln nothwendig. Diese Regeln sind aber nicht sowohl der Ausfluß amtlicher Verfügungen, als das natürliche Ergebniß der Bedürfnisse und Neigungen der Schülerinnen selbst. In dem College von Bryn Mawr in Pennsylvanien, wo dieser Grundsatz des „self-government“ am meisten ausgebildet ist, sind es nicht nur die Schülerinnen, die Vorschriften über Ausgang, Besuch von Theatern, Konzerten u. s. w. erlassen, sondern sie sind es auch, die das Recht zu relegiren besitzen. Trotz der großen Bewegungsfreiheit, die den Mädchen z. B. gestattet, sich tagelang zu entfernen, mit der einfachen Verpflichtung zur Anzeige der Rückkehr, ist doch in 15 Jahren nur einmal ein Ausschluß verfügt worden. Es ist geradezu bewundernswerth, wie die Damen in ihren Regeln Gesetz und Freiheit zu vereinigen wissen und wie gewissenhaft sie die selbstgegebenen Gesetze beachten. Freilich sind es keine Kinder, um die es sich hier handelt. Eine amerikanische Mädchenhochschule, ein „woman's college“, ist weder mit einem deutschen Pensionat noch mit einer höheren Mädchenschule zu vergleichen. Das Alter der Schülerinnen entspricht ziemlich genau demjenigen unsrer deutschen Studenten. Das Mindestalter für den Eintritt ist überall auf 16 Jahre festgesetzt, meist aber sind die Neueintretenden älter, so daß man als Durchschnitt 17—18 Jahre annehmen kann. Der Kursus ist vierjährig; ein Mädchen, das ins college eintritt, wird also in der Regel mit 22 Jahren das Abgangszeugniß erhalten.

Die Bezeichnung „Mädchenhochschule“ kann übrigens nur auf die Anstalten erster Klasse Anwendung finden, nicht auf alle Gründungen, die sich „colleges“ nennen. Das vom Unterrichtsamt in Washington für das Jahr 1897/98 herausgegebene Verzeichniß[1]) führt unter der Abtheilung A, die diese erstklassigen Anstalten umfaßt, nur 13 colleges auf, während die Abtheilung B deren 135 enthält. Bei dem Fehlen jeder allgemein gültigen staatlichen Regelung ist es nicht immer leicht, die Grenze zwischen beiden Klassen zu ziehen; jedoch hat sich unter den Anstalten, auch ohne Mitwirkung des Staates, der mit diesem Zweig des Erziehungswesens nichts weiter zu thun hat, eine im allgemeinen feststehende Rangordnung nach der Höhe der wissenschaftlichen Anforderungen gebildet.

Von den 15,000 Amerikanerinnen, die im Jahre 1897/98 die genannten Mädchenanstalten besuchten, entfallen etwa 5000 auf die colleges erster Klasse. Außerdem aber studirten in derselben Zeit an den übrigen Hochschulen und technischen Anstalten des Landes 20,000 Mädchen, so daß die Gesammtzahl der Mädchen an den höheren Unterrichtsanstalten rund 35,000 betrug, während die Zahl der Studenten etwa auf das Dreifache zu veranschlagen ist.

Von den 5000 Studentinnen der Mädchenhochschulen erster Klasse waren etwa 3000 an den vier Anstalten eingeschrieben, die anerkannt die ersten des Landes sind und die als Typen eines woman's college gelten können. Es sind dies, außer den beiden oben erwähnten, zwei colleges in Massachusetts, nämlich Smith-College in Northampton und Wellesley-College bei Boston.

Diese vier Anstalten, die zusammen einen Grundbesitz im Werthe von 16 Millionen Mark haben, sind nach Lage und Ausstattung geradezu als das Ideal einer höheren Mädchenbildungsanstalt zu bezeichnen. Wellesley z. B. liegt in einem prächtigen, mehrere hundert Morgen großen Park, in dem Bestände von Laub- und

[1]) Das neue für 1898/99 ist zur Zeit noch nicht fertiggestellt.

Nadelholzwald mit Wiesen und Rasenflächen abwechseln. Idyllisch auf Hügeln verstreut, verstecken sich im Grün der Bäume die 12 bis 15 Gebäude der Anstalt. Das Hauptgebäude, ein mächtiges Schloß mit zwei Flügeln, erhebt sich über dem Ufer eines zwei bis drei Kilometer im Umfang messenden Waldsees. Die 700 Studentinnen sind in den verschiedenen, zum Theil weit auseinander liegenden Wohnhäusern und Villen vertheilt. Jedes Haus steht unter der Leitung einer gebildeten Dame und die Bewohnerinnen bilden einen Haushalt für sich. Wie das ganze Haus, so sind auch die Zimmer der Studentinnen mit aller Behaglichkeit ausgestattet. Der „den" einer amerikanischen Studentin ist so ganz etwas anderes als die „Bude" eines deutschen Studenten! Dazu finden sich in jedem Haus schön eingerichtete Gesellschaftsräume, in denen die Mädchen Konzerte veranstalten und ihre Besucher empfangen. Kunstsammlungen, Laboratorien und Musikräume finden sich je in gesonderten Gebäuden. Dem weiblichen Bedürfniß für intimere Geselligkeit dienen verschiedene Klubs, die alle zugleich auch literarische Zwecke verfolgen.

Die Mitglieder sind meist junge Damen aus vermögender Familie. Den Ernst ihres Strebens zeigt das Programm eines dieser Vereine. Es umfaßt für dieses Semester Vorträge der Mitglieder über: Frühitalienische Kunst, Die italienische Renaissance in Kunst und Literatur, Die Werke Botticelli's u. a. Man wundert sich, wie die Mädchen noch Zeit zu solchen Dingen finden neben 15 Pflichtkollegien in der Woche, obligatorischen Privatstudien, Referaten und Arbeit in den Laboratorien. Diese Anforderungen des regelmäßigen Unterrichts sind nicht gering und mit der angeborenen Gewissenhaftigkeit des Weibes unterziehen sich ihnen auch diejenigen, die voraussichtlich nie in die Lage kommen werden, einen Broterwerb zu suchen.

Das scheint kaum verständlich, wenn man sich klar macht, daß das Programm dieser Anstalten vollständig *akademisch* ist. Am meisten in Bryn Mawr. Es umfaßt: Latein, Griechisch, Englisch, Deutsch, German. Philologie, Französisch, Roman. Philologie, Semit. Sprachen, Sanskrit, vergleichende Philologie, Geschichte, Nationalökonomie, Philosophie, Kunstgeschichte, Mathematik, Physik, Chemie, Geologie, Biologie. Die Wahl unter den Fächern ist, innerhalb gewisser Grenzen, frei. Innerhalb dieser Grenzen aber kündigt Bryn Mawr offen als Ziel an, den Schülerinnen „die Grundlage der Kenntnisse eines *Spezialisten*" zu geben und an den übrigen Anstalten wird wenigstens theilweise nach demselben Grundsatz unterrichtet.

Wer zum Beispiel Deutsch wählt, ist gehalten, nicht nur mit Schiller, Goethe und Lessing sich zu beschäftigen, sondern auch über Ulfilas, Heliand, Otfried, Nibelungen, Wolfram, Gottfried 2c. und Scheffel, Keller, Heyse u. A. sich zu informiren, ja vielleicht Alt- und Mittelhochdeutsch zu studiren. Wer Mathematik wählt, auf den wartet die Differential- und Integralrechnung, neben analytischer Geometrie u. a. Dingen. Diesem Unterrichtsprogramm entsprechen die Eintrittsanforderungen. Die Prüfung erstreckt sich auf Englisch, Geschichte, Elementarmathematik, Latein und in der Regel zwei der drei Sprachen: Griechisch, Französisch, Deutsch. Die Aufgaben sind für sechzehnjährige Mädchen im allgemeinen nicht gerade leicht. In Latein z. B. verlangt Vassar College wenigstens vier Bücher von Cäsars de bello gallico, sieben Reden von Cicero und sechs Bücher von Vergils Aeneïde und die Fähigkeit zu komponiren. In Deutsch neben der Kenntniß der Grammatik fließende Uebersetzung eines gewöhnlichen deutschen Textes und Uebung im mündlichen Gebrauch der Sprache. Dazu *sollen*, heißt es vorschlagsweise, wenigstens 500 Seiten klassischer und moderner Prosa und Poesie gelesen und etwa die Hälfte dieser Lektüre soll aus Schiller, Goethe und Lessing ausgewählt werden. Mit einer solchen Vorbereitung ist es allerdings verständlich, daß Studentinnen im vierten Jahr eine Stunde lang im fließenden Deutsch mit wenigen Fehlern und gutem Accent einen Vortrag über einen Roman von Dahn oder Heyse zu halten vermögen.

Wie das Programm, so ist auch das Lehrpersonal akademisch. Der Unterricht wird durchweg von Fachleuten ertheilt. In Bryn Mawr z. B. unterrichten zwei deutsche Professoren, von denen der eine Privatdozent in Halle war. Die eingeborenen Lehrer und Lehrerinnen haben meist längere Zeit in Europa, in der Regel in Deutschland, studirt, nicht selten auch dort promovirt, so die Vorsteherin der eben genannten Anstalt in Leipzig.

Uebrigens bieten heute auch die besseren amerikanischen Hochschulen eine Gewähr für gediegene wissenschaftliche Bildung.

Während aber Bryn Mawr sich von Anfang an die Förderung von *Fachstudien* zum Ziel gesetzt hat und Studentinnen für die elementarwissenschaftlichen oder besser „grundlegenden" Kurse nur zuläßt, weil es ohne sie nicht bestehen kann, bezeichnen die übrigen colleges die Vermittlung einer angemessenen, höheren allgemeinen Bildung als ihren Zweck. „Vassar College", schrieb der Vorstand dieser Anstalt wenige Jahre nach ihrer Gründung, „hat sich nicht zur Aufgabe gestellt, die Frau dem Manne gleich zu machen, sondern die besten Frauen zu bilden. Es ist keine Hochschule für Berufsbildung; sein Hauptzweck ist nicht die Erwerbung von Kenntnissen, sondern die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten. Vassar sucht die Zahl der Spezialstudien zu vermindern und den gleichmäßigen Betrieb seiner allgemein bildenden Fächer in Aufnahme zu bringen. Wir halten einen Grundsatz für wichtiger als seine Anwendung und die Fähigkeit zu denken gilt uns mehr als Gelehrsamkeit." Aehnlich äußern sich die Vorstände und Programme der übrigen Anstalten.

Nach diesen Erklärungen erscheint die Ausdehnung des Lehrgebietes der colleges einigermaßen überraschend. Die Sache liegt aber ganz einfach so, daß *man die Elemente einer der weiblichen Natur angemessenen höheren Bildung erst auf dem Wege des Versuches aufzufinden sich bemüht*.

Zu diesem Zwecke stellt man ein möglichst reichhaltiges Programm zur Wahl. Freilich gibt es in Amerika immer noch Leute genug, die an einen qualitativen Unterschied in Begabung und Fähigkeiten der beiden Geschlechter nicht glauben und die daher von einer besonderen Eigenthümlichkeit der höheren weiblichen Bildung nichts wissen wollen. Die Mädchen sollen nach ihrem Dafürhalten nicht „schlechter" behandelt werden, als ihre Brüder in Harvard und Yale (zwei hervorragende Universitäten für die männliche Jugend).

So vereinfacht sich allerdings die Frage ungemein: „boy's school and girl's school are one and the one is the boy's school". Das bezeichnete schon Dr. med. Clarke in seinem Buche „Sex in Education", das seinerzeit so viel Aufsehen und Widerspruch erregte, als den Hauptgrundsatz der amerikanischen Erziehungskunst. An der Ueberwindung dieser Anschauung arbeitet man heute in Amerika, denn die Erfahrung zeigt mehr und mehr, daß es nicht angeht, die Methode der Anstalten für die männliche Jugend einfach zu kopiren.

Da man in Deutschland sich früher oder später wird entschließen müssen, den jungen Mädchen die Möglichkeit einer wirklichen höheren Bildung zu gewähren, so ist ein eingehendes Studium der amerikanischen Mädchenhochschulen dringend nothwendig. Sie bieten in Anlage, Einrichtung, Betrieb und Unterrichtsergebniß eine solche Fülle von Belehrung, daß es unmöglich ist, hier auch nur auf das Wichtigste hinzuweisen.

„Es fragt sich," sagt Professor Hugo Münsterberg in Harvard, „ob nicht die besten amerikanischen Frauenkolleges verdienen, in Deutschland Nachahmung zu finden. Ihr Ziel wäre nicht ein gelehrter Beruf, sondern eine vertiefte Bildung. Bricht aber der Mädchenunterricht ab, so lange das Lernen nur ein elementares Kenntnißsammeln ist, wie das vor dem 16. Jahr unvermeidlich, so bleibt nichts tieferes zurück. Gründet in Heidelberg, Bonn oder Jena oder in der Nähe der großen Städte ein deutsches Bryn Mawr, ein deutsches Wellesley, Frauenhochschulen, die auf kein Staatsexamen, sondern auf geistigen Lebensinhalt hinarbeiten mit steter Anpassung an die seelisch-körperliche Organisation des Weibes!" (Kirchhoff, „Die akad. Frau").

Drei Jahre sind verflossen, seit dieser Ruf erging, und noch hat sich in Deutschland der Mann nicht gezeigt, der, wie Henry Durant, eine Million zur Verwirklichung eines Ideals übrig hätte — und die deutschen Mädchen werden wohl noch lange auf ihr Wellesley warten müssen.

Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann.

Von Louis Erhardt.

II.

In dem Buche Gebhardts finden sich gegen den Frhrn. v. Stein, den „Reichsfreiherrn", wie er ihn gelegentlich etwas spöttisch titulirt, bei Besprechung seiner Theilnahme an den Plänen für die deutsche Bundesverfassung wiederholte ziemlich kräftige Anwürfe[3]) und ich will auch keinen Augenblick leugnen, daß Steins Aeußerungen zur deutschen wie zur preußischen Verfassungsfrage Anlaß genug zu berechtigter Kritik bieten mögen. Aber dabei darf man doch nicht vergessen, daß es etwas ganz anderes ist, ob man sich als Privatmann, oder ob man sich als verantwortlicher Staatsmann über eine Sache äußert. Stein hat gerade in den großen Jahren 1807/1808 bewiesen, daß er mit der Energie zur Durchführung großer Aufgaben durchaus Kritik und Besonnenheit zu verbinden wußte. Er hat keineswegs selbstherrlich alles allein zu bestimmen unternommen, sondern kompetente Mitarbeiter herangezogen, deren Arbeiten trotz des Dranges der Zeit aufs sorgfältigste erwogen und benutzt wurden. Was dann aber als das Richtige erkannt war, das wurde auch ohne Zaudern ins Leben gerufen und so ein Impuls gegeben, der durch alle folgenden Zeiten hindurch bis auf den heutigen Tag befruchtend fortgewirkt hat. Das ist eben das Zeichen geschichtlicher Größe, und wo immer solche aufs Große und Hohe gerichtete Energien sich geltend machen können, da ist eine große Zeit, auch in Noth und Bedrängniß, die oft genug erst Raum schaffen müssen für die rechten Männer.

Das war aber das Verhängniß für Deutschland, daß nach dem großen Krieg, in dem das deutsche Volk seine Kraft bewährt hatte, an der Spitze der beiden führenden Staaten: in Oesterreich ein Mann des Unheils wie Metternich, und in Preußen zwar ein kluger, geschäftsgewandter, auch wohlmeinender Mann wie Hardenberg, aber kein eigentlich großer, hoher Geist stand. So folgte auf die Zeiten des Aufschwungs und der Begeisterung bald überall die Misere getäuschter Hoffnungen im Volk; so sang schon im Jahre 1817 Uhland jenes bittere und zugleich warnende Lied:

> Wenn jetzt ein Geist herniederstiege,
> Zugleich ein Sänger und ein Held,
> Ein solcher, der im heil'gen Kriege
> Gefallen, —

und so wurde die Bahn frei für jene unreifen und verderblichen Auswüchse, die endlich das volle Scheitern aller liberaler Hoffnungen zur Folge hatten.

Ich wiederhole, die Hauptschuld an diesem Mißerfolg in Preußen trägt die Laschheit des Staatskanzlers Hardenberg, und 1819, als Humboldt direkt für die Verfassungsfrage in Aktion trat, war das Spiel schon mehr als halb verspielt. Daß er wohl auch schon vorher, nach dem Wiener Kongreß, während er zu Hardenberg noch die besten Beziehungen unterhielt, wohl nützlich hätte eintreten können, will ich nicht urgiren. Auch darüber, daß Humboldt im Sommer 1817 die Gelegenheit, ins Ministerium zu treten, und für seine Ideen zu wirken, versäumte, darf man nicht rechten. Das Schreiben, in dem er damals das Angebot Hardenbergs ablehnte und seine politische Stellungnahme offen darlegte, unter Betonung der Unmöglichkeit, mit Männern wie Bülow und Schuckmann ersprießlich zusammen zu arbeiten, ist von vortrefflichstem Geist beseelt, unter allem, was uns in Gebhardts zweitem Bande aus Humboldts Feder geboten wird, wohl das weitaus bedeutendste Stück.[4]) Aber als nun Humboldt trotz der damals geäußerten Bedenken dennoch im Jahre 1819 ins Ministerium eintrat, als er so Gelegenheit erhielt, zumal da ihm speziell die ständischen Angelegenheiten zugewiesen waren, doch vielleicht noch etwas heilsames zustande zu bringen, da trug gerade er durch den Kampf, den er gegen Hardenberg aufnahm, zu dem endgültigen Scheitern der Verfassungsfrage das Seinige bei.

---

3) Auch gegen Gneisenau hat Gebhardt, allerdings nur ganz beiläufig, bezüglich seines Verhaltens gegen Humboldt schwere Vorwürfe erhoben und sie dann, wie den Lesern der Beilage noch erinnerlich sein wird, an eben dieser Stelle, in Nr. 56 der Beilage, gegen einen Protest von Delbrück, noch näher zu begründen gesucht. Ich muß aber gestehen — und das eigene Urtheil der Leser der Beilage wird mir darin, denke ich, beistimmen—, daß Gebhardt sich täuscht, wenn er für seine Annahme, daß Gneisenau wegen der Dotationen einen besonderen persönlichen, sich unedel äußernden Haß auf Humboldt geworfen habe, eigentliche Beweise beigebracht zu haben glaubt. Von Beweis kann nicht die Rede sein, sondern nur von einer Hypothese, die Gebhardt wahrscheinlich zu machen gesucht hat, aber, wie mir scheint, auch nicht eben erfolgreich. Denn da Gneisenau schließlich das ursprünglich und in erster Linie von ihm in Aussicht genommene Gut Sommerschenburg erhielt, so hatte er ja allen Grund, zufrieden zu sein, und man sieht gar nicht, wie er wegen des Durchkreuzens seiner Pläne auf das vorübergehend, als Sommereschenburg nicht zu haben schien, in Konkurrenz mit Humboldt in Aussicht genommene Ottmachau so besonders heftigen Groll gefaßt haben sollte. Hier spielt die ursprüngliche Divergenz der Charaktere doch wohl die Hauptrolle. — Für Stein wird hoffentlich jetzt bald die lang erwartete Biographie erscheinen, die auch für Fragen, wie die oben berührte, wohl endlich ein sicheres und gerechteres Urtheil ermöglichen wird.

4) Bei Gebhardt II S. 280 ff. Dasselbe Schreiben ist fast gleichzeitig auch von Schmoller im Wortlaut veröffentlicht in den „Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte" XII S. 563 ff.: Ein Beitrag zum Rücktritt des Grafen Hans v. Bülow vom Finanzministerium im Jahre 1817. — An derselben Stelle, Forschungen S. 558 ff., veröffentlicht auch Berner aus Humboldts Nachlaß eine kleine Denkschrift, die jedoch auch Gebhardt nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs benutzt hat. („Eine Denkschrift Wilhelm v. Humboldts über die Stellung und die Befugnisse des Oberpräsidenten").

Wie ich schon bemerkte, gewinnt man gerade aus der eingehenden Darlegung Gebhardts ein ungünstigeres Urtheil über Humboldts politische Aktion in diesem Fall, als man bisher im allgemeinen besaß. Mir selbst beispielsweise war noch kurz vorher nach der Meinecke'schen Darstellung in seinem die Geschichte des Jahres 1819 behandelnden Kapitel der Boyen-Biographie, die zu Gebhardts zweitem Band eine sehr interessante Parallele bietet, Humboldt in viel günstigerem Licht erschienen. Nun ist ja dieses Zusammentreffen in dem Urtheil Gebhardts und Meinecke's, die Beide das ganze Aktenmaterial selbständig durchgearbeitet haben, gewiß bemerkenswerth. Aber die abweichende Auffassung, die ich hier vertreten möchte, bezieht sich auch nicht sowohl auf die Ziele der Humboldt'schen Politik, die ich ja vorhin schon als alles Lobes werth anerkannte, als auf die Taktik, mit der er diese Ziele verfolgte. Gebhardts Argumentation für Humboldt kommt etwa darauf hinaus, daß, wenn alle Anderen Humboldt nur hätten frei gewähren lassen, er gewiß ganz Vortreffliches zustande gebracht hätte. Sehr wohl. Aber ist denn das politisch gedacht? Muß der Politiker nicht gerade mit den gegebenen Verhältnissen rechnen und durch kluge Anpassung an sie sein Ziel zu erreichen suchen? Er kann wohl unter Umständen sich und seine Mitwirkung völlig versagen, weil er unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt nichts rechtes erreichen zu können glaubt. So hatte Humboldt selbst 1817 gehandelt. Uebernimmt er aber einmal eine Mission, so muß er sich auch über die Mittel, sie zu erfüllen, klar sein. Humboldt mußte wissen, wenn er sich nicht in großer Selbsttäuschung befand, daß Hardenbergs Einfluß zu fest begründet war, als daß man ihn leicht zu beseitigen hoffen konnte. Er mußte sich auch sagen, daß bei den bedenklichen reaktionären Unterströmungen am Hofe Friedrich Wilhelms der Einfluß Hardenbergs auf den König für die Durchsetzung einer liberalen Politik von größtem Werthe war; daß es also vielmehr darauf ankam, Hardenberg selbst in seinen liberalen Ueberzeugungen zu festigen und ihn in deren Durchführung gegen die reaktionären Einflüsse am Hofe nach Möglichkeit zu unterstützen. Gerade in der Verfassungsfrage aber vertrat Hardenberg eine Auffassung, die mit der Humboldt'schen in der Hauptsache durchaus übereinstimmte. Arbeitete Humboldt also scheinbar ganz in Hardenbergs Sinn, die eigene Persönlichkeit ganz zurückstellend und nur der Sache dienend, suchte er so, in engster Fühlung mit dem Staatskanzler, schnell und energisch das schon so schwer gefährdete Verfassungswerk unter Dach und Fach zu bringen, so war wenigstens die Möglichkeit eines Erfolges noch gegeben. Statt dessen begann Humboldt schon bei den Verhandlungen über seinen Eintritt ins Ministerium mit dem Aufwerfen von so viel Schwierigkeiten und Prätensionen, daß Hardenberg erbittert und voller Aerger ihm die schärfsten Zurückweisungen in offizieller Form ertheilte und ein späteres ersprießliches Zusammenarbeiten im voraus aufs äußerste erschwert wurde. Trotzdem übernimmt Humboldt den ihm angebotenen Posten, aber nur, um den begonnenen Kampf gegen den Staatskanzler sofort wieder aufzunehmen, Hardenberg immer von neuem zu reizen und zu ärgern und schließlich eine förmliche Koalition im Ministerium gegen ihn zu bilden. So wurde zugleich unter dem Einfluß der unglücklichen Ereignisse des Jahres, Hardenberg immer mehr zur Nachgiebigkeit gegen die Hofpartei und Oesterreich gedrängt, der Sturz von Humboldt und Genossen wurde für ihn eine Frage der Selbsterhaltung, und das Ende war die Beseitigung aller liberalen Elemente des Ministeriums und damit zugleich das völlige Fiasko nicht nur der Persönlichkeiten, sondern auch der liberalen Sache.

Nachdem wir so die Hauptkontroversen bezüglich der Humboldt'schen Politik in den Jahren 1815—1819 vorweg genommen haben, erübrigt es, noch einen kurzen Ueberblick über den weiteren Inhalt und die Disposition des Gebhardt'schen Bandes zu geben. An das umfängliche Kapitel über den Wiener Kongreß, dem wohl an einigen Punkten eine etwas gedrängtere Darstellung zu wünschen gewesen wäre, das aber doch im ganzen eine sehr tüchtige Leistung ist, schließt sich als letztes (sechstes) Kapitel des dritten Buches noch eine kurze Darstellung der Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens, bei denen Humboldt die deutschen Interessen energisch zu wahren suchte. Es folgt dann das vierte und letzte Buch des ganzen Werkes: Am Bund und in Preußen von 1815 bis 1819, das sich wieder in sechs Kapitel gliedert. Die beiden ersten Kapitel, „Der deutsche Bund“ und „Im Staatsrath“, machen wieder den Eindruck, etwas zu breit gerathen zu sein, zumal die Gegenstände an sich nicht von erheblicherem Interesse sind. Aber man begreift andrerseits, daß Gebhardt Humboldts politische Thätigkeit möglichst nach allen Seiten erschöpfen wollte, und man sieht auch, daß er sich überall bemüht hat, seinen Stoff möglichst zu komprimiren. Die Frage ist nur, ob er nicht doch besser gethan hätte, dies oder jenes ganz unter den Tisch fallen zu lassen oder nur gerade zu erwähnen. Doch gebe ich gerne zu, daß auch Gebhardts Bestreben, seinen Stoff möglichst zu erschöpfen, viel für sich hat. Im zweiten Kapitel findet sich neben der breiten Darstellung der Theilnahme Humboldts an den Berathungen über die Organisation des Steuer- und Finanzwesens und seines Kampfes gegen den Finanzminister Bülow (vergl. dazu den oben erwähnten Schmoller'schen Artikel und die Meinecke'sche Darstellung im zweiten Bande der Boyen-Biographie), auch die Perle des ganzen Bandes, die schon erwähnte Auseinandersetzung über die politische Lage in dem Schreiben an Hardenberg vom 14. Juli 1817. Das dritte Kapitel schildert ganz kurz die Zeit der Londoner Gesandtschaft, und daran schließt sich dann im vierten bis sechsten Kapitel („Die preußische Verfassung“, „Der Eintritt in das Ministerium“, „Kampf und Niederlage“) die Darstellung der letzten Episode von Humboldts politischer Wirksamkeit, auf deren Kernpunkt wir schon vorhin ausführlich eingegangen sind.

In einem besonderen kleinen Schlußabschnitt endlich fügt Gebhardt noch kurz eine Uebersicht über Humboldts ziemlich belanglose Theilnahme an politischen Dingen nach 1819 hinzu und gibt dann seinerseits ein resümirendes Gesammturtheil über Humboldt als Staatsmann ab.

Werfen nun auch wir zum Schluß die Frage auf, wie sich uns nach Gebhardts Mittheilungen das Gesammturtheil über Humboldts staatsmännische Thätigkeit und Befähigung zu stellen scheint, so vermag ich als eine wirklich große Leistung Humboldts nur seine Thätigkeit an der Spitze des Unterrichtswesens in den Jahren 1809 und 1810 anzuerkennen. Der Grund für seine Größe in dieser Stellung liegt aber viel mehr in seiner allgemeinen geistigen Bedeutung, in seinem Verständniß für alles Große in Kunst und Wissenschaft, als in besonderer staatsmännischer Begabung. Ja, man kann sagen, weil für jene Stellung nicht sowohl spezifische staatsmännische Begabung, als ein Mann von großem und freiem Geiste nöthig war, darum war Humboldt dafür so sehr an seinem Platze, darum hat er, der Freund Goethe's und Schillers, der Kenner der Antike, der große Philosoph und Sprachforscher, so Herrliches, Bleibendes an dieser Stelle geleistet (NB. ein Fingerzeig zugleich, nach welchen

Gesichtspunkten die Wahl eines Kultusministers auch später vor allem hätte getroffen werden sollen). Dabei ist anzuerkennen, daß gerade in jenen Jahren der Wiederaufrichtung des preußischen Staates Humboldts Wirken nicht nur für sein Ressort, sondern für den Staat überhaupt von tiefgehendster Bedeutung war, und wenn man die hervorragendsten Männer, denen Preußen und Deutschland ihre Wiedergeburt verdanken, aufzählen will, so verdient unter ihnen auch Humboldt genannt zu werden. In allen anderen staatlichen Stellungen dagegen, die er bekleidet hat, als Gesandter wie als Minister, in seiner diplomatischen wie in seiner innerpolitischen Thätigkeit, hat er sich zwar gleichfalls stets als kluger und geschäftskundiger Mann bewährt; aber zieht man das Gesammtfazit dieser Leistungen, wie sie jetzt in vollem Umfange durch Gebhardts Arbeit vor uns ausgebreitet liegen, so wird man kaum zu einem sehr günstigen Urtheil gelangen können.

Selbst Gebhardts Schlußausführungen lauten, eigentlich im halben Widerspruch zu seinen sonstigen, sehr aufs panegyrische gestimmten Urtheilen im Verlauf seiner Darstellung, recht reservirt. Er erkennt an, daß die Humboldt'schen Denkschriften „oft zu spinös, zu umfangreich, zu haarspaltend" sind. Vor allem aber macht er ihm den in seiner Allgemeinheit sogar übertriebenen Vorwurf, daß es ihm an der Leidenschaft, oder richtiger gesagt, an der rechten Energie in der Verfolgung seiner politischen Ziele gefehlt habe. Ich halte Humboldt keineswegs für eine leidenschaftslose Natur, und ich glaube auch nicht, daß er es, wo ihm wirklich bedeutende politische Ziele zu erstreben schienen, an der nöthigen Energie hätte fehlen lassen. Aber das ist es eben, daß ihm die großen politischen Fragen überhaupt nicht in ihrer vollen Bedeutung vor Augen traten, daß sie ihn nicht mit demselben Interesse und inneren Antheil erfüllten wie andere Dinge. Mit anderen Worten, sein Mangel an Leidenschaft ist in diesem Falle eben ein Zeichen, daß ihm der rechte politische Sinn fehlte. So möchte ich auch nicht unterschreiben, daß Humboldt frei von politischem Ehrgeiz war. So lange er überhaupt politisch thätig war, strebte er vorwärts und bis zur höchsten Staffel. Aber allerdings, sein Herz hing nicht an staatlichem Einfluß und Machtstellung, und seine politischen Interessen waren der weitaus geringere Theil seiner geistigen Interessen überhaupt. Als er daher im Jahre 1819 sein Spiel verspielt hatte, traf ihn das nicht wie ein harter, kaum zu verwindender Schlag, sondern gleichmäßig kehrte er zu seinen ihm im Grunde weit werthvolleren Studien zurück — ein ebenso klarer Beweis seiner wahren geistigen Größe, wie andrerseits seiner verhältnißmäßigen politischen Indifferenz.

Ein charakteristischer Zug, der sich in allen Humboldt'schen Produktionen ausprägt, sein Hang zu Abstraktionen, macht sich auch in seinen politischen Denkschriften und dort naturgemäß am wenigsten vortheilhaft bemerkbar. Daraus erklärt sich der von allen Seiten bemerkte doktrinäre Zug, der diesen Arbeiten zum Theil anhaftet und sie zuweilen ganz ungenießbar macht. Ein geradezu verblüffendes Beispiel, wie sehr ein gewisser liberaler Doktrinarismus Humboldt gelegentlich in seinem politischen Urtheil irreleiten konnte, findet sich in einer von Gebhardt im zweiten Bande analysirten Denkschrift über Italien. Humboldt tritt darin lebhaft für die Aufrechterhaltung und Erweiterung des Kirchenstaates ein (1814), und zwar als eines Dokumentes des Respekts der europäischen Völker für die Grundsätze der Religion und Humanität. Jeder denkende Mensch müsse „an der Existenz eines Staates interessirt sein, der, friedlich selbst in den heftigsten Kriegen, ein sicheres Asyl den Wissenschaften und Künsten, der gestürzten Größe, dem dunklen Mißgeschick biete" (Gebhardt II, S. 67). Man staune! So schreibt ein überzeugter Protestant, der sonst stets energisch gegen katholische Uebergriffe Front macht, so ein kundiger und durchaus frei gerichteter Mann, dem man, allerdings mit Unrecht, unter Verwechslung von Religion und Kirche, oft den Vorwurf der Irreligiösität gemacht hat. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Mann wie Humboldt alle Erfahrungen mit Theokratien, alle speziellen Lehren der päpstlichen Geschichte einer doktrinären Vorstellung zuliebe so völlig vergessen konnte. Der Kirchenstaat ein sicheres Asyl der verfolgten Wissenschaft, — selbst ein Ultramontaner wird über diese Idee lächeln, und man wird unwillkürlich an die radikalen Phrasen von Freiheit der Kirche im Staat, mit denen man später den Staat der Herrschaft der Kirche auszuliefern bereit war, erinnert. Ich will aber ausdrücklich hervorheben, daß diese drastische Entgleisung von Humboldts politischem Urtheil allerdings ganz singulär dasteht und daß gerade in Bezug auf politische Machtfragen die späteren Denkschriften sonst ein überraschend gesundes Urtheil zeigen, so, wie bereits angeführt, bezüglich der Stärke und Unabhängigkeit eines Staates als Grundlage für alle seine sonstigen kulturellen Leistungen und ebenso speziell bezüglich der Nothwendigkeit eines starken Heeres für den Staat (Gebhardt II, S. 262 f.).

Ein Moment, das endlich noch für die Beurtheilung von Humboldts Stellung im politischen Leben wesentlich in Betracht kommt, ist der Eindruck, den seine Persönlichkeit nach außen, im Verkehr mit anderen Staatsmännern machte. Da hebt nun auch Gebhardt hervor, und zahlreiche Zeitgenossen bezeugen es, daß ihm von fast allen Seiten mit Mißtrauen und theilweise mit starker Antipathie begegnet wurde — ein für die Erreichung politischer Ziele, soweit nicht eine starke Natur mit dem „oderint dum metuant" darüber hinwegzukommen weiß, natürlich auch sehr wenig vortheilhafter Faktor. Da nun Humboldt im allgemeinen zu den konzilianten Naturen gehörte, und da er doch unzweifelhaft ein großer und edler Geist war, so findet man zunächst für dies Mißtrauen und diese Abneigung schwer eine Erklärung. Mir scheint aber, daß uns auch hiefür die Betrachtung Humboldts als vorzugsweise einer Gelehrtennatur dem Verständniß näher bringt. Er war gewiß mehr als ein schlichter Gelehrter; ich bin überzeugt, daß wir ihn zu den größten, umfassendsten Geistern aller Zeiten zu rechnen haben, in dessen Gedanken sich zu versenken uns Nachlebenden die reichste Frucht bringt. Und nicht nur ein wunderbarer Ideenreichthum, sondern auch ein hoher, edler Sinn spricht sich in seinen Schriften aus. Aber unwillkürlich fühlt man sich doch in vielem bei Humboldt an die Charakterköpfe des Humanismus erinnert: Größte Klugheit und höchste geistige Freiheit, die in den Werken groß und rein erscheinen, aber gelegentlich im Leben wohl zu einem leichten Anflug von Medisance und Libertinität führen konnten; dazu schon die erwähnte Neigung zu Abstraktionen. Ein kluger Mann wie Humboldt, konnte natürlich nicht umhin, alle die kleinen Schwächen seiner Mitmenschen zu sehen, und da konnte es schwerlich ausbleiben, daß er nicht auch gelegentlich ein scharfes, spöttisches Wort fallen ließ, das dann verletzte und erbitterte. Auch eine Hinneigung zur Intrigue ist solchen Charakteren nicht selten eigen, zumal ja bekanntlich der politische Kampf auf die Charaktere nicht die beste Wirkung üben soll. So möchte ich auch Humboldt gegenüber Hardenberg nicht ganz frei von Intrigue sprechen, und jedenfalls war es seinem Wirken wenig zuträglich,

daß Hardenberg und Andere in übertriebenem Mißtrauen sich davon überzeugt hielten, daß er intriguant und unaufrichtig gegen sie handle. Andrerseits würde man allerdings Humboldt schwer Unrecht thun, wenn man aus diesem ungünstigen Urtheil Anderer über ihn zu weitgehende Schlüsse ziehen wollte. Kluge Leute sind den beschränkten immer unbequem, und so wird ein Mann wie Humboldt immer viel versteckte Feinde haben, die es sich zum Geschäft machen, Mißtrauen zu säen und üble Nachrede über sie auszubreiten.

Stellt sich nun so Humboldts staatsmännische Thätigkeit im ganzen, mit Ausnahme jener glänzenden Epoche an der Spitze der Unterrichtsverwaltung, uns nicht im hellsten Licht dar, so ist es doch mit Freuden zu begrüßen, daß wir jetzt eine auf dem authentischen Material aufgebaute Darstellung dieser Seite der Wirksamkeit des großen Mannes besitzen. Man kann wohl sagen, daß dafür Gebhardts Werk Abschließendes leistet. Zwar werden sich natürlich immer noch einzelne Nachträge aus den Archiven ergeben; so ist inzwischen bereits in Ergänzung zu Gebhardts erstem Bande ein interessantes Gutachten Humboldts vom 8. Juli 1809 über die Staatsprüfung der höheren Verwaltungsbeamten von Dilthey und Heubaum veröffentlicht (Schmollers Jahrbuch 23, 4); und sehr zu bedauern ist es namentlich, daß man Gebhardt den Nachlaß Humboldts vorenthalten hat. Allein gerade das eine Stück, das inzwischen aus dem Nachlaß veröffentlicht worden ist (über die Stellung des Oberpräsidenten siehe die Anmerkung oben), bot nichts neues, sondern war auch Gebhardt aus dem amtlichen Material bekannt, und so wird man annehmen können, daß wesentlich neue Züge für das Bild Humboldts sich auch sonst schwerlich daraus ergeben werden. Im ganzen wird man sich der Zuversicht hingeben können, daß in dem mit Fleiß und Verständniß gearbeiteten Werke Gebhardts sich alles Wichtige über Humboldt als Staatsmann vereinigt findet, und so können wir das Buch nicht aus der Hand legen, ohne dem Verfasser noch einmal den lebhaftesten Dank auszusprechen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Zur didaktisch-geographischen Literatur. Es ist leider eine Thatsache, daß vielfach in Deutschland, auch in Bayern, der geographische Unterricht von den gewaltigen Fortschritten der Wissenschaft unberührt geblieben ist und noch heute an recht vielen Schulen nach der veralteten Schablone ertheilt wird, deren Anwendung dazu geführt hat, die Erdkunde in weiten Kreisen möglichst unbeliebt zu machen. Um so freudiger ist jeder ernstgemeinte, von der Lehrerschaft der Mittelschulen selbst ausgehende Versuch zu begrüßen, den Unterricht fruchtbringend zu gestalten, und es wäre unrecht, zu verschweigen, daß gerade unsre Reallehrer, die ja in dieser Hinsicht auch den Gymnasiallehrern gegenüber weit besser gestellt sind, auch eine anerkennenswerthe schriftstellerische Thätigkeit entwickelt haben. So hat auch Hr. Joh. Müller, Professor an der kgl. Kreisrealschule zu Augsburg, sich durch die Herausgabe einer einschlägigen Schrift: Der Oberflächenbau Deutschlands; ein Hülfsbuch zur Vertiefung des Unterrichtes in der Heimathkunde (München-Leipzig 1900, G. Franz'scher Verlag, VI und 144 S., gr. 8⁰) ein wirkliches Verdienst erworben. Als Schüler Fr. Ratzels stellt er die Forderung, welche der Leipziger — und früher Münchener — Geograph seinem bekannten schönen Werkchen über Deutschland zugrunde gelegt hat: der Deutsche soll wissen, „was er an seinem Lande hat". Geographie hat aber nur derjenige inne, der weiß, wie sein Land aussieht, und so geht das Bestreben des Verfassers dahin, „die Grundzüge der Bodengestalt unsres Vaterlands im engsten Zusammenhange mit der Bildungsgeschichte seiner Bodenformen" vorzuführen. Ohne Geognosie keine Oro- und Hydrographie, ohne diese beiden keine Landeskunde — so könnte man das Leitmotiv des Autors kennzeichnen, und daß dasselbe ein durchaus richtiges ist, wird heute kein Geograph mehr in Abrede stellen. Daß die schematischen geologischen Profile für jeden leidlich erwachsenen Schüler, der mit den ersten Grundzügen der Formationskunde vertraut ist, ein klares Bild der thatsächlichen Verhältnisse liefern und mehr als langathmige Beschreibungen leisten, wird Jeder zugeben, der selbst schon in dieser Weise die Grundlinien der Bodengestaltung irgend eines Erdraums darzustellen und Anderen klar zu machen versucht hat. So hat denn der Verfasser ganz in dem Sinne, wie er dies schon früher in einem Aufsatze ausführte, den Hettners „Geograph. Zeitschrift" brachte, ein Buch geliefert, welches zwar nicht dazu bestimmt ist, unmittelbar dem Schüler selbst in die Hände gegeben zu werden, das aber dafür dem Lehrer, der den Lehrgang ergebnißreich zu machen bestrebt ist, sehr wesentliche Dienste leisten wird. Als sehr dankenswerth müssen die eingehenden, auch durch graphische Darstellungen unterstützten Angaben über die Gefällsverhältnisse der Flüsse bezeichnet werden, weil dieses doch gewiß nicht unwichtige, auch die wirthschaftliche Geographie beeinflussende Moment in den Kompendien zumeist sehr zurückzustehen pflegt. Als einen Vorzug der Schrift möchten wir auch den hervorheben, daß diejenigen deutschen Gegenden, welche der landschaftlichen Reize entbehren, nicht zu kurz weggekommen sind, so daß also auch dem norddeutschen Diluvium, dem ja größere Erhebungen völlig versagt blieben, mehrere Seiten gewidmet wurden, in denen sich überhaupt die Eiszeiten und ihre Residuen allseitig besprochen finden. — Wir hatten bei dieser Anzeige, die auch die hübsche Ausstattung des kleinen Buches nicht unerwähnt lassen soll, vorzüglich die Mittelschule im Auge; deren Lehrer haben jedoch, wenn dies leider auch für unser Fach zur Zeit noch theilweise wenig mehr als ein frommer Wunsch ist, an der Hochschule studirt, und darum wird auch der Studirende gern auf ein so nützliches Hülfsmittel hingewiesen, wie es das vorliegende, zugleich bei sehr mäßigem Preise, unzweifelhaft ist. S. Günther.

Edouard Foà: La traversée de l'Afrique du Zambèze au Congo français. XII und 323 S. Mit 44 Abbildungen und einer Karte. Paris, Plon 1900. — Eine Afrikadurchquerung ist heute keine entdeckungsgeographische Großthat mehr, und deßhalb bedeutet die Thatsache allein, daß Foà den Kontinent von Meer zu Meer durchwandert hat, nichts außergewöhnliches. Foà, der vom französischen Unterrichtsministerium mit einer wissenschaftlichen Mission beauftragt war, hatte sich zwar einen recht vortheilhaften Reiseplan zurechtgelegt, er kam jedoch in sehr wesentlichen Theilen nicht zur Ausführung, da dem Reisenden durch die Unruhen im Congo-Staat, sowohl der Weg vom Tanganika durch das Quellgebiet des Lualaba direkt zur Westküste, als auch der vom Nordende des Sees nach Nordwesten zum Congo versperrt wurde. Hieran sollen aber auch die deutschen Lokalbehörden am Tanganika mit schuld gewesen sein, indem sie Foà durch die Forderung einer hohen Kaution das Anwerben von Trägern unmöglich machten. Trotz allem hat jedoch Foà, ein wissenschaftlich aufs beste vorgebildeter Mann, dessen frühere Studien in den Ländern am unteren Sambesi noch in gutem Andenken stehen, diese Afrika-Durchquerung sehr ergebnißreich zu gestalten gewußt; denn er war nicht weniger als 3½ Jahre unterwegs und fand darum häufiger Muße zu gründlichen Forschungen, als es sonst unter heutigen Verhältnissen der Fall zu sein pflegt. Das „Bulletin" der Pariser geogr. Gesellschaft gab im Jahrgang 1898 einen gedrängten Ueberblick über die vielseitigen Resultate Foàs und diesem damit ein ehrendes Zeugniß, und nun ist der Forscher damit beschäftigt, in einem großen Werk die rein fachwissenschaftlichen Ergebnisse zu bearbeiten. Hier im vorliegenden Buche bringt er die Reisebeschreibung in der üblichen Form, nachdem er seine Jagderfahrungen schon vor einigen Monaten in einer besonderen Veröffentlichung zusammengestellt hatte. Foàs Reise begann im August 1894 an der Sambesi-Mündung. Er durchzog die beiden nächsten Jahre die Länder zwischen dem Nyassa, Sambesi und Aroangua und kam bis in die Sümpfe des Bangueolo-Sees; dann besuchte er das deutsch-englische Grenzgebiet zwischen Nyassa

und Tanganika, sowie die Quellengegend des Tschambesi, besuchte den Tanganika und unternahm von einem Punkte nördlich von Mpala einen Vorstoß durch ganz unbekanntes Land zum Lualaba hin. Hierauf ging er nach Njangwe und fuhr den Congo abwärts bis zur Mündung, die er im November 1897 erreichte. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Foà seine Beobachtungen auch dort fortgesetzt hat, wo es sich um anscheinend schon gut bekannte Gebiete handelt, und so hat er selbst am mittleren Congo noch mehrere Längen und Breiten bestimmt, die den Kartographen gewiß willkommen sein werden. Aus dem Inhalt des Buches sind uns vor allem die Bemerkungen über die Völker zwischen Nyassa und Aroangua von Werth, die Foà sehr genau kennen lernte, und auch über die Stämme südlich vom Tanganika weiß er viel zu sagen; ferner machen wir auf das Kapitel über den Kannibalismus in Afrika aufmerksam, das mancherlei Neues enthält. Einige von Foà's Behauptungen verdienen Widerspruch, so die Ansicht, daß die Gebirge zwischen dem Nyassa und Tanganika die „Mondberge" der Alten sind; und auch der Anspruch Foà's, er habe in den Tschambesi-Quellen die wahren Congo-Quellen gefunden, bleibt noch zu beweisen. Andrerseits bedürfen viele gelegentliche Notizen der Berichtigung: Nicht allein die englische Westküste, sondern auch die deutsche Ostküste des Nyassa ist gut kartirt. Auch vom Tanganika existirt eine sehr schöne und sehr zuverlässige Karte (von Hore); an astronomischen Ortsbestimmungen an diesem See fehlt es ebenfalls keineswegs. Die erste Umfahrung des Tanganika hat nicht Stanley, sondern Cameron ausgeführt. Man kann nicht den Kilimandscharo vom Mawensi trennen; denn letzterer ist ein Gipfel des ersteren; auch ist der Kilimandscharo (d. h. der Kibo) nicht 6500, sondern nur 6000 m hoch. Die Karte Foà's hat denselben Schnitzer; sie trägt auch die falsche Angabe, daß die Mitumbaberge im Westen des Tanganika bis 4000 m hoch seien. Sie dürften kaum 2000 m erreichen. Die Bemerkungen über den Sklavenhandel können wir auf sich beruhen lassen; denn es handelt sich um eine 4 bis 5 Jahre zurückliegende Zeit, von der Foà spricht, wenn er behauptet, daß sowohl in Britisch-Zentralafrika wie in Deutsch-Ostafrika die Händler noch immer ihren Weg fänden. Ganz wird freilich der Transport zur Küste, wenigstens östlich vom Nyassa, auch jetzt noch nicht unterdrückt sein. Die kolonialpolitischen Exkurse über Deutsch-Ostafrika und den Congo-Staat hätten sich in vorsichtigeren Grenzen halten können, da Foà wohl kaum einen genügenden Einblick in die Verhältnisse gewonnen hat. Ueber Deutsch-Ostafrika, das er so gut wie gar nicht kennt, fällt er ein sehr absprechendes Urtheil, und auf die Verwaltung, die ihm ja am Tanganika wenig entgegengekommen zu sein scheint, ist er sehr schlecht zu sprechen. Den einst vielgenannten Händler Stokes, den Lothaire hängen ließ, erklärt Foà für einen Banditen; „jeder unparteiische Afrikaner kann den Kommandanten Lothaire nur beglückwünschen, daß er das Land von dieser Kanaille befreit hat." Den Beweis für diesen Ausspruch bleibt Foà schuldig. Wir glauben zwar auch, daß der Mann kein Engel gewesen ist, aber die Beamten des Congo-Staates, die Foà sehr belobt, sind es bekanntlich noch weniger. — Die Abbildungen sind dankenswerth; die Karte ist nur ein Uebersichtsblatt, während die genauen Aufnahmen späterer Publikation vorbehalten bleiben. H. Singer.

S. S. **Ein unüberlegter Schritt.** Nach dem Russischen des J. Potapenko von Adolf Garbell. Vita, deutsches Verlagshaus, Berlin. — Ein merkwürdiges Buch! Als Einzelfall und vom Standpunkt des Helden aus gesehen, der die Geschichte erzählt, interessant und folgerichtig, als These recht bedenklich. Wenn Mann und Frau darin übereingekommen sind, daß sie um der Kinder willen nebeneinander freundschaftlich weiter leben, daß aber Jedes von ihnen dem Anderen für die im Laufe der Ehe erwachte neue Herzensneigung freie Bahn läßt, so ist das ihre Sache. Wie aber haben sich die Kinder zu verhalten, die ihre Eltern auf falschen Wegen wandeln sehen? Nach Potapenko haben sie zu schweigen. Der nach jahrelanger Abwesenheit ins Vaterhaus zurückgekehrte Student findet, daß das Verhältniß zwischen seinen Eltern ein zwar freundschaftliches und höfliches ist, daß ihm jedoch jede Herzlichkeit fehlt. Der Vater ist, wie dann der Erzähler bald erfährt, der treueste Verehrer einer bekannten Sängerin, die Mutter die Geliebte eines dem Hause seit langen Jahren befreundeten Ingenieurs. Eines Tages stellt Wladimir, der Erzähler, den Vater zur Rede und erfährt von ihm, daß er mit der Mutter in vollem Einverständniß handle. Aber Wladimir kann es doch nicht über sich gewinnen, dem Hausfreunde bei der nächsten Begegnung die Hand zu reichen, und daß er diesen beleidigt, das ist der „unüberlegte Schritt", durch den die Mutter, tief verletzt, aus dem Hause getrieben wird. War auch das Verhältniß zwischen den Eltern nur mehr ein äußerliches, so hegte doch namentlich der Vater noch warme Zuneigung für seine Frau, und mit der äußerlichen Trennung geht auch der letzte Rest von Glück aus dem Hause. Wie gesagt, eine kuriose Geschichte. Gewiß sollten Kinder ihre Eltern nicht verurtheilen, aber die Eltern sollten ihnen auch keine so ausgiebigen Gründe geben. Die Uebersetzung liest sich recht flott; über manche kleine Flüchtigkeiten muß man dabei hinwegsehen.

Zu den Schriftsystemen von Knossos. Als Nachtrag zu dem trefflichen Aufsatz von Paul Wolters über Knossos (Beilage Nr. 143 vom 26. Juni) entnehme ich das Folgende einem soeben (23. Juni) im „Athenäum" erschienenen Brief Arthur J. Evans' selbst, datirt Cnossus, den 8. Juni: Bekanntlich enthalten die Funde zu Knossos eine Linear- und eine Bilderschrift, für deren Entzifferung wir, wie auch Wolters sagte, alle Vorarbeiten Evans verdanken, wenn auch die sichere Deutung noch aussteht. Jetzt schreibt Evans, daß er in dem nördlichen Ende des Gebäudes, welches zu den erwähnten Magazinen führt (Beilage 143, S. 1, Sp. 2), eine schmale, oblonge Kammer fand, welche eine Anzahl Thontäfelchen enthielt, die sich in der Form von den mit Linearschrift beschriebenen durchaus unterschieden, und die eine hieroglyphische Schrift gleich der der Prismatischen Siegel trugen (Beilage Nr. 143, S. 3, Sp. 1). Unter diesen zeichnen sich solche in Halbmondform aus, die in den meisten Fällen außer pictographischen Zeichen noch Siegelabdrücke gleich den erwähnten hatten. Obwohl man diese Tafeln als pictographische oder hieroglyphische bezeichnen kann, tragen sie dabei aber auch noch lineare Schriftzeichen. Ferner nehmen die geschriebenen Formen einen mehr alphabetischen Charakter an, als die gleichen Zeichen, wie wir sie auf den Siegelsteinen eingegraben finden. Hier erkennt Evans eine Uebergangsstufe vom pictographischen zum Linearsystem. Evans' Erfahrung weist ihn dahin, daß die pictographischen Siegel im östlichen Kreta und am meisten in dem Theile gefunden worden sind, wo die Eteokreter (Odyssee XIX, 172 ff.) herrschten. Möglicherweise enthielt daher dasjenige Palastzimmer zu Knossos, wo diese Thontäfelchen mit ähnlichen Schriftzeichen, wie die der Siegelsteine sind, gefunden wurden, die Aufzeichnungen über Tribute oder andere Angelegenheiten der mykenischen Städte Ostkreta's. Die Inschrift von Praisos (C. J. G. 2561b, II, S. 1100) zeigt, daß diese östlichen Kreter ihre Sprache bis gegen Ende des 6. Jahrhunderts behielten. (S. auch Strabo, S. 478.) Ihre Vorfahren mögen diese eteokretischen Aufzeichnungen gemacht haben; sie waren demnach nicht die herrschende Rasse, vielmehr hatten sie wohl der das Linearsystem gebrauchenden, wie die Tafeln des minoischen Archivs es aufweisen, Tribute und Steuern zu zahlen. — Evans glaubt, daß die Täfelchen mit den einheimisch-pictographisch-östlichen Aufzeichnungen in dem Archiv von Knossos erst gegen Ende der mykenischen Periode niedergelegt wurden. Die Funde an gleicher Stelle zeigen eine gleichsam dekadente, moderne Entwicklung des mykenischen Stils, auch in den Wandfresken. Und von den im gleichen Zimmer, wie die pictographischen Tafeln, gefundenen Siegelsteinen bringen mehrere ein gänzliches Novum für die mykenische Kunst: menschliche Köpfe mit versuchter Portraitähnlichkeit. M.

Göttingen. Am 5. und 6. Juni fand hier die 20. Jahresversammlung des hansischen Geschichtsvereins und zugleich die (stets damit verbundene) 25. des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung statt. Schon einmal, vor 22 Jahren, hatten die beiden Vereine in Göttingen getagt, worüber damals in Nr. 173 der Beilage (vom 22. Juni 1878) eingehender berichtet ist. Ich darf heute wohl Wesen und Zweck der beiden Vereine als bekannt voraus-

setzen. Der diesmalige „Hansetag", der eine große Zahl von Gästen in Göttingens Mauern zusammenführte und vom herrlichsten Wetter begünstigt war, bot den Theilnehmern eine reiche Fülle wissenschaftlicher Anregungen und geselliger Freuden. Von den Vorträgen will ich nur zwei erwähnen, einen von Prof. Dr. G. Kaufmann aus Breslau über „Die englische Verfassung (d. h. die Kenntniß und Beurtheilung derselben) in Deutschland", und einen von Prof. Dr. Richard Schröder aus Heidelberg „Ueber ein Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache", worin der Redner den Plan dieses schon seit Jahren verbreiteten Unternehmens entwickelte, an dem Beispiel der juristischen Gebrauchsweisen von „Hand" erläuterte und die Versammelten zur Unterstützung aufforderte. — Wie es der Universitätsstadt geziemte, zeichnete sich durch besondere Reichhaltigkeit die Festschrift aus, die den Theilnehmern vom Göttinger Lokalkomitee überreicht wurde. Sie bildet einen stattlichen Oktavband von 172 S. und enthält nicht weniger als elf Beiträge von Göttinger Gelehrten, Historikern, Philologen und Juristen. Da einiges davon vielleicht über den Kreis der Festtheilnehmer hinaus Interesse erregen könnte, so sei es mir gestattet, mit einigen kurzen Bemerkungen den Inhalt anzudeuten. Speziellen Bezug auf den Anlaß der Schrift haben zwei Beiträge. Ein Aufsatz von Prof. Dr. F. Frensdorff „Aus dem mittelalterlichen Göttingen" schildert zunächst eingehend die Geistlichkeit, sodann die Gewerbe, die Verkehrsverhältnisse der Stadt im Mittelalter und ihre Beziehungen zur Hanse. Mit dem Namen „Hansa" beschäftigt sich Privatdozent Dr. Rud. Meißner. Er stellt auf Grund eines reichen Materials die Verbreitung und den Umfang der Gebrauchsweisen fest und führt es auf ein altgermanisches hansa mit der Bedeutung „Genossenschaft", ursprünglich wohl „Opfergemeinschaft", zurück. Ueber das Germanische hinaus wird eine sichere Etymologie nicht gegeben. (Ist die angenommene Grundbedeutung und dann auch die Zusammenstellung mit gothisch hunse „Opfer" richtig — was beides ich für sehr wahrscheinlich halte —, so scheint mir unter den zur Auswahl mitgetheilten Etymologien die Erklärung aus indog. çventos „heilig", avest. spenta-, lit. szweñtas, kirchenslav. svętu, unbedingt den Vorzug zu verdienen.) Sonst sind zunächst historische Beiträge zu verzeichnen. Superintendent D. Karl Kayser berichtet über „Eine vorreformatorische landesherrliche Kirchenvisitation im Herzogthum Braunschweig, die der eifrig katholische Herzog Heinrich der Jüngere in den Jahren 1540 bis 1542 („vorreformatorisch" ist also nur relativ zu verstehen) vornehmen ließ; Privatdozent Dr. jur. Walther Schücking über „Die Organisation der Landwehr im Fürstbisthum Münster", hauptsächlich auf Grund des Edikts von 1633; Prof. Dr. Paul Kehr über „Das Privileg Leo's IX. für Adalbert von Bremen" vom 6. Januar 1053, dessen Echtheit er auf Grund eingehender diplomatischer Kritik nachweist. Unter den philologischen Artikeln sind die meisten Textpublikationen. Dr. Ferd. Wagner theilt „Drei plattdeutsche Briefe des Peter Holst an seinen Sohn Lukas" mit; dieser ein bekannter Philologe des 17. Jahrhunderts, war der Sohn eines Hamburger Bürgers, verließ aber früh seine Vaterstadt, trat 1624 zu Paris zum Katholizismus über und lebte später im Gefolge des Kardinals Francesco Barberini in Rom seinen antiquarischen Studien; die Briefe stammen aus den Jahren 1625 bis 1626. Dr. C. Borchling gibt auf Grund von sechs Handschriften eine kritische Ausgabe eines kleinen, recht ansprechenden mittelniederdeutschen Gedichtes „Die sechs Klagen unsres Herrn" (6. × 24. Verse), das bisher nur nach einer, und zwar der schlechtesten Handschrift gedruckt war. Dr. J. Priesack veröffentlicht „Ein Göttinger Schandgedicht des 16. Jahrhunderts", anscheinend aus dem Jahre 1551, das die älteste erhaltene Probe Göttinger Lokaldichtung ist. Professor Dr. Gustav Roethe handelt über eine auch literar- und kulturhistorisch interessante poetische Sammelhandschrift der Wiener Hofbibliothek (2940*) aus dem 15. Jahrhundert in niederdeutscher und niederrheinischer Mundart und theilt aus ihr neben Auszügen aus anderen Gedichten eine „Niederrheinische Minnekatechese" vollständig mit. Dr. H. Sendorf steuert Untersuchungen „Zu den Zwischenspielen der Dramen Joh. Rists" (niederdeutschen eingelegten Bauernscenen und realistischen Zeitbildern im „Perseus", dem „Friedejauchtzenden Teutschland" und der „Irenaromachia") bei, deren literar-historische Beziehungen verfolgt werden. Ein gewisses aktuelles Interesse hat vielleicht der Aufsatz des Referenten über den „Ursprung der Burensprache". Ich versuche darin die wissenschaftlichen Probleme, die dieses noch wenig beachtete sehr eigenartige Idiom bietet, wenigstens anzudeuten, freilich nur mit Benutzung eines sehr dürftigen Materials, da die wenigen Wochen, die ich auf die Arbeit verwenden konnte, die Beschaffung der im europäischen Buchhandel nicht erhältlichen Bücher unmöglich machten. (Ich gedenke, sobald ich diese Quellen aus Afrika erhalten habe, eine kurze Darstellung der Resultate jener Untersuchung und eine allgemeinverständliche Charakteristik der Sprache als selbständige Broschüre herauszugeben, und hoffe, daß es mir dann auch möglich sein wird, auf Grund dieses reichlicheren Materials in dieser Zeitschrift über die Geschichte der Sprache und ihres Schriftthums zu berichten.) Ich bemerke, daß die übrig gebliebenen Exemplare der Festschrift bei Frz. Wunder in Göttingen in Kommissionsverlag gegeben und zum Preise von 3 M. zu beziehen sind.

H. Meyer.

* **Tübingen.** An der hiesigen Universität sind in diesem Sommersemester 1544 Studirende immatrikulirt, die höchste bisher erreichte Zahl (1899 1525). Davon sind 1504 Reichsangehörige und 40 Ausländer. Von den ersteren fallen auf Württemberg 905, auf Preußen 390 (Brandenburg 63, Hannover 60, Rheinprovinz 63, Westfalen 66 u. s. w.), Bayern 26, Sachsen 51, auf die anderen deutschen Staaten 132. Nach den sieben Fakultäten vertheilt, ergibt sich folgendes Resultat: evangelisch-theologische Fakultät 329, katholisch-theologische 168, juristische 403, medizinische 279, philosophische 83, staatswissenschaftliche 145, naturwissenschaftliche 137. Von den 168 katholischen Theologen sind 157 aus Württemberg, 7 aus Westfalen, 2 aus der Rheinprovinz, 1 aus Hannover und 1 aus Nordamerika.

* **Heidelberg.** Hier ist Frl. Sophie Bernthsen, Schwester des Chemikers Prof. Dr. August Bernthsen, nach glänzend abgelegtem Staatsexamen zum Doktor der Philologie promovirt worden.

* **Charlottenburg.** Der Bibliothekar der hiesigen städtischen Volksbibliothek, Dr. P. Dinse, folgt, wie die „Neue Z." berichtet, am 1. Juli einem an ihn ergangenen Ruf als Kustos an das neugegründete Institut für Meereskunde der Universität Berlin.

* **Breslau.** Von den 166 Dozenten hiesiger Universität sind im laufenden Sommersemester von ihrer akademischen Thätigkeit entbunden die ordentlichen Professoren Dr. theol. et phil. Ludwig Hahn, die Geh. Medizinalräthe Dr. Hermann Fischer und Dr. Richard Förster, Geh. Regierungsrath Dr. phil. Gottfried Galle, Dr. phil. Theodor Weber und Dr. phil. Walther v. Funcke, sowie die außerordentlichen Professoren Geh. Regierungsrath Dr. phil. Hugo Weiske, Dr. phil. Richard Metzdorf und Dr. phil. Siegfried Friedländer.

* **Aus Dänemark.** Die dänische archäologische Expedition, die vom Carlsbergerfonds ausgerüstet ist, ging von Kopenhagen, wie dem „Berl. Lok.-Anz." gemeldet wurde, nach Nordafrika ab, um an der Stätte des alten Kyrene und im Gebiet der alten Kyrenaika Ausgrabungen vorzunehmen.

Jahrgang 1900. München, Freitag, 29. Juni. Nummer 146.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Aus dem Gebiete der Technik.

Von Wilhelm Berdrow.

Elektrische Grubenwasserhaltungen und rasch laufende Pumpen. — Die Elektrizität im Bergwerksbetrieb. — Riesendynamomaschinen. — Die deutsche Elektrotechnik auf der Weltausstellung. — Das Elektrizitätswerk an der Oberspree und die Kraftversorgung des Berliner Industriegebiets. — Elektrische Fernbahnen; das Experiment auf der Wannsee-Bahn und die Aussichten der elektrischen Schnellbahnen. — Ein Preisausschreiben und eine Versuchs-Schnellbahn. — Der elektrische Fernzeiger im Schiffssignalwesen und in verwandten Fällen.

Ich habe die neueren Fortschritte der Elektrotechnik in diesen Berichten seit längerer Zeit zugunsten der Maschinen- und Hüttentechnik, des Verkehrs und der Schifffahrt unbesprochen lassen müssen. Indessen hat dieser Zweig der Technik inzwischen keineswegs still gestanden. Unter den Neuerungen, welche auf der Weltausstellung in Paris der breiten Oeffentlichkeit zum erstenmal gezeigt werden, befinden sich viele, die dem Gebiete des elektrischen Stromes angehören, und bedeutender als diese öffentlichen sind diejenigen Erfolge, die inzwischen von der Elektrotechnik im Stillen errungen worden oder aber erst angebahnt und in der Ausbildung begriffen sind.

Im Bergbau und den verwandten Gebieten sind der Elektrizität, in erster Linie dem elektrischen Motor, neuerdings viele Aufgaben zuertheilt worden, die man bisher nur vereinzelt und unter besonderen Umständen mit Hülfe der Elektrizität zu lösen versucht hatte. Den Zwecken der Wasserhaltung kam die Elektrizität in gewissen Hinsichten, besonders durch ihre leichte Uebertragbarkeit, am meisten entgegen, denn da die Bergwerkspumpen meist tief unter der Erde in den Schächten arbeiten, so ist bei jeder anderen Antriebsart eine umständliche Energieübertragung durch Dampf, Druckwasser, Gestänge, Druckluft oder dergleichen nothwendig, während beim elektrischen Antriebe der Pumpen nur die bescheidenen Draht- oder Kabeleitungen erforderlich werden. Leider waltet zwischen den Elektromotoren und Bergwerkspumpen in anderer Hinsicht umsoweniger Verwandtschaft, wodurch die Einführung der Elektrizität in den Grubenbetrieb bisher bedeutend erschwert worden ist. Die Wasserhaltungsmaschinen der Bergwerke sind nämlich aus Gründen der Zweckmäßigkeit und des Herkommens ausnahmslos von sehr langsamem Gange, während die Elektromotoren im Gegentheil für eine möglichst rasche Tourenzahl gebaut werden und dabei die größte Leistungsfähigkeit besitzen. Bei der für den Betrieb älterer Grubenpumpwerke durch Elektromotoren erforderlichen Bewegungsverlangsamung der letzteren, sei es durch Uebertragungen oder veränderte Motorkonstruktion, hätte man einen Theil der Vortheile des elektrischen Betriebes von vornherein opfern müssen, was in den meisten Fällen Veranlassung wurde, von der Anlage elektrischer Wasserhaltungen ganz abzusehen. Der Gegenstand ist aber in eine ganz neue Beleuchtung gerückt durch die Konstruktion von Wasserhaltungspumpen großer Tourenzahl und trotzdem zuverlässiger Arbeit und hohen Wirkungsgrades, wie sie in erster Linie in den Riedler'schen Expreßpumpen zur Verfügung stehen. Anstatt mit 40—60 Touren, ja bei manchen älteren Pumpen 10—20 Touren pro Minute lassen sich diese und einige andere neuere Konstruktionen mit 150—300 Umdrehungen treiben und sind deßhalb zur Verbindung mit größeren rasch laufenden Elektromotoren hervorragend geeignet. Eine ganz ähnliche Einwirkung auf den Maschinenbau hat ja die Elektrotechnik schon mehrfach geübt, beispielsweise ist die Konstruktion vorzüglicher rasch laufender Dampfmaschinen größtentheils auf die Anforderungen der kleinen, schnell rotirenden Dynamomaschinen zurückzuführen.

Was nun die rasch laufenden Pumpen, besonders die Riedler-Expreßpumpen und die Schnellpumpen der Maschinenfabrik „Breslau" betrifft, so sind mit ihrer Hülfe bereits eine ganze Anzahl von bedeutenden Zechen mit elektrischer Wasserhaltung und, daran anschließend, auch sonst größtentheils mit elektrischen Maschinen ausgerüstet worden. Der erste Fall einer elektrischen und zwar mit Riedler-Pumpen betriebenen Wasserhaltung kam in den unter einem außerordentlich starken Wasserandrang — und zwar zeitweise von Wasser der ungünstigsten Beschafenheit — leidenden herzoglichen Salzwerken Leopoldshall bei Staßfurt im Jahre 1899 vor. Es wurden hier anfänglich drei Pumpen, die unter den schwierigsten Verhältnissen zusammen 3.6 Kubikmeter Wasser in der Minute 350 Meter hoch förderten, durch Drehstrommotoren der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft angetrieben, und ihre Zahl ist inzwischen, da die Leistungen der neuen Anlage über Erwarten befriedigte, noch erhöht worden. Die Pumpen arbeiten dauernd mit 200 Umdrehungen in der Minute, und die wesentlich aus Holz bestehenden Ventile (nebst der Anbringung eines Sauggewindkessels die bedeutendste Neuerung der Expreßpumpen) zeigten bei diesem forcirten Betrieb keineswegs eine ungewöhnliche Abnützung. Seit 1899 hat auch die Aktiengesellschaft Siemens u. Halske den Betrieb von elektrischen Bergwerks-Wasserhaltungen durch mehrere glückliche Anlagen dieser Art und durch die Konstruktion geeigneter, dem schwierigen Betrieb in der Tiefe von Bergwerken angepaßter Motoren sehr gefördert. Ihre Wirksamkeit begann 1899 in den Armin'schen Steinkohlenwerken in Planitz bei Zwickau mit der Einrichtung einer elektrischen Wasserhaltung von 250 Meter Förderhöhe, aber nur 1 Kubikmeter Leistung pro Minute. Später hat dieselbe Firma in den Bergwerken zu Kattowitz und Altwasser und wahrscheinlich inzwischen auch noch in anderen Gruben elektrische Förderpumpen bis zu 300 Meter Hubhöhe und 5.5 Kubikmeter in der Minute

aufgestellt. Die letzteren Pumpen werden durch 450 pferdige Drehstrommotoren von 146 Touren in der Minute angetrieben, und der bei Maschinenanlagen unter Tage außerordentlich ins Gewicht fallende Raumbedarf der elektrischen Einrichtung ist gegen denjenigen ebenso leistungsfähiger älterer Dampfpumpen so gering, daß schon dieser eine Vortheil in vielen Fällen, bei Neuanlagen wenigstens, zugunsten der elektrischen Wasserhaltung sprechen wird. Von der Aktiengesellschaft Siemens u. Halske werden jetzt bereits besondere Drehstrommotorentypen von 50—700 Pferdestärken speziell für die Zwecke der Grubenwasserhaltung gebaut.

Während die Wasserhaltungen, denen die Ventilation sich unmittelbar anschließt, nicht direkt dem Betrieb, sondern der Zugänglichkeit und gefahrlosen Ausbeutung der Zechen dienen, werden im Innern der Bergwerke zahlreiche andere Maschinen zum Losbrechen und besonders zur Beförderung der Gesteine und Kohlen in horizontaler oder vertikaler Richtung gebraucht und vielfach elektrisch betrieben. Auch für diese Fälle wird der Drehstrommotor, weil er zuverlässiger im Betriebe ist und die Funkenbildung (in Kohlenbergwerken eine unheimliche Begleiterscheinung der Elektrizität) sich bei seiner Anwendung besser unterdrücken läßt, vorwiegend gebraucht. Die Konstruktion elektrischer Förderhaspel und Künste zum Heben und Fortschaffen des Fördergutes war nicht mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft und ist auch älter als diejenige der elektrischen Wasserhaltung, aber letztere hat nunmehr, indem sie die Rolle der Elektrizität in den Bergwerken vervollständigte, viel dazu gethan, die Anlage von Elektrizitätswerken für den Grubenbetrieb überhaupt zu empfehlen. So sind denn auch die elektrischen Fördermaschinen neuerdings mehr in Gebrauch gekommen, und besonders die deutsche Elektrotechnik hat für in- und ausländische Zechen bereits viele derartige Einrichtungen geliefert. Von besonderer Bedeutung ist es, daß neuerdings absolut funkensichere Motoren und Schaltungen für die Förderung auf geneigten Strecken im Innern der Gruben gebaut werden, da die Haspel dieser Förderstrecke oft in sehr entlegenen, schwer zu lüftenden und deßhalb den Schlagwettern in Kohlenzechen besonders ausgesetzten Räumen untergebracht werden müssen. — Uebrigens handelt es sich bei dem Eindringen der elektrischen Motoren in den Bergwerksbetrieb keineswegs bloß um einen Ersatz älterer durch moderne Systeme, sondern um sehr reale, greifbare Vortheile. Wie die elektrischen Schnellpumpen bei wenig Platz raubender Anlage und höchst einfacher Bedienung ungeheuer viel leisten und gelegentlich außerordentlich überlastet werden können, ohne zu versagen, so sind auch die elektrischen Fördermaschinen schon durch ihre einfache Handhabung den älteren Systemen überlegen. Billigerer Betrieb, Einfachheit und Unverwüstlichkeit, die Fähigkeit, ohne Schaden bedeutend über ihre Norm beansprucht werden zu können, Ersparniß an Raum u. dergl. sind Vorzüge, die sehr für die allgemeine Anwendung der Elektrizität in den Bergwerken sprechen.

Die Bestrebungen, mit den Abmessungen und Leistungen der Dynamomaschinen auf das höchste überhaupt erreichbare Maß hinaufzugehen, sind trotz der großen Erfolge der letzten Jahre noch immer nicht zum Stillstand gekommen. Nachdem in den Berliner Elektrizitätswerken, die als die weitaus bedeutendsten in Europa mit der Vergrößerung der Maschinenleistungen stets vorangegangen sind, die 1000 pferdigen Maschinensätze, die seit Beginn der 90 er Jahre aufgestellt wurden, 1800 pferdigen, dann 2500 pferdigen Aggregaten, aus je einer Dreifachexpansionsmaschine und zwei von ihr getriebenen Generatoren bestehend, Platz gemacht hatten, schien mit dem letzteren Maschinensatz, den man sowohl für Gleich- als Drehstrom zur Anwendung gebracht hat, das höchste Maß des praktisch Erstrebenswerthen erreicht zu sein. Andrerseits sind in den Vereinigten Staaten, wo die Elektrotechnik uns in der Konstruktion großer Dampfdynamomaschinen nicht vorausgegangen, sondern nur widerstrebend nachgekommen ist, neuerdings noch bedeutend stärkere Generatoren zur Ausführung gelangt. In New-Yorker Elektrizitätswerken ist man bis auf 3000 Kilowatt- oder 4500 Pferdestärken, in Boston bis auf 5000 Pferdestärken für die einzelnen, aus Dampf- und Dynamomaschinen bestehenden Maschinenaggregate gegangen, in beiden Fällen beiläufig behufs der Stromversorgung von Straßenbahnnetzen, nicht von Beleuchtungsleitungen.

Es war allerdings schon vorher klar, daß die Verstärkung der Stromerzeuger über das in Berlin angewandte Maß hinaus auf technischem Gebiete kein Hinderniß finden würde, dagegen war es fraglich, ob die Aufstellung größerer Maschinen noch ökonomisch zu rechtfertigen sei. Schon eine der 3000 pferdigen Berliner Maschinen verlangt, um voll belastet zu arbeiten, die Einschaltung von 40,000 Lampen oder den Betrieb von ca. 150 Straßenbahnwagen. Dennoch sind auch in Deutschland jüngst noch stärkere Dynamomaschinen zur Ausführung gekommen, durch welche unsre Industrie sogar auf der Pariser Weltausstellung vertreten ist. Die großen Maschinengruppen der Berliner Elektrizitätswerke bestehen, wie erwähnt, aus zwei, an einen Motor gehängten Dynamomaschinen, von denen also die leistungsfähigsten ungefähr 1000 Kilowatt erzeugen können. Dagegen ist die große, von der Siemens u. Halske A.-G. nach Paris gesandte Drehstromdynamomaschine für eine Leistung von 2000 Kilowatt = 3000 Pferdestärken konstruirt. Der gewaltige Generator arbeitet mit rotirenden Magnetpolen und feststehendem Ringanker. Die Magnete, 64 an der Zahl, sind auf den Umfang eines Rades von ungefähr 6 Meter Durchmesser aufgesetzt und mit vierkantigen Kupferstäben von insgesammt 4 Tonnen Gewicht armirt. Die Drehung des Magnetsternes erfolgt durch eine von Borsig konstruirte Dreifachexpansionsdampfmaschine mit vier Zylindern, die bei der Speisung des Hochdruckzylinders mit Dampf von 14 Atmosphären rund 3000 Pferdestärken leistet. Da die Kesselanlage der Ausstellung nur 10 Atmosphären Dampfdruck vertheilt, so arbeiten beide Maschinen nur etwa mit zwei Drittel ihrer Höchstleistung. Die Magnete des rotirenden Ankers werden durch eine besondere 70 pferdige Gleichstromdynamomaschine erregt und wirken ihrerseits auf die, wiederum mit vierkantigen Kupferstäben armirte Eisenmasse des ruhenden Ankers ein. Der letztere umgibt den Magnetkranz in Gestalt einer kreisförmig in sich selbst zurückkehrenden, die Magnete mit geringem Abstand umfangenden Rinne und trägt ein Kupfergewicht von 48 Zentner. Die den Strom erregenden Magnetpole sind sowohl im Magnetkranz als in der Armatur aus dünnen Blechplatten zusammengesetzt, um den Wechsel des Magnetismus zu erleichtern.

Neben dieser Maschine erregt auf der Weltausstellung eine andere, von noch größeren Abmessungen, obwohl sie nicht im Betrieb ist, nicht geringes Aufsehen. Es ist eine der großen 3000 Kilowatt-Drehstromgeneratoren der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, die jetzt dem Bedarf entsprechend in den Elektrizitätswerken an der Oberspree und bei Moabit zur Aufstellung gelangen. Die Maschine leistet eine Stromstärke,

die etwa für 60,000 Glühlampen ausreichend sein würde, bei 6000 Volt Spannung, ist also, wie die meisten Maschinen der erwähnten Fernelektrizitätswerke, auf die Stromvertheilung über größere Entfernungen berechnet. Die Konstruktion gleicht im wesentlichen derjenigen der vorerwähnten Maschine, doch sind die Abmessungen noch gewaltigere. Der rotirende Magnetstern hat bei 7.4 Meter Durchmesser und 72 Polen ein Gewicht von 70 Tonnen, der ringförmige Anker wiegt 80 Tonnen und mißt 8.6 Meter im Durchmesser. Der Generator erfordert eine Dampfmaschine von 4000—4500 Pferdekräften und 83 Umdrehungen in der Minute.

Es gehört in diesen Zusammenhang, der großen Kraftvertheilungsanlagen in Moabit und an der Oberspree, die von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft gegründet sind, kurz zu gedenken. Die letztere dieser Anlagen bildet wohl schon jetzt das größte norddeutsche Elektrizitätswerk, und nach ihrer Vollendung werden beide Zentralen, obwohl lediglich durch Dampf und Steinkohlen betrieben, den Vergleich mit den bedeutendsten europäischen Wasserkraftanlagen nicht zu scheuen haben, ja die meisten von ihnen an Leistungsfähigkeit weit übertreffen. Die Zentrale an der Oberspree bei Niederschönweide z. B. wird nach Aufstellung der im Bauplan vorgesehenen, sämmtlich 3000 Kilowatt leistenden Generatoren über eine Energie von 50,000 Pferdestärken verfügen. Da diese Energie nur zum kleineren Theil für die Beleuchtung einiger Landgemeinden und Städte in der östlichen Umgebung Berlins, zum größeren Theil aber zur Kraftversorgung der zahlreichen ebendort aus der Erde schießenden Industriestätten dienen soll, so ist die gewählte Stromform ein Drehstrom von bedeutender Spannung, der sich leicht auch über größere Entfernungen fortleiten läßt. Im Verein mit dem in ähnlichem Umfang projektirten und gegenwärtig im Bau befindlichen Elektrizitätswerk bei Moabit, welchem ebenfalls durch die Nachbarschaft der Spree günstige Kohlentransportverhältnisse gesichert sind, und mit den Berliner Elektrizitätswerken selbst, denen die Energieversorgung der Stadt selbst obliegt, werden beide Werke später einen Bezirk von rund 150 Quadratkilometer der elektrischen Stromversorgung erschließen. Dieses Gebiet, von Oranienburg bis Großbeeren und von Potsdam bis Erkner reichend, ist schon jetzt der Sammelpunkt zahlreicher großindustrieller Betriebe und wird es, wenn die bequem zu verwendende elektrische Energie im Gesammtbetrag von 100,000—120,000 Pferdestärken zu Gebote steht, in noch erhöhtem Maße werden.

Was ein höchst wichtiges Gebiet der elektrischen Kraftübertragung, den Betrieb der Fernbahnen, betrifft, so scheint die Elektrotechnik kürzlich durch den unbefriedigenden Ausgang der Experimente auf der Wannseebahn eine Schlappe erlitten zu haben. Die Verwaltung soll wenigstens, da günstige Resultate mit der bisherigen Versuchsanordnung — zwei aus gewöhnlichen Personenwagen unter Aufopferung eines Abtheils improvisirte Motorwagen am Anfang und Schluß je eines kurzen Zuges — nicht zu erreichen waren, die Aufhebung der Versuche angeordnet haben. Verschärft wurde dieser ungünstige Ausfall des mit so großen Hoffnungen begrüßten Experiments noch dadurch, daß mehrfach infolge Kurzschlusses leichtere Brände in den Antriebswagen entstanden und somit auch die Frage der Betriebssicherheit nicht in unbedingt günstigem Sinn beantwortet werden konnte.

Dieser wenig ermuthigende Ausfall ist, wenn auch für die Einführung des elektrischen Betriebes auf den Berliner Vorortlinien nicht fördernd, doch auch gerade nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Ein Umstand ist allerdings, und zwar sicherlich nur zum Vortheil der Elektrotechnik, erwiesen, daß es nämlich keineswegs, wie von vielen Anhängern der elektrischen Eisenbahnen lange geglaubt wurde, genügt, den ersten besten Eisenbahnwagen mit einigen Motoren, bezw. auch noch einer Sammlerbatterie auszurüsten, um sie zu brauchbaren elektrischen Lokomotiven zu machen. Nicht einmal die auf diese Art recht und schlecht zugestutzten Straßenbahnwagen haben befriedigende Ergebnisse erzielt, vollends für den Betrieb der Großbahnen aber bedarf die elektrische Lokomotive oder der sie ersetzende Motorwagen in hohem Grad derselben sorgfältigen Ausbildung und Anpassung, durch welche die Dampflokomotive auf die Höhe ihrer heutigen Leistungen gelangt ist. Diese mit Abwägung aller Vortheile und nach den Resultaten vieler Versuche verfahrende Konstruktion elektrischer Speziallokomotiven hat denn auch in den großen elektrotechnischen Fabriken schon vor mehreren Jahren begonnen, und wer kann sagen, ob nicht die preußische Eisenbahnverwaltung unter Benutzung der dabei gewonnenen, schon jetzt zur Verfügung stehenden Lokomotivtypen zu ganz anderen Resultaten auf der Versuchsstrecke der Wannseebahn glangt sein würde. Es wurde in diesen Blättern schon bei anderer Gelegenheit hervorgehoben, daß sich bis jetzt die Elektrizität viel mehr im Betrieb langsam fahrender, wenig belasteter Nebenbahnen, als auf Haupteisenbahnen oder gar für den Betrieb besonders schneller Züge dem Dampf überlegen zu erweisen scheint, und daß die Hoffnung der Elektrotechniker, eine ganz neue Epoche der Fernzüge von 200 bis 250 Kilometer heraufzuführen, keineswegs auf den sichersten Grundlagen steht. Fast allen Gründen, welche für die Ueberlegenheit der elektrischen Schnellbahn ins Treffen geführt werden, setzen die Eisenbahnfachleute wohlerwogene Bedenken entgegen, denen auch der Nichttechniker sich nicht verschließen kann, wenngleich zuletzt offenbar nicht theoretische Wortgefechte, sondern nur praktische Versuche und Betriebsergebnisse den Ausschlag in dieser Frage der Zukunft geben können.

Weit übertrieben sind jedenfalls die Anschauungen, die im Wiener Verein zur Förderung des Lokal- und Straßenbahnwesens kürzlich vom Oberingenieur F. v. Gerson zugunsten der elektrischen Schnellzüge geltend gemacht wurden. Es wurden dort die allerdings bedeutenden todten Gewichte der Dampflokomotiven und der modernen Luxuswagen mit 3.7 Tonnen pro Kopf der in Eilzügen von 100 Kilometer Geschwindigkeit beförderten Passagiere angegeben, denen beim elektrischen Eilwagen höchstens die Hälfte gegenübersteht, eine Ersparniß also von 50 Tonnen an Zugkraft. Abgesehen davon, daß die Personenzahl eines Schnellzugs von vier Wagen mit 50 viel zu niedrig berechnet ist, vielmehr die Expreßzüge gegenwärtig eher überladen als zu schwach besetzt sind, stehen auch die elektrischen Fahrzeuge von bedeutender Schnelligkeit, seien es Lokomotiven zur Beförderung ganzer Züge oder Einzelwagen mit geringer Passagierzahl, an Gewicht gegen die Fördermittel der heutigen Eisenbahnen denn doch nicht in diesem Maße zurück. Tausend Fahrgäste in elektrischen Motorwagen sind ja zweifellos, solange es sich um mäßige Geschwindigkeiten handelt, mit Hülfe eines geringeren todten Gewichts zu befördern, als in Eisenbahnzügen mit Lokomotivbespannung, aber über die erforderliche Festigkeit und das Gewicht von Motorwagen, die eine größere Menschenzahl mit 100 Kilometer oder noch schneller zu befördern haben, soll doch erst

die Zukunft entscheiden. Was elektrische Vorspannlokomotiven betrifft, die mit ungewöhnlicher Schnelligkeit fahren und gleichzeitig ein größeres Gewicht befördern sollen, so verbietet schon das erforderliche Adhäsionsgewicht, daß sie wesentlich leichter als Dampflokomotiven werden. Die Last des Tenders freilich und etwa auch noch 10 bis 20 Tonnen darüber mögen am Ende erspart werden können. — Ganz hinfällig ist nach Ansicht der Eisenbahningenieure die Aufstellung, daß die erforderliche Energie zur Entfaltung der Zugkraft sich auf den elektrischen Bahnen mit Hülfe der großen Maschinen, die in den Eisenbahnelektrizitätswerken aufgestellt werden können, wesentlich billiger als mit Hülfe der Dampflokomotiven erzeugen lasse. Es wird dem entgegengehalten, daß die Lokomotiven längst nicht mehr die einfachen, unökonomisch arbeitenden Organismen früherer Jahrzehnte sind, sondern zu den bestkonstruirten, unter vorzüglicher Ausnützung des Dampfes und der Steinkohle arbeitenden Motoren gehören, die von den meisten Fabrikdampfmaschinen an Sparsamkeit des Dampfverbrauchs keineswegs übertroffen werden. Wenn aber in großen Elektrizitätswerken, was nicht zu bezweifeln ist, die Dampfpferdekraft wirklich billiger als auf der Lokomotive erzeugt wird, so gilt das noch lange nicht von der elektrischen Pferdekraft. Die von der elektrischen Lokomotive verbrauchte Energie wird nicht allein durch die Verluste bei der Leitung und mehrfachen Umformung belastet, sie wird auch im Elektrizitätswerk selbst unbedingt kostspieliger, da die Anlagekosten für 1000 Pferdekräfte in Gestalt des elektrischen Stroms mindestens doppelt so hoch sind als diejenigen derselben Energie in Gestalt mechanischer Triebkraft, auf Dampflokomotiven erzeugt. Inwieweit sich dieses Mißverhältniß zugunsten der Elektrizität dadurch ändert, daß bei der Stromvertheilung auf viele Einzelfahrzeuge oder elektrische Lokomotiven die Gesammtleistung dem mittleren Bedarf angepaßt sein kann und nicht auf die verlangte Höchstleistung der einzelnen Züge zugeschnitten werden muß, wird erst der praktische Versuch lehren müssen. Endlich wird den Anhängern der elektrischen Bahn natürlich entgegengehalten, daß die von ihnen erstrebte Geschwindigkeitserhöhung bis zu 150, ja 200 Kilometer auch den Dampflokomotiven nicht verschlossen bleiben wird, da schon die bisherigen Schnellfahrtsversuche in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten Fahrtleistungen von 150, ja 160 Kilometer gezeitigt haben, und daß die damit verbundenen Gefahren sich durch die Einführung der elektrischen Triebkraft kaum vermindern würden. Auf 160 Kilometer hat übrigens schon Stephenson die mit der Dampflokomotive erreichbare Schnelligkeit geschätzt.

Alle diese Einwände halten natürlich die Elektrotechniker, die auf dem Felde des Kleinbahn- und Stadtbahnbetriebs so rasche Fortschritte gemacht haben, nicht ab, sich dem Problem des elektrischen Schnellverkehrs mit gleichem Eifer zu widmen. In Berlin ist bereits unter Mitwirkung der Aktiengesellschaft Siemens u. Halske und anderer großindustrieller Unternehmungen eine „Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen" gebildet, die ihr 1½ Mill. M. betragendes Kapital lediglich in den Dienst der theoretischen und versuchsweisen Förderung dieses Problems „ohne Berücksichtigung von Erwerbszwecken" gestellt hat. Preisausschreibungen, Versuche auf einer 15 Kilometer langen Probestrecke, Lokomotivkonstruktionen, Umgestaltungen der Bahnhöfe u. s. w. sind in den Rahmen der Thätigkeit dieser Gesellschaft eingeschlossen. — Sehr zeitgemäß hat zur Förderung desselben Zweckes der Verein deutscher Maschineningenieure ein **Preisausschreiben** erlassen. Der zu Ehren des langjährigen, um die Technik im allgemeinen und das Wasserleitungswesen und die Küstenbefeuerung im besonderen verdienten Vorsitzenden des Vereins, des im vorigen Jahre gestorbenen Geh. Oberbauraths Veitmeyer, gestiftete Preis (1200 M. nebst goldener Medaille) ist gleich das erstemal für die Aufstellung und Bearbeitung eines Entwurfs betr. elektrische Schnellbahnen ausgeschrieben. Die Aufgabe betrifft eine Eisenbahn für schnell aufeinander folgende Züge von 200 Kilometer Geschwindigkeit, die mindestens für je 150 Fahrgäste bestimmt sind. Die Bahn soll bei der Berührung von Städten sich 25 Meter über das Straßenpflaster erheben und möglichst wenig von der geraden Linie abweichen. Auch diese Aufgabe dürfte in ihren Lösungen interessante Beiträge zur Frage des elektrischen Schnellverkehrs liefern. In noch höherem Grade aber sind Aufklärungen über dieselbe von der elektrischen Einschienenbahn zu erwarten, welche zwischen Manchester und Liverpool vom Parlament genehmigt und deren Ausführung nun auch wohl mit Sicherheit zu erwarten ist. Die Züge sollen auf dieser originell konstruirten Bahn mit 160—200 Kilometer Geschwindigkeit fahren, so daß auf derselben historisch gewordenen Linie, wo Stephenson seinen ersten großen Triumph feierte, nun auch die Frage der elektrischen Fern- und Eilbahn praktisch zum Austrag kommen soll. Die Bahn von Liverpool nach Manchester ist 52 Kilometer lang und soll nach dem Behr'schen Einschienensystem gebaut werden, welches die Unterstützung der Wagen durch eine etwa ihren Schwerpunkt treffende Schiene und die Sicherung gegen das Umkippen durch zwei schwache seitliche Stützschienen bedingt. Diese übrigens auf mehreren kleinen Linien von nebensächlicher Bedeutung schon angewandte Einrichtung soll neben der Reibungsverminderung und der Ersparniß beim Bau oder wenigstens der Grunderwerbung die Schwierigkeiten vermindern, welche für Bahnen mit zwei Schienen bei der Entfaltung ungewöhnlicher Geschwindigkeiten in der Ueberwindung von Kurven bestehen. Um den Raddruck gleichmäßig zu vertheilen, müßte im letzteren Falle bei 200 Kilometer Fahrtgeschwindigkeit eine Ueberhöhung der Außenschiene angewandt werden, die praktisch nicht mehr ausführbar ist. Andrerseits entsteht bei der noch zu verwirklichenden Schienenüberhöhung die Schwierigkeit, daß der durch die Zentrifugalkraft entstehende seitliche Schienendruck der Festigkeit des Oberbaues gefährlich wird. Bei der einschienigen Bahn wird dagegen der Druck nach außen in den etwaigen Kurven durch das entsprechend nach innen geneigte Geleise als normaler Raddruck aufgenommen, indem sich das Fahrzeug entsprechend dem Pferd in der Manege stark nach innen neigt. Die Schnellzugslinie Liverpool—Manchester soll übrigens unter Vermeidung aller scharfen Kurven eine möglichst geradlinige Verbindung beider Städte bilden und ohne Zwischenstationen betrieben werden. Die Fahrzeit soll bei möglichst schneller Beschleunigung des anfahrenden Zuges bis zur normalen Geschwindigkeit etwa 20 Minuten betragen. Der Verkehr dürfte mittelst Einzelwagen oder mit sehr kurzen Zügen geschehen.

Immer neue und bewunderungswürdige Fortschritte macht die Elektrotechnik auf dem dankbaren Felde des **Signal- und Meldewesens**. Schon im vorigen Berichte wurden einige hierauf bezügliche Neuerungen im Eisenbahnwesen angeführt. Heute sei einer Reihe von Aufgaben gedacht, welche eine besonders einfache, zuverlässige und dabei einer oft sehr rücksichtslosen Behandlung widerstehende Methode des Signalisirens erfordern und welche man deßhalb dem fein besaiteten

elektrischen Telegraphen lange verschlossen glaubte. Diese Aufgaben finden sich besonders zahlreich auf den großen modernen Schiffen und in erster Linie auf den Kriegsschiffen. Die jederzeitige und unter den schlimmsten Umständen zuverlässige Verbindung wird hier nicht allein zwischen den Kräften auf der Kommandobrücke und am Steuerapparat, sondern auch zwischen dem Schiffsführer und Maschinisten, dem Letzteren und den Heizern, auf Kriegsschiffen zwischen den Kommando- und den ausführenden Stellen, besonders der Geschützbedienung, endlich noch in vielen anderen Fällen gefordert. Das früher allein verwendete Sprachrohr muß bei der zunehmenden Größe der Schiffe, bei dem Getöse der an Zahl und Kraft wachsenden Maschinen in manchen Fällen, z. B. während einer Seeschlacht, eines Sturms, durch äußere Umstände unzulänglich werden. Es in diesen und anderen Fällen durch etwas unbedingt Vollkommeneres zu ersetzen, ist unter allen elektrischen Signalapparaten dem Siemens'schen Fernzeiger am besten gelungen, dessen geniale Konstruktion ich hier nicht erörtern, sondern dessen Eigenschaften und Fähigkeiten ich nur einige Worte widmen kann. Der Apparat ist zu dem Zweck konstruirt, eine bestimmte Zeigerstellung, die einem Signal entspricht, auf einer zweiten Signalscheibe durch einen zweiten Zeiger mit absoluter Sicherheit zu wiederholen, ohne sich durch störende Einflüsse oder rücksichtslose Behandlung in der Zuverlässigkeit seiner Angaben beirren zu lassen. Es soll ferner ebensogut von der anrufenden, der Kommandostelle z. B., nach der ausführenden gesprochen, wie von dieser zurück gemeldet werden, eines und das andere mit dem gleichen, äußerlich und innerlich möglichst einfachen Apparat.

Der elektrische Fernzeiger beruht auf einem neuen und bei aller Einfachheit recht sinnreichen Bewegungsapparat mit elektromagnetischem Antrieb, dem sogenannten Sechsrollenmotor. Sechs zwischen zwei Scheiben montirte kleine Elektromagnete üben auf einen zwischen ihren Polen drehbar beweglichen Eisenkörper eine Wirkung aus, die darin besteht, daß sich der Drehkörper je in das magnetische Feld der beiden gleichzeitig erregten Magneten einstellt. Mit diesem Drehkörper ist der das Signal vermittelnde Zeiger nicht direkt, aber mittelbar unter Einschaltung eines Schneckenrades verbunden. Es sind drei gesonderte Leitungen vorhanden, so daß eine Bewegung des Gebers oder Senders, da sie nur einen bestimmten Draht und die mit ihm verbundenen Magneten in den Stromkreis schaltet, unweigerlich genau dieselbe Bewegung des Empfängers hervorruft. So würden sich freilich nur drei, bezw. bei Umkehr des Stromes am Ende auch sechs Stellungen des Zeigers übermitteln lassen, aber eine Vorrichtung, welche den Drehkörper auf eine bezügliche Bewegung des Senders beliebig oft rotiren läßt und alsdann doch genau in der verlangten Stellung festhält, macht es möglich, auch zwanzig oder beliebig viele Stellungen des Zeigers genau zu markiren. Ebenso einfach und zuverlässig ist die Vorrichtung, welche die genaue Uebereinstimmung der beiden Zeiger während des Gebrauches sichert, so daß nicht ein Apparat dem anderen, bei sonst richtigem synchronen Gange, nachhinken kann.

Unter den zahlreichen Anwendungen dieses für jeden Fall zu modifizirenden Apparates seien einige besonders angeführt. Unter den Schiffskommandoapparaten ist der Maschinentelegraph einer der wichtigsten, und schon seit langer Zeit wird das Sprachrohr, das auf Kriegsschiffen ganz unzulänglich ist, durch mechanische Drahtzüge unterstützt. Es liegt auf der Hand, wie schwer diese Drahtsignalführung, die unter Einschaltung einer Menge von Winkelhebeln lange Wege zu überwinden hat und gegen feindliches Feuer geschützt sein soll, auf großen Schiffen anzubringen und in zuverlässiger Funktion zu erhalten ist. Ganz abgesehen von der rascheren Wirkung, der größeren Vielseitigkeit der Zeigerstellung, dem verschwindend kleinen mechanischen Kraftbedarf und einer ungleich größeren, auf der Verschiedenheit der Konstruktion beruhenden Zuverlässigkeit, ist der elektrische Fernzeiger dem Drahtzugsignal ebenso sehr überlegen, wie die Führung eines einfachen Kabels der Anlage beweglicher Drahtzüge mit zahlreichen Hebeln, Winkeln, Verbindungsstellen u. s. w. vorzuziehen ist. Von außerordentlichem Werth ist es noch, daß der Fernzeiger nicht nur nach einer, sondern nach mehreren Seiten zugleich signalisiren kann, ja daß diese Stellen durch eine entsprechende Vermehrung der Leitungen auch unter sich ungestört verkehren können. Der Anruf geschieht wie beim Telephon durch eine Klingel, die am Apparat des Rufenden und des Angerufenen zugleich ertönt. Ersteren vergewissert sie darüber, ob der Apparat Strom hat, den Letzteren machen sie auf das erfolgende Signal aufmerksam. Für die Verbindung der Kommandostellen und Maschinenräume ist der Fernzeiger genau ebenso zu gestalten und zu benutzen.

Von etwas anderer Art sind die Funktionen der Rudertelegraphen und der dazu gehörigen Ruderlageanzeiger. Ersteres sind die von der Kommandobrücke bethätigten Fernzeiger, welche im Ruderraum die gewünschte Stellung des Steuerruders anzeigen, das nach diesen Befehlen von der Rudermannschaft mit Hülfe von elektrischen oder Dampfmotoren eingestellt wird. Um aber dem verantwortlichen Schiffsführer Gewißheit zu geben, ob seine Befehle verstanden und richtig ausgeführt sind, geht vom Ruderraum die Leitung des sogenannten Ruderlageanzeigers nach der Brücke zurück. Der Zeiger dieses Apparates gibt auf der Brücke die Stellung an, welche das Ruder, dem erhaltenen Kommando zufolge, einnimmt und dient also gewissermaßen als Quittung über den richtig verstandenen Auftrag. Wichtig ist es auch, daß der Ruderlageanzeiger mit beliebig vielen anderen Stellen des Schiffes verbunden werden kann und auch dort die Veränderungen der Ruderstellung angibt. So kann z. B. auf Kriegsschiffen die Steuerstellung den Mannschaften in den Geschützthürmen angezeigt werden, was für die Richtung der Geschütze von Werth ist. Natürlich wird der Geber dieses Apparats nicht von den Händen des Ruderpersonals, sondern durch die Drehung des Ruders selbst automatisch gestellt, so daß seine Angaben mit den wirklichen Bewegungen des Schiffes stets übereinstimmen.

Die Dienste, welche der Fernzeiger für die Signalgebung zu leisten vermag, beschränken sich natürlich nicht auf die Schiffahrt. In Bergwerken kann der gleiche Apparat in ganz ähnlicher Ausführung vom größten Nutzen werden, denn die Handhabung der Fahr- und Förderkünste, wenn sie ohne Gefährdung von Material und Mannschaft vor sich gehen soll, erfordert die verläßlichste Signalgebung. Im Militärwesen ist der Fernzeiger nicht allein für die Uebermittelung von Befehlen, z. B. im Festungswesen u. s. w., werthvoll, sondern vor allem auch als untrügliches Signal bei der Ausführung artilleristischer Uebungen, auf Schießplätzen und bei anderen Gelegenheiten.

Das Eisenbahnwesen hat von den Vorzügen der neuen Erfindung ebenso rasch wie die Schiffahrt Gebrauch gemacht. Sowohl im Rangirbetrieb als auf den Bahnhöfen, besonders für einzelne Zweige der Stationstelegraphie, findet der Fernzeiger bereits Anwendung und hat überall, wo er erprobt wurde, gute Dienste geleistet.

Prager Poeten.

Der Name „Prag" löst in der Regel nur Gedanken an politische Streitigkeiten und nationale Kämpfe aus, die sich in der hundertthürmigen Stadt mit der größten Hartnäckigkeit und Erbitterung abspielen; der Gegensatz zwischen Deutsch und Tschechisch scheidet die Prager Gesellschaft in scharf getrennte Lager und beherrscht dort Alle in solchem Maße, daß man in Prag nur selten Jemand findet, der zu beiden nationalen Lagern Beziehungen unterhält. Die tschechische Gesellschaft in Prag weiß nichts von der deutschen und diese nichts von jener, und selbst auf dem Gebiete der Kunst und Literatur herrscht gegenseitige Absonderung.

Das scheinen nothwendige Kriegsmaßregeln zu sein, deren Zweckmäßigkeit wohl nur die Leute an Ort und Stelle zu prüfen in der Lage sind. Wenn aber von Zeit zu Zeit ein Ton vom tschechischen Parnaß zum deutschen oder von diesem zu jenem klingt, dann werden die Unbefangenen in beiden Lagern zugestehen, daß dieses Hinüber-Herüber zumindest höchst interessant ist, und man wird auf beiden Seiten solche Besuche Anderssprachiger nicht ungern sehen. So hat vor einem Jahrzehnt der größte tschechische Dichter Vrchlicky eine vorzügliche Uebersetzung beider Theile des „Faust" vollendet und damit seinen Dankeszoll an den deutschen Genius abgetragen. Dann wieder hat der Deutsche Friedrich Adler Gedichte von Jaroslav Vrchlicky[1]) in meisterhafter Nachdichtung der Kenntniß deutscher Leser vermittelt. Man hat eine Vorstellung von der Denkart und der dichterischen Kraft des tschechischen, aber auch von der Uebersetzungskunst des deutschen Dichters, wenn man die Verse aus dem Vrchlicky'schen Sonett „Goethe" liest:

> Wo Byron klagte, grollend wild und mächtig,
> Da stand'st du ruhig, zeichnetest bedächtig,
> Der Zukunft Ahnherr, der Antike Sohn.
>
> Und sollte deiner Zeit Vernichtung droh'n,
> Hoch über Weltsturz und der Wellen Jagen,
> Groß wie die Ewigkeit, wird Faust noch ragen! ...

In Prag ist der letzte Kommis ein „Kämpfer", in diesem ewigen nationalen Kampfe hat ein jeder neben seinem bürgerlichen einen Soldatenberuf; man steht auf Wache und ist immer kampfbereit; man hat täglich und stündlich anzugreifen oder zu vertheidigen. Das gibt mit der Zeit dem Charakter des Pragers ein besonderes Gepräge und etwas Ueberlegenes, etwas Kritisches hat auch jedes Buch Prager Autoren an sich. Aus ihren Versen spricht äußerst selten Träumerei, fast immer Festigkeit und männliche Energie.

Einige der letzterschienenen Bücher Prager Autoren sollen hier angezeigt werden und das Augenmerk einen Moment vom politischen auf das literarische Leben Prags lenken.

In wenigen Städten Deutschlands wird das Andenken Goethe's im vergangenen Jahre so festlich, aber auch so innig gefeiert worden sein als von den Deutschen in Prag; dieses Bekenntniß zu Goethe und die Art dieses Bekenntnisses spricht für den idealen Zug dieser kämpfenden Volksgenossen. Der studentische Zentralverein in Prag, „die Rede- und Lesehalle der deutschen Studenten" hat eine „Goethe-Festschrift zum 150. Geburtstage des Dichters"[2]) herausgegeben. Fast alle Prager Autoren sind in dieser Schrift, zu der auch zahlreiche andere deutsche Schriftsteller beisteuerten (Herman Grimm, Richard M. Meyer, Dehmel, Greif, Herzfelder, Spielhagen u. A.) mit prächtigen Beiträgen vertreten, die sich zum Theile auf Goethe beziehen, zum Theile ohne diese Beziehung eben nur die Zugehörigkeit zu Goethe bezeugen sollen.

Eine selbständige Goethe-Huldigung ist ein Büchlein: „Beitrag zur Goethe-Feier in Prag" von Heinrich Teweles.[3]) Hier führt jeder Vers, jedes Wort auf Goethe, „das Weltenherz", zurück. Neben einigen Fortführungen von Ereignissen aus Goethe's Leben und Dichtungen („Friderike" — „Lotte am Grabe Werthers") begegnen wir äußerst anregenden Aphorismen über Goethe's Lebenswerk und einer Reihe schöner, warmherzige Begeisterung spiegelnder, aber auch weckender Goethe-Gedichte.

Von den jüngsten Prager Autoren haben einige den eigenen Ton noch nicht gefunden. In seinen Skizzen „Draußen im Leben"[4]) folgt Alfred Guth den Spuren von Peter Altenberg. Das muß in doppelter Hinsicht mißfallen: das Nachtreten und dieses Nachtreten. Man hat an einem Altenberg genug. Mit der Zeit wird auch Guth, der eine ansehnliche Beobachtungsgabe besitzt, sich zu größerer Selbständigkeit durcharbeiten. Ein entwicklungsfähiges Talent spricht aus den Versen Emil Faktors: „Was ich suche".[5]) Was der junge Dichter sich selbst vorhält, das darf ihm auch die Kritik vorhalten:

> Noch quälen mich zuviel die kleinen Schmerzen,
> Noch freuen mich zuviel die kleinen Freuden. . . .

Es tritt in diesen Versen noch ein unsicheres Suchen und Tasten zu Tage, und viele dieser Gedichte kranken daran, daß sie in ihrer — allerdings modernen — Unbestimmtheit nicht zu sagen vermögen, was der Dichter sucht. Dann auch möchte man wünschen, daß Faktor mehr um sich, als in sich schaute, ein bischen weniger Hochachtung vor den kleinsten Regungen der eigenen Seele hätte. Noch fehlt dem Dichter der weite Blick und zumeist die Energie des Ausdruckes. Aber das Gedicht „Im todten Ghetto" zeigt, daß er auch bestimmtere Töne finden könnte und Beziehungsreicheres zu sagen verstünde:

> Und zwanzig Jahre meines jungen Lebens —
> Im Ghetto lebt ich sie — und nicht vergebens!
> Im Strom gedrückter Menschen eingefriedet,
> Da wurde meine Seele fest geschmiedet.
> Ein Stürmer zog ich aus dem Ghetto aus,
> Für Freude reif, und reif für jeden Strauß. . . .

Faktor ist ein Werdender, dessen Entwicklung man mit Interesse verfolgen kann.

Die „Neuen Gedichte" von Friedrich Adler[6]) führen uns wieder die große dichterische Kraft und die sympathische Persönlichkeit dieses Autors vor Augen, der sich mit seinen „Gedichten" in die vordere Reihe der deutschen Poeten unsrer Zeit gestellt hat. Wieder zeigt sich in den „Neuen Gedichten" jene glückliche Mischung des guten Alten mit dem guten Neuen, die an den ersten Dichtungen Adlers anzog und auffiel; scharfe Beobachtung des Höchsten, ebensosehr wie des Alltäglichen, das das Leben bringt, und die Gabe, in allem das Menschliche zu suchen und zu finden; dazu die Kunst, Gesehenes, Empfundenes und Gedankliches in edle, vollendete Form zu kleiden. Adler, der manche Bitternisse des Lebens durchgekostet haben mag, hat sich Sentimentalitäten niemals hingegeben, selbst die Resignationen des Lebens haben ihn nicht verbittert, ihn nicht zum Weltschmerzler gemacht, die Männlichkeit seines Wesens — und das ist auch der Grundzug seiner Gedichte — nicht berührt. Es steckt in seinen Versen eine starke Lebensenergie, sie haben den Athem mitreißender Leidenschaftlichkeit, die für das Gute und gegen das Schlechte ohne Rücksicht zu Felde zieht. Das Gleichniß in dem reizenden Gedichte: „Mein Theekessel" ist ungemein glücklich gewählt:

> Aber ich will nicht bergen den Groll,
> Will mich ärgern und will zanken,
> Will das Brodeln in meinen Gedanken,
> Will es merken an meiner Hast,
> Daß mich noch etwas ergreift und faßt.
> Gönnen wir Andern den kühlen Frieden,
> Wir, mein munterer Kessel, wir sieden!

Ein überaus charakteristisches Gedicht Adlers in dem sich sein Wesen selbst spiegelt, lautet:

1) In Reclam's „Universalbibliothek".
2) Prag, J. G. Calve'sche Buchhandlung.
3) Prag, A. Haase.
4) Berlin, Hugo Storm.
5) Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer.
6) Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer.

Heut' morgens hab' ich ein Gebet vernommen,
Wie noch kein beſſ'res mir an's Ohr gekommen.
Es ſprach ein Weib, den Knaben an der Hand,
Die mühſam ſich durch's Marktgetümmel wand.
Der Knabe ſah die Weihnachtsherrlichkeiten
Und ließ begehrlich ſeine Blicke gleiten,
Sie ſprach und ſchaute freudig auf das Kind:
„Gib, Gott, nur Kraft, daß ich mich tüchtig ſchind'!“

Was die erſten Gedichte Adlers von den neuen Gedichten unterſcheidet, läßt ſich wohl aus dem Lebensgange des Dichters ableiten. Auch für den Ringenden galt ſein Wort: „Ich bin ein Menſch und will meine Freude!“ Immer glaubte er an die Verheißung des Glückes, und nun hat es — das erzählen ſeine „Neuen Gedichte“ — mit leichtem Kuß ſeine Stirne berührt. Adler aber iſt ein ganzer Dichter, er darf auch das Glück beſingen und wir horchen ihm. . . .

Hugo Salus hat uns im Laufe zweier Jahre zwei ſchmächtige Bändchen ſeiner Gedichte geſchenkt: „Neue Gedichte“[7]) und „Ehefrühling“.[8]) Salus bedarf im Grunde keiner neuen Charakteriſirung, ſein Name und ſeine Eigenart ſind bekannt, und was mehr iſt: ſeine Verſe auch. In ſeinem bürgerlichen Berufe iſt Salus ein Arzt der Kranken, mit der Feder iſt er ein Dichter der Geſunden. Aus allen ſeinen Gedichten ſpricht eine unverwüſtliche Lebensfreude, Zuverſicht und Glücksbewußtſein. Alles ſchlägt ihm zum Glücke an: das Ledigſein und das Verheirathetſein, alſo — wenn dieſer Superlativ geſtattet iſt — die entgegengeſetzteſten Dinge. Angeſichts der lyriſchen Fluth, die mit jedem jungen Jahre über das deutſche Sprachgebiet ſich ergießt, möchte man annehmen, daß das „alte ewige Lied“ doch nun ausgeſungen ſein dürfte. Aber Jeder, der es verſteht, ſeine eigene Note anzuſchlagen, überzeugt vom Gegentheil, und Salus gehört wahrhaftig zu jenen, heute nicht allzu zahlreichen Poeten, die unſer Schriftthum mit einem neuen Ton bereicherten. Daß es ein Deutſchböhme iſt, der dieſe Anerkennung findet und verdient, iſt doppelt erfreulich, denn es beſagt; daß man in Böhmen doch nicht — wie die Tſchechen manchmal höhnen — ausſchließlich auf den reichen Vetter jenſeits der Grenze angewieſen iſt. Salus iſt durch und durch ein moderner Menſch, und nicht zuletzt ſchlägt das in ſeinen Gedichten durch. Er iſt ein modern Denkender und Empfindender, aber zu den Dichtern der „Moderne“ darf man ihn beileibe nicht zählen, jener „Moderne“, deren Vertreter ſich für ihre Interjektionsdichtungen eine neue abgeriſſene Sprache zurecht gelegt haben und uns glauben machen wollen, daß das Saloppe wohldurchdachte Kunſt ſei, daß Unverſtändliches Unverſtandenes bedeute. Salus' Gedichte zeigen in ihren ſchönen und reinen Formen eine anmuthige Beweglichkeit der Sprache, voll entzückender Grazie. Was ihm im Leben begegnet, den tauſend Bildern des Alltags gewinnt er Beziehungen für ſeine Dichtungen ab; er ſieht nichts anderes, als was wir Alle ſehen, aber er ſieht es eben anders. Bald ſpricht aus dieſen Verſen eine ſchönheitstrunkene Seele, bald ein ſinniger Humor, der ſich ſtark genug fühlt, alle Rauhheiten des Lebens glätten zu können; und dann wieder ſtellt zur rechten Zeit ein ernſtes Wort ſich ein, das ein vornehmes Empfinden und weiches Mitempfinden ſpiegelt. Ein deutſcher Lyriker, der Herz und Schmerz nie gereimt hat, weil ein ſolcher Widerklang auch ſeinem Weſen fremd iſt, das iſt allerdings eine Beſonderheit und, ſagen wir gleich: eine rühmliche Beſonderheit. Aus dieſen Gedichten ſpricht eine geſunde Lebensfreude, ein helleniſch-freier Geiſt, ein überquellendes Kraftbewußtſein, das etwas wie von ewiger Jugend in ſich zu verſpüren vermeint. Nur zwei kleine Gedichte „Acherontiſche Siziliane“ ſeien aus dieſer Sammlung angeführt, in denen dieſe verſchiedenen Saiten angeſchlagen werden:

Der Wunſch.

In meine Hände, wenn ich einmal ſterbe,
Legt eine volle, blühende Guirlande,
Und dieſen Wunſch erfülle mir mein Erbe!
Daß an des Acherons tieferntſtem Strande
Ich mir der Fahrtgenoſſen Gunſt erwerbe,
Erſchein' ich heiter, Roſen am Gewande;
Daß Charon lächeln muß, der düſter derbe,
Und daß ſich mein Empfang, wenn ich dort lande,
Vom Widerſcheine meiner Blüthen färbe. . . .

Die Sprache.

Ein Häuflein Seelen ſtand ſchon fröſtelnd hier
Auf Charon wartend und den dunklen Nachen;
Da war es ſeltſam und vertraulich ſchier,
Als wir das grauenvolle Schweigen brachen;
In einer Sprache ſprachen alle wir,
Eh' wir im Boot des Tods vom Strande ſtachen,
Und ſprachen lächelnd, ohne Haſt und Gier,
Und Frieden war's und Milde, was wir ſprachen.

Das jüngſte Buch von Hugo Salus: „Ehefrühling“ erſcheint in einem höchſt originellen Gewande: mit einem prächtigen Buchſchmuck vom Worpsweder Heinrich Vogeler; fügen wir gleich hinzu: es bedarf dieſes Schmuckes nicht, es beſteht für ſich. Das Glück der Ehe, notabene: der eigenen Ehe zu beſingen, das iſt ein Wagniß. Es iſt nicht etwa Konvention, ſondern ein recht allgemeines Empfinden: der Dichter darf uns die Geliebte beſingen, ſeine getreue oder ſeine ungetreue, und dieſer Vorwurf wird vorausſichtlich noch durch einige Jahrhunderte Intereſſe wecken. Dichteriſcher Ueberſchwang, der der Braut gilt, läßt wohl ſchon weſentlich kälter, aber der Sang an die eigene Frau, das, meint man, ſei — Privatſache. Eher dürfte noch der Maler das Bild ſeiner Frau den Blicken Aller vorführen, ſelbſt wenn es nicht mit jener Wahrheitsliebe geſchieht, die Rubens auf ſeinem bekannten Bilde bekundete. Aber der glückliche Salus, dem jeder Tag zu einem Feiertage wird, durfte auch dieſes Wagniß unternehmen, und es iſt ihm geglückt. Es ſpricht wieder ſoviel ſonnige Heiterkeit aus dieſen Verſen, daß ſie uns mit ihrer Anmuth und Grazie ganz gefangen nehmen. Die Kunſt des Dichters entwaffnet den Kritiker, der dem Dichter deſſen Vorwurf zum Vorwurfe machen möchte, und man ſchließt ſich zuletzt den Worten des Dichters ſelbſt an, der alle dieſe Fragen vorweg nimmt und in dem liebenswürdigen Gedichte „Epilog“ beantwortet:

Hätt' ich das Glück, davon dies Büchlein lebt,
Dies Glück, das ſich im kleinen froh beſcheidet
Und Wahrheit mit dem Schein des Trugs umkleidet,
Am Buſen einer fremden Frau erlebt.

Seltſame Menſchen, die ihr ſchwer vergebt,
Daß ſich von euch der Künſtler unterſcheidet,
Ihr hättet mir gelauſcht und mich beneidet,
Weil mich ein Schwarm von Grazien umſchwebt.

So aber konnt' ich armer Schelm nur künden
Von einem Glücke, ſchlicht und bürgerlich,
Von einem Glück, ganz bar pikanter Sünden.

„Wie philiſtrös!“ ſchmäht ihr, geſtrengen Richter,
„Philiſterglück!“
Mein Weibchen tröſtet mich:
„Philiſter über dir! du biſt ein Dichter!“

. . . . Sie arbeiten und dichten inmitten ihrer Kämpfe, die Deutſchen in Böhmen, es ſprießt und blüht in ihrem Dichtergarten. Ein jedes gute deutſche Buch, das uns aus Prag kommt, iſt auch ein nationales Lebenszeichen, das laut und eindringlich bezeugt, wie viel gutes und tüchtiges Deutſchthum auf jenem Boden noch zuhauſe iſt.

Anton Reitler.

---

7) München, Albert Langen.
8) Leipzig, Eugen Diederichs.

Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Schulreform in Griechenland und auf Kreta. Während man im Königreich Griechenland in der ſo dringend nöthigen Reorganiſation des Schulweſens noch immer nicht von Worten zu Thaten übergegangen iſt, beginnt die kretiſche Regierung unter der thatkräftigen Verwaltung des Prinzen Georg und mit modifizirter Aneignung des wirklich Brauchbaren aus dem neuen, von dem — leider ſchon wieder geſtürzten — Kultusminiſter Eftaxias ausgearbeiteten

Reformprogramm eine eifrige Thätigkeit zu entfalten, um ein geordnetes Schulwesen zu schaffen. Da, wie bemerkt, die Organisation desselben sich vielfach an die Reformpläne des Königreichs anlehnt, müssen wir zunächst einen Blick auf diese werfen. Der Hauptpunkt betrifft die Verlängerung des Schulbesuches auf eine Gesammtdauer von zwölf Jahren, indem der bisher dreijährige Volksschulkursus auf vier und die Unterstufe der Mittelschule (hellenische Schule) auf fünf (bisher vier) Jahre erhöht wird. Ferner wird diese hellenische Schule dem Gymnasium gegenüber verselbständigt, in der Weise, daß sie den Unterbau desselben bildet und etwa unsrer höheren Bürgerschule entspricht, auf dem sich ein zweitheiliger Oberbau aufsetzt, ein humanistischer und ein realistischer, deren jeder drei Jahreskurse umfaßt. Jener entspricht unserm Gymnasium, dieser unsrer Oberrealschule; dort wird vorzugsweise Griechisch und Lateinisch, hier neuere Sprachen (Französisch und Deutsch oder Englisch) und Naturwissenschaft gelehrt. Wie man sieht, wäre also hier das Frankfurter System im Prinzip verwirklicht. Auch die Anforderungen an die Lehrer sollen durch Einführung eines Staatsexamens erhöht und zugleich ihre soziale Stellung gesichert werden, theils durch Gehaltsverbesserung, theils und besonders durch Ausschließung jeder willkürlichen Versetzung, Degradirung oder Absetzung durch die gerade am Ruder befindliche politische Partei. Endlich soll eine fest organisirte, unabhängige Schulverwaltung eingeführt werden mit einem dem Kultusministerium zugehörenden Aufsichtsrath an der Spitze, an welchen die Behörde der acht Inspizienten über die in ihrem Amtsbezirk gemachten Beobachtungen zu berichten haben. Ein Theil dieser Reformpläne ist nun bei der Neuorganisation des kretischen Schulwesens, die im Oktober vorigen Jahres zum Gesetz erhoben wurde, bereits berücksichtigt worden. Wie wir einem interessanten Aufsatz der Athener volkspädagogischen Zeitschrift „Ἐθνικὴ Ἀγωγή“ entnehmen, ist der Besuch der Volksschule auch hier auf vier Jahre bemessen, während die höheren Bürgerschulen leider ihre drei Klassen behalten haben. Dagegen ist bei den zwei Gymnasien (in Kanea und Heraklion) mit siebenjährigem Kursus die Zweitheilung durchgeführt, und zwar vom fünften Jahre ab in eine philologische und eine pädagogische Abtheilung. Letztere, in der u. a. das Latein wegfällt, soll zugleich die noch fehlenden Lehrerseminare ersetzen, erstere bereitet zur Universität vor. Erfreulich ist, daß in dem Lehrplan namentlich der Volksschule den Bedürfnissen des praktischen Lebens weit mehr Rechnung getragen wird als im Mutterlande. Es werden hier auch die Elemente der Bürgerkunde, ferner in den Knabenschulen Landwirthschafts-, in den Mädchenschulen Handarbeits- und Seidenzuchtunterricht ertheilt. Auch in den höheren Bürgerschulen wird versuchsweise der Handfertigkeitsunterricht eingeführt. Ein weiterer Vorzug vor den Einrichtungen des Königreichs ist, daß in den drei Klassen des humanistischen Gymnasiums ein Schulgeld erhoben wird, wodurch dem Zudrang zu den gelehrten Berufen etwas gesteuert werden soll. Auch die in Griechenland erst erstrebte Sicherstellung der Lehrer ist in Kreta bereits gesetzlich geregelt: Professoren wie Volksschullehrer sind fest angestellt und können nur in besonderen, durch das Gesetz bestimmten Fällen abgesetzt werden. Endlich ist auch für eine straffe Verwaltung gesorgt worden durch Einführung einer Oberleitung; diese liegt in den Händen eines obersten Schulraths, dem ein Generalinspektor und diesem vier Provinzialinspektoren unterstehen. Diese berufen die Lehrer ihrer Provinz zu einer jährlichen Berathung. Wie man sieht, braucht sich Kreta nicht darüber zu beklagen, daß es dem griechischen Staate noch nicht einverleibt worden ist, vielmehr wird die freie Stellung der Insel nur zu einer heilsamen Rückwirkung auf die Zustände des Königreichs führen können, was man in dessen Interesse nur wünschen darf. K. D.

* **Aachen.** Die Würde eines Doktor-Ingenieurs honoris causa ist von der hiesigen technischen Hochschule dem früheren vortragenden Rath im Kultusministerium Dr. Wehrenpfennig verliehen worden.

* **Berlin.** Prof. Dr. Litten, der leitende Arzt des städtischen Krankenhauses und Privatdozent an der hiesigen Universität, ist zum außerordentlichen Professor befördert worden und hat zugleich einen Lehrauftrag für innere Medizin mit besonderer Berücksichtigung der Unfallheilkunde erhalten. — Zum Direktor des neuen Museums für Meereskunde, das gegenwärtig an der Universität geschaffen wird, ist Geh. Reg.-Rath Prof. Frhr. v. Richthofen, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ernannt worden.

* **Paris.** Die Académie des sciences morales et politiques hat den Preis Franz-Joseph Audiffred für das Jahr 1900 dem Dr. Yersin, dem Entdecker des Anti-Pest-Serums, zuerkannt.

Jahrgang 1900. München, Samstag, 30. Juni. Nummer 147.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Uebersicht.

Tolstoj's „Auferstehung".

Noch einmal hat der nie ruhende, wirkungsbedürftige und arbeitsfreudige Einsiedler von Jasnaja Poljana alle seine darstellende Kraft gesammelt, um in einer von apostolischen Geist durchwehten Prosadichtung zu seinen nunmehr schon über die ganze gebildete Welt verbreiteten Gläubigen zu sprechen. Dem Vorsatz, den er in den achtziger Jahren kundthat, sich von jeder rein dichterischen Thätigkeit loszusagen und nur noch der Bearbeitung und Durcharbeitung religiöser, moralischer und sozialer Fragen zu leben, ist er demnach scheinbar untreu geworden. Das Evangelium, das er, jenem Bekenntniß zufolge, nur noch in ganz direkten, unmittelbar auf den Kern eingehenden Untersuchungen, Briefen und Ansprachen predigen und — was noch mehr bedeutet — durch das Beispiel eigener Lebensführung verkünden wollte, hat er jetzt, da sein Lebenstag sich schon dem Abend zuneigt, nun doch nochmals in ein Gleichniß gehüllt; gleichsam als sei er doch wieder zu der Ueberzeugung gekommen, daß Gleichnisse tiefer und weiter wirken als das einfache, sei es noch so überzeugungsvoll ausgesprochene Wort.

Es war das eigentlich von vornherein zu erwarten. Allzu innig ist in Tolstoj's Wesen der Apostel mit dem Dichter verbunden, als daß der letztere auf die Dauer ganz hätte verstummen können. Schon in der Art, wie Tolstoj seine soziale Mission auffaßt, kommt ein rein imaginatives Element zur Geltung, das unwillkürlich zum poetischen, gleichmäßigen Ausdruck hindrängt; und umgekehrt ist stets — von seinen ersten Novellen und seinem ersten großen Roman „Krieg und Frieden" an bis zur „Anna Karenina" und der neuen, uns heute beschäftigenden Dichtung — die poetische Aufgabe bei ihm so gänzlich von einer zur inneren Nothwendigkeit gewordenen moralischen Forderung abhängig, daß keines seiner dichterischen Werke lediglich als ein Kunstwerk an sich aufgefaßt werden kann.

Damit soll nicht gesagt sein, daß Tolstoj's rein dichterische Eigenschaften geringer anzuschlagen seien. Im Gegentheil: gerade dadurch, daß sie in der Tiefe seiner moralischen Natur ihre Wurzeln haben, erscheinen sie in ihrer intellektuellen Bedeutung erhöht. Noch mehr: Tolstoj's scharfe Beobachtungsgabe, seine außerordentliche, in die tiefsten Schlupfwinkel der Seele eindringende Menschenkenntniß und die große Ausdrucksfähigkeit, die seiner immer streng realistischen Darstellung innewohnt, sind im Grunde von seiner, wie ich sie kurz nennen möchte, „apostolischen" Natur bedingt. Ein Dichter, der in lebenslanger, zum Theil quälerischer Selbstprüfung die Falten der eigenen Seele durchforscht hat und hiebei mit einem unerbittlichen Wahrheitsbedürfniß vorgegangen ist, mußte dadurch von selbst den klaren Blick für die zartesten Regungen der menschlichen Seele im allgemeinen gewinnen. Die leisesten, am Nebenmenschen beobachteten Symptome mußten ihm genügen, um das Wesen der auch in der Brust des Anderen sich abspielenden Vorgänge festzustellen und in eine einfache Formel zu bringen. Die Umwelt wird nothwendigerweise dem verdeutlicht, der die eigene Innenwelt mit seinem Spürblick zu durchdringen gelernt hat. Alle tief religiösen, tief fühlenden und streng in sich selbst forschenden und an sich selbst arbeitenden Menschen sind im allgemeinen auch große Menschenkenner und Seelenergründer; mit der Einschränkung freilich, daß sie in dem Anderen eben auch nur das rasch und klar zu entdecken und zu überschauen vermögen, was in ihnen selbst lebendig entwickelt ist und wirkt.

Diese allgemeine Einschränkung ist für Tolstoj's poetische Gestaltenbildung von um so größerer Bedeutung, als der Dichter absichtlich den Kreis der von ihm zur Erörterung gestellten Probleme möglichst einschränkt und von vornherein nur eine oder einige ganz bestimmte Fragen zu beantworten sich vornimmt. Er läßt sich also in der Führung der Handlung nicht von der Entwicklungsmöglichkeit seiner Gestalten nach den verschiedensten Seiten des Menschenthums hin gleichsam wie von einem Strome tragen, sondern zwingt sie, in den festen Geleisen bestimmter Gedankengänge sich zu bewegen. Diese Gedankengänge tragen aber stets einen dogmatischen Charakter an sich. Was der Dichter in sich selbst erfahren und durchgemacht, d. h. durchgelebt und durchgedacht hat, wird in der Seele seines Helden zu einem kategorischen Imperativ, der wie ein Schicksal auf diesem lastet und zugleich den Leser in seinen Bannkreis zwingt. Die Forderung, die Tolstoj stets in Form eines Dogmas aufstellt und die er ja auch in seinem eigenen Privatleben zu erfüllen sucht, ist dieselbe, die in allen Perioden überreifer Kultur in den Herzen und in den Köpfen der Reformatoren mit zwingender Gewalt ins Leben trat. Sie zielt auf die Wiedergewinnung des rein Menschlichen hin, auf die Losschälung der ethischen Grundbedingungen unsres Daseins aus den sie verhüllenden und überwuchernden Lebenformen, die ihm von der sozialen Gemeinschaft aufgezwungen werden. Sie lautet mit einem Worte: Erlösung des Menschen aus der Gewalt der Gesellschaft.

Darin, daß Tolstoj alle seine Gestalten unter dem Gesichtswinkel dieses Gegensatzes zwischen Individuum und Gesellschaft auffaßt und darstellt, zeigt sich vor allem die Einschränkung, von der wir oben sprachen. Es kommt noch hinzu, daß der Dichter mit echt realistischer Begabung die Handlung stets nur in die Welt legt, die ihn selbst umgibt. Es ist die slavische Kultur, in der bei ihm jener Gegensatz seinen Ausdruck findet, diese Kultur mit allen Schwächen und Halbheiten der künstlich aufgepfropften Formen, zugleich aber auch mit den vielen liebenswürdigen, ureigenen und kräftigen Zügen, die den europäischen Leser und Kulturmenschen vielfach so fremd anmuthen. Nun scheint es aber, als ob dort, gerade weil das Indi-

viduum noch mehr von seiner Ursprünglichkeit bewahrt hat, auch der innere Kontrast zwischen ihm und der sozialen Organisation in ihrer modernen Ausgestaltung schärfer wirke und schmerzlichere Wunden schlage, als es bei uns der Fall ist. Die Reizbarkeit ist dort noch größer, weil die innerliche Verarbeitung der äußeren Kulturformen noch nicht so weit vorgeschritten ist, wie in der westeuropäischen Gesellschaft. Die Schmerzen, die der tiefer fühlende und denkende Russe — und ein solcher ist Tolstoj nach jeder Richtung hin — jetzt zu überwinden hat, sind zum großen Theil von dem westeuropäischen Kulturmenschen schon in früheren geschichtlichen Perioden getragen und überwunden worden. Die scharfen Gegensätze zwischen ursprünglichem Menschenthum und einem Dasein, wie es das Leben in einer großen Kulturgemeinschaft nothwendig erzeugt, werden hier wohl noch gefühlt, aber auch in ihrer Unumgänglichkeit erkannt. Wenigstens bemüht sich unser ganzes Geistesleben, unsre ganze Erziehung, sie durch diese Erkenntniß in ihrer Einwirkung auf das Individuum zu mildern und eben aus dieser Erkenntniß heraus die Mittel zu gewinnen, sie durch praktische Anpassung an das Nothwendige theilweise zu überbrücken. Mit anderen Worten: unsre westeuropäische Kultur ist im Hinblick auf jene Gegensätze zu der Methode der Kompromisse gelangt. Diese aber werden von dem russischen Dichter von vornherein verworfen. Und hierin offenbart sich nach einer anderen Richtung hin die Einschränkung, die seine dichterische Beobachtung und Darstellung nothwendig erleidet.

Tolstoj will keine Kompromisse, er gesteht dem Menschen das Recht, solche zu machen, auf keinem Gebiete des vielgestaltigen Kulturlebens zu. Sein kategorischer Imperativ lautet in einfachster Formulirung: gehorche dem, was dein Gewissen dir gebietet! sei ein Mensch, wie Gott dich geschaffen, nicht wie die Welt dich umgebildet hat! Und sein neuester Roman stellt sich auf jeder seiner Seiten als eine Verkündigung dieses Imperativs dar. Die Auferstehung erlebt sein Held in seinem Inneren; es ist die Auferstehung des reinen, gottgeschaffenen und gottgewollten Individuums aus der Grabesnacht, in die er durch die Forderungen einer in sozialer, religiöser und sittlicher Hinsicht ganz verworrenen, mit falschen, unlogischen Anschauungen durchsättigten Umwelt geworfen worden war.

Das Erscheinen der „Auferstehung" bildet eine Geschichte für sich. Wir müssen diese, ehe wir an die Analyse des Werkes selbst gehen, hier kurz vorwegnehmen, da durch sie manches Licht auf den an einigen Stellen sprunghaften Inhalt der Dichtung fällt. Tolstoj hatte den Roman noch nicht fertig geschrieben, als schon die St. Petersburger Wochenschrift „Niwa" („Die Flur") seine Veröffentlichung begann. Der Dichter, überhaupt ein langsamer, sorgsam überlegender und stets nachbessernder Arbeiter, lieferte das Manuskript in kleinen, jedesmal nur für eine Nummer ausreichenden Stücken und arbeitete dann auf den Korrekturbogen noch vieles in den Einzelheiten um; auch die russische Zensur, die wohl nur wegen dieser Veröffentlichung in Stücken den Roman nicht von vornherein verbot, verlangte vielfache Aenderungen und Kürzungen des ursprünglichen Textes. So kam es, daß das Werk nicht nur in jener Zeitschrift mit mehreren Unterbrechungen herauskam, sondern auch bei diesem seinem ersten Erscheinen schon in seinem Gefüge manche Verschiebungen erfuhr. Als es dann (im September vorigen Jahres) innerlich wie äußerlich abgeschlossen schien, erklärte auf einmal der Autor zur großen Ueberraschung der Leser der „Niwa", daß er den beiden schon vollendet vorliegenden Theilen noch einen dritten hinzufügen müsse. Dieser Schlußtheil begann erst drei Monate nach der vollendeten Veröffentlichung der beiden vorhergehenden Theile zu erscheinen, so daß das ganze Werk, wie es uns jetzt in mehreren deutschen Uebersetzungen[1]) vorliegt, in der genannten Zeitschrift thatsächlich erst im Januar dieses Jahres seinen endgültigen Abschluß fand.

In ihren ursprünglichen Grundzügen war die Handlung dieses Romans von einer, man möchte sagen: ergreifenden Einfachheit. Der Fürst Nechljudow hatte als junger Offizier während eines Besuchs auf dem Gute seiner Tanten die Katjuscha, ein siebzehnjähriges Mädchen niederer Herkunft, das dort erzogen worden war und als Zimmermädchen beschäftigt wurde, in einer Aufwallung seiner „animalischen Natur" verführt. Während eines anfangs bewegten und schließlich in den geschäftigen Müßiggang des vornehmen, reichen, aber berufslosen Aristokraten auslaufenden Lebens hat er jene kurze Liebesepisode und das arme Geschöpf, das in ihr als Opfer blieb, längst vergessen. Da wird er als Geschworener in die Lage gebracht, über eine Prostituirte, die des an einem reichen Kaufmann verübten Giftmordes angeklagt ist, mit abzuurtheilen. Er erkennt in der Angeklagten jene Katjuscha wieder, die nun ihren richtigen, für den weiteren Gang des Romans vorbedeutungsvollen Namen Maslowa („die Gerettete") trägt; er erkennt sie wieder trotz der Veränderung, die die inzwischen verflossenen zehn Jahre mit ihrem Elend und ihrer grauenhaften sittlichen Verwilderung an dem einst so reizenden Geschöpfe vorgenommen haben, wird aber von ihr nicht wiedererkannt. Das Verhör, von theils zerstreuten, theils voreingenommenen Richtern lässig und unrichtig geführt, überzeugt ihn und die anderen Schöffen, daß die Unglückliche das ihr zur Last gelegte Verbrechen nicht begangen hat. Gleichwohl wird sie infolge der falschen Fragestellung des die Verhandlung leitenden Juristen und der ungeschickten Beantwortung der Fragen durch die Schöffen „rechtmäßig" zu vier Jahren Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilt. In dem Fürsten Nechljudow beginnt sofort, nachdem er die Angeklagte erkannt, ein vom Dichter mit unerreichbarer Meisterschaft geschilderter, innerer Prozeß sich zu vollziehen, der während der einzelnen, in der ausführlichsten Breite dargestellten Phasen der gerichtlichen Verhandlung an Gewalt und Furchtbarkeit von Schritt zu Schritt zunimmt. Ohne sich der Umgebung des Gerichtssaales durch eine Miene, durch ein Wort zu verrathen, muß er, überwältigt von der Fluth der plötzlich heraufbeschworenen Erinnerungen aus seiner Jugendzeit, eine Selbstanklage der erschütterndsten Art gegen sich richten: er übersieht auf einmal, wie in einem klaren Spiegel zu einem einheitlichen Bilde zusammengedrängt, sein ganzes bisheriges verworrenes Wesen, er fühlt die Schuld, die ihm selbst aus der sittlichen und sozialen Verderbniß des von ihm zugrunde gerichteten Mädchens erwachsen ist, er geht, als er den letzten Verzweiflungsschrei desselben: nicht schuldig bin ich, nicht schuldig! durch den Saal hat gellen hören, als ein innerlich Gerichteter aus der Verhandlung fort. Aber zugleich auch als ein Geretteter. Denn mit unwiderstehlicher Gewalt ist zugleich der Entschluß in ihm emporgestiegen, sein an jenem Geschöpfe begangenes Unrecht auf jede Weise zu sühnen. „Nein, es ist unmöglich, es so zu lassen," sagt er zu sich selbst, und sogleich beginnt er, mit der größten Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, den Weg zur Sühne zu beschreiten. Nachdem er vergebliche Schritte

[1]) Wir citiren im folgenden nach der bei F. Fontane u. Co. in Berlin erschienenen, ersten vollständigen, im Auftrage des Verfassers hergestellten Uebersetzung von Wadim Tronin und Ilse Frapan.

gethan, das Urtheil aufzuheben, beschließt er, die Verurtheilte, der er sich zu erkennen gegeben, trotz ihrer schrecklichen Vergangenheit zu heirathen und ihr nach Sibirien zu folgen. Vorher gibt er seine Güter den „rechtmäßigen Besitzern", den Bauerngemeinden, zurück und entäußert sich aller Vortheile, die seine Geburt ihm in die Wiege gelegt hat. Als ein einfacher Mensch gesellt er sich zu den armen Menschenkindern, die dorthin ihren Leidensweg antreten. Am Schlusse des zweiten Theils des Romans — also am ursprünglich geplanten Schlusse der ganzen Dichtung— sehen wir ihn inmitten eines Haufens von Arbeitern in dem Eisenbahnzuge, der einer Ladung von Verbrechern, unter ihnen die Maslawa, nach dem fernen Straforte folgt. „Ja, eine ganz neue, andere, neue Welt! dachte Nechljudow, während er diese hageren muskulösen Gliedmassen, die groben, zuhause gemachten Kleider und die verbrannten, freundlichen und gequälten Gesichter betrachtete, und er fühlte sich von allen Seiten von ganz neuen Menschen umgeben mit ihren ernsten Interessen, Freuden und Leiden des wahren, arbeitsamen und menschlichen Lebens. ‚Hier ist sie — le vrai grande monde,' dachte Nechljudow, indem er sich der vom Fürsten Kortschagin gesprochenen Phrase und jener ganzen müßigen, luxuriösen Welt der Kortschagins mit ihren nichtigen, kläglichen Interessen erinnerte. Und er hatte das Gefühl des Reisenden, der eine neue, unbekannte und schöne Welt entdeckt hat."

Diesen Grundlinien der Handlung mit einem sicheren Ueberzeugtsein von ihrer Folgerichtigkeit zu folgen, wird uns zunächst nur dadurch möglich, daß wir uns mit dem Dichter in die inneren Wandlungen einer im Grunde komplizirten Natur, wie sie die des Fürsten Nechljudow ist, vertiefen. Tolstoj bewährt sich bei der Darlegung der Nothwendigkeit des inneren Umschwungs, der „Auferstehung", die sein Held erlebt, als ein echt realistischer und in dem oben angedeuteten Sinne seelenkundiger Schilderer. „Es ist einer der gewöhnlichsten und verbreitesten Aberglauben," so sagt er an einer Stelle, „daß jeder Mensch nur eine ihm zugehörige, bestimmte Eigenschaft habe, daß ein Mensch gut, böse, klug, dumm, energisch, apathisch und so weiter sei. Die Menschen pflegen nicht so zu sein. Wir können von einem Menschen sagen, daß er öfter gut als böse, öfter klug als dumm, öfter energisch als apathisch und umgekehrt sei, aber es ist nicht wahr, wenn wir von einem Menschen sagen, daß er gut oder klug und von einem anderen, daß er böse oder dumm sei. Wir aber theilen die Menschen immer so ein. Und das ist nicht richtig. Die Menschen sind wie Flüsse: das Wasser ist überall gleich, überall dasselbe, aber jeder Fluß ist bald schmal, bald rasch, bald breit, bald still, bald rein, bald kalt, bald trüb, bald warm. Ebenso auch die Menschen. Jeder Mensch trägt in sich die Keime aller menschlichen Eigenschaften, und manchmal offenbart er die einen, manchmal die anderen, und ist sich selbst ganz und gar nicht ähnlich, während er doch immer dasselbe Selbst bleibt. — Bei einigen Menschen pflegen diese Wendungen sehr scharf zu sein. Und zu solchen Menschen gehörte Nechljudow. Diese Wandlungen rührten bei ihm sowohl von physischen wie von geistigen Ursachen her. Und eine solche Umwandlung war jetzt mit ihm vorgegangen." Der Held des neuen Tolstoj'schen Romans ist also ein ebenso impulsiver wie leicht beeinflußbarer Charakter. Er repräsentirt als solcher den liebenswürdigen Typus unter den Slaven. Er ist ebenso leicht den edelsten Regungen zugänglich und läßt sie mit großer Leidenschaftlichkeit zu Normen für sein ferneres Handeln werden, wie er vorher sich den verderblichen Einflüssen der ihn umgebenden großen Welt hingegeben hatte und gedankenlos in dem Strom mitgeschwommen war. Von Grund aus herrscht die gute Mischung in seinem Wesen vor. Als Student war er noch fähig gewesen, den „begeisterungsvollen Zustand" durchzuleben, „wo der Jüngling zum erstenmal nicht nach fremden Anweisungen, sondern selbständig die ganze Schönheit des Lebens und die ganze Bedeutsamkeit der Aufgabe, welche dem Menschen im Leben angewiesen ist, erkennt, wo er die Möglichkeit der unendlichen Vervollkommnung sowohl seiner selbst wie auch der ganzen Welt sieht und sich dieser Vervollkommnung nicht nur in Hoffnung ergibt, sondern in voller Ueberzeugung an die Erreichbarkeit all der Vollkommenheit, welche er sich vorstellt. In diesem Jahre hatte er noch auf der Universität ‚die soziale Statik' von Spencer gelesen, und Spencers Auseinandersetzungen über den Grundbesitz machten auf ihn einen großen Eindruck, besonders da er selbst der Sohn einer Großgrundbesitzerin war. Er hat damals zuerst die ganze Grausamkeit und Ungerechtigkeit des Privatgrundbesitzes begriffen, und als einer der Menschen, für welche das Opfer im Namen moralischer Forderungen den höchsten geistigen Genuß bildet, entschloß er sich, von seinem Eigenthumsrecht auf den Boden keinen Gebrauch zu machen und das Land, welches er vom Vater geerbt, sogleich an die Bauern abzugeben. Ueber dasselbe Thema schrieb er auch seine Abhandlung." In dieser gehobenen Jugendstimmung hatte Nechljudow auch zum erstenmal die reizende Katjuscha kennen und lieben gelernt; damals noch in einer reinen Liebe. Ein erster Kuß, den er mit ihr bei einem Gesellschaftsspiele tauscht, hatte ihn mit der höchsten Wonne erfüllt, aber noch nicht seine „animalische Natur" rege gemacht. „Damals erschien ihm das Weib als ein geheimnißvolles und reizendes, eben durch das Geheimniß reizendes Wesen." Mit der jungen reinen Liebe im Herzen reiste er nach diesem ersten Aufenthalt von dem Gute seiner Tanten ab, um einer gewaltigen Veränderung seines ganzen Wesens entgegenzugehen. „Und diese ganze furchtbare Veränderung rührte bei ihm nur davon her, daß er sich selbst zu glauben aufgehört und Anderen zu glauben angefangen hatte." Er war Offizier in einem russischen Garderegiment geworden und war damit in die große Welt eingetreten. Aus dem ehrlichen selbstverleugnenden Jüngling, der sich jeder guten Sache hinzugeben bereit war, wurde jetzt im Handumdrehen ein raffinirter Egoist. Alles nur aus Furcht vor dem Urtheil der Gesellschaft. „Glaubte er sich selbst, so war er immer der Mißbilligung, dem Tadel der Leute ausgesetzt; glaubte er den Anderen, so hatte er Beifall von den ihn umgebenden Leuten."

Es ist also lediglich die Gesellschaft, welche den Helden herabwürdigt, welche ihn zu der Bestialität gegenüber dem früher so rein geliebten Mädchen verleitet hat. Die Hingabe an die Welt muß nach Tolstoj's Urtheil auch den Besten verderben. Damit hört aber die Figur des Helden im Roman eigentlich auch auf, ferner noch eine selbständige Bedeutung zu haben. Sobald der zweite, durch die Gerichtsverhandlung bewirkte Umschwung im Wesen Nechljudows, die „große Reinigung seiner Seele" erfolgt ist, ist auch die Fortentwicklung seines Charakters abgeschlossen. Die Handlung verläuft im Hinblick auf sein Wesen im Sande, denn die Hindernisse, die Nechljudow bei der Ausführung seines heldenmüthigen Entschlusses, das an der Maslawa begangene Unrecht auf jede Weise zu sühnen, findet, stellen nur die äußeren Phasen des großen Prozesses dar, den nun Tolstoj gegen die ganze Gesellschaft und ihre Organisation anstrengt. Der Roman verliert von diesem Punkt an seinen Charakter als einheitliches, in sich harmonisch ausgebildetes

Kunstwerk; die wunderbaren Einzelheiten, denen wir auf Schritt und Tritt weiter begegnen, entschädigen für diesen Verlust nicht. Nur eine einzige Figur, die der Moslawa, entwickelt sich innerlich weiter und der ganze, nachträglich noch hinzugekommene dritte Theil ist im Grunde lediglich dieser Weiterentwicklung gewidmet. Doch auf diesen Punkt werden wir erst weiter unten mit einigen Worten wieder zurückkehren können.

Indem Tolstoj seinen Helden sein ursprüngliches Wesen wiederfinden läßt, führt er denselben zugleich zum Volke zurück. In den Gefängnissen, auf dem Lande bei seinen Bauern und später in dem Zuge der nach Sibirien pilgernden Verbannten verkehrt der Fürst nun täglich mit den Armen und Geplagten; nur bei den vergeblichen Versuchen, die Kassation des gegen die Moslowa ausgesprochenen Urtheils zu erwirken, kommt er wieder in Berührung mit seinen früheren Standes- und Lebensgenossen, mit Senatoren und hohen Staatswürdenträgern, deren Vermittelung er nachsucht. Dadurch hat Tolstoj auf geschickte Weise die zwei großen Gewalten, das Volk auf der einen, die „Gesellschaft“ auf der anderen Seite in den Mittelpunkt seiner Dichtung gerückt; Nechljudow spielt fernerhin nur die Rolle des unfreiwilligen Bindegliedes zwischen ihnen. Das Volk aber, die Unterdrückten, Mißhandelten, Verachteten, erhebt in allen seinen, von dem Dichter uns vorgeführten Lebensverhältnissen eine furchtbare Anklage gegen die erwähnte, in Genuß und in Selbstsucht versunkene gedankenlose „Gesellschaft“. Hier beginnt die Darstellung Tolstoj's über den Rahmen einer Dichtung vielfach hinauszuquellen; sozialpolitische, moralische Erörterungen, Kontroverse über ethische, rechtsgeschichtliche und andere Fragen nehmen zuweilen einen zu breiten Raum ein, obwohl es des Dichters bewußtes Streben zu sein scheint, durch Hervorhebung typischer Gestalten auch in diesem Theil seines Werkes lediglich gleichnißmäßig und also plastisch zu wirken. Das Theoretisiren steckt ihm doch allzusehr im Blute; der Apostel schiebt den Dichter beiseite. Und dieses Apostolat reißt den Autor ganz unwillkürlich zu krassen Einseitigkeiten hin, die er, wenn er lediglich als Dichter zu wirken beabsichtigt hätte, sicher vermieden haben würde.

Ueber diese Einseitigkeiten kommt man bei ruhigerem Ueberlegen der aufgeworfenen Fragen nicht hinweg, so tiefe Gewalt sie auch beim erstmaligen Lesen des Romans auf uns ausüben. Es ist ja das Wesen der Einseitigkeit, daß sie unmittelbarer trifft und wirkt. Aber das Frappirende der ersten Wirkung verfliegt so rasch wie Champagnerschaum. So bleibt auch die Empörung, die uns zuerst bei der oft grauenvollen Schilderung, die Tolstoj von der Vergewaltigung des Volkes durch die Beamteten und Großen des Reichs entwirft, nur so lange lebendig, als der unmittelbare Eindruck des lebhaft entworfenen Gemäldes wirkt. Und der Dichter ist es selbst, der uns mit seiner Sucht, die allgemeinen Folgerungen aus seinen Einzelscenen theoretisch zu ziehen, zu dem Nachdenken anreizt, vor dem diese Folgerungen nicht immer bestehen können. Er zerstört also durch Moralisiren wieder, was er durch das Gleichniß erreicht hat.

Die Grundfrage, zu der Nechljudow auf Grund seiner Beobachtungen und noch mehr seiner Reflexionen über das Geschaute gelangt, ist die: was gibt einer kleinen Anzahl von Menschen das Recht, die große Masse zu vergewaltigen? Und im besonderen: warum bestraft die Gesellschaft die Verbrecher? Nechljudow hat sich zur Lösung dieser ihn beschäftigenden und peinigenden Fragen auch an die Wissenschaft gewandt. „Er kaufte alles, was diese Frage betraf. Er schaffte die Bücher von Lombroso, Garofalo, Ferri, Liszt, Maudsleigh und Tarde an und las diese Werke aufmerksam.“ Aber er findet in den Auseinandersetzungen dieser Autoren keine Antwort auf seine Frage. „Diese Auseinandersetzungen erinnerten ihn an die Antwort, die er einmal von einem kleinen, aus der Schule kommenden Knaben erhalten. Nechljudow fragte den Knaben, ob er schon buchstabiren gelernt habe. ‚Ich habe es gelernt', antwortete der Knabe. ‚Nun, buchstabire: Pfote!' ‚Was für eine? Eine Hundspfote?' antwortete der Knabe mit schlauem Gesicht. Ebensolche Antworten in der Gestalt von Fragen fand Nechljudow in den wissenschaftlichen Büchern auf seine eine fundamentale Frage. Es gab dort sehr viel Kluges, Gelehrtes, Interessantes, aber keine Antwort auf die Hauptsache: mit welchem Recht die Einen die Anderen bestrafen?“ Und welches ist nun die Antwort, die Nechljudow aus eigenem Nachdenken findet? Sie fällt fast naiv verzweifelt aus: „Als er all dieser Menschen gedachte, kam dem Nechljudow mit ungewöhnlicher Klarheit der Gedanke, daß man sie alle ergriffen, eingeschlossen und verschickt habe, durchaus nicht etwa, weil sie sich gegen die Gerechtigkeit vergangen, die Gesetze verletzt hatten, sondern nur, weil sie die Beamten störten, den Reichthum zu genießen, welchen sie dem Volk abgenommen.“ Diese Beamten aber, „die meistens sanftmüthige gute Leute sind, sind nur böse geworden, weil sie dienen....“ „Alles hängt davon ab, daß diese Leute das für ein Gesetz anerkennen, was kein Gesetz ist und das, was ein ewiges, unabänderliches, unaufschiebbares, von Gott selbst in das menschliche Herz geschriebenes Gesetz ist, das erkennen sie nicht als Gesetz.“

Tolstoj scheint nach Abschluß des zweiten Theils seiner Dichtung selbst herausgefühlt zu haben, daß diese Antwort im Grunde nur negativen Charakter hat. Denn er entläßt uns mit dem Hinweis auf das ewige, von Gott selbst in das menschliche Herz geschriebene Gesetz, ohne jedoch darauf einzugehen, wie dieses Gesetz in dem menschlichen alltäglichen Leben zum Ausdruck kommen muß. Vielleicht wollte er in dem dritten, später angefügten Theil auch die positive Antwort geben, oder sie wenigstens andeuten. Ich kann den inneren Zweck dieses dritten Theil nicht anders verstehen, besonders nicht den überraschenden Schluß, den dann das Ganze findet.

Wir erleben in diesem dritten Theile alle Schrecknisse, all das Elend eines nach Sibirien ziehenden Sträflingtransportes. Tolstoj hat die Einzelheiten seiner oft Grauen und Ekel erregenden Schilderung einer solchen Reise zum Theil den schon bekannten, in ganz Europa Aufsehen erregenden früheren Darstellungen englischer, amerikanischer und auch russischer Schriftsteller entnommen. Es ist also sachlich nichts wesentlich neues, was er erzählt. Dagegen erfährt die Handlung des Romans eine äußerst feine und zarte Fortspinnung, indem nun die Figur der Moslawa in den Vordergrund tritt und die „Reinigung der Seele“ auch dieses unglücklichen Geschöpfes in ergreifender Weise geschildert wird. Moslawa findet ihr ursprünglich gutes Wesen wieder durch die Liebe. Die einstige zarte und selbstlose Liebe, die sie als junges Geschöpfchen für den Studenten Nechljudow gehegt, wacht wieder in ihrem Herzen auf, wo sie unter den Eindrücken eines unglücklichen wüsten Lebens tief begraben gelegen hatte. In der Art, wie Tolstoj dieses Erwachen der guten Instinkte sowohl in Nechljudow, wie dann später in der Moslawa zum Ausdruck bringt, zeigt er sich als der Dichter ersten Ranges. Hier genügen ihm wenige Andeutungen, um den Seelenzustand der Umkehrenden, der Auferstehenden, in all seiner Tiefe und Komplizirt-

heit klar vor unsern Augen zu entwickeln; hier ist er Meister der Situation nach jeder Richtung hin. Auch in Moslawa gipfelt die innere Umkehr in einem heldenhaften Entschlusse: sie opfert sich und ihre Liebe, um dem Geliebten seine persönliche Freiheit wiederzugeben. Das Opfer vollzieht sich jedoch durchaus nicht etwa auf romantische Weise. Moslawa kündet dem ihr ins Elend nachfolgenden Fürsten ihren Entschluß an, einen der Verbannten zu heirathen. Damit ist Nechljudow von der inneren Verpflichtung, sein Loos auch ferner an das der Unglücklichen zu ketten, entbunden, damit ist er der Freiheit und, wenn er will, auch der Welt, der „Gesellschaft" wiedergegeben.

„Seine Sache mit Katjuscha war nun zu Ende." Aber „seine andere Sache" war noch nicht beendigt. Im Gegentheil, „sie marterte ihn heftiger als je und verlangte, daß er sich bethätige. All das schreckliche Uebel, das er während dieser Zeit gesehen und erfahren hatte und besonders heute in diesem fürchterlichen Gefängniß, all das Böse triumphirte, herrschte, und man sah keine Möglichkeit, seiner Herr zu werden, ja, man konnte nicht einmal klar werden, wie es zu besiegen sei". Müde und niedergeschlagen von dem Etappengefängniß heimkehrend, wo er von der Moslawa für immer Abschied genommen, greift er nach einer Taschenausgabe des neuen Testaments, die ihm vorher von einem Engländer zugesteckt worden war, schlägt das Büchlein auf und beginnt dort zu lesen, wo es sich auseinandergeschlagen hat. Er trifft auf die Stelle (Matth. Kap. 28), an der Jesus den Jüngern die Frage beantworten soll: wer ist der Größte im Himmelreich? und auf das Kind hinweist. Er liest dann weiter die Antwort Jesu auf des Petrus Frage, wie oft man seinem Bruder, der sündigt, vergeben müsse, und er ist erschüttert über den letzten Vers des Kapitels, wo der Herr zum Schalksknecht spricht: „Solltest du denn dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe?" „Aber ist es wirklich nur das?" schrie Nechljudow laut auf, als er diese Worte gelesen hatte. Und die Stimme seines ganzen Innern sagte: „Ja, nur dies!"

„Seit dieser Nacht begann für Nechljudow ein ganz neues Leben, nicht so sehr, weil er in neue Lebensbedingungen eintrat, sondern weil alles, was mit ihm seitdem geschah, für ihn eine ganz andere Bedeutung als früher bekam. Womit diese neue Periode seines Lebens enden wird, wird die Zukunft zeigen."

Mit diesen Worten schließt der Roman. Nechljudow hat die positive Antwort gefunden; sie liegt in dem Gebote Jesu: liebe deinen Nächsten wie dich selbst!

Tolstoj entläßt den Leser also mit einem harmonischen Schlußaccord, der freilich schlecht stimmt zu den unaufgelösten Dissonanzen der beiden vorhergehenden Theile. Sein Apostolat gipfelt in der Predigt der Rückkehr zu der unentstellten Lehre Jesu. Der Dichter hat dadurch den Zorn der orthodoxen Kirche seines Vaterlands heraufbeschworen: gerade in den letzten Tagen durchlief das Verdammungsurtheil, das das russische Priesterthum gegen ihn geschleudert, die europäischen Zeitungen. Es wird ihn wenig kümmern. Er wird, wenn ihm die jüngst überstandene schwere Krankheit die Kräfte dazu übrig gelassen, in seinem apostolischen Wirken fortfahren und den Kampf gegen die „Gesellschaft", zu der auch das verknöcherte Kirchenthum gehört, mit den alten Waffen weiterführen. Eine andere Frage ist es, ob die weite und tiefe Wirkung, die er in der ganzen gebildeten Welt ausübt, nicht in erster Linie diesen herrlichen Waffen, seiner unvergleichlichen dichterischen Begabung und Darstellung, zu verdanken ist oder ob es der Inhalt seiner Predigt ist, der die Menschen erschüttert? Diese Frage verdient eine besondere Beantwortung, da sie in enger Beziehung steht zu dem Kampf der gewaltigen Gegensätze, die das geistige Leben unsrer Zeit beherrschen.

O. B.

Mittheilungen und Nachrichten.

-rt- **Rotationsdauer des Planeten Venus.** Wie schon in Nr. 86 dieser Beilage kurz berichtet wurde, ist es Hrn. Bélopolsky, Astronomen an der kaiserlichen Sternwarte in Pulkowa, gelungen, die Rotationsdauer des Planeten Venus durch fortgesetzte spektrographische Aufnahmen des letzteren zu bestimmen. Wie sich jetzt auf Grund von ausführlicheren, jüngst in den „Astronomischen Nachrichten" veröffentlichten Mittheilungen ergibt, ist diese Bestimmung freilich nur als eine ganz annäherungsweise zu betrachten. Die Ergebnisse der Ausmessung der einzelnen Platten zeigen nicht nur untereinander beträchtliche Abweichungen (Extreme: + 1.6 km und — 1.1 km Aequatorgeschwindigkeit in der Sekunde, also 7 Stunden west-östliche und 10 Stunden ost-westliche Rotationszeit mit dem zwischenliegenden Maximum unendlich großer Rotationsdauer), sondern sie stimmen auch im Mittel mit den aus den Fleckenbeobachtungen abgeleiteten Daten durchaus nicht überein. Hr. Bélopolsky selbst äußert sich hierüber am Schluß seiner Mittheilung wie folgt: „Diese mittelst wenig zum Zweck geeigneter Instrumente erhaltenen Resultate sollen nur als Versuch, die Rotationsgeschwindigkeit der Venus zu bestimmen, angesehen werden. Die modernen mächtigen Instrumente von Potsdam, der Lick- und Yerkes-Sternwarte ꝛc. können leicht meine Resultate bestätigen oder widerlegen, jedenfalls die Frage lösen. . . ." Immerhin wird man die Ergebnisse des Hrn. Bélopolsky insofern als hinreichend beweiskräftig betrachten dürfen, um die auf Grund von Fleckenbeobachtungen aufgestellte Hypothese Schiaparelli's, daß beim Planeten Venus die Rotationsdauer gleich seiner Umlaufszeit um die Sonne sei, fürderhin als nicht mehr haltbar erscheinen zu lassen.

Inhaltsverzeichniß zum II. Quartal 1900 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagennummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten", von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Artikel, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Soziales.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.

3. Literatur.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. auch u. Nr. 6.)

5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

III. Verfasser, soweit sie genannt.

☞ Die Titelblätter für das I. und II. Quartal 1900 liegen der heutigen Nummer bei.